Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigſter Jahrgang.

1833.

September.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane; Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhaueren, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 5 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . 3 fl.

das „Kunſt-Blatt“ . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gaſelen. 210. 214.
Die Abſchiedsſtunde. 213.
Die Schwierigkeit des Sonetts, von Pfizer. 216.
Edle Tropfen. 220.
An einen Jugendfreund, von Lenau. 221.
Der nächſte Wein. 227.
Der Phönix, von Pfizer. 228.
Die Heidelberger Ruine, von Lenau. 234.

Logogriphiſches Netz: D. 215.
Räthſel: Die Blumen. 221. — Das Eis. 227. — Die Flamme. 233.

Erzählung.

Das Landhaus der Großmutter. 212—234.

Länder- und Völkerkunde.

Die Wüſte Gobi. 210.
Ein mongoliſcher Thee. 211.
Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner. 211. 212. 213. 214. 229. 230.

Naturgeſchichtliches.

Phrenologiſche Notizen. 222.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Das Winzerfeſt in Vevay. 215. 216. 217. 218. 223. 224. 225. 226.
Zur Geſchichte Napoleons. Briefe deſſelben an Joſephinen. 219. 220. 221. 227. 228. 230. 232. 233. 234.
Das Pfeiffergericht im Elſaß. 231.

Korreſpondenz.

Genf. 210. 211. — Zürich. 212. 213. 217. 218. 234. — Petersburg. 214. 215. 216. 217. 229. 230. 231. 232. — Dresden. 218. 219. 220. — Paris. 220. 221. 223. 224. 225. 227. 228. 232. 233. — Vom Vierwaldſtädterſee. 222. 223. 224. — London. 226.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart im Mai 1833. — Lithrographie. Sic Magdalena moerens coelica gaudia quaerit. Nach Murillos auf Stein gezeichnet von Hanfſtängl in München. — Perſönliches.

Nro. 72.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ.) — Nekrolog. Peter Guérin. — Perſönliches.

Digitized by Google

Nro. 73.

Münzkunde. Bayeriſche Geſchichtsthaler von 1825 bis 1835. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1835. — Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ.) — Kunſtanzeige.

Nro. 74.

Münzkunde. Bayeriſche Geſchichtsthaler von 1825 bis 1835. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1835. (Beſchl.) — Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ.) — London. — Paris.

Nro. 75.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ.) — Palermo. — Italien.

Nro. 76.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ. — Kupferſtecherkunſt. — London. — Douai.

Nro. 77.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Fortſ.) — Neue Kunſtwerke. Hiſtoriſch-romantiſche Bildergallerie. Bildliche Darſtellungen aus der alten und neuen Welt in monatlichen Lieferungen 2c. mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und K. C. Schmidt. — Paris. — Königsberg. — Nekrolog. Achille Roche. — Nachfrage über einen alten Bildſchnitzer.

Nro. 78.

Ueber die Kunſtausſtellung in Stuttgart. (Beſchluß.) — Kunſtnachrichten aus Kaſſel. — Frankfurt am Main. — Nekrolog. Rothe. — Hilaire Perié.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Nigers bis zu ſeiner Mündung. Von Richard und Joh. Lander. Aus dem Engliſchen von *r.

Nro. 90.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Nigers bis zu ſeiner Mündung. (Beſchl.) — 6) Abrégé de Géographie, par A. Balbi.

Nro. 91.

Länder- und Völkerkunde. 7) Mathematiſche Geographie oder Darſtellung unſerer Erde nach ihrem Stande und Verhältniſſe zu den übrigen Himmelskörpern, ſo wie nach ihrer Größe, Eintheilung 2c., von Dr. Schmidt. — 8) Die Erde und ihre Bewohner. Ein Lehr- und Leſebuch für Schule und Haus, bearbeitet von K. F. V. Hoffmann. — 9) Allgemeine Erdbeſchreibung für Schulen, von Demſelben. — 10) Atlas für Schulen und zum Selbſtunterricht, von Demſelben. — 11) Karl von Raumers Lehrbuch der allgemeinen Geographie. — 12) Der Menſch in allen Zonen der Erde, von H. Hoffbauer. — 13) Vergleichende Darſtellung der alten, mittlern und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die oberſten Gymnaſialklaſſen, von Dr. Volger. — 14) Tagebuch meiner Reiſe nach Rio de Janeiro, in den Jahren 1819 und 1820, von F. L. v. Rango. — Vermiſchte Schriften. Scheidemünze, oder neue deutſche Sprichwörter, bibliſchen, naturgeſchichtlichen, fabellehrigen und vermiſchten Inhalts, von Wander.

Nro. 92.

Länder- und Völkerkunde. — 15) Chriſtoph Columbus Leben und Reiſen, von Waſhington Irving. Auszug von dem Verfaſſer. Aus dem Engliſchen überſezt. — 16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Akſa, oder Kaiſerreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beſchrieben von J. Graberg v. Hemſö. Aus der italieniſchen Handſchrift überſezt von Alfred Reumont.

Nro. 93.

Länder- und Völkerkunde. 16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Akſa, oder Kaiſerreich Marokko. (Beſchl.) — Vermiſchte Schriften. Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns. Von Ritter Braun von Braunsthal.

Nro. 94.

Neueſte ſpaniſche Literatur.

Nro. 95.

Neueſte ſpaniſche Literatur. (Beſchl.)

Nro. 96.

Philoſophie. Briefe über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, von Dr. L. Hüffell.

Nro. 97.

Philoſophie. Briefe über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. (Beſchl.) — Franzöſiſche Literatur. Champavert. Contes immoraux, par Petrus Borel. — Le Nepenthès. Contes nouvelle, par Loève-Veimars.

Nro. 98.

Epiſche Dichtkunſt. 1) Richardett, ein Ritterdicht von Niccolo Fortiguerra, überſezt von J. D. Gries. — Kupferwerke. 1) John Flaxmanns Umriſſe zu Dantes göttlicher Komödie. 1ſte Lieferung. Hölle. — 2) Hiſtoriſch-romantiſche Bildergallerie. Bildliche Darſtellungen aus der alten und neuen Welt, in monatlichen Lieferungen. Sammlung der ſchönſten Stahlſtiche von den ausgezeichnetſten Meiſtern, mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. C. Schmidt.

Nro. 99.

Epiſche Dichtkunſt. 2) Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erſter Theil: Tuniſias. Zweiter Theil: Rudolph von Habsburg. — 3) H. E. Fuchs's heroiſch-komiſches Gedicht, der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600, mit Varianten der Schnurr'ſchen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung herausgegeben von Genthe.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. September 1833.

Kann bunte Farben reiben,
Zum Ausſchmuck aller Wände;
Ich ziele, fern die Scheiben,
Auf alle Gegenſtände,
Und weiß es fortzutreiben
Als leichte Muſenſpende.

Friederich Haug.

Gaſelen.

Das Gaſel.

Es wandte meine Kunſt ſich zum Gaſele,
Damit ſie alle Formen ſich vermähle.
Ergötzlich iſt ſolch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wand'rung ſelbſt bereichert ſchon den Geiſt,
Ob er auch nirgends plündre oder ſtehle.
Hier lernt, wie tönender Muſik zu lieb,
Die Sprache ſich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs ſtrenger Pflicht beherrſcht,
Seltſame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künſtlers Kunſt und Faſſung leihet oft
Den Werth dem minder koſtbaren Juwele.
Euch fleh' ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja ſelbſt die Schwächen nicht verhehle,
Und unter dieſes bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Chriſtenſeele.

Liebesgeſtändniß.

Du ſaheſt oft, in welchen Rauſch ich ſinke,
Wenn ich den Aether deiner Nähe trinke;
Ich nenne mich mit Wonne deinen Sklaven,
Mehr als Provinzen ſind mir deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Daß gegen mich nur lahm erſcheint der Flinke.
Dein Reiz entbehrt am beſten jedes Schmuckes
Und deine Tugend jeder Tugendſchminke;
Ich weiß es wohl, wie deiner Huld und Güte
Mein Lob in weiter Ferne nach nur hinke.
Wohl Niemand räth, daß mir in deinem Auge
Der ſanfte Stern des höchſten Glückes blinke;
Ich ſchweige, wie das Grab: wenn meine Rechte
Dein Herz berührt, erfährt es nicht die Linke.

Ungnade der Geliebten.

O laß mich, Mädchen! wiſſen, für welche Schuld ich büße?
Warum mich nur ſo kärglich dein holdes Auge grüße?
Wenn du ſo leicht und eilig an mir vorüberſtreifeſt,
So möchten gern dir folgen die ungeduld'gen Füße;
Doch ſteh' ich gleich gebannet von deinen ſtrengen Blicken,
Als ob zur Stund' ich Wurzeln im Boden ſchlagen müſſe.
Ich kann nicht mehr ertragen die rauhe Koſt des Lebens,
Seit ich an deinen Tiſchen genoſſen alles Süße.
Mit deiner Huld verſchwunden iſt über Nacht der Frühling,
Der Herbſt iſt eingezogen im Garten der Genüſſe.
Ich lege weg die Pfeile, die nie das Ziel verfehlten,
Weil du mich nicht befeuerſt, nicht lobſt die Meiſterſchüſſe.
Ich wollte große Thaten zu deinem Preis verrichten,
Nun iſt mein Muth geſunken, entnervt ſind die Entſchlüſſe.

Digitized by Google

Der Himmel meiner Zukunft iſt ganz geſchwärzt von Wolken;
Aus Wolken ſtrömt der Regen, vom Auge Thränenflüſſe.
O Liebe, ſenke wieder in meine durſt'ge Seele,
Erſtarrt vor deinem Zorne, der Zärtlichkeit Ergüſſe!
Daß roth die Wange wieder und roth die Lippe werde:
O gieb und dulde wieder die langentbehrten Küſſe!

Der Liebesbote.

Theurer Freund! ich bitte, theile meinen Schmerz!
Oder wenn dir's möglich, heile meinen Schmerz!
Ich verdanke jenes jugendlichen, kecken,
Schlimmen Bogenſchützen Pfeile meinen Schmerz.
Willſt du Botendienſte einem Dulder leiſten?
Sieh', ich legt' in dieſe Zeile meinen Schmerz.
Steige ſchnell zu Roſſe, bringe der Geliebten
Buhlend mit des Adlers Eile meinen Schmerz.
Um die Zeit zu ſparen, ſpare nicht die Sporen,
Denke dir bei jeder Meile meinen Schmerz.
Eiferſucht und Sehnſucht toben mir im Buſen,
Reißen auf wie ehrne Keile meinen Schmerz.
Mit geb' ich als Mahner, daß dich mit Geſchwätze
Nicht der luſt'ge Wirth verweile, meinen Schmerz.
Kehre bald mit guter Botſchaft, ſonſt erhöhet
Zur Verzweiflung lange Weile meinen Schmerz.

Liebesnacht.

Hörſt du Pfauenaugen ſchwirren?
Faſt betäubend duften Myrrhen;
In der Liebe Labyrinthen
Ach, wie ſüß iſt's, ſich verirren!
Laß die Hand, die ſtets geſchäft'ge,
Dieſe Locke noch verwirren!
Mädchen! deine Huld und Güte
Könnte einen Löwen kirren!
Ach, nun iſt es Zeit zu ſcheiden —
Bleicher ſchon die Sterne flirren,
Vor der Dämmerung verſtummet
Schon der Tauben zärtlich Girren.
Sieh der Horen Scharlachkleider,
Die des Phöbus Roſſe ſchirren!
Nimm mein Schwerdt, denn auf dem Pflaſter
Würd' es zu verräth'riſch klirren,
Und es ſchleichen durch die Gaſſen
Der Spione viel und Sbirren.

Billet doux.

Du klagſt mich an, mein Kind, dich zu mißhandeln!
Wie könnte ſich der Treue Gold verwandeln?
Du fandeſt unter vielen ſüßen Worten
In meinem Brief auch ein paar bittre Mandeln?
So eil' ich, dir das Mäulchen zu verſüßen
Mit holder Schmeicheleien Zuckerkandeln;
Mit dem Flamingokiel, getaucht in Purpur,
Schreib' ich dieß Blatt und will mit Ambra ſandeln.

Die Wüste Ghobi.

In der lezten allgemeinen Sitzung der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften las der Naturforſcher Bunge, welcher im Jahr 1830 die ruſſiſch geiſtliche Miſſion nach China begleitet und im Sommer 1832 den Altai bereiſt hat, einen vorläufigen Reiſebericht, dem wir folgende Beſchreibung der Wüſte Ghobi entnehmen.

* * *

Der nördliche Strich der Mongolei iſt in jeder Hinſicht nur der Anfang des ſanften Nordabfalls von Hochaſien, deſſen tiefere Fortſetzung, durch keine natürliche Grenze geſchieden, das Feſtland Sibiriens bildet. Die politiſche Grenze zwiſchen Sibirien und der Mongolei iſt daher, naturhiſtoriſch genommen, durchaus keine natürliche Grenze. Die geſammte Vegetation, der ganze Habitus der Gegend iſt dieß= und jenſeits der Grenze derſelbe. Nur höchſt ſelten ſtößt man in der nördlichen Mongolei auf Pflanzen, die dem ſüdlichen Sibirien fehlen. Die Uebereinſtimmung des allgemeinen Charakters der nördlichen Mongolei mit Sibirien dauert fort, bis man, ſich immer ſanft erhebend, endlich Urga, oder richtiger, Kureni, die am Fuß des mächtigen Chan=ula gelegene Hauptſtadt der Chalchas=Mongolen, erreicht. Bis dahin ſieht man noch ſtark bewaldete Gebirge, die tiefern Thäler ſind von Flüſſen und Bächen durchzogen, die Vegetation iſt kräftig, faſt überall erſcheint noch dichter Raſen, und der Boden iſt zum Ackerbau tauglich. So bald man jedoch Kureni verläßt und über die Tola, einen anſehnlichen Fluß, der dem Orchon zufließt und durch dieſen der Selenga ſein Gewäſſer überliefert, gegangen iſt, ſcheidet man auf lange von allen, ſelbſt den unanſehnlichſten Flüßchen, und vergebens ſpäht das Auge nach einem Baum. Hier alſo beginnt ſchon nach der etymologiſchen Bedeutung des Worts die Ghobi, ein Homonym der Sahara, denn durch dieſen Ausdruck bezeichnen die Mongolen, im Gegenſatz von Changhai, eine Gegend, die des fließenden Waſſers und des Waldes gänzlich ermangelt. Allein noch zeigt ſich hier einige Mannigfaltigkeit der Gegend; rechts gegen Weſten erheben ſich die mehr abgerundeten Maſſen des Chan=ula, links, in größerer Ferne, erſcheint das wilde, felſige, zerriſſene Gebirge, deſſen ſchroffen Höhen die Tola entſpringt. Die Vorberge dieſes höhern Gebirgszuges, aus dem reinſten röthlichen Jaspis beſtehend, treten als koniſche, ſpitz zulaufende Erhöhungen noch hin und wieder in die Hochebene hinein. Wenn gleich daher

die Gegend weder Wald noch Flüſſe mehr aufzuweiſen hat, ſo zeigt ſie doch noch nicht das troſtloſe Anſehen einer Wüſte. Dieſem Charakter eine ziemliche Strecke treu bleibend, erhebt ſich dieſe Gegend allmählig, bis ſie bei Dſchirgalan-tu eine Höhe von ungefähr 770 Toiſen über dem Niveau des Oceans erreicht. Von hier an beginnt eine Senkung, die beſonders bedeutend wird bei der Station Olon-Baiſchin, d. h. die vielen Gebäude, ein Name, der von den Ruinen vieler Gebäude aus Backſteinen herrührt, die wahrſcheinlich vor mehreren Jahrhunderten den Sitz eines Mongolenfürſten bildeten. Bis dahin erblickt man noch häufig ſchroffe, nicht ſehr hoch anſteigende Berge, deren Porphyrfelſen jedoch ſchon faſt ganz nackt ſind. Unter dieſen verdient der ſchöne Darchan-ula, der aus Lagern verſchiedenfarbiger Porphyre beſteht, ſchon deßhalb eine beſondere Erwähnung, weil er allgemein von den Mongolen für die Wiege des gewaltigen Tſchingis-Chan gehalten wird. Bis dahin iſt auch die Vegetation noch mannigfaltig, der ſüdſibiriſchen ähnlich; bis dahin auch verfolgen den Reiſenden, bei dazu günſtiger Jahreszeit, noch Mückenſchwärme, und eine eigene kleine Mäuſeart, die den dürren Boden überall unterminirt hat, entſchlüpft mit durchdringendem Pfeifen bei jedem Schritt dem Fuß des Wanderers. So wie man Olon-Baiſchin erreicht, erblickt man in der Ferne eine ſchwärzliche Linie, die bei näherer Betrachtung als ein jäh aus dem flachen Boden ſich erhebender, nicht hoher Felſenwall aus wagerecht übereinander geſchichtetem Sienit ſich ergibt, der von den Mongolen ſehr treffend Buſſu-tſchilon, der Felsgürtel, genannt wird, weil dieſer Wall ſich auf eine ſehr weite Erſtreckung, faſt in gerader Linie von Oſten nach Weſten hinzieht, ohne bedeutend unterbrochen zu werden. Dieſer Gürtel ſcheidet nun auf's Deutlichſte in jeder Hinſicht die nördliche Mongolei von der mittlern, oder von der eigentlichen Ghobi, als Wüſte im ſtrengern Sinne des Worts. Plötzlich verändert ſich hier das Anſehen der Gegend: ſie wird faſt ganz flach, der Boden iſt entweder von feinen Steintrümmern, meiſt Porphyr und Jaspis bedeckt, hin und wieder kommen vereinzelt, ohne einen Raſen zu bilden, niedrige, ſtarrſtandige Pflanzen hervor, oder es zeigt ſich ein nackter Lehmboden mit leichtem Salzanfluge, der durch anhaltende Trockenheit von einer Menge von Riſſen durchzogen iſt, die durch ihre oft auffallende Regelmäßigkeit das Anſehen eines Muſters gewinnen, indem ſie mit niedrigen, dunkelgrünen Salzpflanzen bewachſen ſind. Unter dieſen zeichnet ſich eine kleine eigenthümliche Art Peganum, die für die ganze Ghobi charakteriſtiſch iſt, durch ihre Häufigkeit aus. Hier iſt nun der Reiſende auch ganz frei von der Verfolgung der Mücken, und eine ſehr kleine Art Hamſter, die langſam laufen, deren Backentaſchen mit den Saamen der Schoberia angefüllt ſind, vertritt die Stelle der ſchnellfüßigen Mäuſe des nördlichen Theils. Hier, in einer Höhe von ungefähr 580 Toiſen, dürfte der Anfang der eigentlichen Ghobi anzunehmen ſeyn, da ſich hier ein ſo ſchneidender Unterſchied, nicht blos was die Vegetation betrifft, ſondern auch in der ganzen Phyſiognomie der Gegenden dieß- und jenſeits des Felſengürtels zeigt. Doch iſt dieß bei Weitem nicht der niedrigſte Punkt der Ghobi; vielmehr iſt hier der äußerſte Rand eines Baſſins anzunehmen, das, wie mehrere Umſtände zu beweiſen ſcheinen, einſt den Grund eines großen Binnenmeeres bildete. — Der Salzgehalt des Bodens iſt hier weit ſtärker; man bemerkt eine Menge kleiner Salzſeen, die wahrſcheinlichen Ueberbleibſel eines zurückgetretenen oder ausgetrockneten Meeres, die, theils ſelbſt ausgetrocknet und mit einer Salzkruſte bedeckt, eine Menge Kochſalz nach China liefern, theils mit einer ſtarken Salzlauge angefüllt ſind, die ſich durch den Zufluß von Regenwaſſer erhält. — Zwiſchen Schara-Budurghuna und Durma, und in ungefähr gleichem Breitengrade wahrſcheinlich durch einen großen Theil der Mongolei hindurch, findet ſich nun die eigentliche Sandwüſte, Scha-mo der Chineſen, in einer im Vergleich mit der übrigen Ghobi nur unbedeutenden Breite. Den Sand dieſer Wüſte kann man nicht eigentlich Flugſand nennen, da er, durchgängig ſtark mit Salztheilen gemiſcht, leicht Feuchtigkeit an ſich zieht, ſie lange bewahrt und auf dieſe Weiſe oft ganz kompakte, faſt unveränderliche Hügel bildet. Dieſer Sandgürtel zeigt wiederum in ſeiner Vegetation einen eigenthümlichen Charakter, der durch die Analogie der Formen an die Flora der ſandigen Seeufer erinnert, wovon mehrere Gattungen hier, in der Mitte des größten Kontinents, erſcheinen, wenn gleich die Arten nicht immer dieſelben ſind. Da faſt alle Salzpflanzen dieſer ganzen Gegend mit denen übereinſtimmen, womit ſich die Ufer des kaspiſchen Meers bekleiden, was in phytogeographiſcher Hinſicht von beſonderem Intereſſe ſeyn möchte, ſo ſtimmt dieß Alles für die Annahme, daß hier vormals ein Binnenmeer exiſtirte. Dieſe Meinung wird ſonderbarer Weiſe durch eine bei den Mongolen allgemein angenommene Sage der Vorzeit unterſtützt, die daſſelbe behauptet. Weniger gegründet dürfte aber der Aberglauben der Mongolen ſeyn, dem zufolge ſie in Kurzem ein Wiedereintreten des Meeres erwarten, worauf denn auch der ſonderbare Wahn der Chineſen beruhen möchte, daß die Coreaner nicht blos die Mongolei, ſondern auch ganz Rußland vermittelſt eines Kanals, den ſie aus dem Weltmeer nach der Mongolei zu graben könnten, zu überſchwemmen im Stande ſeyen. Die ganze Phyſiognomie der Ghobi iſt, nach Vorſtehendem, im höchſten Grade traurig. Die kümmerlichſte Vegetation, die ſich ſelten einen Fuß hoch über die Erde erhebt, der gänzliche Mangel an Wald, ja ſogar an Sträuchern, die ſich über zwei

Digitized by Google

Fuß erheben, die charakterloſen, wellenförmigen Erhöhungen, die nur hin und wieder die weite Fläche durchziehen und zuweilen, aus weiter Ferne geſehen, durch das Spiel der Strahlenbrechung am Horizont über der Ebene zu ſchwimmen ſcheinen, der gänzliche Mangel an fließendem Waſſer, die höchſt geringe Bevölkerung, deren wirkliches Daſeyn nur hin und wieder durch eine, ſchon aus weiter Ferne ſichtbare Filzjurte angedeutet wird, überhaupt die ununterbrochene Einförmigkeit ermüdet den Reiſenden um ſo mehr, als die Reiſe nur höchſt langſam von ſtatten geht. Wie erfreulich muß ihm daher die Annäherung zu China ſeyn. Schwerlich dürfte aber auch ein Reiſender irgendwo ſo leicht mit einem Schritte aus einem Extrem in das andere gelangen, als bei dem Schritt über den niedrigen Steinwall, die Trümmer der mit Recht ſo bewunderten eigentlichen großen Mauer, die die Grenze zwiſchen der Mongolei und China bildet. Dieſe Grenze iſt durchaus eine natürliche, und nicht genug kann man die treffliche Wahl des Orts zu einer künſtlichen Grenze, die hier die Chineſen gezogen, bewundern, eines Orts, den die Natur mit den ſchneidendſten Markzeichen verſehen hat. Faſt allgemein in der lebenden Natur gilt das Geſetz des Uebergangs der Formen, und beſonders auch für die geographiſche Verbreitung der Pflanzen. Nichts der Art findet hier Statt. Noch iſt man in der Mongolei, noch hat man das traurige Bild der Ghobi vor Augen, man ſieht nichts als Steppe und Steppenpflanzen, tiefe Stille herrſcht in der öden Gegend, alles iſt todt. Nur ein Schritt, und zwar im engen Sinne des Worts, nur ein Schritt mehr, und der Reiſende ſteht an dem jähen Abſturz Hachorien, wo ihm, nach Süden zu, das mannigfaltigſte, üppigſte Leben in jeder Beziehung plötzlich vor die Augen tritt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Auguſt.

Franzöſiſche Umtriebe. Theater.

Ich habe in meinem vorigen Briefe über den Empfang berichtet, den die St. Simoniſten in hieſiger Stadt gefunden. Es werden nun Stimmen laut, welche behaupten, dieſes Ab- und Zugehen der St. Simoniſten habe einen politiſchen Zweck, und es ſey damit auf nicht weniger abgeſehen, als auf eine Vorbereitung und günſtige Stimmung der Genfer zu einer neuen Vereinigung ihrer Stadt mit Frankreich. Aehnliche Anklänge ließ ſchon ſeit geraumer Zeit die von einem Franzoſen redigirte Sentinelle Genevoise vernehmen, und einmal ſtellte er ſogar die einſtige admission de Génève à la grande famille française als neuen Wunſch des Volks dar. Auf dieſe hämiſche Lüge wurde ihm aber gebührend geantwortet, und es kamen bei dieſer Gelegenheit eine Menge Einzelnheiten aus jener Zeit an den Tag, die jezt zwar noch ſehr intereſſant, aber doch großentheils vergeſſen ſind. Diejenigen, welche in Deutſchland ſo gern wünſchend und hoffend auf beglückende Vereinigung nach Frankreich hinüberblinzeln, ſollten daran denken, wie die Franzoſen 1798 gegen Genf auftraten, und was die Stadt zu leiden hatte, ehe ſie franzöſirt wurde. Wie möchte es der Sentinelle möglich ſeyn, dieſe Umſtände den Genfern aus dem Gedächtniß zu bringen und zu behaupten, ſie haben ehemals von freien Stücken die Vereinigung mit der großen franzöſiſchen Familie gewünſcht? Dergleichen franzöſiſche Anklänge ſind aber nicht blos für Genf zu hören, ſondern auch in Beziehung auf das benachbarte Savoyen. Nicht allein in franzöſiſchen Journalen, beſonders in denen der benachbarten Departements, wird täglich wiederholt, daß Savoyen eigentlich ein franzöſiſches Land ſey, durch ſeine Sprache, ſeine Sitten und ſeine natürliche Geſtaltung; eigene Schriften erſcheinen darüber, worin augenſcheinlich dargethan werden ſoll, daß der Mont-Cenis durchaus Frankreich angehören müſſe, weil er einer der großen und bequemſten Uebergänge nach Italien ſey! Man kann doch nicht naiver ſprechen. Wäre aber einmal Savoyen wieder in franzöſiſchen Händen, ſo könnte ihnen das kleine Enclave Genf nicht entgehen, und ein zweiter 15ter April 1798 dürfte nicht mehr fern ſeyn. Aber laſſen wir dieſe franzöſiſchen Prätenſionen, die Geſchwiſterkind mit denen auf das linke Rheinufer ſind, und welche die Journale aller Farben von Zeit zu Zeit wiederholen müſſen, wenn ſie in einigem Kredit bleiben wollen; dieß ſind für's Erſte nur Spiele, Phantaſieſpiele, Luſtſpiele und Lachſpiele.

Bei dem Luſtſpiel fällt mir ein, daß wir vor einigen Monaten nahe daran waren, Mamſel Mars von Paris für eine Reihe von Gaſtrollen auf unſerm Theater zu haben. Leider zerſchlug ſich's aber wieder, und ſie ſchrieb einen Brief an die Theaterdirektion, worin ſie ihr Bedauern ausdrückt, für dießmal nicht in Genf ſpielen zu können, wo, wie ſie mit Recht ſagt, die bonne comédie noch in Kredit ſteht. Mit unſerm ganzen Theaterweſen geht jezt eine Veränderung vor, die das Beſte verſpricht. Bisher war unſere Bühne in den Händen franzöſiſcher Entrepreneurs, die, in Frankreich einheimiſch, für die sechs Herbſt- und Wintermonate zu uns herüber kamen und uns mit all dem Wuſt regalirten, der ſich jezt dort auf den Brettern herumtreibt und darauf alles zu bilden, ſchlammigen Wogen ausſchüttet, was fieberhafte Ueberſpannung, Jagen nach Effekt und Darſtellung des Grellen und Gemeinen im Leben aufzudecken vermag. Dieß mag in Paris und den andern franzöſiſchen Städten angehen, aber nicht bei uns. Daher zogen ſich ſeit einigen Jahren die meiſten guten Familien mit heranwachſenden Töchtern vom Theater zurück oder erſchienen nur ſelten darin; deſto zahlreicher waren die Handlungsdiener, Lehrlinge und das Paradiespublikum, dem die Farben nie dick genug aufgetragen ſeyn können. Wie viel die Sitten dabei gewinnen, läßt ſich denken; auch zeigte ſich dieß oft im Theater ſelbſt. Seit lange wurde daher gewünſcht, unſer Theater möchte in andere, in verſtändigere Hände kommen. Dieß iſt nun geſchehen; eine Aktiengeſellſchaft iſt zuſammengetreten, lauter unterrichtete, aufgeklärte und wohldenkende Männer, die auch reiche Geldmittel haben. In ihren Händen dürfte unſere Bühne bald eine andere Geſtalt gewinnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. September 1833.

Es iſt das Brod, das euch der Herr zu eſſen gegeben hat.

Moſes.
II. 16. 15.

Ein mongoliſcher Thee. *)

Wir haben geſtern eine Skizze der großen mongoliſchen Steppe mitgetheilt; heute geben wir ein Bild aus dem aſiatiſchen Menſchenleben, das wir einem andern deutſchen Reiſenden verdanken, der ſich von 1830 bis 1832 in Sibirien aufhielt und bis Nertſchinsk am Argun vordrang.

* * *

Die Bewillkommungs- und Höflichkeitsgebräuche waren beendigt, und ich hatte an dem in der Jurte **) ſtets unterhaltenen Feuer Platz genommen und mit der Hand angedeutet, man ſolle ſich allgemein niederlaſſen. Das Feuer wurde friſch angeſchürt und flackerte luſtig empor, als wiederhole es den freundlichen Willkomm in dem gemüthlichen Zelte. Die Hausfrau ſezte einen großen eiſernen Dreifuß über das Feuer und brachte eine flache gußeiſerne Schaale, die ſie mit einer Handvoll, vom öftern Gebrauch fettiger Kuhhaare ſorgfältig auswiſchte, um ſie zu reinigen, denn Servietten und Handtücher gibt es dort nicht; dann wurde die Schaale auf den Dreifuß geſezt und über die Hälfte voll Waſſer gegoſſen, das in der Steppe meiſt ſalzig oder ſumpfig iſt. Sie holte ihren Ziegelthee herbei, (dieß ſind die jungen Triebe der ordinärſten Theeſtaude, welche in China in einer ſtarken Preſſe wie ein länglich viereckiger Dachziegel zuſammengepreßt werden und durch ihren eigenen Saft ſo feſt wie zuſammengeleimt ſind) *) ſchnitt und brach ein Stück davon ab, that es in einen ausgehöhlten Holzſtamm und zerſtampfte es darin mit einem dicken, unten gerundeten Stocke, deſſen anderes Ende oft auch dazu dient, um die Hunde, denen es nicht erlaubt iſt, ins Heiligthum der Jurte zu dringen, damit hinauszuprügeln. Unter der Zeit kochte das Waſſer, ſie warf nun die nöthige Quantität Thee und etwas Chudſchir (ein unreines Salz der Steppen, das viel Bitterſalz

*) Jenſeits des Baikalſees wohnen Buräten, ein Stamm der Mongolen, von welchen hier die Rede iſt.

**) Ein Filzgezelt, wie die obere Hälfte eines Bienenkorbs.

*) Ein ſolcher Ziegel wiegt 3 Pfund, iſt 15 Zoll lang, 7¼ breit, 1'' dick, Leipziger Maaß, und, da er ſehr feſt iſt, gut zu transportiren. Er dient gewöhnlich als Geld, d. h. als einer der vorzüglichſten Tauſchartikel, um Schaafe, Pelzwerk ꝛc. zu kaufen, Leute und Pferde zu miethen. Ein Ziegel gibt hundert Portionen. Eine Kiſte Ziegelthee, wie man ſie aus China erhält, enthält 40 Stück und koſtet 90 Rubel Aſſignat; einzeln verkauft koſtet das Stück 2½ bis 3 Rubel A. (à 7 ggl.) Ein paar Kaufleute an der Selenga ſpekulirten, aus den Blättern der Saxifraga crassifolia etc. Ziegelthee nachzumachen, aber ſie vermochten ihn nicht ſo feſt zuſammenzupreſſen, wie den chineſiſchen; ſo wurde er ſogleich erkannt und fand keinen Abſatz.

Digitized by Google

enthält) hinein, ließ es einigemal aufkochen, goß dann etwa den vierten Theil Milch hinzu und etwas Butter, und ließ es damit wieder eine Weile aufkochen; iſt nun ein Lama (Prieſter) dabei, ſo nimmt dieſer einen eiſernen Schöpflöffel, ſchöpft und gießt zu wiederholten malen den Thee aus der Höhe von etwa ¾ Fuß in die Schaale herab, bis er die erforderliche Farbe hat. Man glaubt nun, er habe den Theeſegen gegeben, und Niemand kann den Ziegelthee beſſer bereiten, als ein Lama. Iſt der Thee fertig, ſo nimmt die Hausfrau die Schaale weg, zieht mit einem kleinen Birkenbeſen die aufſchwimmenden Stengel der nicht gerade zu Pulver zerſtoßenen Theemaſſe ab und gießt nun mit dem Schöpflöffel die runden, flachen, hölzernen, mit chineſiſchem, meiſt braunem Lack überzogenen Theeſchaalen voll, welche vorher erſt mit jenem Wiſch fettiger, naſſer Kuhhaare geſäubert worden waren, und ſo werden ſie von Hand zu Hand gegeben, bis zu der Perſon, welche ſie haben ſoll; iſt aber ein vornehmer Gaſt da, ſo nimmt die Hausfrau oder Tochter die gefüllte Theetaſſe ſo, daß ſie in beiden neben einander gehaltenen Händen ruht, und überreicht ſie ihm mit einer Verbeugung. Schwimmen auch in dem ſo bereiteten Thee einige Kuhhaare, es thut nichts, man ſchiebt oder bläſt ſie zur Seite, und es iſt dieß das beſte Kennzeichen echt mongoliſcher Bereitung. Eine ſolche hölzerne Theeſchaale enthält reichlich zwei unſerer gewöhnlichen Theetaſſen. Ich trank gewöhnlich vier bis fünf ſolcher Schaalen, alſo im Ganzen Morgens und Abends acht bis zehn, ein Lama aber trinkt deren täglich vierzig bis fünfzig. Es iſt unglaublich, wie heiß ſie den Thee hinunterſchlürfen können, jeder Europäer würde ſich verbrennen; die hölzerne Schaale hilft freilich auch dazu, daß man ſie mit dem heißen Thee an den Mund bringen kann, weil ſie nicht wärmeleitend iſt. Können ſich die Buräten Mehl verſchaffen, ſo thun ſie auch dieſes zu ihrem Ziegelthee, aus welchem dann eine dünne Suppe wird; auch röſten ſie das Mehl zuweilen und bereiten ſo eine Art Mehlchokolade; aber auch ohne Mehl, ja ohne Butter zu haben, nur mit ein wenig Milch, dient ihnen der Thee allein, oft Wochen lang, ohne andere feſte Nahrung zur Erhaltung,*) indem ſie behaupten, dieſer Thee habe an und für ſich etwas Nährendes, was ich aus eigener Erfahrung zum Theil beſtätigen kann. Die Butter war mir gleich bei der erſten Theeparthie zuwider und Ekel erregend; auch das Salz ließ ich meiſt weg, und um die fatalen Kuhhaare zu vermeiden, ließ ich für mich einen eigenen kleinen Theekeſſel aufſetzen und gab als Grund an, um die gutmüthigen Mongolen nicht zu beleidigen, ich wolle ſie in ihrer Theebereitung nicht ſtören, könne ihn aber mit Butter und Salz nicht vertragen; hätten ſie nun auch vielleicht keine Butter gehabt, ſo halten ſie doch das Salz für unumgänglich nöthig zu ihrem Thee; aber man fand dieſen Grund ſogleich völlig ausreichend und ließ mich ohne beſchwerliches Nöthigen, Bedauern, oder andere leere Worte meinen Thee bereiten, wie ich wollte. Ueberdieß führte ich meine eigene Theeſchaale mit mir, oft bei mir. Jeder Lama hat im Buſen ſeines Kaftans ſeine eigene Theeſchaale, in welcher ein Stück eines ſeidenen Bewillkommungsſhawles liegt, um die fettige Schaale auszuwiſchen, wenn er ſie nicht mehr braucht. Der mit Waſſer und etwa ¼ Milch und ganz wenig Salz gekochte Ziegelthee ſchmeckt wie eine ſchwache Fleiſchbrühe; der Geſchmack als Thee iſt nicht gerade angenehm, aber auch nicht unangenehm, was jedoch nicht ſowohl dem Thee ſelbſt zuzuſchreiben iſt, ſondern dem Umſtand, daß die Ziegel bei der Verſendung und in den Magazinen der Kaufleute etwas Feuchtigkeit anziehen und dann innerlich ein wenig Schimmel anſezen. Es iſt eigen, daß dieſer Thee mit wenig Salz nicht übel ſchmeckt, aber mit Zucker nicht zu trinken iſt, was ich ein paar Mal verſucht habe. Der Genuß dieſes Thees ſchüzt die ſich deſſelben bedienenden, in Sibirien wohnenden mongoliſchen Stämme vor dem dort allgemein herrſchenden Scharbock und iſt ihnen, wie den meiſten unter uns das Brod, ſo zum Bedürfniß geworden, daß, wenn Herren nach St. Petersburg Buräten mitnehmen, ſie ſich nur ja wenigſtens noch in Kaſan mit Ziegelthee verſehen müſſen, der daſelbſt wegen der dort wohnenden Tartaren (den Nachkömmligen der goldnen Horde) noch zu bekommen iſt, weil ſie ſonſt bei der veränderten Nahrung und Lebensweiſe deſto ſicherer in wenig Jahren ſterben.*) Außerdem, daß dieſer Thee in jenen Gegenden, wie geſagt, ein Antiſcorbuticum iſt, hat er noch zwei Haupteigenſchaften vor dem feinen chineſiſchen Thee voraus, welche ich ſelbſt bald entſchieden wahrnehmen konnte, da ich Anfangs auch feinen Blumenthee bei Gebirgsexcurſionen mit mir nahm, um, wenn wir in den Wäldern einen Raſttag machten, mir einen Feiertagsgenuß zu verſchaffen; aber ich ließ bald meinen im Zimmer trefflich ſchmeckenden Caravanenthee zurück und trank nur Ziegelthee. Jene zwei Haupteigenſchaften ſind nun: daß er den Durſt bei weitem eher und beſſer löſcht als anderer Thee, und daß er viel ſchneller Transpiration erregt, beſonders an

*) Arme Familien können nur ſelten ein Schaaf ſchlachten, und Wild oder Fiſche ſind vielleicht gar nicht zu bekommen, oder doch ſelten; ſo wird Ziegelthee mit Milch getrunken, bis ihnen die Götter einen Schmaus zuſenden.

*) Am Baikal wächſt im Hochgebirge Saxifraga crassifolia; die Tunguſen bedienen ſich der vertrockneten, ein Jahr unter dem Schnee braun gewordenen, (die friſchen ſind zu bitter) der Wurzel nächſten Blätter eben ſo zum Thee, wenn ſie ſich keinen Ziegelthee verſchaffen können; auch dieſer Blätterthee ſchüzt gegen den Scharbock.

einem guten Bivouakfeuer, ohne das Blut in Wallung zu bringen, die Nerven zu reizen und ſchaflos zu machen, wie feiner Thee. Man hat unterwegs ſtarke Regen aushalten, oder durch die kalten, reißenden Gebirgsſtröme ſetzen müſſen, und war auch das herrlichſte Wetter den Tag über, ſo iſt bekanntlich die Hitze in allen nördlichen Ländern im Sommer ungemein heftig; die Sonne geht unter und ſchnell wird es bedeutend kalt; die Kleidung iſt feucht, man ſchaudert zuſammen, ein paſſendes Nachtlager iſt erreicht, dann wird ſogleich ein tüchtiges Feuer angezündet und Ziegelthee gekocht; ſo iſt ſchon bei der zweiten Schaale die ſo unangenehm unterbrochene Tranſpiration wieder hergeſtellt. Hat man nur hinreichend Ziegelthee bei ſich, ſo ertragen die Mongolen lange den Hunger, und die dort einheimiſchen Koſaken vermiſſen ohne Murren den eingetretenen Mangel an Branntwein; dieſer Thee erwärmt beſſer und angenehmer als Branntwein. Auch kann man ſich, wie geſagt, für Ziegelthee, der einer der beliebteſten Tauſchartikel iſt, jedes Bedürfniß verſchaffen, und dieſe Ziegel ſind ſo leicht zu transportiren und ſo wohlfeil. Ich trinke auch hier noch oft, wenn ich recht durſtig bin, oder mich erkältet fühle, Ziegelthee, nur fehlt mir dabei mein großes Bivouakfeuer und der unbegrenzte Wald. Hat man da ſeinen Thee getrunken und dabei verzehrt, was noch von gedörrtem Brod (suchari) und Fleiſch und Wild da iſt, ſo verkürzt man ſich die Zeit mit Rückerinnerungen des verfloſſenen Tages, mit Planen auf den morgenden, mit Jäger- und Räuberanekdoten, vertheilt die Wachſtunden, hüllt ſich in ſeinen Pelz, den Sattel oder die Jagdtaſche zum Kopfkiſſen, und ſchläft dann unter Gottes Schutz. Kommt man Mittags oder gegen Abend zu den Mongolen, ſo macht der Thee den Anfang der Bewirthung, dann wird mehr vorgeſezt. So ſey es auch mir erlaubt, mit dieſer Beſchreibung einer mongoliſchen Theeparthie den Anfang zu machen; finden die geehrten Leſer und Leſerinnen Gefallen an deren Schilderung, ich will nicht verlangen am mongoliſch bereiteten Ziegelthee, und wünſchen mich noch mehr auf meinen Streifereien in Sibirien zu begleiten, ſo will ich, wie es einem nun viele Jahre in wilden Gegenden lebenden Naturforſcher möglich iſt, wo man freilich kein Belletriſt wird, dieſelben noch in manche aſiatiſche Wildniß, auf Bärenjagden und in Götzentempel, zu tartariſcher Hochzeit, wo kein Mann zugegen ſeyn darf, und zu alten Tſchudengräbern führen.

Dr. Guſtav Fiedler,
Königlich Sächſiſcher Bergkommiſſär.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Theater, Anſtand und Sittlichkeit.

Der Herbſt war vorgerückt, die Abende waren lang, aber ſchön und warm. Um dieſe Zeit iſt der Broadway in ſeinem Glanz. Die mit Gas herrlich beleuchteten Kaufläden bieten den vom Lande Zurückgekehrten neu angekommene Waaren zur Schau, die Winterunterhaltungen haben begonnen, die Muſeen, die Theater füllen ſich.

Die Akademie der bildenden Künſte, das nordamerikaniſche Muſeum, das National-Muſeum, Peal's Muſeum ſind die berühmteſten Anſtalten dieſer Art; ſie ſind alle in der nächſten Umgebung des Parks von City Hall gelegen, dem Inhalte nach ganz gleich, gehören Privatleuten und ſind weniger auf den Kunſtſinn, als auf die Eitelkeit der Amerikaner berechnet, die alle für Connaiſſeurs gelten wollen, und Wunder was zu thun meinen, wenn ſie durch fünf oder ſechs ſolcher Anſtalten an einem Abend laufen. Um die Neugierigen beſſer anzulocken, werden auf den Balkons oder an den offenen Fenſtern dieſer Nationalgebäude zur Belehrung und Beluſtigung ein halb Dutzend Neger mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten aufgeſtellt, die mit den benachbarten um die Wette Lärm ſchlagen und blaſen. Damit miſcht ſich der unglaublich laute Luſtgeſang einer ganzen Inſektenwelt, die den Park bevölkert, und das Alles übertönende Geſchrei eines ſehr kleinen Laubfroſches, deren jeder Baum einige Dutzend beherbergt. So geht doch Alles Fortiſſime in dieſem Lande, dachte ich, und trat in das „Nordamerican National Museum,“ wie am Haus in klafterlangen Buchſtaben zu leſen war. Für einen Schilling (16 kr.) erhält man Zutritt in die hell erleuchteten Zimmer, wo die Wände mit Kupferſtichen behängt ſind, wie man ſie bei den Pariſer Antiquaren das Hundert um vier Francs kauft; einige Herbarien und Foſſilien liegen auf Tiſchen zerſtreut herum, ein lebendiges Krokodill, eine Schlange, ein paar ausgeſtopfte Vögel bilden das zoologiſche Kabinet, und Sudeleien inländiſcher Maler werden als amerikaniſche Rubens gewieſen. Vor jedem Muſeum hängt alle Tage eine große Laterne mit der transparenten Anzeige: „Dieſen Abend, als Extraunterhaltung, Laterna magica,“ und richtig, zum Schluß wird man in ein finſteres Zimmer zuſammengepackt, wo nach langem Harren die Zauberbilder an der Wand erſcheinen, wie wir ſie am Chriſttage in unſern Kinderſtuben geſehen haben. So oft die Vorſtellung wechſelt, und zum Glück geht's raſch, wird ein allgemeines Ah! des Staunens und der Bewunderung vernommen. Endlich entfernt ſich Alles in größter Stille, und ſtolzes Hochgefühl über das nationale

Fortſchreiten in Kunſt und feinem Geſchmack glänzt auf allen Geſichtern. Man ſieht es den Amerikanern gleich an, wenn ſie von ihren Muſeen kommen. Minder vergnügt verlaſſen ſie das Schauſpielhaus, denn hier müſſen ſie für die höhere Entrée auch länger genießen; überſättigt von etwas, wofür ſie keinen Geſchmack haben, kommen ſie gähnend um Mitternacht zum Tempel heraus, in dem ſie ſich volle ſechs Stunden gelangweilt hatten, aber doch ihr ganzes Geld von Anfang bis zu Ende abgeſeſſen haben wollten.

Neuyork beſizt drei recht hübſche Theater und noch überdieß ein kleineres, wo Mohren ſpielen. In den Haupttheatern iſt für die Farbigen ein eigener Platz beſtimmt, damit ſie ſich nicht unter die Weißen miſchen. Man kann ſich denken, daß ein ſo freiſinniges Volk es ſich auch im Theater recht bequem macht. Die Herrn im Parterre ſitzen auf den Bänken, ſtemmen die Füße auf die Vorderbänke, die Ellenbogen auf die hintern, und behalten immer den Hut auf dem Kopf. Dagegen ziehen ſie manchmal den Rock aus, kauen Tabak und ſpucken fortwährend den Saft herum. In den Logen ſetzen ſich die Vorderſten auf die Bruſtlehne, mit dem Rücken gegen das Theater gewendet. Die Damen ſind artiger, ſie nehmen pflichtmäßig ihre Hüte ab; alſo gerade umgekehrt wie bei uns. Was auf der Bühne vorgeht, darauf merkt Niemand, außer wenn ein amerikaniſcher Akteur auftritt oder ein Bonmot wider die Engländer vernommen wird; da applaudirt Alles durch gewaltiges Poltern mit den Abſätzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Auguſt.

(Beſchluß.)

Theater. Akademie. Fremde.

Der Zweck der Unternehmung des neuen Theatercomité's iſt hauptſächlich, das Theater den beſſern Klaſſen wieder zugänglich zu machen, ihm den Charakter eines weniger franzöſiſchen, als Genferiſchen Vergnügens zu geben, das in Einklang mit unſern Sitten und Gewohnheiten ſteht, eine Menge in Paris mit großem Beifall aufgenommener Stücke ganz von unſerer Scene zu verbannen, weil ſie unſerer Art und Weiſe widerſtreben, und dadurch unſerm Publikum den Geſchmack an dem guten, ächten Luſtſpiel wiederzugeben, dem die ſorgſamſte Mutter mit ihren Kindern, dem jedes junge Mädchen, jede junge Gattin beiwohnen kann, ohne in Verlegenheit zu kommen. Ueberdieß wird unſere Bühne bedeutende Verſchönerungen und Erweiterungen erhalten, das Orcheſter wird vermehrt und verbeſſert werden. Das neue Theatercomité hatte in einer Erklärung verſprochen, „que le répertoire serait choisi par un comité de nationaux éclairés et qui ne nous imposerait point des monstruosités littéraires faites pour émouvoir la population blasée de Paris, productions que notre goût moins corrompu refuse de comprendre et d'admirer.“ Ueber dieſen ſehr richtigen Vorwurf entſtand ein großes Geſchrei bei den vielen hier lebenden Franzoſen und Franzoſenthümlern; es legte ſich aber bald wieder, da es bei den Genfern keinen Widerhall fand. Erfreulich iſt es gewiß, daß kleine Genf dem bisher auch hier literariſch herrſchenden Paris den Gehorſam aufkündigen zu ſehen.

Zu einem ſtehenden Artikel in unſerm Literatur- und Wiſſenſchaftsleben iſt der intereſſante Streit des Profeſſors Humbert mit der Akademie geworden, der er angehört und deren Lücken, Schwächen und Mängel er ſchonungslos aufdeckt, beſonders ſeit es die Profeſſoren Chenevière und Laplanche verſucht haben, ihm Irrthümer und Widerſprüche vorzuwerfen. Ich habe ſchon früher mehrmals von dieſem Streit geſprochen, und da er bisher zu keinem Reſultat führte, ſo kann ich ihn bis auf Weiteres ruhen laſſen, zumal für meine deutſchen Leſer und Leſerinnen alles akademiſche Detail gewiß wenig Intereſſe hat. Es genüge ihnen, zu wiſſen, daß der Lücken und Mängel in unſerm ganzen Unterrichts- und Schulſyſtem ſo viele ſind, daß ſchon 1774 der verſtorbene Sauſſure auf deren Abſtellung antrug, alſo vor faſt ſechzig Jahren. Jährlich wurde ſeitdem davon geſprochen, zugeſagt und verſprochen, aber nichts ausgeführt, bis vor ſieben Jahren (1826) unſer Decandolle abermals offiziell darauf antrug. Seitdem ſind zu dieſem Behuf zwei Kommiſſionen ernannt worden; dieſe haben ſich auch verſammelt, haben Berichte auf Berichte gemacht, haben hinüber und herübergeſtritten, ohne das Geringſte zu Stand zu bringen. Seit ſechs Monaten iſt eine dritte, zu dieſem Zweck ernannte Kommiſſion verſammelt, ſie gibt aber kein Lebenszeichen von ſich, und wenn man den Verſicherungen einiger Mitglieder glauben will, ſo wird der Kommiſſionsberg nächſtens eine Maus gebären, d. h. er wird ſtatt aller durchgreifenden Veränderungen und Verbeſſerungen in der Hauptſache nur eine Modifikation in der Oberleitung des Schul- und Unterrichtsweſens anbringen, wodurch für den Augenblick ſo viel wie nichts gewonnen wird, nur damit man ſagen kann: die Kommiſſion hat doch in ſieben Jahren Etwas gethan! Seit Sauſſure hat ſich aber noch Manches bei der Akademie verſchlimmert. Damals waren die Studenten in den Hörſälen ſtill, anſtändig und aufmerkſam, man hörte bei den Vorträgen eine Fliege ſummen, und bei einiger Unruhe genügte ein einziger, würdiger, ernſter Blick des Profeſſors, oder ſein Innehalten während des Geräuſches, um die Studenten wieder zu voller Ruhe zurückzuführen. Wo ſind jene ſeligen Tage hin? Jezt machen die Studenten in den Vorleſungen einen ſolchen Lärm, daß der Profeſſor kaum ſein eigenes Wort hört und alle Sammlung verloren geht. Von Sitte, Anſtand und Würde auf Straßen und Plätzen iſt vollends gar nicht die Rede; ja ſogar in Vereinen und Geſellſchaften wird ihre Unart oft unerträglich. Davon kann man ſich in dem Converſationsſaal der Société de lecture recht überzeugen.

Noch vor den jezigen Sommermonaten hatten wir eine Menge von Fremden hier, Fürſten und Fürſtinnen, Grafen, Barone und dergleichen in Menge aus Deutſchland, Rußland und Polen, denen man wenigſtens das Verdienſt laſſen muß, daß ſie viel Geld unter die Leute brachten. Unter all den zahlreichen Fremden, die ich hier kennen lernte, war mir Armand Carrel, der geiſtreiche Redakteur des National, am intereſſanteſten. Jezt kommen ganze Schwärme von Engländern angezogen, und in unſern zehn großen Hotels iſt kein Platz mehr zu finden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. September 1833.

— Es ſtieg der trübe Wuſt
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer ſtillen Nachtverſenkung.

Lenau.

Das Landhaus der Groſsmutter.

Eine Erzählung.

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

So hätte ich denn den Punkt erreicht, auf welchen mich mein Geſchick ſeit ein paar Jahren ſichtlich hinſteuerte, und mein Gemüth iſt von ſo mannigfaltigen Eindrücken, von ſo vielſeitigen Gedanken aufgeregt, ja wahrhaft durchtobt, daß ich dieſe außergewöhnliche Stimmung nicht anders loszuwerden weiß, als indem ich ihr, die Feder in der Hand, Worte gebe. Ohnehin begehrteſt du bei unſerem Zuſammentreffen in Lübeck mit ſo angelegentlicher Miene Nachricht und getreue Mittheilung, daß ich ſchon um deßwillen nicht ſchweigen könnte, wäre es mir auch nicht erwünſcht, meinen beſten, meinen einzigen Freund und Vertrauten in die Tiefe meines innern und äußern Lebens blicken zu laſſen, jezt, wo daſſelbe aller Wahrſcheinlichkeit nach auf dem Wendepunkt ſteht.

Eine heitere Winterſonne leuchtete auf die ſchneebedeckte Erde herunter, ohne ihre Erſtarrung löſen zu können, als ich auf meiner ſchlanken Lieſe den ſanften Bergrücken hinan ritt, der mich, den Erkundigungen zufolge, von dem Landhauſe meiner Großmutter noch ſcheiden ſollte. Die Straße wand ſich zwiſchen hundertjährigen Buchen, Tannen, Fichten, die ſorgſam von Unterholz geſäubert, majeſtätiſch ihre beeisten Kronen in die kalte Luft empor ſtreckten. Alles zeugte von verſtändiger Pflege, von Achtung gegen die Urahnen des Waldgeſchlechtes. Eine milde Hand waltete hier, das ſah man deutlich an den hoch und ſauber gehaltenen Stämmen, an der wohlgewählten Lage neuer Pflanzungen; und du brauchſt dich nur zu erinnern, daß das Forſtweſen von jeher mein Lieblingsgeſchäft war, daß ich ihm nur durch die Gewalt der Verhältniſſe entriſſen wurde, um es begreiflich zu finden, daß mich dieſer Anblick freundlich ſtimmte und manches in den Hintergrund treten ließ, was die nächſte Stunde hätte erſchweren können.

Ich hatte die Höhe erreicht; ich war an den jenſeitigen Abhang gelangt und vor mir, im reinlichen Schmucke des Winters, lag ein ſo zauberiſches Gemälde, daß ich unwillkührlich den Zügel anzog, um es in ſeiner ganzen Schönheit in mich aufzunehmen. In der Mitte des länglichten Thales glänzt ein Waſſerſpiegel, nicht groß genug, um dem Auge den Anblick der jenſeitigen Ufer zu entziehen, und doch von hinlänglicher Ausdehnung, um ſelbſt dem verwöhnten Sinn deſſen nicht als widrige Beſchränkung zu erſcheinen, der in der lezten Zeit ſeines Lebens des Meeres Unermeßlichkeit geſchaut hat. Im Hintergrunde thürmen ſich die Hochgebirge empor, die in dieſem Augenblicke von den Strahlen der Sonne herrlich beleuchtet

Digitized by Google

wurden, und längs dem See, an den Bergabhängen, dem kleinen Fluſſe entlang, der ſeine Wellen dem tiefen Waſſerbecken zuführt, ſtehen Dörfer, Landhäuſer, Mühlen, Sägen, das reizende Reich des Menſchen in ſeiner wohlgeordneten Thätigkeit. Mein Auge ſchweifte entzückt, aber unſicher umher. Ich hätte gerne errathen, in welcher dieſer Wohnungen die nahe Verwandte hauste, an welche Pflicht und Schickſal mich gewieſen hatten; aber ich fand keinen ſichern Haltpunkt. „Habe ich noch weit bis zu der Frau von Elmendingen?“ fragte ich einen Bauer, der auf ſeinem Schlitten Holz vorbei führte. Der Mann ſtand ſtill, nahm ſeine Mütze freundlich grüßend ab und betrachtete mich ernſthaft vom Kopf bis zu den Füßen. „Zu der Großmama wollt Ihr, Herr?“ rief er mit froher Theilnahme. „Nun, ſo ſeyd Ihr gewiß der Großſohn, den man im Herrnhauſe erwartet. Das wird eine Freude werden bei der Alten und Jungfer Paulinen! Wollte es doch mit Zubereitungen kein Ende nehmen, und habe ich ſelbſt noch vor ein paar Tagen Alles in Hof und Garten ſauber aufputzen müſſen. Kommt nur, kommt; die Großmama wohnt hier dicht unten am Berge, Ihr dürft nur meinem Schlitten ſachte nachreiten.“ Niklas ſezte ſich wieder in Bewegung und Lieſe ſtieg behutſam auf dem ſchlüpfrigen Pfade hinter ihm her. Kaum hundert Schritte weiter, öffnete ſich die Ausſicht zur Linken, und es trat ein Gebäude hinter der Bergecke hervor, das mir von meinem Führer als meiner Großmutter Aufenthalt bezeichnet wurde. Wie aber ſoll ich dir nun den Anblick ſchildern, um dir einen wahren Begriff davon zu geben, um nicht durch übelgewählte Bilder der unnachahmlichen Harmonie deſſelben zu ſchaden? Denke dir eine Wohnung der Ruhe und des Friedens, gleich weit entfernt von ſtädtiſcher Pracht, wie von ländlicher Geſchmackloſigkeit, in Bauart, Einrichtung, Lage, Umgebung dazu auserleſen, dem lebensmüden Pilger vor ſeinem Heimgange noch den lezten ſchönſten Ruhepunkt zu gewähren, und du kannſt den Eindruck faſſen, den das Ganze auf jeden unverdorbenen Menſchen machen muß. Durch die Stellung der Gebirge vor jedem rauhen Winde geſchüzt, hatten die Anlagen um das Haus her ſchon einen Anſtrich des Frühlings bekommen; mitten in einem kleinen, von drei Seiten abgeſchloſſenen Thalgrunde liegen die Gebäude, von denen aus der leicht abſchüſſige Boden gegen den See hin terraſſirt iſt. Die Vorderſeite des Wohnhauſes iſt gegen dieſen gerichtet und in den ſchönſten Verhältniſſen aufgeführt. Nicht zu groß, um ſich unheimiſch darin zu fühlen, nicht ſo klein, daß man das Beängſtigende des Zuſammenſchichtens befürchten müßte, bietet es mit ſeinen großen, hellen Fenſtern, den Einfaſſungen von Immergrün, dem eleganten Portale, das an der Hinterſeite zu einer offenen Halle führt, das Wohnliche, Heitere, das dem Fremdling ſo wohl thut. Nur wenige Schritte entfernt, doch ſo, daß das Wohnhaus in ſeiner ganzen Tiefe vorſteht, ſind die Wirthſchaftsgebäude, Stallungen, Remiſen, Holzbehälter und Gärtnerwohnung, Alles übereinſtimmend, Alles ſchön und reinlich gehalten. Die Terraſſen, die wahrſcheinlich im Sommer mit Orangerie verziert ſind, dehnen ſich bis zum See, wo ein Schiff und Badehäuschen ſteht; nach hinten aber ziehen ſich Wieſen, mit Bäumen bepflanzt, Gemüſegärten, Weinberge erſt durch die Ebene, dann die Höhe hinauf, bis dahin, wo die Waldung beginnt, in deren Mitte auf der erhabenſten Stelle des Umkreiſes ein Luſthaus gebaut iſt, von welchem man nothwendig die ausgedehnteſte Ausſicht haben muß, während dieſe in der Wohnung ſelbſt mit weiſer Mäßigung beſchränkt und dahin geleitet iſt, wo die Seele bei ſtetem Genuß am wenigſten ermüdet wird.

Ich bekenne dir, daß ich einige Minuten in ſtummem Erſtaunen ſtehen blieb. Dieſe Gebäude, dieſe Anlagen waren augenſcheinlich neu und mußten von einem Geiſte erdacht, von einem Sinne geleitet worden ſeyn, der mit dem Bilde nicht übereinſtimmt, das mein Vater mir von Frau von Elmendingen entworfen hatte. Freilich hatte ich, du weißt es wohl, Kurt! viele Urſachen, meinem Vater zu mißtrauen, und in ſeinen Klagen über die Schwiegermutter, in ſeinen Verwünſchungen ihres Geizes, ihrer Heuchelei, ihrer Falſchheit, womit ſie, nach ſeiner Ausſage, ſein häusliches Glück zu Grunde gerichtet hatte, nur die Folgen ſeiner eigenen Fehler zu ſehen. Aber ich hatte meine Großmutter nur in meiner früheſten Kindheit und in einem Momente kennen gelernt, wo die leidenſchaftlich aufgeregten Gemüther in großer Heftigkeit einander gegenüber ſtanden und ſich kein Raum zu den freundlicheren Familienverhältniſſen fand. Mein Vater, wie ſehr er auch gegen die Pflichten des Gatten und des Menſchen geſündigt haben mag, hat mir, mir allein vielleicht auf der Erde, Liebe bewieſen, und mich daher nicht nur nachſichtiger gegen ihn ſelbſt, ſondern auch unduldſamer gegen alles gemacht, was ſein Daſeyn trüben konnte. Das Bild der ſchönen Frau, die mir freilich eine ungewöhnliche Liebe erzeigt, aber meinen kindiſchen Begriffen nach, dem Vater feindlich gegenüber geſtanden hatte, und mir aus dieſem Grunde ſowohl, als weil ich ihre Gegenwart mit den verdoppelten Thränen meiner Mutter zuſammenſtellte, kein Vertrauen einzuflößen vermochte, lag hell vor meiner Erinnerung, als ich das Paradies betrachtete, das vor meinen Blicken ausgebreitet lag. Ich wußte, daß mein Vater einſt hatte darben müſſen, während die Mutter ſeiner Frau in allen Genüſſen des Reichthums ſchwelgte; für mich und meine Erziehung war immer reichlich geſorgt worden, wie ich glauben mußte, durch meines Vaters Güte, der ſich ſein Leztes entzog, um es mir zuzuwenden: und als ich nach ſeinem Tode nach Makao berufen ward, um ein Erbtheil einzuziehen, von dem ich mir nie etwas hatte träumen

Digitized by Google

leſen, als ich damals unter ſeinen Papieren und Briefen mehreres fand, das ſeinen Charakter in räthſelhaftem Lichte erſcheinen ließ, ja ſogar den Verdacht der ungeheuerſten Undankbarkeit auf ihn laden konnte: da ſchämte ich mich, Licht auf Dinge fallen zu laſſen, die mich des Glaubens an den einzigen Menſchen berauben mußten, dem ich jemals angehört hatte. Das Vorurtheil gegen meine Großmutter war tief eingewurzelt, und wenn die Ahnungen wahr geweſen wären, welche mehrere Schriften unter des Vaters Verlaſſenſchaft erregen wollten, ſo hätte ſie gleichwohl eine der edelſten Frauen auf dem Erdboden ſeyn müſſen. Schilt nicht, Kurt, daß ich mit einer Art von ſträflichem Eigenſinn der Wahrheit meine Augen verſchloß; daß mir das Andenken an des Vaters Liebe zu theuer war, als daß ich daſſelbe aufs Spiel ſetzen, als daß ich eine neue, erzwungene Anhänglichkeit gegen eine mir faſt ganz Unbekannte dagegen austauſchen mochte. Wie ich nach Europa zurückkam, weißt du, wie ich dich wiederſah, wie du geſliſſentlich — ſo ſchien es mir — das Verlangen in mir zu erregen ſuchteſt, meine einzige nahe Verwandte kennen zu lernen, wie ihre Briefe voll ungekünſtelter, herzlicher Liebe, ihre freundlichen Einladungen deine Ermahnungen unterſtützten und ich mich endlich entſchloß, das Land zu beſuchen, in welchem ich geboren war. Du kannſt mir nicht darüber grollen, daß auf der weiten Reiſe ein Zweifel nach dem andern wieder in mir aufſtieg; daß ich die Thränen meiner Mutter wiederſah, die gewiß unglücklich geweſen war, wenn ich auch nicht wußte, durch wen; daß meines Vaters kummervolles Leben in trüben Bildern vor meiner Seele vorüberging und ich mit einer unangenehmen Empfindung an die Minute dachte, in der ich vor meine Großmutter treten würde. Mein nächſter Brief ſoll dir melden, wie ſich meine bangen Ahnungen gelöst haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Einſt ſaß ich in einer Loge des Parktheaters, welches das ſchönſte und von der großen Welt vorzugsweiſe beſuchte iſt. Da trat ein Herr ein und ſezte ſich neben mich. Während der Vorſtellung legte er ſeine Füße auf die Bruſtlehne, und endlich zog er gar die Schuhe aus und ſtemmte die Füße vorne auf; es mochte ihm zu warm ſeyn. Ein fataler Geruch zwang mich, den Kopf auf die entgegengeſezte Seite zu wenden und den Hals ſo weit als möglich zur Loge hinauszuſtrecken; ſo blickte ich denn gezwungen in die nächſte Loge. Hier ſaß eine Dame und zwei Herrn; der eine unterhielt ſich mit der Dame ganz artig; das verdroß den andern; es begann ein kurzer Wortwechſel und der ärgerliche Herr ſchlug dem artigen Herrn mit der Fauſt den Hut vom Kopfe; dieß iſt überhaupt die Art und Weiſe, einen Streit anzufangen. Da rief ein Elegant, der im Parterre mit dem Geſichte gegen die Gallerie gerichtet lag: „ſtört das Spiel nicht! hört euch draußen!“ Alsbald trat ein Konſtabel in die Loge und führte beide Herrn ſammt der ganz unſchuldigen, höchſt betroffenen Dame hinaus. So iſt die Theaterordnung, und dergleichen Streite ſind Ton unter den hieſigen Faſhionables. Glücklicherweiſe war der Vorfall meinem dicken Nachbar zur Rechten nicht entgangen, er ſchlüpfte ſchnell in ſeine Schuhe und eilte keuchend den Streitenden nach, um den Vorkampf auf der Gaſſe anzuſehen.

Die Theater ſind Privateigenthum; ſie werden an Unternehmer ſehr theuer verpachtet und eben nicht ſehr ſtark beſucht. Wie beſteht aber der Unternehmer dabei? So gut er kann, mit Prozeſſen vollauf; er engagirt Schauſpieler um jeden Preis, das gilt ihm gleichviel, am Gagetage zahlt er doch, was er will; den Ausfall deckt eine Note über Schadenerſatz wegen Verſäumniß. Das iſt ſo gäng und gäbe und unterliegt keiner Schwierigkeit. Der Schauſpieler lebt vom Beifall, ein hoher Kontrakt iſt der Beweis deſſelben, macht Kredit und befriedigt die Eitelkeit, das Uebrige findet ſich. Engagements mit Fremden ſind etwas umſtändlicher. Vorigen Winter kam eine italieniſche Sängergeſellſchaft nach Neuyork. Man bewilligte ihr die tägliche Einnahme über ſechshundert Dollars, welche ſich der Unternehmer vorbehielt. Sie ſangen ſechs Wochen und zogen wieder hin in Frieden, ohne einen Liard geſehen zu haben. Einer Seiltänzergeſellſchaft ging es noch ſchlimmer; die wurde gar, wegen der Zeche im Wirthshauſe, um ihre Garderobe und Kunſtrequiſiten gepfändet. Vor einigen Jahren wurde der berühmte Tänzer Veſtris ſammt Gattin von Paris auf ein Jahr engagirt. Der Kontrakt war dahin abgeſchloſſen, daß der Theaterunternehmer die Reiſe- und Ueberfahrtskoſten hin und her tragen und zwanzigtauſend Dollars bezahlen ſollte; dagegen mußten Monſieur und Madame Veſtris ſich verbindlich machen, eine gewiſſe Anzahl Vorſtellungen zu geben, theils zu Neuyork, theils zu Philadelphia, Boſton und einigen andern Städten, insbeſondere aber in Neuyork zu der Zeit auf dem Theater zu tanzen, wo der neugewählte Präſident Jackſon dieſe Stadt beſuchen würde. Als die Familie Veſtris ankam und einigemal getanzt hatte, wurde ſie auf zwölf Vorſtellungen an den Theaterunternehmer von Philadelphia verkauft, dann einem andern, einem dritten, und ſo wurde mit ihr weiter ſpekulirt. Dawider war nichts einzuwenden; unterdeſſen kam der Präſident nach Neuyork, und Veſtris eilte ſogleich auch dahin und that ſeine Ankunft dem Unternehmer zu wiſſen. Wer keine

Digitized by Google

Aufforderung zum Tanzen erhielt, war Veſtris. Der Präſident reiſte wieder ab, das Jahr des Kontraktes war herum und Veſtris verlangte ſein Geld. Dieſe Forderung erwiderte der Unternehmer mit einer von zwei-und-zwanzig-tauſend Dollars als Schadenerſatz; der Schaden ſollte daraus erwachſen ſeyn, daß Veſtris zur Zeit der Anweſenheit des Präſidenten nicht getanzt habe. Nun konnte aber doch Veſtris nicht ohne alle Vorkehrung oder gar ungerufen in einer Tragödie oder ſonſtigen dramatiſchen Vorſtellung tanzend auftreten. Gleichviel, er wurde zum Bezahlen verurtheilt, weil der Kontrakt ſeinerſeits nicht buchſtäblich erfüllt war; ſo präzis, ſo weiſe, ſo unpartheiiſch ſind die Geſetze. So hatte denn Veſtris in Amerika umſonſt getanzt und ſchäzte ſich noch glücklich, auf einem kleinen Nachen nächtlicher Weile mit Frau und Kind zu entkommen und die hohe See zu gewinnen, wo ein Schiff verabredeterweiſe lavirte, um ihn auf- und mit nach Frankreich zu nehmen; denn ſchon lief der Konſtabel herum, ihn zu ſuchen und zu arretiren.

Von dieſem Beiſpiele nicht abgeſchreckt, ließ ſich gleich darauf ein anderer vorzüglicher franzöſiſcher Balletttänzer, Monſieur Achille, ſammt Frau engagiren. Er meinte, er wolle ſeinen Kontrakt recht klug machen und kein Jota vergeſſen, zudem zog er den früher von uns erwähnten großen Advokaten Holley zu Rathe; doch wer kann ſich rühmen, an Alles zu denken? Als das Engagement zu Ende ging, fing die Muſik an, durchaus ſchlecht zu werden, gut war ſie nie, allein nun ſpielte ſie falſch, verlor den Takt oft plötzlich, ſtimmte nicht zuſammen; die Bühne war nicht gefegt, ja ſogar mit allerlei Unrath beſtreut; es war unmöglich zu tanzen. Vergebens machte Achille alle möglichen Vorſtellungen, der Unternehmer blieb taub und das Publikum lachte. Da erklärte Achille, wenn dem nicht abgeholfen werde, ſo könne er nicht mehr tanzen. „Können Sie nicht tanzen, ſo kann ich nicht zahlen,“ war die Antwort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Auguſt.

Eine Volksverſammlung.

Wenn ſich in England hunderttauſend Menſchen verſammeln, um eine Adreſſe an das Parlament zu redigiren, deren Unterſchriften auf einem Wagen gefahren werden müſſen, wenn Demagogen wie O'Connell die Maſſen bearbeiten, ſo iſt das ohne Zweifel ein impoſanteres Schauſpiel, als wenn viertauſend Schweizer bei'm Schwanenwirth mit ihrem Patriotiſmus erſcheinen und allda ein Sekretarius oder Archivarius das Wort führt. Nichtsdeſtoweniger hat die Sache, und zumal jezt, wo die Leute alleſammt dem Gängelband entlaufen, ihr Wiſſenswürdiges. Viele Gemälde machen ſich en miniature pikanter, als in Lebensgröße, und die kleinen griechiſchen Republiken haben eine intereſſantere Geſchichte, als die große römiſche, worin eben auch nur Menſchen von $5\frac{1}{2}$ Fuß als Helden auftreten konnten.

Die Schweiz feiert ein Regenerationsfeſt auf den alten Schlachtfeldern. Ohne daß ſich's ein Menſch verſah, erhob ſie ſich im verroſteten kriegeriſchen Enthuſiasmus, die eine Hälfte gegen die andere, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Aufklärung, die neue Zeit gegen die Bigotterie, die Herrſchſucht, die Vorurtheile, die Ignoranz, die alte Zeit. Das iſt eine Revolution. Als ich heute früh hörte, der Züricher Bezirksverein werde ſich dieſen Nachmittag im Dorfe Oberſtraß verſammeln, um große Dinge zu beſchließen, beſchloß ich meinerſeits, ebenfalls der Beſchließung beizuwohnen und, falls es nicht anders gehe, mitzubeſchließen, und wenn es den Umſturz der Weltordnung gelte. So groß iſt die Neugier. Gleich nach dem Mittageſſen betrachtete ich den Himmel mit betrübten Augen, denn er hing voll Wolken und es begann zu regnen. Ich borgte mir daher vom Wirth einen Schirm und ritt fürbaß den Berg hinan, dahinter Winterthur und der Greifenſee liegen. Der Wirth vom Schaffhauſener Waſſerfall, welcher nebſt dem neuen Schwyzer Tagſatzungsgeſandten mit uns dinirt hatte, leiſtete mir als einer der Vorſteher des Vereins dortiger Gegend Geſellſchaft, ſo daß ich alſo nicht ganz wie ein Unwiſſender im Wirthshauſe zum Bäumchen ankam, vor deſſen Hallen die Union ſtatt haben ſollte. Der Wind legte ſich unterdeß auch in's Mittel und es hörte auf zu regnen, während ohngefähr zweitauſend grüne, gelbe, rothe und blaue Schirme Anger und Wieſen deckten — ein luſtiger Anblick. Die Hälfte ohngefähr, beſtehend aus robuſten, männlichen Weſen von Stadt und Dorf, zeigte ſehr ſonnenverbrannte Geſichter und ernſthafte Phyſiognomien. Ihre Röcke entſprachen ihrem Gemüthszuſtande, waren aber ſämmtlich ſauber und ſonntäglich, ja mitunter elegant. Faſt hätte ich geglaubt, es ſeyen Patrizier, Ariſtokraten darunter, da ich mich entſann, daß bei den franzöſiſchen Volksbewegungen gewöhnlich nur ſchmutzige Hemden und viele zerriſſene Hoſen auftreten, weßhalb ſie republikaniſch genannt werden; allein ich irrte mich. Bis auf ein Dutzend vorwitzige Weiber und mich war die Geſellſchaft rein demokratiſch. Es verſteht ſich, daß bei einem Volksverein ein großes, gutes Wirthshaus ein nothwendiges Erforderniß iſt. Das zu Oberſtraß befindliche, ſchon genannte verdient daher eine ehrenvolle Erwähnung; denn nicht nur hat das Gebäude vier Etagen und über zwanzig Zimmer, nebſt einem Schoppen, einigen Gartenlauben und Ställen zur Unterkunft für die Patrioten, ſondern auch eine bequeme, ſchöne Lage und prompte Aufwärterinnen. Unterdeß einige Tauſend Menſchen auf der Verſammlungsplaine campirten, tranken und beriethen in den Schenkzimmern andere Tauſende, die Gentlemens des Vereins. Mit jeder Etage ſtieg dieſe Nobilität, bis man zulezt in den Dachſtuben ſich befand, wo die Stimmführer, Sekretarien und einige Fremde, worunter auch ich, ſich befanden und Kaffee tranken. Im zweiten Stock wurde Wein, im erſten Bier, Schnaps und Birnmoſt, par terre Waſſer oder nichts genoſſen. Es kam nun zu den Verhandlungen, die Punkt drei Uhr ihren Anfang nahmen. Dabei war die erſte Frage, wo ich mich aufſtellen ſollte, damit Augen und Ohren nichts entgehe? Es war wirklich eine Kunſt, da das Haus wie ein Bienenſtock durchſummt und angerwärts und ſeewärts dergeſtalt mit Menſchen belagert war, daß auf je zwei Quadratfuß drei Köpfe gezählt werden konnten. Zwei hohe Schlafſtubenfenſter der Mädchen waren allein noch unbeſezt, die mußten alſo erſtanden werden. Ein Schotte und ich fanden uns mit der Aufwärterin ab — die Tagſatzung hat alle Welt Nachgiebigkeit gelehrt — und ſo hatten wir das ſeltene Glück, vertikal über der Tribüne placirt zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. September 1833.

> Nirgends wird das Recht greller verlezt, als da, wo das Geſez mit eiſerner Strenge waltet, und gerade unter der Herrſchaft der öffentlichen Zucht ſchleichen im Verborgenen die gröbſten Laſter.
>
> Montesquieu.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Zwiſchen Achille und dem Unternehmer entſpann ſich über dieſer Antwort ein Wortwechſel, wobei man den warmblütigen Franzoſen in Eifer und Zorn brachte; ſogleich ſtanden zwanzig Zeugen bereit, die beleidigende Reden gehört haben wollten, und nun wurde ihm ein Injurienprozeß an den Hals gehängt, während deſſen er noch immer auf dem ſchmutzigen, ſchlüpfrigen Boden tanzen und ſich dem Gelächter Preis geben ſollte. Dieß verweigerte er durchaus, und nun wurde er auch wegen eines ungeheuern Schadenerſatzes belangt. Er verlor den Prozeß, verweigerte die Zahlung und wurde eingeſperrt. Da nahm ſeine Frau das Geld, das ſie mühſam in Europa für ihre drei Kinder geſpart hatten, ging zum Unternehmer, mit ihm zu unterhandeln, und erhielt endlich für zweitauſend Dollars die Freiheit ihres Gatten. Die beiden Eltern Achilles leben zu Paris nur von der Unterſtützung ihres wackern Sohnes. Dieſe Gaben unterbrechen zu müſſen, ſchmerzte ihn tief. Das kann aber ein Amerikaner nimmermehr begreifen.

Es gibt doch kein eitleres Volk, als die Amerikaner; nur um die Nationaleitelkeit zu befriedigen, müſſen die Theaterunternehmer berühmte fremde Künſtler engagiren, wobei freilich die Gefahr allzu großer Unkoſten durch eine weiſe Geſetzgebung höchſt patriotiſch beſeitigt wird. An der Kunſt, am Talent ſelbſt iſt dem hieſigen Publikum wenig gelegen. Das elende Orcheſter verderbt die ſchönſte Oper, der beſte Sänger wird kaum gehört vor der Unruhe, dem ewigen Herumklettern und Gepolter auf den Bänken im Parterre und dem unaufhörlichen Spritzen des Tabakſaftes; auf Ballettänzer ſehen die von der Bühne meiſt abgewendet *ruhenden* Zuſchauer gar nicht. Und dennoch fand man es anſtößig und der Reinheit der republikaniſchen Sitten zuwider, daß die franzöſiſchen Tänzerinnen in Röckchen erſchienen, die nur zwei Handbreit über die Knie herunter reichten, und darunter Trikotbeinkleider trugen; ja, wer wird es glauben? die Tagesblätter ſchlugen Lärm und erklärten ohne weiteres den Staat in Gefahr, in ſeiner Baſis erſchüttert. Madame Veſtris, Madame Achille mußten ſich bequemen, in langen Kleidern, die wenigſtens bis zum Knöchel reichten, zu erſcheinen, und darunter weiße, recht weite türkiſche Pumphoſen zu tragen. Einer ſolchen Metamorphoſe bedurfte es, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, nur auf dieſe Art wurden die Damen geduldet, und ihr erſtes Auftreten im franzöſiſchen Balletkoſtüm hatte allgemeine Indignation erregt.

Dieſes Decorum, ſolch ſtrengen äußern Anſtand beobachtet man auch durchgängig im häuslichen Kreiſe.

Digitized by Google

Der Bau und die innere Eintheilung des Hauſes gewährt dem amerikaniſchen Ehemann ſo viel Beruhigung, als dem eiferſüchtigen Spanier ein halbes Dutzend Duennen. Nie kommt ein Mann mit den weiblichen Bewohnern eines Hauſes anderswo zuſammen, als in dem Jedermann ſtets offenen Parlour, den man gewöhnlich von der Straße aus ganz überſehen kann; nie ſpricht man mit der Frau vom Haus allein. Bekommt ſie Beſuch, ſo ſezt ſich gewöhnlich auch ihre Gehülfin, auf deutſch die Magd, dazu und nimmt Antheil am Geſpräch. Dieſe Gehülfin ſezt auch wohl den Hut ihrer Frau auf, hängt ihren Shawl um und geht damit Sonntags ſpazieren. Wer ſich dieſen Vertraulichkeiten nicht unterziehen will, muß ſich durch Neger oder Farbige bedienen laſſen. Fügt es ſich, daß ein Amerikaner im großen Orden aufgenommen wird, was denn troz dem zuweilen vorkommt, ſo weiß er ſich in ſein Schickſal zu finden. Er trägt die unſichtbare Dekoration mit wahrer franzöſiſcher Leichtigkeit, und ſchlägt ſich's aus dem Sinn, damit die Handelsoperationen nicht darunter leiden.

Daß überhaupt der Schluß von dieſem äußern Anſtand auf Sittenreinheit ein gewagter wäre, beweist unter andern die in der weiten Welt einzige Gilde der Schlingenfänger, die ſich beſonders im Winter 1829 zu Neuyork und Philadelphia durch ihre grenzenloſe Dreiſtigkeit auszeichneten. Die Zeitungen jenes Jahrganges ſind voll von Warnungen und Erzählungen von Bubenſtücken der Art, die mit unglaublicher Frechheit ausgeführt wurden; oft werden ſelbſt die unglücklichen Opfer mit Namen genannt, ja zuweilen ſogar die Fälle von dieſen ſelbſt erzählt. Frauen und Mädchen, die, umgeben von Verwandten und Freunden, von einem Spaziergange oder Beſuche in der Dämmerung nach Hauſe gingen, fühlten ſich auf einmal von einer Schlinge um den Hals ergriffen, der Sprache beraubt, mit Blitzesſchnelle ihrer Begleitung entriſſen; ſie waren ohne Spur verſchwunden. Nach drei, vier, acht Tagen fand ſich die Geraubte wieder bei ihrer Familie ein, ohne je das Haus, wenn gleich ungefähr die Gegend der Stadt angeben zu können, wo ſie gefangen gehalten worden. In der Regel wurden ſie nicht hart behandelt, ſie waren gut und reinlich bedient, waren meiſt nur mit verlarvten Negern umgeben, mit ſeidenen Stricken gefeſſelt, und wurden, wie geſagt, nach einigen Tagen wieder in Freiheit geſezt. Dieſe Fangart ſchreibt ſich von den Straßenräubern her, die im Mexikaniſchen auf dieſe Art ihr Weſen treiben. Nur ein Beiſpiel iſt in Neuyork bekannt, daß eine junge Lady das Haus anzugeben wußte, in das ſie in ſo ſchändlicher Abſicht geſchleppt worden. Ihr Vater, ein Schiffskapitän, war eben auf Reiſen, als das Unglück vorfiel. Bei ſeiner Zurückkunft vertraute ſie ihm Alles an; ſogleich beſchloß der Vater, eine denkwürdige Rache zu nehmen. Die Mannſchaft einiger andern Schiffe, ganz verſchiedener Nationen, ſchloß ſich der ſeinigen an, und ſo marſchirte der Trupp, mit Aexten, Beilen und Brechſtangen bewaffnet, am hellen Tage auf das Schandhaus los. Die Zugänge in die Gaſſe ließ der Kapitän ſperren und bewachen, und nun ſtürmte er das Haus. Die Thüren waren geſchloſſen und verrammelt; aber weitern Widerſtand fand man nicht, das Haus war leer, ſämmtliche Bewohner hatten ſich geflüchtet; der Kapitän ließ nun das ganze Haus bis auf den Grund niederreißen, ohne daß Jemand Einſprache gethan hätte, und zog dann ruhig wieder ab. Der Schutt liegt noch heute unberührt da und wird es wohl bleiben, bis die Erben des ſchändlichen Eigenthümers den Bauplatz werden anſprechen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Hettersleben.

Mein ehrlicher Begleiter mochte weder mein Stillſchweigen, noch die Empfindungen begreifen, die ſich ohne Zweifel in meinen Zügen ausdrückten. Er ſchob die Mütze ein Bischen hinweg, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich meine, wenn die Großmama ſo lange ſchon auf mich gewartet hätte, wie auf Euch, junger Herr, ich wollte ſchneller den Berg hinunter geſtiegen ſeyn. Indeſſen Ihr da ſteht und Gott weiß was für Gedanken habt, hat die gute Alte vielleicht manches mal nach allen Richtungen hin geſchaut, hoffend, Euch zu erblicken. Nun, Ihr könnt den Weg jezt ohne mich finden, gehabt Euch wohl!“ Mehr, um nicht die gute Meinung des Burſchen vollends einzubüßen, als aus eigenem Antrieb, gab ich meinem Pferde die Freiheit, ihm zu folgen. Der Reſt des Abhangs wurde ſchnell zurückgelegt, und Niklas ſchien ſich wieder mit mir verſöhnt zu haben, denn bei dem Stallgebäude angekommen, ließ er ſeinen Schlitten ſtehen und verſchwand eilends durch eine Thüre, worauf ein Stallknecht hervortrat und mir mit höflicher Geberde das Pferd abnahm. Auch Niklas kam wieder zurück, bot mir nach Art der Schweizer die Hand, die er kräftig ſchüttelte, und nahm dann geſchäftig die Zugriemen ſeines Schlittens wieder auf die Schultern. Ich aber ſchritt langſam dem Wohnhauſe zu, und, ich ſchäme mich nicht, es dir zu geſtehen, mit jeder Sekunde fühlte ich mein Herz ſtärker und ſchmerzlicher ſchlagen, ja es fiel mich eine bittere Reue an, daß ich deinem Rathe, daß ich meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt und ein Verhältniß aufgeſucht hatte, das ſo leicht feindlich in mein Geſchick eingreifen konnte.

Digitized by Google

Es trat mir unter der Vorhalle eine weibliche Figur entgegen. Bei meiner Befangenheit glaubte ich meine Couſine zu erblicken, und mein Auge forſchte ſchon nach den Eigenthümlichkeiten, die meine Abneigung gegen ſie rechtfertigen konnten, als Stellung und Anrede mich überzeugten, daß ich eine untergeordnete Perſon vor mir habe. Ich fragte nach Frau von Elmendingen. Ich konnte mich nicht entſchließen, den Namen Großmutter auszuſprechen. Das Mädchen führte mich mit anſtändiger Höflichkeit durch die weite, helle Hausflur, aber ſtatt die wohlgebaute Treppe hinan zu gehen, ſtieg ſie einige Stufen hinunter, und ſich anſtändig verneigend, zeigte ſie mit der Hand auf eine Thüre. Ich konnte mich, Gott verzeihe mir's, des närriſchen Gedankens nicht erwehren, meine Großmutter habe meine Ankunft vernommen und wolle mich, gleichviel aus welcher Urſache, in ihrem Burgverließe empfangen. Die zögernde Hand ergriff den Drücker, unhörbar ging die Thüre auf und — es iſt unmöglich, dir ein Bild meiner Ueberraſchung und dieſes Anblicks mit den dürftigen Zügen meiner Feder zu geben. Vor mir, über mir, neben mir grünte, blühte und wehte der Frühling einer ſchönern Zone. Aus der kalten Winterluft, aus dem ſtarren Bilde des Nordens fühlte ich mich plötzlich in eine andere Hemiſphäre entrückt. Mich umfing eine balſamiſche, milde Luft, Düfte der Tropenwelt und auch ihre Klänge; denn zwiſchen Gebüſchen und Blumen zwitſcherten, jubelten Solo- und Chorſänger, die ich in der Verwirrung meiner Ideen leicht für Bewohner eines andern Welttheils hätte halten können. Ich befand mich in einem großen Treibhauſe, das war gewiß, und meine Bezauberung ging nicht ſo weit, daß ich daran gezweifelt hätte; allein das ganz Unerwartete der Sache und das Magiſche, das die außerordentliche Schönheit der Pflanzen, wie das Geſchmackvolle der Anordnung ihr lieben, betäubte meine Sinne und ließ mich momentan alles vergeſſen, was in den lezten Augenblicken ſo unangenehm auf mich eingewirkt hatte. Das Gewächshaus läuft unter einem großen Theile des Hauſes hin und bietet für eine Privatanſtalt einen ungeheuern Raum, in welchem alle Wände und ein Theil der vielen Fenſtervertiefungen mit Pflanzen angefüllt ſind, deren größte Zahl ſich aber auf einzelnen Tiſchen in hübſchen Formen aufgeſtellt findet und ſo das Zimmer in kleinere, trauliche Räume abtheilt. Vor einigen Fenſtern hingen, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, grüne Rouleaus, und wo irgend ein leeres Plätzchen ſich befand, hing oder ſtand ein Käficht.

Sieh mich in dieſem reizenden Aufenthalte ſtehen, lauſchen, mich wundern, nach der erſten Ueberraſchung nicht wiſſen, ob ich vorwärts gehen ſoll oder nicht, endlich einen Fuß um den andern behutſam weiter ſetzen, und durch die Irrgänge, welche die verſchiedenen Gruppen bilden, endlich zu einem Standpunkte gelangen, wo neues Erſtaunen meiner wartet. Zwiſchen zwei herrlichen Kallapflanzen, die ihre großen, weißen Kelche wunderbar ſchön entfaltet hatten, von den feinſten Arten blühender Geranienſtöcke umgeben, ruhte auf einem Sopha das ſchönſte Bild einer alten Frau, das ich jemals geſehen hatte. Ein dunkles, faltenreiches Gewand umhüllte die feine, zarte Geſtalt, deren einſtige Schönheit man jezt noch beurtheilen konnte. Zwei weiße, wohlgeformte Hände lagen ineinander gefaltet über der Bruſt, die ſich in ſanften Athemzügen bewegte. Der Kopf war hintenüber auf ein Polſter geſunken, eine ſchneeweiße Haube, mit dicht gefalteten Spitzen beſezt, ſchloß ſich eng um das weiße, edle Geſicht, von keinem Lockengebäude entſtellt, das ganz alten Frauen ſo übel ſteht, und die in ruhigem Schlummer geſchloſſenen Augen gaben der ganzen Erſcheinung einen noch anziehendern Reiz. Um das Gemälde zu vollenden, das mir Herz und Phantaſie beſtach, ſaß neben der Schlafenden, in aufmerkſamer, hoch aufgerichteter Stellung, ein großer, weißer Windhund der edelſten Race, deſſen gleichen ich nur in England geſehen habe. Er bemerkte mich und ſein Blick ruhte feſt auf mir, ohne daß er einen ſtörenden Laut von ſich gegeben hätte; nur ſeine linke Vorderpfote legte ſich, wie ſchützend, auf das Kleid der Gebieterin. Dicht über ihm ſaß auf einem blühenden Lorbeerbaume ein Fremdling aus Braſiliens ſüdlichſtem Gebiet, einer der kleinen, grünen Papageien, die ſo niedlich und ſo gelehrig ſind. Auch ihm war ich ein Gegenſtand ängſtlicher Aufmerkſamkeit. Er drehte den ſchönen Hals hin und her, beguckte mich von allen Seiten, und ſichtlich war es nur ſeine Wohlgezogenheit, die den kreiſchenden Laut ſeiner Kehle zurückhielt. Dagegen ſchien er die Wachſamkeit ſeines Gefährten anregen zu wollen, denn mit außerordentlicher Behendigkeit ſtieg er an dem Stamme auf und ab und gab jedesmal, wenn er in den Bereich des Hundes kam, ihm mit ſeinem Schnabel einen leichten Hieb, worauf dieſer mit einem beruhigenden Aufblick ſeiner treuen Augen antwortete.

Ich ſtand nun ganz nahe vor der anziehenden Gruppe; ich ſtand dicht vor der Frau, deren Anblick ich geſcheut hatte und deren Perſönlichkeit und Umgebung mich jezt mit unwiderſtehlicher, ich möchte ſagen inſtinktartiger Gewalt ergriff. Was zwiſchen ihr und mir lag, ſchwand in dieſem Augenblicke, wie ein leichter Nebeldunſt vor den Strahlen der Sonne zerfließt. Es regte ſich in meinem Herzen eine Empfindung, ſehnſüchtig und liebevoll, wie ich ſie ſeit den Tagen meiner früheſten Kindheit nie mehr gefühlt hatte. Ich fand mich auf einmal ſo verlaſſen und einſam in der Welt; meine männliche Entſchloſſenheit, die Kraft, mit welcher ich bis jezt mein vereinzeltes Daſeyn getragen und geleitet hatte, zerfloß vor den Erinnerungen an meine Mutter, an deren liebendem

Digitized by Google

Herzen ich nur ſo wenige Jahre meines Lebens geruht hatte, und unausſprechliche Regungen, ein ſchmerzliches Heimweh nach Verlorenem, ein weiches Verlangen, Aehnliches wiederzufinden, mich anzuſchmiegen an eine Menſchenbruſt in vertrauender Liebe, durchdrang mit unwiderſtehlicher Gewalt alle Fibern meines Weſens. Ich meinte, die Mutter lächeln und winken zu ſehen; ich ſank neben der Ottomane auf ein Knie, mein Kopf beugte ſich zu der Schlafenden hin, und mein Mund berührte leiſe den Arm, in deſſen Umfaſſung ich mich vor allen Stürmen dieſer Welt hätte flüchten mögen. Der treue Wächter neben mir mochte nach dem durchdringenden Inſtinkt dieſer Thiere es fühlen, daß meine Gegenwart der Herrin keine Gefahr drohe; er legte ſanft liebkoſend ſeinen Kopf auf meine Schulter, und als der Vogel dieſe Annäherung ſah, konnte er der Begierde nicht widerſtehen, ebenfalls dabei zu glänzen; er ſprang auf Ali's Haupt und rief mit durchdringender Stimme: „je suis Cacao, le joli Cacao!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Abschiedsstunde.

Oft denk' ich an des Abſchieds Stunde:
Der Himmel war für uns verhängt,
Tief innen blutete die Wunde,
Wir ſaßen, Herz an Herz gedrängt.

Noch wollten wir uns Alles ſagen,
Die Sprache war ſo todt, ſo arm,
Die wir in unſers Glückes Tagen
Mitfühlend oft genannt und warm.

Dein ſüßes Bild mir einzuprägen,
Feſt heftet' ich den Blick auf dich;
Doch als dein Aug' ihm kam entgegen,
Verdunkelte das meine ſich.

So war für uns in Eine Stunde
Der langen Zukunft Weh gepreßt;
Ich ſaugte mit begier'gem Munde
Mich an dem bittern Kelche feſt.

Und nun — warum ruf' in der Ferne
Von ſo viel Stunden, reich an Glück,
Ich vor die Seele ſtets ſo gerne
Gerad' die bitterſte zurück?

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Auguſt.

(Beſchluß.)

Eine Volksverſammlung.

Die Tribüne war ein von Brettern erbauter Nothſtall, worauf kurz vor Erſcheinen der hohen Vorſteher Tiſch und Stühle und Schreibzeug gepflanzt worden. Wie eir ragte derſelbe aus dem Meer der Köpfe, die mit W Filz- und Strohhüten aller Farben bedeckt waren. Ei der gekleideter Herr mit einer grünen Brille hob an zu chen: „Eidgenoſſen, freie Männer!“ — „Hut ab, ihr E gel!“ rief unterbrechend eine Stimme aus dem Hinter einigen Strohhäuptern zu; ſchon bei'm Auftreten des chers hatte ſich die Verſammlung meiſt ehrerbietig ent Er fuhr fort: „Wir haben euch in Auftrag des Ce comités zuſammenberufen, welches am nächſten fünf zwanzigſten die Geſammtſtimme des Schweizervolkes in rich vor die Ohren der Tagſatzung bringen, und B deſſen von allen Kantons- und Bezirksvereinen durch L tirte den Ausſpruch ihres Willens und ihrer Wünſche e gen nehmen will. Die oberſte Landesbehörde hat viel than und die Nation hat ihr dazu ſtarke Hand geliehen; muß aber noch mehr thun, ſie muß ſchnell das Beſchlo vollziehen und, da wir einmal nirgends mehr von der al neuen Bundesurkunde wiſſen wollen, auf dem volksthümli Weg einen Verfaſſungsrath ernennen und ſofort durch dieſen politiſche und geiſtige Regeneration der Schweiz in's Le treten laſſen. Ihr habt euch darüber auszuſprechen und gleich zu erklären, ob ihr Einſetzung eines Kriegsgerichts Beſtrafung der Landfriedensſtörer, ferner, ob ihr verlan daß fortan kein Geſandter der Sarner verrätheriſchen Ko renz an der Tagſatzung erſcheine oder irgendwo Sitz Stimme habe. Wir ſind beauftragt, dem Centralcom umſtändlich eure Meinung zu hinterbringen, und fordern her Jeden auf, der Luſt hat, ſich beifällig oder mißfäl auszuſprechen.“ Ich glaube, dieß war ohngefähr die Qui eſſenz der Rede und auch die der Adreſſe. Leztere fing n noch wie eine Roſſiniſche Oper mit ein paar Donnerſchläg an: „Mord und Tod oder Dolch und Schwerdt,“ ich we es nicht mehr, und endigte mit einem: „Gott grüß euch, i Herrn der Tagſatzung.“ Mit Unterſchriften wird nicht lan die Zeit verſchwendet, wie in Britannia; die Vorſteher zä len für den Haufen und der Haufen ſchreibt, indem er d Hand aufhebt. So z. B. ſagte der Sprecher: „Es iſt i Vorſchlag, über das Schickſal Abybergs, des Schwyzeriſch Oberſten und Hochverräthers, abzuſprechen. Wer dafür iſ daß er ſterbe, hebe die Hand auf. Majorität: pro. E ſtirbt.“ Glücklicherweiſe vorläufig blos in der Adreſſe, di in der Kantonsregierung, wie in der Tagſatzung ihre Ric ter findet; im Allgemeinen wird aber viel nachgegeben. E hat Niemand in der Verſammlung das Wort begehrt, eine neugemachten Zunftrichter ausgenommen, der darauf antrug der Tagſatzung für ihre Energie zu danken; deßhalb nahm der Vorſtand an, die Maſſe ſey mit ihm einverſtanden, und ſchrieb dieß in ſein Protokoll. Um vier Uhr wurde geſchloſſen und Jedermann eingeladen, im Sekretariat ſeine Stimme für Ernennung der Kommiſſarien zum Centralcomité abzugeben. Es verſteht ſich, daß der Verein die Hände ſo oft ausſtreckte, als der Vorleſer oder Sprecher es verlangte. Ich will annehmen, ſein Antrag ſey im Allgemeinen zu billigen geweſen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß derſelbe häufig der Redaktion, der Korrektion bedurfte. So weit ſind aber die Schweizer, troz aller Freiheit zu drucken und zu ſprechen, noch nicht gekommen, daß ſie über die ihnen vorgelegten Objekte diskutiren, um nicht die rohen Schlacken mit dem Metall abzuliefern. Die Behörde muß ſchmelzen und gießen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. September 1833.

Verdammen mögen hier und da der Kunſt geſtrenge Richter mich,
Doch wer verliebt iſt und berauſcht, der hält für einen Dichter mich.

Platen.

Gaſelen.

Alles ſchickt ſich.

Zum Küſſen, Liebchen, iſt dein Mund ſtets meinem Munde bequem;
Zum Küſſen iſt mir jeder Tag und jede Stunde bequem.
Wenn ich von dir getrennt muß ſeyn, bin ich dir doch nicht fern;
Denn mein Gedanke macht den Weg in einer Sekunde bequem.
Ich hab' dir vieles mitgebracht, ich habe ſchwer gepackt,
Denn wenn's für dich iſt, trag' ich leicht auch viele Pfunde bequem.
Doch ward mir heiß; o ſuche mir Erdbeeren im Gebüſch,
Es fällt herab des Mondes Licht zu ſolchem Funde bequem.
Wie iſt der grüne dunkle Wald, dieß abgelegne Haus,
Wie iſt die heil'ge Einſamkeit der Liebe Bunde bequem!
Da lag ich träumend oft im Moos mit unbedeckter Bruſt,
Sie ſchien dem liſt'gen Gotte wohl zu einer Wunde bequem;
Das ſüße Gift durchglühet mich; o kühle meine Glut!
Ich leg' in deinen Schooß mein Haupt, daß ich geſunde bequem.
Und jezt möcht' ich dich feſſeln auch mit einem feſten Band:
Iſt deinem Finger dieſer Ring, der goldne runde bequem?
O welch ein traulicher Verkehr! welch wonnevoller Tauſch!
Mir iſt der Lippen Roſenmarkt und dir der Kunde bequem.

Der Jäger.

Erjagen möcht' ich deines Herzens Reh!
Wer A geſagt, der muß auch ſagen B.
Ich ſah dich Einmal, drum begreifſt du wohl,
Daß ich jezt ſtets auf deiner Färthe geh'.
Zu finden glaubt' ich einmal eine Spur
Im friſchgefallnen, glänzend weißen Schnee;
Von Sehnſucht angeſpornt, verfolgt' ich ſie —
Vom Schimmer thun mir noch die Augen weh!
Und ach zulezt, o Mißgeſchick! verlor
Sie ſich an einem tiefen tiefen See.
Und Schaden lief ich gar ein andermal,
Als durch ein ſchönes Feld ich ſprang von Klee,
Und, rohen Hummen gleich, Vernichtung trug
In eine Pflanzung von noch zartem Thee.
O daß mir doch das zarte ſcheue Wild
Gebunden brächte eine milde Fee!
Sonſt muß ich ſelbſt, zum Schatten abgehezt,
Hinunterſteigen zur Perſephone.

Bitte um Pardon.

Ich weiß, Gefangenſchaft und Hiebe
Gedacht als Strafe ſind dem Diebe;
Doch, falls die Macht der Zärtlichkeit,
Der Sporn der ungeſtümmen Liebe

Digitized by Google

Mich in dein duftiges Gemach,
Mein vielgeliebtes Mädchen! triebe,
Wenn ich ein Band, das dich geſchmückt,
Behend' dann in die Taſche ſchiebe:
Wer iſt ſo grauſam, daß er mich
Gleich in die Gaunerliſte ſchriebe,
Und mich in Ketten legen ließ',
An welchen wund die Haut ſich riebe?
Du ſichte meine Miſſethat
Nicht mit dem allerfeinſten Siebe,
Darinnen mehr von meiner Schuld,
Als nur ein einzig Körnchen bliebe!

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Eine Bewegung meiner Großmutter zog mich aus dieſer Lage, die zu romantiſch iſt, als daß du ſie wohl deinem proſaiſchen Freunde zugetraut hätteſt. Ich hob die Augen empor; die ihrigen hatten ſich geöffnet und ſtarrten mich an, aber nur die Sekunde lang, in welcher der Menſch vom Schlafen zum Wachen übergeht. Dann verklärten ſich ihre Züge zu einem Engelslächeln; ihr Kopf, ihre Geſtalt hob ſich in jugendlicher Kraft empor, ihre Arme umſchlangen mich feſt, innig, als ſollte nur der Tod ſie von mir ſcheiden, den Augenblick nachher ließ ſie mich los, ſchaute mich wieder an, und jezt traten zwei große Thränen aus den entzückten Augen hervor und rollten langſam über die ehrwürdigen Wangen herunter. „Meine Marie! meine Marie!“ rief ſie mit ſanfter Stimme, indem ihre Blicke ſich zum Himmel wandten; „ſieh, jezt iſt er in meinen Armen, der Liebling Deiner Seele und der meinige! Deine lezten Wünſche, Deine frommen Gebete ſind erfüllt; die Du vor Allem liebteſt auf Erden, ſind vereinigt, und ich werde Dir bald die Grüße des Kindes bringen, deſſen Wohl Du mir anvertraut haſt. — Friedrich,“ fuhr ſie fort, indem ſie den einen Arm wieder um meinen Hals ſchlang, „Du Ebenbild meiner Marie! wie oft betete ich: Herr, laß mich nicht von hinnen gehen, ohne daß ich ihn einmal erblickt habe! Gieb mir durch dieſe Freude Erſatz für ein langes, kummervolles Leben — ſeine Gnade hat mein Flehen erhört!“

Sprich, Kurt, wer hätte bei dieſen Lauten der innigſten, hingebendſten Liebe die Faſſung des Stoikers, oder auch nur den leiſeſten Argwohn feſthalten können? Ich wenigſtens vermochte es nicht, und ich würde mich ſchämen, hätte ich es gekonnt. Die Mutterarme, die Mutterzärtlichkeit, die ich ſo lange entbehrt hatte, winkten mir, ich fühlte mich umfangen von allen Banden verwandtſchaftlicher Anhänglichkeit und Treue, die Kälte, die mir mein Alleinſtehen gegeben hatte, fiel von mir ab, tauſend Erinnerungen wachten in mir auf, und mit der Herzlichkeit des vertrauenden Kindes legte ich mich in Thränen ausbrechend an die Bruſt meiner Großmutter und hörte nur undeutlich im Taumel der mannigfachſten Empfindungen ihre Segnungen ſich mit Cacao's Stimme vermiſchen, der jubelnd über uns rief: bon jour, bon jour, Frédéric!

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Mein lezter Brief muß dir ſeltſam vorgekommen ſeyn, Freund. Das fühle ich lebhaft, weil ich weiß, wie er gegen mein gewöhnliches, in den ruhigen Gang des Lebens eingeübtes Weſen kontraſtirte. Ich brach ab, um ſpäter die Erzählung meines Eintritts in Heitersleben zu vollenden, wenn meine Ideen mehr geregelt, meine aufgeregten Gefühle in ein ruhigeres Empfinden übergegangen wären. Aber ich ſtehe dir nicht dafür, daß dieſes Blatt dir nicht neue Beweiſe bringt, wie ich durch alles, was mich umgibt, was ich höre, ſehe, aus meinem gewohnten Kreiſe herausgeriſſen bin; daß ſogar die Luft, die mich umweht, die ländliche Ruhe und Einſamkeit, meine Beſchäftigungen und die Einrichtung unſeres Lebens fremdartig auf mich wirken und mich zu einem Daſeyn hinüberziehen, das ich bis jezt nur in ſeltenen Träumen meiner Phantaſie kannte.

Du haſt mich in der Umarmung meiner Großmutter geſehen; ſieh mich jezt ruhig an ihrer Seite ſitzend, in freundlichem Geſpräche, Hand in Hand, noch etwas taumelnd von der heftigen Bewegung, die in des Mannes Bruſt nicht ſo leicht entſteht, aber dann auch länger nachzittert, als in dem Weſen des leicht beweglichen Weibes. Frau von Elmendingen hatte ſich ſchneller gefaßt als ich, aber mir ſchien, nicht aus der eben angegebenen Urſache, ſondern weil ein großes geiſtiges Uebergewicht ihr die Kraft leiht, ſich jeder heftigen Empfindung ſchnell zu entwinden. Du weißt, wie in den meiſten Fällen nach leidenſchaftlichen Auftritten eine Art Apathie, Verlegenheit, Abſpannung entſteht, die ſelbſt dem Schönen und Guten ſeinen Reiz nimmt und eine ſchmerzliche Leere an die Stelle ſtürmiſcher Gefühle treten läßt. Mir hat immer vor ſolchen Rückſchritten in das gemeine Leben gegraut, und ich weiche deßhalb, ſo weit ich kann, jeder gewaltſamen Aufregung aus. Aber wahrlich, meine Großmutter verſteht die Kunſt, von der Höhe der Empfindung unmerklich hinwegzuleiten zu einer Wirklichkeit, die nichts von dem vermiſſen läßt, was ſo eben die Seele ergriffen hatte. Darin bewährt ſich der Werth edler Weiblichkeit, daß man ſich, abgeſehen von Aeußerlichkeiten, in ihrem Kreiſe heimiſch fühlt; daß alles Fremdartige von uns abfällt und wir beinahe, ohne es zu wiſſen, hineingezogen werden in ein zweites Leben, das ſich uns ſchnell anſchmiegt. Mir war zu Muthe, als hätte ich Frau von Elmendingen ſeit meiner Kindheit gekannt und geliebt, als ſey ich nach der

Digitized by Google

Abweſenheit weniger Tage in den Mutterſchooß zurückgekehrt, der mich groß gewiegt. Aus allem, was ſie ſagte, that, andeutete, leuchtete ein ſichtliches Zuſammenleben mit mir, mit meinem Andenken hervor; ſie hatte für mich gedacht, gehofft und gewünſcht, und ich war nun blos eingetreten in mein Eigenthum, in die ungemeſſene Liebe, die nur das Herz einer Frau in dieſem Umfange geben kann. Der Unterſchied des Alters ſogar war verſchwunden. Große Menſchenkenntniß und eine Reihe von Erfahrungen, vereint mit dem lebhaften Verlangen, Wohlbehagen und Freude zu verbreiten, müſſen ſie gelehrt haben, ſich ihren Umgebungen anzupaſſen, ohne darum der Würde etwas zu vergeben, die das erſte Attribut ihrer Jahre ſeyn muß. Sie fragte, ſie forſchte nicht; ſie ließ mich erzählen, was mir eben beifiel, ihre lieben Augen ſchauten mich mit wehmüthigem Vergnügen an und zwiſchen meine Worte ſtreute zuweilen eine Aeußerung von ihr neues Leben in unſere Unterhaltung. Was Wunder, daß ich mich zum erſtenmale an irgend ein verwandtſchaftliches Verhältniß unauflöslich gebunden fühlte; daß ich den Widerwillen vergaß, mit dem ich an die Verbindung dachte, die ſie wahrſcheinlich zwiſchen mir und der Couſine knüpfen und damit die Herrſchſucht bewähren wollte, die mein Vater ihr Schuld gab. Ja, ſelbſt Ulrikens Bild trat in den Hintergrund, und ich wußte kaum noch, daß, ſie aufzuſuchen, eine der großen Urſachen geweſen war, die mich zu der Reiſe nach der Schweiz beſtimmt hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Wir verlaſſen ſchnell dieſen Gegenſtand; man ſieht aber ſchon daraus, wie am häuslichen Frieden auch dieſes ſonderbaren Volkes ein Wurm nagt. Zum Glück iſt es an dieſer Stelle am wenigſten verwundbar; indeſſen iſt ihm auch bei Fällen, welche ſeine empfindlichſte Seite verletzen, nämlich bei Geldverluſten, ſtoiſcher Gleichmuth nachzurühmen, und man kann ſich nicht genug wundern, wie ſehr es ſeine mächtigſte Leidenſchaft zu beherrſchen weiß.

Dieß bewährten erſt kürzlich ein paar Beiſpiele, die ſich hier in Neuyork zutrugen. In der Straße Maidelane hielten zwei Brüder ein Schnittwaarenlager. Der eine verkaufte ſtückweiſe, der andere detaillirte nach der Elle, und ſie trieben ſo zwei abgeſonderte Handlungen in Einem Lokal. Einige glückliche Verkäufe hatten die Börſe des Großhändlers, der Kredit ſein Magazin auf's Neue gefüllt. Auf einmal war aber der ganze Vorrath vom Bruder Großhändler zum Bruder Detailleur übergegangen, und unverſehens gab Erſterer ſein Geſchäft auf. Die Gläubiger verlangten Geld, aber der Bankerutier hatte auch dieſes ſeinem treuen Bruder proviſoriſch geſchenkt, und nun ging er vor Gericht und ſchwor, er beſitze keinen Heller. Nach abgelegtem Eide eilte er nach Hauſe und forderte ſein Geld. „Dein Geld?" fragte der Bruder ganz ruhig; „Du mußt doch wiſſen, daß Du keines beſitzeſt, Du haſt es ja eben beſchworen." — „Nun wahrhaftig," ſagte der betrogene Betrüger, „zu Dir kann ich noch in die Schule gehen!" In der That wurde er Commis bei ſeinem Bruder, und nie hörte man ſie ſtreiten. Ein Knabe, der zufällig in den Laden getreten war, hatte den kurzen Wortwechſel behorcht, die Sache kam aus und wurde eine Woche lang zum Stadtgeſpräch, nicht etwa der Seltſamkeit wegen, außerordentlich war der Fall in keiner Beziehung, ſondern weil die beiden Brüder ſehr gut bekannt ſind und Sachen der Art lebhaften Anklang finden, weil ſie Stoff zum Selbſtſtudium geben. Wenn die Yankee's in dem, was man bei uns Prellereien nennt, excelliren, ſo behaupten die Neuyorker die unbeſtrittene Meiſterſchaft in grandioſeren Operationen.

Eine ſehr unternehmende Frau von Neu-Orleans kam nach Neuyork und machte bedeutende Geſchäfte. Sie machte Neuyork zu ihrem Entrepot, bezog Waaren aus Frankreich und Braſilien und ſpedirte Frachten nach dieſen Ländern. Dabei kam ſie in Verbindung mit den erſten Häuſern in Neuyork und knüpfte ein beſonders inniges Freundſchaftsverhältniß mit dem reichen, und folglich nach dem Landesausdruck hochverehrlichen, Herrn N. in dieſer Stadt. Dieſer Freund übernahm die Leitung ihrer Geſchäfte in Neuyork, ſie aber begab ſich nach Rio-Janeiro, wo ſie ein großes Etabliſſement perſönlich leitete. Das Glück überſchüttete ſie mit ſeinen Gaben, und der zuſtrömende Reichthum knüpfte ihre Freundſchaft mit Herrn N. nur noch enger; ſie ſchrieben ſich die zärtlichſten Briefe, die Dame ſtand aus der Ferne bei allen ſeinen Enkeln zu Gevatter und machte ihnen die koſtbarſten Geſchenke. Da zog eines Tags Don Pedro von Braſilien ab, und der große Luxus, der an ſeinem Hofe geherrſcht, erloſch mit einem Male. Dieß bewirkte ſchon eine merkliche Stockung im Handel; die Unruhen, die folgten, zogen aber zahlreiche Falliten nach ſich, bei welchen unſere Dame immer ſo ſchlecht wegkam, daß ſie am Ende befürchten mußte, ſich ſelbſt nicht mehr halten zu können. Als nun vollends ihre Kreditoren aus Frankreich auf baar Geld drangen, hielt ſie für rathſam, ſich zurückzuziehen. Sie verkaufte ſchnell ihre Ländereien, Sklaven und Vorräthe, machte zu Geld, was ſie konnte, brachte auf dieſe Weiſe noch fünfzigtauſend Dollars zuſammen und ſandte dieſelben ohne nähere Beſtimmung ihrem vortrefflichen Freund; ſie trug ihm nur auf, alle Waaren, die noch für ihre Rechnung

Digitized by Google

ankämen, um jeden Preis zu verkaufen. Bald darauf langte ſie ſelbſt in Neuyork an; faſt mit ihr zugleich war aber auch ein Bevollmächtigter aus Frankreich eingetroffen, der, wohlunterrichtet von ihren Anſtalten, die Forderungen dortiger Handlungshäuſer geltend machen wollte. Die Dame leiſtete den Eid des Unvermögens und ging zu Herrn N., um ihr Geld zu holen, ſich mit den Trümmern ihres Reichthums nach Frankreich einzuſchiffen und das Leben dort in Ruhe zu genießen. Aber Herr N. ſprach, er könne wohl kaum mehr als zwanzigtauſend Dollars und dieſe vermuthlich nicht vor drei Monaten zahlen. Warum? wie ſo? — weil er nicht *könne*. Nach drei Monaten kam die Dame wieder, da hieß es: zehntauſend in vierzig Tagen. Als dieſer Termin vorbei war, verſprach N. viertauſend die nächſte Woche. Dieſe Friſten bedurfte er wahrſcheinlich, um ſich über den Stand der Dinge genau zu unterrichten; denn als der Termin verſtrichen war, erklärte der hochverehrliche Herr geradezu, er könne durchaus Nichts geben. Die beſtürzte Frau, der kaum noch ſo viel übrig blieb, um das Koſtgeld der verfloſſenen Monate zu bezahlen, flehte faſt auf den Knieen um Erbarmen, doch der hochherzige Freund blieb unerſchüttert: er müſſe für ſeine Familie ſorgen und könne nichts geben. Dieſe Geſchichte habe ich aus dem Munde der Dame ſelbſt; ſie erzählte ſie mit der größten Bonhommie, ganz leidenſchaftslos, und ſchloß: „Ich könnte ihn wohl zwingen, fünfzigtauſend Dollars und mehr zu zahlen, denn die Beweiſe des Empfangs ſind unwiderlegbar und ſein ungeheures Vermögen kann er nicht verbergen; allein was hätte ich davon? meine Kreditoren würden nach dem Gelde greifen, und ich käme mit ihrem dummen Geſchwöre auf ihre alte Bibel noch — weiß Gott wohin! — Ah, les pédans!“ An dieſen Worten erkannte ich das franzöſiſche Blut, das noch in den Adern der Dame von Neu-Orleans floß und zuweilen das zugemengte, ſchwerere überſprudelte. Sie war aufrichtig überzeugt, nicht ſchlecht gehandelt zu haben, und hatte ſich bereits in ihr Schickſal ergeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Auguſt.

Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften.

Die zweite *allgemeine* Sitzung der hieſigen kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, welche im April ſtattfand und an der ein großer Theil der hier anweſenden Ehrenmitglieder und Korreſpondenten, ſo wie viele Fremde Theil nahmen, wurde von dem beſtändigen Sekretär, Staatsrath Fuß, mit einer kurzen Ueberſicht der Arbeiten der Akademie in den Monaten Jannar und Februar dieſes Jahres eröffnet. Der Präſident hatte der Akademie den Wunſch des Miniſters des Innern mitgetheilt, zum Behuf einer herauszugebenden vollſtändigen Statiſtik St. Petersburgs möglichſt genaue, aus einer Reihe mehrjähriger Beobachtungen hergeleitete Data über die klimatiſchen Verhältniſſe der Reſidenz zu erhalten. Der Akademiker Gräfe hatte über den Empfang und den numeriſchen Beſtand des der Akademie auf allerhöchſten Befehl zugefallenen Antheils an der Warſchauer Münzſammlung berichtet. Durch denſelben iſt die Abtheilung der neuern Münzen um 69 goldene, 265 ſilberne, 4 bronzene und 2 eiſerne vermehrt, die der antiken Münzen aber um 1828 ſilberne und 1614 bronzene bereichert worden. Die Akademie war benachrichtigt worden, daß der wegen ſeiner botaniſchen Forſchungen in Braſilien bekannte Herr Beyrich eine abermalige Reiſe nach Amerika beabſichtige, um in deſſen undeſuchtern Gegenden, namentlich in Nord- und Südkarolina, Florida, Louiſiana und Kalifornien, zu botaniſiren. Unterſtützt und beſchützt von der preußiſchen Regierung, hoffe er, dieſe Reiſe vermittelſt Aktien zu vollführen, die er zu 100 preußiſchen Thalern das Stück austheilt und wogegen er ſich verpflichtet, dem Aktionärs jährlich wenigſtens 1200 wohlerhaltene Gewächſe zu liefern. Da nun das botaniſche Muſeum der Akademie aus jenen Ländern gar keine Pflanzen beſitzt, ſo hatte die Konferenz eine ſolche Aktie genommen. Von dem Civilgouverneur in Archangel war der Akademie eine Kiſte mit Proben zweier Fiſchgattungen des weißen Meers überſandt worden, nämlich des *Skat* (Raja clavata) und des *Kerischak* (Cottus scorpius), zugleich mit der Beſchreibung dieſer beiden, ſo wie auch einer dritten Gattung, ruſſiſch *Palja* (Salmo Wimba ?). Hierauf las Akademiker Parrot eine Abhandlung über die von ihm geſammelten und unterſuchten foſſilen Knochen von den Ufern des Burthnekſees im Wolmarſchen Kreiſe des Gouvernements Livland, und zeigte ſehr ſorgfältig gemachte Zeichnungen mehrerer dieſer Foſſilien, ſo wie einen Plan des Sees Burthnek vor. Der Akademiker Hamel theilte der Verſammlung mehrere Verſuche mit, die an Meteoreiſenmaſſen angeſtellt werden und aus denen ſich ein Criterium zu ergeben ſcheint, durch welches man das Meteoreiſen erkennen dürfte. Er ſchlug vor, an der Pallasſchen Eiſenmaſſe dieſe Verſuche zu wiederholen, um auszumitteln, ob ſie wirklich meteoriſchen Urſprungs ſey. Sie müßte zu dieſem Zwecke in zwei Hälften geſchnitten werden, um den innern Theil oder Kern kennen zu lernen, der vielleicht nicht zellig, ſondern derb iſt. Der beſtändige Sekretär theilte ein Schreiben des Korreſpondenten der Akademie, Berghauptmanns Spaßkl, mit: über die am Fluſſe Konduja an der chineſiſchen Grenze gelegenen Ruinen, den wahrſcheinlichen Fundort des bereits in einem frühern Berichte vom Referenten erwähnten, intereſſanten Denkmals aus der älteſten Zeit der Mongolenherrſchaft, nebſt Planen und Zeichnungen, verſchiedene, in jenen Ruinen gefundene Alterthümer darſtellend, worauf Akademiker Schmidt einen ausführlichen Bericht über die auf jenem Denkmal befindliche Inſchrift verlas. Ein Facſimile derſelben, nebſt einer ruſſiſchen und deutſchen Ueberſetzung davon wurde unter die Anweſenden vertheilt. Die Inſchrift lautet wörtlich folgendermaßen: „Von Tſchinggis-Chan, als er, nach Unterwerfung des Sartaghol'ſchen Volkes, zurückgekehrt war und aller mongoliſchen Völkerſtämme von frühen Zeiten her herrſchendem Groll ein vollſtändiges Ende gemacht hatte, den ſämmtlichen dreihundert-fünf-und-dreißig Elgé (Dämonen) des ...... als Bannung.“ Das fehlende Wort hat noch nicht entziffert werden können. — Dr. Bunge, der als Naturforſcher von Seiten der Akademie der ruſſiſchen geiſtlichen Miſſion beigegeben war, die im Jahre 1830 nach China abging, und der im Sommer 1832 den Altai bereiste, las einen vorläufigen Bericht über den erſten Theil ſeiner Reiſe.*)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Wir haben daraus bereits ein Bruchſtück in Nr. 210 d. J. gegeben. D. R.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. September 1833.

Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Schiller.
Wilhelm Tell.

Das Winzerfeſt in Vevay.

Erſter Brief.

Kein Land in Europa bot am 8ten Auguſt 1833 einen ſo großen Gegenſatz dar, als die Schweiz. Am Rheine bei Baſel der Bürgerkrieg mit ſeinen Schrecken, Verwüſtung, Brand und Mord — am Genferſee Tanz, Luſt, Blumen, Jubeltöne und Entzücken; dort Kanonendonner, Schmerz- und Todesruf — hier das Krachen luſtiger Böller zwiſchen Freudenruf, Geſang, Saitenſpiel und der Wellen ſüßem Geliſpel; dort Ströme von Bürgerblut — hier Ströme von golden perlendem Wein; dort die ſchlangenhaarigen Eumeniden — hier Pales, Ceres und Bacchus, die Segen und Freude ſpendenden Götter, mit den goldenen Locken, durchflochten mit Aehren, Blüthen und Reben.

Ich gehöre von Jugend auf zu denen, die ſich wenig von dem verſprechen, was lang vorbereitet, beredet, abgehandelt, nach Länge und Breite gemeſſen und berechnet iſt; und wenn gar darüber poſaunt und in Zeitungen trompetet wird, ſo habe ich entſchiedenen Widerwillen davor. Ich liebe alles Schnellentſtehende, in hellen Kryſtallen Anſchießende, ich liebe die Ideen und Handlungen, die auf einmal ganz fertig und gerüſtet aus dem Gehirn hervortreten. Mußte mir da das Winzerfeſt in Vevay nicht herzlich fatal ſeyn? Denn ſeit drei Monaten wurde in Genf und bei meinen Waadländiſchen Freunden faſt von nichts anderem geredet. So war es denn drauf und dran, daß ich nicht hingegangen wäre, zumal mir ein Biſchen Eitelkeit zuflüſterte: dem, der die prächtigſten und großartigſten Feſte in Rußland, dem, der die ſchönſten Volksfeſte in Genzeno, Rom, Palermo, Neapel, Venedig, Wien und München geſehen, könne ein ſo kleines Feſt unmöglich munden und zuſagen; ja, ich leugne es nicht, dieſe Gedanken gingen mir bis zum Beginnen des Feſtes nach und hingen ſich wie dicke, ſchwarze Horniſſen an meine ſonſtige Lebens- und Feſtesluſt; ja, es half gegen dieſe Thiere nur wenig, daß ich mir mehrmals wiederholte, das Schöne in Natur und Kunſt ſey ja an keinen Breitengrad, an kein Land gebunden, ſondern ſey die freie Tochter des freien Geiſtes; in lichten Augenblicken geſtand ich mir ſogar, der obere Theil des Genferſees ſey doch ein Feſttheater, wie es wenige auf Erden gebe. Lezteres mag wirklich der Hauptgrund ſeyn, warum ich hinging. Im Hintergrund dieſes Hauptgrundes lag auch noch ein Scheingrund, der nämlich, daß mir meine Frau oft mit nicht geringem Genügen erzählte, ſie habe am lezten Feſt (1819) eine, aufblühenden Mädchen ſehr ſchmeichelhafte Stelle dabei einnehmen ſollen. Nach der Ankündigung ſah ich in dem Feſt nichts als eine coagulirte Trilogie, zuſammengeſezt aus den antiken Palilien, Cerealien und

Digitized by Google

Bachanalien, darauf gepflanzt der hebräiſche Mythus von Noah und ſeinem Weinbau; ferner das Mittelalter, das Siècle de Louis XV. und die neueſte Zeit, ein bizarrer Plumpudding, bereitet von Leuten ohne Kenntniß der Antike und ohne Schönheitsſinn. So dachte ich, ſo denke ich aber nicht mehr.

Am 4ten und 5ten Auguſt ſtand es auf einmal ſehr ſchlecht mit dem ſo lang beſprochenen und vorbereiteten Feſt. Die drohenden Nachrichten von Küßnacht und von Baſel machten ſelbſt die heitern Waadländer bedenklich; die Truppen hatten Befehl zum Abmarſch erhalten, vielen Familien in Vevay und aus der Umgegend ſtand deßhalb Trennung von ihren Lieben bevor, vielleicht Scheiden für immer; es war alſo mit dem Feſt, wie man eine Hand umwendet. Endlich gewann aber das unverwüſtliche Element in dem waadländiſchen Charakter, Lebensluſt und Frohſinn, das Uebergewicht, alle Schwierigkeiten wurden geebnet und beſiegt, und das Feſt von Neuem corroborirt quand même, allen ſchweizeriſchen Wirren zum Trotz. Die Wehrpflichtigen ſollten unmittelbar nach dem Feſt in der Nacht auf Eilwagen zu ihren Bataillonen ſtoßen, die einſtweilen mit der Artillerie vorausgegangen waren.

Wer die ſüdweſtliche Schweiz bereist hat, weiß, daß im Julius und Auguſt ſo viele Tauſende von Fremden von allen Seiten in Genf zuſammentreffen, daß es ein Glück iſt, in den ſechs großen Hotels und in den zehn Gaſthöfen ein Winkelchen zu bekommen. Dieſes Zuſtrömen war ſeit ungefähr ſechs Tagen noch viel größer geworden denn je, und daran war das Winzerfeſt in Vevay ſchuld. Die nahen Bäder von Aix wurden leer, das Chamounythal ſtand verwaist wie Grindelwald, Lauterbrunn und Haßlythal, ja ſogar auf dem jezt Mode gewordenen Faulhorn wandelte kein Fuß mehr, ſo daß Guides und Mauleſeler auf dreißig Meilen in der Runde ſehr übler Laune waren. Wagen drängten ſich an Wagen in den Gaſſen, Straßen und auf den Plätzen, und da in der Stadt ſelbſt kein Unterkommen mehr zu finden war, ſo mußte man es in den benachbarten Ortſchaften ſuchen. Früher bemerkte man doch leicht Polen und Italiener in lauten, vielbeweglichen, deklamirenden und banthirenden Gruppen vor den Kaffeehäuſern, jezt wurden ſie alle übertönt, überſtäubt, eclabouſſirt, und die Poſtillone, dieſe unermüdlichen Mouvementsleute, klatſchten nun noch lauter als dieſe Herrn. Wie es am 6ten Auguſt entſchieden war, daß das Vevayfeſt troz aller Hinderniſſe Statt haben würde, ſezten ſich viele zu Roß, Wagen und Dampfboot dahin in Bewegung, um keine Zeit zu verſäumen, wenn dort noch — freilich für ſchweres Geld — Unterkommen zu finden wäre. Die dickſte Maſſe konnte aber erſt am 7ten, alſo am Vorabend des Feſtes, von Haus, Hof und Geſchäft loskommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſezung.)

Die Großmutter hatte ſeit den erſten Minuten keinen der Namen mehr genannt, die eine ſchmerzliche Erinnerung in uns erregen konnten; eben ſo wenig war Paulinens erwähnt worden. Nur als ſie von ihrer gegenwärtigen Lage ſprach, ſagte ſie: „Ich habe alles um mich zu verſammeln geſucht, was die Entbehrungen des Alters nicht nur erträglich, ſondern leicht machen kann; daß Du einen der erſten Plätze unter dieſen Dingen behaupteſt, mein Sohn, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen. Ja, Du mußt fühlen, daß Du, als derjenige Gegenſtand, um den meine Sorge am ängſtlichſten war, auch der Vorgezogene ſeyn mußteſt. Alles, was Du hier ſehen wirſt, Menſchen, Pflanzen, Thiere, lebendige und lebloſe Dinge — ich zog ſie an mich, damit ich die Stürme meines Lebens, die meine Vergangenheit vielfach getrübt haben, damit ich die Schlechtigkeit und Undankbarkeit unter Wohlthun vergeſſen möchte; aber bei allem, was ich in meine Nähe zu bringen ſuchte, ſtand Dein Bild vor mir, und ich that es mit Rückſicht auf Dich.“ Bei dieſen Worten trat zum erſtenmale wieder etwas von dem vor mein Gedächtniß, was ich an der Thüre gelaſſen zu haben glaubte, und es konnte in dieſem Augenblicke die Stimme, ſo lieblich auch der Laut ſeyn mochte, keinen angenehmen Eindruck machen, die irgendwo über uns „Großmutter!“ rief. „Hier mein Kind!“ antwortete Frau von Elmendingen. Eine Thüre in der Vertiefung des Zimmers, die ich nicht bemerkt hatte, öffnete ſich und es ſchlüpfte eine leichte, kleine Geſtalt herein, ähnlicher einem Kinde, als einer erwachſenen Jungfrau. Das iſt ſie! flüſterte mein Dämon, und hätte ſie Cythereens Reize alle beſeſſen, ſo würde ſich in der nämlichen Minute mein Herz mit Unwillen von ihr abgewendet haben. Eine aufgedrungene Frau, ein zuſammengeſchraubtes eheliches Verhältniß . . . Nein, Kurt, und wäre auch meine Neigung und mein Wort nicht gebunden, niemals würde ich mir von irgend Jemanden in der Welt das Weſen aufreden laſſen, das in der allerinnigſten Verbindung mit mir leben ſoll. Doch habe ich mir ſelbſt das Wort gegeben, mich in der Schilderung von meiner Couſine Perſönlichkeit nicht durch meine heimliche Abneigung leiten zu laſſen. Du ſollſt genau erfahren, wie und was ſie iſt, und wenn ihr auch im Bild nicht geſchmeichelt werden ſoll, ſo erhält es dadurch einen Vorzug vor vielen andern, mit Pinſel und Feder gezeichneten, hinter denen das Original oft ſo abſtoßend zurückbleibt.

Paulinens Erſcheinung hatte nichts Auffallendes, noch beſonders Anziehendes. Mit der ganzen Lebendigkeit ihres Alters hatte ſie die Thüre aufgeriſſen. Der Anblick eines Fremden milderte die Raſchheit ihrer Bewegungen, und die Gewißheit, wer ich ſey, die ihr ohne Zweifel aus der

Digitized by Google

vertraulichen Stellung mit der Großmutter hervorging, brachte ſie zu tiefem Erröthen. Dieſe Farbe der Schaam oder der Schüchternheit, die mir auf andern weiblichen Geſichtern ſo lieblich ſcheint, war mir hier widrig. Sezte ſie nicht voraus, daß ſie ſich zu meiner Perſon eine andere Beziehung denke, als die des nahen Verwandten? Wäre es nicht natürlicher geweſen, wenn ſie mich ganz unbefangen gegrüßt hätte? Ich muß jedoch geſtehen, daß ſie dieß ſogleich that, als die Großmutter ihr mit der ganz eigenen Anmuth, welche dieſe Frau beſizt, geſagt hatte: „Komm, Pauline, theile meine Freude, heiße den Bruder willkommen, den ich Dir verſprochen habe!“ Wie es kam, weiß ich nicht, aber jede Verlegenheit war bei dieſer Benennung aus des Mädchens Geſichte weggewiſcht. Sie warf ſich mit heiterer, kindlicher Liebe in die Arme der alten Frau, und ſich dann, immer noch an ſie geſchmiegt, umwendend, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand bot: „Ich hoffe nicht, daß der neue Bruder mir die Liebe der Mutter entwenden werde, und auf dieſe Bedingung hin, lieber Vetter, ſeyen Sie meiner ſchweſterlichen Freundſchaft gewiß.“ Das kam mir nun viel zu künſtlich in dem Munde eines Landmädchens vor, und das muthwillige Lächeln, mit welchem die Worte begleitet wurden, vermochte ihnen keinen beſſern Eingang bei mir zu verſchaffen. Auch hatte ich, ohne eigentlich zu wiſſen warum, erwartet, ſie würde mich Friedrich und Du heißen, wie dieß unter Geſchwiſterkindern hier zu Lande gebräuchlich iſt. War es nicht eine ſeltſame Affektation, daß ſie dieſes nicht that? daß ſie überhaupt nur diejenige Notiz von mir nahm, welche die Höflichkeit und ihr Amt als Hauswirthin ihr gebot?

Ich habe nach einer kleinen Unterbrechung dieſe Zeilen wieder geleſen und fürchte, du wirſt mich närriſch finden. Was geht es mich an, ob ſie mich Du nennen will und wie ſie ſich gegen mich benimmt? Habe ich doch weder Anſprüche an ſie zu machen, noch irgend einen Wunſch, der ſie beträfe. Doch mag, weil ich eben von ihr ſprach, ihr Bild hier gezeichnet ſtehen, damit ich mich dann für's Erſte nicht mehr mit ihr zu beſchäftigen habe und du doch dein Verlangen erfüllt ſeheſt: Alles zu kennen, was mich umgibt, Alles zu wiſſen, was mich angeht. Pauline von Elmendingen iſt weit entfernt, ſchön zu ſeyn, und ich begreife nicht, wie L . . ., der ein ſo feiner Kenner weiblicher Vorzüge iſt, als wir mit ihm zuſammentrafen, ein ſolches Aufheben von ihr machen konnte. An Größe unter dem Mittelſchlag, hat ihre Figur freilich etwas Gewandtes, das man ſonſt nur an Franzöſinnen ſieht; ſie dreht ſich zehnmal in einem Athem um, bringt die verſchiedenartigſten Dinge in einer Minute zuſammen, ohne daß man viel Beſchwerde davon hätte, aber dieſe Beweglichkeit, dieſes lebendige Weſen, das in ihrem Geiſte wie in ihrem Körper herrſcht, war mir jederzeit ſtörend, wo ich daſſelbe auch traf. Sie ſcheint davon eine Ahnung zu haben, denn mit mir iſt ſie ernſt und förmlich, nie über die Schranken ſchreitend, die ſie ſich ſelbſt geſezt haben mag, und wenn ſie in dieſer Minute durch Hof und Garten gelaufen iſt, mit jedem Arbeiter geſprochen, jedes Thier geliebkoſt hat, wenn ſie in der nächſten zur Thüre herein tobt, ſich auf das Fußbänkchen der Großmutter niederwirft und ſich an ihre Knie ſchmiegt, wenn dann Ali und der kleine Cacao herbeikommen, der eine den Kopf auf ihren Schooß legt, der andere auf ihre Schulter ſizt und jeder ſeinen Theil Freundlichkeiten empfangen hat, und ich trete hinzu, weil mich das Schauſpiel, wider meinen Willen, momentan anzieht, ſo iſt die Gruppe ſchnell zerriſſen, ſie ſteht vor mir, wie wenn ſie ſo eben aus der Penſion zurückgekehrt wäre, beantwortet geſezt und umſichtig jede meiner Fragen, und es fehlt nichts, als daß ſie zu jedem Worte einen Knix und ein oui, mon cousin, hinzufügte, um die leibhaftige Lady Senſée aus Madame Beaumont vorzuſtellen. Doch damit bin ich aus meiner Malerei herausgekommen. Paulinens Haut iſt ganz brünett, ihr Haar, das ihr zuweilen etwas wild um den Kopf fliegt, rabenſchwarz: ihre Augen ſind ſehr lebhaft. ſo wie denn ihre Geſichtszüge durchaus nichts Unangenehmes haben, wenn man ausnimmt, daß ſie das Bild ihrer Seele ſind und mithin in jeder Minute den Ausdruck wechſeln. Was aber wahrhaft als niedlich zu preiſen iſt, und was ich ſelbſt als ausgezeichnet ſchön anerkennen muß, das iſt Fuß und Hand; faſt möchte ich indeſſen glauben, daß ſie dieſe Vorzüge genau kennt und ſie zeigen will, denn ſie iſt mit einem oder dem andern, oft mit beiden in ſteter Bewegung, und zwar auf eine Weiſe, die ſie auf das Vortheilhafteſte erſcheinen laſſen.

Daß ich dieſe Bemerkungen nicht alle in der erſten Stunde machte, wirſt du mir wohl glauben; ich bin damit meiner Erzählung um Vieles vorangeeilt und habe dich immer noch in dem Treibhauſe zurückgehalten, aus dem wir doch ſchon lange in die obern Gemächer emporgeſtiegen ſind. Das Zimmer meiner Großmutter liegt dicht über dem erſtern; es iſt mit einem großen Alkoven verſehen und ganz in dem nämlichen Sinne ausgeziert, wie Alles, was ich noch geſehen hatte. Nichts von Pracht, keine Ueberladung, Alles im reinſten, edelſten Styl. Zwei Seitenthüren führen, eine in das Treibhaus, wo Frau von Elmendingen ſich im Winter einen großen Theil des Tages aufhält, die andere in die Bibliothek, die dicht an dem Schlafzimmer liegt und Alles in ſich faßt, was von neuen und alten Werken, von Kupferſtichen und Karten einer gebildeten Frau Vergnügen gewähren kann. In dieſem Zimmer, das in der Mitte der Hauptfaçade liegt, gehen die Fenſter bis auf den Boden und ſind nur auf den Winter mit einer Brüſtung verſehen; der ganzen Breite nach aber iſt eine Altane angebracht, die einen großen Theil der Gegend beherrſcht und von welcher man

Digitized by Google

in der beſſern Jahrszeit eine entzückende Ausſicht haben muß. Mich geleitete am Abend meine Großmutter in das mir beſtimmte Gemach, das gerade über der Bibliothek ſich befindet. Die freundliche „gute Nacht,“ welche ſie mir bot, ſchlug alle bittern Gefühle gewaltſam nieder, die, meinem eigenen Herzen zum Troz, dann und wann in mir aufſteigen wollten; noch mehr that dieſes ein Papier, das ſie beim Abſchiede mit den Worten in meine Hände legte: „Es war der beſtimmte Wille eines Sterbenden, Friedrich, daß Du dieſes Blatt an dem erſten Tage unſerer Vereinigung empfangen ſollteſt. Laß meinem Herzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß Du glaubſt, es wäre außerdem von dieſer Sache nie die Rede zwiſchen Dir und mir geweſen.“ Was der Brief enthielt, ſollſt du in meinem nächſten erfahren, da dieſer bereits zu einer ungebührlichen Länge angewachſen iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Auguſt.

(Fortſezung.)

Sizung der Akademie der Wiſſenſchaften.

Nachdem hierauf der beſtändige Sekretär der Verſammlung vier neue Lieferungen der Denkſchriften der Akademie, ſo wie mehrere für ſelbige eingegangene Geſchenke vorgelegt hatte, überreichte der wirkliche Geheimerath von Olenin, Ehrenmitglied der Geſellſchaft, die von ihm herausgegebene „Beſchreibung ruſſiſcher Alterthümer, nebſt Nachrichten über verſchiedene alte großfürſtliche und Zariſche Schmuckſachen, die im Jahre 1822 in der Nähe des Dorfes Alt-Rjäſan aufgefunden worden,“ mit einem Atlas Abbildungen in Folio. Im Kreiſe Spask des Gouvernements Rjäſan, etwa 50 Werſt von der heutigen Stadt Rjäſan, befindet ſich unweit des Dorfes Alt-Rjäſan ein mit einem alten Erdwall umgebener Plaz, über welchen die große, nach der Stadt Saposhok führende Straße geht. Am 6ten Juni 1822 waren die Bauern des genannten Dorfes dort mit der Ausbeſſerung der Straße beſchäftigt, wobei einem von ihnen die Aufräumung des Abhanges, wo ein Graben gezogen werden ſollte, übertragen wurde. Indem dieſer mit ſeinem Hakenpfluge die Erde etwa eine Elle tief aufwühlte, ſtieß er auf einige goldene, mit Edelſteinen und Perlen bedeckte Gegenſtände. Sein Sohn fand ebenfalls dergleichen Koſtbarkeiten. Sie befanden ſich ſämmtlich in einem faſt ganz vermoderten ledernen Beutel. Das Gewicht dieſer, im feinſten Golde gearbeiteten Kleinodien, mit den Edelſteinen, beträgt nicht ganz ſechs Pfund. Der hochſelige Kaiſer Alexander, dem dieſer Schmuck von dem dortigen Generalgouverneur zugeſandt worden war, trug Herrn von Olenin auf, denſelben zu unterſuchen und die Frage: wozu er gedient und wem er gehört habe, wo möglich zu beantworten. Zugleich erging der Befehl, dieſe Gegenſtände zu taxiren. Die Goldarbeiter erklärten, der Werth derſelben würde bei weitem 10.000 Rubel überſteigen, wenn die Edelſteine nach der jezigen Art geſchliffen wären. Auf dieſen Bericht befahl der Kaiſer Alexander, den Bauern die eben genannte Summe auszuzahlen. Die gefundenen Kleinodien beſtanden: in kleinen in Gold gefaßten Kreuzchen von Jaspis, zum Tragen auf der Bruſt, in großen goldenen Rockknöpfen in Filigranarbeit, in Frauenringen mit koſtbaren Steinen, in verſchiedenen Spangen, Armbändern und andrem, wahrſcheinlich zum Tragen an Ohrringen und Ketten beſtimmt geweſenem Schmuck; unter andern auch in einer großen Anzahl vergoldeter Silberbleche, welche unſere Voreltern an ihren ſtoffenen oder ſammetnen Gewändern zu tragen pflegten. Außer dieſen bekannten Beſtandtheilen des Geſchmeides der Ruſſen in frühern Zeiten fand man auch dreizehn große, runde Goldbleche, reich mit Edelſteinen und Perlen beſezt; einige davon waren mit Heiligenbildern auf Email, in byzantiniſchem Geſchmack gemalt, verziert. Die fehlerhaften griechiſchen, halb ruſſiſchen Inſchriften dieſer Heiligenbilder beweiſen, daß ſie das Werk ruſſiſcher Meiſter ſind, wie aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſe ganze Sammlung. Vor allen zeichnen ſich beſonders zwei ſehr große Doppelbleche aus, die auf beiden Seiten mit großen Edelſteinen beſezt ſind. Sie wurden wahrſcheinlich mittelſt Bändern oder Kettchen an den Theil des feſtlichen Ornats gehängt, welcher wie ein herabfallender Kragen über die Schultern geworfen wurde, wie auch die kleinern, ebenfalls mit Heiligenbildern auf Email verſehenen Bleche; andere waren blos mit Edelſteinen beſezt, und zwar nur auf der einen Seite, indem die andere mit glattem Goldblech belegt war. Alle Edelſteine ſind platt polirt, ohne Facetten, was, ſo wie die Malerei auf Email, von dem Alterthume der Kleinodien zeugt. Die Steine ſizen in goldenen Särgen, welch leztere mittelſt goldenen Filigrans an den Blechen befeſtigt ſind, ſo wie die zwölf Edelſteine auf dem Bruſtbilde der iſraelitiſchen Hohenprieſter.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 209:
Nadel. Adel.

Logogriphiſches Netz.

Eine neue Spinne ſpinnt
Faſt mit vollem Alphabet,
Nur, wie fein ſie's auch beginnt,
Nie mit i, u, x, y, z.

Doch mit a ſpinnt ſie ein Land,
Wo man unter Wüſtenei'n
Sieht von Pflanzen allerhand,
Was ſie ſpinnt mit b, gedeih'n.

c gibt gar ein ſtattlich Vieh.
d iſt Fluß und Grund zur Wahl.
e nur Wüſte, f o! wie
Warm! und eine Stadt zumal.

g frißt Kinder auf zur Stell',
h iſt Vaters Bruder dir,
k ein Färbeſtoff, in l
Glänzt der ganze Himmel mir.

m ein Türke, n ein Stein,
p ein Augen- und Ohrenſchmaus.
r, du mußt, wie ich, dort ſeyn;
s ſchenkt Ströme Lichtes aus.

t regiert mit Hülfe noch,
v ziert manches Angeſicht;
w vermied' ich gern, jedoch
Bleibt's auf Erden uns ja nicht!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. September 1833.

Die Wunde des Gewiſſens wird keine Narbe, und die Zeit heilt ſie nicht mit ihrem Flügel, ſondern hält ſie offen mit ihrer Senſe.

Jean Paul.

Das Landhaus der Grofsmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Frau von Elmendingen hatte kaum die Thüre hinter ſich geſchloſſen, als ich das Siegel des Papiers löste, das ohne Aufſchrift ſich in meiner Hand befand. Die Züge meines Vaters lagen vor meinem Blicke und gaben mir ein Gefühl, als ſpreche ſeine Stimme aus der Ewigkeit zu mir herüber. Lies ſeine Worte, Kurt, und du wirſt mit empfinden, was meine Seele beſtürmte.

„Ich fühle die kalte Hand des Todes an meinem Herzen, mein Sohn, und mein Gewiſſen drängt mich, eine der größten Ungerechtigkeiten meines Lebens noch gut zu machen, ehe ich in jenes unergründliche Daseyn hinüber trete, das erſt jezt anfängt, ſich als ein beſtimmtes Etwas vor meinem innern Sinne zu geſtalten. Leidenſchaft, gereizte Empfindlichkeit über geleiſteten Widerſtand gegen frühere Wünſche, vielleicht auch andere Schatten meines Gemüthes, das in ſeiner erſten Entwicklung irre geleitet wurde, haben mich, ich fühle es tief in dieſer ernſten Stunde, gegen eine Frau ungerecht gemacht, die, ſo weit ich in meiner Befangenheit es beurtheilen kann, eine der Edlen ihres Geſchlechtes iſt, und ich erkenne es jezt als meine Pflicht, dir den Irrthum über den Charakter deiner Großmutter zu benehmen, den ich durch meine Mittheilungen, durch meine, von ſtürmiſcher Heftigkeit veranlaßten Klagen bei dir hervorgebracht habe. Das Erröthen hierüber vor meines Kindes Augen iſt meine ſchwerſte Strafe, und es muß mir darum erlaubt ſeyn, dir in wenigen Worten mein Geſtändniß abzulegen.

„Als ich Marie von Elmendingen kennen lernte, war ich ein junger, raſcher Burſche, der ſich einbildete, die Pforten des Himmels ſtürmen zu können. Die ſanfte Schönheit deiner Mutter zog mich an, wie denn die Liebe überall gern das Heterogene zuſammenführt. Marie ſchien meine Gefühle zu erwidern; aber ich hatte flott gelebt, hatte kein Vermögen mehr und wenig Ausſicht zu einer Anſtellung, da ich überhaupt das gemeine Taglöhnerleben nicht liebte. Die Alte konnte mich nicht leiden: ſie wies mich ab, und dieß Hinderniß entflammte mein Wohlgefallen zur Leidenſchaft. Marie mußte nun mein werden, es koſte was es wolle. Ich gebrauchte alle Künſte, die mir zu Gebote ſtanden, ihr Herz an mich zu reißen, und es gelang mir. Der Tochter Bitten, ihre Verzweiflung, ihr Hinſchwinden, als dieſe nichts halfen, zwang die Mutter endlich, zu dem verſchmähten Ehebündniſſe die Hand zu leihen. Ich habe oft gefühlt, daß ſie Recht hatte, als ſie ſich weigerte, zwei ſo verſchiedene Naturen

Digitized by Google

zuſammenzuknüpfen: aber ich haßte ſie dennoch mein Lebenlang dafür, daß ſie es gethan hatte. Deine Mutter war nicht glücklich — ich war es auch nicht. Ich wollte ſie und ihre Liebe allein beſitzen, ich konnte es nicht leiden, daß ſie mit den Banden der Gewohnheit und der Anhänglichkeit an ihre Familie ſo innig gefeſſelt blieb, daß ihr dieſe in vielen Augenblicken mehr war, als ich mit meiner glühenden Leidenſchaft. Du wirſt einſt heirathen, Friedrich, und wirſt vielleicht auch fühlen, wie es einem Manne zu Muthe iſt, der mit der ganzen Heftigkeit heißer Gefühle ein Weib umfaßt, wenn dieſes dann ſich nicht ablöſen kann von den bisher beſtandenen Verhältniſſen, die bei jedem Gewitterſchauer in der Ehe ſich ihrer Erinnerung reizender und wünſchenswerther darſtellen, während der Mann und ſein Begehren ſich in dem aufgeregten Gemüthe zur widrigen Larve geſtalten. Ich mußte dieſem Druck um jeden Preis entgehen, und führte Marie, ehe du nach geboren warſt, weit genug hinweg, um hoffen zu dürfen, daß mich die Anziehungskraft nicht fühlbar erreichen würde, die mein Leben vergiftet hatte. — Ich hatte mich verrechnet! Frau von Elmendingen zwar, ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, hatte die Trennung mit männlichem Muthe getragen, und ich mußte mich damals, wie ſeitdem, überzeugen, daß ſie Marien von der Minute an verloren gegeben hatte, in welcher ſie ihre Hand in die meinige legen mußte. Das Herz meiner Frau aber war durch das Scheiden aus der Heimath gebrochen. Eine ruhige Ergebung, ein duldender Schmerz war alles, was ſie mir geben konnte, wenn ich in meinen leidenſchaftlichſten Stunden ihr eine Erwiderung meiner Gefühle entreißen wollte. Das erbitterte und erkältete mich. Ich warf mich in wilde Zerſtreuungen, um zu vergeſſen, was ich daheim entbehrte; die Geſchäfte, die ich gleich nach meiner Niederlaſſung in Antwerpen angefangen hatte, ekelten mich an, und die gewöhnliche Folge der Vernachläßigung, der Verluſt des Heirathsgutes meiner Frau, trat ein, und eine bedeutende Schuldenlaſt ruhte noch überdem auf meinem Namen.

„Das Bewußtſeyn, Unglück und Schande zum Theil durch eigene Schuld auf mich und die Meinigen gehäuft zu haben, machte mich wilder und unverträglicher. Ich wußte, daß Marie oft Briefe von Hauſe bekam; ihre Stimmung war ſeit einiger Zeit von ſanfter Schwäche zu ſtiller Kälte übergegangen, die nicht mehr weint, keines Troſtes mehr bedarf, ſondern ruhig trägt. Ich glaubte, dieſe Veränderung und das Gefühl einer heimlichen Abneigung in ihrem Herzen gegen mich den Briefen ihrer Mutter zuſchreiben zu müſſen, und ſuchte mich ihrer zu bemächtigen. Aber ich hatte deiner Großmutter Unrecht gethan, denn in allem, was ich zu meiner Kenntniß bringen konnte, athmete ein verſtändiger Geiſt, welcher der Tochter die ihr einmal beſtimmte Lage erträglich zu machen ſtrebte. Dieſer Umſtand gab mir zwar nicht
zu ihr, dieſe konnte ich nun einmal bei der Verſchieder
unſerer Gemüther nicht faſſen, aber Vertrauen ge
um mich in meiner verzweiflungsvollen Lage an ſie
wenden. Sie ſchrieb nicht, ſondern ſie kam ſelbſt,
mit allem verſehen, was uns Hülfe bringen kon
Wohl mochte die Hoffnung ſie zu dieſem Schritte gele
haben, mich jezt gewinnen, zurückführen und Marien
durch beſſere Tage, nach ihrem Sinne, bereiten zu könn
aber ich hatte mein ganzes Leben hindurch keine größ
Befriedigung gefühlt, als wenn ich die Schlingen zerrei
konnte, die Klugheit und feine Berechnung um mich le
wollten. So gelang ihr Plan nicht, und Mariens V
zweiflung, als ſie die Mutter allein abreiſen ſehen muß
gab mir damals die Ueberzeugung, weiſe gehandelt
haben, weil ich durch die Wiederkehr in unzerreißli
Familienbande gefeſſelt worden wäre und vollends mein
ganzen Einfluß auf mein Weib eingebüßt hätte. — Se
jener Zeit iſt mir in manchen Stunden meine Vergange
heit anders vorgekommen, aber es war zu ſpät, als d
Rückſchritte mein und der Meinigen Geſchick hätten ä
dern können.

„Von jener Trennung an kränkelte Marie und ſta
endlich — ich muß denken an Heimweh — alſo durch mei
Schuld. Ich habe an ihrem Sterbebette und nach ihre
Tode Augenblicke verlebt, die furchtbar in mein Weſe
eingriffen, und der Schmerz, den ich fühlte, mußte übe
irgend einen Gegenſtand austoben. Ich beredete mich ſelbſt
es wäre Alles anders gekommen, hätte Frau von Elmen
dingen mir von Anfang her weniger entgegengeſtrebt; di
— das Wort muß einmal ausgeſprochen ſeyn — die Reue
das ſtachelnde Gefühl in meiner Bruſt mußte ſich einen
Ausweg bahnen, mußte ſich über die vermeinte Mitſchuldige
ergießen, ſollte es mich nicht verzehren oder wahnſinnig
machen. In dieſem Sinne ſchrieb ich an deine Großmutter; ihre Antwort erſchütterte zum erſtenmale den feſten Willen, den die Natur mir gegeben hat, und ließ mich einige verzweiflungsvolle Blicke in meine Seele thun. Meine Angelegenheiten waren auf's Neue in Unordnung gerathen; ich hatte ſchon früher den Wunſch geäußert, in Oſtindien mein Glück zu verſuchen; ſie bot mir zu dieſem Plane Unterſtützung an unter der Bedingung, dich in Europa zurückzulaſſen. Zwar ſollte deine Erziehung und Verſorgung anſcheinend unter meinem Namen geleitet werden, aber ſie wollte ſowohl die Koſten tragen, als die Gewalt behaupten. Ich ſezte mich gegen dieſes Auskunftsmittel, ſo lange ich konnte, denn ich wollte ſie nun einmal nicht über mein Geſchick gebieten laſſen; aber endlich mußte ich der Nothwendigkeit weichen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Die drei Dampfboote lagen früh ſieben Uhr flaggend in dem Genfer Hafen, und dampften und feuerten dabei wie große Ungethüme. Auf dem neuen ſchönen Kay ſtrömten dichte Gruppen mit Sack und Pack auf ſie zu, wobei auch wieder die Carton's und Schachteln ihre merkwürdige Ueberzahl bethätigten, offenbar zum Zeichen der Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts. Unter den Herbeieilenden war auch ich mit einem meiner Penſionäre. Es hatte ſchon Sieben geſchlagen, beide Verdecke und Salons des neuerbauten Winkelrieds ſtrozten bereits von Menſchen, und kaum waren wir hinauf, ſo ward hinter uns das Brückchen weggenommen und das Schiff ſchoß durch die unwillig auf die Seite ſchäumenden Wogen wie ein Pfeil zum Hafen hinaus. Es folgte uns bald der waadländiſche Leman, auf dem gleichfalls Kopf an Kopf ſtand. Wie große Schwäne ſchoſſen wir durch die blauen Wellen, und hinter uns zog ſich eine lange wogende Linie hin, die Waſſerſtraße bezeichnend, die wir gewandelt waren, und oben zum Kamin heraus flatterte weit zurück ein dunkles, mit Funken geſticktes Rauchband.

Wer jezt zu See nach Genf kommt, oder von da wegfährt, hat einen ganz andern Anblick, als noch vor einigen Jahren. Als im Mittelalter nach und nach die Seeſeite der Stadt gebaut wurde, bildete man ſich nicht im Traum ein, daß außer Laſt-, Holz- und Steinſchiffen auch reputirliche Fremde von da nach Genf kommen würden; daher beſezte man die ganze ſüdliche Rhoneküſte mit der Rückſeite der Häuſer, deren Hauptſeiten nach der Stadt zu gingen. An dieſer Rückſeite waren kloakenartig die Küchen, Abzüge, Abwürfe, Kleinhäuslein u. ſ. w. angebracht und nach Stockwerken über einander geſchichtet, und aus ihnen wurde aller Unrath herabgeſchüttet. Das ſo geſättigte Waſſer trieb unmittelbar nachher die hydrauliſche Maſchine auf der Inſel in die obere Stadt, wo ſich die Herrn und Damen du haut damit rein wuſchen und es ſogar tranken. Sie fanden darin gar nichts Arges und merkten die plebejiſche Beimiſchung nicht. Nun kamen auf einmal die Dampfſchiffe, und ihnen, die ſchon ſo viele Wunder und Umgeſtaltungen auf Erden bewirkt haben, war es vorbehalten, die Genfer Rhoneſtadt zwar nicht von oben nach unten, aber doch das Hintere nach vorn zu kehren, ohne damit die geringſte Unanſtändigkeit zu begehen.

Nachdem die Bau- und Verſchönerungsluſt ſchon den ſüdlichen Theil der Stadt an der porte neuve ergriffen und da einen ſchönen botaniſchen Garten, herrliche Spaziergänge, Paläſte, Muſeen und ſtattliche Häuſer angelegt hatte, drang ſie auch zu Genfs ſchönſter Seite, zum See vor. Es war doch unerträglich, daß Tauſende von Fremden, die jezt mit den Dampfbooten ankommen, die Bekanntſchaft der Stadt mit deren parties honteuses anfangen ſollten. So entſtand nach harten Kämpfen der nicht genug zu preiſende Entſchluß, der Rhoneſtadt eine ganz andere Geſtalt zu geben und ſie durch eine ſehr lange ſteinerne Brücke mit dem jenſeitigen, bisher ganz vernachläſſigten Stadttheil des Bergues zu verbinden und dieſen dadurch zu beleben. Die Schmutz- und Stinkſeite der Rhonehäuſer mußte nun fallen, und an ihrer Stelle erhoben ſich ſchnell ſchöne ſteinerne Façaden, das Strombett wurde bedeutend verengert und geſunder gemacht, auch dadurch Raum zu einem herrlichen Kay vor den neuen Häuſern gewonnen. Auf der Berguesſeite erhob ſich gleichfalls ſchnell ein impoſantes Hotel und vor ihm ein Kay. Die Brücke iſt ihrer Vollendung nahe, und die kleine Inſel, welche jezt noch ein unſcheinbares Blockhaus enthält, wird bald ein lieblicher Spaziergang werden, in deſſen Schatten das bereits von dem Genfer J. Pradier zu Paris glücklich vollendete koloſſale Bronzeſtandbild J. J. Rouſſeau's ſtehen wird, deſſen Vaterhaus ſonſt nahe bei dieſer Inſel zu finden war. So ganz anders, ſo würdig, ſchön und großartig geſtaltet iſt jezt die Rhoneſtadt, und wie ihr die tägliche Ankunft und Abfahrt der Dampfſchiffe viel buntes, reges Leben gibt, ſo erhalten auch Kommende und Gehende auf dieſen Booten bei Begrüßung und Abſchied einen ſehr günſtigen Eindruck von Genf, der ſonſt ganz fehlte.

Ich habe manchmal Genfs Ufergegend mit Konſtantinopel und Neapel vergleichen hören, ein hyperboliſcher Tropus, in dem ſich beſonders manche Genfer Damen gefallen. Konſtantinopel habe ich zwar nicht geſehen, kann mir aber nicht wohl vorſtellen, daß der herrliche Bosphorus nichts weiter ſey als unſer Unterſee, die reizende aſiatiſche Küſte mit Scutari nichts als die einfache Höhe von Cologny, und das höchſt maleriſche, orientaliſche Stambul, mit ſeinen tauſend Minarets in ſeiner Ausdehnung, nichts weiter als das kleine, thurmloſe Genf. Was aber Neapel betrifft, ſo kann ich etwas mitſprechen, und möchte die Vergleicher fragen: wie ſoll der eingezwängte See, der hier nur ein breiter Strom iſt, das herrliche, runde und breite Seebecken von Neapel vorſtellen? Wo ſind die kleinen und großen Inſeln, wo die herrlichen Berg- und Felſenformen von Iſchia und Capri? wo rechts der ſchöne Pauſilipp und die reizende Mergelina, und links der mächtige Berggrat des St. Angelo? Wo glüht und donnert der Veſuv? Unſere Genfer Brigantinen, Holz- und Steinſchiffe und Dampfboote ſollen doch nicht die Fregatten und Linienſchiffe aller ſeefahrenden Nationen vorſtellen, die im Golf von Neapel aus- und einziehen, oder auf ſeiner herrlichen Rhede liegen? Laſſen wir alſo das; Genf iſt darum doch ſchön, und es hat ſelbſt etwas Großes, Herrliches vor

Digitized by Google

ſich liegen, was der campaniſchen Hauptſtadt fehlt — den Montblanc mit ſeinen zwei Brüdern, mit ſeinen Kindern und Hausgenoſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schwierigkeit des Sonetts.

Den Muſen bring' und Opfer bring' dem Glücke,
Feſthekatomben, welche ſchneeweiß glänzen,
Begehrſt du, daß dein Haupt, ſchon reich an Kränzen,
Mit des Sonettes Lorbeer noch ſich ſchmücke.

Denn bald zerſprengt mit mörderiſcher Tücke
Der Maſſe Glut der Form ſo zarte Gränzen;
Bald fühlſt du dich ohnmächtig, zu ergänzen,
Die ein vollkommnes Werk entſtellt, die Lücke.

Doch raſte nicht, bis dir ein Guß gelungen,
Der blank und voll ſich aus der Hülle ſchäle,
Deß Glanz beſchäme jede Läſterungen;

Wo **Schönheit** all die Glieder ohne Fehle
Mit gleichvertheiltem Leben ganz durchdrungen,
Des holden Leibs allgegenwärt'ge Seele.

G. Pfizer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Petersburg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften.

Herr von Olenin glaubt, daß die in Alt-Rjäſan (an dem Orte, wo der Sage nach die Stadt Perejaſſlawl-Rjäſanski ſtand) gefundenen koſtbaren Schilder einſt zur Barme (Fürſtenkragen) irgend eines ruſſiſchen Großfürſten, vermuthlich während der Tatarenherrſchaft, gehört haben. Wahrſcheinlich hatte man ſie, um ſie vor den räuberiſchen Mongolen zu verbergen, an jenem Orte vergraben, wo ſie denn, nach dem natürlichen oder gewaltſamen Tode des Beſitzers derſelben, faſt ganz unverſehrt bis auf unſere Zeit gekommen ſind. — Auf die erſte, Herrn von Olenin vorgelegte Frage: wozu dieſe Schmuckſachen gedient haben mögen? antwortet er alſo: zur Verzierung der heiligen Barmen. Die zweite Frage: wem ſie gehört haben? iſt indeß ſchwerer oder vielmehr unmöglich zu löſen; denn auf keinem einzigen der Stücke iſt der Name des Beſitzers, auch nicht einmal eine Jahrszahl zu ſehen. Nur Eines kann mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit geſagt werden, nämlich, daß dieſe koſtbaren Gegenſtände in Rußland und zwar nicht ſpäter als im 13ten Jahrhundert verfertigt worden ſind, ohne Zweifel vor der Zerſtörung Rjäſans durch die Tataren im Jahr 1237, oder vor dem Jahr 1210, in welchem der Großfürſt Wſewolod dieſe Stadt in Aſche legte. Ueber den alten Gebrauch, nach welchem die ruſſiſchen Zaren, Fürſten und Bojaren ihre Feſtkleidungen mit goldenem Geſchmeide und Edelſteinen verzierten, führt Herr von Olenin die eigenen Worte eines Ausländers und Augenzeugen an, nämlich des Grafen Carlisle, der als engliſcher Botſchafter den Hof des Zaren Alexei Michailowitſch ſah.

Hierauf berichtete der beſtändige Sekretär über folgende eingekommene Abhandlungen und Berichte, die wegen Mangel an Zeit nicht geleſen werden konnten: vom Akademiker Hamel eine Abhandlung über die vaterländiſchen Eiſenfabriken in geſchichtlicher und techniſcher Beziehung: Einführung des Hochofenbetriebs und des Verfriſchens von Roheiſen im Innern von Rußland; ein von demſelben aufgefundenes handſchriftliches Aktenſtück, aus welchem erhellt, daß ſchon vor 161 Jahren, d. h. im Jahr 1669, in Sibirien Smaragde, Topaſe, Steine „mit Lillaflecken“ und Schmirgel, „zur Edelſteinſchleiferei ſehr tauglich,“ entdeckt und zum Zaren Alexei Michailowitſch nach Moskau gebracht worden ſind. Vom Akademiker Herrmann eine Abhandlung über die Zahl der Morde und Selbſtmorde in Rußland in den Jahren 1821 und 1822. Vom Akademiker Brandt ein von Zeichnungen begleiteter Bericht über einige noch unbeſchriebene Säugethierarten des akademiſchen Muſeums aus der Familie der Stachelſchweine. Von Georg Fuß ein Bericht über magnetiſche Beobachtungen, die ſeit ſeiner Abreiſe aus Peking vom Herrn Kowanko, Bergoffizier, daſelbſt angeſtellt worden ſind. Zum Schluß theilte Herr Akademiker Parrot einzelne Züge aus dem Jugendleben Cuviers mit, die er, als Schul- und Univerſitätsfreund des großen Naturforſchers, aufgefordert von deſſen Wittwe, niedergeſchrieben, und der Präſident, Geheimrath von Ouwaroff, gab eine Ueberſicht von Goethe's Leben und Wirken im Felde der ſchönen Literatur und der Wiſſenſchaften.

Das Bairamfeſt in Eriwan.

Wir erhalten hier folgende Nachrichten aus unſern perſiſchen Provinzen: Am 21ſten März um Mitternacht verkündete der Kanonendonner von den Wällen der Feſtung Eriwans den Schiiten den Anfang des dreitägigen Bairamfeſtes, der den Eintritt in das neue Jahr bezeichnet, welches dort mit dem Frühjahrs-Aequinoctium beginnt, und zwar an dem Tage, an welchem, der Sage zufolge, Haſſan-Huſſein für ſeine Lehre den Märtyrertod ſtarb. Kaum war dieſes Zeichen gegeben, als aus allen Häuſern der Muſelmänner ſich eine Menge Raketen erhoben, deren zahlloſe Feuer die durch den Kanonendonner aus ihrer tiefen nächtlichen Ruhe geweckte Stadt wunderbar erhellten. Nachdem die Türken ihr neues Jahr auf dieſe feierliche Weiſe begrüßt hatten, verbrachten ſie die drei Feſttage mit gegenſeitigen, häufig von kleinen Geſchenken begleiteten Beſuchen. In dieſer Rückſicht herrſcht bei den Aſiaten der auch bei Europäern eingeführte Gebrauch; zuerſt nämlich bringen die mittlern Stände ihre Glückwünſche den höhern und reichen Klaſſen dar, bei denen ſich am erſten Abend des Feſtes die Freunde, Verwandten und Klienten aus jenen Ständen verſammeln; hierauf machen die Vornehmen und Reichen denjenigen ihre Beſuche, die ſie ſolcher Ehre werth halten. Jezt haben auch die ruſſiſchen Beamten angefangen, den Türken dergleichen Beſuche abzuſtatten, als Erwiderung auf die von jenen an ihrem Neujahrstage erhaltenen. Die Türken nehmen dieſe Höflichkeit mit ſichtbarem Vergnügen auf. Bei ſolchen Gelegenheiten werden Früchte, Konfekt, Scherbeth und andere Leckerbiſſen herumgereicht, mit Ausnahme des Weins, den der Koran verbietet, dem indeß bei anderer Gelegenheit von den Türken ſo gut als von den übrigen Nationen zugeſprochen wird. Die Damen machen ihre Neujahrsbeſuche erſt nach der Feier der drei Feſttage. Während des Bairams füllt das Volk die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt, und ergözt ſich lärmend und jubelnd an gemeinſchaftlichen Spielen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 10. September 1833.

> Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
> Vor vielem Land und vielem Meer!
>
> G. Schwab.

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Von der Stadt oder vom See aus erblickt man zwar den Montblanc von ſeinen großen Mulets an, aber man kann ihn doch nicht mit ſeiner Familie überſehen, ſondern immer nur einzeln. Um ihm recht in's Haus und auf den Herd zu ſchauen, muß man nördlich von Genf nach Klein- oder Groß-Sacconex oder auch nur auf den Gaiſenweg bei Pregny gehen. Hier baut ſich wohl das großartigſte Amphitheater in der Welt auf, denn auf jeder ſeiner Stufen ſitzen ein paar Jahrtauſende. Zunächſt liegt der untere See, der jezt in ein viel engeres Bett zuſammengedrängt iſt, als ehemals; darüber die Salèves, welche ſichtlich einſt nur Ein Berg waren, aber von Erdbeben und Waſſerfluthen auseinander geriſſen wurden. Mit ihnen faſt in gleicher Linie ſtehen die langen Voirons. Salève und Voirons ſind gleichſam die Pfeiler des Proſceniums, die Theaterlogen, denn zwiſchen ihnen thut ſich die ungeheure Bühne auf. Darauf zunächſt der ſpitze Mole als Prologus und Chorführer der höhern ſavoyiſchen Alpen, dann der Breſſon und der Repoſoir. Ueber ihnen erheben ſich geiſterähnlich die weißen, ſchneeigen Dome, die Nadeln und Zacken der Faucigny-Gletſcher, rechts die ungeheure Maſſe des Montblanc mit ſeinen zwei großen Abſätzen, die zum Rieſengeſchlecht der Monts maudits gehören. Dann kommt nach großem Abſatz die Aiguille du midi, Sauſſure's Col du géant, der nadelſpitzige Dru, die Aiguilles vertes, und zulezt links der kuppelartige Buet, der die Bruſt einer im Kampf gefallenen Titanin zu ſeyn ſcheint. Mit ihm endet dieſe Gletſcherfamilie, denn nun ſchließen jene Voirons das Proſcenium wieder, und die Wolken bilden hier oft den Vorhang, der auf- und niederrollt.

Wie ganz anders iſt die Nordſeite des Sees in der Nähe von Genf! Lauter hübſches, idylliſches Hügelland, das ſich nach und nach bis zur dunkeln Jurawand erhebt, die es wie eine dicke, hohe Mauer vor etwas zu ſchützen ſcheint, etwa vor dem, was jenſeits in weiter Fläche ausgegoſſen iſt. Immer dichter und reicher werden die Seehöhen um Genf angebaut, und ein ſchönes Landhaus entſteht neben dem andern. Am ſtattlichſten war bis vor zwei Jahren das Saladin'ſche oben bei Pregny, ein ſchönes Säulengebäude; jezt ſteht es aber nur noch im zweiten Rang, denn die Familie Bartholony hat bei Secheron mit ungeheuern Koſten ein Landhaus erbaut, das in Styl und Ausführung ſehr ſchön und reich genannt werden muß. Aus Florenz wurden die Marmorſtatuen, Büſten und Basreliefs verſchrieben, die das Haus und den Garten zieren. Das Innere zeigt auch im Geringſten königliche Pracht. Die Bartholonys hatten vor dem Miniſterium

Digitized by Google

Villèle nichts; da aber wurden ſie von dieſem begünſtigt und gelangten durch glückliche Papierſpekulationen bald zu Millionen. Nicht weniger anmuthig ſind die Anhöhen von Genthod und Verſoix, das noch immer an das bekannte Voltaire'ſche Witzwort erinnert. Den Sitz des Ferneyer Patriarchen ſieht man nicht auf dem Seeweg an der nördlichen Küſte.

Dampfboote ſind für die Geſellſchaft ſehr angenehm, wenn ſich Gruppen bilden, das Gleichgeſinnte ſich nähern, das Ungleiche hingegen ſich abſtoßen kann; gerade wie Routs werden ſie aber langweilig, unausſtehlich und ermüdend, wenn ſich darauf zu viel Leute zuſammendrängen. Auf dem kleinen Boot waren über vierhundert Menſchen faſt ſo eng an einander, wie ihre Thaler in der Schiffskaſſe. In unſerer ganzen Geſellſchaft war nichts Hervorſtechendes, keine einzige ſchöne Frau, kein reizendes Mädchen, nur europäiſches Mittelgut, Steingut möchte ich ſagen, ſo kalt und ſpröde war Alles von Anfang bis zu Ende. Hier engliſche Karrikatur, Gezwicktheit und Anmaßung, dort modern franzöſiſches Gehenlaſſen voll Affektation, dort wieder deutſche Klebrigkeit und holprige Breite. Es kam nirgends zu belebter Unterhaltung, und bei Vielen war es Hauptſache, einen leidlichen Sitz zu gewinnen. Mir war darum nicht bang, und ich hatte Muth genug, eine Entdeckungsreiſe auf den zweiten Platz zu machen. Parry und andere Reiſende in den Polarmeeren und ſämmtliche Wallfiſchfänger, die Spitzbergen beſuchen, haben wenig mehr Mühe, durch die Eismaſſen zu dringen, als derjenige, der hier vom Camin bis zum Boogſpriete gelangen wollte. Die Eisblöcke und Eisberge nehmen es nicht übel, wenn man ſich mit Aexten durch ſie haut, die Phoken und Eisbären gehen ihrer Wege, nicht ſo die Leute, welche für ihr gutes Geld die zweiten und dritten Plätze auf Erden inne haben. Vor ihnen muß gar leiſe aufgetreten werden, und man kann ſich nur mit langſamer Vorſicht zwiſchen ihnen hindurchſchieben. Gegen die Mitte des Verdecks hatte ſich nun vollends ein dichter Knäuel, ein wahrer Rattenkönig von Zuſchauern und Zuhörern gebildet. In ihrer Mitte ſaß, von zahlreichen Flugſchriften umgeben, nicht etwa ein Journaliſt, wie die Spinne in ihrem Verſtecke, ſondern ein recht hübſches Mädchen, anſtändig und ſittig. Sie rühmte und verkaufte mit guter Methode methodiſtiſche Broſchüren aus Malans geübter und fleißiger Feder. Da alle dieſe Schriftchen neben mancher Uebertreibung doch mit großer Innigkeit und Wahrheit abgefaßt ſind und darum gut in das Volksleben eingreifen, auch ſchon manches Gute geſtiftet und manches Gemüth von dem Weg zum Verderben zur Einkehr in ſich ſelbſt gebracht haben, ſo gingen ſie gut ab, und dieß gab dem Mädchen wohl den Muth — denn Muth gehörte hier allerdings dazu — einige Bemerkungen über das Winzerfeſt in Vevay zu äußern und es wegen ſeiner heidniſchen Richtung zu tadeln. Damit gelang es ihr aber nicht ſo gut, und die Leute, denen der Sinn nach Vevay ſtand und die ſich die Freude nicht wollten verderben laſſen, wandten ſich ab, manche ſogar mit harten Bemerkungen. Es hat mich gerührt, das Mädchen erröthen zu ſehen. Ihre Stimme brach ſich, ſie ſenkte das Köpfchen und ſchwieg. Es war wohl ihr erſter Apoſtelverſuch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

„Du wardſt nach Kaſſel auf das Gymnaſium gebracht," fährt der Vater in ſeinem Schreiben fort, „und ich reiſte nach Makao, wo ich mit dem Gelde, das Frau von Elmendingen mir vorgeſchoſſen hatte, ein Geſchäft begann, das aber, ſey es Mangel an Glück oder an Ausdauer, damals nicht gedeihen wollte. Du weißt, wie ich wieder nach Holland kam, wie ich dich beſuchte, wie ich mich beinahe nicht mehr von dir trennen konnte. Friedrich! was ich auch geſündigt haben mag, gegen dich hat mein Herz immer die reinſte und innigſte Liebe empfunden, und du mußteſt das fühlen, als ich dich, zum hoffnungsvollen Jünglinge aufgewachſen, im Hauſe des Oberförſters wiederfand; die Ueberzeugung davon mußte dir aus jeder Zeile meiner Briefe entgegentreten. Dieſe warme Zuneigung hat mich zu dem Unrecht verleitet, das ich in dieſem Augenblicke ſchwer büße, weil es mich zwingt, vor meinem Sohne in tiefer Schaam zu erröthen. Ich konnte die Frau nicht lieben, die mich, gleichviel auf welche Weiſe, ihrem Willen unterthan gemacht hatte; aber das gab mir kein Recht, ſie in deinen Augen ihres Werthes zu berauben. Sie hat mit wahrhaft beiſpielloſer Großmuth für dich geſorgt und, das weiß ich aber erſt ſeit kurzer Zeit mit Beſtimmtheit, keines der Mittel gebraucht, die ſie beſaß, um ſich ſelbſt in deinen Augen zu erheben und mich zu verkleinern. Sie hat die Rechte des Vaters auf keine Weiſe angetaſtet, und was mich die Beſorgniß, deine Liebe zu verlieren und ſie ihr zugewendet zu ſehen, hat begehen laſſen, dafür ſoll und mußte ich ihr, ehe ich ſterbe, volle Genugthuung geben. Ich brauche nichts weiter hinzuzuſetzen, dein Verſtand wird dir, beſſer als meine widerſtreitenden Gefühle es können, die Wahrheit zeigen. Du wirſt, da dein Lebensglück noch nicht ſo furchtbar untergegangen iſt, als das meinige, da du Frau von Elmendingen ohne lange genährtes Vorurtheil, ohne Widerſtand deines Herzens als deine Wohlthäterin anerkennen kannſt, nachdem du dieſes Blatt geleſen, zu ihren Füßen ſinken und ihr ſagen: daß der Unglückliche, gegen den ſie ſich wahrhaft groß und edel benommen und ihn in den Stand geſezt hat, dem Sohne ein Erbtheil zu hinterlaſſen, jezt,

Digitized by Google

wo des Lebens Kampf beendet iſt, ſie ſegnet und ihr dankt. Du aber lebe tugendhafter und glücklicher als ich.“

Du wirſt es begreifen, Kurt, wenn ich dir ſage, daß in dem angenehmen Zimmer, daß in dem weichen Bette, in welches meine Großmutter mich gebracht hatte, kein Schlaf meine Augen ſchloß; daß ich, als der Morgen anbrach, noch tief in das Geſchick meiner Eltern, in meine eigene Lage und in das verſenkt war, was mir zu thun nun oblag. Daß ich der Frau Gerechtigkeit widerfahren ließ, die ſo zart und großmüthig gehandelt hatte, daß die Erklärung meines Vaters jeden Zweifel an ihr aus meiner Seele ſcheuchen mußte, darfſt du ebenfalls glauben; aber deſto mehr beſchäftigte mich die Art meines Benehmens in Hinſicht auf die einzige Angelegenheit, die ich ihrer Leitung weder anvertrauen konnte, noch wollte. Ulrikens Name, Ulrikens Andenken trat vor meine Phantaſie. Die Tage der erſten glücklichen Jugendzeit, in welcher unter dem ſtillen, heiligen Dome des herrlichen Eichenwaldes unſere Herzen ſich fanden, wo wir die Augenblicke des Beiſammenſeyns auf tauſend Umwegen erkaufen mußten, weil weder ihre Baſe, noch mein alter Freund unſere Verbindung billigten; die Stunde unſerer Trennung, in welcher wir uns gegenſeitig die Schwüre ewiger Treue und Liebe weihten, ſtiegen hell und ſchön aus meiner Vergangenheit herauf, und ich verhieß mir auf's Neue, alle Anſprüche zu erfüllen, die das gute Mädchen an mich hat. Du ſelbſt, der du doch jenes Verhältniß als eine jugendliche Ueberſpannung betrachteteſt, mußteſt mir ſpäter, als du Ulriken kennen lernteſt, geſtehen, ſie ſey eines der vortrefflichſten Mädchen; und wie lange du nun auch über dieſen Punkt geſchwiegen haſt, ich weiß es dennoch, daß du die Feſtigkeit billigeſt, mit der ich dem einmal geknüpften Bande getreu bleiben will. Daß ſie, wie du mir einſt ſchriebſt, die Tochter des Mannes iſt, der meine Großmutter unverzeihlich beleidigte und durch eine finſtere Intrigue ihr ganzes Lebensglück zerſtörte, das iſt kein Grund, um mein Verſprechen nicht zu halten. Entweder iſt Frau von Elmendingen ganz die edle Frau, für die ich ſie wirklich halten muß, und dann wird ſie begreifen, daß meine Liebe mit ihrem Haſſe nichts zu thun hat; oder ſie tritt, mindeſtens in dieſem Falle, in die Reihe der gemeineren Naturen zurück, und die Verpflichtung, ihr meine Grundſätze zu opfern, fällt von ſelbſt weg. Daß ich ſeit einem Jahre nichts von Ulriken weiß, als was du mir ſagteſt: daß ſie ſich zu einem Freunde ihres verſtorbenen Vaters in die Schweiz zurückgezogen habe, kann ihr kaum zum Vorwurfe gereichen. Meine weite Entfernung, die Leichtigkeit, mit welcher Briefe verloren gehen, die Umänderung aller ihrer Verhältniſſe, und vielleicht auch der kältere Ton meiner Briefe, durch Zeit und Entfernung verurſacht, könnten mehr als dieſes veranlaßt haben. Ja, wer weiß, ob nicht ſie ſelbſt Urſache zu haben glaubt, eben ſo an mir zu zweifeln? In der Gegend von Heitersleben ſoll ſie ſich nach deinen Erkundigungen aufhalten, und Mamſell Ulrike Walter wird wohl zu erfragen ſeyn. Habe ich ſie wieder gefunden und ſchlägt ihr Herz noch für mich, dann führe ich dieſes Verhältniß als ein ganz feſtgeſtelltes meiner Großmutter vor, und ſie wird ein Band weder trennen können noch wollen, das Zeit und Entfernung nicht zu löſen vermochten.

Ich habe an dem erſten Morgen meines Hierſeyns des Vaters Auftrag erfüllt, und zu ihren Füßen geſunken, die milden Thränen geſehen, die ſie dem unglücklichen, mit ſich ſelbſt zerfallenen, aber nicht werthloſen Manne weinte. Ihre freundlichen, liebevollen Worte, die reine Verſtändigkeit, die aus ihrem Weſen ſpricht, hat mich über alle Punkte meiner Zukunft beruhigt, einen einzigen ausgenommen. Es muß ihr in vielen Hinſichten Alles daran gelegen ſeyn, die beiden Ueberreſte ihrer Familie zu vereinigen. Seit meiner Ankunft ſind mehrere Tage verfloſſen; ich habe mich meinen Umgebungen genähert und befreundet, und finde mich ſeltſam heimiſch in dieſem ſtillen, einſamen Winkel der Erde. Lebe wohl, Kurt! Mein nächſter Brief ſoll dir ſagen, ob ich Ulriken gefunden habe und ob ich Frau von Elmendingen von dem Verdachte frei ſprechen ſoll, daß ſie meine Gefühle leiten und mir eine Frau nach ihrem Sinne geben will. Ich habe freilich bis jezt noch keine gegründete Urſache zur Fortdauer meines Argwohns, aber er will dennoch nicht weichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Petersburg, Auguſt.

(Beſchluß.)

Der Frühling in Perſien. Die Flüſſe Faß und Nagel.

Schon drei Tage vor dem Bairamfeſte herrſcht ungewöhnliche Bewegung; die Fruchtbuden, zu denen ſich die Leute an dieſen Tagen unaufhörlich drängen, werden mit Teppichen drapirt und mit Früchten angefüllt, von denen einige, wie Trauben, Birnen ꝛc., ſich ſehr friſch erhalten; dieſelben werden pyramidaliſch aufgeſtellt und mit Rauſchgold ausgeſchmückt, mit dem man ſelbſt die zum Verkauf ausgebotenen Fiſche beklebt ſieht. Alles dieß wird von Reichen und Armen aufgekauft, denn der Brauch bringt es mit ſich, daß ein Jeder ſich zu dieſem Feſte mit dergleichen Dingen verſieht, ſollte es ihn auch ſeinen lezten Heller koſten. Erſt in der Mitte des März hat ſich der Frühling in dortiger Gegend (noch etwas ſüdlicher als Madrid) eingeſtellt; die Kälte hatte nachgelaſſen und von den Wegen war der Schnee geſchwunden, der indeß immer noch mit weißer Hülle alle Pläze der Stadt und ihre Umgebungen deckte, während im benachbarten Gruſien ſchon Alles in voller Blüthe prangte. So verſchieden gelaunt iſt die Natur in einer geringen Entfernung. Nach Ausſage dortiger Landleute hat die Strenge und Unfreundlichkeit des lezten Winters großen Schaden unter dem Wollenvieh angerichtet, da ſelbiges ſich auch im Winter von der Weide nährt.

Digitized by Google

woran es aber dießmal, des hohen Schnees wegen, völlig gebrach, daher die Schafe theils umkamen, theils zu den nieerigſten Preiſen verkauft werden mußten. Nach frühern Erfahrungen glaubt man nun, daß der dießjährige Sommer, im Gegenſatze des ungewöhnlichen Winterfroſtes, ſehr heiß und reich an Getreide, Wein und Früchten aller Art ſeyn wird. Da ſo viele Bewohner jener Gegend nebſt ihren Familien einzig vom Ertrag ihrer Gärten leben, ſo wäre aufrichtig zu wünſchen, daß nur die lezte Hälfte dieſer Prophezeiung in Erfüllung gehen möchte, indem die Hitze unter dem dortigen Himmelsſtriche eben ſo unerträglich, als der Geſundheit nachtheilig iſt.

Wenn man ſich in der Welt, und ſo auch in Rußland, die Mühe geben wollte, Nachrichten über Begebenheiten zu ſammeln, welche die Geſchichte mit Stillſchweigen übergeht, die Sage aber im Andenken des Volkes erhalten hat, und man darin das Wahrſcheinliche von dem Unglaublichen ſonderte, ſo würde ſich Vieles, das uns bis jezt unbegreiflich ſcheint, leicht erklären. An der großen Moskowiſchen Straße liegt, zwiſchen den Stationen Bronnitzy und Saitzow, das Dorf Krasnyje Stanki (das ſchöne Lager). Vier Werſt weiter führt eine ſteinerne Brücke über einen Fluß, den nicht weit von da die beiden Flüßchen Botſchka (Faß) und Gwosd (Nagel) durch ihre Vereinigung bilden. Dieſe ſonderbaren Namen erregten in Herrn Kornilowitſch in Nowgorod den Wunſch, ihren Urſprung zu erfahren. Nach wiederholten Erkundigungen bei den Bewohnern jenes Orts erfuhr er endlich Folgendes. Im Jahr 1570, als der Zar Joan Waſſiljewitſch der Furchtbare mit ſeinem Heere aus Moskau zog, um die Nowgoroder zu züchtigen, die der Abſicht beſchuldigt wurden, ſich unter die Herrſchaft des Königs Sigismund Auguſt ſtellen zu wollen, verbreitete die Kunde davon Schrecken und Beſorgniß im ganzen Lande. Die Bewohner der Gegenden, durch welche die große Straße ging, verließen, von Furcht und Angſt getrieben, ihre Wohnungen, gaben alle ihre Habe auf und ſuchten in dichten Wäldern Sicherheit. Dieſe Flucht mißfiel dem Zar; er ſah darin einen Beweis, wie ſehr das Volk ihm abgeneigt war. Das Dorf Krasnodorje lag damals an der großen Straße von Nowgorod. Die Bewohner deſſelben hörten von dem Schrecken ihrer Nachbarn; allein, ihrer Unſchuld ſich bewußt, achteten ſie nicht auf die vermeintliche Gefahr und hielten ſich ruhig in ihren Wohnungen. Dem alten Gebrauche ihrer Vorfahren getreu, gingen ſie mit Brod und Salz dem Zar entgegen und erwarteten ihn vier Werſt vor ihrem Dorfe, nicht weit vom Zuſammenfluß jener beiden Flüßchen. Als der Zar ſich ihnen näherte, fielen ſie auf ihre Knie und baten mit Thränen, er möge ihre Gabe nicht verſchmähen. Dieſer Ausdruck ihrer Ergebenheit gefiel dem Beherrſcher Moskwas. Das ihm dargebrachte Brod und Salz nahm er gnädig an, ließ ſich ſein Reiſefäßchen mit Branntwein holen und bewirthete die guten Krasnodorfer. Im Geſpräch mit ihnen wollte er die Namen der beiden Flüßchen wiſſen, und da er erfuhr, ſie haben keinen, ließ er in den einen das geleerte Fäßchen und in den andern den Spund werfen und ſagte: „Von nun an heiße dieſer Botſchka (das Faß) und jener Gwosd (der Nagel).“ Hierauf dankte er den Bauern für ihre Anhänglichkeit an ſeine Perſon und ihre Treue, und hieß ſie in Ruhe und ohne Furcht in ihr Dorf zurückkehren und dort ſeine Ankunft erwarten. Das Heer rückte gegen Nowgorod. Indeſſen behagte es dem Zar, mit ſeinem Gefolge 33 Werſte von der Stadt in jenem Dorfe, das er ſein ſchönes Lager (Krasnyi Stan) nannte, zu verweilen, und bei ſeiner Abreiſe ertheilte er den Bauern einen Gnadenbrief, der nachher nach Moskau gebracht und in dem Oekonomiekollegium niedergelegt wurde.

Zürich, Auguſt.

Der Hütliberg.

Es gibt in der Gegend nur Einen Punkt, von dem man den ganzen, gleich einem Horn gekrümmten See überſchauen kann. Dieß iſt der Hütlibergfelſen, der wie ein Bonapartiſcher Hut — daher der Name — zwiſchen Limmat und Linth aufgeſtülpt wurde. Die Züricher luſtfahrten zuweilen dahin, aber nur im Frühjahr, wenn die Hitze das Klettern nicht ſo ſehr erſchwert. Als Fremder muß man ſich dazu im Auguſt wohl noch bequemen. Merkwürdig iſt der Hütli in der Züricher Geſchichte durch das Schloß Uto, wo zur Zeit ein Regensberg hauste und der reichen Bürgerſchaft mit ſeinem Troß und ſeinen Jägern und Hunden zur Laſt fiel. Rudolph von Habsburg, der damals noch nicht dachte, Kaiſer zu werden, und ſich eine Ehre daraus machte, den Schirmvogt der Schweizerſtädte abzugeben, überliſtete den Junker dadurch, daß er ſich, wie dieſer zu halten pflegte, weiße Pferde, weiße Hunde und weiße Burſche anſchaffte; mit dieſem Maskenzug rückte er eines Abends, die Knechte täuſchend, in die Burg und bemächtigte ſich derſelben ſammt den Reiſigen, die ſofort mit ihrem Herrn herankamen und ſich höchlich wunderten ob dem Spaſſe. Vom Schloß iſt wenig mehr ſichtlich. Der Weg geht daran vorbei und führt zulezt in's Gebüſch, wo man ſich das Vergnügen machen kann, wie an einer Leiter den zerbröckelten Felſen hinaufzuklimmen. Man muß ſich nicht umſehen, bis man auf dem Gipfel iſt, ſo belohnt die Ausſicht den Vorwitz; denn wie durch Zaubergewalt entrückt, erblickt man, aus den Birken und Buchen tretend, plötzlich ein neues Thal mit neuen Bergen, neuen Alpen: der Rigi im Vorgrund, hinter ihm das ganze Berner Oberland und rechts hinab die Wellenlinien von Zug, Bern, Luzern, Aarau und Solothurn; der Jura macht die Grenze. Wenn man bei dieſem Bilde hinreichend verweilt hat, bemerkt man erſt, daß der Zürcherſee verſchwunden iſt und daß man höher, den Rücken des Hütli hinauf, pilgern müſſe, um die andere Hälfte des Panorama's zu gewinnen. Ich fand daſelbſt ein paar Leute, die Halde urbar machten, und oben auf der Kuppe eine kleine Kapelle nebſt einer mit dürrem Laub bedeckten Hütte, worin ein in die Erde befeſtigter roher Tiſch und zwei lange, gleichfalls feſtgemachte Bänke ſtanden, zum deutlichen Beweis, daß Gott Bacchus da wohl öfters in Geſellſchaft Silens und munterer Züricherinnen einkehrt. Man hat von hier noch hundert Schritte auf den Felſengipfel, der wie ein äußerſter Schnabel des großen Bergſchiffs in die See hinaussteht. Eine Baumſtange iſt darauf tief in die Erde gepflanzt, woran man ſich halten muß, damit einen der Wind nicht fortbläst. Ich ſtand, verſunken in die Betrachtung der weit ausgebreiteten Gegend, allein auf dem hohen Felſengipfel und ſah auf der blauen Fluth die Segel wie Schwäne ſchwimmen. Fern hinter den uferbegrenzenden, weißglitzernden, zahlloſen Dörfern und Städten ſchimmerten der greiſe Scheitel des Dödi, der Glarniſch und Haubenſtock wie vom Blitz geſpaltene Wolken. Da riß auf einmal ein großer Theil des Himmelsvorhangs entzwei, der auf dem Kanton Graubündten lag, und zwiſchen durch zeigte mir der allerhöchſte Theatermeiſter die ganze in der Abendſonne liegende Alpenlandſchaft im griechiſchen Feuer, gar wunderſam anzuſchauen. Der Zürcherſee mit Rapperſchwyl und ſeiner ſiebzehnhundert Fuß langen Verbindungsbrücke bildete dazu nur den dunkeln Vorgrund, deſſen ſich die Maler bedienen, wenn ſie Lichteffekte auftragen wollen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. September 1833.

Für einen, der bebende faßt wie ihr,
Zeigt' ich genug; ein Flor, und nicht ein Buſen,
Verſteckt mein armes Herz.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine B...

Heitersleben.

Die Krankheit deiner Tante, liebe Wilhelmine, die dich hindert, uns zu beſuchen, konnte zu keiner ſchlimmern Zeit kommen, als eben jezt, wo deine Gegenwart für mich ſo wohlthätig wäre... Die beiden blühenden Myrthenbäumchen kommen mit, auf daß du ſie betrachteſt und ihr ſchönes Bild recht in dein liebes Gemüth prägeſt, ehe der Frühling kommt, wo ich einen Kranz ähnlicher Blüthen auf dein bräutliches Haupt ſetzen werde. Gewöhnen muß man ſich an Alles, zuweilen auch an das Schöne und Gute; darum pflege und beſchaue dieſe Boten des Liebesglücks, und gedenke dann auch der Zeit, wo ich dir keine Zeichen der Freundſchaft in die weite Ferne nachſenden kann, die dich von mir trennen wird. Du wirſt dich wundern über die trübſeligen Gedanken, die in mir aufſteigen, und glauben, es müſſe von außen etwas meine fröhliche Stimmung verſcheucht haben. Dem iſt aber nicht ſo; im Gegentheil habe ich mehr als gewöhnlich zu denken und zu thun, denn Vetter Friedrich iſt ſeit einigen Tagen auf Heitersleben eingezogen, und die Anweſenheit des lange erwarteten Gaſtes hat unſerm Stillleben eine Abwechslung und Lebendigkeit gegeben, die zwar an ſich recht angenehm iſt, aber doch meine Geſchäfte ſo ſehr vervielfacht und überdieß mich ſo ganz aus meinen Gewohnheiten heraus drängt, daß ich mich oft am Abend eines völlig angefüllten Tages, aus deſſen Bilde wenig freundliche Erinnerungen mich anſchauen, fragen muß: ob ich wirklich dieſelbe luſtige, heitere Pauline noch ſey, die ſonſt in dem Kreiſe der Freundinnen und unter den Augen der geliebten Großmutter nichts Langweiliges in ihrem Leben kannte, als daß die Nacht der Reihe ſchöner Genüſſe folgen und man mit Schlafen ſo viele Stunden des Daſeyns verlieren müſſe. Du darfſt nun aber das, was ich ſage, nicht ſo aufnehmen, als ſey Friedrich ein verdrießlicher, fataler Menſch, der durch ſeine Gegenwart läſtig falle. Freilich, mit mir gibt er ſich keine große Mühe, und es wäre mir nicht zu verdenken, wenn ich ihn zuweilen etwas unmanierlich fände; aber alle Andern im Hauſe loben ihn ſehr, er iſt mit Jedermann freundlich und geſprächig, und du weißt, wie viel das hier zu Lande bedeutet, wo, beſonders bei unſern rechtlichen Leuten, ein gutmüthiges Wort größern Werth hat, als ein Silberſtück. Daß er bei unſerer Großmutter viel gilt, magſt du daraus ſchließen, daß ſie, was man ihr von ſeinen Vorzügen, ſeinem Geiſte, der Güte ſeines Charakters und Herzens geſagt und geſchrieben hat, noch weit übertroffen findet. Das hat ſie mir nun zwar nicht

Digitized by Google

deutlich geſtanden, denn ſie ſpricht nicht viel darüber, aber ich habe es aus mancher Aeußerung gemerkt. Du weißt, wie unendlich lieb ich ſie habe, wie ſie mir das Vorbild iſt zu jeder weiblichen Tugend, wie mein Herz von jeher mit der innigſten Hingebung, mit dem unbegrenzteſten Vertrauen an der Frau gehangen hat, die mir Vater und Mutter erſezte, alſo glaubſt du wohl, daß ich mich ihrer Freude freue. Aber wie ganz anders war es, wann du, oder Henriette, oder Philippine, oder zuweilen alle mit einander ſich einfanden in unſerm gaſtlichen Hauſe! Gewiß, es iſt wahr, was ich einmal las und damals faſt nicht glauben konnte: die Männer taugen eigentlich durchaus nicht in weibliche Geſellſchaft und richten immer Unheil und Zerſtörung an, wenn ſie dahin kommen. Sieh nur, wie es mir geht! Du weißt, daß ich die Uebungen der frühern Mädchenzeit noch unter der Leitung meiner guten Mutter fortſezte; jezt hingegen ſizt Steinau nach dem Frühſtücke bei der Großmutter, oder ſie gehen mit einander in die Bibliothek oder in das Treibhaus; ich könnte nun freilich mitgehen, allein er ſcheint es nicht zu wünſchen und ſie — Außerdem bin ich gewöhnt, mich in dieſen Morgenſtunden anhaltend zu beſchäftigen, und halte es nicht für heilſam, wenn der Menſch ohne Noth aus irgend einer guten Gewohnheit heraustritt. In meiner Großmutter Zimmer arbeiten kann und mag ich nicht, ſchon darum, weil es mir von dem feinen, gern perſifflirenden Herrn leicht als Affektation gedeutet werden könnte, und ſo bin ich auf mein Stübchen und meine Einſamkeit beſchränkt, wo ich mir wirklich oft recht einſam vorkomme. Reitet er vor dem Mittageſſen noch aus, ſo muß ſein Zimmer in Ordnung gebracht werden, denn die Mutter ſieht gerne, wenn es dort recht hübſch iſt, und obwohl es eigentlich das Stubenmädchen unter meinem Befehle thun ſollte, ſo ziehe ich doch vor, es ſelbſt zu machen, die Blumen und blühenden Geſträuche zu beſorgen und zu erneuern — man kann ſich ja doch nie ganz auf die Dienſtboten verlaſſen. Die Nachmittage, wo ſonſt meine Mutter und ich mit einander an unſern Arbeitstiſchen näheten und ſtrickten, und die ſo herrlich waren, wo ſie ſo ganz ſich zu mir herabließ und durch ihr Vertrauen mir jeden geheimen Gedanken aus der Seele zu holen wußte; wo die Ausſtattungen aller kleinen Kinder in unſerer Nachbarſchaft warm und hübſch aus unſern Händen hervorgingen und ſo manchem armen Taglöhner die zerriſſene Kleidung erſezt ward, wo wir plauderten, ſcherzten, lachten, und kein Menſch der Matrone ihre Jahre angeſehen hätte — die werden jezt beim Kaffeetiſche, meiſt in Geſellſchaft junger Männer zugebracht, die nicht verſäumen, den neuen Ankömmling auf Heitersleben zu begrüßen und ihren Theil von all dem zu empfangen, was da an vielfachen Genüſſen zu finden iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſezung.)

Kaum hatte ich mich von dem weiblichen Apoſtel abgewandt, da ſah ich auf dem erſten Platz einen jeune France, nicht ungeleckt, mit wachsleinwandenem Hut und Knotenſtock, wie viele ſeiner Genoſſen, ſondern ſehr elegant und modiſch aufgeſtuzt, mit gekräuſeltem Spitz-, Hals-, Schnauz- und Stutzbart, zwiſchen deren reſpektiven Compartiments mit vieler Kunſt und Sorgfalt dünne Streifen fein raſirt waren, wie Fußpfade im Gehölz. Backenbärte, die dem Mann ſo wohl anſtehen, tragen dieſe Leute nicht, expreß um den König Louis Philipp, der bekanntlich viel auf einen großen und dicken Backenbart hält, ihre Verachtung recht ſchmerzlich fühlen zu laſſen. Es gibt eine Hundeart, Rattenfänger genannt, welche gerade ſo ausſehen. Mit einem Fuß ſtand der jeune France auf einem Haufen Ketten, und dieſem entſprach der linke Arm, der, wiewohl er das Doppelorgnon vorzuhalten hatte, doch um einen Pfeiler des Zeltes geſchlungen war, während er in der rechten Hand ein ſchwarzes Ebenholzſtöckchen mit dickem goldenem Knopf und eben ſo dicker Quaſte drehte. Eine junge Engländerin, die hinter dem Sonnenſchirm ihrer Mutter ſaß, zeichnete den Mann in ihr Zwickbuch, und ihr Blick hatte dabei den Ausdruck ſüßer Bewunderung. Das Mädchen war ſehr geſchnürt und hatte graue Schnürſtiefelchen an und einen ungeheuern Poliſſon.

Das Copeter Schloß zeigt ſich zwar noch immer ſo ſtattlich wie ehemals, leider aber mit von oben bis unten verſchloſſenen Fenſterläden; denn die Herzogin von Broglie, Tochter und Erbin der Frau von Staël, auch Erbin ihres Sohns und Enkels, kommt nur ſelten im Sommer auf kurze Zeit hieher, wiewohl ſie in Paris nichts Aehnliches aufzuweiſen hat. All das heitere, bunte, geiſtreiche Leben, welches einſt dieſe weiten Säle und Gemächer füllte, iſt nun ſtumm und todt und das Gebäude iſt wie eine große Fabrik anzuſehen, deren Beſitzer auf weite Reiſen gegangen und ſeit Jahren verſchollen iſt. Im Wäldchen, links vom Schloß, liegt ſie jezt ſtill in ihrem Marmorgrab, ſie, die ſich einſt ſo ſehr im Lauten, Geräuſchvollen und Glänzenden gefiel. Der jeune France hatte beim Vorbeifahren ſeine Gläſer auf das Schloß gerichtet und ſagte: il est vrai, cette femme ne manquait pas d'une certaine fraction d'esprit; il y a du chaud et du volcanique en elle, mais elle n'a pourtant pas d'avenir parcequ'elle ignore la crispation souterraine de son siècle et la divine coagulation des peuples et des zones. Die Engländerinnen ſtießen ſich an und konnten ſich kaum vor Entzücken faſſen.

Bei Copet nimmt die Landſchaft für einen Augenblick einen mannigfaltigern und größern Charakter an, denn drüber liegt gar maleriſch das franzöſiſche Ger, der vorgeſchobene Poſten des Dep. de l'Ain, und von da zieht ſich

die von Napoleon angelegte Straße in zackigen Linien die Faucilles hinauf zum Jura, deſſen dunkle Mauerlinie hier durch ſchönere Berg- und Felſenformen unterbrochen und durchſchnitten iſt. Nach der freundlichen Gordane, einem Landhaus in runder Tempelform, das der Graf Doyen gebaut hat und das zwiſchen maleriſchen Baumgruppen ſteht, wird das Uferland wieder matt bis Nyon. Hier aber ſteht das alte Schloß mit ſeinen Thürmen, Zinnen und Vorſprüngen, mit ſeinen Terraſſen und Baumgruppen ſehr anmuthig über der kleinen Stadt, als Wächter, Aufſeher und mittelalterlicher Herr. Mir ſchien es immer eine alte Romanze in Aſſonanzen unter den ſchön klingenden, aber leeren Reimen unſerer Zeit, die doch in mancher Hinſicht gar ungereimt iſt. Der jeune France meinte, qu'il faudrait broyer toutes ces tannières de la féodalité pour porter enfin l'humanité à son perihélie. Jenſeits Nyon zeigt ſich gleich auf einer der nächſten Anhöhen ein Schloß anderer Art: Prangins, in der franzöſiſchen Kaiſerzeit Joſeph Napoleon gehörig. Es iſt allerdings eine der ſchönſten Beſitzungen des Waadlands. Jezt gehört es nicht einem Kaiſerbruder und König, ſondern einem ehemaligen Paſtetenbäcker, der ſich in der Rue Vivienne zu Paris ein großes Vermögen zuſammengebacken hat.

Von Nyon hinauf zieht ſich der zweite Uebergang über den Jura nach Frankreich, der die Dole links liegen läßt und ſich nach den Rouſſes wendet. Nach einer ſchönen Waldung, die bis an den See geht und ein Troſt der Jäger in dieſer ſonſt jagdarmen Gegend iſt, beginnt vor dem nun immer mehr zurücktretenden Jura die Anhöhe, welche ſich einige Stunden lang fortzieht und eines der herrlichſten Bergwerke des Landes iſt, denn an dieſem Berg wird auf flüſſiges Gold gebaut. Die weinreiche Côte beginnt jedoch ihre Claſſicität erſt von dem Seeſtädtchen Rolle aufwärts. Dem Reiſenden, der irgend Zeit hat, rathe ich, hier auszuſteigen und über Mont hinaufzugehen, bis er auf den höchſten Punkt gelangt. Hier iſt er auf dem berühmten Signal von Bougi oder von Aubonne, das viel und weitgereiſte Wanderer als eine der herrlichſten Stellen nicht blos der Schweiz, ſondern der Welt betrachten, ſo auch der weitgereiſte Tavernier, den dieſe Gegend ſo entzückte, daß er die ganze damalige Baronie Aubonne kaufte und da bis 1687 lebte. Freundlich hat vor einigen Jahren der Bankier Deleſſert in Paris, der aus Waad ſtammt, hier zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reiſenden eine offene Rotunde errichten laſſen. Die ganze Pracht und reiche Herrlichkeit des Genferſees iſt hier von Villeneuve bis Genf, von der Einſtrömung bis zur Ausſtrömung der Rhone, ausgebreitet, und nichts entgeht dem Auge von dem Schweizer und Savoyer Uferland, keine Stadt, kein Dorf, kein Weiler, ja keine Sennhütte an den Bergen. Wenn ſich das Auge ſattgeſpiegelt hat auf der blauen Fluth, wenn es lang genug den lateiniſchen Segelſchiffen nachgezogen, wenn es müde geworden iſt zwiſchen den Zacken, Zähnen, Gipſeln und Felſenwänden des Chablais, wenn es auch die Wunderwelt der Faucigny-Gletſcher nicht mehr feſſelt, ſo wende man ſich ſchnell um und beruhige es durch die reiche, üppige Gartenfläche des Waadlands, hinten begrenzt durch des Jura ernſte Waldwand, die ſich wie eine dunkle Heroenſage aus der Vorzeit hinzieht. Das ganze Gemälde ſtellt ein recht hübſches Fürſtenthum dar, denn der Durchmeſſer des Geſichtskreiſes geht von den Mittagshörnern an der Oſtgrenze des Kantons Friburg bis zu den Bergen in der Breſſe; von der Dole bis zum Montblanc und von den Bergſpitzen des Berner Oberlandes bis zum Credo hinter dem Fort de l'Ecluſe. Könnte man ſich auf dieſem Punkt noch um einige Hundert Fuß erheben, ſo würde man, glaube ich, die drei höchſten Stellen Europa's: den Montblanc, den Montroſa und die Jungfrau, zugleich ſehen. Von dieſem Signal aus bemerkt man auch recht die Aehnlichkeit des Genferſees mit dem Bodenſee: Rhone und Rhein, die ſo nahe bei einander entſtehen, daß ſie denſelben Wiegennamen haben; beide von Oſt nach Weſt durch ihre großen Seen fließend; Villeneuve und Bregenz, Château-Chillon und Lindau auf Inſeln an der Nordoſtſeite, Mörsburg und Aubonne, Genf und Konſtanz an der Ausſtrömung des Fluſſes; ein verengter See im Weſten; kurz gar Vieles trifft zuſammen bei dem Rhone- und Rheinſee.

Ich dachte, in meinem erſten Brief wenigſtens bis Vevay ſelbſt zu kommen; aber meine Feder kann nicht Schritt halten mit dem Dampfboot; alſo genug für heute.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Auguſt.

(Beſchluß.)

Friede im Lande.

Als ich nach der Stadt zurückkehrte und auf den Café Safran kam, wo um die achte Stunde allemal drei weißgepuderte Herrn und eine Zopfperrücke anzutreffen ſind, ſagte mir der Garçon leiſe in's Ohr — laut durfte er bei den ariſtokratiſchen Gäſten das nicht thun — die Stadt Baſel habe die Thore geöffnet, es ſey Friede im Lande. Ich bin nichts weniger als kriegsluſtig, aber das hätte ich gerne geſehen, daß der Krieg ſich ein Bischen in die Länge gezogen hätte, blos aus Rückſicht für die Journaliſten, denen durch dieſe Angelegenheit ein neuer Stern aufzugehen ſchien. Seit drei Jahren haben ſie in Paris geblaſen und in Deutſchland mitgeblaſen, um die große europäiſche Flamme anzufachen; tauſend Gründe und Zänkereien wurden angewendet, aber vergeblich. Die heilige Allianz nicht allein, auch die neugemachte Krone Frankreich will den Frieden. Ich hörte noch den vergangenen

Winter einen Redakteur des National ſagen: „Krieg muß es werden; denn wenn er nicht von Belgien kommt, ſo kommt er von der Moldau, oder von Egypten, und wenn er nicht von dort kommt, ſo kommt er von Portugal, oder von England, und wenn er auch nicht von dort kommt, ſo kommt er von Deutſchland, oder von uns ſelbſt, oder von der Schweiz; denn die Schweiz iſt ein wahrer Kriegs- und Revolutionsherd, woran ganz Europa ſchmiedet.“ Unglückſeliger National! alle Hülfsquellen ſind erſchöpft, ſelbſt die Söhne Tells ſtecken das Schwerdt ein, die lezte Hoffnung iſt dahin! Es wird kein Krieg, es bleibt bei'm alten, bir ſo langweiligen Frieden und bei'm juste milieu der Politik. Die Schwyzer Bauern haben ſogar ihren Nichtſchwyzern oder Außerſchwyzern die Hand geboten und gleiche Rechte an Kühen, Käſe, Milch und Butter zugeſichert. Nein, die Welt iſt nicht verdorben, es iſt die alte, ſchönſte, beſte Welt, und es geht in ihr Alles gut, weil es einmal nicht anders geht, ſagte der Magiſter Pangloß, deſſen Vater, Voltaire, auch einen Theil des Fluchs des neunzehnten Jahrhunderts tragen muß.

Napoleon, als er in der Schweiz die Vermittlerrolle übernahm, ſagte zu den Söhnen und Verwandten der tapfern Hirten: „Es wäre gar nicht klug, wenn ein Mann euch und eure Staaten ändern wollte. Ihr ſeyd von der Natur zu Republiken und zum Föderativſyſtem beſtimmt. Eins aber thut euch Noth, und da ändert ſchnell, damit ihr untereinander nicht Fürſten und Knechte ſpielt, wie bisher, und Alle frei und Alle gleich ſeyd. Mit Einem Wort, ſchafft eine Nationalrepräſentation nach Sprache, Religion, Sitten, Bildung, Volkszahl und Lokalintereſſen.“ Es iſt aber Napoleon nicht gelungen, den harten, ernſten Felſen der Alpen zu erweichen; der ſo genannte Obſcurantismus und der Patricismus blieben wie das Rhododendron, deſſen Heimath die Alpen ſind. Darum glaube ich auch nicht, daß jezt die Taille beendet iſt. So lange die Spielſüchtigen Geld haben, ſezen ſie niemals Alles auf Einen Wurf. — In den Kaufläden und Gaſthöfen hat die Aktivität etwas abgenommen. Die Füßli und Keller und Orels beklagen ſich, daß der Krieg ihren Debit an Waſſerfällen, Gletſchern, Sennhütten und Teufelsbrücken verringert habe. Ich muß inzwiſchen zum Ruhme der Bellona bemerken, daß ſie dafür auf anderer Seite entſchädigt wurden, indem ſie Heldenſchlachten und Karrikaturſtücke drucken laſſen konnten. Der Schwyzer Oberſt Abyberg, der den Reigen zu martialiſch in Küßnacht eröffnete und ſogar eine Schanze bei Tells Kapelle anlegen ließ, derſelbe Oberſt, den ſie vor ein Kriegsgericht ſtellen und richten wollen, weil er den Befehl des geheimen Raths vollzog, befindet ſich jezt kolorirt auf der Fenſterparade, mit einem Schnurrbart von zwei Rattenſchwänzen, groß wie chineſiſche Zöpfe, ein langes Rauſſchwerdt an der Seite tragend und eine Kanone abfeuernd, worauf geſchrieben ſteht: Schwyz inneres Land an die Gemeinde Küßnacht. Es erſcheint auch eine Broſchüre über den neueſten Schweizerkrieg mit dem Landeswappen, damit man ſieht, wie ſich die zwei-und-zwanzig Kantone ausnehmen in ihren Lorbeeren. Kein Menſch hätte gedacht, daß dieſelben ſo ſchnell erfochten würden, und die Freikorps ärgern ſich, daß ſie die Uniform blos auf acht Tage machen ließen, wie ich mich ärgere, wenn ich nun Morgens und Abends die Hornmuſik nicht mehr höre, die die Schützen anführt. Ich bilde mir ein, der Freiheitsfreund in Stafa wird ganz wüthend, wenn er ſieht, daß die Vierwaldſtädter ſich nicht mit der Eidgenoſſenſchaft ſchlagen. Am Ende geht noch die neue Bundesurkunde durch, und dann iſt gar nichts mehr mit den Leuten anzufangen. Ja, ja, die helvetiſche Republik könnte leicht ſo glücklich ſeyn, ein Reformprojekt zu realiſiren, und das wird ihr kein Staat nachmachen, das Fürſtenthum Rudelſingen ausgenommen.

Dresden, Auguſt.

Das Vogelſchießen. Launen des Jahrgangs.

Jupiter pluvius hat es dießmal mit der ganzen hieſigen untern Volksklaſſe und dem größten Theile des Mittelſtandes völlig verdorben. Zu dem uralten, jährlichen Vogelſchießen waren ungewöhnliche Anſtalten gemacht worden. Außer einem Uebermaaße von wohlausgeſtatteten Reſtaurateurzelten, Würfelbuden und Tiſchen aller Art bot beſonders der dem Elbufer am nächſten gelegene Theil der Wieſe, welcher unter der Benennung des wilden Viertels bekannt iſt, neben ſeinen zahlreichen Karrouſſels mit und ohne Bajazzo, ſeiner Menge Guckkaſten und mancherlei ſtehend gewordenen Sehenswürdigkeiten, eine große Kunſtreiterei, hochgerühmte indianiſche und deutſche Gaukler, ruſſiſche und deutſche Schauſpieler, merkwürdige Rieſen von Ochſen u. ſ. w. dar. Allein die Plazregen, welche ſchon Sonnabends den 27ſten Juli auf die Gründung, Befeſtigung und Ausſchmückung der, mitunter ſehr artig dekorirten, linnenen und hölzernen Erfriſchungsräume und Garküchen einwirkten, ließen nur Nachmittags ein wenig Athem, um den ganzen Sonntag deſto leidenſchaftlicher über die Wieſe und ihre mannigfachen Herrlichkeiten und Wunder herzufallen. Und gerade der Sonntag der Vogelſchießwoche iſt für die wohlhabenden Handwerksleute und ihre Kinder und für die benachbarten Dörfer eine Art von heiligem Chriſt im Sommer. — Obſchon das bunte, fröhliche Gedränge daher ganz wegfallen mußte, ſo führte die alte Gewohnheit doch immer noch der Beſucher mehr als genug auf die Wieſe, um das reizende Grün, womit dieſe geziert iſt, in ein von Füßen viel, aber nicht anmuthig durchſchnittenes Grau umzuwandeln. Vergebens war der Montag recht ſchön. Der fortdauernde graue Schmuzteppich erlaubte nur wenig Gebrauch davon zu machen; und nachdem der heitere Dienſtag bereits die glücklichſten Ausſichten verheißen, ſchlug der regenvolle Reſt der Woche jede fernere Hoffnung zu Boden. Sogar die Verlängerung des ſehr charakteriſtiſchen Volksfeſtes um die Hälfte der folgenden Woche gewährte keine Entſchädigung, wegen der fortdauernden Herrſchaft des Regenwetters.

Der Sommer ſcheint in dieſem Jahre überhaupt ſeiner alten Gewohnheiten überdrüſſig zu ſeyn. Wie mancher reiche Wildfang in den erſten Jünglingsjahren, vergeudete er ſein Sonnengold bereits im Mai und Juni. Daher wollte es denn ſchon im Juli nicht mehr recht fort mit ihm. Während der erſten Tage dieſes Monats umrauſchten hier und da dürre Oktoberblätter ſchauerlich die Füße der Spaziergänger, und aus den meiſten Bäumen blickt ſchon das ganze abgenuzte Herbſtgeſicht mit ſeinen fahlen Runzeln hervor. Die aus den Bädern zurückkehrenden Durchreiſenden laſſen ſich einſtimmig in Klageliedern über die äußerſte Ungunſt des Himmels vernehmen, mit Ausnahme derjenigen vielleicht, die durch Jugend und Liebe in den ſogenannten dritten Himmel erhoben wurden, welcher bekanntlich durch ewige Klarheit ſich auszeichnet und, nach der Behauptung des gemeinen Mannes, voller Geigen hängt.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. September 1833.

— So iſt's,
Biſt du, der größte Krieger in der Welt,
Jezt nicht der größte Lügner.

Shakeſpeare.
Antonius und Cleopatra

Zur Geſchichte Napoleons.

Briefe deſſelben an Joſephinen.

Die am Ende Juni d. J. bei den Brüdern Firmin Didot in Paris in zwei Bänden erſchienene und mit ſeltener typographiſcher Schönheit ausgeſtattete Korreſpondenz Napoleons mit Joſephinen *) dürfte ohne Zweifel, weß Glaubens an den — sit venia verbis — unſterblichen Todten man auch ſey, lebhaftes Intereſſe erregen. Die Originalien kamen nach dem Tode der Kaiſerin Joſephine in die Hände ihrer Tochter, der Herzogin von Saint-Leu, deren Pietät gegen die geliebte Mutter wir die Mittheilung derſelben verdanken. Durch einige, dem Verbannten auf St. Helena in den Mund gelegte Aeußerungen, welche in dem Mémorial de Sainte-Hélène vorkommen, und einen nachtheiligen Schatten auf Joſephinens Charakter warfen, fühlte ſich das Herz der Tochter verlezt, und ſchon im Jahr 1825 ſollte durch die Kundmachung dieſer Briefe der Beweis geführt werden, daß Napoleon hier entweder mißverſtanden, oder daß, wie der Herausgeber derſelben ſich ausdrückt, deſſen Gedanken ſchlecht redigirt worden ſeyen. Allerdings ſteht, was Napoleon hier ſelbſt ſagt, mit dem, was ihn das Mémorial ſagen läßt, im Widerſpruch; denn in den 228 Briefen deſſelben, die hier mitgetheilt werden, und zwar vom erſten (18ten Meſſidor, Jahr IV — 6ten Juli 1796) bis zum lezten (Freitag—wahrſcheinlich im Auguſt oder September—1813, alſo vier Jahre nach der Scheidung) ſpricht ſich nur Liebe, Zärtlichkeit, Achtung, Vertrauen, Hingebung aus, und die zärtlichſte Sorge für die Geſundheit der geliebten Gattin, ja die Bekümmerniß darum und der Wunſch, ſie zufrieden zu wiſſen, und das Verlangen, die Zumuthung, heiter zu ſeyn, damit auch er es ſeyn könne, ſind ein ſtehender Artikel in allen dieſen Briefen, ungeachtet es nicht zu leugnen iſt, und ſelbſt aus dieſen Briefen, was die Tochter in ihrem frommen Eifer überſehen, mittelbar erhellt, daß Joſephine ihm mitunter das Leben doch ein wenig ſauer machte. Oder hat Napoleon etwa 18 Jahre hindurch hier nur Komödie mit Joſephinen geſpielt? Das wäre verzweifelt lang, und langweilig zugleich für einen tragiſchen Helden, wie er war! Und wozu hätte es dienen ſollen? Joſephine war, wie jede Frau in dieſem Punkte, zu klug, als daß ſie den Betrug nicht gemerkt hätte, ſie mußte wiſſen, wie die Zärtlichkeit aus der Ferne und auf dem Papier ſich zu der Zärtlichkeit im Leben, daheim und unter vier Augen verhalte. Es iſt aber bekannt, welchen großen Werth, bis zur Vergötterung, Joſephine auf

*) Der Titel der Schrift iſt: Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire, et lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille. Paris 1833.

Digitized by Google

Napoleons Briefe legte. Und wenn ſie an die Wahrheit der darin ausgedrückten Empfindungen glaubte, welchen Grund haben wir, nicht daran zu glauben? Oder wollte etwa Napoleon dieſe Komödie vor der Welt ſpielen? Der Gedanke, daß dieſe Briefe einſt der Oeffentlichkeit übergeben würden, kam ihm wohl nie in den Sinn, weder früher, noch ſpäter; früher nicht, weil er ſonſt nicht ſo ſich hätte gehen laſſen, und ſpäter nicht, weil er ſonſt manche, namentlich die vom Jahr 1796, während ſeines erſten Feldzugs in Italien, in denen er für ſeine „adorable amie, belle et bonne, toute non pareille, toute divine, ame de ma vie, sentiment de mon coeur" glüht, ſchwärmt, ſeufzt, wie ein verliebter Lieutenant ihr „mille baisers tendres, amoureux, brulants etc." zuſchickt und nebenbei eine Schlacht nach der andern ſchlägt und gewinnt, ohne Zweifel würde vernichtet haben, damit die Welt nicht erfahre, daß auch er, wie jeder Andere, unterthan ſey den menſchlichen Schwachheiten, wiewohl gerade dieſe Schwachheiten ihn, den großen Mann, unſerem Herzen näher rücken. Dem ſey jedoch, wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß dieſe Briefe ein eben ſo merkwürdiger als intereſſanter Beitrag zur innern Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes ſind, indem ſie deſſen innerſte Gedanken offenbaren, die Bewegungen ſeines Gemüthes reflektiren, kund geben, wie der General, der Konſul, der Kaiſer dachte, fühlte und dieſe Gedanken, dieſe Gefühle ausdrückte, nicht, wie bei ſeinen öffentlichen Reden oder Proklamationen, im offiziellen Koſtüme, ſondern im Schlafrocke, ſo zu ſagen, zur Stunde freier, vertraulicher Herzensergießungen und im Moment der Ueberwältigung durch dieſe Gefühle. Durch dieſe Briefe werden manche Irrthümer beſeitigt werden, viele Schritte gerechtfertigt erſcheinen, und wenn durch dieſelben auch nicht bewieſen wird, daß Napoleon ein vortrefflicher Menſch (homme excellent) war, wie der Herausgeber meint, ſo beweiſen ſie doch, daß der Eroberer menſchlich, der Herr der Welt ein guter, zärtlicher Gatte und Vater, ſelbſt gegen Stiefkinder und Stiefkindeskinder, genug, daß er nicht der herzloſe, blutdürſtige Tyrann war, zu dem ihn eine Zeitlang, oder vielmehr eine lange Zeit hindurch Leidenſchaft, Partheigeiſt, Beſchränktheit, Engherzigkeit, Hyperſentimentalität und Spießbürgermoral gemacht haben. Doch laſſen wir lieber einige dieſer Dokumente aus den verſchiedenen Stadien ſeines vielbewegten Lebens ſelbſt reden, und bemerken wir blos noch, daß, wenn auch die Briefe des *Kaiſers* kürzer und ſeltener ſind, als die des *Konſuls* (wiewohl er in jener Zeit, und zwar vom Feldlager aus, im Durchſchnitt zwei Mal in der Woche ſchrieb, was für einen zärtlichen, mediatiſirten Fürſten, der doch Zeit genug hat, ſchon genug wäre), und daß, wenn der *Konſul* Bonaparte ſchon nicht mehr ſo ſchreibt, wie der *General* Bonaparte, doch im Grunde daſſelbe Gefühl überall vorherrſcht, nur modifizirt durch das reifere Alter. Und in eben dem Maße, in dem ſeine Intereſſen ſich erweiterten, ſeine Rieſenplane ſich ausdehnten, ſeine Beſchäftigungen an Größe und an Wichtigkeit zunahmen, mußten doch wohl die Briefe an Länge abnehmen, ſchon der Zeit wegen. Nach der Verſicherung des Herausgebers iſt nichts an denſelben geändert; nur die Namen der Perſonen, die durch ſie kompromittirt werden könnten, wurden unterdrückt und blos mit Anfangsbuchſtaben bezeichnet. Die Ueberſetzung iſt, ſo viel möglich, *wörtlich* treu, und die Interpunktion genau beibehalten worden.

Dritter Brief.

(Joſephine war damals in Mailand.)

Marmiroſo, den 29ten Meſſidor (17ten Juli 1796)
Abends 9 Uhr.

So eben erhalte ich deinen Brief, meine angebetete Freundin, er hat mein Herz mit Freude erfüllt. Ich bin dir dankbar für die Mühe, die du übernommen, mir Nachricht von dir zu ertheilen; dein Befinden muß heute beſſer ſeyn, ich bin überzeugt, daß du wieder hergeſtellt biſt. Ich fordere dich dringend auf, zu reiten, es wird dir gewiß wohl bekommen.

Seitdem ich dich verlaſſen habe, war ich beſtändig traurig. Nur in deiner Nähe fühle ich mich glücklich. Ich vergegenwärtige mir unaufhörlich deine Küſſe, deine Thränen, deine liebenswürdige Eiferſucht, und die Reize der unvergleichlichen Joſephine fachen unabläſſig eine lebendige und brennend heiße (?) Glut in meinem Herzen und in meinen Adern (sens) an. Wann wird es mir, frei von aller Unruhe, aller Arbeit, vergönnt ſeyn, meine ganze Zeit bei dir zuzubringen, nichts zu thun zu haben, als dich zu lieben, und nichts zu denken, als an das Glück, es dir zu ſagen und zu beweiſen? Ich werde dir dein Pferd ſchicken; doch hoffe ich, du wirſt mich bald einholen können. Ich glaubte wohl, vor einigen Tagen, dich zu lieben, allein jezt, nachdem ich dich geſehen, fühle ich, daß ich dich tauſendmal mehr liebe. Seitdem ich dich kenne, bete ich dich mit jedem Tage mehr an, ein Beweis, wie falſch La Bruyère's Maxime iſt, die Liebe komme mit einem Mal. Alles in der Natur geht ſeinen Gang und wächſt ſtufenweiſe. O laß mich doch, ich bitte dich, einige Fehler an dir wahrnehmen; ſey weniger ſchön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, beſonders weniger gut; ſey vor Allem nie eiferſüchtig, weine nie, deine Thränen bringen mich um den Verſtand, verbrennen mein Blut. Glaube mir, es ſteht nicht mehr in meiner Gewalt, einen Gedanken zu haben, der nicht dir gehöre, eine Idee, die du nicht beherrſcheſt. Pflege dich ſorgfältig; ſorge, daß du ſchnell wieder hergeſtellt wirſt. Komm hierher, ja, damit wir, ehe wir ſterben, wenigſtens ſagen können: Wir waren ſo und ſo viel Tage glücklich!

Digitized by Google

Tauſend Küſſe, auch an Fortuné, *) trotz ſeiner Bösartigkeit.

Fünfter Brief.

Marmirolo, den 1ſten Thermidor im Jahr IV.
(19ten Juli 1796.)

Ich habe ſeit zwei Tagen keine Nachrichten von dir. Ich habe heute wohl ſchon dreißig Mal daran gedacht; du ſiehſt ein, wie höchſt traurig das iſt, und du kannſt unmöglich an der zärtlichen und einzigen Sorge, die du mir einflößeſt, zweifeln.

Geſtern griffen wir Mantua an. Wir haben ihm mit glühenden Kugeln aus zwei Batterien und mit Mörſern tüchtig eingeheizt. Die elende Stadt brannte die ganze Nacht hindurch. Der Anblick war fürchterlich und impoſant. Wir haben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt, dieſe Nacht werden die Laufgräben eröffnet. Ich gehe morgen mit dem Hauptquartier nach Caſtiglione, und ich denke dort zu übernachten. Ich habe einen Kourier von Paris erhalten. Er brachte zwei Briefe an dich mit; ich habe ſie geleſen. Ungeachtet mir dieſe Handlung ganz einfach erſcheint, und ungeachtet du mir dieſer Tage die Erlaubniß dazu ertheilt haſt, ſo beſorge ich dennoch, du möchteſt es übel nehmen, und das betrübt mich ſehr. Ich hätte ſie gern wieder verſiegelt — pfui, das wäre abſcheulich! Bin ich ſtraffällig, ſo bitte ich um Gnade; ich ſchwöre dir, daß es nicht aus Eiferſucht geſchah, gewiß nicht; ich habe in dieſer Beziehung eine zu hohe Meinung von meiner anbetungswürdigen Freundin. Ich wünſchte, du ertheilteſt mir ein für allemal die Erlaubniß, deine Briefe zu leſen, dann fiele jeder Vorwurf und alle Furcht weg. Achille kommt als Kourier von Mailand; keine Briefe von meiner anbetungswürdigen Freundin! Adieu, mein einziges Gut. Wann wirſt du im Stande ſeyn, mich einzuholen? Ich werde ſelbſt nach Mailand kommen, um dich abzuholen. Tauſend Küſſe, ſo glühend, wie mein Herz, ſo rein, wie du.

Ich laſſe den Kourier rufen; er ſagt mir, er ſey bei dir geweſen und du hätteſt ihm geſagt, du habeſt nichts zu befehlen. Pfui! du Böſe, Häßliche, Grauſame, Tyrannin, kleines ſchönes Ungeheuer! Du lachſt über meine Drohungen, meine Sottiſen; ja, könnte ich dich, du weißt es wohl, in mein Herz einſchließen, du ſollteſt mir dort gefangen ſitzen.

Laß mich wiſſen, daß du heiter, recht wohl und zärtlich biſt.

*) Joſephinens Hündchen.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Du erinnerſt dich wohl noch der Bewerbungen mehrerer dieſer jungen Herrn, die von mir und der Mutter zurückgewieſen wurden, weil ich keine Neigung fühlte, und überhaupt noch zu jung war, um zu heirathen. Die Einen kommen nun ſichtlich aus Neugierde, um zu ſehen, welch ein Verhältniß ſich zwiſchen meinem Vetter und mir feſtſtelle, die Andern geruhen, mir bei dieſem guten Anlaſſe die Cour wieder zu machen, und das gibt meiner Stellung etwas ſo Unangenehmes, ich gewinne dadurch einen Anſchein der Gefallſucht, die meinem Herzen fremd iſt, und die mir beſonders unter den Augen eines ſo ſcharfen Beobachters zuwider ſeyn muß. Das Peinlichſte aber für mich iſt, daß der ehrliche Lauter nun täglich in unſerm Hauſe aus und eingeht. Durch einen ſeltſamen Zufall hat er Friedrichen im Preußiſchen kennen gelernt, als dieſer dort das Forſtweſen erlernte, ohne daß ſeinem durchdringenden Verſtande jemals beigefallen wäre, dieſer Freund ſeiner Jugend ſey der Enkel unſerer Großmutter. Sie haben ſich hier in der Nähe getroffen und Steinau hat ihn freundſchaftlich zu ſich eingeladen. Lauter war gewiß der Einzige unter meinen ſogenannten Liebhabern, der ſich aus reiner Liebe um mich bewarb, während die Andern nur die Erbin der reichen Frau von Elmendingen ſuchten, die in unſerm kleinen Ländchen einen ſo bedeutenden Einfluß hat. Soll ich nun nicht fürchten, das Gefühl, deſſen Abweiſung dem guten Manne ſo weh that, könnte auf's Neue genährt werden, und die Kälte zwiſchen Steinau und mir ihn zu wiederholten und vergeblichen Verſuchen verleiten? — Ich bliebe gern weg, und die Großmutter hätte wahrſcheinlich nichts dawider, denn ſie läßt mich ſeit des Vetters Ankunft ganz nach meinem Willen handeln, und ich glaube ſogar, ſie ſieht es gerne, wenn ich mich zurückziehe; aber Steinau machte einſt ein paar bittere Bemerkungen über meine Vorliebe zur Einſamkeit, und warf einige Worte von Laune und Hang zur Auszeichnung zwiſchenein, die ich nicht noch einmal hören möchte. So ziehe ich mich denn aus der Sache, ſo gut ich kann, laſſe aus halber Verzweiflung etwa meinem Muthwillen freien Lauf, necke und plage die ungebetenen Gäſte, wenn ſie mir zu nahe treten, den guten Lauter ausgenommen, der eine ſolche Behandlung um der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe willen nicht verdient, und ſo kommt denn endlich der ſtillere Abend heran, die einzige Zeit des Tages, die mir jetzt noch wahren Genuß gewährt. Gewöhnlich verlaſſen die Fremden Heitersleben mit Anbruch der Nacht, und Steinau hat es ein für allemal abgeſchlagen, die Abendſtunden auswärts zuzubringen, was von vieler Achtſamkeit gegen ſeine Großmutter zeugt; dann ſpielen ſie entweder Schach und ich arbeite, oder Friedrich lieſt uns vor, und er lieſt ſehr hübſch. Habe ich mich den Tag über zehnmal ſelbſt auf heimlichem Verdruß über all das Ungewohnte ertappt und mich eben ſo oft ſchelten müſſen, ſo ſöhnt mich meiſt dieſe Stunde wieder mit der Veränderung

Digitized by Google

aus, und ich glaube faſt, auch dem Vetter geht es ſo; denn wenn er mich häufig während des Tages und beſonders in Geſellſchaft ſeinen Unmuth und ſeine Kälte fühlen läßt, ſo wird er während unſers ſtillen Beiſammenſeyns freundlicher, und findet an meiner Luſtigkeit und meinen Einfällen nicht mehr ſo viel auszuſetzen. Lachen aber muß ich, gute Wilhelmine, wenn ich deiner Vorherſagungen und der kindiſchen Angſt gedenke, mit welcher ich, ihnen zufolge, Steinau's Ankunft entgegen ſah. Daß die Großmutter keinen Gedanken an die Verbindung hat, von der du meinteſt, daß das Glück ihres Lebens davon abhänge, das wollte ich wohl beſchwören. Nicht nur ſucht ſie mich weder herbeizuziehen, noch meine Fähigkeiten herauszuheben, ſondern ſie ſcheint mich eher gefliſſentlich in den Hintergrund ſtellen zu wollen, was ſie mir denn mit doppelten Liebkoſungen zu vergelten ſucht, wenn ſie ſich unbemerkt glaubt. Und Friedrich — o du Himmel! Nein! darum habe ich doch nicht ſo manche ehrenwerthe Verbindung ausgeſchlagen, um mir aus dieſem harten, kalten Steine einen Bräutigam zu meißeln. Sonſt wäre er freilich Allen lieb und willkommen, denn ein Jeder ſieht in ihm den Mann, wie er ſeyn ſoll. Selbſt Ali iſt mir untreu geworden, begleitet mich nicht mehr, wenn ich Morgens in der Frühe, oder Abends während der Dämmerung geſchwind bei der guten alten Catharine einen Beſuch abſtatte, ſondern er ſizt zwiſchen der Großmutter und dem Vetter, und folgt mir nur mit ſcheuem Auge, als ſcheute er ſich, mir ihn vorzuziehen, während er jedesmal in den tollſten Sprüngen dem Pferde folgt, ſobald Friedrich ſpazieren reitet. — Lebe wohl...

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Literatur. Kirchenbeſuch. Der Landtag.

Ein beſonderes Leiden erregte unter andern den Beſuchern des hieſigen Arnoldſchen Muſeums das trübe Wetter. Im Erdgeſchoſſe einer nicht ſehr breiten Straße gelegen, verlangt dieſe Anſtalt ſchon einen ziemlich heitern Himmel, wenn ſie den von den Fenſtern entferntern Tiſchen hinreichendes Licht zum Leſen darbieten ſoll. An manchen der lezten Nachmittagsſtunden war an dieſen Tiſchen das Leſen ganz unmöglich. Das iſt aber auch vielleicht der einzige, dieſe zweckmäßige Anſtalt mit Recht treffende Tadel; denn daß mitunter die Indiskretion mancher Theilnehmer ſo weit geht, um neue Blätter heimlich mitzunehmen, fällt nicht dem Inſtitute, ſondern nur ſolchen Theilnehmern zur Laſt, die übrigens zum Glück neuerlich ſeltener zu werden ſcheinen. Beſonders reich iſt das Muſeum an franzöſiſchen Tageblättern; faſt jede Meinungsnüance findet ihre Zeitung. Höchſt luſtig iſt es, in den beiden äußerſten Blättern, der Gazette de France und der Tribune, die Luftſchlöſſer zu ſehen, welche jede Parthei ſich zu ſchaffen weiß, und wie die Gazette Heinrich den Fünften ſchon auf dem Julithrone ſitzen ſieht, während die Tribune über die bereits eingerückte Avantgarde der Republik in die Hände klatſcht. Daß die drei Julitage, auf welche beide Zeitungen gewaltig gerechnet hatten, auch gar keinen von ihren Wünſchen erfüllten, war ihnen offenbar äußerſt empfindlich, konnte aber doch ihren glänzenden Hoffnungen nichts anhaben. Des ungemeinen Witzes wegen war der Charivari Anfangs im Muſeum von allen Partheien geſucht; das hat jedoch nachgelaſſen; der Witz, der ſich in einem gar zu engen Kreiſe bewegt und, genau genommen, einzig auf die Herabwürdigung der beſtehenden Regierung ſich reducirt, erregt bald durch ſeine Einförmigkeit Widerwillen. Dazu kommt, daß in dieſem Blatte die Wahrheit häufig dem Lachen geradezu zum Opfer gebracht wird. Gefallen an Unwürdigkeiten dieſer Art iſt dem deutſchen Charakter nicht angemeſſen. Die nach dem Aufhören des vielgeleſenen Provinzialblatts, die Biene genannt, vor Kurzem begonnene Ameiſe hat ſich bereits als eine gute Unternehmung bewährt. Ihr Abſatz ſoll weit über 2000 Exemplare betragen und noch immer zunehmen; der klarſte Beweis, daß der geniale Philippi, der ſie herausgibt, den Ton eines Volksblattes im Allgemeinen ſehr richtig getroffen hat. Das wird ihm denn auch gewiß für hinreichende Entſchädigung gelten wegen des Achſelzuckens und Naſerümpfens aller derjenigen, denen gewiſſe, mitunter vorkommende populäre Scherze zu gemein erſcheinen. Da Philippi außerdem noch in der konſtitutionellen Bürgerzeitung ein Blatt von einer mit der Ameiſe ſehr nahe verwandten Tendenz herausgibt, welches ebenfalls ſich ein anſehnliches Publikum nicht blos von Leſern, ſondern auch von Käufern zu bilden gewußt hat, ſo iſt er wohl als ein wahrhafter Volksſchriftſteller zu betrachten. Aber auch daran ſcheint er noch nicht der Arbeit genug zu haben. Ganz neuerlich hat er ein drittes Blatt, kritiſchen Inhalts, unter dem Titel: Der literariſche Hochwächter, begonnen, welches unter andern ſehr freimüthige Beurtheilungen der Lehrer an mehreren Univerſitäten enthalten ſoll, mir aber noch nicht zu Geſicht gekommen iſt.

Die neuerlich nicht ſelten öffentlich beklagte Abnahme des Kirchenbeſuchs iſt vielleicht hier weit weniger, als in andern großen und größern Städten wahrzunehmen. Namentlich erfreut ſich die mit trefflichen Kanzelrednern verſehene lutheriſche Hofkirche gewöhnlich ſehr zahlreicher Zuhörer. Beſonders gehören die überaus geiſtvollen Vorträge des Oberhofpredigers Dr. von Ammon zu denen, wo man, um einen Platz zu erhalten, ſich ſehr zeitig einfinden muß. Die Kreuz- und Frauenkirche zählen ebenfalls mehrere ſehr vorzügliche Prediger. Ganz außerordentlichen Beifall fand ſchon ſeit einer Reihe von Jahren der Prediger an der Kirche in Neuſtadt, Dr. Schmalz. Die Annahme eines ſehr ehrenvollen Rufes nach Hamburg von ſeiner Seite verurſachte in der That eine in ſolchen Fällen ſeltene, ungemeine Betrübniß unter ſeinen zahlreichen Zuhörern. Bei ſeiner neulich erfolgten Abſchiedspredigt hätte die Kirche noch einmal ſo groß ſeyn müſſen, um ſie insgeſammt faſſen zu können.

Der Landtag ſchreitet ungeſtört in angemeſſener Würde vorwärts. Natürlich iſt es, daß manche Zuhörer ihn nicht amüſant genug finden. Seine Verhandlungen gehen ja keineswegs auf das Amüſiren (Hinhalten) aus, ſie ſtreben vielmehr in möglichſter Kürze der Zeit weſentliche Verbeſſerungen herbeizuführen. — So eben erregt der Plan zur Errichtung von Kreisregierungen manche Unruhe in dem Perſonal mehrerer Landeskollegien. An das bunte, vielgeſtaltige Leben der Reſidenz gewöhnt, fürchten Viele, in die zum Theil etwas farbloſe Einförmigkeit kleinerer Städte ſich verwieſen zu ſehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. September 1833.

Il n'y a point de déguisement qui puisse long-temps cacher l'amour où il est, ni le feindre où il n'est pas.

Larochefoucauld.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Höre, Freund! höre und bewundere mit mir die ſeltſamen Grillen des Menſchenherzens. — Meinem lezten Briefe zufolge mußteſt du mich mit dem Aufſuchen meiner entſchwundenen Freundin, und im vollen Kampfe mit meiner Großmutter um die Freiheit meiner Wahl und das Glück meines Lebens glauben; aber keines von beiden iſt bis jezt der Fall. Zwar habe ich durch unſern ehrſamen, dienſtfertigen Freund Lauter, den ich ganz unvermuthet hier wieder fand, erfahren, daß Ulrike in einem Städtchen, anderthalb Stunden von Heitersleben, ſich in ganz angenehmen Verhältniſſen beſindet, nicht bei Verwandten, aber in einer achtbaren Familie, von einer reichlichen Penſion lebend, die ihr der Freund ihres Vaters ausgeſezt hat. Indeſſen hat eine nicht unbedeutende Unpäßlichkeit meiner Großmutter mich bisher abgehalten, ſie aufzuſuchen und — ſoll ich es dir geſtehen? Seitdem meine Annäherung zu ihr in meiner Macht iſt, ſeitdem ich weiß, wo ich ſie finden kann, haben mich ſo manche ſtörende Gefühle ergriffen. Vieles erſcheint mir anders, als es vor kurzer Zeit noch der Fall war; ich fühle mich ihrem Andenken mehr entfremdet, es entſteht eine ſonderbare Verlegenheit in mir, wenn ich mir unſer erſtes Zuſammentreffen vorſtelle. Beide haben wir uns ſeit vier Jahren ſo mächtig verändert, als in unſerm Alter ein ſolcher Zeitraum verändern kann. Wer weiß, wie ſie mir, wie ich ihr erſcheinen werde, ob ſich nicht Eigenſchaften in uns entwickelt haben, die uns beiden anſtößig ſeyn und gleichwohl, wären wir einmal in den alten Verhältniſſen zuſammengetreten, nicht füglich als Trennungsurſache gelten könnten? Auch hat ernſte Ueberlegung mir Ulrikens Betragen, ihr wortloſes Zurückziehen, in einem andern Lichte dargeſtellt, als ich es früher ſah. Wer weiß, welche Verbindungen ſie in einer ſo langen Zeit angeknüpft hat, zwiſchen welche meine Erſcheinung feindlich treten würde? Wer weiß, ob dieſe nicht ein entſtehendes Lebensglück zerſtören und das meinige zugleich vernichten könnte? Du wirſt mir ſagen: das Alles hätte ich ſchon lange bedenken können. Aber ſieh, Kurt, es waltet doch ein Unterſchied zwiſchen der noch entfernten und der ganz nahe gelegten That, in deren Gefolge oft manche Bedenklichkeit ſich regt, welche früher von dem weiten Raume zurückgedrängt ward, der zwiſchen ihr und uns noch ſtattfand. Und dann lebe ich hier ein wahrhaft kontemplatives, zwiſchen Idylle und ächter Lebensweisheit liegendes Daſeyn, das alle ſtillen Kräfte der Seele aufregt und Manches anders anſchauen läßt, als es mitten im bewegten Leben geſchieht.

Digitized by Google

Ich hatte mir alſo vorgeſezt, ſtatt mich raſch und unvorſichtig Ulrikens Augen darzuſtellen, ihr erſt zu ſchreiben und wo möglich ein entſchiedenes Verhältniß unter uns feſtzuſetzen, ehe das Wiederſehen vielleicht ſtörend dazwiſchen tritt. Mehrere angefangene Briefe lagen bereits auf meinem Schreibtiſche, und keiner traf den Ton ſo herzlich und zugleich unbefangen, als ich es wünſchte; zu der Unfähigkeit, mich ganz geziemend auszudrücken, mochten die Zerſtreuungen der lezten Tage viel beitragen, wo zuerſt die Krankheit unſerer Großmutter und ſpäter die Freude über ihre Geneſung mich ausſchließlich beſchäftigten.

Ich habe in dieſer Zeit meine Couſine auch beſſer kennen gelernt, als es früher der Fall war, und mußte mir geſtehen, daß ſie bisweilen recht hinreißend liebenswürdig ſeyn könne. Schon die ausgezeichnete Aufmerkſamkeit, mit welcher meine Bekannten das Mädchen behandeln und anſehen, hatte mich auf die Idee gebracht, ſie möchte nicht ſo ganz unbedeutend ſeyn, als ich ſie in den erſten Tagen meines Hierſeyns glaubte; allein dieſe Aufmerkſamkeit hatte denn doch auch manch Zweifelhaftes und Unangenehmes, das Eine, weil ihre Stellung als Erbin der Großmutter ſie ſchon in den Augen gemeiner Bewerber bedeutend machen kann, das Andere, weil es mir ſtets einen höchſt widrigen Eindruck macht, wenn ich den muthwilligen Witz eines weiblichen Weſens auf Koſten einer unterthänigen Männerwelt glänzen ſehe. Daß Pauline Geiſt und Witz hat, iſt mir jezt außer Zweifel, und ich machte in dieſer Hinſicht gegen Lauter einige Bemerkungen, der dann in ein ungemeſſenes Lob des Fräuleins ausbrach, das ſeiner Meinung nach über allen Weibern der Erde ſteht. Ich gab ihm zu, daß ſie einige natürliche Anlagen habe, aber ſchon darum nicht ſo hoch geſtellt werden könne, weil es ihr an ausgebildetem Talent fehle. Da hörte ich denn zu meinem Erſtaunen, daß Fräulein von Eimendingen, nebſt der Bildung der Großmutter, auch den Unterricht einer vortrefflichen Erzieherin genoſſen habe; daß ſie nicht nur eine hohe Kunſtfertigkeit in jeder Art weiblicher Beſchäftigung beſitze, ſondern auch fertig engliſch und franzöſiſch ſpreche, die Harfe ſpiele u. ſ. w. Ich dachte nun freilich: wer weiß, welchen Maßſtab der ehrliche Lauter für die Bildung der Weiber hat, in einem beſchränkten ländlichen Leben, bei geringem Anlaſſe zu Vergleichung — wahrlich, ich mußte ſolche Gründe aufſuchen, um nicht an allem, was mich umgab, irre zu werden; denn wie hätte ich mir vorſtellen können, daß ein Mädchen ohne irgend eine ſichtbare Urſache ſein Licht unter den Scheffel ſtellen, wie hätte ich glauben können, daß eine zärtliche Mutter oder Großmutter nicht jede ſchickliche Veranlaſſung ergreifen würde, um die Vorzüge des Schooßkindes bewundern zu laſſen, beſonders wenn man die Abſicht einer Verbindung vorausſetzen mußte? Ich fing an zu beobachten und überzeugte mich, daß wenigſtens in dem, was Lauter von Paulinens Beleſenheit und ihrem Geſchmacke geſagt hatte, keine Uebertreibung war; ich bot mich zum Vorleſer an, wurde angenommen, und in welchem Fache ich auch meine Lektüre auswählte, ich wurde verſtanden, und es wurden zuweilen Geſpräche veranlaßt, in denen ſich Paulinens Geiſt ſowohl als ihre Bildung verrieth.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

Vierzehnter Brief.

Modena, den 28ten Vendémiaire, im Jahr V. (17ten Okt. 1796) 9 Uhr Abends.

Den ganzen vorgeſtrigen Tag habe ich draußen zugebracht; geſtern blieb ich zu Bette. Fieber und ein heftiger Kopfſchmerz, das Alles verhinderte mich, an meine anbetungswürdige Freundin zu ſchreiben; aber ich habe ihre Briefe erhalten, ich habe ſie an mein Herz und an meine Lippen gedrückt, und der Schmerz der Trennung, die Entfernung von hundert Meilen waren verſchwunden. In dieſem Augenblicke erblickte ich dich in meiner Nähe, nicht kapriciös und aufgebracht, ſondern ſanft, zärtlich, mit jener ſalbungsvollen Güte (onction de bonté), die ausſchließlich das Erbtheil meiner Joſephine iſt. Es war ein Traum; urtheile nun, ob das mich vom Fieber geheilt hat. Deine Briefe ſind kalt, wie fünfzig Jahre Alter, ſie ſehen aus wie eine fünfzehnjährige Ehe. Man erblickt darin die Freundſchaft und die Empfindungen dieſes Winters des Lebens. Pfui, Joſephine! . . . Das iſt recht böſe, recht ſchlecht, recht falſch von Ihnen. Was können Sie noch thun, um mich recht beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? O, das iſt ſchon geſchehen! Mich haſſen? Wohlan! ich wünſche es, alles erniedrigt, nur der Haß nicht, aber die Gleichgültigkeit mit dem Puls des Marmors, dem ſtarren Blicke, dem monotonen Gange! . . . .

Tauſend, tauſend recht zärtliche Küſſe, ſo zärtlich wie mein Herz.

Ich befinde mich etwas beſſer, ich reiſe morgen ab. Die Engländer räumen das mittelländiſche Meer; Corſika iſt unſer. Gute Nachricht für Frankreich und für die Armee.

Sechzehnter Brief.

Verona, den 3ten Frimaire, Jahr V. (13ten Nov. 1796.)

Ich liebe dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabſcheue dich. Du biſt eine garſtige Perſon, recht linkiſch, recht dumm, recht cendrillon. Du ſchreibſt mir gar nicht, du liebſt deinen Mann nicht; du weißt, welches Vergnügen deine Briefe ihm gewähren, und du ſchreibſt ihm keine ſechs Zeilen, wie ſie der Zufall dir eingibt.

Digitized by Google

Was thun Sie denn den ganzen Tag, Madame? Welches ſo wichtige Geſchäft raubt Ihnen die Zeit, an Ihren Geliebten, der es ſo gut meint (à votre bien bon amant), zu ſchreiben? Welche andere Neigung erſtickt und läßt Sie hintanſetzen die Liebe, die zärtliche und beſtändige Liebe, die Sie ihm verſprochen haben? Wer kann dieſer merveilleux, dieſer neue Liebhaber ſeyn, der Ihre ganze Zeit in Anſpruch nimmt, Ihre Tage beherrſcht und Sie hindert, mit Ihrem Manne ſich zu beſchäftigen? Joſephine, geben Sie wohl Acht: eine ſchöne Nacht, die Thüren eingeſchlagen, und ich bin da!

Ich bin in der That unruhig, meine gute Freundin, daß ich keine Nachrichten von dir erhalte; ſchreibe mir ſchnell vier Seiten, und von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit Rührung (sentiment) und Freude erfüllen. Ich hoffe in ganz kurzer Zeit dich in meine Arme zu ſchließen, und ich werde dich überſchütten mit einer Million Küſſe, brennend, wie unterm Aequator.

Achtzehnter Brief.

(Nach Genua.)

(Mailand, den 7ten Frimaire, Jahr V. (27ten Nov. 1796) Nachmittags 5 Uhr.

Ich komme in Mailand an, ich ſtürze in dein Zimmer, ich ließ Alles ſtehen, um dich zu ſehen, dich in meine Arme zu ſchließen .... du warſt nicht da: du durchziehſt die Städte unter Feſtivitäten, du entfernſt dich, wo ich ankomme, du bekümmerſt dich nichts mehr um deinen *lieben* Napoleon. Eine Caprice ließ dich ihn lieben, der Wankelmuth macht ihn dir gleichgültig. An Gefahren gewöhnt, kenne ich die Heilmittel gegen die Verdrießlichkeiten und Uebel des Lebens. Das Unglück, das ich erdulde, iſt nicht zu berechnen; ich war berechtigt, darauf — nicht zu zählen. Ich werde hier bis zum 9ten gegen Abend verweilen. Derangire dich nicht, laufe deinem Vergnügen nach; das Glück iſt für dich geſchaffen. Die ganze Welt iſt ja zu glücklich, wenn ſie dir gefallen kann, nur allein dein Mann iſt ſehr, ſehr unglücklich.

Neunzehnter Brief.

(Ebendahin.)

Mailand, den 8ten Frimaire, Jahr V. (28ſten Nov. 1796), 8 Uhr Abends.

Der Kourier, den Berthier nach Genua expedirte, iſt zurückgekommen. Du hatteſt keine Zeit, mir zu ſchreiben; ich begreife das leicht. Von Vergnügungen und Spiel umgeben, hätteſt du Unrecht gehabt, mir das kleinſte Opfer zu bringen. Berthier war ſo gefällig, mir deine Briefe an ihn zu zeigen. Ich bin weit entfernt, dich weder in deinen Planen, noch in den Unterhaltungen (parties de plaisir), die man dir anbietet, zu ſtören; ich bin der Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, den du nicht liebſt, hat keinen Anſpruch darauf, dich zu intereſſiren. Was mich betrifft, ſo geht die Beſtimmung und der Zweck meines Lebens dahin, nur dich zu lieben, dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was dir zuwider ſeyn (contrarier) könnte.

Sey glücklich, mache mir keine Vorwürfe, intereſſire dich nicht für das Glück eines Mannes, der nur lebt von deinem Leben, nur in deinen Freuden, in deinem Glück Genuß findet. Ich habe Unrecht, wenn ich verlange, daß deine Liebe der meinigen gleich ſeyn ſolle: warum verlangen, die Spitzen ſollen ſo ſchwer wie Gold wiegen? Wenn ich dir alle meine Wünſche, alle meine Gedanken, mein ganzes Leben opfere, ſo gehorche ich nur der Gewalt, die deine Reize, dein Charakter, deine ganze Perſönlichkeit über mein unglückliches Herz zu gewinnen wußten. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir nicht die Reize verliehen, dich zu feſſeln; doch verdiene ich von Seiten Joſephinens Rückſichten, Achtung, denn ich liebe ſie bis zur Raſerei, und einzig und allein. — Adieu, anbetungswürdiges Weib, adieu, meine Joſephine! Möchte es mir vom Schickſal vergönnt ſeyn, jeden Verdruß und jede Sorge in meinem Herzen zu koncentriren, und dafür Joſephinen geſegnete (prospères) und glückliche Tage zu geben. Wer iſt deſſen würdiger, als ſie? Wenn es erwieſen iſt, daß ſie nicht mehr lieben kann, dann werde ich meinen tiefen Schmerz in mir vergraben und mich damit begnügen, ihr zu irgend etwas nützlich zu ſeyn.

Ich erbreche meinen Brief wieder, um dir einen Kuß zu geben ..... O, Joſephine! ... Joſephine! ...

Edle Tropfen.

Aus der Waſſer unendlicher Fülle,
Deren Rauſchen betäubt das Ohr,
Hebt der Taucher, in beengender Hülle,
Köſtlich geronnene Tropfen empor.

Geſtern ſah ich dein Auge gefeuchtet,
Mädchen, als du mir reichteſt die Hand!
Wahrlich, die Thräne, die drin geleuchtet,
Hätt' ich im tiefſten Meer noch erkannt!

Aber ſie hat ſich nach kurzem Schimmer
Wieder in deiner Seele verſteckt,
Die ſo tief iſt, daß ſie noch immer
Eine göttliche Finſterniß deckt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Rezenſentenduelle.

Vor einigen Tagen hatten wir hier ein Duell wegen eines neuen Romans, oder vielmehr wegen der Rezenſion deſſelben. Die hieſigen Rezenſenten haben es nicht ſo bequem.

Digitized by Google

wie die deutſchen, welche meiſtentheils im Verborgenen ihr Skalpirmeſſer führen und für nichts Rede ſtehen. Der verunglimpfte Verfaſſer muß im Finſtern tappen, um ſeinen Mann zu finden; manchmal wohnt dieſer in einer andern Stadt, in einem andern Lande, manchmal hat der Verfaſſer nie etwas von ihm gehört. In Paris ſind die Mitarbeiter an den Zeitſchriften meiſtens bekannt, und haben auch Muth genug, um ſich nicht zu verbergen. Unter den jüngern Rezenſenten beſonders herrſcht in dieſer Hinſicht eine wirklich bewundernswerthe Kühnheit. Man findet ſie faſt immer bereit, ihre Behauptungen oder Beſchuldigungen mit dem Degen oder mit der Piſtole zu vertheidigen; ein Widerruf iſt etwas höchſt Seltenes, und würde den Unterzeichner unfehlbar in den Augen ſeiner Freunde entehren. Duelle wegen Kritiken in den Tageblättern und Zeitſchriften ſind daher auch leider ſehr gewöhnlich; der Beleidigte geht geradezu auf das Büreau, wo das Tageblatt oder die Zeitſchrift herausgegeben wird, und will man ihm hier nicht den Namen des Thäters zu wiſſen thun, falls dieſer ſeinen Namen oder ſein Zeichen nicht untergeſezt hat, ſo hält er ſich an den Herausgeber oder an den Gérant des Blatts, der alſo die ſchlimme Aufgabe hat, für die Sünden Anderer büßen zu müſſen, und ſich zuweilen für Jemand und mit Jemand zu ſchlagen, die ihm beide ganz gleichgültig ſind. Außerdem hat er auch zuweilen vor Gericht die unter ſeiner Firma erſchienenen Aufſätze zu rechtfertigen, und wenn ihm dieß nicht gelingt, dafür in der Haft zu büßen. Man ſieht, daß ein Gérant, der noch dazu manchmal von den Mitarbeitern zur Rede geſtellt wird, ein höchſt geplagtes Geſchöpf iſt; nur der mit der Stelle verbundene hohe Gehalt kann Leute bewegen, ſich zu dieſem Amte herzugeben. In dieſen Tagen war es, wie geſagt, ein Roman, welcher zu einem Rezenſentenduell Anlaß gab. Damit verhielt es ſich folgendermaßen. Vor einigen Monaten war bekanntlich ein neues Tageblatt entſtanden, l'Europe littéraire, das mit außerordentlichem Prunke angekündigt worden war. Ich habe damals den baldigen Fall dieſes Unternehmens vorhergeſagt und mich nicht geirrt. Die beiden Unternehmer hatten ein Haus am Boulevard eröffnet, worin ſie glänzende Soirée's hielten, um die berühmteſten Schriftſteller als Mitarbeiter für ihr Blatt zu gewinnen. Dabei hatten ſie ein ſehr bedeutendes Honorar verſprochen. Das Blatt wurde prachtvoll gedruckt, und zwar in einer überaus großen Anzahl von Exemplaren. Nun hatten zwar viele reiche Kapitaliſten verſprochen, das Unternehmen zu unterſtützen und Aktien zu nehmen; allein bei dem großen Aufwande, den die beiden Unternehmer machten, zerrann das Geld. Herr V. Bohain, Hauptunternehmer des l'Europe littéraire, ſoll aus eigenen Mitteln 30 000 Franken zugeſezt haben. Große Unternehmen verſchlingen in Paris ungeheure Summen. Zuweilen wirkt der Aufwand freilich als Lockſpeiſe bei'm Publikum und zieht die Kunden herbei; dieß gelingt jedoch nicht immer, und der Erfolg iſt nicht ſo ſicher, als das Verſchwinden des Geldes.

(Der Beſchluß folgt.)

Dresden, Auguſt.

(Beſchluß.)

Kunſtausſtellung. Bühne.

Am erſten dieſes Monats iſt die, Gegenſtänden der bildenden Kunſt gewidmete jährliche Ausſtellung eröffnet worden. Man hat Urſache, ſie reich zu nennen, wenn man erwägen will, daß die Sammlung von 727 Nummern, welche der gedruckte Katalog ankündigt, in der kurzen Zeit eines Jahres ſich bildete. Und außer dieſen Nummern erwartet man noch mehrere, bereits vorläufig angemeldete Beiträge von hieſigen, in Rom ihre fernere Kunſtbildung betreibenden jungen Künſtlern ſowohl, als von andern einheimiſchen Meiſtern. Schon jezt hat ſich die gedachte Zahl anſehnlich vermehrt. Auch an Gehalt darf die dießjährige Ausſtellung die Vergleichung mit ihren Vorgängerinnen nicht ſcheuen. Wie immer zwar bietet das hiſtoriſche Fach nur eine magere Ausbeute; um ſo willkommener aber iſt ein, von vielem Talent zeugendes, ſehr großes Oelgemälde von Hottenroth, Macbeth nach Shakespeare, wie ihm die Hexen die Krone darreichen. Der Kontraſt zwiſchen des Helden materiellem, rothaufglühendem Antlitz und den blaß und nebelhaft gehaltenen Hexen macht eine treffliche Wirkung. Nur würde der Dichter wohl in dieſen Geſtalten die kräftigen Mißgeſchöpfe nicht wiederfinden, welche bei ſeinen Hexen ſogleich vor des Leſers Phantaſie von ſelbſt hintreten. Daß Hottenroths Hexen den Boden nicht berühren, ſondern dem Macbeth entgegen ſchweben, ſcheint ebenſowenig im Weſen von Shakespeare's Schöpfung zu liegen. Auch läßt ſich der Held bei der Converſation mit dieſen Unholden ſchwer zu Roſſe denken, wie er hier erſcheint. Die Aehrenleſerin Ruth vom Profeſſor Näke, wie der Herr des Feldes ſie erblickt und, von ihrer reizenden Erſcheinung gefeſſelt, der vor ihm Niedergeſunkenen ſeine Hand anträgt. Obſchon noch nicht ganz vollendet, nimmt dieſes Oelgemälde doch durch den Ausdruck in den beiden Hauptfiguren und die Kraft und Delikateſſe der Behandlung Auge und Herz des Beſchauers ungemein in Anſpruch. — Wahrhaft ergötzlich ſind zwei allerliebſte Bilder in Oel von dem die Direktion der hieſigen Kunſtakademie beſorgenden Profeſſor Hartmann, das eine den Amor auf dem Löwen ſchlafend, das andere den Knaben Bacchus darſtellend. Dieſem, ebenfalls im Schlummer, dient ein gefüllter Schlauch zum Kopfkiſſen. In ſeiner Rechten ruht der Thyrſus, die Linke drückt eine Traube an das Herz. Der Panther zur Seite liebkoſt den reizenden Knaben, deſſen Trunkenheit mit ungemeinem Glücke dargeſtellt iſt. An Landſchaften findet ſich ſo viel Schönes vor, daß ich darum nicht anfange, ihrer einzeln zu gedenken, weil man kaum zum Aufhören kommen könnte. Ein ganz ausgezeichnetes Stück iſt ein Oelgemälde von Erola, eine Landſchaft nach dem Regen. Von Genrebildern iſt vielleicht noch mehr da, als im vorigen Jahre. Köſtlich hat der hierin ſo geſchickte Hamzſch einen blinden Dorfgeiger dargeſtellt. Alle Perſonen dieſes lieblichen Bildes zeugen von dem tiefen Naturſtudium des wackern Künſtlers. — Die Bildhauerei iſt ebenfalls nicht zurückgeblieben. Außer der ſchönen allegoriſchen Figur, die Milde darſtellend, welche zu dem Denkmale für den König Friedrich Auguſt gehört, hatte Profeſſor Rietſchel eine treffliche Büſte von Böttiger geliefert. Derſelben Aehnlichkeit, welche Vogels durch den Grabſtichel vervielfältigter Zeichnung dieſes Geſichts eigen iſt, hat auch hier die Sculptur ſich zu bemächtigen gewußt. Rietſchels Büſte gibt den vielwiſſenden Greis in einem Augenblicke wieder, wo eben der ihm inwohnende Satyr nicht nur aus Auge und Mund, ſondern zugleich aus allen Geſichtsfalten und Fältchen hervorbricht.

Indem ich mir vorbehalte, auf die Kunſtausſtellung nochmals zurückzukommen, bemerke ich, vor Abgang der Poſt, nur noch flüchtig, daß unſere Bühne unter mehreren ſehr vorzüglichen Gaſtſpielern und Gaſtſpielerinnen auch einigemal durch Herrn und Frau Anſchütz von Wien ſich beſonderer Zierden erfreute, und daß das angelangte Künſtlerpaar Rettich ſeinen ungewöhnlichen Gehalt ſchon in vielfachen Kunſtleiſtungen bewährte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. September 1833.

Die Tugend ſelbſt hat keinen Troſt, wenn du einen Freund verloren haſt, und das männliche Herz, das die Freundſchaft durchſtochen hat, blutet tödtlich fort.

Jean Paul.

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einſt geſchworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
Verblichner Jugend, ihre Freundſchaft ſterbe.

Du eilteſt im Vergeſſen, ungeduldig
Warfſt du dem Tod aus deiner Bruſt entgegen,
Was du nur allzubald dem herben ſchuldig,
Wenn's einmal aus iſt mit des Herzens Schlägen;
Du wollteſt nicht die Treu' im Buſen halten
Bis an der Gruft gebieteriſch Erkalten.

Wenn du tief ſchlummerſt unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährſt vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Im Strauch die Roſengluth lebendig fachen,
Wie ſüß dann ſingen in den grünen Hallen
Von Roſenduft berauſchte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergeſſen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermeſſen
Dem Jugendideal und dir geſchlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und Beides ſah er mährchenhaft zerſtieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch die Büſche klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren:
So ſollte dieſes Lied mit ſeinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüthe ſchauern.

Jedoch umſonſt, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiſer Lüfte Zittern,
Und nicht im Hain das klagende Geflöte,
Sein rauher Klang will deine Freude ſchüttern.
Hat doch der Froſt, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbſtgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die ſanften Klagetöne ſchärfen,
Seh' ich den Freund, mir einſt vor allen theuer,
Mein Herz im frohen Uebermuth verwerfen,
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer;
Dieß Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub iſt ſeine Stelle. —

Ich konnt' es meinem Sange nicht verwehren,
Daß er dich führe längſtverlaßne Pfade,
Und daß er dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem ernſten Abſchiedsfeſte lade;
Denn unſ're Freundſchaft will ich nun beſtatten
Auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten.

Nikolaus Lenau.

Digitized by Google

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Ich bin noch nicht am Ende der Räthſel, die ich nicht zu löſen vermag. Höre weiter. Daß ich durch die eben gemachten Entdeckungen meine Aufmerkſamkeit auf Paulinen geſteigert fühlte, begreift ſich leicht. Ich hatte mich ſonſt nicht viel mit ihr beſchäftigt, obwohl ich nicht läugnen will, daß ihr Benehmen, hauptſächlich bei der ſichtlichen Vernachläßigung, die ich mir gegen ſie hatte zu Schulden kommen laſſen, mich oft intereſſirt hatte; denn nicht nur ließ ſie ſich keine Empfindlichkeit merken, machte keinen Verſuch, weder mir zu vergelten, noch mich anzuziehen, ſondern ſie änderte bei meinen ſcharfen Rügen auch nicht das Mindeſte an ihrer ruhigen, geregelten Lebensweiſe, und der einzige Unterſchied, der mir in ihrem Betragen gegen mich deutlich wurde, war, daß die Fröhlichkeit ihres Weſens ſich mir gegenüber immer mehr in einen höflichen Ernſt verwandelte. Seitdem ich mehrere junge Männer der Umgegend kennen gelernt habe und von ihnen fleißig beſucht werde, hatte ich es, das geſtehe ich dir, darauf angelegt, in Paulinen Fehler des Benehmens zu finden, weil ich mich, ohne eigentlich zu wiſſen warum, hingeriſſen fühlte, ſie zu tadeln oder irgend eine ihrer Handlungen vor ihren eigenen Augen in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen. Dieſe Neigung, deren Ungerechtigkeit ich ſelbſt in vorurtheilsfreien Augenblicken ſehr gut einſah, vereint mit den Vorgängen der lezten Tage, die mir Paulinen ſo ganz anders zeigten, als ich ſie zu kennen geglaubt hatte, mochten meinem Benehmen gegen ſie eine andere Wendung gegeben haben, welche einer ſo feinen Beobachterin, wie Frau von Elmendingen iſt, nicht entgehen konnte.

Geſtern hatten wir den erſten ſchönen Frühlingstag. Es wehte eine milde, balſamiſche Luft, ganz dazu geeignet, das erſtorbene Leben wieder hervor zu rufen. „Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen, Friedrich?“ fragte meine Großmutter. „Die Natur ſcheint wieder aufleben zu wollen, und in ſolchen Tagen regt ſich auch in den alten Menſchen noch einmal die jugendliche Kraft.“ Ich zeigte mich bereit, holte meine Mütze und bot ihr den Arm. Als wir an der Zimmerthüre waren, ſtand ich ſtill und wandte mich nach Paulinen um, weil ich natürlich erwartete, ſie werde die Großmutter begleiten. Dieſe aber, die den Grund meiner Bewegung errieth, ſagte, indem ſie mich nach ſich zog: „Komm nur, wir gehen allein, Pauline hat einen Auftrag zu beſorgen.“ Ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal rückwärts zu blicken, und gewiß, ich irrte mich nicht, wenn ich einen Anflug von Trauer auf dem ſonſt ſo heitern Geſicht zu erblicken glaubte. Dieſe Regung, die dem Mädchen, vielleicht um der Seltenheit willen, ſo wohl ſtand, und die Veranlaſſung dazu beſchäftigten mich ſo ausſchließlich, daß ich die Treppe hinunter und über die Terraſſen herab ganz in mich verſunken war und wenig von dem vernahm, was meine Begleiterin mir ſagte. Wir gingen längs der unterſten Terraſſe hin und wandelten durch eine Anlage von Bäumen, die, dem Ufer des Sees entlang gezogen, die lieblichſten Plätzchen bieten muß, wenn der Frühling erſt die Zweige belaubt hat. Am Ende des Gebüſches liegt ein einfach gebautes Hüttchen mit einem Strohdach, das ich noch nie betreten hatte, indem ich glaubte, es werde zu Bewahrung des Gartengeräthes gebraucht. Zu meiner Verwunderung aber ſah ich nun, als Frau von Elmendingen die Thüre geöffnet hatte, daß die unſcheinbaren Mauern den angenehmſten Aufenthalt umſchließen, den man ſich vorzuſtellen vermag. Ein achteckiges Zimmer, mit einem hübſchen Kamin verſehen, enthält jede Bequemlichkeit, und bietet zugleich durch die großen Fenſter über den See nach den jenſeitigen Ufern die reizendſte Fernſicht. Die Strahlen der Sonne brachen ſich in vielfarbigem Spiel auf den ſanft bewegten Wellen, glänzten von den Kuppeln der Kirchen und in roſigem Schimmer von den Gipfeln der Schneegebirge wieder; einzelne Vögel ſchwirrten durch die milde Luft, und ihre klagend hervorgeſtoßenen Töne ſchienen Sehnſucht nach den Tagen zu athmen, wo Blüthen und Blätter ſich in dem warmen Hauche des angebrochenen Frühlings bewegen würden. Einzelne rauhere Stellen der Abhänge und die wildern Theile des Gebirges zeigten noch Spuren von Schnee, während im Thale ſchon die üppigere Vegetation an Gras und Getreide ſichtbar war. Das Zimmer, weit entfernt unbehaglich fröſtelnd zu ſeyn, wie das in ſolcher Jahrszeit bei allen unbewohnten Gebäuden der Fall iſt, war von einem hell brennenden Kaminfeuer lieblich erwärmt; ein weicher Sopha lud zum Ausruhen ein, und ich konnte mich nicht enthalten, indem ich mich neben meiner Großmutter auf denſelben niederließ, dem behaglichen Gefühle, das mich ſeit meinem Eintritte wahrhaft überraſcht hatte, Worte zu geben und ſie im Scherze eine Zauberin zu nennen, die ſich überall, wohin ſie komme, von unſichtbaren Händen bedienen laſſe. „Hätteſt Du meinen Erklärungen geborcht, als wir hieher ſpazierten,“ erwiderte ſie, „ſo würdeſt Du wiſſen, zu welchem Zwecke dieß Häuschen gebaut ward; allein Du warſt mit Deinen Gedanken anderswo und weißt jezt nicht, daß dieſes ſtille Aſyl, das außer dieſem Zimmer noch zwei kleinere enthält, für eine unglückliche Freundin erbaut ward, welche hier mit ihrem Kinde den freudeloſen Reſt ihres verarmten Lebens in friedlicher Stille zubrachte. Seit jener Zeit komme ich ſo oft hieher, als meine Kräfte es mir erlauben, und mir iſt, als umwehen mich hier vollendete Geiſter.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

Neunundzwanzigſter Brief.

(Nach Plombières. Napoleon war damals erſter Konſul.)

Malmaiſon, den 30ſten Prairial, Jahr XI. (19ten Juni 1803.)

Ich habe noch keine Nachrichten von dir; doch denke ich, du wirſt bereits mit den Bädern angefangen haben. Wir leben hier etwas traurig, ungeachtet die liebenswürdige Tochter *) die Wirthin vortrefflich macht. Seit zwei Tagen fühle ich wieder meinen Schmerz, doch ſind es nur leichte Anfälle. Der dicke Eugen **) iſt geſtern Abend hier angekommen; er befindet ſich vortrefflich. Ich liebe dich wie am erſten Tage, weil du gut und liebenswürdig über Alles biſt. Hortenſe ſagte mir, daß ſie dir öfters ſchreibe.

Tauſend liebenswürdige Dinge und einen Kuß der Liebe. Ganz der Deinige.

(Die nachfolgenden Briefe ſchrieb Napoleon als Kaiſer.)

Zweiundvierzigſter Brief.

(Nach Straßburg.)

Elchingen, den 27ſten Vendémiaire, Jahr XIV. (19ten Oktober 1805.)

Ich habe mich mehr angeſtrengt, als nöthig war, meine gute Joſephine; eine ganze Woche hindurch jeden Tag naß bis auf den Leib und kalte Füße: dieß hat mir etwas geſchadet; doch bin ich heute, wo ich nicht ausgegangen bin, wieder hergeſtellt.

Ich habe mein Schickſal erfüllt: ich habe die öſterreichiſche Armee aufgerieben durch bloße Märſche, ich habe 60,000 Gefangene gemacht, 120 Kanonen genommen, über 90 Fahnen und über 30 Generale. Ich gehe nun auf die Ruſſen los; ſie ſind verloren. Ich bin mit meiner Armee zufrieden. Ich habe nur 1500 Mann verloren, wovon zwei Drittel leicht verwundet.

Adieu, meine Joſephine; viel Schönes (mille choses aimables) an Alle. Prinz Karl hat Wien gedeckt. Meiner Meinung nach wird Maſſena in dieſem Augenblick in Wien ſeyn. So wie ich wegen Italien ruhig bin, ſoll auch Eugen losſchlagen.

Viel Schönes an Hortenſe.

*) Die Herzogin von St. Leu.

**) Der verſtorbene Herzog von Leuchtenberg.

Achtundvierzigſter Brief.

(Nach Straßburg.)

Den 24ſten Brümaire, Jahr XIV. (15ten November 1805), 9 Uhr Abends.

Seit zwei Tagen bin ich in Wien, meine gute Freundin, ein wenig ermüdet. Ich habe die Stadt noch nicht bei Tage geſehen; ich habe ſie bei Nacht durchgangen. Morgen empfange ich die Notabeln und Behörden. Faſt alle meine Truppen ſind jenſeits der Donau; ſie verfolgen die Ruſſen.

Adieu, meine Joſephine; ſo wie es möglich iſt, werde ich dich kommen laſſen. Viel Schönes für dich.

Neunundvierzigſter Brief.

(Nach Straßburg.)

Wien, den 25ſten Brümaire, Jahr XIV. (16ten November 1805.)

Ich ſchreibe an Herrn d'Harville wegen deiner Abreiſe; du gehſt zuerſt nach Baden, von dort nach Stuttgart und dann nach München. Das für die Prinzeſſin Paul beſtimmte Hochzeitgeſchenk gib ihr in Stuttgart. Fünfzehn bis zwanzigtauſend Franken an Werth ſind genug; *) den Reſt verwendeſt du zu Geſchenken in München für die Töchter der Kurfürſtin von Baiern. Alles, was du durch Frau von Serent **) erfahren haſt, iſt erledigt. Nimm die nöthigen Geſchenke für die Damen und Offiziere mit, die den Dienſt bei dir haben werden. Sey höflich, doch nimm alle Ehrenbezeigungen an; man iſt dir Alles ſchuldig, und du biſt nichts ſchuldig, als was aus Höflichkeit geſchieht. Die Kurfürſtin von Würtemberg iſt eine Tochter des Königs von England; ſie iſt eine gute Frau, du mußt ſie artig behandeln, jedoch ohne Affektation.

Ich werde dich mit Vergnügen ſehen, von dem Augenblick an, wo es meine Geſchäfte mir erlauben. Ich begebe mich zu meiner Avantgarde. Wir haben abſcheuliches Wetter; es ſchneit ſtark, im Uebrigen gehen alle meine Geſchäfte gut. Adieu, meine gute Freundin.

*) In einem frühern Brief vom 5ten Oktober 1805, von Ludwigsburg datirt, ſchrieb Napoleon: Ich habe der Vermählung eines Sohnes des Kurfürſten (von Würtemberg) mit einer Nichte des Königs von Preußen beigewohnt. Ich habe die Abſicht, der jungen Prinzeſſin ein Hochzeitgeſchenk (corbeille) von 36 — 40.000 Franken zu machen. Sey dafür beſorgt und ſchicke es der Neuvermählten durch einen meiner Kammerherrn, die mir nachfolgen. Die Beſtellungen müſſen ſogleich gemacht werden.

**) Pallaſtdame der Kaiſerin Joſephine.

Digitized by Google

Vierundfünfzigſter Brief.

(Nach München.)

Brünn, den 28ſten Frimaire, Jahr XIV.
(19ten Dec. 1805.)

Große Kaiſerin, nicht Einen Brief von Ihnen ſeit Ihrer Abreiſe von Straßburg! Sie haben Baden, Stuttgart, München paſſirt, ohne uns ein Wort zu ſchreiben! Das iſt nicht ſehr liebenswürdig, nicht ſehr zärtlich! Ich bin noch immer in Brünn. Die Ruſſen ſind abmarſchirt; ich habe Waffenſtillſtand. In wenig Tagen wird ſich das Weitere ergeben. Geruhen Sie aus Ihrer Höhe herab ſich ein wenig mit Ihrem Sklaven zu beſchäftigen.

Achtundfünfzigſter Brief.

(Nach Mainz.)

Gera, den 13ten Oktober 1806, Nachts 2 Uhr.

Ich bin heute in Gera, meine gute Freundin; meine Angelegenheiten gehen ſehr gut und ganz ſo, wie ich es hoffen konnte. Mit Gottes Hülfe werden in wenig Tagen die Dinge einen Charakter angenommen haben, der, wie ich denke, ſehr erſchreckend ſeyn dürfte für den König von Preußen, den ich perſönlich beklage, weil er gut iſt. Die Königin iſt in Erfurt beim König. Will ſie eine Schlacht ſehen, ſo kann ihr dieſes grauſame Vergnügen zu Theil werden. Mein Befinden iſt das beſte; ich bin ſeit meiner Abreiſe ſchon ſtärker geworden, und doch lege ich für mein Theil täglich 20 und 25 Stunden Wegs zurück, zu Pferde, im Wagen, auf alle Art und Weiſe.

Ich gehe um 8 Uhr zu Bette und ſtehe um Mitternacht auf; ich denke dann wohl bisweilen, du ſeyeſt noch nicht zu Bette gegangen. Ganz der Deinige.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Rezenſentenduelle.

Die Kapitaliſten, welche Aktien bei der Europe littéraire genommen hatten, wollten nicht ferner beiſteuern, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als das Journal, welches bereits in einem andern Formate, nämlich in Oktav und heftweiſe, ausgegeben wurde, öffentlich verſteigern zu laſſen. Es fand ſich Anfangs kein Käufer; endlich kaufte es jedoch ein gewiſſer Feuillide für 25.000 Franken, mit dem Vorſatze, es auf ſeine Rechnung und mit Hülfe neuer Aktionärs fortzuſetzen; denn obſchon man ſo viele Beiſpiele von dergleichen verunglückten Spekulationen hat, finden ſich doch faſt immer Leute, die der Zufall mit Geld und gutem Willen verſehen hat und die ein Kapitälchen an literariſche oder theatraliſche Plane wagen. Dieſer Feuillide arbeitete vor der Julirevolution an kleinen literariſchen Tagblättern; und als jene Revolution ausbrach und die liberalen Journaliſten emporhob, wurde er zum Unterpräfekten ernannt, konnte ſich aber nicht lange auf dieſem ihm ungewohnten Poſten halten und wurde abberufen, wie mehrere andere junge Leute, in den Landſtädten wenig Maaß und Geſchicklichkeit g… Er kam nun wieder nach Paris und trat in ſeine vorig… bahn als Journaliſt. Er ſchrieb Theaterartikel im Co… tionnel, mußte ſich einmal mit Jules Janin, dem Th… rezenſenten im Journal des Débats, ſchlagen, weil er legitimiſtiſche Geſinnungen bitter verſpottet hatte, ſchrie… Aufſätze in der Europe littéraire, bis er zulezt dieſe… ſchrift, wie geſagt, ankaufte, um ſie ſelbſt zu leiten… allerdings etwas ſehr Angenehmes iſt, aber nicht ohne… miſchung von Bitterkeit; denn eine ſeiner Rezenſione… ihm ein neues Duell zu, das übrigens nicht das zweit… ſeiner Rückkunft nach Paris iſt, ſondern das vierte, w… vernehme. Ich weiß nicht, wem die beiden andern … gegolten haben. Mit dem lezten hatte es eine eigene… wandtniß. Hier, wie in Deutſchland, ſchreiben mehrere … mandichter unter angenommenen Namen; man weiß, … der ſogenannte Jacob le Bibliophile de Lacroix heißt; M… Raymond, angeblicher Verfaſſer mehrerer Romane, iſt … ein erdichteter Name, der Verfaſſer heißt Broucker. E… iſt George Sand, unter deſſen Namen mehrere in den Ze… gen hochgerühmte Romane erſchienen ſind, keine wirkliche… ſon. Die Indiana, die Valentine und die Lelia haben ke… Mann, ſondern eine Dame, Namens Dudevent, zum … faſſer, und wahrſcheinlich hat man ſie aus Galanterie ſo… in den Zeitungen gelobt. Nun ſoll aber die Lelia in ei… ſo zügelloſen Style geſchrieben ſeyn, daß man dieſes … kaum einer Dame zutrauen ſollte. Das Buch wurde … dem neuen Eigenthümer der Europe littéraire ſcharf b… theilt und das Unmoraliſche darin ſo ſchneidend hervorg… ben, daß ein Herr Planche als galanter Ritter für die D… in die Schranken treten zu müſſen glaubte, und daher Fe… lide einen Zweikampf anbot. Dieſer nahm die Ausforder… an. Glücklicherweiſe waren beide keine geſchickten Schüt… fehlten einander, und damit hatte die Sache ein Ende. … iſt etwas Trübſeliges um dieſen literariſchen Hader, an … man doch in Paris kaum einen Tag Antheil nimmt, … manche Familien in Angſt verſezt und deſſen Folgen ſc… vielen jungen Schriftſtellern das Leben oder die Geſundh… gekoſtet haben.

Dg.

Auflöſung des logogriphiſchen Netzes in Nro. 215:

Oaſe. Obſt. Ochs. Ober. Oede. Ofen. Oaer. Ohm. On…
Oper. Ort. Oſt. Otto. Oval. O weh!

Räthſel.

Nennt mir die Scheiben, Schirme, Federbüſche,
Die Hellebardenſpitzen und die Helme
Mit offnen und geſchloſſenen Viſieren,
Turbane, Narrenkappen, Schläuche, Tülen,
Die weißen Blättchen, deren Schrift zu leſen
Der Menſch ſich ganz unwiſſend unterſtänden,
Die Teller, Taſſen, Kelche, feinen Neſtchen,
Auch Kreuze, Sterne, Glocken, Bälle, Kugeln,
Und Fingerhüte, Knäufe wie Roſetten,
Mit andern ſchön geformten Arabesken,
Die ein Volk alle mit einander bilden,
Das ohne Zungen eine Sprache redet,
Worüber man der Bücher viel geſchrieben,
Die zwar Sprachlehre ſind, doch nicht Grammatik.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. September 1833.

Ruhe, du ſtiller Heſperus des wunden Herzens, der allezeit neben der Sonne der Tugend bleibt! Der Menſch kann Alles werden, wenn er nur erſt ruhig geworden iſt.

Jean Paul.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Ein leiſes Wehmuthsgefühl ſtrich über die edlen Züge, die von der Anſtrengung des Ganges ſanft geröthet waren, und die Augen wie in tiefem Nachdenken zu Boden geſchlagen, ſchwieg ſie einige Minuten, ohne daß ich ihre Erinnerungen zu unterbrechen wagte. Endlich faßte ich ihre Hand, und indem ich ſie liebend drückte, ſagte ich: „Wenn Sie auch, theuerſte Mutter, in Ihrem Leben viel verloren haben und das Vermiſſen geliebter Weſen für Sie ſehr ſchmerzlich ſeyn muß, ſo haben Sie ſich doch dagegen in dem Sinne ächter Lebensweisheit mit allem umringt, was dem Abend Ihres Daſeyns edlen und heitern Genuß verſchaffen konnte. Ich darf kühn ſagen, daß ich noch keinen Ort ſah, wo mir das Leben ſo hell und freundlich im Allgemeinen und im Einzelnen entgegen getreten wäre, noch keinen, an welchem ich das Ideal einer ſchönen, heitern, alle geiſtigen und körperlichen Forderungen befriedigenden Exiſtenz gleichſam eingeſchloſſen gefunden hätte. Selbſt der unglücklichſte Menſch müßte hier, müßte in der Umgebung, die Sie um ſich gezogen haben, Frieden und ſchönere Hoffnungen wieder finden!“ Meine Worte freuten ſie ſichtlich; ſie lächelte, und indem ſie den Druck meiner Hand zärtlich zurückgab, erwiderte ſie: „Ich habe, beinahe ſeit ich zu dem Bewußtſeyn meiner intellektuellen Kräfte kam, ein Leben getragen, das faſt in all ſeinen Beziehungen höchſt unglücklich genannt werden konnte. Keinen meiner Wünſche, die ich, wie alle Menſchen, in frühern Jahren mit ungemeiner Heftigkeit in meinem Herzen trug, wurde erfüllt; meine Hoffnungen ſah ich verwelken, meine gerechteſten Erwartungen getäuſcht. Von all den Freuden, die dem Weibe als Erſatz für namenloſe Entbehrungen und erniedrigende Stellung gegeben ſind, habe ich nur die der Mutter gekoſtet, und eben hier verwundete Jammer und Tod meine Seele am tiefſten. Ich will nicht mehr ſcheinen, als ich bin. Wenn ich ſchon großes Unglück mit Würde zu tragen mich bemüht habe, ſo hat es doch Epochen in meiner Vergangenheit gegeben, wo das Beſſere und Unſterbliche in mir mit der menſchlichen Schwäche kämpfte, die es nicht begreifen wollte, daß ein höheres, gerechtes Weſen Freude daran finden könne, eine ſo furchtbare Maſſe des Unheils auf das Haupt ſeines ſchuldloſen Kindes zu häufen. Ich mußte erſt Alles verlieren, mußte durch die Schlechtigkeit der Menſchen um alles gebracht werden, was mir noch Freude geben konnte, und in der Undankbarkeit derjenigen, denen ich wohl that, auch meinen lezten Genuß verkümmert ſehen; mit einem Worte, ich mußte die höchſte Stufe innern Elendes erſt erſteigen, ehe mein Geiſt die wahre Tendenz des Lebens und die Ueberzeugung faſſen konnte, daß die edlern, zur Erreichung eines ſchönen Zieles

beſtimmten Naturen es ſind, welche durch die furchtbarſten Prüfungen geläutert werden. Als dieſe Gewißheit Wurzel bei mir gefaßt und — ich muß noch hinzuſetzen, als ich alles verloren hatte, was dem Leben Reiz geben kann, gewann ich erſt die Kraft, daſſelbe aus ſeinem wahren Geſichtspunkte zu betrachten. Seitdem bin ich nicht mehr unglücklich geweſen, denn jede Trauer meines Herzens knüpfte mich an eine Hoffnung, die mir nicht geraubt werden kann, weil ſie heilig und ewig iſt. Es hat ſich aber auch von jenem Zeitpunkte an ſo manches vereinigt, was den Reſt meines Daſeyns heiter machen konnte, um ſo heiterer, weil ich jeden Glücksfall, der mir zu Theil wurde, jede Annehmlichkeit, die der Zufall oder meine Bemühung mir ſchenkte, jede Blume, die an meinem Wege blühte, als eine unerwartete Wohlthat und nicht mehr als ein mir von Rechtswegen zugehörendes Gut aufnahm. Ich habe meinen Wohnſitz, in welchem ich, ſo Gott will, zu einem vollendeteren Daſeyn einſchlummern werde, ganz ſo gebaut und eingerichtet, wie er früher oft als Ideal in meinen Träumen ſtand, und ich konnte dieß um ſo eher, da meine beiden Enkelkinder nicht auf mein Vermögen allein beſchränkt waren, indem mein Sohn ſeiner Tochter ein bedeutendes Eigenthum hinterlaſſen und auch Deines Vaters Bemühungen in den lezten zehn Jahren ſchöne Früchte getragen haben. Mein inneres Daſeyn war von den Menſchen zu hart verlezt worden, als daß ich ihren Umgang um meinetwillen gewünſcht hätte, aber ich fühlte auch, daß Pauline nicht einſam erzogen werden dürfe. Deßhalb ſammelte ich in meiner Wohnung alles, was durch beſſere Genüſſe Sinne, Herz und Geiſt erfreuen kann, und zog dadurch die ausgezeichneteren Weſen, beſonders unter meinen jugendlichen Nachbarn um mich, mit denen ich mich eher befreunden konnte, als mit dem erwachſenen Menſchengeſchlechte in dieſer Gegend, das ich in ſeinem Werthe ganz beſtehen laſſe, aber in deſſen Kreiſe mir zuweilen zu Muthe iſt, als gehöre ich nicht hinein. Bücher, Thiere, Blumen gaben mir immer mehr und mehr Befriedigung. In vielen der erſteren ſehe ich alte Freunde vor mir, welche die gebrechliche, mangelhafte Hülle abgeworfen haben und in dem Lichtkleide vor mir ſtehen, das ihre vollendeten Seelen jezt umfängt, und ich kann oft lange, in meiner Bibliothek ſitzend, mich der ſchönen Täuſchung hingeben, als ſey ich wirklich in der Geſellſchaft derjenigen, mit denen mich die feinſten Organe der Seele fühlbar verknüpfen. Der Thiere Anhänglichkeit, die Entwicklung des Funkens, der auch in ihr Weſen in höherem oder geringerem Grade gelegt worden iſt, freut und rührt mich, ohne daß ich mich zu dem Mißbrauche hinreißen laſſen könnte, den viele Leute mit ihrer überſpannten Zuneigung treiben, und die Pflege meiner ſchönen Pflanzen, ihr Gedeihen, das reizende Bild ihres Lebens gibt mir einen meiner ſüßeſten Genüſſe, wie denn überhaupt einem vorgerückten Alter die Natur und ihre nie ſich mindernde Herrlichkeit die größte Befriedigung ſchenken muß. Ich darf wohl nicht hinzuſetzen," fuhr ſie fort, indem ſie ſich nach mir herüber lehnte, „daß die zwei Blüthen, die ich dem Sturme meiner trüben Vergangenheit entriſſen und mit Hülfe einer gnädig waltenden Vorſicht treu bewahrt habe, der größte Schatz meines Daſeyns ſind. Beide ſind kräftig, ſchön und edel organiſirt, jede wird hoffentlich der Stamm eines guten und glücklichen Geſchlechtes werden, das den Namen und das Bild der alten Großmutter in freundlichem Andenken feſthält, wenn ſie ſelbſt längſt zu einem höhern Frieden eingegangen iſt. Ich werde Paulinen wo möglich in meiner Nähe verheirathen, oder, da ihr Vermögen und das, was von dem meinigen auf ihren Theil kommt, bedeutend genug iſt, um Bedingungen machen zu dürfen, ihren künftigen Mann vermögen, ſich hier niederzulaſſen. In Deine Wünſche, oder die Anſichten über Deine Zukunft werde ich mich auf keine Weiſe hindernd miſchen; wenn Du indeſſen dieſes Beſitzthum und ein Leben in Deinem Vaterlande nach Deinem Geſchmacke fändeſt, wenn die Familienbande, die Dich hier umſchlingen, einigen Reiz für Dich haben, ſo würde ich in dem Glücke, in Euren Armen meine lezten Tage zu verleben und meine Sterbeſtunde anbrechen zu ſehen, reichen Erſatz für den Jammer eines ſo viel bewegten Daſeyns finden, und jede Gattin ſegnen, die Deine Liebe mir bringen würde."

(Die Fortſetzung folgt.)

Phrenologiſche Notizen.

Daß den Franzoſen, welche ſich ſeit Beginn der europäiſchen Kultur ſo manche deutſche Erfindung in Kunſt und Wiſſenſchaft zugeeignet haben, Galls Schädellehre bei ihrem poſitiven, zum Materialismus neigenden Sinn ganz beſonders zugeſagt hat, iſt ſehr begreiflich. Intereſſant iſt es aber, daß, während dieſe Erfindung oder Entdeckung in ihrem ſpiritualiſtiſchen Vaterland bis auf Weiteres zurückgelegt und in die Kategorie der Kurioſitäten verwieſen iſt, in Frankreich jezt noch manche Naturkundige und Dilettanten recht eigentlich für die ſchöne Kunſt ſchwärmen, welche aus den Hügeln und Thälern und dem ganzen Relief der Halbkugel, welche über der wunderlichen Werkſtätte des menſchlichen Geiſtes befeſtigt iſt, dieſem Geiſte das Horoſcop ſtellt. Noch beſteht zu Paris eine phrenologiſche Geſellſchaft von Schülern Galls, deren Zweck die Ausbildung der Galliſchen Ideen, und deren Hauptgeſchäft die Jagd nach merkwürdigen Schädeln iſt. Nichts bezeichnet wohl den eingebornen Unterſchied zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Nation beſſer, als wenn man unſere magnetiſchen Schwärmer mit jenen taſtenden cranologiſchen Adepten zuſammenhält. Der

Digitized by Google

Präſident der phrenologiſchen Geſellſchaft nannte indeß in der kürzlich gehaltenen Sitzung die Phrenologie ohne Weiteres une nouvelle divinité; und daß der Magnetismus den Himmel und die Hölle ausſchließt, iſt uns ſattſam bekannt.

Die phrenologiſche Geſellſchaft trachtet, unbekümmert darum, wie wenig wiſſenſchaftlich ſolch Verfahren iſt, vorzüglich nach Schädeln, deren Beſitzer ſich entweder durch Genie und hohe Tugenden oder durch moraliſche Verworfenheit und Verbrechen ausgezeichnet haben. Dieſes Jahr waren Perier und Cuvier und die gräßlichen Mörder Regez und Benoit auf dem Tapet. Man verfuhr mit ihnen wie immer: ihre Geiſtes- und Gemüthslage war im Allgemeinen zum voraus bekannt, an ihren Schädeln mußte ſomit eine Protuberanz gefunden werden, welche ihren ausgeſprochenſten Charakterſeiten entſprach, ſie mochte ſeyn, wo ſie wollte, und unter den Händen der Sektirer mußte ſich das Cranium des Subjekts in die Doktrin fügen, es mochte wollen oder nicht. So war Perier vorzüglich durch ſeine Liebe zur öffentlichen Ordnung und zur Monarchie ausgezeichnet. Da galt es nun, eine Protuberanz zu finden, die einem Appetit entſpräche, welchen auf der Himmelskarte des Schädels zu verzeichnen, Gall ſelbſt nicht in den Sinn gekommen war; aber ſiehe! neben verſchiedenen vorragenden Punkten gewahrte man am Kopfe des Miniſters auch das Galliſche Sternbild der Vénération, und ſo brauchte man nicht weiter zu ſuchen, um den ganzen public character fertig zu haben. Cuvier glaubte weder an Galls Syſtem, noch an den Magnetismus; deſto mehr kitzelte es die Gallianer, daß ſein Kopf zur Erhärtung der cranologiſchen Wahrheiten herhalten mußte. Auf die ausnehmende Größe des Gehirns, auf das herrliche Ebenmaaß des Schädels achtete man nicht viel; war ja doch die Bedeutung dieſer Dinge ſchon vor Gall bekannt; aber der materielle Grund ſeiner amour pour la considération und ſeines peu de goût pour les actions décisives war ihm hinter den Ohren zu greifen. Daß der Mörder Benoit, der einen Menſchen zerſtückt hat, das prädeſtinirende Brandmal am Kopfe trug, verſteht ſich von ſelbſt.

Es mag dieß dem Leſer zum Beweis dienen, daß wiſſenſchaftliche Narrheiten auch auf anderm als deutſchen Boden gedeihen. Galls Verdienſte um die Phyſiologie und Anatomie ſind nichtsdeſtoweniger unbeſtreitbar, aber ſeine Ideen wollen ſich einmal nirgends und in keiner Beziehung zur Wiſſenſchaft geſtalten, und was an ſeinem Syſtem Wahres iſt, war im Ganzen und Großen ſchon vor ihm bekannt. Schon Ariſtoteles und nach ihm Galen erklärten den vordern Theil des Gehirns für den Sitz der eigentlichen geiſtigen Thätigkeit, den hintern Theil dagegen hielten ſie für das Organ der willkührlichen Bewegung. Es war ſchon im ganzen Alterthum anerkannt, daß eine hohe, regelmäßige Stirne in der Regel einem bedeutenden Grade von Intelligenz entſpricht, und dieſe Idee leitete die alten Künſtler, wenn ſie an den Statuen der großen Männer und Götter den Geſichtswinkel ſogar übertrieben, um der vordern Gehirnmaſſe mehr Umfang zu geben. Daß das Verhältniß zwiſchen dem vordern und dem hintern Theil des Schädels bei verſchiedenen Menſchenracen ein bedeutend abweichendes iſt, weiß Jedermann; es iſt aber eine betrübende Erfahrung, daß in dieſer Beziehung auch unter den europäiſchen Köpfen eine Verſchiedenheit herrſcht, welche am Ende weniger mit dem intellektuellen, als mit dem ſittlichen Charakter der Individuen zuſammenzuhängen ſcheint. Vorzüglich in Zwangsarbeitsanſtalten drängt ſich einem dieſe Bemerkung auf; in welchem Lande hat man aber reichere Gelegenheit zu Studien der Art, als in Frankreich, wo von Bicetre aus jährlich ein paarmal die Bagnos rekrutirt werden? So ſahen wir im vorigen Jahr die Kette von Bicetre abgehen; es waren ſechs Reihen, jede aus etlichen und zwanzig Mann beſtehend, deren jeder zu wenigſtens zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt war. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend hatten dieſe Menſchen alle eine ſchmale, von den Augbraunen an zurückweichende Stirne und einen zugeſpitzten Kopf. Der Durchmeſſer des Kopfs von vorne nach hinten war verkürzt, aber damit wurde der Querdurchmeſſer im Verhältniß zu jenem länger und die in der regelmäßigen Bildung ovale Baſis des Schädels der Kreisform näher gebracht. Ein Schüler Galls hätte geſagt, die ſeitlichen Theile ſeyen an dieſen Köpfen auffallend entwickelt, und zwar deßhalb, weil hier die Organe des Diebſinns, der Mordluſt u. ſ. w. vorſpringen, denn Gall hat wirklich alle Organe der Art an die Seite des Kopfs verſezt. Wie wir aber geſehen, hat nur die Niedrigkeit der Stirn das normale Verhältniß der Durchmeſſer verändert. Die moraliſche Kraft vorzüglich ſcheint faſt immer mit der Entwickelung der vordern Hirntheile in Nerus zu ſtehen; ſie wirkt deſto ſtärker zur Unterdrückung der Leidenſchaften, je vollkommener jene Organe des Gehirns ausgebildet ſind, deſto ſchwächer, je mehr ſie in der Entwickelung zurückblieben. Wir ſehen daher, daß große Verbrecher meiſtens Menſchen von übermächtigem Inſtinkt ſind. Nicht weil ſie den Mordſinn u. ſ. w. am Schädel trugen, haben dieſe Menſchen Unthaten begangen, ſondern nur um Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, die ihnen im Weg ſtanden, indem ſie ſich gewaltſam gewiſſe Genüſſe verſchaffen wollten. In dieſer Beziehung möchte zwiſchen Mord, Diebſtahl und grober Sinnlichkeit größere innere Verwandtſchaft beſtehen, als man gewöhnlich glaubt; es ſind verſchiedene Aeußerungen deſſelben rohen, zügelloſen Inſtinkts.

Die bei dieſem Gegenſtand ſich immer erhebenden großen Fragen über Freiheit, Erziehbarkeit und Perfektibilität des Menſchen gehören nicht in den Bereich dieſer flüchtigen Notizen.

Digitized by Google

Im Schooße der kaukaſiſchen Race ſelbſt beſteht eine merkwürdige nationelle Verſchiedenheit im Verhältniß der vordern und hintern Hirntheile zu einander, ohne daß dieß eine Verſchiedenheit im allgemeinen Maaß der Geiſteskräfte zu begründen ſcheint. Bei den germaniſchen Völkern nämlich herrſcht der Vordertheil des Schädels vor, die Stirn iſt breit, vorſpringend; bei den Slaven dagegen ſind Vorder- und Hintertheil mehr im Gleichgewicht, daher das Ohr bei ihnen ganz anders ſteht, als bei uns, nämlich gerade in der Mitte zwiſchen der Stirn und dem Hinterhaupt, ſo daß, wenn man den Kopf im Profil ſieht, juſt ſo viel Raum hinter dem Ohr, als vor demſelben iſt, während bei den Germanen die Strecke von der Stirn zum Ohrloch ungleich größer erſcheint, als die von lezterem zum Hinterhaupt. Die Stirne iſt bei den Slaven keineswegs eingedrückt, es gibt im Gegentheil Viele unter ihnen mit ſehr ſchönen Stirnen; der Gehörknochen iſt nur weiter nach vorne gerückt, als bei uns. Dieſes verſchiedene Verhältniß zwiſchen den Hirntheilen ſcheint auf eine tiefwurzelnde Verſchiedenheit zwiſchen den germaniſchen und den ſlaviſchen Völkern im ganzen Gepräge des Geiſtes zu deuten, und die Erfahrung beſtätigt dieß auch. Wir erinnern nur an die ausgezeichneten Talente der Slaven für Sprachen, Muſik, Mechanik; dagegen verſichert in einem vor Kurzem erſchienenen Buche ein franzöſiſcher, in Rußland angeſtellter Ingenieur, der beſſere Theil ſeiner Schüler habe in der Mathematik Anfangs weit ſchneller begriffen und viel raſchere Fortſchritte gemacht, als es bei Franzoſen der Fall geweſen wäre; aber bei'm Uebergang zu den tranſcendentalen Fächern ſey bei Allen plötzlich ein Stillſtand eingetreten, und er habe am Ende kein anderes Mittel gewußt, als ſie die Zahlenreihen und Formeln auswendig lernen zu laſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Vierwaldſtädterſee, 4ten September.

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Auf dem Rigi haben jezt der Winter und die demokratiſche Freiheit zugleich angefangen; unterdeß oben der erſte Schnee fiel, ſchufen ſie unten unter Trommelwirbel und Trompetenklang eine neue Konſtitution, welche die Menſchen gleich wie Adamskinder macht. Mich däucht indeß, ich ſehe ſchon, wie der Rauch der lammfrommen Bauern den ariſtokratiſchen Kains zu gerade gen Himmel ſteigt; die Keule zum Brudermord ſteht ſchlagfertig im Waffenhauſe, gewärtig des Augenblicks, wo der Feind, in Ruhe eingeſchlafen, die nothwendige Blöße gibt. Ich habe die Nationalkomödie am vorigen Sonntag mit angeſehen und dieſelbe ſo intereſſant gefunden, daß ich es für Sünde hielte, dem deutſchen Publikum, das nicht wie ich auf dem Chor der Schwyzerkirche ſtand, darüber nicht etwas mehr zu ſagen, als was es in den politiſchen Zeitungen lieſt.

Man hatte mir kaum geſagt, der große Rath des Kantons ſey beiſammen und habe die von den Kommiſſarien bei-
der ſtreitenden Theile beendete Fundamentalakte — das
die Schwyzer Charte — drucken und verbreiten laſſen,
deßhalb das Volk zu einer außerordentlichen Landsgemein
rufen, damit es als Souverän dieſelbe genehmige, ſo
ich Hut und Springſtock, ſagte der Geſellſchaft auf dem
eilfm Lebewohl und eilte thalab nach Goldau und Lo
Hier hielt ich mich kaum ſo viel auf, um die Inſel zu
hen, wo der Geiſt eines Junkers dem Schatten eines
chens folgt, das er unglücklich gemacht, und das nunmeh
jährlich an dem Unglückstag ihren einſtmaligen Sprung
Waſſer von dem nahen Felſen wiederholt, bis der See
braust und die verdammte Seele des Verführers rabenſch
herausfährt — eine gräuliche Geſchichte! Noch hätte ich
die Hütte beſehen, wo der übrig gebliebene Centſuiſſe ſi
Tode langweilt, weil er nicht ſo glücklich war, mit ſ
Kameraden in den Tuilerien zu ſterben und kraft dieſes
dentodes Theil an dem Luzerner Löwen ſchweizeriſcher T
zu haben; aber die Landsgemeinde und die neue Konſtitutio
Söhne Stauffachers ſchwellten die Segel meiner Neug
dergeſtalt, daß ich nach vier Stunden ſchon in der Haupt-
Reſidenzſtadt der Republik wohlbehalten einlief. Da
war es aber beſchaffen wie an einem Wallfahrtsorte, w
der Kalender einen Muttergottes-Feſttag bezeichnet;
Gaſt- und Wirthshäuſer waren — militäriſch beſezt.
wurde im Rößli fortgeſchickt, im Kreuz bedauert und z
vom Ochſen zum Hirſch gewieſen, welch lezteres Thier
Einſehen hatte und mich mit ſieben-und-vierzig eidgenöſſi
Offizieren enrolirte. Ich glaube, es waren an dem verh
nißvollen Verfaſſungstage dreimal ſo viel Soldaten als Sch
zer in Schwyz, und ſie hatten, wie die Heuſchrecken
Egypten, Alles ſo rein aufgegeſſen, daß ich nicht viel m
in der Schenke fand, als Sancho Panſa und ſein Ritter
der Sierra Morena — miſerable Hammelsknochen. Es
hart, wenn man aus den Wolken herabkommt zu den St
lichen und da findet, daß ſie nichts als Hammelsknochen ha
Ich ſtimmte von Herzen in den Wunſch ein, man möchte
gleich auf der Stelle die Unions- und Mediationsakte
nehmen und Behufs der Retirade der blauen Ritter
rothen Kreuzbinden ſchleunigſt an die Tagſatzung befördern

Die Bauern und Herrn am Vierwaldſtädterſee ha
ihre ſtaatskluge Logik und raiſonniren, wie folgt: „T
Söhne und Enkel der Kuhhirten, die ſich erkühnten,
Vögte außer Lands zu jagen und den Bergen die F
heit und den Menſchen die Unabhängigkeit zu verſc
fen, wir ſind die Könige der Schweiz und haben deßl
ein Recht auf den Gehorſam der angeſchloſſenen Völkerſc
ten. Aus beſonderer Gnade haben wir ſpäter uns einverlei
Städte mit ihrem Gebiete als ſelbſtſtändig anerkannt, u
uns nur die Hirten und die Alpen vorbehalten, die daher
einzig und allein, dieweil ſie durch uns freie Menſchen w
den, verpflichtet ſind, unſere Knechte zu ſeyn. Es iſt
klar, daß dieſe Knechte kein Recht auf unſere Gemeindeg
und auf die Verwaltung haben, und es iſt ebenſo klar, d
wenn ſie ſolches uſurpiren, wir Grund und Befugniß hab
ſie gewaltſam zur unterthänigen Vernunft zurückzuführen
Ich kann verſichern, daß es ſchwer hält, einem Schwy
Urner und Unterwaldner Staatsbürger beizubringen, di
ſeine Logik ſey falſch, unnatürlich und widerrechtlich; er v
ſichert auf ſein Gewiſſen, es ſey ſo ſeit Jahrhunderten geh
ten und von den geiſtlichen Herrn und den Urfamilien gele
worden. Wenn man dieß erwägt, wird man eingeſtehen, d
die neue Konſtitution einſtweilen nur Papageno's Schloß i
Die Bajonette haben ſie gemacht und angenommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. September 1833.

Ein Spiegel iſt's, deß reich verzierter Rahmen
Zeigt Bilder mannigfach und vielgeprieſne Namen.

W. Scott.

Das Winzerfeſt in Vevay.

Zweiter Brief.

Wir ſind auf unſerer Reiſe bis Rolle gelangt, und ſo ſehr es uns drängt, an unſer Ziel zu kommen, ſo liegt doch noch manches reizende Bild dazwiſchen, dem wir ein paar Blicke ſchenken müſſen.

Zwiſchen Rolle und dem ſavoyiſchen Golf von Coudré hat unſer See ſeine größte Breite, nämlich gegen vier Stunden; von hier an verengt er ſich weſtlich immer mehr, und bei Yvoire beginnt der untere See, der abermals bis nach Genf ſtets an Breite abnimmt. „Wäre nur das Feſt in Vevay nicht," ſagte ein junger Engländer zu einem Amerikaner, „wir wollten gleich wetten." Es handelte ſich von nicht weniger, als von der Frage, ob ſie von Rolle nach Coudré ſchwimmen könnten? Und die Sache ſchien ihnen von nicht geringerer geſchichtlicher Wichtigkeit, als dem Lord Byron vor einigen Jahren ſein Schwimmen über die Enge der Dardanellen, auf das er ſo gern und ſelbſtgefällig in ſeinen Briefen zurückkommt. Nach einem reizenden Hügel- und Weinland voll ſtattlicher Dörfer, denen man den Reichthum der Gegend wohl anſieht, kommt am Ufer das ſchmutzige St. Prex, ein uralter Ort, auf einer Landſpitze gelegen, deſſen Kirche von den andern Häuſern getrennt iſt. Ehemals ſtand ſie mitten im Dorf; in einer Nacht aber — ſo ſagt eine alte Volksſage — packte ſie der Teufel und zog ſie weg, ja er hätte ſie gewiß noch weiter geſchleppt, wäre nicht glücklicherweiſe ein Mönch dazu gekommen, der ſie ihm mit einigen guten Sprüchen wieder abnahm. Nicht weit von St. Prex ſteht ein großes Landhaus, das ebenfalls der Graf Doyen gebaut hat, dießmal nicht wie die Gordane als antike Rotunde, ſondern als gothiſche Kirche, mit einem gothiſchen Badehaus. Es iſt ſchwer begreiflich, wie die Bedürfniſſe und die Bequemlichkeit eines modernen Landhauſes in einer gothiſchen Kirche bedacht ſeyn können, und doch verſichern es mehrere Perſonen, die den Bau geſehen haben.

Gegen Morges hin verliert ſich wieder das Maleriſche der Landſchaft, denn ſie zieht ſich nun in Gärten und Weinbergen zu mäßiger Höhe hinan, und ſie hätte bis Lauſanne nichts Hervorſtechendes, wenn nicht hier auf einer der Höhen das Schloß Vufflens ſtünde, eine der ſchönſten und größten Burgen, die aus fernen Jahrhunderten wohlbehalten auf uns gekommen ſind. Im neunten Jahrhundert baute und bewohnte die Königin Bertha von Burgund den nordöſtlichen Theil. Wer dächte nicht jezt noch im Waadland jener edlen, thätigen Frau, die ihre Vaſallen tüchtig im Zaum hielt und ihnen, wie in Norddeutſchland zwei Jahrhunderte ſpäter Landgraf Ludwig der Eiſerne von Thüringen, die angeborne Luſt zum Druck der Bauern verdarb? Sie war überall ſelbſt zugegen, und

Digitized by Google

da ſie ihre Zeit unterwegs nicht verlieren wollte, ſo ſpann ſie im Reiten. So mit Rocken und Kunkel eingerichtet, findet ſich ihr Sattel noch zu Payerne, wo ſie begraben liegt. Sie war auch eine tüchtige Jägerin, nicht aber zu Luſt und Zeitvertreib, ſondern im Kampf gegen die vielen Bären und Wölfe, welche damals in Menge vom Jura herunterkamen und das Land unſicher machten. Ihre vielen Jagdhunde wurden unfern vom Schloß gehalten, und dort ſteht ein Weiler, der noch jezt von ſeiner damaligen Beſtimmung Cheni heißt. Ihr Königspallaſt war nur ein mächtiger viereckiger Thurm, um den vier kleine Thürme herum ſtehen und durch Galerien mit dem Hauptwerk verbunden ſind. So mußte ſich dieſe Königin gegen ihre Feinde und ihre großen Vaſallen zu ſichern. Troz aller Verſuche, iſt es auch nie gelungen, die Veſte einzunehmen; rückte auch Alles zum Sturm an, ſo konnten die Belagerten noch immer lachen, denn aus den vorſtehenden, nach unten durchbrochenen Thurmgalerien warfen ſie große Steine, ſiedendes Blei, Oel oder Waſſer auf die Anſtürmenden herab, die dadurch bald zum Rückzug gezwungen wurden. Wie erbärmlich, ganz unſerer feigen Zeit würdig iſt's, daß jezt aus ſicherer Ferne eine Batterie Kanonen die Burg in Trümmer ſchießen kann, ohne daß aller Muth, alle Tapferkeit und Treue den Belagerten Hülfe brächte. Im Innern des großen Thurms ſind Ritterſäle mit ungeheuern Kaminen, in denen man einen ganzen Ochſen braten könnte. Hier weilte die Königin mit ihren Rittern, Kanzlern und Kaplänen. Keine Spur von zierlichen Gemächern, Boudoirs, Bequemlichkeiten und Schmuck für die Königin. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurde ſüdöſtlich das neue Schloß angebaut, größer und bequemer eingerichtet, wiewohl nur für Barone, ein Hauptgebäude, das ebenfalls vier Thürme flankiren und vertheidigen. Das Ganze macht jezt in ſeiner doppelten Alterthümlichkeit einen ſehr impoſanten Eindruck und iſt eine große Zierde des Landes. Schade, daß ſechzehn Jahrhunderte und mehrere Blizſchläge einen Theil des alten Baus ſo mürbe gemacht haben, daß wenigſtens ein kleiner Thurm bald einſtürzen wird. Was wird nach ſechzehn Jahrhunderten aus unſern jezt gebauten Palläſten geworden ſeyn?

Morges iſt ein gar freundliches Städtchen mit herrlichen Kaſtanien-, Eichen- und Pappelalleen umgeben. Es gibt nichts Netteres als ſeinen Hafen und ſeine Kirche, die nach einem ſehr guten italieniſchen Muſter gebaut worden iſt. Keine Stadt der lemaniſchen Schweiz hat dergleichen aufzuweiſen. Ein reiches Hügelland mit wenigen Reben, aber voll herrlicher Gärten und Baumgruppen, hebt und ſenkt ſich nun wechſelnd, bis hinter Ecublens das Land bleibend zum Jorat aufzuſteigen beginnt. Hinter St. Sulpice, nahe am See, in der Fläche lag das alte römiſche Oppidum, das im vierten chriſtlichen Jahrhundert mit andern römiſchen Städten und Kolonien am Ufer vom See verſchlungen ward, als er bei einer Naturrevolution austrat und vieles Uferland wegriß. Die gothiſche Cathedrale und das alte Schloß von Lauſanne ſind mit Vufflens die ſchönſten Monumente des Landes aus dem Mittelalter. Man muß aber das Schloß von oben oder vom Signal her anſehen. Als der erſte Siz ſeiner Herrn und Biſchöffe in einer bewegten, unſichern Zeit, macht es klar, warum man ſich — den verſchlingenden See fürchtend — um die feſte Burg anbaute und nicht unten am Waſſer, was bequemer geweſen wäre. Wer jezt von Ouchy den langen Weg hinauf nach Lauſanne wandern muß und dabei in Sonnenhize oder Regen übler Laune wird, der möge dieß bedenken. Bis zum Gebrauch der Dampfſchiffe kam überdieß kein Fremder zur See hieher, zur Landverbindung liegt aber Lauſanne recht gut. Der Hafen Ouchy hat ſich erſt in der neueſten Zeit gehoben, und ſeit die Dampfboote ſo viele Fremde hieher führen, ſind da zwei treffliche Gaſthöfe in Schwung gekommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſezung.)

„Nur Ein Weſen hätte ich davon ausgenommen," fuhr die Großmutter fort, „wenn mir nicht ſeit Deinem Hierſeyn klar geworden wäre, daß ich in dieſer Hinſicht nichts zu fürchten habe. Ich darf Dir jezt wohl geſtehen, daß ich vor Deiner Ankunft beſorgte, das enge Zuſammenleben mit Deiner Couſine möchte in Euch beiden eine Neigung erwecken, die ich nicht hätte billigen können, indem Verbindungen zwiſchen ſo nahen Verwandten und in Verhältniſſen geſchloſſen, die beinahe gewaltſam zwei junge Herzen einer unſeligen Täuſchung entgegen führen müſſen, ſelten gedeihen. Auch will ich nicht leugnen, daß bei der Hoffnung, jedes auf ſeiner Seite einen würdigen Lebensgefährten wählen zu ſehen, ſich ein egoiſtiſches Gefühl einmiſchte. Doppeltes Eheglück, doppelte Ureltermutterfreude, der Genuß, durch Euch die Wohlfahrt zweier anderer Menſchen begründet zu ſehen — dieß trug nicht wenig dazu bei, meine Anſichten über Paulinens und Deine Zukunft feſtzuſtellen. Uebrigens iſt mir bereits eine Verſchiedenheit in Euern Neigungen und Charakteren deutlich geworden, die mich nur gezwungen, nur mit ſchwerem Herzen in Eure Vereinigung hätte willigen laſſen. Pauline iſt zwar, ich darf es jezt wohl ſagen, da der Verdacht, als wolle ich ihre guten Eigenſchaften aus eigennüzigen Abſichten vor dir herausſtreichen, nicht mehr Statt haben kann, ein liebenswürdiges, talentvolles und wahrhaft gutes Geſchöpf, dem Mutter Natur alles gegeben hat, was einen mehr

Digitized by Google

als gewöhnlichen Mann zu beglücken vermag, und ich kann mir auch das Zeugniß geben, daß bei ihrer Erziehung nichts verſäumt worden iſt, was ihre Vorzüge ausbilden konnte; aber dennoch paßt ſie nicht für Dich, deſſen Ernſt zu ihrem fröhlichen Muthwillen, und deſſen — verzeih, lieber Friedrich — ſchroffe Tadelſucht zu ihrer feinen Empfindlichkeit ſich nicht fügen würde. Ihr kommt mir vor, wie zwei abſtoßende Pole, die ſich nur in den Täuſchungen einer kranken Einbildungskraft nähern können, und obſchon mir das zuweilen beinahe wehe thut, weil ich euch Beide gleich zärtlich liebe und das Gute eines Jeden vorurtheilsfrei anerkenne, ſo begünſtigt doch dieſe heimliche Abneigung meine Wünſche.“

Das tiefſte Erſtaunen feſſelte während dieſer langen Rede meine Zunge und hinderte mich auch, nachdem Frau von Elmendingen eine Weile geſchwiegen hatte, irgend einer der verworrenen Empfindungen, die in mir aufſtiegen, Worte zu geben. Sage ſelbſt, Kurt, wie ſeltſam, wie ganz entfernt von dem natürlichen Gange menſchlicher Gefühle iſt dieſe Art zu denken. Daß meine Großmutter die Couſine und mich liebt, das hat ſie bewieſen und beweiſt es täglich; daß wir die einzigen Gegenſtände ſind, die ſie noch mächtig an das Leben knüpfen, geht aus ihrem Charakter und aus der Lage der Dinge hervor. Mußte nun nicht ihr höchſtes Verlangen dahin gehen, dieſe beiden Kinder ihrer Sorge und ihrer Zärtlichkeit zu vereinigen? Mußte nicht darin die Bedingung ihres Glückes liegen? — Was ſollen ihr zwei fremde Menſchen, die ſie noch nicht einmal kennt, die vielleicht, ja gewiß, mit ihrem Geiſte, mit ihren Lebensanſichten nicht übereinſtimmen werden? die das ganze Gebäude eines reinen Familienglückes unzweifelhaft umſtürzen müſſen? — Daß die Frauen zuweilen ſonderbare, verkehrte Geſchöpfe ſind, habe ich oft gehört und geleſen, wenn auch nicht ſelbſt erfahren, und jezt trat mir ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer Behauptung in einer Perſon entgegen, welcher ich niemals eine ſolche Widerſinnigkeit hätte zutrauen mögen. Mir muß dieſelbe freilich ganz willkommen ſeyn, da ſie mich jeder Rückſicht entbindet und mir nun die Einwilligung meiner Großmutter für jede andere Wahl gewiß iſt; aber ich kann das Seltſame, das Unerklärliche, ja das Unnatürliche einer ſolchen Handlungsweiſe nicht begreifen und nicht vertragen. Es müſſen durchaus verborgene Gründe walten, denn diejenigen, welche ſie aufzählte, ſind ſeicht und unzulänglich. Vielleicht hat ſich ſchon ein Verhältniß gebildet, das den feinen Berechnungen der guten Dame beſſer entſpricht, als mein unbekannter, unberühmter Name; vielleicht hat Fräulein Pauline ein zartes Herzensverſtändniß angeknüpft, und man fürchtete, der unbequeme Enkel und Vetter werde etwa ſein Näherrecht unbeſcheiden geltend machen wollen. Oder ſollte wohl eine Falle darunter verborgen liegen, ſollte man mich ſicher machen, meine Plane durch dieſe Liſt erfahren wollen, um mir dann kräftig entgegen zu arbeiten? — Alle dieſe Gedanken lieſen mit Windesſchnelligkeit durch meine Seele, und ein Theil davon mochte ſich wahrſcheinlich auf meinem Geſichte ausdrücken; wenigſtens faßte Frau von Elmendingen beſorgt meinen Arm und erkundigte ſich nach meinem Befinden. Soll ich dir bekennen, daß ich mich meines Argwohns und meiner feindſeligen Stimmung beinahe ſchämte, als ich in das gütige, offene, geiſtreiche Antlitz ſchaute, als ich in jedem ihrer Laute die treue Mutterliebe empfand? Aber du mußt mich entſchuldigen, Kurt: es liegt noch etwas von dem alten Sauerteige in meiner Bruſt, und du darfſt dich nicht wundern, daß ein ſo ſonderbares Benehmen ihn aufrüttelt. Ich faßte mich, ſo gut ich konnte, um die ſcharfe Beobachterin neben mir nicht länger meine Seele durchſchauen zu laſſen, gab allgemeine Verſicherungen, Alles thun zu wollen, was zu ihrem Glücke dienen könne, und nahm mir im Stillen vor, keine Veranlaſſung außer Acht zu laſſen, die mir Licht in dieſem räthſelhaften Dunkel zu geben vermag.

Meine Großmutter änderte mit ihrer gewohnten Leichtigkeit das Geſpräch, und wir kehrten bald, nachdem ich die übrige Einrichtung des Häuschens beſehen hatte, durch die Anlagen zurück. Unweit der Wohnung begegnete uns Pauline, die aus dem Dorfe zu kommen ſchien. Sie war erhizt, ihre Augen hatten einen ſeltſamen, feuchten Glanz, den ich noch nie an ihnen bemerkt hatte, ihre ſchwarzen Locken flogen maleriſch um das blühende Geſicht — in Wahrheit, ſie iſt ein reizendes Mädchen! — Sie kam ganz unbefangen auf uns zu — eine Andere hätte nach dem, was vorgefallen war, vielleicht geſchmollt — und warf ſich in kindlicher Hingebung in die Arme der Großmutter. Kurt, warum bin ich an mein Wort gebunden!“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Vaudevillesfabrik. Cherubini.

Der Auguſt iſt außerordentlich fruchtbar an Theaterſtücken geweſen, beſonders kleinen, denen man kaum folgen kann, ſo ſchnell entſtehen ſie nacheinander. Das Vaudevilledichten wird ein wahres Gewerbe, in dem die Dichter eine Art mechaniſcher Fertigkeit erwerben, wie wenn es ſich davon handelt, ein Haus anzuſtreichen, oder einen Tiſch zu hobeln. Sie haben ein Vaudeville gedichtet, ehe anderswo die Dichter den Plan eines Stückes erfunden haben; vielleicht fällt ihnen der Plan auch erſt bei'm Dichten ein. Bei der Begierde, etwas Neues aufzufinden, verfallen ſie auf die ſonderbarſten Gedanken, und da ſie weiten Spielraum haben und nur vom Geſchmacke des Publikums beſchränkt werden, ſo laſſen ſie ihrer Phantaſie freien Lauf, oder wenn es ihnen an Phantaſie mangelt, was leider oft der Fall iſt, ſo nehmen ſie einen

Digitized by Google

neuen Roman, eine Anekdotenſammlung, oder hiſtoriſche Memoiren zur Hand, merken ſich einige Seiten darin an und richten ſie zu einem Vaudeville ein. So und nicht anders ſind manche neue Theaterſtücke entſtanden. Kein berühmter Name entgeht ihren Händen, und wenn ſie die großen Männer und Weiber abgewürgt oder nach ihrer Weiſe zugeſtuzt haben, greifen ſie nach den geringern. Wofern ſich nur ein Anekdötchen über einen Mann vorfindet, wiſſen ſie auch ein Vaudeville daraus zuzuſchneiden, und in Ermangelung einer Anekdote dichten ſie eine. Und dieſe Dichter ſind noch die beſten. Weit ſchlimmer verfahren diejenigen, welche ſchlüpfrige Gegenſtände wählen, um dadurch das lüſterne Publikum zu reizen, oder die etwas recht Gräßliches erſinnen, damit ſie ſich vor andern Dichtern auszeichnen. Alle dieſe Gattungen von Dichtern arbeiten ohne Unterlaß. Zum Glück hat die Theaterkritik eben ſo freien Spielraum, als die Phantaſie der Dichter, und ſie müſſen es ſich gefallen laſſen, daß man ſie in den größern und kleinern Tageblättern für ihre Stümpereien, für ihre unreifen, unäſthetiſchen oder gar unmoraliſchen Machwerke oft hart züchtigt. Dieſe Kritik übt jezt ein heilſames Amt; ſie macht zum Theil wieder gut, was unbeſonnene Dichter verſchulden. Um nun bei den größern Theatern anzufangen, ſo muß ich bemerken, wie auffallend es iſt, plözlich alle die Stimmen, welche ſich zum Lobe Cherubini's wegen ſeiner Oper Ali-Baba vereinigt hatten, verſtummen zu hören. Anfangs ſollte das Stück ein wahres Meiſterwerk ſeyn, wie nur die größten Künſtler es hervorbringen können; jezt wird kaum noch davon geſprochen, und der ſchlaue Veron, der gewiß nicht ermangeln würde, das Stück oft vorzuſetzen, wenn das Publikum lüſtern darnach wäre, hat behende Robert le diable wieder hervorgezogen, der nun ſchon ſeit einem Jahre das Beſte thun muß und eine wahre Stüze der Oper geworden iſt. Lezteres Stück ſollte Anfangs eine Operette ſeyn; es iſt ein Glück für die ſogenannte Académie royale de musique, daß eine große Oper daraus geworden iſt. Der alte Cherubini hat ſeine Oper treulich nach dem ehemaligen breiten und feierlichen Style geſezt und kennt wohl nicht ganz den heutigen Geſchmack des Publikums. Roſſini hat eine Umwälzung in demſelben hervorgebracht. Dieſer Tonkünſtler iſt ein wahrer Revolutionär, und ſeit ſeinem Auftreten iſt es mit dem alten Geſchmacke ſo ziemlich vorbei. Nicht als ob die genialen Produkte der Vor-Roſſiniſchen Zeit nicht auch noch gefielen; wenn aber jezt noch Erzeugniſſe im frühern Geiſte, aber ohne Genialität, dem Publikum vorgeſezt werden, ſo kann man, in Paris wenigſtens, ſicher darauf rechnen, daß es dieſelben verſchmähen wird. Herolds lezte Oper: le Pré aux Clercs, hat nur deßhalb bereits achtzig Vorſtellungen erlebt, weil ſich Herold ganz nach dem Geſchmacke ſeines Zeitalters bequemt hat. Cherubini aber iſt ſelbſt ein Genie und vermag nicht, ſich nach einem Andern zu richten. Uebrigens hat ſich das Publikum ſehr gut bei der Sache benommen. Cherubini verdient alle Achtung, und eben, weil Napoleon ihn etwas bei Seite ließ, glaubte man, ihn durch große Nachſicht entſchädigen zu müſſen. Die Oper Ali-Baba iſt alſo wie ein Meiſterſtück empfangen und aufgenommen worden; faſt alle Zeitungen haben den alten Künſtler gelobt und geprieſen; man hat ihn auf der Bühne hervorgerufen, aber damit hatte das Ding auch ein Ende.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Vierwaldſtädterſee, 4ten September.

(Fortſetzung.)

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Es war der erſte September, an welchem der dreifache Landrath in ſeinen ſchwarzen und rothen Mänteln ſich vom Rathhauſe in die Kirche bewegte, um daſelbſt von der Kanzel herab zu den Bürgern des Landes Innerſchwyz Worte des Troſtes und Rathes zu ſprechen. Vorher hatte ein Prieſter eine Meſſe geleſen, bei welcher zwei Bataillone Soldaten, die die Zugänge und Stühle beſezt hielten, zum Sanktus trommelten und das Gewehr präſentirten. Das ſouveräne Volk war mäuschenſtill und andächtig. Ich ſtand mit vorwitzigen Engländern auf der Orgel und half die republikaniſchen Bälge treten. Um zwölf Uhr war die Meſſe aus und die Volksverſammlung nahm ihren Anfang. Ich habe mein Lebtage kein ſo geſpenſtiſches Auftreten geſehen. Ein Bäuerlein ſchlich nach dem andern herbei, Jeder fürchtete, zuerſt da zu ſeyn, und doch dachten Alle: man muß gehorchen. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, die Verſammlung werde nicht beſucht werden, man wolle die Soldaten allein die Verfaſſung annehmen laſſen. Dazu war es abſcheuliches Wetter und der Himmel trieb das Vieh von den Alpen in die Thäler, als ärgerte er ſich, daß die Kommiſſion das Vermögen des Abts von Einſiedeln taxirt habe. Es währte eine ganze Stunde, bis die Hallen ſich füllten. Als aber nun der weiſe Magiſtrat und der graue Landammann mit den rothen Sekretarien durch das Schiff herauſwallten, da fingen die Herzen an, auf dem Markt und in den Schenken aufzuthauen, und die Kirche ward voll vom ſouveränen Volk.

Ein ſouveränes Volk! Nie habe ich dergleichen geſehen, blos in den Zeitungen davon geleſen. Es iſt jammerſchade, daß das franzöſiſche ſouveräne Volk nicht in eine Kirche geht, wie das Schwyzeriſche; es müßte ein impoſanter Anblick ſeyn, wenn 33 Millionen die Hände aufhöben, zum Zeichen, daß ſie die Verfaſſung angenommen; noch impoſanter, wenn eben nur ein Drittel oder Viertel die Hände aufhöbe und die Andern, Karliſten, Napoleoniſten und Republikaner, wie Stimmen des brüllenden Meeres durcheinander ihr Veto ſchrieen. Ein ſouveränes Volk, ein Volk, das ſelbſt, in Perſon, ohne Stellvertreter, die Majeſtätsrechte ausübt! man muß geſtehen, für ein ſolches iſt eben noch Plaz in der Schwyzer Kirche. In der Regel wird die Kantonslandsgemeinde auf einer Wieſe unweit der Stadt unter freiem Himmel abgehalten. Die Verſammlung iſt nur dann in der Kirche, wenn der Himmel dem Unternehmen nicht günſtig iſt und die Wolkenſtirne runzelt. Auf dieſe Weiſe geſellte ſich noch der Aberglaube zu den Feinden des demokratiſchen Elementes, das von Zürich aus ſein Pergament aufrollte. Der Landammann und der erſte Staatsſchreiber beſtiegen den Predigtſtuhl und zogen die Verfaſſung, gedruckt in der Druckerei des erzariſtokratiſchen Waldſtädterboten, aus einem rothen Futteral, worauf Erſterer, ſie präſentirend, ſprach: „Vielliebe Herrn und Landlüt! Die Noth bricht Eiſen, warum nicht unſern Muth, der von Silber und Pergament iſt? Itinm iſt geſunken, und wir bringen euch hier eine Konſtitution, die unſerm Streit ein Ende macht. Ja, liebe Herrn, ohne Konſtitution kann jezt nicht einmal ein Menſch, vielweniger ein Volk von Menſchen beſtehen. Wir haben daher in Unterthänigkeit uns gefügt und unſern widerſpenſtigen Außerlandsleuten mit uns gleiche Rechte zuerkannt, auf daß wir uns brüderlich vertragen mögen, hauptſächlich aber, damit wir die Soldaten los werden, die das Brod, das Fleiſch, die Kartoffeln und den Käſe vertheuern. Ich habe ſiebzig Mann im Hauſe, ich will alſo von nichts mehr hören, als von Freiheit und Konſtitution. Sprecht Amen, liebe Herrn und Landlüt!“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. September 1833.

Ach, daß der Liebesgott, troz ſeinen Binden,
Zu ſeinem Ziel ſtets Pfade weiß zu finden!

Shakeſpeare.
Romeo und Julia.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Es iſt nicht zu leugnen, Freund, daß der Böſe zuweilen ſein Spiel in den verkehrten Menſchenkindern treibt. — Kaum hatte ich vernommen, daß mir Paulinens Beſiz verſagt ſeyn ſollte, kaum wußte ich, daß mein Benehmen gegen ſie der ſcharfen Beobachtung einer Perſon unterworfen ſeyn würde, an welche das Geſchick ſowohl, als meine eigene Neigung mich gekettet haben, ſo wird die Liebe dieſes unerreichbaren Weſens zum ſtachelnden Wunſche, und in meinem Herzen ſteigt das Verlangen auf, alle dieſe wohlberechneten Plane umzuſtürzen. Sieh, Kurt, ich wollte mich wohl vor dir verſtecken, wie es zuweilen gegen mich ſelbſt geſchieht; ich wollte dir wohl weiß machen, das erwachende Intereſſe ſey nichts als gewöhnliche Neugier, ich möchte gerne erfahren, was hinter der Sache verborgen liege; ja noch mehr, ich könnte ſagen, Paulinens Liebenswürdigkeit habe meine Vorurtheile beſiegt und meine Theilnahme gewonnen, ſo daß ich gerne ihr brüderlicher Freund ſeyn möchte. So heißt es ja meiſt bei den Verhältniſſen, die man vor jedem, auch vor dem eigenen Auge verhüllen will. Aber ich ſchäme mich einer Unredlichkeit, die du bald durchſchauen würdeſt, und will lieber ehrlich geſtehen, daß ich die Seltſamkeit der Menſchen theile, die nach nichts eifriger ringen, als nach dem, was man ihnen entzieht. Nicht daß ich in Paulinen verliebt wäre, und nun ſchnell einen Roman in der beſten Form mit ihr zu ſpielen gedächte, nein, ſo weit geht meine Thorheit nicht; aber auffallen muß es mir freilich, daß ich meine frühere Abneigung ſo ganz beſiegt fühle, daß Paulinens Name ſo oft an der Spitze meiner Feder und der Gedanke an ſie in meinem Kopfe ſich findet. Es verträgt ſich zwar in Wahrheit nicht mit meiner Gerechtigkeitsliebe, Jemanden gegen meine Ueberzeugung Unrecht zu thun, und ich habe ſeit meinem Hierſeyn ſo manches geſehen, was meine üble Meinung von meiner Couſine mildern mußte; aber gewiß bleibt es dennoch, daß von der Stunde an, die ich mit meiner Großmutter in der Strohhütte zubrachte, mein Antheil an Paulinen ſich vermehrt hat und ich vieles in einem andern Lichte betrachte. Ich habe zum Beiſpiel weit mehr auf ihre einſamen Gänge und die Weiſe gemerkt, wie ſie ihre Zeit hinbringt, und es iſt mir klar geworden, daß Lauter mit all ſeiner Beſchränktheit Recht gehabt hat, als er das Mädchen gebildet nannte. In der That, Kurt, ſie iſt es! Und was noch weit mehr ſagen will, ſie trägt ihr Wiſſen nicht zur Schau, ſie beleidigt Niemanden damit. Ich habe ſie im Kreiſe ihrer Geſpielinnen geſehen, von allen geſucht und geliebt,

Digitized by Google

anſpruchslos, heiter, freundlich, ohne daß ſie ſich die mindeſte Auszeichnung erlaubte. Mein böſer Dämon hat mir ſchon zuweilen zuflüſtern wollen, ihre Gleichgültigkeit, oder gar ihre Abneigung gegen mich mache ihr meinen Tadel oder meine Bewunderung werthlos; aber dem iſt nicht ſo, denn wie entfernt ſie ſich von mir halten mag, ſo weiß ich doch, daß ſie mein Urtheil achtet und mich in ihrer Meinung nicht mit dem Troß gewöhnlicher Menſchen vermengt, über die ſie ſich zu ſpotten erlaubt. Wenn ich in früherer Zeit mich oft hinreißen ließ, ſie durch Seitenwinke über irgend etwas zu tadeln, ſo bemerkte ich, troz der Unempfindlichkeit, die ſie gegen meine Rüge zeigen wollte, daß ſie tief in ihr Gemüth drang und daß ſie beinahe gegen ihren Willen es vermied, zu wiederholen, was mich verſtimmt hatte, und während der Tage, wo die Großmutter krank war, wo wir unſere Bemühungen um ſie vereinigten, ja auch ſeit jener Zeit fühle ich, wenn ich über einen Gegenſtand ſpreche oder leſe, der ſie anzieht, oft eine freundliche Uebereinſtimmung der Anſichten, eine zarte Achtung in ihrem Weſen, die mir es gewiß macht, daß ich für ſie nicht ohne Bedeutung bin, wenn auch vielleicht frühere Neigung und angelegte Plane ſcheidend zwiſchen uns treten.

Drei Stunden ſpäter.

Ich habe mir dieſen Abend die Ueberzeugung geholt, daß in Paulinens Herzen und vielleicht in ihrem Leben Geheimniſſe ſind, deren Daſeyn mir jedenfalls die Gewißheit aufdringen muß, daß es Thorheit wäre, wollte ich mich dem Zuge hingeben, den ich zuweilen zu fühlen glaube, und mich in eine Leidenſchaft mengen, der ich vollkommen fremd bin. Ich hatte mir vorgeſezt, heute den Spaziergang näher zu belauſchen, den Pauline alle Abende, wenn nicht Unmöglichkeit entgegen ſteht, nach der nämlichen Seite hin macht, und zu welchem ſie immer die Zeit auswählt, die Frau von Elmendingen mit ihren Tagesrechnungen und Anordnungen zubringt. Es war ein himmliſch ſchöner Abend, ganz dazu gemacht, das weicher geſtimmte Herz in wehmüthig ſehnſüchtige Träume zu wiegen. Ich hatte mich im Hintergrunde des Gartens auf eine Bank geſezt, von verſchiedenartigem Gebüſche umgeben, das ſich zu belauben anfängt. Sie konnte mich nicht ſehen, bis ſie ganz nahe bei mir war und ich, ſie anredend, um den Zweck ihres Spazierganges fragte. Sie war eilend daher geflogen; als ſie mich erblickte, zuckte ſie in jäher Ueberraſchung zurück und über Wange, Stirn und Kinn goß ſich eine brennende Röthe, was freilich Folge meines unerwarteten Anblicks ſeyn konnte. „Ich gehe mit einem Auftrage der Großmutter ins Dorf,“ ſagte ſie endlich in halber Verlegenheit und mit niedergeſchlagenen Augen, als wollte ſie mich nicht gerne auf dem Grunde der großen Seelenſpiegel die Wahrheit leſen laſſen. „Darf ich Sie begleiten?“ fragte ich weiter, ſo freundlic
konnte, obwohl mir die Galle ans Herz trat; „der A
iſt weit vorgerückt und die nahende Dämmerung kö
Ihnen Gefahr bringen.“ Sie hatte ſich ſchon gefaßt,
bewies mir ein muthwilliges Lächeln, das über ihr Ge
zog. O dieſe Weiber, Kurt! Sie haben jede Fieber i
Weſens in ihrer Gewalt, und nie wird ein Mann
Tiefe eines weiblichen Gemüthes erforſchen können! „
uns zu Lande, lieber Vetter, können die Mädchen
Nacht ſo gut als am hellen Tage wandeln, ohne weder
Sicherheit noch der Schicklichkeit zu nahe zu treten.“
Betonung des lezten Wortes zeigte mir, daß ſie m
Gedanken errathen hatte. „Uebrigens,“ fuhr ſie f
„leidet mein Geſchäft keine Begleitung, und ich muß da
auf die Ihrige Verzicht thun.—Hüten Sie unterdeſſen H
und Hof und die Großmutter,“ ſezte ſie hinzu, indem
mich mit einer Freundlichkeit anſah, die wahrſchein
das Herbe der Zurückweiſung gut machen ſollte, und d
wandte ſie ſich zu der Gartenthüre, bei welcher die Str
vorbei geht, und ließ mich ſtehen, nicht wiſſend, ob
zürnen, oder mich von der Art ihres Abſchiedsblickes
ſchmeichelt fühlen ſollte. Ich ſchaute ihr nach und ir
mich nicht, Kurt, zweimal blickte ſie zurück. Geſchah
um mich zu ſehen, oder um ſich zu überzeugen, ob ich ihr
Weg erſpähe? Erſt fühlte ich mich wie feſt gebannt,
aber der Schimmer ihres weißen Kleides ſich um die E
verloren hätte, faßte ich mich ſchnell, und über Hecken u
Geſtrüpp ſpringend, gewann ich die Anhöhe hinauf ei
Stelle, wo man bequem, ohne geſehen zu werden, dieſ
Theil der Gegend überſchauen kann. Ich ſah nun wied
die ſchlanke, leichte Geſtalt mit dem Körbchen am Ar
dahin ſchweben; ſie ſchlug ſo eben einen Fußſteig ein, d
von dem Dorfe aufwärts zwiſchen zerriſſenem Geſtein u
dichten Tannengruppen zu dem wildeſten, einſamſten Plä
chen der ganzen Umgebung führt. Ich hatte mich einm
dorthin verirrt, wo zwiſchen Geſtein und hoch anſtrebend
Bergwänden eine Hütte eingepreßt ſteht, die, wie ma
mir ſagte, von einem Holzwärter bewohnt wird, der wed
Frau noch Kinder hat. Sie muß jene Hütte zum Zi
ihres Weges gehabt haben, denn anderswohin führt de
Bergpfad nicht. Was will Fräulein von Elmendinge
dort, bei dem einzelnen Mann, der überdieß ſelten a
Tage zu Hauſe iſt?

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortſetzung.)

An allen bisherigen Landungsplätzen, in Copet, Nyon, Rolle und Morges hatten wir immer viele Leut

aufgenommen, die gleichfalls nach Vevay wollten, ſo daß ſich unſer Schiff immer mehr anfüllte. Dieß ſollte aber in Ouchy noch ganz anders kommen. Als unſere Glocke gezogen wurde, kamen neunzehn große Kähne mit gepuzten Herrn und Damen angefahren, die alle aufgenommen ſeyn wollten; dieß war aber unmöglich, es konnte mit aller Mühe nur noch ein halber Kahn, d. h. ſechzehn Perſonen zugelaſſen werden, die andern Kähne mußten zurückbleiben und auf den Leman warten, der nach uns kam, der ſie aber wahrſcheinlich auch nicht aufnehmen konnte. So kam es auch. Wir ſahen noch, wie die Kähne über ihn herfielen, um für ein Geringes und in kurzer Zeit mit Gepäck nach Vevay zu kommen. Die Beſorgniß, zurückbleiben zu müſſen, erreichte einen ſolchen Grad, daß das Schiff wahrhaft geentert wurde. Mädchen und Frauen, die nicht ganz in die Höhe klettern konnten, krochen mit Hülfe guter Freunde durch die runden Fenſter (Sabords) in den erſten und zweiten Salon, und erreichten ſo freilich auf kürzeſtem Wege ihren Zweck. Es ſoll bei dieſer Escalade einige unbedeutende Verſtöße abgeſezt haben, von ſolchen Kleinigkeiten iſt aber nicht zu reden.

Von hier an hört auf dem Uferland alle Fläche auf, und es erhebt ſich immer mehr, zwar langſam, aber zu immer entſchiedenern Bergformen, an deren ſüdöſtlichem Abhang zwiſchen bunten Weinbergen und ihren Stützmauern eine Menge netter Städtchen, Flecken und Dörfer hängen, deren Namen, Pulli, Lutri, Culli ꝛc. etwas Liebliches, Träumendes, Bachiſches haben. Hier iſt la Vaud, Waadts anderer Weingarten, wenn nicht noch trefflicher als die Côte, doch größer und länger, denn er erſtreckt ſich von Lauſanne bis Vevay. Bewundernswürdig iſt's, wie hier die Einwohner jede kleine Stelle für den Anbau der koſtbaren Reben benuzt haben, ſelbſt zwiſchen und auf den Felſenbänken, die hie und da vorkommen. Ueber den Anfang der Vaud ragt eine Kuppe des Jorat hervor, und auf ihr eine mächtige, dicke Thurmruine; es iſt die tour de Gourze, im neunten Jahrhundert ein feſtes Neſt der räuberiſchen Mauren, die ſich nach der Schlacht von Tours an den Leman geflüchtet hatten und da lange ihr grauſames Weſen trieben. Später war der Thurm immer in ähnlichen Händen, und in der Ritter-, Raub- und Verwüſtungsgeſchichte des Landes ſpielte er ſeitdem eine große Rolle. Jezt iſt er nur noch wegen ſeiner herrlichen Ausſicht berühmt und dient zur friedlichen Herberge bei Feſten und Landparthien, die häufig aus der Umgegend dahin angeſtellt werden. Zwiſchen den reizenden Felſengruppen kommen Waſſerfälle herab, die wie ſilberne Bänder herunterflattern und die Einförmigkeit der Weingegenden unterbrechen. Zur Einförmigkeit laſſen es übrigens auch die vielen Ortſchaften nicht kommen, die ſich hier zwiſchen den Reben und Felſen über und neben einander aufbauen und der Landſchaft etwas gar Theatraliſches geben.

Das Städtchen Vevay liegt an dem Eingang in ein reizendes Thal und iſt an den See hingebreitet, wie die ſchönſte Heimath der ſchönſten Secundine; links la Vaud mit ihrer Mauerkrone von Felſen, rechts zwei ſchöngezeichnete, anſehnliche Berge mit dem reichſten Alpengrün, zwiſchen und über dem herrliche Wälder bis zur Höhe hinaufreichen; zwiſchen durch Dörfer, Schlöſſer und Sennhütten bis zum Gipfel; darüberher ragen endlich die wolkenumzogenen Felſen des Moleſſon, der Dent de Jaman und ihre Seitenbollwerke. So reizend gelegen iſt keine andere Stadt des Lemans.

In der Nähe von Vevay begrüßten uns ſchon Böller, und auf dem Spaziergang am See, wo wir landen ſollten, drängten ſich Tauſende gepuzter Leute, theils blos aus Neugierde, theils um bei'm Ausſteigen die Freunde zu empfangen, die ſie von Genf und den Seeſtädtchen erwarteten. Es muß wiederholt gerühmt werden, in der Herzlichkeit und Gaſtfreundſchaft ſind die Waadländer den Genfern weit überlegen, die vor Calculiren und Spekuliren nur ſelten zu Empfindung und Gefühl kommen. Uns Beide empfing kein Freund, denn die mich hätten empfangen wollen, vermied ich ſorgfältig, um ihnen aus ihrem Feſt keine Unbequemlichkeit zu machen. Man hatte mir in Genf und noch mehr auf dem Dampfboot wegen des ſchwierigen Unterkommens in Vevay Angſt gemacht, wenn ich nicht Bedeutendes zahlen wollte. Ich verließ mich aber auch hier auf mein gutes Reiſeglück, das ſich mir ſo oft auf meinen Wanderungen gezeigt und mich ſelbſt in Gefahren nicht verlaſſen hat. Es ſtand mir auch hier wieder treu zur Seite; ich hätte aber nicht geglaubt, daß es dem Vertrauenden eine ſo angenehme Ueberraſchung bereite. Gleich nach einigen Schritten ſah ich eine ältliche Frau mit einem Knaben unter einem Baume ſtehen, und da mir ſolche Frauen in meinem Leben immer viel Gutes erwieſen haben, ſo bat ich auch dieſe um guten Rath und Auskunft; ſie ſann einige Augenblicke nach und ließ mich dann durch ihren Enkel in die Stadt zu einer Freundin führen, und dieſe, da ſie ſelbſt keinen Platz mehr hatte, zu einer andern Freundin. Da deren Haus in einer der Hauptſtraßen lag, in welcher eben zahlreiche Eſtraden zur Anſicht des Zugs und der Tänze errichtet wurden, ſo war mir vor dem Preis bang. Bald ſtand ich vor einer anſehnlichen, wohlbeleibten Bürgersfrau mit reinlichem, ſchmucken Häubchen und blendend weißer Schürze, für die ich immer ſehr eingenommen geweſen bin. Ich begann damit, ihr zu bemerken, daß ich nicht Engländer oder Ruſſe ſey, ſondern in Genf wohne, und ſie nach dieſer Nationalität ihren Preis zu ſtellen bitte. Dieſen ſezte ſie nun au plus juste auf 72 Franken für eine Nacht und zwei Betten.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſezung.)

Das Operweſen. Neue Konzerte.

So weit hat es die Pariſer Höflichkeit nicht treiben können, daß man die Aufführung eines nicht beliebten Stückes ſtark beſucht hätte. Man hat den armen Ali-Baba ganz ſachte fallen laſſen und ſich zurückgezogen, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Auch war bereits für des Tonſezers Eigenliebe ein Troſt vorbereitet worden. Diejenigen Theaterkritiker nämlich, welche die Muſik dieſer Oper in den Himmel erhoben hatten, waren zu gleicher Zeit über den Scribe'ſchen Text hergefallen und hatten dieſen bitter getadelt. Der Künſtler kann alſo immerhin glauben, nicht ſeine Muſik, ſondern das Scribe'ſche Gedicht ſey an der kalten Aufnahme dieſer Oper ſchuld, und Scribe habe hier nicht denſelben Aufwand von Geiſt und Geſchicklichkeit entfaltet, wie bei Robert le diable. Uebrigens kann es auch ſeyn, daß Cherubini keine Schauſpieler gefunden hat, welche die von ihm geſezten Parthien gehörig durchführen, obſchon er ſelbſt das Einſtudiren ſeiner Muſik geleitet hat. Jezt ſoll die große Oper, oder, was daſſelbe iſt, Dr. Veron daran denken, einen der beliebteſten italieniſchen Tonſezer und Nachahmer Roſſini's, Bellini oder Donizetti, nach Paris zu ziehen und von dieſem ein neues Stück komponiren zu laſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß dieſer Verſuch gelingen wird, wenigſtens ſo weit, um des Operndirektors und des Publikums Erwartungen zu erfüllen. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Talent der Nachahmer Roſſini's hier an der italieniſchen Oper kennen zu lernen, und ſind nicht ſonderlich von Bewunderung hingeriſſen worden. Nur das ausgezeichnete Talent der berühmten Sänger und Sängerinnen auf dieſer Bühne konnte den Werth der Belliniſchen und Donizettiſchen Opern erhöhen. Aber in einem gefälligen Style waren ſie allerdings abgefaßt, und ſoll das Publikum einmal zwiſchen langweiligen und gefälligen Stücken wählen, ſo wird es ohne Bedenken leztern, auch wenn es ihnen an Originalität fehlen ſollte, den Vorzug geben. — Die komiſche Oper, die ſich noch immer mit dem kleinen Saale des Théâtre des nouveautés behilft und den ſo koſtbar erbauten und geräumigen Operettenſaal leer läßt, weil hier die Darſtellungen viel zu theuer zu ſtehen kommen, hat ſeit einiger Zeit keine andere Novität gegeben, als Caraffa's Prison d'Edinbourg, mit einem Texte nach W. Scotts Roman, ebenfalls von Scribe. Auch hier hat der Dichter tüchtige Verweiſe von den Theaterkritikern bekommen, daß er einen W. Scott'ſchen Roman nicht beſſer zu benuzen gewußt habe. Indeſſen wird bei der gefälligen, obwohl etwas oberflächlichen Muſik das Stück jezt häufig gegeben und ſcheint dem Publikum eben nicht zu mißfallen. Eine andere neue Operette, „der Verbannte," wird einſtudirt; wahrſcheinlich werden wir wieder etwas Ernſthaftes, vielleicht gar Rührendes und Trauriges zu ſehen bekommen, und uns vergebens nach den alten, ächt komiſchen Operetten ſehnen müſſen. — In Betreff der Muſik hat man dieſen Sommer eine neue Spekulation in Paris erdacht, und mich wundert, daß man nicht ſchon lange darauf gefallen iſt, denn ſie lag ſo nahe. Bei der übergroßen Menge von Schauſpielen und Abendbeluſtigungen in Paris vermißte man nämlich ſtets eine Anſtalt, worin die Muſikliebhaber blos ihr Ohr ergözen könnten, und ſo etwas ſollte doch in einer ſo großen, reichen und üppigen Stadt nicht fehlen. Geſang konnten die Muſikliebhaber freilich in zwei oder gar drei Opern und außerdem in manchen kleinern Theatern hören, aber reine Inſtrumentalmuſik war ſelten, und nirgends eine bleibende Anſtalt dafür. So hat denn ein Herr Muſard, von dem ich ſonſt weiter nichts gehört hab ein Abendkonzert unter freiem Himmel in den ſchönen champ élysées unternommen. Es gibt deren ſchon in den öffentliche Luſtgärten zweimal in der Woche; allein der Eintritt ziemlich theuer, auch iſt die Muſik dort nur eine untergeor nete, ja beiläufige Beluſtigung. Die große Aufgabe iſt je aber, die höhern Genüſſe auch den weniger bemittelten Kla ſen zugänglich zu machen. Dahin ſtrebt der Spekulationsgei auf jede Weiſe, und es iſt ihm ſchon in vielen Stücken g lungen. Schauſpiel, Bücher, Bilder, Fuhren, Schifffahr alles dieſes kann ſich der wenig Bemittelte leicht verſchaffe und wie vieles Andere wird ihm nicht noch mit der Zeit ebe ſo zugänglich gemacht werden, wenn die Welt noch eine langen Friedens genießt und, von keiner leiblichen und geiſt gen Unterdrückung gehindert, ihre intellektuellen Fähigkeite frei ausbilden und nüzen darf; denn ohne Freiheit wird au allem dieſem wenig.

(Der Beſchluß folgt.)

Vom Vierwaldſtädterſee, 4ten September.

(Beſchluß.)

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Aehnliche Reden hielten noch ein Duzend ſchwarzbemäntelte Räthe in ſchwyzeriſchem deutſch, und zwei andere moder befrackte Patrizier, die aber nicht auf die Kanzel ſtiegen ſondern unten zu den Füßen des Erzengels, der ſie trägt diskutirten. Leztere waren contra und ſchrieen mit Leidenſchaft ehe werde der Axenberg die Tellskapelle zertrümmern un der große Mietenſtein die Häuſer von Schwyz begraben, al ſie zugäben, daß fortan die Landsgemeinde in den Bezirke abgehalten und der Bauer von Küßnacht und March ih Landammann werde. Sie fochten mit den Schnupftücher und tranken ſogar ein Glas Waſſer, wie die Deputirten großer Staaten, die glücklicherweiſe nicht vor 5000 Kollegen zu ſprechen haben, die des Morgens auf dem See ruderten oder Käſe machten. „Ein für allemal," rief ein Herr au der Mauer, der wohl von Schillers Hans auf der Mauer abſtammt, „ein für allemal muß es bei der Kantonslandsgemeinde bleiben, oder es wird nichts aus der Konſtitution." Da die Gemeinde einmal im Zuge war, ſo ermuthigten ſich auch di Männer in Wamms und Gürtel, und einer von ihnen ſprach ei Wort von der alten Fabel Menſchenrecht. „Es iſt gut," rief er ſchließend, „daß man endlich einmal erkennt, daß wir Alle Brüder ſind; der Rath hätte aber ſo geſcheidt ſeyn ſollen und ſchon vo zwei Jahren das einſehen und darnach handeln, ſo wär all das Uebel nicht geſchehen, und Schwyzerland wäre um viel Dublonen reicher als jezt. Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß die geiſtlichen Herrn beſchnitten werden un Steuern und Laſten tragen helfen nach ihrem Vermögen. Heil der Tagſazung, weil ſie uns dazu gezwungen hat!" Dieſe Worte mußte der Sprecher aus Leibeskräften in di Kirche hinein ſchreien, ſo groß war der bereits entſtanden Lärm. Der Bälgentreter verſicherte, es ſey ein Schenkwirth von Steinen, der ſich populär machen wolle; aber die Re gierung werde ihm ſchon zeigen, wie viel Kalk er in den Wein thue.

Am Ende der Meſſe hieß es: „Wer genehmigt, ſtrecke die Hand aus und bleibe da, um die Mitglieder des Verfaſſungsrathes zu ernennen." Es ging Alles nach Wunſch, das heißt, wie abgeredet. Als ich von Schwyz nach Brunnen kam, was ſelben Abend noch geſchah, tönten die Trommeln der Bataillone ſchon zum Rückmarſch. Ich aber war froh, daß ich geſehen hatte, wie eine Republik von heute konſtituirt wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. September 1833.

> Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
> Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
> Und um die Säule windet ſich der Kranz.
>
> Schiller.

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortſetzung.)

Da ich zu meinem Begleiter auf deutſch ſagte, ich finde dieß zu theuer und wir wollen fürder gehen, nahm ihr Geſicht eine beſondere Freundlichkeit an und ſie fragte mich in gebrochenem Deutſch: „Sie ſeyn deutſch?“ — „Ja, zu dienen.“ — „O, mein Mann auch ſeyn deutſch.“ Und nun nahm die Sache gleich eine ganz andere Wendung und Geſtalt an. Der Mann, ein Poſſamentirer, wurde herbeigerufen, und es machte ſich leicht, daß wir auf drei Tage und Nächte für Wohnung und Betten mit Frühſtück, Mittageſſen, Abendeſſen und Thee, deßgleichen für ein Fenſter bei den Zügen und Tänzen, nur 10 Franken zahlen ſollten. Dabei hatten wir freundliche Geſichter und gute Behandlung vollauf. Der Mann hatte vor dreißig Jahren in Eiſenach gearbeitet, gerade als ich da noch auf der lateiniſchen Schule in Secunda ſaß und als Maria Pawlowna im Lande einzog. Dann war er nach manchen Zügen gen Lauſanne und Vevay gekommen, hatte hier die hübſche Tochter ſeines Meiſters geheirathet und nach deſſen Tod das Gewerbe übernommen. Trotz der Zerſtreuungen der folgenden Tage war es mir ſehr erfreulich, mit dem Mann zu koſen, und wieder einmal über meine kleine Vaterſtadt, über die Goldſchmiedtengaſſe, den Mann auf dem Marktbrunnen, die Wartburg, Röſenehölzchen, den Mädelſtein und das Johannisthal zu ſprechen; alles Nebelgeſtalten in roſig goldenem Saum, aus denen der Harfenton der Kindheit und Jugend zu mir ſpricht. Als die Kinder, ein gar hübſches Mädchen von zwölf Jahren und ein Knabe von zehn, die Freundlichkeit der Eltern zu uns ſahen, wurden ſie auch zuthätig, halfen unſere Nachtſäcke auspacken und unſere Stube einrichten. Hierauf gingen wir aus, um die Vorbereitungen zum Feſt in Augenſchein zu nehmen und die Stadt zu beſehen.

In den Gaſſen war ſchon jezt ſchwer vorwärts zu kommen, denn zu den zahlloſen Fremden, die heute und an den vorigen Tagen eingetroffen waren, kamen immer noch mehrere, nicht einer nach dem andern, ſondern in Haufen. Fuhrwerke aller Art, vornehme und ganz geringe, folgten und überholten ſich; die im Lande üblichen Chars ſtanden in allen Straßen und Winkeln dicht in einander geſchoben und geſchichtet, ja mittelſt Zwiſchenbrettern auf einander geſtellt und in den Scheunen aufgezogen. Ganze Haufen von Landleuten, mit ihren Nahrung und Kleidung enthaltenden Bündeln auf dem Rücken, zogen aus den Waadländiſchen und Freiburger Dörfern heran, gar anmuthige, ſchöne Gruppen, die jungen Leute ſchmuck in helle Farben mit Blumen und Bändern gekleidet, im Landeskoſtüm und voll guter Dinge, denen viel ländliche Galanterie beigemiſcht war. Ueber den See her kamen eine Menge flaggender Barken aus Savoyen und Wallis,

Digitized by Google

noch mehr aber aus den Küſtendörfern und Städtchen des Waadlands, alle gedrückt voll luſtiger Leute. Die Tauſende, die ſo auf verſchiedenen Wegen herkamen, rechneten nicht auf Betten und ſtattliches Unterkommen; ihnen ſtanden die zahlreichen Scheunen und Heuböden der Stadt gaſtlich offen, ja viele wollten des Nachts auf ihren Schiffen kampiren.

Auf dem ſchönen großen Platz, deſſen gleichen ich noch in keiner europäiſchen Stadt zweiten und dritten Rangs gefunden habe, ſtanden die zwei großen amphitheatraliſchen Gerüſte, auf denen morgen ſechstauſend Menſchen ſitzen und den Zügen und Tänzen in der Arena zuſehen ſollten. Schon jezt zogen da viel Hunderte auf und ab und ſuchten ſich günſtige Plätze aus. Bekannte aus allen Gegenden des Sees und der Nachbarländer fanden und begrüßten ſich; unten aber wurden eben die Bogen und Ehrenpforten mit Blumen, Aehren und Laub umſponnen und geziert. So war unter vielem Sehen die Nacht herbeigekommen, da ſchoß wie eine große Feuerlilie mitten aus dem See eine Rakete und fiel in zehn kleinen Monden herab. Dieß war ein Signal, denn nun begann die in der Ferne reizende Hörnermuſik. Schnell ſtieß jezt ein Kahn mit Fackeln nach dem andern vom Lande ab, und in kurzer Zeit war's, als umzögen Schwärme von Leuchtwürmern das dunkle, tönende Schiff in engen und weiten, immer wechſelnden Kreiſen, und hinter ihnen zogen und ſchlangen ſich Lichtbänder über die Wellen hin. Auch wir folgten dem Zauber, und es war ſchon ziemlich ſpät, als wir alle zuſammen den Hafen wieder erreichten und dann mit einiger Mühe unſere Wohnung ſuchten, auf die wir beim Weggehen nicht ſehr Acht gegeben hatten. Vater Wächter, der Poſſamentirer, war aufgeblieben, um uns zum gedeckten Tiſch zu führen; es kam aber zu keinem anhaltenden Geſpräch, und wir baten ihn, uns ja am folgenden Tag um vier Uhr zu wecken, damit wir zur rechten Zeit auf's Gerüſt kämen. Wir wären nun gern flugs in unſern guten Betten eingeſchlafen; daran war aber für's Erſte nicht zu denken, denn auf den Straßen wogte es noch immer hin und her, und es war da ein entſetzlicher Tumult in weinfröhlichem Singen und Jauchzen. Nur nach und nach wurde es um Mitternacht ſtiller und endlich ganz ſtill. (Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Lange ſaß ich in meinem Verſtecke, von mancherlei Gedanken gequält, aber Pauline kam nicht zurück. Ali hatte ſich bei mir eingefunden, denn ſelten verliert das treue Thier meine Spur, wenn es nicht gewaltſam irgendwo zurückgehalten iſt. Von ihm begleitet, ſtieg ich den Berg hinunter und ſezte mich in eine Gartenlaube, die ſchon überall mit grünem Gewinde umſponnen iſt. Was ich da wollte? Frage mich nicht, Freund! ich wußte es ſelbſt kaum. Sie erwarten, ja, von ihr ein Geſtändniß erhalten, was dieſe geheimen Ausflüge bedeuten. Wie konnte ich Narr glauben, daß ein Mädchen ihre Herzensangelegenheiten ausſchwatzen und von einem verſtändigen Freunde Rath annehmen werde? Die Dämmerung ging allmählig in Dunkelheit über, die Nacht war mondlos und man konnte nicht begreifen, wie ein zartes Mädchen über unwegſame Pfade zu gehen vermochte. Ich kann dir die Gefühle der Angſt, der Sorge und des Unwillens nicht beſchreiben, die in meiner Bruſt tobten und mich bald vor, bald rückwärts trieben. Endlich war ich, troz meines Unmuthes, entſchloſſen, Paulinen aufzuſuchen, um ſie mit Sicherheit nach Hauſe zu bringen, als ich die Gartenthüre knarren und leichte Schritte über den Sand eilen hörte. Ich nahm mir vor, mich ſtille zu halten; denn ſage ſelbſt, auf welche Weiſe hätte ich ſie anreden ſollen? Aber der Hund vereitelte meinen Vorſatz, indem er freudig bellend gegen ſie ſprang. Ich hörte nun, wie ſie ſich zu ihm nieder kauerte und ihn liebkoste. „Ali!“ ſagte ſie mit der Silberſtimme, deren Lieblichkeit du dir nicht vorſtellen kannſt, „biſt du mir entgegen gekommen, du liebes Thier? Auch du hatteſt mich ja verlaſſen, wie mich Alles verläßt; willſt du nun der alten Herrin deine Treue wieder bringen, damit ſie ſich nicht allzu einſam fühle?“ Dieſe Worte, in dem traulichen Schweizerdialekte, mit einem Tone geſprochen, den die Wehmuth zulezt verſchleierte, brachten mich zu einer hörbaren Bewegung, die ſie aufmerkſam machte. Ali am Halsband haltend, trat ſie der Laube näher; ich fürchtete, ſie werde vor einer männlichen Geſtalt erſchrecken und ſagte etwas, um mich ihr kenntlich zu machen. Allein ſie ſchien ganz unbefangen und „dachte ich es doch, daß Ali ſeine Freundlichkeit nicht mir allein zubringe!“ ſagte ſie mit einem Ausdrucke, gemiſcht aus Bitterkeit und zärtlichem Gefühl, das mich ſo überraſchte, daß ich unwillkührlich ihre Hand faßte. Ich fand ſie zitternd und kalt, und das brachte mir ſchnell meine Beſorgniſſe wieder in Erinnerung. „Wie können Sie doch, Pauline, ſo ſpät und einſam in kühler Nachtluft umhergehen und nicht nur Ihre Geſundheit, ſondern auch Ihre Sicherheit ausſetzen? Denn welchen Bürgen haben Sie, daß Ihnen zu ſolcher Stunde und auf ſo ungebahnten Wegen nicht Unangenehmes widerfahren könnte?“ — „Den Bürgen der allgemeinen Liebe und Achtung,“ erwiderte ſie, „die meine Großmutter in der Gegend genießt, deren Wohlthäterin ſie iſt. Glauben Sie mir, daß das Kind der guten alten Frau, die alle Herzen ſegnen und jede Lippe grüßt, nichts zu fürchten hat, ja daß jede Bruſt in dem Augenblicke der Gefahr ein Schild für mich werden würde.“ Ich mochte dieſes kindliche Vertrauen auf die Dankbarkeit der Menſchen nicht ſtören, obwohl ich es vielleicht gekonnt hätte. Wir waren unterdeſſen fortgeſchritten, ihr Arm auf dem meinen, ihre zarte Hand noch

immer von der meinigen umſchloſſen. Es war eine Pauſe entſtanden, die ſo verführeriſch war, daß ich es, von einem innern heftigen Gefühl überraſcht, wagte, die kleinen Finger leiſe zu drücken, und Kurt, ich täuſchte mich nicht, der Druck ward, unmerklich zwar, aber er ward erwidert. Entzückt, hingeriſſen von der Gewalt des Augenblicks, fragte ich, mich über ſie herunter beugend: warum mir nicht erlaubt worden ſey, ſie zu begleiten? Schon mochte jenes Zeichen des Verſtehens ſie gereut haben, ſie entzog mir die Hand, und den Arm fühlbar leichter aufſtützend, antwortete ſie in ihrer gewöhnlichen leichtſinnigen Weiſe: „Weil ich dort Beſtellungen und Zuſammenkünfte hatte, denen kein Uneingeweihter beiwohnen durfte!“ — „Sie ſollten ſich wenigſtens ſcheuen,“ verſezte ich, empfindlich aufgeregt, „ſich in jene Waldſchlucht zu verirren, wo man leicht die Herberge der Gauner vermuthen könnte, von deren verdächtigem Umherſchleichen ſeit einiger Zeit die ganze Gegend voll iſt.“ Ihr Arm zuckte ſtark und ſie ſchwieg, überraſcht, wie es ſchien, einige Sekunden. Dann ſagte ſie kalt und förmlich: „Sie müſſen in Ihrem Leben ungemein viel böſe Menſchen getroffen haben, lieber Vetter, um überall nur Gefahr und Verrath zu ſehen. Uebrigens geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich das Nachſpüren nicht liebe und Sie zu einem ſolchen viel zu zartfühlend gehalten hätte, beſonders da Sie leicht ſehen konnten, daß ich gerne unbeachtet wäre.“ Da hatte ich nun meinen Beſcheid, der mich vielleicht um ſo heftiger empörte, als ich ihr nicht ganz Unrecht geben konnte. Verlezt, gedemüthigt, ingrimmig, mich einer ſolchen Abfertigung Preis gegeben zu haben, ſchwieg ich, und auch ſie ſprach kein Wort mehr; nur ſchien es mir, ſie athme ſchneller und ihre Bruſt hebe ſich krampfhaft unter dem Umſchlagetuch.

Als wir beide zugleich in meiner Großmutter Zimmer traten, weilte ihr Blick ernſt forſchend auf uns, und zum erſtenmale hörte ich ſie in tadelndem Tone zu Paulinen ſprechen, als ſie fragte, warum ſie ſo ſpät heimkomme. Sie hatte meinen Arm verlaſſen und war zu der Matrone hingeeilt, zu deren Füßen ſie, wie oft geſchieht, ſich knieend auf ein Tabouret niederließ. „Ich konnte nicht früher abkommen,“ ſprach ſie zu ihr hingeneigt, und flüſterte dann ein paar Worte, die ich nicht verſtehen konnte, die aber jeden Anflug von Strenge aus dem Geſichte der Großmutter wegzauberten. Sie ſtreichelte dem Mädchen die Locken freundlich von der Stirne, und ich konnte nun bemerken, daß die Augen unter derſelben etwas geröthet waren. Thränen der ſcheidenden Liebe! dachte ich, und ich konnte mich ſogar des Verdachtes nicht erwehren, ſie täuſche Frau von Eimendingen, wie ſie mich habe täuſchen wollen.. Die Leztere mochte meine unangenehmen Empfindungen auf meinen Zügen gezeichnet ſehen, und ihre ſanfte Hand ſuchte mitleidig die verborgene Wunde zu verbinden, aber ich konnte meine bittere Stimmung nicht los werden. Unſtät trieb ich mich im Zimmer umher und mochte mich nicht entſchließen, etwas vorzunehmen. Cacao ſtieg in der Ecke auf ſeinen Stäbchen auf und nieder und gab zuweilen ſein Wort zu dem ſparſamen Geſpräch. Ich näherte mich ihm und wollte ihm ein Stückchen Zucker reichen. Der Burſche ſah mich erſt mit dem einen, dann mit dem andern Auge an, pickte an meinen Fingern, ſtreckte ſeine Klaue, als wolle er auf meine Hand ſteigen, dann machte er ſich mit einemmale ſchnell davon auf den Gipfel des Stockes, beſchaute mich von dorther und rief: Frédéric! dann nach ein paar Sekunden: pauvre garçon, pauvre garçon! — Kannſt du glauben, daß dein weiſer, gemäßigter Freund, der ſich ſonſt ſo ziemlich vor jedem Ausbruch der Gefühle zu hüten weiß, von dieſer Neckerei des ſeltſamen Geſellen, die überdieß noch ſehr natürlich war, da man ihn Cacao, pauvre garçon! hatte ſagen lehren, ſo in innere Erregung gebracht wurde, daß er nicht mehr im Zimmer ausdauern konnte und ſich unter dem Vorwande von Kopfweh für den Reſt des Abends in das ſeinige verſchloß? — Hier hatte ich denn freilich Zeit zum Nachdenken, deſſen Reſultat war, nun ungeſäumt meiner Pflicht zu folgen und mich dem immer gefährlichern Einfluſſe dieſer Zauberin zu entziehen, die, wollte, dürfte ich auch um ſie das Heiligſte im Leben verrathen, mir doch nur Kälte und Spott, und im beſten Falle ein getheiltes Herz dafür geben würde. Daß ſie liebt, iſt mir nur zu klar, wenn ich auch den Gegenſtand nicht kenne; das Daſeyn der Liebe ſpricht ſich in ſo manchem Symptome aus, das untrüglich iſt. Lauter kann der Begünſtigte nicht ſeyn, denn dieſer könnte mit all ſeiner Ehrlichkeit einem Mädchen von Paulinens Gehalt unmöglich genügen, auch müßte ſich ſein Glück auf irgend eine Weiſe ausſprechen. Aber da hat er mir von einem jungen Franzoſen erzählt, der ſich vor einiger Zeit in der hieſigen Gegend aufgehalten habe und ſehr gerne auf Heitersleben geſehen geweſen ſey. Könnte nicht da ſich ein Verſtändniß angeknüpft haben, das ohne Vorwiſſen der Großmutter fortgeſezt würde? Kurt, ich mache mir zuweilen Vorwürfe, ein ſonſt edles Mädchen, dem nichts als jugendliche Lebhaftigkeit vorzuwerfen iſt, in einem ſolchen Verdachte zu halten; aber meine Stimmung iſt ſeit einiger Zeit ſo unglücklich und gereizt; ich kämpfe zugleich gegen eine trübe Wirklichkeit und gegen die Geſpenſter meiner Phantaſie. Dieſer Zuſtand muß enden, ich verliere mich ſonſt ſelbſt.

Als ich dieſen Morgen meiner Großmutter ſagte, ich habe eine Bekannte in R...., die ich in dieſen Tagen aufzuſuchen gedächte, beſchattete ein ſichtlich unangenehmes Gefühl ihr Geſicht, das jedoch ſchnell gefangen genommen wurde. — Nun, ſie wird doch nicht überall mit ihren Wünſchen mir entgegen ſtehen wollen; mich dünkt, bei

Digitized by Google

meiner Wahl eine Ausnahme zu machen, ſey hinlänglich. — Freund, ich bin zerfallen mit mir ſelbſt und unglücklich, wie man es immer iſt, wenn man mit dem Recht oder Unrecht markten will.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Neue Konzerte. Theater.

Muſard hat mit Erlaubniß der Polizei einen freien Plaz unter den hohen Bäumen der Champs élysées eingezäunt, in der Mitte einen von allen Seiten offenen Tempel oder Pavillon zu ſeinem Orcheſter errichtet und rund herum Karyatiden mit großen Lampen und Stühle für die Zuhörer geſezt. Das iſt ſein Konzertſaal. Man zahlt am Eingange einen Franken, was in Paris eine Kleinigkeit iſt; ein Herr kann dafür ſogar eine Dame mitbringen. Sein Projekt iſt nicht ohne Widerſpruch durchgegangen; nicht als ob man daſſelbe mißbilligt hätte, ſondern weil man es übel aufnahm, daß die Polizei einem Privatmanne erlaubt, einen Theil der den Pariſern zum Spazierengehen beſtimmten Champs élysées zu einer Geldſpekulation einzuhegen. Der Abbruch, der dadurch dem Volke geſchieht, iſt freilich unbedeutend; allein es thut ſehr wohl, daß es mit Eiferſucht über ſeine geringſten Rechte wacht. Läßt es ſich heute einen Finger nehmen, ſo nimmt man ihm morgen die ganze Hand. Daher iſt auch in einem konſtitutionellen Staate ein beſtändiger Kampf zwiſchen der ſtets zum Uſurpiren geneigten Macht und dem ſein Terrain Schritt vor Schritt vertheidigenden Volke, das in den unabhängigen Tageblättern das ihm geſchehene Unrecht laut klagen darf. Die Polizei war auch ſo vernünftig, daß ſie ihr Unrecht anerkannte; um daher den Genuß des Volks ſo wenig als möglich zu ſchmälern, gebot ſie Muſard, den ihm einſtweilen abgetretenen Raum nur mit einem niedrigen Gehege zu umzäunen, damit das Volk, wenn es Luſt habe, auch mit zuſehen und zuhören könne, ohne einen Heller zu zahlen. Ich führe dieſen kleinen Zug an, um zu zeigen, daß die Pariſer Polizei ſchon ſo weit in ihrer konſtitutionellen Bildung vorgerückt iſt, daß ſie begreift, das Volk verdiene auch Achtung und habe auch ſeine Rechte. Dieſe Bildung aber verdankt ſie den freiſinnigen Tageblättern, welche ihr dergleichen Lektionen bis zur Ueberſättigung vortragen. Muſard gibt alſo nun jeden Abend ſein Konzert sub divo; wer Geld hat, geht in's Gehege hinein, wer keines hat, bleibt draußen ſtehen, und Jeder genießt dieſes freilich mehr für das große Publikum, als für die Muſikkenner berechneten Konzerts. Es werden Ouvertüren, ſogenannte Morceaux arrangés, Soloſtücke für Blasinſtrumente, auch wohl Tanzſtücke aufgeführt. Hat Jemand in Paris einen guten Einfall, ſo findet ſich bald eine Menge von Nachahmern; ſo auch hier. Kaum hatte Muſard einigen Beifall erhalten, ſo unternahm einer Namens Tolbecque etwas Aehnliches in dem bekannten Luſtgarten Jardin turc auf dem Boulevard du Temple, alſo in einem ganz andern Stadtreviere. Das Publikum gewann ſogleich durch dieſe Konkurrenz, denn Tolbecque ſezte ſeinen Preis auf einen halben Franken, und das Publikum erhielt dabei den Vortheil, daß es in einem angenehmen Luſtgarten ſizen konnte. Jezt wollen die andern Luſtgärten ähnliche Konzerte einführen, und man hat auch ſchon daran gedacht, den Pariſern denſelben Genuß für den Winter zu bereiten. Es wäre alſo möglich, daß wir künftigen Winter eben ſo viele Konzerte, als Schauſpielſäle in Paris bekämen. Vielleicht bringt dann auch die Konkurrenz eine Veredlung dieſer Spekulation hervor. Alles bisher Unternommene bezweckt nämlich blos eine leichte Beluſtigung. Es fehlt noch eine Anſtalt, worin höhere Muſik, beſonders Symphonien, mit Virtuoſität aufgeführt würde, und zwar zu einem weit geringern Preiſe, als beim der hieſigen Konzerte, die ſehr glänzend, aber auch ſehr theuer zu ſeyn pflegen und daher nur ein Vergnügen der Reichen ſeyn können. Der oben erwähnte Tolbecque, der Unternehmer des zweiten Sommerkonzerts, hat eine gewiſſe Notabilität in Paris und iſt der Erſte in ſeinem Fache, was immer in Paris den Grund zum Reichthum legt. Er zeichnet ſich nämlich durch die Leitung der Tanzorcheſter aus und wird daher zu großen Bällen gerufen, um mit ſeinen Leuten aufzuſpielen; er komponirt auch ſelbſt Tanzſtücke, das heißt, er richtet Stellen aus beliebten neuen Opern zu Tänzen ein; denn dieß iſt hier der gewöhnliche Gebrauch. Im Winter iſt der Mann kaum zu haben, und man muß ſich ordentlich bei ihm einſchreiben laſſen, wenn man feſt auf ihn rechnen will. Ich vermuthe ſogar, daß er mehrere Orcheſter hat und daß ſich die Tolbecqueſche Truppe an einem Abend auf mehreren Bällen zeigt, ohne daß ein Wunder dabei vorgeht. Sonſt war Collinet der Erſte in dieſem Fache; allein ſein Ruf hat ſich verloren und er ſelbſt iſt mit ſeiner Truppe nach London hinübergewandert, wo er jezt mit einem Deutſchen, Namens Weippert, um den Scepter der Tanzmuſik wetteifert. — Von dem Théâtre français wüßte ich keine einzige merkwürdige Neuigkeit anzuführen. Dieſes Theater, das ſich zwar das erſte Nationaltheater dünkt, es auch ſeyn ſollte, aber von der Nation wenig beſucht wird, ausgenommen bei beſondern Gelegenheiten, hat den geſcheidten Einfall, ſich Ferien zu geben, und wird daher den September hindurch geſchloſſen bleiben. So geſcheidt ſind andere Theater nicht; ſie ſpielen unaufhörlich fort, bis zulezt die Gläubiger die Herren nöthigen, das Haus zu ſchließen. Seitdem ich nicht von Scribe geſprochen habe, was freilich nicht lange her iſt, hat er, ich weiß nicht wie viel neue Stücke geſchrieben, aber, wie ſich das von ſelbſt verſteht, nicht allein, ſondern mit Gehülfen, und wenn das Théâtre français wieder geöffnet wird, ſo ſoll auch etwas Neues von Scribe nicht fehlen. — Auf den Boulevardstheatern wird das Volk nach wie vor mit Erwürgungen, Vergiftungen, Brand und Mord bewirthet; die Revolutions-, oder vielmehr die Schreckenszeit aus der Revolution iſt von mehreren Dichtern auf eine furchtbare Art ausgebeutet worden, und obgleich hier eine leider ſehr reichhaltige Quelle von Schreckensthaten floß, ſo haben ſie dieſelbe doch ſchon ſo getrübt, daß wenig mehr daraus zu ſchöpfen iſt. Belſazzars Feſt hat ungefähr hundert Vorſtellungen auf dem Ambiguatheater erlebt, und aus bloßer Ermüdung hat man aufgehört, das Stück zu geben, wenigſtens eine Zeitlang. Ein ſehr thätiges Theater iſt das kleine im Palais-royal, das faſt wöchentlich ein neues Stück gibt, freilich nur ein kleines Vaudeville; es herrſcht in den Darſtellungen daher auch große Mannigfaltigkeit und die Langeweile iſt von demſelben verbannt. Wenn die Stücke nicht gut ſind, ſo erregen ſie doch Lachen und dauern nicht lange. Das Theater iſt klein und die Stücke ſind es auch; es wird Alles ohne große Anmaßung getrieben. Das Théâtre français, welches in demſelben Palais-royal ſich befindet, wäre glücklich, wenn es eben ſo vielen Zuſpruch hätte. So pflegt es aber zu gehen: das Publikum läßt das Große, Feierliche, Pomphafte ſtehen und eilt zu dem Kleinen, Ergözlichen, Mannigfaltigen. Die ächten Theaterfreunde erhalten dem Théâtre français ihre Verehrung, unterſtüzen es aber nicht, die Menge, die zahlende beſonders, eilt zu dem kleinen Palais-royal-Theater.

D g.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. September 1833.

Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Goethe.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Du bitteſt mich in deinem heute erhaltenen Briefe, mit keinem Argwohn, welcher Art er ſeyn möge, dem Charakter meiner Großmutter zu nahe zu treten, der über jeden Zweifel erhaben ſey. Du ſprichſt mir von deiner Bekanntſchaft mit ihr während eines gemeinſamen Badaufenthalts in Hohen-Ems. Warum verſchwiegſt du mir bis jezt, daß du meine Großmutter kennſt? Was ſoll das? Willſt auch du den Geheimnißvollen gegen mich ſpielen, und ſoll ich zu Vollendung meiner Pein auch noch an der Treue, an der Liebe des Freundes zweifeln?

Ich will mich indeſſen nicht ſchon wieder in den Fall ſezen, ein heimlich gethanes Unrecht bereuen zu müſſen, wie dieß lezthin geſchah, als ich Paulinen verſtohlener Zuſammenkünfte beſchuldigte. Die Aufklärung des Räthſels und ihre Rechtfertigung that jedoch meinem Herzen zu wohl, als daß ich ſie dir, um mir eine Beſchämung zu erſparen, vorenthalten möchte. Der Tag nach jenem Abend, deſſen du dich entſinnen wirſt, war für mein erſchüttertes Gemüth ein dunkler, gramvoller. Um mich meinen trüben Gedanken zu entreißen, gebrauchte ich mein bewährteſtes Mittel, einen Spaziergang in die freie Natur, aber unwillkührlich trugen mich meine Füße wieder nach der Gegend hin, für welche Pauline eine ſo unbegreifliche Vorliebe zeigt. Ich wollte nicht ausforſchen, gewiß, Kurt, das wollte ich nicht, aber meine Seele vermochte ſich meinem beſſern Willen zum Troz nur mit einem einzigen Bilde zu beſchäftigen; was Wunder, daß es mich dahin trieb, woher meine ſchmerzlichen Zweifel gekommen waren? Ich kam zu dem verhängnißvollen Wege, ich ſtieg ihn langſam hinan und näherte mich allmählig der Stelle, von welcher man den Anblick der Bergſchlucht und des Häuschens hat, als ich einen Mann auf dem Fußpfade eifrig mit dem Ausbeſſern und Ebnen deſſelben beſchäftigt ſah; er räumte Steine weg, zerſchlug die Erdhaufen, kurz, ließ ſich ſeine Arbeit ungemein angelegen ſeyn. Bei meiner Annäherung ſah er auf, und ich erkannte in ihm meinen alten Freund Niklas. Er trat ſogleich auf mich zu und ſchüttelte mir grüßend die Hand, indem er ſich erkundigte, ob es mir bei der Großmutter immer wohl gefalle. Als ich dieſes bejaht und er ſich über die Urſachen alle ausgeſprochen hatte, warum das ſo ſeyn müſſe, fragte ich ihn meinerſeits, wie es zugebe, daß er ſich auf einem ſo abgelegenen Wege mit Straßenbau abmühe? Er lächelte mit ſchlauer Miene und nickte mit dem Kopfe, als habe er wunder was zu verſchweigen. „Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt,“ ſprach er endlich, „ſo will ich's Euch wohl ſagen. Seht, Jungfer Pauline ſteigt ſeit einiger

Digitized by Google

Zeit immer den Berg auf und nieder, und geht ſich auf dem ſteinigten Boden die zarten Füße wund. Nun heißt es ja in der heiligen Schrift: und er ſchickt ſeine Engel, um dem Barmherzigen ſeinen Pfad zu ebnen! — Warum ſollte nicht dießmal ich ſtatt des Engels das thun? Es ſoll es zwar Niemand wiſſen, warum die Jungfer ſo fleißig hieher kommt, aber ich weiß es doch. Seht jene Hütte, ſo abgelegen und ruhig, da wird die alte Catharine verpflegt, die einſt Jungfer Paulinens Wärterin war und nachher unten im Dorfe heirathete. Der Mann war ein Taugenichts, welcher der Großmutter, da er Anfangs oft im Hauſe gebraucht wurde, viel ſtahl und dann nach ſeiner Entlaſſung aus Rache ihr ſpäter manch Herzeleid mit der Zerſtörung ihrer ſchönen Geſträuche und Pflanzen anthat. Zulezt wurde er ein öffentlicher Dieb und kam ins Zuchthaus. Die Frau war nun freilich auf keine Weiſe ſchuld, und ihr Unglück rührte jedes mitleidige Herz, aber die Schande trieb ſie doch hinweg in die Fremde, wo ſie kaum das Leben friſten konnte. Vor etlichen Wochen kam ſie zurück in dem jämmerlichſten Zuſtande. Der Schlag hatte ſie getroffen; ſie konnte weder Arme noch Beine rühren und kaum verſtändlich ſprechen. Die Herrſchaft nahm ſich ſogleich ihrer an, und man brachte ſie in dieſes Haus, wo ſie den böſen Menſchen aus den Augen iſt, die ihr leicht die Laſter ihres Mannes vorwerfen könnten. Ein Mädchen von zwölf Jahren iſt um ſie und beſorgt, was ſie braucht; aber alle Abende, wenn die Witterung nicht allzu ſchlimm iſt, kommt die Jungfer da herauf geſprungen, mit dem Korb am Arm. Aber nicht nur Eſſen und Trinken bringt ſie mit, nein, Herr, auch Seelentroſt.“ Hier trat Niklas näher an mich heran und legte ſeine Hand auf meinen Arm. „Lieber Herr,“ fuhr er in dieſer Stellung fort, „wenn Ihr wüßtet, wie viel Gutes die Leute thun; welch eine Frau die Großmutter iſt und wie ſie Paulinen herangezogen hat, daß ſie ſchon jezt in ihre Fußſtapfen tritt! Wenn einmal ein Unglück auf dem Herrnhofe geſchehen ſollte, ich glaube, das halbe Dorf ſezte das Leben für die Rettung ein. Nun, wir hoffen immer, Herr Steinau, Sie werden uns einſt auch ein Vater ſeyn, und wenn Sie Jungfer Paulinen heirathen, wie man ſagt, dann hat es mit Ihnen und mit uns keine Noth.“ Hier faßte der ehrliche Niklas ſeinen Spaten wieder feſter und ſezte ſeine Arbeit fleißig fort; ich aber ging langſam, in Gedanken verloren weiter, nicht dem Häuschen zu, ſondern auf die Höhe, in den herrlichen Wald, der, neu belaubt und mit ganzen Heeren von Singvögeln bevölkert, einen bezaubernden Aufenthalt darbietet. Hier ließ ich den Sturm der mannigfaltigſten Gefühle ungehindert in meiner Bruſt toben, ließ reizende und düſtere Bilder an meiner Seele vorüber ziehen. Kannſt du dir ein herrlicheres denken, als das liebliche Mädchen, blühend in Jugend und Schönheit, an der Seite eines gelähmten, jedes Lebensgenuſſes beraubten Weibes, ein Engel des Himmels neben dem trüben Leiden der Sterblichkeit? Und wenn ich mir dann meine Zukunft ausmale, mit dieſem liebenswerthen Weſen vereint, beide nur Einen Zweck des Lebens vor Augen habend, in ſeiner Erfüllung die edle Frau beglückend, der wir alles danken, was uns die Möglichkeit verſchafft, weiter vorzuſchreiten als tauſend Andere in ſchönem, wahrem Genuſſe des Daſeyns, ſeiner höhern Vollendung! Kurt, ich verliere dann wohl Minutenlang meine Lage aus den Augen und denke, die Großmutter müſſe ja bei reiferer Ueberlegung den Vortheil fühlen, den meine Verbindung mit Paulinen für uns alle und für die Einrichtungen in ihrer Umgebung brächte; ich war ſchon oft im Begriffe, zu ihr zu eilen und aus dem Innerſten meines Herzens Worte der Liebe und der Bitte mit ihr zu ſprechen; aber dann ſteht Ulrikens Bild zürnend, warnend vor mir und reißt mich zurück von einem Verſuche, der doch zu nichts führen würde, weil Pauline keine Neigung zu mir hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Ich bin ſchon manchmal in meinem Leben angenehm aufgeweckt worden, ſo lieblich aber nie, als am Feſttag des 8ten Auguſt. In unſerm Zimmer war es ſchon ziemlich hell, da hörte ich die Thüre leiſe aufgehen. „Das iſt Vater Wächter, der uns wecken will,“ dachte ich. Er war es aber nicht. Ein wunderliebliches Mädchen in ſcharlachrothem Atlasmieder, mit Aehren und Blumenkranz auf dem ſchwanken Hut, in weißem Kleid, reich geſchmückt mit rothen Bändern um Hut und Schultern, tritt ein, nähert ſich meinem Bett und ſagt: Monsieur, si vous voulez aller à l'estrade, il faut vous lever. Während ich ſie noch ſtaunend und verblüfft anſah und mir die Augen rieb, denn es ſchien mir die reizende Erſcheinung ein lieblicher Traum, kam durch die offengebliebene Thür ein ungeheurer ſchwarzer Schäferhund, geſchmückt mit Roſabändern und Schleifen, herein, an rothem Band geführt von einem hübſchen Knaben, der, wie das Mädchen, ganz ideale Kleidung mit Tunika, Schärpe, Strohhut, reichem Bänder- und Blumenſchmuck trug. Nun fing ich an zu begreifen, denn ich erkannte in dem kleinen Schäfer den Sohn vom Haus. Das ſchöne Mädchen war ſeine ältere Schweſter Suſette, von der ich noch gar nichts gehört und die ich auch geſtern nicht im Haus geſehen hatte, weil ſie wegen der Vorbereitungen zum Feſt abweſend war und erſt ſpät nach Haus kam, während wir noch um die Hörnermuſik herumſchwammen. Sie war heute eine der vier Aehrenleſerinnen hinter dem Pflug, und Emil einer der kleinen blauen Schäfer, die den großen Hund führen, der

Digitized by Google

zu den Schaafen gehört; der große Hund ſelbſt aber gehörte dem Duc de Rohan, der ſeit lange ein ſchönes Gut bei Vevay beſitzt. Als ich endlich Alles wußte, lächelte die liebliche Aehrenleſerin und ſchlüpfte durch die Thür. Im Nu war ich angekleidet, und wiewohl keine Zeit verſäumt werden durfte, ſo hatte ich doch alle Mühe, wegzukommen, ſo anmuthig, friſch und reich war Alles an den Dreien.

Da unſere Karten auf die große Eſtrade lauteten, ſo mußten wir durch die St. Sauveurſtraße dahin gelangen. Es ſchlug gerade fünf Uhr, als wir ankamen und ſchon eine lange Queue vor uns aufgeſtellt ſahen, die nach einigen Traditionen bereits um Mitternacht begonnen haben ſoll. Im Anfang ging es ganz leidlich und man ergab ſich ins Warten; als aber mit jedem Augenblick mehr Menſchen herbeiſtrömten, ward das Drängen von beiden Seiten immer ſtärker und für die armen Frauen und Mädchen wirklich beunruhigend, beſonders da, wo ſich ſtarke Männer wie dicke Holzkeile einzuſchieben verſuchten; denn an polizeiliche Ordnung war nicht zu denken. Manchen von dieſen Keilen gelang es, manche aber wurden abgehalten oder mit Schimpf und Schande wieder hinausgetrieben. Man ſollte es nicht glauben, es iſt aber wirklich ſo: ich ſehnte mich nach einem Dutzend handfeſter Gensdarmen, die nicht mit ſich ſpaßen laſſen und eine gute Fauſt haben. Und doch war hier kein Pöbel verſammelt, ſondern Leute, die für einen Sitzplatz dreißig Batzen zahlen konnten. Einige ſchwächliche Frauen wurden nach und nach immer bleicher, und endlich wandelte ſie eine Ohnmacht an, ohne daß man ſagen konnte, ſie ſeyen in Ohnmacht gefallen; ſie blieben wie die Leichen im Todtenkeller des großen St. Bernhard angelehnt ſtehen, bis ihnen durch Riechfläſchchen geholfen wurde, denn an Herauskommen aus der Klemme war nicht zu denken. Dieß ſollte aber noch viel ſchlimmer kommen; denn als endlich die kleine Pforte zum Hinaufſteigen geöffnet wurde, entſtand ein ſolches Wogen und Quetſchen, wie mir auch im größten Volksgedränge noch nicht vorgekommen iſt. Einer der Schweizer im alten Koſtüm, der an der Treppe ſtand, ſah eine kleine ſchwächliche Perſon ſeiner Bekanntſchaft nahe daran, von ihren vierſchrötigen Nachbarn erdrückt zu werden; gleich ſchwang er ſich herab, drang mit ſtählernen Armen und Händen zu ihr, hob ſie wie eine Puppe auf und trug ſie hoch emporgehalten zu einem Kameraden auf der Treppe, der ſie ihm eben ſo leicht abnahm und hinaufſchob. Beifall, Unwillen und Neid äußerten ſich eben über dieſen humanen Gewaltſchritt, der freilich nicht ohne einige blaue Flecken abgegangen war, als eine andere zarte Frau in meiner Nähe, für die mir lange bang geweſen, den Heros halb weinend bat, er möge ihr doch auch ſo aus der fürchterlichen Klemme helfen. Er aber hatte nicht Luſt dazu und ſchützte ſeine Dienſtpflicht bei der Treppe vor. Als aber ſein Kamerad ſeine Partiſane wie einen Baum vor die Andrängenden ſtemmte und ihm mit den Worten zuredete: prends-la, elle est tant petite, konnte ſeine waadländiſche Gutmüthigkeit nicht widerſtehen, er drang zu ihr, in einem Augenblicke war ſie auf ſeinen Armen, gleich darauf auf des Kameraden Arm und auf der Treppe. Endlich kam auch die Reihe an uns. Ueber gefallene Shawls, Arbeitsbeutel und Schnupftücher hinweg gelangten wir zu der obern Glückspforte und von da auf die Eſtrade. Alles ſtrömte nach den untern Plätzen, um da der Preisvertheilung, den Zügen und Tänzen näher zu ſeyn. Nicht ſo wir: wir nahmen unſere Plätze ganz oben, um für's Erſte nicht das Einzelne zu ſehen, ſondern um einen Anblick vom Ganzen zu haben.

Auf dieſer Höhe war auch die ganze Herrlichkeit des Theaters vor uns aufgethan. Unter uns der große, weite Platz mit den vielen tauſend geputzten, heiter geſtimmten, lachenden und jauchzenden Menſchen; alle Fenſter der umliegenden Häuſer voll großer und kleiner Köpfe, die ſich oft zu Achten übereinander erhoben. Nur an fünf bis ſechs Häuſern, die Methodiſtenfamilien angehören, waren die Fenſterläden ganz verſchloſſen, und ſie ſchienen ausgeſtorben oder von der Peſt ergriffen. Dieſe Frommen thaten erſt alles Mögliche, um das Feſt zu hintertreiben; als ihnen dieß jedoch nicht gelang, hielten ſie es für unchriſtlich, einem heidniſchen Feſte zuzuſehen; ſie hatten ſogar — was aller Ehren werth iſt — ſehr bedeutende Summen für die Vermiethung ihrer Fenſter an Fremde ausgeſchlagen, ſie ſelbſt aber waren ſämmtlich über dieſe Feſttage auf das Land gegangen. Dafür hatte man an andern Häuſern die Dächer halb abgedeckt, Knaben waren auf die Schornſteine und die Laternenpfähle geklettert und die ſchönen Bäume des Platzes ſchwankten von den vielen neugierigen Vögeln, die in ihren Aeſten hingen.

Weit über Häuſer und Thürme herrſchten vom Land her die Berge, Felſen, Waſſerfälle und Dörfer der la Vaux, die mit Freude der Krönung ihrer Winzer zuſehen wollten. Rechts die ſchönen Berge mit ihren ſtahlgrünen Alpen, ihren Sennhütten und dunkeln Wäldern, über welche der Moleſſon (die Moles summa der Römer) und die kecke Dent de Jamant neugierig herſchauten, wie erwachſene Leute über Kinder. Ueber den See her waren der fernen Zuſchauer mit blendenden Schneehäuptern noch mehr, die Tour d'Aï, die drohenden Diablerets, die mauerartige Dent de Morcle und die zackenreichen Dents du midi; zunächſt aber die Dents oder vielmehr die rieſigen Cyklopenmauern von St. Julien, Clonz und d'Oche; ganz unten endlich die blaue Seefluth und ihre ſchönen Ufer, mit Wäldern und Alpen; dieß Alles vom herrlichſten, reinſten Sonnenlicht eines ganz wolkenloſen Himmels umfloſſen. Dergleichen Theater und Dekorationen ſieht man wohl nur wenige in der Welt, ich kenne nur ein ähnliches, das von Taormina.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Neues Mittel gegen die trockene Fäulniß des Holzes.

Es iſt vor Kurzem hier zu Lande eine Entdeckung gemacht worden, welche ich ihres allgemeinen Intereſſes wegen Ihren Leſern mittheile. — Eine ſehr häufige Krankheit des Bauholzes iſt die ſogenannte **trockene Fäulniß**, dry-rot. Sie beſteht in einer eigenthümlichen Zerſezung, welche ſich immer mehr vom Umfang gegen die Mitte des Stamms verbreitet, bis das ganze Stück angeſteckt und damit völlig unbrauchbar geworden iſt. Eine Holzniederlage mag ſo ſorgfältig unterhalten ſeyn, als ſie will, ſo wird der Eigenthümer häufig die Entdeckung machen, daß, während ein Holzſtoß von außen im beſten Zuſtande erſcheint, innen, wohin die Luft nicht ſtreichen kann, ſich dieſes Uebel ſchon weit verbreitet hat. Später entwickelt es ſich auch im Fachwerk der Häuſer, beſonders aber auf Schiffen. Dieſer Krankheit iſt es zuzuſchreiben, daß die Fahrzeuge der engliſchen Marine ſo gar nicht lange, im Durchſchnitt nur ſieben bis acht Jahre halten. Von Häuſern ſind ihr ganz beſonders Kirchen und öffentliche Gebäude ausgeſezt. Der königliche Pallaſt zu Kew war kaum gebaut, ſo mußte er wieder abgetragen werden, weil alles Holzwerk zumal von der trockenen Fäulniß ergriffen wurde, und ſogar am Schloß zu Windſor ſoll dieſer Wurm nagen. Bisher konnten ſich die Sachverſtändigen ſogar über die Urſachen dieſes Uebels nicht vereinigen. Nach Einigen entwickelten ſich dabei kleine Schwämme im Holz, wenn es feuchter Luft ausgeſezt wurde; Andere, und zwar die Mehrzahl, leiteten es von der Fäulniß der Pflanzenſäfte her, die ſich auch im gefällten Holz noch finden. Leztere hoffen dem Uebel zu ſteuern, wenn ſie dieſe Säfte entfernen. Zu dieſem Zweck ſchlagen Einige vor, das Holz ganz auszutrocknen, indem man es lange einem freien Luftſtrome ausſezt; Andere wollen jene Säfte dadurch auflöſen, daß ſie das Holz lange in fließendes Waſſer legen; zu dieſem Zweck wird beſonders das Meerwaſſer gerühmt; nach einer andern Methode endlich überzieht man das Holz mit öligen Subſtanzen, um die Luft abzuhalten. Alle dieſe Mittel bleiben allerdings nicht ganz fruchtlos, keines wirkt indeſſen unfehlbar; die Entdeckung, von der wir hier ſprechen, ſcheint dagegen alles Verlangte zu leiſten. Sie ſchreibt ſich von einem Londoner Deſtillateur, Namens Kyan, her.

Bei den beiden Hauptäußerungen des Pflanzenlebens, der **Keimung**, welche das Saamenkorn zum vollkommenen Gewächs geſtaltet, und der **Fäulniß**, welche den todten Baum allgemach verzehrt, ſcheint ein und daſſelbe Prinzip thätig zu ſeyn. Im erſtern Fall verbindet ſich der vegetabiliſche Eyweißſtoff in verſchiedenen Verhältniſſen mit zuckrigen und ſchleimigten Stoffen und bildet ſo die verſchiedenen Theile des Gewächſes; auch im andern Fall beſteht dieſer Eyweißſtoff in eigenthümlicher Geſtalt im Innern des Baums fort, und es kommt in ihn, wenn das Holz der Luft und der Feuchtigkeit ausgeſezt wird, eine Art von neuem vegetativem Leben. Bei dieſer Vegetation, oder eigentlicher, bei dieſer Gährung tritt der Eyweißſtoff in neue Verbindungen, auf welchem Wege er allgemach völlig verzehrt wird; dieſer Prozeß nun iſt eben das, was man trockene Fäulniß nennt. Vorausgeſezt, dieſe Anſicht ſey die richtige, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß das beſte Mittel, dem Uebel vorzubeugen, in der Zerſtörung jener dem Eyweißſtoff noch inwohnenden Lebenskraft beſtände, und dieſen Zweck glaubt der Erfinder durch Anwendung des Queckſilberſublimats zu erreichen. „Bei jedem Gegengift,“ ſagt er, „beſteht die Wirkung eigentlich darin, daß daſſelbe in eigenthümlicher Affinität mit dem Gift ſteht und die Wirkung des leztern neutraliſirt. Im thieriſchen, wie im Pflanzenkörper iſt nun aber, während des Lebens, der Eyweißſtoff das vornehmſte Element, und er wird ſpäter zum Prinzip der Gährung oder Fäulniß. Wer ſich auch nur etwas mit Medizin beſchäftigt hat, weiß, daß bei Vergiftung mit Queckſilberſublimat das Hauptmittel in Eyweiß beſteht; es verbindet ſich chemiſch mit dem Sublimat und neutraliſirt ſeine Wirkung. Bringt man nun Holz in eine Sublimatauflöſung, ſo bringt das Gift allgemach durch den Baſt in das Holz, verbindet ſich mit dem Eyweißſtoff, den es vorfindet, ertödtet die Lebenskraft deſſelben und macht ihn hinfort unfähig, die organiſche Zerſezung zu erleiden, worin eben die trockene Fäulniß beſteht.“

Das Verfahren beſtände demnach einfach darin, daß man das Holz eine Zeitlang in Sublimatauflöſung legt. Man hat gefunden, daß 216 Kubikzoll große Klöze von verſchiedenen Holzarten, wie Eichen, Tannen u. ſ. w., ſo ziemlich dieſelbe Quantität Sublimat einſaugen, nämlich etwa fünf Unzen, und ſomit ſo wenig, daß die Koſten der Operation dem erzielten Nuzen gegenüber nicht in Betracht kommen. Kyan hat ſeine Verſuche zehn Jahre lang ohne Unterlaß fortgeſezt. Die engliſche Regierung ließ eine Art von unterirdiſcher Kammer anlegen und mit ganz verfaultem Holz füllen. Aus wiederholten Verſuchen ergab ſich, daß das härteſte, trockenſte Holz, wenn man es in dieſes Gewölbe brachte, der Wirkung der darin enthaltenen feuchten Moderluft kein Jahr Widerſtand leiſtet; vor Ablauf eines Jahrs iſt es immer mehr oder weniger angefreſſen. Um die Wirkſamkeit der neuen Methode zu erproben, wurden mit Sublimat präparirte Balken in den Keller gebracht; ſie kamen nach fünf Jahren völlig geſund heraus, während gewöhnliches Holz derſelben Art, das zu gleicher Zeit hineingebracht worden, großentheils bereits verzehrt war. Aehnliche Reſultate erhielt man, indem man verſchiedene Stücke Leinwand, von denen die Hälfte mit Sublimatauflöſung getränkt war, an denſelben Ort brachte. Leztere fanden ſich nach fünf Jahren vollkommen gut erhalten, während die nicht präparirten Stücke völlig vermodert waren und bei der leiſeſten Berührung in Stücke fielen.

Iſt nun demnach die Wirkſamkeit des neuen Mittels außer Zweifel geſezt, ſo muß jezt noch ein bedeutender Einwurf beſeitigt werden, und der praktiſche Nuzen der Erfindung hängt großentheils davon ab, ob dieß gelingt. Es fragt ſich nämlich: wie lange Zeit behält das nach dieſer Methode zubereitete Holz die Eigenſchaft, der Fäulniß zu widerſtehen? Kann es nicht unter gewiſſen Umſtänden, beſonders wenn das Holz, wie bei Schiffen, ſtark der Feuchtigkeit ausgeſezt iſt, geſchehen, daß der giftige Sublimat ſich allgemach von der vegetabiliſchen Faſer, an die er gebunden war, wieder losmacht? Iſt in dieſem Falle nicht zu fürchten, daß die giftigen Dünſte die Luft im Innern des Schiffs verderben und der Geſundheit der Mannſchaft ſchädlich werden? Einer unſerer beſten Chemiker, Faraday, beſchäftigt ſich mit Löſung dieſer Frage, und die von ihm bereits angeſtellten Verſuche laſſen ein befriedigendes Reſultat hoffen. Es geht aus denſelben hervor, daß der vegetabiliſche Eyweißſtoff und der Sublimat zu einer neuen Queckſilberverbindung zuſammentreten, welche im Waſſer durchaus unauflöslich iſt und, wenigſtens unter den gewöhnlichen Umſtänden, der Luft niemals Queckſilberdünſte mittheilt. — Wir können uns hier über die zu hoffenden Früchte dieſer Entdeckung nicht weiter verbreiten; ſie wird indeſſen von unſern Wiſſenſchaftsmännern mit Eifer verfolgt. Bereits hat ein namhafter Architekt das Holz zu verſchiedenen bedeutenden Bauten nach der neuen Methode zubereiten laſſen, und man wird bald darüber im Reinen ſeyn, ob dieſe Erfindung den wahrhaft nüzlichen beizugeſellen oder bei Seite zu legen iſt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. September 1833.

— Sein Mund ſprach ſüßer als
Geſang der Sphären, doch den Freunden nur;
Denn wollt' er ſchmettern und die Erd' erſchüttern,
War er wie Donnerbrauſen.

Shakspeare.
Antonius und Cleopatra.

Zur Geſchichte Napoleons.

Briefe deſſelben an Joſephinen.

Fünf und ſechzigſter Brief.

(Nach Mainz.)

Berlin, den 6ten Nov. 1806, 9 Uhr Abends.

Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du erzürnt ſcheinſt über das Böſe, was ich von den Frauen ſage; *) es iſt wahr, ich haſſe die intriganten Weiber über Alles. Ich bin an gute, ſanfte, verſöhnende Frauen gewöhnt; die habe ich gern. Haben ſie mich verzogen, ſo iſt's nicht meine Schuld, wohl aber die deinige. Uebrigens wirſt du ſehen, daß ich ſehr gütig gegen eine geweſen bin, die ſich gefühlvoll und gut gezeigt hat, gegen Frau von Hatzfeld. Als ich ihr das Schreiben ihres Mannes zeigte, ſagte ſie ſchluchzend, mit tiefer Empfindung und ganz unbefangen: „Ach, wohl iſt es ſeine Handſchrift!“ Der Ton, mit dem ſie den Brief las, ging mir zu Herzen; ſie dauerte mich. Ich ſagte ihr: „Wohlan, Madame, werfen Sie dieſen Brief in's Feuer, ich bin dann nicht mehr mächtig genug, Ihren Mann beſtrafen zu laſſen.“ Sie verbrannte den Brief und ſchien mir höchſt glücklich zu ſeyn. Ihr Mann iſt ſeitdem ſehr ruhig: zwei Stunden ſpäter, und er war verloren. Du ſiehſt alſo, ich liebe die guten, natürlichen und ſanften Frauen, und das kommt daher, weil dieſe allein dir ähnlich ſind. Adieu, meine Freundin, ich bin wohl.

*) In dem Schreiben, worauf ſich hier bezogen wird, hatte die Kaiſerin ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Königin von Preußen in den Bülletins der großen Armee mit ſo wenig Rückſicht behandelt werde.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

(Nach Mainz.)

Poſen, den 3ten Dec. Abends 6 Uhr (1806).

Ich habe dein Schreiben vom 27ſten Nov. erhalten und erſehe daraus, daß dein kleines Köpfchen montirt iſt. Mir fällt öfters die Verszeile ein:

Désir de femme est un feu qui dévore.

Und doch mußt du dich gedulden. Ich habe dir geſchrieben, daß ich in Polen ſey und daß du kommen könnteſt, wenn die Winterquartiere bezogen ſeyen; du mußt alſo noch einige Tage warten. Je höher man geſtellt iſt, deſto weniger Willen ſoll man haben, man hängt von den Ereigniſſen und Umſtänden ab. Du kannſt nach Frankfurt und nach Darmſtadt gehen. Ich hoffe in wenig Tagen dich zu mir rufen zu können; doch müſſen es die Ereigniſſe ſo wollen. Die Wärme deines Briefs läßt mich wahrnehmen, daß du, wie alle ſchönen Weiber (vous autres jolies femmes),

Digitized by Google

keine Grenzen kennſt; was ihr wollt, das muß ſeyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieſer Herr iſt die Natur der Dinge.

Adieu, meine Freundin; lebe wohl. Die Perſon, über die ich mit dir ſprechen wollte, iſt Madame L........, von der alle Welt übel ſpricht: man verſichert mich, ſie ſey mehr Preußin als Franzöſin. Ich glaube es nicht; aber ich halte ſie für eine dumme Gans, die nur Betiſen ſpricht.

Sechs und achtzigſter Brief.

(Nach Mainz.)

Warſchau, den 16ten Januar 1807.

Meine gute Freundin, ich habe dein Schreiben vom 5ten d. M. erhalten; was du mir über deinen Schmerz ſagſt, *) thut mir wehe. Warum Thränen, Kummer? Haſt du denn keinen Muth mehr? Ich werde dich bald ſehen; zweifle nie an meinen Geſinnungen, und wenn du mir noch theurer ſeyn willſt, ſo zeige Charakter und Seelenſtärke. Ich fühle mich erniedrigt in dem Gedanken, meine Frau könne Mißtrauen in meine Beſtimmung ſetzen. Adieu, meine Freundin; ich liebe dich, ich wünſche dich zu ſehen, und will dich zufrieden und glücklich wiſſen.

(In einem Schreiben vom 18ten Januar fährt Napoleon in derſelben Art fort und ſchließt mit den Worten: „Ich liebe die Feigen nicht; eine Kaiſerin muß Muth haben.“)

Drei und neunzigſter Brief.

(Nach Paris, ohne Ort und Datum, jedoch zwiſchen dem 2ten und 9ten Februar 1807.)

Meine Freundin, dein Brief vom 20ſten Januar hat mich betrübt; er iſt zu traurig. Da ſieht man, wie ſchlimm es iſt, nicht ein wenig devot zu ſeyn! Du ſagſt mir, dein Glück mache deinen Ruhm. Das iſt nicht generös; man muß ſagen: das Glück Anderer macht meinen Ruhm; das iſt keine Gattenzärtlichkeit; man muß ſagen: das Glück meines Mannes macht meinen Ruhm; das iſt nicht mütterlich; man ſollte ſagen: das Glück meiner Kinder macht meinen Ruhm; alſo, da die Völker, dein Mann, deine Kinder nicht glücklich ſeyn können, ohne ein wenig Ruhm, ſo muß man ihn auch nicht ſo ganz wegwerfen (il ne faut pas tant en faire fi)! Ihr Herz, Joſephine, iſt vortrefflich, aber Ihre Vernunft iſt ſchwach; Sie fühlen richtig, allein Sie urtheilen nicht ſo gut.

*) In einem frühern Schreiben vom 11ten Januar, als Antwort auf einen Brief Joſephinens vom 27ſten Dec. 1806. ſagt Napoleon: „Ich ſehe, daß du wegen der militäriſchen Ereigniſſe einigermaßen beruhigt biſt. Alles iſt, wie ich dir ſchon gemeldet habe, zu meiner vollkommenen Zufriedenheit beendigt. meine Angelegenheiten gehen gut.“ Wahrſcheinlich bezieht ſich obiger Brief hierauf.

Doch nun des Streites genug; mein Wille iſt, daß du heiter, mit deinem Schickſal zufrieden biſt und gehorchſt, nicht mit Murren und mit Thränen, ſondern mit Freudigkeit des Herzens und mit ein wenig Glück.

Adieu, meine Freundin, ich reiſe dieſe Nacht ab, um die Runde bei meinen Vorpoſten zu machen.

Hundert und dreizehnter Brief.

(Nach Paris.)

Oſterode, den 27ſten März, Abends 7 Uhr. 1807.

Meine Freundin, dein Brief macht mir Kummer. Du mußt nicht ſterben; du biſt geſund, und du kannſt keinen vernünftigen Grund haben, verdrießlich zu ſeyn. Ich denke, du gehſt im Mai nach Saint-Cloud; den ganzen Monat April mußt du jedoch in Paris zubringen. Ich bin wohl. Meine Sachen gehen gut. Du darfſt nicht daran denken, in dieſem Sommer zu reiſen; das Alles iſt nicht möglich; du kannſt nicht die Wirthshäuſer und Felder durchziehen. Dein Verlangen nach mir iſt nicht größer, als das meinige, dich zu ſehen, ja ruhig zu leben.

Ich verſtehe noch andere Dinge, als Krieg zu führen, allein die Pflicht geht über Alles. Ich habe mein ganzes Leben hindurch Alles, Ruhe, Intereſſe, Glück, meiner Beſtimmung zum Opfer gebracht. Adieu, meine Freundin. Sieh nur ſelten jene Frau von P........; ſie iſt eine Frau aus ſchlechter Geſellſchaft, zu gemein, zu niedrig.

N. S.

Ich habe Urſache, mich über Herrn T...... zu beklagen, ich habe ihn auf ſeine Güter in Burgund geſchickt; ich will nichts mehr von ihm reden hören.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Ich habe nach langen ſchmerzlichen Kämpfen endlich den einzigen Pfad betreten, den die Pflicht mir vorzeichnet: ich habe an Ulriken geſchrieben; nicht im Tone des leidenſchaftlichen Liebhabers, der ja wohl lächerlich geweſen wäre, nachdem ſeit zwei Jahren jeder Verkehr zwiſchen uns aufgehört hat, aber mit der Herzlichkeit eines warmen Freundes, der bereit iſt, frühere Zuſagen zu löſen, wenn die Alles verändernde Zeit und ihre eigene Geſinnung keine Hinderniſſe entgegen ſtellen. Ich ſagte ihr, die lange Zögerung, ſeit ich dieſes Land betreten habe, ſey aus dem Wunſche entſtanden, mich mit meinen neuen Verhältniſſen erſt bekannt zu machen, und ich bitte ſie um Erlaubniß, ſie jezt öfter zu ſehen, um uns Beide zu überzeugen, daß wir noch immer fähig ſeyen, Eines

des Andern Glück zu machen. Sie hat geantwortet, und ihr Brief iſt ganz nach dem Modell des meinigen geſchrieben, freundſchaftlich, lauwarm, zuweilen arglos hingebend, aber ohne innigeres Gefühl, dann wieder ſcheu und zurückhaltend. Mein Herz wollte mir ſchon darin eine leiſe Hoffnung zeigen, aber ruhige Ueberlegung vernichtete ſie ſogleich wieder; denn wie konnte ſie anders ſchreiben, als mein Beiſpiel ſie gelehrt hatte? Sie hat ſich meinen Beſuch einſtweilen noch verbeten, weil er in dem kleinen, mit dem Fehler neugieriger Menſchenliebe in hohem Grade behafteten Städtchen Aufſehen erregen würde, ſagt aber, wir werden uns nächſtens ſehen, ohne Ort und Zeit zu beſtimmen. Erſtaunen aber mußte ich, wie ſehr Ulrike ſich ausgebildet hat. Geiſt, Sprache ihres Briefes, Einkleidung ihrer Gefühle, Wendungen, kurz Alles beweiſt mir, daß das einfache Förſtermädchen einen großen Schritt vorwärts gethan hat. Ob dieß beſſer oder ſchlimmer für mich ſeyn wird? Ich weiß es nicht. Uneins mit meinem Herzen, unzufrieden mit meinem Verſtande, vergeblichen Wünſchen preisgegeben, keinen Punkt vor mir ſehend, auf welchen ich mit Vergnügen meine Blicke richten möchte, bin ich den finſtern Mächten des Unmuths und des Grams verfallen. Pauline ſcheint, beſonders ſeit jenem Abend, nicht in ihrem gewöhnlichen Zuſtande zu ſeyn, ohne daß ich denken könnte, ich ſey der Gegenſtand ihrer häufigen Träumereien, die von ihrer Lebhaftigkeit nur wie durch Lichtblitze unterbrochen werden; im Gegentheil, nie war ſie ſo ernſt, ſo zurückhaltend gegen mich, nie vermied ſie ſo ſichtlich meine Geſellſchaft. Frau von Elmendingen ſieht, daß ich einem Kampfe auf Tod und Leben hingegeben bin, und ihr mütterliches Auge ruht oft mit inniger Theilnahme auf mir, ohne durch Fragen ein Vertrauen herbeiführen zu wollen, das ich in meinen ſchlimmſten Stunden ſchon im Begriffe ſtand, ihr aufzudringen. In lichtern Momenten fühlte ich dann wohl, daß das Ausſprechen meiner innern Kämpfe nicht heilſam wäre; denn ein ſolches erweicht die Seele und führt ſie in den meiſten Fällen irre, während die Kraft des Gemüthes, die durch ſich ſelbſt ſiegt, zugleich auch Ruhe und Frieden gewinnt und ſelten den richtigen Weg verfehlen kann. Um mich zu ſtärken und wohlthätig zu zerſtreuen, bin ich jezt den größten Theil des Tages im Freien und durchſtreife mit meiner Doppelflinte und Ali als Geſellſchafter die Wälder. Den Vorwand leiht mir das immer ſich mehrende Gerücht einer Diebsbande, deren Zeichen man geſehen, deren Pfeifen man gehört haben will. Die Phantaſie der Menſchen iſt in ſolchen Dingen thätig und mag die Gefahr wohl vergrößern; indeſſen bin ich doch ſelbſt ſchon verdächtigen Geſtalten begegnet, und es ſind nicht weit von uns mehrere Einbrüche geſchehen oder verſucht worden. Uebrigens iſt unſer Thal, ſo freundlich es erſcheint, überall mit Waldung umſchloſſen, in der ſich Klüfte und Schlupfwinkel finden, die man in dem ſo milde ſich darbietenden Gebirge nicht ſuchen ſollte. Gerne hätte ich meine Großmutter beredet, wenigſtens einen der Bedienten im Wohnhauſe ſchlafen zu laſſen; allein ich fürchte Paulinens Spötterei, die mein wundes Herz jezt durchaus nicht mehr ertragen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Der nächste Wein.

Brüder, die Propheten ſagen:
Heuer wächſt ein guter Wein!
Und ich ſtimme ohne Zagen
In die gute Hoffnung ein.
Laſſet uns Alle im Glauben uns ſtärken,
Zeigt ihn in kräftigen Thaten und Werken!

Wie man für geliebte Gäſte
Sorglich räumt und ſchmückt das Haus:
Alſo räumt für ihn auf's Beſte
Den Pallaſt, den Keller aus,
Daß er da wohne bequemer und beſſer,
Leeret, o leert alle Eimer und Fäſſer!

Daß von fremden ſchlechten Sitten
Seine Unſchuld bleibe rein,
Sey ſein Umgang abgeſchnitten
Mit dem alten ſchaalen Wein.
Trinket, o Schützer der reineren Tugend,
Trinket ihn weg den Verderber der Jugend!

Eiferſucht vor allen Dingen
Kann dem Jüngling ſchädlich ſeyn;
Darum laßt den Eifer ſpringen,
Schenkt den Zweiundzwanz'ger ein!
Daß ſich der Dreiunddreiß'ger, der neue,
Unangefochtener Herrſchaft erfreue!

Pflanzt die Böller zum Empfange
Dem erſehnten Prinzen auf!
Ganz mit Blumen und Geſange
Sey bekränzt ſein Siegeslauf!
Jauchzt, wenn er kommt mit der Krone von Funken,
Taumelt entgegen bekränzt ihm und trunken!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Gelehrtenvereine in der Provinz.

Zum Beweiſe, daß es in der wiſſenſchaftlichen Welt Frankreichs wieder ziemlich rege wird, mögen auch die beiden Zuſammenkünfte der Gelehrten in der Auvergne und in der Normandie während dieſes Sommers dienen. Sie ſind die

erſten Verſuche einer Nachahmung der deutſchen und ſchweizeriſchen Gelehrtenverſammlungen. Die Zuſammenkunft in der Auvergne hat einen ſpeziellen Zweck: ſie betrifft blos die geologiſchen Forſchungen, und da die Auvergne eine vulkaniſche, für Naturforſcher höchſt merkwürdige Gegend iſt, ſo gewährt ſie den Geologen den Vortheil, daß ſie ſich hier an Ort und Stelle über die Richtigkeit oder Nichtigkeit ihrer Theorien beſprechen und verſtändigen können. Vielleicht kommen ſie von dort mit einigen Kenntniſſen mehr und einigen Vorurtheilen weniger zurück nach Paris und nach ihren andern Wohnſitzen. Bisher iſt über das Ergebniß der Verſammlung nichts bekannt geworden. Die Geologen ſind auch eben nicht die Leute, die den meiſten Lärm in der Welt machen. Etwas mehr iſt in den Tageblättern die zweite Verſammlung beſprochen worden, welche den 20ſten Juli zu Caen in der Normandie ſtatt gehabt und fünf Tage lang gedauert hat. Sie war vorzüglich durch die Rührigkeit eines jungen Gelehrten daſelbſt, Namens v. Caumont, entſtanden, welcher zugleich Sekretär der Linneiſchen und der antiquariſchen Geſellſchaft zu Caen und der Stifter wenigſtens einer dieſer Geſellſchaften iſt. Vor zwei Jahren hielt er auch unentgeldliche Vorleſungen über die „Monumental-Bauluſt im Mittelalter, beſonders in Bezug auf die Normandie,“ um dadurch Geſchmack für Alterthümer in dieſer Provinz zu verbreiten und die ſtudirende Jugend zum Beſchreiben und Erhalten derſelben anzuſpornen. Dieſe Vorleſungen hat er zum Theil in einem mit vielen lithographirten Blättern gezierten Werke herausgegeben. Beide Geſellſchaften in Caen ſind ſehr fleißig und haben ſchon mehrere Bände Abhandlungen mit einer ziemlichen Menge von Kupfern herausgegeben. Außerdem beſteht in dieſer Stadt noch eine akademiſche Geſellſchaft, die ebenfalls nicht unthätig iſt, und als ob dieſe gelehrten Vereine die Bürger noch nicht genug verbänden, iſt vor einiger Zeit auch noch der Plan einer Association normande daſelbſt erſchienen, welche zum Zweck hat, die Bürger zu großen gemeinnützlichen Unternehmungen zu verbinden. Ob dieſer normänniſche Verein zu Stande kommen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls beweist ſchon der Plan, daß es in dieſer Provinz, beſonders zu Caen, an Antrieb zu nützlichen und ruhmwürdigen Dingen nicht fehlt. Von dieſer Stadt iſt nun auch der Entwurf zu jährlichen Verſammlungen der Gelehrten ausgegangen und, wie geſagt, im Juli der Anfang damit gemacht worden. Schon frühe hatte man durch Umlaufſchreiben und die Zeitungen die Gelehrten zu dieſem Vereine eingeladen, und es hatten ſich deren auch ziemlich viele eingefunden, aber wenige aus Paris, folglich wenige berühmte Gelehrte, und kein einziger Akademiker. Die normänniſchen Gelehrten machten die Mehrzahl aus; auch hatten ſich einige Gelehrte aus den benachbarten Provinzen eingeſtellt. Den Pariſer Gelehrten leuchtet es nicht recht ein, weßhalb ſie ſich in eine Provinzialſtadt begeben ſollten, um ſich da mit unberühmten Leuten zu beſprechen, von denen ſie ſich wenig Belehrung verſprechen. In der That ſieht man nicht wohl, wozu ſolche Vereine in Frankreich dienen ſollen, wo Paris der ächte Brennpunkt iſt, in welchem ſich alle Strahlen des menſchlichen Wiſſens zuſammenziehen und von wo aus die Wärme ſich über ganz Frankreich verbreitet. Nicht als ob nicht auch in der Provinz manches Gute gefördert würde; allein es wendet ſich doch Alles nach Paris hin, und was in der Provinz Nützliches ausgerichtet wird, bekommt ſeine Aufmunterung und Belohnung meiſtens von der Hauptſtadt her. Begibt ſich der Pariſer Gelehrte in die Provinz, ſo findet er dort zwar Leute, die in den Lokalkenntniſſen wohl bewandert ſind, auch irgend eine Wiſſenſchaft mit Liebe und Eifer betreiben; allein den Umfang der Wiſſenſchaft kennen ſie doch nicht wie er, und ihr Horizont iſt viel zu beſchränkt, als daß er von ihnen viel lernen könnte. Natürlich gibt es Ausnahmen; es iſt hier aber von der Allgemeinheit die Rede. Da nun, wie geſagt, die berühmten Pariſer Gelehrten bei dem Vereine zu Caen ausgeblieben waren, ſo konnte dieſer erſte Verſuch nicht ſehr erheblich ſeyn. Zwar thaten die Provinzialgelehrten und einige mittelmäßige, aus Paris gekommene Köpfe ihr Beſtes, um die Lücken auszufüllen; es überſtieg aber ihre Kräfte. Man hatte auch den Fehler begangen, den Plan allzuweit auszudehnen, und anſtatt ſich auf ein Fach der Gelehrſamkeit zu beſchränken, hatte man Alles umfaſſen wollen, und dieß war das wahre Mittel, um nichts Bedeutendes zu Tage zu fördern. Zwar theilte man ſich in Klaſſen und Sektionen, und es wurde ein wenig in jeder geſprochen, damit hatte aber die Sache ein Ende.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 221:

Die Blumen.

Räthſel.

Wie heißt der König, deſſen Throne
Die Erdbeſchreiber nie geſehn,
So lang von Zone ſie zu Zone
Mit Füßen und mit Schiffen gehn?

Den einen Thron droh'n ſie zu finden,
Vom andern ſprechen ſie nicht viel;
Die ſich am meiſten unterwinden,
Die halten ihn für fernes Ziel.

Und wenn vom König ſie behaupten,
Er thu' auf beide längſt Verzicht:
Wir glauben, was die Väter glaubten,
Rütteln an alten Thronen nicht.

Der König ſizt auf beiden Thronen,
Obgleich ſie Meereweit entfernt;
Von ſeinen brillantnen Kronen
Träum' ich viel Schönes ungelernt.

Er greift mit abgelösten Armen
Weit, Länderweit wohl um ſich her,
Er haßt die Weichen und die Warmen,
Und jagt ſie fort und plagt ſie ſehr.

Iſt er in glatter Laune, bietet
Er gern euch ſeinen Rücken dar;
Doch wer den ſtarken Träger miethet,
Der hüte wohl ſich vor Gefahr.

Mit ſeiner Füße Schemeln wüthet
Und donnert er dem Sturme gleich,
Und manchen Bau, der ſchlecht behütet,
Den reißt er fort in ſein Bereich.

Doch kenn' ich einen ſtärkern Fürſten,
Der wandelt jenen faſt zu Nichts,
Zum Trank für Leute, welche dürſten;
Und dieſer iſt ein Fürſt des Lichts.

Und will zu weit der erſte ſtreifen
Und gar uns zu verſchlingen droh'n,
So wird der andre bald ihn greifen,
Und weist ihm ſein Gebiet mit Hohn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. September 1833.

Wie ein tiefes Gefühl uns mit der Natur innerlich verbinde: auf eine unendliche Weiſe, wie dieſes Gefühl der Einheit in dem keimenden Frühling, in der Mitte alles Lebens uns unwillkührlich ergreift, ſo verbirgt die Natur auch ein geheimes Grauen, welches uns um ſo gewaltiger faßt und erſchüttert, je tiefer die Seele die Herrlichkeit der Schöpfung erkannt hat.

Henrich Steffens.

Der Phönix.

Ich lag im Wald; gedankenlos
Durchwühlte meine Hand das Moos;
Der Eichen grüne Kronen rauſchten,
Die Vögel friſche Lieder tauſchten;
Da hatt' ich unverſeh'ns gepflückt
Ein Kraut, deß Kraft mich raſch durchzückt.

Denn es geſchah in mir ein Riß,
Ein Licht durchbrach die Finſterniß,
Daß jeden Ton aus Vogelkehle
Verſtand zur Stunde meine Seele;
Mir ward zu Sinn gar ſtolz und froh,
Reich dünkt' ich mich wie Salomo.

Die ſcheuen Tauben hielten Rath,
Zu naſchen von der Winterſaat;
Die Lerchen warnten ſich vor Netzen,
Die Raben plauderten von Schätzen;
Die Nachtigall, das Herz voll Blut,
Beweinte die geraubte Brut.

Und Alle ſo in ihrer Art;
Und bald ward mir geoffenbart,
Daß ſich in jedem Lebensreiche
Die Angſt und Noth der Weſen gleiche,
Und unſerer Blindheit Täuſchung nur
Verhehlt die Leiden der Natur.

Der Phönix auch begann zulezt,
Den überall man glücklich ſchäzt,
Weil noch voll Paradieſestugend
Er Schönheit paart mit ew'ger Jugend;
Begier'ger lauſcht' ich als zuvor —
Doch eine Klage traf mein Ohr:

„O wehe! wie die friſche Kraft
Des Lebens in ſich ſelbſt erſchlafft!
Wie oft muß ich des Frühlings Blüthen
Erleben und der Vögel Brüten,
Bis mit dem Schritt von Blei die Zeit
Mich von des Harrens Pein befreit!

Wenn abgelaufen iſt das Rad,
Wenn der Erneuung Stunde naht,
Wenn ſich ein Weltjahr abgeſponnen
Und neu beginnt der Gang der Sonnen:
Dann freilich füllt ſich meine Bruſt
Mit unbeſchreiblich ſüßer Luſt.

Dann ſchlagen in gewürz'gem Tod,
Von Sehnſucht trunken, purpurroth
Des Werdens und des Zeugens Flammen
In Einen Wolluſtſtrahl zuſammen;
Durchblizt von wunderbarem Schmerz,
Schmilzt Schönheit dann und Mark und Herz.

Digitized by Google

Doch ach! das heiße Luſtgefühl,
Bald wird es wieder matt und kühl;
Erinn'rung zehren und Verlangen
An Einer Stunde, die vergangen;
Das Schickſal zahlet der Geduld
So ſelten nur, ſo ſpät die Schuld.

Fünfhundertmal die Eiche ſchwillt,
Bis mir die Sehnſucht wird geſtillt;
Zur Eile drängt der Wunſch vergebens
Den trägen Pulsſchlag meines Lebens;
Nie bleicht der Farben friſches Roth,
Dem Herzen nur Erſtarrung droht.

Ich kenne nun des Lebens Spiel —
Ein ew'ger Kreis — doch fehlt das Ziel;
Des Glückes Reiz iſt ſeine Kürze
Und Ueberraſchung ſeine Würze;
Ich bin mit Schmerzen jezt belehrt,
Daß immer nur das Alte kehrt.

So ward das Leben mir zur Laſt,
Doch bleibt mir auch der Tod verhaßt;
Um mich vor ſeiner Macht zu retten,
Würd' ich in ew'ger Nacht mich betten,
Begrüb' ich mich in Fels und Eis,
Und gäbe Ruhm und Schönheit Preis!"

Er ſchwieg; verwandelt ſchien er mir,
Die Wehmuth trübte ſeine Zier;
Die Federn, die wie Gold gefunkelt —
Ihr Glanz ſchien plözlich mir verdunkelt,
Und ganz erſtorben war mein Neid,
Seit ich erkannt ſein Herzeleid.

So öffnet tiefre Weisheit nur
Den tiefern Schmerz der Kreatur;
Und könnteſt du das Kraut gewinnen,
Das kräftiger noch ſchärſt die Sinnen,
Bald würdeſt du die ſtillen Weh'n
Der Blumen und des Steins verſtehn.

Drum laß verhüllt und unentdeckt,
Was ſorglich die Natur verſteckt;
Nicht dränge dich durch Liſt und Lauer
In das Geheimniß ihrer Trauer,
Das jede Süßigkeit der Welt
Mit bitterm Nachſchmack dir vergällt!

G. Pfizer.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Geſtern Nachmittag war ich in meinem Zimmer, beſchäftigt, ein Blumengeſtelle, das an der Wand ſteht und durch die Güte irgend eines freundlichen Geiſtes immer mit friſchen Blüthen ausgeſtattet wird, durchzumuſtern, als meine Ungeſchicklichkeit das Tuch, das ich eben in der Hand hielt, hinter daſſelbe fallen ließ. Es gab kein anderes Mittel, das Verlorne wieder zu bekommen, als das Geſtelle von der Wand wegzurücken, was ich denn auch that. Indem ich mich aber dahinter drängte, fühlte ich die Wand weichen, und ſah eine Tapetenthüre ſich öffnen, deren Daſeyn mich um ſo mehr in Erſtaunen ſezte, als Niemand derſelben früher gedacht hatte und ich ſogleich ſah, daß ſie auf eine kleine verborgene Treppe führe, die ſich in dem engen Raume der Mauer um ſich ſelbſt drehte. Ich mußte wiſſen, wohin die Stufen gingen, und ſtieg deßhalb vorſichtig einige derſelben hinunter. Nun hörte ich ſprechen; ich ſtand ſtill und überzeugte mich, daß es Paulinens Stimme ſey, die mir unverſtändlich, aber in klagendem Tone einige Worte ſagte. Daß mich die Neugierde nun vorwärts trieb, kannſt du errathen. Der unten verſchloſſene Ausgang mußte ſeiner Lage nach in die Bibliothek führen, und ich ſtand jezt dicht an demſelben. Du wirſt mich tadeln, Kurt, wie ich ſelbſt es that, denn ich habe mich noch nie zu einem Lauſcher herabgewürdigt; aber erſt hielt mich die brennende Neugierde feſt, zu wiſſen, mit wem Pauline rede, und als ich meiner Großmutter Stimme hörte, da vernahm ich meinen Namen in ſo ſeltſamen Beziehungen, daß die Schamröthe, die ich auf meinen Wangen fühlte, nicht vermögend war, mich von dem verhängnißvollen Plaze wegzudrängen. „Glaube das ja nicht,“ ſagte Frau von Elmendingen. „Die Männer haben zwar die äußere phyſiſche Stärke und die Kraft des forſchenden Denkens vor uns voraus, aber wir beſitzen dagegen viel höhere moraliſche Kräfte, die uns auch in den Verhältniſſen, zu denen die Vorſehung uns beſtimmt hat, und in unſerer untergeordneten Stellung ſehr nothwendig ſind. Die Beziehung, in welcher du mir Friedrichen genannt haſt, paßt nicht auf ihn, denn noch weiß ich nicht, noch hat er nichts gethan, um zu beweiſen, ob er eine Leidenſchaft zu bemeiſtern, ob er ſie zu überwinden fähig wäre, wenn die Pflicht ein ſolches Opfer von ihm forderte. Friedrich iſt nicht mit unbefangenem Herzen hieher gekommen; er liebt Ulriken Walter, mit welcher er in jahrelanger Verbindung ſtand — (du magſt dir vorſtellen, Kurt, wie ich erſtaunte, als ich mein

Digitized by Google

tief bewahrtes Geheimniß von den Lippen meiner Großmutter ausgeſprochen hörte) — er mußte glauben, daß eine ſolche Heirath mir nicht ganz willkommen ſeyn würde; aber dieſe Ueberzeugung hat ihn nicht von dem Entſchluſſe abgehalten, ſich auf keinen Fall durch fremde Gründe von ſeiner Freundin trennen zu laſſen. Ich habe ihm darum keinen Augenblick gezürnt, denn der Mann muß ſeines Schickſals Herr ſeyn, und ſoll ſich wenigſtens um des eigenen Lebensglückes willen das Bewußtſeyn bewahren, kein gegebenes Wort gebrochen zu haben. Wenn aber Friedrich ſeinen Vorſatz aufgäbe, ſo würde und müßte ich denken, ſeine Leidenſchaft habe ſich gemindert; wenigſtens wäre er dann den meiſten Männern gleich, deren ich keinen gekannt habe, der freiwillig und auf dem Kulminationspunkte ſeiner Liebe ſtehend, dieſer entſagt hätte, während unter all den Frauen, mit denen ich jemals in nähere Berührung gekommen bin, vielleicht nicht eine einzige war, die nicht die heißen Wünſche ihres Herzens hätte opfern müſſen. Dieß iſt der Lauf der Natur. Der Mann hält feſt, was ſeine Gefühle entflammt, ihm iſt die Kraft und der Muth dazu gegeben; das Weib, dem dagegen die weiche Biegſamkeit des Gemüths zu Theil wurde, gibt dahin, was das Glück ihres Lebens begründen könnte, weil die Pflicht ihres Geſchlechtes es ſo will. Auf welcher Seite aber hier die meiſte Seelenſtärke erfordert wird, magſt du ſelbſt dir ſagen und daraus die weit umfaſſende moraliſche Entwicklung herleiten, die dem beſſern weiblichen Weſen eigen iſt. Die Liebe, welcher Art ſie ſey, ſchließt ſich der Eigenthümlichkeit der Frauen warm und innig an, ſie wird ein Theil ihres Selbſt, ſie tritt mit ihnen in und aus dem Leben, denn dieß iſt unſere Beſtimmung; Kindesliebe, das erwachende Gefühl des jugendlichen Herzens, Mutterliebe, alle die zarten und ſchönen Beziehungen, in welche wir treten, ſobald das innere Seyn ſich vor dem Strahle des höchſten Geiſtes, der Quelle aller Liebe, erſchließt, zeichnen uns den Weg, den wir zu gehen haben, und das weibliche Herz muß entweder hier Glück und Befriedigung finden, oder ſie miſſen, bis ein neuer Tag über dem verklärten Geiſte aufgeht. Dieſe Beſchränkung macht uns allerdings das Opfer eines heißen Gefühls empfindlicher, aber wir finden auch in ihr, wenn nicht Heilung der wunden Stellen, doch Hoffnungen, die allmählig zur Gewißheit übergehen, Entſchädigung in der Reinheit jener zurückgedrängten Empfindungen, die von nun an unſere innere ſtille Welt bilden, und Kraft zum Tragen und Dulden in der höchſten Stütze der Weiblichkeit, in einer heitern, alle finſtern Zuthaten der Menſchen verſchmähenden Religioſität!“ — Hier entſtand eine kleine Pauſe; ich blieb wie feſt gezaubert an meinem Platze.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

Hundert und zweiundzwanzigſter Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrſcheinlich Schloß Biberſtein) den 10ten Mai 1807.

Ich habe deinen Brief erhalten. Was du mir über die Damen, die mit mir in Briefwechſel ſtehen ſollen, ſagſt, verſtehe ich nicht. Ich liebe keine, als meine kleine, gute, trotzige und capriciöſe Joſephine, die einen Streit mit Anmuth zu führen weiß, wie überhaupt alles, was ſie thut; denn ſie iſt ſtets liebenswürdig, nur nicht, wenn ſie eiferſüchtig iſt: dann wird ſie ein wahrer Teufel. Doch kommen wir auf dieſe Damen zurück. Sollte ich mich mit einer unter ihnen abgeben, ſo verſichere ich dich, müßten es ſchöne Roſenknoſpen ſeyn. Sind die, von denen du ſprichſt, wohl in dem Fall?

Ich wünſche, daß du nur diejenigen Perſonen zur Tafel zieheſt, die bei mir geſpeiſt haben, daß der gleiche Fall bei deinen Cercles ſtattfinde, daß du in Malmaiſon nie Ambaſſadeurs und Geſandte in den engern Kreis deiner Geſellſchaft zieheſt. Du würdeſt mir mißfallen, wenn du anders handelteſt; endlich laß dich nicht zu nahe von Perſonen umgeben, die ich nicht kenne, und die nicht zu dir kämen, wenn ich da wäre.

Adieu, meine Freundin. Ganz der Deinige.

Hundert und vierundzwanzigſter Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrſcheinlich Biberſtein) den 14ten Mai 1807.

Ich begreife ganz den Kummer, den dir der Tod des armen Napoleon *) verurſachen muß; du kannſt dir den Schmerz vorſtellen, den ich empfinde. Ich wünſchte bei dir zu ſeyn, damit du in deinem Schmerz gemäßigt und weiſe ſeyeſt. Du haſt das Glück gehabt, keines deiner Kinder zu verlieren; doch iſt es eine jener Bedingungen und Mühſeligkeiten, die mit unſerm menſchlichen Elend verbunden ſind. Laß mich erfahren, daß du vernünftig biſt und dich wohl befindeſt. Wollteſt du meinen Schmerz noch vergrößern? — Adieu, meine Freundin.

Hundert und ſechs und dreißigſter Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrſcheinlich von Tilſit) den 25ſten Juni 1807.

Meine Freundin, ſo eben habe ich den Kaiſer Alexander geſehen; ich war ſehr zufrieden mit ihm: er iſt ein

*) Carl Ludwig, Kronprinz von Holland, geſtorben im Haag den 5ten Mai 1807, derſelbe, den der Kaiſer in ſeinen Briefen ſo häufig grüßen und küſſen läßt, und gewöhnlich Monſieur Napoleon nennt.

Digitized by Google

ſehr ſchöner, guter und junger Kaiſer; er hat mehr Verſtand, als man gewöhnlich glaubt. Er wird morgen ſeine Wohnung in der Stadt nehmen. Adieu, meine Freundin; ich wünſche dich geſund und zufrieden zu wiſſen. Mit meiner Geſundheit geht es ſehr gut.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Die Gelehrtenverſammlung zu Caen. Das Phalanſtère. Die Abtei Solèmes.

Eine gute Einrichtung, die man vielleicht auch bei den Vereinen der deutſchen Naturforſcher einführen ſollte, war die, daß man ſich im Voraus alle geſchriebenen Abhandlungen verbeten und blos mündliche Vorträge verlangt hatte. Zu ſchriftlichen Abhandlungen ſind ja Zeitſchriften und akademiſche Sammlungen da; es verlohnt ſich der Mühe nicht, 30 bis 50 Meilen weit zu gehen, um Abhandlungen zu hören, die man in ſeinem Studierzimmer ganz bequem gedruckt leſen kann. Aber die mündliche Unterhaltung, das Beſprechen über die zu erörternden Gegenſtände, die Mittheilung und Auflöſung der Zweifel, dieß iſt es, was den weit von einander lebenden Gelehrten abgeht und was für ſie von vorzüglichem Nutzen iſt. In dieſer Hinſicht könnten alſo die franzöſiſchen Vereine etwas vor den deutſchen voraus haben, wenn ſie auf der eben erwähnten Bedingung ſtrenge beſtänden. Die Unbeſtimmtheit der Grenzen der abzuhandelnden Gegenſtände hatte auch gemacht, daß Mancherlei zur Sprache kam, woran ſicher ein Verein von deutſchen Gelehrten nimmermehr gedacht haben würde. In Deutſchland bleibt der Gelehrte meiſtens beſcheiden und demüthig in ſeinem engen Wirkungskreiſe, und es fällt ihm kaum ein, daß er ein Recht habe, darüber hinauszuſchauen. Nicht ſo in Frankreich. Hier hat es der Gelehrte manchmal mit dem öffentlichen Leben zu thun, und da Alles öffentlich verhandelt wird, ſo nimmt auch er keinen Anſtand, Mißbräuche zu rügen, Wünſche und Vorſchläge zu Verbeſſerungen frei laut werden zu laſſen. So kamen denn auch bei der Gelehrtenverſammlung zu Caen manche Vorſchläge zur Sprache, die man als Rath und wohlgemeinte Warnung für die Regierung von der Verſammlung wollte aufſetzen laſſen. Darin gleichen ſich aber alle Regierungen auf ein Haar, daß ſie gern Lob und Schmeichelei, aber höchſt ungern Tadel und Rath annehmen, und obſchon die franzöſiſche Regierung jeden Tag gedruckten Tadel genug bekommt, ſo ſieht ſie doch die Vereine, welche ſie belehren wollen, anſtatt ſie zu loben und zu billigen, mit finſterer Miene an; der Verein zu Caen hielt es daher für's Klügſte, ſich mit dergleichen Dingen nicht abzugeben. Als Repräſentant der eine gänzliche Umwandlung der bürgerlichen Geſellſchaft bezweckenden Sekten oder Schulen hatte ſich auch ein St. Simoniſt oder Fourieraner eingefunden, welcher die Herrlichkeit des Phalanſtèreſyſtems auseinanderſezte. Ich habe von dieſem Plane ſchon einmal geſprochen, und dabei erwähnt, daß man wirklich damit umgehe, ihn verſuchsweiſe in's Werk zu ſetzen. Ein Deputirter, welcher eine große Strecke wüſten Landes, vermuthlich ausgetrocknetes Sumpfland, an ſich gekauft, hat einen Theil davon den Anhängern Fouriers unentgeldlich und unter der Bedingung abgetreten, daß ihm das Eigenthum des Landes bleiben ſolle. Manche Leute haben ihn deßhalb getadelt; er aber weiß das Ding beſſer. Dieſes wüſte Land könnte nur mit großen Koſten für ihn bebaut werden, und würde auch dann noch von geringem Werthe ſeyn, wegen Mangel an Bewohnern. Jezt aber erbieten ſich Fouriers Schüler und Anhänger, ſich auf ſeinem Grund und Boden anzubauen, ihn urbar zu machen; es ſollen Häuſer, Gärten und ſonſtige Anlagen entſtehen. Das Phalanſtère wird ſich aber unmöglich lange halten können, die Fourieraner werden unter dem allgemeinen Spott abziehen müſſen, und dann tritt der Deputirte in den Beſitz aller dieſer Anlagen, die ihn nicht das Geringſte gekoſtet haben. Der Handel iſt alſo nicht übel für ihn, wie man ſieht, und anſtatt ein Fourieraner zu ſeyn, iſt er nichts als ein Spekulant. Daß das Phalanſtère aber unmöglich ſich halten kann, muß dem Deputirten ſo gut wie jedem Andern einleuchten, der außer den ausführlichen, früher erſchienenen Werken Fouriers auch noch die Aufſätze lieſt, die er jezt in dem Régénérateur ſchreibt und worin er mit ſeinen Gedanken immer mehr herausrückt. Es iſt jezt nämlich offenbar, daß er keine Ehe will und daß in ſeinem Phalanſtère die beiden Geſchlechter ſo beiſammen wohnen ſollen, wie es der Zufall oder die Leidenſchaften geben. Fourier tritt unverholen und entſchieden als ein Anti-Matrimonianer auf. Dieſes Syſtem aber, wenn es in ſeinem Phalanſtère wirklich zur Ausführung käme, würde erſtlich alle ehrlichen Weiber davon entfernt halten, und zweitens würde es in dem Phalanſtère, dem von ihm geträumten Paradieſe auf Erden, nichts als Skandal, Raufereien und blutige Köpfe abſetzen, vorausgeſezt, daß die Polizei nicht in's Mittel träte, was ſie aber unfehlbar thun wird. Leider ſcheint Fourier auf die Ausſchließung der Ehe ein beſonderes Gewicht zu legen; ſonſt würde es intereſſant ſeyn, zu beobachten, ob das gemeinſchaftliche Leben und Walten von einer Menge von Familien in Frankreich auch gedeihen könne. Daß die Sache überhaupt nicht unmöglich iſt, beweist die Rapp'ſche Anſtalt in Nordamerika und zum Theil auch die Owen'ſche in Schottland, obſchon von lezterer freilich nicht viel Rühmliches mehr geſagt wird. In Frankreich ſind nun freilich die Umſtände ganz anders; hier herrſcht ein viel geſelligerer Geiſt, welcher natürlich das Beiſammenleben unter Einem Dache und das Zuſammenarbeiten und Wirthſchaften befördern muß. Sollte aus dem Fourier'ſchen Phalanſtère etwas werden und troz ſeiner anti-matrimoniſchen Richtung ſich halten, ſo werde ich nicht ermangeln, über dieſe neue Erſcheinung in Europa zu ſeiner Zeit Bericht abzuſtatten. Es wird aber wohl ebenſowenig verwirklicht werden, als die ſogenannte Solèmer Abtei, welcher ſich Chateaubriand mit vielem Prunke, laut ſeines Schreibens an das Journal des Débats, neulich zugeſellt hat. Er wußte wahrſcheinlich wohl, daß aus dieſem luſtigen Projekte nichts werden würde. Zu einem Mönche würde Chateaubriand ſchlecht taugen; für ihn hat das große Treiben der Pariſer Welt den höchſten Reiz, und obſchon er das Kloſterleben auf anziehende Weiſe in ſeinem Génie du Christianisme geſchildert hat, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß dieſer unruhige und phantaſtiſche Geiſt keine vierzehn Tage das einförmige Leben der Kloſtereinſamkeit aushalten würde. Das Sonderbarſte iſt, daß, obgleich man angekündigt hat, man wolle die Solèmer Abtei wieder errichten und einige Gelehrte wollen daſelbſt arbeiten, wie die ehemalige Congregatio Sancti Mauri, und obſchon Chateaubriand dem Vorhaben ſeine öffentliche Zuſtimmung gegeben und ſich der Congregation zugeſellt hat, niemals eine Solèmer Abtei in Frankreich vorhanden geweſen iſt. Solèmes war eine bloße Priorei. Wahrſcheinlich hat irgend ein Gelehrter das Gebäude an ſich gekauft und zu ſeinen und ſeiner Freunde Studien beſtimmt. Nun hat es ſogleich geheißen: man ſtellt in Frankreich eine Benediktinerabtei wieder her und Chateaubriand, der Dichter, der Exminiſter, der Legitimiſt, läßt ſich darin aufnehmen! Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 24. September 1833.

— Der Prieſterrock
Trägt ſich behaglich unter Weiberröcken.

Butler.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Ein Beſuch bei einem Reverenden und eine Theegeſellſchaft.

Nichts iſt ſchwerer und weniger lohnend, als in das Innere der amerikaniſchen großen Welt zu dringen. Alle die ſchönen Empfehlungsſchreiben, die ich mitgebracht hatte, halfen zu nichts, denn keines war an einen Geiſtlichen gerichtet; ich hatte verſchiedene Beſuche gemacht, kein einziger wurde mir erwidert; ich fand zwar mehrere Bekannte, allein es waren keine Reverends und konnten es nicht übernehmen, mich einzuführen, ſondern ſie ſtellten mich erſt einem reverenden Doktor vor, einem gewaltigen Prediger, dem Newyorker Demoſthenes. Sein kräftiges, melodiſches Sprachorgan hatte die Herzen aller Damen gewonnen, ſein ausdrucksvolles Gebärdenſpiel erweckte bei ſeinem Auditorium in ſchneller Abwechslung Mitleid, Hoffnung, Abſchen, Liebe, Verzweiflung, ſelige Freude, und wenn die Andächtigen erſchöpft die Häupter ſinken ließen, dann war der Moment gekommen, wo ſeine Beredſamkeit in ihrem ſchönſten Lichte ſtrahlte, in ihrer vollen Kraft ausbrach, indem er die ſchlummernde Gemeinde mit Schreckensverkündigungen aufdonnerte und dann in der höchſten Spannung des Affekts entließ. Die ungeheure Hitze im Sommer, die vortreffliche Heitzung der Kirchen im Winter kommen den Talenten ſolcher Redner in Herbeiführung des Hauptmomentes mächtig zu Hülfe und ſind kräftige Hebel zum allgemeinen Somnambulismus, welcher unausbleiblich eintritt, ſobald die kritiſchen Blicke an der gegenſeitigen Muſterung der Toiletten und des Kopfputzes zu ermüden beginnen.

Eine engliſche Frau hatte die Gefälligkeit, mich eines Vormittags dieſem allvermögenden reverenden Herrn Bridal vorzuſtellen. Wir fanden eine zahlreiche Verſammlung von Damen bei ihm, wovon kaum die Hälfte in ſeinem geräumigen Sprachzimmer Platz zum Sitzen fand. Er empfing mich äußerſt würdevoll, den Blick auf die Tabaksdoſe geheftet, die er in den Händen drehte. Als meine Führerin alles mögliche Gute von mir geſagt und mich ſeinem Schutze empfohlen hatte, blickte er aufwärts, rieb mit dem rechten Ellenbogen den Deckel ſeiner Doſe, nahm eine gewaltige Priſe, dann trug er mir auch eine an und entſchloß ſich endlich, ohne mich anzuſehen, mich einer ihm zunächſt ſtehenden Dame vorzuſtellen. Dieſe reichte mir die Hand und fragte mich, wie es mir in Amerika gefalle; ich verſicherte ſie, daß es mir gar wohl gefalle. „Nun," verſezte ſie, „wenn Sie erſt länger hier ſind, wird es Ihnen noch weit beſſer gefallen; es iſt zwar noch ein junges Land, man hat es aber in Allem ſchon viel weiter gebracht, als in Europa." Sie ſtellte mich ſofort

Digitized by Google

einer zweiten Dame vor, welche mich einer dritten übergab, die mich an eine vierte wies, und ſo fort, bis ich die ganze Runde gemacht hatte. Jede ſchüttelte mir die Hand, machte die nämliche Frage und erwiderte auf meine Antwort ganz daſſelbe, wie die erſte Dame, obgleich ich mich einigemal bemühte, durch abwechſelnde Antworten ein Geſpräch einzuleiten. Jede dieſer Damen hatte Etwas mitgebracht: die Eine hatte Sr. Hochwürden Leibwäſche waſchen, die Andere ſeine ſchwarze Wäſche ausbeſſern laſſen, die Dritte brachte Kirchenwäſche. Die Ueberbringerinnen ordneten Alles ſelbſt und legten es in den Kaſten. Andere brachten Zucker, Kaffee, Thee, Wein, Liqueur, Kuchen, Brod, Früchte, Milch, Schinken, geräuchertes Ochſenfleiſch, Käſe, Eier, Fiſche, auch Leinwand, Tuch, Mehl, Gläſer, Teller, Taſſen, kurz eine ganze Hekatombe ward geopfert. Die Damen fingen an, den Tiſch zuzurichten und ein Frühſtück aufzuſtellen. Als dieß im Reinen war, trat eine ängſtliche Stille ein, und Jede harrte, welcher heute die Ehre zu Theil werden ſollte; die Frau vom Hauſe zu machen. Die Gattin des Predigers, obgleich anweſend, ſtand mitten unter den Gäſten und hatte bei dieſer Gelegenheit auf ihre Rechte völlig verzichtet. Endlich wurde das Loos entſchieden, indem der Reverende, die Augen halb ſchließend, den Mund artig zu einem kaum merklichen gravitätiſchen Lächeln verziehend, die Hand nach einer Dame ausſtreckte und, ſich leicht verbeugend, ihr mit der Doſe den bedeutungsvollen Wink gab, den Thee zu ſerviren. Freudeſtrahlend begab ſich die Glückliche an das obere Ende des Tiſches, fing nun an, die anweſenden Perſonen mit dem Finger laut abzuzählen, und zwar abſichtlich ſo, daß Jede es auch bemerke, ſie ſey nicht vergeſſen, und warf dann ſo viel Eßlöffel voll Thee in den Keſſel, als Gäſte da waren. Dieß waren, die dreißig Mal an mich ohne Abänderung wiederholte Frage, wie es mir in Amerika gefalle, ausgenommen, ſo ziemlich die einzigen lauten Worte, die ich in dieſer zahlreichen Geſellſchaft hörte. Indeſſen fragte mich eine ſehr hübſche junge Frau, neben der ich ſtand, als wir nach eingenommenem Frühſtück alle im Vorhaus auf unſere Wagen warteten: „Wie behagen Ihnen unſere Geſellſchaften? nicht wahr, das iſt etwas Anderes, als in Europa? Wenn da ein halb Dutzend Frauenzimmer zuſammenkommen, ſo meint man, eine Heerde wilder Gänſe ſey eingefallen. Ja, ich war auch in Europa, ich habe das atlantiſche Meer zweimal durchkreuzt.“

Es iſt bemerkenswerth, daß die Amerikaner die Bewohner der übrigen Erde ſtets nur mit dem einfachen Ausdruck: der Mann, das Weib, das Frauenzimmer bezeichnen und ihren Knechten gleich halten, von denen man ſich nur ſagt: der rothe Mann, das farbige Weib, der ſchwarze Burſche; von eingebornen Weißen hingegen heißt [illegible]: der Gentleman, die Lady. Indeſſen gibt es unter den Farbigen ſehr viele, die weit beſſere Manieren und mehr Anſtand haben, als die affektirten Ladies und die unbeholfenen Gentlemens.

Es iſt in Newyork nicht üblich, Diners zu geben. Aus ökonomiſchen Gründen iſt kein Haus darauf eingerichtet; bei außerordentlichen Gelegenheiten werden zwar Bankette veranſtaltet, aber immer in Gaſthäuſern oder am Bord eines Schiffes gehalten und bei einem Gaſtwirthe beſtellt. Auch bei Nationalfeſten beſorgt immer ein amerikaniſcher Gaſtgeber, meiſtens der vom City Hotel, den Tiſch, und da gibt es geräuchertes und halb rohes Fleiſch, derlei Fiſche, Kuchen, Plumpudding, verfälſchte Weine und Brantweine vollauf. Auch an Wild und Geflügel iſt kein Mangel; blutende, ungebeizte Hirſchbraten, kaum gerupfte Gänſe, die mit den erſten Einwanderern herüber gekommen zu ſeyn ſcheinen, können die ſtärkſten Kinnladen ermüden, und eine tüchtige Schildkrötenſuppe ſchließt gewöhnlich das Feſt. Dann werden die Gabeln aufgetragen, um die Zähne auszuſtochern, welche Arbeit unter ſolchen Umſtänden gewöhnliche Zahnſtocher nicht verrichten können. Eine allgemeine Indigeſtion iſt die unausbleibliche Folge eines ſolchen Diners, und drei, vier Unzen Biberöl müſſen ſofort bei jedem Theilnehmer das Gleichgewicht wieder herſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortſetzung.)

Als Frau von Elmendingen wieder zu ſprechen begann, war ihre Stimme weicher und ſchien mir auf eine ſtarke innere Bewegung zu deuten. „Ich ſelbſt, meine Pauline,“ ſagte ſie, „bin ein Beweis dieſer Behauptung. Ich war einſt jung, wie Du, ſchön und reich; ich durfte viele Anſprüche an das Leben machen, ohne dem Anſcheine nach die Gefahr der Verſagung zu laufen. Ich liebte mit all der Hingebung eines heißen, leidenſchaftlichen, an keine Hinderniſſe gewöhnten Herzens einen edlen, liebenswürdigen Mann. Jede Frau ſieht mit Begeiſterung auf die Blüthezeit ihrer Jugend, auf die erſten Seufzer der entzückten Bruſt zurück, aber Wenige mit ſo vollem Rechte, wie ich. Alle Verhältniſſe waren günſtig, meines Vaters Einwilligung gewiß, ſobald wir uns entſchließen konnten, das Geheimniß unſerer innigen Neigung zu entſchleiern. Da trat ein böſer Dämon in Geſtalt eines früher abgewieſenen und jezt ſich wieder zudrängenden Bewerbers gegen mich in die Schranken; Zufälligkeiten machten ihn meinem Vater werth, er gewann ſein Vertrauen, und ſeine Einflüſterungen, durch die furchtbarſte Heuchelei, durch die niedrigſten Lügen nur zu wahrſcheinlich gemacht,

entfernten ſein Herz ſo ganz von meinem Freunde, gaben ihm eine ſo unauslöſchbare böſe Meinung von ihm, daß, als ich es mit Entſetzen gewahrte und ſeine Anfrage beſchleunigt wurde, eine beſtimmte Abweiſung die Folge davon war. Mein Vater, bei ſehr guten und ſeltenen Eigenſchaften, zu dem rückſichtsloſen Feſthalten einmal gefaßter Anſichten hingeneigt, war nicht von ſeinem Irrthume zurückzubringen, und da ich mich zu einem Ehebunde gegen ſeinen Willen nicht entſchließen konnte, ſo verließ mein Geliebter, der den Umſturz all ſeiner Wünſche in meiner Nähe nicht zu ertragen vermochte, dieſe Gegend, und ich ſah ihn nicht wieder. — Sein Bild blieb unwandelbar in meinem Herzen; ich fühlte, daß ich nie mehr lieben werde, und hielt mit allen Kräften meiner Seele die Erinnerung an eine ſelige Zeit feſt, die ich nun, wenn meine Hoffnungen mich nicht täuſchen, bald wieder anbrechen ſehen werde, denn der Freund meines Herzens, meiner Jugend, erwartet mich jenſeits — und das Ziel iſt nahe. Das Opfer meiner heiligſten Empfindungen war nun gebracht, aber ſelten begnügt das Geſchick des Weibes ſich mit einem einzelnen. Das Leben, das Glück meines Vaters machte an mich, als ſein einziges Kind, Anſprüche, deren Billigkeit ich anerkennen mußte. Den Verräther, der mich um meine Erdenſeligkeit gebracht hatte, für ſeine Schlechtigkeit belohnen zu müſſen, davor bewahrte mich meine feſte Entſchloſſenheit, die jeden Vorſchlag dieſer Art beharrlich verwarf. Aber dein Großvater, der mit allem Anſehen des Ranges, des Reichthums, der geiſtigen Vorzüge auftrat, durfte um der Bitten und Vorſtellungen meines Vaters willen nicht abgewieſen werden. Ich habe nur einmal geliebt; mein beſſeres Selbſt gehörte fortdauernd dem Verlornen an, aber ich achtete meinen Gatten, ich habe jede Pflicht der Frau, der treuen Freundin gegen ihn erfüllt, und, mein liebes Kind, ich habe ſeit der Stunde der furchtbaren Trennung, die ich nicht zu überſtehen glaubte, nicht nur ein langes, vielbewegtes Leben, ſondern auch manche heitere, zufriedene Stunde gelebt.“

„Warum weinſt du, Pauline?“ fuhr meine Großmutter nach kurzer Unterbrechung fort; „glaube mir, mein Kind, ich tadle die jugendlich heißen Empfindungen nicht, von der Natur ſelbſt in unſere Herzen gelegt. Sie ſind mir im Gegentheile werth, als Bürgen einer höhern Vollendung dieſer Gefühle, wenn einſt eine feinere Organiſation unſer Weſen verklärt haben wird. Aber ein Mädchen muß dieſelben, fordert es die Vernunft, die Pflicht, oder der Wille derer, von denen es abhängig iſt, ohne Zaudern zum Opfer bringen können; es muß ſich keine Chimären von ewiger Trauer, von Austreten aus dem gewöhnlichen Lebensgange, von Zurückziehen aus dem Kreiſe weiblicher Pflichten bilden, ſondern es ſoll feſt und muthig das Daſeyn erfaſſen, das an jedes Geſchöpf ſeine ſtrengen Anforderungen macht. Dabei kann und darf und wird die Beſſern unſers Geſchlechts das Andenken an ein ſchönes Verhältniß wie ein heiterer, milder Genius begleiten, der die ſchlimmen Stunden erleichtert, die glücklichen noch freundlicher macht und uns am Ende der wohl benützten Zeit in dem friſchen Glanze des neu anbrechenden Tages empfängt.“

Ich hörte Paulinen ſchluchzen, ich hörte an dem Rauſchen ihres Kleides, daß ſie ſich wahrſcheinlich vor der edlen Matrone auf die Knie warf. Ich lehnte meinen Kopf an die Wand, die uns trennte, die ich nicht zu durchbrechen wagte, um mich neben ſie zu ſtürzen, und eine Thräne des tiefſten, zerreißendſten Schmerzes trat mir in's Auge. „Gott ſegne mein Kind!“ hörte ich die Großmutter ſagen, „und gebe ihm Treue für jedes ſchöne Gefühl und Kraft, jede Pflicht zu erfüllen, die das Leben ihm vielleicht im Gegenſatze mit jenem anweiſt! Treue, meine Pauline, iſt das einzige Wahre im Leben, ſie iſt der Mittelpunkt, um den ſich ein Kranz von Tugenden zieht, und wehe dem, der ſie muthwillig, um eigennützigen Strebens, um ſchnöder Leidenſchaft willen verlezt; er wird des Daſeyns höchſten Preis niemals erhalten, und am Ende ſeiner Laufbahn wird er traurig zurückſchauen müſſen auf das ewig verſcherzte Glück, das keine Reue, keine Sehnſucht ihm wiederbringt. Ueber unſer Geſchlecht aber gebietet eine ernſte, unerbittliche Macht, der wir uns fügen müſſen, ſoll unſere Weiblichkeit, unſer ſchönſter Vorzug, nicht untergehen, und die uns meiſt verſagt, unſere Pflichten da auszuüben, wo ſie uns am leichteſten ſeyn würden. Dann ſollen wir das Gefühl, dem hienieden keine Befriedigung wurde, tief in unſer Herz verſchließen, es wahren und pflegen, damit es einſt als ſchöner Stern hervortrete und mit ſeinen milden Strahlen eine beſſere Zukunft erleuchte, aber darum die Beſtimmung nicht vermeiden, nicht verſäumen, die uns von der Vorſehung angewieſen wurde. Glaube mir, Kind, ein ſolcher Genius in der Tiefe unſers Gemüths, eine ſolche ſtille Welt, die Niemand kennt, leitet beſſer und richtiger der Frauen Geiſt und Leben, als die erhabenſten Grundſätze.“

„Großmutter,“ ſagte eine leiſe Stimme, der man ein verhaltenes Weinen anhörte, „ſage mir noch, was wurde aus Deinem Freunde, was aus dem Manne, der Dein Glück vernichtete?“ — „Meinen Freund habe ich nicht wieder geſehen; er trieb ſich in fernen Ländern umher, ſuchte Frieden und Freude, ohne ſie zu finden, kam nach Deutſchland zurück und verheirathete ſich in ſpätern Jahren, einige Zeit nur, ehe der Tod mir meinen Gemahl raubte. Dieſer Mißgriff, wie er es in einem Brief an mich nannte, den ich erſt erhielt, als er nicht mehr war, verkümmerte vollends den Reſt ſeines Daſeyns; er ſtarb früh und hinterließ einen einzigen Sohn, deſſen Zukunft er mir von ſeinem Sterbebette her empfahl. Der Mann

Digitized by Google

aber, der mit rauher Hand mein Lebensglück zertrümmerte, zog, nachdem ſeine Entwürfe fehlgeſchlagen hatten, von hinnen, trieb ſich in der Welt umher, und die Vergeltung folgte allen ſeinen Schritten. Er verlor ſein Vermögen in verfehlten Spekulationen, heirathete ohne Neigung, um ein neues zu gewinnen, machte ſeine Frau, deren Eigenthum er ebenfalls verſchleuderte, höchſt unglücklich und hinterließ ſie als beklagenswerthe Wittwe, da ſeine einzige Tochter erſt einige Jahre alt war. Du kennſt dieſes Kind — es iſt Ulrike Walter!“ — „Ulrike Walter!“ rief Pauline. „O Großmutter, o meine theure, edle Mutter, ja, dein Beiſpiel ſoll nicht fruchtlos für mich bleiben, es ſoll mir Kraft und Muth geben zu jeder Tugend, damit auch ich einſt wie du auf meine Vergangenheit zurückſchauen kann!“ — „Komm, Kind, komm, laß uns in den Garten gehen, damit wir uns beide faſſen. Jede allzu große Bewegung, ſey ſie auch noch ſo tugendhafter Art, iſt dem Menſchen nachtheilig, wenn ſie ſeine Seele überreizt, und beſonders das weibliche Gemüth bedarf der Faſſung und eines feſten und klaren Sinnes.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

Die Ruſſen in Paris.

Wir haben vor Kurzem einer hier unter dem Titel Nowoſſelje erſchienenen Nachahmung des Pariſer Livre des Cent-et-un als einer intereſſanten Erſcheinung in der ruſſiſchen Literatur erwähnt und den Hauptinhalt des Buches angegeben. Wir theilen heute aus den in demſelben enthaltenen Denkwürdigkeiten des Generals Danilewski aus den Jahren 1814 und 1815 Einiges mit. Der deutſche Leſer wird ſich nicht ungern an eine Epoche erinnern laſſen, in welcher die vereinten deutſchen und ruſſiſchen Heere das Schickſal der Welt, wer weiß, auf wie lange? entſchieden haben.

* * *

Im Frühroth des ſchönſten Morgens, am 31ſten März des Jahres 1814, trafen auf dem geräumigen Hofplatze des Schloſſes Bondy Generale und Offiziere aus Kaiſer Alexanders Gefolge zuſammen. Ein ſtummer Händedruck war die gegenſeitige Begrüßung. Gegen ſechs Uhr nahten ſich Staatswagen mit den ſtädtiſchen Beamten von Paris; ſie konnten vor Beſtürzung kaum zu Worte kommen. Nach ihnen erſchien vor dem Schloßthor ein Reiter mit einem bekannten Geſicht, Caulaincourt (bekanntlich zu Napoleons Zeit längere Zeit franzöſiſcher Geſandter in Petersburg) war es, mit Friedensvorſchlägen von Napoleon. Die Schildwache, ein Soldat der Preobraſchenskiſchen Garde, hieß ihn vom Pferde ſteigen; er gehorchte. Beim Anblick der verſammelten Offiziere zog er den Hut und ging geſenkten Blickes an uns vorüber. Während ſeine Ankunft dem Kaiſer gemeldet wurde, ſollte ich ihn unterhalten; ich bat ihn, in das Schloß zu treten, und ich läugne nicht, daß es mir Vergnügen machte, den früher ſo aufgeblaſenen Emporkömmling gedemüthigt zu ſehen. Ueber eine Stunde brachte er bei dem Kaiſer zu und kehrte dann mit ſichtbarem Mißmuth zurück, der uns ahnen ließ, daß ſeine Anträge abgelehnt ſeyen. Genau um 8 Uhr wurde Mars, des Kaiſers graues Leibpferd, vorgeführt und wir ritten fort. Unterwegs begegneten wir dem Könige von Preußen, etwas weiter der Garde. Drei Werſt vor der Stadt kamen Pariſer zum Vorſchein, mit der Frage: „Wo iſt Kaiſer Alexander?“. Immer zahlreicher dehnten ſich die Maſſen der Gebäude von Paris vor unſern Augen aus. Einige Offiziere, die ſchon in der Frühe nach Paris geritten waren, kehrten mit Berichten zurück, die unſern Wunſch, ſchneller dort zu ſeyn, verdoppelten. Die Krieger, von Neugier getrieben, konnten kaum das Ende des Marſches abwarten; ſie brannten vor Ungeduld, die Stadt zu betreten, die ſo lange Zeit den Geſchmack, die Mode und das geiſtige Leben in Europa beherrſcht, die Stadt, wo reiche Schätze für Wiſſenſchaft und Kunſt bewahrt wurden, die alle verfeinerten Lebensgenüſſe in ſich vereinte, wo kurz vorher noch für Nationen Geſetze geſchrieben und Ketten geſchmiedet wurden, von wo aus Heerſchaaren nach allen Enden Europa’s ſich ergoſſen, die, mit einem Worte, für die Weltſtadt galt. Noch eine Minute und — geſtürzt war die Macht, die bis zum baltiſchen Meere und bis an die Mündung des Tajo gewaltet hatte.

Um neun Uhr Morgens erreichten wir die Vorſtädze von Paris. Voran ritt die Diviſion der leichten Gardekavallerie, mit den Leibkoſaken an der Spitze; in einigem Abſtande davon der Kaiſer, umringt von glänzendem Gefolge; dann kamen zuerſt die Grenadiere, darauf die Fußgarde, Küraſſiere und einige Bataillone Oeſterreicher, Preußen und Badener. Unabſehbare Volkshaufen füllten die Straßen, die Dächer und Fenſter der Häuſer. Anfangs ſchien es, als beſorgten die Einwohner irgend etwas, denn kein Freudenruf erſchallte. Ihre Beſtürzung dauerte eine Zeitlang fort, während ſie unaufhörlich theils uns, theils ſich unter einander fragten: „Wo iſt der Kaiſer?“ — „Da, da iſt er, da iſt Alexander!“ riefen immer mehrere Stimmen; „wie er ſich freundlich neigt, wie er lächelnd zu uns ſpricht!“ Zum Theil in dem Wahne, die Ruſſen ſeyen Halbwilde, in ſeltſame Trachten gehüllt, von den Beſchwerden des Feldzugs übel zugerichtet, unfähig, ſich ihnen verſtändlich zu machen, trauten ſie kaum ihren Augen beim Anblick der Schönheit der ruſſiſchen Uniformen, des glänzenden Waffenſchmucks, des fröhlichen Ausſehens der Krieger, der guten Lebensart der Offiziere, die ihre Anreden franzöſiſch, voll Anſtand und Witz erwiderten. Eine ſonderbare Miſchung von Bangigkeit und freudiger Ueberraſchung ſpielte in ihren Mienen. „Ihr ſeyd ja keine Ruſſen,“ riefen Mehrere, „ihr ſeyd wohl Emigranten.“ Sie wurden indeſſen bald eines Beſſern belehrt, und die Kunde von den unglaublichen Eigenſchaften ihrer Gäſte flog in Kurzem von Mund zu Mund; das Lob der Ruſſen erſcholl überall. Damen begrüßten uns aus Fenſtern und von Söllern mit wehenden weißen Tüchern, und unaufhörlich hallte von einem Ende von Paris zum andern der Ruf: „Es lebe Alexander! Es leben die Ruſſen!“ — Wir zogen indeſſen durch die Vorſtadt Montmartre und wandten uns rechts längs den Boulevards, wo das Frohlocken kein Ende nahm. Es war kaum möglich, zu Pferde weiter zu kommen: die Einwohner traten bei jedem Schritt den Pferden in den Weg und brachten Alexander und den Ruſſen, Franz und Friedrich ihr Lebehoch. Ermuthigt durch des Kaiſers Leutſeligkeit, äußerten ſie allmählig den Wunſch einer Veränderung der Regierung, weiße Kokarden zeigten ſich an den Hüten und weiße Tücher in den Lüften; Mehrere drängten ſich um den Kaiſer und baten ihn, in Frankreich zu bleiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta’ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. September 1833.

— Haſt du nicht geſeſſen, wie ich jezt,
Den Hörer mit der Liebſten Preis ermüdend,
So haſt du nicht geliebt;
Und brachſt du nicht von der Geſellſchaft los,
Mit eins, wie jezt die Leidenſchaft mich heißt,
So haſt du nicht geliebt.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſetzung.)

Die Großmutter und Pauline gingen hinweg und ich blieb lange, lange noch auf demſelben Flecke ſtehen, gleich unfähig, deutlich zu denken, oder mit mir ſelbſt über das, was ich gehört hatte, einig zu werden. Ein Chaos von Ideen, von Empfindungen drang auf mich ein; Neugierde, Zweifel, Ungewißheit über jedes meiner Verhältniſſe beſtürmten mich, ich war in meinem innerſten Weſen zerriſſen. Endlich in mein Zimmer gelangt, verſchloß ich ſorgfältig die geheime Thür, warf mich auf einen Stuhl und bemühte mich, das Mannigfaltige zu ordnen, das in mir lag. Vergeblich! immer drängten ſich mir Fragen auf, die ich nicht zu beantworten wußte. Wie konnte meine Großmutter von der Verbindung mit Ulriken unterrichtet ſeyn, die nur uns Dreien bekannt iſt? Wäre es möglich, daß du mich verrathen? und muß es mich nicht in Erſtaunen ſetzen, daß ſie, wenn ſie es nun einmal weiß, nicht nur keinen Widerwillen davor bezeigte, ſondern ſogar ſich zu der Meinung zu beſtimmen ſchien, ich müſſe das gegebene Wort treu halten. Kurt! und ſiehſt du nicht auch gleich mir, daß die ganze Unterredung auf eine heimliche Neigung Paulinens hindeutet? Wer mag der Mann ſeyn, der dieſes Herz gefeſſelt hat, das mein zu nennen, mein höchſtes Glück auf der Welt geweſen wäre! Ja, Freund, es muß geſtanden ſeyn: trotz Vernunft und Gewiſſen, trotz dem feſten Willen, mit dem ich hieher kam, liebe ich Paulinen mit einer Leidenſchaft, von deren Gewalt ich bis jezt keinen Begriff hatte. Was war dagegen mein Wohlgefallen an Ulriken? Nichts als die Tändelei eines jugendlichen Herzens, das ſich Gefühlen voreilig öffnet, die in ihrer Fülle und in ihrer Kraft erſt reiferen Jahren angehören ſollten. Ich kann, das weiß ich beſtimmt, ohne das Mädchen, das ich mit der vollen Stärke meines Gemüthes umfaſſe, nicht mehr glücklich ſeyn, und ich darf dieſe Ueberzeugung um ſo offener gegen dich ausſprechen, als ich dennoch feſt entſchloſſen bin, meine Pflicht zu thun.

Ich fühlte mich nicht im Stande, mich vor meinen Verwandtinnen in dem Zuſtande blicken zu laſſen, in welchem ich war; darum ſchlich ich mich zur Hinterpforte hinaus, in den Wald hinauf, immer tiefer hinein in die grüne Heimath meiner Jugend, wo keines Menſchen Fuß mir folgen konnte. Mitten in dem Dunkel majeſtätiſcher Eichen und Buchen warf ich mich neben einem rieſelnden Bache hin, der ſeine Waſſer mit ſanftem Murmeln über das Geſtein hintreibt. Hier in der ſtillen Einſamkeit, weit entfernt von dem Walten der Menſchen, zog ich meine Wünſche aus der Tiefe meiner Bruſt an das Licht hervor, ſtellte meine Verheißungen, meine einſt gethanen Schwüre dagegen, und rechnete mit mir ſelbſt. „Treue iſt das

Digitized by Google

einzige Wahre im Leben!“ ſagte meine Großmutter, und ich fühlte, daß ſie Recht hat. Denn was bleibt von dem Leben und ſeinen Genüſſen übrig, wenn man am Grabe ſteht und forſchend, fürchtend, zitternd ſeine Blicke rückwärts wendet? Kurt! eine einzige erfüllte Pflicht hat in dieſer ernſten Stunde mehr Gewicht für den Sohn des Staubes, als eine ganze Reihe zauberiſcher Freuden, die wie leichte Spreu im Winde verflogen ſind. Langſam und ſchwer ging die Zeit über mich hin, aber ich fühlte ihr Verrinnen nicht bei den Kämpfen meines beſſeren Ichs mit der ſtürmenden Leidenſchaft. Als es dämmerte, raffte ich mich empor, entſchloſſen, feſt entſchloſſen, den Augenblick unverrückt im Auge zu behalten, wo ich mir ſelbſt oder einem höhern Richter Rechenſchaft würde ablegen müſſen über mein Erdenwallen und ſeine Reſultate. Langſam ging ich nach Hauſe, in ernſtem Sinnen verloren, den Gedanken einer Entfernung aus dem Zauberkreiſe ausbildend, in welchen Liebe, Freundſchaft, Verehrung, Bewunderung, alle freundlichen Genien des Lebens mich einſchließen. Ich verirrte mich; es war Mitternacht, als ich in Heltersleben anlangte, müde zum Tode, aber ſo ruhig, als ein feſter Entſchluß den Menſchen machen kann. Das Stubenmädchen hatte mich erwartet und erzählte viel von der Angſt der Frauen um mich, bis man von einem Holzhauer vernommen hatte, ich ſey mit der Flinte in den Eichenſchlag ſpaziert, was ihnen mein verſpätetes Heimkommen begreiflich gemacht habe. Stumm und in mich verſunken, zündete ich mein Licht an und ging ſtille auf mein Zimmer. Aber ſchlafen konnte ich nicht. Ich öffnete das Fenſter; es war eine helle, warme Sternennacht. Mein Auge hing an dem ſchimmernden Gewölke über mir, mein Herz gedachte in ſtiller Wehmuth der Zeit, wo auch ich, wie ſo viele Leidende vor mir, die Schrecken dieſes engen Lebens überſchreiten und ſeine unerfüllten Wünſche mit mir auf eine der lichten Welten hinüber nehmen würde, die jezt vor meinem Blicke durch die ſtillen Himmel dahin zogen, und wo das Beſſere in uns unter irgend einer Form Befriedigung finden muß. Da ſchwebte harmoniſcher Saitenklang zu mir herauf. Es war das erſtemal, daß ich Paulinens Harfe hörte, deren Töne, deren Melodien jezt wie überirdiſche Laute zu meiner Seele ſprachen. Ob ſie eine geſchickte Spielerin iſt, vermöchte ich nicht zu entſcheiden, denn meine Urtheilskraft, meine Sinne waren unter der Magie dieſer Stunde gefangen; aber daß noch niemals irgend eine Muſik dieſe Wirkung auf mich hervorgebracht hat, daß die reinen, ſeelenvollen Töne, die fremdartigen, aber ſich ſchön auflöſenden Akkorde, das Geliſpel der feineren Saiten wie Klänge einer andern Welt an mein Gemüth drangen, das darf ich wohl geſtehen.

Mein blaſſes Ausſehen, meine Niedergeſchlagenheit erregten dieſen Morgen in meiner Großmutter Beſorgniſſe für meine Geſundheit; ich irrte mich gewiß nicht, als es mir ſchien, auch Paulinens Auge ruhe theilnehmend und fragend auf mir. Dieſe Freundlichkeit, die ſichtliche Bemühung, mir Freude und Zerſtreuung zu geben, ſtimmt mich weich, und das ſollte nicht ſeyn. Ich muß von hier weg, wenn ich geneſen und meines Daſeyns Beſtimmung mit Kraft erfüllen ſoll. Lebe wohl.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Ein gewiſſer Delmonico hat in William-Stret eine Reſtauration ganz nach Pariſer Art eingerichtet, wo man in jeder Hinſicht vortrefflich bedient wird. Ein gewöhnliches Eſſen bekommt man da ziemlich billig, ausgeſuchte Speiſen und Getränke aber ſtehen in einem Preiſe, der auf den Reichthum und die Leckerei der Amerikaner berechnet iſt. Delmonico hat einen großen Zuſpruch von Fremden, doch auch die Amerikaner ſchleichen, wenn die Bureauſtunden abgelaufen ſind, dahin und verſchlingen verſtohlenerweiſe ſeine Delikateſſen, ehe ſie ſich nach Hauſe zu ihrem rohen Familientiſch begeben, der nur aus Speiſen beſteht, die keine oder wenig Zubereitung bedürfen und die eben, weil man ſie bei den unzähligen Victualienhändlern ſtets auf der Gaſſe ſieht, nicht ſehr geeignet ſind, die Eßluſt zu wecken. Wenn das derbe Mahl abgefertigt iſt und die Zähne ausgeſtochert ſind, bleiben die Männer ſitzen und trinken weiter, die Frauen ziehen ſich in ihr Schlafgemach zurück und fangen an zu trinken. Um dieſe Zeit nehmen ſie, außer den genaueſten Freundinnen, keinen Beſuch an; es heißt dann, die Ladies ſchlafen, das heißt, ſie entziehen den Augen der Welt, wie ſie ſich an geiſtigen Getränken vergnügen und ganz im Stillen ihr Cigarrchen dazu rauchen. Geſellſchaftliche Vereine, ohne politiſche Tendenz, ſind nicht im Geſchmack der Amerikaner; der Zwang, den der Anſtand ihnen hier auferlegt, iſt mit ihren Begriffen von Freiheit völlig unverträglich. In den großen Hafenſtädten und in Waſhington ſieht man indeſſen hie und da Theegeſellſchaften; aus Nationaleitelkeit unterzieht man ſich manchmal dieſer Laſt, um den zuſtrömenden Fremden eine hohe Meinung von der äußerſten Sittenverfeinerung und der hohen Bildung der Amerikaner beizubringen. Ein paar Wochen nach meiner Einführung bei Maſter Bridal wurde mir eine Einladung zu einem ſolchen Thee zu Theil.

Die Männer waren alle ſehr gut und modern gekleidet, im auffallenden Kontraſte mit dem mehr als nachläſſigen Anzuge, in welchem ſie ſich gewöhnlich auf der Gaſſe zeigen; denn außer den Advokaten, Prieſtern und Doktoren, welche ſtets ſchwarz gehen, tragen die

Digitized by Google

Gentlemens gewöhnlich im Sommer nur leinene Aermelweſten und Strohhüte mit breiten Krempen, im Winter werfen ſie einen watirten Mantel von grobem Merinos um die Schultern. So oft eine Dame eintrat, präſentirten ihr alle Herrn zugleich ihren Siz unter tiefen Verbeugungen; der Eintretende oder die Eintretende mußte alle rechten Hände der Anweſenden abſchütteln, und ſo wurde in der größten Stille gewartet, bis die Geſellſchaft vollzählig war; dann zählte die Frau vom Hauſe ihre Gäſte und fing an, den Thee zu präpariren. Dazu wurden Fiſche, Kuchen, Rauchfleiſch und Obſt unter einander gegeſſen und die verſchiedenſten Weine und Liqueurs in den Magen gegoſſen. Nachdem des Guten genug geſchehen, ſezten ſich die verheiratheten Damen zuſammen, die Männer ſchlichen ſich in die Fenſter- und andere Ecken, zuckten gewaltig mit den Füßen, legten ſie langſam übereinander und ſtemmten ſie endlich an die Wände. Einer und der Andere ſteckten heimlich das beliebte Bonbon in den Mund und fingen an zu kauen, zu ſpucken und leiſe zu politiſiren. Die Mädchen ſtanden in einer Gruppe mitten im Zimmer und fragten ſich unter einander, wie viel Quartale jede Klavierſtunden genommen habe. Faſt jede hatte mehrere Schulmedaillen, als Auszeichnung des Fleißes in den verſchiedenen Lehrgegenſtänden, an langen, breiten Ordensbändern um den Hals hängen; die Mütter erklärten ſich gegenſeitig die Dekorationen, die ihre Töchter ſchmückten, und als dieſer Gegenſtand erſchöpft war, kam der unerſchöpfliche an die Reihe, nämlich die lezte Sonntagspredigt; da kramte nun jede ihre Empfindſamkeit, Weisheit und Moralität aus, was die Geſellſchaft, wenn gleich nicht unterhielt, doch bis nach zwölf Uhr zuſammenhielt. Eine zweite Gruppe bildeten im Zimmer die eleganten jungen Herrn. Sie hatten ihre Federmeſſer aus den Weſtentaſchen genommen und puzten ſich damit die Nägel aus, während ſie nach den jungen Damen kokettirend hinüber ſchielten. Endlich ſteckte der Kühnſte ſein Säuberungsinſtrument wieder ein, und nachdem er ſich von ſeiner Liebenswürdigkeit durch einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel überzeugt und geſehen hatte, daß ſeine Halsbinde die ſteifſte, ſeine Weſte die längſte und weißeſte ſey, ſchliff er in drei Schritten, wobei er zweimal ſtolperte, über den Teppich auf die jungen Damen zu, rückte einen Stuhl zum Klavier und lud unter tauſend Bücklingen die Fräulein ein, ſich hören zu laſſen. Die Fräulein berechneten, welche unter ihnen am meiſten Quartale habe; da fand ſich eine mit acht Quartalen, und dieſe mußte ſpielen. Der Yankee-Doodle war das erſte, das verſteht ſich, dann wurde der „liebe Auguſtin“ und zulezt das eben ſo berühmte alte franzöſiſche Liedchen: „Ah, vous dis-je, chère maman,“ geklimpert. Als alle Fräulein das Nämliche durchgeſpielt und die Tochter vom Hauſe, ein ſchönes ſiebzehnjähriges Mädchen, ein Solo gehüpft hatte, wozu ſie ſich ſelber die Muſik ſang und wobei ihre umherfliegenden fünf Schulmedaillen ihr manchen blauen Fleck ſchlugen, bis ſie erſchöpft und athemlos unbeweglich bleiben mußte, drückte die Geſellſchaft ihren Beifall durch ein allgemeines Poltern mit den Füßen aus und ging auseinander.

Ich habe in einem frühern Briefe über das Unterrichtsweſen in Amerika Notizen gegeben und will bei dieſer Gelegenheit Einiges darüber nachtragen.

Es iſt allerdings erfreulich, daß man in der ganzen Union auch nicht Einen Amerikaner treffen wird, der nicht in allen Elementargegenſtänden vollkommen unterrichtet wäre. Hochſchulen im eigentlichen Sinne gibt es dagegen noch gar keine. Die Tendenz aller Bildung iſt rein merkantiliſch, und mit der Handlung beginnt faſt Jeder ſeine Laufbahn. Der verunglückte Kaufmann praktizirt bei einem Rechtsgelehrten oder einem Mediziner und etablirt ſich dann auf eigene Fauſt; der verunglückte Advokat geht als Commis in ein Zeitungskomptoir und gibt am Ende ſelbſt ein Zeitungsblatt heraus, wobei ſiebzehn der langen Kolumnen Handelsanzeigen gewidmet ſind, während drei derſelben Schmähungen über die Regierung enthalten; dieß iſt die Klaſſe der Gelehrten und Schriftſteller. Männer, welche ſich in der Literatur wirklich ausgezeichnet haben, gehören eigentlich nicht mehr der Nation an, denn ſie haben ſich in der Regel im Auslande gebildet und haben in England geſchrieben. Ihre Werke hätten nimmermehr einen Verleger in Amerika gefunden, ſie werden aber deſto reichlicher nach Londoner Auflagen nachgedruckt. Dahin gehören Fenimore Cooper, Waſhington Irwing, der Ornitholog Audubon und andere mehr. Fulton, ein Goldarbeiter, und ſpäter Maler in Philadelphia, der ſein mechaniſches Talent in England ausbildete, dann nach Newyork zurückkam und ſeinem Vaterlande durch die Erfindung des Dampfbootes die größte Quelle ſeines Wohlſtandes öffnete, Fulton, unerſchöpflich in ſeinen Bemühungen für das Wohl ſeines Vaterlandes, ſah ſich in ſeiner erfinderiſchen Thätigkeit ewig durch Prozeſſe gehemmt, und ſtarb in Armuth im Jahr 1815. Vierzehn Jahre ſpäter bewilligte der Kongreß ſeinen Kindern ein Geſchenk von 5000 Dollars.

Die Gleichförmigkeit, die die Amerikaner im ganzen Umfange ihres ungeheuern Landes charakteriſirt, findet jedoch in belletriſtiſcher Hinſicht eine löbliche Ausnahme. Den Damen des kleinen Staates Connecticut ſey es zur Ehre nachgeſagt, ſie allein haben nicht nur Sinn für Lektüre, ſie ſchreiben ſelbſt alle aus Liebhaberei. In der ganzen übrigen Welt zuſammen ſind noch nicht ſo viele Romane geſchrieben worden, als in den lezten dreißig Jahren allein in Connecticut. Der Titel Autor iſt dort für eine Dame eine konventionelle Nothwendigkeit geworden, und muß um jeden Preis errungen werden.

Digitized by Google

Jede Dame ſchreibt alſo, was und ſo viel ſie kann, und läßt es drucken, und wenn ihr lezter Dollar daran müßte. Kiſtenweiſe ſchleppt der Dampf dieſe Geiſtesprodukte in die weite Welt; und alle Krämer der Union werden dadurch mit Düten verſehen.

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

Hundert und neununddreißigſter Brief.

(Nach St. Cloud.)

Den 7ten Juli 1807.

Die Königin von Preußen hat geſtern bei mir geſpeist. Sie machte mir das Anſinnen, ihrem Manne noch einige Conceſſionen zu gewähren, und ich hatte alle Mühe, mich dagegen ſicher zu ſtellen. Ich war galant, hielt mich aber an meine Politik. Sie iſt ſehr liebenswürdig. Ich werde dir Näheres darüber mittheilen, doch kann ich es nicht, ohne ganz ausführlich zu ſeyn. Wenn du dieſes Schreiben lieſeſt, wird der Friede mit Preußen und Rußland geſchloſſen und Jerome als König von Weſtphalen mit drei Millionen Unterthanen anerkannt ſeyn. Dieſe Nachricht für dich allein. — Adieu, meine Freundin; ich liebe dich und will dich zufrieden und heiter wiſſen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

(Fortſetzung.)

Die Ruſſen in Paris.

Nachdem wir die prachtvollen Gebäude entlang und an den Denkmälern des franzöſiſchen Waffenruhms vorüber gezogen waren, erreichten wir endlich die elyſäiſchen Felder, wo der Kaiſer Halt machte und die Truppen vorbei defiliren ließ. Hieher ſtrömten nun die Pariſer, angelockt von der Neuheit des Schauſpiels. Die Franzöſinnen baten uns, von den Pferden zu ſteigen und ihnen zu erlauben, daß ſie ſich auf unſere Sättel ſtellen dürften, um den Kaiſer beſſer zu ſehen. Die Muſterung war um vier Uhr Nachmittags zu Ende und der Kaiſer begab ſich in Talleyrands Wohnung, wo Se. Majeſtät die erſte Zeit reſidirte. Ein Theil der Truppen beſezte die Wachen, die übrigen bezogen die für ſie beſtimmten Quartiere in der Stadt. Während dieſer Zeit beſchimpfte der niedrigſte Pöbel die Denkmäler des frühern Beherrſchers der Franzoſen; die meiſten Einwohner aber ſchienen in Zweifel verſenkt, als trauten ſie dem nicht, was unter ihren Augen vorging, und fragten ſich, ob es wahr ſey, daß ſie die Sieger ſo gütig und ſo aufgeklärt gefunden? ob es wahr ſey, daß Alexander, als Frucht des Triumphes, nur die Wohlfahrt des eroberten Landes bezwecke?

Der Abend kam und mit ihm das Bedürfniß der Ruhe für Sieger und Beſiegte. Die Straßen wurden leer und allmählig verbreitete ſich allgemeine Stille, die um ſo wohlthätiger wirkte, da im Verlauf der vorigen Tage in jeder Bruſt mannigfache Zweifel getobt hatten, die jezt ſo beruhigend gelöst waren. Alles, was ich geſehen und empfunden hatte, beſchäftigte meine Phantaſie zu lebhaft, der Schlaf floh mein Auge. Etwa um Mitternacht trat ich aus dem Hauſe; die Straßen waren öde, kein Licht brannte in den Häuſern, dunkel ſtand der Pallaſt der Tuilerien. In der nächtlichen Stille gelangte ich unbemerkt zum Palais royal, wo alle Partheien, die während eines Vierteljahrhunderts ſich in Frankreich das große Wort ſtreitig gemacht hatten, ſtets zuerſt ihre Flügel verſuchten. Im Garten und in den Gallerien wogten Tauſende, von verſchiedenartigen Leidenſchaften beſtürmt. Einige ſtarrten gen Himmel und ſeufzten tief; die Meiſten aber tummelten ſich um die Redner, die hin und wieder aufſtanden, und von denen einer die Bourbons pries, unter denen ihre Vorfahren Jahrhunderte lang ruhig gelebt hätten; Andere gedachten rühmend der Siege Napoleons und meinten, man müſſe nichts Entſcheidendes vornehmen, ſeiner Rückkehr mit dem Heere gewärtig. Was ich dort ſah, gab mir den erſten richtigen Begriff von den Auftritten der Revolution und den Volksverſammlungen. Allein ſo verſchieden auch die Meinungen lauteten, ſo vereinten ſie ſich doch alle in der Achtung vor unſerm Militär. Ich durchſtrich das ganze Palais royal, verweilte mitten unter den Haufen der Pariſer und wurde durchgängig mit Höflichkeit empfangen. In einem Kaffeehauſe, das ich betrat, tranken ſogleich alle Anweſenden einſtimmig auf das Wohl des ruſſiſchen Offiziers. Vor Tage ging ich wieder nach Hauſe. Die Truppen beobachteten ſo ſtrenge Ordnung, daß auch nicht die geringſte Unbill daran erinnerte, es ſeyen über hunderttauſend fremde Soldaten in Paris einquartirt.

Die folgenden Tage ſteigerten die allſeitige Zufriedenheit. Mit den Strahlen der Morgenſonne füllten ſich die der Wohnung des Kaiſers zunächſt gelegenen Straßen und Pläze mit einer Menge Menſchen. Die Franzoſen waren begierig, den Gang der politiſchen Angelegenheiten zu erfahren. Gewohnt an gedruckte Berichte darüber, durch welche jede der Tagsgewalten zu Anfang der Revolution das Volk zu ködern ſich befliß, drängten ſich die Leute haufenweiſe unter unſern Fenſtern und baten um gedruckte Blätter. Einige Proklamationen wurden im Namen des Kaiſers erlaſſen. Sie trugen alle das Gepräge der Hochherzigkeit Alexanders an ſich, aber ungeachtet des gemäßigten und milden Tones derſelben, blickte die Majeſtät doch unverkennbar durch. Am zweiten Tage nach dem Einzuge in Paris begannen die öffentlichen Bühnenſpiele; die Poſten traten wieder in Thätigkeit und verſandten gehörigen Orts Hunderttauſende von Briefen, die, in's Ausland beſtimmt oder von dort angelangt, ſeit drei Jahren in den Behältern der Poſt geblieben waren. Die Thore der Stadt öffneten ſich, Jeder konnte ſie nach Belieben verlaſſen, die Wege in der Umgegend der Stadt wurden gefahrlos gemacht, und in kurzer Zeit leiſtete auch die Bank wieder ihre Zahlungen. Mit einem Worte, alle Maaßregeln zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe wurden ergriffen. Kein Pariſer hatte vermuthet, daß mit ſeiner Stadt ſo milde verfahren werden würde, da die von den Franzoſen jedem der Verbündeten zugefügten Kränkungen ſo empfindlich und ihr Betragen bei Eroberung der fremden Hauptſtädte ſo beleidigend geweſen war, daß eine dießſeitige Rache, ſelbſt eine ungerechte, immer verzeihlich erſchienen wäre. Dieſer Triumph der Güte, der den ruſſiſchen Namen für immer mit unverwelklichem Ruhme bedeckt, hatte hauptſächlich ſeinen Grund in dem Edelmuthe des Kaiſers. Noch manchmal äußerte er ſich ſpäterhin: „durch ſchroffe Maaßregeln verfehle man ſein Ziel;“ darum wählte er gewöhnlich gern ſolche Mittel, die nicht nur die Gemüther nicht wider ihn in Harniſch brachten, ſondern vielmehr an ihn feſſelten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. September 1833.

> Je ſeltſamer ſich im Mittelalter die Satzungen ineinander wirren und einander parodiren, deſto bunter ſpannt ſich über dieſe Welt, von unſerm Standpunkt aus, der Regenbogen der Poeſie.
>
> W. Scott.

Das Pfeiffergericht im Elſaſs.

Zur Sittengeſchichte des deutſchen Mittelalters.

Das Frankfurter Pfeiffergericht iſt durch Göthes anziehende Schilderung (Wahrheit und Dichtung, Theil 1.) genugſam bekannt; nur den Namen hat das elſäßiſche, wenig beſprochene Pfeiffergericht mit jenem gemein.

Nach den erſten Zeiten der Kreuzzüge zeigte ſich, beſonders in Süddeutſchland, jene Menge herumziehender Muſikanten, Gaukler und Bänkelſänger, welche unter dem Namen *varender Lüte* beim Volke in eben ſo großer Gunſt, als Verachtung ſtanden. Sie zogen einzeln, oder wohl auch in kleinen Haufen durchs Land, durchwanderten mit fremden Thieren und andern Raritäten Städte und Dörfer, oder haſchten eine neue Mähr auf und ſangen ſie zum Klimpern ihrer Inſtrumente; ſie klopften an jeder Schloßpforte an, und drängten ſich nicht ſelten in die Säle der Fürſten und des Kaiſers ein. Bei Kaiſer Heinrichs III. Hochzeit, welche zu Mainz mit großen Feſtlichkeiten begangen wurde, „do koment," ſagt Jakob Königshoven in ſeiner Chronik, „übermoſſen vil ſpillüte und farende lüte, do hies ſü der keyſer alle enwegfaren und gab inen weder gobe noch ſpiſe." Beſſer erging es ihnen, als Karl IV. in Mainz das Weihnachtsfeſt feierte, wo ſie in großer Anzahl zugelaſſen und reichlich bewirthet wurden. „Die kurfürſten koment alle zu ime," ſagt Königshoven, „und ir jeglicher diende dem keyſer zu tyſche in ſinem Ambahte (Amt), das er hatte von dem riche, und die kurfürſten riten jeglicher uff einem roſſe unz (bis) für den tiſch, und wenne einer abe ſaß, ſo gap men das ros den ſpiellüten und farenden lüten, die vor des keyſers tyſche worent, und vil ander hofieren und erbieten geſchah do, dovon vil were zu ſagenn." Ihre ſchaamloſe Zudringlichkeit und ihre verworfenen Sitten machten ſie bald zu einer der verachtetſten Volksklaſſen; „varende Lüte, Pfiffer und andere ehrloſe, *unechte* Lüte" werden in alten Chroniken und Dokumenten oft zuſammengeſtellt. Der Zutritt zur Kirche war ihnen an vielen Orten unterſagt, an andern waren ſie wenigſtens vom heiligen Abendmahl ausgeſchloſſen. Die Biſchöffe von Straßburg gaben ſeit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, bei Exkommunikationsſtrafe, ihren Geiſtlichen das Verbot, herumziehende Muſikanten, fahrende Leute und fahrende Weiber bei ſich aufzunehmen und zu beherbergen. Im zwölften Jahrhundert ſchon hatte der Straßburger Magiſtrat verboten, bei hochzeitlichen und andern Gelagen fremde Spielleute zu haben, ihnen Geſchenke zu machen und deren mehr als vier einzuladen. Sollte es ein Spielmann wagen, an eines ehrlichen Mannes Tiſch zu eſſen, ſo ſollte dieſer eine Geldſtrafe erlegen, und die Gerichtsdiener durften ſich aller Kleidungsſtücke des ehrloſen Gaſtes bemächtigen.

Digitized by Google

Die fahrenden Apolloſöhne des Elſaßes konnten ſolche Schmach und Geringſchätzung nicht länger ertragen; ſie verſammelten ſich zu verſchiedenen Malen, entfernten aus ihrer Mitte alle fremden und unehrlichen Spielleute und bildeten eine Bruderſchaft, deren Schutz und Obhut ſie den reichen, kunſtliebenden Herrn von Rappoltſtein anvertrauten. Dieſe fanden ſich willig und erhielten die Regierung der elſäßiſchen Muſikanten, Bänkelſänger und Gaukler, unter dem gemeinſamen Namen Pfeiffer, vom römiſchen Reiche zu Lehen. Nach einem, im Jahr 1400 von Maximinus (vulgo Schmaßmann) von Rappoltſtein gegebenen Diplom, hat ſeine Familie dieſes Lehen ſchon von undenklichen Zeiten her. Solche Lehen hatten übrigens in jenen Zeiten nichts Auffallendes. Im ſechzehnten Jahrhundert hatten die Herrn von Rappoltſtein auch die Schäferzunft oder St. Michaelsbruderſchaft, ſo die Churfürſten von Sachſen die Trompeter und Heerpauker der kaiſerlichen Heere, die Pfalzgrafen die Pfannenflicker und Keßler, und in Oeſterreich die ſogenannten Spielgrafen die Muſikanten zu Lehen. Die Grafen von Rappoltſtein wurden Pfeifferkönige genannt und trugen als ſolche eine beſondere vergoldete Krone. Von Karl V. erhielten ſie das Recht, Jahrmärkte zu halten und goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen. Sie wirkten ihren Schützlingen die Ausſöhnung mit der Kirche wieder aus, und erhielten 1480 vom Pabſte, daß ſie zum Abendmahl gelaſſen würden. Biſchof Caſpar von Baſel nennt ſie in ſeinen Briefen dilecti in Christo fistulatores. Nun weihten ſie ihre Bruderſchaft dem Dienſte der heiligen Maria von Duſenbach, die in einer alten Wallfahrtkapelle bei Rappoltſtein in allgemeiner Verehrung ſtand.

So wie ſich einer öffentlich als Spielmann erklärte, mußte er ſich in die Geſellſchaft aufnehmen laſſen; denn es wurde feſtgeſezt: „daß kein Spielmann, der ſey ein Pfeiffer, Trummenſchläger, Geiger, Zinckhenbläſſer oder was der oder die ſonſten für Spiel und Churtzweyl treiben khennen, zwiſchen dem Havenſtein, obwendig Baſel, und dem Hagenawer Forſt, den gantzen bezürckh eingeſchloſſen, weder in Stätten, Dörffern oder Fleckhen, auch ſonſten zu offenen Dentzen, Geſellſchaften, Gemeinſchafften, Schieſſen oder andern Churtzweilen, nit ſoll zugelaſſen oder geduldet werden, er ſey denn zuvor in die Bruderſchafft uff und angenommen.“ Wer ſich jedoch zu derſelben bekannte und den Herrn von Rappoltſtein als Lehensherrn ſein Jahrrecht bezahlte, durfte frei umher ziehen und im ganzen Lande, in Städten, Dörfern und Schlöſſern um Geld oder andern Lohn bei Hochzeiten, Kirchweihen und Feſten ſeine Kunſt üben. Wurden ſie von Juden beſtellt, ſo mußten ihnen dieſe jedesmal einen Goldgulden erlegen. Da ſich die Anzahl der Zunftgenoſſen bald bedeutend vermehrte, wurden ſie in drei verſchiedene Bruderſchaften getheilt, die obere, vom Berg Hauenſtein bis zum Ottmarsbühl, unterhalb Colmar; die mittlere von hier bis nach Epfig; die untere von Epfig bis über den Hagenauer Forſt. Nach dem Tode Johann Jakobs, des lezten der Rappoltſteiner, 1673, trat deſſen Schwiegerſohn, der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfels, in Beſitz des Lehens, welches in der Folge auch den Pfalzgrafen blieb.

In ihrem höchſten Pompe zeigten ſich die Spielleute bei den jährlichen Marienfeſten, welche am glänzendſten in Rappoltsweiher (Dienſtags nach Mariä Geburt) und in Biſchweiler (Montags nach Mariä Himmelfahrt) gefeiert wurden und Pfeiffertäge hießen. Sobald der Tag graute, zog ein Trommelſchläger mit zwei Pfeiffern durch die Stadt und rief die von allen Ortſchaften des Elſaßes herbeigeeilten Brüder wach. Sie verſammelten ſich alſobald, oft über dreihundert an der Zahl, jeder feſtlich geſchmückt, das Ordenszeichen, die ſilberne Münze mit der Maria von Duſenbach, am Kleide, mit dem beſten Inſtrumente verſehen, auf dem öffentlichen Platze. Hierauf begaben ſie ſich mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zu ihrem Oberſten, dem „Leutenant des Pfeifferkönigs, der das Ambacht des Kunigreichs varender Lüte hatte,“ und als Auszeichnung ebenfalls die vergoldete Krone trug. Dieſer erwartete ſie an der Spitze des Gerichts, beſtehend aus dem Schultheiſen, vier Meiſtern, worunter der Fähndrich, den Zwölfern und dem Weibel. In feierlichem Aufzuge zogen ſie nun, die von Rappoltsweiher nach der Wallfahrtskapelle Duſenbach, die von Biſchweiler nach dem nahegelegenen Dörfchen Hanhofen, wo ſie eine Meſſe anhörten und Wachs und Geld opfern mußten. Die Volksmenge, die ſich immer von allen Seiten zu dieſem Feſte verſammelt hatte, wartet mit Ungeduld, bis die Pfeiffer die Kirche verlaſſen; ein lauter Jubel empfängt ſie bei ihrem Austritt aus derſelben, und unter fröhlichem Spiele bewegt ſich der Zug wieder in die Stadt. Der Pfeifferkönig eröffnet ſogleich das Gericht, zu Anhörung aller Klag und Frag während des ganzen Jahrs, wobei nicht ſelten bedeutende Strafen gegen die Uebertreter der Zunftgeſetze ausgeſprochen wurden, die ſich zuweilen auf hundert Gulden beliefen; neue Brüder werden aufgenommen und das Jahrrecht, zwei Gulden, entrichtet. Im Schloßhof zu Biſchweiler empfing ſie, nach beendigtem Gericht, jedesmal der herzogliche Rath; fürſtliche Beamte trugen Wein auf und die Pfeiffer huldigten ihrem König mit Reden und Muſikſtücken. Der Kreis wurde nun gelichtet, man zog ſich auf die Seiten zurück und die Feſtesherolde, die Fähndriche, kündeten durch Schwenken der Fahnen an, daß die Spiele beginnen ſollten. Jezt traten die Gaukler und Spielkünſtler auf und beluſtigten durch Eierwerfen, Tänze und Sprünge die Zuſchauer, während die Muſikanten dieſe Spiele mit ihren Inſtrumenten begleiteten. Die Fähndriche gaben wieder das Zeichen des Schluſſes der Uebungen, und die Pfeiffer

Digitized by Google

eilten in ihre Herbergen, wo ein herrlicher Schmaus ihrer wartete und ihre Weiber und Töchter ſich dem Tanze entgegenſehnten, der das freudige Feſt beſchloß.

Das Pfeiffergericht wurde noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Biſchweiler gehalten, und die Pfeiffertäge in Rappoltsweiler und Biſchweiler ſind noch jezt die fröhlichſten und beſuchteſten Jahrmärkte des Elſaßes.

August Stöber.

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſezung.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine V...

Heitersleben.

Du kommſt noch immer nicht! Glaube mir, ich bedarf deiner Freundſchaft jezt mehr als je, und mit den einfältigen Briefen iſt wenig oder nichts gethan; denn man ſchreibt doch niemals, was man ſagen möchte, und dann iſt auch oft etwas Verworrenes, Unentſchiedenes in dem Gemüthe der Menſchen, über das die Feder nicht deutlich Auskunft zu geben weiß und das der Blick der Freundin müheolos erräth. — Es iſt Frühling geworden und unſere ſchöne Natur ſteht in voller Pracht da, aber ſie erfreut mein Herz nicht wie ſonſt. Wenn ich auf der hohen Terraſſe ſtehe und über den hellen Spiegel des Sees nach den Alpen hinſchaue, und Segel an Segel leiſe wie Geiſter über die glatte Fläche ziehen; wenn milde Lüfte den lebenswarmen Athem des Frühjahrs an mir vorüber tragen und die Abrikoſen- und Pfirſichbäume mich mit ihren Blüthen beſtreuen; wenn ich auf dem weichen Raſen des Waldes ruhe, wo die Stimmen unſerer beſten Sänger an mein theilnahmloſes Ohr klingen: dann erſtaune ich oft, daß dieß alles, was ſeit meinen früheſten Kinderjahren mein Glück und meine Wonne war, was ich jedes Jahr jauchzend begrüßte, was mich, mehr als alle Lehren der Moral, zu dem Geber und Schöpfer alles Guten in heiterer Andacht hinzog, jezt kaum gehört, kaum gefühlt an mir vorüber ſtreift. Ja noch mehr! Ich habe ſogar die Freude an dem verloren, was ſonſt mit jedem Tage meinem glücklichen Daſeyn einen neuen Genuß brachte. Lieschen, die ſeit einem Jahre im Dorfe verheirathet iſt, hat einen geſunden Knaben bekommen, dem ich Pathe ſeyn werde — und ich freue mich nicht! Die Großmutter will einen Ball geben, ſie will alles dazu einladen, was in unſerer Nachbarſchaft tanzluſtige Füße hat, es ſoll Alles recht hübſch eingerichtet ſeyn — aber ich freue mich doch nicht! Was mich denn plagt? Liebe Wilhelmine, es gibt Dinge, die man Niemanden bekennt, die man wenigſtens nicht auf das Papier zeichnet, wo Alles ſo deutlich, ſo eckig, ſo ſchroff daſteht, daß man zurückſchaudert, weil man ſich mit der Vernunft, mit der Ueberzeugung des Beſſern in grellem Zwieſpalte fühlt. Darum komme zu mir und deine ſanfte Hand ziehe leiſe und zart aus meinem Herzen, was ich nicht zu ſagen, ja was ich nicht zu denken wage.

Unſer ganzer Haushalt iſt verſtimmt wie meine Harfe, der ich keinen reinen Ton mehr entlocken kann. Du weißt, daß die Großmutter auch das vor uns armen Erdenkindern voraus hat, daß ſie nie übler Laune wird. Nun iſt ſie auch jezt gütig, freundlich, nachſichtig wie immer, aber ernſt und oft ſtill. Dazu mögen Erinnerungen aus ihrem Leben beigetragen haben, mit denen ſie mein thörichtes Herz heilen oder wenigſtens ſtärken wollte; denn ich zweifle nicht, ſie hat mich auch jezt durchſchaut, wie ſie es that, wenn wir in unſern Kinderjahren einen Apfel oder eine Birne verſtohlen weggenommen, oder ſonſt etwas Ungebührliches gethan hatten.

Friedrich, über deſſen Satire ich oft gegen dich geklagt habe, hat dieſer, wie jeder Regung mittheilender Art, förmlich abgeſagt, läuft in Feldern und Wäldern umher, kommt erſt um Mitternacht heim, ſcheint mich zu meiden, während doch ſein düſter glühendes Auge auf mir ruht, kurz, er beträgt ſich ſo ſeltſam, daß — ach Wilhelmine! — Macht ihm wohl ſeine Braut das Leben ſo ſauer? Denn er hat eine Braut, ja, Wilhelmine, wundere dich nur! Und zwar eine recht kluge und hübſche. Mit Ulrike Walter hat er ſich ſchon damals verlobt, als ſie noch bei ihrem Vetter im Preußiſchen lebte; das hat mir die Großmutter geſagt und auch, daß ſie ſich immer geſchrieben haben. Vielleicht macht er Beſuche bei ihr, wenn wir ihn auf einſamen Spaziergängen glauben; aber wie dem auch ſey, heiter hat ihn das Verhältniß nicht gemacht, denn er iſt finſter und ſchweigſam wie das Grab. Daß ſeine Wahl jedoch vortrefflich iſt, wird Niemand beſtreiten. Ulrike iſt ein gutes, geſcheidtes, ſchönes Mädchen, dem ich es immer zutraute, daß ſie ſchon irgendwo gebunden ſey, weil ſie im Gegenſatze mit uns Wildfängen ſo weiſe, ſo ſtill und oft ſo traurig war. — Doch, ich bin von unſerm häuslichen Treiben ganz abgekommen, das freilich durch mich etwas Leben und Frohſinn empfangen ſollte, wäre ich nicht ſelbſt ſo reizbar, ſo empfindlich, ja du kannſt es mir glauben, oft ganz unerträglich, ſo daß ich Dinge ſage und thue, die ich in der nächſten Minute mißbillige, daß ich, ſtatt mich ſelbſt zu ſchelten, andere necke und quäle. Sollte dem ſo ſeyn, wenn man ein ſolches Vorbild vor Augen hat, wie ich? wenn die Tugend in der lieblichſten Geſtalt an unſerer Seite ſteht? — Höre nur, wie es mir geſtern erging.

Du weißt, daß die Großmutter ſelten mehr zu dem Belvedere emporſteigt, des langen und beſchwerlichen Weges halber; geſtern Nachmittag aber gingen wir doch

Digitized by Google

wieder einmal hin. Friedrich führte die liebe Frau. Als wir nun in dem ſchönen Häuschen waren, zu den weit geöffneten Fenſtern die reine Himmelsluft herein ſtrömte und wir rings um uns, über das helle Laubdach hinaus in Gottes weite, herrliche Welt blickten; als wir dann traulich auf dem grünen Platze, umgeben von unſerer Kammerkapelle, Thee tranken, da ward uns allen wohler um's Herz und wir plauderten offener und heiterer als ſeit lange. Friedrich erzählte von ſeinen Lehrjahren bei dem Förſter und ſeiner Freude an dieſem Berufe, der ihm die Waldeseinſamkeit zur lieben Heimath gemacht habe. Da ſagte die Großmutter: „Unſer Oberförſter iſt vor Kurzem geſtorben; meinſt du nicht, mein Sohn, du thäteſt wohl, dich um ſeine Stelle zu bewerben, die dir ſchwerlich entgehen würde? Das hieſige Revier iſt beſonders angenehm um ſeiner reichen und wohl unterhaltenen Waldungen willen und wegen der Entfernung von jeder größern Stadt; ich würde dir eine Wohnung in meinem Hauſe einrichten, oder auch eine eigene bauen, und dann doch den lezten Wunſch meines Lebens erfüllt ſehen, den, meine beiden Lieblinge um mich zu haben.“ Ich hatte meine Augen feſt auf Friedrich gerichtet, er zuckte heftig zuſammen, als treffe ihn irgend ein unverſehener Schmerz, und blieb die Antwort eine lange Zeit ſchuldig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

(Fortſetzung.)

Die Ruſſen in Paris.

Die Beamten der verſchiedenen Departements wetteiferten, ſich Alexandern vorſtellen zu laſſen, und alle kehrten aus ſeinen Gemächern mit freudeſtrahlenden Blicken zurück. Seine den Senatoren ertheilte Antwort erregte allgemeines Entzücken. Der Kaiſer ſagte zu ihnen: „Ein Mann, der ſich meinen Verbündeten nannte, war als ungerechter Angreifer in meine Staaten gedrungen; gegen ihn, nicht gegen Frankreich führe ich den Krieg. Ich bin ein Freund des franzöſiſchen Volkes; was Sie jezt vornehmen, beſtärkt mich in dieſer Geſinnung; es iſt recht, es iſt weiſe, Frankreich ſtarke und freiſinnige Inſtitutionen zu verleihen, die mit dem gegenwärtigen Lichte des Zeitalters im Einklang ſtehen. Meine Verbündeten und ich ſind nur erſchienen, um die Freiheit Ihrer Beſchlüſſe zu ſchützen. Zum Beweiſe der dauerhaften Verbindung, die ich mit Ihrer Nation ſchließen will, gebe ich Ihr alle Kriegsgefangenen in Rußland zurück; die proviſoriſche Regierung hatte mich ſchon darum erſucht; ich gewähre dieſe Bitte dem Senat aus Rückſicht auf die Entſchließung, die derſelbe gefaßt hat.“ Im Moniteur vom 6ten April ſprach ſich eine der oberſten Behörden hierüber folgendergeſtalt aus: „Ewige Dankbarkeit für die hochherzigſte Handlung, deren Andenken die Jahrbücher der Welt bewahren! Der Kaiſer von Rußland tröſtet zweimalhunderttauſend Familien mit der Heimkehr unglücklicher Franzoſen, die das Loos der Waffen in ſeine Gewalt gegeben hat, und beſchleunigt den glücklichen Augenblick, der unſere Brüder, unſere Freunde, unſere Söhne uns wieder zurückgibt.

Man könnte behaupten, Alexander ſey in dem Verfahren gegen ſeinen geſtürzten Widerſacher einer Eingebung der Ruhmbegierde gefolgt, und in dieſem Fall den Zoll großer Seelen dem Wunſche entrichtet habe, ein Blatt mehr in der Geſchichte einzunehmen, wohl wiſſend, daß jede ſeiner Handlungen ein Erbtheil der Nachwelt ſey. Allein ich will hier einen Vorfall anführen, von dem nicht zu erwarten ſtand, daß er je werde bekannt werden, da er, im Vergleich mit den damaligen Tagesereigniſſen, höchſt unbedeutend erſcheint. Er beweist indeſſen, wie fremd dem Gemüth Alexanders das Gefühl der Rache war. Er erhielt einſt von einer Franzöſin nachſtehenden Brief: „Wir verloren mit Napoleon unſern Wohlthäter und zugleich die Mittel, unſer Daſeyn zu friſten. Obgleich Ew. Majeſtät gegen ihn Krieg führten, wiſſen die Franzoſen doch Ihre Großmuth zu ſchätzen. Auf dieſes allgemeine Gefühl geſtüzt, nahe ich mit der Bitte, mich mit einer Geldſumme zu verſehen, die mich in den Stand ſezt, ungehindert nach Toskana zu reiſen und mich an den Ufern der Inſel Elba gegenüber niederzulaſſen. Dort werde ich die Orte vor Augen haben, die der Mann bewohnt, auf den meine Blicke ſtets gerichtet waren und ſeyn werden.“ Mir wurde der Auftrag, die Bittſtellerin, die ihren Namen verſchwieg, ausfindig zu machen und ihr das nöthige Reiſegeld einzuhändigen.

Während der Unterhandlungen wegen Napoleons Abdankung kamen Anfangs einige Offiziere ſeiner Armee aus Fontainebleau nach Paris; als aber ſein Schickſal entſchieden war, wimmelte es in der Hauptſtadt von ihnen. Da der Friede noch nicht unterzeichnet war, ſo wußten ſie nicht, ob ihr Aufenthalt dort geduldet werden würde, hielten ſich daher verborgen und wagten nicht, in der Uniform ſich zu zeigen. Als dieſes dem Kaiſer zu Ohren kam, ließ er Folgendes bekannt machen: „Se. Majeſtät der Kaiſer aller Reuſſen haben erfahren, daß viele franzöſiſche Militärs aller Grade gegenwärtig in Paris ſind, wohin theils die Kriegsereigniſſe, theils das Bedürfniß der Sorge für ihre durch Mühſeligkeiten und ehrenvolle Wunden erſchütterte Geſundheit ſie geführt haben. Der Kaiſer ſezt nicht voraus, ſie haben nur einen Augenblick es für nöthig gehalten, ſich zu verbergen; in jedem Fall iſt es ihm angenehm, in ſeinem und ſeiner Verbündeten Namen zu erklären, daß ſie frei ſind, vollkommen frei, und gleich allen übrigen Franzoſen berufen, zu den Maaßregeln mit beizutragen, welche die große Frage entſcheiden ſollen, von der Frankreichs und Aller Glück abhängt.“ Nur allmählig konnten ſich die franzöſiſchen Offiziere an einen freundlichen Umgang mit uns und an den Gedanken gewöhnen, in ihren frühern Feinden die Wohlthäter ihres Landes zu ſehen. Die Gewohnheit der Oeſterreicher, zur Zeit des Kriegs an Czakos und Hüten grüne Zweige zu tragen, gab Anfangs den Franzoſen Anſtoß, indem ſie meinten, dieſer Schmuck ſolle Lorbeern bezeichnen. Dagegen gefiel den Pariſern ſehr die unter uns zu jener Zeit gebräuchliche weiße Armbinde. Dieſer geringfügige Umſtand brachte uns den Franzoſen um Vieles näher, die faſt ohne Ausnahme ſich in jenen Tagen mit dem Weiß ſchmückten, das ihre Anhänglichkeit an die Bourbons und ihre Sehnſucht nach deren Wiederkehr bezeichnen ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. September 1833.

— Darauf erwog ich
Die Größe der Gefahr für's ganze Land,
Wenn mein Geſchlecht erſtürb', und das erweckte
Mir manchen ſchweren Kampf.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe deſſelben an Joſephinen.

Hundert und fünfzigſter Brief.

(Nach St. Cloud.)

Erfurt, (ohne Datum. im Oktober) 1808.

Meine Freundin, ich ſchreibe dir ſelten; ich bin ſehr beſchäftigt. Unterredungen den ganzen Tag hindurch, das ſagt meinem Schnupfen nicht zu. Uebrigens geht Alles gut. Ich bin mit Alexandern zufrieden, er muß es auch mit mir ſeyn: wäre er ein Weib, ich glaube, ich würde ihn zu meiner Geliebten wählen. — Ich werde in Kurzem bei dir ſeyn; gehab dich wohl, und daß ich dich dick und blühend antreffe. Adieu, meine Freundin.

Hundert und vier und ſechzigſter Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrſcheinlich Benavente in Spanien) den 9ten Januar 1809.

Moustache *) überbringt mir dein Schreiben vom 31ſten Dec. Ich erſehe daraus, meine Freundin, daß du traurig biſt und in deiner Unruhe die Dinge zu ſchwarz ſieheſt. Oeſterreich wird nicht gegen mich losſchlagen. Geſchieht es dennoch, ſo habe ich 150,000 Mann in Deutſchland, und eben ſo viel am Rhein, und 400,000 Deutſche, um ihm zu antworten. Rußland wird ſich nicht von mir losſagen. Man iſt toll in Paris; Alles geht gut. Ich werde in Paris ſeyn, ſo wie ich es für nützlich erachte. Ich rathe dir, vor den Geſpenſtern auf deiner Hut zu ſeyn; eines Tages, Morgens 2 Uhr .....

Doch Adieu, meine Freundin; ich bin wohl und ganz der Deinige.

(In einem Schreiben von Schönbrunn vom 31ſten Mai 1809 drückt ſich Napoleon über Lannes Tod folgendermaßen aus:

Der Verluſt des Herzogs von Montebello, der geſtern ſtarb, hat mich tief betrübt. So endigt Alles!... Kannſt du dazu beitragen, die arme Marſchallin zu tröſten, ſo thu' es.)

Hundert und acht und achtzigſter Brief.

(Der lezte vor Napoleons Scheidung, nach Malmaiſon.)

Nymphenburg bei München, den 21ſten Okt. 1809.

Ich bin ſeit geſtern hier und im beſten Wohlſeyn; ich werde morgen noch nicht abreiſen. In Stuttgart werde ich einen Tag verweilen. Du wirſt von meiner Ankunft in Fontainebleau 24 Stunden voraus benachrichtigt werden. Es iſt ein Feſt für mich, dich wieder zu ſehen, und ich ſehe dieſem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Ich umarme dich. Ganz der Deinige.

*) Kaiſerlicher Kourier.

Digitized by Google

Hundert und neunzigſter Brief.

(Der erſte nach der Scheidung.) *)

(Nach Malmaiſon.)

Paris, 8 Uhr Abends, Dec. 1809.

Meine Freundin, ich habe dich heute ſchwächer gefunden, als du es ſeyn ſollteſt. Du haſt Muth gezeigt, du mußt ſolchen auch finden, um dich aufrecht zu erhalten; du mußt dich nicht einer verderblichen Melancholie überlaſſen, du mußt dich zufrieden fühlen und vor Allem für deine Geſundheit ſorgen, die mir ſo theuer iſt. Wenn du mir ergeben biſt und mich liebſt, ſo mußt du dich ſtandhaft benehmen, und deine Stellung ſo nehmen, daß du dich glücklich fühleſt (te placer heureuse). Du kannſt meine unveränderliche und zärtliche Freundſchaft nicht in Zweifel ziehen, und du würdeſt die Empfindungen, die ich für dich hege, ſchlecht kennen, wenn du vorausſezteſt, ich könnte glücklich ſeyn, wenn du es nicht biſt, und zufrieden, wenn du dich nicht beruhigſt. Adieu, meine Freundin; ſchlaf wohl; denke, ich will es ſo haben.

Hundert und drei und neunzigſter Brief.

Abends 7 Uhr 1809.

Ich habe deinen Brief erhalten, meine Freundin. Savary ſagt mir, daß du beſtändig weineſt; das iſt nicht gut. Ich hoffe, du haſt heute deinen Spaziergang machen können. Ich habe dir von dem Wild geſchickt, das ich geſchoſſen. Ich werde dich ſehen, wenn du mir ſagſt, daß du vernünftig biſt und daß dein Muth die Oberhand behält. Morgen habe ich den ganzen Tag die Miniſter bei mir. Adieu, meine Freundin; ich bin auch traurig heute; es iſt Bedürfniß für mich, dich zufrieden geſtellt zu wiſſen und zu erfahren, daß du Feſtigkeit gewinnſt (que tu prends de l'aplomb). Schlaf wohl.

*) In dieſer Zeit und bis zu ſeiner Vermählung mit Marie Luiſe ſchrieb Napoleon zwei und zwanzig Briefe an Joſephinen.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Endlich ergriff Friedrich der Großmutter Hände, beugte ſich auf ſie nieder und ſagte: „Meine theure Großmutter! ich kann, ich darf nicht hier bleiben! Glauben Sie mir, ich kann, ich darf nicht! Machen Sie mir das Opfer meiner Seligkeit nicht durch die Bilder des Glücks noch ſchwerer, das ich entbehren muß.“ Ich kann nicht leugnen, daß ſeine Stimme bei dieſen Worten tief bewegt war, und daß es mir ſchien, als verſtehe und billige die Großmutter den geheimen Sinn ſeiner Rede, denn ihr Blick ruhte mit Theilnahme und unausſprechlicher Zärtlichkeit auf ihm, der immer noch ihre Hände hielt. Ich hätte gar nichts dazu ſagen ſollen; aber ſieh, ſeine Weigerung hatte mich ergriffen, und in ſolchen Momenten iſt es, als treibe mich mein böſer Dämon zu bitterem Scherz. „Ei, Großmutter!“ rief ich, „der Vetter kann unmöglich ein ſo gefährliches Amt übernehmen; Du hörſt ja täglich von ihm, wie unſere Wälder mit Räubern und Mördern angefüllt ſind, und bei ſolchem Geſindel müßte ein Forſtmann ein ſchlimmes Leben führen!“ Wilhelmine! ich glaube faſt, ich habe noch ein paar beleidigendere Bemerkungen über die Furchtſamkeit der ſtarken Männer beigefügt, und doch kann ich dich verſichern, daß ich weit entfernt bin, Friedrichen der Feigheit zu beſchuldigen; er beweiſt ja täglich ſeinen männlichen Muth. Kaum hatte ich ausgeſprochen, ſo fiel die ganze Laſt meiner boshaften Aeußerungen auf mich ſelbſt zurück, und ich erwartete mit wahrer Ergebung den wohlverdienten Strom der Satire, den er in ſolchen Fällen meiſt auf mich losläßt. Daß meine Erwartung ganz getäuſcht wurde, daß ich ein Gefühl über ſein Geſicht ziehen ſah, deſſen Wehmuth eine ganz neue Erſcheinung für mich war, das ergriff mich mit einer weit ſtärkern Gewalt, als der bitterſte Vorwurf es hätte thun können. Ich fühlte mich ſchuldig, unweiblich, abſcheulich; ich hätte mich weit von der Stelle wegwünſchen mögen, und es hätte des Stillſchweigens nicht bedurft, das auf meine dumme Bemerkung folgte, nicht des ernſten Blickes der Großmutter, um mich mein Unrecht tief empfinden zu laſſen. Du weißt, wie ſchwer es iſt, bei dem Gefühl eines Fehlers nicht in eine Verlegenheit zu gerathen, die Andern als ein kindiſcher Troz erſcheint. Ich mußte mich gewaltig zuſammennehmen, um einen ſolchen Zuſtand zu vermeiden, den meine Beſchämung wohl natürlich machte. Ich hoffe indeſſen, es gelang mir, indem ich ganz offen ſehen ließ, daß meine Unbeſonnenheit mich reue. Einen ſchmerzlichen Druck, der ſich über mein Herz gelegt hatte, konnte ich indeſſen nicht los werden, und dieſer verminderte ſich keineswegs, als ich bemerkte, wie Friedrichs heitere Stimmung ſich ſo ganz in eine finſtere, trübſinnige umgewandelt hatte, wie er ſichtlich mit einer peinlichen Bewegung kämpfte. Nur die Großmutter, was mir unbegreiflich ſchien, war und blieb fröhlich, ja ich habe ſie ſelten in ſo ſcherzhafter Laune geſehen. Hätte nicht Friedrichs Weigerung, hier zu bleiben, ſie ebenfalls verſtimmen, ihr mindeſtens unangenehm auffallen ſollen? Aber dieſe Frau hat längſt jedes ſelbſtſüchtige Gefühl ausgezogen. Ich habe einen neuen Beweis davon erhalten, den ich dir bei unſerm erſten Wiederſehen mittheilen will. Welch eine Frau! welch ein Gemüth! Gewiß, ſie gehört jezt ſchon mehr als zur Hälfte dem Himmel an.

Wir waren bei dem ſchönſten Abend heimgegangen, unter Geſprächen, welche die Großmutter und Friedrich

Digitized by Google

mit einander führten, denn ich konnte nichts ſagen; eine unüberwindliche Trauer und vielleicht auch der Gedanke, wie einſam es bald hier ſeyn dürfte, hatten ſich meiner bemächtigt, und die Pracht der Natur, die mich umgab, konnte mich meinen ſchwermüthigen Empfindungen nicht entreißen. Meine Augen waren beim Nachteſſen von Thränen ſchwer; ich glaubte, wahrſcheinlich mit Unrecht, in den Mienen meiner Verwandten einem heimlichen Grolle zu begegnen, das Gefühl der Verlaſſenheit, das ich in der jüngſten Zeit nicht mehr ſo ſchmerzlich empfunden hatte, drang wieder auf mich ein — ich fühlte mich höchſt unglücklich!

Als wir uns in unſere Zimmer zurückgezogen hatten, konnte ich mich nicht entſchließen, zu Bette zu gehen; ich mußte aus der engen Zimmerluft weg, die mir die Seele einpreßte! Deßhalb ſchlich ich leiſe durch das Bibliothekzimmer auf die Altane und von dort in den Garten; du erinnerſt dich wohl, wie oft uns beide da die Mitternacht geſehen hat. Als ich zu unſerer Laube gekommen war, trugen mich meine Füße nicht weiter; ein mir ganz fremder Schmerz löſte jede Kraft meines Weſens auf, und die ungewöhnliche Schwäche ſelbſt beklemmte mich noch mehr. Den Kopf auf den Tiſch geſtützt, verlor ich mich in zahlloſe Träumereien und fühlte faſt nicht, daß meine lange verhaltenen Thränen reichlich floſſen, daß meine Bruſt ſich krampfhaft hob, und Seufzer und leiſes Stöhnen ſich ihr entwanden. Mir war zu Muthe, als ſollte ich mich zu Tode weinen; ich mußte ihm ja verächtlich erſchienen ſeyn, als ich mit unzarter Hand ſein aufgeregtes Gemüth verlezte! Lange mochte ich ſo geſeſſen haben, denn Zeit und Raum waren nicht mehr für mich da; jezt fühlte ich meine kalte Hand von einer warmen feſt gefaßt, und ehe der Schreck mir einen Schrei entreißen konnte, hörte ich eine liebe Stimme fragen: „Gott! warum weinen Sie, Pauline?“ Wahrlich, glaube mir, Wilhelmine, es gibt Minuten im Leben, wo, ſelbſt bei dem ruhigſten, leidenſchaftloſeſten Geſchöpfe, das ſchmerzlich bewegte Herz jede Feſſel ſprengt, mit welchem Anſtand und weibliche Zurückhaltung es umſchlingen. Es iſt vielleicht nicht gut, aber der Natur gemäß. Als Friedrich ſo fragte, mit weichem, faſt zärtlichem Tone, da fiel alles heute Vorgegangene, alles ſchon lange Getragene mit betäubender Gewalt auf mich, und auch mir brach ein ſolcher Augenblick an. Mein Schluchzen vermehrte ſich, ich vermochte den Arm nicht zurückzudrängen, mit welchem er mich umfing, mein Kopf lehnte ſich an ſeine Bruſt und: „Ich habe Sie heute unvorſichtig gekränkt! vergeben Sie mir!“ war alles, was ich ſagen konnte. Ich fühlte mich von dem umſchlingenden Arm ſanft an ein Herz gedrückt, deſſen heftige Schläge gegen meine Wange pochten und mir faſt die Beſinnung raubten. Ich hätte mich ihm entwinden ſollen; liebe Wilhelmine, tadle mich nicht zu ſehr, daß ich es nicht that, daß ich Alles vergaß, Himmel und Erde, daß ich es ſogar duldete, als ſein Geſicht ſich über mich beugte, als ſein Mund ſich auf meine Lippen drückte. „Ich habe mehr, weit mehr geſündigt als Sie, liebe Pauline, und bedarf Ihrer Vergebung mehr, als Sie der meinigen,“ flüſterte er leiſe. „Von einem ungerechten Vorurtheile beſtochen, ließ ich mich in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft oft verleiten, Sie unartig und mit ungeziemender Härte zu behandeln. Sie haben meine Thorheit nachſichtig ertragen, haben mich höchſtens mit größerer Kälte beſtraft, und es darf Ihre kleine Neckerei von heute Nachmittag, die Sie ſo ſchön wieder gut machen, nicht mit dem Unrechte verglichen werden, das ich Ihnen that. Liebes Mädchen,“ fuhr er fort, indem er ſich neben mich ſezte und mich, als ich mich ihm entziehen wollte, noch feſter an ſich drückte, „dürften alle Mißverhältniſſe zwiſchen uns ſich ſo ſanft löſen, möchte die Scheidewand fallen, die mich von Ihnen trennt, möchte ich ſagen dürfen: meine Pauline!“

Dieſe Worte, die Leidenſchaft, mit welcher er ſprach, ließen mich auf einmal wieder meine Lage klar ins Auge faſſen. Dieſes Beiſammenſeyn, in der Stille der Nacht, ohne daß Jemand es wußte, mit einem Manne, der mir nicht angehören konnte, ſeine aufgereizte Stimmung, meine Schwäche, Alles erſchien mir in einem furchtbaren Lichte, und ſo ſehr ſeine Aeußerungen meinem Herzen geſchmeichelt hatten, ſo vermochte ich es doch, mich ſeinem Arme zu entziehen und ihm ruhig eine freundliche gute Nacht zu ſagen. „Ich habe kein Recht, Sie zurückzuhalten, Pauline,“ ſagte er mit traurigem Tone, „und muß überall geſchehen laſſen, was ich nicht ändern kann, ohne aufzuhören, eines ſchönern Glückes würdig zu ſeyn. Aber bei der Heiligkeit dieſer Stunde, die mir nie wiederkehren wird, beſchwöre ich Sie, zu glauben, daß keinem Menſchen auf Erden Ihr Glück wichtiger iſt, als mir. Bald werde ich auf immer von dieſem Paradieſe ſcheiden; wollen Sie mir verſprechen, daß die Erinnerung an mich nicht ganz in den Hintergrund treten ſoll, daß Sie in den Armen eines Glücklichern zuweilen meiner und dieſer Minute gedenken werden?“ Welches weibliche Herz hätte dieſen weichen und doch ſo innerlich kräftigen Worten widerſtehen können? Ich vermochte es nicht, Wilhelmine! Mein Geſicht beugte ſich über ſeinen Kopf, meine Hand fügte ſich in die ſeinige und ohne Laut ſprach ich das Gelübde aus, ſeiner ewig — unwandelbar zu gedenken! Dann trugen meine zitternden Füße mich in mein Zimmer, wo ich nicht ſchlief, und erſt mit Anbruch des Tages hörte ich ihn zurückkehren. — Komm zu mir, liebe Wilhelmine, komm zu mir! und laß mich an deinem Herzen leiſe ſagen: Armer Friedrich! arme Pauline!

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Entthronte Schriftſteller.

Man könnte eine lange Liſte von Schriftſtellern entwerfen, welche ſeit der Julirevolution literariſch untergegangen ſind, nachdem ſie vorher durch Talent, Beharrlichkeit und ſogar Kühnheit geglänzt hatten. Für dieſe iſt die politiſche Revolution zugleich eine geiſtige geweſen und hat ihren Thron umgeſtoßen, ſo gut als den Karls X. Zu dieſen Schriftſtellern gehört vorzüglich de Pradt, der ehemalige Erzbiſchof, welcher den Höfen Europa's mit ſeinen geiſtreichen Flugſchriften über politiſche Begebenheiten und mit ſeinen Aufſätzen in den Zeitſchriften ſo viel zu ſchaffen machte, daß ſie es zuweilen weit bequemer fanden, dieſelben zu proſcribiren, als zu widerlegen. Während der Reſtaurationszeit war er der eifrigſte Schriftſteller für Verfaſſung und Staatsrecht und der witzigſte Bekämpfer alles politiſchen Unfugs der Macht oder der Mächte. Man hätte denken ſollen, nach der Julirevolution werde er triumphirend hervortreten und in eben dem Sinne zu kämpfen fortfahren; aber die Belgier haben ihm die Penſion genommen, die er zuvor wegen Abtretung ſeines ehemaligen Erzbisthums bezog; der Mann iſt mürriſch geworden, hat einen Groll wider die Parthei der Bewegung gefaßt, ſie einigemal in den Zeitungen ausgeſcholten und iſt dann von dem politiſchen Schauplatze verſchwunden. Es heißt, er lebe auf ſeinem Gute in Auvergne und treibe Landwirthſchaft mit eben ſo vielem Eifer, als er zuvor Politik trieb. Seine Schriften ſind in der öffentlichen Meinung ſehr gefallen, zumal die meiſten nur auf vorübergehende Tagesbegebenheiten berechnet waren, und man kann ſie bei den Büchertrödlern wohlfeil kaufen. Es iſt Schade um den vielen darin verſchwendeten Witz. Es ließen ſich vortreffliche Stücke daraus ziehen und zuſammenſtellen. Ein anderer Auvergnate und Landsmann de Pradts, Graf Montloſier, hat kein beſſeres Schickſal gehabt. Welch ein Aufſehen erregte dieſer Mann während der Reſtauration durch ſeine Schriften wider den Jeſuitengeiſt! welchen Einfluß hatten dieſe mehrmals aufgelegten Schriften auf die öffentliche Meinung! wie behutſam mußte damals ihrenthalben die jeſuitiſch geſinnte Regierung zu Werke gehen! Nach der Julirevolution glaubte man nichts Beſſeres thun zu können, als daß man einen ſo beredten Widerſacher der Jeſuiten zur Pairswürde erhob. Der Mann hielt ſich nun, als eine äußerſt wichtige Perſon, für verbunden, bei allen Gelegenheiten ſeine Meinung zu ſagen, redete bei jeder Gelegenheit und ſprach ſo viel ungereimtes Zeug, daß man verſucht war, zu fragen, ob dieſer Redner eben der Montloſier ſey, welcher ſich früher als ein ſo trefflicher Ankläger der Jeſuiten gezeigt hatte. Seine Schriften ſind noch tiefer geſunken, als die des Abbé de Pradt, und alle Bücherbuden ſind mit Exemplaren ſeiner ſogenannten Mémoires überſchwemmt. Wer hätte nicht glauben ſollen, der Dichter Barthélemy, der in den lezten Jahren der Reſtauration mit ſeinem Freunde Méry einen ſo großen Aufſchwung genommen hatte, werde ſtets in der franzöſiſchen Dichtkunſt ein Stern erſter Größe bleiben, und für ihn werde die Julirevolution erſt den Anfang einer ruhmvollen Laufbahn bezeichnen, zumal er noch in der vollen Jugendkraft ſtand? Allein der junge Dichter hat es ſich einfallen laſſen, umzuſatteln und aus einem unabhängigen, freiſinnigen Dichter ein miniſterieller Dichter zu werden, und mit einemmale hat er ſelbſt das Gebäude ſeines Ruhms umgeſtürzt.

(Der Beſchluß folgt.)

Petersburg, September.

(Beſchluß.)

Die Ruſſen in Paris.

Der Kaiſer belohnte reichlich, ſowohl die ruſſiſchen Offiziere, als die der Alliirten; deßgleichen zeichnete er auch manche franzöſiſche Beamten aus. Einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller Frankreichs drang aus dem Supplikantenhaufen im Audienzzimmer des Chefs des Generalſtabs auf den Kaiſer zu und rückte, nach vielen ſchimmernden Phraſen, endlich mit dem Wunſche heraus: „La moindre décoration russe me rendra heureux.“ Außer den verliehenen Ordenszeichen wurde noch auf kaiſerlichen Befehl Geld zur Vertheilung unter die Armen den Kirchſpielsgeiſtlichen zugeſtellt. Eines Tages opferten die Pariſer Wechsler zum Beſten unſerer Verwundeten achttauſend Franken, die ſie durch den Austauſch ruſſiſcher Aſſignate gewonnen hatten. Der Kaiſer bezeugte ihnen ſeinen Dank, theilte den Betrag in vier Theile, von denen er ein Viertel für die Ruſſen behielt, den Reſt aber den Oeſterreichern, Preußen und Franzoſen zuſtellte.

Unvergeßlich bleibt der Oſterſonntag, an dem wir ein Feſtgebet auf dem Platze Ludwigs XV. anſtellten. Zur Verrichtung des Gottesdienſtes war ein Altar da errichtet, wo einſt ein Blutgerüſte ragte. Vom frühen, ſchönen Morgen an ſtanden unſere Truppen in den Gaſſen und auf den Plätzen aufgeſtellt, und unüberſehbare Volkshaufen bedeckten dieſe, ſo wie den anſtoßenden Garten der Tuilerien und die elyſäiſchen Felder. Der Kaiſer, von einer Menge von Fremden begleitet, unter denen auch einige franzöſiſche Marſchälle und Generale, ritt an den Truppen vorüber, und als er auf dem Platze, wo der Gottesdienſt vollzogen werden ſollte, angekommen war, beugte er mit Allen, die ihn umringten, die Knie da, wo zwanzig Jahre zuvor das Blut eines edeln Fürſten unter den Händen entmenſchter Wütheriche floß. Stets beflügelt das Gebet die Seele; allein mit unausſprechlichen Gefühlen durchdrang es uns, als wir unſern Dank zu dem Höchſten im Herzen von Paris emporſandten. Dieſer Tag war die Feier der Frömmigkeit Alexanders. In alten und neuen Zeiten ſind Reiche erobert worden, allein noch kannte man kein Beiſpiel, daß der Sieger, mitten in der von ihm entzückten Hauptſtadt, ſich nur ein Werkzeug der Vorſehung genannt und ihr allein ſein Waffenglück in Demuth zugeſchrieben hätte. Nach Beendigung des Gebets wurden die ruſſiſchen Kanonen gelöst; der Donner des Geſchützes, der plötzlich nach der tiefen Stille des Gebets einfiel, brachte eine allgemeine, tiefe Erſchütterung hervor.

Wir ſchließen dieſe Auszüge mit nachſtehendem, unter den Beilagen des Buches angeführten Artikel des Journal des Debats vom 28ſten April 1814.

„Wir hörten junge ruſſiſche Offiziere am Tage ihres triumphirenden Einzugs in Paris von der langen Reihe der Waffenthaten, die ihren Zug von den Ufern der Moskwa bis zu denen der Seine bezeichnet, wie von einem Vorgange reden, bei dem ſie der Finger Gottes geleitet habe, ohne daß ſie ſich einen andern Ruhm beilegten, als den, daß er ſie zu Rüſtzeugen ſeiner Barmherzigkeit auserkoren; und dieſes Alles mit einer Seelenruhe und in ſo einfachen und leutſeligen Ausdrücken, daß man dieſe Sprache Anfangs für die ausgeſuchteſte Artigkeit zu halten verſucht war. Allein ſie zeigten uns zugleich eine ſilberne Denkmünze, die Alle, vom lezten Soldaten bis zum höchſten Offizier, auf der Bruſt tragen. Die Hauptſeite zeigt das Sinnbild der Vorſehung, die Kehrſeite in ruſſiſcher Sprache den Bibelſpruch: „Non nobis, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam.“ (Ne nam, ne nam! a Jmeni Twoemu!)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. September 1833.

La même fermeté qui sert à résister à l'amour sert aussi à le rendre violent et durable.

Larochefoucault.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Daß du mich nicht verrathen haben konnteſt, mein Freund, wußte ich, ehe ich deinen Brief erhielt und bevor mir eine Aufklärung in dieſer Sache wurde. Alles, was du ſonſt noch Räthſelhaftes ſchreibſt, daß dir ein Theil der Verhältniſſe bekannt geweſen ſey, daß du dich jedoch durch die wichtigſten Gründe bewogen gefühlt habeſt, mir dieſe Mitwiſſenſchaft zu verſchweigen und mich ganz frei handeln zu laſſen, das alles wollen wir einſtweilen dahingeſtellt ſeyn laſſen, denn mein Gemüth iſt zu ſehr bewegt, mein Herz zu peinlich zerriſſen, als daß ich mich jezt damit abgeben könnte, ſolche Dunkelheiten aufzuklären. Ich will dir trauen, Kurt, wie du es begehrſt, wie ich in den Tagen der fröhlichen Jugend mich oft willenlos der Leitung meines ältern, weiſern Freundes dahingab. Ich könnte ja in der Minute, wo ich im Begriffe ſtehe, jedem Glücke meines Lebens, der heiterſten Gegenwart und der ſeligſten Zukunft zu entſagen, nicht auch noch den Freund meines Herzens verlieren, ohne zu verzweifeln. Laß mich darum die Augen ſchließen über alles, alles, was mich von dir trennen könnte.

Ich habe dir in meinem lezten Briefe geſchrieben, daß meine Großmutter Vorbereitungen treffe, uns in ihrem Hauſe einen Ball zu geben, weil, wie ſie in ihrer heiterſten Laune ſagte, ſie ihre Enkelkinder einmal tanzen ſehen wolle. Du magſt dir vorſtellen, wie wenig ich bei meiner Gemüthsſtimmung, und beſonders ſeit jenem Vorfalle mit Paulinen, der entzückende und quälende Ahnungen zugleich in mir empor keimen ließ, zu einer ſolchen Freude aufgelegt war. Aber wie hätte ich das Vergnügen der liebenswürdigen Matrone ſtören mögen, die, das eigene Alter und ihre Bequemlichkeit vergeſſend, ſo herzlich froh mit den Fröhlichen zu ſeyn verſteht. Ich gab mich zu Allem hin und verbarg meine Leiden, meine Entſchlüſſe tief in der wunden Bruſt. So kam der Tag heran, der zu dem Feſte beſtimmt war. Ich wollte denſelben vorüber gehen laſſen, ehe ich meiner Großmutter den Plan meiner Entfernung aus dem Vaterlande und meiner wahrſcheinlichen Anſiedlung auf dem Schauplatz meines erſten Jugendlebens mittheilen würde, und ließ nun noch jeden wehmüthig ſchönen Eindruck in meine Seele dringen. Mehr als in der lezten Zeit gönnte ich mir den Genuß unſeres Familienlebens, der innigen, heiteren Liebe, die mir überall entgegen kam; ich ſog gleichſam das Glück, das ich verlaſſen ſollte, mit vollen Zügen in mich, damit

Digitized by Google

die Erinnerung an dieſe ſeligen Tage, in denen der herbſte Schmerz mit der höchſten Wonne ſich vereinigte, durch meine ganze öde Zukunft hinreichen möge. Ich half bei den Anordnungen des Feſtes, deſſen Einrichtung ſo geſchmackvoll war, wie alles, was aus meiner Großmutter Phantaſie hervorgeht; ich vermied kein Zuſammentreffen mit Paulinen, die mit ſo unbegreiflicher Kraft ſich beherrſchte, ſo gleichmüthig ſchien, daß ich meine Vorſtellungen von dem Zuſtande ihres Herzens bald als Eitelkeit angeſehen haben würde, wenn nicht zuweilen ein an ſich unbedeutender Umſtand meine — ſoll ich ſagen, meine Hoffnungen? — wieder angefacht hätte.

Vorgeſtern, an dem Tage des Balles, konnte ich es indeſſen nicht mehr im Hauſe aushalten; es ſchien mir, als ſey dieſer Abend, an welchem ich, meinem beſſern Gefühle zum Trotz, mit Paulinen Bruſt an Bruſt durch die Reihen fliegen und ſie mir als die Meinige wenigſtens vorſtellen wollte, der Scheidepunkt meines Lebens, als gebe es darüber hinaus für mich keine Zukunft mehr. Schon Vormittags entfernte ich mich mit dem Bedeuten, daß ich wahrſcheinlich erſt heim kommen werde, wenn meine Gegenwart zum Empfang der Gäſte nothwendig ſey. Meine Großmutter, die gewiß einen Theil deſſen, was in mir vorgeht, durchſchaut hat, und deren Zärtlichkeit ſich mit jedem Tage erhöht, ſah mich bedeutend an, und ihr Blick hat das Eigenthümliche, daß er plötzlich alle verhehlten und zurückgedrängten Empfindungen in Bewegung bringt; ich beugte mich auf ihre eine Hand, um meine Gefühle nicht allzu ſichtbar werden zu laſſen, ſie legte ſanft die andere auf meinen Kopf und ſagte mit leiſen Tönen: „Friedrich! in dem eignen Willen muß der Menſch ſeinen Frieden ſuchen und dann ruhig dem Schickſal, das es oft beſſer mit uns macht, als wir meinten, die Löſung des Knotens überlaſſen. Thue auch Du dem alſo und verliere die Kraft Deiner Seele nicht in weichen Träumereien!“ Dieſe Worte, deren Wahrheit ich in der innerſten Tiefe meines Weſens fühlte, begleiteten mich auf meinem einſamen Spaziergange. Es iſt ſeltſam, welche Gewalt die ruhige und doch ſo zarte Haltung dieſer Frau auf ihre Umgebungen ausübt, und wie man ſich kräftiger, beſſer, zu allem Guten aufgelegter fühlt, wenn man in ihr mildes, freundliches Auge geblickt, wenn die Seele ihre gehaltvollen Worte in ſich aufgenommen hat. Mein Wille ſollte mir Frieden bringen! Ich beſchloß alſo, durch keine Unvorſichtigkeit, und könnte ſie mir auch die Ueberzeugung des höchſten Glückes meiner Liebe erwerben, Paulinens Ruhe zu gefährden, und erſt an dem namenloſen Schmerz, den mir dieſer Vorſatz verurſachte, fühlte ich, wie groß und wie unheilbringend meine Erwartungen geweſen waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

Hundert und fünf und neunzigſter Brief.

Mittwoch Mittags, 1809.

Eugen ſagte mir, du ſeyeſt geſtern ganz traurig geweſen, *) das iſt nicht gut, meine Freundin; das iſt gegen dein Verſprechen. Es war mir höchſt langweilig, die Tuilerien wieder zu ſehen; **) dieſer große Pallaſt ſchien mir leer und ich fand mich dort iſolirt. Adieu, meine Freundin; lebe wohl.

Zweihundert und vierter Brief.

Trianon, den 17ten Januar 1810.

Meine Freundin, d'Audenarde, den ich dir dieſen Morgen geſchickt habe, ſagt mir, du habeſt keinen Muth mehr, ſeitdem du in Malmaiſon biſt. Und doch iſt dieſer Ort ganz voll von unſern Empfindungen, die niemals ſich verändern können und dürfen, wenigſtens von meiner Seite. Ich habe großes Verlangen, dich zu ſehen, aber ich muß verſichert ſeyn, daß du ſtark biſt, nicht ſchwach, wie bisher; ich bin es auch ein wenig, und das verurſacht mir eine höchſt widerwärtige Empfindung (cela me fait un mal affreux). Adieu, Joſephine, gute Nacht. Wenn du an mir zweifelteſt, ſo würdeſt du ſehr undankbar ſeyn.

Zweihundert und eilfter Brief.

(Nach Elyſée-Napoleon.)

Den 19ten Februar 1810.

Meine Freundin, ich habe deinen Brief erhalten. Ich wünſche dich zu ſehen; doch die Reflexionen, die du machſt, können wahr ſeyn. Es könnte vielleicht einige Inkonvenienzen haben, wenn wir uns während des erſten Jahrs unter Einem Dache zuſammen fänden. Indeſſen iſt Beſſieres Landhaus zu weit entfernt, um an demſelben Tage wieder zurückzukehren; ***) auf der andern Seite habe ich ein wenig Schnupfen, und bin nicht ſicher, ob ich hingehe. Adieu, meine Freundin.

(Wir ſchalten hier ein Schreiben Joſephinens ein, datirt aus Navarra vom 19ten April (alſo nach der Vermählung des Kaiſers mit Marie Luiſe, die bekanntlich am 11ten März Statt hatte, geſchrieben), damit die darauf ſich beziehende Antwort Napoleons verſtanden werde.

Sire!

Ich habe durch meinen Sohn die Verſicherung erhalten, daß Eure Majeſtät meine Rückkehr nach Malmaiſon genehmigen und mir die Vorſchüſſe haben bewilligen wollen,

*) Joſephine nebſt ihrer Tochter ſpeiſten zwei Tage vorher bei Napoleon in Trianon.

**) Nach der Rückkehr von Trianon.

***) Joſephine hatte früher die Abſicht, bei Beſſieres zu ſpeiſen, und an demſelben Tage wieder zurückzukehren und in Paris zu übernachten.

Digitized by Google

die ich mir zur Herrichtung des Schloſſes von Navarra erbeten habe. Dieſe zweifache Gunſt, Sire, beſeitigt großentheils die Unruhe, ja die Beſorgniſſe, welche das lange Stillſchweigen Eurer Majeſtät mir eingeflößt hatte. Ich befürchtete, ganz aus Ihrem Andenken verbannt zu ſeyn; ich ſehe, daß ich es nicht bin, und ſo bin ich jezt weniger unglücklich, ja ſo glücklich, als ich es künftig ſeyn kann. Ich werde, da Eure Majeſtät nichts dagegen haben, am Ende des Monats nach Malmaiſon gehen. Ich würde, ich muß es Ihnen ſagen, Sire, von der Freiheit, welche Ew. Majeſtät mir in dieſer Beziehung laſſen, nicht ſo bald Gebrauch gemacht haben, wenn die Wohnung in Navarra nicht wegen meiner Geſundheit und der der Perſonen meines Hauſes dringende Reparationen verlangte. Meine Abſicht iſt, in Malmaiſon ganz kurze Zeit zu verweilen; ich werde mich bald von dort entfernen, um ins Bad zu reiſen. Doch können, ſo lange ich in Malmaiſon bin, Ew. Majeſtät verſichert ſeyn, daß ich dort ſo leben werde, als wäre ich tauſend Meilen von Paris e tfernt. Ich habe ein großes Opfer gebracht, Sire, und ich fühle jeden Tag mehr die Größe deſſelben. Doch dieſes Opfer wird das ſeyn, was es ſeyn muß, es wird vollſtändig von meiner Seite ſeyn. Eure Majeſtät werden in Ihrem Glücke durch keine Klagen geſtört werden.

Meine Wünſche für das Glück Eurer Majeſtät werden nie aufhören. Es könnte ſeyn, daß ich ſelbſt den Wunſch hegte, Sie wieder zu ſehen; doch können Ew. Majeſtät verſichert ſeyn, daß ich ſtets Ihre neue Lage reſpektiren werde. Ich werde ſie ſtillſchweigend reſpektiren; vertrauend den Geſinnungen, mit denen Sie mir einſt zugethan waren, werde ich zu keinem neuen Beweis derſelben Veranlaſſung geben; ich werde Alles von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrem Herzen erwarten.

Nur Eine Gnade erbitte ich mir von Ew. Majeſtät, und ſie beſteht darin, daß Sie geruhen mögen, ſelbſt ein Mittel zu erſinnen, um ſowohl mich als meine Umgebungen manchmal zu überzeugen, daß ich immer noch einen kleinen Platz in Ihrem Andenken und einen großen in Ihrer Achtung und Ihrer Freundſchaft einnehme. Dieſes Mittel, worin es auch beſtehe, wird meine Leiden mildern, ohne daß dadurch, wie mich dünkt, das, was mir vor Allem am Herzen liegt, das Glück Eurer Majeſtät, einer Gefahr ausgeſezt würde.)

Zweihundert und dreizehnter Brief.

(Nach Navarra. Antwort Napoleons auf das vorhergehende Schreiben.)

Compiègne, den 21ſten April 1810.

Meine Freundin, ich habe deinen Brief vom 19ten April erhalten; er iſt in einem ſchlechten Style geſchrieben. Ich bin ſtets derſelbe; Leute meines Gleichen verändern ſich niemals. Ich begreife nicht, was Eugen mag geſagt haben. Ich habe dir nicht geſchrieben, weil du mir nicht geſchrieben haſt, und weil ich zu allem, was dir angenehm ſeyn kann, gern bereit bin.

Mit Vergnügen ſehe ich, daß du nach Malmaiſon gehſt und daß du zufrieden biſt; ich werde es gleichfalls ſeyn durch Nachrichten, die ich von dir erhalte und die ich dir von mir gebe. Ich ſage nichts weiter, bis du dieſes Schreiben mit dem deinigen verglichen haſt, und dann magſt du ſelbſt urtheilen, wer der beſſere Freund des andern iſt, du oder ich. Adieu, meine Freundin, lebe wohl und ſey gerecht gegen dich und gegen mich.

(Hierauf erfolgte nachſtehende Antwort ohne Datum: Tauſend, tauſend herzlichen Dank, daß du mich nicht vergeſſen haſt. Mein Sohn hat mir deinen Brief überbracht. Mit welcher Begierde habe ich ihn geleſen, und doch brauchte ich viel Zeit dazu; denn es iſt nicht ein Wort darin enthalten, das mir nicht Thränen entlockte; aber dieſe Thränen waren ſo ſüß! Ich habe mein Herz ganz wiedergefunden, und ſo, wie es immer ſeyn wird; es gibt Empfindungen, die das Leben ſelbſt ſind und die nur mit ihm endigen können. — Ich würde verzweifeln, wenn mein Brief vom 19ten dir mißfallen hätte; ich erinnere mich nicht mehr ganz der Ausdrücke, aber ich weiß, welch ein höchſt peinliches Gefühl ihn eingegeben hatte: es war der Kummer darüber, daß du mich ohne Nachrichten ließeſt. — Ich ſchrieb dir bei meiner Abreiſe von Malmaiſon, und wie oft wollte ich nicht ſeitdem an dich ſchreiben! Allein ich begriff die Urſache deines Stillſchweigens, und ich fürchtete, zudringlich zu ſeyn, wenn ich ſchriebe. Dein Brief war Balſam für mich. Sey glücklich, ſey es ganz, wie du es verdienſt; mein ganzes Herz ſpricht zu dir. Du haſt mir ja auch mein Theil Glück gegeben, und ich fühle es lebhaft, dieſes Glück: nichts kann für mich höhern Werth haben, als ein Beweis deines Andenkens. Adieu, mein Freund; ich danke dir eben ſo zärtlich, wie ich dich ewig lieben werde.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Entthronte Schriftſteller.

Man achtete Barthélemy hoch, als er, ein einzelner Mann, auf die bloße Volksgunſt geſtüzt, dem mächtigen Villèle oder Peyronnet Troz bot und ſich ihrer Verfolgung bloßſtellte. Alle Achtung für ihn iſt fort, ſeitdem man ihn im Verdacht hat, aus Gewinnſucht ſich von der Volkspartheí getrennt zu haben. Aus dem, was er jezt dichtet, leuchtet immer noch Dichterfeuer; allein man argwohnt immer, es werde von der Polizei angefacht, und dieſer Argwohn verdirbt dem Publikum den Genuß an den Geiſtesprodukten Barthélemy's; es ſteht zu befürchten, daß es ihm nie gelingen wird, ſich wieder zu dem hohen Standpunkte in der öffentlichen Meinung emporzuſchwingen, worauf er in der lezten Zeit Karls X. ſtand. Auch Salvandy hat ſich nicht auf der Höhe erhalten können, wohin er ſich vor der Julirevolution geſchwungen hatte. Anſtatt wie zuvor der Führer der freiſinnigen Welt zu ſeyn, iſt er unerwartet mit einer Flugſchrift aufgetreten, worin er ſeine vorigen Geſinnungen zu verläugnen ſcheint. Eine andere Klaſſe in der öffentlichen Meinung

Digitized by Google

herabgeſunkener Schriftſteller bilden die ehemaligen Napoleonſchen Journaliſten, die unter dem Kaiſerthum als klaſſiſche Schriftſteller verehrt und reichlich beſoldet wurden und unter der Reſtauration als Oppoſitionsmänner und verfolgte Schlachtopfer eine Art von Popularität erlangt hatten; dahin gehören Jouy, Arnault, Jay, Tiſſot und auch Etienne, wiewohl lezterer, da er wirklich ein talentvoller Schriftſteller und gewandter Redner iſt, noch am wenigſten von allen in den Augen des Publikums verloren hat. Dieſe Herren haben ſich zu jeder Zeit gut durchzuhelfen gewußt. Während des Kaiſerthums prieſen ſie den mächtigen Herrſcher, dichteten ſein Lob in ſchwerfälligen Alexandrinern, oder kommentirten die Bülletins der großen Armee in den Zeitungen, und hatten dabei bequeme und einträgliche Stellen. Nach dem Sturze des Kaiſerthums fiel alles dieſes weg; allein ſie wußten ſich bald eine neue Bahn zu brechen, ſie legten Zeitungen und Zeitſchriften an, prieſen Freiheit und Kaiſerthum zugleich, obſchon beides nicht wohl zu vereinigen war, und je mehr ſich die Bourbonſche Regierung es angelegen ſeyn ließ, das Kaiſerthum zu verſchreien und die Erinnerung an die vielen Siege deſſelben zu verwiſchen, deſto emſiger ſtellten jene Herren dieſe Begebenheiten dem Publikum wieder vor Augen. Ihre Zeitſchriften hatten vortrefflichen Abſaz, und ſie zehrten gemächlich während fünfzehn Jahren von den Napoleonſchen Feldzügen. Die Revolution von 1830 veränderte plözlich ihre Stellung. Alles, was ſie unter der Bourbonſchen Regierung erlitten oder nicht erhalten hatten, wurde ihnen nun zu gute gerechnet. Sie ließen ſich von der jezigen Regierung belohnen und anſtellen, und wurden zum Theil ihre Lobredner in den Zeitungen; aber ihr Anſehen iſt dahin. Die jungen Schriftſteller, welche unterdeſſen aufgekommen und von dem Kaiſerthum nicht ſo außerordentlich eingenommen ſind, machen ſich auf Koſten des Imperialiſtenſtyls jener Herren luſtig und bezeugen gar keine Achtung vor den klaſſiſchen Trauerſpielen und den ſonſtigen Dichtungen derſelben. Jouy hatte ſich während der Reſtauration einen neuen Ruf durch ſeinen Ermite de la chaussée d'Antin erworben; allein anſtatt ſich damit zu begnügen, hat er das Ermitenweſen ganz ausbeuten wollen, und die Forteſezungen ſind mittelmäßig ausgefallen. Zulezt hat er den unglücklichen Einfall gehabt, ſeine bändereichen Werke ſammeln zu wollen; dieſe Sammlung iſt aber mißrathen. Jay, der ſonſt gute Journalartikel ſchrieb, aber nie ein bedeutendes Werk zu Tage förderte, hat ſich zum Deputirten ernennen laſſen und iſt ſeitdem ein eifriger Anhänger des Miniſteriums. Etienne iſt Vizepräſident der Kammer, und obſchon auch er dem Miniſterium zugethan iſt, ſo weiß er doch einen Schein von Unabhängigkeit beizubehalten; ein Beweis, daß er gewandter iſt, als die Andern. Alle ſind Akademiker geworden. Arnault, Jay und Jouy unterlaſſen nimmer in ihren akademiſchen Reden, ſo oft ſich die Gelegenheit darbietet, gegen die Romantik ſich zu ereifern und dem ſogenannten klaſſiſchen Geſchmacke zu huldigen; dieß gibt aber den jungen Schriftſtellern nur Gelegenheit, ſich über die imperialiſtiſchen Redner luſtig zu machen. Noch ein Mann hat ſeit den lezten drei Jahren in der öffentlichen Achtung viel verloren, nämlich Couſin, der Profeſſor der Philoſophie. So lange er noch Philoſophie vortrug, hatte er einen außerordentlichen Zulauf; die Pariſer verſtanden ſeine philoſophiſche Sprache nicht recht; allein da er fließend ſprach und mit einem gewiſſen poetiſchen Feuer ſeine Vorträge hielt, ſo vermutheten ſie, es ſtecke viel, ſehr viel dahinter. Er kannte auch ſein Publikum ſehr gut und war ſo klug, ſeinen Vorträgen manchmal einen politiſchen Anſtrich zu geben; man wußte es ihm Dank, daß er dem von der Regierung damals ſtark begünſtigten Obſkurantismus entgegen arbeitete, und die Regierung that ihm die Ehre an, ſeine Vorträge für ſehr gefährlich zu halten, und zwar für eben ſo gefährlich, als Guizots geſchichtliche Vorleſungen. Das Publikum betrachtete ihn als einen Verfolgten. Alles dieſes hat ſich ſeit der Julirevolution geändert. Die Freunde des Profeſſors der Weltweisheit ſind an das Staatsruder gekommen und haben ihn nicht vergeſſen. Couſin ſelbſt hat dafür geſorgt, daß man ihn nicht übergehe, und eine Ehrenſtelle nach der andern iſt ihm zu Theil geworden. Einem Philoſophen hätte man es nicht zugetraut, daß er nach zeitlichen Gütern ſo lüſtern ſeyn könnte, und ſeitdem er Pair de France, Generalinſpektor der Univerſität, Akademiker und ich weiß nicht, was ſonſt noch iſt, hat ſein philoſophiſcher Ruf bedeutend abgenommen. Auch über ihn pflegen die kleinen Tageblätter zu wizeln, und ſogar in den größern wird ihm zuweilen ſein Ehrgeiz hart vorgeworfen. Man beſtreitet ihm ſogar die Autorſchaft einiger ſeiner Schriften, und findet Grund zum Tadel, wo man ſonſt nur zu loben hatte. Couſin aber erwidert nichts auf alle dieſe Sticheleien und Vorwürfe, ſizt ruhig in ſeiner Glorie als Pair de France, und in dieſer Hinſicht wenigſtens zeigt er die Langmuth eines ſtoiſchen Philoſophen.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 227:
Das Eis.

Räthſel.

Vom Himmel kam mit ſchnellen Schritten
Auf Erden eine Pilgerin,
Gab ſich zum Dienſt dem Menſchen hin,
Der ohne ſie ſich lang gelitten;

Dient ihm im Keller, in der Küche,
Als Freundin Abends und bei Nacht,
Zieht, wenn er ſie dazu gebracht,
Aus rohem Stoff ihm Wohlgerüche.

Sie plaudert freundlich am Kamine
Und küßt ihm zierlich ſeine Hand:
Doch eh' er ſich oft umgewandt,
Verändert ſie die ſüße Miene.

Sie reißt ihm weg den Vorhang plözlich,
Und tobt und lärmt durch's ganze Haus,
Sucht ſich die beſte Nahrung aus,
Und frißt, und frißt, und wächst entſezlich;

Da ſteht ſie, wie ein mächt'ger Rieſe,
Und ſtreckt die grimme Zung' heraus,
Schon ruft ſein Ach! der Herr vom Haus,
Ob Niemand ihr den Rückweg wieſe.

Doch ja, die Helfer ſteh'n geſchäftig
Und ſprühen Staub ihr ins Geſicht,
Davor beſteht die Rieſin nicht,
Schrumpft mählig ein und wird unkräftig.

Doch, ſind die Helfer nicht vorhanden,
Zerbricht ſie ihm das ganze Haus,
Zieht dann aus ſeinen Trümmern aus,
Und hat ſich öfters unterſtanden,

Der Menſchen Städte zu zerſtören,
Zu brechen manchen ſtarken Thurm:
Dann ſieht man ſie dem wilden Sturm
Als Rieſengattin angehören.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. September 1833.

Noch immer im Strahle
Des Mondes begegnen
Mir Schattengebilde
Der Zeiten, die flohn.
Ich haſche beim Saume
Des Aethergewandes
Die Zaubergeſtalten
In ſchmerzlicher Luſt.

Matthiſſon.

Die Heidelberger Ruine.

Von Nikolaus Lenau.

Freundlich grünen dieſe Hügel,
Heimlich weht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenſchein,
Rauſcht der Wehmuth leiſer Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Iſt zur Aſche bald verglüht
Manches reiche Menſchenleben.

Mag der Hügel noch ſo grünen,
Was dort die Ruine ſpricht
Mit verſtörtem Angeſicht,
Kann er nimmer doch verſühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menſchengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann ein Grollen nicht verhüten:
Ob ſie holde Düfte weh'n,
Und mit ſtillem Zauber ſeh'n,
Kalt und roh ſind dieſe Blüthen.

Ueber ihrer Schweſtern Leichen,
Die der rauhe Nord erſchlug,
Nehmen ſie den frohen Zug,
Gibt der Lenz ſein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl,
Fremd iſt weiches Mitgefühl
Ihrem rüſtigen Geſchäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuſer bunte Reih'n,
Buntes Leben ſchließend ein,
Schimmern hell im Mondenſtrahle.

Auf den Frohen, der genießet,
Feſt die Freude hält im Arm,
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt, und Thränen viel vergießet,

Auf der Thaten kühnen Fechter
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern ſtilles Hohngelächter.

Doch hier wacht noch eine Seele:
Sey gegrüßt in deinem Strauch,
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Digitized by Google

Wohl verſtehſt du die Ruine,
Und du klagſt es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen ſchaut
Eine ſtrenge Todesmiene;

Folgſt dem Lenz auf ſeinen Zügen,
Treu zu warnen unſer Herz
Vor der Täuſchung bittrem Schmerz,
Strafſt ihn deine Stimme Lügen.

Doch nun ſchweigſt du, wie zu lauſchen,
Ob in dieſer Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte leiſes Rauſchen.

Die der Tod dahin genommen,
Die hier einſt ſo glücklich war,
Der geſchiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörſt ſie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum ſchönen Ort
Ihrer hingeſchwundnen Freuden.

An den blüthenvollen Zweigen
Sammelt ſich der Geiſterſchwall,
Wo du lauſcheſt, Nachtigall,
Halten ſie den ſtummen Reigen;

Und ſie ſtreifen, und ſie drängen,
Sänger, dir allein bewußt,
Deine weiche, warme Bruſt
Rühren ſie zu ſüßen Klängen.

Selber können ſie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Beſuch
Dieſen treugeliebten Gründen.

Nun ſie wieder müſſen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufeſt du ſo dringend weich
Ihnen nach, ſie möchten weilen. —

Blüthen ſeh' ich niederſchauern;
Die mein Kummer roh und kalt
Gegen ihre Schweſtern ſchalt,
Jetzo muß ich ſie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr ſchwellend Drängen
Iſt der Sehnſucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um ſo bälder ſich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Iſt des Frühlings zartes Kind
An dem Geiſterzug erſchrocken?

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſetzung.)

Ich hatte mich lange herumgetrieben; fünf Uhr hatte ſchon geſchlagen, als ich durch die Anlagen, welche die Strohhütte am See umgeben, zurückkam. Die Thüre des Häuschens ſtand offen, eine Anwandlung von Neugierde trieb mich hinein. Da ſah ich eine elegante, weiß gekleidete weibliche Figur am Fenſter ſtehen und aufmerkſam über den See hin blicken. Es war augenſcheinlich eines der zum Balle geladenen Frauenzimmer. Ich wollte mich leiſe zurückziehen, aber indem ich den Schritt über die Schwelle wieder hinaus that, wandte ſich die Geſtalt um: bekannte — ach, ehemals ſehr theure Züge ſchauten mir entgegen — Ulrike Walter ſtand vor mir!

Sie war ohne Zweifel ſo überraſcht, und wenigſtens ſo verlegen, als ich; eine brennende Röthe goß ſich ihr über Geſicht und Hals, mir ſchien, ſie ſchwanke, und ich fühlte mich berufen, das Peinliche dieſes unvermutheten Zuſammentreffens für ſie und mich zu mildern. Mit freundlicher Zuvorkommenheit begrüßte ich ſie, bot ihr die Hand, führte ſie zu dem Kanapee, und ehe wir es uns verſahen, ſaßen wir ſo neben einander, wie wir einige Minuten vor unſerer Trennung geſeſſen hatten. Dieſe Erinnerung mochte ſich mit einem Male in uns regen, denn beide ſeufzten zugleich, und die Augen zu Boden ſchlagend, ſannen wir ſtille unſerm Verhältniſſe nach. Ich faßte mich zuerſt wieder und betrachtete ſie von der Seite. Sie iſt ſchön, viel ſchöner als ſie war. Die Blumenknoſpe iſt aufgeblüht und ſteht in vollkommener Fülle da. Sie iſt mehr noch als ſchön, ſie iſt liebenswürdig und gut, das hat ſie in der ſchwierigen Stellung erprobt, in der ſie ſich befand, und welche manche Andere zu falſchen Schritten hätte verleiten können. Dennoch kann ſie mir Paulinen niemals erſetzen, das habe ich tief, ſchmerzlich gefühlt in dieſer Stunde, die mir als ein Bild unſerer Zukunft gelten mußte, und wenn ich ſie als Freundin werth halten kann, ſo iſt und bleibt doch Pauline ewig die einzige Geliebte meines Herzens! Um uns beiden zu einem leidlichen Verhältniſſe zu helfen, bezeugte ich ihr meine Verwunderung, ſie hier, allein, und augenſcheinlich zu dem Feſte geputzt zu finden, das meine Großmutter zu geben im Begriffe ſtehe. „Fräulein Pauline, in deren Geſellſchaft ich hieher gekommen bin, iſt vor einem Augenblicke abgerufen worden,“ erwiderte ſie, erſt mit zitternder Stimme, die aber allmählig feſter wurde, „und ich dachte ihre Rückkunft da zu erwarten. Dieſer Raum enthält ſo viele liebe Erinnerungen für mich,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie rings um ſich blickte; „ich war hier ein recht glückliches Kind.“ — „Sie? hier?“ fragte ich erſtaunt; „ſind Sie denn ſchon jemals hier geweſen?“ — „Bis in mein zwölftes Jahr wohnte ich in

Digitized by Google

dieſem Häuschen mit meiner ſeligen Mutter," erwiderte ſie und ihr Auge füllte ſich mit Thränen; „Frau von Elmendingen hatte ihr, einer unglücklichen, verlaſſenen Wittwe, einen ſtillen Aufenthalt in ihrer Nähe eingerichtet, ſie lebte hier verborgen und ruhig, und ſtarb in den Armen ihrer Wohlthäterin in dieſem kleinen Nebenzimmer. Die Geiſter meiner Kindheit umwehen mich, ſo oft ich die liebe Wohnung betrete, und mir iſt dann, als höre ich noch den Segen der ſcheidenden Mutter, deren treue Sorgfalt in Frau von Elmendingen übergegangen iſt." Immer noch kreuzten ſich meine Ideen verworren und undeutlich, immer noch begriff und verſtand ich nicht. Beinahe hätte ich gefragt: war denn nicht Ihr Vater der unverſöhnliche Feind meiner Großmutter? Doch faßte ich mich ſo gut ich konnte und ſchob die nicht viel klügere Frage ein: „Warum haben Sie mir nie etwas von Ihrem Verhältniſſe mit meiner Großmutter geſagt?" — „Lieber Gott!" ſagte ſie, „wußte ich denn, daß Frau von Elmendingen Sie ſo nahe anging? Sie haben nie etwas von Ihrer Großmutter gegen mich erwähnt, ich aber ſprach Ihnen oft von der Freundin meiner Mutter, die für mich ſorgte, die ich für eine Verwandte meines Vaters hielt und beinahe nur unter dem Namen der Großmutter kannte, wie ſie uns allen hieß. Seit wir uns nicht ſahen," fügte ſie hinzu und ihre Augen ſuchten neuerdings den Boden, „iſt meine Muhme, welcher eine Penſion für mich bezahlt wurde, geſtorben, Frau von Elmendingen berief mich in die Schweiz zurück, zog es aber, aus Urſachen, die mir unbekannt ſind, vor, mich in einer liebenswerthen Familie in R*** unterzubringen, von wo ich oft hieher zum Beſuche komme und wo mir meine Wohlthäterin es an nichts fehlen läßt, was mein Leben angenehm machen kann. Dieſer edlen Frau," begann ſie nach einer Pauſe in immer ſteigender Begeiſterung, „verdanke ich alles, was ich habe und bin; meinen Unterhalt, meine Erziehung, die Bildung meines Geiſtes und Herzens, meinen Glauben, meine Hoffnungen, die mich in keiner Lage ſinken laſſen werden, und was noch weit unſchätzbarer iſt, ich danke ihr ein Beiſpiel von ſtiller Größe, von erhabener Tugend, von anſpruchloſer Menſchlichkeit und Güte, von edler Lebensweisheit, das hoffentlich nicht vergebens mir ſo nahe geſtanden haben ſoll!"

Jetzt fiel es wie Schuppen von meinen Augen und ich ſchämte mich, ja Kurt! ich ſchämte mich recht herzlich meiner Verblendung und des Wahnes, den ich, trotz Monatelanger Erfahrung, über den Charakter meiner Großmutter feſtgehalten hatte. Dieſes Bewußtſeyn einer tadelhaften Verblendung, eines Unrechts, über deſſen Umfang eine vorurtheilsfreie Beobachtung mich längſt hätte belehren ſollen, erhob meinen Enthuſiasmus für die wahrhaft ſeltene Frau zu einem Grade, daß meine Bewegung Ulriken auffallen mußte. Ihre Befangenheit ſtieg wieder ſichtlich, die Hand, die ich in der meinigen hielt, zitterte fühlbar, und mein ſchwaches Herz wollte aus dieſer Erſcheinung ſchon Hoffnungen ſchöpfen, als ſich mir noch ſchnell genug die Ueberzeugung gewaltſam aufdrang, daß ein Mädchen, das ſtatt des feurigen Liebhabers nur den kälteren Freund wieder findet, in die bitterſte Verlegenheit gerathen muß und keine andere Wahl hat, als ſich auf das Behutſamſte in den angewieſenen Schranken zu halten. Dieß klar empfindend und überdieß geſtärkt, gehoben durch den Edelmuth, durch die Großartigkeit einer weiblichen Seele, die fähig war, jedes Gefühl des gerechten Haſſes, der unterdrückten Liebe der Tugend zu opfern, ſuchte ich die Rolle eines zwar leidenſchaftloſen, aber treuen Freundes, der bereit iſt, jede übernommene Pflicht zu erfüllen, gegen Ulriken zu behaupten, und es gelang mir, ſie zutraulich, geſprächig, ja heiter zu machen. Wir ſchwatzten von gleichgültigen Dingen, oder doch wenigſtens von ſolchen, die uns nicht perſönlich betrafen, denn es ſchien, als ſcheue Jedes die Berührung von Gegenſtänden, die zu ernſtlichern Erörterungen hätten führen können. Dann meinte Ulrike, es werde ſpät, die Geſellſchaft würde wohl größtentheils ſchon verſammelt ſeyn und man uns vermiſſen.

Genug für heute; morgen vollends der Bericht über den entſcheidendſten Tag meines Lebens.

Zur Geſchichte Napoleons.

(Beſchluß.)

Zweihundert und fünfzehnter Brief.

(Ohne Ort und Datum, wahrſcheinlich im Mai 1810.)

Meine Freundin, ich habe dein Schreiben erhalten. Eugen wird dir Nachricht über meine Reiſe *) und über die Kaiſerin mittheilen. Ich bin ganz der Meinung, daß du ein Bad beſucheſt. Ich hoffe, es wird dir gut bekommen. — Ich wünſche ſehr, dich zu ſehen. Wenn du am Ende des Monats zu Malmaiſon biſt, ſo werde ich dich beſuchen. Ich denke am 30ſten dieſes Monats in St. Cloud zu ſeyn. — Mit meiner Geſundheit geht es ganz gut; es fehlt nichts, als daß ich dich zufrieden und wohl weiß. Laß mich den Namen wiſſen, den du auf der Reiſe zu führen wünſcheſt.

Zweifle niemals an der vollen Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen gegen dich; ſie werden fortdauern, ſo lange ich lebe; du würdeſt ſehr ungerecht ſeyn, wenn du daran zweifelteſt.

(Wir bemerken zum Schluſſe, daß alle übrigen Briefe an Joſephinen bis zum letzten vom Jahr 1813 in demſelben Geiſte, wie der vorhergehende, geſchrieben ſind.)

*) Nach Antwerpen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, den 14ten September.

Eine Sizung der Tagſazung.

Seit der durch die franzöſiſche zweite Revolution entſtandenen Spaltung der Schweiz und dem Beginn des Bürgerkriegs zählt die Tagſazung nun wieder zum erſtenmale alle Repräſentanten der 22 Bundesſtaaten. Ich hatte mich lange darauf gefreut, die Herrn einmal beiſammen zu ſehen, verzichtete aber vor einem Monate ſo ganz auf dieſe Revue, daß ich eine Reiſe nach Sarnen und Schwyz zu machen beſchloß, um daſelbſt der kleinen, von der großen abgeriſſenen Tagſazung beizuwohnen. Dieſes Quinque- oder Decemvirat, welches in der lezten Zeit vor den eidgenöſſiſchen Bajonetten von Dorf zu Dorf flüchtete, war eigentlich eine Ueberall- und Nirgendsregierung, die bei ihren ariſtokratiſchen Gevattern einkehrte, und nach aufgehobenem petit souper die Kellerſche Karte der Schweiz mit dem Vorſchneidemeſſer zu einer neuen Konföderation im uralten Styl verarbeitete. Wer ſich in Uri unterſtand, einen Glaubensartikel der ſolchergeſtalt adoptirten Charte zu läugnen, der bekam auf der Bürgerliſte ein Kreuz bei ſeinem Namen, welches ſo viel hieß, als: „Anathema!“ Es iſt gar nicht zu glauben, wie ſehr es die Vierwaldſtädter Bauern ſchmerzt, daß ſie jezt mit den andern Schweizern, die ſie Atheiſten nennen, eine und dieſelbe Bundestagsbehörde haben; viel eher laſſen es ſich die dortigen Katholiken gefallen, mit den Proteſtanten Einem Gott anzugehören. Und wenn man die Sache vom Grund aus unterſucht, ſo findet man, daß dahinter nichts ſteckt, als die Sucht, ſich appart zu regieren und anders, wie die andern Schweizer. Die Patrizier in den Bergen hätten den Baſeler und Neuenburger Herrn zu Liebe ſich gewiß nicht von der Tagſazung losgeſagt, wenn ſie das Konferenzeln nicht beſtochen und die politiſche Reibung nicht gekizelt hätte. Der Stachel iſt nun den Hummeln ausgeriſſen. Sie ſizen bei den nüzlichen und fleißigen Bienen und tragen, da ſie einmal doch etwas thun müſſen, Wachs zum Baue.

Ich komme eben die Limmat und den See herauf, wo die Alpen jezt bis auf die Vorgebirge voll Schnee liegen, da ſehe ich, daß im großen Bundeshauſe, deſſen Erdgeſchoß die Schweizer Kantone en miniature im Kunſtladen enthält, die Wachen unter's Gewehr treten und an allen drei Thoren ſalutiren und trommeln. „Was gibt's da?“ frage ich. — „Es iſt Tagſazung.“ wird geantwortet. Zugleich bemerke ich über den Fluß weg, daß die Jäger an der Hauptwache ebenfalls präſentiren und wirbeln. „Was bedeutet das?“ — „Auch die Tagſatzung.“ Iſt es nicht recht einfältig, daß ich nun ſchon ſechs Wochen in Zürich wohne und nicht einmal weiß, daß ein Kantonsgeſandter in der Schweiz ein lebendiges Croix d'honneur iſt, vor dem die Schildwachen präſentiren und die Wachen wie vor Prinzen und Fürſten herausrufen? Und das iſt noch lange nicht Alles, was man von der Konföderation erfahren kann, ehe es in den Zeitungen ſteht, die gewöhnlich ſelbſt nichts von ihr erfahren, als was ſie gutwillig in der Bedientenſtube aus der Taſche fallen läßt; denn ich war ſo glücklich, nach aufgehobener Tafel die Stühle zu beſehen, worin vor einer Stunde die Dame Helvetia ihren Söhnen Audienz gegeben, die Stühle, ſage ich, worin alle 22 Kantonsgeſandten geſeſſen; denn es iſt durchaus nicht erlaubt, den Saal zu betreten, wenn dieſe Stühle mit Geſandtſchaften gefüllt ſind. Es ſind keine gewöhnlichen Stühle, ſondern große, ſtattliche, grüngepolſterte Seſſel mit dergleichen Armlehnen. Das Sizleder iſt mit vergoldeten Nägeln befeſtigt. Sie ſind in einem großen Halbkreiſe um einen andern ähnlichen Stuhl aufgeſtellt, welcher der Präſidentenſtuhl heißt und auf einer Tribüne erhöht iſt. Es iſt ſonſt im Lokal nichts zu ſehen, als ein großes, ſchlechtgemaltes Bild und ein Duzend überzählige Stühle für die Duplikate der Geſandtſchaften, die ſich vorräthig finden und an der Berathung nicht Theil nehmen; denn bekanntlich hat jeder Stand nur Eine Stimme. Ein zweiter Saal, dem Sizungsſaal gegenüber, iſt für die Ausſchüſſe und Kommiſſionsberathungen, und ein großes Zimmer im Fond für die Huiſſiers der Bundesſtaaten und andere ſtändiſche Beamte, Zeitungsredaktoren und diplomatiſche Notenmacher beſtimmt. Dabei iſt bemerkenswerth, daß für das Corps diplomatique ſelbſt kein Plaz angewieſen iſt, ſo daß daſſelbe, im Falle ſeiner gebräuchlichen Aſſiſtenz bei Eröffnung der Verhandlungen, ausnahmsweiſe als Publikum eingelaſſen wird. Die Kantonshuiſſiers, oder Liktoren, wie ich ſie lieber nennen möchte, ſind die intereſſanteſten Erſcheinungen bei der Tagſazung; denn während die Geſandten und Herrn blos im ſchwarzen Anzuge, mit Degen und Klapphut auftreten, tragen ſie einen großen Mantel mit den Nationalfarben und ein Portefeuille wie bevollmächtigte Miniſter. Es ſieht gar nicht übel, ja ſogar impoſant aus, wenn ſich in dieſem Ornat je zwei und zwei Deputirte, gefolgt von einer ſolchen gravitätiſchen, hanswurſtigen Figur, zum Bundeshauſe begeben, was immer zu Fuße geſchieht, und nun wiederholt ſich dieß 22mal auf dem Plaze, und allemal treten die Wachen heraus und präſentiren und trommeln. Dem Anſchein nach hält die Schweizer Tagſazung noch feſt an alter Etikette, an der Sitte von 1800; fiel doch ihren Mitgliedern noch nicht einmal ein, Ungezwungenheit im Koſtüm einzuführen, was doch wohl ſchon der freiern Bewegung wegen zu wünſchen wäre. Man ſtelle ſich eine Verſammlung von Männern vor, welche, den Degen an der Seite, den Klapphut unter'm Arm, wie die Miniſter im Conſeilzimmer um ihren Fürſten ſizend, ja weit gezwungener, debattiren, berathen, beſchließen ſollen! Sogar die Tiſche der konſtitutionellen Kammern hat der Ton bis jezt verbannt, gerade als ob die Eidgenoſſenſchaft noch Geſandte ſchickte, die, Schreibens unerfahren, ein Handzeichen ins Protokoll machen.

Ich habe bisher geglaubt, in einer Republik regiere es ſich vom Blatt weg, und die Inſtrumente fallen allemal zur rechten Zeit ein, damit Melodie und Harmonie entſtehe. Aber es iſt nicht an dem; überall fehlt's und hapert's in den Partituren, und wenn dieſe auch ganz gut geſchrieben ſind, ſo ſind ſchlechte Spielleute im Orcheſter. Fehlt's nicht an der erſten Violine, ſo fehlt's an der Bratſche, ſogar an der großen Trommel kann es fehlen. Doch an dieſer fehlt es hier nicht. Es wird auf ſechzig Fellen, d. i. auf ſo viel Journalen, täglich gepaukt, und obendrein in allen Kantonen gepredigt. Man will politiſch vorwärts und intellektuell zurück — aus purem Republikanismus. Der geiſtreiche Zſchokke iſt der Meinung, man müſſe ſich glücklich ſchäzen, daß man alle Köpfe wieder unter einem Hut habe; das Weitere wüßten die Götter und die Diplomaten. Nichts ohne Diplomaten!

Auflöſung des Räthſels in Nr. 233:

Die Flamme.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 99 und Monatsregiſter September.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 3. September 1833.

Ueber die Kunſt-Ausſtellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

Ich verſtehe unſern H. aus mir; — ſagte ich — es iſt ein philoſophiſches Erlöſungswerk. Er findet die Wunden des Lebens im Bad der Reflexion, des Gedankens, im Reiche des Wahren und Schönen, des Allgemeinen ausgeheilt.

Er nickte beifällig und fuhr freundlich fort: Wenn das Waſſer hier einen ſo bedeutenden Antheil an dem Begegniß hat, und die Hälfte der offenen Scene einnimmt, ſo wünſchen wir billig, daß es mit einer eben ſo ſinnlichen Wahrheit zu uns ſpreche, als das Schifflein mit den Gefährdeten. Hier ſieht nun mein inneres Auge ſtatt dieſer faſt ſymboliſchen Woge unbeſchadet der pittoresken Haltung deren mehrere über- oder hintereinander ſich wölben. Die Lenkung des Schiffs, ſein Erhalten über den Wellen könnte den kleinern Theil der Jünger etwas mehr beſchäftigen; die Gefahr würde uns noch näher gebracht. Das Antlitz des Herrn, ſo ſchön es ſeyn mag, hätte ein älterer Meiſter wohl nicht ſo ganz dem Zuſchauer zugewandt. Wer weiß, ob unſere Einbildungskraft nicht leichter in den Glauben, den Gottmenſchen zu ſehen, einginge, wenn ſein Angeſicht nur etwa zur Hälfte ſichtbar wäre. Der Maler hat ſich des Größten erkühnt und ihn portraitirt und überdieß ſchlafend, wo die Seele des Auges, der aus ihm ſtralende Geiſt, nicht zur Anſchauung gebracht werden konnte. Ich ſah freilich nur Einmal in meinem Leben ein Paar Augen, die mir ewig unvergeßlich ſind; ſie gehörten einem „Johannes in der Wüſte“ von Raphael. Noch eine Bemerkung: das Geſicht des Apoſtels Johannes iſt etwas krankhaft gefärbt und Mehrern der Andern wünſchte ich eine größere Fülle des Hinterhauptes. —

Noch drei weitere Bilder *Dieterichs* feſſelten unſere Aufmerkſamkeit. — Eine portraitirte „Familie“, Vater, Mutter und Kind; Knieſtück, wo durch ſtarke Impaſtirung und kräftig dunkle Töne die Natur auf Malerweiſe wiedergegeben ſchien. Da es unthunlich, ja unmöglich iſt, ſie, wie ſie wirklich iſt, darzuſtellen, ſo ſieht ſie, ſo gibt ſie jeder Meiſter nach ſeiner Weiſe in Auffaſſung und Ausführung. *Dieterich* neigt zu einem dunklen Colorit — und möchte hierin kaum noch weiter gehen dürfen.

Ein weibliches „Portrait“, nach dem Tode des Originals gemalt, erreicht ohne Zweifel den gedoppelten Zweck: Erinnerung an geliebte Züge, und Rührung über den Verluſt der Abgeſchiedenen, eines talentvollen, gebildeten, tugendhaften Weſens. Ihr Hinſchweben, ihr ſich verklärender Blick aus dem lichten Aether ſoll den Hinterbliebenen ſagen, daß ihr unabweisbares Trauergefühl ſich auch zu der Ueberzeugung verklären möge, es gehe den Guten kein holdes Lebensgut verloren, es ſey ſtillwirkend ewig mit ihnen verbunden.

Ein „Fiſcherknabe“ in der Felskluft am ſtillen Waſſer entkleidet ſitzend, eingeſchlummert, hält ein Glas mit Fiſchchen in der Hand.

H., immer den Gegenſatz ſeiner ernſten Stimmung ſuchend, wollte das Bild etwas zu ſchwermüthig finden, und ſtrauchelte, ob der Maler nicht etwas Anderes gewollt, als er gebildet habe. Er machte uns auf das gefährliche Schlummern am Waſſer, das in der Nähe ſo ſchroffer Felſen gewöhnlich tief ſey, auf das Anlehnen des erhitzt ſcheinenden Kopfes an den feuchtkalten Fels, auf die ganze zarte Conſtitution des Knaben aufmerkſam. Aber S. lenkte von dieſen Betrachtungen ab, lobte die Wahrheit der Zeichnung, den ſchönen Fleiſchton, den faſt niederländiſchen Fleiß in Darſtellung von Fels und Waſſer, Pflanzen und Schmetterlingen.

Ich gab in meinem Innern beiden Freunden recht. — Wir wandten uns ſofort zu zwei Bildern jüngerer Maler: „Elieſer mit Rebekka am Brunnen“ von *Leibnitz*, und „Abſchied des jungen Tobias“ von *Schmidt*, beides Stuttgarter, von welchen dieſer jenem in Sicherheit

der Zeichnung und Handhabung der techniſchen Mittel voranzugehen ſchien.

Iſt es nicht — ſagte H. nach einigem ruhigen Verweilen — wirklich auffallend, daß in dieſer Reſidenz, einer anerkannt kunſtliebenden, keine Gallerie, nicht einmal ein Gemäldekabinet zu finden iſt? Woran ſollen ſich ſolche Kunſtzöglinge halten? Sie ſind in jeder Beziehung ohne Schule, und ſuchen und taſten und ſchaffen ſo einzeln, einſiedleriſch fort, wie die vorgerückten Meiſter auch, jeder nach ſeiner Weiſe, als müßte das Rechte und Treffende in der Malerei noch einmal erfunden werden.

Für jede Kunſt, die tonlich und ſprachlich dichtende, die darſtellende, die bildende, iſt mehr oder weniger hier geſorgt, wie für Wiſſenſchaft und Erbauung; nur die lieblich-ernſte Kunſt der Malerei hat kein Muſeum, weder Tempel noch Kapelle. Einheimiſche und Fremde müſſen, wenn ſie Gemälde ſehen wollen, bei einigen Privatbeſitzern den Duodez-Schätzen ihre Beſuche machen.

Im nahen Ludwigsburg iſt eine Gallerie, die ich vor Jahren beſuchte. Allerdings eine kleine Entfernung! — aber ſein Inſtrument muß man bei der Hand haben. Wer den wahren Malerton eines frühern Meiſters ſucht, der will nicht anderthalb Meilen darnach gehen.

Durch Dezimirung, oder, wenn man auch einiges lehrreiche Mittelgut nehmen wollte, durch Ausſcheidung des fünften oder vierten Theils könnte man ein recht ſehenswerthes und inſtruktives Kabinet aufſtellen. Wie leicht wären die Lücken des nicht eben ſtark beſuchten und wohl ſelten kritiſch durchforſchten Saales aus Magazinen und Schlöſſern wieder leidlich zu ergänzen? — Ein ſolcher Grundſtock würde nun durch einen kleinen Aufwand von jährlichen vier- bis fünftauſend Gulden oder durch Kauf auf Rente ſich nach dem Geſetz der Anziehung von Zeit zu Zeit auf's Erfreulichſte vermehren. Jeder neue Erwerb wäre ein kleines Feſt für Künſtler und Dilettanten; das Talent hätte eine beſtändige Nahrung. Ja, während ein großer, unüberſehbarer Bilderſchatz den Aufſtrebenden erſchreckt, würde ein allmähliges Anwachſen der jungen Sammlung ihn anziehen, ermuntern.

So ſind nun aber Künſtler und Liebhaber in dieſer Beziehung allhier, wie ein Mädchen in einem Zimmer ohne Spiegel. Doch nicht nur die Kunſtzöglinge, ſelbſt die Meiſter bedürfen eines täglichen Umgangs mit frühern anerkannten Meiſtern. Was iſt ein Gelehrter ohne Bibliothek, ein forſchender Arzt ohne Clinikum, ein Weltmann ohne die Geſellſchaft, Naturfreund in der Wüſte, ja, was iſt jedes denkende, fühlende Menſchenkind ohne vertraulichen Umgang, ohne ein vernünftiges Geſpräch? —

Was ſollten wir auf eine ſo bewegte Rede, eine ſo wehmüthige Ergießung erwiedern? Wir hingen unſern Gedanken über die möglichen Fortſchritte ſolcher jüngern Talente, wie die genannten, nach.

Ohne dieſe näher zu kennen — bemerkte S. — kann man mit Sicherheit nichts ahnen, hoffen oder beſorgen. Manche nehmen einen raſchen Anlauf, erreichen ſchnell eine gewiſſe Höhe und bleiben dann vor den eigentlichen Tiefen und Geheimniſſen der Kunſt ſtille ſtehen, wenn ſie nicht ſcheu in eine gewiſſe gemeine Mittelmäßigkeit zurücktreten. Es kommt auf den Lebensfonds an, den Einer in ſich trägt, auf die Natur, die Wiſſenſchaft, die in ihm weben, das Kunſtfeuer, das ihn durchglüht. Was in dem Menſchen liegt, Angebornes, Anerzogenes, durch Wahlanziehung Aufgenommenes, das will und muß heraustreten. Alle Keime ſtreben zur Ausbildung, die innere Welt will ſich äußerlich darſtellen. Das Schickſal der Meiſten iſt nichts anderes als dieſe Verkörperung. Viele ſind bald damit fertig; Manche aber keimen, ſproſſen, wachſen, blühen ihr Lebenlang; ihr Stamm wird mächtiger, ihr Wipfel breitet ſich mehr aus. —

Wir wollen — fügte ich bei — allen jungen Talenten den fruchtbarſten Keim, den beſten Boden, den heiterſten Himmel gönnen. Wir wandten uns zu einem größern hiſtoriſchen Tableau. „Moſes hat an den Fels geſchlagen; die Kinder Iſraels laben ſich!“ Es iſt ein Werk des Malers Gegenbauer von Wangen, der es in Rom gefertigt, wo er ſich ſeit einigen Jahren wieder befindet. Wir beſahen es ſchweigend und gaben uns dieſer milden Gegenwart hin; dann erſt fragten wir uns über die Idee, welcher die Kompoſition entſproſſen.

S. meinte, der Augenblick des eben erſt eintretenden Wunders hätte mehr Einheit, mehr thätige Affekte verliehen. Ich hielt ihm entgegen, daß der Moment des ſchon Geſchehenen uns die Scene ſinnlich näher legte und eine Mannichfaltigkeit gewährte, die anſprechend genug war.

H. äußerte ſich über das Werk im Allgemeinen dahin: Wir bemerkten bei den ältern Meiſtern (ich denke hiebei an die rechten, nicht an die Schmierer,) eine ſich gleich bleibende Behandlung, eine Sicherheit in den Haupttheilen der Kunſt, eine Folgerechtheit, die ihre Werke durchdringt und ſo den Styl bezeichnet, der ſie kenntlich macht. Hier iſt dann eine jede Geſtalt, ja eine jede Falte des Gewandes ein Eigenthum des Meiſters. Er verſucht nicht mehr; er leiſtet mit innerer Nothwendigkeit.

Bei jüngern Talenten unſerer Tage und namentlich der inländiſchen Kunſt können wir dieß in Ermangelung einer eigentlich ſtrengen Malerſchule und einer gemeſſenen Kunſt-Laufbahn nicht antreffen, nicht erwarten. Gegenbauer zeigte ſchon frühe eine entſchiedene Eigenthümlichkeit, eine ſich gleichbleibende Sicherheit in ſeinen Werken, wie wir ſie im königlichen Schloſſe und auf der Villa Roſenſtein ſehen.

Digitized by Google

Sein zu Anmuth und Grazie neigender Sinn bringt zwar namentlich in dieſem Bilde weder in der Kompoſition noch im Colorit, noch im Halbdunkel zu den ſtärkſten, kräftigſten Gegenſätzen, zu den Extremen der Kunſt-Virtuoſität vor. Er beginnt in einem ſanften, tiefen Ton, und ſteigt zu einer gewiſſen Höhe der lichten Färbung. Aber beide äußerſte Enden liegen lange nicht ſo weit auseinander, als z. B. bei Dieterich, noch viel weniger, als bei den älteren Schulen. Ruft euch das Bild aus der venezianiſchen zurück, das wir kürzlich geſehen, und haltet es in Gedanken neben dieſes. Ihr werdet meiner Behauptung beiſtimmen.

In der Anordnung finde ich viel Durchdachtes. Die Stillung des quälenden Bedürfniſſes, die erquickende Löſchung brennenden Durſtes iſt an Greiſen, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Kindern, und ſelbſt an einem Hunde, dem einzigen Thiere, dargeſtellt und zwar ſo, daß der Genuß des friſchen Waſſers dem erſchöpften, der Ohnmacht nahen Greiſe gerade erſt zukommen ſoll, Andern ſchon zu Theil wird, ſo daß wir mit ihnen die in ſie ſtrömende Labung fühlen, bei noch Andern, die den ſpringenden Strahl erblickend, ihn ihren Angehörigen, ihren Geliebten zeigen, nächſte, froheſte Erwartung iſt. Jeder Meiſter wird ſich dieſes verſchiedene Verhalten zum Hauptereigniß anders denken, ausbilden; die Abwechslung der Gruppen wird nie dieſelbe ſeyn. So iſt es erlaubt, ſich die Stellungen kontraſtirender vorzumalen, ſo daß nicht die überwiegende Mehrheit im Bild aufgerichtet ſtünde. Bei den frühern Meiſtern fehlt es auch nicht an reizenden, naiven Zufälligkeiten, die die größern Maſſen unterbrechen und das Ganze mannichfaltiger, anziehender machen.

S. weidete ſich an den ſchönen Geſtalten und Köpfen, von Moſes und Aaron bis auf die Knaben und Mädchen, und meinte, daß ihm kein neuerer Künſtler vorgekommen, der wunderlieblichere Jungfrauen und Weiber gemalt. Auch ſeine Männergeſtalten nehmen an dieſer Wohlgeſtalt Theil, wie dann der Maler ſich ſelbſt in der Ecke als ein hübſcher junger Mann abzukonterfeien ſich nicht entblödet habe.

Das legt mir — ſagte ich — eine Bemerkung nahe, die ich ſchon oft zu machen Gelegenheit gehabt. Der Künſtler ſchafft, zu vergleichen der Hand des Schöpfers, Geſtalten, die ihm ähnlich ſind, wie wohl auch der Dichter. Raphael war ein ſchöner junger Mann, würdig, das Schönſte zu lieben und ſeiner Gegenliebe ſich zu erfreuen. Michael Angelo mag wohl ſeinen markigen, muskelkräftigen Gebilden ähnlich geweſen ſeyn; und wer vermöchte ſich Correggio mit ſeinen im bezaubernden Helldunkel ſchwebenden, in den graziöſeſten Wellenlinien hingegoſſenen Formen einen unterſetzten oder verwachſenen Menſchen denken? Rubens und Van Dyk kennen wir aus vielen Porträts, und auch ſie malten nach dem innern Lebensfonds, wie er ſich auch in ihrer Geſtalt offenbarte. Stets habe ich mit Intereſſe alle Bildniſſe von Malern betrachtet, ihren bekannten Styl, ihre Kunſtmanier mit denſelben zuſammen gehalten, mir ihr Leben vergegenwärtigt. Es gewährte mir viel Genuß in dieſer Beziehung, was mir einzeln vorkam, zu beſchauen, eben auch zu erwerben, beſonders aber auch die Bildniſſe und Biographien in Sandrart, D'Argenville, Descamps ꝛc. zu vergleichen.

S. meinte, allgemeine Schlüſſe hierin litten doch viele Ausnahmen und es laſſe ſich wohl denken, daß ein verwachſener Knirps herrliche Madonnen male und ein Adonis Mißgeſtalten pinſele; — worauf ich entgegnete, daß es doch immer der Mühe werth ſey, in vorkommenden Fällen der Sache nachzuforſchen, wie Künſtler-Weſen, Leben und Wirken ſich gegenſeitig bedingen, fördern oder beſchränken.

So ein Bild — ſagte H. — wie dieſer „Moſes“ kann aus zweierlei Geſichtspunkten angeſchaut werden; einmal ohne weitere Vergleichung als Werk an ſich, mit Hingebung an ſeine Vorzüge, ſeine Schönheiten; dann mit dem Auge des Kenners, des Kunſtforſchers. Es iſt nicht gut, wenn ſich der ſimple Genießer an die vermeintlichen Mängel wendet, über dieſen die Vorzüge vergißt und ſeinen Genuß bloß darin findet, ſein Bißchen Tadel an den Mann zu bringen. Der Kenner mag vergleichen und dem Bild ſeine Stelle im allgemeinen Kunſtmuſeum anweiſen.

Ich halte mich nun zu Letzterem nicht berufen, dennoch möchte ich fragen, ob wohl der ſeit geraumer Zeit wieder im kunſtholden Italien verweilende Künſtler, wie zu wünſchen und hoffen ſteht, wachſe, ſich erweitere. Von einer neuen Erfindung der Freskomalerei auf Leinwand ſoll, wie ich vernommen, nächſtens eine Probe von Gegenbauer, der für England ſchon in dieſer Art Bilder gefertigt hat, hier eintreffen. Da wird ſich wohl auch ergeben, ob er die Scala ſeiner Töne, von der wir geſprochen, in Höhe und Tiefe zu erweitern ſtrebe, ob er ſich tiefer in die klare Nacht der Schatten wage, und andererſeits kühner dem Lichte, namentlich eines friſchen Incarnats, zudringe. Möchte uns bald von ihm ein Werk überraſchen, in welchem er ſich als den Zögling der tüchtigſten Italiener beurkundet.

Noch machten ſich zwei hiſtoriſche Bilder junger Künſtler bemerklich, von denen Einer, Namens Reber, aus Biberach, ſich ſeit ein Paar Jahren ebenfalls in Italien weitergebildet, der Andere, Bruckmann, aus Heilbronn, vor längerer Zeit von dorther zurückgekehrt iſt. — Beides Werke, die ſie als Proben ihres Fleißes, ihrer Fortſchritte an die Behörde eingeſchickt,

Digitized by Google

welche darin allerdings die erfreulichſten Beweiſe von der Entſchiedenheit ihrer Talente gefunden haben mag.

Nehers Bild ſtellt die „Auferweckung des Sohnes der Wittwe zu Nain durch Jeſus“ dar. Er hatte ſchon früher ein Gemälde von unläugbaren Vorzügen, dabei aber dennoch in einigen Hauptbeziehungen noch ungenügend, dem Kunſtverein übergeben: „Graf Ulrich, der in der Schlacht bei Döffingen fiel.“ Es ſchien den Künſtlern und Kunſtfreunden beſonders rückſichtlich der Beleuchtung noch ganz auf unſicherm Wege zu ſtehen, während das jugendliche Talent (der Künſtler war damals einundzwanzig Jahre alt) durch den auf die Gewänder gerichteten beſondern Fleiß der altdeutſchen Schule nachzuſtreben ſchien. Wie leicht konnte er im Verfolge dasjenige an den Altmeiſtern nachahmen, was gerade das wenig Nachahmungswürdige war — das Materielle, Lebloſe.

Aber ſein „Jüngling zu Nain“ zeigte ihn auf einmal auf einer ganz andern Laufbahn. Hier beurkundete ſich das Studium der italieniſchen frühern Meiſter. Die Geſtalten der Frauen ſind würdig und zum Theil reizend, die Gewänder einfach, großartig; die Affekte treten klar und entſchieden hervor. Die knieende Mutter wurde in unſerm Beiſeyn von Manchem gelobt; mir ſchien ſie mehr kunſtreich verkürzt, als ſchön; zudem iſt ihr Antlitz zu wenig ſichtbar. Das Jünger-Kleeblatt iſt ſinnvoll behandelt und ſtellt den ruhigen Gegenſatz der tiefergriffenen Frauengruppe dar. Johannes dürfte zu wenig männlich erſcheinen. Die Träger, als gemeine, von dem wunderbaren Ereigniß verſchieden aufgeregte Menſchen, verdienen beſondere Beachtung. Die Stellung des Erweckten wird Jedermann auffallen. S. fand ſie anſtößig, ſchauerlich. H. nannte es ein kühnes Wagniß, das jugendliche Weſen in einem uns unbegreiflichen Moment ſo ſich aufrichtend und, ſtatt leidend, handelnd, angeſtemmt auf die Umgebung hinſtarrend darzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lithographie.

Sic Magdalena moerens coelica gaudia quaerit.

Nach Murillos auf Stein gezeichnet von Hanfſtängl in München. Stuttgart, in Kommiſſion der Authenrieth'ſchen Kunſthandlung. Preis: auf Velin 2 fl. 42 kr. auf chineſiſchem Papier 3 fl. 30 kr.

Der fromme Schmerz, aufgelöst in das Bewußtſeyn des Glaubens und verklärt von dem Strale der Hoffnung, iſt kaum irgendwo geiſtiger und reiner als in der Magdalena des Murillos ausgedrückt. Die ganze Seele ſchwebt in dem Blick der demüthigen Beterin, wie ſie vor dem Fels der Wüſte, auf dem die Gegenſtände ihrer Betrachtung, Kreuz, Evangelium ꝛc. liegen, in die Kniee geſunken und von dem Lichtſtrom einer Offenbarung übergoſſen erſcheint. Dieß Bild der Andacht ſtimmt zur Andacht, und dieß um deſto gewiſſer, je mehr zugleich alles ferne gehalten iſt, was den Charakter der Decenz und Würde an ähnlichen Darſtellungen anderer, auch der gefeiertſten Meiſter, wie nämentlich an der Magdalena des Correggio, für manches Auge verletzen dürfte.

Das Gemälde iſt von Raphael Morghen vor mehr denn dreißig Jahren geſtochen worden. Es gehört dieſes Blatt unter die gelungenſten des großen Stechers, iſt aber beinahe nicht mehr aufzutreiben und wird, wo es vorhanden kommt, in Verſteigerungen um ſehr hohe Preiſe erſtanden. Der rühmlichſt bekannte Lithograph der Madonna del Siſto von Raphael und des Porträts von Van Dyck hat ſich der ſchwierigen Aufgabe, auch die Magdalena des Spaniers auf den Stein zu übertragen, mit dem glücklichſten Erfolge unterzogen. Das Ganze ſteht in ſchöner Harmonie; Angeſicht, Arme, Haare ſind vorzüglich gelungen und es ſcheint hier wirklich Alles aufgeboten, was in Zartheit der Formen, Innigkeit des Ausdrucks, Wahrheit der Töne durch die Steinzeichnung geleiſtet werden kann.

Wir empfehlen dieſes Blatt, das, wie der Morghen'ſche Stich, 10 Pariſer Zoll Breite, 13 desgl. Höhe hat, mit der beſonderen Bemerkung, daß ſeine Herausgabe zunächſt den wohlthätigen Zweck hat, mit demjenigen Theile des Erlöſes, der das billige Honorar des Künſtlers und die Deckung der übrigen Koſten überſteigt, dürftige Künſtler-Wittwen zu unterſtützen. Der Preis des ausgezeichneten Blattes, das ſich mit den trefflichſten Erzeugniſſen der Lithographie meſſen darf, iſt aus dieſem Grunde und um ihm eine möglichſt allgemeine Verbreitung zu verſchaffen, ſo auffallend niedrig angeſetzt worden.

Perſönliches.

Die Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat an die Stelle des verſtorbenen Labarre Hrn. Guenepin, Architekt, zu ihrem ordentlichen Mitglied erwählt.

Die königl. däniſche Geſellſchaft in Kopenhagen für nordiſche Alterthumskunde hat die beiden deutſchen Gelehrten, Aug. Wilh. von Schlegel in Bonn zum Ehrenmitgliede, und Tölken in Berlin unter ihre ordentlichen Mitglieder aufgenommen.

Die Lehrer an der Kunſtſchule zu Stuttgart, Landſchaftmaler Steinkopf und die Hiſtorienmaler Dieterich und Leybold, ſowie der Lehrer an der daſigen Gewerbeſchule, Maler Seubert, ſind zu Profeſſoren ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 72.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 5. September 1833.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

Mein anfängliches Befremden konnte ich nicht läugnen; aber dennoch freute mich die Kühnheit des jungen Künſtlers, hier aller conventionellen Vorſtellungsweiſe, und was etwa an Hübners bibliſche Geſchichten erinnern könnte, aus dem Wege gegangen zu ſeyn.

Der wunderthätige Jeſus wollte keinem von uns, ja auch keinem von den andern Beſchauern, die ſich darüber auszuſprechen beliebten, ſo ganz behagen. Den Einen war er zu kurz, zu unterſetzt, die Andern fanden ſeinen Körper in dem Gewande zu wenig modellirt, ſeine Geberde mahnte zu ſehr an ein Herausheben. H. nannte ſein Geſicht bedeutungslos und tadelte den gelben Schein um ſein Haupt, der, wenn je dargeſtellt, doch nur eine goldne Kreislinie ſeyn ſollte.

Dagegen mußten wir die Behandlung des Fleiſches und der Gewänder loben und hierin eine zwiſchen Farbenluſt und Trübheit, zwiſchen Schulſteifheit und Ueberladung richtig ſchwebende Mitte anerkennen.

Bruckmann, von Heilbronn, hat in ſeinem „Tod des Kaiſers Friedrich, des Rothbarts“ ein in verſchiedener Hinſicht ſehr tüchtiges Bild geliefert. Wir erfreuten uns der künſtleriſch wohlberechneten Anordnung und Gruppirung, der maleriſchen Gegenſätze, wo beſonders der Körper des dem Fluß enthobenen Kaiſers, neben Vermeidung alles Schaurigen, Widerwärtigen, mit den lebenskräftigen Geſtalten der Fiſcher einen wirkſamen Contraſt macht, wie denn der Kopf des Einen ſich auf dem bleichen Körper pittoresk abhebt.

Bruckmann — ſagte H. — hat ſich augenſcheinlich tiefer in die Beleuchtung eingelaſſen, als Neher, wogegen dieſem vielleicht mehr die Gabe des Ausdrucks beigemeſſen werden kann; wie denn hier der herbeigeeilte Kaiſerſohn durch ſeine Stelle über der Hauptgruppe und durch ſeine Geberde ſich nicht recht innig und affektvoll zum Ganzen fügen will, ſondern eher etwas affektirt außerhalb deſſelben bleibt. Auch die Landſchaft ſammt den heranſprengenden Rittern möchte ich für materieller halten, als die ſeines Kunſtgenoſſen, welche in einem edlern Sinne gedacht und ausgeführt iſt.

S. lobte die markigte Behandlung des Fleiſches, worin der junge Künſtler wohl mit gereiſten Meiſtern wetteifere.

Das Porträt einer „Sabinerin“ ſchließt ſich dieſem hiſtoriſchen Bilde würdig an und möchte ſich vielleicht in ſeinem etwas dunklen Teint noch beſſer herausheben, wenn der rothe Anzug, obwohl Landestracht, dennoch durch irgend einen Gegenſatz gemildert, auch die Landſchaft der Geſtalt weniger homogen colorirt wäre.

Ueber die Halbenthüllung des Buſens konnte ſich H. einer rigoröſen Bemerkung nicht enthalten. Ihr werdet — ſagte er — mit mir einverſtanden ſeyn, daß ganze Enthüllung einer Form zum Naturzuſtand und der nackten Geſtaltenwelt hinleitet, daher die Plaſtik, je vollkommener und offener, deſto reiner iſt, deſto weniger reizt. — Halbenthüllung aber mahnt an die conventionelle Kleiderwelt und reizt als zufällige Nachläßigkeit, als verſtohlner Anblick unſere Lüſternheit. Da nun hier die Anmuth des regelmäßig gebildeten Weibes durch eine ſolche Lizenz nichts gewinnt, ſo iſt dieſe unmotivirt, und ſtört, beſonders da ihr Blick auf den Anſchauer gerichtet iſt, dieſen, ſey er auch ein etwas abgehärteter Kunſtfreund und nicht ein weibliches oder ein jugendliches Weſen.

S. lächelte und wollte ſich von dem Gegebenen auch nicht eine Linie abmarkten laſſen. — Im Ganzen befriedigte das Bild uns und Alle, die wir darüber ſich äußern hörten.

An einer „römiſchen Bettlerin“ von Demſelben, welche mit zwei Kindern im Schooße daſitzt, lobten Manche die von hinten angenommene Beleuchtung, welche das kleinere ſtreift und ſie nebſt dem andern in ein

Digitized by Google

klares Helldunkel ſetzt. H. erſchien dieſer Lichteffekt nicht ganz gelungen; den Schatten hielt er für monoton, das Geſicht der Mutter für flach und ausdrucksleer, und das liegende Kind nicht lieblich genug, ſo daß dem jungen Künſtler, der wahrſcheinlich einen ſolchen Moment in der Natur einmal ſehr aufmerkſam und zur Auffaſſung und Nachahmung anlockend gefunden haben mochte, zu rathen ſeyn dürfte, dergleichen Helldunkel-Kunſtſtücke entweder noch mehr oder lieber gar nicht zu ſeinem Studium zu machen.

Wir wandten nun einer Folge von ſechs bedeutenden Bildern, ſämmtlich von Eberhard von Wächter, einem in der Kunſtwelt längſt bekannten Meiſter, unſere ungetheilte Aufmerkſamkeit zu, und waren bald darüber einverſtanden, daß man bei dieſem Künſtler den Sinn, den Styl, der alle ſeine Werke kennbar macht, vorzüglich im Auge haben müſſe, daß man Unrecht thue, da in's Einzelne zu gehen, mikroscopiſch zu bekritteln, wo er ſeine ſchaffende Hand zurückgezogen, wo er als ein Fertiger das fertige Werk entläßt. —

Machen wir es — ſagte S. — im Leben doch auch nicht anders. Wir rathen und treiben bei jungen Charakteren und Talenten zu Fertigkeiten, in die wir ſie gern einübten, wir mahnen und warnen in Dingen, von denen wir ſie abhalten möchten, während wir ſelbſt Manches davon nicht thaten, nicht unterließen und auch andern Alten hingehen laſſen.

Ebendarum! — unterbrach ihn H. — Wir können nicht noch einmal von vorne anfangen und ſind daher unſern Nachkommen unſere Erfahrungen mitzutheilen berufen. Ein rechter Mann ſoll nicht ſpezifiſch anders ſeyn wollen und darf ſolche Anmuthungen zurückweiſen; aber an die junge bildſame Welt mag man ſeine ſtrengen Forderungen ſtellen.

Es iſt erfreulich und faſt rührend wahrzunehmen — fuhr S. fort — wie Wächter mit ſeinem antiken Sinn, dem, wie dem Göthiſchen, möchte ich ſagen, das heidniſch Claſſiſche beſſer gelingt als das ſentimental Chriſtliche, der früher die Anmuth, welche aus der Farbe ſpricht, mit einigem Herabſehen behandelte und Idee, Compoſition, Ausdruck beinahe zum Ausſchließenden machte, ſich mit der Zeit in die Zeit geſchickt und ſich dem Verlangen nach blühendem Colorit nicht nur bequemt, ſondern es zu einer heitern Klarheit und Harmonie ausgebildet hat, ſo daß ſeine Werke auch hierin neben ſolchen Beſtand haben, deren faſt einziges Verdienſt in einer guten Färbung zu ſuchen iſt.

Sein ſchaffender Sinn neigt zum Allgemeinen, zu den ewigen Bezügen des Lebens hin, und wenn er den Anliegen der Menſchheit, der Zeit folgt und ſie in ſeinem Gemüthe bewegt, ſo iſt nicht eben eine Szene der Geſchichte, ein hiſtoriſcher Moment die Frucht davon, ſondern eine Abſtraktion in ein Symbol gehüllt, wie z. B. „die auf Ruinen trauernde griechiſche Muſe“, die „Humanität“, welche ein ſchwarzes und ein weißes Kind mit gleicher Liebe in den Armen hält. Seine „Maria mit dem Kind auf dem Schooße, von Engeln und einem harfenſpielenden Genius umgeben“, iſt durchaus mehr antik ſinnbildlich, als chriſtlich gebildet.

Wir betrachteten im Sinn des Geſprochenen auch die übrigen Darſtellungen der Reihe nach; die allegoriſche Gruppe: „die Töchter der Themis“ — „den dichtenden Homer“ — „Andromache vor der Urne Hektors“ — „Hecuba vor dem in Flamme ſtehenden Troja.“ Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß aus dieſen Bildungen ein Hinneigen zum Wandgemälde nicht undeutlich ſpreche, ja, daß man ſie wohl gar in's Basrelief überſetzen könnte.

Das gemahnt mich — ſagte H. — an das bekannte Kunſtſchulwort: Der Maler darf an Skulptur denken, wenn er ſchafft, der Bildhauer aber nicht an Malerei.

S. freute ſich der oft ſehr ſorgfältigen landſchaftlichen Ausſtattung, eines Ergebniſſes ſorgfältiger Naturſchau.

H. erinnerte an das große Bild von W. „Hiob mit ſeinen Freunden“ das leider noch keine, ſeiner würdige Stelle gefunden, und bedauerte, daß der Zeitgeſchmack den Meiſter ſeit vielen Jahren her nöthige, ſeine Kraft an kleine Bilder zu wenden. Das Impoſanteſte — ſagte er — bleiben doch im hiſtoriſchen Gebiet die Knieſtücke mit lebensgroßen Geſtalten. Ganze Figuren in dieſem Maßſtabe nehmen einen zu großen Raum in Anſpruch. Füße und Boden wirken oft zerſtreuend auf den Schauenden und ſchwächen den ausſchließenden Antheil an Ausdruck und Geberde. Bedeutende Situationen können uns aber in der angegebenen Form auf mäßigem Raum recht ſinnlich nahe gebracht werden.

Mir ſchwebten einige ſolche Bilder älterer Meiſter vor, und ich mußte ihm Recht geben.

Leybolds „Nymphen-Paar am Waſſer ſpielend“ gehört der Klaſſe ſchöner Nacktheiten an. Eine ſtrenge Frage nach ſittlicher Bedeutung dieſes Kunſtwerks wäre unbillig — ſagte ich zu H. gewendet, dem ich durch eine kleine Apologie die in ſeiner Seele geleſenen Bedenklichkeiten vorwegnehmen wollte. — Obwohl die Malerei anders wirkt als die Skulptur, und Letztere wohl auch ganz entkleidete Geſtalten von idealer Form, gerade aber in ſolcher am weiteſten von Beſchuldigung verbotener Reizung entfernt aufſtellt, während die Malerei dem Schein wirklichen Lebens näher, in der Regel ſchamhafter iſt, ſo gibt es doch auch für ſie eine Lizenz der Darſtellung unverhüllten Naturlebens.

Wenn man den Künſtler rigorös nach der ſittlichen Idee inquirirt, ſo könnte er dagegen fragen, ob denn

Digitized by Google

nicht am Ende alles Dargeſtellte, ſey es nun eine bloße intereſſante Geſtalt, oder ein Ereigniß, oder eine Handlung, als eine Offenbarung des Lebens dargeſtellt werde, gleichviel, ob dieſes aus der ſchönen Form, oder aus dem Naturlauf, oder aus einem ſittlichen Motiv ſpreche, wobei freilich über den relativ höhern Werth des einen oder andern Kunſtwerks Alles noch in Frage bleibt.

Bei den „Nymphen" iſt gewiſſermaßen jenes Dreifache vereinigt; es ſind ſchöne Creaturen, und wenn wir ſie mit ihrer Umgebung für eine mythologiſche Erſcheinung wollen gelten laſſen, ſo ſind ſie hinwieder auch in Thätigkeit, nämlich am Forellenbache harmlos tändelnd, als ein perſonifizirtes goldnes Nichtsthun dargeſtellt.

So entfernt dieſes Motiv von denen Wächters iſt, ſo hat es doch wieder mit dieſen das Symboliſche, Reinmenſchliche gemein, nur daß es ſich bei Leybold mehr auf die ſinnliche Seite hält, während bei Wächter die geiſtig-ſittliche vorherrſcht. Um aus dem Bilde Ls. eines von W. zu machen, müßten wir die dritte mit der Leyer herankommende, etwas zu neblicht gehaltene Geſpielin vergrößert in den Vordergrund ſtellen, das Paar aber wie bei Ws. „Homer" in den Mittelgrund zurückdrängen.

Jede Nacktheit ſoll ſich keine größere Freiheit nehmen, als die der Geſchmack verantworten kann; ſie muß ſich nie an das Animaliſche in uns wenden. Die Nymphen ſind geziemend verhüllt ohne unſerm Formenſinn bedeutende Theile zu entziehen. Mancher ältere Meiſter hätte ohne Scrupel ſich mehr geſtattet.

Wohl bei keinem Oelbild in der ganzen Ausſtellung iſt das Incarnat ſo richtig gefühlt, ſo friſch als bei dieſem. Es iſt, als wären ſie kürzlich dem Bad entſtiegen und von einem kühlen Zephyr angefächelt worden. Die Formen ſind jugendlich voll, kernhaft, der Buſen der vordern Nymphe für eine der Plaſtik ſo nahe ſtehende Geſtalt faſt von zu reicher Fülle. Dieß gab ſelbſt der liberale S. nach dem erſten Eindruck zu, wollte aber nicht, daß wir mit dem Künſtler über Linien ſtreiten ſollten.

Ihr Geſicht, darin harmonirten mehrere Stimmen mit uns, iſt gegen das ihrer Geſpielin etwas zu kalt und ſo zu ſagen zu correkt, wie eine Studie nach den Antiken. Die Umriſſe der einzelnen Geſichtstheile mögen etwas zu ſtark und zu wenig fließend ausgedrückt ſeyn.

Ein wärmeres Antlitz — ſagte ich — könnte dem Beſchauer gefährlich werden, und wollte ſo den Menſchen auf Koſten des Künſtlers in Schutz nehmen. Die Geſpielin, harmlos auf den Nacken der andern gelehnt, deren Carnation ſie durch ihr Helldunkel noch mehr in's Licht ſetzt, blickt holdſeliger, als dieſe, aus dem Bilde hervor. Das Landſchaftliche verdient eine beſondere Anerkennung. Die ganze Darſtellung hat ſchon zweimal eine kunſtrichterliche Anfechtung erdulden müſſen, vielleicht weil, was ſolche Vorzüge hat, die Anſprüche ſteigert, wie überhaupt gegen den Gipfel der Vollendung hin dieſe immer wachſen. Die überwiegende Zahl der Beſchauer ſprach ſich günſtig über das Bild aus, und, wie wir gern annehmen, nicht eben, weil es ſich ſo unumwunden auf die Sinnlichkeits-Seite neigte und von der Freiheit und Oeffentlichkeit der Kunſt im Geiſt unſerer Tage ſo ohne ängſtlichen Rückhalt Gebrauch macht.

Von demſelben Künſtler ſind auch zwei „Bildniſſe", Knieſtücke, eine hohe Dame und ein Kind weiblichen Geſchlechts, aufgeſtellt, die den Meiſter nicht minder, jedoch, wie natürlich, von conventionellen Formen der Draperie und andern nothwendigen Rückſichten bedingt, beurkunden, in denen er ſich jedoch mit Freiheit zu bewegen weiß.

Wie groß auch ihr Verdienſt ſeyn mag, ſein Colorit erſcheint doch da am gediegenſten, wo er dichtend malt.

Wir hatten uns bei dem erſten Beſuche vorzüglich an die „hiſtoriſchen" Tableaus gehalten, und den „Bildniſſen" den zweiten zugedacht. Das Ueberſchauen einer beſtimmten Kunſtart an den Werken verſchiedener Künſtler, der Meiſter, der Zöglinge, der ſchwächern Talente, hat ſein Gutes und Lehrreiches; — die rechte Bahn, der Abweg, der gute Styl, die Manier zeigen, verrathen ſich.

Unſer H. war aber durch einen Vorfall in ſeine leidige hypochondriſche Stimmung verſetzt worden. Ein altes Bild, zu welchem er ſeit Jahren Neigung getragen, an das er aber ſeither nicht hatte kommen können, eine bibliſche Schilderei von dem ehrwürdigen Niederländer Abraham Bloemaert, von dreißig Quadratfuß Flächeninhalt, war in dieſen Tagen durch Tauſch aus der Hand des Beſitzers in die Klauen eines Kunſthändlers gerathen, der nun einen ungeheuern Preis dafür forderte.

Auf dem Wege zum Kunſtſaale überſchüttete uns H. mit Klagen über die tragiſche Geſchichte. — So geht es — rief er leidenſchaftlich bewegt — dem Verehrer des Schönen oft genug im kurzen Leben. Von Bedauern und Jammer zur Verzweiflung! Um moderne Undinge, Modethorheiten, um elende Genrebildchen, um ihre frazzigen Geſichtchen bezahlen die Menſchen enormes Geld; aber ein unſchätzbares altes Bild, wenn es nicht von einem der größten Kunſtherrn mit Monogramm, Wappen, Jahrzahl und Certificat ausgeſtattet iſt, wird verſchleudert. Welche Kunſtſchätze hat die Zeit nicht ſchon zerſtört! Welche Ruinen flehten mich ſchon um Erbarmen an, wo ein kühner Meiſterpinſel aus den letzten Fetzen und Faden ſah, wie die Hand eines im reißenden Strom Unterſinkenden ſich aus den Wellen ſtreckt.

Was iſt das Schickſal ſo vieler Bilder? — Das Tableau hängt im Kreuzgange des alten Kloſters; die Mönche gehen ſeit Jahrhunderten ſtumpf daran vorüber;

Digitized by Google

der Beſitzergreifungs-Kommiſſär verkauft es um wenige Gulden — ich ſah einen Leiterwagen voll altdeutſcher Tafeln um fünf Kronenthaler erſtehen; — der Liebhaber ändert aber ſeinen Geſchmack, ſeine Wohnung, der Gattin mißfällt das ſchwarze Bild auf der neuen Tapezierung. Er fährt beim Gemäldehändler leidenſchaftlich auf eine kleine, ungeheuer taxirte, rare Reliquie los und iſt froh, ſein Tableau mit großem Aufgeld los zu werden. Der Jude verſteht das Bild ebenſo wenig, aber er hat einen gewiſſen Inſtinkt, wie Fleiſchmücke und Roßkäfer. Er weiß, was geht und nicht geht. Ein reicher Graf hat noch Platz in ſeiner Gallerie; dahin wandert das Tableau ebenfalls, ohne verſtanden, gewürdigt, beſchaut zu werden. Hier verharrt es, von den neugierigen Beſuchern über dem übrigen Bunten meiſt überſehen, bis die Curatel den ganzen Schatz losſchlägt, wo dann die Wanderung auf's Neue beginnt.

Es iſt ein Lärm und Weſen mit Bildung, Geſchmack, Mündigkeit des Volks; es ringt die Zeit krampfhaft nach Virtuoſitäten, die ſie an dem ſchon Vorhandenen nicht zu beſitzen, zu würdigen verſteht, die ſie, weil ſie nicht Modethorheiten, kleinlichen Gefühlen fröhnen, vernachläſſigt, im Unſinn erwürgt.

Uns jammerte des Angegriffenen; er ſchien nicht in der Stimmung, mit uns moderne, zum Theil blendende Porträts zu betrachten. Mir kam jedoch das Tröſtende, daß, ſo exaltirt und übertreibend er in ſolchen Fällen auch über Kunſtzuſtände im Ganzen ſprach, er doch, wenn ein beſtimmtes neueres Bild vor ihm ſtand, wenn er auch im Stillen die Richtung der Kunſt, den falſchen Geſchmack tadelte, ſchonend das Beſtreben des Talents im Einzelnen anzuerkennen wußte.

Nekrolog.

Peter Guérin.

Dieſer berühmte Maler iſt, 59 Jahre alt, im Schooße der Familie Vernet zu Rom geſtorben. Er war zu Paris 1774 geboren. Sein Lehrer war Regnault, Mitglied der alten Akademie und des Inſtituts, und 1791 trug er den großen römiſchen Preis davon. Das Jahr darauf ſtellte er im Louvre ſeinen Marcus Sextus aus. Nach Vollendung ſeiner italieniſchen Studien erſchien er wieder bei der Ausſtellung des Louvre mit ſeiner Phädra und ſeinem Opfer des Aesculap, im J. 1802. Später 1808 ſah man auf der Ausſtellung eines der Hauptwerke der franzöſiſchen Schule, ſeinen Buonaparte, der den Empörern von Cairo verzeiht, und eine idylliſche Scene nach Geßner; 1810 ſeine Andromache, ſowie Aurora und Cephalus, 1817 Dido und Clytemneſtra.

Von da an litt ſeine Geſundheit und verbot ihm, größere Arbeiten zu unternehmen. In Frankreich wieder wahnhaft, nachdem er eine geraume Zeit die Direktion der franzöſiſchen Akademie zu Rom verwaltet hatte, hielt er kluges Maaß mit ſeinem Fleiße, hatte jedoch ſchon ſein Bild, die letzte Nacht von Troja, übermalt, als ihn Horace Vernet bei ſeinem jüngſten Beſuch im Vaterlande bewog, ihn nach Italien zu begleiten und dort die Herſtellung ſeiner Kraft und Geſundheit zu ſuchen. Anfänglich ſchien dieß wirklich zu geſchehen, aber bald wendete ſich das Loos und er erlag am 16. Juli 1833.

Guérin war ſeit 1803 Ritter der Ehrenlegion, ſeit 1819 des Ordens vom H. Michael. In dem letzteren Jahre wurde er auch Mitglied des Inſtituts. Er war von beſcheidenem Charakter und unermüdet, in ſeiner Kunſt fortzuſchreiten. Ein beſonderes Verdienſt hat er ſich um die Zöglinge der Akademie zu Rom durch die Gewiſſenhaftigkeit ſeines Raths und die Trefflichkeit ſeines Unterrichts erworben. Seine Gemälde haben den Charakter der franzöſiſchen Schule in ſeiner ganzen Entſchiedenheit und tragen ſomit beſondere Vorzüge und Fehler, jene einer kräftigen und wahren Zeichnung, dieſe eines theatraliſchen Vortrags. Sein letztes Gemälde ſtellt im Doppellichte des Monds und der Feuersbrunſt den Pyrrhus in dem Augenblicke dar, wie er den alten Priamus zu den Füßen des Altars im Angeſichte der Hecuba und ihrer Töchter ermordet, während rückwärts Helena flieht, Caſſandra aber unbeweglich ſtarrend die Erfüllung ihrer Geſichte erkennt. — Unter Guérins Schülern ſind namentlich aufzuführen: Géricault, Delaroche, E. Delacroix, Orſel, Roger, Leo Cogniet, Picot.

Perſönliches.

Die Akademie S. Luca in Rom hat den Cardinal Nembrini Pironi-Gonzaga zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt.

Profeſſor Eduard Gerhard iſt zum Archäologen beim königl. Muſeum in Berlin ernannt worden.

Zu Offizieren der Ehrenlegion ſind durch Ordonnanz vom 30. April erhoben: Die Maler Ingres, Granet; die Direktoren Mathieu de Dombasle zu Roville, Vincent zu Chalons. Zu Rittern: die Maler Caminade, Saint-Evre, Alfred Johannot, Boilly; die Bildhauer Rude, Barye, Duret; Ludwig Vitet, Generalinſpektor der hiſtoriſchen Denkmäler; Eduard Bertin, Inſpektor der ſchönen Künſte. Ferner hat der König der Franzoſen eine große Anzahl von Künſtlern in Folge der letzten Pariſer Kunſtausſtellung mit Ehrenmedaillen, Beſtellungen und Ankäufen bedacht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 73.

Kunst-Blatt.

Dienſtag, 10. September 1833.

Münzkunde.

Bayeriſche Geſchichtsthaler von 1825 bis 1833. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1833.

Nach Art und Weiſe aller wahrhaft ſchöpferiſchen Talente beſaß auch Winckelmann die glückliche Gabe, jedes ihn zum Ziele führende Hülfsmittel gleichſam inſtinktmäßig aufzufinden und, durch die Schärfe ſeines innern und äußern Blickes überall geleitet, mit überraſchendem Erfolge anzuwenden. So wußte er für das Gebiet menſchlicher Erkenntniß, das er als Eroberer und Geſetzgeber beherrſchte, von der vergleichenden Anſchauung antiker Münzen über die Maaßen wichtige Vortheile zu ziehen, und es verwandelte der den gemünzten Metallen inwohnende weltbezwingende Zauber ſich unter ſeinen Händen in einen magiſchen Schlüſſel, der zu nicht wenigen Räthſeln alter Kunſt den Zugang geöffnet hat. Die geiſtreichſten ſeiner Nachfolger, auf der von ihm gelegten Grundlage das Gebäude der neuen Wiſſenſchaft weiter ausbauend und hierbei zum Theil von überwiegenden Mitteln der Gelehrſamkeit unterſtützt, erkannten, je länger je mehr, die Münzkunde für die Leuchte aller archäologiſchen Studien, deren Strahlen oft auch da noch hinſtreifen, wo der Geſchichtsforſcher von allen andern Wegweiſern ſich ſchon völlig verlaſſen ſieht und die letzten Anhaltspunkte ihm bereits entſchlüpft ſind.

Ein Gleiches gilt auch von der Wichtigkeit der Aufſchlüſſe, wie ſie für Kunſt- und Geſchichtsforſchung aus der Beachtung und Würdigung der Münzen aller nachfolgenden, uns näher und zunächſt liegenden Zeiten ſehr reichlich ſich ergeben; wiewohl bei den Neuern, im Gegenſatze zu dem klaſſiſchen Alterthume, ein weſentlicher Unterſchied des Verhältniſſes der Kunſt zur Geſchichte im Allgemeinen deutlich wahrzunehmen iſt und, zur richtigen Beſtimmung des Urtheils über das Einzelne, jederzeit feſt im Auge behalten werden muß. Bei den Alten, zumal bei den Griechen, die, wo immer von freier Kunſtanſchauung die Rede iſt, als geiſtiger Mittelpunkt der Vorzeit zu betrachten ſind, erſcheint überhaupt die Kunſt von Anfang an und zeigt ſie ſich durch alle Stufen der Entwicklung aufwärts wie abwärts als natürlichhöchſter, vollendeter Ausdruck und lebendige Geberde ihres ganzen Innenſeyns, als verkörperter Ausfluß der ſchaffenden Seelenkräfte, welcher, den widerſtrebenden Stoff ganz überwältigend und vermenſchlichend, über alle Regionen des Daſeyns harmoniſch verbreitet war. Bei den Werken griechiſchen Urſprungs oder griechiſchen Abkunft läßt ſich daher von dem Einzelnen auf das Ganze, von der äußern Beſchaffenheit auf Begriff und Inhalt, und umgekehrt, wie überhaupt auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang überall mit ungleich mehr Sicherheit ſchließen, als bei den Kunſterſcheinungen der ſpätern Weltperiode, wo, wegen des unendlich höher hinauf gerückten Zieles und des gleichzeitig hiemit in dem Bewußtſeyn der Menſchheit mächtig angeregten innern Kampfes, die friedliche und befriedigende Ausgleichung zwiſchen Geiſt und Materie, wie ſie in den Werken der Kunſt vollbracht werden ſoll, auf viel größere Hinderniſſe treffen mußte und daher bis jetzt immer nur ſtückweiſe, ungleichmäßig und von ſtarken Schwankungen begleitet zur Erſcheinung hat kommen können; obwohl gar nicht zu verkennen iſt, daß, wo immer und wie oft dieſe Ausgleichung dennoch, vorübergehend, zu Stande gebracht worden iſt, der Sieg höchſter Vollendung unausbleiblich ganz auf die Seite der chriſtlichen Kunſt ſich hinneigen mußte, z. B. in den vollendetſten Werken der Malerei des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Wahrnehmung jenes ſchönen, ungeſtörten Gleichgewichtes, worin bei den Alten Leben und Kunſt in, durch und nebeneinander ſich fort bewegten, würde, auch wo für das Einzelne die Belege fehlten, doch immer zu der Annahme berechtigen, es könne unmöglich irgend ein durch kunſtgemäße Handhabung urbar zu machendes Feld menſchlicher Thätigkeit von ihnen unangebaut geblieben ſeyn. Hätten ſich alſo zufällig auch keine Münzen der

Digitized by Google

Griechen erhalten, ſo würde ſich doch immer mit Beſtimmtheit haben vorausſetzen laſſen, ihr Alles umgeſtaltender Kunſttrieb müſſe nothwendig auch auf dieſes Element des öffentlichen Lebens und allgemeinen Völkerverkehrs ſeinen Einfluß ausgeübt haben.

Die Geſammtheit deſſen, was, der Zerſtörung entgangen, unſerm Urtheile über das Münzweſen der Alten zu Hülfe kommt, gibt einen wirklich, trotz der vielen vorhandenen Lücken, hinreichenden Aufſchluß über den hohen Ernſt und die Tiefe des künſtleriſchen Verſtandes, womit von ihnen auch dieſer Gegenſtand behandelt und aus der untergeordneten Sphäre, welcher er ſeiner Natur nach angehört, in den Kreis des Symboliſchen, Kunſtſchönen, Geſchichtlichbedeutſamen emporgehoben worden iſt.

Im Gegenſatze zu der Unvollſtändigkeit antiker Münzſammlungen und im Vergleiche mit dem klaren Ueberblicke, wie er dennoch aus ihrer Zuſammenſtellung über die Plaſtik der Alten, über den Fortſchritt derſelben und ihren bewunderungswürdig weiſen Kunſthaushalt gewonnen wird, ergibt ſich aus der Betrachtung des faſt unüberſehbar reichen Münzſchatzes neuerer Zeiten, eben ſchon wegen dieſer beinahe in's Uebergrenzte gehenden Ausdehnung, doch nur ein viel ſchwankenderes Reſultat.

Erſt nachdem hier eine Sichtung in Maſſe vorgenommen worden iſt, bleibt für die Kunſtgeſchichte ein Kern des Brauchbaren übrig, aus welchem dann freilich ebenfalls der Geiſt und Entwicklungsgang der neuern Kunſt mit vieler Klarheit ſich nachweiſen ließe. Sehr natürlich zeigt ſich hier in der Behandlung und Durchbildung auch dieſes Kunſtzweiges ganz dieſelbe Erſcheinung, welche, mit jener überſchwenglichen Geiſtesbewegung des ſpätern Weltalters genau zuſammenhängend, in den Werken der Neuern überall ſichtbar wird. Nicht nur fehlt auf vielen Punkten häufig der bei den Alten ſtets wahrzunehmende Einklang und gemeinſame Fortſchritt unter den verſchwiſterten Künſten; es kommt außerdem auch neben dem Guten und Beſten nicht ſelten Ungehöriges, Phantaſtiſches und Entartetes zum Vorſcheine, oder es drängen ſich doch gewiſſe barbariſche Züge und unbezwungene Naturelemente ſtörend mit ein.

Aus den zahlreichen Münzſtätten des gebildeten Abendlandes iſt, Alles zuſammengefaßt, wohl eine Fülle des Schönen und Gediegenen auch in dieſer Kunſtgattung hervorgegangen, und beſonders auf Denkmünzen angewendet, hat zu Zeiten die Stempelſchneidekunſt der Neuern einen ſehr hohen Grad der Ausbildung erreicht. *) Doch iſt die richtige Anſicht, das bei kunſtgemäßer Behandlung des Stempels einzig anwendbare Princip des ſtreng plaſtiſchen Styls, niemals weder allgemein genug noch dauerhaft feſtgehalten worden. Um ſich hievon zu überzeugen iſt es eben nicht nöthig die große Maſſe des Vorhandenen in Betracht zu ziehen; es reicht vollkommen hin, einen beſchränktern Kreis aufmerkſam in's Auge zu faſſen, wie etwa dasjenige, was in dieſer Kunſtart die ſüddeutſchen Landſchaften aufzuweiſen haben. Und auch hier kann man ſich noch beſchränken auf die Summen ſolcher Münzen und Medaillen, welche den Fürſtenhäuſern, geiſtlichen und weltlichen Ständen, Corporationen u. ſ. w. der bayeriſchen Lande ihre Entſtehung verdanken. Wird aus dieſem Vorrathe, nach Ausſcheidung des Geringfügigen, Beziehungsloſen, das den Kunſt-Charakter der verſchiedenen Epochen deutlich Anmeldende gehörig verglichen, ſo finden ſich die geſchichtlichen Momente der ganzen neuern Kunſt in lebendigen Zügen darin abgeſpiegelt: völlige Rohheit in der Handhabung aller Mittel bis tief in das vierzehnte Jahrhundert, wobei jedoch eine gute Grundanſicht und die Spuren des bevorſtehenden Einlenkens in die richtigen Gleiſe ſchon ſichtbar werden; hierauf eine kräftige Erhebung zu echter Diſciplin und geiſtvoller Technik bis etwa zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts; ſodann eine ſtarke Hinneigung zu moderner Barbarei während des ganzen ſiebenzehnten, am Schluſſe aber deſſelben und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (wo beſonders in den Zeiten des ritterlichen Emanuel ein unglaublicher Aufwand an Medaillen bemerklich iſt) unter dem vorhandenen Einfluſſe neuitalieniſchen und franzmänniſchen Ungeſchmacks ein ſehr tiefer andauernder Verfall, welcher hier um ſo bedauernswerther erſcheint, als fortwährend von bayeriſchen Regenten beider Linien die Stempelſchneidekunſt mit beſonderer Vorliebe iſt gepflegt worden, unter andern von Churfürſt Maximilian Joſeph dem Dritten, deſſen königliche Municenz einen Cyklus hiſtoriſcher Medaillen, das ganze Geſchlechtsregiſter des Hauſes Wittelsbach umfaſſend, in's Werk hat richten laſſen, und zwar von der Hand eines äußerſt tüchtigen, aber freilich in dem Geſchmack ſeiner Zeit völlig befangenen Meiſters, des damals weltberühmten Andreas Schega.

Die Regungen eines ſich wieder neu belebenden reinern Kunſtgeiſtes während der letzten vier Jahrzehnde ſind ſehr natürlich auch in dieſem Kunſtzweige fühlbar geworden, und um ſo mehr, als die Nothwendigkeit des Wiederanknüpfens an ein von Alters her Gegebenes, aus innern Gründen, ſich hier ſogleich aufdringen mußte.

*) Die durch Vollſtändigkeit und Auswahl ſchöner Exemplare unſchätzbare Sammlung bayeriſcher Münzen im Beſitze des Hrn. Oberfinanzraths v. Worſhitka in München enthält unter andern eine Denkmünze mit dem Bildniſſe des Herzogs Ernſt von Bayern 1555; ein Kunſtwerk von ſo unübertrefflicher Schönheit, daß man ſich geneigt fühlt, das darin Geleiſtete für die Grenze des menſchlich Erreichbaren zu halten.

Digitized by Google

Der allmählige Uebergang zum Richtigen und Schönen würde auch wieder an bayeriſchen Münzen allein ſchon ſich nachweiſen laſſen. Weiter, bis auf unſere Tage herab, verfolgt, tritt dann aber gerade hier eine Erſcheinung hervor, wie ſie gegenwärtig im Gebiete der Münzen wohl kein anderes Land aufzuweiſen hat, und wie ſie in dieſer Art auch faſt nirgends angetroffen werden dürfte: die unter den Auſpizien des jetzt regierenden Königs aus der königlichen Münzſtätte hervorgegangene Reihenfolge ſogenannter bayeriſcher Geſchichtsthaler. Dazu beſtimmt, ganz ſo wie alle andere gangbare Münzarten in Umlauf gebracht zu werden, dieſerhalb auch nach dem Nationalmünzfuße ausgeprägt und auf dem Averſe durchgehends mit dem Bruſtbilde des Königs geſchmückt, enthalten dieſe Geſchichtsthaler auf ihren Reverſen in den verſchiedenen mit den Jahreszahlen wechſelnden Vorſtellungen und Emblemen theils perſönliche theils allgemeine Bezüge auf irgend ein die öffentliche Wohlfahrt und den Ruhm des Vaterlandes nahe angehendes geſchichtliches Moment aus der Periode der ſieben Jahre ſeit König Ludwigs Thronbeſteigung. Durch ein ſolches Feſthalten des praktiſchen Geſichtspunktes, der bei Anwendung von Medaillen ungleich weniger hätte beachtet werden können, iſt es hier gelungen, die ernſtere Seite dieſer Kunſtart wieder gehörig herauszuwenden und ihr in der Reihe der übrigen die für ſie gedenkbar höchſte Stelle anzuweiſen, nach dem guten Vorbilde der Alten, deren unübertrefflich ſchöne und ſinnvolle Münzen, zwar eben ſo wie in allen andern Zeiten zunächſt dem Handel und Wandel dienend, zugleich auch die höhere Beſtimmung erfüllten, als öffentliche Denkmäler der Kunſt und des Gemeinweſens ſich geltend zu machen. Bereits ſind in der königlichen Münze acht ſolcher Geſchichtsthaler an's Licht getreten und, in bedeutenden Maſſen ausgeprägt, von dorther zahlreich verbreitet worden. Dennoch kommen ſie bisher im täglichen Verkehr nur äußerſt ſelten zum Vorſchein, ein Zeichen, daß ſie von ihren jedesmaligen Beſitzern beſonders werth gehalten und vor der Hand mehr als Ehren- und Denkmünzen überall aufbewahrt werden; was auch der ihrer Stiftung zu Grunde liegenden Idee und Abſicht keineswegs zuwiderläuft. Die wirkliche Erreichung eben dieſer Abſicht, welche keine andere ſeyn kann, als auch mit Hülfe der Prägkunſt auf Urtheil und Geſinnung der Menge günſtig einzuwirken, war hier zunächſt an die Bedingung geknüpft, die Aufgabe auch in rein künſtleriſcher Beziehung auf eine würdige, befriedigende Weiſe zu leiſten, zu dieſem Zwecke die allertüchtigſten Hände aufzufinden und für den öffentlichen Dienſt bleibend zu gewinnen. Durch unmittelbare Wahl und Entſcheidung des Königs wurde deßhalb der Stempelſchneider Carl Voigt aus Berlin, ein Meiſter, dem in ſeinem Fache in Deutſchland gegenwärtig kein anderer den Vorrang ſtreitig macht, von Rom nach München berufen, wo ſein Eintritt in die königliche Münze im Jahre 1830 für das bayeriſche Münzweſen den Anfang einer neuen Epoche bezeichnet.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Kunſt-Ausſtellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

Ueber die Bildniſſe Stirnbrands gab er uns darin Recht, daß er mit dem Talent einer feſten Zeichnung und tüchtigen Modellirung die Kunſt verbinde, die feurigen Farben durch Brechung und Verſchmelzung zu einer annehmlichen Wärme zu dämpfen, daß er in einem gleichwohl noch immer ſehr friſchen, lebendigen Colorit die Züge, das Weſen der Originale treffend wiederzugeben wiſſe, wie denn ſeinen gelungenſten Portraits das Leben ſo recht aus hellen Augen leuchte, — daß er namentlich auch auf die Hände eine beſondere Sorgfalt richte.

Einſchränkend bemerkte aber H., daß er in der Wahl der Hintergründe oft in's Sonderbare falle, daß er ſeinen Originalen die vielleicht eigenſinnige Draperie erſchweren ſollte, und daß er im Beſtreben, die Individualität des Originals nachzubilden, in Beziehung auf den Teint doch oft zu weit gehe, zu materiell werde. — Für die gelungenſten Bilder hielten wir das Portrait des „Schauſpielers Seydelmann“ und das eines hellblickenden „Knaben“, wiewohl auch die übrigen nur theilweiſe etwas zu wünſchen übrig ließen.

Verſteht mich wohl! — ſagte H., als wir mit dieſem Maler fertig waren, — ich heiße dieſe Bildniſſe beziehungsweiſe gut und ſchön; aber ich überſetze ſie mir daneben in eine frühere Kunſtweiſe, in eine andere Malerſprache, in die der ältern Meiſter, wo ſie alle ohne weiters noch viel ſchöner wären.

Wer wird denn — wandte S. ein — immer an Rembrand, Rubens, Van Dyck denken! —

Der Wortwechſel entſpann ſich auf's Neue, als wir an die Portraits von Morff kamen, der das Verdienſt ſprechender Aehnlichkeit in gleichem Grade beſitzt und ſich vielleicht noch mehr angelegen ſeyn läßt, das Incarnat des Originals getreu wiederzugeben.

Die Menſchenkinder — ſagte S. — wollen eben, wie ſie ſind, auch ſammt ihrer beliebten Einhüllung und übrigen Ausſtattung gemalt ſeyn. Der Portraitmaler iſt oft froh, wenn ſie nicht das Zimmer mit neuen Möbeln, auch Hund und Katze, und was ihnen ſonſt

Digitized by Google

an's Herz gewachſen iſt und der Verewigung werth ſcheint mitgemalt haben wollen.

Meinen Sie denn — entgegnete H. — es ſey möglich, die Originale getreu zu malen, oder ſie ſehen aus, wie ſie gemalt ſind? Vergleichen Sie bei Gelegenheit oder thun Sie es jetzt in Gedanken! Man kann und darf die wirkliche Natur nicht geben; es iſt immer eine Ueberſetzung des Seyns in den Schein, der Natur in die Kunſt. Dieſe iſt ſtets zugleich mehr und weniger, als die Natur. Eine geiſtreiche Ueberſetzung iſt aber das Beſte.

Es gibt aber, wie auch Göthe ſagt, nichts Geheimnißvolleres, als die menſchliche Carnation. Sie iſt eben die unendliche Verſchmelzung allen der Farben, welche die Natur an Pflanzen und Thiere ſo oft unvermittelt und in ihrer ganzen Energie ausgetheilt hat, wie die Menſchenſtimme den Ton aller Thierſtimmen, aller Inſtrumente in ſich vereinigt. Es gehört wohl beim Maler ein beſonderer Sinn, ein leiſes Gefühl dazu, den Fleiſchton richtig zu erkennen; er iſt gewiß die höchſte Blüthe ſeiner Kunſt und ohne vorleuchtende Muſter der Italiener und beſten Niederländer, ohne genaue Erforſchung ihrer Kunſtmittel und beſonderes Studium ihrer und der Natur wird wohl im Colorit in dieſer Hinſicht immer eine gewiſſe Kälte, Härte, Schwächlichkeit oder Buntheit bleiben.

Wir ſehen hier ſo vielerlei Fleiſch, als Maler-Paletten, ja nahezu als Bildniſſe. Wer hat nun Recht? Einer? Alle? Keiner? — Auch das höchſte Extrem des Originals muß noch Etwas von dem Grundton alles Fleiſches haben. Sie finden unbillig, daß man an hohe Namen erinnere; aber es bleibt doch ein ewiger Unterſchied zwiſchen einem Talent, das ſich dem Zeitgeſchmacke bequemt und mit bedenklichen Kunſtmitteln wirkt und einem andern, das claſſiſchen Meiſtern nacheifert. Wir achten das Beſtreben, wenn auch Zeit und Umſtände uns keine Raphaele, Titiane und Correggios ſchenken.

Gutekunſt hat in ſeinen Portraits in Oel wieder eine eigene Art des Vortrags, die ſich, wie auch Sauterleute's, durch Vermeidung des Blendenden und ſtarker Gegenſätze einigermaßen den ältern Meiſtern nähert. So fanden wir ihn namentlich in frühern Arbeiten.

Es blieben uns noch mehrere Bildniſſe zur Schau übrig; ſie waren von Herrich, Müller, Fräulein Pilgram, Schmidt, Wagner von Heilbronn, auf welche unſere Wechſelreden wohl auch ihre Anwendung finden mögen, da ſie ſich in Auffaſſung und Behandlungsart den Vorgenannten mehr oder weniger nähern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſt-Anzeige.

So eben iſt erſchienen und in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben:

Anſicht von Mainz, gemalt von H. Schilbach, Hofmaler in Darmſtadt, in Stahl geſtochen von C. Frommel, Galleriedirektor in Karlsruhe, und Poppel daſelbſt. gr. Fol. (9¾ Zoll hoch, 13 Zoll breit.)

Preis	2 fl.	42 kr.	
Auf chin. Papier	5 „	30 „	
Erſte Abdrücke	4 „	— „	
Sorgfältig ausgemalt	6 „	— „	

Dieſes ſchöne Blatt gehört nach dem Urtheil ſachverſtändiger Kunſtkenner in die Reihe der Kunſtwerke, welche wirklichen artiſtiſchen Werth haben, und wird den Freunden dieſer, durch hiſtoriſche Berühmtheit und eine ſo reizende Lage ausgezeichneten Stadt und Bundesfeſtung gewiß eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn. Der Maler, Hr. Schilbach, über deſſen erſte Arbeit in Rom Ritter Thorwaldſen ein ſehr günſtiges Urtheil fällte, und der allen Kunſtfreunden durch ſein ſchönes Oelgemälde: Ausſicht von den Kaiſerpaläſten nach dem Coloſſeum und dem Bogen des Conſtantin in Rom, höchſt vortheilhaft bekannt iſt, hat eine geiſtvolle, getreue und charakteriſtiſche Zeichnung geliefert, die ſeinen Künſtlerruf nur noch erhöhen dürfte. Hr. Frommel, bekannt als der erſte in Deutſchland lebende Stahlſtecher, hat, im Vereine mit ſeinem ausgezeichneten Schüler Hrn. Poppel, das Original ſo wiedergegeben, daß dieſes Blatt vor manchem ſo hochgeprieſenen engliſchen Stahlſtiche in vieler Beziehung den Vorzug verdient. Auch gehört dieſer Stahlſtich zu den größten, die bis jetzt erſchienen ſind.

Mainz, Auguſt 1835.

C. G. Kunze.

Berichtigung.

Nro. 66 u. 67 des Kunſtbl. In der Ueberſchrift zu der Vorleſung des Hrn. Geh. Raths v. Schelling iſt, durch Verſehen des Setzers, das Datum weggelaſſen worden, welches um ſo mehr nachgetragen werden muß, da für diejenigen, welche dem Gang archäologiſcher Unterſuchungen folgen, nicht unwichtig iſt zu wiſſen, daß dieſe Vorleſung bereits am 5. Dezember 1829 gehalten worden iſt. Zu bemerken bleibt ferner, daß durch die Güte des Hrn. Verf. der Vortrag aus einer flüchtig diktirten, zunächſt keineswegs für den Druck beſtimmten Handſchrift mitgetheilt wurde, weßhalb vieles nur für den Augenblick Berechnete darin unverändert geblieben iſt. Endlich ſind auch einige ſinnentſtellende Druckfehler zu berichtigen, nämlich S. 262. Sp. 2. Z. 8. v. u. muß geleſen werden: — deſſen beſtändige Charakteriſtik, das ꝛc. — S. 263. Sp. 1. Z. 5. — wenn man dieſer Stellung noch eine in anderer Hinſicht minder gewagte ꝛc. —. Ebendaſ. Z. 19. v. u. — in der Tiefe der Erde. — S. 266. Sp. 2. Z. 11. — eine frühere erdrückende Gewalt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 74.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 12. September 1833.

Münzkunde.

Bayeriſche Geſchichtsthaler von 1825 bis 1833. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1833.

(Beſchluß.)

Schönheit, wiewohl nicht im gewöhnlichen beſchränkten Wortverſtande, ſo wie höchſte Deutlichkeit treten in der Kunſt des Alterthums als die beiden Kardinaltugenden hervor, denen unter allen Umſtänden die andern Bedingungen des Nützlichen, Bequemen u. ſ. w. untergeordnet wurden; doch immer dergeſtalt, daß nirgendwo der Eindruck eines der Sache angethanen Zwanges entſteht, jener Gegenſatz vielmehr wie in Folge eines Naturgeſetzes völlig ausgeglichen ſcheint. Die ohne Vergleich größere Verwicklung und Entſtellung aller natürlichen Lebensverhältniſſe in neuern Zeiten ſtellt einer vollkommenen Verſchmelzung des Schönen mit dem Zweckmäßigen und Angemeſſenen überall weit ſchwerer zu beſeitigende Hinderniſſe entgegen. Dieſe nach irgend einer Richtung hin glücklich überwunden zu haben, wird alſo immer an ſich ſchon als Zeugniß eines überlegenen Talentes gelten können. An heutigen Münzen — dieß darf bei der Würdigung ihres künſtleriſchen Werthes nie außer Acht gelaſſen werden — iſt nun einmal möglichſte Seichtheit des Reliefs eine, durch die Legierung der auszuprägenden Metalle und den Mechanismus des übermäßig ſchleunigen Ausprägens *) bedingte, ganz unerläßliche Forderung geworden, der auch bei unſern Geſchichtsthalern nicht konnte ausgewichen werden. Dennoch iſt es einer vollendeten Technik gelungen, den ſtrengen Basreliefſtyl der Alten, wie ihn zuerſt Thorwaldſen in die neuere Bildhauerkunſt eingeführt hat, annäherungsweiſe auch hier in Anwendung zu bringen. An modernen Münzen war bei gänzlichem Verkennen des plaſtiſchen Princips, welches vor Allem auf klares Anſprechen und Ausprägen der Formen dringt, bisher faſt allgemein durch möglichſtes Abflachen und Verſchmelzen der Umriſſe in den Grund der Münze, ſowie durch ſtärkeres Erhöhen der innern Theile der Eindruck des Weichen und Maleriſchen beliebt worden. Ganz im Gegenſatze mit dieſem irrthümlichen Syſteme ſind die Voigtiſchen Stempel gerade nach der Mitte hin ſich mehr verflachend, längs der Umriſſe kräftig erhoben gehalten, wodurch denn immer noch die Wirkung des Vollen, Plaſtiſch-Geſättigten hervorgebracht wird, wiewohl das ganze Gepräge ſo ſeicht iſt, daß es durchhin noch um Merkliches tiefer liegt, als der ſchützende Rand der Münze.

Die Reihe der bayeriſchen Geſchichtsthaler hebt an mit 1825. Von Jahr zu Jahre fortſchreitend (jedoch ohne eine beſtimmte Regel wegen der Anzahl derſelben für jedes einzelne Jahr), umfaßt ſie bereits einen Kreis von vierzehn Thalerſtücken, von welchen acht bereits zur Ausführung gekommen und in Umlauf geſetzt ſind. Schon aus ihrer einfachen Zuſammenſtellung in chronologiſcher Ordnung und der bloßen Angabe ihres verſchiedenen Inhalts geht die oben angedeutete Abſicht hervor, auch dieſer Kunſtart die alte gediegene Grundlage in möglichſter Erweiterung wiederzugeben, und ihr ein neues Feld des Ruhms und Wetteiſers zu eröffnen:

1825. Beſchwörung der Verfaſſungsurkunde;
1826. Verlegung der Maximilian-Ludwigs-Univerſität von Landshut nach München;
1827. Stiftung des Ludwigs-Ordens;
— Stiftung des Thereſien-Ordens;
— Bayeriſch-Würtembergiſcher Zollverein;
1828. Die königliche Familie;
— Befeſtigung von Ingolſtadt;

*) Heutzutage muß mit einem einzigen Stoße des Prägſtocks das Geldſtück fertig ausgeprägt ſeyn; vor Zeiten konnte man ſo viele Mühe aufwenden, als eben erforderlich war, um jedesmal einen vollendet reinen Abdruck zu liefern; dadurch hatte der Künſtler freie Hand und durfte dem Schönen zu lieb ſeinen Stempel ſo tief arbeiten, als ihm gut dünkte.

Digitized by Google

1828. Errichtung der Conſtitutions-Säule;
1829. Handelsverein zwiſchen Bayern, Preußen, Würtemberg und Heſſen;
1830. Bayerns Treue;
— Grundſteinlegung der Wallhalla;
1831. Reichenbach und Frauenhofer;
1832. Annahme der Krone Griechenlands durch Otto, Prinzen von Bayern;
1833. Errichtung des Obelisken zur Erinnerung an Dreißigtauſend im ruſſiſchen Feldzuge gefallene bayeriſche Krieger.

Unter den aus dieſer Anzahl bereits ausgeführten Geſchichtsthalern ſtehen nach der Zeitfolge ſymmetriſch jene zwei oben an, welche auf die beiden, von dem regierenden Königspaare ausgegangenen Ordensſtiftungen ſich beziehen. Sie enthalten, jeder auf ſeinem Reverſe, die Abbildung der einen wie der andern Ordens-Decoration; die Umſchriften nennen die Namen der Urheber und die Jahreszahl der Stiftung.

An dieſe beiden ſchließt, wegen ſeiner unmittelbaren Beziehung auf das königliche Haus, ein dem nächſten Jahre zugeſchriebener Thaler auf die natürlichſte Weiſe ſich an. Auf der Vorderſeite enthält derſelbe, wie die übrigen alle, des Königs Bildniß, deſſen Bedeutung hier aber durch die Zuſammenſtellung mit dem Inhalte der Rückſeite nach weſentlich erhöht wird. Dieſe führt die Umſchrift: Segen des Himmels, und die Königin mit ihren acht lebenden Kindern iſt auf ihr abgebildet. Die Anordnung iſt dieſelbe, wie ſie ſchon auf ähnlichen ältern Münzen aus den beſten Zeiten gefunden wird: die verſchiedenen Bildniſſe, alle in ſenkrechter Richtung und jedes durch einen Kreis abgeſchloſſen, ſind ſo geſtellt, daß acht Kreiſe den neunten als ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt umgeben. Die trotz der kleinen Dimenſionen noch möglichſt feſtgehaltene Aehnlichkeit und die ungemeine Deutlichkeit der Ausführung verleihen dieſer ſchönen Münze einen beſondern Reiz und künſtleriſchen Werth. Außerdem gibt ſie noch Veranlaſſung zu einem anziehenden Vergleiche; ſie enthält das noch in zartem Alter aufgefaßte Bild des jugendlichen Fürſten, dem wir, nur um wenige Jahre ſpäter, in beinahe männlich entwickelter Geſtalt als Herrn und König auf den Münzen des von ihm beherrſchten, neu aufblühenden Reiches wieder begegnen werden.

Dem hiemit im nächſten Zuſammenhange ſtehenden wichtigen Ereigniſſe iſt für das Jahr 1832 ein eigener Geſchichtsthaler geweiht. Der erlauchte Sprößling des Hauſes Wittelsbach, in Jünglingsgeſtalt, altgriechiſch gekleidet, an ſeiner Seite der bayeriſche Löwe, vor ihm ein hohes Frauenbild: Hellas, die Linke geſtützt auf dem Schilde mit dem neuen griechiſchen Wappen, in der Rechten das Symbol der höchſten Gewalt, die Krone, darreichend; Umſchrift: Otto Prinz von Bayern, Griechenlands erſter König.

Zwei andere Geſchichtsthaler (1827 und 1829) ſind der Erinnerung und dem Abſchluß wichtiger Staatsverträge gewidmet: jener ausgeſtattet mit Sinnbildern des mächtig geförderten Länderverkehrs, dieſer auf ſeiner Rückſeite die verſchiedenen Reichswappen derjenigen deutſchen Staaten vereinigend, welche die Umſchrift als Glieder eines ſo heilſamen Bundes mit Namen nennt. Wieder ein anderer, 1828, mit der Umſchrift: Verfaſſungs-Säule, errichtet vom Grafen von Schönborn, enthält die Abbildung des patriotiſchen Denkmals, auf deſſen rühmliche Gründung er ſich bezieht.

Endlich gehört auch noch jenes auf das Jahr 1830 hinweiſende Thalerſtück zu den bereits ausgeführten, und es ſoll in ihm das Andenken an die feſte und ruhige Haltung eines treuen Volkes während der damaligen allgemeinen politiſchen Aufregung für immer feſtgehalten werden; Bavaria, eine ernſte matronale Geſtalt in ruhig ſitzender Stellung, den ganzen Umkreis der Münze erfüllend; zu ihren Füßen das mittelalterliche Sinnbild der Treue.

In Kurzem werden wieder zwei der oben angezeigten Geſchichtsmünzen, auf die Jahre 1826 und 1833, mit deren Ausführung der Künſtler gegenwärtig beſchäftigt iſt, vollendet ſeyn; die letztere alſo ganz gleichzeitig mit dem großen Trauerdenkmale, zu deſſen Verherrlichung ſie dienen ſoll. *)

Noch hat ſeit dem Herbſte 1832 das königliche Münzamt nach einer andern Seite hin eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt. Die Münzen des neuen Griechenlands ſind in München an's Licht getreten, eine für die Freunde der Geſchichte und der Münzkunde gleich erfreuliche Erſcheinung. Auch auf dieſen Gegenſtand iſt der edelſte Kunſtfleiß verwendet worden, um ſo viel als möglich dem hohen Begriffe nachzukommen, welcher mit der Vorſtellung des neu auflebenden Vaterlandes der ſchönen Künſte wie von ſelber ſich verbindet. Die Zahl der Stempel, ſämmtlich aus Voigts Werkſtätte hervorgegangen, beläuft ſich für's Erſte auf acht, von denen vier in Silber und eben ſo viel in Kupfer auszuprägen ſind; jene nach δραχμαῖ (Drachmen) zählend, dieſe nach λεπτά (Lepta). In Anſehung der Embleme iſt ganz daſſelbe Syſtem befolgt worden, das bei neueuropäiſchen Münzen jetzt faſt überall gebräuchlich iſt: auf der Vorderſeite Bildniß und Name des Landesfürſten,

*) Die Aufſtellung des ganz aus Erz gegoſſenen hundert Fuß hohen Obelisken, der auf dem Carolinenplatze, dem Durchſchnittspunkte dreier ſich kreuzender Straßen, in München zu ſtehen kommt, wird gegenwärtig mit dem größten Nachdrucke betrieben; mit nächſtem 18. Oktober ſoll ſie vollendet ſeyn.

Digitized by Google

auf der Kehrſeite das Reichswappen. Nur bei den Kupfermünzen findet auch hier wie anderwärts eine Abwechslung ſtatt; ſie enthält nur die jedesmalige Werthbeſtimmung in der Einfaſſung eines antiken Lorbeerkranzes.

Von ungemeiner Schönheit iſt das Fünfdrachmenſtück (der eigentliche griechiſche Thaler). Wegen der Ausdehnung hatte der Künſtler hier mehr Raum, ſich frei zu bewegen. Das im Verhältniß zum Umfang möglichſt groß gehaltene Bild des jungen Königs mit der Umſchrift: ΟΘΩΝ ΒΑΣΙΛΕΤΣ ΤΗΕ ΕΛΛΑΔΟΣ, erinnert in Styl und Ausführung an jene unvergänglich ſchönen, ewig nachahmungswürdigen Muſter, welche hier der Seele des Bildners mit Macht ſich aufdringen mußten. Nicht minder bringt das auf der Reversſeite dieſer Münze befindliche, mit Lorbeerreiſern geſchmückte griechiſche Wappen (ein ſilbernes ſchwebendes Kreuz in blauem Felde, in der Mitte des Kreuzes die bayeriſchen Wecken) durch die Feinheit ſeiner Verhältniſſe und ſchöne Harmonie der Hauptumriſſe einen völlig befriedigenden Eindruck hervor.

Ol.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

Eine Folge von Miniatur-Bildniſſen von Holder hielt uns länger feſt. Da ſie ſehr nahe zur Schau ſtanden, ſo vergnügte es uns, genau nach der Struktur derſelben zu ſehen. Wir wurden aber von andern Schauluſtigen oft ſanft weggedrängt und mußten wiederkehren. Zwiſchen die Abbildungen größtentheils von uns gekannter Perſonen ſind auch verjüngte Nachbilder von Portraits berühmter älterer Meiſter gereiht. Dieß machte uns auf den Bildungsgang des Künſtlers aufmerkſam, über welchen wir Folgendes vernahmen.

Er fand ſich vor etwa drei Jahren innerlich gedrungen, die bisherige Manier zu verlaſſen und bei ſeinen Bildern nach eigentlichem Kunſtwerth zu ſtreben. Die punktirende Behandlung hat etwas Trockenes; er trachtete darnach, die Kraft der Oelmalerei auch in Gummifarben zu erlangen, ging deßhalb nach München und ahmte dort die ſchönſten Portraits eines Velasquez, Giorgione, Van Dyk, auch ein Bild von Netſcher in Miniatur nach. *) Es wird verſichert, daß Holder bei ſorgſamer Wahl der Pigmente, deren Haltbarkeit ſich bis anher erwieſen, erſt dann ſich beruhigte, wenn Künſtler und Kenner dem im Spiegel vergrößerten Nachbilde die möglichſte Aehnlichkeit mit dem daneben geſtellten Originale zugeſtanden.

Wir haben nach genauem Anſchauen dieſer Nachbildungen, wobei uns noch die Vergleichung einer „H. Urſula“ nach Guido Reni mit dem hier befindlich geweſenen Original zu Statten kommt, Urſache, an das Gelingen dieſer künſtleriſchen Verſuche zu glauben. Da die Größe des Bildes im Auge vom Sehwinkel abhängt, ſo kann ein kunſt- und geiſtreich aufgefaßtes und möglichſt ausgeführtes Miniaturbild, wenn wir uns darein zu verlieren vermögen, bei gehöriger Näherung einen ähnlichen Eindruck auf uns machen, als das unter gleichem Winkel geſehene Original-Oelgemälde, ſo wie ſich jenes dieſem durch Vergrößerung auch an die Seite ſtellen läßt.

Man kann — ſagte H. — den Künſtler nicht ausſchließend immer nur an die Natur weiſen. Er mag ſie unabläßig ſchauen, ſtudiren, kopiren; aber große Vorgänger ſoll er nachahmen, in ihrem Sinne ſie nachzubilden trachten, weil ſie ihn lehren, wie die Natur, die oft auch kalte, unmaleriſche, aufzufaſſen iſt, wie die unendliche Licht- und Farbenleiter derſelben durch die kurze, beſchränkte Scala der Palette auf menſchliche Kunſtweiſe dargeſtellt werden kann.

Man ſpricht ſo viel vom Auffaſſen des Geiſtes der Phyſiognomien. Dieſe ſchwierige Aufgabe kann auf verſchiedene Weiſe gelöst werden und iſt ein geiſtiges Kapitel in der Malerei. Am Ende unterſcheiden ſich hienach Schulen und Meiſter. Schwerlich ſind die Portraits der berühmten ältern italieniſchen und niederländiſchen Maler neben der Kennbarkeit auch noch ſehr naturgetreu geweſen. Von Van Dyk ſagt man, er habe allen ſeinen Köpfen

*) Dieſe Miniaturen ſind auch auf der Münchner Ausſtellung mit großem Beifall geſehen worden. In den Copien nach Oelgemälden, die der Künſtler zu ſeinem Studium gemacht, hatte man die treue Auffaſſung der Eigenthümlichkeit eines jeden Meiſters, und die Kraft und den Schmelz der Behandlung um ſo mehr bewundert, als bekannt war, daß Hr. Holder auf Fertigung derſelben nur ſehr kurze Zeit hatte verwenden können. Noch erfreulicher aber iſt, daß man die gründliche Modellirung und das kräftige Colorit der ältern Meiſter auch in dem größern Theile der ſpäter von ihm nach dem Leben gemalten Bildniſſe wiederfindet, woraus erhellt, daß ihm das in München ſo eifrig betriebene Studium zu wahrem Nutzen gereichte. Die Vollendung, welche er ſeinen Miniaturportraits zu geben weiß, iſt doppelt auch deßhalb zu ſchätzen, weil ſie ihm nicht mehr Zeitaufwand koſten, als die gewöhnliche leichtere und flüchtige Behandlung, und weil ſie den Bildern nicht nur größere Wirkung, ſondern auch längere Dauer ſichert. Auch zeigt ſich in allen ein entſchiedenes Talent, die Aehnlichkeit zu bewirken; wir erwähnen die Bildniſſe der Herzogin Henriette von Würtemberg, des Biſchofs Keller von Rottenburg. In dieſem Sommer hat ſich der Künſtler zur Stärkung ſeiner Geſundheit in die böhmiſchen Bäder begeben, und wird von da nach einem längeren Aufenthalt in Prag, wohin ihn vielfache Beſtellungen riefen, die Rückreiſe über Dresden antreten.

A. v. R.

Digitized by Google

etwas Heroiſches zu geben gewußt. Auch die vor uns liegenden allerliebſten Nachahmungen laſſen ſo etwas ahnen. Wie konnte er auch ganz fleißig und getreu malen, da er bekanntlich im letzten Abſchnitte ſeines Lebens in England erſtaunlich ſchnell, man will wiſſen, oft in einem Tage mit einem Portrait fertig ward, und, obwohl glänzend belohnt, doch zu ſeinem faſt fürſtlichen Aufwand als eminenter Lebemann, der ſogar ſeine eigene Kapelle hielt, auch eines reichlichen Zufluſſes bedurfte. Bei den großen Hiſtorienmalern lag eine großartige Behandlung des Portraits wohl ſtets in ihrem ganzen Künſtlerweſen.

Die ältern deutſchen Maler waren aber durch ihre Naturnachahmung und ihr Halten an der Wirklichkeit auch bei den Portraits, die ja ſtets einen Hauptbeſtandtheil ihrer hiſtoriſchen Compoſitionen ausmachten, an die Erſcheinung der Natur gewieſen, und ſie gaben dieſe mit emſiger Sorgfalt wieder.

Auf ähnliche, wir dürfen ſagen unfehlbare Weiſe bringt Holder den Geiſt ſeines Originals durch genaue Beobachtung nicht nur der Hauptfaktoren des Geſichts und ihrer charakteriſtiſchen Merkmale, ſondern durch treue Verfolgung jedes Zuges, jeder Wellenlinie, jeder merkbaren Nüance des Tones, durch künſtleriſche Wahl der Beleuchtung und Zuſammenfaſſung der Einzelheiten bei günſtiger Stimmung des Originals, in die Abbildung.

Im Wiedergeben des Teints weiß er die Natur mit Kunſtforderungen zu verſöhnen und Extreme geſchickt zu mildern. Wie weit große Meiſter hierin gingen, lehrte ihn die ſehr verſchiedene ſpaniſche, niederländiſche und italieniſche Carnation der von ihm nachgeahmten Muſter. Die „H. Urſula“ aber, deren Original mir unvergeßlich vorſchwebt, iſt wohl das Klarſte, Durchleuchtendſte, was man ſehen kann.

Die Behandlungsart im Geiſt der Oelgemälde vermittelſt der Waſſerfarben, die er zu Kraft, Glanz und Haltbarkeit jener hinaufzuheben verſuchte, und daß er in Wahrheit und Richtigkeit der Auffaſſung, beſonders aber in treuem Fleiß der Ausführung, alſo auch in Erreichung ſprechender Aehnlichkeit kaum zu überbieten ſeyn mag — ich ſpreche von Bildniſſen, die er mit möglichſter Liebe und Muße ausführte — dieſes doppelte Verdienſt darf er meines Erachtens ſich beimeſſen. —

Wir vernahmen nicht ohne Antheil die Aeußerungen unſeres Freundes, der ſeine hypochondriſche Stimmung ganz losgeworden zu ſeyn ſchien, wie es ihm immer geſchieht, wenn er einen rechten Künſtler auf rechter Bahn ſichern Schrittes wandeln ſieht.

Es iſt wünſchenswerth und geſchieht auch, wie wir vernehmen, daß Holder in der von ihm ausgebenden neuen Art der Miniaturmalerei Zöglinge ſich nachbildet, wie denn ſein eigener Bruder durch zwei Portraits dargethan hat, daß er in den Sinn deſſelben wohl einzugehen vermag.

Die hohe Kunſt hat oft auf das Portrait herabſehen wollen; aber die größten Maler aller Zeiten malten auch Portraits, Perlen der Gallerien, und der Menſch kann wohl ſo künſtleriſch iſolirt am würdigſten dargeſtellt werden.

Von weitern kleinen Bildniſſen müſſen wir noch anführen: ein Miniaturbild von Faber, vier Aquarellbilder von Gutekunſt in leichter, ihm beſonders wohl gelingender heiterer Manier auf weißem Grunde, mehrere von Albert Wagner und einige in ſchwarzer Kreide.

(Die Fortſetzung folgt.)

London.

Hier iſt eine Phyſiologie der Gelehrten und Künſtler von Madden erſchienen, worin u. a. auch die Lebensdauer der ausgezeichnetſten Bildhauer und Maler angegeben iſt. Bandinelli ſtarb 72, Bernini 82, Canova 65, Donatello 83, Flaxman 71, Ghiberti 64, Giotto 60, Michel Angelo 96, Sanſovino 91, Verocchio 56, A. Caracci 49, Claude 82, David 76, Guido 67, Raphael 37, Reynolds 69, Salvator Roſa 58, Tizian 96, Paul Veroneſe 56, Weſt 82 Jahre alt. Die bildenden Künſtler erreichen nach der Durchſchnittsberechnung ein minder langes Leben als die Naturforſcher, ein längeres aber als Juriſten, Mediziner, Theologen, Muſiker, Dichter u. ſ. f. und ſtünden in der Lebensdauer den Philoſophen ſo ziemlich gleich.

Paris.

Manuel des peintures orientales et chinoises en relief, par St. Victor. 1 Vol. in-18, orné de planches. Paris et Moulins 1832. Pr. 2 fl. 8 kr.

Eine auserlesene, gut konservirte

Gemäldeſammlung

in reich vergoldeten Rahmen,

welche zur Hinterlassenschaft des in Trier verstorbenen Präsidenten Herrn J. B. Artois gehört, ist bei dessen Wittwe daselbst im Ganzen zu verkaufen.

Die einzelnen Gemälde, 114 an der Zahl, worunter Guido Reni, Salvator Rosa, Dürer, Holbein etc. sich befinden, sind in einem an Kunstliebhaber zu versendenden Kataloge näher angegeben.

№ 75.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 17. September 1833.

Ueber die Kunſt-Ausſtellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

An dem Tage, wo wir die „Landſchaften“ beſonders in's Auge faſſen wollten, war auch in dem Gewölbe eines Kupferſtichhändlers eine kleine Gemäldeverſteigerung vor ſich gegangen, wovon unſer reizbarer H. wieder zu leiden hatte. Ein Paar Rheinlandſchaften von Schütz, in angenehmem Tone mit geiſtreichem, etwas flüchtigem Pinſel gemalt, waren bei unſerm Eintritt um einen Spottpreis weggegangen. Zwei Landſchaften von Brand mit allerliebſten Figuren, wie die Kunſtausſtellung nichts darbot, blieben unbeachtet ſtehen, weil ſie ſich nicht durch einen beſondern Effekt empfahlen. Er war ſelbſt im Beſitz von ganz ähnlichen, darum verzichtete er auf dieſe.

Wo man eben — klagte er im Hinausgehen aus der kühlen Verſteigerung — mit Antheil in das Kunſtmarktweſen hineinblickt, ſo oft man mit Innigkeit deſſen Verhältniß zur Kunſt ſelbſt erwägt, wird man verletzt. Welche hohe Preiſe würden nicht in unſerer Zeit für beliebte landſchaftliche Anſichten, wenn ſie mit gleicher Virtuoſität gemalt wären, bezahlt werden müſſen. Sie kennen das kleine allerliebſte Aquarellbildchen von Heinzmann in der Kunſtausſtellung. Er ſandte es aus München ein, wo er ſeit geraumer Zeit thätig iſt. Ohne Zweifel ſtellt es eine „Gegend aus den Glarner Alpen“ um den Tödiberg vor. Wir wurden neulich von den niedlichen Aelplerfiguren und übriger Staffage angezogen. Es war, als vergrößere ſich das Bildchen uns Beſchauern im innern Sinn. Alpen, Fels, Schneefelder, Gletſcher wurden uns durch die Kunſt der lebhaften, doch nicht übertriebenen, heitern Färbung zu einer anregenden Gegenwart. —

Ich wünſchte nur — unterbrach ihn S. — ein Stammbuch von ſolchen überaus angenehmen Blättern!

Was wollen Sie? — fuhr H. in höherm Tone fort. — Dieſes Blättchen wird ſeinem Kaufswerth nach ſechsfach mit Gold aufgewogen. Sie könnten ſich um den Preis eines ſolchen Stammbuchs ein ganzes Kabinet recht guter älterer Meiſter anſchaffen.

Der Lebende hat Recht! — rief S. — Eminger, welcher den „Roſenſtein“ nach Steinkopf für den Kunſtverein lithographirt, hat eine „Tyroler Gegend“ in gebrochenen, die gigantiſch wilde Felſennatur andeutenden Tönen in Aquarell gemalt. Ich bin überzeugt, daß Ihre beiden Landſchaften von Brand Sie nicht höher zu ſtehen kommen, als dieſes kleine Bild. Aber Brand iſt todt und Eminger will leben.

Wir wollen — äußerte H. — den jüngern Talenten alle Aufmunterung, den gereiften Meiſtern ehrenvollen Lohn ihrer gelungenen Arbeiten gönnen, aber ſo mancher der Anſtrebenden iſt gar nicht einmal auf dem Wege, welcher auch nur zu dem Vorhofe jener jetzt mit Kaltſinn betrachteten Virtuoſität älterer Meiſter leiten könnte.

Tröſten Sie ſich! — ſagte der ſtets heitere S. — Es iſt im Reich des Wiſſens, der Poeſie, ja ſelbſt im Gebiet des Lebens nicht anders. Wo man recht in's Innere hineinſieht und wie es die Mitwelt damit hält, wird man verletzt und hat ſolche wehthuende Gefühle davon. Der Werth und Marktpreis der Dinge, der allgemeine Verkehr richtet ſich nach Neigung und Gelüſten der Welt. „Nachfrage“ iſt das Wort des Räthſels. Sie können den ganzen Homer um den Preis eines Almanachs kaufen, um den Werth einer Flaſche Champagner den Plato. So iſt's mit der Schätzung aller Genußmittel. Der Menſch gibt oft viel lieber für einen Spaß ſeinen Dukaten, als für einen Ernſt ſeinen Groſchen aus, und zum Ernſt rechnet er beinahe die ganze Vorwelt mit allem, was ſie uns als Erbſtück gelaſſen hat, wenn dieſes nicht recht plauſibel neu in die Szene geſetzt werden kann.

Aber kommen Sie, lieber Hypochonder! Zerſtreuen wir uns jetzt an den allerliebſten heitern „Landſchaften!“

Digitized by Google

Das iſt eine bunte Gegenwart! man verſetzt ſich in Gedanken dahin, man lebt darin und phantaſirt ſich in wer weiß welche anziehende Situationen hinein.

Bunte Gegenwart! — verſetzte H. — Allerdings bunt genug! Das gerade iſt's, was mich an vielen modernen Landſchaften anwidert, daß ſie ſo bunt ſind und dann doch wieder nicht bunt genug. Die ältern haben meiſt einen ſanften, natürlichen, warmen Ton, und ſelbſt die mittelmäßigen, manirirten, in denen weder Baum noch Kraut richtig und erkennbar gezeichnet iſt, ſprechen uns durch ein naturgemäßes Colorit an. Wie oft zog mich ſo ein halbverwüſtetes Holztäfelchen noch an, nur weil es ſo niederländiſch ausſah! Der Ton im Ganzen wandte ſich muſikaliſch an meine Stimmung, und das ſoll doch hauptſächlich die Landſchaft. Denken Sie ſich ſo ein fromm gefühltes Bild mit großmaſſigen, ſchattenden Bäumen, Bergen, Fluß und ein Paar Hütten unter Gebüſchen. Wird Ihnen da nicht zu Muthe, als wohnten Philemon und Baucis unter dieſen Dächern, oder als dürften Sie mit den Emauntiſchen Jüngern den Herrn hinein begleiten? Nichts regt meine Wanderluſt, meine Sehnſucht nach der Ferne ſo unwiderſtehlich auf, als ſo eine einfache phantaſtiſche, ganz ungeographiſche Landſchaft eines alten Meiſters.

Die jüngern Landſchaftmaler bemühen ſich, das Feſte, Endliche, Begrenzte naturgetreu zu zeichnen, zu modelliren; aber das Fließende, Unendliche, Unbegrenzte, Licht, Duft und Luft, Himmel, Wolken, Waſſer, worin eigentlich das liegt, was man Wärme nennt, iſt leider ſo oft hart, kalt, unnatürlich.

Was wollen Sie! — fiel S. ein; — Die jungen Maler behaupten, gerade ſo ſehe die Natur aus.

Ebendeßhalb — erwiederte H. — kann und ſoll man ſie nicht ſo malen! Denn einmal iſt's nicht die Farbe an ſich, was unſer Auge will, ſondern der Lokalton, und dann iſt die Natur Licht und Leben, die Farbe aber, das Pigment, todt. Was iſt der Oker gegen Abendroth? Laſſen Sie Licht durch ein gefärbtes Glas oder auch durch transparentes Papier ſcheinen, ſo haben Sie etwas dem Abendlicht Aehnliches, aber wie will der Maler dieſes künſtliche Licht erſetzen? An ſolchen Zurüſtungen, wie bei dem Panorama ꝛc. kann der Maler die Verhältniſſe des Lichts berechnen lernen.

Bei hiſtoriſchen Gemälden, bei Portraits ſogar laſſen wir uns Etwas gefallen, wir verlangen keine Täuſchung; nur wenige hochbegabte Meiſter haben ſo gemalt, daß man wie durch's Leben ſelbſt frappirt wird, daß man ausrufen möchte: Das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch! Aber wer mir die landſchaftliche Natur malt, der ſoll Natur malen, denn was habe ich ſonſt?

Hat nicht — wandte S. ein — der treffliche Dresdner Friedrich mit Sepia und Bieſter wunderbar warme Landſchaften gemalt? Kann uns nicht ſchon Grau in Grau vergnüglich, natürlich anſprechen?

Allerdings! — erwiederte H. — Aber er thut meiner Einbildungskraft Vorſchub und keinen Zwang an. Wer aber mit den wirklichen Farben zu mir ſpricht: Siehe! hier iſt Natur! der muß mich täuſchen können, denn er bemächtigt ſich meiner Imagination durch das äußere Auge. Hier erwindet es dann ſehr oft nicht ſowohl an der Erfindung, Wahl, Compoſition, oder an der charakteriſtiſchen Zeichnung, oder an der maleriſchen Ausprägung des Einzelnen, ſondern an der naturgemäßen Kraft und Haltung des Ganzen.

Eine Landſchaft beſteht aus zwei Hauptfaktoren, aus Erde und Himmel, aus Körper und Geiſt, aus Maſſe und Licht, aus Leib und Leben, — und das Letztere muß das Erſtere durchdringen. Unſere Kunſtzöglinge mögen ferm ſeyn in den Elementen, aber ſind ſie es auch in den Fundamenten?

Erklären Sie ſich deutlicher über dieſe harte Anſchuldigung! — fiel S. ein.

Sie ſoll dieß keineswegs ſeyn — fuhr H. fort. — Die Elemente ſind dem Künſtler immer bei der Hand; er wendet ſie meiſt unbewußt, inſtinktmäßig an; auf die Fundamente muß er, ſo lang er lebt und ſchafft, immer wieder mit Bewußtſeyn zurückgehen. Es iſt das Grundverhältniß der Kunſt zur Natur, die künſtleriſche Ueberſetzung der Sprache des Lebens in die der Kunſt, die Feſthaltung ſeiner Erſcheinungen durch die geeignetſten Kunſtmittel. Hier iſt dann oft ſchon der erſte Schritt der Anfang eines falſchen Weges, der erſte Entwurf ein verfehltes Abwägen der Faktoren, der Hauptgegenſätze; die ganze Rechnung wird unrichtig wegen des irrigen Anſatzes.

Wer die Natur geradezu geben will, gibt Alles, nur ſie nicht. Es gibt z. B. keine kältere Farben als Blau, Grün, Gelb, auch Weiß und Roth. Eine treu nachgemalte Roſe würde das ſchönſte Blumenſtück tödten. Uns gefällt die ſaftgrüne, blüthenweiße Frühlingsnatur, aber gemalt wäre ſie kalt, weil nicht Himmelslicht und Maienduft ſie durchdringt. Darum verzichteten alle große Landſchafter auf jene Farben und begnügten ſich mit Schwarzgrün, Grau, Braun.

Ein mittelmäßiges Kunſtwerk der Art macht mir immer einen ſchlechten Magen, weil es meine Kunſt- und Lebensfreude niederdrückt; — etwas recht Gelungenes, Claſſiſches ſtärkt mich, weil es meinen Glauben an die Herrſchaft der Kunſt und des Geſchmacks befeſtigt.

So ein Stück berlinerblauer Himmel von einigen Quadratfußen kann mich erkälten wie Blauſäure. Welcher rechte Meiſter hat ſich ſo Etwas erlaubt, in was die jüngern ihren rechten Triumph ſuchen? Dann noch einige tüchtig grüne Bäume dazu und eine Färberküppe voll Waſſer, das iſt wahre Selbſtbefriedigung für Manche.

Digitized by Google

Wenn ſie ſo kühn mit dem hellen Himmel wetteifern, warum nicht vollends die Sonne hellflammend mit Strahlenſpeichen in's Firmament ſetzen? Thaten nicht die ältern mit wohlberechneter Kunſt Alles, um uns den Himmel zu verbauen? Sie ließen den Vorgrund ſich dunkel erheben, ſie ſtellten hochſtämmige, dichtwipfelige Bäume hin, ließen deren Aeſte weit in den Raum hineinragen, bauten dunkle Ruinen auf, verhüllten den klaren Aether mit Dunſt und Wolken und trauten ſich kaum, ein Stückchen Bläue hindurchblicken zu laſſen. Warum denn ſolcher Geiz? Etwa weil Ultramarin eine ſo theure Farbe iſt? —

Wir waren unter ſolchem Redewechſel in den Kunſtſaal gekommen; die ausgeſprochenen Anſichten hatten unwillkührlich auch auf mein Auge eingewirkt; ich ſah anders, als ich ſonſt geſehen haben würde.

Dennoch gefielen mir, wie S., die Landſchaften von Bayer in Heilbronn, mit denen wir unſere Schau begannen. Eine derſelben, der „Urſprung der Brenz", mag der Repräſentant ſeines Kunſtvermögens genannt werden. In den Bäumen iſt viel Mannichfaltigkeit der Formen und Töne; das Waſſer klar, durchſcheinend; die Felſen ſind natürlich; Luft und Ferne ziemlich warm, die einzelnen Partieen wohl abgewogen, maleriſch contraſtirt. Die andern ſechs Stücke ſind ſich ziemlich ähnlich; mehr Abwechslung, impoſantere Maſſen würden ihnen wohlthun. B. iſt zu ſehr an das Unterland gebannt.

Büttgen hat in zwei „Anſichten aus dem Badenſchen" und einer „Halle aus den Appeninnen" kleine, fleißig gemalte Bildchen mit Lichteffekt aufgeſtellt. In einem etwas größern Tableau: „Ausſicht auf Livorno," iſt die Vegetation kräftig, von geübter Hand. Den Gebirgszug in der duftigen Ferne, auch Meer und Land, wechſelnde Formen mußten wir loben. Den Vorgrund möchte man zur Hebung des Ganzen etwas ſatter gefärbt wünſchen. Weniger in einer gewiſſen Eleganz des Vortrags, als in fortgeſetzter Nachbildung charakteriſtiſcher Naturerſcheinung möchte man den Künſtler vorſchreiten ſehen. Sie widerſtrebt aller Manier.

Dörr in Heilbronn iſt in Deutſchland durch ſeine Mondſchein-Landſchaften bekannt. Auch in dieſen Anſichten aus der ſchwäbiſchen Alb, vom Neckar, Rhein und aus den Hochalpen bethätigt ſich ſein Studium des Lichts. Seine Gegenden ſind Gemüth-erheiternd, die Pflanzenwelt ſpricht uns natürlich, einladend an, der kenntliche Charakter der Bäume möchte durch Behandlung in dichtern Maſſen noch gewinnen. Sein Waſſerfall „Piſſevache beim Mondſchein" meiſterhaft, kühn, dürfte vielleicht im Vorgrund noch eines maleriſchen Gegenſatzes, wie er jedem Kunſtwerk, namentlich einem extremen gebührt, ermangeln.

Groß in Hall hat viel Gefühl für ſanfte Mittel-Töne; Otto Müller von hier — meinte H. — ſey im Fließenden, in Luft, Licht, Waſſer ꝛc. beſſer, als im Feſten; — Müller aus Riga, nun leider todt, hinterließ ein von Büttgen vollendetes Bild, woran, wie immer, die Gebirge das Verdienſtvolle ſind. Frau Hofräthin Reinbeck, einſt unter Steinkopfs Leitung, dichtet malend. Es iſt Schade — ſagte S. —, daß man ſolche freundliche, idylliſche Erſcheinungen nicht iſolirt beſchauen kann. Sie leiden oft von einer nicht damit übereinſtimmenden Nachbarſchaft. Das Einzelne ſpricht gewiß für Naturbeobachtung, wenn auch das Ganze etwas zu ſehr die ſubjektive Kompoſition verräth.

Sautter in Aulendorf hat in ſeinem „Tettnang" Luft und Wolken, die ſich vor den meiſten auszeichnen; auch ſeine Ferne iſt zu loben, aber mit Andern machten wir die Ausſtellung, daß ſein Vorgrund bei weitem dunkelkräftiger gehalten ſeyn ſollte, wozu freilich Obſtbäume, als unmaleriſche Vegetation, nicht taugen. Mit der Wahrheit und Lokalität kann ſich der Künſtler niemals entſchuldigen, denn die Natur iſt meiſtens nur reich und gewöhnlich überfüllt, wo wir ſie als Spaziergänger oder Wanderer ſchön, reizend nennen. Wer ſie zum Kunſtobjekt macht, der ſoll ſtets fragen: Wie könnte ſie noch ſchöner ſeyn? Sie eröffnet, künſtleriſch genommen, zu viel, dieſen Reichthum aber ſelten recht augenhaft.

Seyffer, Kupferſtecher von hier, hat auf ſeine Aquarellkompoſitionen den Fleiß, die Genauigkeit, welche die Radirnadel und der Grabſtichel erfordern, übergetragen. Raſtlos in Auffindung maleriſcher Bäume, Geſträuche, Felſen, Waſſerpartieen, weiß er das Gefundene geiſtreich zu ordnen, zu verbinden. Er iſt Forſcher und Kenner in ſeinem Kunſtgebiet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Palermo.

Bei dem Erdbeben am 5. März 1823 wurde die Pfarrkirche S. Antonio zu Palermo ſtark beſchädigt; es war eine Kirche aus dem 13. Jahrhundert, die aber im 15. Jahrhundert erneuert und ſeitdem beſonders im Innern verſchiedenemale verändert worden war. Dieſe Kirche iſt nun reſtaurirt, und zwar an den beiden Hauptſeiten nach Süden und Weſten im ſpitzbogigen Styl des 15. Jahrhunderts, welche Arbeit mit Verſtändniß und Genauigkeit ausgeführt iſt, im Innern aber, wo ein Gemiſch von ſpitzbogigem Styl und borromineskem Ungeſchmack herrſchte, ohne durchgreifenden Charakter,

Digitized by Google

indem der Architekt weder die borromineſken Zuthaten hinweggenommen hat, wie er doch leicht gekonnt hätte, noch ſeine ſpitzbogigen Ergänzungen mit Strenge und gutem Geſchmack durchgeführt hat. — Der Bildhauer Valerio Villareale, ſchon durch mehrere Werke bekannt, hat vor Kurzem eine Bachantin in carrariſchem Marmor vollendet. Trunken und unbekleidet, das Haupt mit Epheu bekränzt, liegt ſie auf einem Felſen ausgeſtreckt und gießt den Wein aus der Schaale. — Bei dem Maler Gio-Battiſta Romégas, der ſich in Rom unter Chauvin, und dann in Paris nach den Muſtern von Ruisdael, Vernet und Gudin gebildet hat, ſah man dieſes Frühjahr einen Seeſturm, aus welchem ſich ein Schiff zu retten ſucht. Dieß Bild hat ſich vielen Beifall erworben und iſt nach Neapel zu der dortigen Ausſtellung geſandt worden. — Gegenwärtig beſtehen in Palermo drei lithographiſche Anſtalten; die von Gio-Battiſta Carini iſt die älteſte, hatte aber keinen recht erfreulichen Fortgang; ſeit dem Anfang des Jahrs 1832 aber haben ſich nach einander die der Gebr. Seconduto, und die von Paderni und Scaglione aufgethan, von welchen ſchon einiges Gute geleiſtet worden iſt und ohne Zweifel noch Beſſeres ſich hoffen läßt. Ausgezeichnetes hat ein junger Kupferſtecher, Saverio Cavallari, ſeit einiger Zeit in architektoniſchen Stichen geleiſtet. Der Herzog von Serradifalco hat ihm die Ausführung der Platten zu zwei Werken anvertraut, welche für die Kenntniß der Alterthümer von Sicilien ſehr wichtig werden. Das eine „über die Alterthümer von Selinunt“ iſt bereits unter der Preſſe und enthält 25 von Cavallari nach ſeinen eigenen Zeichnungen geſtochene Tafeln; zu dem andern, welches die „Alterthümer von Sicilien“ überhaupt behandelt, hat derſelbe Künſtler bereits 20 Kupfertafeln beendigt, den Dom von Monreale und andere kirchliche Gebäude der normänniſchen Zeit in Sicilien darſtellend, welche der Herzog von Serradifalco mit einer gelehrten Abhandlung „über die Anlage der kirchlichen Gebäude in Sicilien während der normänniſchen Zeit“ begleiten wird. Der Künſtler bedient ſich bei Ausführung dieſer Platten der im J. 1829 von Friedrich Voigtländer in Wien erfundenen und ausgeführten Linirmaſchine, hat dieſelbe jedoch mit Hülfe des Mechanikus Heinrich Dresdeler noch durch eine Vorrichtung verbeſſert, welche ihm möglich macht, die Perpendicularlinien zu ziehen, ohne die Kupfertafel drehen zu müſſen. — Der Kupferſtecher und Juwelier Fecarotta, der ſich ſchon früher als guter Schriftſtecher bekannt gemacht hat, beſchäftigt ſich ſeit ungefähr vier Jahren, antike Arabesken zu ſtechen, welche ihm wohl gelingen und auch von Fremden begierig geſucht werden. Sein Bruder Emanuel geht ihm dabei zur Hand und verſpricht ebenfalls viel Gutes zu leiſten.

Italien.

Canina (architetto, cav.) l'architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti. Sezione 2da, architettura greca, fasc. 1, 2, 3. Sezione 3a, architettura romana, fasc. 1, 2, 3. Roma 1831 — 32. 40 fl. 28 kr.

Ferrario (Dott. G.), aggiunte e rettificazioni all' opera il costume antico e moderno di tutti i popoli, cogli analoghi disegni. in 4. fasc. 1. Chinesi. fasc. II. Indù. Milano 1831. 6 fl. 30 kr.

Micali (Giuseppe), Storia degli antichi popoli italiani. 3 Vol. in 8. et atlas in Fol. Firenze 1832. 90 fl.

Niccolini (cav. Antonio), Quadro in musaico scoperto in Pompei a dì 24 Ottobre 1831. descritto ed esposto in alcune tavole dimostrative. Seconda edizione con aggiunte dell' autore. 1 Vol. in 4. Prato 1832. 6 fl.

Visconti (Ennio Quirino), il Museo Worsleja no descritto ed illustrato. Pubblicato per cura del dottor Gio. Labus in 8. fasc. Milano 1832. 3 fl.

(Die Preiſe ſind nach dem Katalog der HH. Artaria und Fontaine in Mannheim angegeben.)

In der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München iſt ſo eben erſchienen und durch alle ſolide Kunſt- und Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu beziehen:

Auswahl von 50 der vorzüglichſten Gemälde der Pinakothek in München. 5te Lieferung. 8 fl.

Dieſe Lieferung enthält folgende 4 Blätter, und wird jedes Blatt auch einzeln abgegeben zu 4 fl.

Latona auf der Flucht mit ihren Kindern Diana und Apollo, nach Rubens.

Ein Seeſturm, nach J. Vernet.

Eine franzöſiſche Bauernfamilie feiert das Dreikönigsfeſt, nach Metzel.

Maria mit dem Chriſtuskinde von Engeln umgeben, nach Ceſari.

Herzoglich Leuchtenberg'ſche Gallerie in München. 5te Lieferung. 8 fl.

Dieſe Lieferung enthält folgende 4 Blätter, wovon auch jedes einzeln abgegeben wird zu 4 fl.

Der alte Seehafen von Antwerpen, nach J. Cogels.

Ein Kopf nach Raphael.

Chriſtus als Hirtenknabe, nach Murillo.

Eine Oſteria in Rom, nach Laurens.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 76.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 19. September 1833.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

An Friedrich Wagner von hier, dem Landſchaft- und Thiermaler, hatte S. aus Liebe zum Lebendigen viele Freude. H. ſprach manches „Wenn und Aber“ dazwiſchen. Schweizerlandſchaften liebt S. aus leidenſchaftlich ſehnſüchtiger Neigung zum Alpenlande vornehmlich; hier beſticht ihn der Stoff. H. macht aber bei einer ſo großartigen Natur auch große Anſprüche an die darſtellende Kunſt. Die Künſtler mögen das Urtheil zum Reſervat-Recht für ſich machen, ſo lang ſie wollen, — ſagte er — mir imponirt nichts, was ich aus lebenslanger Naturbeobachtung beſſer kenne. Und wenn der berühmteſte Landſchafter ſich vor mich hinſtellt, ich beuge mich nur vor Andeutungen leiſer Abſtufungen, feiner Unterſcheidungen. Weiß er keine ſanftern Uebergänge, als ich, ſo fühle ich mich über ihm, und behaupte kühn: Wäre ich ein Maler geworden, mir wäre Das nicht entgangen!

Dabei lobte H. die Zeichnung des Thiermalers, die Abwechslung der Gattungen, Bewegungen, die Bäume und Häuſer.

Wir ſprachen über die Befugniß zum Urtheil. Wir wollen — ſagte H. — viererlei Wege zur Kunſt unterſcheiden. So ſehr ſich auch die Leute verwahren, daß man ihre Meinung ja nicht übel deuten möge, das Urtheil iſt unabweisbar ſtets ein Gefährte des Antheils. Wofür ich Intereſſe gewinne, darüber darf und muß ich urtheilen. Wer freilich das ganze Jahr weder die Natur noch Gemälde anſieht, der hat wohl etwa eine Meinung, aber keine Vergleichung, kein Urtheil; während aber der gemeine Sinn nur das Nächſte, Alltägliche wahrnimmt, ſtreckt jedes Intereſſe des gebildeten Sinnes ſeine Fühlhörner, ſeine Geiſtesblicke in immer weitere Fernen, in alle Enden der kultivirten Erde hinaus.

Welche ſind denn — ſagte ungeduldig S. — die viererlei Wege zur Kunſt?

Nun denn — fuhr H. fort: — die gelehrte Kunde, die Geſchichte der Kunſt; dann die Kunſtphiloſophie, die Aeſthetik; ferner die Naturbeobachtung und Kunſtliebhaberei; endlich die Ausübung, die Technik. — Dieſe Vermögen ſind gewöhnlich ſehr verſchieden ausgetheilt; zu einem recht kritiſchen, kompetenten Urtheil gehören aber ſämmtliche in höchſter Potenz und Vereinigung. Wir ahnen nun wohl, wie ſelten ein ſolches zum Vorſchein kommt. Wo ſind die Matadore, an die wir appelliren möchten? Gelehrſamkeit iſt oft anſchauungslos; Theorie macht oft ſonderbare Anforderungen; Natur- und Kunſtliebe mag zwar viel Umſicht in alle Kunſtgattungen und Arten geben, aber ſie wird leicht zu enthuſiaſtiſch und unkritiſch; die Ausübung macht enge, ſie fixirt den Blick, die aufmerkſame Beobachtung auf die beſtimmte Kunſtart, das Genre des Künſtlers.

Wie kommt's, — ſagte S. — daß die Künſtler unſerer Zeit ſo reizbar ſind? — Das iſt ein weitläuftiges Kapitel! — erwiderte H. — Aller öffentliche Tadel verlezt, und denjenigen am meiſten, der etwa ohne Lehrmeiſter, ohne ſtrenge Schule, unter großen Schwierigkeiten, mit größtem Kraftaufgebot Alles aus ſich werden mußte. Denken zu müſſen, daß er nicht auf rechtem Wege ſey, dieß bringt ihn zur Verzweiflung, denn wie ſich helfen, wohin umwenden und zurückkehren? — Dennoch kann im Einzelnen Vieles anders, beſſer werden. Hiezu führt aber nicht Privaturtheil, Rath, Tadel; hiebei bleibt Alles beim Alten; nur die öffentlich ausgeſprochene Anſicht, die doch in den meiſten Fällen eine Mehrheit für ſich hat, bewirkt Etwas, und der Ausübende geht mehr darauf, als er weiß und geſteht.

Eine große Landſchaft von Steinkopf hatte von Anfang an unſere Blicke auf ſich gezogen; heute verweilten wir länger bei ihr. — Der Eindruck, den Tableaus von bedeutenden Landſchaftern auf uns machen, iſt beim

Digitized by Google

erſten Antritt derſelben nach Styl und Schule ſehr verſchieden.

Bei den Einen kommt uns ein über den größern Theil des Bildes ausgebreiteter dunkler Ton, eine energiſche Lichtwirkung, von einer verhältnißmäßig kleinen Fläche ausgehend, entgegen; wir fühlen aber bald, daß hier bei einer anſcheinenden Farbloſigkeit Naturtreue gegeben iſt. Wir finden uns in einigen Augenblicken in der Darſtellung einheimiſch, ſie wächst in unſerm innern Aug zur Lebensgröße auf, wir verlieren uns darein, wie in eine zweite Wirklichkeit.

So düſter das Bild Anfangs von der Wand uns anblickte, es hellt ſich, wie eine dunkle Halle, an die ſich unſer Auge gewöhnt, mehr und mehr auf; ſelbſt die oft kaum unterſcheidbaren Gegenſtände des Vorgrundes werden klar und deutlich, und die Luft, die Ferne blickt immer wärmer, leuchtender hindurch.

Bei der andern Klaſſe iſt über das ganze Bild eine gewiſſe Klarheit, Offenheit verbreitet, der Horizont iſt hell aufgethan, alle Gegenſtände ſprechen ſich beim erſten Anblick deutlich in ihren Lokalitäten aus, Alles glänzt von heitern, gemäßigten Farben, und wenn wir auch nicht künſtleriſch getäuſcht werden, als ob wir durch ein offenes Fenſter aus einem dunklern Gemach in die hellere Natur ſelbſt hinausſchauten, wenn wir uns wohl ſagen, daß wir ein Gemälde vor uns haben, ſo finden wir uns doch durch eine ſolche heitere Gegenwart wohlthuend angeregt und der gemeinen Wirklichkeit in eine künſtleriſch veredelte Welt entrückt.

So etwa wirkt Steinkopfs Landſchaft. Nicht durch dunkle Baumgruppen, hinter düſtern Felſen, Gebirg oder Wolken hervor bricht das Licht; der ganze offene Horizont iſt davon durchwoben, alle Objekte ſind von ihm umfloſſen. Bedeutende Höhen in majeſtätiſcher, nicht ſchroffer, zerklüfteter, nicht zu weich abgerundeter Form, erheben ſich links. Auf einem Vorberge in mäßiger Höhe liegt ein antiker Tempel, zu dem ſich zwiſchen wechſelnden Baumgruppen hindurch ein fahrbarer Weg hinaufwindet. Am nahen Meeresufer liegt die Stadt Argos, in der Ferne ſenkt ſich das Vorgebirge ziemlich jäh in die blaugrüne Fluth hinab. Die Oberprieſterin kommt auf einem Wagen zum Tempel gefahren, den dießmal nicht Stiere, ſondern ihre eigenen Söhne ziehen. Zahlreiche Wandler verſchiedenen Alters ſchauen mit ſichtbarem Antheil auf dieſe Pietät, welche die Göttin mit ewigem Schlafe belohnt.

Die Belebung der feſtlich leuchtenden Natur durch dieſe wohlgeordneten und meiſterlich behandelten Geſtalten iſt ſo vollendet als die Landſchaft. Wir glauben daran, daß es der griechiſche Himmel iſt, der hier ſich aufgethan, aber wohl könnten wir durch Heſperien und die Levante reiſen, und von Sehnſucht nach dem Anſchauen einer ſolchen Natur fortgetrieben, ſie nirgend ſo in Schönheit und Harmonie lächelnd vor uns ausgebreitet finden. Sie iſt ſo poetiſch aufgefaßt und behandelt, als das Ereigniß der mythiſchen Sage von Kleobis und Biton, das hier vorgeht.

Louis Mayer hat als Ergebniß zweijähriger Studien in Italien, namentlich in Rom, Neapel und Sizilien, und ſeines regen Kunſtfleißes nach der Rückkehr, zwei größere Tableaus und zwei kleinere Landſchaften ausgeſtellt. Unverkennbar iſt in ihnen der heitere Ernſt des Natur- und Kunſtforſchers dargelegt. „Olevano“ im Appenninengebirg iſt Ausſicht und Compoſition zugleich; der Vorgrund, eine felſige Anhöhe, als Gegenſatz des Mittelgrundes und der Ferne, wohl berechnet und abgewogen, uns ſinnlich nahe tretend, faßlich, faſt heimiſch, in nächſter Nähe gleichſam zu greifen, voll Wechſel der Naturformen, bemooste Felſen, kahle Klippen, begraster Boden, Waſſer, Gebüſch, Bäume, ſchon früher von ihm mit Gewandtheit gegeben, nun aber viel freier von ſtereotyper Form, Alles, ſo gediegen man es fordern mag.

Das durch das Bild ziehende Volskergebirg leuchtet mit ſeinen aus- und einſpringenden Winkeln durch den Duft der Ferne mit wunderbarer Wirkung. Ein Streifen des Meeres wird durch den muldenförmigen Ausſchnitt des Landes ſichtbar. Ziemlich dichtes Gewölk verhüllt und offenbart zugleich die Lichtwirkung der Morgenſonne. Dieſer Himmel beruht wohl auch auf Naturbeobachtung, während viele Praktiker die ihrigen aus dem Kopfe zu malen pflegen.

Bei „Taormina“ ſind die grandioſen Reſte des alten Theaters mit paſſender Staffage, die aufſtufenden Berge mit dem Städtchen, der Aetna und das Meer die faßlichen und maleriſch contraſtirten Elemente der Landſchaft.

Wenn Sie mich — äußerte ſich S. — nicht auslachen wollen, ſo möchte ich darauf hindeuten, wie der Maler, vielleicht ohne Abſicht, in jenem Bilde mehr die Erſcheinungen von Luft und Erde, in dieſem von Feuer und Waſſer hervorgehoben hat, wenn auch der Vulkanismus nur in einer aufſteigenden Rauchſäule ſich ahnen läßt.

Wir ließen dieß dahin geſtellt ſeyn. Mehr noch als dieſe größern Bilder ſchien ihn die Ausſicht auf „Palermo“ anzuziehen, während H. den etwas auffallend blaſſen Ton der Vegetation einer zweiten kleinen italieniſchen Landſchaft „Aricia“ ſinnend betrachtete und darin ein Beſtreben fand, den Lokalton möglichſt getreu wiederzugeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Kupferstecherkunst.

Bekanntlich hat die preußiſche Regierung ein großes Kupferſtichwerk: „Muſter für Fabrikanten und Handwerker,“ bearbeiten laſſen, welches nicht in den Handel gekommen, ſondern blos zur Vertheilung beſtimmt iſt. Ueber dieſes vortreffliche und mit großen Koſten ausgeführte Werk hat kürzlich Hittorff, jetziger Vorſteher der Société libre des beaux arts zu Paris, in einer ihrer Sitzungen einen Vortrag gehalten, worin er den großen Nutzen hervorhebt, den daſſelbe ſtiftet, und die Liberalität, womit es an alle Anſtalten, denen es nützlich ſeyn kann, verabfolgt wird. Man fühlt nun in Frankreich, wie bei dem Mangel einer durchgreifenden Kunſtſchule ſich nach und nach der Ungeſchmack von den niederen Bedürfniſſen des Luxus aus in alle Gewerbe einſchleicht und allmählig ſelbſt die höhere Kunſt bedroht. Das Gute, was die David'ſche Schule und die Werke von Percier leiſteten, indem ſie auch die Gewerbe zur Nachahmung des ſchönen antiken Styls hinführten, die durchgängige Reform des Geſchmacks, welche durch ſie bewirkt wurde, iſt nun verſchwunden, und der Schnörkelgeſchmack des 17. Jahrhunderts, den die Engländer in ihren Silber-, Bronze- und Tiſchlerarbeiten zuerſt wieder hervorgezogen haben, erſteht auch in Frankreich wieder, neben der faden chineſiſchen Buntheit, die man ſchon auf Zeuchen, Tapeten und lackirten Waaren allgemein verbreitet ſieht. Solche Verirrungen des Geſchmacks zu verhüten, iſt ein Werk wie das preußiſche, welches den Unterricht der Kunſt in den öffentlichen Anſtalten an die ſchönſten Muſter bindet, ein vortreffliches Mittel, und die (von dem Hrn. Geh. Rath Beuth ausgegangene) Veranſtaltung deſſelben um ſo verdienſtlicher, als nur in den Mitteln eines großen Staates die Möglichkeit liegt, eine Unternehmung, wobei die vortrefflichſten Zeichner und ausgezeichnetſten Kupferſtecher des In- und Auslandes in Anſpruch genommen werden, zu Stande zu bringen.

Deßhalb iſt dies Werk auch bei einer andern Gelegenheit als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel unter denjenigen Unternehmungen aufgezählt worden, durch welche die Kunſt des Grabſtichels in Frankreich auf's Neue gehoben werden könnte. Bekanntlich hat die franzöſiſche Regierung ſchon ſeit Ludwigs XIV. Zeit die Kupferſtecherkunſt höchſt freigebig gefördert und dadurch Paris den Ruhm erhalten, ſtets eine bedeutende Zahl ausgezeichneter Stecher in ſeiner Mitte zu beſitzen. Durch Colbert waren Audran, Nanteuil, Drevet, Edelinck in Frankreich fixirt worden; dieſen folgten Moreau, Ingouth Wille, St. Aubin, und noch als die Revolution ausbrach, waren Bervic, der ältere Maſſard, Tardieu und Andere thätig. Dann ließ Napoleon das gigantiſche Werk über Egypten beginnen, ſo wie das Musée Napoléon, nachmals Musée royal, worin die damals in Frankreich verſammelten ältern Denkmalen der Kunſt vortrefflich nachgebildet wurde. Zugleich entſtanden andere große Werke, meiſt ebenfalls mit Unterſtützung der Regierung, wie das über die Krönung Napoleons, von Iſabey und Percier ausgeführt, Delaborde's Reiſe in Spanien, die Gallerie in Florenz, Visconti's Iconographie, das Muſeum Fieſol, die Bilder zu Camoens und die Decennalpreiſe. Durch alle dieſe Unternehmungen wurde der Kupferſtichhandel, wurden die Gewerbe, die von ihm Nahrung ziehen, auf's glänzendſte gefördert, und dies wirkte wieder auf das Gelingen anderer nützlichen Unternehmungen, die außerdem unmöglich von Privatperſonen hätten ausgeführt werden können, z. B. das Werk von Percier, das eine Schule des Geſchmacks geworden iſt, und das von ſeinem Herausgeber ganz auf eigene Koſten zu Ende geführte Musée Bouillon. Bei dem Congreß von Erfurt zeigte Napoleon mit Stolz dem Kaiſer Alexander einige Leiſtungen der Officin von Firmin Didot, obgleich ſie damals noch nicht die Vollendung beſaßen, die ſie jetzt erreicht haben. Vor ſeiner Abreiſe nach St. Helena begehrte er ein Exemplar des egyptiſchen Werks mitnehmen zu dürfen, und erntete ſo auch in ſeinen letzten Jahren die Früchte von dem, was er für die Kupferſtecherkunſt gethan hatte. Ludwig XVIII., voll Sinn und Liebe für die Kunſt, ſetzte ihre Begünſtigung trotz der Laſten, die auf dem Staate hafteten, fort; er ließ das Krönungswerk Napoleons vollenden, und unter ſeiner Regierung ſah man eine Menge neuer Talente in der Kupferſtecherkunſt ſich entwickeln. Auch Carl X. entzog den angefangenen Arbeiten ſeine Hülfe nicht ganz; die Beſchreibung von Egypten und das Musée royal wurde unter ihm beendigt; aber außer dem Werk über ſeine eigene Krönung kein anderes unter ihm begonnen. Nur die Société des amis des arts ließ jedes Jahr einige Blätter ſtechen; ein anderes Privatunternehmen, die Gallerie Luxemburg, gerieth bald durch den Tod ſeiner Herausgeber in's Stocken. Endlich kam die Julinsrevolution und vernichtete den Kunſthandel faſt gänzlich. Carl X. beſtimmte nur im Allgemeinen eine jährliche Summe für die Kupferſtecherkunſt, und die Arbeite nam Krönungswerk, dem einzigen, das im Gang war, wurden ſogleich eingeſtellt. Nur die Publikation der Expediton nach Morea iſt ſeitdem auf Koſten der Regierung begonnen; doch ſind die Kupfer, die es enthält, nicht von der Art, daß ſie die höheren Leiſtungen der Stecherkunſt fördern könnten. Der hiſtoriſche Kupferſtich iſt gegenwärtig aller höheren Gunſt beraubt; vergeblich hatten die Künſtler am Schluß der Ausſtellung von 1831 auf Beſtellung einiger hiſtoriſchen Platten von Seiten des Gouvernements gehofft; ſeitdem mußten

Digitized by Google

viele der angeſehenſten Künſtler ſich mit geringeren Zweigen ihrer Kunſt beſchäftigen, oder ohne Hoffnung auf Abſatz eigene Unternehmungen wagen, und dennoch iſt in dem letzten Bericht des vorigen Miniſters des Handels und der öffentlichen Arbeiten von Allem, nur nicht von der Kupferſtecherkunſt die Rede geweſen. Wie viel Großes aber durch den Grabſtichel in die Welt gekommen und ihr erhalten worden ſey, bedarf keiner Aufzählung; Raphaels, Michel Angelo's, Leonardo's, Pouſſin's Werke wären der Welt faſt unbekannt ohne ſie. Die neuere Erfindung der Lithographie, welche den Kupferſtich ſo ſehr verdrängt hat, iſt gerade zur genauen und gründlichen Nachbildung ſolcher Gegenſtände am wenigſten tauglich, ſondern eignet ſich mehr zur Verbreitung geiſtreicher Ideen und flüchtiger Entwürfe; daher fällt ein großer Theil ihrer Erzeugniſſe, die keines von beiden ſind, ſchneller Vergeſſenheit anheim. — Dies Alles hat eine Anzahl von Kupferſtechern, Mitglieder der obengenannten Société libre des beaux arts, in einer eigenen Adreſſe dem Könige an's Herz gelegt, mit der dringenden Bitte, eine Kunſt, durch welche der Ruhm der Nation erhoben und ſo viel Großes gefördert werde, nicht untergehen zu laſſen. Am Schluß ihrer Vorſtellung machen ſie eine Reihe von Unternehmungen nahmhaft, durch welche die Regierung auf's Neue die höhere Kunſt des Grabſtichels beſchäftigen und heben könnte. Es ſind folgende: Eine Geſchichte von Frankreich in Kupfern; eine Geſchichte der franzöſiſchen Maler- und Bildnerſchule in Abbildungen; eine Sammlung der auf Befehl der Regierung ausgeführten Kunſtwerke; Sammlungen der beſten Kunſterzeugniſſe jeder Kunſtausſtellung; eine Reihe von Abbildungen der im Louvre ausgeführten Gemälde und Decorationen; ein Muſterwerk für Gewerbe, nach Art des preußiſchen; eine Sammlung von Abbildungen der noch in Frankreich und Italien erhaltenen Fresko- und Glasgemälde. Es iſt zu wünſchen, daß dies Geſuch nicht ohne Erfolg bleibe. Die Kupferſtecherkunſt iſt ein weſentlicher Theil aller neuern Kunſtübung geworden, und hat die Kenntniß und Liebe zur Kunſt in den Zeiten erhalten, wo höhere Zweige derſelben abgeſtorben und unfruchtbar waren. Dafür verdient ſie in andern ihr minder günſtigen Jahren eine wohlwollende und einſichtsvolle Hülfe, die ihr allein vom Staat oder durch die Fürſten zu Theil werden kann. In der That iſt nicht abzuſehen, warum eine Regierung, welche mit großen Koſten Porzellan- und Teppichmanufakturen, deren Erzeugniſſe allein der Pracht und dem Luxus dienen, erhält, nicht auch ein Kunſtfach unterſtützen will, deſſen Hervorbringungen einen viel reellern und ausgebreitetern Nutzen ſtiften, einer gleichen Schönheit und Vollendung fähig ſind, und von der Nachwelt mit weit allgemeinerer Anerkennung werden aufbewahrt werden.

London im Juli 1833.

Der Bildhauer Hollins hat ſeit mehreren Jahren eine Sculptur-Gallerie, in Old-Bond-ſtreet, dem Publikum geöffnet, die aus Werken ſeines Meißels beſteht. Früher bewunderte man darin eine Gruppe der Venus und des Vulkan, die aber jetzt in den Beſitz des Grafen Egremont übergegangen iſt. Gegenwärtig ſieht man dort eine koloſſale Gruppe von drei Figuren, „den Kindermord“ vorſtellend; eine verzweifelnde, flehende Mutter, die eben mit aller ihrer Kraft für die Rettung ihres Kindes gekämpft zu haben ſcheint; das Kind, welches, von einem rohen römiſchen Soldaten am Fuß ergriffen, in deſſen Linken Fauſthoch emporgehoben ſchwebt, während dieſer, durch den Widerſtand der Mutter in Wuth verſetzt, eben ausholt, dem unſchuldigen Säugling ſein Schwert durch den Leib zu ſtoßen. Man lobt den Gegenſatz der Muskelkraft und der kühnen Umriſſe des Soldaten mit den zarten, runden und zierlichen Formen des Weibes, ſo wie die einfache, lebenvolle Drapirung und die anatomiſche Genauigkeit und natürliche Weichheit in der Ausführung des Fleiſches. — Eine andere Gruppe von Hollins iſt von ganz verſchiedenem Charakter: „Conrad und Medora“ aus Lord Byron's Corſar in der Scene, die mit den Worten beginnt:

„My own Medora! sure thy song is sad. —
„In Conrad's Absence wouldst thou have it glad?“ u. ſ. w.

Hier war die Beobachtung des antiken Styls unmöglich; dennoch iſt in den reich drapirten Figuren Form und Stellung trefflich gezeigt. — Nicht minder anmuthig und zart als dieſe Gruppe iſt eine kleinere, vorſtellend „Aurora, welche ihren geliebten Zephyrus mit ſanften Küſſen zum Leben erweckt.“ — Ferner gehören zu Hollins beſten Werken ein Basrelief, Venus von den Zephyrn begleitet, und die Marmorſtatue eines jungen Mädchens, Tochter des J. Vincent Thompſon Esq.

In dem Diorama, Queens-Bazar, Bazar, Oxford-Street, wird jetzt das berühmte Gemälde von Martin: Balſazars Feſt, in einer koloſſalen Nachbildung gezeigt. Dieſe höchſt effektvolle Nachbildung iſt fünfmal größer, als das berühmte große Gemälde von Weſt: der Tod auf dem fahlen Pferde, und nimmt einen viermal größern Raum, als die gewöhnlichen Dioramen-Darſtellungen ein. Mit dieſer Ausſtellung ſind noch 11 kosmoramiſche Anſichten verſchiedener europäiſcher Städte und Gegenden verbunden.

Douai.

Der König der Franzoſen hat auf ſeiner Dr im Auguſt in der Liſte der Geſellſchaft der Kunſ mit 500 Fr. unterzeichnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 77.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 24. September 1833.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Fortſetzung.)

Wenn ich an die bedeutendern unſerer Landſchaftmaler denke, — äußerte H. — ſo betrachte ich die Einen als fertige, die ſich ſchwerlich mehr überbieten, die Andern als fortſchreitende, während Manche der Schwächern geradezu umwenden und mit ihrer ſchon erlangten Uebung in der Zeichnung und Farbenbehandlung nun die Natur und die beſten Muſter ſtudiren ſollten. Wir wollen bei modernen Leiſtungen nicht mit Seufzen an die Sterne erſter Größe früherer Kunſtzeiten erinnern; aber wie ſich das Studium der Natur belohnend offenbart, ſo auch das Erforſchen der Prinzipien, nach welchen jene großen Meiſter gearbeitet haben. Man ſieht aber ſo ſelten das Eine und Andere, obwohl die höchſten Namen in Aller Mund ſind.

Ein ſchon weit Vorgerückter wird ſich ſchwer entſchließen, die Opfer des Materiellen zu bringen, welche große Vorgänger der Idealität gebracht. Gewöhnlich fangen unſere Künſtler ſchon um einige Töne, oft um eine Oktave zu hoch an; wäre ich Maler, ich würde, nach eifrigem Studium der einzelnen Naturformen, meinen Gegenſtand, ſey es Ausſicht oder Kompoſition, ganz in die Tonweiſe eines Claude, Pouſſin oder der beſten Niederländer und Deutſchen geradezu nach einem ihrer Bilder zu überſetzen trachten.

Wer die Hellfarbige [illegible] tur geben will, wird kalt mit
ſeinem Erbſt[illegible] ſchaftmaler muß mehr oder
weniger ſich [illegible] s Art neigen. Dieſer große
Künſtler ha[illegible] Angeſichts vor-
trefflich gege[illegible] das eigent-
[illegible] ltniß zum
[illegible] e hüllt ſich
[illegible] Meiſter
[illegible] s werden

die Nachſtrebenden wohl nicht ſiegreicher ſeyn. Die Wärme der Landſchaften eines Claude ꝛc. hängt gewiß mit dem tiefen Ton ſeiner Vorgründe zuſammen. Die Sprache der bildenden Kunſt, gleich der Sprache der dichtenden, der tondichtenden und darſtellenden Künſte, wirkt mehr noch durch das Nichtausgeſprochene, als durch das laute Wort, nach dem Verſe Schillers: „Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls." Ein Gemälde kann ſich zur Natur nur verhalten, wie etwa das Bild eines ſchwarzen Spiegels zu dem eines weißen, und es ſoll der abſchließende, lichtſpannende Rahmen gewiſſermaßen im Gemälde ſelbſt fortgeſetzt ſeyn.

Wie aber ein geſchichtlicher Stoff den Dichter, den Dramatiker leicht zur kältenden Breite verführt, ſo wird der geographiſche des Proſpekts dem Maler gefährlich. Die Natur ſchreitet oft durch Identitäten in Geſtalten und Farben fort; die Kunſt fordert unendlichen Wechſel und Uebergang.

Wie leid thut es dem Nachahmer der Natur, wenn er einen bedeutenden Theil ſeines Horizonts mit Baumkronen verdecken ſoll! und doch, wieviel kann er dadurch gewinnen an herrlichem Helldunkel, an Reflexen, an Energie des Lichts der Mittelgründe und Fernen!

In Wald- und Gebüſchesdickicht laſſen ſich unſere Neuern nicht gern ein; ſie malen tüchtige Bäume, faſt zu ſorgfältig, zu wenig in natürlicher Zufälligkeit der einzelnen Theile; aber ſelten ſieht man ſie ſchön beleuchtet, noch ſeltener durchleuchtet, ihren innern Raum von Licht und Luft durchwoben, leicht und zart mit blaſſern Aeſten in die Luft ſich hinausſtreckend.

So fühlen wir auch an dem Beſſern eine gewiſſe Kälte und Härte, von der wir uns nur durch Zurückgehen auf die Fundamente der Kunſt im Gegenſatz gegen die wirkliche Natur Rechenſchaft geben können. Ich ſage mir immer: die Mittel, durch welche die großen Virtuoſen ihre bedeutenden Kunſtwirkungen hervorgebracht haben, ſind ſo einfach, nothwendig und ewig, daß der Künſtler auf keine andern ſinnen muß, ſondern im

Digitized by Google

Sinn und Geiſt dieſer Urprinzipien ſchon ſeine erſten Pinſelſtriche machen, die Hauptpartien und Gegenſätze anlegen, und conſequent von ihnen geleitet, immer weiter in der Ausführung des Getheils, in Austheilung der Contraſte von hebendem Licht und verhüllendem Schatten bis zur Vollendung fortſchreiten ſoll.

Wir waren unter ſolchen Reden unter die Kaſtanien der Esplanade gekommen, wo eine höchſt wirkſame Abendbeleuchtung der an ſich ſchon maleriſchen Vegetation um das alte Schloß die Forderungen unſeres Freundes beſtätigen zu wollen ſchien.

Ich kann mir nicht anders helfen! — fuhr er etwas aufgeregt fort. — Die Sehnſucht unſeres Geiſtes und Gemüthes geht nun einmal auf's Schauen der Schönheiten aller Lande, auf's Durchforſchen aller Dinge, auf's Erleben aller Zuſtände — und da gibt es denn für uns in Zeit und Raum, in Geld und Gut beſchränkte, in conventionellen Banden gegängelte Menſchen nur in einem Surrogatleben, nennt es meinethalben „philiſtröſe“ Hülfe und Troſt. Wenn ich mein eigenſtes Leben recht zu begreifen vermöchte, dann hätte ich Reinmenſchliches genug gelebt; wenn ich unabläſſig forſche, dann verſtehe ich die Bemühungen aller Weltweiſen; wenn ich mir die Grundgeſetze der ſchaffenden, bildenden Natur täglich klarer mache, dann bin ich, wenn auch entfernt, in weiten Reichen orientirt; und durch Ergründung der Prinzipien der Kunſt erſetze ich mir einigermaßen die verſagte Anſchauung der reichen Kunſtſchätze und beherrſche ſo nach meinen Kräften, was mir Anfangs drückend imponiren zu wollen ſchien.

Sagt mir, Freunde! was lebt, weiß, ſieht denn am Ende die Schaar derer, welche ohne Wiſſen und innigen Antheil in den ausgedehnteſten Verhältniſſen leben und die Welt genießen? — —

Die Kunſt geht nach Brod! ſagte S., als wir beim folgenden Beſuche den „Genrebildern“ unſere Aufmerkſamkeit beſonders widmen wollten. — Das hat ſie wohl oft auch, äußerte H., in den klaſſiſchen Zeiten gethan oder thun müſſen. Die Triebfedern für den menſchlichen Geiſt, das Schöne, das Große zu ſchaffen, ſind oft mancherlei. Veranlaſſung, Beſtellung, Nothwendigkeit, ja ſelbſt die Noth, der Hunger ſtellen ſich unter die Muſen; es fehlt oft ſo ein Sporn zur übrigen Neigung. Wer gezwungen iſt, macht darum nicht immer etwas Schlechtes.

Unterbleibt manches Gute aus Mangel an Aufmunterung — ſagte ich, — ſo hält auch dieſe Lauheit der Zeit manches ſchwächliche Talent ab, ſich der Kunſt zu widmen.

Unſer S. fand aber bei der angegebenen Kunſtart bei weitem Mehreres nach ſeinem Geſchmack, als der rigoröſe H. — Was der wirklichen Welt — ſagte dieſer — ſo nahe ſteht, das muß in Auffaſſung und Technik möglichſt kunſtgerecht ſeyn, um ſich zu adeln, wie der Bürgerliche nur durch den Beſitz gewiſſer Vorzüge ſich neben den Vornehmen ſtellen kann.

Dahin nun möchte am ſicherſten führen, wenn die Künſtler ihre Studien in einem etwas großen Maßſtabe nach der Natur und nach höhern Kunſtwerken machen würden; denn leichter arbeitet man vom Größern in's Kleinere, als umgekehrt. Der Künſtler muß ſich immer das Große denken, wenn er das Verjüngte bildet. —

Der Menſch iſt ein Freund des „Pferdes“, des ſchönſten, edelſten Thiers. — Baumeiſter, Thierarzt in Hohenheim, weiß dieſe Art auch im kleinſten Maßſtabe ſehr richtig darzuſtellen; — auch ſeine Menſchengeſtalten, ſeine Architektur ſind lobenswerth.

Martini in Biberach hat bei ſeinen „Pferdſtücken“ eine eigene Uebung in der Farbenverſchmelzung, die aber zur geleckten Manier neigt. Wenn er — meinten wir — noch mehr Studium auf die Natur, auch in der Landſchaft wenden und etliche Wouvermanns ſorgfältig copiren würde, ſo müßte der Erfolg erfreulich ausfallen. Stotz von hier verdient in dieſem Genre auch Aufmunterung.

Danner, Gallerie-Inſpektor in Ludwigsburg, iſt wohl unſer beſter „Blumen- und Früchtenmaler“ und als Kopiſt und Nachahmer von Niederländern und Deutſchen durch gelungene Stücke bekannt. Belege von Beiden hatten wir vor uns.

Göſer in Biberach gefiel uns im Ton ſeiner häuslichen Scenen; doch wird er von Pflug daſelbſt nicht eben darin, aber in charakteriſtiſcher Auffaſſung der Bauern und Dorfs-Notabilitäten des würtembergiſchen Ober- und Unterlandes, auch wandernder Hiſtrionen ꝛc. überboten. In ſolchen Scenen iſt Pflug bei uns einzig, und darum wünſchten wir, er möchte durch Beſeitigung gewiſſer Mängel es einem weitern Kreiſe werden.

Seine Dirnen blicken uns nicht mit hellen Augen an, ſeine Köpfe ſind um Auge, Naſe und Mund nicht immer richtig modellirt, ſondern oft etwas rattenhaft. Er macht zu kleine Augenhöhlen, auch ſind ſeine Lokalfarben aus Streben nach Wahrheit oft gar zu verſchaben, getüpfelt und trocken; ſeine Bilder ſaugen erſt mit dem Firniß etwas mehr Weichheit und Wärme ein.

Eine „Familie im Seeſturme“ von Gutekunſt erfreute ſich faſt allgemeinen Beifalls. S. wollte ſich aus Beſorgniß für den ergreifenden Ausdruck auch an der etwas lauten Färbung nichts abdingen laſſen. So ſeyd Ihr materiellen Leute! — rief H. — als würde dieſer nicht durch gebrochene Töne noch bedeutend gewinnen. Auch iſt der Ueberſturz der Wellen nicht, wie er ſeyn ſollte, vom Winde. Der Geübte ſoll die Naturbeobachtung keinen Augenblick ſich erlaſſen.

Aehnliche Bemerkungen machte H. über zwei „Fruchtſtücke“ von Hering in Oehringen, über die „Landſchaft“

Digitized by Google

und „bibliſche Scene“ von Kaltenmarkt in Rottenburg, über die „von Amor geküßte Venus“ von Lepple in Oettingen, über den „verwundeten Polen“ von Nißle von hier, über eine „Flora“ von Späth, über die „neapolitaniſche Scene“ von Albrecht Wagner von hier, bei welcher S. daran erinnerte, daß ſie durch befolgten guten Rath doch merklich gewonnen habe, was ich auch ſo fand.

Die Darſtellungen des jungen hieſigen Malers Strekker nahm S. beſonders in Schutz, namentlich ſeine rührende „Hagar in der Wüſte.“ H. weigerte ſich nicht, dem Künſtler ein fleißiges Naturſtudium, eine durchgeführte ſorgſame Behandlung, Sinn für Gefühlsausdruck zuzuſprechen, aber einiges Beſchränkende wollte er nicht zurückhalten. Die „Hagar“ — ſagte er — ſtellt ſich durch ſtarke Sentimentalität und ängſtliche Behandlung zum Genre. Wenn dieſer kunſtbemühte junge Mann nicht in ſolcher unhiſtoriſchen hemmenden Manier ſtocken will, ſo wird er je eher je lieber ſeine erneuten Studien im Großen an der Natur und an bedeutenden Muſtern machen.

Er wird doch nicht — fiel S. luſtig ein — gleich dem ſpaniſchen Maler Velasquez mit einem drei Ellen langen Pinſel malen ſollen, um die Wirkung ſogleich recht aus der Ferne zu ſehen?

Es wäre — antwortete H. trocken — verſuchsweiſe ſo übel nicht. Erlaubt mir eine allgemeine Bemerkung. Die Auffaſſungsart und die Manipulation ſcheint in des Künſtlers Weſen zu liegen. Nun behaupte ich aber: Wer ein tüchtiger Menſch, Gelehrter, Künſtler oder Staats- und Weltmann, Held ꝛc. werden will, der muß baldmöglichſt den Gegenſatz ſeines eigenthümlichen Weſens, ſeiner Neigungen, Hänge, Gewohnheiten ſuchen, finden, feſthalten und auszubilden, dieſem ſeinem Weſen einzuverleiben ſuchen. Wer ſich gehen läßt, iſt ein gewöhnlicher Menſch, wer zur Enge neigt, muß ſich ausweiten und der Brauſende muß ſich hemmen. So fand der ſprudelnde Göthe in einem gemeſſenen Studium, in einem gehaltenen Weſen, in ſtrengſter Forſchung, ſelbſt in einer gewiſſen Grandezza ſein Maaß, und wurde aus einem Kraftgenie ein wirkliches und welches! Solche Selbſtbeherrſchung, Selbſtkorrektion durch das ihrer Natur Anfangs Widerſtrebende gelang allen großen Menſchen. Die Meiſten ſind aber gerade in ihren angebornen Hang vernarrt, kultiviren dieſen noch weiter, liebäugeln mit ihrem werthen Ich und werden ſo die Sklaven ihres Eigenſinns, ihrer Zügelloſigkeit, ſey dieſe nun lockerer oder pedantiſcher Art. — —

Von ſolchen ernſten, in's Weite und Allgemeine führenden Betrachtungen kehrten wir zur Schau der Werke zeichnender Kunſt zurück.

Kaufmann in Ludwigsburg hatte eine „Maria Stuart“ einem franzöſiſchen Blatt fleißig nachlithographirt. — Zu dem Beſten in dieſer Kunſtart rechneten wir aber Küſtners „Pferderennen im Carneval zu Rom“ nach Horace Vernet, vom Künſtler ſelbſt auch gedruckt, ein vorzüglich wirkſames, kräftiges Blatt; — auch zwei Pferdſtücke nach Adam.

Von den kunſtreich durch Jörg Sürlin 1474 geſchnitzten „Chorſtühlen im Münſter zu Ulm“ hat der Zeichnungslehrer Mauch daſelbſt zwei Probezeichnungen gegeben, Vorläufer eines Werkchens über die innern Verzierungen dieſes Doms, welches willkommen ſeyn dürfte.

Von Rauſche in Eßlingen ſahen wir „Stahlſtiche“ — im Landſchaftlichen nicht übel gelungen.

Schmid von hier, der den „Tobias“ gemalt, vergegenwärtigte uns in einer großen Lithograpie das treffliche Gemälde von Schick: „Apoll unter den Hirten,“ ſo weit es bei richtiger Zeichnung mit etwas lichter Schraffirung geſchehen konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Neue Kunstwerke.

Hiſtoriſch-romantiſche Bildergallerie. Bildliche Darſtellungen aus der alten und neuen Welt in monatlichen Lieferungen ꝛc. mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und K. J. Schmidt. 1s Heft. Karlsruhe bei Creuzbauer.

Der Ankündigung in öffentlichen Blättern zu Folge wird dieſe Gallerie die ſchönſten Stahlſtiche aus dem hiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen (landſchaftlichen?) Fache liefern, und überhaupt das Schönſte und Vollendetſte, was der Grabſtichel der ausgezeichnetſten deutſchen Künſtler (?) hervorgebracht hat! Es ſoll ein Nationalwerk werden, ein wahrer Hausſchatz! in beiſpiellos niedrigem Preiſe, und zugleich wird auf den Karlsruher Künſtlerverein hingewieſen, dem wir dieſen Schatz verdanken werden.

Dieſe Gallerie iſt jedoch nichts weiter, als eine von den kaufmänniſchen Spekulationen, bei denen die beiſpielloſe Wohlfeilheit das meiſte thun muß. Bekanntlich hat Hr. Direktor Frommel, der ſeit lange ein Atelier von jungen Stechern unterhält, mehrere Folgen von Anſichten zu Virgil, Horaz, Homer ꝛc. herausgegeben, die zwar größtentheils aus verkleinerten Kopieen beſtehen, aber doch ihren Werth haben. Die Blätter jener Sammlungen ſollen, wie es ſcheint, in dieſer

Digitized by Google

hiſtoriſch=romantiſchen Bildergallerie vereinigt werden, ſo daß man hier italieniſche Vedouten, Flaxmann'ſche Darſtellungen aus der Ilias und Odyſſee und moderne Gattungsbilder ꝛc. zuſammengetragen finden wird. In wiefern eine ſolche Kompilation ein Nationalwerk und ein wahrer Hausſchatz genannt zu werden verdiene, iſt ſchwer zu begreifen, aber noch ſchwerer, was ein Karlsruher Künſtlerverein mit einer derartigen Manipulation zu ſchaffen haben könne.

Das erſte Heft enthält: zwei Anſichten aus den Bildern zum Virgil; das Titelblatt und eine Vorſtellung aus der Flaxmann'ſchen Suite zum Homer; eine Anſicht vom Genferſee, kalt wie der Mond, der ihn beleuchtet, den bekannten Cavalcatore von Horace Vernet nach Jezets ſchönem Blatte, und ein modernes Genrebild, das Gelübde, nach einer Lithographie. Das ſoll nun der Anfang eines Nationalwerkes ſeyn, einer Sammlung des Beſten, was deutſche Kunſt mit dem Grabſtichel hervorgebracht!

Der Text zu den Flaxmann'ſchen Umriſſen iſt von K. L. Schmidt und ſehr zweckmäßig. Das Romantiſche hat, wie es ſcheint, Hr. W. v. Chezy übernommen, der in dieſem Sinne aus den Wörtern: Cavalcatore, Genferſee und das Gelübde eine Art romantiſcher Moſaik zuſammengeſetzt, die in einem Kreiſe geſellſchaftlicher Spiele Beifall gewinnen könnte. Die Erfindung rechtfertigt um ſo mehr die Verſicherung beiſpielloſer Wohlfeilheit, als ſogar die Auflöſung aus Thümmels bekannter Reiſe in's ſüdliche Frankreich geborgt worden.

Karlsruhe beſitzt in dieſem Augenblicke eine Reihe wackrer Künſtler und Künſtlerinnen. Sie alle ſind ohne Zweifel überzeugt, daß fabrikartiger Betrieb weder der Kunſt, noch ihrem und des Vaterlands Ruhme förderlich ſeyn könne. Bilderbogen mögen für große und kleine Kinder ihren Werth haben, was müßte aber ein Fremder denken, dem wir ein ſolches Werk als das Produkt eines Künſtlervereins, als ein Nationalwerk und einen Hausſchatz anpreiſen wollten? Ohne Zweifel bekennen ſich unſere Künſtler, die des Namens werth ſind, doch nicht zu dem bekannten:

— — — quaerenda pecunia primum est;
Virtus post nummos!

—ber.

Paris im Auguſt.

Die in Nr. 65 erwähnte Sammlung von Gemälden, welche die Damen Defrainays verſteigern laſſen, befand ſich bisher in dem ehemaligen Hauſe der Frau v. Sévigné in St. Maur, wo ſie von Paris aus häufig beſucht wurde. Zu den ausgezeichnetſten Bildern gehört eine Madonna del Sacco von Andrea del Sarlo, ein Oelgemälde, das er am Hofe Franz I. gemalt haben ſoll, und welches, der Sage nach, die Kapelle von Fontainebleau zierte; ferner ein Portrait von Peter de Hooghe, worin er ſich und ſeine Familie gemalt hat, eines von Cuyp, mehrere von Rubens, Domenichino, Caracci, Murillo u. ſ. w.

Bei der letzten Ausſtellung ſind 26,000 Exemplare des Katalogs gedruckt und wahrſcheinlich auch verkauft worden, da die Anzahl der Abdrücke nach dem Bedürfniß bemeſſen wird; mithin beläuft ſich die Einnahme davon, nach Abzug der Koſten, gegen 20,000 Franken.

Königsberg.

Die Kunſt- und Gewerbeausſtellung, vom 11. Mai bis zum 20. Juni eröffnet, bot Kunſtwerke aus allen Theilen Deutſchlands zur Anſchauung dar. Es waren 212 Oelbilder, 55 Zeichnungen und Kupferſtiche, 12 Modelle und 90 Proben des Kunſt- und Gewerbfleißes, zuſammen 369 Gegenſtände. Davon ſind 10 Gemälde für das ſtädtiſche Muſeum ausgewählt, 37 von Privatperſonen erkauft worden.

Nekrolog.

Im Monat Juli iſt zu Rom der junge franzöſiſche Bildhauer, Achille Roche, beim Baden in der Tiber ertrunken. Ebendaſelbſt ſtarb am 26. Juli an einem Lungenſchlag der Maler Anton Dräger aus Trier.

Nachfrage über einen alten Bildſchnitzer.

In dem fürſtlichen Kunſtkabinet zu Kirchberg befindet ſich ein Waſchbecken von Elfenbein, auf welchem meiſterhafte Darſtellungen aus Ovid's Verwandlungen eingeſchnitten ſind. Der Meiſter nennt ſich zwar:

IOH. MICHAEL
MAVCHER BILDH
AVWER ZVE SCH
GMINDT —

allein alle bisherigen Nachforſchungen ſowohl in Gmünd als an andern Orten haben über das Geburts- und Todesjahr und die nähern Lebensumſtände eines Mannes, der unter die erſten Künſtler ſeiner Zeit in dieſem Fache der Kunſt gehört haben muß, noch kein Licht gegeben.

C. Jäger.
Pfarrer in Bürg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 78.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 26. September 1833.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1833.

(Beſchluß.)

Wölffle von hier lithographirte das ebenfalls vorzügliche frühere Bild von Dieterich: „Die Jünger zu Emaus,“ und „drei Landſchaften“ mit viel Kunſtgewandtheit. In Fr. Wagners von hier Federzeichnungen zeigte ſich uns liebender Fleiß. —

Die Oelmaler laſſen aus Gründen die Glasmaler mit ihren transparenten, feurigen Bildern nicht gern neben ſich treten; auch ſpricht man häufig davon, wie ein Gemälde das andere todtſchlagen könne. In gewiſſen Fällen, z. B. wo Altes und Neues, Antikes und Modernes einander gegenübertritt — mag ſo etwas ſtattfinden; im Allgemeinen aber geſchieht bei einer Vergeſellſchaftung von Bildern ganz etwas Anderes. Was wir in dem Atelier des Meiſters liebend angeſchaut, bewundert, was wir zu Hauſe bei uns als einen werthen Beſitz wie ein Kind an's Herz gedrückt, verſchwimmt im Kunſtſaal in's Ganze, es theilt ſich mit dem Andern in den Antheil, es verſchwebt am Ende in der allgemeinen Sättigung und Gleichgültigkeit wie eine Lieblingsarie in der rauſchenden Oper. Spezifiſch Verſchiedenes tritt eigentlich gar nicht in Wechſelwirkung, es ſtößt ſich gegenſeitig ab.

Sauterleute aus Weingarten iſt in der Kunſtwelt als einer unſerer tüchtigſten Glasſchmelzmaler und Wiederbeleber dieſer verloren geglaubten Kunſt bekannt. Außer ſeiner „Scene aus dem Leben der Maria“ und dem „Portrait von Pirckhaimer“ ſahen wir bei ihm ſelbſt noch eine „Scene aus dem Leben,“ welche auch unſerm ſtrengen H. als das Beſte in Beziehung auf Kompoſition, Zeichnung, Ausführung, Zartheit und Klarheit auch der Mitteltöne ꝛc. erſchien, was er von neuerer Schmelzmalerei geſehen. Seine Stücke ſind von kunſtſinnigen Groſſen und Reichen geſucht. Die Neuern hoffen in manchen Tönen die Alten noch zu überbieten.

Dem Glaſermeiſter Bührlen und deſſen Sohn in Ulm, welche einiges unverkennbar Gute in dieſer ſchwierigen Kunſtart geliefert, möchte die Leitung jenes Malers wohl zu Statten kommen. Er wünſcht dem Vernehmen nach eine Schule zu gründen.

Von Bildhauerarbeiten fanden wir: Zwei kleine Skizzen in Thon von Braun: „Terpſichore und Urania,“ deren Ausführung man dem Künſtler gönnen möchte; einen ruhenden Löwen aus einer Steinmaſſe, und zwei Leuchter in Candelaberform; — von dem frühverſtorbenen Mack ein Relief: „Der Genius des Todes führt einen Greis;“ — von Wagner: „Lebensgroße Büſten von Herzog Chriſtoph und Göthe;“ einen „Knaben mit dem Hunde ſpielend“; — „Telephus, von der Hirſchkuh genährt,“ ſämmtlich in weißem Marmor, letzteres Hautrelief; — eine „Thalia“, etwa drei Fuß hoch, in Gyps; — das „Königspaar“, Basrelief in röthlichem Wachs; — aus demſelben Stoffe von deſſen Bruder: „Maria mit dem kleinen Jeſus und Johannes,“ Basrelief; — von Prof. Weitbrecht: „Traubgeber;“ „Lernender Jüngling;“ „Nähterin,“ ſämmtlich Basreliefs.

Drei der genannten Künſtler haben ſchon früher durch größere Bildwerke auf dem Roſenſtein und Rothenberg in der Kunſtwelt ſich einen guten Namen gemacht, und ihre zum Theil durch die Lithographie bekannten Leiſtungen konnten wohl nur günſtige Beurtheilungen erfahren. Von Bravn hat eine überlebensgroße Chriſtusgeſtalt in der vorigen Ausſtellung allgemeine Anerkennung gefunden.

Ueber den eigentlichen Kunſtwerth der Skulpturwerke — äußerte H. — fängt das kenneriſche Urtheil eigentlich da erſt an, wo das dilettantiſche aufhört. So weiß, um ein Gleichniß zu geben, ein Thierfreund das ſchön gebaute Pferd vom minder ſchönen wohl zu unterſcheiden; wenn aber von der Analyſe der höhern Schönheiten, gleichſam der verkörperten Tugenden und Vorzüge deſſelben, die Frage iſt, ſo darf ſich hier-

Digitized by Google

über doch nur der geübte Pferdekenner eine competente Stimme anmaßen.

Etwas Aehnliches findet bei den Gebilden des Meiſels und in höherm Grad, als bei denen des Pinſels ſtatt, wo ein richtiger Naturſinn und der doch immer häufigere Umgang mit Gemälden ſchon eines unbefangenen lauten Urtheils ſich erkühnen. — In der Kunſt überhaupt, doch insbeſondere in der idealen Plaſtik, geht die Frage nicht nur auf das „Schöne“, ſondern darauf, was das möglicherweiſe „Schönere“ ſey. —

Dieſe uns begründet ſcheinende Bemerkung hielt uns indeß nicht ab, wenigſtens unſer Wohlgefallen an den vor uns ſtehenden Leiſtungen zu erkennen zu geben.

Die Marmorbüſten von Wagner, dem Bildner des H. Lukas in der Begräbnißkapelle auf dem Rothenberge, mit ausnehmendem Fleiß zur Vollendung des uns lebendig Anſprechenden geführt, ſind keine Kopieen, ſondern nach vorhandenen Kunſtmitteln dem Leben möglichſt nahe gebracht; die Wachsbüſten fanden wir ſehr ähnlich, und anmuthig die beiden andern Werke. Mack's Todes-Genius war zugleich der ſeinige, der den fruchtbaren jungen Mann der heitern Bilderwelt hienieden entführte. Prof. Weitbrecht hat in ſeinem Basrelief den Schöpfer der großen Frieſe auf der königlichen Villa in Werken von kleinerm Maßſtabe mit feinfühlender, freier Hand bethätigt.

In des Hofbildhauers Diſtelbarth Atelier ſahen wir eine „coloſſale Vaſe“, der bekannten antiken mediceiſchen in Florenz mit einer Vergrößerung auf ſieben Fuß Höhe und der Veränderung des „Opfers Iphigeniens“ in den heitern Cyklus eines „Amorinenverkaufs“ nachgebildet und im reinſten, feinkörnigen Sandſtein (hier Werkſtein genannt) auf's ſorgſamſte, geſchmackvollſte ausgeführt. Sie müßte das Baſſin eines Parks erwünſcht zieren. Ihr Meiſter hat das Giebelfeld der weſtlichen Fronte des Roſenſteins mit einem großen Hautrelief „der Abend“ — wie Mack das der öſtlichen mit dem „Morgen“ künſtleriſch belebt.

Auch von der Steinſchneidekunſt ſahen wir ſehr gelungene Proben — vom Hofſteingraveur Hirſch: Die Köpfe von „Dannecker, Göthe, Schiller, und die Anſicht des Hoftheaters in München“. Der Glasſchleifer Stütz in Ulm hatte eine in Carneol geſchnittene antike Geſtalt aufgelegt, die eine geübte Hand zu verrathen ſchien.

Eine Anzahl von Bildwerken ſtellte die Uebergangskunſt in Hinneigung zur Induſtrie dar; Blumen, Früchte, Thier- und Menſchengeſtalten von Dragant, Wachs ꝛc., ſtickende und nähende Malerei, Glasſchleiferei, in Silber getriebene Arbeit, Porzellainmalerei, Holzätzung, Bildweberei und gepreßte Teppiche. —

Nun ſey endlich des Schauens genug! — rief S., indem er faſt ungeduldig dem Ausgange zuſtrebte. — Für einige Zeit bin ich nun geſättigt! — Da ſind Sie kein rechter Kunſtenthuſiaſt — ſagte H. lächelnd. — Ein feuriger Liebhaber wird niemals ſatt. Ich erinnere mich, daß ich nach Anhörung Paganinis eine wahre Sehnſucht empfand, nun ein Adagio von unſerm beſten Violinſpieler zu hören. Und ſo möchte ich zum Gegenſatze gleich morgen eine Gallerie älterer Meiſterwerke, z. B. die Tribuna in Florenz ſehen.

Ich würde es mit Ihnen halten! — ſagte ich; — aber, wenn ich mir eben dieſen Gegenſatz recht denke, ſo möchte ich fragen: Wie wäre er durch die Künſtler unſerer modernen Zeit einigermaßen auszugleichen? Wie die ungeheuere Kluft von ihnen zu überſchreiten?

Die Bemühungen der beſten Neuern — ſagte er — namentlich die Beſtrebungen der größern deutſchen Kunſtſchulen zielen darauf hin. Das Gelingen beruht immerhin auf drei Fundamenten: Unabläſſige Beobachtung der Natur des Feſten und Fließenden, aber freilich mit einer eindringenden Liebe, die ſich, wenn ſich's z. B. vom Meerſturm handelt, wie Vernet in den Maſtkorb binden läßt, um die tobende See zu beobachten; — Lehre und Beiſpiel für Handhabung der beſten techniſchen Mittel und richtigſten Combinationen mit Abkürzung langer Verſuchswege; — ſtrenge Iſolirung der Geſinnung vor modernen Einflüſſen ſittlicher und geiſtiger Art und Richtung des Sinnes auf gründlichſtes Studium der Hauptvorzüge und Leiſtungen der trefflichſten frühern Meiſter, namentlich des erwählten Faches, wo mir dann Carl Maratti vorſchwebt, der zu ſeinem Studium einen antiken Kopf im Verlauf der Jahre zweihundertmal nachzeichnete, ohne, wie er geſtand, ſeine Schönheit erreicht zu haben.

Die Kunſt — ſagte er noch im Auseinandergehen — hat meiner Anſicht nach die doppelte Aufgabe, jede überflüſſige Maſſe des Wirklichen zu beſeitigen, damit kein überzähliger Stoff deſſen Vergeiſtigung hemme; und hinwieder, wo die Natur monoton oder aber in ihren unendlichen Uebergängen nicht erreichbar iſt, durch wohlgefühlte harmoniſche Gegenſätze die große Haltung ihres Ganzen im Kleinen nachzubilden.

— b.

Kunstnachrichten aus Kassel.

Ich habe nicht verſäumt, ſo viel als möglich Ihrem Wunſche entgegen zu arbeiten, und daher während meines hieſigen Aufenthalts keine Gelegenheit ungenützt gelaſſen, welche etwa dazu beitragen konnte, mir eine klare Anſchauung von dem Standpunkte der Kunſt an dieſem in ſo vieler Hinſicht nicht unwichtigen Orte zu geben, und zwar nicht blos in Beziehung zur nächſten Gegenwart, ſondern ich habe auch nicht die Mühe geſcheut, bis in die

Digitized by Google

Vorzeit zurückzuforſchen, ſo wenig belohnend und ermunternd auch eine ſolche rückgängige Beſchauung ſeyn möchte. Erlauben Sie mir daher, daß ich mit meinen Forſchungen im Alterthume, oder vielmehr mit der Erzählung, wie wenig ich in den frühern Geſchichtsepochen gefunden habe, beginnen darf, um erſt am Ende durch einige Mittheilungen über die neueſten Ernennungen an hieſiger Akademie Ihren eigentlichen Wunſch zu befriedigen.

Wenn ſchon Denkmale deutſcher architektoniſcher Kunſt im Heſſenlande nicht ſelten ſind, ja ſogar einige wegen ihres hohen Alterthums, wie die Stiftskirche zu *Hersfeld*, andere wegen der Reinheit des Styls, wie St. Eliſabeth zu *Marburg*, höchſt beachtenswerth ſind, und in dieſer Verbindung auch wohl ſchätzbare Skulpturen vorkommen, ſo findet doch keinerlei Nachweiſung ſtatt, daß in ältern Zeiten die Malerei ſich auch auf dieſem Boden einer lebendigen und begünſtigten Ausübung zu erfreuen gehabt. Dieſer gänzliche Mangel an nur erträglichen Werken der Malerei läßt ſich wohl keineswegs, wie man im erſten Augenblicke geneigt ſeyn möchte anzunehmen, auf die Reformation und die damit verbundene Bilderſtürmerei ſchieben, indem die Blätter der heſſiſchen Reformationsgeſchichte von dieſem religiöſen Vandalismus nicht viel melden und es auch demſelben nirgends vollſtändig gelungen iſt, alle Erinnerung an eine blühende Periode der Malerei zu vertilgen, wie wir an den Provinzen abnehmen können, wo die Wuth gegen jedes Abbild ſich am heftigſten manifeſtirte.

Ich habe daher die beſtimmte Ueberzeugung gewonnen, daß Heſſen an dem Ruhme der ältern deutſchen Kunſt eigentlich keinen Antheil hat und ſelbſt in den glänzendſten Perioden der Malerei das etwaige Bedürfniß nur mit mittelmäßigen Produkten hat befriedigen müſſen. Iſt doch in dieſem Lande weder durch ſchriftliche noch mündliche Tradition der Name eines Malers erhalten. Aber eben ſo wenig als das Volk ſcheinen auch die frühern Fürſten von Heſſen irgend ein Intereſſe an Kunſt, namentlich an Malerei, genährt zu haben; denn wenn auch die vaterländiſchen Künſtler nicht der Art waren, daß ſie ein würdiges Konterfey hätten liefern können, ſo fehlte es doch den heſſiſchen Fürſten weder an Mitteln noch Gelegenheit, wenn eine ſolche Neigung vorhanden geweſen wäre, dieſelbe durch die berühmteſten Künſtler ihrer Zeit befriedigt zu ſehen; allein verſtändige Kenner und ſelbſt Künſtler haben mich verſichert, daß ihnen noch kein Ahnenbild dieſes Fürſtenhauſes zu Geſichte gekommen, welches auch nur einigen Kunſtwerth beſäße, ja es exiſtire nicht einmal ein Bildniß von Landgraf Philipp dem Großmüthigen mit einem ſolchen Vorzuge, während doch dieſer Fürſt als Verfechter der Reformation nicht allein einen ausgezeichneten Ruf genoß, ſondern auch durch ſeine beſonderen Schickſale in vielfache Berührung mit Ländern gekommen iſt, wo ihm doch gewiß einmal ein ausgezeichneter Maler begegnen mußte. Erſt mit Landgraf Carl I. (alſo um 1700) kam ein Mäcenas auf den Thron, und es iſt nicht zu läugnen, daß die Kunſtliebe dieſes Fürſten ſich bis zu einer ſolchen Leidenſchaft ſteigerte, daß dieſelbe drohte, dem Land verderblich zu werden. Aber auch dieſesmal war es nicht ſowohl Malerei als Baukunſt und damit verbundene Sculptur, welche er begünſtigte, und beſonders zu bedauern iſt, daß ſich auch damals kein vaterländiſches Talent vorfand, welches die kühnen Anforderungen des Fürſten befriedigen konnte. Ein Italiener war der gewandte Ausführer großartig bizarrer Wünſche.

Niemand wird in unſern Tagen mehr daran zweifeln, daß die Kunſt zu Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht im ärgſten Verfalle geweſen; ob nun aber noch obendrein die Kunſt in Deutſchland der italieniſchen und franzöſiſchen ſo viel nachſtand, daß Landgraf *Wilhelm* VIII., Sohn des obengenannten *Carl*, ausrufen konnte, als ihm der damals junge *Johann Heinrich Tiſchbein* ein Bildniß vorſtellte: „*das hat kein Deutſcher gemalt!*“ (ein beſonderes Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit der Arbeit ſelbſt,) möchten wir nicht ſogleich bejahen, wohl aber zugeben, daß der gute Landgraf noch keine erträgliche Malerei, wenn auch nur im Verhältniß zu damaliger Zeit, in ſeinem Staate geſehen haben mochte. Und ſo iſt denn der eben erwähnte *Johann Heinrich Tiſchbein* der erſte Maler von Belang, dem wir auf heſſiſchem Boden begegnen; daher wir denn leider den Anfang der heſſiſchen Kunſtgeſchichte nur an den Zeiten des tiefſten Verfalls der Malerei anknüpfen können.

Das Zuſammentreffen des letztgenannten Fürſten mit einem eingebornen Künſtler lenkte von nun an alle Kunſtneigung beinahe ausſchließlich zur Malerei, wie ſchon der Umſtand beweiſt, daß dieſer Fürſt nicht allein der Gründer der Kaſſel'ſchen, früher ſehr bedeutenden Gemäldegallerie wurde, ſondern auch zugleich als Vollender derſelben betrachtet werden muß; denn was ſpäter noch etwa hinzugekommen, iſt nicht von Belang. Sein Sohn und Nachfolger *Friedrich* II. ſtiftete die Akademie der Künſte, und von nun an erblicken wir eine Reihe von nicht unbedeutenden Künſtlern, welche theils als Lehrer, Ehrenmitglieder oder geweſene Schüler in Beziehung zu dieſer Anſtalt ſtanden. Die ganze Reihe eröffnet der ſchon genannte *Johann Heinrich Tiſchbein*, das Haupt einer noch bis jetzt erhaltenen Künſtlerfamilie. Seine Werke ſind ſehr zahlreich; die beſten befinden ſich in der katholiſchen Kirche zu Kaſſel und auf den Schlöſſern zu Wilhelmshöhe und Wabern; beſonders zeichnet er ſich durch eine feſte, markige Pinſelführung aus. Unter ſeinen Bildniſſen trifft man ſchätzbare

Digitized by Google

Sachen an, wie ich namentlich eines im Beſitze des Hrn. Nahl, deſſen Großvater es darſtellt, ſah, und welches durchweg eine geniale Arbeit zu nennen iſt.

Johann Auguſt Nahl ließ ſich in dieſer Zeit zu Kaſſel häuslich nieder. Er war ein trefflicher Bildhauer ſeiner Zeit und berühmt durch ſein Monument der Hindelbank in der Schweiz. Sein Hauptwerk in Kaſſel iſt die koloſſale Statue des Landgrafen Friedrich II. Gute Zeichnung und glänzende Ausführung in Marmor ſchätzt man beſonders an ſeinen Werken.

Nächſt dieſem wäre aufzuführen deſſen Sohn, der Maler Auguſt Nahl, welcher während eines langjährigen Aufenthalts in Rom durch ſeine zahlreichen Kompoſitionen, meiſtens in Sepia ausgeführt, einen guten Ruf genoß. Sein Beſtreben nach edler Zeichnung und geſchmackvoller Drappirung bezeichnete ihn als einen ſehr gebildeten Mann, doch waren die landſchaftlichen Hintergründe oft poetiſcher, als die hiſtoriſche Darſtellung ſelbſt. In den letzten Zeiten ſeines Lebens begleitete er die Stelle eines Direktors der Malerei und Bildhauerei hieſiger Akademie. Sein Bruder war als Bildhauer nicht von Bedeutung.

Der Zeitfolge nach müſſen wir nunmehr den Maler Wilhelm Tiſchbein, Neffen von Johann Heinrich, erwähnen, bekannt als Hiſtorienmaler, Thierzeichner und Direktor der Akademie zu Neapel. Ein Urtheil über denſelben erſpare ich, da ſolches an vielen andern Orten, namentlich aber bei Göthe, mit dem er in nähern Verhältniſſen ſtand, ſich reichlich und trefflich findet. Hier in Kaſſel begegnet man nur zuweilen Bildniſſen von demſelben, deren aber einige von beſonderer Schönheit ſind.

In der nämlichen Epoche befand ſich an der Akademie zu Kaſſel als ausgezeichnetſter Künſtler der Maler Böttner, welcher ſich in Rom durch ein Gemälde: Jupiter und Ganymed, hervorgethan hatte. Dieſes Gemälde, von dem ſeiner Zeit ſehr viel Rühmens gemacht wurde, befindet ſich aber nicht in ſeiner Vaterſtadt, und kann ich daher auch nicht beurtheilen, zu wie viel er etwa befähigt geweſen; denn was mir von ihm zu Geſichte gekommen, und es iſt ſolches der Anzahl nach nicht unbedeutend, möchte wohl von einer ſehr ausgeſprochenenen Anlage zur Technik der Kunſt Zeugniß geben, aber auch nur Anlage, welche am Ende in eine porzellanartig glänzende, völlig geiſtloſe Manier ausgeartet war.

Johann Martin von Rhoden, ſchon zu lange als Landſchaftsmaler erſten Ranges rühmlichſt bekannt, als daß ich auf ihn hier erſt jetzt aufmerkſam zu machen hätte. Kaſſel ſcheint ihn nunmehr auf immer verloren zu haben, denn er iſt ſeit Kurzem mit churfürſtlicher Erlaubniß nach Rom zurückgekehrt. Ein Kreis geiſtreicher Freunde und Anhänger dieſes ſelten ausgebildeten Talentes erfreut ſich deßhalb ſeines Glückes nicht ganz ohne Mißſtimmung, wie mir ſcheinen will.

Ich komme nunmehr zu denjenigen Künſtlern, welche ſich durch Tüchtigkeit und Thätigkeit augenblicklich in Kaſſel auszeichnen, und werde die Erwähnung derſelben dem Alter nach folgen laſſen.

Werner Henſchel, als Bildhauer rühmlichſt bekannt. Sein erſtes größeres Werk war eine Charitas, große runde Gruppe. Ich glaube, daß er dieſelbe bald nach ſeiner Zurückkunft von Paris, wo er ſich im Atelier des Malers David als ausgezeichneter Schüler hervorgethan, verfertigt hat. Aber auch ſchon in Paris hatte er für ſeine Kunſt eine mehr deutſche, oder wenn man will altdeutſche Richtung gewonnen, und möchten wohl ſeine Werke, in dieſem Sinne betrachtet, zu den erfreulichſten Skulpturen der neuern Zeit zu rechnen ſeyn. Beſonders ſchön ſind die von ihm ſelbſt erfundenen und unter ſeiner Leitung gegoſſenen Bronzearbeiten. Augenblicklich iſt er mit dem koloſſalen Standbilde des heiligen Bonifazius beſchäftigt, welches ebenfalls in Bronze gegoſſen werden ſoll. Er gehört zu den Künſtlern, mit welchen im vorigen Jahre die Anzahl der Profeſſoren und Lehrer an der Akademie vermehrt und verdoppelt wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Frankfurt am Main, im Juli.

Unter den in der letzten Zeit hier ausgeſtellten Bildern befand ſich auch ein Altarblatt, welches Hr. Philipp Veit, Direktor des Städel'ſchen Inſtituts, für die kleine Kirche zu Bensheim im Großherzogthume Heſſen gemalt hat. Es ſtellt einen heil. Georg über dem erlegten Drachen ſchwebend vor und hat ſich durch die fromme, ernſte und würdige Auffaſſung, wie durch Schönheit der Zeichnung und Farbe Beifall erworben.

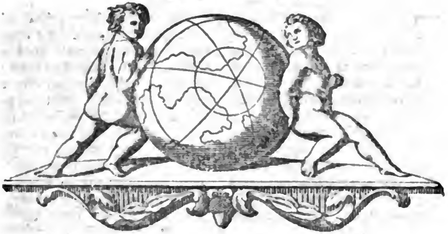
Nekrolog.

Am 1. Aug. d. J. ſtarb zu Berlin der penſ. Königl. Geh. Oberbaurath Rothe, 75 Jahre alt. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine Beiträge zur Maſchinenbaukunde (2 Hefte, Fol. Berlin, 1827 ff.) bekannt gemacht.

In Nimes iſt am 5. Sept. Hr. Hilaire Périé, Direktor der dortigen Zeichnungsſchule, Conſervateur des Muſeums und Mitglied der Akademie von Gard, ein Schüler Davids in der Malerei, geſtorben. Er war gebürtig aus Caſtres in Languedoc und brachte ſein Leben auf 53 Jahre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 89. — 2. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortſetzung.)

5) Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Nigers bis zu ſeiner Mündung. Von Richard und Joh. Lander. Aus dem Engliſchen von °r. Drei Theile. Mit zwei Charten. Leipzig, Engelmann, 1833.

Die ausführliche Beſchreibung einer Reiſe, deren glückliches Reſultat bereits durch alle Zeitungen bekannt iſt. Nachdem viele berühmte, durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichnete Reiſende lange vergeblich nach dem wahren Lauf des Niger geforſcht hatten, war es dem ſchlichten Bedienten des leztern unter jenen Reiſenden, des Oberſten Klapperton, vorbehalten, dieſe intereſſante Entdeckung zu machen. Nach Klappertons Tode mitten in Afrika hatte ſich ſein Bedienter Lander mit Gewandtheit und Unerſchrockenheit den Rückweg gebahnt, und ihm glaubte die afrikaniſche Geſellſchaft einen Auftrag ertheilen zu müſſen, der ſich auch ohne wiſſenſchaftliche Apparate erfüllen ließ, denn zur Entdeckung des Nigerlaufs gehörte nur Muth, Gewöhnung ans Klima und Kenntniß der Negerſprache und Sitten, welches alles Lander beſaß.

Herodot hielt den Niger und Nil für ein und denſelben Fluß, die Araber glaubten, beide flöſſen wenigſtens aus einer Quelle. Von allen Europäern kam zuerſt Mungo Park 1796 an den Niger, doch ohne deſſen Mündung zu entdecken, denn er fand ſein Grab im Fluſſe. Seitdem wußte man noch immer nicht, ob der Niger ſich im Sand der Wüſte verliere, oder wohin er flieſſe, bis auf dieſer lezten Reiſe die Brüder Lander ihn vom innern Afrika aus bis zu ſeiner wahren Mündung am Kap Fermoſa im Golf von Guinea beſchifften.

Im Januar 1830 ſchiffte ſich Richard mit ſeinem Bruder, der früher nicht in Afrika geweſen war, ihm aber Geſellſchaft leiſten wollte, in England ein. Sie kamen im März in die engliſche Niederlaſſung Accra, welche ſie die ſchönſte in ganz Afrika nennen, ſowohl hinſichtlich der Geſundheit als der herrlichen Natur. Von hier begaben ſie ſich in die Bucht von Benin und betraten das erſte Negerkönigreich Badagry, wo man ſich eben zu einem feierlichen Opfer von 300 Menſchen rüſtete, und wo ſie durch den habgierigen König ihrer beſten Effekten beraubt wurden. Von hier drangen ſie in nördlicher Richtung weiter ins Innere, zuerſt nach Bidſchie. „Viele Frauen hier haben das Fleiſch auf der Stirne wie Marmor geſtreift; eben ſo ſind die Wangen aufgeſchlizt und entſtellt. Auch die Ohrläppchen ſind zerſtochen, und die Löcher erſtaunlich weit gemacht, um Stücke Elfenbein oder Holz hinein zu ſtecken. Es iſt dies eine in allen Ständen vorwaltende Mode. Unſerer Sitte

Digitized by Google

nach laſen wir die Liturgie unſerer Kirche. Die Einwohner, deren Geſellſchaft wir nie haben loswerden können, ſchienen unſerm Gottesdienſt viel Achtung und Ehrfurcht zu zollen, denn wir hatten ihnen zu verſtehen gegeben, was eben vorgehe, und dies beſtimmte ſie, der Ceremonie einen hohen Grad von ſtiller Aufmerkſamkeit zu widmen, ſo wie das ſtete eigenthümliche Lachen bei Seite zu ſetzen, durch welches ſie ſich von ihren Nachbarn unterſcheiden. Nachmittags, wie die Sonne nach dem Ausdrucke der Einwohner „ihre Kraft verloren hatte,“ reiſten wir aus Bidſchie fort, von dem gutmüthigen, glücklichen Fürſten begleitet. In wenig Minuten kamen wir an das Ufer eines kleinen Fluſſes Namens Yau. Schmetterlinge gab es hier mehr, als man ſich denken kann. Millionen derſelben flatterten um uns herum, und hinderten uns buchſtäblich daran, etwas anderes, als ihre mannichfaltig gefärbten ſchönen Flügel zu ſehen.“ Im April erreichten die Reiſenden die große Negerſtadt Dſchenna. „Die Sitte verlangt hier, daß, wenn ein Statthalter ſtirbt, zwei ſeiner Lieblingsfrauen am nämlichen Tage die Welt verlaſſen, damit er im andern Leben ein wenig angenehme geſellige Unterhaltung habe. Die dazu beſtimmten Frauen des lezten Statthalters hatten aber nicht Ehrgeiz oder Luſt, ihrem ehrwürdigen Gemahl ins Grab zu folgen. Sie eilten davon und verſteckten ſich, ehe die Begräbniß-Ceremonie ſtattfand, und verbargen ſich ſogar ſeither mit den übrigen Weibern. Heute jedoch wurde die eine der Unglücklichen, ſie, der unſere Wohnung gehört, in ihrem Schlupfwinkel entdeckt und ihr die Wahl gelaſſen, den Giftbecher zu trinken oder ſich den Kopf mit der Keule des Fetiſch-Prieſters zermalmen zu laſſen. Sie hat die erſtere Todesart als die minder ſchreckliche von beiden gewählt, und kam nun in unſern Hof, die lezten Stunden in Geſellſchaft ihrer treuen Sklavinnen zuzubringen. Sie gaben ihrer Herrin den theuern Namen Mutter. Die armen Geſchöpfe! Als ſie das Mißgeſchick hörten, ließen ſie vom Spinnen ab; das Mahlen des indianiſchen Korns hörte auf und die Schaafe, Ziegen und Hühner konnten ohne Aufenthalt ins Freie laufen; ſie gaben ſich dem heftigſten, ergreifendſten Schmerze hin. Jezt hat die Ankunft ihrer Gebieterin wo möglich ihren Jammer noch erhöht. Vielleicht gibt es auf Erden keinen wahrhaft ergreifenderen Gegenſtand als ein einſam ſtehendes, wehrloſes Weib in Thränen, und bei ſo einer Gelegenheit wie dieſe, wirkt die Klage noch beſonders ein.“

Je weiter die Reiſenden ins Innere kamen, um ſo gütiger wurden ſie von den Negerfürſten behandelt, beſonders von den Falatah-Negern, die ſich durch etwas lichtere Farbe, feinern Geiſt, Tapferkeit und durch ihren Muhamedanismus auszeichnen, daher als die Eroberer von allen andern Negerſtämmen gefürchtet werden. „Abends kam eine Geſellſchaft Falatahs, denn ſie hatten nie einen weißen Mann geſehen und die Neugierde trieb ſie in unſere Wohnung. Sie brachten uns ein Geſchenk von ein wenig geronnener Milch und baten, dies anzunehmen. Mit der Aufnahme höchſt zufrieden, begaben ſie ſich hinweg. Das Betragen aller war äußerſt zurückhaltend und achtungsvoll. Nichts an unſern Perſonen brachte ſie zum Lachen. Im Gegentheil ſchienen ſie unſere Kleidung und Farbe ſchweigend zu bewundern und wenn ſie uns in einiger Entfernung wohl betrachtet hatten, ſchienen ſie für ſolche Erlaubniß recht dankbar. Die Freundlichkeit und Großmuth des Statthalters von Bohu bleibt unveränderlich. Statt ſich zu mindern, ſcheint ſie größer zu werden. Er überſchüttet uns buchſtäblich mit Milch, und eben ſo freigebig iſt er mit andern Dingen. Es macht uns ein wahres Vergnügen, mit ſo natürlicher Artigkeit und Aufmerkſamkeit in einer Gegend bekannt zu werden, wo wir ſie am wenigſten erwarteten, und dies zu einer Zeit, wo wir ſie am meiſten nöthig haben.“ Es iſt gewiß viel, daß zwei Europäer, ohne ein bedeutendes Gefolge, ohne Empfehlung tief im Binnenlande, wo man die Weißen kaum dem Namen nach kennt, einen ſo wohlwollenden Empfang fanden und mit ſo viel Sicherheit reiſen konnten. Der Häuptling von Bohu empfahl die beiden Brüder dem König von Katunga, in welche große Negerſtadt ſie ſofort abreiſten. „Hier traf ich auf dem Markte einen recht ſeltenen und ſonderbaren Stein, den ich auch kaufte. Die Eingebornen ſagten uns, daß er aus der Erde in einem Lande, Namens Iffie, gegraben würde; es ſoll vier Monden weit von Katunga entfernt und der Punkt ſeyn, wo ihrer Sage nach die „erſten Eltern geſchaffen worden wären, um dann von da aus ganz Afrika zu bevölkern.“ Mit der Mineralogie unbekannt, wie dies bei mir mit den meiſten Wiſſenſchaften der Fall iſt, kenne ich auch nicht die Natur und Eigenſchaften des beſprochenen Steines und es thut mir nur leid, keine ſachverſtändige Beſchreibung davon geben zu können. Er beſteht aus einer Menge kleiner durchſichtiger, weißer, grüner, und in jedes Blau ſchattirender Steine, die in einer Art Thonerde ruhen und einer groben Moſaikarbeit gleichen.“ Hier macht Richard Lander auch eine Bemerkung über die Negerköniginnen, deren oft mehrere hundert als Gemahlinnen eines Häuptlings auf dieſelbe Ehre Anſpruch machen. „Die armen Seelen! Sie haben kaum den Schatten der Königswürde, wie viel weniger das Weſen! Die äußere Ehrenbezeugung, welche ſie von dem männlichen Theile des Volkes empfangen, unterſcheidet ſie allein von ihren minder erlauchten Landsmänninnen. Sie ſind genöthigt zu arbeiten, um ſich Nahrung und Kleidung zu ſchaffen, ohne das zu rechnen, was vom Gewinn zum Nutzen des Königs aufgewendet wird. Um dies alles zu beſtreiten, ſehen ſie ſich gezwungen, lange beſchwerliche Reiſen nach

den fernſten Theilen des Reichs zu machen, in der Abſicht Handel zu treiben. Indeſſen bleibt ihnen das Vorrecht von Stadt zu Stadt zu gehen, ohne den gewöhnlichen Abgaben unterworfen zu ſeyn, und ſie können die Behauſung jedes Häuptlings, wo ſie erſcheinen, in Anſpruch nehmen. Der gerühmte Fleiß der alten Königinnen und Prinzeſſinnen ſinkt in Nichts, wenn man ihn mit dem mühſeligen Leben der weiblichen Linie des Königshauſes von Yarriba vergleicht.“ Doch rühmt der Verfaſſer die Schönen der Falatahs: „Eine Anzahl von Frauen und Mädchen aus dem Falatahdorfe Acba kam, von einer ihrem Geſchlechte ſo natürlichen Neugier getrieben, ebenfalls, uns des Nachmittags zu beſuchen. Allein ihre Geſellſchaft ward von uns, ſtatt unangenehm zu ſeyn, wie ſich dies bei allen andern Beſuchern erwies, mit Freuden bewillkommt. Es ſind nämlich dieſe Frauen ſo beſcheiden und zurückhaltend, und legen ſo viel angebornen Zartſinn in ihrem ganzen Benehmen an den Tag, daß ſie unſere ganze Achtung rege machten. Ihre perſönlichen Reize ſind eben ſo gewinnend. Sie haben ſchöne, kohlſchwarze Augen, dunkel glänzende Augenlider, wie das Gefieder des Raben. Ihre Züge ſind angenehm, ob ſchon die Geſichtsfarbe ſchwarzgelb iſt. Ihr Körperbau iſt anmuthig, die Hände ſind klein und zart und das ganz beſondere Nette, die reinliche Beſchaffenheit des Körpers wie der Kleidung machte ihren Umgang eben ſo wünſchenswerth, wie den ihrer Nachbarn verhaßt.“

Noch weiter nordwärts ziehend, kamen die Brüder endlich im Juni nach Buſſa, welche Stadt am Niger liegt, in deren Nähe Mungo Park ſeinen Tod fand, und bis wohin früher ſchon Richard Lander in Geſellſchaft Clappertons von Norden her gekommen war. Es gelang den beiden Brüdern, einen Rock Parks, eine Flinte deſſelben, einige an denſelben gerichtete Billets und ein unbedeutendes Schiffsnotizenbuch habhaft zu werden, das Tagebuch Parks aber, das ſie vorzüglich wünſchten, blieb ihnen verborgen. Der König und die Königin von Buſſa empfingen ſie freundlich. Sie ſchenkten der Leztern, da ſie wegen des Raubs in Bodagry nicht mehr viel zu verſchenken hatten, ein paar vergoldete Knöpfe, die mit Entzücken angenommen wurden. Doch ihr Glanz hatte auch die Bewunderung des Gemahls rege gemacht und jezt entſtand ein Wortwechſel, wer von beiden ſie eigentlich haben ſollte. Nach langem Streite endete er zu Gunſten des Königs. Er ſuchte ſich die größten und beſten zu ſeinem Gebrauche aus und gab dann die übrigen der Gemahlin, wobei er ihr aber ſorgfältig die innere Seite der Knöpfe, welche er für ſich ſelbſt gewählt hatte, hinzeigte, da ſie durch den Gebrauch bleich geworden war, und die für ſie beſtimmten im vortheilhafteſten Lichte darſtellte. Das königliche Paar glich zwei großen Kindern, doch waren beide mit dem was ſie hatten, wohl zufrieden und drückten ihren Dank mit vieler Lebhaftigkeit aus.

Von Buſſa fuhren die Brüder den Niger aufwärts bis Yaourie: „Dieſe Stadt hat einen ungeheuern Umfang, und wird für ſo volkreich gehalten, wie irgend eine in ganz Afrika, oder doch in dem Theile deſſelben, den die handlungtreibenden Araber beſuchen. Ihre Mauer iſt hoch und gut, obſchon nur von Lehmerde; ſie kann wohl zwiſchen 4 — 5 (deutſche) Meilen im Umkreiſe haben und enthält acht große Eingänge oder Thore, die nach Landesart gut befeſtigt ſind. Die Einwohner bereiten eine ſehr ſchlechte, geringe Art von Schießpulver, das jedoch das beſte und unſerer Meinung nach einzige Fabrikat hier zu Lande iſt. Außerdem liefern ſie recht hübſche Sättel, baumwollenes Zeuch, ſie bauen Indigo, Tabak, Zwiebeln, Waizen, verſchiedene Getreidearten, große Quantitäten Reis von vorzüglicher Güte. Auch Pferde, Rinder, Ziegen &c. haben ſie, allein bei allem Fleiße, allen Vortheilen, die ſie genießen, ſind ſie doch armſelig gekleidet, ohne Geld, und klagen unaufhörlich über ihre traurige Lage. Ein unbedeutender Markt wird in der Stadt täglich unter bequemen Buden gehalten, in denen die obengenannten Artikel zum Verkaufe ausgeboten werden. Die vornehmen Frauen, oder ſolche, die zu dem Zwecke Geld und Zeit aufwenden können, tragen das Haar ſehr ſorgfältig gekämmt und mit Indigo gefärbt. Ihre Lippen ſind ebenfalls gelb und blau gefärbt, was ihnen ein unausſprechlich wunderliches Anſehn gibt. Ihre Augen ſind mit gepülverten Spießglanz oder Etwas von ähnlicher Art und Stoffe geſchwärzt, das von einem Orte, Namens Jacoba, eingeführt wird. Dieſe Sitte iſt nicht blos hier, ſondern überall und an jedem Orte gewöhnlich, den wir beſucht haben. Die Benutzung der Hennah iſt zu Yaourie ſo verbreitet, wie irgendwo. Wohlhabendere Frauen machen von dieſer äußerſt ſchönen Farbe verſchwenderiſchen Gebrauch. Sie wenden blos die gequetſchten Blätter der Pflanzen bei den Zähnen, Finger- und Zehennägel an. Für die leztern verwandelt man ſie in eine Art Brei, den man Abends auf dieſe Theile legt und bis früh Morgens liegen läßt. Die ärmere Klaſſe von Frauen trägt, vermuthlich mehr dazu gezwungen als aus freiem Willen, keine von allen dieſen Zierden, die natürlichen Reize zu erhöhen, und hat außer dem Tätowiren durchaus gar keine körperlichen Verſchönerungsmittel. Die Reſidenz des Sultans und viele Häuſer der vornehmſten Einwohner in der Stadt haben zwei Stockwerk Höhe; dicke und plumpe Treppen von Lehm führen in die obern Gemächer, welche ziemlich hoch ſind. Sie haben, wie die Wohnungen auf der Flur, Eingänge, hoch genug, um jeden durchzulaſſen, ohne daß er zu der Unbequemlichkeit genöthigt iſt, ſich zu bücken. Der Haupttheil des Hauſes iſt in kegelförmiger oder

Digitized by Google

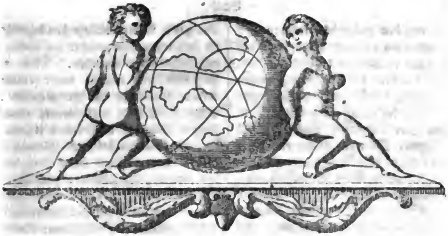
Cozie-Geſtalt gebaut, viereckige gibt es nur wenige und die des Sultans haben gar keine regelmäßige Form. Als etwas Eignes kann man es wohl anſehn, daß die meiſten Bewohner des weſtlichen, des innern, und wie wir glauben, auch des nördlichen Afrikas, den Boden ihrer Hütten mit einer Miſchung von Waſſer und Kuhmiſt täglich 2—3 Mal, ſo oft als ſie Material dazu finden, befeuchten. So unangenehm dies der Naſe eines Europäers iſt, ſo hält es doch die Wohnung im Innern eben ſo kühl, als ſie finſter iſt.“ Der Sultan dieſer Stadt fand für gut, die Reiſenden nicht weiter ins Innere zu laſſen, ſondern nach Buſſa zurückzuſenden. Er behandelte ſie inzwiſchen immer noch milder, als die von Norden herkommenden Araber, denen er ohne weiteres ihre Kameelladungen abnahm. Nach Buſſa zurückgekehrt, wurden die Brüder noch eine ziemliche Zeit aufgehalten, da ihnen die Neger, wie die Kinder, immer noch etwas abzubetteln hatten. Die Schilderung ihres Aufenthalts daſelbſt dehnt ſich etwas langweilig hinaus, nur die Beſchreibung eines religiöſen Feſtes hat einiges Intereſſe, und folgender Zug von Aberglauben. Es trat eine Mondfinſterniß ein. „Der Mond, ſagten ſie, habe ſchon lange vorher ſich über den Weg geärgert, welchen er am Himmel einzuſchlagen genöthigt ſey, denn es gebe darauf nichts als Dornen und Diſteln und tauſend andere ihn durchkreuzende Hinderniſſe. Er habe nur eine günſtige Gelegenheit abgewartet, heute Abend aber den gewöhnlichen Pfad verlaſſen und den der Sonne eingeſchlagen. Doch ſey er noch nicht weit am Himmel auf der verbotenen Straße heraufgekommen, als die Sonne die Sache entdeckt habe. Im Zorne wäre ſie ihm nachgeeilt und hätte ſeine Flucht beſtraft, indem ſie ihn in Finſterniß hüllte, ihn wieder in ſeine Gränzen zurück nöthigte und ihm verbot, wieder ſein Licht auf die Erde zu werfen.“

Nachdem die Reiſenden noch den alten König von Wowau, einen Verwandten des Königs von Buſſa, beſucht hatten, der ſie dringend dazu einlud, erhielten ſie endlich ein Boot, um den Niger hinabzufahren. An den Ufern deſſelben wurden ſie überall liebreich empfangen. Der König von Nuffie war von Entzücken ergriffen, als er wahrnahm, daß weiße Männer ſein Gebiet mit ihrer Gegenwart beehren wollen. Und zum Beweiſe ſeiner freundlichen Geſinnung gegen Euch, ſeiner freundlichen Theilnahme an Eurem Wohle, fuhr der Abgeordnete fort, hat er nicht nur ſeinen Sohn als Euern Reiſegefährten und Führer geſendet, ſondern auch nach jeder Stadt, ſie mag bedeutend oder unanſehnlich ſeyn, am Ufer des Niger einen Boten abgefertigt, bis nach Funda hin, das außer den Gränzen ſeines Reiches liegt. Dieſer iſt beauftragt, den Einwohnern bekannt zu machen, daß Ihr die Abſicht habt, den Strom hinab zu reiſen, und ihnen den Befehl zu geben, Euch mit allem beizuſtehen, was in ihren Kräften liegt, und Euch ermuthigen kann.“ Die wichtigſten Städte am Niger hinab waren folgende: „Badſchebo iſt eine blühende und wichtige, wenn gleich nicht ummauerte Stadt, ſo wie zugleich eine der größten und zahlreichſten, die wir je geſehen haben. Es wird von ihren Bewohnern und der Bevölkerung am entgegengeſetzten Ufer ein lebhafter Handel getrieben, und ſie beſitzen zu dem Zwecke eine große Anzahl Kanoes von anſehnlichen Verhältniſſen, die alle Tage dazu verwendet werden, von einem Geſtade nach dem andern zu fahren. Ihre Hütten ſind ſo dicht an einander gebaut, und auf Bequemlichkeit und freien Luftzug iſt dabei ſo wenig Rückſicht genommen, daß kaum ein Weg in der Stadt zu finden iſt, der breit genug wäre, mehr als einen Mann gehen zu laſſen. Da nun auch jeder ſchattige Baum fehlt, ſo iſt die Hitze eben ſo erſtaunlich als unangenehm.“ Etwas weiter abwärts fanden ſie hinter einem großen ſchwarzen Berge eine andre „ausnehmend große Stadt, Namens Litſchie.“ Hier war der Niger fünf Viertelſtunde breit, und mit Kähnen bedeckt. Jenſeits dieſer Stadt fanden ſie abermals einen hohen Berg, den Keſa. „Die Höhe des Berges Keſa, ſeine einſame Lage, ſeine eigenthümliche Geſtalt, unterſcheiden ihn von allen andern und geben ihm mehr als gewöhnlichen Reiz. Die Eingebornen hieſiger Gegend verehren ihn gewaltig, und er begünſtigt, wie man ſich leicht denken kann, eine Menge abergläubiſcher Vorſtellungen, welche das einfältige, leichtgläubige Volk, das gleich dem gemeinen Manne Europas, dem Wunderbaren anhängt, damit verknüpft. Die Einwohner glauben, daß ein wohlthätiger Genius den Berg zu ſeinem ſteten Lieblingsaufenthalte wählte, und ringsherum einen wohlthätigen, himmliſchen Einfluß übt. Hier wird das Mißgeſchick des Unglücklichen erleichtert, dem Mangel des Bedürftigen abgeholfen, die Klage des Betrübten zur Freude verwandelt, Sünde und Schmerz ſind unbekannt, der Ernſt weicht der Fröhlichkeit und die Sorge für die Zukunft der gegenwärtigen Luſt, der ſorgloſen Heiterkeit. Doch ganz beſonders, erzählen ſie ferner, findet hier der müde Reiſende Schutz gegen den Sturm und Erholung von ſeinen Beſchwerden; er ruht hier in dem Wonnegefühle der Sicherheit, und ſchwelgt in den Genüſſen der Bequemlichkeit. Um aber dieſes alles zu erhalten, thut er ſeine Wünſche und Bedürfniſſe dem Geiſte des Berges durch Gebet und Flehen kund, und dann werden ſie ſogleich erhört; die ſchmackhafteſte Speiſe empfängt er von unſichtbaren Händen, und hat er ſich durch ſolche Erquickung ſattſam geſtärkt, ſo hat er die Freiheit, fortzureiſen oder noch eine Weile zu bleiben und den Segen des Berges zu genießen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 90. — 4. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

5) Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Nigers bis zu ſeiner Mündung. Von R. und J. Lander.

(Beſchluß.)

Vor der großen Stadt Rabba am Niger kam „der König des ſchwarzen Waſſers. Er iſt ein ſchöngebildeter, obſchon in den Jahren vorgerückter Mann. Seine Haut gleicht an Schwärze der Kohle, ſeine Züge ſind roh, doch gutmüthig und ſeine Größe iſt vortheilhaft gebieteriſch. Er war mit einem weiten Bornu- oder arabiſchen Mantel von geringem blauen Tuche bekleidet, unter welchem er ein ſtreifiges Gewand von bunter Seide, inländiſchem Zeuche, und rothſeidenem Damaſte trug, die alle untereinander zuſammengeflickt waren. Eben ſo trug er ein rothtuchnes Käppchen, Hauſſabeinkleider und Sandalen von buntem Leder. Zwei kleine hübſche, etwa zehn Jahre alte Knaben, gleich groß, als Pagen angeſtellt, folgten ihm nach der Hütte. Ihre Kleidung war zierlich und anſtändig, ihre kleine Perſon äußerſt nett und reinlich. Jeder von ihnen war mit einem geputzten Kuhſchweife verſehen, und ſo ſtanden ſie ihm zur rechten wie zur linken Seite, um die Fliegen oder andere Inſekten von ihm wegzujagen, oder Guranüſſe und Tabak zu reichen. Auch ſechs von ſeinen Frauen folgten dem König; ſchöne, hübſche, glänzendſchwarze Mädchen, in netten ländlichen, mit reichlicher Seide eingefaßten Mützen. — Der Rabbamarkt iſt, wie wir bemerkten, ſehr berühmt und gilt bei den Kaufleuten als der größte und beſte im ganzen Lande, deſſen Niederlage er genannt werden dürfte. Eine Menge einheimiſcher und fremder Fabrikate werden hier zum Verkaufe ausgeboten, und gewöhnlich gibt es eine Menge Sklaven und Sklavinnen auf demſelben. Rabba bildet die zweite Hauptſtadt der Falatahs. Araber und Fremde haben einen beſondern, in den Vorſtädten liegenden Wohnbezirk.“ Auch herrſcht große Induſtrie hier. „Wenn wir ausgehen, ſehen wir auch viele Gruppen, die Baumwolle oder Seide ſpinnen, Matten von verſchiedener Art, hölzerne Schüſſeln und Teller, Schuhe, Sandalen, Mützen, Kleider und dergleichen fertigen. Andere arbeiten fleißig an kupfernen und eiſernen Steigbügeln, Pferdegeſchirr, Hufeiſen, Ketten u. ſ. w. Noch andere machen Sättel und Pferdezeug. Alle dieſe verſchiedenen, auf dem Markte in Rabba berechneten Waaren zeugen von bedeutendem Geſchmack und Fleiße in der Ausführung. Auf dem Geſicht der Falatahs drückt ſich ihre Freiheit aus, und die Freiheit macht ſie muthig, fleißig, wohlhabend. Dieſe Falatahs machen Anſprüche auf die Verwandtſchaft mit den Europäern, ob ſie ſchon braun oder ſo ſchwarz wie Ruß ausſehen. Dieſe Leidenſchaft, für ſchön zu gelten, wird oft bis zu einer lächerlichen Höhe getrieben. Weiße Männer, und wenn ſie noch ſo jämmerlich erſcheinen,

Digitized by Google

werden ſicher nicht blos von den Falatahs, ſondern auch von den eingebornen Schwarzen als eine höhere Art von Weſen angeſehen, die ihnen in jeder Art überlegen ſind. Wir erinnern uns, in Yaourie ein Geſpräch zwiſchen zwei Leuten gehört zu haben, die ſich auf's Heftigſte herumzankten. — „Wie?“ rief der Eine dem Andern zu. „Du erbärmlicher Sohn einer ſchwarzen Ameiſe! Willſt Du Dir anmaßen, zu ſagen, daß mein Vater ein Pferd war? Sieh' mal die Chriſten hier an! Was ſie ſind, bin ich auch und meine Eltern waren ſolche Leute! Antworte nicht, ſag' ich Dir, denn ich bin ein weißer Mann!“ Der Sprecher war ein Neger und ſeine Haut kohlſchwarz.“

Weiter ſtromabwärts geriethen die Reiſenden bei Nacht in große Gefahr durch die zahlreich ſie umringenden Nilpferde. In der Stadt Egga wurden ſie wieder ſehr gut empfangen und der alte König dieſes Orts erwies ihnen die Ehre, vor ihnen zu tanzen. In der großen Stadt Kacunda, die dem mächtigen Königreich Funda gegenüberliegt, wurden ſie als Zauberer angeſehn und konnten nicht genug Zettel beſchreiben, die den Eingebornen als Talismane galten. Von hier an nahm der Niger, der von Buſſa aus ſüdöſtlich gelaufen, eine ſüdweſtliche Richtung und trat zugleich in ein hohes Gebirge ein. In Damuggu wurden die Brüder wieder freundlich aufgenommen, als ſie aber bis in die Nähe der großen Handelsſtadt Kirrie am Niger kamen, wurden ſie plötzlich von einer Menge Negerkähnen umringt, aller ihrer Effekten beraubt und nackt dem Mitleid der fremden, hier handelnden Kaufleute aus andern Negerſtaaten überlaſſen. Kirrie iſt ein ſehr merkwürdiger Ort. Da er nicht zu fern vom Ausfluß des Niger ins Meer liegt, ſo iſt ſein Markt von europäiſchen Waaren nicht leer. „Mein Erſtaunen kannte keine Gränzen, als ich auf den Marktplatz kam und hier, wie ich glaubte, große europäiſche Flaggen an Stangen faſt auf jedem Kanoe wehen ſah, das hier anlag. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich freilich, daß ſie nur Nachahmungen, aber doch mit ungemeiner Kunſt und Nettigkeit gefertigt, ſeyen. Die brittiſche Farbe ſchien vorzuherrſchen und unter ihnen die Flagge der vereinigten Königreiche am beliebteſten zu ſeyn. Meine bisherige Verwunderung nahm jedoch nicht im mindeſten ab, als ich landete und hier den Markt von Leuten beſucht ſah, die europäiſche Kleidung trugen, obſchon der wunderlichen Liebhaberei zufolge, die man unter den Wilden, welche mit Europäern Verkehr haben, ſtets bemerkt, keiner von allen einen vollſtändigen Anzug hatte. Der eine trug nur einen Hut und ein Stück Mancheſterkattun, um die Hüften gebunden; ein anderer ein Hemd, der dritte eine Jacke u. ſ. f. Allen Einwohnern, die Könige ausgenommen, iſt das Tragen der Beinkleider geſetzlich verboten und dieſes Kleidungsſtück in der Regel durch ein gewöhnliches Taſchentuch erſezt. Die ganze Menge bildete den buntſcheckigſten Haufen, den ich je geſehen habe; nichts auf Erden konnte wunderlicher und lächerlicher ausſehen. Viele von ihnen ſchwazten franzöſiſch und engliſch unter einander. — Eine lange Strecke hinab war das Ufer mit ihren Fahrzeugen bedeckt, welche die Farben verſchiedener europäiſcher Völker von langen Stangen herabwehen ließen. Leztere waren an den Ruderbänken befeſtigt. Manche Kanoes führten wohl drei Flaggen und alle ſolche Flaggen waren von ungeheurer Größe, mit blauem, zackenförmig ausgeſchnittenem Kattun eingefaßt. Außer ihnen gab es noch andere von ganz ſonderbaren, wunderlichen Muſtern, die z. B. wilde Thiere, Beine von Menſchen, Weingläſer, Flaſchen und noch ſonderbarere Geſtalten darſtellten. Woher dieſe Wilden ſich ſolche mit dergleichen Bildern verzierte Fahnen verſchafften, wiſſen wir nicht anzugeben, allein wir erfuhren doch, daß jeder Stamm ſeine beſondere Flagge führt, die, wo es einer wichtigen Unternehmung gilt, jedesmal entfaltet wird. — Männer und Frauen trugen an Beinen und Armen ungeheuer dicke Elfenbeinringe, die wenigſtens einen Zoll Dicke und ſechs Zoll Breite hatten. Dabei waren dieſe Zierrathen ſo ſchwer und unbequem, daß, wenn die Weiber gingen, ſie die ungelenkeſten, ſchwerfälligſten Geſchöpfe auf der Welt zu ſeyn ſchienen, denn ſie konnten keinen Schritt thun, ohne mit den ſich anſchmiegenden Ringen in Verlegenheit zu kommen. Der Nacken und Buſen der Frauen war gleichfalls mit Korallen und Glasperlenſchnüren geziert, dagegen beſtand die ganze Kleidung aus einem Stück buntem Kattun, das die Hüften umgab und ſich bis zum halben Beine hinab erſtreckte. Die Männer ſind ein wild ausſehendes Volk, außerordentlich ſtark und athletiſch und zugleich wohlgebaut. Ihre einzige Kleidung iſt die Haut von einem Leoparden oder Tiger, um die Hüften geſchlungen. Das Haar iſt geflochten und in Menge mit rother Erde beſtrichen, das Geſicht überall voller Einſchnitte. Sie gehen ſo tief ins Fleiſch, daß ſie tiefe Furchen machen; jeder Schnitt iſt wohl einen Zoll lang und mit Indigo gefärbt. Es iſt kaum möglich, in ihrem Geſichte einen Zug zu unterſcheiden, und nie habe ich ſo entſtellte Wilde geſehen. Dagegen haben die Frauen vom Ebuvolke ſehr hübſche Bildung und wir konnten nicht ohne Schmerz daran denken, daß ſolche barbariſch ausſehende Kerle, wie dieſe Männer, das Glück hatten, ſo eine hübſche Art von Weibern zu beſitzen.“ Vielleicht hat hier die Dankbarkeit etwas geſchmeichelt, denn die Weiber waren es, welche die geplünderten und von allem entblößten Reiſenden mit Lebensmitteln verſahen und ſich ihrer auch bei den Berathſchlagungen über ihr ferneres Schickſal thätig annahmen. Da der König des Landes gerade abweſend war, erwartete man ſeine Rückkehr. Obie, der gefürchtete König des Ebulandes, ſah alſo aus.

Digitized by Google

„Wegen der übergroßen Verſchwendung von Korallen, womit er geſchmückt war, hätte man ihn den Korallenkönig nennen können, denn wenigſtens uns fiel der Gedanke immer ein, wenn wir ihn auf ſeinem Throne von Erde ſitzen ſahen. Sein Haupt war mit einer Mütze in Geſtalt eines Zuckerhutes geziert und dieſelbe dick mit Schnüren von Korallen und zerbrochenem Spiegelglaſe geputzt, ſo daß ſie gar nicht den Stoff der Mütze erkennen ließen. Der Nacken oder beſſer Hals wurde von eben ſolchen Perlen umgeben, die ſo dicht herumgingen, daß ſie ihm faſt einigermaßen das Athemholen erſchwerten und Hals und Backen ein aufgeſchwollenes Anſehen hatten. Vier oder fünf andere daran hängende Schnüre hingen um den Hals herum faſt bis zum Knie herab. Er trug einen kurzen ſpaniſchen Rock von rothem Tuche, aber feſt anſchließend, da er zu eng war. Goldne Epaulettes prangten darauf und vorn herunter gingen goldne Treſſen, die aber, wie die Mütze, wenn man nicht recht genau nachſah, wegen der erſtaunlichen Menge daran befeſtigter Korallenſchnüre nicht zu erkennen waren. Jeden Knöchel der Hand ſchmückten dreizehn oder vierzehn Armbänder, denn wir waren neugierig genug, ſie zu zählen, und um ihren vollen Glanz zu ſichern, waren ein paar Zoll vom Rockärmel abſichtlich weggeſchnitten. Die Schnüre waren am Knöchel mit einem alten kupfernen Knopf zuſammengefügt, was nun zu ihnen wunderlich genug abſtach. Des Königs Beinkleider, mit dem Rocke von gleichem Stoffe, ſaßen ſo feſt, wie dieſer, auf dem Leibe, reichten aber nur bis zur Mitte des Beines, deſſen unterer Theil wie die Handknöchel und gerade mit eben ſo viel Reihen geputzt war, ungerechnet eine Schnur kleiner Meſſingſchellen, welche oberhalb der Knöchel ſaß. Die Füße waren nackt. So prächtig gekleidet lächelte Obie ſelbſt über ſeine Herrlichkeit und freute ſich der Bewunderung, die ihm alle ſeine Diener zollten, während ihm vermuthlich die Anweſenheit der weißen Männer ſchmeichelhaft war, denn er bildete ſich doch ein, daß ſie von Staunen über ſeine glänzende Erſcheinung ergriffen wären, und ſchüttelte darum ſeine Füße, die Glöckchen tönen zu laſſen, worauf er ſich mit dem größten Wohlgefallen an ſich ſelbſt niederſetzte und rund herumblickte.“ Sein Urtheil fiel übrigens dahin aus, daß die beiden Brüder Lander gefangen bleiben ſollten, bis ſie engliſcherſeits durch Waaren ausgelöst würden, welche dem Werthe von 20 Sklaven gleich kämen. Sie mußten nun eine Weile unter dem wilden Volk aushalten, deſſen barbariſche Feſtgelage, wobei Mord und Todſchlag und thieriſches Brüllen an der Tagesordnung waren, ſie in immerwährender Unruhe erhielten. Doch geſchah ihnen nichts zu Leide, vielmehr erhielten ſie täglich Beſuche von mitleidigen Damen, die ſie mit allem Nöthigen verſahen. Zum Glück befand ſich etwas weiter ſtromabwärts gerade ein engliſcher Kauffahrer auf dem Niger. Zu dieſem wurde Richard Lander abgeſandt, um das Löſegeld herbeizuſchaffen, während ſein Bruder als Geißel zurückblieb. Allein Kapitän Lake empfing den erſtern mit einem Hagel von ſeemänniſchen Flüchen und ſchwur ihm, daß er keinen Heller für ihn ausgeben werde. Nun war guter Rath theuer. Doch die Neger ſelbſt halfen den beiden Brüdern, und ſuchten Lake zur Nachgiebigkeit zu bewegen, weil es ihnen um den Gewinn zu thun war. Nachdem ſie ſich eines Schiffslieutenants, der zufällig am Ufer war, als einer neuen Geißel verſichert hatten, ließen ſie beide Brüder Lander nebſt einem Verwandten des Königs zu Lake gehn, um mit ihm zu unterhandeln, dieſer aber machte kurzen Prozeß und drohte den Negern, mit ein paar tauſend Kriegsſchiffen zu kommen und ihnen Allen das Garaus zu machen, wenn ſie ihm nicht gleich ſeinen Lieutenant wiederſchafften. Sie gehorchten und nun blieben auch die Brüder Lander mit dem Wenigen, was ihnen von ihren Habſeligkeiten zurückgegeben worden war, auf dem Schiff und fuhren den Niger hinab ins Meer. Nach ihrer Rückkehr wurde jedoch ſogleich von der engliſchen Regierung Befehl ertheilt, die Forderungen des Königs von Ebu zu befriedigen und das durch Lakes Brutalität geſtörte Freundſchaftsverhältniß herzuſtellen.

6) Abrégé de Géographie par A. Balbi. Paris 1832.

Balbi iſt einer der wohlklingenden Namen in der neueſten franzöſiſchen Wiſſenſchafts-Literatur und unſer alter Goethe beſchäftigte ſich vor einigen Jahren gern mit ſeinem komparativen ſtatiſtiſchen Gemälde, das um ſo erfreulicher auffiel, da in Frankreich in dieſem Zweig noch ſo wenig Ausgezeichnetes geleiſtet worden iſt. Ja, vor der Revolution war ſogar in Frankreich kein einziges leidliches Lehr- oder Handbuch der Geographie, denn ſelbſt Mentelle's Buch iſt unter der Mittelmäßigkeit. Zu ihm geſellte ſich ſpäter der Däne Malte-Brun und ward Mentelle's Mitarbeiter. Er hatte zum Theil, was jenem ganz abging, die Kenntniß fremder Sprachen, beſonders der deutſchen und engliſchen, ohne die es unmöglich iſt, ein gutes Werk über allgemeine Geographie zu ſchreiben. Aber Malte-Brun hatte in ſeiner Jugend Theologie ſtudirt und Verſe gemacht, was ihm immer nachhing und ihm große Luſt zu Paradoxen und ſpitzfindigen Streitigkeiten, ſo wie zu poetiſchen Täuſchungen gab. Der Précis von Malte-Brun, von deſſen neueſter Ausgabe wir voriges Jahr in dieſen Blättern geſprochen haben, zwar mit Geſchmack und mit viel Geiſt abgefaßt, konnte aber doch nicht für ein Handbuch der Geographie gelten. Der Verfaſſer gibt ſich darin immer das Anſehen, als habe er Kenntniſſe, die ihm ganz fremd ſind, eine in Frankreich ſehr gewöhnliche Charlatanerie; ſelten ſchöpfte er aus der Quelle ſelbſt. Ja, man kann ſogar behaupten

Digitized by Google

und beweiſen, daß er die meiſten engliſchen Reiſen und geographiſchen Schriften nur aus unvollkommenen Auszügen in engliſchen Zeitſchriften und Review's kannte, die eigentlichen Werke aber nie zu Geſicht bekommen hat. An der Spitze des erſten Theils ſeines Werkes ſteht eine Geſchichte der Geographie, die zu ihrer Zeit mit großem Beifall empfangen wurde und es Malte-Brun leicht machte, ſich einen bedeutenden Ruf zu gründen, denn eine ſolche Geſchichte der Geographie war damals in Frankreich noch etwas ganz Neues. Unterſucht man aber die Arbeit genau, ſo findet man, daß alles Gute darin aus den Werken Sprengels, Forſters, Beckmanns, Mannerts, Heerens, Suhms, Pinkertons und Anderer ausländiſchen Schriftſteller gewonnen war, die man zu jener Zeit noch gar nicht in Frankreich kannte, wie man ſie denn auch jezt nur ſehr wenig kennt; alles übrige der Arbeit beſteht in wunderlichen Konjekturen, denen alle Kritik abgeht. Der große Beifall, mit dem dieſer erſte Band ſeines *Précis* aufgenommen wurde, hat einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die folgenden Theile, ja auf Malte-Brun ſelbſt gehabt. Das *Journal de l'Empire*, deſſen hauptſächlicher Mitarbeiter er war, andere Freunde und Kameraden prieſen ihn über alles Maaß und es ging ihm, wie in neueſter Zeit Champollion, er glaubte nun ſelbſt das unverſtändige Loos und ſah vornehm herab auf Männer, die ſich mit genauen und gewiſſenhaften geographiſchen Unterſuchungen beſchäftigten.

Endlich erſchien — abermals kein Franzos — Adrian Balbi, der Verfaſſer obigen *Abrégé's*, der nicht Malte-Bruns lächerliche Prätenſion hat. Er nahm nicht nur die beſten allgemeinen und ſpeciellen Werke über ſeinen Gegenſtend zur Hand, ſondern zog auch bei ſeiner Arbeit die ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs, des Auslands und ſelbſt Amerikas zu Rath. So iſt das Buch bei weitem vollkommener, wiewohl auch Balbi manchmal nicht vorſichtig genug in Benützung mitgetheilter Materialien iſt. Das Buch zerfällt in zwei Theile, in die allgemeinen Grundſätze und in die Beſchreibung der Erde. Sehr zu billigen iſt's, daß Balbi die politiſche Eintheilung bei ſeiner Arbeit zum Grund gelegt und darin nicht neuere deutſche Geographen zum Muſter genommen hat, die faſt mit jeder Leipziger Büchermeſſe neue Eintheilungen in die Geographie bringen, die ſie ganz willkührlich machen und dadurch eine unſägliche Verwirrung in die Wiſſenſchaft bringen. Die phyſiſche Beſchreibung der Erde muß zwar den andern Theilen der Geographie zum Grund liegen, es iſt aber gegen alle Methode, bei der Beſchreibung der einzelnen Länder ihr die politiſche Geographie aufzuopfern und ſie ihr zu gefallen zu zerſtückeln. Ein geographiſcher Abriß, der vorzüglich für Franzoſen beſtimmt iſt, muß natürlich dieſes Land mit größerer Genauigkeit behandeln als alle andern. Indeſſen findet ſich doch überall das Nöthige. Dankenswerth iſt auch, daß Balbi ſich in der Beſchreibung des ottomaniſchen Reichs, Aegyptens, Perſiens, Griechenlands und Italiens bei Orten aufhält, die zwar heut zu Tage ganz unbedeutend ſind, bei denen aber merkwürdige Trümmer ſtehen, die an die Größe des Alterthums erinnern. Recht lobenswerth iſt auch die Genauigkeit mit der die fremden Eigennamen geſchrieben ſind. In der Regel legen die Geographen zu wenig Werth darauf. So ſchrieb man auf engliſch Mysoore anſtatt Maïssur, Bootan ſtatt Butan, Udo für Odh und Maerpoore ſtatt Mirpur.

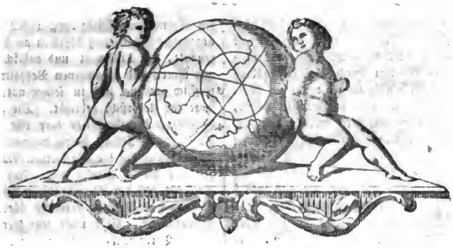
Die Sprache des Buchs iſt im Ganzen einfach und klar, nur manchmal ſchwülſtig, wenn der Verfaſſer von den Mittheilungen ſpricht, die ihm von andern Gelehrten, Sachverſtändigen und Staatsmännern für ſein Buch gemacht worden ſind. Da nimmt der italieniſche Schwulſt entſetzlich überhand in den Ausdrücken der Hochachtung, Verehrung, des Danks und der Anerkennung.

Kleine Irrthümer kommen in dem Werke ziemlich häufig vor, wie dies bei einer Arbeit dieſer Art nicht anders möglich iſt, große aber haben wir nur wenige bemerkt, z. B. betrachtet Balbi das Land Tſchildyra von Akhal-tſikhé wie eine ruſſiſche Provinz. Von dieſem türkiſchen Paſchalik iſt aber nur ein ganz geringer Theil durch den Frieden von Adrianopel 1829 an Rußland abgetreten worden. Die ruſſiſche Gränze geht eine Stunde nördlich von der Stadt Akhal-tſikhé und dieſe Stadt iſt den Türken geblieben. Größer noch iſt der Irrthum, wenn behauptet, und dieſe Behauptung gar dem verſtorbenen Abel-Rémuſat Schuld gegeben wird, es ſey nämlich die Buddhaiſche Religion und Kultus weſentlich verſchieden von der Lamaiſchen. Dies iſt ein großer Irrthum, auf den überdies unſer gelehrter Klaproth in Paris den Verfaſſer aufmerkſam gemacht hatte. Ein Irrthum iſt auch Balbis große Anhänglichkeit für ſtatiſtiſche Angaben in Ländern, wo dieſe noch gar nicht vorhanden und auch bei dem Zuſtand ihrer Verwaltung gar nicht möglich ſind. Es iſt ſogar lächerlich, ſtatiſtiſche Angaben von Bevölkerung, Induſtrie und dergl. in Tibet, Perſien anzuführen und dem Leſer zuzumuthen, er ſolle deren glauben! Ein anderer Uebelſtand geht aus der Beſchreibung des Theils von Aſien und der übrigen Welttheile hervor, wo die Europäer Kolonien oder Komptoirs haben. In Gemäßheit dieſer ſtatiſtiſchen Methode hat Balbi ein engliſches, franzöſiſches, niederländiſches, ruſſiſches u. ſ. w. Amerika, Aſien, Afrika und Auſtralien gemacht. Dadurch kommen Länder und Orte dicht neben einander, die vernünftiger Geographie zu Folge nicht zuſammen ſtehen ſollten, z. B. Island und Grönland, die Länder ewigen Eiſes neben der Inſel Sainte-Croix, wo Zucker und Kaffee gebaut wird. Mr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 91. — 6. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortſetzung.)

7) **Mathematiſche Geographie oder Darſtellung unſerer Erde nach ihrem Stande und Verhältniſſe zu den übrigen Himmelskörpern, ſo wie nach ihrer Größe, Eintheilung ꝛc. von Dr. Karl Schmidt. Leipzig, Baumgärtner, 1832.**

Illuminirte Tafeln mit Text. Die erſte Tafel ſtellt das Sonnenſyſtem mit den Planetbahnen dar; die zweite iſt faſt ganz mit einem großen gelben und leeren Kreis ausgefüllt, mit danebenſtehenden kleinen Kreiſen, wodurch das Größenverhältniß der Planeten zur Sonne anſchaulich gemacht wird; die dritte enthält viele bunte Kreiſe, von denen die einen den Flächeninhalt des Waſſers, die andern den des Kontinents auf der Erde, und die folgenden den Flächeninhalt jedes einzelnen Erdtheils und des Mondes vergleichungsweiſe und nach Verhältniß darſtellt; die Kreiſe auf der vierten Tafel zeigen die Zonen und ihr Verhältniß zu den Erdtheilen an; von den auf der fünften Tafel in einander liegenden Kreiſen deutet der äußere den Flächenraum, der innere die Bevölkerung an, alſo daß der kleinſte Kreis im größten die geringſte Bevölkerung, der größte im kleinſten die höchſte anzeigt, und zwar wieder nach Erdtheilen; endlich zeigt die ſechste und lezte Tafel das Nämliche in Bezug auf die Bevölkerung der Hauptſtaaten Europas an.

Der Verfaſſer hätte den Verſuch noch weiter fortſetzen und ganz ſyſtematiſch durchführen ſollen in Bezug auf die Naturreiche, auf Gebirge, Vegetation, Sandwüſten, Nationen, Religionen ꝛc.

8) **Die Erde und ihre Bewohner. Ein Lehr- und Leſebuch für Schule und Haus, bearbeitet von K. F. Vollrath Hoffmann. Zweite, durchgeſehene Auflage. Mit 4 Erläuterungstafeln. Stuttgart, Hoffmann, 1833.**

9) **Allgemeine Erdbeſchreibung für Schulen, von Demſelben. Daſelbſt, 1833.**

10) **Atlas für Schulen und zum Selbſtunterricht, von Demſelben. Daſelbſt, 1833.**

Der Verfaſſer, früherer Herausgeber der Hertha, iſt ein guter Geograph und weiß auch gemeinverſtändlich, kurz und klar zu ſchreiben, was bei ſolchen Schul- und Hausbüchern weſentlich iſt. Zur Unterſcheidung von andern geographiſchen Handbüchern zeichnen ſich die ſeinigen oder das ſeinige (denn der Leitfaden iſt nur ein gedrängter Auszug aus dem erſtgenannten Hauptwerk) vorzüglich durch die einfachen und augenfälligen Definitionen der aſtronomiſchen, mathematiſchen und geographiſchen

Digitized by Google

Begriffe aus, ſo wie durch tabellariſch klare Ueberſichten aller Zahlenverhältniſſe, ſie mögen die aſtronomiſchen und atmosphäriſchen Wechſel, oder die Bevölkerungen betreffen. Auf dieſe Weiſe kommen durch dieſes Handbuch eine Menge mathematiſcher Anſchauungen unter das Volk, ohne daß deſſen Kapacität zu viel zugemuthet würde, und Humboldts große Kombinationen werden populär, ohne daß man gerade ein Mathematiker vom Fach zu ſeyn braucht, um ſie zu begreifen. Gewiß iſt die Anſchauung der Zahlen, in welchen die Naturökonomie ſich bewegt und gleichſam Buch führt, für die Erkenntniß des Erdganzen und der Erdtheile wichtiger, als das endloſe Detail von Städtenamen, Quadratmeilen jeder kleinen Grafſchaft, Manufakturen, Poſtſtationen, und womit ſonſt die Geographen ſeit Büſching die liebe Jugend quälen. Hoffmann hat dieſes Detail geſchickt vermieden und doch eine ſehr reichhaltige Schilderung der Länder, namentlich unſres Vaterlandes, gegeben. Nur zuweilen hat er ſich durch den an ſich löblichen Eifer, recht klar zu ſeyn, zu einigen überflüſſigen Definitionen verleiten laſſen, z. B. Seite 113, wo er mit faſt ſcholaſtiſcher Schärfe unter den Dörfern die einſeitigen, d. h. die nur auf einer Seite Häuſer haben, einwegigen, die Scheidedörfer (mit Scheidewegen), die Kreuzdörfer (mit Kreuzwegen), Ringdörfer (mit einem freien Platze), die Gebirgsdörfer, Kirchdörfer ꝛc. unterſcheidet. Daß ein Gebirgsdorf im Gebirge liegt, verſteht ſich wohl von ſelbſt, ſo wie überhaupt ſchon jedes Kind dieſe Definitionen machen kann, ſie alſo nicht erſt im Buche zu leſen braucht. Allein dieſe Sucht, klar zu definiren, hat auf der andern Seite ſo viel Schätzenswerthes, daß wir ſie dankbar anerkennen müſſen. Auch die äußere Anordnung des Stoffs, die Ueberſicht über die Naturreiche und Menſchenracen, das Hervorheben Europas und namentlich Deutſchlands und das Zurückſtellen der fremden Welttheile iſt ſehr glücklich auf den Leſerkreis berechnet, für den dieſes Handbuch gehört.

11) Karl von Raumers Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfern. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Ein ſehr gutes Handbuch, worin der allgemeine Theil der Geographie mit großer Umſicht und Klarheit gelehrt wird. Der Verfaſſer beginnt mit der Aſtronomie, und mit den kalendariſchen Verhältniſſen, Eintheilung der Zeiten und regelmäßigen Veränderungen auf der Erde durch allgemeine kosmiſche Einflüſſe; dann geht er zur Beſchreibung der Erdoberfläche über und behandelt zuerſt die Meere, dann die Kontinente, nach ihren Gebirgszügen, Flüſſen, Ebenen, Wüſten, Seen ꝛc., dann die Wirkungen der Atmosphäre auf die Erdoberfläche, Winde, Wetter, außerordentliche Naturerſcheinungen. Nach dieſen allgemeinen Schilderungen des Terrains kommt die organiſche Ausfüllung deſſelben an die Reihe, die Pflanzenwelt, die Thierwelt und endlich der Menſch mit ſeinen Racen und allgemeinen Verhältniſſen. Das alles iſt trefflich geordnet und in ſeiner natürlichen Auseinanderfolge zur Ueberſicht gebracht. Die ganze Erde wird als Grundlage der Geſchichte hier klar gemacht, jedoch ohne die Geſchichte ſelbſt, deren beſondern Verlauf und deren Rückwirkung auf die allgemeinen Naturanlagen nicht Gegenſtand dieſes Werkes iſt. Nur am Schluß geht der Verfaſſer von den Menſchenracen zu den Sprachen, Religionen und Staaten derſelben über, und nur in kurzen Andeutungen. Aber nicht nur hier, ſondern auch ſchon bei der Betrachtung der Natur beurkundet er eine fromme Geſinnung, wie wir ſie ſelten gerade bei den Naturforſchern finden, denen ſo viel vom Irdiſchen vor die Augen kommt, daß ſie gewöhnlich entweder Materialiſten werden und an der idealen Welt zweifeln, oder wenigſtens mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit das Schlechte ſammt dem Guten klaſſificiren. Herr von Raumer legt im Gegentheil einen ſtrengen chriſtlichen und moraliſchen Maaßſtab an die Gegenſtände ſeiner Betrachtung, ſofern ſie irgend daran gemeſſen werden können. Daher drückt er ſein tiefes Bedauern aus, daß die Herrlichkeit des Herrn noch über ſo vielen Heidenvölkern nicht aufgegangen iſt, und er zürnt allen alten Religionen, daß ſie nicht chriſtlich ſind. In bittern Worten wirft er den Brahminen ihren Stolz, den Muhamedanern ihre Wolluſt vor. Wie ſehr wir nun auch eine ſo edle Aufwallung des Gemüths achten, ſo hätte der Verfaſſer doch wohl auch darin eine verborgene weiſe Abſicht der Vorſehung erkennen dürfen, daß ſie die Menſchen ſo verſchieden ſchuf, daß ſie das Licht der Aufklärung erſt allmählig aufdämmern ließ, daß ſie Jahrtauſende lang ganze Völker in dem nicht ſtrafbaren, ſondern kindlichen und unſchuldigen Irrthum ließ, etwas für heilig, für Tugend, für Ehre und Recht zu halten, was es nicht war. Wenn es die Vorſehung nicht ſo gewollt hätte, ſo würde Adam ſchon Chriſtus geweſen ſeyn, da ſie es aber ſo gewollt hat, würde man die Vorſehung ſehr unberufen tadeln, wenn man es anders haben wollte. Das wiſſentlich Schlechte iſt freilich überall zu verdammen, aber nicht der Irrthum, nicht der edle Irrthum. Wie mag Herr von Raumer in Bauſch und Bogen die Brahminen verwerfen, in einem Zeitpunkt, da wir ſo viel Erhabenes, Inniges, in jeder Hinſicht Herrliches von ihnen kennen lernen. Wie mag er in Bauſch und Bogen den Muhamedanismus „heillos" nennen, wenn er je Dſchellaleddins gottſelige Schriften geleſen hat? Wir wollen damit keine allgemeine Toleranz gegen Heiden und Türken und ihre längſt erkannten Irrthümer predigen; wir wünſchen nicht nur, ſondern wir ſind überzeugt, daß das Chriſtenthum zuletzt über der ganzen Erde

Digitized by Google

ausgebreitet werden wird; aber im Rückblick auf die altergraue Geſchichte, in der man das Chriſtenthum noch nicht kannte, oder es nur verſtümmelt kennen lernte, dürfen wir doch und müſſen wir tolerant ſeyn, und eine hiſtoriſch und naturwiſſenſchaftlich gründliche Würdigung des älteſten Entwicklungsgangs der menſchlichen Denk- und Handlungsweiſe, der Völkereigenthümlichkeit und des in der Weltgeſchichte fortgeſezten Natureinfluſſes iſt mehr werth, als der Vorwurf, daß es nicht überall ſchon vor vielen tauſend Jahren geweſen, wie heute bei uns.

12) Der Menſch in allen Zonen der Erde. Von H. Hoffbauer. Leipzig, Engelmann, 1832.

Herr Hoffbauer iſt gerechter gegen das völkerbildende Naturprincip. Er nimmt an, die Natur habe mit dieſer Mannichfaltigkeit der Völkerſtufen, die der Verſchiedenheit der Erdoberfläche entſpricht, Zwecke erreicht, die durch eine allgemeine Gleichheit und Vollkommenheit der Menſchen nicht erreicht worden wären, und die in jedem Fall in ihrer Abſicht lagen, weil es ſonſt eben anders wäre. Denn Hegels Satz: das „Wirkliche iſt vernünftig," iſt wenigſtens in Bezug auf die Dinge wahr, die nicht geändert werden können, während er falſch iſt in Bezug auf alles, was zu ändern iſt. Wenn ein deutſcher Philiſter ein faules, tuckmäuſeriges Leben führt, ſo iſt er zu tadeln, der Peſcheräh aber, der daſſelbe in ſeiner amerikaniſchen Wildheit und Einſamkeit thut, iſt es nicht. Wenn ein brittiſcher Seelenverkäufer die Neger plagt, ſo iſt er ein Schurke, aber wenn es der Negerfürſt in Afrika thut, ſo iſt er blos ein Barbar, der nichts Beſſeres weiß. Es kommt, wenn man richtet, auf die Zurechnungsfähigkeit an.

Uebrigens hätte der Verfaſſer wohl die Völker nicht blos beſchreiben, ſondern ſie auch in eine genealogiſche Verbindung bringen ſollen. Aber da erfahren wir nichts von der Descendenz der ſemitiſchen Stämme, der indiſch-perſiſch-germaniſchen ꝛc. Bei den Menſchenracen kommt es nicht blos auf die Zonen und das Klima, ſondern auch auf die urſprüngliche Abſtammung an.

Die berühmte Streitfrage, wie die Racen entſtanden ſind, ſcheint mir nicht gelöst werden zu können, wenn man nur äußern klimatiſchen Einwirkungen die Verſchiedenheit zuſchreibt. Seit einem Jahrtauſend leben Araber unter den Negern und ſind doch nicht Neger geworden. Eben ſo wenig ſind die Spanier in Merike Indianer geworden und eben ſo wenig werden die Engländer auf Neuholland Papuas werden. Man muß wohl von der Annahme einer einzigen und allgemeinen Produktionskraft in der Menſchheit ausgehn. Dieſe Kraft hat verſchiedene Perioden ihrer Wirkungen gehabt. In der erſten Periode ſcheint die materielle Seite bei der Fortpflanzung vorgeherrſcht zu haben, daher nicht nur das Uebergewicht der Sinnlichkeit im ganzen Alterthum, ſondern auch im Sinnlichen die ſcharfen und feinen Varietäten, bei ſchwacher oder wenigſtens gleichartiger Geiſteskraft. In dieſer Periode ſcheinen ſich die Racen aus der vagina gentium herausgebildet zu haben. Später ſcheint in jener allgemeinen Produktionskraft der Menſchheit die bisher innerlich verborgne geiſtige Seite mehr hervorgetreten zu ſeyn, und in der nicht mehr veränderten Körperbildung eine deſto größere Lebendigkeit und Verſchiedenheit der Geiſter ſich ausgebildet zu haben. In jener erſten Periode wurden Racen, Völker, Gattungen, in dieſer zweiten wurden erſt Perſönlichkeiten, individuelle Charaktere gebildet; analog der Natur, die zuerſt nur unorganiſche Maſſen, und erſt nachher organiſche Individuen bildete, und die doch dieſelbe Eine Naturkraft iſt, ſo gewiß als auch im ganzen Generationsprozeß der Menſchheit nur Eine ungetheilte, aber ihre innere Mannichfaltigkeit in Gegenſätzen und einer regelmäßigen Folge entfaltende Kraft iſt. Dieſe intenſive Produktionskraft ſcheint mir einfacher und natürlicher die menſchlichen Varietäten zu erklären, als eine von außen her kommende Einwirkung, obgleich auch dieſe keineswegs geläugnet, ſondern ihr nur die zweite Stelle angewieſen werden ſoll.

13) Vergleichende Darſtellung der alten, mittlern und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die oberſten Gymnaſialklaſſen. Von Dr. W. F. Volger. Hannover, Hahn, 1832.

Dieſes nach einem vortrefflichen Plan angelegte Werk iſt nur zu kurz und gedrängt. Es gibt Verzeichniſſe der ältern, mittlern und neuern geographiſchen Namen jedes Landes, nach Gebirgen, Flüſſen, Städten, aber wenn ſich der Verfaſſer nur noch einmal ſo viel Raum erlaubt hätte, würde er nicht eine ſo große Menge intereſſanter, ja unentbehrlicher Notizen haben weglaſſen müſſen. Vergleichen wir z. B. den Artikel: „die Schweiz." Warum iſt bei Zürich nur Geßner erwähnt und nicht auch Zwingli? warum die Schlachten bei Näfels, Sempach ꝛc. und nicht auch die von St. Jakob? warum bei Schaffhauſen Johannes von Müller und nicht auch bei Glaris Tſchudi? warum fehlt Kloſter Einſiedeln? warum iſt bei Genf weder Calvin noch Rouſſeau genannt? Auch hätten wir erfahren müſſen, welche unter den altrömiſchen Schweizerſtädten die größte geweſen? welche Klöſter und Burgen in der alemanniſchen Zeit zuerſt emporkommen? und wie viel mehr hiſtoriſche Erinnerungen ſich an die einzelnen Ortsnamen knüpfen. Das alles hätte ſich bei etwas mehr Raum ſagen laſſen.

Digitized by Google

Ein Werk wie dieſes, nur weiter ausgeführt und die Mitte haltend zwiſchen dem hiſtoriſchen Atlas von Le Sage und Ritters Erdkunde, müßte für Schulen von großem Nutzen ſeyn und ſich großen Beifalls erfreuen.

14) Tagebuch meiner Reiſe nach Rio de Janeiro. In den Jahren 1819 und 1820. Von F. L. v. Rango. In Briefen. Mit drei Kupfertafeln. Zweite Auflage. Ronneburg, Weber, 1832.

„Traurige Folgen entſpringen für unſer deutſches Vaterland aus der verführeriſchen Beſchreibung, die man, von einem Lande, noch jezt entwirft, welches auf der niedrigſten Stufe der Kultur ſteht, und in welchem die Menſchheit mit Füßen getreten wird. Was in der Welt aber geht den Menſchen mehr an, als die Menſchheit? was kann ihn mehr reizen, als dieſe, in ihrer Vollendung? Braſilien ein Paradies!!! Fürchterliche Anſicht eines Paradieſes hier auf Erden. Unſchuld und Freiheit! ihr erſten Eigenſchaften der paradieſiſchen Natur, Euch ſucht man vergebens in jenem hochgeprieſenen Lande! — Von all' den Fremdlingen, die ich, während meiner Anweſenheit in Braſilien, geſprochen habe, ſind wenige, die nicht meine Anſichten theilen, wenige, die nicht mit Sehnſucht dem Augenblicke ihrer Befreiung entgegenſehen, um am heimiſchen Altare, mit gebeugten Knien, ihren Irrthum zu bereuen, — wenige, die gefunden was ſie ſuchten, vielleicht diejenigen ausgenommen, die dahingegangen ſind, um Schmetterlinge, Würmer u. ſ. w. zu fangen, denn Würmer — gibt es dort im Ueberfluſſe.“

Allerdings haben faſt alle Reiſende, die nicht Naturforſcher waren, ungefähr die nämlichen Klagen über Braſilien geführt, z. B. Lindhorſt, Weech ꝛc. Der Verfaſſer beſchäftigt ſich in ſeinen Briefen viel mit ſeinen Herzensangelegenheiten, Träumen von ſeiner Geliebten, Gefühlen und Stimmungen, und nebenbei mit der Schilderung der Schiffseinrichtungen, denen ein kleines intereſſantes Lexikon der Schiffsausdrücke beigefügt iſt. Unter den Bemerkungen über das ſchon ſo oft beſchriebene Braſilien ſtieß uns folgende als neu auf. „Die täglichen ſchweren Gewitter machen einen eignen Eindruck auf mich, und wie ich bemerkt habe, auch ſelbſt auf die Eingebornen. Die Wirkung, die das Gewitter auf Kinder von 2 — 3 Jahren hat, iſt höchſt merkwürdig. Ich kenne einige Kinder von dieſem Alter, welche bei Annäherung des Gewitters in einen förmlichen Todesſchlaf verſinken, und auch nicht eher wieder erwachen, bis daſſelbe ganz vorüber iſt. Dieſelbe Wirkung ſoll es auf meine eigne Schweſter noch vor zwei Jahren hervorgebracht haben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Schriften.

Scheidemünze, oder neue deutſche Sprichwörter, bibliſchen, naturgeſchichtlichen, fabellehrigen und vermiſchten Inhalts. Von Wander. Zweite und lezte Gabe. Neiße und Leipzig, Hennings, 1832.

Eine gute Sammlung ſchöner Sprichwörter, zunächſt eine Menge aus der Bibel, dann ſolche, darin aus dem Naturreich Lehren für die Menſchen entlehnt ſind, z. B.

Der Affe betet die Sonne nicht an, wenn er ſich auch an ihr wärmt.
Je mehr die Vampire ſaugen, deſto angenehmer ſie fächeln.
Beſſer ein guter Sprung, als ein ſchlechter Flug.
Ein Hamſter beſtiehlt den andern.
Wo Haſen kriegen, gewinnt ein Strohmann die Schlacht.
Wenn der Mops mit der Dogge aus einer Schüſſel frißt, ſo überfüllt er den Magen nicht.
Eine erhungerte Katze fängt keine Maus.
Von Mäuſen wird keine Katze fett.
Dem Eſel ſchreibt man die Weisheit auf den Rücken.
Den Hafer, den die Laſtpferde verdienen, freſſen die Staatspferde.
Ein hungrig Schaaf trägt wenig Wolle.
Eine Ziege zu hüten, macht mehr Mühe, als zehn Kühe.
Wenn Gott dem Hirſch das Geweih nimmt, ſo gibt er ihm ein größeres.
Die Größe des Kopfs thut's nicht, ſonſt hätte der Wallfiſch den meiſten Verſtand.
Es muß ſehr kalt ſeyn, eh' ein Vogel in den Käfig zurück fliegt.
Eine Eule, die am Tage ausfliegt, wird überall berupft.
Was nüzt der Eule eine Brille!
Eine Elſter ſpricht, auch wenn Niemand zuhört.
Es iſt ein ſchlechter Hahn, der ſich von den Hühnern beißen läßt.
Nicht unter jedem Häubchen ſteckt ein Täubchen.
Eine Taube, die zum Lachen geboren iſt, weint nicht, wenn ihr auch ein Junges ſtirbt.
Ein Schwan bleibt ein Schwan, wenn er auch mit Gänſen geht.
Das iſt ein unglücklicher Fiſch, dem das Waſſer nicht ſchmeckt.
Ueberreife Früchte fallen ſelbſt ab.
Ein Gärtner, der die Bäume liebt, läßt die Scheere nicht verroſten.

Dann folgen mythologiſche Sprichwörter, z. B. zu einem Herkules gehört mehr als eine Keule. Endlich vermiſchte Sprichwörter von allerlei Art. Wir erinnern bei dieſer Gelegenheit an die ältere vortreffliche Sprichwörterſammlung von Sailer, die „Weisheit auf der Gaſſe.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Columbus.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 92. — 9. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortſetzung.)

15) Chriſtoph Columbus Leben und Reiſen. Von Washington Irving. Auszug von dem Verfaſſer. Aus dem Engliſchen überſezt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

Es gibt Fälle, wo der Geſchichtſchreiber zugleich Dichter ſeyn muß, um den Zauber des Wunderbaren aufzufaſſen, der in gewiſſen Begebenheiten oder Charakteren liegt. Die Entdeckung von Amerika hätte längſt die Darſtellung verdient, die ſie erſt jezt durch Washington Irving gefunden hat, nämlich eine zwar der Geſchichte treue, doch in poetiſchem Geiſt koncipirte Darſtellung. Mit Meiſterhand beſchreibt er des Columbus Reiſe ſo, daß wir in dieſelbe Spannung geſezt werden, wie ſeine Schiffsmannſchaft, daß wir alle Gefühle des Zweifels und der Hoffnung und endlich nicht minder die der Ueberraſchung, des wonnevollen und träumeriſchen Schauens über die neuentdeckte Welt mit ihnen theilen.

„Columbus Lage wurde mit jedem Tage mißlicher. Die Ungeduld der Matroſen erhob ſich zu völligem Aufruhr. Sie ſammelten ſich in den entfernten Theilen der Schiffe, Anfangs in kleinen Haufen von zwei und drei Matroſen, welche jedoch, nach und nach zunehmend, furchtbar wurden, und in Murren und Drohungen gegen den Admiral ausbrachen. Sie eiferten gegen ihn als einen ehrgeizigen Tollkopf, der in einer verrückten Grille ſich vorgenommen, etwas Unſinniges zu thun, um ſich bemerkbar zu machen. Welche Verbindlichkeit zwang ſie auszuharren, oder wann ſollten die Bedingungen ihres Vertrags als erfüllt betrachtet werden? Waren ſie doch ſchon in Meere gedrungen, die noch kein Segel je durchſchnitten, und wohin vor ihnen kein Menſch ſich gewagt hatte. Sollten ſie weiter ſchiffen, bis ſie umkämen, oder bis jede Rückkehr mit ihren zerbrechlichen Fahrzeugen zur Unmöglichkeit wurde? Wer konnte ſie tadeln, wenn ſie an ihre Sicherheit, ihre Rückkehr dachten? Der Admiral war ein Fremder, ohne Freund, ohne Einfluß. Sein Vorhaben hatten die Gelehrten als albern und phantaſtiſch verworfen, und Männer jeden Ranges gemißbilligt. Er hatte daher Niemand auf ſeiner Seite, wohl aber Viele, die ſich ſeines fehlgeſchlagenen Plans freuen würden. Dies waren einige der Gründe, welche dieſe Menſchen zur offnen Empörung brachten. Mehrere ſchlugen ſelbſt als wirkſamſtes Mittel, alle Nachklagen des Admirals verſtummen zu machen, vor, ihn in die See zu werfen, und anzugeben, er ſey über Bord gefallen, indem er die Sterne und Himmelszeichen mit ſeinen aſtronomiſchen Inſtrumenten betrachtet habe.

Digitized by Google

Am 25. September beſtieg Martin Alonzo Pinzon den Hintertheil ſeines Schiffes, und rief: „Land! Land! Señor, ich fordre die Belohnung!“ Und in der That war ſüdweſtlich ein ſolcher Anſchein von Land, daß Columbus auf die Kniee ſank, dem Himmel laut dankte, und die Mannſchaft das Gloria in excelsis anſtimmte. Die Schiffe veränderten ihren Gang und ſteuerten die ganze Nacht hindurch ſüdweſtlich; allein das Tageslicht endete, gleich einem Traume, ihre Hoffnungen: das eingebildete Land war eine Abendwolke geweſen, welche die Nacht aufgelöſt hatte. Während mehrerer Tage wechſelten ſie zwiſchen Hoffen und Murren, bis die verſchiedenen Anzeichen von Land ſo vielfältig wurden, daß die Matroſen von dem Zuſtande tiefſter Niedergeſchlagenheit zur höchſten Freude übergingen.

Am 7. Oktober hatten ſie ſiebenhundert fünfzig Meilen zurückgelegt. Je weiter er kam, deſto häufiger wurden die Zeichen von Land; ſingend flogen die Vögel um die Schiffe, und Kräuter ſchwammen vorüber, ſo friſch und grün, als hätten ſie jüngſt am Ufer geblüht. Als jedoch am Abende des dritten Tages die Matroſen die Sonne an einem uferloſen Horizonte untergehen ſahen, brachen ſie wieder in lautes Klagegeſchrei aus, und drangen darauf die Reiſe aufzugeben. Kolumbus ſuchte ſie Anfangs durch gütige Worte und großmüthige Verſprechen zu beſänftigen; da er aber gewahrte, daß ihre Heftigkeit dadurch nur vermehrt wurde, nahm er einen andern Ton an, und erklärte ihnen, daß alles Murren umſonſt ſey; daß die Expedition einmal von den Monarchen ausgeſandt worden, um Indien zu ſuchen, und komme was da wolle, er vordringen werde, bis durch Gottes Segen er das Unternehmen zur Ausführung gebracht. Er ſtand nun in offner Fehde mit der Mannſchaft, und ſeine Lage wäre rettungslos geweſen, wenn nicht zum Glück am folgenden Tage die Merkmale von Land ſich auf eine Weiſe kund gegeben hätten, die faſt keinen Zweifel mehr zuließen. Ein grüner Fiſch, der nur bei Felſen ſich aufzuhalten pflegt, ſchwamm um die Schiffe, und ein Dornenzweig voller Beeren trieb vorüber; auch fingen ſie ein Rohr, ein Brett, und vor allen einen künſtlich geſchnitzten Stab. Aller Mißmuth, alles Murren war nun am Ende, und den Tag hindurch ein jeder auf der Lauer nach dem langgeſuchten Lande. Als am Abende die Seeleute nach ihrer Gewohnheit das Salve Regina, die Veſperhymne an die heilige Jungfrau, geſungen hatten, redete ſie Columbus mit tief ergreifenden Worten an, und machte ſie auf die Güte Gottes aufmerkſam, der ſie durch ſanfte, günſtige Winde über ein ruhiges Meer zum verheißenen Lande geführt habe. Er drückte das feſte Vertrauen aus noch in dieſer Nacht Land zu finden, befahl, daß eine wachſame Hut auf dem Vorkaſtell aufgeſtellt bleibe, und verſprach demjenigen, der die Entdeckung mache, ein Wams von Sammet zu dem von den Monarchen verſprochenen Jahrgelde. Den ganzen Tag hindurch hatte ein friſcher Wind geweht, und das Meer größere Strömung als gewöhnlich gehabt; bei Sonnenuntergang wendeten ſie ſich wieder gegen Weſten, und durchſchnitten die Wogen im ſchnellen Lauf, die Pinta als beſte Seglerin voran. Die größte Freude herrſchte auf den Schiffen, und kein Auge ward die Nacht geſchloſſen. Als der Abend dämmerte, nahm Columbus ſeinen Platz auf der Spitze des Verdecks am Hintertheile ſeines Schiffes. So heiter und zuverſichtlich auch am Tage der Ausdruck ſeiner Züge geweſen, ſo waren es doch für ihn Stunden der ſchmerzlichſten Unruhe; und jezt, da die Schatten der Nacht ihn jedem Blick entzogen, hielt er die angeſtrengteſte, unabläſſigſte Wacht, und ſein Auge ſpähete umher am dunkeln Horizonte nach dem leiſeſten Zeichen von Land. Plötzlich, gegen 10 Uhr, glaubte er in einiger Entfernung ein Licht glänzen zu ſehen. In der Furcht, daß ſein ungeſtümes Hoffen ihn täuſchen könne, rief er Pedro Gutierrez, des Königs Kämmerling, und fragte ihn, ob er ein Licht in jener Richtung gewahre; worauf dieſer bejahend antwortete. Columbus, noch immer zweifelnd, ob es nicht Täuſchung der Phantaſie ſey, rief nun Rodrigo Sanchez aus Segovia, und machte ihm dieſelbe Frage. Während lezterer das Wachhaus erſtiegen hatte, war das Licht verſchwunden. Sie ſahen es nachher noch ein oder zweimal in plötzlichen vorübergehenden Strahlen, gleich einer Fackel in einem Fiſchernachen, der mit den Wellen ſich erhob und ſank; oder als würde es in den Händen eines Menſchen am Ufer hin und hergetragen, indem er vielleicht von Haus zu Haus ging. So vorübergehend und ungewiß jedoch war dieſes Licht, daß Wenige ihm Wichtigkeit beimaßen; nur Columbus ſah es als ein ſicheres Zeichen der Nähe des Landes, und zwar eines bewohnten Landes an. Sie ſezten ihren Weg bis zwei Uhr Morgens fort, als ein Flintenſchuß von der Pinte das freudige Signal von Land gab. Ein Matroſe, Rodriguez Bermejo, von Triana, einer Vorſtadt Sevilla's, doch aus Alcala de la Guadaira gebürtig, entdeckte es zuerſt. Man ſah es jezt deutlich, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen, worauf die Segel eingezogen, und angelegt wurde, ungeduldig die Morgenröthe erwartend. Wie heftig und bewegt müſſen Columbus Gedanken und Empfindungen in dieſem kurzen Zeitraume geweſen ſeyn! Troz jeder Schwierigkeit und Gefahr war endlich ſein Ziel erreicht, das große Geheimniß des Oceans enthüllt; ſeine Theorie, der Spott der Weiſen, ſtand ſiegreich feſtgeſtellt, und ſich ſelbſt hatte er einen Ruhm geſichert, der dauernd wie die Welt ſeyn mußte. Selbſt der Phantaſie wird es ſchwer, die Gefühle eines ſolchen Mannes im Augenblick einer ſo erhabenen Entdeckung

Digitized by Google

zu faſſen. Welche verwirrende Maſſe von Vermuthungen über das vor ihm liegende, in Finſterniß gehüllte Land muß ſeiner Seele ſich dargeſtellt haben! Daß es fruchtbar, bekundeten die von ſeinem Ufer ſchwimmenden Pflanzen. Auch glaubte er in der balſamiſchen Luft den Duft aromatiſcher Wälder zu ſpüren. Das geſehene, ſich bewegende Licht bezeugte, daß es der Wohnort von Menſchen ſey. Aber welcher Art waren ſeine Bewohner? Glichen ſie denen des andern Theiles der Erdkugel, oder waren ſie ein fremdartiges, ſcheußliches Geſchlecht, womit die Einbildungskraft in jenen Zeiten alle fernen unbekannten Regionen bevölkerte? Hatte er eine wüſte Inſel der indiſchen Meere erreicht; oder war dies die berühmte Cipango ſelbſt, das Ziel ſeiner goldenen Träume? Tauſend ähnliche Betrachtungen müſſen ſich ſeiner bemächtigt haben, während er die Nacht durchwachte, ungewiß ob das Morgenlicht eine öde Wüſtenei offenbaren, oder über gewürzige Waldungen und glänzende Tempel und goldene Städte, über alle die Pracht morgenländiſcher Civiliſation leuchten werde.

Als der Tag anbrach, ſah Columbus ein flaches, ſchönes Eiland vor ſich, das mehrere Meilen ſich ausdehnte, friſch und grün, und ſo reich mit Bäumen, gleich einem ununterbrochenen Baumgarten bedeckt war. Obgleich Alles in der wilden Ueppigkeit ungebändigter Natur erſchien, ſo war doch augenſcheinlich das Eiland mit Menſchen bevölkert; denn man ſah deſſen Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach dem Ufer laufen. Sie waren alle völlig nackt und zeigten durch Stellung und Gebärde ihre gränzenloſe Verwunderung bei dem Anblicke der Schiffe. Columbus gab das Zeichen die Anker zu werfen und die Boote loszulaſſen. Er beſtieg ſein eignes Boot, prächtig in Scharlach gekleidet, und die königliche Fahne tragend. Martin Alonzo Pinzon und Vincente Yanjez, ſein Bruder, ſtießen gleichfalls in ihren Booten ab, jeder das Banner der Expedition tragend, ein grünes Kreuz, und auf jeder Seite eine Krone über den Buchſtaben F. und J., die Namenszüge der kaſtilianiſchen Monarchen, Ferdinand und Iſabella. Als ſie ſich dem Ufer näherten, gewahrten ſie mit Entzücken die Schönheit und Größe der Wälder, die Mannichfaltigkeit der unbekannten Früchte an den das Ufer beſchattenden Bäumen, die Reinheit und Lieblichkeit der Luft, und die kryſtallähnliche Durchſichtigkeit des Meeres, das dieſe Eilande umſpülte. Als Columbus an das Land geſtiegen war, warf er ſich ſogleich auf die Kniee, küßte die Erde, und brachte mit Thränen der Freude Gott ſeinen Dank. Seine Begleiter, deren Herzen in der That von Gefühlen überwältigt waren, folgten ſeinem Beiſpiele. Columbus erhob ſich darauf, zog ſein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm von der Inſel, der er den Namen San Salvador gab, im Namen der kaſtiliſchen Monarchen Beſitz. Dann forderte er alle Anweſenden auf, ihm als Admiral und Vicekönig, und als Stellvertreter der Monarchen, den Eid der Treue zu leiſten.

Das Eiland, wo Columbus zum erſten Male ſeinen Fuß auf die neue Welt ſezte, iſt eine der Lucayos oder Bahama-Inſeln, von den Eingebornen Guanahani genannt, das noch gegenwärtig den von ihm gegebenen Namen San-Salvador führt, wiewohl die Engländer es Cat-Island, Katzen-Inſel, nennen. Das am Abend vor ſeiner Landung geſehene Licht mag auf der Watlings Inſel, einige Meilen öſtlich, geweſen ſeyn."

Eben ſo ſchön ſind die nachfolgenden Schilderungen der Inſel Cuba, der freundlichen Aufnahme, welche Columbus daſelbſt bei den Eingebornen fand, und der Habgier und Treuloſigkeit, womit die Gefährten des Columbus, gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl, ſogleich anfingen, das harmloſe atlantiſche Volk zu mißhandeln. Außer dem großen Reiz aber, welche die Geſchichte der Entdeckung ſelbſt darbietet, ſind die eigenthümlichen Schickſale des Columbus, und des ihn verfolgenden Undanks nicht weniger anziehend, rührend und erhebend; daher dieſes Buch eines der liebenswürdigſten Leſebücher iſt, die den Werth eines Geſchichtswerks und die Gefälligkeit eines Romans verbinden.

16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Akſa, oder Kaiſerreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beſchrieben von J. Graberg v. Hemſö, vormals königl. ſchwed. Konſul zu Tanger. Aus der italieniſchen Handſchrift überſezt von Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

Der Krieg, den vor einigen Jahren Oeſterreich mit Marokko führte, und noch mehr die Eroberung Algiers durch die Franzoſen, welche die Eiferſucht des Nachbarſtaats Marokko gereizt haben, muß die Aufmerkſamkeit der Europäer auf ein Reich hinlenken, daß auch ſchon ohne dieſe neuen politiſchen Beziehungen in ethnographiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig iſt. Die hier mitgetheilten Nachrichten übertreffen alle frühern an Vollſtändigkeit und ſind ein ſehr zu ſchätzender Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, beſonders wegen der darin enthaltenen neuen Aufklärungen über die alten Einwohner Nordafrikas, über welche die Begriffe bisher noch immer ſchwankten.

Zuerſt ſchildert der Verfaſſer das Land, deſſen geographiſche Lage, Eintheilung, Klima, Boden, Naturprodukte, Städte ꝛc. Hier nur die äußerſten Umriſſe. Das Kaiſerreich Marokko bildet den nordweſtlichen Theil Afrikas, wird quer vom Atlasgebirge durchſchnitten und

Digitized by Google

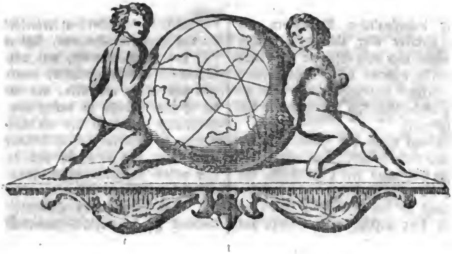
hat nordweſtlich von dieſem Gebirg die Provinzen Fez und Marokko, ſüdöſtlich die Provinzen Sedſchelmeſa, Tafilelt, Daraa, El Hhârib, Guzzula und Sus. Nicht nur das Land im Norden, ſondern auch das im Süden iſt überaus fruchtbar, eins der reichſten und ſchönſten Länder der Erde, aber weit nicht genug kultivirt. Da ein muhamedaniſches Reich rückſichtlich ſeiner deſpotiſchen Verfaſſung und ſorgloſen Verwaltung den andern gleich iſt (den neuen Staat Mehemet Alis ausgenommen), ſo wollen wir hier auf dieſen Gegenſtand weniger eingehen, als auf die Unterſuchung über die alte Bevölkerung. Der Verfaſſer gibt hierüber folgende wichtige Aufſchlüſſe. „Die Amazirghen oder Mazirghen, unrichtig Berber oder Bereber genannt, ſind die ächten Abkömmlinge der älteſten Bewohner nicht blos des Mogh'rib-ul-Akſa, ſondern des ganzen nördlichen Afrikas vom Nilufer bis zum atlantiſchen Weltmeere; und wenn ſie in der alten Erdkunde unter dem Namen Getuli und Melano-Getuli vorkommen, ſo findet ſich ihre urſprüngliche Benennung Mazigh in den Schriften vieler alter griechiſcher und römiſcher Schriftſteller mit verſchiedenartiger Rechtſchreibung in den Wörtern Mazyes, Mazisci, Mazyces und Mazichi. Von ihnen hatten alle Urbewohner Mauretaniens, Numidiens und Libyens ihren Urſprung. Cabailen oder Cabilen und Mozzaben in der heutigen Regentſchaft von Algier, Zuaven in jener von Tunis und in den Umgebungen der Inſel Gerbi, Ademſer im Staate Tripoli, und Tibbuer, Tuarikken und Tuatten in der großen Wüſte genannt, werden ſie gegenwärtig im Reiche Marokko in Bereber und Schellöchen eingetheilt."

„Die Araber behaupten, daß dieſe alten Bewohner des ganzen Mogh'rib-ul-Akſa von den Amalekiten und Cananiten ſtammen, die durch Joſua und andere Richter Iſraels aus Paläſtina vertrieben wurden. Aber es iſt eine hiſtoriſch erwieſene Sache, daß das nördliche Afrika ſchon lange vor der genannten Zeit von derſelben Nation bevölkert wurde, die noch heutigen Tages die nämliche Sprache ſpricht, welche von der hebräiſchen und phöniziſchen, und der arabiſchen der Nachkömmlinge des Ad, des Kahhtan oder Jektan, und des Adnan, Urenkels des Ismael, in der Wurzel verſchieden war und iſt. Es ſcheint nichts deſto weniger, daß der Name Berber, der im arabiſchen Erde oder Land des Berr bedeuten würde, von irgend einem Manne dieſes Namens ſtamme, nach den arabiſchen Genealogiſten von dem Sohne des Kis und Enkel des A'ilam, einem der Hirtenkönige Aegyptens, welcher, gezwungen ſich nach Nordafrika zu flüchten, dem Lande ſodann ſeinen Namen gegeben. Die amazirghiſche Sprache, die wir fleißig ſtudirt, und welche, wie geſagt, nicht die mindeſte Verwandtſchaft mit den ſogenannten ſemitiſchen hat, macht auch wirklich die Meinung Ibnu Khalduns und anderer arabiſcher Schriftſteller, daß ſie nicht von Sem, ſondern von Cam, Noahs zweitem Sohne, ſtammen, von dem Aegyptens alte Einwohner ihren Urſprung mit Gewißheit herleiten, ſehr wahrſcheinlich und faſt unbezweifelt. Von einem andern Ber, Sohne des Mazirgh, und Enkel des Canaan, Cams Sohnes, ſtammen gewiß die Beranis, die erſten Stämme der Bevölkerer Afrikas, und ihre Verwandten und Verbündeten waren die Cananiten Paläſtinas, als Abkömmlinge des Cheslubhhin oder Casluhim, Sohnes des Mizraim und Enkels Cams. Ihre Sprache hat ſich immer erhalten und wird noch fortwährend geredet in der ganzen Ausdehnung der atlantiſchen Kette, vom Innern Aegyptens und Nubiens bis zum Kap Nun am atlantiſchen Ozean, in welchem leztern man ſie noch vor hundert Jahren auf den kanariſchen Inſeln ſprach. Unter den verſchiedenen Dialekten dieſer Sprache, welche gegenwärtig auch den Einwohnern der Oaſen von Sinah, Audſchla und Fezzan, den Tibbuen und den Tuarikken der großen Wüſte, den Mozaben, Touaten und Abeſchchen des Biled-ul-Dſcherrid und den Zeneghen und Ludajas des Sus-ul-Akſa und der Strandgegenden der großen Wüſte eigen iſt: ſind die bekannteſten jene der Regentſchaft Algier und des Mogh'rib-ul-Akſa, der erſte Schovia und der zweite Tamzirgt genannt, hierauf getheilt in Berber und Schilha. Ueber die beiden lezteren hat man viel geſtritten und geſchrieben, um zu beſtimmen, ob die Bereberſprache und die der Schellöchen wirklich eine und dieſelbe ſeyen. Unſere eignen Unterſuchungen, in dieſem Punkte mit den beſſern neuern Ethnographen übereinſtimmend, haben uns überzeugt, daß nicht nur dieſe beiden Dialekte, ſondern faſt alle übrigen derſelben Mutterſprache, die wir die atlantiſche Sprache nennen möchten, wenig von einander verſchieden ſind, und in viel geringerem Grade als im Südweſten Europas die italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche Sprache, im Norden die deutſche, ſchwediſche und däniſche, oder in Italien der genueſiſche, venezianiſche und neapolitaniſche Dialekt. Im Allgemeinen iſt die Zahl jener Amazirghen gering, welche dem Sultan von Marokko gänzlich gehorchen, oder es nicht wegen der Bedürfniſſe des Handels und der zum Leben unentbehrlichen Dinge thun; während der größte Theil derſelben, d. h. mehr denn zwei Millionen Individuen, unabhängig leben unter ihren Omzarghen (Herren) Amucranen (Großen) und Amrgaren oder Aelteſten, oder unter unbeſchränkten Fürſten aus ihrem eigenen Volke, in welchem dieſe ſich mit der größten Sorgfalt beſtreben, die Genealogien und Geburtsanſprüche unverfälſcht zu erhalten, ganz dem Sinne der anderen freien und ſtarken Nationen des Alterthums und der neueren Zeiten getreu, wo Familienmacht und Ariſtokratie der Geburt eine Hauptſtütze der Unabhängigkeit bilden."

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 93. — 13. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Akſâ, oder Kaiſerreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beſchrieben von J. Graberg v. Hemſö, vormals königl. ſchwed. Konſul zu Tanger. Aus der italieniſchen Handſchrift überſezt von Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

(Beſchluß.)

„Zu den Amazirghen unſerer Tage zurückkehrend, müſſen wir indeſſen bemerken, daß ohne Zweifel zwiſchen Berebern und Schellöchen eine große Verſchiedenheit ſtattfindet. Erſtere leben gewöhnlich unter Zelten, und bisweilen auch in Höhlen an hochliegenden wenig zugänglichen Orten, wo ſie ihre urſprüngliche Unabhängigkeit immer bewahren, ihren Aelteſten, Omzarghen oder Amucranen, d. h. Befehlshabern, gehorchend, deren einer, berühmt unter dem Namen Amrgar M'hauſch, 1819 einen blutigen Aufſtand gegen den Kaiſer von Morokko erregte, der mehrere Jahre währte. Sie ſind von weißer Hautfarbe, mittlerer Größe und ſchönen athletiſchen Formen, rüſtig und kräftig, voll Leben und gewöhnlich ſchlank. Ihr Weſen iſt lebendig, ihre Farbe weißlich, und ihr Haar nicht ſelten blond, ſo daß man ſie bisweilen vielmehr für nord-europäiſche Landleute als für Bewohner Afrikas halten ſollte."

„Die Schellöchen ſind von den Berebern weſentlich verſchieden, nicht ſowohl hinſichtlich der Sprache und Art ſich zu kleiden, als wegen einer weniger kräftigen Körperbeſchaffenheit, einer dunklern Hautfarbe und einer gewiſſen natürlichen Neigung zur Ausübung von Künſten und Handwerken, worin ſie den Berebern weit überlegen ſind. Im Allgemeinen ſchlanker, induſtriöſer, wir möchten beinahe ſagen civiliſirter, und gewiß reicher an Begriffen, haben Einige ſie für Abkömmlinge von Portugieſen gehalten, die im Mittelalter die Küſten jenes Landes inne hatten, das ſie ſodann nach der Entdeckung Amerikas verließen. Und in der That gibt es noch bei Demnet, einer faſt ganz ſchellöchiſchen Stadt, eine Kirche mit lateiniſchen Inſchriften, welche von den Portugieſen gebaut worden ſeyn ſoll, und von jenem Volke gerettet worden iſt, weil ſie ſich einbildeten, daß ſie von Geiſtern beſucht werde. Die Identität der Schellöchen mit den Maſſiliern und Maſſeſiliern (ſchellöchiſchen Amazirghen) des alten tingitaniſchen Mauritaniens leidet keinen Zweifel mehr."

„Es iſt eine andere beſtehende Thatſache, daß die Schellöchen ſich als Nachkommen in gerader Linie von

Digitized by Google

den Aborigenen oder urſprünglichen Bewohnern des Mog'rib-ul-Akſà, die Bereber aber als Philiſter oder aus Paläſtina gekommene und vom Stamme Mizraims und Casluhims betrachten, während ſie ſelbſt ſich rühmen als wahre und ächte Beranis Amazirghen von dem genannten Mazirgh, wahrſcheinlich dem Amathis der heiligen Schrift abzuſtammen.“

„Die *Mauren* bilden nächſt den Amazirghen die zahlreichſte Bevölkerung des Reiches. Sie mögen perſiſchen oder arabiſchen Urſprungs ſeyn; gewiß iſt, daß ſie, viel ſpäter denn die Amazirghen ins Mogh'rib gekommen, doch ſchon lange vor den hiſtoriſchen Zeiten der Griechen und Lateiner dort anſäſſig waren. Man will ihren Namen von dem hebräiſchen Worte *mahur* ableiten, welches Abend bedeutet; man könnte es indeß auch auf das griechiſche *Mavros* zurückführen, welches dunkel, ſchwarzbraun, die gewöhnliche Farbe der Araber und Mauren, ausdrückt. In den alten Geſchichtswerken immer, in den neuern bisweilen mit den Amazirghen verwechſelt, ſiedelten ſie ſich zu verſchiedenen Zeiten in Afrika an, und theilten deſſen Beſitz mit den Urbewohnern, ſo wie ſie ſelbſt ſpäter den Einwanderungen anderer Araber, die vor und nach der Gründung des Islamismus dahin kamen, Platz machen mußten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ihre erſte Einwanderung in Afrika zu Joſuas Zeit, nämlich 1400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung ſtattgefunden habe, und daß ſie fünf Jahrhunderte ſpäter über Carthago neue phöniziſche Kolonien erhielten. Man lernt aus der Geſchichte, daß ſie eine wandernde Völkerſchaft ohne beſtimmte Wohnſitze waren, wogegen die Amazirghen in Hütten und Dörfern wohnten. Aus allem Dieſem geht hervor, daß die Mauren ein Gemiſch verſchiedener aſiatiſcher Völkerſchaften ſind, die in verſchiedenen Epochen ſich auf Afrikas Nordküſte niederließen. Aber der größte Theil derjenigen, welche heutzutage die Ebenen und Städte des Mogh'rib, zwiſchen der Atlaskette und dem Meere, innehaben, ſtammen von jenen, die vor wenigen Jahren nach Granadas Eroberung aus Spanien verjagt wurden. Außer daß ſie die vornehmſten und mächtigſten unter den Einwohnern der Städte ſind, haben ſie die bedeutendſten Stellen bei der Regierung, bilden den Kern des Heeres und ſind die einzigen Marokkaner, welche mit chriſtlichen Völkern in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Ihre Sprache iſt der moghrebiniſch, d. h. abendländiſch genannte Dialekt des Arabiſchen, worein ſich viele amazirghiſche, aber noch mehr ſpaniſche Wörter eingeſchlichen haben.“

Die übrige Bevölkerung Marokkos bilden Araber, Juden, Negerſklaven und Renegaten aus Europa.

Der Handel Marokkos iſt vorzüglich für das innere Afrika wichtig, weil von hier aus große Karavanen durch die Wüſte in die ſüdlichen Negerländer ziehen. „Sie reiſen von Marokko, Tetovan, Fas und Tafilelt ab. Die erſte zieht durch Demnet, und nachdem ſie ſich mit den andern im Tafilelt vereinigt, begeben ſie ſich alle zuſammen nach Tatta und Akka, um von dort aus vereinigt die Sahhara-Wüſte zu durchziehen. Dieſe vereinigten Karavanen halten an der ſüdlichen Gränze der Wüſte, nämlich zu Toudeini und El-A'rauan, um ſich mit Salz zu verſehen, von wo ſie ſich nach Tombuctu begeben, um dort andere Kaufleute anzutreffen, die entweder daſelbſt anſäſſig oder von andern Theilen hingekommen ſind, um den Binnenhandel des Sudans, Senegambiens und Guineas zu betreiben.“ Außerdem herrſcht der meiſte Verkehr zwiſchen Marokko, Aegypten, Syrien und Arabien längs des Mittelmeers. Ueber den europäiſchen Handel ſagt der Verfaſſer: „Die in marokkaniſchen Häfen anlangenden europäiſchen Schiffe erlegen 5 Piaſter für das Recht zu ankern, und 1 dem Hafenkapitän bei der Abfahrt. Die Konſulats-Rechte ſind verſchieden, gemäß den Flaggen, können aber im Durchſchnitt auf 1 Piaſter für jede 5 Tonnen Ladung angeſchlagen werden. Im Laufe des Jahres 1831 landeten in den verſchiedenen Häfen Marokkos, unter mehreren Flaggen, 64 Fahrzeuge, die 3870 Schiffslaſten von 20 Centnern viſirten; und es liefen dagegen aus: 98 Schiffe, die 5819 trugen. Die eingeführten Waaren wurden zu 3,960,000 Franken geſchätzt, die ausgeführten zu 3,034,000, von welchen Frankreich allein für 124,700 einführte und für 129,700 ausführte.“

Intereſſant iſt folgende Notiz über die Schulen in Marokko. „Im ſechsten Jahre beginnen die Kinder in die Schule zu gehen, oder ſich einer Kunſt oder einem Handwerke zu widmen. Die ſowohl in den Städten als in den Dörfern und auf dem Lande ziemlich zahlreichen Elementarſchulen ſind entweder Privatſchulen, *Meſid* oder *Mektib*, nämlich Kollegien zum Leſen- und Schreibenlernen, genannt, oder ſie ſind öffentliche *Dſchama's*, nämlich Moſcheen geheißen, da ſie beinahe immer in der Nähe der Kirchen ſich befinden. In erſteren unterweiſt man die Kinder um wenige Zahlung, oft umſonſt, im Leſen, Schreiben, Ausſprechen und dem Auswendiglernen der Verſe des Koran, mittelſt einer der Bell- und Lancaſter'ſchen ähnlichen Methode, die wahrſcheinlich dieſer leztern Vorbild war, und in dieſen Ländern alt iſt wie die hiſtoriſche Erinnerung. Auch gibt es Mädchenſchulen dieſer Art, wo ſie von bejahrten Frauen im Leſen, Schreiben und den nöthigen Hand- und häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Die meiſten Schüler verlaſſen dieſe Inſtitute, ſobald ſie leſen und ſchreiben können. Viele aber bleiben auch, bis ſie den ganzen Koran auswendig wiſſen, und gehen dann zu den höheren

Anſtalten, in der Einzahl Muderſa, in der Mehrzahl Muda'ris, d. i. Ort des Unterrichts, genannt, und endlich zur hohen Schule zu Fas über, die Da'r-el-i'lm, nämlich Haus der Weisheit, genannt wird. Zu dieſen öffentlichen Unterrichtsanſtalten, und namentlich auf der Univerſität zu Fas, lehren mehr oder weniger tüchtige, förmlich angeſtellte und beſoldete Profeſſoren Grammatik, Theologie, Logik, Rhetorik, Poeſie, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Arzneikunſt. Auch werden dort die Sagen und Kommentare des Koran erläutert, und das bürgerliche und kanoniſche Recht mit den Prozeßformen gelehrt. Nur auf dieſer Univerſität erhält man die verſchiedenen Würden eines Tâleb, d. i. Student oder Lizentiat, F'kih oder Doktor, und A'lèm oder Weiſer, das in der Mehrzahl O'lâma hat, bei den Chriſten gewöhnlich Ulema geſprochen und geſchrieben; ein Name, den man auch in der Türkei dem Kollegium der Gottesgelehrten gibt, an deren Spitze der Mufti ſteht, deſſen Gerichtsbarkeit in Hinſicht auf Religion und Recht ſich über das ganze Reich erſtreckt. Ein ſolcher iſt auch zu Fas anſäſſig."

Die ausführliche Schilderung des Landes, ſeiner Einwohner und Inſtitute beſchließt ein Abriß der Landesgeſchichte. „Es ſcheint eine unbezweifelte Sache, daß die Schellöchen, wahrſcheinlich vom Stamme Casluhims, die Urbewohner Mauritaniens geweſen, und daß ihre älteſten Führer oder Fürſten den Namen oder Titel Goliath oder Golia getragen, was in ihrer wie in arabiſcher Sprache Dſchâlud geſprochen wird, und Kämpe oder Waffenheld, namentlich einen in der Handhabung des Schwertes geſchickten, bedeutet. Mit den Berebern verwandt, als Stammgenoſſen der großen Familie Mazirgh's, ſpäter Amazirgha genannt, welche während der Kindheit der Geſchichte bereits ganz Nordafrika vom Nilufer bis zu den atlantiſchen Inſeln bewohnte, hielten die Schöllöchen ohne Zweifel mit ihnen die Abhänge, Hügel und Thäler des großen und kleinen Atlas beſezt, als die Phönizier an jenen Küſten ihre berühmte Pflanzſtadt Carthago gründeten. Salluſt iſt übrigens der erſte alte Schriftſteller, der uns ausführlichere Nachricht über ſie gibt. Er ſpricht von Bocar oder Bocus (Bogud), König von Mauritanien, der zuerſt dem Maſſiniſſa und dann ſeinem eigenen Schwiegerſohn Jugurtha gegen Marius beiſtand, aber ſpäter den Leztern verrieth, um ſich mit Sylla und dem römiſchen Senate zu verbinden, von dem er zum Lohne die Herrſchaft über beide Mauritanien erhielt. Die Getuler und Gomeren waren damals die zahlreichſten Bewohner der Tingitana, wo noch jezt Spuren ihrer Namen ſich in denen der Provinzen Guzzula und Er-Riff erhalten; und wir halten ſie für identiſch die Erſtern mit den Schellöchen, die Andern mit den Berebern. Jene hatten ſchon den Carthagern unter Hannibal gedient, und lernten von Jugurtha und Bocus die Regeln kriegeriſcher Disciplin. Später half Bogud dem Marc Anton gegen Octavius, aber die Tingitaner verjagten ihn vom Throne, und da ſie ſich Bocus unterworfen, wurden ſie nach deſſen Tode römiſche Unterthanen, obgleich namentlich noch vom jüngern Juba und ſpäter von Ptolemäus beherrſcht. Kaiſer Claudius theilte das große mauritaniſche Reich in zwei, welche das Tingitaniſche und das Cäſarienſiſche hießen, und von da an bis zum Sturze des abendländiſchen Kaiſerreichs von römiſchen Pro-Konſuln regiert wurden. Allen Glückswechſeln und Unfällen ausgeſezt, welche Afrika während der Einführung und Verbreitung der chriſtlichen Religion und während der Bürgerkriege unter den Nachfolgern Commodus und Konſtantins des Großen zerriſſen, bewahrten die Mauren immer ihren Geiſt der Unabhängigkeit unvermindert, und warfen unter Anführung zweier im Lande geborner Brüder, Firmus und Gildon, muthig das römiſche Joch ab, worauf ſie einen langen Krieg gegen Theodos den Großen zu beſtehen hatten. Roms Glück ſiegte, und ein General-Gouverneur, Bonifacius, ſelbſt von Amazirghen und Mauren geehrt und gern geſehen, verwaltete dieſe wichtigen Provinzen, bis endlich die verbrecheriſchen Umtriebe des Aëtius ihn zwangen, ſich mit den Vandalen zu verbünden, um durch Afrikas Losreißung vom Reiche ſich einem ſchmachvollen Tode zu entziehen." Die Eroberung Afrikas durch den Vandalenkönig Geiſerich iſt bekannt. Unter Geiſerichs Söhnen und erſten Nachfolgern empörten ſich die Amazirghen und Mauren, und entzogen ſich der Herrſchaft der Vandalen, welche nach und nach auf die Gränzen des öſtlichen Numidiens, des Zeugitaniſchen und Biſaceniſchen eingeſchränkt wurden, wo nach ihrer Beſiegung durch Beliſar ihr Reich in der erſten Hälfte des 6ten Jahrhunderts ein Ende nahm. Das tingitaniſche Mauritanien wurde hierauf von neuem eine römiſche oder vielmehr griechiſche Provinz, mit der Hauptſtadt Sebta, dem heutigen Ceuta. Aber die Griechen beſaßen nur die Küſten; das Innere war unabhängig unter der patriarchaliſchen Regierung eingeborner Häupter. Dieſe Häuptlinge vereinigten ſich und machten heftige Angriffe auf die Archonten der Nachfolger Juſtinians, als plötzlich die Araber, vor Kurzem Mohammeds Anhänger geworden, und ſchon mächtig unter dem zu Damaskus reſidirenden Khalifen, über Afrika herfielen. — Es iſt unbezweifelt, daß die älteſten Araber den Bewohnern des weſtlichen Afrikas den Namen A'dſchömi oder Fremde gegeben, die nicht die arabiſche Sprache reden, oder die Benennung Moſta'dſchömi, d. h. Verderber guter Sprache; Namen, welche die ſpaniſchen Juden mit dem Worte Bârbaros überſezt

Digitized by Google

haben werden, worauf ſodann die bereits vom folgenden Jahrhundert an in Spanien berühmten arabiſchen Schriftſteller ihrerſeits die Benennung Juhud=el=Berber, oder jüdiſche Bereber, nämlich Amazirghen, gebildet haben werden. Jedenfalls iſt es gewiß, daß vor dem zweiten Jahrhundert der Hegira weder arabiſche, noch jüdiſche oder chriſtliche Schriftſteller ſich je dieſes lezteren Namens bedient haben.“ Troz der erſten Gegenwehr und nachherigen öftern Aufſtände der alten Einwohner, wußten ſich dennoch die Araber beliebter zu machen, als die Römer und Vandalen, und behaupteten ihre Herrſchaft im Lande bis auf den heutigen Tag.

Vermiſchte Schriften.

Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns. Von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Tendler, 1833.

Dergleichen Schriften ſind in der Regel entweder ſentimentale Ewaldiana, oder Satiren, wie die höchſt geiſtreichen „Flitterwochen“ des verſtorbenen Julius von Voß (deſſen übrigen Schriften übrigens hiermit nicht das Wort geredet ſeyn ſoll). Herr von Braunthal, bekannt durch eine in unſern Blättern nach Verdienſt gerühmte Aeſthetik für Damen und durch mehrere Dichtungen, hat hier den rechten Weg eingeſchlagen und hält ſich wie Hippel in einer weiſen Mitte. Er weiß, daß ein klein wenig Sentimentalität fürs Haus nicht zu verachten iſt, nur nicht zu viel, und daß man auf der andern Seite eben ſo in ehelichen Angelegenheiten Scherz verſtehn muß, ohne den Ernſt auszuſchließen. Sein Werk beſteht aus Aphorismen, unter denen wir nur die folgenden beiden, als bezeichnend für das ganze Buch hervorheben wollen:

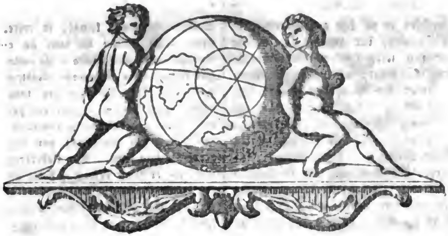
„Je mehr meine Weiberkenntniß zunahm, deſto mehr nahm meine Weibeskenntniß ab, denn je mehr Weiber man kennen lernt, deſto weniger kennt man das Weib.“

Dieſer Spruch iſt ſo geiſtreich als wahr, und bezeichnet vollkommen die unergründliche Natur des Weibes, das ſchöne Räthſel, deſſen Unerrathbarkeit eben ſein höchſter Reiz iſt. Je genauer man dieſes Geſchlecht kennen lernt, deſto mehr begreift man nur, daß man es nicht begreifen kann, und jeder Don Juan gelangt wie jeder eheliche Patriarch zulezt immer nur zu der Weisheit des Sokrates: ich weiß nur, daß ich nichts weiß. Aber das iſt eben der Humor davon und das Leben wäre unerträglich, wenn die Weiber beſtimmte mathematiſche Größen, wenn ſie nicht ein heiliges Geheimniß, oder voll der wunderlichen Launen und Widerſprüche wären, wie wir ſie in der Wirklichkeit oder bei Shakeſpeare finden, der ſie nur ſchildern, aber nicht verſtehen wollte. So viele berufene und unberufene Schriftſteller über die Ehe und die Weiber ſich auch ſchon haben vernehmen laſſen, ſie konnten nie etwas Beſſeres ſagen, als was Herr von Braunthal über ſie geſagt hat. Die Franzoſen haben, wie Schiller richtig bemerkt, das edle Bild der Menſchheit verhöhnt und das Erhabene in den Staub gezogen. Wie Voltaire die herrliche Jungfrau von Orleans, ſo behandelte die frivole Schule bis zur Revolution das ganze Geſchlecht mit Hohn und Verachtung, aber iſt durch die Muſterkarte weiblicher Laſter und Unarten, welche die damalige franzöſiſche Literatur darbietet, das Weſen des Weibes erklärt? Die Deutſchen fielen in das andre Extrem. Indem ſie ſchon in alten Zeiten etwas Heiliges und Prophetiſches im Weibe geahnet, wie Tacitus berichtet, blieb auch ſpäter ihre Galanterie ernſthaft, beinahe religiös, und aus dieſer Stimmung zogen in der ſentimentalen Periode allerlei unberufene Leute ihren Vortheil und übertrieben die Sache. Proteſtantiſche Tartuffes, ſalbungsvolle Mädchenlehrer, geldgierige Penſionsmütter und eitle Romanſchreiberinnen lieferten jede Meſſe mehrere hundert häusliche Erbauungs=, Erziehungs=, Toiletten= und Unterhaltungs=Bücher, worin aus jeder ſimpeln Beamten= oder Bürgerstochter ein ideales Weſen, eine Heilige, ein in Duft zerfließender Engel gemacht wird, und worin ſie gelehrt werden, anſtatt eine Suppe zu kochen, mit ihrer ſogenannten ſchönen Seele zu kokettiren. Dieſe Muſterkarten aller denkbaren weiblichen Tugenden ſind eben ſo wenig geeignet, uns über die wahre Natur des andern Geſchlechts Auskunft zu geben. Alle großen Religionsſtifter, Geſetzgeber, Dichter dagegen waren von jeher der Anſicht, daß es nicht möglich ſey, den Proteus der weiblichen Seele in irgend einer Fixirung feſtzuhalten, und daß es nicht darauf ankomme, die weibliche Natur zu errathen, ſondern nur mit ihr umzugehn. Jede Theorie iſt hier Unſinn, und es gilt die Praxis allein.

Aeußerſt praktiſch iſt der zweite Satz: „In der ſchlimmſten Ehe findet ſich, was man in der beſten hat, und in der beſten findet ſich, was man in der ſchlimmſten hat.“ Dies iſt das beſte Recept gegen die verliebte Narrheit wie gegen die moroſe. Ich möchte nur noch einen dritten Satz hinzufügen: „Wer die Damen liebenswürdig machen will, der muß ſie vor allen Dingen dafür halten.“ Probatum est.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 94. — 16. September 1833.

Neueste spanische Literatur.

Die Morgenröthe, die in politiſcher Hinſicht für Spanien gerade jezt viel verheißend aufgeht, wird gewiß auf den literäriſchen Zuſtand dieſes Volkes nicht ohne bedeutenden Einfluß ſeyn, wenn nicht etwa von Neuem unerwartet ein Nebei den Aufgang der Sonne verdunkeln und die Hoffnungen zerſtören ſollte, die die edelſten Spanier und der größte Theil der gebildeten Welt hegen. Wie ſehr Spanien in der neueſten Zeit einer Umgeſtaltung, die nur auf das Ausblühen der glücklichſten Verhältniſſe führen kann, ſelbſt in ſeinem traurigen Zuſtande der gegen einander kämpfenden Leidenſchaften und Intereſſen, entgegen arbeitete, war nicht zu verkennen. Der Geiſt der Aufklärung, der ſich nach der Befreiung von dem Joche des geiſtlichen und politiſchen Deſpotismus ſehnte, war ſchon lange unter den Gebildeten verbreitet. Ihre gerechten Forderungen wurden nicht gehört: der König, verleitet durch unglückliche Principe und böswillige Rathgeber, ſuchte dem fortſtrebenden Geiſte entgegen zu arbeiten, vertrieb die Liberalen und bemerkte nicht, daß er dadurch ihre Geſinnungen in ſeinem Lande nicht ausgerottet, ſondern daſſelbe nur ſeiner edelſten und fähigſten Kinder beraubt habe. War zwar Alles ruhig, und ſchmeichelte man ſich apoſtoliſcher Seits, das furchtbare Werk, die Zurückdrängung des unaufhaltſam fortſchreitenden Geiſtes, vollendet zu haben: ſo blieb doch hinreichender Stoff zu einer Empörung in Spanien zurück, der nur eines leiſen Hauches bedurfte, um in einem furchtbaren Brand auszubrechen. Jezt ſcheint die Vorſehung die Sache einen andern Weg führen zu wollen. Die Königin, die von einem gelehrten Spanier früher bei ihrer erſten Schwangerſchaft madre de la paz im edelſten Sinne des Wortes begrüßt wurde, ſcheint die Hoffnung zu erfüllen, die, wie derſelbe ſingt, die ganze Nation von ihr hege. Vielleicht ſieht man bald die verſchiedenen im Auslande zerſtreuten ausgezeichneten Spanier in ihr Vaterland zurückkehren, und betrauert das Loos derer, die es wohl verdient hätten, dieſe Genugthuung zu erleben. (?)

Will man den Gang der ſpaniſchen Literatur verfolgen, ſo muß man jezt auf die in der Fremde lebenden Geiſter ſehen, unter denen Martinez de la Roſa einer der bedeutendſten iſt. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit iſt ſehr umfaſſend, denn indem wir ihn von der einen Seite als Dichter ſich in den verſchiedenſten Zweigen der Poeſie mit Glück bewegen ſehen, bewundern wir von der andern Seite ſeine gründliche Kenntniß der Literatur ſeines Volkes wie des Auslandes, ſeinen Scharfblick, ſein richtiges Urtheil und ſeine tiefe Spekulation als

Kritiker. Unbedingt gehört er zu den größten Literatoren der jezt lebenden Spanier, der zugleich eine ſeltene Kenntniß der ausländiſchen, ſelbſt der deutſchen Literatur, und eine Achtung derſelben beſizt, wie ſie ſelten einem Spanier eigen iſt. Unter den Deutſchen ſcheint ihm Schlegel als Dramaturg am meiſten bekannt zu ſeyn, und er verdankt in ſeinen kritiſchen Arbeiten über das Drama den Anſichten deſſelben nicht wenig. Als Dramatiker hat er mehr wiſſenſchaftliche Tendenz, auf die Umgeſtaltung des ſpaniſchen Theaters, die Beſſerung des Geſchmacks und die Zurückführung des glänzenden Zeitalters der ſpaniſchen Literatur hinzuwirken, denn ſeine dramatiſchen Anſichten prägen ſich in ſeinen Dramen ſo ſehr ab, daß man oft den Künſtler in ſeiner Werkſtätte ſieht, anſtatt daß er uns ein Kunſtwerk liefern ſollte, bei welchem es den Zuſchauern nicht einfällt, über die Art nachzudenken, wie es geworden. Obgleich er nicht gerade ſo weit geht, wie Moratin in ſeiner Comedia, daß er im Drama über dramatiſche Fragen weitläuftig diskutiren ließe. Glücklicherweiſe wird dieſe unangenehme Richtung durch die Wahl und Behandlung des Stoffes gemildert, und die innere Wahrheit, mit der der Dichter in ſeinem Werke umgeht, läßt uns im Spiegel ſein Weſen ſchauen. Die Tragödie, die er ſchreibt, hat er ſelbſt erlebt, und man ſieht, was er fühlt, indem er meiſt ſolche Gegenſtände wählt, worin ſein tiefſter Schmerz und ſein edles Nationalgefühl laut wird. Am meiſten geſchieht dies in Aben Humeya ó la rebelion de los Moristos, drama histórico. Die merkwürdige Parallele zwiſchen den Verhältniſſen, welche dieſe Drama behandelt, und denen, in denen der Dichter es niederſchrieb, liegt zu Tage, und man ſieht in dem Schmerz, in dem ſchreienden Unrecht, das den unglücklichen Mauren widerfährt, ſich den des Verfaſſers erneuern, den er mit den meiſten ſeiner Leidensgefährten theilt. Eine beſondere Beziehung auf den Verfaſſer iſt der Umſtand, daß das Drama in einer Gegend ſpielt, in welcher er erwuchs, und die er genau mit allen ihren Erinnerungen in ſich aufgenommen und zu einem romantiſchen Hintergrund benuzt hat. Da er in Paris lebte, und dort ſchon früher eine ſeiner Komedien: La niña on casa y la madre en la mascara unter dem Titel: la mère au bal et la fille à la maison mit Beifall aufgenommen ſah, ſo mußte er um ſo mehr den Wunſch hegen, dies Drama auch auf einer franzöſiſchen Bühne zu ſehen, da es ſchwerlich in Spanien zur Aufführung kommen, und er ſchon wegen des Stoffes auf die Theilnahme der Franzoſen rechnen konnte, deren Artigkeit ein Werk ſchon deshalb freundlich aufnehmen und deſſen Erſcheinen ihrer Eitelkeit ſchmeicheln mußte. Mi calidad de extrangero ha des armada la severidad de la critica, ſagt er ſelbſt; und ſo beſchriben dieſe Selbſtbeurtheilung klingt, ſo erfreulich iſt die Bemerkung: „Au milieu de tant de combats livrés sur le terrain de la littérature et de cette espèce de révolution, qui règne dans le monde théâtral, la première condition.... fut-elle d'oublier tous les systèmes et de suivre pour toute règle, ces principes clairs, incontestables, qui tiennent à l'essence même du drame, et qui formeront toujours, par rapport au théâtre, le code du bon sent. Die Uebertragung in das Franzöſiſche, die er ſelbſt beſorgte, hatte aber viele Schwierigkeiten, und namentlich beſorgte er, daß es in Proſa viele von den mit poetiſchem Zauber bedeckten Schwächen zeigen würde. Indeß kann man nicht läugnen, daß Original wie Kopie eine brave dramatiſche Arbeit zu nennen ſeyen. Meiſterhaft iſt in den erſten Scenen das ſchreiende Unrecht in immer geſteigertem Grade geſchildert, welches den Helden des Stückes Aben Humeya zu dem Entſchluß treibt, ſich an die Spitze ſeines tiefgebeugten unglücklichen Volkes zu ſtellen. In ſtummem Harm hat er Alles gehört, was die Kaſtillianer gethan, Sprache und Sitten der Mauren zu vernichten, und ihre Unzufriedenheit nur dazu zu benutzen, um gleichſam einen Vorwand zu haben, ihr Joch noch zu vergrößern. Seine Frau zittert vor ſeinem Schweigen, und ahnt nicht allein den wilden Ausbruch ſeiner Rache, ſondern auch ſein Ende. Jeder Neuankommende bringt eine neue furchtbare Nachricht, bis endlich Aben Abo die Gefangennehmung des Vaters des Aben Humeya berichtet, und ihn dadurch zur wildeſten Rache entflammt. Die übrigen Häuptlinge verſammeln ſich und es entſteht eine Scene, die an den Schwur der Schweizer Eidgenoſſen erinnert. Günſtige Umſtände (das Weihnachtsfeſt, das die Kaſtilier begehen) treibt ſie, den Augenblick zu ergreifen, und nachdem der Alfaki, der in einer einſamen Grotte das Schickſal ſeines Volks betrauert und die Hülfe Allah's erfleht, die Verſchwornen durch die Reichsfahne und eine begeiſterte Rede ermuthigt, wird die Empörung geweiht, an deren Spitze Humeya als König geſtellt wird, wozu er vom Alfaki mit den Worten eingeweiht wird: „Der Gott Ismaels hat dir in dieſen Tagen der Prüfung keinen Thron voll Freude erhalten, ſondern er legt in deine Hände das Loos eines unglücklichen, unterjochten Volkes. Sey ſeine Stütze auf Erden: der Ewige ſieht es mit ſeinen Blicken und er iſt ein Richter der Gewaltigen!“ — Die Aufregung wird immer größer, und der Akt ſchließt mit dem heftigſten Ausrufen der Rache. Ueberraſchend iſt der Anfang des zweiten Akts. Der Geſang der Chriſten, die Weihnachtsgebräuche bilden einen grellen Kontraſt gegen die wüthenden Mauren, die dieſen friedlichen Moment benutzen, um ihre Unterdrücker zu überfallen und zu morden. Die gräßliche Scene, die

hierauf folgt, wird durch das edle Benehmen des Muley Carime, der ſich der Wuth ſeiner Landsleute widerſezt, und eine chriſtliche Wittwe rettet, gemildert. Dieſer Umſtand dient einigen Häuptlingen als Gelegenheit, ihn und ſeinen Schwiegerſohn Humeya eines Einverſtändniſſes mit den Chriſten verdächtig zu machen. Dieſe waren von Anfang auf den Feldherrn neidiſch und nun entwickelt ſich das tragiſche Element. Innere Zwietracht, der Fluch faſt aller Empörungen, läßt nicht allein das Werk der Befreiung ſcheitern, ſondern ihr fällt auch Humeya als Opfer. Es fehlt dem Drama nicht an ergreifenden, meiſterhaften Scenen. Dazu gehört die Unterredung mit dem Cara, der ihn zur Unterwerfung auffordert. Der Charakter von beiden iſt vortrefflich gehalten. Ferner der Moment, wo Humeya dem von ſeinen Gegnern erregten Verdacht den Muley Carime, ſeinen eignen Schwiegervater zum Opfer bringt und vorzüglich, wo er die Waffen ergreift, um gegen die Empörer den lezten unglücklichen Kampf zu beginnen, und das Drama ſchließt mit dem Ausruf des Aben Farar: „ſieh' dieſen Blutſtrom, das iſt der Weg zum Throne!“

Dramatiſches Talent iſt dem Verfaſſer nicht abzuſprechen, und mit großer Geſchicklichkeit hat er eine Menge Nebenumſtände einzuflechten gewußt, die den Eindruck heben. Die eingeſchalteten mauriſchen Lieder, die chriſtlichen Geſänge ſind um ſo bedeutender, je mehr ſich die tiefſten Laute des innern Lebens darin entfalten, die auf die Handlung den größten Einfluß haben. Man weiß ja, wie die Mauren von ihren vaterländiſchen Geſängen ergriffen werden.

Ein hiſtoriſches Drama, das ſich dieſer Tragödie würdig anſchließt, iſt la conjuracion de Venecia 1310. Aehnliche Ereigniſſe haben wir zwar auf unſerer Bühne: doch ſcheint de la Roſa dergleichen mit offenbarer Vorliebe und einem ihr entſprechenden Glücke zu bearbeiten. Er ſchildert mit einer Wahrheit und Lebendigkeit, die nur demjenigen eigen ſind, der dergleichen Kataſtrophen durchlebt hat. Die Verſchwörung in ihrem Keim, in den glücklichen Umſtänden, die ihren Ausbruch befördern, ihr einen glücklichen Erfolg zu ſichern ſcheinen, und in der unerwarteten, überraſchenden Wendung, die das ganze nimmt, gleicht faſt allen übrigen dieſer Art und dient nur zur Folie für die Entwicklung des Hauptcharakters und ſeines Schickſals. Tragiſch iſt es nicht, obwohl traurig. Rugiero iſt mehr leidend. In frühſter Kindheit iſt er ſeiner Eltern und Freiheit beraubt, und kennt kein eigentliches Band, das ihn an's unſtete Leben feſſelt: bis er in Venedig die Liebe der Laura Moroſini erwirbt, und heimlich mit ihr verbunden wird. An der Verſchwörung, die von Genua aus unterſtützt wird, nimmt er eigentlich keinen lebendigen Antheil, ſondern erſcheint ſo hineingezogen, weil man eines ſo edlen und tapferen Mannes ſich bedienen wollte, der ohnehin an der Spitze einer Schaar Söldlinge in Dienſten der Republik ſtand. Der Despotismus und die geheime Polizei des Kollegiums der Zehne empört ihn, obgleich der Oheim ſeiner Gattin Präſident deſſelben iſt. Das geheime Verhältniß iſt ſelbſt dem Vater der Laura unbekannt, weil ſie noch keinen Muth und keine Gelegenheit gehabt, es ihm zu entdecken. Der zweite Akt führt uns die beiden Liebenden vor, Laura hat ihn des Nachts in einer Kapelle erwartet, und iſt dieſe Scene ſchon ergreifend, ſo iſt es die folgende noch mehr, wo Rugiero hinzukommt, und beide in einem vielleicht zu langen Geſpräch ihr Glück und Unglück entwickeln. Furchtbar wird die Scene unterbrochen von zwei Spionen, die auf einige unvorſichtige Aeußerungen des Rugiero ihn ergreifen und abführen. Der kalte Oheim, Pedro Moroſini, der kein Gefühl, als die Strenge des Kriminalrichters kennt, tritt in der lezten Scene auf, wo Laura in Ohnmacht daliegt, mit den ſchneidend kalten Worten: Imprudente, cuantas lagrimas va á costarte tu loca pasion. — In dem furchtbarſten Zuſtand zeigt uns der dritte Akt die Laura, und es wird leicht, den Vater von ihrem Verhältniß in Kenntniß zu ſetzen, und Verzeihung zu finden, da er zu erſchüttert iſt, um ihr zürnen zu können. Er verſpricht ihr, ſich für ihren Mann bei ſeinem Bruder zu verwenden. Dieſer erſcheint, aber bleibt — Präſident des Tribunals: „Ich liebe dich und meine Familie, aber ich weiß, was ich meinem Vaterlande und dem ſchuldig bin, dem ich einſt Rechenſchaft ablegen muß!“ Mit einem ergreifenden Monolog des Vaters ſchließt dieſer Akt; er weiß noch nichts von dem Staatsverbrechen des Rugiero, bis er hört, er ſey in den Händen des Tribunals. Bei dem Blute, das er im Kampf gegen die Ungläubigen vergoſſen, fleht er den Erlöſer an, und bei dem Schmerz, den er über die heilige Mutter gefühlt. Im 4ten Akt tritt die Empörungsſcene und ihr unglückliches Ende in grellem Lichte hervor, und der Dichter hat das bewegte Volksleben mit Geſang, Tanz und Maskerade, Pilger aus Jeruſalem u. ſ. w. nicht verſchmäht, um die größte Bewegung durch den Akt hindurchzuführen. Der lezte Akt führt uns das Kriminalverfahren des Tribunals vor. Mit raſchem Schritt iſt die Handlung zu Ende geführt, man hört das Todesurtheil über die übrigen Verſchwornen nach kurzem Verhör, bis endlich mit Rugiero die furchtbarſte Scene ſchließt, die noch dadurch erhöht wird, daß es ſich ergibt, er ſey der Sohn ſeines Richters. Dieſer entfernt ſich, um nicht ſelbſt das Urtheil über ſeinen eben wiedergefundenen Sohn zu ſprechen, ohne ihn je in ſeinen Armen gehalten zu haben. Furchtbar iſt die Scene, wo Laura wahnſinnig vor Gericht erſcheint, und

Digitized by Google

endlich am Schluß des Dramas in Rugieros Arme ſinkt, aus denen ſie mit Gewalt geriſſen wird, und mit dem Schrei: Jesus mil veces das Ganze endet.

Das erſte ſeiner Dramen ſchrieb Roſa 1812 nach einem Studium des Alfieri und mit der beſtimmten Abſicht, ihm nachzueifern und die Schönheiten deſſelben: „eine einzige Handlung sin episodios, sin confidentes, con muy pocos monologos, con corto numero de interlocutores, die Kraft der Gedanken, die Beſtimmtheit und Energie des Styls und die Lebendigkeit des Dialogs“ nachzubilden. So hat er denn auch nur außer der Viuda de Padilla, die dem Stück als Hauptperſon den Namen gegeben, nur noch deſſen Schwiegervater Pedro Lop. de Padilla, den de la Vega, Mendoza und Avalos und wenige Nebenperſonen benuzt, um durch ſie eine der tragiſchſten Begebenheiten zu entwickeln, die Spanien kennt. Daß ein Heldenweib nach der Hinrichtung ihres für die Freiheit des Vaterlandes gefallenen Mannes ſeine Manen durch Rache verſöhnen will, und auf keine Vernunftgründe hört, ſondern mit unbiegſamen Stolz der Uebermacht trozt, muß Bewunderung erregen: daß alſo ein Drama, das einem ſolchen Ereigniß aus der ſpaniſchen Geſchichte entnommen, zu einer Zeit gefallen muß, die viel Aehnlichkeit mit der neueſten hat, iſt nicht auffallend. Merkwürdig iſt, daß es in Kadix, wo ſich der Dichter während der Belagerung 1812 aufhielt, unter dem Donner des Geſchützes gleichſam aufgeführt wurde. Das Süjet des Dramas iſt aus Robertſon und den Geſchichtſchreibern Karls V. hinlänglich bekannt. Meiſterhaft iſt der Charakter der Padilla gehalten, und macht es gleich einen unangenehmen Eindruck, gegen dies Weib die ſie umgebenden Männer an Muth weit zurückſtehen, ſie ſelbſt ihre Weiblichkeit verläugnen und in ihr eine Verzweifelnde zu ſehen, die nicht eingeſtehen will, daß ſie es iſt: ſo iſt dies theils hiſtoriſch, theils pſychologiſch hinreichend gerechtfertigt. Der Mord ihres Mannes (denn ſo ſieht ſie das an ihm vollzogene Urtheil an) ſteht ihr immer vor Augen, macht ſie zur Demagogin, läßt ſie jedes Gefühl verläugnen, treibt ſie, da ſie verzweifeln muß, ihren Heldenplan durchzuführen, ihre Kinder dem Elend, und ſich dem Tode zu übergeben. Eine ergreifende Schilderung vermißt man: den Tod ihres Mannes, und namentlich die edle und wahrhaft ſpaniſche Art deſſelben. Daß der Dichter die Geſchichte am Schluß ſeiner Abſicht gemäß verändert hat, kann nicht auffallen. Sie erſticht ſich, als die bisher immer treuen Bewohner Toledos ſich gegen ſie zu Gunſten der Belagerer empören, mit den Worten: „Sklaven, die ich verachte und verabſcheue, genießt die entehrende Gnade: Meine Freiheit nehm' ich ins Grab!“ Dies Drama iſt ganz in aſſonirenden Jamben, während die beiden früheren in Proſa geſchrieben waren.

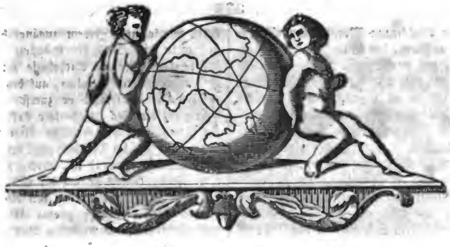
Was eine andere Tragödie des Mart. de la Roſa, Moragma, betrifft, ſo hat er ſie ſechs Jahre nach dem eben erwähnten geſchrieben, und behauptet äußerſt naiv, daß der Stoff nothwendig alle Kunſtanforderungen erfülle, und daß es nur an ſeiner Behandlung liegen könne, wenn es nicht gefalle. Sehr freut uns ſein Rath, den er jungen Dramatikern gibt, nur Stoffe aus der Nationalgeſchichte zu wählen. Schwerlich wird ein Dichter ſo ganz das Leben eines fremden Volkes in ſich aufnehmen können, daß er ein wahres Gemälde liefert, und wie er richtig bemerkt, der Zuſchauer braucht nur wenige Verſe, um ſogleich in einem bekannten Stoff heimiſch zu ſeyn, und für ihn Intereſſe zu finden. Moragma verdankt ihr Entſtehen der Lektüre des bekannten Werkes: historia de los guerras civiles de Granada, das dem Dichter erſt ſo ſpät in die Hände kam. Der Vorwurf der Tragödie iſt der Sturz der Mauren durch die erobernde Hand der Spanier und die innere Zwietracht der Zegries und der Abencerragen. Fällt nicht allein ein Held, ſondern ein ganzes Volk dem gebietenden Wink eines höheren Willens, ſo wird das Tragiſche zum höchſten Grade geſteigert. Die Anlage des Ganzen iſt vorzüglich, die Charaktere herrlich gehalten, und die Handlung fließt ohne Zögerung fort. Die Sprache iſt ſehr fließend und die aſſonirenden Verſe ſchön. Moragma, die durch ihren zum zweiten Mal zum König ausgerufenen Bruder ihres Sohnes, aus dem Stamme der Abencerragen ſoll beraubt werden, weil er dieſem Schwächling im Wege ſteht, tritt gegen die Viuda de Padilla würdig auf. Sie iſt Weib und Mutter: beides im edelſten Sinne. Ihr Verehrer, der ihr Recht vertritt, erſcheint in einem nicht minder glänzenden Lichte, und ihr Tod läßt den tiefſten Schmerz im Gemüthe des Leſers zurück.

Zu einer Tragödie im antiken Sinne wählte ſich Mart. de la Roſa einen antiken Stoff, und einen unendlich oft benuzten, der vielleicht am geeignetſten iſt, den Schickſalstragödien ſeligen Andenkens zum Vorwurf zu dienen: Oedipus. Bei der Kompoſition deſſelben hat ihn aber ein mehr wiſſenſchaftliches Intereſſe geleitet, worüber er ſich in der advertencia ausführlich ausſpricht. Er geht darin von der Behauptung aus, daß die Tragödie des Sophokles, die mit Recht als das größte Muſter der alten dramatiſchen Kunſt verehrt werde, ihrer urſprünglichen Geſtalt nach unſerer Theaterwelt nicht gefallen könne. Das haben auch alle modernen Bearbeiter deſſelben Stoffes eingeſehen, und auf verſchiedene, meiſt unglückliche Weiſe verſucht, den Oedip unſerer Zeit zu akkommodiren.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 95. — 18. September 1833.

Neueste spanische Literatur.

(Beſchluß.)

Nun geht er die Verſuche des Corneille, Voltaire, la Motte, unter den Engländern des Heville, Dryden, des Forciroli und einiger andern Italiener durch, bemerkt, daß die Deutſchen kein Original-Trauerſpiel: Oedipus, wenigſtens von keiner Bedeutung hätten; überhaupt ſey das teatro tragico de esa ilustrado nacion puede decirse nacido en nuestra edad; y los autores, que le han dado tantemprana fama, dotados de mucha imaginacion y osadía, y maestros de una mieva escuela dramatica, mal pudieran, haber gustado de seyuir con estrechez las huellas do los Grieyos, y en un argumento, quo puede appellidarse clasico por excelencia nud erwähnt die Ueberſetzungen Manſos, Stolbergs, Hölderlins und Solgers, und die italieniſche des Orſatto Juſtiniano und die ſpaniſche des D. Pedro Eſtala. Endlich gibt er nun von dem Ziel, das er ſich vorgeſezt, Rechenſchaft, und von dem Wege, auf dem er es zu erreichen geſucht. Die Mängel und Fehler ſeiner Vorgänger habe er zu vermeiden geſucht. Er hat eine Art Chor, überhaupt Muſik und Geſang benuzt, und durch das Einſchreiten des Volks die Lebendigkeit der Handlung zu bewirken geſucht. Einfach und würdig ſind die Gedanken, die lyriſchen Stellen heben den Eindruck mehr, als ſie ihn ſtärken: und ſo empfiehlt er ſein Werk der dramatiſchen Jugend, ohne zu läugnen, daß er, während er die Fehler Anderer vermieden, ſehr leicht ſelbſt in neue verfallen ſeyn könne. Es würde zu weit führen, ſeinen Oedipus zu analyſiren. Es mag die Bemerkung hinreichen, daß er kritiſchen Urſprungs auch die gewöhnlichen Fehler deſſelben trägt, wie ſich denn nicht verkennen läßt, daß Mart. de la Roſa immer von dem Gedanken, eine Art Schule zu bilden, dramatiſches Studium zu bewirken und als Muſter zu dienen, erfüllt iſt. Selbſt in ſeiner früher erwähnten Komödie: La niña en casa etc. iſt dies der Fall, bei der die franzöſiſchen Muſter ſo ſehr hervorleuchten, daß man nicht verkennen kann, welchen Einfluß die franzöſiſchen Komödien auf ſeine dramatiſche Bildung gehabt, obwohl er äußerlich die aſſonirenden Jamben wieder aufgenommen hat.

Aus den früheren Bemerkungen ſieht man, daß Roſas Hauptverdienſt das kritiſche ſey, und ſeine kritiſchen Arbeiten mögen hier noch kürzlich gewürdigt werden. Iſt ſeine umfaſſende Kenntniß der ausländiſchen Literatur, ſogar der deutſchen, die den meiſten Spaniern ſo fern, wie uns die Spanier nahe liegen, erfreulich, ſo nimmt er uns durch ſein ruhiges Urtheil und die Begeiſterung für Manches, das ſonſt den Klaſſikern widerſtrebt, ein. So bewundert er z. B. Shakeſpeare

eben ſo ſehr, wie ſein Landsmann Moratin ihn als dramatiſches Monſtrum aufführt, der ſeinen Hamlet nur in der Abſicht überſezte, um den Spaniern den wunderlichen Geſchmack der Engländer und die dramatiſche Frechheit ihres erſten Dichters zu zeigen. Roſas kritiſche Bemerkungen ſind theils Vorreden, theils als Anmerkungen, theils als größere zuſammenhängende Abhandlungen zerſtreut. Zu den lezteren gehört eine Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen, eine Poetica in ſechs Geſängen und ein Apendice sobre la poesia española, der mit ſeinen Anmerkungen den 2ten Band ſeiner in 5 Bänden von 1827 an erſchienenen Werke einnimmt. Die Ueberſchriften ſind hinreichende Inhaltsverzeichniſſe, und dieſe mögen die Anlage und Eintheilung der Poetica darlegen: Cant. I. allgemeine Regeln der Kompoſition, worin er die jovenes hispanos warnt, nicht „con afan temerario den Weg zum Parnaß zu ſuchen, durch den Nachruhm der vaterländiſchen Dichter geſpornt: ſondern, temed antes, temblad: una es la senda, los precipicios mil: „Wer ſich ſelbſt vertraut, die Regeln der Kunſt verachtend, gleicht Icarus.“ Hier möchte man auch unſerer Unzahl Dichter zurufen: consultad antes cien veces las propias fuerzas, y ved, si grato el cielo os otorgó la ardiente fantasia, el engenio creador natura bella, ... el unico modelo etc. — C. II. die poetiſche Diktion, worin er vor Gongorismus warnt, und den modesto Luis de Leon, mas grande, mas divino rühmt und als Grundſatz aufſtellt: la noble sencillez solo es sublime. C. III. von der Verſifikation und C. IV. die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichtungsarten, C. V. von der Tragödie und Komödie und C. VI. von der Epopöe und ſchließt mit dem Gedanken: Glücklich, wem die Muſen die Wiege geſchmückt! Den Weg zum Helikon habe ich durch meine Lehre, nicht durch mein Beiſpiel gezeigt!

Es iſt unmöglich, mit wenigen Worten ſeine poetiſchen Anſichten zu entwickeln. Sein Verfahren iſt überhaupt weniger ſpekulativ, ſondern er beſchränkt ſich mehr auf ein hiſtoriſches kritiſches Verfahren, indem er die anerkannten Meiſterwerke der verſchiedenen Literaturen zergliedert, und daran ſeine kritiſchen Bemerkungen anknüpft. So enthalten denn ſeine Anmerkungen einen reichen literariſchen Schatz, der für junge Dichter und Freunde der ſchönen Literatur äußerſt ſchätzbar ſeyn muß. Namentlich würden die jungen Leute, die es unternommen haben, Bouterweks Geſchichte der ſpaniſchen Literatur zu überſetzen, klug gethan haben, die gründlichen Arbeiten des Roſa mehr zu benutzen. Gewiß ſind ſeine Notizen über das geſammte Feld der Poeſie das Gründlichſte, was Spanien in neueſten Zeiten über ſeine eigene Literatur aufzuweiſen hat. Dankenswerth iſt es, daß er eine Menge Beweisſtellen aus den Schriftſtellern, deren Werke nicht Jedem zugänglich ſind, ausgezogen, und ſo in ſein Werk die ſchönſten Stellen verwebt hat, daß es theilweiſe als Anthologie gelten kann. In dem vorher erwähnten Apendice, auf den der Verfaſſer mehrmals verweiſt, ſpricht er zuerſt von der didaktiſchen Poeſie auf die eben angedeutete Art, ſo daß er den ganzen Schatz, den die ſpaniſche Literatur in dieſem Felde beſizt, und der im Vergleich mit den übrigen Dichtungsarten ſehr unbedeutend iſt, durchgeht und kritiſch beleuchtet. Dann kommt er auf die nicht viel reichere epiſche Literatur, und entwickelt an den einzelnen Muſtern, die er von dem bekannten poema del Cid an der Reihe nach vorführt, ſeine Anſichten über das Epos.

Vielleicht beſizt kein Volk eine ſo überaus reiche dramatiſche Literatur, wie das ſpaniſche. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, woher das kommen möge. So viel ſcheint gewiß, daß das dramatiſche Talent, das die Spanier beſitzen, in dem dramatiſchen Leben der früheren Geſchichte reichen Stoff findet, und die vorhandene Menge von Meiſterwerken, Muſter und Antrieb zu ſpäteren, und der Ruhm der früheren Dichter ein Sporn für ſpätere Dichter ſey. Die Abhandlung des Verfaſſers über dieſen Theil der ſpaniſchen Literatur iſt die größte und intereſſanteſte. Er analyſirt die bedeutendſten Dramen bis auf Cienfuegos und wir bedauern nur, daß wir der Anlage der Abhandlung gemäß nichts Einzelnes herausheben können, was ſeine dramatiſchen Anſichten kürzlich darthun. Wie überall, ſo ſtehen ihm die Alten als ehrwürdige Muſter da, die erreicht zu haben, ein großes Verdienſt iſt. Deſſen ungeachtet iſt er nicht blind gegen ihre Mängel, wie wir denn ſchon bei ſeinem Oedipus bemerkten, daß er den Oedipus des Sophokles nicht für unſere Bühne mehr geeignet fände. Er iſt überhaupt weder Klaſſiker noch Romantiker in dem neueren Sinne dieſes Schiboleths; ſondern, wie wir früher eine Stelle aus der Vorrede zum Aben Humeya anführten, er erkennt die Principen als die einzig richtigen an, die die geſunde Vernunft und ein geläuterter Geſchmack aufſtellt: Vermeidung aller Unwahrſcheinlichkeit und Lächerlichkeit, in die man leicht verfällt, wenn man ſich zu enge Gränzen von außen aufdringen läßt, und an hergebrachten Normen klebt. Und hiebei kommt ihm ſein eingeſchlagener Weg, die kritiſche Analyſe der verſchiedenen Dramen aus den einzelnen Richtungen des ſchwankenden Geſchmackes, ſehr zu Statten, da er auf die meiſten Abirrungen, die überhaupt vorgekommen ſind, aufmerkſam machen kann, ohne ſie erſt aufſuchen zu brauchen. Zugleich ſpringt das Fehlerhafte, an Beiſpielen gezeigt, beſſer ins Auge. — Am umfaſſendſten iſt jedoch ſeine Abhandlung über die Komödie, die er nach ihrer hiſtoriſchen Entwickelung in 5 Perioden theilt. Er hatte dabei die Abſicht, aus eigener Forſchung eine sucinta

Digitized by Google

idea, no muy inexacta von der Geſchichte der ſpaniſchen Komödie zu geben, da bis dahin noch keine Arbeit der Art von einiger Bedeutung vorhanden ſey, zumal eine ſolche, die ſich aller Partheilichkeit enthielte. Die erſte Periode geht von dem Urſprung der Schauſpiele unter Alfons dem Weiſen bis zum 15ten Jahrhunderte, und umfaßt alſo die Kindheit des ſpaniſchen Dramas. Die Unterſuchung beſchränkt ſich auf die Art und den Umfang der Darſtellung, literariſche Unterſuchungen über die älteſten Dramen, und ihren Einfluß auf die Volksbildung, wie über die Anſichten, die man über den Werth und Unwerth des Theaters ausgeſprochen. Dahin gehören Morinas Klagen über die Mißbräuche, die Schauſpiele zu religiöſen Zwecken zu benutzen, die autos sacramentales, die, ſo viele gute darunter ſeyn mögen, allgemein das Urtheil Roſas verdienen: „ſolche absurdas representaciones würden heut zu Tage in der Faſtenzeit noch gegeben: eine Schande für die Religion, und ein Skandal für den guten Geſchmack.“ Wunderbar iſts, daß im Jahr 1649 vom Rath von Kaſtilien die einige Jahre geſchloſſenen Theater mit dem Bemerken geöffnet wurde, daß die Komödien ſich beſchränken ſollten auf moraliſche Gegenſtände: vidas y muertes ejemplares, de hazañas valorosas de gobiernos politicos y — sin mezcla de amores, und daß ausdrücklich Lope de Vega als gefährlich verboten wird. So ſah man die comedias de capa y espada nicht, und nur autos, in denen ſich Cervantes, Lope, der an 400 geſchrieben haben ſoll, Calderon und andere verſuchten. Auch noch am Anfange der folgenden Periode, die das 15te Jahrhundert umfaßt, muß ſich der Verfaſſer mehr auf literäriſche Unterſuchungen über hiſtoriſche Notizen von Dramen, als auf deren Beurtheilung ſelbſt beſchränken. Die erſten Werke ſind nur dem Namen nach bekannt. Z. B. das 1414 in Zaragoza aufgeführte, zur Krönungsfeier D. Fernando, Infanten von Kaſtilien, zum König von Arragonien und dergleichen mehr. Nun folgt dann die ſchärfere Analyſe der bekannteſten Drama, die hier weiter keinen Platz finden kann. Nur dürften die Bemerkungen des Verfaſſers über den Einfluß des ſpaniſchen Theaters auf das des übrigen Europa intereſſant ſeyn. Bekanntlich verdanken die Franzoſen den Spaniern am meiſten, und ihre größten Meiſter haben es nicht verſchmäht, jenſeits der Pyrenäen literäriſche Diebſtähle zu begehen. „Ein ganzes Werk wäre erforderlich, ſagt M. de la Roſa, um die Schätze, die die Ausländer dem ſpaniſchen Theater entnommen, anzugeben, und das würde nicht wenig ruhmvoll für unſere Literatur ſeyn. Sie gleicht einem dichten Walde, wo ſelbſt der Herr es nicht merkt, wenn ſein Holz geſtohlen wird. Kurz el antiguo teatro español mas influjo tuvo en la comédia moderna de Europa.“ Und hiebei beruft er ſich auf die Zeugniſſe Riccobonis, Siſmondis und Schlegels, deſſen Dramaturgie er genau ſtudirt zu haben ſcheint. Nun zeigt er, was die Engländer, Italiener und Portugieſen den Spaniern in dieſer Hinſicht verdanken und bemerkt von Deutſchland: „Nirgends hätten die ſpaniſchen Dramen mehr aceptacion y credito gefunden, als in Deutſchland. Und das konnte nicht anders ſeyn. So lange die ſtrengen, pedantiſchen Regeln (der Einheiten des Ariſtoteles, die bei den Franzoſen ſo viel Unheil anrichteten!) als Grundgeſetze galten, mußte an den Spaniern hiernach viel zu tadeln ſeyn. Nachdem man aber angefangen hat; hierin gelinder zu werden (se relajo la disciplina dramatica) und an origineller Erfindung, Lebendigkeit der Handlung, Einſchreiten von unerwarteten Ereigniſſen, Zauber der Einbildungskraft, Reichthum des Genies, ſchönen Gedanken und glänzenden Ausdruck Gefallen zu finden, mußte uns Beifall und Verehrung werden. Da nun in keinem Lande mehr, als in Deutſchland, die neue Schule Wurzel geſchlagen hat, die das läſtige Joch der Regeln als Hemmung des impetu y vigor del ingenio betrachten, ſo iſt unſer Theater dort neuerdings zu ſolchem Ruhm gelangt. Und das haben, wie Schlegel verſichert, unbedeutende proſaiſche Ueberſetzungen, die des vorzüglichſten Zaubers unſerer Drama noch dazu ganz entkleidet waren, durch die Lebendigkeit im Verlauf der Handlung und der theatraliſche Effekt der Originale allein bewirkt. Von Corneille ſey es bekannt, wie er ſeine Stücke nach den Zeugniſſen gleichzeitiger und ſpäterer Schriftſteller ganz dem Spaniſchen entnommen hätte, wie dies damals ganz gewöhnlich geweſen ſey.“ — Darauf macht er ein nicht unbedeutendes Verzeichniß von franzöſiſchen Stücken, die ganz oder theilweiſe, dem Stoffe oder der Ausführung nach den Spaniern entnommen ſeyen, und findet es natürlich, daß man ſich ſpäter undankbar auf's hohe Pferd geſezt habe, um durch Tadeln und Geringſchätzung den Verdacht des Diebſtahls von ſich abzuwenden. So ruhig M. de la Roſa ſeine ganze Abhandlung durchgeführt hat, ſo warm wird er doch hier, da es die Apologie ſeiner Nationalehre gilt, und wir können nicht anders, als ihm beiſtimmen, zumal wenn man bedenkt, was die Franzoſen aus den ſpaniſchen Dramen oft gemacht haben. Wir erinnern nur an den Cid des Gellen de Caſtro und Corneilles, und Lope de Vegas Ostrellá de Sevilla und dergl. mehr. Wie konnte auch Boileau ein ſo hartes Urtheil fällen: „man ſähe oft auf ſpaniſchen Theatern den Helden des Stücks im erſten Akt als Kind und im lezten mit vollem Barte?“ Außerdem ſind, wenn dergleichen vorkommt, wie in El Conde de Saldaña, von ſpaniſchen Kritikern dergleichen Fehler ſtark gerügt, ein Beweis, daß ſie nicht im herrſchenden Geſchmack des Volkes, ſondern nur in der Verirrung einzelner Dichter liege. Bei Gelegenheit der comedia sentimental bemerkt er, daß dramas absurdos, alemanes y franceses genug als wahre Contre-

Digitized by Google

bande der Kunſt die Gränze Spaniens paſſirt wären; und unter dem klaren Himmel Spaniens habe man geſehen: las carceles de Lamberg y las minas de Polonia, subterraneos y cuevas raptos y asesinatos, tirannos de melodrama y harta vampiros. Wie muß der Geſchmack geſunken, der Mangel an eigenen Produkten oder die Ueberſchätzung des Fremden fühlbar ſeyn, wenn Kotzebue und Konſorten am Manzanares und Tajo, ja in der neuen Welt Glück machen? Wunderbare Verirrungen gab es genug, wenn man z. B. Cascales glauben kann, der unter andern erzählt, eine Komödie: „San Amaro“ geſehen zu haben, der eine Reiſe zum Paradieſe macht, und nach 200jährigem Aufenthalt zurückkehrend andere Oerter und Menſchen findet. Dann behauptet er: andere hätten eine ganze Chronik zum Drama benuzt, und der Gegenſtand einer einzigen Komödie ſey: Spaniens Fall und Erneuerung geweſen; oder, wie Cervantes ſagt, daß er ein Stück ſah, deſſen erſter Akt in Europa, der zweite in Aſien, und der dritte in Afrika ſpielt, und das gewiß, wenn noch ein vierter geweſen wäre, in Amerika beendigt worden wäre; oder, wenn in einem Stück, das in der Zeit Karls des Großen und Pipins ſpielt, Heraclius vorkommt oder Gottfried von Bouillon u. ſ. w.

Sehr wahr finden wir des Verfaſſers Reflexionen über den Werth und Unwerth des alten ſpaniſchen Theaters und ſie mögen hier als ein merkwürdiges Zeugniß eines ſcharfſinnigen Spaniers einen Platz finden: „Unſere alten Dramatiker beſaßen mehr imaginacion que cordura, mehr natürliche als erworbene Gaben. Sie geben mit vollen Händen, und ihr Mangel iſt sana doctrina, lenta observacion y tacto delicado. Den Zweck des Dramas: reforma de las costumbres, kennen ſie ſo wenig, daß Mariana nicht zu weit zu gehen ſcheint, wenn er ſagt: man ſähe nichts auf dem Theater, als estupros de doncellas, amorios de mugeres livianas, Liſt, Betrügerei in klangvollen Verſen und esmaltado con los matices de la elocucion. Hätten ſie ſich hierin eingeſchränkt, und das utile dem dulci beigefügt, und übergeordnet, ſo würden ſie das Einſchreiten der Regierung vermieden haben. Sie ſuchen zu feſſeln, Staunen und Bewunderung zu erregen, häufen aber dadurch eine Menge Knalleffekte, die zulezt alle Wirkung verfehlen. Außerdem bekümmern ſie ſich nicht um die Entwickelung der Charaktere. Das Drama wird mehr von außen, durch äußere Vorfälle, als von innen heraus aus dem Charakter konſtruirt, woher die Menge von ſtehenden Charakteren: alſo Wahl des Stoffes, Plan der Entwickelung und Charakterſchilderung ſind gleich mangelhaft. Wäre man dem urſprünglichen Zweck treu geblieben, und hätte moraliſche Schilderungen entworfen, ſo wäre der Styl fein, ohne Schwulſt, die Diktion natürlich, leicht und einfach, und die Verſifikation wäre die einfache Romanze oder die liebliche redondilla geworden, und man hätte das Gekünſtelte und Verſchrobene der cultos und conceptistas vermieden. Frage man nun, wie bei dieſen Mängeln dennoch das ſpaniſche Theater zu ſolchem Anſehn kommen konnte, daß Sismondi die Spanier des 17ten Jahrhunderts Herren des Theaters nennen konnte, ſo muß man ſagen: es waren eben die Vorzüge, deren Uebertreibung leider dieſe Mängel bewirkte. Es iſt ein Zauber, den alle Vollkommenheiten der Kunſt nicht bewirken können, und der tauſend Fehler überſehen läßt; der unbegreifliche Reichthum der Erfindung, wozu ein reich bewegtes Leben Stoff bietet: die überraſchende, oft einfache Löſung, die meiſterhafte Fähigkeit, durch immer neue intereſſante Scenen zu feſſeln, wobei ihnen freilich die Verachtung der Hemmungen zu Statten kam, welche den Genius in ein ſteifes Schnürleib ſchnüren; ferner der meiſterhafte Dialog, der ſich leicht und natürlich bewegt, der Styl, die Diktion iſt fließend und die Verſifikation iſt ſo vollendet, daß man glaubt, den Dichtern ſey es leichter geworden, Verſe als Proſa zu ſchreiben.“

Wir überlaſſen es den Leſern, zu entſcheiden, ob dieſes Urtheil des Mart. de la Roſa das richtige, und ob der Grund aller Mängel des ſpaniſchen Dramas daraus zu erklären iſt, daß es weniger blos moraliſch ſey? Es lag uns nur daran, ſeine Anſicht zu geben, die wieder die beſtimmte Abſicht hat, der dramatiſchen Jugend Spaniens einen Fingerzeig zu geben. Edel erſcheint de la Roſa in dieſem ſeinem Streben, wie er überhaupt für das Wohl und die Ehre ſeines Volkes glüht. Am Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn legte er davon den glänzendſten Beweis in ſeinem Gedichte Saragoſſa ab, das 1811 in London zuerſt gedruckt wurde, wohin ſich der Verfaſſer von Kadix aus flüchtete, durch welches er einen von der Junta central ausgeſezten Preis, und ſeinen erſten Schriftſtellerruhm gewann. Vielleicht hat er das Glück, über ſeinem unglücklichen Vaterlande, deſſen Fall und drückendes Joch er viele Jahre in der Fremde beklagte, eine neue Sonne aufgehen zu ſehen und erlebt es vielleicht, daß dieſe gedeihend nicht allein auf die politiſchen Verhältniſſe, ſondern auch in Folge davon auf den ſchlummernden oder gefeſſelten Genius einwirkt, und ihn aus ſeinem Schlafe weckt. Den neueſten Nachrichten zufolge iſt er bereits in St. Ildefonſo eingetroffen, um wieder angeſtellt zu werden. Vielleicht ſiegt aber dennoch in einer tragiſchen Kataſtrophe, der Spanien entgegen zu gehen ſcheint, der Obſkurantismus der Apoſtoliſchen, was Gott verhüten wolle!

S.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 96. — 20. September 1833.

Philoſophie.

Briefe über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Von Dr. Ludwig Hüffell, großh. bad. Prälaten ꝛc. Zweite verbeſſerte Auflage. Karlsruhe, Müller, 1832.

Da der hochwürdige Herr alle Einwendungen gegen ſeine Beweisführung für die Unſterblichkeit kurzweg mit der Behauptung niederſchlägt: „wer nicht an die Unſterblichkeit glaubt, iſt ein ſchlechter Menſch,“ ſo gibt er dadurch zu erkennen, daß er zu den kleinen proteſtantiſchen Päpſtlein gehört, die alleweile Recht haben müſſen, was ſie auch ſagen, die unter ihren ſchwarzen Barettlein ſo infallibel ſind, als irgend Einer unter der dreifachen Krone, und die jeden theologiſchen Streit mit dem Ruf entſcheiden: Kreuzige, Kreuzige! Für ſolche fromme Seelenhirten hat es nie eine Reformation gegeben; ihnen iſt die Geiſtesfreiheit, die unter Strömen edlen Blutes erkämpft wurde, ſo verhaßt, als dem hartherzigſten ſpaniſchen Inquiſitor; ſie wollen im neunzehnten Jahrhundert allein Recht haben, wie jene im ſechszehnten. Wer ihnen widerſpricht, den nennen ſie ſofort einen ſchlechten Menſchen.

Um dieſen geiſtlichen Hochmuth zu ſtrafen, wie es ſich unter Proteſtanten geziemt, will ich Ihnen, hochwürdiger Herr, beweiſen, daß alle Ihre Beweiſe für die Unſterblichkeit nichts taugen und leeres Stroh ſind.

1) Sie ſagen Seite 6: „Vergebens ſind neue Forſchungen nach Licht und Wahrheit, ihr Denker und Weiſen, wenn morgen, vielleicht heute noch, eine ewige Nacht über euch hereinbricht.“ Haben Sie auch bedacht, was Sie da ſagen? Wenn nun dieſe ewige Nacht nicht hereinbricht, wenn jene Denker und Weiſen nach dem Tode zur vollen Erkenntniß der Wahrheit gelangen, werden dann ihre irdiſchen Forſchungen etwa weniger vergeblich ſeyn? wird ſich dann nicht gerade erſt die Eitelkeit und der Irrthum, mit einem Wort das Vergebliche derſelben herausſtellen? Wenn aber dieſe ewige Nacht wirklich hereinbricht, werden Sie dann noch keck genug ſeyn, behaupten zu wollen, daß jene Forſchungen vergeblich geweſen ſeyen? Gewiß ſind jene Forſchungen, ſo eitel ſie auch im Vergleich mit der ewigen Wahrheit ſeyn mögen, doch für das irdiſche Daſeyn nicht vergeblich. Grade hier, und hier allein haben ſie ihren hohen Werth, ſofern ſie das irdiſche Daſeyn, ſo lange es dauert, beſſer erkennen, geduldiger ertragen, weiſer und ſchöner in ſeinen edlen Keimen entfalten lehren. Sie haben alſo Unrecht, Herr Prälat, Ihre Behauptung iſt abſurd, ſie iſt nur wahr, wenn man ſie geradezu umkehrt und das Gegentheil behauptet: „Alle eure Forſchungen, ihr Denker und Weiſen, werden in Nichts

vergehn vor der ewigen Wahrheit, hier auf Erden aber waren ſie nicht vergeblich, hier trugen ſie Früchte, hier verdienen und ernten ſie Dank.“

2) Sie ſagen auf der folgenden Seite: „Vergebens ringt ihr Freunde des Schönen und der Kunſt, euer Ideal zu verwirklichen; ohne eine Ewigkeit, mit welcher ihr im Zuſammenhange ſteht, ſind dieſe Ideale nichtig.“ Haben Sie ſich auch je mit der Schönheit beſchäftigt? Iſt es Ihnen nie klar geworden, daß alles Schöne ſich nur in der irdiſchen Natur und das Schönſte eben nur in dem dadurch bedingten Untergange offenbart? Der Zug des Herzens zum Schönen hin iſt ein tragiſcher Zug. Nichts, nichts was wir zu erkennen vermögen, ich ſage, nichts iſt ſchön, außer durch ſeine Vergänglichkeit. Nicht nur der Scherz hat Flügel, auch das ernſte Schöne, das Erhabene und Heilige muß ſeinem tragiſchen Untergange entgegen eilen, oder es iſt unerträglich fade und hört eben deßhalb auf ſchön zu ſeyn. Da Sie ex officio die Bibel ſtudiren, Herr Prälat, hätte Ihnen die Schönheit der Evangelien nicht entgehn dürfen und Sie hätten bemerken ſollen, daß der ſterbende Chriſtus nicht der langweilige ewige Jude iſt. Sie haben äußerſt Unrecht, hochwürdiger Herr, Ihre Behauptung iſt abſurd, und nur das reine Gegentheil davon iſt wahr: „Ihr Freunde des Schönen und der Kunſt, ob ihr eingeht in ein höheres Daſeyn, wo eure irdiſchen Ideale euch als eitles Kinderſpiel erſcheinen werden, oder in das ewige Nichts, gleichviel, für euer irdiſches Daſeyn, für den Horizont und die Illuſion der ſterblichen Menſchen bleibt, was ihr dichtetet, dennoch ſchön. Die holde Befangenheit eures Traums verliert an ihrer Lieblichkeit nichts, wenn der Traum auch endet. Eure Paradieſe erfreuten euch, da ihr nichts Schöneres kanntet, eure Liebenden waren glücklich, eure Helden waren edel und großherzig, eure Schmerzen waren tief empfunden und wahr, was auch immer erfolgen mochte, nachdem der dunkele Vorhang niederfiel. Der ſchöne Traum war erlebt, was thut es, wenn auch keine Erinnerung davon zurückbleibt? Die Erinnerung kann ihm nichts nehmen und nichts geben.“

3) Sie ſagen weiter: „Vergebens iſt ſogar euer Streben nach reiner Sittlichkeit, denn der Boden derſelben iſt ja das im Todeskampf brechende Herz, und der Himmel iſt für ſie auf ewig verſchloſſen.“ Hier ſieht man Sie recht deutlich auf dem fahlen Pferde traben, Hochwürden. Alſo ſoll man ſittlich ſeyn, um in den Himmel zu kommen? Ich frage Sie nur, iſt man darum ſittlich? Nennen Sie das ſittlich, wenn einer ein Gebot erfüllt blos um des Lohnes willen? Ich muthe Ihnen nicht zu, mit dem großherzigen Fichte vertraut zu ſeyn und ſeine erhabene Ideen von der Sittlichkeit zu kennen; doch ſollten Sie aus der gemeinen Erfahrung wiſſen können, daß ein Ehrenmann in der Regel ſeine Pflicht thut und ſelbſt ſein Leben für ſeine Ehre und das von ihm erkannte Recht einſezt, ohne daß gerade der Pfaff hinter ihm zu ſtehn braucht, der ihn auf den Himmel vertröſtet. Im Gegentheil, wem der Ablaßbrief aus den Taſchen heraushängt, der mag thun, was er will, ich werde es nur für bigott und nun und nimmermehr für ſittlich halten. Sie haben alſo auch hier etwas Abſurdes behauptet, und nur das reine Gegentheil iſt wahr: „Ihr edlen Helden und Märtyrer alle, die ihr jedes Opfer brachtet und euer Leben geſezt an eure Ueberzeugung und eure Ehre, ihr habt eures Daſeyns Zweck herrlich erfüllt, was auch jenſeits kommen möge; ihr habt ſittlich, edel, göttlich gehandelt, ob auch vor dem Auge der ewigen Wahrheit der Zweck, für den ihr ſo handeltet, nichtig war. Der Parſe, der ſich vom fanatiſchen Muſelmann lieber in ſeinem heiligen Feuer braten ließ, ehe er dem Ormuzdienſt entſagte, und Mutius Scävola, der ſtolze Römer, handelte ſo ſittlich und erhaben, als der heilige Laurentius auf dem Roſt. Wer fragt bei ſittlichen Handlungen nach dem Warum, wenn das Wie ſo deutlich ſpricht? Und wär auch alles nur ein Traum, man muß auch im Traum edel handeln, ſagt der Spanier, und das iſt das höchſte Sittengeſetz.“

4) Sie ſagen Seite 11: „Gibt es keine perſönliche Fortdauer, ſo gibt es überhaupt gar keine für uns, ſo iſt alles Große, Wahre, Schöne und Gute in ſich gehaltlos.“ Eine tolle Behauptung. Sind Homers Geſänge gehaltlos, weil Homer nicht mehr lebt, und würden ſie gehaltlos ſeyn, wenn es auch ausgemacht wäre, daß Homers Perſon völlig untergegangen ſey und nirgends mehr exiſtirte, und würden ſie gehaltlos geweſen ſeyn, wenn auch am Ende die ganze Erde ſammt der ganzen Menſchheit und ihrer Geſchichte untergegangen wäre? Gewiß nicht. Das Große bleibt groß, das Schöne bleibt ſchön, ob es einen Tag, oder Jahrtauſende, oder in alle Ewigkeit dauert. Gehaltlos iſt nur das, was keinen Werth in ſich ſelbſt hat, und möchte es auch immerhin ewig dauern. Ihr Buch z. B., hochwürdiger Herr, würde gehaltlos ſeyn, und wenn es auch irgend ein Erzengel ſchon vor der Schöpfung geſchrieben hätte, und wenn es die ganze Ewigkeit hindurch dauerte, ganz abgeſehn davon, ob Ihre Perſon ebenfalls fortdauerte, was ich Ihnen übrigens von Herzen gern wünſche, wenn Sie ſo großen Werth darauf legen. Alſo auch hier haben Sie gerade das Gegentheil behauptet von dem, was wahr iſt.

5) Seite 13 beſchleicht Sie der klägliche Gedanke: „ſogar die Kraft des reinen Bewußtſeyns, der edle Stolz des beſſern Menſchen, wodurch er ſich allein aufrecht zu erhalten vermag, wäre dahin, denn dieſes

Digitized by Google

Bewußtſeyn hätte keinen Haltpunkt und keinen Boden mehr.“ Alſo Ihr Bewußtſeyn, Herr Prälat, mißt ſeinen Stolz nach dem Maaß ſeiner Dauer ab? Beſteht der Werth des Menſchen etwa wie der des Weins im Alter? Liegt in dem einzigen Augenblick, in welchem Arnold von Winkelried ſeine That vollbrachte, nicht ein höherer Werth als in den tauſend Jahren eines leeren Bewußtſeyns? und wäre dieſe That weniger werthlos, wenn auch der gute Winkelried nachher keine Zeit mehr gefunden hätte, in einer andern Welt darüber nachzudenken? Ums Himmelswillen, iſt man denn edel, um darüber nachzudenken? Was nuzt der im Stein verſchloſſenen ſpintiſirenden Kröte ihr jahrhundertlanges Bewußtſeyn? Iſt die Roſe, die früh erblüht und am Abend welkt, nicht ungleich liebenswürdiger? Abermals haben Sie etwas behauptet, von dem nichts wahr iſt, als das Gegentheil.

6) Sie fragen Seite 18: „Warum fühlt der Menſch dieſes Bedürfniß ſo gewaltig, warum bringt es der Zweifler nie ganz zum Schweigen?“ Hiebei haben Sie vergeſſen, daß es ganze Völker gegeben hat, die gar nicht an Unſterblichkeit geglaubt, dieſes Bedürfniß gar nicht empfunden haben. Und was glauben Sie wohl, was die Leute von heute, welche dieſes vermeintliche Bedürfniß empfinden, ſich eigentlich dabei denken? Die eine Hälfte verlangt blos eine Befreiung vom gegenwärtigen drückenden Zuſtande, eine Negirung der Gegenwart, womit noch keine Zukunft ponirt iſt, und die andre Hälfte verlangt geradezu ein Andersſeyn, alſo etwas, was ſich mit der Fortdauer der Perſon nicht verträgt, denn es kommt nicht darauf an, was man iſt, ſondern wer man iſt. Oder glauben Sie wirklich, daß die Menſchen Luſt haben, dieſelben jenſeits zu bleiben, welche ſie dieſſeits geweſen ſind? Wenn in ſolchen Dingen überhaupt ein Beweis geführt werden könnte, was unmöglich iſt, ſo ließe ſich eher beweiſen, daß ein Himmel und eine Seligkeit durchaus undenkbar wäre, wenn die arme Seele ihre irdiſche Eigenthümlichkeit und Erinnerung mit hinüberſchleppen müßte. Das wäre mir eine ſaubere Seligkeit, wenn ich mich jenſeits noch erinnern könnte, wie ein faules Ei riecht oder was alles für Bücher ich in meiner irdiſchen Recenſentenlaufbahn habe leſen müſſen.

Das Ibrige fängt mir an langweilig zu werden. Ich erlaube mir alſo zu eilen. 7) Sie ſagen Seite 22: „Wenn in wenigen Jahren ein Komet die Erde verſchlingt, ſo lohnt es ſich wahrlich nicht, für dieſes Beſtandloſe und Nichtige ſeine Perſönlichkeit aufzuopfern.“ Da ſitzen Sie wieder auf dem fahlen Pferde und ſind noch ſo ſtolz dazu und werfen gleich mit ſchlechten Leuten um ſich, wenn man Sie lächerlich findet. Das Wunderwerk dieſer Erde und das erhabene Schauſpiel der Weltgeſchichte iſt Ihnen alſo nichts werth, wenn Sie nicht forteriſtiren, Sie kleiner Staffage, die einem ſchwarzen Käfer gleich einen Augenblick das artige Gewimmel des Lenzes vermehren hilft, Sie kleiner Statiſt, der einen Augenblick im Chor mitſummt? Nur um Ihretwillen alſo wäre das ganze Werk vollbracht worden, nur um Sie zu produciren, und nachdem dieſes geſchehn, und Sie nur forteriſtiren dürften, wäre das ganze Werk nicht mehr nöthig. Ihre Anſichten von Gottes Natur ſind nicht ſehr geräumig. Sie kommen mir vor wie die Mücke auf dem Heuwagen, wenn Ihnen dieſe Fabel nicht entgangen iſt. Ich bekenne mich zu dem gewiß nicht hochmüthigen, und doch in Ihren Augen gottloſen Glauben, daß die Welt ſehr ſchön wäre auch ohne mich, und daß ſie es bleiben würde, auch wenn ich darin verginge, wie das Blatt des Waldes. Man fragt nur, ob die Blätter alle geſund, grün, ſchön waren und zum Landſchaftsgemälde paßten, aber man fragt nicht darnach, ob jedes einzelne Blatt fortdauert. Wenn einmal die guten Blätter rebelliſch würden und abſolut fortdauern wollten, dann müßte es eine wahre Luſt ſeyn, der Wind zu ſeyn, um ſie mit ihrem lächerlichen Hochmuth davon zu fegen.

8) Sie holen ſich Seite 28 eine gar artige Hypotheſe aus der Naturphiloſophie herbei. Der wackere Schubert hat ſchon mehr und beſſer, wenigſtens beſcheidener darüber geſchrieben. Sie ſagen: „Wir beginnen das Leben der Pflanze am Herzen der Mutter, wir gehen dann ins thieriſche Leben über! wir erheben uns aus dieſem zum Menſchenleben — was iſt nun natürlicher? als zu ſagen: von dieſen gehn wir über zu einem himmliſchen Leben.“ Was iſt nun natürlicher? O wie Sie ſich die ſchwere Natur doch ſo leicht machen, Sie guter Mann! Alſo Sie waren eine Pflanze, und dann wurden Sie ein Thier? Was denn für eins, wenn ich fragen darf? Sie würden es mir gewiß ſehr übel nehmen, wenn ich Ihnen das eine oder andre Thier nennen wollte, das Sie allenfalls geweſen ſeyn könnten, bevor Sie ſich zum Menſchen und Prälaten entpuppten; und dennoch gibt es kein Thier überhaupt, ſondern nur beſondere Gattungen derſelben, und zu irgend einer Gattung müſſen ſie doch nach Ihrer eignen Theorie gehört haben, wenn Sie durchaus ein Thier geweſen ſeyn wollen. Ich denke beſſer von Ihnen, Hochwürdiger, ich glaube, Sie waren ein Menſch, ſobald Sie überhaupt waren, und auch der winzigſte Homunculus ſteht höher als das höchſte Thier, weil er etwas ganz anderes, nämlich eben kein Thier iſt. Oder wären Sie geneigt, vom Nußbaum zu behaupten, daß er urſprünglich ein Stein geweſen ſey, weil die Nuß, in welcher der Kern lag, eine ſteinharte Schaale hatte? Geſtehn Sie, die Nuß iſt eine Nuß und kein Stein, der Menſch iſt ein Menſch

Digitized by Google

und kein Thier. Geſtehn Sie aber auch, die Nuß bleibt eine Nuß, und der Menſch bleibt ein Menſch, und ſo wenig als je eine Nuß ſofort, in einen Vogel verwandelt, vom Baum geflogen iſt, ſo wenig wird ein Prälat an ſeinen ſchwarzen Achſeln weiße Flügel bekommen und als Engel des Lichts durch die Zimmerdecke fliegen. Und wo, Herr Prälat, wo würden Sie zuletzt aufhören? Sie hängen noch dem abgedroſchenen, längſt aus der Philoſophie verbannten ſogenannten Einſchachtelungsſyſtem an. In der Pflanze ſteckt das Thier, im Thier der Menſch, im Menſchen der Engel, und wer wieder im Engel? Das könnte lange ſo fortgehen und würde zu nichts führen, als — zum Pantheismus, und Sie würden ſich aufs gröblichſte ſelbſt widerſprechen, da Sie kurz vorher erſt ſo großen Werth auf die Perſönlichkeit legten, die neben dem Pantheismus nicht beſtehn kann.

9) Sie ſagen Seite 35: „Obgleich die weite Entfernung zwiſchen uns liegt, bin ich in dieſem Augenblicke, da Sie meinen Brief leſen, doch wirklich bei Ihnen. Könnten wir nun noch eine kleine Schranke überſpringen, ſo könnte ich mich auch Ihnen mittheilen, und Sie ſich mir, ohne daß dieſes Papier die Zeichen davon hinüber zu bringen nöthig hätte.“ Ja wohl, nur noch eine kleine Schranke! So ſpringt ein Knabe durchs Feld und denkt, nur noch eine Kleinigkeit und ich fliege auch, wie der Vogel! So ſagt der Alchymiſt: ſiehſt du nicht das Gold ſchon im Tiegel, nur noch eine Kleinigkeit und es kommt auch wirklich heraus? Dieſe Kleinigkeiten aber ſind es gerade, über die wir nicht hinüberkönnen. Es iſt recht unartig von der Natur, daß ſie uns nicht einmal dieſe Kleinigkeiten aus dem Wege räumen will, aber ſie thut es einmal nicht. Der Knabe läuft und ſpringt, aber er lernt niemals fliegen, der Goldmacher thut Gold in den Tigel hinein, aber keins heraus, der Herr Prälat ſchreibt an ſeine Freundin, aber er kann ſich nicht ſelbſt in den Brief packen oder als ſchwarzes Siegel darauf drücken.

10) Sie halten Seite 38 dafür, „daß das Geiſtige in uns etwas durchaus Selbſtſtändiges und Unabhängiges ſey, welches über jede Veränderung des Körpers erhaben ſeyn müſſe.“ Sie haben Recht, aber Sie hätten nothwendig hinzufügen müſſen: im Körper. Der Geiſt ſoll und kann allerdings den Körper, in dem er wohnt, beherrſchen, aber ſich nicht von ihm losreißen, ſelbſt nicht im magnetiſchen Schlaf, ſelbſt nicht, wenn er ſcheinbar abweſend iſt. Sie beweiſen damit nur den innigen Zuſammenhang von Geiſt und Körper, aber nichts weniger als eine Trennung derſelben, ſey es in dieſem oder einem andern Leben.

11) Sie fangen an, mit der ſchweren Artillerie Ihrer Beweiſe hervorzurücken. Gott ſelbſt iſt Ihnen nicht zu erhaben, daß Sie ihn nicht zum Zeugen in dem Baggatelprozeß Ihrer Exiſtenz aufrufen ſollten. „Kann, darf ein ſolches Weſen (der Menſch), ein ſolches Meiſterſtück der Schöpfung gleiches Schickſal (des Untergangs) mit dem vernunftloſen Thiere haben?“ Da wird ſich Gott freilich ſchämen müſſen, wenn Sie ihm ſo derb zuſetzen. Sie, der Sie von Ihrer Vollkommenheit ſo ſehr durchdrungen ſind, haben Sie die Ihnen von Gott verliehenen Einſichten in die Welt der Dinge nie ſo weit benutzt, um ſich einmal das Univerſum mit der Menge ſeiner Geſchöpfe zu denken? Haben Sie nie gewagt, demüthig zu ſeyn, und zu erkennen, daß Sie, kleiner Erdenſohn, in der Stufenleiter der Weſen wohl keine zu hohe Stelle einnehmen dürften? Zugegeben, daß der Menſch ein Meiſterſtück der Schöpfung ſey, ſo doch nur der irdiſchen Schöpfung, ſo doch nur für dieſe Erde und innerhalb ſeines kurzen Lebens. Ob aber dieſes kleine Meiſterſtück der Erde auch das Bürgerrecht in höhern Welten habe, oder ob es dazu ganz andere Bedingungen bedürfe, iſt eine Frage, die ziemlich derjenigen gleichkommt, ob der Diamant, weil er das Meiſterſtück der mineraliſchen Welt iſt, auch ein künftiges Bürgerrecht etwa unter den Blumen oder unter den Menſchen anzuſprechen habe? Deßwegen weil ein Weſen in ſeiner Art vollkommen iſt, braucht es nicht auf Fortdauer und Uebergang in eine andre Art Anſpruch zu machen. Im Gegentheil, die Oekonomie der Natur liebt es, daß jedes nur bei Seinesgleichen verbleibe und mit Seinesgleichen ſtehe und falle.

12) Sie ſagen Seite 42: „Es wäre lächerlich, ohne Unſterblichkeit etwas für die Unſterblichkeit zu unternehmen.“ Hierauf iſt nur zu erwidern, daß alle die Leute, welche etwas blos der Unſterblichkeit wegen thun, Narren ſind. Bei dieſem Witz, dem einzigen, der in Ihrem ganzen Buche vorkommt, haben Sie offenbar die Unſterblichkeit des irdiſchen Nachruhms mit der Unſterblichkeit des überirdiſchen Lebens verwechſelt. Aber Sie hätten auch in beiden Fällen Unrecht. Wir müſſen Großes unternehmen, wenn wir nämlich Kraft dazu haben, ohne alle Rückſicht auf den Nachruhm. Novalis hätte ſein eminentes Genie bei einem längern Leben gewiß noch herrlicher entfaltet, aber er ſtarb. Was thut das? Er hat das Seinige gethan. Wir müſſen die Unſrigen lieben, ſofern ſie uns lieb und werth ſind, ſchon hier auf Erden und uns die Liebe nicht ſparen auf das Wiederſehn im Elyſium. Man kann jedes Größte und Beſte thun, ohne im Mindeſten weder an den Nachruhm, noch an den Himmel zu denken.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 97. — 23. September 1833.

Philoſophie.

Briefe über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Von Dr. Ludwig Hüffell, großh. bad. Prälaten ꝛc. Zweite verbeſſerte Auflage. Karlsruhe, Müller, 1832.

(Beſchluß.)

13) Auf der 43ſten Seite trotzen Sie allen Ihren Gegnern mit dem Satze: „Ich habe immer gefunden, daß wirklich verſtockte Läugner der Unſterblichkeit mit dem ganzen Leben zerfallen ſind, und daſſelbe entweder nur als Mittel des augenblicklichen Genuſſes, oder als Gegenſtand der bitterſten Verachtung behandeln. Etwas wahrhaft Großes, Schönes und Gutes erwarten Sie wenigſtens nie von Menſchen, welche keine Fortdauer annehmen.“ Dieſem jämmerlichen, dummſtolzen, pfäffiſchen Argument begnüge ich mich, nur den oben ſchon angedeuteten Satz entgegenzuſtellen: „daß alles Große, Schöne auf Erden geſchieht, ohne daß man dabei an künftigen Lohn denkt, und daß es gerade dann ſeinen ganzen Werth verliert, wenn die egoiſtiſche Abſicht eines Lohnhaſchens dabei ins Spiel kommt.“

14) Sie ſagen Seite 44: wie ſoll ein Weſen, wie die menſchliche Seele, die ihrer ganzen Natur nach nicht von dieſer Erde iſt (?), auf einmal, wie der Tod den Körper umfängt, ein Irdiſches werden und der Nacht der Vergänglichkeit anheimfallen?“ Die Seele iſt aber weit entfernt, ſich in den Körper zu verwandeln, wenn der Menſch ſtirbt. Wer ſagt denn das? Wenn eine Blume verwelkt, ſo verwelkt ſie eben, ohne daß es Jemand einfallen wird, zu ſagen, ſie verwandle ſich in den übrig bleibenden Stiel. Sie verſchwindet etwas eher als der Stiel, und beide bilden nur ein und dieſelbe Pflanze. So verſchwindet die Seele etwas früher als der Körper, und beide bilden nur ein und denſelben Menſchen.

15) Sie halten es für äußerſt wahrſcheinlich, Seite 50, daß die Seele ſich erſt vervollkommnen, dann aber nothwendig auch in ihrer Vollkommenheit ewig fortdauern müſſe. Aber Sie vergeſſen, uns den Zuſtand jener Vollkommenheit auszumalen, und ein Bild von einer Normalſeele zu geben. Und ich weiß wohl, warum Sie das vergeſſen. Es iſt Ihnen nämlich unmöglich. Soll es nur eine einzige Norm für die Seele geben, dann fallen ſie auch nothwendig alle in Eine zuſammen, und dann muß man, gleich den Indern, ein Eingehn vollkommner Menſchenſeelen in die Seele Gottes annehmen. Sollen aber die Seelen eigenthümlich und verſchieden bleiben, dann können ſie auch unmöglich vollkommen ſeyn, und ihre Beſonderheit wird auch immer

Digitized by Google

für ſie eine Schranke, eine endliche Begrenzung, eine Bedingung der Vergänglichkeit bleiben, und Sie werden, ganz wie die Inder, die Seelen, die nicht vollkommen in Gott übergegangen ſind, wieder zurückführen müſſen in die untere Welt und den Kreislauf des Werdens und Vergehens. Glauben Sie nur, die alten Inder haben mehr über die Sache nachgedacht, als Sie. Dieſe Inder waren beſcheiden genug, anzunehmen, daß es nur Eine höchſte Perſönlichkeit geben könne, nämlich Gott, und daß jede andre Perſönlichkeit außer Gott nur an eine theilweiſe, einſeitige, niedre und eben darum im Wechſel der Dinge begriffene und nothwendig vergängliche Exiſtenz gebannt ſey. Sie waren beſcheiden genug, nur dem einen höchſten Weſen die Ewigkeit, allen niedern Weſen aber nur eine vorübergehende Zeitlichkeit zuzuſchreiben. Sie hatten nicht die Eitelkeit, eine kleine menſchliche Perſönlichkeit als ſolche verewigen zu wollen.

16) Mit Ihrem Gleichniß von der Verweſung (Seite 51), daß auch aus dieſem ſchmutzigen Prozeß ein neues Leben hervorgehe, beweiſen Sie nur den ewigen Wechſel in den Lebens-Prozeſſen, aber nichts weniger als den ewigen Fortbeſtand eines und deſſelben Prozeſſes.

17) Seite 53 ſind Sie geneigt, Gott einer Unbarmherzigkeit zu zeihen, ſofern er nicht das Unrecht, was er guten Menſchen in dieſer Welt geſchehen läßt, in einer andern vergelte. Aber warum klagen Sie ihn nicht lieber an, daß er ſchon hier auf Erden den Leuten Unrecht geſchehn läßt? Iſt der Unglückliche weniger unglücklich geweſen, wenn er auch nachher wieder glücklich wird? Hat er nicht das Recht, noch mitten im Himmel zu einem andern, dem es auf Erden weniger ſchlimm ging, zu ſagen: es war doch ungerecht, daß ich ſo viel leiden mußte, obgleich es mir jetzt ſo gut geht, wie es dir immer erging. Die Grauſamkeit bleibt ganz die nämliche, ob ſie nachher vergütet wird oder nicht. Warum wurde ſie überhaupt verübt? Eine Welteinrichtung alſo, die keine Vergeltung ſtatuirt, wäre nicht um ein Haar unbarmherziger, als es die Weltordnung iſt, die erſt eine Vergeltung nöthig macht. Es würde Ihnen, Herr Prälat, als einem ſpeciellen Diener Gottes, beſſer angeſtanden haben, wenn Sie geſagt hätten: der Menſch ſoll mit Gott gar nicht rechten, und ſich eben ſo wenig über eine mögliche Nichtvergeltung, als über das Unrecht, das ſie zu erheiſchen ſcheint, beklagen. Nur eine ſolche unbedingte Reſignation iſt wahre Gottesfurcht. Die Ihrige, Herr Prälat, iſt eine eigennützige, kleinlich berechnende, die es verdiente, daß ihr ein Strich durch die Rechnung gemacht würde. Der Menſch iſt ſo gar klein, daß er ſich niemals anmaaßen darf, mit der höchſten Allmacht und Allweisheit über ſein Schickſal, das er gewiß nicht zu beurtheilen verſteht, zu rechten, und Gott an eine Vergeltung zu mahnen. Aber der Menſch iſt auch wieder ſo groß, daß er freiwillig ſich dieſer kleinlichen Rechnungsweiſe entſchlagen und im ſtolzen Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan, ſeine Ehre gewahrt zu haben, jedes mögliche Verhängniß dieſſeits und jenſeits ruhig über ſich ergehn laſſen kann. Und um dieſe Würde wollen Sie den Menſchen durch Ihre Vergeltungskrämerei bringen? Haben Sie nicht geleſen, daß Chriſtus die Krämer aus dem Vorhof des Tempels trieb, und ſicher hat er auch Himmelskrämer damit gemeint.

Sie verweiſen Ihre Freundin endlich auch auf die Geiſterwelt, wohin Sie der Magnetismus leitet, doch iſt zu rühmen, daß Sie auf dieſe Beweisführung durch ſogenannte Thatſachen kein großes Gewicht legen, da Sie wohl fühlen, was ſich alles dagegen ſagen läßt, und da Sie eiferſüchtig genug ſind, Ihrer geiſtlichen Suada allein den Sieg über die Zweifler verdanken zu wollen, ohne dazu die in die Augen ſchlagenden Argumente der Geiſterſeher zu entlehnen.

Sie werden fragen, was ich eigentlich mit dieſer bittern Kritik will? Iſt der Gegenſtand nicht ſo ernſter Natur, daß der Spott ſeine Verehrer verſchonen muß ſelbſt da, wo dieſelben einige Schwächen blicken laſſen? Gewiß, ich bin dieſer Meinung ſo ſehr, daß ich ſie eben ausſpreche. Doch iſt es nicht die Schwäche Ihrer Beweiſe, die ich anfechte, ſondern Ihr geiſtlicher Hochmuth, der zu einer Betrachtung ſo heiliger Gegenſtände nicht paßt, und der da am übelſten angebracht iſt, wo der Menſch am meiſten an die Demuth, an die Gottergebenheit und an jenen keuſchen Muth der Ehre gemahnt wird, der in einem eben ſo harten, als unbegreiflichen Schickſal feſt ſtehn muß. Gegenüber dem Tode, ſprechend über den Tod, darf der Sterbliche nicht eitler Hoffart fröhnen. Und im Angeſicht dieſes Todes ziemt es ſich nicht, unduldſam zu ſeyn und Andersdenkende zu verdammen. Wenn nun wirklich Jemand an der Unſterblichkeit zweifelte, ſich darüber grämte, Ihr Buch läſe, keinen Beweis darin triftig fände und am Ende noch, ſtatt des Troſtes, ſtatt der Belehrung und beſſern Ueberzeugung, ſich blos des noch immer ungelöſten Zweifels wegen einen Sünder und Gottloſen geſcholten fände, ſo hätte Ihr Buch nicht nur nichts genützt, ſondern ſogar geſchadet, und darum habe ich gerechten Spott über Ihre Hoffart ausgegoſſen.

Ich kenne jedoch die geiſtliche Selbſtgenügſamkeit zu gut, um zu wiſſen, daß meine Kritik Sie nicht im geringſten beleidigen wird. Sie haben ja voraus verkündet, daß der ein Gottloſer ſey, der Ihnen zu widerſprechen wage. Ich bin alſo vielleicht zu höflich geweſen, was mir recht Leid thut.

Digitized by Google

Und dennoch, hochwürdiger Herr, dennoch glaube auch ich an die Unſterblichkeit, aber aus Gründen, die ich in Ihrem Buche nicht geleſen habe.

Franzöſiſche Literatur.

Champavert. Contes immoraux par Petrus Borel. Paris 1833.

Le Nepenthèr. Contes nouvelles par Loève-Veimars. Paris 1833.

Referent würde nicht von dieſen beiden Sammlungen ſprechen, wenn er nicht daran eine lang vorgehabte Herzensergießung über ein neues Literaturgewächs, über die Schmarotzerpflanze: contes et nouvelles, knüpfen wollte, die auf dem Pariſer Boden wuchernd gedeiht und vielem Beſſern Platz und Nahrung wegnimmt.

Vor einigen Jahren noch herrſchten die politiſchen und hiſtoriſchen Memoiren, welche den Franzoſen bekanntlich eigen zugehören und worin ſie nicht leicht ein anderes Volk erreicht. Die Memoiren ſind wie die ehemalige gute Geſellſchaft in Frankreich; ſie ſind aus der Mode gekommen. Dazu wirkte gar manches zuſammen, beſonders die ungeheure Menge von Memoiren, die auf einmal auf den Markt kamen und den Preis der Waare herabdrückten, dann die Charlatanerie und Unzuverläſſigkeit mit der ſie geſchrieben wurden, größtentheils als bloße Buchhändlerſpekulation.

Was die Memoiren an Kredit verloren haben, iſt den Contes zu Gut gekommen; das Sinken der politiſchen Erinnerungen brachte die moraliſche Analyſe auf. Heut zu Tag jagte eine Contes-Sammlung die andere: contes fantastiques, drolatiques, philosophiques, psychologiques, braune, blaue Erzählungen, Erzählungen von allen Farben, für alle Alter, für alle Geſchlechter und von allen Arten, nur mit dem Unterſchied, daß die mittelmäßige und ſchlechte Art bei weitem vorherrſcht. Warum hängen aber die Leute an den Contes? Dafür laſſen ſich mehrere Gründe anführen. Zuerſt die Nachahmungswuth, mit der man ſeit einigen Jahren über die deutſche Literatur und Kunſt hergefallen iſt, zuerſt über unſere Romantik, ihre Melodramen und Dramen, dann über Hofmann, ja ſogar über Zſchokke und den Born ihrer Erzählungen und Novellen, wobei Loeve-Veimars beſonders ſeine rüſtige Ueberſetzungshand anlegte, neuerdings über die deutſche Malerei. Dies Nachahmen, ſo arg es auch iſt, erklärt indeſſen nicht Alles. Zwei bis drei Schriftſteller, beſonders Janin und Balzac zeigten in der Erzählung viel Talent und malten darin wenigſtens das al fresco der menſchlichen Leidenſchaften mit Effekt und Reiz; in Balzac's peau de Chagrin waren ganz gewöhnliche Erregungen aus dem Privatleben mit trefflichen Farben und mit einer Menge feiner und wahrer Anmerkungen dargeſtellt, und zwar aus unſerer Zeit, aus den Verhältniſſen und Sitten der Hauptſtadt. Dies gefiel mehr als der vorher herrſchende hiſtoriſche Roman aus ferner entlegener Zeit. Um aber gute Erzählungen zu ſchreiben genügt doch Einbildungskraft und Kunſt des Styls nicht, ſo viel lezterer auch in Frankreich gilt; der Verfaſſer muß ſelbſt das Leben genau kennen, um ſich nicht allein ſelbſt gefreut und gegrämt, er muß ſich auch in Lagen gefunden haben, wo ſich ihm andere Gemüther in unvorbereiteter Ueberraſchung oder Leidenſchaft aufthaten und ihm einen Blick in ihre Tiefe erlaubten. Von dergleichen Blicken wiſſen aber nur wenige. Darum iſt's auch zum Erbarmen, wie dieſe Herren das Leben und die Welt traktiren. So ein Band Erzählungen iſt wie ehemals die Tragödie, die jeder Schüler machen mußte. Da nun die jungen Leute in der Regel in ihrem zwanzigſten Jahr noch wenig von der Welt und dem Leben geſehen und erfahren haben; ſo muß Alles erfunden werden oder es müſſen Epiſoden aus der gewöhnlichen Schülerwelt aushelfen, etwa ein Gelag im Caffé de Paris, eine Liebesgeſchichte auf dem Maskenball u. ſ. w. Wer nun etwas Geiſt, Einbildungskraft und Styl hat, der kann daraus leicht einen Band mit zu $1/3$ bedruckten Seiten zuſammenſchreiben, Johannot liefert eine Vignette dazu, der Buchhändler übernimmt die lobenden Ankündigungen in den Journalen und in einigen Wochen wird das Buch geleſen, wäre es auch noch ſo mittelmäßig, entweder von ſchönen Damen oder Griſetten, von Gräfinnen oder [illegible] und [illegible]tet man aber alle [illegible] genau, ſo zeigen ſie doch keine beſtimmte, ausgeſpro[illegible] Richtung oder kühne Offenbarung, ſie heben auch keine neue Wahrheit hervor. Faſt alle dieſe Erzählungen haben keine beſtimmte Richtung und geben ſich nur jugendlichen Erinnerungen oder Gebilden der Phantaſie hin. Manche Verfaſſer ſtellen darin einen paradoxen Satz auf und ſuchen ihn durchzuführen oder ſchütten Ströme von Menſchenhaß, Lebensüberdruß oder abſcheulichen Verbrechen aus. Wüßte man nun nicht, daß der auf dem Papier ſo ſataniſche und dämoniſche Verfaſſer im Leben ein gar guter, zufriedener und heiterer Menſch iſt, der Kaffeehäuſer, gute Dinés mit Champagner, Theater, Geſellſchaften und Frauen liebt, ſo müßte man ihn bedauern. Die mehrſten denken aber bei ihren Novellen, bei ihren furibonderies à la mode, gar nichts Arges, ſie wollen nur intereſſiren und dies gelingt ihnen auch durch das Talent der Darſtellung, beſonders aber durch ihre weiche und farbenreiche, oft freilich geſuchte und affektirte Sprache. Aber Affektation macht in Frankreich

Digitized by Google

immer Glück, im Jahrhundert Ludwigs XIV. und XV. ſo gut als heut zu Tage, nur mit andern Modifikationen und in andern Formen. Dies zur Einleitung zu Champavert.

Es iſt ſchwer ein Buch zu ſchreiben, das bei allen Verſtändigen einen ſo tiefen Eckel erregt, als Borel mit ſeinen Erzählungen, die er zur Einladung der Leſer ſelbſt unmoraliſch heißt. Champavert nennt ſich ſelbſt affektirt genug Lycanthrope oder Wolf-Menſch, iſt aber damit zu beſcheiden gegen ſein Verdienſt, denn wo man auch das Buch öffnet, kömmt einem ein ſtinkender Leichengeruch und ein Dunſt des Verbrechens, der Verführung, des Meineids und des Mordes entgegen! Die Männer brüllen und heulen, die Frauen und Mädchen ſchreien und die Schlachtopfer röcheln (râlent), ein Wort das der Verfaſſer beſonders in Affektation genommen hat und bei jeder Gelegenheit anbringt. Champavert haßt die Menſchen wie ein wüthender Narr, ohne recht zu wiſſen warum? wenigſtens ſagt er es nicht. Offenbar haßt ſie der blutjunge Schriftſteller nur darum ſo ſtark, um ſein Buch in dieſem Sinn ſchreiben zu können; denn mitten durch dieſe Ausbrüche von Verfluchung, mitten durch dieſe Galle, dieſen Geifer und dieſes Gift, das er mit großem Geräuſch auf die Geſellſchaft ſprudelt, bemerkt man einen gezwungenen, affektirten Haß für Alles, der unendlich widerlich iſt, eine ſo kalkulirte Gefühlloſigkeit, daß ſie nicht einmal Schauder oder Schrecken einflößt, weil ſie kalt und an den Haaren herbeigezogen iſt. Dieſe affektirte Scheußlichkeit iſt allen Erzählungen vorzuwerfen, dem Monſieur de l'Argentière wie Jaquez, Don Andrea Veſaluis, Three Fingered Jack, Dina und Paſſereau.. Zulezt kömmt's endlich mit Champavert ſelbſt ſo wie als Beleg unſerer obigen Aeußerung als Probe des Ganzen, mit kurzen Worten hier ſtehen. Ehe er ſtirbt, macht er noch [illegible] dramatiſch großen Spektakel, ſchimpft tapfer auf das Leben, die Menſchen und die Geſellſchaft, findet den Wechſel der Jahreszeiten höchſt langweilig, weil ſie immer regelmäßig hinter einander kommen und ſich auf ein Haar gleichen; hierauf zerſchlägt und zertrümmert er Alles bei ſich, denn er will nichts hinterlaſſen, was Andern nützlich ſeyn könnte; ſucht dann am Abend Flava auf, ſeine Geliebte, ein liebliches Mädchen mit blonden Haaren, bleich und mit ſchmachtendem Glanz, von der man gar nicht begreifen kann, wie ſie einen ſolchen Narren lieben kann. Sie will ſeine fieberhafte Ueberſpannung mäßigen, darum ſpricht ſie ihm von ihrem Kind, das ſie, um ihre Ehre zu retten, tödten und vergraben mußte; für Champavert iſt dies eine herrliche Gelegenheit, um über die Welt zu fluchen, wo die Jungfrauen ihre Kinder umbringen und vergraben müſſen, um ihre Ehre zu erhalten; er will ſein liebes Söhnchen wiederſehen, deßhalb läuft er an deſſen Grab und gräbt die Erde mit ſeinen Nägeln und mit ſeinem Dolch auf; „bald darauf richtet er ſich auf, in der Hand ein kleines ſtinkendes Geripp mit Lumpen behängt, er zeigt es hohnlachend der Mutter und ſchleudert es dann weit weg; darauf ſezt er die Spitze ſeines Dolches auf ihre Bruſt und den Handgriff auf die Seinige; wirft ſich dann ſchwer auf ſie und drückt ſie tödtend in ſeine Arme. Das Eiſen drang langſam ein und Flava — die vorher ſchon geröchelt hatte, denn es röchelt, wie geſagt, Alles in dem Buche — ſtieß einen Todesſchrei aus, der die Steinbrüche brüllen macht. Champavert zog nun das Eiſen aus der Wunde, erhob ſich, ging mit gebeugtem Haupt den Hügel hinab und verſchwand in dem Nebel und dem Regen. Am folgenden Morgen, als der Tag anbrach, hörte ein Frachtfuhrmann etwas unter dem Rad ſeines Wagens knacken, es war das Geripp eines Kindes. Eine Bäuerin fand bei der Quelle die Leiche einer Frau, mit einem Loch im Herzen, und auf der Höhe des Schindackers von Montfaucon ſtand ein Schinder, ſtreifte ſeine Aermel auf und pfiff ſein Liedchen dazu, bald bemerkte er unter einem Haufen verreckter Pferde einen Mann mit Blut bedeckt; ſein Kopf war nach unten gekehrt und lag in der faulenden Jauche, in ſeiner Bruſt ſteckte ein großes Meſſer wie ein Pfahl."

Ganz anderer Natur iſt Nepenthès, ein etwas geſuchter und pretiöſer Name, der nach Kurt Sprengel ſo viel als Opium bedeutet, alſo ein Einſchläferungsmittel ſeyn ſoll. Vielleicht hat ihn Loeve-Veimars nur gewählt, um zu hören, daß das Buch nichts weniger als einſchläfernd, ſondern intereſſant ſey. Nun ja! anziehend iſt es auch, denn dem Verfaſſer fehlt es nicht an mannichfaltigem Darſtellungeleben, an Wechſel und Neuheit, ſo daß jeder Gegenſtand bei ihm ein eigen[illegible] Zoie, Lucrèce, Trep tard, Henri Eſtienne. Dieſe Mannichfaltigkeit und wechſelnde Anmuth iſt ſo erfreulich als ſelten, da man nicht ohne Bitterkeit über die unerträgliche Verwandtſchaft ſprechen kann, in der jezt faſt alle franzöſiſche Schriftſteller befangen ſind, ſo daß ihre Bücher aus Einer Form, aus Einem Modell mit glänzenden Facetten hervorzugehen ſcheinen. Sie tragen eine und dieſelbe Form, mag auch ihr Inhalt noch ſo verſchieden ſeyn und haben aus der freien, edlen Schriftſtellerkunſt ein Handwerk gemacht, das man erlernen kann, wie Schuhe und Kleidermachen oder Mauern und Steinhauen. Vieles in Nepenthès iſt deutſchen Urſprungs, nach Heine oder Jean Paul; anderes gehört dem deutſchen Boden an, iſt aber franzöſirt, z. B. der Kater Murr von Hofmann.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 98. — 27. September 1833.

Epiſche Dichtkunſt.

1) Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra, überſezt von J. D. Gries. Drei Theile. Stuttgart, Löfflund und Sohn, 1831—33.

Das italieniſche Original zeichnet ſich durch äußerſten Wohlklang der Verſe aus. Der Inhalt iſt gewiſſermaaßen eine Fortſetzung oder Nachahmung des Orlando furioso von Arioſt, und ſteht an dichteriſchem Werthe zwar unter demſelben, gehört aber dennoch zu den liebenswürdigſten Gaben der Muſe, ja der anſpruchsloſe Leichtſinn, womit der Dichter ſeiner heitern Laune den Zügel ſchießen läßt, und ohne auf eine Regel zu achten, ohne Zuſammenhang, ohne Motiv, ohne Zweck überall, wie im bunteſten arabiſchen Mährchen nur das Spiel der Phantaſie und den Scherz verfolgt, alles dies Fehlerhafte iſt grade der Reiz des Gedichts und gewährt die angenehmſte Unterhaltung. Wir danken Herrn Gries für die Ueberſetzung, da es wahrhaftig derzeit in Deutſchland an luſtigen Büchern fehlt. Die Romane ſind ſteif und prude, eigne Luſtſpiele haben wir gar nicht, die forcirten von Raupach ausgenommen, und an die Stelle der alten komiſchen Literatur iſt der politiſche Humor getreten, der nicht ſokratiſch lächelt, ſondern ſardoniſch, d. h. im Krampfe lacht. Jenes altkluge, kalte, ernſte, finſterſtolze Weſen, das wir an den Nordamerikanern zu tadeln pflegen, iſt ſchon längſt über uns ſelbſt gekommen. Der liebenswürdige Wieland iſt verachtet, andre Meiſter der lachenden Grazien ſind kaum mehr dem Namen nach bekannt. Der Scherz iſt entflohn.

Ich weiß daher auch nicht, ob es nicht bei manchen unſrer Leſer Anſtoß finden wird, wenn ich geſtehe, daß mich die „albernen Späße“ des Fortiguerra ſehr ergözt haben; indeß ſey es drum, ich will keinen guten Geſchmack haben, wenn es mir nur ſchmeckt. Ausruhend von den ernſtern Geſchäften des Lebens, warum ſollte ich mich nicht an den frazzenhaften Gaukeleien des Italieners wie an luſtigen Traumbildern ergötzen? warum ſollte ich mich nicht in das offene unbefangene Gemüth des Kindes zurückverſetzen, um voll Neugier und Vergnügen zuzuſehn, wie der wackere Held Rinald eine ſchöne Prinzeſſin, die von zwei großen Kröten bewacht wird, befreien will. Das Thier,

Es ſezt ſodann ſich auf die Hinterpfoten,
Mit einem Maule, wie ſechs Oefen weit,
Mit Augen, Fenſtern gleich, durchſtrahlt vom rothen
Graunvollen Fackellicht bei'm Grabgeleit,
Und mit Geheul, wie wenn Sturmglocken drohten
Und Hörnerſchall erdröhnte weit und breit.
So packt's und ſchlingt ihn ein (o Schreckgebilde!)
Mitſammt dem Roß, der Rüſtung und dem Schilde.

Nun ſtellt euch vor, wie der Rinald erſchrocken
Bei dieſem Einſchluck mag geweſen ſeyn!
Er fand zum Glück den Krötenbauch faſt trocken
Durch jenen mächt'gen Riß, und ziemlich rein.
Drum faßt er friſchen Muth, und ohne Stocken
Sezt er dem Vegliantin die Sporen ein,
Sprengt durch den Panzen mit verhängtem Zaume
Und kommt von hinten aus dem dunkeln Raume.

Oder wenn zwei junge Ritter in das Land der Geſpenſter kommen, von denen ſie gefoppt werden:

Als Rinaldus indeß zum Berge rannte,
Woher die Stimme ſcholl, wie er geglaubt,
Fand er ein friſches Bächlein und erkannte
Zwei junge Weiber dort, höchſt unerlaubt
An einen Baum gekreuzigt; dieſe wandte
Den Rücken zu ihm her, und die das Haupt.
Ha, Rinaldus, ſprach eine dieſer Beiden,
So ſchnell vergißt du mich und meine Leiden?

Rinaldo's Sohn erſchrickt und ruft voll Bangen:
Coreſe, theure Gattin, keinen Harm!
Er zieht ſein Schwerdt, und brennend vor Verlangen,
Haut er den Baum; doch als er mit dem Arm
Sie will umſchlingen und den ſchönen Wangen
Die Lippe nahn, von keuſcher Liebe warm,
Beginnt der Baum im Kreiſe ſich zu drehen,
Den Kreiſeln gleich, und will nicht ſtille ſtehen.

Doch Rinaldus, der glaubt, er ſey im Traume,
Faßt ſeine Frau und dreht ſich nun mit ihr.
Da zeigt ein neues Wunder ſich am Baume:
Der Stamm wird roth, die Zweige wie Sapphir
Und alle Blätter gleich dem weißen Schaume.
Die beiden ſchönen Frau'n verſchwinden hier;
Denn Eine wie die Andre hüllt die Glieder,
Als weißer Schwan, in glänzendes Gefieder,

Und taucht ſich raſch in eines Sees Wogen
Und fängt gar lieblich an zu ſingen dort.
Vergangen war nicht lange Zeit, ſo flogen
Von jenem Baum die Blätter alle fort,
Die nun als Vögelein die Luft durchzogen;
Und auf den Boden fiel der Stamm ſofort
Und ward im Fall zu einer großen Schlange,
Die ziſchend niederglitt am Bergeshange.

Indeß die beiden Ritter Wald und Auen
Durchziehn, betäubt und in Verzweiflungswuth,
Spähn nach den Gatten auch die beiden Frauen
Raſtlos umher mit heißer Thränenfluth.
Auf eine Wieſe kommen ſie und ſchauen
Die Beiden todt, und rings umher von Blut
Das Gras geröthet. Als ſie dies endecken,
Wer kündet ihren Jammer, ihr Erſchrecken?

Sie raufen ſich die Locken aus, zerſchlagen
Die weiße Bruſt, und ſolch ein Jammern ſchallt,
Als ob Bauch- oder Hüften-Weh ſie plagen.
Drauf packen ſie die Schwerdter mit Gewalt,
Die ihre Männer an der Linken tragen,
Um ſich zu tödten. Wunder! alſobald
Verwandeln ſich die Schwerdter; eh man's ahne,
Wird dies Narciſſe, jenes Tulipane.

Die Leichen nun (wer glaubt' es wohl?) zerfließen
Wie Wachs am Feuer ſchmilzt, und durch die Au'n
Sieht man die ſchönſte Quelle ſich ergießen.
Wie Marmorbilder ſtehn die beiden Frau'n:
Wohl muß ſie dieſe Wandelung verdrießen,
Denn an der Quelle da iſt nichts zu ſchau'n
Von ihren Gatten, keine Spur, kein Zeichen;
Erſt ſahn ſie Jene doch, wenn auch als Leichen.

Als ſie ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen,
Entſchließt zum Bade ſich das ſchöne Paar;
Auch wird ein Trunk aus dieſer Quelle frommen,
Obwohl ſie Menſchenfleiſch noch eben war.
Sie ziehn ſich aus, von Niemand wahrgenommen,
Bald ſind ſie ihrer Röck' und Hemden baar;
Schon liegen Wams und Schnürleib, Strümpf' und Schuhe,
Auf grünem Raſen dort in guter Ruhe.

Als ſie entblößt, mit ſicherſtem Vertrauen,
Sich baden in der ehelichen Fluth,
Kommt eine Schaar von Rittern und von Frauen
Und überraſcht die Nackten wohlgemuth.
Sie wollen fliehn, allein verſchämtes Grauen
Hält ſie zurück; und alles, was man thut
Das Waſſer aufzurühren, macht's nicht trüber;
Drum werfen ſie die langen Locken über.

Zwei Ritter ſpringen in den Bach, verwogen,
Und wollen ſie ergreifen; doch geſchwind
Verſiegt die Fluth, die Ufer ſind entflogen,
Die Ritter und die Frau'n entführt der Wind.
Ein dichter Nebel hält das Paar umzogen,
Und jeder kleinſte Strahl des Lichts verrinnt.
Dann fliehn die Schatten, und nach kurzem Dunkel
Strahlt Alles rings vom hellſten Lichtgefunkel.

So vielerlei Gebild' und Truggeſtalten
Erzeugen ſich am dunkeln Himmel kaum,
Wenn Wolken ſich zerriſſen oder ballten,
Gejagt vom Südwind durch den weiten Raum —
Jezt ſieht man ſie als Schiffe, jezt entfalten
Sich Rieſen draus, jezt ein Cypreſſenbaum —
Wie hier die Frauen ſehn (doch ohne Lachen)
Bei'm wechſelnden Gebild derſelben Sachen.

Und alle die abentheuerlichen Geſchichten von der in ein Baumblatt gewickelten Schönen; von dem Kapuzinerkloſter im Wallfiſchbauch; vom Kampf mit dem Seekracken;

Digitized by Google

von der Prinzeſſin unter den Wölfen, vom weißen Marmorbild, das ſich bei einer nahenden Gefahr ſchwärzt; vom Stein, der unſichtbar macht; vom gehörnten Manne; vom Weiberſtaate, worin die Männer unterwürfig ſind; vom Vogel Greif, der Roß und Reiter in die Luft führt; vom Ungeheuer, das die Geliebte des Ritters, mit dem es kämpft, ihm als Schild vorhält.

Und dies geſagt, faßt er die goldne Lanze
Und ſprengt das Unthier an, verwegen, wild;
Doch dieſes, ſchlau und boshaft, packt die ganze
Deſpina feſt und macht ſie ſich zum Schild.
Und wie im Vatican, im größten Glanze,
Am höchſten Feſt, der Pfaff ein heil'ges Bild
Dem Volk zu zeigen pflgt mit frommen Mienen,
So hält das Unthier vor ſich hin Deſpinen.

Wohin nun Richardett die Lanze lenkt,
Da hält es gleich Deſpinen ihm entgegen;
So daß der tapfre Mann, verhöhnt, gekränkt,
Faſt der Gewalt des Grimmes wär' erlegen.
Wohl ſieht er ein, er kann nicht, wie er denkt,
Die Rache hier vollziehn; denn allerwegen
Dient jene ſtark dem Ungethüm zur Wehr,
Und ihrenthalb vermag er nun nichts mehr.

Die Geſchichte von den zwei, in einem Glaſe eingeſperrten Schönen, vom Mädchen mit dem Hundekopf, von der in eine Tigerin verwandelten Prinzeſſin, und ſo unzählige andre. Des Dichters Phantaſie iſt in dieſen Erfindungen oft ſehr originell, immer aber launig und unterhaltend.

Den geſchichtlichen Faden herauszuwickeln, wäre eine ſehr unnütze Mühe. Es treten die bekannten Helden aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen auf, und zahlloſe willkührlich erfundene Nebenperſonen, noch bunter als ſelbſt bei Arioſt. Im Vordergrunde ſtehn jedoch Richardett und die ſchöne Sultanstochter Deſpina, die ſich zuletzt heirathen. Die übrigen Helden kommen nicht ſo gut weg, am ſchlimmſten Ferragu, der komiſche Sündenbock des Gedichts, der halb an den Sancho Panſa, halb an einige burleske Figuren in Voltaires Pucelle erinnert. Aber auch die vornehmern Helden werden hier überall, nach dem Beiſpiel des Cervantes, in ihrer Menſchlichkeit gezeigt und das heroiſche Gedicht wird zum Theil gänzlich Poſſe. Roland bekommt Prügel. Reiſende Helden werden vom Wirth, den ſie nicht bezahlen können, feſtgehalten, zum Arreſt gebracht und müſſen das Geld durch gemeine Arbeit verdienen ꝛc. Das Komiſche herrſcht im ganzen Gedicht ſo ſehr vor, daß am Schluß Karl der Große, Roland und Rinald, durch eine Pulververſchwörung in die Luft geſprengt werden, und hoch genug fliegen, um lebendig im Himmel anzulangen.

Indeſſen nun die hochberühmten Degen
An reicher Tafel ſich ergötzen dort,
Ließ Gan an jenen Mordſtaub Feuer legen,
Und Zelt' und Ritter flogen plötzlich fort,
So wie die Blätter im December pflegen,
Wenn ſie vom Baume bläſt der rauhe Nord.
Doch Kaiſer Karl, Rinald und Roland flogen,
Sich faſſend bei der Hand, zum Himmelsbogen.

Sie flogen ſo geſchwind, ſo hoch empor,
Daß alle Drei (nach Gottes ew'gem Worte)
Die Köpfe ſtießen an des Himmels Thor.
Und Petrus öffnet' ihnen gleich die Pforte
(Bekannt war ihm die große That zuvor)
Und ſagte mild: Da ihr zu dieſem Orte
Den Eingang fandet, hat der Herr gewährt,
Daß ihr nicht mehr zur Erde wiederkehrt.

Das Sublimſte im ganzen Gedicht iſt folgendes Abentheuer. Deſpina kommt auf die glückliche Inſel der Fee Lirina, die ſie durch einen Liebestrank an ſich feſſelt und ihr alle Erinnerung an ihren geliebten Richardett nimmt. Dieſer kommt ebenfalls dahin. Deſpina erkennt ihn nicht wieder und verſpottet ihn. Lirina aber gibt ihr den Rath, wenn er ſie ferner verfolge, ſich zärtlich gegen ihn zu ſtellen, zu thun, als ob ſie ihn ſchon längſt geliebt habe, ihn Richardett zu nennen, und ihn dann, wann ſie ihn wehrlos in den Armen hielte, mit einem Dolche zu durchbohren. Sie gehorcht, der Zauberer Malegys ſchiebt ihr aber ſtatt des wahren Richardetts ein ihm ähnliches Trugbild unter, und Richardett ſelbſt muß zuſehn, wie ſie ihre verſtellten Liebkoſungen an ſeinem Ebenbild verſchwendet und es dann erdolcht. Er hat ſich nun von ihrer vermeinten Treuloſigkeit völlig überzeugt, am Ende aber hört mit der Wirkung des Zaubertranks auch die Täuſchung auf.

Unter dieſe ſeltſamen Geſchichten ſtreut der Dichter zuweilen Betrachtungen ein, die einen feinen Sinn und edles Gemüth verrathen, z. B.

Doch weil Natur, ihr ſchönen Frau'n, euch eben
Den Zwiebeln gleich zu bilden hat gemocht,
Das heißt, mit tauſend Häuten euch umgeben,
Die ganz verbergen, was im Innern kocht:
So könnt ihr leicht mit Täuſchung uns umweben;
Und Mancher, der auf eure Liebe pocht,
Iſt euch verhaßt, und mancher Andre nennet
Euch grauſam, hart, für den ihr heimlich brennet.

Doch ſolche Schalkheit iſt den Frauen eigen
Und ſolche Schaam, daß manche fähig war,
Gewalt'gen Haß und Abſcheu dem zu zeigen,
Den lieber ſie zerküßte ganz und gar,
Und zum Verhaßten ſich mit Huld zu neigen,
Kurz nie in Thaten noch in Worten wahr.

Digitized by Google

Verſtehn ſie ſo ihr Sehnen zu verſtecken,
Daß kaum nur, kaum Gott ſelbſt es kann entdecken.

* * *

Des Menſchen Leben gleicht ſchier einem Zimmer,
Das man mit Bildern mancher Art geſchmückt.
Hier iſt Madonna, unſre Hoffnung immer,
Die weinend zu dem todten Sohn ſich bückt;
Dort Hiob, wundenvoll, entblößt, von ſchlimmer
Krankheit und ſeines Weibes Hohn gedrückt;
Hier Wüſtenei'n und Meer' und Berg' in Fülle;
Dort Thais, Phryne, Venus, ohne Hülle.

So iſt der Menſch bald luſtig, bald beklommen;
Bald läſtert er, und hat es bald bereut,
Iſt bald von Lieb' und bald von Zorn entglommen;
Bald ſpendet er den Armen manchen Deut,
Bald hat der Geiz ihm den Verſtand benommen;
Bald ſtiehlt er, wo er kann, ganz ungeſcheut.
Kurzum, er dreht und ändert ſich geſchwinde,
Wie eine Wetterfahn' in jedem Winde.

Daſſelbe Ding ſteht manchmal hoch in Ehren
Und wird ein andermal für ſchlecht erkannt.
Allein ich will hier nicht Moralien lehren,
Nicht dem vernünft'gen Thiere, Menſch genannt,
Andeuten, was zu fliehn, was zu begehren.

Ueber ſeine Perſönlichkeit ſpricht er wenig, doch erklärt er ſich als einen Feind der den Dichtern nicht ſelten eignen Schmeichelei und Schmarozzerei bei den Großen.

Ich hielt mich ſtets von dieſem Laſter fern,
Denn ich will nichts erſtreben, nichts erzwecken.
Ich habe Wenig oder Viel gleich gern,
Und nichts verlang' ich aus des Freundes Säcken.
Ich ſchmeichle nicht, ich ſtreichle großen Herrn
Den Kuyen nicht und mag nicht Speichel lecken,
Damit ich nur zu etwas großem Steige
Und mich in roſenfarb'nen Kleidern zeige.

Ein wackrer Mann, der Reblichkeit ergeben,
Wird lieber darben im geringſten Stand,
Und müßt' er auch in tiefſter Armuth leben,
Als ſich durch Schmach und Schändlichkeit gewandt
Zum Prahlhans und zum großen Herrn erheben;
Wie Viele thun, mit ſchlechtem Volk verwandt,
Die Brut der Späher, Schergen, Henkersleute.
O würden alle der Harpyen Beute!

Sie, die durch Kuppeln oder Poſſenreißen
Dahin gelangt, daß jeder, der ſich ſehn
In Ehren will, umſonſt ſich wird befleißen,
Wenn er nicht will mit dem Geſindel gehn,
Nicht will durch ſchlechte Hand begünſtigt heißen.
O möchten all' auf einmal untergehn,
Die Väter jeder Schmach, die wahre Seuche
Der edeln Kunſt und würdiger Gebräuche!

Und dieſe nun, die Göttern gleich ſich ſtellen,
Die kurz zuvor im tiefſten Schlamm geſteckt
Und ſtatt des Weines hatten Flüſſ' und Quellen,
Und deren Tiſch, mit Schnepfen jezt bedeckt,
Nur Kohl und Erbſen trug in höchſten Fällen —
Die ſoll ein Mann, der jederzeit bezweckt
Mit Phöbus und den Muſen zu verkehren,
Demüthig und mit bloßem Haupt verehren?

(Die Fortſetzung folgt.)

Kupferwerke

1) John Flaxmanns Umriſſe zu Dantes göttlicher Komödie. 1ſte Lieferung, Hölle. Karlsruhe, Kunſtverlag von Creuzbauer. London, A. Schloß. Paris, J. Veith.

2) Hiſtoriſch-romantiſche Bildergallerie. Bildliche Darſtellungen aus der alten und neuen Welt, in monatlichen Lieferungen. Sammlung der ſchönſten Stahlſtiche von den ausgezeichnetſten Meiſtern. Mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. C. Schmidt. Daſelbſt.

So ſchwer es iſt, die rieſenhaften Höllenbilder Dantes, das Schattengewimmel und das den Anblick fliehende unterirdiſche Gewürge und Gemarter zur maleriſchen Anſchauung zu bringen, ſo hat doch Flaxmann grade durch bloße Umriſſe, die mehr andeuten als ausführen, einen großen Theil dieſer Schwierigkeiten überwunden, und ſein Dante wird neben ſeinem Homer immer dem, der die Werke dieſer großen Dichter ſtudirt, eine freundliche Zugabe bleiben.

Das zweite Werk gehört zu den beiſpiellos wohlfeilen und verdient dieſes Prädikat, denn ein Heft, welches 7 Stahlſtiche enthält, koſtet nur 48 kr. Das erſte Heft liefert ein ſehr ſchönes Abbild von Horaz Vernets Cavalcatore, geſtochen von Frommel, der überhaupt das Techniſche dieſes neuen Kunſtverlags zu leiten ſcheint und deſſen ſchöne Bilder Griechenlands wir vor einiger Zeit in dieſen Blättern rühmten. Auch die übrigen Stiche, der Genfer-See im Mondſchein, das Gelübde (einer Mutter, die ihre Tochter dem Altar weiht), die Landſchaft von Troja, eine Anſicht von Zante und zwei Flaxmann'ſche Umriſſe zum Homer ſind ſchön. Doch würden die Unternehmer vielleicht beſſer reuſſiren, wenn ſie keine Umriſſe, weniger Landſchaften und mehr hiſtoriſche oder Genrebilder wählten.

Digitized by Google

Pyrker.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 99. — 30. September 1833.

Epische Dichtkunst.

(Fortſetzung.)

2) Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erſter Theil. Tuniſias. Zweiter Theil. Rudolph von Habsburg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1832 und 33.

Der ehrwürdige Kirchenfürſt Ungarns, der in dem erſten dieſer Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg in Homeriſcher Weiſe und Versart beſungen hat, gehört zu den ſeltenen Sängern, deren Leben und Dichtung durch ein wunderbares Schickſal verbunden ſind, da insgemein die heutigen Dichter nur das dichten, was ſie nicht erleben, nur das erleben, was ſie nicht dichten. Pyrker gleicht in vieler Beziehung dem edlen portugieſiſchen Sänger Camoens, der die Thaten Vasco de Gamas in Indien beſang, nachdem er ihn dahin begleitet hatte. Denn Pyrker war, bevor er ſeine Tuniſias ſang, ſelber Sklave zu Tunis geweſen, und nur darin gleicht er Camoens nicht, daß die Heimath, zu der er wiederkehrte, dankbarer gegen ihn war.

Auf dieſe Beziehung des Dichterſchickſals zum Gedicht muß aufmerkſam gemacht werden, um das leztere zu würdigen. Weit entfernt, gleich andern neuen Dichtern, nur fremde Leiden zum Studium zu machen, hat Pyrker ſelbſt gelitten, und dies gibt ſeiner Darſtellung eine unnachahmliche Lebendigkeit und Wärme. Er kennt nicht nur die Lokalitäten von Tunis, er hat auch die Noth der Chriſtenſklaven, alle Gefühle derſelben, den ganzen grellen Kontraſt zwiſchen Chriſtenthum und Islamismus und endlich die Wonne der Befreiung ſelbſt durchlebt. Er konnte daher den Kampf, der vor drei Jahrhunderten ſich ereignete, darſtellen, als ob er ſelbſt dabei geweſen wäre.

Er hat nicht die romantiſche Form des Taſſo, ſondern die klaſſiſche des Homer gewählt. Dies muß uns heute, da wir je mehr und mehr die Form durch den Gegenſtand bedingt wiſſen wollen, einigermaaßen befremden, doch hat die bisherige deutſche Poeſie ſich mannichfaltige Ausnahmen davon geſtattet, insbeſondere nach dem Vorgang von Klopſtocks Meſſias. Auch iſt es gewiß, daß die Homeriſche Form ſich, abgeſehn von Chriſtenthum und Romantik, für kriegeriſche Darſtellung und für epiſche Landſchaftsgemälde, als die muſterhafteſte darbietet.

Folgendes Bild der am feuerſpeienden Aetna im Sturm vorüberjagenden chriſtlichen Flotte mag von der poetiſchen Kraft des Dichters Zeugniß geben:

Doch nun ſchwebte die Nacht mit weitverbreiteten Flügeln,
Leiſern Fluges, herab, und umhüllte des Meeres Gewäſſer,
Guaſto's Macht trieb noch, auf der wogenden Wüſte verſchlagen,
Fern' Cagliari's erſehnetem Port, in der dunkelen Nacht um:
Denn ein brauſender Nord führt' ihn, unhemmbarer Eile,
Nach dem meereinengenden Thal hinunter, wo vormals
Stets, der Charybdis zugleich, und der furchtbaren Scylla der Schiffer
Zitterte. Dort erſcholl ihm jezt urplözlicher Aufruhr
Vor dem Schooße des Aetna heran. Mit entſezlichem ſchwanger
Lag er, kreißend in Weh'n. Er wüthete — ſtürzende Felſen
Schleudernd mit lautem Gekrach, Orkanengetümmel, und Gluthſturm,
Weit in den Tiefen umher, daß rings das Meer, und die Erde
Schwankte vor Angſt, bis er jezt aus des Grauens Geburt warf.

Erſt aus dem finſteren Schlund, in meilenumkreiſender Breite,
Quoll Rauch auf — weithin am Himmel die Sterne verſchlingend,
Und in dem wirbelnden Flug' durchzuckten ihn bläuliche Blize.
Dann aufbrauste, wie Staub, vom Winde gerafft an dem Kreuzweg,
Odemberaubender Schwefelqualm, und ſtöbernder Aſche
Dichtes Gewölk, und jezt, in wüthender Eile geſchleudert,
Raſſelten glühende Stein' ihm nach — jezt hob ſich die Flamme
Himmelempor, und leuchtete fern in die finſtere Nacht hin.
Rings erglühte das Meer. So hoch die Flamm' an die Wolken
Loderte, ſank ihr Bild ſo tief in's dunkle Gewäſſer
Nieder, und warf in die Unterwelt hellleuchtende Funken.
Aber den kreißenden Berg durchwühlten noch ſtärkere Wehen.
Unterirdiſcher Donner rollt'; aufrauſchten die Wogen —
Schlugen das ſchäumende Haupt im Kampfe zuſammen; des Aetna
Scheitel erbebte: denn, o des grauſenerweckenden Anblicks!
Jezt ausſpie ſein Schlund die glühende Lava: ſie wälzte
Breiter, und flammender ſtets, die feurigen Wogen herunter.
Laut aufheulten die Lüft', und die Schöpfung ſchauderte ringsum.
Doch Del-Guaſto's Heer flog dann im ſauſenden Sturmhauch
Eiliger fort auf dem Meer, Sardiniens Küſten entgegen.

Aber nicht war in des Berg's Abgründen allein der Empörung
Wildes Getümmel erwacht — auch hoch in den Lüften begann jezt
Furchtbar dräuender Kampf, und ſeelenerſchütternder Aufruhr:
Früh' erkannten die Schiffer, vom Bord die perlenden Fluthen
Schauend: es nahe der Sturm. Sie zogen die dichteſten Segel
Auf an den Mittelmaſt, und ordneten ſorglich die Taue.
Doch nun brauste der Wind fern her: dem thürmenden Wall gleich,
Hob ſich vor ihm die Fluth, und rauſcht' auf die gleitenden Schiffe
Nieder, und dann aufwogten ſie rings unendlich, und furchtbar.
Jezo in Wolkenhöh'n auf dem Saum der heulenden Wogen
Schwebten die Schiff', und jezt, in des Meer's Abgründe geſchleudert,
Deckte ſie dunkler Fluthen Nacht, wie verloren auf immer.
Ueber das hohe Verdeck hinüber, herüber ergoß ſich
Wüthender Wogen Schaum, und nezte die flatternden Wimpel.
Muhameds Aug' erglänzte vor Luſt: die gährenden Blize
Schauend im Donnergewölk, das über den Schiffen der Chriſten
Grau'nvoll hing. Er winkte, voll Haſt, den grimmigen Geiſtern
Attila's — winkte den Seinen zugleich. Sie brausten im Eilflug
Näher, und, wie die Schar der ſchwarzbefiederten Raben,
Aufgeſchreckt vom Knall todtſchmetternder Büchſe, vom Anger
Laut, mit Geſchrei, ſich erhebt, und immer in engeren Kreiſen
Ueber des Schützen Haupt durchrauſcht die ſauſenden Lüfte:
So durchſtürmten auch hier die unzähligen Geiſter der Wolken
Gährenden Schooß, bis ſolcher in feindlicher Reibung entbrannt war.
Siehe, da zuckte der Bliz, und zerriß den finſteren Himmel
Schnell von Weſten bis Oſten hinauf! Dem rollenden Donner
Dröhnte die Welt umher, und Ströme des ſauſenden Regens
Peitſchten, mit ehrnem Geraſſel, die Fluth. Fort krachte der Donner —
Krachte durch Sturmgeheul, und Gebrüll empörter Gewäſſer,
Endlos fort. Wie links, und rechts die Schiffe ſich beugten,
Hoben zum finſtern Gewölk ringsher (entſezlich zu ſchauen)
Flammende Wogengebirg' ihr Haupt: denn ſtrahlender Blizglanz,
Schwärze der Nacht, traf wechſelnd das Aug' erblindender Menſchen.

All' den Schiffenden hier umzog die bläſſeren Wangen
Todesfurcht: ſie harrten, verſtummt, des nahen Verderbens;
Doch der edele Kaiſer ſah nach dem Sturm, und Gewitter,
In erhabener Ruhe hinaus; der hohen Verheißung
Tröſtender Strahl erfüllte ſein Herz, das niemals gebebt hat.
Und im eilenden Flug' entſchwand das grauſe Gewitter.
Regen sauste nicht mehr; die Winde verſtummten; der Donner
Wüthete nicht; nur fern am Rande des wölbenden Himmels
Murrt' er dumpf, und dumpfer noch fort, wo flatternde Blize,

Digitized by Google

Kehrend, und fliehend zugleich, die dunkeln Gewäſſer erhellten.
Aber noch lange tobte das Meer, bis leiſe zu Hügeln
Schwanden die Wogengebirg', und die Hügel zu fluthenden Eb'nen.

In der Tuniſias bilden Afrika und Europa, Land und Meer, Islam und Chriſtenthum, Noth und Befreiung die lebhafteſten Gegenſätze ſowohl in der landſchaftlichen, als hiſtoriſchen Malerei des Epos und es waltet durch das ganze Gedicht eine poetiſche Gerechtigkeit; wir nehmen innigen Antheil an den Helden, die ihre Brüder aus den Ketten der Sklaverei befreien. Nicht dieſelben ſchönen Kontraſte und nicht dieſelbe Gerechtigkeit finden wir in dem zweiten Gedicht, Rudolph von Habsburg. Zwar pflegt die poetiſche Dankbarkeit gegen das Haus Oeſterreich auf dieſen Helden jede Tugend und jeden romantiſchen Reiz zu übertragen; indeß ſteht er uns doch zu hiſtoriſch nahe, als daß uns der Widerſpruch zwiſchen ſeinem Bild in der Wirklichkeit und den poetiſchen Idealen nicht auffallen ſollte. Pyrker iſt nicht der erſte, der in Rudolph von Habsburg das perſonificirte Gute, im Böhmenkönig Ottokar dagegen das perſonificirte Böſe dargeſtellt hat; allein Rudolph war weder ſo gut, noch Ottokar ſo ſchlimm, als daß ſie dieſen poetiſchen Mißbrauch ihrer Charaktere rechtfertigen könnten. In des Böhmenkönigs Troz liegt durchaus nichts, was wir tadeln könnten. Man wird doch dem Tſchechen nicht vorwerfen wollen, daß er den Deutſchen haßt. Kann es in der Welt einen natürlicheren Haß geben? Eben ſo wenig kann man den König Ottokar darum tadeln, wenn er, in den Begriffen, welche ſein rohes Zeitalter von der Ehre hatte, ſich gekränkt fühlte, als ſtolzer König einem kleinen Grafen gehorchen zu müſſen, der überdies in ſeinem Betragen nicht eine Spur von Edelmuth an den Tag legte. Rudolph pikirte ſich ja darauf, Ottokarn den Grafen fühlen zu laſſen, und ihn auf eine eben ſo hämiſche als rohe Weiſe zu beſchämen; wie in aller Welt ſollen wir es nun tadeln, daß der tödtlich beleidigte Ottokar den Kampf fortſezte und das Leben für ſeine Ehre ließ; die poetiſche Gerechtigkeit iſt ganz auf ſeiner Seite. Und betrachtet man Rudolph noch ferner, ſieht man ſeine wohlberechnete Habgier, ſeine politiſche Schlauigkeit, ſeine eines Kaiſers nicht würdige Traktaten mit den Fürſten, denen er die kaiſerlichen Prärogativen für den öſterreichiſchen Herzogshut verkaufte, ſo erkennt man bis zur Evidenz, daß es ihm mit ſeinem Kampf gegen Ottokar nicht um die Wahrung der Kaiſerwürde gegen die unbotmäßigen Reichsfürſten, ſondern nur um die Beraubung Ottokars und um ein Erbe für ſeine Kinder zu thun war. Mit einem Wort, das Reich war ihm eine Kuh, die er für ſich und ſeine Kinder melkte. Ein ſolcher Charakter gehört nicht unter die ehrwürdigen der deutſchen Geſchichte und am allerwenigſten unter die poetiſchen.

Davon abgeſehn, hat Pyrker auch hier eine ſchöne poetiſche Kraft entfaltet und ſeinen Helden mit Hinweglaſſung deſſen, was ihn verkleinert, nur im Licht des gütigen Siegers und weiſen Ordners dargeſtellt, und dagegen Ottokars Bild durch die Umgebung von böſen Geiſtern gehörig verdunkelt. Die Schaaren des Oſtens gaben dem Dichter zu originellen Kampfgemälden Anlaß. So ſchildert er z. B. die wilden Cumanier:

Aber entſetzlich wüthet im Feld der grimmige Kune.
Ordnungslos, bald links, bald rechtshin gewendet im Eilflug,
Brauſ't er heran wie der Sturm. Er ſchnellt von der tönenden Sehne
Durch die heulende Luft den befiederten Pfeil, und verfehlt nie,
So er den Gegner in's Auge gefaßt, in die Bruſt ihn zu treffen.
Aber von dieſem bedrängt, entflieht, und kehret er wieder,
Liſtengeübt; läßt oft dem fliehenden Roſſe den Zügel;
Wendet ſich hurtig im Sattel herum, und ſchleudert des Tſchakans
Eiſengewichtige Laſt dem Nahenden mächtig entgegen.
Sieh', und hatt' er ihn etwa verfehlt, da ſezt er ſich wieder
Raſch, im Schwunge, zurecht in dem Sattel; ergreifet die Zügel;
Lenkt im kreiſenden Lauf mit eiſernem Drucke der Schenkel
Eilig den Läufer heran, und ſo der entflogenen Waffe
Nahend, ſchwebt er mit einem Fuß noch im Riemen des Bügels;
Beugt ſich nieder im Flug, und hebt ſie empor in die Lüfte,
Ehe der Feind ſich geſtellt, und des Fliehenden Jauchzen vernommen.

Die bekannte, von Schiller ſo ſchön behandelte Sage, flicht Pyrker ebenfalls ein.

„Laut erbrauſet der Sturm, und jagt tiefhangende Wolken
Ueber die finſteren Berge hinaus. Der laubige Hochwald
Trieft, der Gießbach rauſcht, vom dauernden Regen geſchwollen.
Sieh', da ſaß ein Ritter am Bach: von der edelen Stirne
Glänzt' ihm der Heldenmuth — aus den bläulichen Augen die Wahrheit,
Lieb', und Treu'. Er ſah in die Fluthen: ſie ſauſ'ten, und brauſ'ten,
Eilten im Fluge dahin, und er dachte der fliehenden Jahre.
Aber der Rappe ſcharrt; laut winſelt der gierige Schweißhund:
Denn kein Wild auftrieb er im Forſt, und der Ritter erhebt ſich
Heim zu zieh'n in die Burg, wo ſein die Liebenden harren.
Jezt erreicht Geklingel ſein Ohr. Von dem finſtern Wald her
Naht ein Prieſter des Herrn dem Ufer, im ſchimmernden Chorrock.

Und mit goldener Stol' an der Bruſt, nachſchreitend dem Meßner
Eilig, das Engelsbrod zu dem ſterbenden Manne zu tragen.
Doch jezt ſchaut er, voll Angſt, umher: denn ſiehe, der Gießbach
Schwemmte den Steg aus dem Grund, und drüben aufjammert die Hausfrau:
Hörbar poche der Tod an der Thür', und es lechze der Gatte
Nach der Labung, die ihn auf die Reiſ' in die Ewigkeit ſtärke.
Alsbald ſtreifte der Prieſter am Bach die Schuh' von den Füßen,
Dort die rauſchende Fluth hinüber zu waten, entſchloſſen.
Solches gewahrte der Ritter kaum, ſo kam er, und bot ihm,
Erſt anbetend den Heiland der Welt, das geſattelte Reitroß
An zu heiligem Dienſt, und kehrte vergnügt, zu den Seinen.
Als der Abend ſank, und die Welt im roſigen Schimmer
Glühete, ſieh', da führte das Roß der Prieſter am Zaume
Ueber den Burghof her, und ſagt' es dem Ritter mit Dank heim!
Aber er ſprach: „Was dünkt dich? Nein, nicht diene dies Reitpferd
Fürder zu ſchnödem Gebrauch', das meinen Erlöſer getragen:
Denn nun ſey's der Kirche des Herrn mit dem Feld' an dem Weiher
Frei geſchenkt, daß Keiner umſonſt nach dem Heiligſten ſchmachte!"
D'rauf der Prieſter begann: „So vergelt' es dir Gott, der Erbarmer,
Edeler Herr, was du mit erbarmendem Sinn' an dem Diener
Seiner Kirche gethan: ſtets mög' es dir glücklich ergehen!
Ha, mir ſagt es mein Geiſt, und ich irre nicht (ſey dies Geheimniß
Dir in den Tiefen des Herzens bewahrt) dir zieret die Scheitel
Einſt des heiligen, römiſchen Reichs erhabene Krone!
Herrſchen wird dein Geſchlecht auf dem herrlichſten Thron' in die Zukunft
Endlos hin. Dein Ruhm erfüllet die Gränzen der Erde."

3) H. E. Fuchs's heroiſch-komiſches Gedicht, der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600, mit Varianten der Schnurr'ſchen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung, herausgegeben von F. W. Genthe. Eisleben, Richardt, 1833.

Der Ertrag iſt für die Bibliothek des Gymnaſiums zu Eisleben beſtimmt. Das Gedicht ſelbſt hat nur antiquariſchen Werth und entbehrt des tiefen geiſtreichen Spottes, der z. B. den Reinecke Fuchs durch- und durch beſeelt. Es iſt urſprünglich eine Spielerei der ſogenannten maccaroniſchen Poeſie, eine Nachahmung der homeriſchen Batrachomyomachie durch den Italiener Folengo († 1544), und wieder deutſch bearbeitet durch Fuchs.

Sanguileon, der Mückenkönig ſizt auf ſeinem Thron. Eine Mücke kommt athemlos und erzählt, der Ameiſenkönig Graneſtor ſey ins Land gefallen und habe ein großes Heer Mücken erſchlagen.

Da ſolche Red' beſchloſſen ward
Streckt' ſie die Füß; ſtarb auf der Fahrt.
Als der König dieſe Mähr hört,
Wurd' er ſo raſend und bethört ꝛc.

Der Rieſe Skannacaballa, König der Bremen, Sanguileons Schwager, wird um Hülfe gerufen. Er ſezt ſich ſogleich auf ſeinen Käfer und reitet herbei, ſeine Leute folgen aber, von Schnecken gezogen, etwas langſam nach. Ferner kommen die Schnacken, die Roßfliegen ꝛc. und verdunkeln die Sonne,

Daß Phöbus plözlich dunkel war,
Und daß ſo große Furcht durchfuhr
Der Götter Herz, daß ſich verſchlich
Ihr' Farb und ihn' ihr' Kraft entwich.

Das Heer der Mücken koncentrirt ſich.

Sanguileo, der theure Mann
Legt auf dem Plan den Harniſch an,
Aus zweien Nußſchalen gemacht,
Ein gelb Rübſämblatt war ſein Schild,
Ein ſtark Hirſchäls hübſch vergüldt
War ſein Helmlein, ſein Schüzer gar
Ein' nadelſpize Säuborſt war.
Indeß führt man durchs Lager her
Sein freudiges tobendes Pferd,
Das war ein' Grill', gar guter Art,
Zu Kriegshändeln mit Fleiß geſpart ꝛc.

Auf der andern Seite rüſten ſich nun auch die Ameiſen, mit ihren Bundesgenoſſen, den Wanzen, Läuſen, Flöhen und Spinnen. Sie befeſtigen ſich. Die Mücken kommen an, und es folgt eine lange Belagerung. Den Ameiſen mangelt der Proviant, da ſpinnen die hungrigen Wanzen Verrath an, aber durch eine patriotiſche Laus, die von ihrem Liebhaber den Anſchlag erfährt, wird die Feſtung gerettet, und die Mücken werden durch ein Kartätſchenfeuer von ſchwarzen Mohnkörnern vertrieben. Endlich kommt es zur Hauptſchlacht, in welcher die Mücken gänzlich geſchlagen werden und zulezt noch in die aufgeſtellten Neze der Spinnen fallen.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

№ 23.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[278] Von den

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, taurinensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. 8 maj. Vol. VII. Pars I.

hat ſo eben die Preſſe verlaſſen und wird zur Michaelis-Meſſe an alle Buchhandlungen verſandt werden.

Der Inhalt iſt mit Ausnahme von Nr. I und VIII bisher unedirt geweſen.

I.	Προλεγόμενα τῶν στάσεων. . . .	1 — 34
II.	Προλεγόμενα τῶν στάσεων. . . .	34 — 49
III.	Ἕτερα προλεγόμενα τῶν στάσεων.	49 — 51
IV.	Προλεγόμενα τῶν εὑρέσεων. . . .	52 — 54
V.	Εἰς τὸ περὶ εὑρέσεων Ἑρμογένους ἐπίτασις ἀνεπίγραφος.	55 — 74
VI.	Σημειώδες εἰς τὰς εὑρέσεις. . .	74 — 76
VII.	Κεφάλαια τοῦ ά βιβλίου τῶν ἰδεῶν.	77 — 89
VIII.	Συριανοῦ εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν. .	90 — 103
IX.	Ἀνωνύμου σχόλια εἰς τὰς Ἑρμογένους στάσεις.	104 — 695

Der 2te Theil von Vol. VII und Vol. VIII, ebenfalls Unedirtes enthaltend, ſind bereits unter der Preſſe und werden zur Oſtermeſſe unfehlbar erſcheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[279] In der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München iſt ſo eben erſchienen und durch alle ſoliden Kunſt- und Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu beziehen:

Auswahl von 30 der vorzüglichſten Gemälde der Pinakothek in München. 5te Lieferung. 8 fl.

Dieſe Lieferung enthält folgende 4 Blätter, und wird jedes Blatt auch einzeln abgegeben zu 4 fl.

Latona auf der Flucht mit ihren Kindern Diana und Apollo, nach Rubens.
Ein Seeſturm, nach C. Vernet.
Eine franzöſiſche Bauernfamilie feiert das Dreikönigsfeſt, nach Metzer.
Maria mit dem Chriſtuskinde von Engeln umgeben, nach Ceſari.

Herzoglich Leuchtenbergiſche Gallerie in München. 5te Lieferung. 8 fl.

Dieſe Lieferung enthält folgende 4 Blätter, wovon auch jedes einzeln abgegeben wird zu 4 fl.

Der alte Seehafen von Antwerpen, nach J. Cogels.
Ein Kopf, nach Raphael.
Chriſtus als Hirtenknabe, nach Murillo.
Eine Oſteria in Rom, nach Laurens.

---

[253] So eben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

RÉPERTOIRE

du théâtre français à Berlin,

ou Collection des meilleures piéçes du théâtre français moderne.

116 piéçes in gr. 8. 1830 — 33. à ⅓ — ½ Thlr.

Victor Hugo, Hernani. Drame. 2me édit. ½ Thlr.
— — Marion de Lorme. Drame. ⅓ Thlr.
— — Le Roi s'amuse. Drame. ⅓ Thlr.
— — Lucrèce Borgia. Drame. ⅓ Thlr.
Cas. Delavigne, Louis XI. Tragédie. ⅓ Thlr.
— — Les enfans d'Edouard. Tragédie. ⅓ Thlr.
Molière, Tartuffe; L' avare. Comédie à ⅓ Thlr.

Le catalogue de ce Répertoire se discribue gratis.

Paris,

ou le livre des Cent-et-un.

12 Vol. in 8. vélin. 10 Thlr. einzeln ⅞ Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Herabgesezte Preise.

The complete Novels of Walter Scott.

70 Vol. in 8. 1825 — 30. (statt 70 Thlr.) 35 Thlr.

Jeder Roman einzeln, der Vol. à ⅞ Thlr.

The Abbot, 3 Vol. The Antiquary, 3 Vol. The Bride of Lammermoor, 2 Vol. The black dwarf, 1 Vol. The Fortunes of Nigel, 3 Vol. Guy Mannering or the Astrologer, 3 Vol. The Heart of Mid Lothian, 3 Vol. Ivanhoe, 3 Vol. A Legend of Montrose, 2 Vol. The Monastery, 3 Vol. Old Mortality, 3 Vol. Peveril of the Peak, 4 Vol. The Pirat, 3 Vol. Quentin Durward, 3 Vol. Redgauntlet, 3 Vol. Rob Roy, 3 Vol. St. Ronan's Well, 3 Vol. Tales of the Crusaders, 4 Vol. Waverley, 3 Vol. Woodstock, 3 Vol. Lives of the Novelists, 2 Vol. Chronicles of the Canogate, 2 Vol. Tales of a Grandfather, 2 Vol. The fair Maid of Perth, 3 Vol. Anna of Geierstein, 3 Vol.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[263] Neue homöopathiſche Schriften:

Dr. G. W. Groß, Das Verhalten der Mutter und des Säuglings, vom Augenblicke der Empfängniß an bis zu dem Zeitabſchnitte, wo ſie lezteren entwöhnt; in diätetiſcher und heilkundiger Rückſicht. Ein Taſchenbuch für Neuvermählte. geb. 18 Gr.

Digitized by Google

S. Hahnemann, reine Arzneimittellehre. Zweiter Theil, dritte vermehrte Auflage. Pränumerationspreis bis Ende d. J. 2 Thlr. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr. Alle 6 Bände im Ladenpreiſe 12 Thlr. 12 Gr., koſten bis Ende d. J. nur 9 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen.

ſind in der Arnold'ſchen Buchhandlung erſchienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben.

Für Rechtsgelehrte.

Dr. A. S. Kori, Erörterungen praktiſcher Rechtsfragen aus dem gemeinen und ſächſ. Civilrechte und Civilproceſſe, mit Beziehung auf die darüber vom K. S. Appellationsgerichte ertheilten Entſcheidungen. Dritter Theil. gr. 8. 18 Gr. Der erſte Theil koſtet 1 Thlr. 4 Gr. und der zweite 1 Thlr. 8 Gr.; mithin alle drei Theile 3 Thlr. 6 Gr. in allen Buchhandlungen.

Dresden, im Julius 1833.

Arnold'ſche Buchhandlung.

---

[252] So eben iſt erſchienen und durch A. Marcus Buchhandlung in Bonn zu beziehen:

Schmerling, Dr. P. C., Récherches sur les ossemens fossiles découvertes dans les cavernes de la province de Liège; ouvrage accompagné de planches lithographiées en Folio. Première partie, première livraison. gr. in 4. Liège. broch. 5 Rthlr. 20 gGr. oder 10 fl. 30 kr.

---

[271] In der Nauck'ſchen Buchhandlung in Berlin iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Preuß, J. D. E., Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. 3ter Band gr. 8. mit Urkundenbuch. Subſcriptionspreis: Velinpapier 5⅓ Thlr. Schreibpapier 4⅓ Thlr. Druckpapier 3⅓ Thlr.

Architektoniſche Entwürfe aus der Sammlung des Architekten-Vereins zu Berlin. gr. Fol. 1ſtes Heft, 6 Blatt Kupferſt. und 1 Blatt Text. 2 Thlr.

Gieſebrecht, L., Lehrbuch der alten Geſchichte. gr. 8. 14 gGr.

---

[266] Bei F. Tendler in Wien iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Fragmente

aus dem

Tagebuche eines jungen Ehemanns.

Von

Ritter Braun von Braunthal.

8. geb. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Alles Intereſſante, Schöne, Beſtändige und Zufällige, was als Bild in den geheimnißvollen Rahmen der Ehe paßt, hat der geiſtreiche und durch mehrfache Erſcheinungen ausgezeichnete Verfaſſer in dieſem jüngſten Werke niedergelegt. Poetiſch, philoſophiſch und hiſtoriſch findet ſich hier in einzelnen Fresken alles dargeſtellt, was im räthſelvollen Liebe- und Verhältnißleben der Ehe vorkommen, oder was, wenn es gleich der allgemeinen Anſchauung angehört, vor dem Auge der Verehlichten in beſonderer Farbe erſcheinen muß. Mit Kurzem alſo: der Spiegel der Ehe, und endlich die ganze Mit- und Außenwelt vor dieſem hingeſtellt; dieß iſt die ſchöne Tendenz des „Tagebuches" von einem reichbegabten Geiſte kräftig ausgeführt. Wenn der Herr Verfaſſer gleich nur den beſcheidenen Titel „Fragmente" für ſein Werk in Anſpruch nimmt, ſo wird ſich jeder Leſer doch bald überzeugt fühlen, was für ein umfaſſendes und intereſſantes Ganzes dieſe Fragmente bilden, welche gewiß bald zu der geſuchten Lektüre des gebildeten Publikums gehören, und für Vermählte, Brautleute und Eheluſtige vom höchſten Intereſſe ſeyn werden.

---

[283] Münzabdrücke zu verkaufen.

Eine Sammlung von ungefähr zehntauſend Münzabdrücken in Gyps, welche in zwei elegant gearbeiteten Schränken von Nußholz, jeder mit 42 Schubladen ſich befindet und an denjenigen Liebhaber überlaſſen werden ſoll, welcher bis zum erſten Januar 1834 (bis zu welchem Termin die Friſt hiermit erſtreckt wird) darauf das höchſte Gebot abgibt, — iſt in Darmſtadt zu verkaufen. Die Gebote ſind an die mit dem Verkaufe beauftragte Kunſt- und Verlagshandlung von C. W. Leske daſelbſt zu adreſſiren. Das vollſtändige Verzeichniß iſt durch jede Kunſt- und Buchhandlung Deutſchlands und des Auslandes zu erhalten.

---

[232] Ulm. Verſteigerung merkwürdiger Bücher. Die bedeutende Bibliothek des verſtorbenen Profeſſors Dr. Georg Veeſenmeyer, welche viele ſeltene Werke aus der Theologie, Philologie und Literargeſchichte, editiones princip., Aldin., ex acad. Veneta, Incunabeln, ſchätzbare Schriften für die Reformationsgeſchichte ꝛc. enthält, wird am 7. Oktober d. J. verſteigert. Kataloge ſind bei allen Antiquaren zu finden, und die Beſtellungen 8 Tage vor der Verſteigerung einzuſenden. Aufträge nehmen an die Wohler'ſche Buchhandlung in Ulm und Antiquar W. Neubronner daſelbſt.

---

[277] Rotteck's Weltgeſchichte; dritte Auflage.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen:

Allgemeine Weltgeſchichte

für alle Stände,

von den früheſten Zeiten bis zum Jahre 1831,

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl v. Rotteck.

Vier Bände.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Dritte Auflage.

Elegant brochirt, Preis 6 fl. oder 4 Thlr. 4 Gr.

Die zwei erſten Auflagen dieſes klaſſiſchen und zeitgemäßen Werkes, jede zu 10,000 Exemplaren, vergriffen ſich in Zeit von nicht vollen zwei Jahren; das Buch iſt alſo bekannt und bedarf keiner Anpreiſung — der über jedes Lob erhabene Herr Verfaſſer hat ſich durch daſſelbe ein unvergängliches Denkmal geſtiftet!

Digitized by Google

Der Verleger hielt es für beſſer, dieſe neue Auflage nicht Heft=, ſondern Bandweiſe auszugeben, ſo daß alſo das ganze vollendete Werk auf einmal in 4 Bänden brochirt zu haben iſt; das Papier iſt ein ſolides weißes Druckpapier (nicht Maſchinenpapier) und wird, ſo wie überhaupt das ganze Aeußere, befriedigen.

Bei demſelben Verleger iſt einzeln erſchienen:

Porträt des Herrn Hofr. Dr. C. v. Rotteck.

auf das ſchönſte in Stahl geſtochen. gr. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Nach dem Ausſpruche des Herrn v. Rotteck, iſt dies Porträt das bei Weitem gelungenſte. Mit den erſchienenen, lithographirten, Bildniſſen iſt es weder zu verwechſeln noch zu vergleichen!

Stuttgart, im Auguſt 1833.

Carl Hoffmann.

---

[281] Belletriſtiſche Literatur.

Im Verlage der Unterzeichneten haben ſo eben die Preſſe verlaſſen und ſind durch alle ſoliden Buchhandlungen zu beziehen:

Cactus=Blüthen.

Erzählungen und Novellen
von
A. Schreiber.

2 Bände. 8. elegant broch. Preis 5 fl. od. 3 Thlr.

Was der Leſer in dieſen, dem Verfaſſer des Scipio Cicala gewidmeten, neueſten Geiſteserzeugniſſen eines unſerer Lieblingsſchriftſteller zu erwarten hat, darüber drückt ſich derſelbe in ſeiner Zueignung folgendermaaßen aus:

„Was ich Dir hier gebe, ſind — wenigſtens größten „Theils — keine Spiele, die dem Alter wenig ziemen „würden, ſondern Erinnerungen, Lebenserfahrungen, „nicht ſelten etwas theuer bezahlt. Wenn manche „Leute ſich in meinen Zeichnungen erkennen, ſo iſt „mir dies in ſo fern lieb, als ſie in dem Falle mei„nen Bildern noch das Verdienſt der Aehnlichkeit zu„geſtehen müſſen."

Durch eine beſondere Empfehlung befürchten wir dem längſt bekannten Namen des Verfaſſers zu nahe zu treten.

Stuttgart, im Auguſt 1833.

Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

---

[262] Neue Schriften, welche bei Graß, Barth und Komp. in Breslau erſchienen und durch ſämmtliche Buchhandlungen zu beziehen ſind:

Hoffmann, Horae Belgicae Pars II. (Auch unter dem Titel: „Holländische Volkslieder.") gr. 8. 1 Rthlr.

Klethe, Dr. C. A., De Polygonorum regularium aequationibus libros II., quibus continentur aequatio generalis, qua latus omnesque diagonales polygoni reg. N. laterum exhibentur, geometrica via indagata; aequationes polyg. reg. 3, 4, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17 et plur. laterum algebraicae ope analyseos solutae; atque omnium aequationis cubicae cujusvis radicum e Cardani formula amplificata algebraice accurate inveniendarum nova methodus. Cum tab. lithographica. 4 maj. 1½ Rthlr.

Kannegießer, K. L., Entwürfe zu Abhandlungen und Reden. Zum Gebrauch für Lehrer und Schüler, beſonders der obern Klaſſen der Gymnaſien und höheren Bürgerſchulen. 8. ½ Rthlr.

— — Ueber die Philoſophie. Entlaſſungs=Rede an die Oſtern 1833 zur Univerſität abgegangenen Schüler des Königl. Friedrichs=Gymnaſiums zu Breslau. gr. 8. geh. $\frac{1}{12}$ Rthlr.

Kunisch, Dr. J. T., Descriptio Vratislaviae a Bartholomaeo Stehno saeculi XVI. initio exarata. E codice romano accuratius edidit. 4 maj. ½ Rthlr.

Morgenbeſſer, M., Aufgaben zur Erlernung und Uebung der im bürgerlichen Leben vorkommenden Rechnungsarten. Erſtes Heft. 4. ½ Rthlr.

Die Auflöſungen zu vorſtehendem 1ſten Heft. ½ Rthlr.

— — deſſelben Werkchens zweites Heft. 8. ½ Rthlr.

Die Auflöſungen hierzu ½ Rthlr.

Runge, Dr. F. F., Grundlehren der Chemie für Jedermann, beſonders für Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbtreibende und alle diejenigen, welche in dieſer nützlichen Wiſſenſchaft gründliche Kenntniſſe ſich erwerben wollen. Zweite vermehrte Ausgabe. gr. 8. geh. 1½ Rthlr.

Schnabel, T., der Rechenſchüler, oder theoretiſch=praktiſches Rechenbuch für die Schuljugend zur Wiederholung und Uebung im ſchriftlichen Rechnen. Erſte Abtheilung, enthaltend die 4 Grundrechnungs=Arten in benannten und gebundenen Zahlen, dabei ein Anhang über Regel de tri und Geſellſchafts=Rechnung. 8. ½ Rthlr.

Die Auflöſungen zu dieſer erſten Abtheilung des Rechenſchülers. 8. $\frac{1}{12}$ Rthlr.

Tobiſch, M. J. K., drei Geſpräche in Verſen über Unſterblichkeit; den Mond überhaupt und ſeine Bewohner insbeſondere; über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. gr. 8. geh. ½ Rthlr.

---

[273] Zeichnungen, ein weſentlicher Theil in Volksſchriften.

Journal
für gemeinnützige Kenntniſſe.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Um den todten Worten Anſchauung und Leben für das Volk zu geben, können Zeichnungen, Sammlungen aller Art und ſonſtige wirkliche Darſtellungen nicht genug empfohlen und benutzt werden.

Um einen ſolchen Endzweck zu erreichen, ſollen von nun an, in die Ausgabe dieſes Journals, Artikel, die für das Volk paſſen und mit Zeichnungen und Holzſchnitten begleitet ſind, aus folgenden Zeitſchriften aufgenommen werden:

1) aus der franzöſiſchen Ausgabe dieſes Journals,
2) aus le Père de famille (der Hausvater),
3) aus dem Mémorial encyclopédique.

Wir nehmen die Verbindlichkeit auf uns, in den künftigen Heften dieſer Zeitſchrift die Holzſchnitte ſo zu vermehren, daß ſie dem in London herauskommenden Journal: Penny Magazine, gleich kommen werden. Dieſe Sammlung kommt ſeit einigen Monaten auch in Paris und Leipzig in einer willkührlichen Nachahmung unter

Digitized by Google

dem Titel: Magasin Pittoresque und Pfennig-Magazin heraus.

Im Allgemeinen ſind es die nämlichen Holzſtiche, die früher in England publicirt wurden, und deßwegen bei einer 2ten und 3ten Ausgabe den Verlegern bedeutende Gelderſparung gewähren; aus dieſem folgt aber ganz natürlich, daß in dieſen Sammlungen weder eine Idee noch eine Methode herrſchend gemacht werden kann.

Alle Opfer, die nothwendig werden, um mit Würde einen Wettkampf mit dem Pfennig-Magazin zu beſtehen, wird unſer Journal für gemeinnützige Kenntniſſe bringen, und macht ſich hierfür öffentlich ſogar verbindlich. — Wir ſtellen den engliſchen Zeichnern und Holzſtechern, die man ohne Prüfung und Maaß lobt, unſre deutſchen und franzöſiſchen Zeichner und Holzſtecher entgegen, und beweiſen auf dieſe Weiſe, daß unſere Künſtler bei einer gleichen Vergütung den engliſchen wirklich vorzuziehen ſind.

Allgemeine Niederländiſche Buchhandlung.

---

[290] **Muſenalmanach.**

So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutscher Musenalmanach

für

das Jahr 1833.

Herausgegeben

von

A. v. Chamisso und G. Schwab.

Fünfter Jahrgang.

Mit Friedrich Rückert's Bildniß.

In Seide geb. mit Goldſchnitt. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſer Jahrgang enthält zahlreiche werthvolle Beiträge von Rückert, Chamiſſo, Schwab, Nicolaus Lenau, Anaſtaſius Grün, König Ludwig von Bayern, Platen, Pfizer, Jul. Moſen, Kerner, W. Wackernagel und vielen andern Dichtern.

Leipzig, den 1. Auguſt 1833.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[265] Wir verſendeten ſo eben

1) Halles Bürgertreue, Feſtſpiel, entworfen von Dr. Fr. Weidemann. broch. 2 gGr.
2) Der ſchöne Wilhelm, Halle'ſches Volksgemälde von Otto Weidemann. broch. 4 gGr.
3) Herz und Gedanken von Otto Weidemann. br. 2 gGr.
4) Geheime Polizei, Bundestagsbeſchlüſſe und die Mouchards, zuſammengeheftet 6 gGr.
5) Getroffene Bilder aus dem Leben vornehmer Knabenſchänder und andere Scenen aus unſrer Zeit und Herrlichkeit mit Kupfern. broch. 1 Rthlr.
6) Das konſtitutionelle Dresden, das monarchiſche Wien und München. broch. 6 gGr.
7) Holland und Europa, von Hauptmann Benicken. broch. 3 gGr.
8) Senſitiven, Novellen, von Wilhelmine von Gersdorf. 18 gGr.
9) Bärmanns Novellen. 2 Bände. 1 Rthlr. 8 gGr.

und liefern nachverlangte Exemplarien nur auf feſte Rechnung aus.

Den 2ten Theil der Polemik von Gründler verſenden wir noch vor der Michaelismeſſe d. J.

Merſeburg, im Auguſt 1833.

Buchhandlung von Fr. Weidemann.

Als neu verſendeten wir im Kunſthandel:

a) Dr. Tholuck und Dr. Wegſcheider auf einem Blatt, ganze Figuren, kolorirt, ganz treu. 8 gGr.
b) Dr. Fr. Weidemann, ganze Figur, kolorirt, ganz treu. 4 gGr.

Halle, im Auguſt 1833.

Otto Weidemann und Comp.

---

[285] So eben iſt bei Carl Andrä in Leipzig erſchienen:

Gerſtäcker, Dr. K. Fr. W., über die Unentbehrlichkeit einer zweckmäßig organiſirten allgemeinen Landesarmenanſtalt, für jeden Staat, ſo wie über die Gefährlichkeit des gewöhnlichen Grundſatzes: „jeder Ort ernährt ſeine Armen.“ 2te verb. Auflage. gr. 8. fein Papier 18 Gr.

Shakeſpeare's König Lear. Deutſch und mit einer Abhandlung über dieſes Trauerſpiel von C. Schick. breit 8. fein Velinpap. 18 Gr.

Ueber einige Gebrechen der deutſchen Univerſitäten nebſt Vorſchlägen zu ihrer Verbeſſerung; mit beſonderer Berückſichtigung der Univerſität Leipzig. Nebſt einem Anhange, enthaltend eine allgemeine Methodenlehre für Studirende. Von Dr. C. A. gr. 8. fein Papier 6 Gr.

---

[258] Bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig ſind erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.

Herausgegeben und zum Theil ſelbſt verfaßt

von

Prof. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz.

Als Nachträge zur Erziehungslehre. gr. 8. 24½ Bogen: weiß Druckpap. 2 Thlr., Velinpap. 3 Thlr.

Daß der würdige Verfaſſer berufen iſt, über Pädagogik zu ſchreiben, hat derſelbe in ſeiner „Erziehungslehre“ und in dem Werke: „die Schulen“ zur Genüge dargethan. An beide Werke reihen ſich die vorliegenden Darſtellungen an, welche durch die gediegenſten mannichfaltigen Abhandlungen jedem Schulmanne und Freunde der Erziehung nicht nur willkommen, ja ſelbſt unentbehrlich ſeyn dürften.

---

[251] Durch A. Marcus Buchhandlung in Bonn iſt folgende neue Zeitſchrift regelmäßig zu beziehen:

Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles archives historiques, littéraires et scientifiques; recueil publié avec la coopération de plusieurs d'autres savans par M. M. F. de Reiffenberg, E. Jacquemyns, C. P. Serrure, A. van Lokeren, A. Voisin et L. A. Warnkönig. Première et deuxième livraison gr. in 8. Gand. Der Jahrgang von 6 Heften. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Digitized by Google

№ 24.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[276] **Höchſt vortheilhaftes Anerbieten**

an alle Leſegeſellſchaften, Leihbibliotheken und Sammler der beſſeren und beſten ſchöngeiſtigen Schriften und Reiſebeſchreibungen.

Durch das allmählige Ableben der Sammler ganzer Werke ſind von den ſpäter erſchienenen Erzeugniſſen der vorzüglichſten Romandichter und Erzähler ungleich mehr Exemplare unverkauft geblieben, als von den frühern.

Wir haben uns daher entſchloſſen, für jene bis zu Ende d. J. einen ungewöhnlich geringen Preis eintreten zu laſſen, um jedem Sammler, ſo wie den Leſegeſellſchaften und Leihbibliotheken, die volle Ergänzung des Fehlenden auf eben ſo leichte als wohlfeile Art möglich zu machen.

Die Durchſicht unſeres in allen Buchhandlungen vorräthigen Verzeichniſſes wird hoffentlich Jeden überzeugen, daß wir nicht geringes oder gar ſchlechtes Gut, wie es oft geſchieht, ausbieten.

Die Namen: Apel, Bronikowski, Clauren, Conteſſa, Hell, Houwald, Laun, Lindau, Richter, Roos, Schilling, St. Schütze, W. Scott, Tromlitz, v. d. Velde, Weisflog u. ſ. w. werden hoffentlich hinreichen, dieſe Ueberzeugung zu gewinnen.

Jede rechtliche Buchhandlung kann alle Beſtellungen zu den angegebenen Preiſen beſorgen. Bei Aufgaben im Betrage von 25 Thlrn. werden nur 23 Thlr., bei 50 Thlrn. nur 45 Thlr. und bei 100 Thlrn. nur 85 Thlr. preuß. Cour. gegen Empfang der Bücher, ohne weitere Vergütung an Porto, entrichtet.

Die vollſtändigen Werke aller obigen Dichter bleiben in ihrem ſeitherigen vollen Preiſe.

Sollten zweideutige Buchhandlungen die Beſorgung verweigern, ſo können ſich die Käufer mit Einſenden von gültigen Anweiſungen an uns ſelbſt in Dresden oder Leipzig wenden, worauf die Zuſendung der Bücher ſofort und portofrei erfolgen wird.

Dresden, im Julius 1833.

Arnold'ſche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[294] In unſerm Verlage erſchienen ſo eben und ſind in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Knäuſel, H., Gebete junger Chriſten am Morgen und Abend, broch. 12 Gr.

Einfach und innig erheben ſie das kindliche Gemüth und erfüllen es mit Glaube und Liebe zu Gott.

Richter, Dr. Friederich. — Die letzten Dinge. 1 Rthlr. 12 Gr.

Auf eine gründliche und umfaſſende, auf eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Weiſe, und in einer allen Gebildeten zugänglichen Sprache, wird hier zum erſten Male für die hergebrachten Vorſtellungen, vom Tode, von der Unſterblichkeit, einem Leben im Jenſeits, Fegefeuer u. ſ. w. das Recht des vernünftigen Denkens geltend gemacht, und ſomit zu einer ganz neuen religiöſen Weltbetrachtung vom Verfaſſer die Bahne gebrochen. Ob ſich das Urtheil der Gelehrten für oder gegen die Richter'ſche Lehre ſtellen mag, die gegenwärtige Schrift glauben wir ihnen und allen Gebildeten zur ſorgfältigen Beachtung empfehlen zu dürfen.

Weber, Dr. Fr, Schleſiſche landwirthſchaftliche Zeitſchrift. I. II. III. Bd. in 2 Abtheilungen. 3 Rthlr.

Die ausgezeichnetſten ſchleſiſchen Landwirthe ſind Mitarbeiter, und ſo iſt es möglich, lauter Originalaufſätze zu geben, und die Zeitſchrift zu einer der intereſſanteſten und gediegenſten zu machen. Vierteljährig erſcheint 1 Heft von 9 Bogen, deren 2 einen Band bilden. Der Jahrgang koſtet 2 Thaler.

Werner, C., Contes choisis, à l'usage de jeunes demoiselles, pour leur rendre l'étude de la langue française facile et agréable.

Die Herausgeberin, Vorſteherin einer Unterrichts- und Erziehungsanſtalt, macht hier der weiblichen Jugend ein angenehmes Geſchenk mit einem Buche, das bei der ſorgſamen Auswahl, derſelben in die Hände gegeben werden kann. Zur Erleichterung des Ueberſetzens iſt ſowohl dem Texte, als auch am Schluſſe des Werkes eine Erklärung der Wörter und Redensarten beigefügt. 1 Rthlr.

Breslau.

Joh. Fr. Korns des ältern
Buchhandlung.

---

[267] Bei H. Tendler in Wien iſt ſo eben erſchienen:

Luſtwandlung

im anmuthigen Gebiete der Fabel,

oder

Goldkörner

der Moral und Lebensklugheit.

Ein Geſchenk für die reifere Jugend

von

S. W. Schießler.

8. broſch. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Unſtreitig behauptet die Fabel ſeit den älteſten Zeiten durch die Annehmlichkeit, mit welcher ihr melodiſcher Mund in ſinnigen Gleichniſſen das Wahre, Gute und Schöne vorträgt, und dem Herzen einſchmeichelt, oder wenn ſie mit freundlichem Gruße die warnende Stimme ertönen läßt, einen entſchiedenen Vorzug vor vielen andern Arten, der Moral bei den Menſchen leichter Eingang zu verſchaffen, insbeſondere aber bei der Jugend, denn die Sitten- und Klugheitslehren von der heitern ehrwür-

digen Matrone überzeugend ausgeſprochen, die wie eine liebend unterweiſende Amme den Kindern leichtfaßliche unterhaltende Mährchen erzählt, wirken zugleich unterrichtend und ergötzlich auf das zarte Gemüth. Der Nutzen alſo, den ein Fabelbuch bei der Erziehung gewährt, iſt unverkennbar nicht gering; und fällt der gute Same nur in unverdorbene empfängliche Herzen, ſo wurzelt er ſicher feſt, und bringt herrliche Früchte.

---

[299] In der Löffler'ſchen Buchhandlung in Stralſund iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen für die beigeſetzten Preiſe zu haben:

Berkmanns, Joh., Stralſundiſche Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen Stralſundiſchen Chroniken, nebſt einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeſchichte Stralſunds enthaltend. Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Mohnike und Dr. Zober. gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Tegnér, Dr. Eſaias, Sechs Schulreden. Aus dem Schwediſchen von Dr. G. Mohnike. 8. 12 gr.

Tegnér, E., smärre Samlade Dikter. I. Bandet. Andra Upplagan. gr. 8. br. 2 Rthlr. 8 gr.

Frithiofs-Saga. Neue Auflage mit Kupfern. gr. 8. br. 3 Rthlr. 12 gr.

Heinrichs, S., schwedisch-deutsches und deutsch-schwedisches Lexicon. 2 Theile. Neue verbesserte und wohlfeilere Auflage. gr. 12. broch. 3 Rthlr. 12 gr.

---

[286] Neue Verlagsartikel der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten ſind:

Atlas, Neuer allgemeiner Schul-, über alle Theile der Erde. Nach den neueſten Entdeckungen und Grenzbeſtimmungen bearbeitet von A. A. Müller. 26 in Kupfer geſtochene Karten, und eine Tabelle, die Zuſammenſtellung einiger Zahlenangaben, das Sonnenſyſtem betreffend. Quer 4. broch. 1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)
(Jede Karte einzeln 2½ Sgr. (2 Gr.)

Barth, Dr. C. W. A., Das Wiſſenswürdigſte der Geographie für Schulen bearbeitet. gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Becker, K. F., Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. 3 Theile mit Kupfern. Neue (5te) verbeſſerte Auflage. 8. ſauber cartonirt. 3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)
1r Theil. Ulyſſes von Ithaka. 2r. Theil. Achilles. 3r Theil. Kleinere griechiſche Erzählungen.

Calixtus, Georg, Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgegeben von Dr. E. L. Th. Henke. gr. 8. 1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita; edid. Th. Echtermeyer et Maur. Seyffert. Additae sunt ex latinis poetis recentioribus eclogae. 8. maj. broch. 20 Sgr. (16 Gr.)

Ciceronis, M. T., selectarum orationum liber. Editio XVII. 8. 10 Sgr. (8 Gr.)

Geſchichte, neuere, der evangeliſchen Miſſionsanſtalten zur Bekehrung der Heiden in Oſtindien, aus den eigenhändigen Aufſätzen und Briefen der Miſſionarien herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 79s Stück oder 7ten Bandes 7s Stück. 4. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Henke, Dr. E. L. Th., Georg Calixtus und seine Zeit. Erste Abtheilung, die Einleitung enthaltend. A. u. d. Titel: Die Universität Helmstädt im sechzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literärgeschichte. gr. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Hohl, Dr. A. F., Die geburtshülfliche Exploration. I. Theil. Das Hören. Mit einer Kupfertafel. gr. 8. 1 Rthlr. 15 Sgr. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Lieder, geiſtliche, und vermiſchte Poeſien in lateiniſchen treuen Nachbildungen. Ein Verſuch von J. C. W. Niemeyer. gr. 8. (In Commiſſion.) 1 Rthlr.

Vossii, G. J., Aristarchus, sive de arte grammatica libri septem. Edidit C. Foertsch. Pars I. 4 maj. 3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)

[284.] Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen, und durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

Döring, Georg, Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen. Cartonirt 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

— — Die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Theile. 4 Rthlr. 20 gr. oder 8 fl. 24 kr.

Die Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deßhalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Nänny, Gedichte. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

Der Name des Verfaſſers iſt den Freunden der Dichtkunſt ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Produkt ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen, und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. 2 Rthlr. 20 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie charakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten; in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur,

Digitized by Google

welche hier in kecken Zügen, in warmen Lokalfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehen, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend: in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

---

[294] Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

England
und
die Engländer.

Von
Edward Lytton Bulwer,
Parlamentsmitglied, Verfaſſer von Pelham, Devereur und Eugen Aram.
Ueberſetzt und mit Anmerkungen verſehen
von
Louis Lax.
Mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfaſſers.
Drei Theile.
8. Preis 5 Thlr. oder 6 fl. 24 kr.

Ein Werk des geiſtreichen Bulwer bedarf in Deutſchland keiner Empfehlung mehr. Das obige, das in Großbritannien durch ſeine beißende Satire, ſeine gründliche und anziehende Darſtellung der innern Verhältniſſe des Landes, wie durch ſeine treffenden Charakterſchilderungen Epoche gemacht hat, wird auch bei uns, da es das Belehrende mit dem Unterhaltenden verbindet, bei allen Ständen die lebendigſte Theilnahme erregen.

---

[282] **Literatur.**

Die Eroberung von Granada, ein episches Gedicht von Dr. C. M. Winterling. Zwei Theile. gr. 8. Nürnberg, bei H. Haubenſtricker. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Unter dieſem Titel iſt ſo eben von obigem Verleger an alle Buchhandlungen Deutſchlands ein Werk verſendet worden, das wegen Neuheit des Stoffes, ſinnreicher Erfindung und glücklicher Ausführung in Sprache und Styl das Intereſſe gebildeter Leſer erregen wird. Wenn bei der größern Leſewelt die Poeſie, die ſchönſte unter den Künſten, und namentlich die epiſche, das Höchſte, was die Poeſie zu leiſten vermag, eine Zeitlang laue Aufnahme gefunden, ſo rührt dieß unſtreitig theils aus einer Verkennung her; theils trugen wirklich manche Dichter durch das Unerfreuliche ihrer Weltanſicht, durch das Monotone oder Allzuprunkhafte ihrer Darſtellung die Schuld einer ſolchen Abneigung gegen ſie. Man biete aber dem Publikum ein Werk, das durch ſchöne Verwickelung und Auflöſung den Geiſt ſpannt und befriedigt, durch das dramatiſche Leben der Situationen bezaubert und hinreißt, durch vernünftige Tendenz und künſtleriſche Ausführung und Vollendung jedem edlen Sinn Genüge leiſtet, ſo wird auch die verkannte Poeſie in ihre alte Würde eingeſetzt werden. Man könnte anführen, welches hohe Intereſſe das gegenwärtige Werk eines bereits rühmlich bekannten Verfaſſers in [illegible] Mittheilung bei den gebildetſten Männern und Frauen erregt hat, wenn man dem eigenen Urtheil der Leſer vorgreifen wollte. In ein näheres Detail einzugehen, ſcheint eben ſo ungeeignet, da das Hiſtoriſche des Stoffs allbekannt iſt, die im Gedicht gegebenen Fictionen aber, welche die Seele deſſelben ausmachen, nur in ihrem motivirten Zuſammenhang Genuß gewähren. Das Aeußere des Buches entſpricht durch Feinheit des Papiers, Schärfe und Eleganz der Lettern, ſo wie durch die größte Correktheit des Druckes den Anforderungen eines geläuterten Geſchmacks.

---

[296] So eben iſt bei Fr. Heutze in Breslau erſchienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Die Volksſouveränität in ihrer wahren Geſtalt. Von Dr. Ludewig Thilo, O. O. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Breslau. Nebſt einem Anhange: Iſt Fr. Murhard ein Kompilator? Preis geh. 1 Rthlr. 12 gr.

Die Aufgabe, die der Verfaſſer ſich vorgeſetzt, war: Die politiſche Lieblingslehre der Zeit, daß eigentlich das Volk der natürliche Souverän ſey und es bleibe, in ihrer wahren Bedeutung zu betrachten, ſie in ihrem Verhältniß zu der Verfaſſung und den Gewalten des Staats als zwar ſelbſtſtändige, aber untergeordnete Theilnahme an der Ausübung der geſetzgebenden, regierenden und richterlichen Gewalt zu entwickeln und die Verkehrtheit ihrer Behandlung an dem Beiſpiele eines Mannes nachzuweiſen, deſſen dabei beobachtetes Verfahren zur Charakteriſtik der Anhänger und Verfechter jener Lehre, ſo wie zu den Zeichen der Zeit, gehört.

---

[297] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Schi = King.

Chineſiſches Liederbuch, geſammelt von Confucius.
Dem Deutſchen angeeignet
von
Friderich Rückert.
gr. 8. broch. 2 Rthlr. 6 gr.
Altona bei J. F. Hammerich.

Die Verlagshandlung obigen Werks glaubt keine Anmaßung zu begehen, wenn ſie es dem Publikum mit der zuverſichtlichen Hoffnung einer regen Theilnahme und Unterſtützung übergibt. Man darf ohne Uebertreibung ſagen, es iſt das erſte dieſer Art, und der Titel ſpricht ſchon das Intereſſe aus, das es für den Alterthums-, Geſchichts- und Sprachforſcher, wie für den Philoſophen und Dichter aller Nationen haben muß. Wenn ſchon der Name des Sammlers, des welthiſtoriſchen Confucius, und der Gedanke, daß dieſe Sammlung vor mehr als zweitauſend Jahren aus älteren Volksgeſängen gemacht worden iſt, imponiren muß, ſo wird ſich der Leſer nicht minder durch das, was er im Buche ſelbſt an Natur, zartem Gefühl und erhabener Dichtung findet, auf das Angenehmſte überraſcht fühlen. Wir enthalten uns, das Verdienſt des Ueberſetzers hier ins Licht zu ſtellen; die zur Ausführung des ſchwierigen Unternehmens nöthige Gelehrſamkeit und fleißige Ausdauer, wie die dichteriſche Genialität, die dazu unerläßlich erforder-

Digitized by Google

lich war, wird dem Leſer ſich aufdringen, und der in der deutſchen Literatur rühmlichſt bekannte Name Rückert verbürgt wohl im Voraus den Werth ſeiner ſo gehaltvollen, als originellen Arbeit.

---

[272] In der Univerſitäts-Buchhandlung zu Kiel iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franklins B., Leben und Schriften, zeitgemäß bearbeitet von Dr. A. Beinzer. 4 Thle. gr. 12. 2 Rthlr. 18 gGr.

Gäde, Dr. H. M., Stillleben aus dem neuern Leben. 16. 8 gGr.

Schouw, Prof. J. F., Europa. Ein Naturgemälde. Auch als Beigabe zu jeder Geographie. gr. 8. 12 gGr.

Dieſe ebenſo reizende, als klare Darſtellung der phyſiſchen Verhältniſſe Europas muß jedem Leſer von Bildung das größte Vergnügen gewähren, indem ſie mit wenigen kräftigen Zügen ein lebendiges Bild von Europa und in dieſem vorzugsweiſe das zur Anſchauung bringt, was die geographiſchen Lehrbücher mehr oder minder übergehen.

---

[287] Bei G. D. Bädecker in Eſſen ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben und Studien

Friedrich August Wolf's,

des Philologen,

von

Dr. Wilhelm Körte.

2 Bände. Preis 3 Thlr. (5 fl. 24 kr.)

Agnes Franz,

Cyanen.

Eine Sammlung von Erzählungen. Erſtes Bändchen.

Preis 21 gGr. (1 fl. 34½ kr.)

Die treffliche Dichterin bietet hier wieder dem deutſchen Publikum eine neue Sammlung gemüthlicher Erzählungen dar, welche ohne Zweifel, wie ihre früher erſchienene Angela, jedes reine Gemüth auf's Angenehmſte anſprechen werden. Der Inhalt dieſes Bändchens iſt folgender: 1) Wolfgang und Althea. 2) Weltſinn und Gemüth. 3) Das Mädchen aus dem Schleſierthal. 4) Das Chriſtbäumchen.

Agnes Franz,

Stundenblumen.

Eine Sammlung Polterabend-Scenen und andere Feſtgedichte.

Preis 10 gGr. (45 kr.)

In der Vorrede zu dieſer lieblichen Gabe heißt es: „Sind es auch nur Stundenblumen, die ich den Suchenden biete, ſo war ihre Beſtimmung dennoch ſchön, wenn es ihnen gelingt, das Feſt einer holden Braut zu ſchmücken, den Wünſchen heiterer Geſelligkeit zu genügen und der Freundſchaft und Liebe Gelegenheit zu geben, ihre Gefühle in paſſenden poetiſchen Bildern auszuſprechen.

F. W. von Mauvillon,

Belehrende

Unterhaltung für junge Schachſpieler.

Zweites und drittes Heft.

Preis jedes Hefts 12 gGr. (54 kr.)

---

[302] Anzeige für alle Gebildete,

die neueſten Romane von Henriette Hanke geb. Arndt betreffend.

Mit Vergnügen werden die zahlreichen Leſer und Leſerinnen dieſer anziehenden Unterhaltungslectüre vernehmen, daß ſo eben der erſte Theil des längſt erwarteten neuen Romans der Madame Hanke:

„Die Wittwen.“ 8. geh. 1 Rthlr. 18 gGr.

ſo wie eine zweite Auflage der „Schwiegermutter“ 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 gGr. die Preſſe verließen.

Der zweite Theil der „Wittwen“ wird baldigſt nachfolgen, und ſind nunmehr die bei uns erſchienenen auserwählten Schriften dieſer beliebten Schriftſtellerin, als:

Die Schweſter, Roman in 2 Theilen. 8. geh. 3 Rthlr. 6 gGr.

Die Schwiegermutter, 2 Theile. 2 Rthlr. 12 gGr.

Die Perlen, 2 Theile. 2 Rthlr. 18 gGr.

Der Blumenkranz, 2 Theile. (8 kleinere Erzählungen enthaltend.) 3 Rthlr. 4 gGr.

Die Wittwen, 1r Theil. 1 Rthlr. 18 gGr.

ſämmtlich wieder in allen Buchhandlungen, ſo wie in allen Leihbibliotheken und Leſezirkeln zu finden.

Je ſeltener ſich jezt, bei der Ueberzahl belletriſtiſcher Produktionen, ſelbſt vorzüglichere deutſche Original-Romane nach kurzer Zeit ſchon neuer Auflagen erfreuen, deſto ſprechender iſt eine ſolche Auszeichnung durch die bereits erforderlich gewordene neue Ausgabe der „Schwiegermutter“ für die innere Gediegenheit und den bleibenden Gehalt der Leiſtungen der Madame Hanke, die nicht nur in immer höherem Grade die Aufmerkſamkeit des gebildeten deutſchen Publikums erregen, ſondern auch im Auslande noch neuerlich im New monthly Magazine die ehrendſte Anerkennung und günſtigſte Beurtheilung fanden. Selten gelingt es aber auch wohl dem entſchiedenen Talente, ſo wie hier, die reichſte Unterhaltung für jeden Freund geiſtvoller Lectüre zugleich zur wahren Bildungsſchule für Geiſt und Herz zu erheben und mit ſolcher Menſchenkenntniß und Wahrheit in den gelungenſten, bis in die zarteſten Schattirungen ausgeführten Gemälden, die äußere und innere Welt und die Menſchen, wie ſie ſind, empfinden und ſtreben, in den verſchiedenartigſten Charakteren, Situationen und Richtungen und in dem Kampfe der Neigungen und Pflichten, der Tugenden und Schwächen, getreu nach dem Leben darzuſtellen.

Die moraliſche Tendenz, wodurch ſich die Romane der Madame Hanke auszeichnen, eignen ſie vorzüglich auch zu Geſchenken für jede Damen-Bibliothek.

Hahn'ſche Hofbuchhandlung in Hannover.

Digitized by Google

№ 25.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[305] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Correſpondenzblatt

des

K. W. Landwirthſchaftlichen Vereins.

Neue Folge. 1833. 3s Heft.

Inhalt:

I. Aufſätze und Abhandlungen. Das K. W. Forſtinſtitut zu Hohenheim, in Rückſicht der daſelbſt ſtattfindenden Lehrmethode, ſeiner Unterrichtsmittel und des hieraus hervorgehenden Erfolgs für die Forſtverwaltung Würtembergs im Allgemeinen. — II. Mittheilungen der Centralſtelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Verſuch über die Schaf- und Wollmärkte in Würtemberg 1832, von Stadtpfarrer M. Binder zu Giengen. a) Schafmärkte und deren Ergebniſſe. b) Die Wollmärkte: 1. Wollmarkt in Kirchheim unter Teck den 21—24. Junius, 2. Der Wollmarkt in Göppingen, 3. Der Wollmarkt von Heilbronn den 30. Juni bis 3. Juli, 4. Der Wollmarkt von Ehingen an der Donau den 26. Juni. 2) Verhandlungen des Ausſchuſſes der Geſellſchaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg. 3) Oekonomiſche Mittheilung von Tuttlingen, von J. Baader, Oekonom daſelbſt. 4) Die Ergebniſſe der Weinleſe von 1832; Bericht des K. ſtatiſt. topogr. Büreau. a) Areal der Weinberge. b) Ertrag der Weinberge. c) Verkauf unter der Kelter. d) Geldwerth des ganzen Weinertrags. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Vorſchlag, Kartoffeln im Felde durchzuwintern, unter Laubdecke, bis man ſie im Frühjahre ausnimmt. 2) Ueber die ökonomiſchen Eigenſchaften der gemeinen Rheinweide, Ligustrum vulgare. 3) Mittel, die Kartoffelſtärke von der Getreideſtärke zu unterſcheiden und die Gegenwart der erſtern im Mehl zu entdecken. 4) Ueber die Wirkungen des Kalks und der Kreide auf den Moſt und die Traubenweine, ſo wie über die Urſachen des Umſchlagens der Weine und die Mittel ſie wiederherzuſtellen. 5) Ueber das Befreien des Brennöls von der zur Reinigung zugeſetzten Schwefelſäure, von Dr. Moritz Meyer. 6) Bemerkungen über den empfohlenen Gebrauch der gebrannten Erde, als Stellvertreter des organiſchen Düngers, von Geh. Rath Prof. Dr. Hermbſtädt in Berlin. 7) Einige Worte über die Braunkohle als Düngungsmittel, von A. Roſcher. 8) Alcoholgewinnung beim Brodbacken. 9) Ueber Surrogate der Maulbeerblätter. 10) Fütterung der Seidenraupen mit Maulbeerblätter-Heu, ununterbrochene Seidenzucht. 11) Erzeugung und Fortpflanzung der Blutegel. V. Literatur. Meteorologiſche Chronik. — Meteor. Tabellen aus Stuttgart, Mai und Juni.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[280] **Neue Musikalien,**
welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber, Der Schwur oder die Falschmünzer, vollständiger Clavier-Auszug. 13 fl. 12 kr.
— — Ouverture zu Gustav oder der Maskenball, für Pfte. arrg. 48 kr.
— — Dieselbe Ouvert. f. Pfte. mit Violin-Begl. 1 fl.
Blum, Reise-Gesang, Liebes- und Freierslied für 4 Männerstimmen. Op. 115. 2 fl.
Czerny, gr. brlt. Rondo für Pfte. mit Orchester-Begl. Op. 283. 4 fl. 48 kr.
— — Dasselbe f. Pfte. mit Quartett-Begl. 3 fl.
— — Dasselbe f. Pfte. allein. 2 fl. 24 kr.
Duvernoy, Fantas. f. Pfte. über ein Thema aus dem Schwur. Op. 54. 1 fl.
Fruith, Auswahl von beliebten Melodien f. eine Flöte arrg. 1s Heft aus Fra Diavolo. 24 kr.
2s „ „ Zampa. 24 kr.
3s „ „ der Stummen v. Portici. 24 kr.
4s „ „ Gott und die Bayadere. 24 kr.
Guhr, Erinnerung an Paganini. Erstes Violin-Concert. Op. 15. mit Orchester-Begl. mit einer Solostimme in Paganinis Art und einer Solostimme in gewöhnlicher Art. 7 fl. 12 kr.
Herold, Ouverture z. d. Heilmittel f. Pfte. arrg. 48 kr.
— — Dieselbe f. Pfte. mit Violin-Begl. 1 fl.
— — Gesänge a. d. Zweikampf mit Guitt.-Begl. arrg. 7 Nummern zu 8, 16 und 24 kr.
Herz, Fav.-Gallopp a. d. Maskenball f. Pfte. vierhändig arrg. 1 fl. 12 kr.
Jucker, Variat. und Finale f. Orgel. Op. 1. 36 kr.
Kalkbrenner, Fantas. üb. Th. a. d. Zweikampf f. Pfte. Op. 119. 1 fl. 12 kr.
Karr, Fantas. über ein Th. a. d. Schwur f. Pfte. Op. 244. 1 fl.
Küffner u. Schad, 12 leichte Stücke mit Fingersatz f. Pfte. 3s Heft. 1 fl.
Labarre, Duo f. Harfe u. Pfte. üb. Th. a. d. Schwur. Op. 59. 2 fl. 24 kr.
— — Fantas. f. Harfe üb. Th. a. d. Schwur. Op. 60. 1 fl. 12 kr.
— — Fantas. u. Variat. f. Harfe üb. e. Romanze a. d. Zweikampf. Op. 63. 1 fl. 12 kr.
— — Melange f. Harfe u. Pfte. üb. Th. a. d. Zweikampf. Op. 64. 2 fl.
Lenz, Gesänge u. Lieder a. Goethes Faust f. eine Singstimme mit Pfte.-Begl. Op. 14. 1s Heft. 1 fl. 48 kr.
2s „ 1 fl. 12 kr.
Lied, Der Hagestolze mit Pfte.- od. Guitt.-Begl. Nr. 92. 8 kr.
— — Die Narrenwelt. Ebenso. Nr. 93. 8 kr.
— — Der Winkel am Thore. Ebenso. Nr. 160. 12 kr.
— — Gesellschaftslied. Ebenso. Nr. 168. 8 kr.

Digitized by Google

Osborne u. Beriot, brlt. Fantas. f. Pfte. u. Violine üb. Th. a. d. Zweikampf. 2 fl.
Rinck, 18 leichte Orgelstücke f. d. Gottesdienst. Op. 106. 1 fl. 12 kr.
Rosselen, 2 Rond f. Pfte. üb. Th. a. d. Schwur. Op. 2. 48 kr.
Weber, Gottfr., die Generalbasslehre zum Selbstunterricht. 54 kr.
Cäcilia, Zeitschrift für die musikalische Welt. 57s Heft. 45 kr.
Petit, Der Schwur, Operntext nach Scribe, zur Musik von Auber. 54 kr.
Anton, Das Heilmittel, Operntext nach Scribe und Bayard zur Musik von Herold. 36 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu finden.

---

[288] Bei G. D. Bädecker in Eſſen ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. F. A. Krummacher,
Leben des heiligen Johannes.
Eine Schrift für junge Chriſten.
Preis geb. 12 gGr. (54 kr.)

Dr. F. A. Krummacher,
Das Neujahrsfeſt.
Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

W. v. Kügelgen,
Die Geſchichte des Reichs Gottes,
nach der heil. Schrift, in Bildern.
Mit andeutendem Texte herausgegeben
von
Dr. F. A. Krummacher.
Zweites Heft mit 7 Kupfertafeln.
Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

H. A. von Kamp,
Winterblümchen.
Erzählungen für die Jugend, auch für das kindlichgeſinnte Alter.
Mit 4 Kupfern von W. v. Kügelgen.
Preis geb. 12 gGr. (54 kr.)

H. A. von Kamp,
Die Wege des Herrn
mit verlaſſenen Kindern.
Eine Schrift für die Jugend.
Mit 1 Kupfer von W. v. Kügelgen.
Preis geb. 10 gGr. (45 kr.)

Andreas Reed,
Prediger in London,
Martha.
Andenken an eine einzige und geliebte Schweſter.
Aus dem Engliſchen frei übertragen
in beſonderer Beziehung auf die Bildung des weiblichen Geſchlechts.
Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

---

[274] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kosmorama, oder Gemälde des Schönſten und Merkwürdigſten aus Natur, Kunſt und Menſchenleben, verbunden mit Novellen, Erzählungen und humoriſtiſchen Aufſätzen im proſaiſchen und poetiſchen Gewande. 2s Heft. gr. 4. in ſaub. Umſchlag. Enthält:

1) Folgende Bilder aus Italien:
 a) Die borromäiſchen Inſeln. gr. 4.
 b) Der heilige Carlo Borromeo. Große Bronzeſtatue am Lago maggiore. Fol.
 c) Die Piazetta, an der St. Markus-Kirche in Venedig. gr. 4.
 d) Der Dom zu Mayland. gr. 4.
2) Beſchreibung dazu in Reiſebildern von Dr. Adrian, Chepli und Andern.
3) Die Verſchwörung der Pazzi in Florenz, hiſtoriſche Novelle von Ludwig Storch.

Leipzig, den 10. Auguſt 1833.
Louis Hanewald's Verlagshandlung.

---

[263] Bei F. Tendler in Wien iſt neu erſchienen:

Neueſte vollſtändige
theoretiſch-praktiſche Anleitung
zum
Whiſtſpiele,
oder
Geſetze, Regeln, Feinheiten und Eigenthümlichkeiten des beliebten und allgemein verbreiteten Whiſtſpieles.

Ein Rathgeber für Kenner und Leitfaden für Anfänger die hierin den vollſtändigſten Unterricht erhalten, durch zwölf lehrreiche Muſterſpiele anſchaulich gemacht; nebſt einer Erklärung aller im Whiſt üblichen Ausdrücke, Redensarten, Gebräuche und einer Ueberſicht des Klein-Whiſt- und Bostonſpieles.

Zweite bedeutend bereicherte, ergänzte und durchaus verbeſſerte Auflage.

Von Dr. C. F. Claudius.

Taſchenformat im eleg. Umſchlage 16 Gr. od. 1 fl. 12 kr. rh.

Inhalt:

Vorrede. — Erklärung aller im Whiſtſpiele üblichen Ausdrücke und Redensarten, in Verbindung mit einigen Hauptregeln, alphabetiſch geordnet. — Einleitung. I. Abſchnitt. Allgemein anwendbare, überall

Digitized by Google

geltende Anſtands- und Klugheitsregeln für jedes Konverſationsſpiel. — II. Abſchnitt. Geſetze und Strafregeln des Whiſtſpieles. — Vorkehrungen zum Spiele. — Miſchen, Abheben und Geben. — Ausſpielen und Zuwerfen. — Farbebekennen und Strafe des Verläugnens. — Honneurs und Ausſagen. — III. Abſchnitt. Regeln für Anfänger über das Ausſpielen und Stichmachen. — IV. Abſchnitt. Beſondere Regeln und Rathſchläge für gewiſſe Lagen im Whiſtſpiele. — V. Abſchnitt. Beſondere Regeln einer guten Raiſon im Whiſtſpiele für einige Fälle. VI. Abſchnitt. Ueberſicht der vorzüglichſten Regeln des Whiſtſpieles zur Belehrung der Anfänger in Fragen und Antworten eingetheilt. — VII. Abſchnitt. Einige Vorſchläge dem Gedächtniß der Anfänger zu Hülfe zu kommen: a) durch die den Karten zu gebende Bedeutung, durch das Ordnen derſelben; b) durch Merkmale die man ſich machen kann, welcher von den Gegnern und worin er Renonce habe. — Zwölf Muſterſpiele. Anhang. I. Einige für das Whiſtſpiel in verſchiedenen Gegenden angenommene Gebräuche: a) Favorite; b) Enfilade. — II. Unterſchied des Klein-Whiſt. — III. Ueberſicht des Boſtonſpieles.

[295] Neues Werk von Eduard Duller.

Vom Verfaſſer der Canzonen „an Könige und Völker,“ welche die öffentliche Stimme nächſt den Spaziergängen eines Wiener Poeten zu den beſten poetiſchen Erſcheinungen der lezten Jahre zählt, iſt folgendes neue, durch Geiſt, Tiefe und Originalität ausgezeichnete Werk bei uns erſchienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Freund Hein,

Grotesken und Fantasmagorien

von

Eduard Duller.

Zwei Theile.

Mit Holzſchnitten von M. v. Schwind.

Sehr eleg. 8. br. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Stuttgart, im Herbſt 1833.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

[303] Ankündigung

der ſo eben bei uns wieder erſchienenen neunten verbeſſerten und ſtark vermehrten Auflage von

Schaffer's, J. F., franzöſiſcher Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterrichte. Inhalt: 1) Ausſprache, Orthographie, Anfangsgründe, als erſter Kurſus; 2) Grammatik, als zweiter und dritter Kurſus; 3) Regeln der Syntax, als vierter Kurſus; 4) Proſodie und Versbau; Verwandtſchaft und Abſtammung der Wörter; 5) Alt-franzöſiſch, erläutert durch Beiſpiele. Neunte, ſtark vermehrte Auflage. 34 Bogen kompreſſen Satzes in Lexikon-Oktav. 1833. Preis 21 gGr.

Die gegenwärtige Auflage dieſer Sprachlehre, welche wegen der darin durchgeführten erleichternden praktiſchen Methode ſchon längſt des allgemeinſten Beifalls und der weiteſten Verbreitung in Schulanſtalten und beim Privatunterricht ſich erfreut, hat vor der leztern achten Auflage den Vorzug einer noch größern Vollſtändigkeit. Sie hat den zweiten Kurſus des Verfaſſers nicht nur im Weſentlichen in ſich aufgenommen, ſondern enthält, wie der Titel angibt, viel mehr als früher beide Lehrbücher zuſammen, und iſt nunmehr als ein vollſtändiges in ſich abgeſchloſſenes Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache anzuſehen, welches die Bekanntſchaft mit den übrigen Lehrbüchern des Herrn Verfaſſers nicht mehr nothwendig vorausſezt. Bei dieſer ſehr bedeutenden Vermehrung des Inhaltes hat die Bogenzahl durch größere Oekonomie des Druckes dennoch nicht zu ſehr zugenommen, und der Preis des Buches iſt daher, wie immer, äußerſt mäßig geblieben.

Hahn'ſche Hofbuchhandlung
in Hannover.

[275] An alle Lehranſtalten, Aerzte, Apotheker, Kameraliſten, Fabrikanten und Landbeſitzer.

Ankündigung

einer dritten ganz umgearbeiteten Auflage
von dem vollſtändigen

Lehrbuch

der

Chemie

von

J. J. Berzelius.

Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersezt von

F. Wöhler.

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Original-Auflage.

Mit königl. sächsischem Privilegium.

Unreine Hände haben den Namen eines weltberühmten Mannes befleckt, indem ſie denſelben zum Aushängeſchilde mißbrauchten, um damit ihre aus mehrern chemiſchen Schriften kopf- und kenntnißlos zuſammengeſtoppelten Machwerke zu bekleben, welche ſie dann „J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie in vollſtändigem (ein Widerſpruch in ſich) Auszuge“ zu nennen ſich erdreiſteten und damit das Publikum hintergingen.

So lange als ſolche Fabrikarbeiter die eigenen ganz unbekannten Namen ihren Erzeugniſſen an die Stirn ſchreiben, hat es nichts zu bedeuten, weil ſie nur Sterblinge zu Tage fördern.

Da aber in Deutſchland noch einzelne Handlungen mit dergleichen literariſchen Bettelkindern die Märkte beziehen, um mit ihrem unnatürlichen Vater den Erlös zu theilen, wenn dieſer frech genug iſt, einen gefeierten Namen dabei zu mißbrauchen; ſo blieb in dem gegenwärtigen Falle dem rechtmäßigen Verleger nichts übrig als den Herrn Profeſſor Berzelius, mit Aufopferung der vorräthigen Exemplare, um eine neue umgearbeitete Ausgabe ſeines Lehrbuches der Chemie zu bitten.

Dieſe erſcheint nun in acht Bänden mit Kupfern, und zwar die vier erſten Bände im heurigen und die vier lezten zu Anfange des folgenden Jahres.

Um aber auch für den Unbemittelten den Ankauf dieſes in ſeiner Art einzigen vollſtändigen Lehrbuches der Chemie möglich zu machen, wird ſolches in Lieferungen,

Digitized by Google

jede zu 12 Gr. (54 kr. rhein.), mithin die 4 erſten Bände in 16 Lieferungen, wofür ſich der Abnehmer jezt auch nur verbindlich macht, ausgegeben. Dieſer geringe Preis muß jedoch nach Beendigung von 4 Bänden oder 16 Lieferungen für die ſpätern Käufer von 8 Thlr. auf 12 Thlr. erhöhet werden.

Die erſte Lieferung iſt in allen rechtlichen Buchhandlungen zu bekommen und die folgenden erſcheinen von 14 zu 14 Tagen.

Auf 10 Exemplare kann jede Buchhandlung das 11te frei liefern, und der noch immer rege ächtdeutſche Sinn für Recht und Billigkeit wird es gewiß vorziehen, das vollſtändige Originalwerk des größten Chemikers unſerer Zeit ohne Flickwerk und Verſtümmelung zu beſitzen, wenn er es auch nicht ſo wohlfeil als geſtohlnes Gut kaufen kann.

Arnold'ſche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[304] Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumenleſe. Ein Tag- und Taſchenbuch für wahre Freunde der religiöſen und geſellſchaftlichen Bildung. Von Eduard Johann Joſeph Mühling. Mit einem Titelkupfer. Geb. 1 fl.

Jeder, der bei dem Anblicke dieſer Ankündigung ſich mit dieſem Taſchenbuche zu befreunden wünſcht, wird bei einer näheren Sichtung dieſer geiſt- und gehaltvollen Blätter ſeine Erwartungen übertroffen finden.

Heidelberg, im Auguſt 1833.

G. Reichard.

---

[298] Neueſtes Werk des Herrn Prediger Nöſſelt.

Lehrbuch der deutſchen Literatur für das weibliche Geſchlecht,

beſonders für höhere Töchterſchulen.

Von Friedrich Nöſſelt.

Vierter Band.

gr. 8. 1833. Breslau, im Verlage bei Joſef Max u. Komp.

Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Dieſer 4te Band auch unter dem beſondern Titel:

Geſchichte der deutſchen Literatur

für das weibliche Geſchlecht, beſonders für höhere Töchterſchulen.

Dritter Theil,

die umſtändlichere Geſchichte der Literatur und die Lebensbeſchreibungen der Dichter und Proſaiker enthaltend.

gr. 8. 1833. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Mit dieſem 4ten Bande des Lehrbuchs der deutſchen Literatur iſt ein Werk geſchloſſen, welches bereits vom Publikum, ſo wie von der öffentlichen Kritik mit entſchiedenem Beifall aufgenommen worden iſt. Wir verweiſen auf die darüber erſchienenen Recenſionen in dem Leipziger Repertorium, herausgegeben vom Hofrath Profeſſor Pölitz, in der Abendzeitung und dem Planeten. Zufolge aller Urtheile iſt obiges Werk nicht nur allen Töchterſchulen zu empfehlen, ſondern auch allen gebildeten Mädchen und Frauen überhaupt, weil es ganz dazu geeignet iſt, die Kenntniß unſrer National-Literatur, und ſomit die Bildung des Geiſtes und Herzens zu fördern.

Das vollſtändige Werk von 4 Bänden koſtet nun 4 Rthlr. 10 Gr. oder 4 Rthlr. 12½ Sgr. Die Bände werden, zum Behuf der Einführung in Töchterſchulen, auch einzeln gegeben, und koſtet der erſte Band 22 Gr. oder 27½ Sgr.; der 2te, 3te, 4te Band, jeder 1 Rthlr. 4 Gr. oder 1 Rthlr. 5 Sgr. Bei dem ſo großen Format und der Bogenzahl iſt dieſer Preis ungemein billig.

Buchhandlung Joſef Max und Komp.
in Breslau.

---

[322] Bei Johann Chriſtian Krieger in Kaſſel iſt eben erſchienen und verſandt worden:

Conradi, Dr. J. W. H., Handbuch der allgemeinen Therapie, zum Gebrauche bei ſeinen Vorleſungen. gr. 8. 1833. 20 Gr.

Katechismus für Färber und Zeugdrucker. Zum Gebrauch und Nutzen für Lehrlinge und Geſellen. 1ſter Theil, die Vorbereitungs-Wiſſenſchaften, 2ter Theil, die angewandte Wiſſſenſchaft enthaltend. In einen Band brochirt. 8. 1833. Neue wohlfeilere Auflage. à 1 Rthlr.

Pfeiffer, Dr. L., Repertorium der medizinisch-chirurgischen Journalistik des 19ten Jahrhunderts, nach alphabetischer Ordnung zusammengestellt. 2te Hälfte. M — Z. broch. gr. 8. 1833. 2 Rthlr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 2ter Band. Von der Thronbeſteigung der Abbaſiden und der Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums bis auf das Emirat der Seldſchuken, den Inveſtiturſtreit und die Kreuzzüge. 2te Abtheilung. Geſchichte des Morgenlandes. Mit 10 Stammtafeln. gr. 8. 1833. 3 Rthlr.

Dieſe Abtheilung füllt die Lücke aus, welche zwiſchen der 1ſten Abtheilung des 2ten Bandes des Handbuches der Geſchichte des Mittelalters und der von dem Herrn Verf. begonnenen, jenem Buche, ſo wie dem Lehrbuche, als Fortſetzung dienenden Bearbeitung der Geſchichte des Mittelalters ſeit den Kreuzzügen (auch u. d. T.: Handbuch. Bd. III. Abthl. 1.) geblieben war.

Schmitthenner, Fr., deutſche Sprachlehre für Gelehrtenſchulen. 3te verb. Ausg. gr. 8. 1833. 16 Gr.

---

[318] Anzeige.

Den zahlreichen Abnehmern unſerer geſchmackvollen Ausgabe von

Bulwer's ſämmtlichen Werken

dient zur Nachricht, daß ſich des berühmten Verfaſſers neueſtes Werk „England und die Engländer," in einer gelungenen Verdeutſchung von Dr. Bärmann, unter der Preſſe befindet, und in kurzer Zeit bei uns erſcheinen wird.

Für jeden Gebildeten, der ſich um Weltleben in ſeiner weiteſten und engſten Beziehung kümmert, wird dieſes Werk von höchſtem Intereſſe ſeyn.

Zwickau, den 30. Auguſt 1833.

Gebrüder Schumann.

Digitized by Google

№ 26.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[269] Bei Fr. Tendler in Wien iſt ſo eben erſchienen:

Dramatiſche Spiele
von
Herzenskron,
oder
Dramatiſche Kleinigkeiten.
3r Band.

Enthält: Jagd und Ball, Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Die Wittwe von achtzehn Jahren, Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Acht vernünftige Tage, Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Die Bittſteller in Verwirrung, Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Die Landparthie nach Weidling am Bach, Poſſe in 1 Aufzuge.

8. broſch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Dieſe theils auf dem k. k. Hofburgtheater in Wien, theils im k. k. priv. Theater an der Wien, ſo wie auf den meiſten deutſchen Bühnen mit vielem Beifall dargeſtellten Stücke werden um ſo mehr dem Freunde der dramatiſchen Muſe eine willkommene Erſcheinung ſeyn, als ſie ſich ſämmtlich zum Gebrauche für Privatbühnen ganz vorzüglich eignen, wo beſonders der Mangel an neuen kleinen Pieſen ſeit einigen Jahren höchſt fühlbar geworden iſt.

---

[289] Bei G. D. Bädeker in Eſſen ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chr. H. Rink,
Vorſpiele
zu den gebräuchlichſten Choralen
der evangeliſchen Kirche.
Preis 5 Thlr. 12 gGr. (6 fl. 18 kr.)

Es werden dieſen Vorſpielen auch noch bald in einem Hefte
36 Nachſpiele für die Orgel
von Chr. H. Rink
folgen, die in gleichem Geiſte bearbeitet ſind.

L. Erk,
Sammlung 3- und 4ſtimmiger Geſänge
ernſten Inhalts,
von verſchiedenen Componiſten. Zweiten Heftes erſte Abtheilung. 32 Motetten, Chöre, variirte Choräle ꝛc. enthaltend.
Partitur 12 gGr. (54 kr.) Jede der einzelnen Stimmen 6 gGr. (27 kr.)

L. Erk,
Sammlung 3- und 4ſtimmiger Geſänge
für Männerſtimmen.
Zum Gebrauch in Seminarien, Gymnaſien und kleinern Singvereinen. Erſtes Heft, 76 Geſänge enthaltend.
Preis broch. 16 gGr. (1 fl. 12 kr.)

W. Nedelmann,
Lieder für die Jugend
mit leichter Pianofortebegleitung.
Erſtes und zweites Heft.
Preis broch. jedes Heft 12 gGr. (54 kr.)

---

[323] **Bulwer's ſämmtliche Romane.**
Höchſt wohlfeile (Stuttgarter) Taſchen-Ausgabe.

Die höchſt anziehenden, den Geiſt Walter Scott's und Fielding's vereinigenden, und mit einer Feinheit, einer Humanität und einem Adel des Humors, den Scott nie erreicht hat, geſchriebenen Meiſterwerke Bulwer's, den England einſtimmig als den erſten ſeiner jetzt lebenden Romanendichter anerkennt, zum Gemeingute für Deutſchland zu machen, iſt die Abſicht dieſer neuen Ausgabe. In gefälligem Taſchenformat auf weißem Druckvelinpapier mit neuen Typen gedruckt, nimmt die Sammlung blos ganz gelungene neue Uebertragungen auf, und wird zugleich durch den äußerſt billigen Subſcriptionspreis von

12 Kr. rheln. oder ⅙ Thlr. preuß.

für jedes, ungefähr 128 Seiten enthaltende, geheftete Bändchen der allgemeinſten Verbreitung fähig. Die Sammlung iſt durch das ſo eben ausgegebene erſte Bändchen eines der neueſten Romane des genialen Verfaſſers:

Eugen Aram,
überſetzt von Dr. Friedrich Notter,

eröffnet. Nach Eugen Aram wird zunächſt „Pelham oder Abenteuer eines Weltmanns“ (überſ. von Dr. Guſtav Pfizer) ausgegeben, und dann „Devereux, der Verſtoßene, Paul Clifford, Falkland, Herbert Milton und Arthur Beverley“ folgen. Dieſe vollſtändige Sammlung aller von dem berühmten Verf. bis jetzt herausgekommenen Romane wird 43 Bändchen umfaſſen, die in Zwiſchenräumen von ungefähr 14 Tagen folgen ſollen, ſo daß alſo die monatliche Auslage der verehrlichen Subſcribenten nur 24 kr. oder ⅓ Thlr. preuß. beträgt, und ſie innerhalb 7 Vierteljahren für 8 fl. 36 kr. oder 5⅓ Thlr. preuß. in den Beſitz dieſer höchſt anziehenden Bibliothek von acht der trefflichſten neuen Romane kommen, während eben dieſe acht Romane in der einzigen bisher vorhandenen, vollſtändig ausgegebenen Aachener Ueberſetzung 56 fl. 42 kr. oder 31½ Thlr. preuß. koſten. Sollten die genannten acht Romane mehr als 43 Bändchen geben, ſo verpflichten wir uns hiermit überdies ausdrücklich, alle weitern Bändchen den HH. Subſcribenten unentgeldlich zu liefern.

Zur Vermeidung von Verwechslungen mit einer kürzlich von Zwickau aus angekündigten Taſchenausgabe der ſämmtl. Bulwer'ſchen Romane, die angeblich nur

Digitized by Google

20 Bände, zum Preiſe von 40½ kr. oder ⅜ Thlr. preuß. das Bändchen, umfaſſen ſoll (nach genauer Berechnung aber, da ſchon „Aram und Pelham" 8 Bände dort einnehmen, im Ganzen 29 bis 30 Bände vom Umfang der bisherigen geben, und alſo um etwa die Hälfte höher kommen wird, als jene Ankündigung hoffen läßt), und wovon bis jetzt nur Eugen Aram in einer ſehr flüchtigen, fehlerreichen und lückenhaften Ueberſetzung ausgegeben iſt, (ein Proſpektus über unſere Ausgabe, der unverzüglich an alle Buchhandlungen verſendet wird, enthält dafür die Belege) belieben die HH. Subſcribenten ausdrücklich die Stuttgarter Taſchenausgabe zu beſtellen. Um übrigens noch einen weitern Maßſtab für Vergleichung der Preiſe der Zwickauer mit unſerer Ueberſetzung zu bieten, werden die Thatſachen genügen, daß Aram in unſerer Ausgabe 6 Bändchen umfaſſen, alſo 1 fl. 12 kr. oder ⅔ Thlr. preuß. koſten wird, während Aram in der Zwickauer 2 fl. 42 kr. oder 1½ Thlr. preuß., alſo gerade das Doppelte koſtet, und daß das nämliche Preißverhältniß zwiſchen beiden Ausgaben auch bei Pelham ſtattfindet.

Zur Annahme von Subſcriptionen ſind alle ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, der Oeſtreichiſchen Monarchie und der Schweiz bereit.

---

[293] Bei C. F. Winter, Univerſitätsbuchhändler in Heidelberg, iſt neu erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Griechische Chrestomathie für die zwei ersten Jahres Curse im griechischen Sprachunterricht von **Felbbausch** und **Süpfle**. Neues Werk, anstatt einer dritten Auflage von Feldbausch's griechischer Chrestomathie. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Das Ganze zerfällt in zwei Curſe, und iſt zu den beiden erſten Jahrescurſen des griechiſchen Sprachunterrichts beſtimmt. Der erſte Curſus enthält ſowohl griechiſche Beiſpiele, die ſich an die einzelnen Theile der Formenlehre anſchließen, als auch bei jedem Paragraphen dieſer Beiſpiele zugleich Beiſpiele zum (mündlichen) Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Griechiſche, und zwar in der Art, daß in den deutſchen Sätzen vorzugsweiſe die Wörter der nächſtvorhergehenden griechiſchen Beiſpiele in veränderter Form wieder vorkommen, ſo daß dadurch die Einübung der griechiſchen Formen und Erwerbung der Copia Verborum zu gleicher Zeit zweckmäßig erzielt werden ſoll. — Der zweite Curſus iſt ſo reich ausgeſtattet, daß ſeine Beiſpiele zur Abwechslung im zweiten Jahrescurſus wenigſtens das Doppelte, wenn nicht das Dreifache für die Lektüre eines Jahres ausmachen, und enthält: zwei Sammlungen äſopiſcher Fabeln, mythologiſche Erzählungen, Bruchſtücke aus dem Leben Alexanders, Anekdoten und Erzählungen, und als Anhang: Herkules am Scheideweg (aus Xenophon). — Das damit verbundene Wörterbuch iſt in der Art abgefaßt, daß von den griechiſchen unregelmäßigen Zeitwörtern ſogleich die bemerkenswerthen abweichenden Tempusformen für den Schüler angegeben ſind.

Die reichhaltige Auswahl bei zweckmäßiger Anordnung, die gute äußere Ausſtattung durch deutlichen, correkten Druck und weißes Papier, ſo wie der ſehr billige Preis machen das Buch in jeder Hinſicht empfehlungswerth. Lehrer, welche die Einführung deſſelben bezwecken, erhalten, wenn ſie ſich, durch eine gute Buchhandlung oder direkt, an den Verleger wenden, ein Freiexemplar.

Hermann, Dr. K. F., über Herrn Prof. Heinr. Ritter's Darstellung der Socratischen Systeme in den neuesten Bänden seiner Geschichte der Philosophie (Abdr. a. d. Heidelb. Jahrb. d. Liter.) gr. 8. geh. 8 gr. oder 36 kr.)

Paulus, H. E. G., Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien. Grösstes Octavformat. Vollständig in 3 Bänden. 1830 — 1833. 12 Rthlr. 16 gr. oder 22 fl. 30 kr.

Das Werk enthält für die Schriftausleger aller Klaſſen einen auserleſenen Vorrath aller philologiſchen und archäologiſchen Erklärungsmittel, ſo daß ſie jeder nach ſeiner Anſicht anzuwenden veranlaßt wird. Von allen bedeutenden Varianten werden zur Uebung in der Kritik die Beurtheilungsgründe genau entwickelt. Die Entſtehungsart und Aechtheit des Ganzen und wichtiger Beſtandtheile, die Zeitordnung der Begebenheiten, das Einflußreiche der Zeitbegriffe wird nach der allgemein gültigen Hermeneutik erklärt. In der Sinnerklärung iſt der Hauptzweck, die Glaubwürdigkeit der Thatſachen und die mit den Vernunftüberzeugungen übereinſtimmende, praktiſche Wahrheit der Lehrgrundſätze konſequent und gleichförmig in's Licht zu ſtellen. — Der Verleger liefert dieſes bedeutende Werk in einem ſchönen, großen Format, durch einen gedrängten, nach der Fülle des Inhalts ſehr viel faſſenden, würdigen Abdruck, mit vorzüglicher Sorgfalt für Deutlichkeit und Correktheit, ſo daß das Buch auch hinſichtlich ſeiner typographiſchen Ausſtattung eine Zierde jeder Bibliothek ſeyn wird. Der Preis iſt ſo mäßig, als es die Koſtbarkeit dieſes Drucks erlaubt. Aehnliche Bearbeitungen jedes der drei Evangelien können dieſe ſynoptiſchen Ueberblicke nicht gewähren, und ſind doch zuſammen nicht um den gleichen Preis zu kaufen.

— — **Des Apostels Paulus Lehrbrief an die Galater- und Römer-Christen.** Wortgetreu übersezt, mit erläuternden Zwischensätzen, einem Ueberblick des Lehrinhalts und Bemerkungen über schwerere Stellen. Grösstes Octavformat. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 3 kr.

— — **Des Apostels Paulus Ermahnungs-Schreiben an die Hebräer-Christen.** Wortgetreu übersezt, mit erläuternden Zwischensätzen, einer fortlaufenden Sinnerklärung, kritischen Einleitung und Bemerkungen über schwerere Stellen. Grösstes Octavformat. 1833. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Rink, G. F., lucubratio critica in acta apostolorum, epistolas catholicas et Paulinas, in qua de classibus librorum manuscriptorum quaestio instituitur descriptio et varia lectio septem codicum Marcianorum exhibetur, atque observationes ad plurima loca

Digitized by Google

tum Apostoli tum evangeliorum dijudicanda et emendanda proponuntur. 8 maj. 1833. (Ermässigter Preis 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.)

Rau, K. H. (Grossherzogl. Bad. Geh. Hofrath und Professor zu Heidelberg), Lehrbuch der politischen Oekonomie. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: Grundsätze der Volkswirthschaftslehre.) Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Mit Grossherzogl. Bad. und Königl. Würtemberg. Privilegium gegen Nachdruck und Nachdrucksverkauf.) gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Schon beim Erſcheinen der erſten Auflage wurde von den ſtimmfähigſten Beurtheilern (von Jakob, Sartorius, v. Waltershauſen, Lotz, Pölitz, Rebenins u. A.) anerkannt, daß das Werk ſich auszeichne durch umfaſſende Zuſammenſtellung der Ergebniſſe bisheriger Unterſuchung, durch genauere Entwicklung vieler Lehren, durch gute Anordnung, klare Darſtellung und durch fleißige und kritiſche Nachweiſung der deutſchen und ausländiſchen Literatur. Dieſe erfreuliche Aufnahme des Werks hat den Verfaſſer verpflichtet, allen Fleiß auf deſſen Vervollkommnung zu wenden; — Anordnung und Gedankengang ſind ſich gleich geblieben, um ſo zahlreicher ſind dagegen die Verbeſſerungen und Zuſätze im Einzelnen geworden, wie ſchon die vermehrte Bogenzahl beweist. — Der (1828 erſchienene) 2te Band, welcher die Grundſätze der Volkswirthſchaftspflege enthält, koſtet 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. — und die 1832 erſchienene erſte Hälfte des 3ten Bandes, der Finanzwiſſenſchaft 1ſte Abtheilung enthaltend, 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. Mit der demnächſt erſcheinenden 2ten Hälfte des 3ten Bandes iſt das Werk vollſtändig. —

Der Weinbau im südlichen Deutschland, vollständig dargestellt von J. Ph. Bronner. Mit vielen Abbildungen. Erstes Heft, der Weinbau am Haardtgebirge von Landau bis Worms. Subscr. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Keinem Zweig der Landwirthſchaft wurde ſeit einigen Jahren ſolche Aufmerkſamkeit gewidmet, als dem Weinbau. Ueberall iſt man bemüht, mit Verbannung alter Vorurtheile durch Anpflanzung paſſender Rebſorten und durch verbeſſerte Erziehung derſelben, mit Berückſichtigung von Boden, Lage und Klima, die Qualität des zu erzielenden Weins zu verbeſſern und wo möglich dabei noch die beim Weinbaue unverhältnißmäßig groſſen Koſten zu vermindern. Zur Erreichung dieſes Zwecks ſcheint aber nichts förderlicher, als Kenntniß des Weinbaues in den verſchiedenen Gegenden; aus ihr laſſen ſich am beſten die Fehler, welche zu vermeiden, die Vortheile, welche anzuwenden ſind, entnehmen; — ſie gibt einen Schatz von Erfahrungen, ohne daß man ſie vorher durch eigene, oft koſtſpielige Verſuche erwerben müßte; durch ſie erhält der Weinbauer den richtigſten Fingerzeig für Kulturarten, die er auch in ſeiner Gegend mit Nutzen einführen könnte. Dies hat den Verfaſſer zur Herausgabe des obengenannten Werks bewogen. Das Ganze wird aus 8 bis 9 Heften beſtehen, deren jedes 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. im Subſkr. Preis koſtet. Etwa alle 5 Monate wird ein Heft ausgegeben.

Gründlicher Unterricht in der Obstbaumzucht. Ein Hand- und Hausbuch für Landwirthe und Landschullehrer von Jacob Bauer. Mit Abbildungen. 8. Subcr. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Allgemein gilt die Pfalz für das Land, das dem regſamen Fleiße ſeiner Bewohner und der Fruchtbarkeit des Bodens die höchſte Stufe im Betrieb der Landwirthſchaft, und namentlich der Obſtzucht verdankt; mit Recht heißt ſie daher der Garten Deutſchlands. So dürfte wohl das Buch eines der erſten Obſtzüchter dieſes Landes ſchon darum ein günſtiges Vorurtheil für ſich erwecken. — Daß der Verfaſſer aber in ſeinem Werke ein Hand- und Hausbuch für jeden Freund der Obſtbaumzucht, einen treuen und ſichern Rathgeber in allen dabei vorkommenden Fällen gegeben hat, dafür bürgt auch die nachdrückliche und beſondere Empfehlung, die die Neckarkreis-Abtheilung des Badiſchen landwirthſchaftlichen Vereins demſelben nach Prüfung des Manuſkripts angedeihen ließ. — Die Brauchbarkeit des Buchs wurde durch einen, auf Veranlaſſung dieſes Vereins abgefaßten und beigefügten, ſehr beachtungswerthen Aufſatz über das Dörren des Obſtes und die Einrichtung von Dörröfen, mit erläuternden Holzſchnitten noch vermehrt.

Die ungewöhnliche Theilnahme, welche das Werk bisher allenthalben gefunden, ſetzt den Verleger in den Stand, den überaus billigen Subſkriptionspreis von 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. vor der Hand noch beſtehen zu laſſen, und er wird überdieß Behörden oder Vereinen, welche beabſichtigen, durch Verbreitung des trefflichen Buchs auf Verbeſſerung dieſes Zweigs der Bodenbenutzung hinzuwirken, durch Bewilligung beſonderer Vortheile bei Abnahme größerer Parthieen gerne die Hand bieten.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voss und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voss. Mit H. Voss Bildniss. 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Allen Verehrern unſeres Jean Paul, wie des leider ſo früh vollendeten Heinrich Voß, werden dieſe Briefe eine angenehme Gabe ſeyn. Sie berühren in vertraulichen Mittheilungen vornämlich wichtige Erzeugniſſe der älteren und neueren Poeſie — abwechſelnd mit religiöſen und philoſophiſchen Andeutungen; und wen ſollte es nicht freuen, hier den Anſichten und Urtheilen ſolcher Männer über einen Aeſchylus, einen Calderon, Shakſpeare, Schlegel u. A. zu begegnen? —

Aber nicht allein diejenigen, denen der verewigte Heinr. Voß theuer und befreundet war, werden das Büchlein willkommen heißen — jeder Leſer wird Ihn in dieſen Briefen liebgewinnen und ſich der Ausſicht freuen, die der Herausgeber in dem Vorworte dargeboten hat, daß uns nämlich der Treffliche in einer weitern Sammlung von Briefen an andere Freunde noch näher gebracht werden ſoll.

Skizzen aus Polen. Aus der Brieftasche eines poln. Officiers. 8. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Köster, Chr., zerstreute Gedankenblätter über Kunst. 8. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Digitized by Google

Annalen der Pharmacie. Eine Vereinigung des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland und des Magazins für Pharmacie und Experimentalkritik. Herausgegeben von R. Brandes, Ph. L. Geiger und J. Liebig. Jahrgang 1833. (12 Monatshefte.) 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Durch die vereinigte Thätigkeit der rühmlich bekannten Redaktoren, ſowie durch die Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten (wir nennen hier nur Berzelius, Buff, Döbereiner, Merk, Mitſcherlich, Wöhler, Nees v. Eſenbeck, Reichenbach u. A.) iſt dieſe Zeitſchrift ſo reich mit für Wiſſenſchaft und Praxis wichtigen Aufſätzen und Mittheilungen ausgeſtattet, daß der Verleger nur auf das bisher Gelieferte hinzuweiſen ſich erlaubt. — Die bereits erſchienenen Monatshefte dieſes Jahrgangs enthalten unter anderm:

Berzelius: über die Zuſammenſetzung der Citronenſäure und einige ihrer Verbindungen; — über zwei organiſche Säuren, welche in Mineralwaſſern vorkommen; — über die Conſtitution organiſcher Zuſammenſetzungen. — Baup: über die Chinaſäure und einige ihrer Verbindungen. — Kemp: über die elektriſche Leitungsfähigkeit einiger zu tropfbaren Flüſſigkeiten verdichteten Gaſe. — Schlatter: über Peucedaninum, einen neuen Pflanzenſtoff. — Thubeuf: über das Eieröl. — Tromsdorf: über Valerianſäure und ihre Verbindungen. — Geiger und Heſſe: Darſtellung des Atropins. — Dumas: Verſuche über die Verbindungen von Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, mit Anmerkungen von Liebig. — Liebig: über Acetal, Holzgeiſt und Eſſigäther; — Beſchreibung eines Apparats zur Beſtimmung des Kryſtallwaſſers von Salzen und andern Körpern; — über die Zuſammenſetzung der Chinaſäure; — über die Zuſammenſetzung des Narcotins und Piperins; Analyſe des Atropins; — über den Stickſtoffgehalt der organiſchen Baſen: — über die Zuſammenſetzung der Weinphosphorſäure. — Guibourt: über den Urſprung der grauen Ambra und des Wallraths, mit Bemerkungen von Brandes. — Reichenbach: über das Kreoſot und deſſen Zuſammenſetzung, mit Bemerkungen von Liebig. — Dierbach Bemerkungen über die Bertramwurzel. — Bennet: Bemerkungen über einige Arzneipflanzen auf verſchiedenen Inſeln der Südſee. — Virey: Urſprung des ächten aſiatiſchen Storax. — Nees v. Eſenbeck: über Krauſemünzen. — Petit: verbeſſerte Pulveriſir-Maſchine. Pelouze: über das Asparagin. — Mouchon: concentrirte Gelatina. — Sacharolate, und Formeln zu verſchiedenen Heilmitteln, denen ſie zur Grundlage dienen. — E. Ritter: die Verbreitung der Theekultur und des Theeverbrauchs u. ſ. w.

---

[301] Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutſches Leſebuch für Töchterſchulen.

Erſter Curſus. Für Mädchen von etwa 8 bis 11 Jahren. Sammlung aus deutſchen Dichtern und Jugend-Schriftſtellern, enthaltend Materialien zur Belebung des Gefühls für das Gute und Schöne, zur Erweckung des Intereſſes für die wichtigſten Zweige des Wiſſens und zur Beförderung des richtigen Leſens, wie des richtigen, geläufigen Sprechens und Schreibens. Von Carl Oltrogge. gr. 8. 1833. 16 gGr.

Aeltern, Lehrer und Erzieher werden auf dieſe Sammlung aufmerkſam gemacht, da ſchon beim flüchtigern Durchblättern derſelben ſich ergeben wird, daß ſie von einem Manne veranſtaltet iſt, der durch hinreichende Erfahrung die Bedürfniſſe des Kindes in dem angegebenen Alter kennen gelernt hat. Seit längerer Zeit unterrichtete er junge Mädchen von 6 bis zu 16 Jahren und ſah ſich vergebens nach einem Leſebuche um, das die auf dem Titel ausgeſprochenen Anforderungen erfüllen konnte. Bald fand er zu wenig, bald zu viel; nirgends aber das harmoniſche geiſtige Leben der Jugend ſo berückſichtigt, wie er es für durchaus nothwendig hielt. — Da entſchloß ſich der Hr. Verf. ſelbſt zur Herausgabe der Sammlung, wovon dieſer jetzt erſchienene erſte Curſus in einer proſaiſchen und in einer poetiſchen Abtheilung das Anziehendſte enthält, was nach ſorgſamſter Prüfung für dieſen Zweck gewählt werden konnte. Der correkte deutliche Druck und die Wohlfeilheit werden die Einführung in den Schulen weſentlich erleichtern, und mit einem nicht minder reichhaltigen zweiten Curſus zu gleichem Preiſe wird im künftigen Jahre das Ganze vollendet werden.

---

[316] Bei J. J. Bohné in Kaſſel erſchien, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Abende in Boſton, Amerikaniſche Erzählungen aus dem Engl. von C. L. Collmann. 2 Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gr.

Schönwerk, H., Denk an mich. Kränze, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, Stammbuchsaufſätze, aus den vorzüglichſten Schriftſtellern geſammelt. 12. mit Kupfern geheftet. 12 gr.

---

[314] Für Jäger und Jagdfreunde.

Bei G. Baſſe ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Lentner's Taſchenbüchlein der Jagdſprache.

Für Jäger und Jagdfreunde, um ſowohl alle bei der Jagd gebräuchlichen Kunſtwörter zu verſtehen, als auch ſich in allen vorkommenden Fällen richtig weidmänniſch auszudrücken. In alphabetiſcher Ordnung. Zweite Auflage. 16. geh. Preis 12 Gr.

J. G. Lentner's Taſchenbüchlein der Forſtſprache,

in welchem, außer der forſtmänniſchen Terminologie, auch die ſonſt im Forſtweſen vorkommenden technologiſchen Ausdrücke enthalten ſind. In alphabetiſcher Ordnung. 16. geh. Preis 12 gr.

A. L. Hohnau's Anleitung zur Zucht und Dreſſur der Jagdhunde,

insbeſondere des Hühner-, Leit-, Schweißhundes, des Saufinders, des Hetz-, Sau- oder Packhundes, der Jagdhunde zur deutſchen und zur franzöſiſchen oder Parforcejagd, der Windhunde, des Dachsfinders, der Dachshunde, des Trüffelhundes ꝛc. 8. Preis 12 Gr.

Digitized by Google

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Auguſt 1833.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Goethe.

Geologische Grillen.

Dritter Artikel.

Wir haben in einem frühern Artikel verſucht, die höhere Thierwelt, deren Geſchlechter wir, als Zeugen eines langen Entwicklungsprozeſſes unſeres Planeten, in der Erdrinde begraben finden, in faßlicher Schilderung an dem Leſer vorüber zu führen. Wenn wir dabei von mehreren Schöpfungen ſprachen, die einander abgelöst im Laufe der Jahrtauſende, ſo gehorchten wir nur einem Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes, der ſich ohne die Krücke eines Kerbholzes nicht vorwärts bewegen kann, und vor der Maſſe der Erſcheinungen in Zeit und Raum nur zu bald ſich verwirrt, wenn er ſie nicht in ſeinem Gehirn ordentlich in Fächer vertheilt. Je mehr Mühe ihm dieſes Fachwerk macht, deſto tiefer prägt er es ſich ein, und deſto mehr iſt er geneigt, ſich ſelbſt täuſchend, ſein Werk der Natur aufzudringen.

Wir haben aus dem untern Flötzgebirge durch das Gewimmel gigantiſcher Eidechſen und Krokodille, durch die Rudel von Elephanten, Nashörnern, Bären und Hyänen bis an die Sonne der jetzigen Welt einen langen Weg zurückgelegt und den Raum in Perioden getheilt Hat nun etwa Gott zu wiederholten Malen geſprochen: „es reuet mich, daß ich ſie gemacht habe?“ hat er die Erde umgebrochen mit dem Pfluge der Verheerung und ſie neu beſaamt mit Pflanzen und Gewürm, mit Menſchen und Vieh? Iſt vom Erdball, wie von einer überreifen Frucht, der zarte organiſche Duft ringsum abgeſtreift worden, und iſt er auf der erneuten Oberfläche in zwar ähnlichen, aber doch abweichenden Formen, ein friſches Produkt des innern Lebens der Erde, wiederum angeflogen? Den Menſchen koſtet es nichts, die Wunder der Schöpfung zu vervielfältigen; er ſteht ſo weit von der Löſung des ewigen Räthſels, daß das Wunder durch Häufung um nichts größer wird. Nein, die Verſchiedenheiten unſerer jetzigen Pflanzen- und Thierformen von denen einer frühern Weltepoche, die Abweichungen, welche die foſſilen Organismen verſchiedener Zeiten unter einander ſelbſt zeigen, beweiſen keineswegs für mehrere untergegangene Schöpfungen, ſondern nur für den ewigen, nie ſtilleſtehenden Gang der Natur, welche die Formen nach einem unerforſchten und unerforſchlichen Geſetze hier vervielfältigt, dort vereinfacht, immer aber umgeſtaltet.

Der Glaube an mehrere oder doch eine untergegangene Schöpfung, wie er hie und da ſich mehr oder weniger beſtimmt ausſprach, war, wie aller Glaube in der Wiſſenſchaft, die reſpektable Frucht gemachter Eroberungen, und man gab ihn deſto ungerner auf, weil man dann ein eben mühſam aufgerichtetes Gebäude, wenigſtens theilweiſe, wieder niederreißen mußte, und weil man nicht immer

Digitized by Google

daran denkt, daß ſolche Siſyphusarbeit die wahre Gymnaſtik des Menſchengeiſtes iſt. Der geniale Werner hatte über die alten beſchränkten Vulkaniſten einen glänzenden Sieg davon getragen und an die ewigen Grundpfeiler des Urgebirgs ſein neptuniſches Gerüſte gelehnt. Eifrig machte ſich nun die Wiſſenſchaft, dem ſichern Grunde vertrauend, daran, die Erdrinde zu nivelliren und an einer vergleichenden Chronologie der Flötzſchichten und der darin enthaltenen organiſchen Ueberreſte zu bauen. Noch waren ſie nicht eben weit gekommen, da drohte ihnen der hölliſche Typhon, den großartige Neuerer wieder aus der Tiefe beſchworen, den Maaßſtab aus der Hand zu reißen. Aber der alte Göthe ſagt ſpottend:

Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, iſt nun Gipfel,

und die Anſicht, welche vom Urgebirg aus, als dem in ſeiner jetzigen Geſtalt Uranfänglichen, die Erde konſtruirt, wird immerhin derjenigen, welche, wie auf den Schlag einer Zauberruthe, Gebirge ſtrahlenweiſe aufſteigen und die horizontal gelagerten Flötze zerreißen und ihre Schichten aufrichten läßt, noch einige Zeit das Terrain ſtreitig machen. Aehnliches erfuhren Botaniker und Zoologen: ſie hatten eben das Chaos der Pflanzen- und Thierwelt etwas gelichtet, ſie hatten mit Scharfſinn Tauſende von Arten beſtimmt und ſauber in das Syſtem eingetragen; ſie waren zufrieden, daß es immer deutlicher wurde, wie viele Gattungen von Katzen die jetzige Erde trägt und in wie viele ſpezifiſche Strahlen ſich das reizende Geſchlecht der Mimoſen bricht. Da that ſich immer weiter jenes unterirdiſche Muſeum auf, und in je größerer Mannigfaltigkeit jene uralten Doppelgänger unſerer heutigen Geſchöpfe zum Vorſchein kamen, leztern im Umriß mehr oder weniger ähnlich, nie oder faſt nie ganz mit ihnen zuſammenfallend, deſto dringender wurde es, unter zwei Annahmen zu wählen: entweder hatte die Schöpferhand die alten Modelle unwiderruflich zerbrochen, hatte zu neuem Thon gegriffen und andere, zwar analoge, doch immer abweichende Formen neu geſchaffen, oder, was man bisher Art, Species genannt hatte, war in unzähligen Fällen nichts ſo Uranfängliches, Conſtantes, Abgeſchloſſenes, als man geglaubt, und es führt eine lebendige Brücke rückwärts hinüber von der jetzigen Welt in eine frühere, welche von der unſrigen durch eine Kataſtrophe getrennt iſt, die alles Leben gewaltig erſchüttert, die Erdoberfläche vielfach umgewandelt, ſie aber keineswegs zu einem Leichenhofe aller Lebendigen gemacht hat. Die höhere Naturforſchung kann nicht umhin, ſich zu lezterer Anſicht zu bekennen. Die Erde iſt ein großes, ſich ſtetig entwickelndes Ganzes, ihre Geſchichte hat Stürme und Fluthen, wie die Menſchengeſchichte, aber ſo wenig Lücken als dieſe. Noahs Arche iſt das Symbol des Aſyls, das die Lebendigen über die ganze Erde im Kampf mit den Elementen gefunden, und mögen auch manche Geſchlechter, wie wir nicht anders annehmen können, ſpurlos verſchwunden ſeyn, juſt der Sturm, der die überlebende Mehrzahl zerſtreut und verſchlagen, ſcheint mannigfache Keime in ihrem Organismus befruchtet und neue Formen aus dem Schooße der Geſchlechter hervorgerufen zu haben. Unſere Gewächſe, unſere Thiere ſind die unmittelbaren Abkömmlinge jener vorweltlichen Geſchöpfe, nur im mächtigen, Alles ergreifenden Strome der Zeit allmählich in Geſtalt und Umriß umgewandelt. Die Skelette der Mammuths und Höhlenbären in unſern Muſeen blicken herein in die jetzige Welt der Thiere, wie die bemooſten Steinbilder unſerer Vorväter in das Treiben unſerer Zeit. Es iſt Alles anders geworden!

(Die Fortſetzung folgt.)

Chevalier Clement.

(Fortſetzung.)

Es war Clement; ein Ideal von Männlichkeit, nicht verzerrt durch die ſklaviſche Anhänglichkeit an alle die ſonderbaren Launen der damaligen Mode, eine herrliche Geſtalt mit einem Haupte wie Mars und einer Taille wie Apollo. In ſeinen blitzenden Augen ſpiegelte ſich eine Welt von Entwürfen, großen Entſchlüſſen und hohen Tugenden, auf ſeiner Zunge lagen tauſend Erfahrungen, die aber die lächelnden Lippen wie ein berechnetes Geheimniß verſchloſſen hielten. Dieß ſind die Männer, die den Jüngling begeiſtern und zu Thaten ſpornen, und das Weib entwaffnen, um von ihm mit heiliger Gluth geliebt zu werden.

Kann es ſchneidendere Kontraſte geben? Hier ſtanden Clement mit ſeinem geiſtvollen, durchdringenden Blick und der leisgerunzelten Stirn, der hingebende Aemilius und ſeine wonnebebende Schweſter, und ſprachen mit einer Dame, die weniger durch ihren Sohn, als durch ihren zweiten Mann berühmt geworden iſt, und Sohn und Mann ſtanden daneben. Canitz, der deutſche Poet Canitz, ahnete da wohl nicht, als er ſeiner Frau Mutter den Fächer aus vergoldetem Elfenbein hielt, daß ihn einſt Friedrich der Große, der Verächter deutſcher Kunſt und Literatur, den Pope der Deutſchen nennen würde; aber die ſtolze, kokette Dame iſt ſeine Mutter und die menſchenähnliche Geſtalt neben ihr ſein Stiefvater, der Herr von Brinbock, den ſich, wie weltbekannt, Frau von Canitz aus Paris als Ehgemahl verſchrieben hatte. Dieſe lächerliche Geſchichte war damals nicht mehr neu, aber doch anſtößig genug, wenn man die beiden Perſonen ſah. Dieſe Dame hatte Frankreich in neuen Moden erſchöpft, und um vor den Berlinerinnen noch immer Etwas voraus zu haben,

Digitized by Google

gab ſie einem Kaufmann den Auftrag, wie ſonſt Bêtiſes oder Pompons, ſo jezt ihr einen jungen, ſchönen, lebhaften, gewandten, geiſtreichen und adligen Mann zu ſchicken. Man ſchickte ihr den Herrn von Brinbock, ſie entſezte ſich, heirathete ihn aber. Und doch beſizt er Grazie, wenn er ihr die Hand küßt!

Kaum hatte ſich der Chevalier und ſeine Begleitung von dieſer Gruppe abgewandt, als ſich dieſem etwas in den Weg zu ſtellen ſchien, das ihn heftig bewegte. Seine ſtechenden, dunkeln Augen wollten unzweifelhaft einen aus der Menge herausgetretenen Fremden vermeiden, fielen aber doch immer wieder auf dieſen zurück, der den Verlegenen mit einem auffallenden Lächeln begrüßte. Don Hernandez, dieſer bleichgelbe, dunkellockige Caſtilianer, war erſt vor Kurzem in den Cirkeln der Hauptſtadt und heut zum erſten Male im Schloſſe des Freiherrn erſchienen. Man mußte es ſogleich errathen, daß der fremde Chevalier und dieſer nicht bekanntere Spanier ſich ſchon begegnet waren; denn Einer faßte jezt den Andern ſcharf, und in ihren Blicken wechſelten Ueberraſchung, Ingrimm, Verachtung. Sie wollten ſich vermeiden, und doch traten ſie inſtinktartig immer näher und ſtanden zulezt in einem entlegenen, minder hellen Saale ſich allein gegenüber. „Einen Gruß von Iſabellens Grabe!“ begann Hernandez in einem Tone, der höhnend mit dem heiligen Auftrage, den er zu verrichten ſchien, im Widerſpruch war; und wie wahnſinnig fuhr er fort: „die Silberſterne der bräutlichen Myrthe winken Dir ſchon ſeit drei Lenzen, und an ſandigen Flüſſen des Nordens muß man den Freier ſuchen, den man am Ufer des Tajo verloren?“ Der Chevalier hatte bald in ſeine erblaßte Miene den ruhigen, ſiegreichen Ernſt wieder aufgenommen und erwiderte in einem Tone, der ſchmerzlichmild und nachgebend klang. „Hernandez, Du verwalteſt als ein ſchlechter Erbe das Vermächtniß von Betheurungen, das eine ſterbende Schweſter Dir zurückließ. Warum folgſt Du der Spur, die ich mit meinem Schmerz und meiner Klage zeichne, wo ich wandle, und läſſeſt mich überall aus Deinem Mantel den verrätheriſchen Dolch blicken?“ Hernandez zeigte die leeren Hände und eine Narbe, die quer über ſein unſchönes Geſicht fuhr, und ſagte, indem er den Chevalier mit kaltem Auge fixirte: „Die Manen, die erzürnt aus den Gräbern meiner Eltern ſtiegen, und auf Dich, den treuloſen Fremdling, zeigten und mir das Schwert zur Rache für beleidigte Unſchuld und Ehre in die Hand drückten, ſind geſühnt. Ich muß den Schimpf, den Du meiner verblendeten Schweſter und dem Andenken ihrer Ahnen und mir anthateſt, durch dieſes Mahl, das auch Dein lügneriſches Antlitz hätte treffen können, für getilgt halten. Aber gegen den Verräther des ſpaniſchen Vaterlands, den feilen Diener eines fremden, herrſchſüchtigen Prieſters, den ſchleichenden Vollſtrecker unheilvoller, ehrloſer Aufträge wird die Spitze meines Schwerdtes und der Stachel meiner Zunge immer gezückt bleiben. Du ahnſt es nicht, daß neben Alberonis Emiſſären auch das unglückliche Spanien ſeine Anwälte in fremden Ländern findet, die das vernichten können, was jene liſtig zuſammengefügt.“ — „Und die fallen werden,“ fiel der Chevalier ruhig ein, „wenn man den Geſandten der geſetzlichen Autorität glauben muß, weil ſie nur Wahrheit berichten. Hernandez, ich beklage Dein Vaterland, auf deſſen Altar Dein Jugendmuth würdigere Opfer legen könnte, ich beklage, daß Dein verblendeter Haß mir das Herz des theuerſten Verwandten meiner ſeligen Iſabella raubt. Ihrem brechenden Auge entzogſt Du den tröſtenden Anblick, daß Du Deine verſöhnte Hand in meine dargebotene Rechte legteſt, und willſt ihn auch jezt der Seele, die flehend uns umweht, noch nicht gewähren!“ — Hernandez wandte ſich ſchweigend gegen das hohe Saalfenſter, an dem ſie ſtanden, und blickte in den Frieden der Sterne, die am wolkenloſen Himmel auftauchten. „Clement,“ ſagte er dann leiſe und ſehr beſtimmt, „ich handle in Keines Auftrage, auch nicht im Auftrage meines Haſſes. Meine Geſetze will ich von dem Augenblicke nehmen, und nur das thun, was mir dieſer gebietet. Die Spitze meines Schwerdtes iſt nach allen Seiten gezückt, aber den Griff wird nur das beleidigte Vaterland handhaben.“ — Der Chevalier hatte ihn ſchon verlaſſen und war ſinnend in die rauſchende Geſellſchaft zurückgekehrt. Hernandez blieb an ſeinem dunkeln Standorte, von den Olivenwäldern der Heimath träumend und dem Frieden, der um das duftige Grab ſeiner Schweſter wehte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Vatout und die Dramatiker.

Es erſcheint jezt ſelten eine hiſtoriſch-romantiſche Darſtellung aus der franzöſiſchen Vorzeit, ohne daß die Theaterdichter verſuchten, das Sujet auf der Bühne zu epitomiſiren und zu dramatiſiren. Die Hiſtoriker wollen ihrerſeits ſich auch als Dichter zeigen und behandeln ihre Gegenſtände à la Walter Scott. So hat Herr Vatout die Geſchichte der Verſchwörung Cellamares und der Herzogin du Maine aus der Zeit der Regentſchaft des Herzogs Philipp von Orleans behandelt. Vatout hatte ſich während der Reſtaurationszeit als einen freiſinnigen Mann bewieſen, und durch eine allegoriſche Geſchichte der Verfaſſungsurkunde unter dem Titel: la fille du Roi, einen Ruf erworben. Der Herzog von Orleans hatte ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zu ſeinem Bibliothekar ernannt, nachdem Caſimir Delavigne, welcher dieſe Stelle hatte, aber ſchlecht verſah, ſich zurückgezogen. Hier im Palais royal fand Vatout gute Gelegenheit, ſich hiſtoriſche Dokumente zu verſchaffen. Er ſcheint ſie auch gekannt zu haben.

Digitized by Google

aber leider hat er ſie nicht benuzt, wie ein Bibliothekar hätte können, und anſtatt ein rein geſchichtliches Werk über eine freilich nicht ſehr erhebliche That aus der Zeit der Regentſchaft zu liefern, hat er der groſſen Leſewelt gefallen wollen und uns daher eine hübſch zugerichtete Geſchichte mit ſeinen Zuſäzen und Verſchönerungen geliefert. Da Vatout auch Deputirter iſt und als ein guter Hofmann ſtets zu Gunſten der Miniſter ſtimmt, ſo hat er es mit der unabhängigen Parthei verdorben, und ſchon längſt iſt das Lob, das ihm ehemals geſpendet wurde, verſtummt; nur die miniſteriellen Blätter haben den alten Ton gegen ihn beibehalten und finden noch immer, daß Vatout ein groſſer Schriftſteller iſt; ſie preiſen ihn ſogar als weit geiſtreicher, denn zuvor. Obſchon der jezige Hof erſt drei Jahre alt iſt, ſo hat er doch ſchon ſo gut ſeine Schmeichler und Schranzen, wie die älteſten Höfe Europas und des Orients. Natürlich laſſen ſich dieſe es emſig angelegen ſeyn, das, was den Vorfahren der regierenden Familie nicht zum Ruhme gereicht, in's Dunkel zu ſtellen. So hat es auch Vatout gemacht. Von dem liederlichen Leben des Regenten und ſeines ehemaligen Präzeptors und nachmaligen Miniſters Dubois redet er wenig, obſchon gerade dieſe Liederlichkeit ein Hauptzug in dem Leben des ſonſt gutmüthigen Regenten war; er ſtellt alſo die Sachen nicht aus dem rechten Geſichtspunkte dar. Glücklicherweiſe ſind ſeine Vorgänger darin freimüthiger geweſen, und Duclos, welcher doch königlicher Hiſtoriograph war, hat keineswegs die ſchlechte Seite der Regentſchaft verborgen, ſondern offen und ohne Scheu dargeſtellt. Indeſſen hat Vatouts halbwahre geſchichtliche Entwickelung doch einigen Beifall erhalten, und daher haben ſich ſogleich die Dichter über dieſelbe hergemacht. Zuerſt hat man ein Schauſpiel für das Théâtre français daraus gedrechſelt, ein Schauſpiel in demſelben Geiſte, wie das Vatoutſche Geſchichtswerk, und daher eben ſo ungeſchichtlich. Dieß ließe ſich auf der Bühne noch verzeihen, wenn das Stück wenigſtens anziehend wäre. Dieß iſt aber nicht der Fall; es wird daher auch nicht lange leben. Natürlich konnte der allzeitfertige Scribe die Gelegenheit nicht vorbeilaſſen, um auch etwas aus dem Vatoutſchen Werke mit ſeinem gewöhnlichen Wize herauszuſchneiden. Scribe und ſein Gehülfe haben die Sache nun wenigſtens luſtig zugerichtet; an Geſchichte iſt aber nicht mehr zu denken, dieſe iſt unter ihren Händen rein verſchwunden. Alles iſt entſezlich verdreht, ſogar der Charakter des Regenten und ſeines gefälligen Miniſters. Vermuthlich haben ſie gedacht, in einem Vaudeville ſuche Niemand hiſtoriſche Wahrheit, und wenn ſie nur etwas Heiteres darſtellten, ſo habe das Publikum keine weitere Forderung an ſie zu machen. Bei ihnen geht die Handlung in keinem Pallaſte, in keinem Hotel, ſondern in einer Kneipe einer Pariſer Vorſtadt vor. Hier ſtellt der Regent einem hübſchen Bürgermädchen nach, das ſich zum Tanze hieher begeben hat; aber dabei verfährt er hübſch in Ehren und der Abbé Dubois backt Kuchen für die Liebenden.

(Die Fortſezung folgt.)

Aus Savoyen, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Auswanderer. Die Abgaben.

Leider gibt es auch Gegenden in Savoyen, wo alle jene intereſſanten Eigenſchaften nicht nur nicht zur Entwickelung kommen, ſondern von faſt gänzlicher Thierheit verdrängt werden. Dieſer Zuſtand iſt der Cretinismus. Merkwürdig iſt in Savoyen wie in Wallis die religiöſe Sorge für dieſe Verunſtalteten und Unglücklichen. Die Franzoſen ſpotten darüber und behaupten, daß der Name Crétin von Chretien herkomme, eine Aeußerung, die ſie ganz bezeichnet. Die ſich immer wieder erneuernden Bedürfniſſe zwingen die Einwohner der hochgelegenen Thäler auszuwandern und ihr Brod anderwärts zu ſuchen, wie dieß in allen Gebirgsgegenden, in der Auvergne und den Pyrenäen, in der Schweiz, in Tyrol und Galizien, der Fall iſt, wie es Basken und Corſen thun müſſen. Sie verlaſſen ihren kleinen Herd, um in reichen Flachländern gegen mäßigen Lohn ihre Kraft und ihren Gewerbfleiß zu vermiethen, der in ihrem an Schnee, Gletſchern und Felſen überreichen, aber an Fabriken und innerer Kommunikation armen Land keine Beſchäftigung findet. Am Ende Oktobers, wenn die Feldarbeit beendigt iſt, beginnt die Auswanderung. Auf fünftauſend kann man diejenigen berechnen, die jährlich mit Kleinhandel oder Handarbeit Brod im Ausland ſuchen; dazu liefert der kleine Diſtrikt Haute-Savoie, die Savoie propre, die Tarantaiſe und Maurienne 3000, Faucigny aber allein 1500, Genevois und Carouge 300, Chablais endlich am wenigſten, nämlich nur 200 Köpfe. Im Jahr 1783 ließ der König von Sardinien eine neue Zählung der Einwohner von Savoyen vornehmen, und da ſoll ſich die Zahl der Abweſenden blos für den Biſchofsſprengel von Genf auf 44,000 belaufen haben. Von dieſen waren Manche in Aſien und Amerika anſäßig. Von jenen fünftauſend jährlichen Auswanderern gehen wenigſtens viertauſend fünfhundert nach Frankreich und die übrigen fünfhundert in die Schweiz, nach Deutſchland und Piemont. Faſt Alle, die aus dem Faucigny wandern, ſind Steinhauer und Maurer. Manche gehen noch weiter, nach Schwaben, Oeſterreich, Polen und Holland, nach Madrid, Liſſabon und London. Faſt alle dieſe Auswanderer erwerben ſich durch unermüdlichen Fleiß, durch Treue und Redlichkeit mehr oder weniger Vermögen, das ſie in der Regel nach einer Reihe von Jahren mit ſich nach Haus nehmen, um ſich da anzukaufen. Dagegen wandern jährlich einige Hundert Piemonteſen in Savoyen ein, die da mehrere Gewerbe treiben, zu denen die Savoyer keine Luſt haben, z. B. Tüncherei. Allerdings iſt in Beziehung auf Ackerbau und Viehzucht noch lange nicht alles gethan, was geſchehen könnte, und viele Hinderniſſe gehen von der Regierung aus. Indeſſen iſt doch der reine Ertrag eines angebauten Tagwerks in Savoyen bedeutend gröſſer, als in Frankreich, ſelbſt in der Umgegend von Paris, in der Beauce oder in der Brie, die wegen ihrer Fruchtbarkeit ſo ſehr gerühmt werden; denn in dieſen Diſtrikten iſt der Reinertrag einer Hectare nur 40 Franken, in Savoyen hingegen 72 Franken. Dieß kommt nicht allein von geringerer landwirthſchaftlicher Thätigkeit und geringerer Güte des Bodens, ſondern auch von der gröſſern Abgabenlaſt, die in Frankreich den Bauer oft hindert, etwas auf die Verbeſſerung ſeiner Aecker zu verwenden. In Savoyen ſind die Abgaben weit geringer und werden daher auch mit Leichtigkeit eingetrieben. Die Steuerverwaltung beruht da auch auf einem weit ſicherern und feſtern Grund, nämlich auf der trefflichen Cataſtrirung des Landes in den Jahren 1731 bis 1739, der Frankreich bis auf dieſe Stunde nichts Aehnliches an die Seite zu ſezen hat, wiewohl da bereits ſeit dreißig Jahren unter Mitwirkung vieler Mathematiker, Geometer und ſelbſt Aſtronomen an einem neuen Cataſter gearbeitet worden iſt. Seit der Reſtauration ſind die Steuern in Savoyen nicht mehr nach der Weisheit der Präfekten, Sonspräfekten, Maires, der zahlreichen Steuerdirektoren und Steuerkontroleurs repartirt worden.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Auguſt 1833.

— All dieß
That unſer würd'ger Cardinal. — Sein Schwerdt
Iſt ſcharf gewezt, lang iſt es, und fürwahr!
Es reicht ſehr weit.

Shakeſpeare.
Heinrich VIII.

Chevalier Clement.

(Fortſetzung.)

Iſabelle hatte den Chevalier mit der Gluth einer ſüdlichen Liebe umfangen. Clement ſtand eine Zeitlang im öſterreichiſchen Dienſte. Durch den Prinzen Eugen war er ſpäter ſeiner Talente und ſeines feſten Charakters wegen an den Kardinal Alberoni, dieſen geiſtvollen Emporkömmling, der in der That das ſpaniſche Scepter trug, empfohlen worden. Wie Alberoni, ein Italiener, von dem ſtolzen Spanier gehaßt wurde, ſo auch ſeine Umgebung, zu der Clement gehörte. Don Hernandez, einer der exaltirteſten Feinde des fremden Einfluſſes, fand in dieſem nicht nur die rechte Hand des Kardinals, ſondern auch den Freund ſeiner Schweſter, an dem ſie mit ungezügelter Hingebung hing. Von einer neuen Zurückſetzung ſeiner Parthei eben auf's Höchſte gereizt, überraſchte er einſt die Liebenden; es kam zu einem heftigen Auftritte, wobei die vermittelnde Iſabella durch die unvorſichtige Hand ihres Bruders ſo verletzt wurde, wie einſt die ſchöne Poppäa von ihrem kaiſerlichen Anbeter Nero, worauf ſie ſtarb. Sie hatte verſcheidend von ihrem Bruder das Verſprechen des Friedens mit dem Chevalier nicht erhalten, und ſtarb zweifach freudenlos, eine geknickte und entblätterte Roſe. Im Zweikampf zog Hernandez den Kürzern. Er hatte nach ſeiner Heilung das Grab der Schweſter mit friſchen Blumen bepflanzt, war die Pyrenäen herabgeſtiegen und fand jetzt nach langem Irren den Gegenſtand ſeines Haſſes, ohne Plan und Zweck, wie er ihn befriedigen ſollte.

Der Caſtilianer ſtieg durch Seitengemächer in das Erdgeſchoß, ließ ſich ſeinen weiten Mantel umwerfen und verließ das hellerleuchtete Schloß, deſſen Tänze mit ſeinem Pulſe keinen Schritt hielten, und deſſen Geigen mit ſeinem Schmerze noch ſchlechter zuſammenklangen.

Zur Nachtzeit möchte man in großen Städten glauben, ſie ſeyen nur von Gaunern und Spitzbuben bevölkert. Das Pfeifen der Wächter, das Anrufen der Patrouillen würde auf jeden honetten Mann einen recht widerlichen, ehrenrührigen Eindruck machen, wenn die Kommune nicht annähme, daß ein Jeder dieſer Qualität um die nachtſchlafenden Stunden in den Federn liege. Dazu kam in jenen Zeiten noch, daß es weit früher in den Städten Nacht wurde, obſchon die Sonne ſchwerlich zu einer andern Stunde als heute untergegangen iſt. Der ewigen Deſertionen wegen wurden nämlich ſchon ſehr früh die Thore geſchloſſen, und die Patrouillen ſcheuchten die ehrſamen Leute in ihre Häuſer, da Niemand doch riskiren will, für einen Ausreißer gehalten zu werden.

Es war einige Nächte nach jener auf vierzehn Tage für die ganze Umgegend unvergeßlichen Nacht beim Freiherrn Vorck, als ſich eine lange, vermummte Geſtalt durch

Digitized by Google

die hundert Quer- und Nebengaſſen der innern Stadt bewegte und endlich vor einem anſehnlichen Gebäude in der alten Friedrichsſtraße ſtillſtand. Es war das Hotel des ſpaniſchen Geſandten. Auf ein leiſes Klopfen öffnete ſich die Thür und der Chevalier ſchlug auf der hellen Hausflur ſeine Umhüllung zurück. Geſchäftige Diener kamen ihm wie einer langerwarteten Erſcheinung entgegen und geleiteten ihn die Treppe hinauf in einen Salon, wo der Eintretende von einer Anzahl verſammelter Perſonen begrüßt wurde. Der Geſandte kam ihm mit ſehr gemilderter Grandezza entgegen und ſtellte ihn den Herrn als den außerordentlichen Bevollmächtigten Sr. Eminenz des Kardinals von Spanien vor und drückte ſich dabei mit vieler Vertraulichkeit aus. Dieſe Verſammelten ſelbſt waren theils Mitglieder der ſpaniſchen Geſandtſchaft, theils die Beauftragten ſolcher kleiner Höfe, die unter dem ſpaniſchen Einfluſſe ſtanden, namentlich italieniſcher. „Meine Herrn," begann jezt der Chevalier, ſichtlich bemüht, durch eine gewiſſe Nachläßigkeit dem Tone ſeiner Rede das Feierliche zu nehmen, „Sie wiſſen, welche Intereſſen Sie zu vertheidigen haben, und wie dieſe mit denen Sr. katholiſchen Majeſtät verbunden ſind. Sie wiſſen, daß alle Ihre Rückſichten auf das Geſetz der Verſchwiegenheit zurückkommen. Ich darf Ihnen keine Aufklärungen geben über den gegenwärtigen Stand der politiſchen Verhältniſſe, weil Sie dieſe kennen, keine Aufklärungen über die Stellung unſeres Hofes zu Ihnen, weil ich damit meine Vollmacht überſchreiten würde; es genüge, daß meiner nirgends als eines diplomatiſchen Agenten gedacht werden darf, daß ich Ihnen unbekannt bin und zu Ihren Geſchäftskreiſen kein größeres Recht des Zutritts habe, als jede Privatperſon." Das war eine Ceremonie, die Niemanden befriedigen konnte. Doch nahmen die Herrn in ihren liſtigen, ſüdlichen Geſichtern alle die Miene an, als ſeyen ſie tief in die Geheimniſſe eingedrungen und jezt ſo unterrichtet, wie es ihre Würde nur verlangte. Die Vorhänge der Hinterwand rauſchten auf und luden die Verſammelten zu einem Bankette ein, an dem ſie alle nach ſüdlicher Sitte ſtehenden oder wandelnden Fußes Theil nahmen. Man konnte die Charaktere unterſcheiden: während die Einen über den Weinen, deren Trauben in den glühenden Thälern von Xeres de la Frontera gereift waren, Alles vergaſſen, begannen die Andern den Königen und Völkern nach den gegenwärtigen politiſchen Conſtellationen die Nativität zu ſtellen. Der Chevalier und der Geſandte hatten ſich in eine Niſche und in ein Geſpräch vertieft. In einer Gruppe hieß es: „die Sequeſtrationen ſind bei den Deutſchen ſo ſelten geworden, und ich fürchte, der Kaiſer wird durch ſeine Fulminationen gegen den Herzog Karl Leopold die Stände des Reichs nur zum Widerſtande reizen." — „Keineswegs," antwortete ein hochgeſchminkter, kleiner, runder Mann, „man muß die Schwäche dieſer Menſchen kennen, um ihre Anſtrengungen zu beurtheilen. Nur die Eiferſucht des Königs, an deſſen ödem, langweiligem Hofe wir leben, könnte das Signal zu einem bewaffneten Widerſpruche geben." — „Meine Herrn, ſchon ſoll der König Proteſt gegen dieſes Sequeſter eingelegt haben, weil er als Chef des niederſächſiſchen Kreiſes vor Allen das Recht habe, gegen einen Herzog von Mecklenburg zu verfahren," ſagte ein beſſer Unterrichteter, den aber wieder ein Anderer ſo berichtigte: „dem Kaiſer wird es von dieſer Seite an Entſchuldigung nicht fehlen, denn die Krone Preußen hat eine Exſpektative auf das exekutirte Land. Aber Rußland! bedenken Sie, Rußland! deſſen Czar den jungen Herzog, troz ſeiner tollen, unüberlegten Streiche, in ſeine Familie aufnehmen will und keine Beleidigung ſeines Schützlings dulden wird."

(Die Fortſetzung folgt.)

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Wir ſetzen hier nicht weitläuftiger auseinander, wie ſich in der ganzen Natur, in den Gebirgsarten, wie in Thieren und Pflanzen, ein Auseinanderwickeln, eine allmähliche Umwandlung und Vervielfältigung der Formen offenbart; wir verweilen nur bei dem Satze, um den es uns wegen der ſpätern Betrachtungen beſonders zu thun iſt, daß der Arten, zunächſt der Säugethiere, ehemals bei weitem wenigere geweſen zu ſeyn ſcheinen, und daß ſich aus einer urſprünglich verhältnißmäßig kleinen Zahl von Arten nach und nach die jetzige Mannigfaltigkeit entwickelt hat.

Manche Pflanzen- und Thierformen der Vorwelt ſcheinen wirklich ganz ausgeſtorben, alle oder doch die meiſten, ſind ſo ganz anders als die jetzigen, daß man oft Mühe hat, die Stammeltern der leztern darin zu erkennen. Daß dieß aber meiſtens nur optiſche Täuſchung iſt, daß wir dabei an keinen Hiatus in der Schöpfung denken dürfen, ſondern nur an die ſachte wirkende, ſtetig umwandelnde Hand der Natur, das beweist uns ſchon ein Blick auf die Verwandlungen, welche unter unſern Augen oft ſchon nach wenigen Generationen mit Thieren und Gewächſen vorgehen.

Die Erfahrung lehrt, daß Thiere und Pflanzen ihre charakteriſtiſchen äußern Merkmale nur dann unverändert beibehalten, wenn ſie in dem ihnen eigenthümlichen oder angewohnten Klima, und an eine beſtimmte Zeit des Blühens und Früchtetragens, des Zeugens und Gebährens gebunden bleiben. Sobald ſie aus dieſen Verhältniſſen treten oder geriſſen werden, ergeben ſich Modifikationen in ihrem Bau, die ſie oft nach wenigen Generationen als

Digitized by Google

Spielarten der urſprünglichen Art, nach längerer Zeit nicht ſelten als beſtimmt geſonderte Arten erſcheinen laſſen. Ehe das Studium der Botanik eine ſo große Ausdehnung gewann, wurden manche Pflanzen als ſolche aufgeführt, welche in ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen, in Deutſchland und im ſüdlichen Europa, in Europa und in Nordamerika gleichmäßig vorkommen ſollten. Bei näherer Betrachtung fand man aber in ſolchen Fällen immer, daß man es mit verſchiedenen Arten zu thun habe und trug nun eben ſo viele Species, als Länder, welche die Pflanze nährten, in das Syſtem ein. Link hat nun überzeugend dargethan, daß, wenn man auch bei dem jetzigen Stand der Dinge dieſe Unterſchiede anerkennen muß, kein Grund vorhanden iſt, anzunehmen, dergleichen Pflanzen könnten nicht, in demſelben Boden unter gleichem Himmelsſtrich gezogen, dieſe Verſchiedenheiten ablegen und wieder zu Einer Art verſchmelzen. Daſſelbe gilt aber auch von vielen Thieren, ſogar von Wandervögeln; ſo niſtet der gemeine Baumläufer in Nordamerika ſo gut wie in Europa; bei näherer Unterſuchung gewahrt man aber bald wenigſtens zwei Spielarten. Bekannt iſt, welche Umwandlungen mit dem verwilderten Pferd der amerikaniſchen Steppen und mit andern der menſchlichen Gefangenſchaft entronnenen Thieren vorgegangen ſind. Bei den verſchiedenen Arten des Stiergeſchlechts, ſo mannigfach ſeine Formen, von dem aſiatiſchen Büffel mit dem Fetthöcker bis zu den kleinen ungehörnten Arten im Norden ſind, drängt ſich unwillkührlich die Ueberzeugung von der urſprünglichen Einheit des Stamms auf, und es iſt in dieſer Beziehung ſehr merkwürdig, daß der vorweltliche Stier, der Zeitgenoſſe der Mammuths, unſerm heutigen zahmen Stier ähnlicher iſt, als irgend eine gegenwärtig auf Erden lebende Stierart. Daß unſer gemeines Schaaf in heißen Ländern bald einen Fettſchwanz bekommt, der es ganz unkenntlich macht, daß der Hund unter den Tropen das Bellen verlernt und darin einem Stammverwandten, dem Schakal, ähnlich wird, ſind bekannte Beiſpiele.

Thiere und Pflanzen verirren ſich indeſſen, wie ſich wenigſtens jetzt die Verhältniſſe geſtaltet haben, nie weit von ihrem Heimathort, und im Naturſtande halten alſo die Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit ihrem Bau vorgehen, langſam und gleichförmig Schritt mit dem allgemeinen Leben der Erde. Es gibt aber eine Macht, welche dadurch vorzüglich, daß ſie Thieren und Gewächſen die Zeiten des Blühens und Fruchttragens, der Zeugung und der Geburt verrückt, die urſprünglichen Arten in unendliche, zum Theil ſehr abweichende Spielarten zerſchlagen und ſich faſt eine Schöpfung zu ihren Zwecken gebildet hat — die Menſchenhand. Unſer Getreide, unſer Gemüſe, unſer Obſt, alle Pflanzen, die der Menſch in ſeine unmittelbare Pflege genommen, haben ſich im Laufe der Generationen in ihren Formen ſo vervielfältigt, daß es in den allerwenigſten Fällen noch möglich iſt, die wilden Stammeltern derſelben mit einiger Sicherheit anzugeben, und ſtößt man ja auf eine wilde Pflanze, in der man den Urtypus einer zahmen Art zu erkennen glaubt, ſo müſſen alle Umſtände ſehr unverdächtig ſeyn, weil es im Zweifel immer wahrſcheinlicher iſt, die zahme Pflanze ſey am einzelnen Fleck durch Zufall verwildert. Der Menſch hat dadurch, daß er alle Grade der Temperatur, der Trockenheit und Feuchtigkeit künſtlich nachahmen, den Boden nach Willkühr miſchen und die Zeit der Ausſaat abändern kann, aus mancher Spezies, wie aus den Aſtern, den Nelken, den Geranien, der Iris, ſich eine ganze Flora herausgekünſtelt, Hunderte von Spielarten, die der Syſtematiker jezt, je nachdem er von einem Grundſatze ausgeht, als ſolche, oder als geſchiedene Arten aufführt. Im Holzapfel, der Holzbirne, der Vogelkirſche müſſen wir allerdings die Stämme unſerer Obſtarten anerkennen; betrachten wir aber die unendliche Fülle unſerer Obſtſorten, wobei die Umriſſe der Gewächſe im Einzelnen und im Ganzen oft ſehr bedeutend abgeändert ſind, ſo können wir an dieſen Beiſpielen nur deſto beſſer ſchätzen, wie weit die Metamorphoſen einer und derſelben Art gehen können. Bei den meiſten andern Gewächſen, die der Menſch zu ſeinen Zwecken um ſich pflanzt, haben wir nicht einmal dieſen Maaßſtab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Induſtrie und Literatur.

Man hätte Unrecht, die von der franzöſiſchen Regierung von 1792 bis 1813 ausgeführten öffentlichen Arbeiten als für Savoyen unternommen zu rühmen. So war die wichtige Eindämmung der Iſère ſchon vor 1792 beſchloſſen und auch begonnen worden, während ſie unter der franzöſiſchen Regierung aller Reklamationen ungeachtet liegen blieb. Jezt wird fortwährend und wirklich auf großartige Weiſe daran gearbeitet, langſam zwar, aber auch mit ſchonender Ehrfurcht vor dem Eigenthum. Napoleon hat freilich einen großen Heerweg über den Mont-Cenis mit großen Koſten angelegt; iſt dieß aber für Savoyen geſchehen? O nein, ſondern nur, um ſchnell ſeine Armeen nach Italien werfen zu können. Außerdem geſchah nichts, als der Bau einer ziemlich dürftigen Infanteriekaſerne in Chambery, auf der Stelle des in der Revolution niedergebrannten Schloſſes, und eines Hauſes für den Präfekten. Seit der Reſtauration ſind alle neuen Bauten und Anlagen im unmittelbarſten Intereſſe des Landes geſchehen, ſo neue Provinzialſtraßen, Kommunalwege, Stromdämmungen, Brücken, Kirchen, Schulhäuſer u. ſ. w. Für den Gewerbfleiß iſt hingegen noch lange nicht genug geſchehen, ſo gute Gelegenheit auch dazu vorhanden wäre. Noch immer zieht das Land eine Menge Fabrikate aus dem nahen und fernen Ausland, und die verbotenen werden auf alle mögliche Art von Genf und von Lyon her eingeſchmuggelt, was ſehr nachtheilig auf die Moralität der Grenzbewohner wirkt.

Digitized by Google

So ſind auch die trefflichen Eiſenminen, andere Bergwerke, Salinen und Steinkohlengruben lange nicht gehörig benuzt. Vieles kommt in dieſer Beziehung von dem Mangel an Achtung vor der Arbeitsklaſſe, der die Natur des Landes mit ſeinen vielen Strömen und Quellen hier ſo günſtig wäre. Noch jezt werden die höhern Stellen ausſchließlich vom Adel eingenommen, und nur der Soldaten-, Advokaten- und Richterſtand, ſo wie die Medizin ſtehen den mittlern Ständen offen; Handel, Fabrikweſen, Ackerbau und Viehzucht, dieſe Nahrungsquellen des Staats, werden mit Geringſchäzung angeſehen. Dergleichen Vorurtheil findet ſich auch in der Sphäre der Wiſſenſchaft und Kunſt, die im Laufe der Jahrhunderte verſchiedene Schickſale gehabt hat. Unter den rohen Burgunden und Franken herrſchte überall Barbarei. Mit Karl dem Großen wurde es auch in Savoyen heller, aber nur für kurze Zeit. Indeſſen lebten doch einige Kenntniſſe in den Klöſtern fort, deren Einfluß damals auf Genf, Faucigny und Savoyen ſchon bedeutend war, beſonders wenn die Biſchöfe dieſer Länder Freunde der Wiſſenſchaft waren. Im Jahr 1424 wurde die hohe Schule in Avignon geſtiftet und durch ſie vermehrten ſich die Juriſten in Savoyen, noch mehr aber, als 1430 das ſavoyiſche Landrecht bekannt gemacht wurde, denn nun ward das Rechtsſtudium vorherrſchend, ja faſt ausſchließend. In der ſpätern Literaturgeſchichte des Landes zeigen ſich beſonders zwei Epochen: ſeit der Eroberung durch König Franz I. von Frankreich 1536 bis 1792, und von da bis auf die neueſte Zeit. Der Sinn für Literatur und Kunſt, den Franz I. in Frankreich aufregte, verbreitete ſich auch nach Savoyen, beſonders durch die Mitglieder des Parlaments, das er in Chambery aufſtellte. Auch unter den einheimiſchen Fürſten, denen das Land wieder zurückgegeben worden war, erhielt die Literatur von Emanuel Philibert und Karl Emanuel einige Aufmunterung. Unter jenem Fürſten wurde die erſte Buchdruckerei angelegt, und ſeine Gemahlin Margarethe wirkte beſonders dazu mit, daß Gelehrte aus dem Ausland nach Savoyen berufen wurden. Damals wurde auch die Turiner Univerſität wieder hergeſtellt und die Jeſuiten nach Chambery berufen, um da Religion, Grammatik und ſchöne Wiſſenſchaften zu lehren.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Fortſezung.)

S c r i b e.

Höchſt ungereimt laſſen die Dichter in eben dieſer Kneipe die Verſchwörer gegen den Regenten zuſammenkommen. Der Abbé erfährt es während des Kuchenbackens und läßt die Burſche verhaften; der Regent aber läßt von dem Mädchen ab und verheirathet es gar mit ſeinem Geliebten. Von ſolchen Dingen weiß die Geſchichte der Regentſchaft ſo gut als nichts; das iſt Scribe'ſcher Einfall. Man muß ganz vergeſſen, daß hier geſchichtliche Perſonen auftreten, und alsdann kann man ſich an dieſem Vaudeville ſo gut beluſtigen, wie an zwanzig andern deſſelben Dichters. Es thut mir wirklich leid um ihn; die jungen Theaterkritiker in den Tageblättern, beſonders Jules Janin im Journal des Débats, richten ihn ſo erbärmlich zu, daß er zulezt alles Anſehen verlieren wird. Wahrſcheinlich iſt ihm das Dichten zur andern Natur geworden, ſonſt hätte er beſſer gethan, ſchon vor einigen Jahren aufzuhören und Andern das Feld zu überlaſſen. Die Theaterdirektionen laſſen ihn wohl nicht ruhen; vermuthlich erſcheint alle drei oder vier Tage ein Direktor bei ihm und ruft: Herr Scribe, gefälligſt noch ein Stück! Wenn nun vollends von einer Oper oder Operette die Rede iſt, ſo will ſich kein Komponiſt daran wagen, wofern Scribe nicht den Text ſchreibt. Er allein weiß, wie man eine Oper heiter behandeln muß, wie man die Lieder zurichtet, damit der Komponiſt bequem ſeine Muſik ihnen anpaſſen könne; er allein weiß, wie man ein Stück intereſſant machen und die Langeweile verbannen kann. Es iſt alſo den Direktoren gar nicht zu verargen, daß ſie ihn ſo oft anſprechen, zumal ſie wiſſen, daß ein neues Stück für ihn nur das Werk zweier oder dreier Morgen iſt. Aber *ihm* iſt es vielleicht zu verargen, daß er nicht mehr auf einen dauernden Ruhm hält und ſeine Arbeit ſo leichtſinnig hinwirft. Scribe macht ſich jedoch aus den Vorwürfen, die ihm in den Tageblättern nur allzureichlich zufallen, ganz und gar nichts, wenigſtens hat er nie auf die vielen Kritiken geantwortet und keine Stunde länger bei einem Theaterſtücke verweilt, als zuvor. Seine Stärke beſteht nun einmal in der gefälligen und wizigen Behandlung eines Vaudevilleſtoffes oder einer Oper; Höheres darf man von ihm nicht verlangen. Manche Dichter mühen ſich vergebens ab, ohne den Standpunkt erreichen zu können, worauf Scribe ſich geſtellt hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des l o g o g r i p h i ſ c h e n Nezes in Nr. 197:
Earl. Eber. Ecke. Eden. Efeu. Egel. Ehre. Eile. Ekel. Elbe. Emma. Ende. Eos. Epos. Eques. Erbe. Eſel. Etwa. Eule. Evoe. Ewig. Exil. Eyer. Ezel.

Logogriphiſches Netz.

Gegenſtück zu dem in Nr. 197. *)

b. Viel Bedenklichkeiten
Half ich ſchon bereiten.

c. Ich in alten Tagen
Trieb das Menſchenjagen.

d. Schlage mich, ſo lauf' ich,
Oft mit Blute tauf' ich.

f. Meine Hand wird Fuß,
Wenn ich fliehen muß.

g. Rund zum Spiel und fein,
Scharf als Feuerſtein.

h. Schuſter, ſiz' und ſchwize!
Durch muß meine Spize.

l. Ruhig, Schäfer, ſchlafe,
Weid' ich dir die Schafe.

m. Schläft aber ein ſchönes Kind:
Ich flüſtre, ſo wacht es geſchwind.

r. Pulverlos mein Krieg,
Stets war mein der Sieg.

s. Krieger niederrannten
Meine Elephanten.

x. Und mich ſahn die Alten
Manchen Schädel ſpalten.

z. Ueber ſolche Welt
Wölbt ſich kalt mein Zelt.

J. G. M.

*) Der Mechanismus iſt hier derſelbe, nur daß der zu findende Buchſtabe dießmal kein ſo fruchtbarer iſt, daher der Radien nur zwölf ſind.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Auguſt 1833.

Eure Furcht und Schrecken ſey über alle Thiere auf Erden; — Alles, was ſich reget und lebet, das ſey eure Speiſe; wie das grüne Kraut habe ich es euch alles gegeben.

Moſes.

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Seit den älteſten Zeiten kennt Niemand die Stammpflanzen unſers Getreides, und wo auch Reiſende den Spelz und die Gerſte in Perſien, den Waizen in Sibirien wild gefunden haben wollten, nie war zu erweiſen, daß nicht das Saatkorn zu ſolchen Fündlingen aus dem Futterſack eines Nomaden kam. Der Hafer iſt die eigenthümliche Getreideart der alten Germanen; auch ihn hat noch kein Menſch wild geſehen. Daſſelbe gilt von den zahlloſen Sorten unſerer Gurken, Melonen, Zwiebeln, Rüben, Bohnen, Linſen, Erbſen, vom Salat und Kohl. Auch das Korn des Amerikaners, der Mais, hat ſich längſt gänzlich dem wilden Zuſtand entfremdet, und Indianerſtämme, die man in neuerer Zeit im Innern von Amerika entdeckt, ſtützten ſo gut, wie die Völkerſchaften, welche die erſten Eroberer vorfanden, ihre Exiſtenz auf die Kultur deſſelben; aber der Mais, den ſie bauten, war ein ganz anderer, als der, den wir von den Inſeln zu uns verpflanzt haben, ohne daß man zu ſagen wüßte, ob er der Stammpflanze näher geblieben iſt, oder ſich weiter davon entfernt hat. Kurz, wir ſehen, der Menſch, wenigſtens der europäiſche Menſch, hat ſich zu ſeiner leiblichen Exiſtenz eine eigene gaſtronomiſche Vegetation erſchaffen, die vom Naturſtande ſo weit abweicht, als er ſelbſt, und mit der geſammten wilden Flora von Deutſchland könnte der gewandteſte Koch keinem Tagelöhner ein Mahl bereiten.

Was unter der künſtlich helfenden, düngenden, propfenden, beſchneidenden Hand des Menſchen ſo raſch und mannigfaltig geſchieht, geſchieht ſicher auch, nur langſamer und ſtetiger, in der freien Natur, und wir können mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſich erſt im Laufe der Zeiten aus einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Arten jene Unzahl von Formen entwickelt hat, die ſich auf Fluren und in Wäldern der alten Erde zu den mannigfachſten Arabesken verſchlingen und dem Syſtematiker den Kopf verwirren. Wie weit rückwärts im Leben der Erde die Vereinfachung geht, dafür haben wir lediglich keinen Maaßſtab und werden ſchwerlich je einen bekommen. Sehr intereſſant iſt es indeſſen für den Punkt, den wir hier beſprechen, daß die genauen Beſchreibungen, welche uns die Alten von manchen ihrer Gewächſe hinterlaſſen haben, jezt auf kein Gewächs mehr ganz paſſen, und daß auf aſiatiſchen und egyptiſchen Monumenten Pflanzen ſichtbar ſehr charakteriſtiſch abgebildet ſind, denen keine gegenwärtig in jenen Ländern wachſende durchaus gleicht; es beweiſt dieß aber den Saz, daß ſich die Gewächſe umwandeln, nur im Allgemeinſten. In einer jedesmaligen Weltperiode iſt wohl der Gang dieſer Umwandlung ein ſehr langſamer; aber die Kataſtrophen, welche periodenweiſe die Oberfläche der

Digitized by Google

Erde umgeſtalteten, ſcheinen auch bei der Metamorphoſe der Gewächſe die Hauptrolle zu ſpielen und dadurch, daß ſich der ganze Charakter der Atmoſphäre ſchnell änderte, dadurch, daß ſie Keime und Saamen weit verſchlugen oder die Pflanzen auf ihrer Stelle raſch in ein anderes Klima tauchten, die bisher einfachen, in ſich beſchloſſenen Formen zerſplittert zu haben. Was in dieſer Beziehung unten vom Thierreich geſagt werden wird, gilt ohne Zweifel vollkommen auch vom Pflanzenreich.

Werfen wir jezt einen Blick auf die Thierwelt, ſo tritt uns daſſelbe Verhältniß in dem Grade noch auffallender und deutlicher entgegen, als wir den, unſerm eigenen näher ſtehenden thieriſchen Organismus beſſer begreifen, als die fremdartigere Naturform des Gewächſes. In welch unendlich mannigfaltige Racen ſind ſtrahlenweiſe unſere Hausthiere auseinander gegangen, ſeit der Menſch die wilden Arten in ſeine Hut genommen und durch künſtliche Pflege und abgeändertes Futter bald dieſe, bald jene Seite ihres Organismus mehr entwickelt hat. Wo ſind aber die natürlichen Grundtypen dieſer unzähligen Spielarten? wo ſind die Stammeltern unſerer Hausthiere? Nirgends mehr, wenn der Satz der ſyſtematiſchen Zoologie wahr wäre: Thiere, die ſich von andern durch bleibende Merkmahle unterſcheiden, bilden verſchiedene Gattungen. Wie ſich die uns dienſtbaren Geſchöpfe unter unſerer Hand geſtaltet haben, weichen ſie nicht ſelten ſogar im Knochengerüſte, das manchen Naturforſchern für das abſolut Unveränderliche gilt, beſtändig von denjenigen Thieren ab, die man für ihre Stammeltern halten möchte; ſo hat der Auerochs vierzehn Rippen, unſer gemeiner Stier dagegen, angeblich und wahrſcheinlich ſein Nachkomme, nur dreizehn; der Wolf, ohne Zweifel der Urahn des Hundes, hat ſieben Lendenwirbel und neunzehn Schwanzwirbel, der Hund dagegen ſechs Lendenwirbel und zwei-und-zwanzig Schwanzwirbel. Keine unſerer jetzigen zahmen Stierarten fällt ganz mit denen zuſammen, deren Abbildungen uns das Alterthum aufbewahrt hat; die Roſſe, auf denen die Heerführer der alten Germanen vor ihren Schaaren trabten, wären wohl ganz fremde Geſchöpfe in unſerer jetzigen Pferdewelt, und die Grundform des Thiers, deſſen Fell wir zu einem künſtlichen Acker umgewandelt haben, von dem wir alljährlich Wolle erndten, iſt längſt aus der Erinnerung des Menſchengeſchlechts verſchwunden.

Unter allen Hausthieren iſt nur noch unſere Hauskatze der wilden Katze ſo ähnlich, daß die Abſtammung der erſten von der lezten deutlich in die Augen fällt. Aber juſt dieſer Fall gibt uns im Allgemeinſten einen Maaßſtab für die Länge der Zeit, ſeit welcher die tiefer umgewandelten Arten von Thieren in der menſchlichen Dienſtbarkeit ſeyn mögen; denn es iſt erwieſen, daß die Katze bei uns erſt im Mittelalter gezähmt worden iſt, während die Katze der Egypter ein Nachkomme einer afrikaniſchen Art zu ſeyn ſcheint. Trotz dem aber, daß erſt wenige Jahrhunderte ſeit der Zähmung unſerer Katze verfloſſen ſind, iſt der Unterſchied zwiſchen der wilden und zahmen Art größer, als zwiſchen manchen im Naturſtande lebenden Thieren, welche die Wiſſenſchaft als ſpezifiſch verſchiedene Gattungen trennt. Abgeſehen von den bekannten Modifikationen der äußern Form, hat die zahme Katze in innern, weit unveränderlichern Theilen, in der Länge des Darmkanals im Verhältniß zur Körperlänge, wornach man ſonſt ganze Gruppen von Säugethieren unterſcheidet, eine ſehr merkwürdige Veränderung erlitten. Die Länge des Darms verhält ſich nämlich zum ganzen Körper bei der wilden Katze wie 3 zu 1, bei der zahmen dagegen wie 5 zu 1, was als eine Folge der gänzlich veränderten Lebensweiſe erſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Chevalier Clement.

(Fortſetzung.)

Alle die ſtaatsklugen Berechnungen wurden jezt durch eine übermäßig laut gewordene Debatte übertäubt. In einer zweiten Gruppe hatte man ſeinen Standpunkt höher genommen, und war über die Sympathien und Antipathien der Kabinette in lebhaften Zwiſt gerathen. Es waren über Spaniens Verhältniſſe Sätze laut geworden, welche ein junger Mann von einem faſt auffallend friſchen Anſehen und einem ſonderbar über die rothen Wangen ſtreichenden Barte mit Feuer und Energie beſtritt. Er ſprach ſtürmiſch und grauenhaft, denn ſeine Lippen bewegten ſich dabei nicht. „Die Politik des Gleichgewichts,“ rief er, „zerſtört den innern und äußern Frieden der Staaten. Iſt es nicht lächerlich, wenn ſich Frankreich am Rheine für Verluſte entſchädigen will, die es in Weſtindien erlitten? Was beſtimmt das Madrider Kabinet, mit den Höfen des entlegenſten Nordens ſo weitberechnete Verbindungen anzuknüpfen, die das Vaterland nur in gefährliche Verwicklungen reißen können? Von jenem fernen Winkel Europens ſtellt man nach allen Seiten Netze aus, um die Raubthiere zu fangen, die man in ihrer wahren Schädlichkeit nur im Innern des Landes zu ſuchen hat. Spanien ſeufzt unter dem unglücklichen Joch —“ Hier brach der Redner plötzlich ab, offenbar über ſeine kühnen Worte erſchrocken. Die ihn umringten, waren ſchon längſt ſchen zurückgetreten und hatten ſich verwundert Winke gegeben. Jezt kam der Chevalier, längſt auf dieß Geſpräch aufmerkſam, haſtig herbei, ſchlug dem Sprecher auf die Schulter und ſah erſchrocken in ein gemaltes Geſicht, in dem nur die Augen lebten. „Hernandez, Du wagſt Dein Leben!“ rief der Chevalier, aber die Maske war ſchon entſchlüpft, ehe man ſich ihrer

bemächtigen konnte. Durch eine Hinterthür war ſie entkommen. Man ſtaunte, lief mit Lichtern nach, beſetzte die Treppen des Vorderhauſes und fand den Portier in ſeiner Loge zwar ſchlafend, aber als ein treuer Diener den Thürzug ſo feſt in der Hand haltend, daß Niemand hätte hinein oder herauskommen können. Man ſtaunte noch immer, aber der Chevalier ſagte, es ſey Nichts, und der Geſandte befahl, einen Transport Capwein zu bringen. Jetzt ſprach man wieder von Sequeſtrationen und von den Tänzerinnen der italieniſchen Oper, Alles, wie die Diplomatie es mit ſich bringt.

Hernandez ſchien an das, was er die Entlarvung des Chevalier nannte, Alles ſetzen zu wollen. An Verbindungen konnte es ihm nicht fehlen, ein diplomatiſches Souper beginnt niemals mit der Frage: wer ſind Sie? und eine Maske machte ihn unkenntlich. Er hatte geſehen, in welcher Eigenſchaft Element auftrat, die Debatten der Unterhaltung regten ſeinen Widerſpruch auf, und ſein unberufener Eifer verrieth ihn. Er war mit einem leichten Sprunge in dem Hofe des Hotels, ſtieg über eine Gartenmauer und war in wenig Augenblicken an dem Strome, der von dieſer Seite eine Reihe von Beſitzungen beſpülte. „Ihr ſeyd verrathen? man verfolgt Euch?“ fragte eine lange, hagere Geſtalt, die auf einem Kahne den Flüchtling erwartete. Hernandez riß die läſtige Maske herunter und erzählte ſein Abentheuer. Der Ruderer ſtieß ab, ſchwieg eine Zeitlang, bis der erſchöpfte Spanier ſich geſammelt hatte, und ſagte dann: „Solcher Nächte habe ich in Paris mit Don Zea mehrere erlebt; nur endeten ſie fröhlicher, als dieſe. Wenn Ihr wieder heimkehrt und den gelehrten Mann unter ſeinen Folianten in Salamanka aufſucht, ſo mögt Ihr ihm ſagen, wie friſch noch in meinem alten Kopfe die Erinnerungen leben, und wie in mir die Winterſaat des Erlebten noch immer mit jungen Keimen aufſchießt. Alles trifft zuſammen: der ſpiegelglatte Strom, die vom Ruderſchlag überraſchten und entgleitenden Fiſche, die Nachtigall in den dunkeln Ulmen, die ihre ſäuſelnden Schatten in den Strom werfen, die Sterne als einzige Vertraute über uns. Wenn wir dann den Kahn an einem Pfahl befeſtigt hatten, ſo betraten wir die friedlichen Räume unſerer gemeinſchaftlichen Wohnung, wo in dem Ofen des Laboratoriums ſchon die glühenden Kohlen angeſchürt waren und das Brodium über den ſiedenden Pfannen dampfte; denn wir trieben die Chemie mit würdigem Eifer. Nur ſagte ich ſchon, wir kamen von ſüßeren Spielen, als zwei Brüder, die zweien Schweſtern huldigten, Don Zea, jetzt der weltberühmte Lehrer in Salamanka, und Albertus Eckard, Sr. königl. preußiſchen Majeſtät erſter Leibchemikus.“ Dieſer Letztere, der in ſpätern Jahren durch ſeine Goldmacherei ſo unglückliche Eckard war Hernandez einzige Bekanntſchaft, der er ſich anvertraut hatte in dem fremden Treiben der Stadt. Don Zea von Salamanka hatte ihn an dieſen, ſeinen alten Pariſer Studiengenoſſen, empfohlen, an einen Mann, deſſen Stellung nach damaliger Sitte beim Hofe nicht ohne Einfluß und den Plänen des Spaniers darum nur willkommen war. Hernandez hörte aber jetzt wenig auf die Reminiscenzen ſeines Begleiters, und der ſanft gleitende Kahn wiegte ihn in ſolche Ruhe ein, daß er ungeſtört ſeinen trüben Gedanken nachhängen konnte. Eckard ſah dabei heiter in die ſternenhelle Nacht und mochte wohl nicht ahnen, daß ſeine Blicke auf Orte fielen, wo hundert Jahre ſpäter eine Sontag ihre Triumphe feiern und ein ruſſiſcher Kaiſer ein Grenadierregiment haben würde. Eckard wohnte nach alten Privilegien in einem Erkerthurme des Cöllniſchen Rathhauſes, wohin er jetzt ſeinen brütenden Gaſtfreund führte. Hernandez warf ſich auf ſein Lager und der Leibchemikus benutzte noch einen Theil der Nacht, um im Cornelius Agrippa und Roſenkreuzers chemiſcher Hochzeit zu ſtudiren, nach ſeinen Säuren und Extrakten zu ſehen, die Deſtillirkolben zu befeſtigen, kurz ſich auf jene für den ehrlichen Mann ſo traurige Zeit vorzubereiten, wo er Gold für ſeinen Monarchen machen wollte, und zu dem Ende mehr Dukaten verbrauchte, als er produzirte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Ueberſetzt von Adolph von Stahleck.

VII.

Smaragdnen Glanz vereint mit klarem Spiegel
Ein Teich durch ſein Gewäſſer und ſein Gräschen;
Umkränzet iſt des Teiches ſchönes Näschen
Mit buntgeſtreiften Lilien auf dem Hügel.
Es ſchwimmen Enten dort mit krauſem Flügel,
Und neben ihnen ſchwimmen Waſſerbläschen;
Auch Holz für Barken iſt nicht fern, wo Häschen
Bewohnen einen nahen Wald und Igel.
Der Zephyr ſchlägt kryſtallnen Schaum im Bette
Der Fluth und flüſtert, als ob unabwendlich
Er ein Geheimniß zu vertrau'n uns hätte;
In dieſem Wald, an dieſem Teiche endlich....
Doch weh! hier iſt das Ende vom Sonette!
Verzeiht, daß ich's begonnen; es iſt ſchändlich!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das geiſtige Leben.

St. Franz von Sales und der Präſident Favre trugen Sorge, daß die höhern Schulen vermehrt wurden, unter der

Leitung der Jeſuiten und Barnabiten. In Annecy beſtand damals die Florimontaniſche Akademie, wo auch der berühmte Vaugelas ſeine erſten Studien in Grammatik und Philoſophie machte. In dem reichen Jahrhundert Ludwigs XIV. hatte auch Savoyen mehrere ausgezeichnete Männer. Der P. Challes und der Abbé Saint-Réal verbreiteten ihren Einfluß bis in die Alpen. Im Jahr 1678 wurde die Akademie von Turin durch Albert Bailly, Biſchof von Aoſta, und den Grafen Sallier de la Tour geſtiftet. Hierauf erhielten die Turiner Univerſität und die Kollegien in den Provinzen eine andere Einrichtung, und in alle wiſſenſchaftlichen und Unterrichtsanſtalten in Piemont und Savoyen wurde mehr Einheit gebracht. Von nun an war es den Savoyern nicht mehr vergönnt, ihre höhern Studien in Jurisprudenz und Medizin, ſo wie die akademiſchen Grade zu ſuchen, wo ſie wollten, ſondern ſie mußten nach Turin gehen, was auch noch jezt der Fall iſt, jedoch nicht als ein Uebelſtand angeſehen werden kann, da die Turiner Univerſität den franzöſiſchen nicht untergeordnet iſt, und da wenigſtens die jungen Leute in Turin der ſittlichen Verdorbenheit und Ausartung nicht ſo ausgeſezt ſind, wie in Paris, Grenoble und Montpellier. Vieles von dem bisher begründeten Guten ſank unter der franzöſiſchen Herrſchaft, die 1792 begann. Es klingt wie bitterer Spott, was Napoleon am 6ten Januar 1807 in einem Dekret von Warſchau ausſprach: ſeine Regierung über Savoyen ſolle ſeyn le règne des grandes actions, des sciences utiles, de la philosophie et de la morale. Von alle dem iſt aber nicht das Geringſte geſchehen. Der Volks- und der höhere Unterricht wurde, wie in Frankreich, entſezlich vernachläſſigt; Napoleon betrachtete die Savoyer wie ein Volk, das zu nichts taugt, als zum Soldatenſtand, und dazu hat er ſie auch redlich von 1800 bis 1813 benuzt, was die Todtenliſten aller ſavoyiſchen Diſtrikte bezeugen. Als er ſeine Univerſität gründete, war Savoyen keine höhere Schule zugedacht, und nur mit großer Mühe brachte man es dahin, daß Chambery ein Collège impérial erhielt. Jezt beſizt Savoyen ſechs königliche Kollegien, wo Profeſſoren, die der Staat bezahlt, Humaniora und Philoſophie lehren, freilich nur die Philoſophie, welche bei einer Regierung, wie die gegenwärtige, und bei der Herrſchaft der Geiſtlichkeit möglich iſt. In Beziehung auf die bildende Kunſt hat das arme Land immer eine unbedeutende Rolle ſpielen müſſen, weil zur Blüthe der Kunſt nothwendig Reichthum gehört, der nirgends in Savoyen zu finden iſt. Die Kunſtgeſchichte weiß hier von keinem ausgezeichneten Maler, Bildhauer oder Baumeiſter, obgleich es derſelben ſeit 1314 genug gegeben hat, von denen auch die Schlöſſer von Chambery, Bourget und Ripailles am Genferſee ausgemalt worden ſind. Seitdem (1559) Emanuel Philibert Turin zur Hauptſtadt ſeines Landes gemacht, hat Savoyen immer mehr von ſeiner Bedeutung verloren, und zwar zum Vortheil Piemonts, das ſich nun immer mehr erhob, nicht blos durch den König und ſeinen Hof, ſondern auch durch die größere Wohlhabenheit, die dadurch in dem Land verbreitet ward. Dadurch entſtand ein immer wachſender Haß der Savoyer gegen die Piemonteſen, der immer mehr genährt ward.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Cherubini's Ali-Baba.

Es war in dieſen Tagen eine merkwürdige Erſcheinung, den alten Cherubini wieder mit einer Oper auftreten zu ſehen, zu welcher natürlich Niemand anders als Scribe den Text verfertigt hatte. Von dem alten Meiſter war es ziemlich kühn, ſich wieder in eine Laufbahn zu wagen, die er ſchon ſeit zwanzig Jahren verlaſſen hat, und eine große Oper zu ſchreiben, was ſo wenigen Tonkünſtlern gelingt. Obſchon die Zeitungen bei dieſer Gelegenheit viel über Cherubini geſchrieben und uns ſein ganzes Leben wieder erzählt haben, ſo haben ſie uns doch nicht berichtet, wie es zugegangen iſt, daß der Meiſter dieſes Wageſtück unternommen hat. Vermuthlich hat man ihn darum angegangen. Es heißt, er habe eine längſt vergeſſene Oper in ſeinem Pulte liegen gehabt, aus dieſer habe er die beſten Stücke ausgeſucht, mehrere neue hinzugefügt, und ſo ſey denn die große Oper Ali-Baba entſtanden. Die Sache ſchien ſo wichtig, daß die Tageblätter ſogar von den Probevorſtellungen Bericht erſtatteten. Dieſe ſoll Cherubini mit jugendlichem Eifer geleitet haben. Zwar hat er die Muſikanten nicht geprügelt, aber tüchtig geſcholten, wenn ſie ſich einen Schnitzer zu Schulden kommen ließen, und er ſoll mit einem bewundernswürdigen feinen Gehör jedesmal den wahren Schuldigen aus dem großen Orcheſter herausgefunden haben. Ueberhaupt wurde das Stück außerordentlich häufig in den Tageblättern beſprochen, ſchon ehe es aufgeführt wurde. Man glaubte es dem graugewordenen Meiſter ſchuldig zu ſeyn, ſein in Frankreich nicht hinlänglich gewürdigtes Talent nach Gebühr herauszuheben und zu loben. Es war für ihn eine Art von Vergötterung nach einer unverdienten Vergeſſenheit. Darin hatte man aber wohl nicht Recht, daß man ihn als einen mit Undank behandelten Künſtler ſchilderte. Napoleon ſoll ihn nicht haben leiden können, weil Cherubini ihm einigemal mit der Feſtigkeit eines ſeines Verdienſtes bewußten Künſtlers geantwortet habe. Indeſſen wurde er doch nicht hintangeſezt; ſeine Kirchenmuſik blieb in Anſehen, und hätte Cherubini fortgefahren, für das Theater zu arbeiten, ſo würde er auch beim großen Publikum nicht in Vergeſſenheit gerathen ſeyn. Ich weiß nicht, weßhalb er ſich faſt ganz vom Theater zurückzog. Vielleicht fühlte er, daß ſein eigentlicher Beruf die Kirchenmuſik ſey. Freilich wurden einige ſeiner Nebenbuhler, die ſeine Virtuoſität nicht hatten, mit Gnaden überhäuft, indeß er ſich einzig auf ſein Talent zu ſtützen hatte; ſolch eine Ungerechtigkeit kränkt einen großen Künſtler; dagegen konnte ſich aber Cherubini mit der hohen Anerkennung tröſten, die ſeinem Verdienſt in ganz Europa zu Theil wurde. Während der Reſtauration wurde er zum Vorſteher des Muſikkonſervatoriums, oder, wie es damals hieß, Ecole des menus plaisirs ernannt, und dieſe Stelle verſieht er noch, ſo wie die eines Mitglieds der Kunſtakademie. Sein Ali-Baba iſt nun zwar mit großem Beifall aufgenommen worden und Cherubini muß über die innige Theilnahme, die man ihm ſo allgemein bezeugt hat, gerührt ſeyn; indeſſen ſcheint es doch nicht, daß dieſes große Stück populär werden wird. Cherubini's Muſik iſt für das große Publikum nicht faßlich genug, ſie ſcheint ihm zu gelehrt, zu kunſtreich, es kann ſie nicht genießen, wie die Roſſiniſche. Schlimm iſt dabei Scribe weggekommen; denn die Theaterkritiker, welche Cherubini ſchonen wollten, hielten ſich dagegen an den Dichter des Textbuches und warfen ihm mit Bitterkeit vor, er habe eine der intereſſanteſten Erzählungen der Tauſend und eine Nacht ganz verhunzt. Scribe hat ſich die Arbeit allerdings ſehr leicht gemacht, wie er zu thun pflegt; allein man ſollte einmal zehn andern Dichtern dieſelbe Aufgabe ſtellen und ſehen, wie ſie damit fertig werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Auguſt 1833.

— Wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken ſteht,
So ſchwindet wechſelnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Platen.

Abend und Morgen.

Von G. Pfizer.

Wenn helle Glocken
Um Mitternacht
Zum Schlafe locken,
Wer ſpät noch wacht;

Wenn mir, wie trunken
Vom Nektarſaft,
Noch ſprüh'n die Funken
Der Schöpferkraft:

Dann faßt ein Kummer
Mich ob dem Zoll,
Den ich dem Schlummer
Entrichten ſoll.

„So wird beſtändig
Der Geiſt geſtört,
Der, urlebendig,
Sich nie verzehrt?

Der Quell gemindert,
Der nie verſiegt?
Der Strahl gehindert,
Der ewig fliegt?

Ach, daß die Kette
Der Freie trägt!
Im Ruhebette
Ein Held ſich pflegt!“

Doch wenn der Schleier
Der Nacht zerreißt,
Der Morgenſchreier
Den Tag verheißt;

Wenn mir im Traume
Der Mohnquell floß,
Vom Schlummerbaume
Ich Frucht genoß:

Dann möcht' ich wandeln
In Nacht das Licht;
Mich reizt das Handeln,
Die That mich nicht.

„Im Schlaf geſchieden
Von Markt und Welt —
Da wird der Frieden
Mir nie vergällt.

Was Tags ich thue,
Das wird mir ſchwer;
Hier hab' ich Ruhe —
Was will ich mehr?“

Digitized by Google

Mit ſolcher Klage,
Noch traumbetäubt,
Dem neuen Tage
Der Geiſt ſich ſträubt;

Bis friſche Spannung
Den Nerv macht ſtark
Und Kraftermannung
Durchzuckt das Mark.

Der Traum fällt nieder;
Hoch trägt der Held,
Wie Atlas, wieder
Die Laſt der Welt.

Chevalier Clement.

(Fortſetzung.)

Wenige Zeiten gleichen der allgemeinen Unruhe und Aufregung, die den Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeichnen. Es war die Zeit der Abentheurer, der Verſchwörungen, der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Thorheiten. Länder, deren Namen bis jezt unbekannt geweſen war, bekamen plötzlich einen König, wie Korſika; Schweden, Rußland, Frankreich waren von innern Faktionen zerriſſen; der Aberglaube war von einem Könige, wie Ludwig XIV., auf den Thron erhoben worden, der Gemüther bemächtigte ſich eine Aengſtlichkeit, die die Einen immer geſchickt macht, zu betrügen, und die Andern, ſich betrügen zu laſſen. Männer von dunkler Herkunft, aber begabt mit Gewandtheit und körperlichen Vorzügen, wußten ſich in Stellungen zu bringen, die ihnen unbeſchränkte Macht über den Willen der Könige und den Gehorſam der Völker gaben. Die Lüge der Wiſſenſchaft hatte auch die Geiſter und die äußern Verhältniſſe ergriffen. Man konnte durch Kühnheit und die Gunſt einer Prinzeſſin zu Allem gelangen. Und wie man Goldmacher, die ihr Verſprechen nicht löſten, mit dem Leben bedrohte, bis ſie vor Angſt das Porzellan erfanden, ſo ſchreckte man ſich gegenſeitig mit erdichteten Verſchwörungen, und die Furcht verurſachte, daß man ſich in wirkliche einließ. An den Höfen erſchienen Menſchen, die heute noch im offiziellen Auftrage handelten, und morgen ſchon nur Glücksritter waren; ſo arbeiteten die Feigheit der Politik und die Entſchloſſenheit dreiſter Charaktere einander in die Hände.

Zwiſchen dem Chevalier und ſeinem jungen Freunde, dem Hauptmann, war dieſe Lage der Dinge ſchon ein Gegenſtand der Unterhaltung geweſen. Der Erſtere ſchien nie anders, als ohne Abſicht darauf zu kommen; doch konnte er dabei eine Taktik beobachten, die dem jungen, unerfahrnen Baron nie auffiel. Ihre Herzen waren ſich näher getreten, der Zauber des Räthſelhaften, der den Hauptmann vom Chevalier ſonſt entfernter gehalten, hatte ſich gelöst, ſeitdem zumal der Leztere kein Geheimniß mehr daraus machte, daß er in gewiſſen politiſchen Aufträgen in der Nähe des Hofes verkehre.

Der öſterreichiſche Geſandte gab einen Ball. Die beiden Freunde wollten in einer Stunde ſich in deſſen Hotel begeben und ſaßen noch im vertraulichen Geſpräche beiſammen. Die Preußen politiſirten ſchon vor hundert Jahren ſo, wie ſie es noch thun: ſie bilden ſich nämlich immer ein, die ganze Welt beneide ſie. „Die Geſinnungen," ſagte der junge Freiherr, „welche das öſterreichiſche Kaiſerhaus gegen unſere noch junge Königskrone an den Tage legt, ſind dem Könige verdächtig, und müſſen es bei ſo vielen Anzeichen bleiben. Man blickt mißgünſtig auf dieſen einſt ſo ſchwachen Staat, der durch eine weiſe Berechnung ſeiner Kräfte, durch ein anſehnliches Kapital von militäriſchem Ruhm, durch die beſten Einrichtungen ſeiner innern Verwaltung zu einem Einfluſſe gelangt iſt, der ſchon deßhalb gefährlich iſt, weil er mehr zu vermögen ſcheint, als ehemals. Das in der europäiſchen Politik bisher unerhörte Syſtem der Erſparniſſe hat eine Wahrheit für ſich, die unwiderſtehlich iſt; der Aufſchwung der Gewerbe, die Begünſtigung der Einwanderungen, der ſyſtematiſche Berechnungsgeiſt, der die Finanzen des Königreichs durchdringt und in Alles einen Werth zu legen weiß, das ſind Dinge, die die Eiferſucht eines Nebenbuhlers eben ſo ſehr, als die Beſorgniß des Stärkeren erregen müſſen." Der Chevalier ſchien ungemein zufrieden und hob die Unterlippe. Aber um wie Vieles praktiſcher ſah dieſer feine Kopf das Verhältniß an, als er fortfuhr: „Sie müſſen ſich in die gerade beſtehenden Verhältniſſe verſetzen, und werden finden, wie die zunehmende Macht und Größe eines Staats dem Einen nur immer um ſo viel unwillkommen iſt, als ſie einem dritten Andern erwünſcht kommt. Hier ſpalten ſich die Intereſſen, hier ergeben ſich jene Hülfsmittel, die dem Bedrängten zufließen, weil zulezt Alles in der Politik auf das Ueber- und Gegengewicht hinausläuft. Eine Politik ohne Allianzen, iſt ein Kleid ohne Aermel, wenn man es nicht als Mantel gebrauchen will. Ein Staat, der ſich entweder von Allen nur geachtet, oder von Allen nur gehaßt denkt, geht unter, weil er aufhört, ſeine Intereſſen zu denen Anderer zu machen." Hier hielt der Chevalier inne, aber ſein junger Freund hatte ihn verſtanden und ſuchte ſeine Gedankenreihe fortzuführen. „Laſſen Sie uns auf Oeſterreich zurückkommen," ſagte er, „auf einen Staat, der Preußens natürlicher Rival iſt, wie es auch Rußland immer bleiben muß. In den Differenzen, die die Gegner veruneinen, liegt unſere Kraft. Wir müſſen uns nach Staaten umſehen, denen an Dem, was wir ihnen durch unſere zunehmende Größe gewähren können, Alles gelegen iſt und die von uns benuzt werden, indem ſie uns zu benutzen glauben." — „Und dieſe Staaten ſollen für Preußen wohl

Digitized by Google

am Eismeer liegen?" rief haſtig aufſtehend der Chevalier, ohne zu bedenken, daß ſein Freund dieſe Frage unmöglich verſtehen konnte. Dieſer drückte den Aufgeſtandenen wieder neben ſich und ſagte: „Ehe wir Preußens Föderirte ſuchen, wird man fragen, welche gegen uns entſtandene Gefahren bedrohen auch Andere?" Der Chevalier ſchwieg, dann ergriff er Borcks Rechte und ſagte mit geheimnißvoller Vertraulichkeit: „Mein Freund, wir ſprechen von keinen Unmöglichkeiten, ſondern von Ereigniſſen, deren Folgen in jedem Augenblicke zu erwarten ſtehen." Der Hauptmann verwunderte ſich, aber Jener fuhr fort: „Es iſt Wenigen bekannt, und es Ihnen mitzutheilen, zwingt mich meine Freundſchaft, daß das Haus Oeſterreich mit einem Fürſten, der einen Churhut und eine fremde Königskrone trägt, eine Verbindung eingegangen hat, die ſich gegen einen uns Beiden theuren Staat richtet. Ja, noch mehr—" Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der den Wunſch ſeiner Herrin, Sophie, überbrachte, jezt den ſchon lange vorgefahrenen Wagen zu beſteigen. Beide Freunde drückten ſich die Hände und begrüßten das reizende Weſen, das ihnen auf halbem Wege aus einer geöffneten Flügelthür in unerhörter Pracht entgegenrauſchte.

(Die Fortſezung folgt.)

Geologiſche Grillen.

(Fortſezung.)

Das merkwürdigſte Thier in dieſer Beziehung, und ein peinigendes Räthſel für den Naturforſcher, iſt der älteſte Knecht des Menſchen, der Hund. Nicht nur gleicht er keiner der andern im Hundegeſchlecht vereinigten Gattungen, Wolf, Fuchs, Schakal, auch nur entfernt ſo, daß man ihn zu einer dieſer Arten rechnen könnte, er ſelbſt hat ſich unter der Hand des Menſchen in eine zahlloſe Menge ſehr beſtändiger Racen getheilt, deren Urſprung meiſt gänzlich unbekannt, auf keinen Fall klimatiſch iſt, und die nur durch Baſtardzeugungen in einander übergeführt werden können. Er zeigt in dieſer Conſtanz ſeiner Racen, die auf einen weitentlegenen, ſich in der Geſchichte der Erde verbergenden Urſprung hinweiſen — möge es der Menſch nicht übel nehmen — eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Geſchlecht ſeines Herrn und Meiſters, und die Forſcher, welche, um die Entwicklung der Menſchenracen aus der urſprünglichen Einheit im Laufe der *gegenwärtigen* Weltepoche klimatiſch zu erklären, die Hunderacen herbeizogen, mußten bald inne werden, daß ſie nur ein Räthſel einem andern gegenüberſtellten.

Wie ſollte nun die Hand des Menſchen die höchſten, ihm in der Reihe der Lebendigen am nächſten ſtehenden Organismen zu ſo gewaltigen Metamorphoſen zwingen können, wenn nicht die Keime dazu ſchon im freien Naturleben in ihnen lägen? Ja, auch ſich ſelbſt überlaſſen, wandeln ſich die Thiere um, und was der Menſch künſtlich bewirkt, iſt von dem, was die Erde ſelbſt in ihrem leiſen Entwickelungsgang an den Lebendigen formt und modelt, nur der Zeit nach verſchieden. Die Lebensbedingungen, Luft, Licht, Wärme, Feuchtigkeit, vor Allem das Futter, welche ſich bei freien Geſchlechtern nur in einem langen Zeitverlauf modifiziren, ändert der Menſch bei den in ſeine Gewalt gegebenen raſch und zumal. Daß im Laufe der Geſchichte eine Menge von Thieren Wandlungen in ihren Umriſſen und in ihrem ganzen Weſen erlitten haben, zeigen, neben manchen Aeußerungen der Alten, die uns von ihnen hinterbliebenen, oft ſo charakteriſtiſchen Abbildungen, welche von den jezt lebenden analogen Geſchlechtern nicht ſelten weſentlich abweichen. Wir haben überdieß in dieſer Beziehung ein zwar einziges, aber deſto intereſſanteres materielles Beiſpiel vor Augen, am Ibis der Egypter, der häufig in Mumiengeſtalt auf uns gekommen iſt. Cuvier und andern Naturforſchern iſt es troz aller Mühe nicht gelungen, in jenem Landſtriche ein Thier zu finden, das dem heiligen Vogel durchaus gleich kommt; die demſelben ähnlichſten Vögel weichen ſogar im Knochengerüſte und ſeinen Verhältniſſen von den Mumien bedeutend ab; vorzüglich aber iſt an den einbalſamirten Vögeln der Schnabel durchgehends länger und dünner, als bei den jeztigen Stammverwandten. Später hat Geoffroi St. Hilaire gefunden, daß ein in Indien lebender Ibis denen der Katakomben durchaus gleicht; er meint daher, man müſſe zwiſchen folgenden zwei Annahmen wählen: entweder haben die Egypter die von ihnen heilig gehaltenen Thiere aus Indien bezogen, oder der egyptiſche Ibis hat in den lezten dreitauſend Jahren eine Ausartung in ſeinen Formen erlitten. Man wird wohl kaum anſtehen, ſich für die leztere zu entſcheiden. Erwähnung verdient auch noch, weil der Fall ein ſonſt ſehr feſtes Naturgeſetz betrifft, daß unſere jetzigen Hunde nur zwiſchen ſechzig und drei- und ſechzig Tagen trächtig gehen, während der alte ſcharfſinnige Forſcher Ariſtoteles bei einer der zu ſeiner Zeit beſtehenden Racen etliche und ſiebzig, bei einer andern gar etliche und neunzig Tage angibt.

Iſt es nach alle dem erwieſen, daß die Thiergeſchlechter im Laufe der paar Jahrtauſende, die der Menſch rückwärts blickt im Leben ſeines eigenen Geſchlechts, in der kurzen Friſt, die er, während des Friedens der Elemente, mit ſeinen Kämpfen gefüllt hat, andere und mannigfaltigere geworden ſind, iſt es augenfällig, daß in dieſer Zeit viele Thierarten ſich in mannigfache Formen zerſchlagen haben, welche die Wiſſenſchaft konſequenterweiſe als eigene Gattungen anerkennen müßte, wenn man ihren Urſprung nicht hiſtoriſch kennte, wie kann man ſich da wundern, daß jene organiſchen Reſte, welche ein Sturm begraben hat, mit

Digitized by Google

welchem eine Weltära ſich ſchloß und eine neue begann, in unweſentlichen Merkmalen von den ihnen analogen, noch lebenden Thieren abweichen, und wie kann man, um das Wunder zu beſeitigen, jeden Uebergang der leztern in die erſten leugnen und damit das größere Wunder einer allgemeinen Palingeneſie ſchaffen! –

Wenn ſchon der Menſch durch künſtliches Futter, durch das Verrücken der Zeiten des Zeugens und Gebärens ganz andere Weſen zaubern kann, wie viel mehr muß jedesmal eine Kataſtrophe, mit der, allem nach, alle telluriſchen Verhältniſſe raſch umſchlugen, den Geſchöpfen der neuen Weltepoche einen eigenthümlichen Charakter aufdrücken! Faſſen wir in dieſer Hinſicht, um ſo viel möglich auf feſtem Grund und Boden zu bleiben, nur die lezte, unzweifelhafteſte, deutlichſte Kataſtrophe ins Auge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Der Klerus.

Die Geſchichte wurde nun in beiden Ländern eine Reihe von Lobpreiſungen und Komplimenten gegen das herrſchende Haus, eine ſchwülſtige und oft unwahre Beſchreibung des Charakters, des Lebens und der Thaten der Fürſten, mit weitläuftigen und ſchmeichleriſchen Beſchreibungen der Feierlichkeiten bei ihren Hochzeiten, Feſten und Leichenbegängniſſen, pomphafte Ruhmreden auf die Armee und auf das Gute, das von den Fürſten ausging. Von den alten Ordnungen, Verfaſſungen und Freiheiten, von denen wir einmal im Literaturblatt bei Gelegenheit der trefflichen Memoiren von Coſta de Beauregard geſprochen haben, war nicht mehr die Rede. Fand ſich ja ein Hiſtoriker, der einen andern Weg gehen wollte und beſonders die alten Inſtitutionen anregte, ſo kam ſein Werk nicht an's Tageslicht; dergleichen Manuſcripte wurden zwar gut bezahlt, aber nie gedruckt, ſondern ſorgfältig in Archiven niedergelegt. So iſt nach und nach die Vorzeit dem Gedächtniß der Savoyer entrückt worden und in ihrer Erinnerung faſt untergegangen.

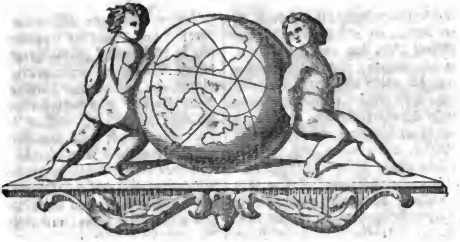
Hören wir, was die Bewegungsmänner in Frankreich über das Treiben des Klerus in Savoyen ſprechen. Durch die Reſtauration wurden die Kaſten und Privilegien wieder hergeſtellt, den kaiſerlichen Adel verachtete man, der alte Landesadel wurde von Neuem der erklärte Freund und Beſchützer der Geiſtlichkeit. Von nun an begannen wieder die Kloſtergelübde; von Neuem verlegten ſich Mönche und Geiſtliche auf die Kunſt, Sterbenden, verblendeten Wittwen, ſchwachen Greiſen und andern Beſchränkten durch allerlei Mittel Legate und Geſchenke für Klöſter, Kirchen und geiſtliche Brüderſchaften abzulocken und dadurch wieder auf Koſten des allgemeinen Wohlſtands ſo reich zu werden, wie 1789. Von Chambery aus leiten die Jeſuiten die ſavoyiſche Geiſtlichkeit, und verbreiten ſich zu dieſem Zwecke polypenartig durch das ganze Land, das einen Erzbiſchof und drei Biſchöfe hat und zu deren Dekoration mehrere geiſtliche Seminarien, Kapuziner, Cordeliers, Ignorantins, Benediktiner und Weltgeiſtliche dienen. Alle wenden jedes erdenkliche Mittel an, um die Einwohner immer mehr unter ihre Abhängigkeit zu bringen und den Unterricht nur auf ihre Weiſe und nach ihren Anſichten zu betreiben. Seit 1814 ſind die Geiſtlichen wieder ausſchließlich mit den Geburts-, Tauf-, Heiraths- und Sterberegiſtern beauftragt, was freilich im Innern des Landes ſein Gutes hat, wo ſie oft weit und breit die Einzigen ſind, die leſerlich und richtig ſchreiben können. Kurz nach der Reſtauration ließ König Victor Emanuel ein Edikt ergehen, wodurch alle in der franzöſiſchen Zeit nur bürgerlich verheiratheten Perſonen gezwungen wurden, im Zeitraum von drei Monaten eine neue Ehe vor Geiſtlichen einzugehen oder in den unverheiratheten Stand zurückzutreten, wo nicht, ſo würden ſie als im Concubinat lebend betrachtet und deßhalb zuerſt mit Gefängniß, bei weiterm Beharren aber mit Verbannung beſtraft. Treten Leute als Taufpathen vor den Taufſtein, gegen die der Geiſtliche aus irgend einem Grund, zuweilen aus ganz perſönlichen Rückſichten, etwas einzuwenden zu müſſen glaubt, ſo verweigert er die Taufe; als vollgültige Gründe ſolchen Benehmens braucht er nur anzuführen, daß die Pathen nicht regelmäßig genug faſteten u. dgl. Stirbt Jemand ſchnell ohne Beichte, oder wird von einem Verſtorbenen nur gemuthmaßt, er habe ſich ſelbſt getödtet, ſo wird ſeine Leiche nicht unter die Andern begraben, ſondern in einem entlegenen Winkel des Kirchhofs. So ergeht es auch allen Fremden, über die keine ganz genauen Nachweiſungen vorhanden ſind. Seit 1814 ſind alle Kollegien oder lateiniſchen Schulen wieder in die Hände der Geiſtlichen gekommen und die nicht geiſtlichen Lehrer daraus verdrängt worden. Da es ein ſicheres Mittel gibt, über ein Volk Herr zu bleiben: nämlich es in der Unwiſſenheit zu laſſen, oder ihm doch ſo wenig Unterricht als möglich zu geben, ſo wird es bald dahin kommen, daß nur Leute von einem gewiſſen Vermögen die Erlaubniß haben, ihren Kindern höhern Unterricht geben zu laſſen. Die erſten Schritte dazu ſind ſchon gemacht worden, aber aus einer gewiſſen Scheu noch nicht zur Ausführung gekommen. Im Jahr 1821 oder 1822 ſchickte der Erzbiſchof von Chambery das Projekt zu einem Edikt ein, das der König Karl Felix auch wirklich ausfertigen ließ und unterſchrieb, das aber nach reiflicher Ueberlegung doch nicht bekannt gemacht wurde. Durch dieſes Edikt wurde ausdrücklich geboten, daß Eltern ohne volle tauſend Livres Einkünfte ihre Kinder nicht in mehr als im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichten laſſen dürfen. Auf dem Lande erlauben die Pfarrer keine Art von öffentlichem Vergnügen, beſonders eifern ſie gegen den Tanz, der ſtreng verboten iſt. Aus dem Beichtſtuhl ſoll ihnen bekannt ſeyn, daß die meiſten Vergehen und Sünden ſich vom Tanz herſchreiben; in den Städten iſt man bisweilen nachſichtiger. Die alten Geiſtlichen ſind viel milder und nachſichtiger; die jungen aber, welche jezt die Mehrzahl ausmachen, ſind voll Unduldſamkeit. Der Einfluß der Prieſter erſtreckt ſich nicht blos auf alle Zweige der Regierung und Verwaltung, ſondern auch auf alle Verhältniſſe des häuslichen Lebens. Ihre Zeugniſſe über Religioſität ſind überall unentbehrlich und müſſen auch bei der geringſten Anſtellung vorangehen; junge Frauen und Mädchen werden gleichfalls ſtreng gehalten. Die Geiſtlichen eifern beſonders gegen diejenigen, die aus Frankreich herüberkommen, beſonders gegen die Frauen. So viel iſt gewiß, brächte die Auswanderung der Savoyarden nicht ſo viel Geld ins Land, ſo würde die ſardiniſche Regierung den Leuten gewiß alle Auswanderung nach Frankreich verbieten. Schon jezt beſteht ein Geſetz, das den Munizipalbehörden verbietet, den Frauen unter fünf-und dreißig Jahren Päſſe nach Frankreich auszuſtellen. Es wird aber immer ſchwer ſeyn, die Auswanderung nach Frankreich zu verhindern, ſo lange die nach andern Ländern geſtattet iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 86. — 23. Auguſt 1833.

Deutſche Geſchichte.

(Beſchluß.)

36) Der Bauernkrieg im Jahr 1653, oder der große Volksaufſtand in der Schweiz. Aus handſchriftlichen Chroniken und Berichten der Zeitgenoſſen, Rathsbüchern ꝛc., meiſt unbenuzten Quellen treu dargeſtellt. Zweite Auflage mit Abbildungen. Aarau, Chriſten, 1831.

Eine muſterhafte Spezialgeſchichte, welche die zweite Auflage wohl verdient hat. Der unbekannte Verfaſſer erzählt mit einer Treue und Lebendigkeit, die uns mitten auf den Schauplaz verſezt, und der Gegenſtand iſt doppelt anziehend, nicht nur an ſich, ſondern auch weil er bisher von den Geſchichtſchreibern wenig beachtet wurde, und für die meiſten Leſer den Reiz der Neuheit haben wird. Wir können nicht umhin, von dieſem intereſſanten Bauernkrieg, der das Landvolk in ſeinen eigenthümlichen Tugenden und Schwächen ſo gut charakteriſirt, hier eine kurze Skizze zu entwerfen.

Der dreißigjährige Krieg hatte die Leidenſchaften der Schweizer aufgeregt, ohne ſie zum Ausbruch kommen zu laſſen. Zahlloſe deutſche Flüchtlinge, die ihre Reichthümer in die ſichern Alpen bargen, hatten Geld in's Land gebracht, und dieſer Geldſtrom warf ſich wie eine Scheidewand zwiſchen die armen und die reichen Schweizer, die Herrn und die Bauern. Die ſpekulativen Städter, Politik immer mit kaufmänniſchem Geiſt verbindend, begünſtigten den hereinbrechenden Luxus des Landvolks und verſchafften ihm die Mittel dazu, indem ſie ihm Geld auf ſeine Güter liehen. Das Landvolk konnte nun zechen und ſich gütlich thun, die Städter aber hatten ihre Kapitale ſicher im Grund und Boden angelegt und zugleich die Bauern zu ihren Schuldnern gemacht, mithin deren politiſche Freiheit durch Privatabhängigkeit untergraben. Als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging und die Fremden die Schweiz verließen, das Geld ſich verlief, wurde nach und nach den Bauern ihre neue Lage fühlbar. Jakob Wagenmann von Surſee ſchrieb gleichzeitig: „Alſo, zur Verzweiflung getrieben, dachten ſie auf Krieg, als auf das lezte Hülfsmittel, durch welches, nach einer unter dem Volke ruchlos verbreiteten Anſicht, auf einmal alle Schulden völlig ausgetilgt würden. Es fehlte nur noch ein Vorwand, der aber, als die Verſchuldeten ſich zu verſammeln anfingen, ſogleich auch gefunden wurde. Sie erkannten und erklärten, daß die von der Regierung geſezten Landvögte allzuſtrenge ſeyen, (und zuweilen waren ſie es auch), daß ſie von denſelben mit unbilligen Strafen belegt worden, und daß die beſtehenden Geſetze mehr die Habſucht und den Eigennuz der Regenten, als die

Digitized by Google

Gerechtigkeit und den öffentlichen Wohlſtand befördern. Es ergingen Klagen über läſtige, erſt jüngſt, gegen alle bisherige Uebung eingeführte Zölle, über das Salzmonopol, das die Regierungen ſich zueignen, über mehrere andere ſchädliche Neuerungen, die unter erdichtetem Vorwande von jungen Rathsherren in die Schweiz ſeyen eingeſchwärzt worden, über hartherzige Schuldbetreibungen, über Schmälerung oder Unterdrückung der Volksfreiheiten, über ſchnöde Zurückweiſung ehrerbietiger Vorſtellungen, und, was die Hauptſache war, über Herabſetzung des Werths der Scheidemünze bei dem ohnehin großen Geldmangel. Und, — denn alles andere hätten vielleicht die Bauern noch geduldig ertragen, aus dieſem lezten Beſchwerdepunkt entſtand bald, ein ungeheures Feuer, deſſen Funken zuerſt im Entlibuch erglüheten, und ſich ſchnell über andere Theile der Schweiz verbreiteten.“

Zu den Reizmitteln der Unruhe geſellten ſich noch dunkle Erinnerungen an die uralte alemanniſche Freiheit, an der einſt die ganze deutſche Bevölkerung der Schweiz Theil genommen hatte, obgleich nur wenige Hirtenvölker in den Alpen ſie zu Wilhelm Tells Zeit bei der erſten Stiftung der Eidgenoſſenſchaft reklamirt hatten. Es lag in der Natur der Sache, daß die von Luzern abhängigen Entlibucher, und die Bern gehorchenden Emmenthaler nur mit Eiferſucht ihre nächſten Nachbarn in Unterwalden und Schwyz eine Freiheit genießen ſahen, zu der ſie durch gleiche Abſtammung, gleiche Handthierung und Nachbarſchaft nicht minder berufen waren. Daß ſolche Gefühle im Volk lebendig wurden, erhellt ſchon aus den erſten Aufzügen der empörten Entlibucher, die drei ſtarke Männer, in alte Tracht verkleidet, als Walter Fürſt, Stauffacher und Melchthal voranziehn ließen.

Im Jahr 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch, als Emmenegger daſelbſt gegen die Herabſetzung der Scheidemünze proteſtirte, und der Luzerner Rathsherr Krebsſinger ihn anfuhr: „er werde den unruhigen Bauern 500 ſtich- und ſchußfeſte Italiener auf den Hals ſchicken.“ Man muß nun bedenken, wie verhaßt ſich die Kriegsbanden im dreißigjährigen Kriege gemacht hatten, um zu begreifen, welchen Eindruck eine ſolche Drohung auf die Bauern machen mußte. Im erſten Zorn mißhandelten ſie die Luzerner Schuldboten und jagten ſie aus ihrem Thale. Dann bewaffneten ſie ſich und ſchreckten die Stadt, die ſogleich Friedensboten hinausſendete und ihnen vorſtellen ließe, „die Obrigkeit ſey von Gott.“ Da rief ihnen Krummenacher, ein rieſengroßer Bauer, brüllend zu: „ja, ihr ſeyd von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht ſeyd.“ Die Stadt machte einige Konceſſionen und man verſöhnte ſich. Unterdeß hatte die wachſame Ariſtokratie von Bern ſchon Rüſtungen gemacht, aber gerade dieſe zu große Vorſicht ſchadete ihr, denn das Berniſche Aufgebot weigerte ſich, gegen die Entlibucher zu fechten, und dieſer Ungehorſam gab auch dem Berner Landvolk das Signal zur Empörung. Es theilte ſich ſofort in die *Linden* (Gemäßigten) und *Harten* (Radikalen). Die leztern verſammelten ſich zu einer Landsgemeinde und wählten den beredten Niklaus Leuenberg zu ihrem Haupt. Nun begingen die Basler Ariſtokraten denſelben Fehler. Sie ſchickten 500 Soldaten über den Jura nach Aarau; dieſe Zahl wurde durch das Gerücht vergrößert und ein ſo allgemeiner Schrecken vor hereinbrechenden wilden Soldatenhorden verbreitet, daß nun auch das zunächſt bedrohte Aargau aufſtand und die Soldaten mit leichter Mühe davon jagte. Doch glückte es der eidgenoſſiſchen Vermittlung, auch in Bern Frieden zu ſtiften. In Solothurn fielen ebenfalls Unruhen vor, hier war aber die Regierung noch mehr zu Konceſſionen geneigt. Auch Baſel machte dem empörten Landvolk von Lieſtal Zugeſtändniſſe und ſo ſchien die Ruhe zu beiderſeitiger Zufriedenheit hergeſtellt.

Der Kampf begann aber von friſchem. Der den Bauern feindliche Wagenmann berichtet: „Die Dorfmagnaten im Entlibuch, die ſeit zwei Monaten regiert hatten, wollten ſich nicht ſo leicht von ihrer Herrſchaft verdrängen laſſen. Die Williſauer behaupteten, daß ſie den fünften Artikel, der die Beſetzung der Aemter der Regierung zuſpricht, beim Vorleſen nicht deutlich genug verſtanden hätten; und dieß zu hindern, habe man während des Vorleſens die Trompeter blaſen laſſen. Hätten ſie dieſen Artikel verſtanden, ſo würden ſie dagegen reklamirt haben. Wenn man (lärmten die Mißvergnügten weiter) die Beſetzung der Aemter, nach dem fünften Artikel, der Regierung überlaſſe, ſo werde ſie nur ihre Kreaturen befördern, ſolche, die mehr für den Vortheil der Regierung und ihren eigenen Nutzen, als für das öffentliche Wohl und die Bedürfniſſe des Landmanns ſorgen, und ſo würde das lezte Uebel viel ärger ſeyn als das erſte ꝛc.“ Zugleich erſchien eine Proklamation der Tagſatzung, worin die Bauern als Rebellen bezeichnet und ihnen allein alle Schuld beigemeſſen war. Dieſe Proklamation machte ihnen die Aufrichtigkeit ihrer Regierungen beim Abſchluß der Friedensartikel höchſt verdächtig. Die Ariſtokraten aller Kantone ſchienen ſich gegen ſie verbündet zu haben, dem ſezten ſie alſo einen Bund aller Bauern entgegen, und luden ihre Genoſſen aus allen Kantonen, ohne Unterſchied der Religion, nach Sumiswald im Berniſchen auf den 23ſten April zu einer allgemein ſchweizeriſchen Landsgemeinde. Hier präſidirte Leuenberg, gegen ſeinen Willen, doch von den Bauern gezwungen. Dieſer ſonderbare Mann wollte Mäßigung und wurde doch gezwungen, an die Spitze des Aufruhrs zu treten, ja man machte ihn gewiſſermaßen zum Diktator und ehrte ihn wie einen Fürſten. In Sumiswald wurde ein Bund aufgerichtet, worin ſich alle Bauern verbanden. 1) In dieſem erſten Artikel, daß wir

Digitized by Google

den erſten Eidgenöſſiſchen Bund, vor etlichen hundert Jahren zuſammengeſchworen, wollen haben und erhalten, die Ungerechtigkeit einander helfen abthun und die Gerechtigkeit äufnen; und alles, was den Herren und Oberkeiten gehört, ſoll ihnen bleiben und gegeben werden, und was den Bauern und Unterthanen gehört, ſoll uns auch bleiben und gegeben werden. Hiebei wollen wir einander ſchützen und ſchirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut; dieß zu allerſeits der Religion unſchädlich und unvorgreiflich. 2) Wollen wir helfen einander, alle unguten neuen Aufſätze abſchaffen, und ſollen aber jedes Orts Unterthanen Gerechtigkeit von ihrer Obrigkeit ſelbſt fordern. Wenn ſie aber einen Streit gegen ihre Obrigkeit bekommen möchten, ſollen ſie doch nicht ausziehen ohne Wiſſen und Willen der andern Bundesgenoſſen, daß man vorher ſehen könne, welche Parthei Recht oder Unrecht habe. Haben unſere Bundesgenoſſen dann Recht, ſo wollen wir ihnen dazu verhelfen; haben ſie Unrecht, ſo wollen wir ſie ab- und zur Ruhe weiſen. 3) Wenn die Obrigkeiten wollten fremde oder einheimiſche Völker uns Unterthanen auf den Hals legen oder richten, ſo wollen wir dieſelbigen gar nicht dulden, ſondern, wo es vonnöthen, wollen wir einander helfen, ſie zurückzuweiſen, und einander troſtlich und mannlich beiſpringen. 4) Wenn auch die eint oder andere Perſon in Städten oder Landen, durch dieſes aufgelaufenen Handels willen, von einer Herrſchaft oder andern Leuten eingezogen, oder an Leib und Leben und Gut geſchädigt würde, ſollen alle Bundsgenoſſen denſelben helfen mit Leib, Hab, Gut und Blut erledigen, als wenn es einen jeden antreffen thäte.“

Dieſer Bauernbund ſuchte ſich nun vor allem die alten Bauernbünde in den demokratiſchen Urkantonen zu befreunden, aber da kamen ſie übel an, denn Bauernſtolz geht über allen Stolz und ein Bauer in Uri hielt ſich für viel zu vornehm, um ſich mit einem in Entlibuch gemein zu machen. Leuenbergs Depeche wurde von den Urnern mit Hohn zurückgeſandt, „mit den rebelliſchen, aller Vernunft beraubten Bauern“ wollen ſie nichts zu ſchaffen haben. So ſind dieſe Leute noch heute. Noch im Jahr 1833 wollen die alten Bauern in Schwyz mit den neuen nichts gemein haben, obgleich dieſe ſogenannten neuen ſchon fünf Jahrhunderte im Lande anſäſſig ſind.

Mehr als je war man nunmehr vor fremdem Kriegsvolk beſorgt, und da die Bauern ein Schiff mit Eiſenwaaren auf der Aare wegnahmen und darin auch Granaten fanden, ſo ſchrien ſie: „das ſind alſo die Weinbeeren, die man uns ſchicken will,“ und alles griff zu den Waffen, ſich gegen die eingebildete Gefahr zu vertheidigen. Man kann nicht umhin, ſich hiebei der ganz ähnlichen Umſtände bei der erſten Inſurrektion von Paris im Jahr 1789 zu erinnern, wo die Entdeckung eines mit Pulver gefüllten Schiffs und die Furcht vor den ſogenannten Räubern, die nirgends waren, eine gleiche Aufregung veranlaßte.

Nunmehr dachten aber die Regierungen mit Ernſt auf bewaffneten Widerſtand. Es kam ihnen zu Statten, daß der franzöſiſche Geſandte an Leuenberg ſchrieb und ihn für das Vaterland verantwortlich machte, wenn er durch den Aufſtand den Oeſterreichern Gelegenheit gäbe, ins Land zu fallen. Dieſe Rückſicht wurde benuzt, um die blos ariſtokratiſche innere Frage in eine patriotiſche äußere einzuhüllen und die Bauern als Feinde nicht nur der Ariſtokratie, ſondern des Vaterlands zu bezeichnen. Inzwiſchen machte das dunkle Bewußtſeyn, überliſtet zu werden, die Bauern nur noch wüthender, und der Kampf wurde unvermeidlich, als Bern, Luzern, Baſel und ſelbſt Zürich, das wegen ſeiner Seebauern beſorgt war, mächtige Rüſtungen machten.

Ein Zufall und eine Kriegsliſt öffneten den Regierungstruppen die von den Bauern beſezten Päſſe und vereitelten deren Kriegsplan. Der Hofmeiſter eines Berner Ariſtokraten ließ ſich durch Neugier verleiten, ſich das Bauernweſen anzuſehn, wurde gefangen, und hatte das Glück in einem Nebenzimmer zuzuhören, wie ſich Leuenberg mit dem bäuriſchen Feldhauptmann Schybi berieth. Da man ihn nun wieder laufen ließ, verrieth er Schybis gegen die Zürcher ſehr gut angelegten Schlachtplan, ſo daß die Zürcher ihre Gegenoperationen machen konnten. Von Waadtland her kamen gegen 6000 Mann Berniſche Truppen, aber Leuenberg ließ ihnen bei Gümmenen den Paß verlegen. Da erſann der Berner Landvoigt Dürheim die Liſt, auszuſprengen, Leuenberg ſey mit ſeinem ganzen Heere katholiſch geworden und der ganze Aufruhr habe nur den Zweck gehabt, die Berner zu verlocken und in die Gewalt des Papſt zu liefern. Dieſe Lüge reichte hin, die proteſtantiſchen Bauern, die den Paß hüteten, dergeſtalt zu entſetzen, daß ſie auf und davon liefen „als ob der Papſt ſie ſchon beim Halſe gepackt hätte.“ So gewann Dürheim den wichtigen Paß. Mit nicht weniger Liſt ließ ſich die Regierung von Luzern, gegenüber ihren bigott katholiſchen Bauern, ein Zeugniß von der Geiſtlichkeit geben, daß ihr Krieg gegen die rebelliſchen Unterthanen von Gott erlaubt ſey. Dadurch machte ſie die frommen Seelen von den Bauern abwendig.

Endlich zog General Werdmüller von Zürich mit kriegsgeübten Regimentern, beſonders mit Reiterei und Artillerie den, wenn auch zahlreichen, doch ſchlecht bewaffneten Bauern entgegen. Bei Ortmarſingen unfern Lenzburg fand er ungefähr 1500 bewaffnete Bauern, die den Wald beſezt und ſich hinter mühſam angelegten Verhauen tüchtig verſchanzt hatten. Werdmüller ſtuzte, und ließ ſeine Truppen hier Halt machen. Als einige

Digitized by Google

Hauptleute der Bauern hervortraten, fragte ſie der Generalmajor, warum ſie denn die Waffen ergriffen hätten? Sie erwiderten: „Nicht in böſer Abſicht. Sie wünſchen nichts ſo ſehr, als den lieben Frieden, und ſie ſeyen nicht geſinnt, irgend Jemanden zu beleidigen. Sobald man ihnen die vor hundert Jahren genoſſenen Freiheiten und Rechte, die man ihnen geraubt, wieder zurückſtelle, werden ſie die Waffen niederlegen; aber eher nicht. Der Gewalt werden ſie tapfern Widerſtand entgegenſetzen. Einmal müſſen ſie doch ſterben; ob heut' oder morgen, daran liege ihnen nicht viel, und hier im Felde zu ſterben ſey wohl eben ſo gut als auf irgend eine andere Weiſe.“ — Dieſe entſchloſſene Sprache bewog den Generalmajor Werdmüller, die Bauern für diesmal unangefochten zu laſſen. Doch konnte die Entſcheidung nicht lange ausbleiben. Wenig Tage darauf kam es bei Wohlenſchwyl zu einer Hauptſchlacht. Die Bauern kämpften in dem brennenden Dorfe unter dem Kanonenfeuer des Generals bis in die Nacht mit großer Tapferkeit; beide Heere zogen ſich in ihre Lager zurück. Da die Bauern aber ſahen, daß ſie ſich gegen die Kanonen nicht würden halten können, nahmen ſie die Friedensvorſchläge des Generals an, die trüglich genug abgefaßt waren: „was den Oberkeiten oder Unterthanen noch weiter möchte angelegen ſeyn, ſoll, in Ermangelung freundlichen Vergleichs, dem Rechten unterworfen werden.“ Dieſer Artikel ließ den Bauern die Hoffnung eines freundlichen Vergleichs, die aber ganz eitel war, da er den Städtern zugleich das Ablehnen eines Vergleichs und das Recht, d. h. die Strafgewalt vorbehielt. Anfangs ging man auch mit den Bauern auf Freundesfuß um, und Leuenberg hielt mit dem General Werdmüller offene Tafel. Bald aber kam die Rache nach.

Die Entlibucher Bauern waren ſtolz genug, dem Frieden zu mißtrauen, ſie riethen den Bernern davon ab und zogen, da dieſe ſich dennoch verführen ließen, allein von dannen. Aber in Entlibuch von allen Seiten umringt, wehrten ſie ſich zwar mit dem ausdauerndſten Heldenmuth, wurden aber endlich beſiegt und die Häupter gefangen.

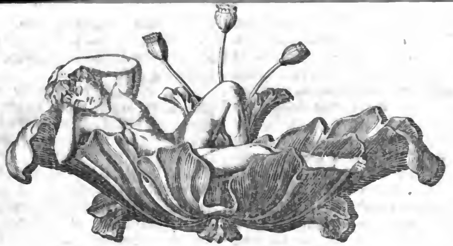
Da nun einige Berner Bauern den Entlibuchern zu Hülfe gezogen waren, ohne jedoch am Kampf Theil zu nehmen, ſo gab dies den Regierungen abermals erwünſchte Gelegenheit, den Frieden von Wohlenſchwyl zu brechen und an den Bernern Rache zu üben, die jezt nach dem Untergang der Entlibucher ebenfalls vereinzelt und zum Widerſtande zu ſchwach waren. Um die Bauern recht zu ſchrecken, brach Herr von Erlach mit einem Heer von Bern nach Wangen auf, und ließ alles vor ſich her verbrennen, morden, plündern, ſchänden, wie in den Zeiten der wildeſten Barbarei. Leuenberg ſchrieb ſogleich an Werdmüller, mahnte ihn, den Frieden von Wohlenſchwyl aufrecht zu erhalten, und reinigte ſich von der Schuld des neuen Kampfes, den nicht er, ſondern Erlach und ſeine entmenſchten Horden veranlaßten. Dann brach er an der Spitze von 5000 Emmenthalern gegen Erlach auf, da er aber zu ſchwach und ſchlecht bewaffnet war, erlitt er eine Niederlage und fiel bald darauf durch Verrath eines Bauern, der ſich dadurch Gnade auswirkte, in die Hände ſeiner Feinde.

Werdmüller gab ſich alle Mühe, ſeinen zu Wohlenſchwyl abgeſchloßnen Frieden zu Gunſten der Bauern zu deuten; aber die Stadtjunker wollten keinen Vergleich, ſondern nur Rache. Es begann nun in allen Orten, wo man die Bauern gefangen hatte, ein ſchreckliches Gericht. Foltern, Hängen, Köpfen, Rädern, Viertheilen, oder wenigſtens Zungen- und Ohrenſchlitzen, Verkaufen auf die venetianiſchen Galeeren, lange Kerker- und Arbeitsſtrafen waren an der Tagesordnung. Am hartherzigſten verfuhren die Basler, obgleich ſie am wenigſten gefährdet geweſen waren. Die Solothurner verfuhren mit der meiſten Gnade, aber nicht ohne niederträchtige Geſinnung, denn ſie ſchonten das Leben der Bauern und thaten ihnen am Leibe nichts, legten ihnen aber große Geldſtrafen auf. Dieſe gutmüthigen Junker von Solothurn dachten an nichts, als Geld zuſammen zu ſcharren, daher ſie auch damals ihr Separatbündniß mit Frankreich eingingen. An den Häuptern übte man beſondere Grauſamkeit. Der tapfere Schybi, ein ſchöner und ſtarker Mann, duldete die härteſte Folter, ohne das Geringſte auszuſagen. Leuenbergs Haupt wurde nebſt dem Bundesbrief an den Galgen geheftet und ſein geviertheilter Leib an vier Orten aufgehangen.

Ein eidsgenoſſiſches Schiedsgericht, das in dieſer Angelegenheit niedergeſezt war, fand für gut, den Frieden von Wohlenſchwyl wenigſtens ſo weit anzuerkennen, um den Bauern einige wenige Konceſſionen zu ſichern; aber die einzelnen Regierungen beeilten ſich nicht, den Bauern dies zu beſtätigen. Vergeblich harrten die Entlibucher auf den ſchiedsrichterlichen Brief, und da er immer ausblieb, geriethen ſie von neuem in die äußerſte Wuth. Die drei ſogenannten Tellen, d. h. die Männer, die bei dem erſten revolutionären Aufzug im Entlibuch die drei alten Schweizer vom Grütli vorgeſtellt hatten, faßten den Entſchluß, den alten Tell nachzuahmen, lauerten einigen Rathsherrn von Luzern in einer hohlen Gaſſe auf, und tödteten den einen, verwundeten den andern. Als ſie hierauf von Soldaten in ihrer Wohnung aufgeſucht wurden, wehrten ſie ſich wie Verzweifelte, und der lezte hieb noch lange, auf dem Dach des Hauſes ſitzend, mit ſeinem großen Schwerte die Anſtürmenden herunter, da man ihn gern lebendig gefangen hätte, bis auch er heruntergeſchoſſen wurde. Ihr Tod hatte inzwiſchen zur Folge, daß Luzern endlich die ſtipulirten Konceſſionen dem Entlibuch verkündete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 87. — 26. Auguſt 1833.

Geiſterweſen.

Blätter aus Prevorſt. Originalien und Leſefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorſt. Dritte und vierte Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1833.

Wir folgen dieſem Geiſterweſen mit einer ſehr gemiſchten Empfindung. Einerſeits erkennen wir an und freut es uns, daß dieſes Nachtſtück des Lebens je mehr und mehr beleuchtet und auf wiſſenſchaftliche Weiſe durch neue Erweiterungen der Erfahrungsſeelenlehre näher erklärt wird, — denn der Magnetismus bringt keine neuen Wunder auf, ohne wenigſtens eine Menge alte natürlich zu erklären —; andrerſeits aber können wir uns doch, bei aller Achtung für die Perſonen, eines unwillkührlichen Lächelns nicht erwehren, wenn wir z. B. leſen: „Als die Franzoſen im ruſſiſchen Kriege nach Moskau kamen, ſo begegneten ein Koſake und ein Franzoſe einander in einer Sackgaſſe (ohne Ausgang) und kämpften mit einander. Ein dortiger Einwohner hatte ſich in dieſelbe Gaſſe geflüchtet und konnte nicht heraus, gerieth bei dem Anblick des Gefechtes in tödtliche Angſt, und als dieſes vorbei war und er nach Hauſe kam, ſo befanden ſich an ſeinen Armen und übrigem Körper dieſelben Wunden, die der Koſake dem Franzoſen gegeben hatte, ſo daß er blutete und ſich heilen laſſen mußte. Der Erzähler ſezte hinzu: „Wie bei der Nonne zu Dülmen!“ Dieſe Vergleichung iſt ſehr richtig, denn das wirkende Mittel, wodurch dieſe Stigmatiſirte ihre Wunden erhielt, war eine fromme Imagination, welcher ein Gleiches in Abſicht auf die Stigmata Francisci ſchon bei Cornelius Agrippa (I, 64) zugeſchrieben wird. Sie iſt das Mittel, obgleich, wie zu allen Dingen, eine beſondere Schickung oder Zulaſſung dazu gehört. Es geſchieht keine Wirkung, weder auf die Seele, noch von ihr aus auf den Körper, ohne jenes mächtige Vermögen, das die Geſtalt wie die Geſinnung des Menſchen oft plötzlich zu ändern vermag, und deſſen ſich gute und böſe Mächte zu ihren Zwecken am Menſchen bedienen.“ — Wenn man *ſolche* Geſchichtchen im Ernſt glaubt, ſo iſt man offenbar auf dem Wege zurück zum allerdickſten und allerdunkelſten Aberglauben, und ſchüttet ſo ſehr das Kind mit dem Bade aus, daß man ſich nicht wundern darf, wenn das Publikum, empört über ſolche Zumuthungen, Alles, was aus dieſer Quelle kommt, ſelbſt das wirklich Glaubwürdige verwirft. Wer an die Stigmata glaubt, der kann nur auch gleich wieder anfangen, Hexen zu verbrennen, denn, wenn die „böſen Mächte“ doch wieder eingeführt werden ſollen, ſo muß man ihnen auch alle ihre alten Prärogativen zurückgeben.

Digitized by Google

Unter den theoretiſirenden Artikeln dieſer beiden Sammlungen zeichnen ſich wieder die fortgeſezten Aphorismen über Freiheit und inneres Leben von Eſchenmayer aus. Vortrefflich iſt, was er über Hegel ſagt: „Das ganze Hegel'ſche Syſtem iſt eine neuſcholaſtiſche Expoſition eines Philoſophen, der ſich einmal recht feſt in den Schwerpunkt der Vernunft, gleichſam den Sattel der Philoſophie, geſezt hat, um von da aus alle ſpekulativen Kreiſe zu ziehen, die ſich um dieſen Mittelpunkt bewegen. Alle dieſe Kreiſe liegen innerhalb dem Schema der Wahrheit, reichlich ausgeſtattet mit allen Vernunftformeln, und der Begriff des Abſoluten iſt ihr unumſchränkter Herrſcher. Allein der Philoſoph wird doch bald inne, daß noch ein anderes Licht in dieſe rein ſubjektive Sphäre hereinſcheint, das die Vernunft nicht in ſich erzeugt. Dieſes Licht kann nach ſeiner Meinung kein anderes ſeyn, als das göttliche des abſoluten Geiſtes, und er nimmt daher keinen Anſtand, daſſelbe ſogleich dem Vernünftkreiſe einzuverleiben und dem gleichen Schwerpunkte zu unterwerfen. Daher kommt es, daß der Begriff des Abſoluten der Uſurpator einer fremden Herrſchaft wird, die er als dem abſoluten Geiſte gehörig ſich zueignet und ſich nun ohne Scheu auf den Thron deſſelben ſezt, um wie ein Majordomus in ſeinem Namen zu herrſchen. Aber es iſt doch eine Täuſchung; denn das Licht, was in den Schwerpunkt des Wiſſens ſcheint, iſt nicht das des göttlichen Geiſtes, ſondern ein reflektirtes aus dem Centrum des eigenen Geiſtes, das fälſchlich für das Licht des abſoluten Geiſtes gehalten wird.“ Verhält es ſich aber mit den innern Anſchauungen der Seher und Seherinnen nicht eben ſo, wie mit dem Denken Hegels? Iſt das Licht, das in den Schwerpunkt des Gefühls ſcheint, nicht auch blos ein reflektirtes, aus dem Centrum des Individuums, und wird nur fälſchlich für das Licht des Himmels gehalten? Beweiſen nicht alle Thatſachen, daß die Gefühle und Bilder der Seher eben ſo individuell, menſchlich, volksthümlich, lokal und dem Zeitgeiſt unterworfen ſind, wie die philoſophiſchen Syſteme der einzelnen Denker? Iſt die Seherin von Prevorſt nicht eine eben ſo lokale würtembergiſche Seherin, wie Hegel ein k. preußiſcher und Friedrich Schlegel ein k. k. öſterreichiſcher Philoſoph?

In die Dämonologie des Herrn Franz Bader wollen wir uns hier nicht einlaſſen. Die Menſchen haben, zumal jezt, ſo erſtaunlich viel mit ſich ſelbſt zu thun, daß ſie die Erziehung der Geiſter wohl noch eine Weile verſchieben müſſen. Wenn übrigens die Dämonen, welche ſich noch nicht weder für Himmel noch Hölle entſchieden haben, und erſt von den Menſchen determinirt werden ſollen, daher die Menſchen beſtändig umgeben, ſehr zahlreich ſind, ſo ſind ſie wahrhaft zu bedauern, daß die Menſchen ſich ſo wenig mit ihnen abgeben und abzugeben nur Zeit oder Gelegenheit haben. Mir iſt noch keiner vorgekommen, ſo herzlich gern ich ſie im vergrößerten Maaßſtabe der berühmten Kreuzbulle in Miriaden zu erlöſen bereit wäre.

Was hilft uns die Theorie? Wir müſſen Thatſachen haben, nur ſie können Gläubige machen, und die Ungläubigen wenigſtens angenehm unterhalten. Herzlich gern geſtehen wir, daß Kerner vollkommen Recht hat, wenn er ſagt: „ihr Ungläubigen, wollt niemals glauben, und doch greift Niemand ſo gern nach den ſchauerlichen Geiſtergeſchichten, als ihr.“ Es iſt wahr, wir leſen dieſe Geſchichten gar zu gern, wir ſparen uns derſelben immer eine gute Anzahl zur behaglichen Lektüre in düſtern Novembernächten auf. Auch in dieſen Sammlungen ſtehn wieder mehrere, die der Leſer ſich ſuchen mag, damit er deſto gewiſſer die Bücher ſelbſt in die Hand nehme. Dagegen wollen wir ihm hier einige andere, wenig bekannte, zur Entſchädigung geben, die wir zugleich dem Herausgeber gleichſam zur Verſöhnung unſeres noch immer hartnäckigen Unglaubens zur Notiz bringen.

Der arabiſche Dichter Taubeh liebte die ſchöne Leila und beſang ſie in dieſen Verſen:

> Die ich ſang in gold'nen Liedern,
> Deren Stolz den Tod mir gab,
> Dennoch, grüßt ſie einſt mein Grab,
> Will ich gern den Gruß erwidern.

Als nachher Leila und ihr reicher Gemahl, auf Kameelen ſitzend, eine Reiſe machten und an Taubehs Grab vorüberkamen, erinnerte ſie der Mann an jene Verſe und befahl ihr, den Todten zu grüßen. Sie wollte nicht, mußte es aber endlich thun und ſagte: „Taubeh, Friede ſey mit dir!“ Da flog ein Vogel hinter dem Grabe ſingend auf und erſchreckte die junge Frau dergeſtalt, daß ſie vom Kameel fiel und auf der Stelle todt blieb.

Der edle Ungar, Stephan Cödenffy, liebt eine ſtolze Dame, die ihn verſchmähte. Lange nachher lud ſie ſich einſt in luſtiger Geſellſchaft auf ſein einſames Schloß ein, um ſich an ſeiner Verlegenheit zu weiden. Er nahm ſie an, und bewirthete ſie auf's herrlichſte, als aber die Geſellſchaft nach Hauſe kehrte, dünkte es ſie, als habe ſie den ganzen Tag nichts gegeſſen, und als ſie ſich am andern Morgen auf Cödenffy's Schloß erkundigten, fanden ſie es öde und verfallen und hörten, der Beſitzer ſey ſchon vor mehreren Jahren geſtorben.

Brulius erzählt in der Geſchichte Perus von einem Edelmann, Namens Pietro, der zu Truxillo in Peru in großem Anſehn lebte, ſich aber die Leidenſchaft verleiten ließ, einen Freund, deſſen Weib er liebte, heimlich zu ermorden. Bald darauf erſchien ihm der Geiſt deſſelben mit einer hohen Fackel in der Hand und ſagte: mit dieſer Fackel erliſcht dein Leben. Pietro ſuchte bei der Kirche

Digitized by Google

heil, gab all das Seine den Armen, und führte ein frommes Leben, aber ſo oft er weltliche Gedanken hatte, oder ſich ſeiner Geliebten erinnerte, erſchien ihm der Geiſt wieder und zeigte ihm die Abnahme der Fackel, zehn Jahre lang, bis mit der Fackel Pietros Leben erloſch.

Ein franzöſiſcher Gelehrter war eifrig mit einem griechiſchen Autor beſchäftigt und konnte eine ſchwierige Stelle deſſelben nicht entziffern. Da wurde ſein Geiſt im Traum nach Stockholm in die Bibliothek der Königin Chriſtine geführt, wo er in einem kleinen Buche die Erklärung jener Stelle fand. Er ſchrieb am andern Morgen ſogleich nach Stockholm, wo ſich damals der berühmte franzöſiſche Philoſoph Descartes aufhielt, bezeichnete ihm das Buch und den Ort, wo es ſtand, und es fand ſich wirklich daſelbſt vor.

Cardanus erzählt von Einem, der lange mit einem Frauenzimmer lebte, das Niemand ſehn konnte, als er. Sabinus erzählt von einem bayriſchen Edelmann, deſſen verſtorbene Gattin zu ihm zurückgekehrt ſey und ferner mit ihm gelebt habe, jedoch unter der Bedingung, daß er ſein gewöhnliches Fluchen gänzlich unterlaſſe. Als er aber einmal im Zorn dennoch einen Fluch ausgeſtoßen habe, ſey ſie für immer verſchwunden. Hieher gehört auch die berühmte, von Goethe ſo ſchön behandelte Sage von der „Braut aus Korinth“, die man in Phlegons Wunderbuche nachleſen kann. Keiner hat tollere Geſchichten, als dieſer Phlegon Trallianus de mirabilibus, wie folgendes Beiſpiel darthun mag. Der Aetolarch Polykritos ſtarb und hinterließ ſeine Frau ſchwanger. Sie gebar einen Hermophrodyten und die Aetoler verlangten, daß dieſes Kind öffentlich verbrannt werden ſollte. Als aber alle Anſtalten dazu getroffen waren, erſchien der Geiſt des Polykritos mitten in der Verſammlung der Aetoler und verlangte ſein Kind zurück, und als man es ihm verweigerte, ergriff er das Kind und verſchlang es, ohne von dem Steinhagel, der auf ihn geworfen wurde, berührt zu werden.

Hoffentlich werden die Freunde der Geiſterwelt, wenn ſie auch zugeben, daß Geiſter Bier trinken können, doch gegen einen ſolchen barbariſchen Kinderfraß Zweifel erheben. Aber die Geſchichte wird ſo gut als eine Thatſache erzählt, wie tauſend andre.

Ich könnte noch viele dergleichen Hiſtörchen berichten, doch mag ich denſelben nicht mehr als dieſe Nummer unſeres Blattes widmen und muß nothwendig noch etwas über „Goethes Tod“ ſagen, da die Blätter aus Prevorſt ſich darüber alſo vernehmen laſſen:

„In einer Nachſchrift zu Dr. Vogels ärztlichen Notizen über Goethe, ſagt Hufeland am Schluß: „Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!“ — Ihm iſt es nun geworden. — Wir wollen es uns geſagt ſeyn laſſen, als Nachruf zur Ermunterung und Belebung.“ Offenbar hat Hufeland dieſe lezten Worte Goethes nicht ſo verſtanden, daß Goethe beim Verſcheiden mehr Licht geſehen, ſondern daß er es vermißt habe. Ohne Goethen verdammen oder Hufelands milde Anſicht verketzern zu wollen, möchte man doch einen Zweifel gegen die Konſequenz des Zuſatzes zu jenen richtig ausgelegten Worten erheben. „Ihm iſt es nun geworden“ — woher weiß dies Hufeland? Nur aus der gewöhnlichen Meinung, wonach alle Heroen der Erde, wohl gar alle Menſchen, aus dem Schattenlande dieſer Welt unmittelbar in das ewige Licht übergehen ſollen. Hievon weiß die göttliche Offenbarung nichts. Dagegen ſcheint es der Erfahrung gemäß zu ſeyn, daß auf der Grenze beider Welten diejenigen, welche ſich hier mit dem ewigen Lichte befreundet haben, von demſelben ſchon angeleuchtet werden, und ſich nicht über das Dunkel des Todes zu beſchweren haben, wenn ihrem Auge das Licht der ſichtbaren Sonne erliſcht. Ganz allgemein ſoll dieſes nicht behauptet werden, vielmehr iſt es möglich, daß auch die frömmſten Chriſtenſeelen augenblicklich in eine Nacht verſinken, aus der ſie die Hand deſſen, der den Tod überwunden und an den ſie geglaubt haben, wieder hervorzieht. Allein wir haben Beiſpiele von frommen Sterbenden, die im Verſcheiden und ſchon vor demſelben den ewigen Tag ſahen. Stephanus ſah den Himmel offen ꝛc. Man hat die Züge frommer Sterbenden ſich verklären ſehen, als wenn ſie wirklich die Klarheit des Himmels ſchaueten; man hat, während ſie freundlich den Umſtehenden zuwinkten, weil ihr Mund ſprachlos geworden, einen Lichtſchimmer um ihr Haupt erblickt. Aber von Menſchen, die fühllos, von ſolchen, die in Verzweiflung ſterben, werden auch merkwürdige Beiſpiele zu finden ſeyn. Eben ſo von ſolchen, die über Lichtmangel klagten. Ich erinnere mich unbeſtimmt einer Anekdote aus dem Jugendleben einiger Dichter. Dieſe Freunde, worunter Bürger geweſen ſeyn ſoll, ſaßen einſt beiſammen, einer von ihnen entfernte ſich, und bald darauf hörten ſie auf dem Gange vor der Thür mit ſeiner Stimme rufen: Licht! Licht! Er war auf dem Abtritt an einem apoplektiſchen Zufalle geſtorben. Vor die Thür konnte er körperlich nicht mehr gekommen ſeyn, auch nicht der Schall von der Stelle, wo er ſtarb. Seine Seele war im Dunkel ihres Raumes, in ihrem Hades.“

Unmaßgeblich ſcheint es ſich zu geziemen, daß wir das Richteramt Gott überlaſſen, und uns das fromme Mitleid mit dem künftigen Schickſal großer Männer erſparen. Iſt in Goethes Schriften vieles, was wir mißbilligen, ſo ſollen wir ſtrenge Kritik an dieſen Schriften üben, damit Niemand aus ihnen Nachtheil ſchöpfe, durch ſie mißleitet werde. Dies Recht, dieſe Pflicht haben wir, aber ihn für dieſe Welt anerkennen und nur ſeiner abgeſchiednen Seele eins anzuhängen, iſt nicht recht. Ich

Digitized by Google

würde ihn lieber im Leben bekämpfen und nach dem Tode einen Segen über ſeinem Grabe ſprechen. Ich würde nur die Sache bekämpfen, durch die er ſchaden kann, nämlich einige ſeiner Schriften, aber ſeine Perſon, ſeine abgeſchiedne Seele, deren glückliche oder unglückliche Zukunft gewiß keinen Einfluß mehr auf dieſe Welt übt, ungekränkt laſſen.

Wenn übrigens die neuen Vertheidiger des Hades konſequent ſeyn wollen, müſſen ſie auf die Vorſtellungen der Inder zurückkommen. Von der Dunkelheit, in welche die ſinnlichen Menſchen zuerſt fallen, wenn ſie geſtorben ſind, handelt ſchon Menus Geſetzgebung VII, 73 ff. „Lebensſeelen, welche der Sinnlichkeit ergeben ſind, ſollen in ihren künftigen Körpern noch feiner und ſchärfer durch ihre Sinne empfinden und zwar in dem nämlichen Grade, in welchem ſie ſich verbotenen Ergötzungen ergeben hatten, damit ſie verhältnißmäßige Schmerzen ausſtehn mögen. Zuerſt ſollen ſie aber in Tamiſra oder äußerſter Dunkelheit und in andern Wohnungen des Schreckens, in Aſipatravana oder dem Schwertblätterwald und in verſchiedenen Oertern, wo Feſtzuſammenſchnüren und Aufreißen iſt, eine Empfindung der Todesangſt haben ꝛc.“

Die Inder ſtimmen damit überein, daß die Seelen der Verſtorbenen auf der Erde umwandeln, und daß ſie nichts Irdiſches genießen können, außer durch Vermittlung der Menſchen, von welchen ſie geſehn werden. Aber ſie glauben nicht an die Erſcheinung ſolcher Geſpenſter nach Jahren und Jahrhunderten, ſondern ſie ſetzen denſelben nur eine Zeit von 10 Tagen unmittelbar nach dem Tode, in welchen ſie umwandeln dürfen. Nachher müſſen ſie die große Seelenwanderung beginnen und in Thierkörper fahren. Daher auch unter der Dunkelheit nicht blos äußere des Raums, ſondern auch innere Dunkelheit des thieriſchen Bewußtſeyns zu verſtehn iſt, und unter den Schmerzen und Beſchimpfungen in der Hölle ebenfalls thieriſche Zuſtände des Leidens, des Schmutzes und der Niedrigkeit.

Im Oupnekhat iſt der Zuſtand nach dem Tode dreifach unterſchieden. Die Guten im Fleiſch gehn auf dem Lichtweg langſam zum Paradieſe, die Böſen im Fleiſch langſam auf dem Wege der Nacht zur Hölle. Beide aber haben ihr Ziel noch nicht erreicht, ſondern werden mit der nächſten Periode Brahmas wiedergeboren. Die aber ſowohl im guten als böſen Sinne ſich von allem Irdiſchen losgeſagt, und ſchon im Fleiſch rein geiſtig waren, brauchen gar keinen Weg zu gehn, für ſie iſt ſelbſt der Tod kein Uebergang, ſie ſind ſchon in dieſer Welt Gott gleich, ſie bedürfen eben ſo wenig eines Paradieſes, als ſie ſich vor einer Hölle zu fürchten haben, und kommen daher auch in keinem folgenden großen Weltjahr Brahmas wieder. „Wie der Goldarbeiter ein altes Gefäß zerbricht und ein neues daraus bildet, ſo nimmt Djiwatma, nachdem er den alten Körper verlaſſen hat, einen neuen an; wie der Wurm von Halm zu Halme kriecht, ſo er von Form zu Form. Das erſte Wort aber, was er beim Eintritt in den neuen Körper ſagt, iſt Aham, Ich. Und diejenigen, welche die fünf Feuer verſtehen, und Haranguerbehab in Brahm wiſſen, kommen nach dem Tode zuerſt zum Mokel des Lichtes, von da zu dem des Tages, zu dem der Tage des wachſenden Mondes, zu dem der ſechs Monate, in denen die Sonne nach Norden aufſteigt vom Steinbock zu den Zwillingen, zum Mokel von Diwlok, zu dem der Sonne, des Blitzes, dann zu Brahmas Welt, wo die Seele feſte Stelle nimmt, und, wiſſend geworden mit Brahma, Freude genießt, und nicht wieder in die Welt kehrt, ſo lange dies Brahmand dauert. Und dieſer Weg heißt Djiw Djan, Weg der Devas. — Die aber um des Lohnes Willen Werke und Opfer verrichten, die kommen zum Mokel des Rauches, zu dem der Nacht, des abnehmenden Mondes, der niederſteigenden Sonne, zum Mokel der Seelen der Väter, und von da zum Monde, dort werden ſie Diener der Fereſchtehha; und wenn ſie belohnt ſind für ihre guten Werke, dann kommen ſie zu Bhoutakaſch, zur Erde, und gehen dann, um geſtraft zu werden für die böſen, zur Djehenna in dieſer Welt, und bleiben dort in Geſtalt eines Wurmes, Schmetterlings, Hunds, Schlange oder Skorpions, und dieſer Weg heißt Petrdjan; denn jener geht zum Paradieſe, dieſer zur Hölle. Die Kiani und Unitarier aber ſind frei von beiden, ſie ſind ſelbſt Brahm, ſie haben keinen Weg zu gehen, ſie ſelbſt Atma.“

Dieſe altindiſche Lehre, daß die Seele dasjenige werde, wohin ihre Neigung trachtet, iſt nicht ſehr fern von dem, was Jakob Böhme über die Fixirung der Imagination, und Swedenborg über die Korreſpondenzen zwiſchen der Neigung und dem Gegenſtande derſelben ſagt. Darin aber unterſcheidet ſich die altindiſche von allen chriſtlichen Vorſtellungen, daß ſie nicht blos die Guten den Böſen, ſondern dieſen beiden wieder die gänzlich Willenloſen und Indifferenten entgegenſezt, und daß ſie das unmittelbare Eingehn in das göttliche Weſen bei den leztern höher ſtellt, als die paradieſiſchen Freuden derer, die für beſondere, mithin nur theilweiſe und kleine Gutthaten auch beſondere, theilweiſe, kleine Glückſeligkeiten zum Lohn erhalten. Die indiſche Darſtellung dürfte dem wahren Werth der irdiſchen Dinge, ſelbſt der guten, ziemlich nahe kommen, und der Standpunkt, von wo aus alles Irdiſche, ſelbſt das Gute, kleinlich erſcheint im Verhältniß zur Größe des göttlichen Geiſtes, iſt wahrlich nicht zu verachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigſter Jahrgang.

1833.

Oktober.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gaſelen. 236. 241.
Die Epopten der Geſchichte. 238.
Der hinſcheidende Dichter, von A. Stöber. 240.
An den Storch. 241.
Der Storch. 246.
Bedrängniß. 247.
An Nikolaus Lenau. 253.
Meleager, von G. Pfizer. 254.
Alle Jahre Krieg. 257.
Gottes Hülfe. 258.
Die Trauerweide. 260.
Logogriphiſches Netz: J. 239.
Räthſel: Schuh. 245. — Pantoffeln. 257.
Charade: Ausbleiben. 251.

Erzählungen.

Das Landhaus der Großmutter. 235—240.
Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit. 250 — 257.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner. 248. 249. 250. 251. 252. 253. — 259. 260. 261.

Naturgeſchichtliches.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele, von G. H. Schubert. 239. 240. 241. 242. 243. — 255. 256. 257. 258.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Wanderungen durch Altgermanien. 235. 236. 237. 247.
Die Muſterreiter, nach J. Janin. 241. 242.
Das Winzerfeſt in Vevay. 243. 244. 245. 246. — 258. 259. 260.
Genrebilder aus der chineſiſchen Welt. 244 — 249.
Der Berliner Journaliſt. 261.

Korreſpondenz.

Baſel. 235. 236. 237. 238. 239. 260. — München. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 255. 256. 257. 258. 259. — Darmſtadt. 243. 244. — Paris. 246. 247. 249. 250. 251. 253. 254. 255. 256. 257. — Baden in der Schweiz. 248. — Berlin. 250. 251. — Dresden. 252. — Baden-Baden. 253. — Lieſtal. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Kunſtnachrichten aus Kaſſel. (Beſchl.) — Kunſtausſtellung in Straßburg. — Kunſtausſtellungen. — Perſonalnachrichten.

Nro. 80.

Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.) — Kunſtausſtellung in Straßburg. (Beſchluß.) — Rom. — Paris. — Netrolog.

Digitized by Google

Nro. 81.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. — Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.)

Nro. 82.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.) — Akademiſche Nachrichten.

Nro. 83.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.) — Paris.

Nro. 84.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Beſchl.) — Rom. — Alterthümer.

Nro. 85.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. — Architektur.

Nro. 86.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. (Fortſ.) Ergänzung. — Perſonalnachrichten.

Nro. 87.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. (Beſchl.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 88.

Kunſtausſtellung zu Paris, im Jahr 1833. — Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Maler und Gemälde.

Literatur=Blatt.

Nro. 100.

Epiſche Dichtkunſt. 4) Das Kloſter. Idylliſche Erzählung in fünf Geſängen von Carl Egon Ebert. — 5) Das Pfingſtfeſt. Eine erzählende Dichtung in drei Geſängen, von Eduard Heittel. — 6) Der lezte Menſch. Ein Epos in zehn Geſängen, nach Grainville von A. Creuzé de Leſſer. Deutſch bearbeitet von Schirlitz. — 7) Louiſe, die Königin. Sechs Geſänge, von Brockhauſen. — 8) Die Schlacht von Schönbund. Ein epiſches Gedicht von Hermanni.

Nro. 101.

Epiſche Dichtkunſt. 9) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmaaße der Urſchrift aus dem Spaniſchen vollſtändig überſezt von Duttenhofer. — 10) Der Sommer. Verſuch einer Fortſetzung von Kleiſts Frühling, von Schuler. — Taſchenbücher auf 1834. Veſta.

Nro. 102.

Literargeſchichte. Handbuch der Geſchichte der Literatur, von Dr. Wachler. — Taſchenbücher auf 1834. Deutſcher Muſenalmanach, herausgegeben von A. v. Chamiſſo und G. Schwab.

Nro. 103.

Taſchenbücher auf 1834. Deutſcher Muſenalmanach, herausgegeben von A. v. Chamiſſo und G. Schwab. (Beſchl.)

Nro. 104.

Naturwiſſenſchaften. 1) Grundriß der Naturphiloſophie von Eſchenmayer. — 2) Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Innere unſerer Erde. Zweiter Theil. Anſichten der Völker über die Bewohner des Innern unſerer Erde.

Nro. 105.

Naturwiſſenſchaften. 3) Sir Humphry Davy's tröſtende Betrachtungen auf Reiſen, oder die lezten Tage eines Naturforſchers. Nach der dritten Ausgabe verdeutſcht von C. Fr. Ph. v. Martius. — Taſchenbücher auf 1834. Cornelia.

Nro. 106.

Naturwiſſenſchaften. 4) Geſchichte der Alchemie, von Profeſſor Schmieder.

Nro. 107.

Naturwiſſenſchaften. 4) Geſchichte der Alchemie, von Profeſſor Schmieder. (Beſchl.) — 5) Die Chemie des Organismus, abgeleitet aus Betrachtungen über die elektrochemiſchen Wirkungen der organiſchen und der dieſen ähnlich wirkenden Grundſtoffe, von Gufferow. — 6) Grundlehren der Chemie für Jedermann, beſonders für Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbtreibende ꝛc., von Runge. — 7) Populäre Darſtellung der Naturkunde zum Gebrauch des gebildeten Publikums für höhere Bürgerſchulen ꝛc., von Dr. Witting. — 8) Ein Blick in Döblers und Boskos Zauberkabinet, beſtehend in neuen Beluſtigungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie, im geſellſchaftlichen Leben anwendbar, herausgegeben von Schellenberg. — Taſchenbücher auf 1834. Lies mich!

Nro. 108.

Naturwiſſenſchaften. 9) Ueber Licht und Farbe, die prismatiſchen Farben und die Newton'ſche Farbenlehre, von Beuther. — 10) Die Probleme der Staatskunſt, Philoſophie und Phyſik. Zur Herbeiführung eines beſſern Zuſtandes für Fürſten und Völker, Wiſſenſchaft und Leben auf das Befriedigendſte gelöst von Rauer. — 11) Beiträge zur Urgeſchichte der Phyſik in Schweiggers Sinne, von Dr. Fiſcher. — Politiſche Literatur. Die europäiſchen Verfaſſungen ſeit dem Jahre 1789 bis auf die neueſte Zeit. Mit geſchichtlichen Erläuterungen und Einleitungen, von Geh. Pölitz.

Nro. 109.

Die Leipziger Büchermeſſe, Michaelis 1833.

Nro. 110.

Die Leipziger Büchermeſſe. (Beſchl.) — Naturwiſſenſchaften. 12) Taſchenbuch der Edelſteinkunde. Für Mineralogen, Techniker, Künſtler und Liebhaber, von Dr. J. R. Blum.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 1. Oktober 1833.

Cheruscorum regio penetrale Germaniae.

Plinius.

Wanderungen durch Altgermanien.

Die Cherusker.

Die Ubier thaten ſich, wie wir im erſten Artikel dieſer Wanderungen (Nr. 183) geſehen haben, nicht durch deutſchen Sinn hervor. Eilen wir zu einem Volksſtamme der alten Germanen, an deſſen Namen ſich große Erinnerungen knüpfen, zu den Cheruskern. Wir fliegen alſo, an keine irdiſchen Rückſichten gebunden, vom Taunus her durch das Land der Katten nach dem Harz. War dieſes, von Nordweſt nach Südoſt dreizehn Meilen lange, mäßig breite Gebirge der Kern des cheruskiſchen Landes und der Stützpunkt ſeiner Macht, ſo wüßte ich nicht, was in der Welt erklärlicher wäre, als daß es dem Volke, dem es zugehörte, ſeinen Namen gab. Und wenn mancher andere Name ſich darbot, jener, den das waldreiche Gebirge mit ſeinen herrlichen Höhen und Thälern, mit ſeinen lautern Strömen und heiligen Hainen, mit ſeinen Triften und ſeinem Waidwerk, mit ſeiner Sicherheit und ſeiner Herrſchaft über den Umkreis ihm gegeben, mußte ihm der liebſte ſeyn und bleiben. Harz aber, oder Hart, iſt ein bezeichnendes, ein alterthümliches, und ſchon zur Zeit Karls des Großen als Name für jenes Waldgebirge erſcheinendes Wort. Aber lag denn auch das Harzgebirge im Lande der Cherusker? Um die Wohnſitze altgermaniſcher Völker aufzuſuchen, gehen wir unſtreitig am gewiſſeſten, wenn wir den Spuren folgen, die im Laufe der Geſchichte hervortreten. Es führten aber die Deutſchen, nach Dio Kaſſius (56, 18) vom Rhein herüber den Römer Quinktilius Varus an die Weſer, wie zu glauben, um ſtärker gegen die römiſche Macht dazuſtehen, wenn es an der Zeit war, ſich gegen dieſelbe für Freiheit und Vaterland zu erheben. Der Punkt, wo er ſein Standlager aufſchlug, war nach Dio auf cheruskiſchem Gebiet, allem Anſchein nach auf dem linken Weſerufer. *) Doch auf dieſer Seite konnten die Cherusker nur wenig Land beſitzen. Als ſpäter Germanikus vom Taunus aus die Katten, die Nachbarn der Cherusker, überfällt, zeigt es ſich, daß ein beträchtlicher Theil des kattiſchen Landes über der untern Eder liegt (Tacitus, Annalen 1, 56). Hier waren alſo die Cherusker nicht. Zwiſchen der Ems und Lippe, und zwar nahe am Teutoburger Walde, wohnen in jener Zeit Brukter, wie aus dem folgenden Feldzuge des Germanikus hervorgeht (Tacitus Annalen 1, 60), und hier ſind wir wieder nicht fern von der Weſer. Zwiſchen der Ems und Elbe, zu beiden Seiten der Weſer, lag nach Tacitus (Germania 36) weit von der Nordſee herein das Land der auch früher ſchon mächtigen Chauken. Sodann zeigten ſich entſchieden über ihnen von der Ems

*) Er ging προς τον 'Ουισουργον.

Digitized by Google

herüber noch die Angrivarier (Tacitus Annalen 2, 8 und 19). In den Kämpfen mit Germanikus treten aber die Cherusker von der rechten Seite an die Weſer heran, und zwar wo das Uferland nicht mehr flach, ſondern gebirgig iſt. Alles verglichen, erſcheint als Haupttheil ihrer Wohnſitze das ſchöne Harzgebirge.

Doch Harz und Cherusker — ſind dieſe Namen wohl ſo ganz leicht zu vereinen? Der Verſuch werde gewagt. Ein vom gewöhnlich eingeſchlagenen Wege etwas abweichender wird uns hoffentlich zum Ziele führen. Daß der deutſche Laut h bei den Römern, die uns die Cherusker nennen, in ein ch übergehen konnte, iſt an ſich nicht unbegreiflich. Auch hat man bemerkt, daß manches Wort und mancher Name altfränkiſcher Mundart in lateiniſcher Bildung und Schrift ein ch an der Spitze trägt, während man anderwärts das urſprüngliche h an ihnen kennt. Chengisto in den malbergiſchen Gloſſen zu dem ſaliſchen Geſetz, Eccards Ausgabe, als deutſches Wort neben einem caballus, chanasuuido neben dem gallus (das wido erklärt man aus dem Gothiſchen für Mann); alsdann die geſchichtlichen Namen Childericus, Childebertus, Chilpericus und andere dienen zum Belege, und einem jener altfränkiſchen Namen ſteht die Deutung zur Seite. Wir meinen ein Diſtichon aus den lateiniſchen Gedichten des Fortunatus, der unter dem im Jahr 584 ermordeten fränkiſchen Könige Chilperich lebte. Er redet eben dieſen an:

Chilperice potens, si interpres barbarus adsit,
Adjutor fortis, hoc quoque nomen habes.

Chilperich wirſt du genannt, o Herr, ein Chilperich biſt du;
Horch ich auf fränkiſchen Laut, nennt er dich Helfer und reich.

Doch es fehlt dabei noch an einem geſchichtlichen Anhaltepunkte, um eine Mundart mit jenem ſtarken h in die frühe Zeit der Cherusker deſto füglicher verſetzen zu können. Wir glauben, dieſer Anhaltepunkt iſt zu finden. Wenn wir nämlich die Anfänge altdeutſcher Namen gegen einander halten, die uns römiſche und griechiſche Schriftſteller von Cäſar bis Dio Kaſſius nennen, ſo zeigt ſich da auf zwei Seiten etwas Eigenthümliches. Mancher Name, der aus Ländern ſtammt, wo uns Sueven und ihre Bundesgenoſſen begegnen, beginnt mit einem h. Hier haben wir Hermunduren, Haruder, Helvekonen, und um die Hertha noch ruhen zu laſſen, auch der herkyniſche Wald wurde den Römern vom ſueviſchen Oberrhein und der Donau her bekannt (Cäſar, galliſcher Krieg, 6, 25). In dem nicht ſueviſchen Theile Germaniens, von Norden nach Weſten, iſt dieß h ganz verſchwunden; dagegen finden wir eine Zahl Namen, denen ein ch voranſteht: Cherusker, Chauken, Chamaver, Chaſuarer oder Chattuarier, Chauber, und bei Ptolemäus ſelbſt nördliche Charuder. Dort aber, im ſueviſchen Länderbereich, iſt nirgends ein ſolches ch. Den Namen Hermionen, unter den Plinius wunderbarer Weiſe mit den Sueven und den in ſeiner Zeit den Römern befreundeten Hermunduren auch die Cherusker und die Katten, bei ihm Chatten, ſezt, hat dieſer Schriftſteller ſchwerlich aus dem Munde eines Cheruskers oder andern nordweſtlichen Deutſchen gehört. Man darf alſo annehmen, daß dieſes ch in der Regel das ſtark ausgeſprochene h war. Hiebei darf es nicht überſehen werden, daß die Franken, unter denen daſſelbe wieder erſcheint, gerade aus dem Nordweſten Deutſchlands hervorgingen, und daher wohl ihr ch von da mitbrachten und beibehielten. Getroſt können wir demzufolge unſere Cherusker zunächſt in Herusker verwandeln. Und dieß iſt die Pforte, durch die wir eingehen, um die Männer vom Harz in ihnen zu finden. Doch wie, wenn man uns, indem wir weiter ſchreiten wollen, zuruft: weit werdet ihr dennoch nicht kommen; wenn auch aus dem lateiniſchen Cheruscus ein deutſcher Harusk oder Harisk werden kann, ihr braucht einen Harzusk oder vielmehr einen Hartusk; genug, das t darf nicht fehlen, denn hart (Haart) iſt das alte Wort für Harz, und wie bringt ihr dieß zu den Cheruskern? Dieß iſt die Klippe, woran derjenige ſcheitert, welcher über ſie dahin ſteuern will. Wir müſſen ausbeugen. Für unſer Erz ſagte man einſt er; ſo grub man nach Otfried in fränkiſch-deutſchen Landen er inti kuphar. Konnte nicht har vor Alters daſſelbe bedeuten, was hart, und wenn man will harz, bedeutet, nämlich Wald? War es nicht etwa ſelbſt das Hauptwort, von dem dieſe beiden abgeleitet wurden? Das alte haruc wird ebenfalls durch Hain erklärt; und wo iſt hier das drohende t? Ja, wenn nicht Alles trügt, ſo finden wir das Wort har in jenem Sinn ſelbſt noch hier und da. Einen Haarberg, freilich nur einen Zwerg unter den Bergen, haben wir im Oſterlande. Doch ich vergeſſe, daß wir auf den Harz gewandert ſind. Nun denn, dort bei Bükeburg über den Eilſener Schwefelquellen liegt ein nicht unbekannter Waldhügel, den man Harl nennt und deſſen Name als Verkleinerung von Haar erſcheint. Wir ſtreifen noch weiter, und ſiehe, am nördlichen Ufer der Ruhr erhebt ſich ein mäßiges Waldgebirge, das gerade den Namen führt: die Haar. Gewiß iſt dieß im Ganzen Ein Wort mit härt, Haardt, Harth, das auf ſo manchem Punkte Deutſchlands in Wald- und Ortsnamen vorkommt. Har, als Stammwort angenommen, aus dem härt und haruc gebildet wurden, kann nun aber nicht füglich etwas Anderes ſeyn, als unſer allgebräuchliches Haar in einer zweiten Bedeutung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Höre weiter, was ich dir geſtern, überwältigt von meinen Gefühlen, nicht mehr ſagen konnte.

Ich bot Ulrike meinen Arm, aber mit Zentnerſchwere fiel mir unterwegs der Gedanke auf das Herz, wie bedeutend, ja wie entſcheidend beinahe in meiner Großmutter und Paulinens Augen mein Auftreten mit meiner Begleiterin unter dieſen Umſtänden werde. Wir wurden beide immer ſchweigſamer, unſere Arme lagen loſer in einander, der Raum zwiſchen unſern beiden Geſtalten ward ſo groß, daß ein Dritter füglich noch Platz gefunden hätte, und ſieh, Freund, gewiß! ich irrte mich nicht, Ulrike theilte, aus welcher Urſache es auch ſeyn mochte, meine Empfindungen. Dieſe wurden noch peinlicher, als bei unſerm Eintritt ins Haus das Kammermädchen uns ſagte: die Herrſchaft habe nach uns beiden Boten ausgeſchickt, die Gäſte ſeyen gekommen, die Großmutter und Fräulein Pauline zu ihrem Empfange in den Saal gegangen, und als ich nun gar die Muſik hörte, die eben einen Walzer begonnen hatte. Die walzenden Paare flogen bei unſerm Eintritt in den Saal an uns vorbei und geſtatteten mir, Ulriken unbemerkt zwiſchen ihnen hindurch zu einem Stuhle zu leiten. Mich jetzt mit ihr in die Reihen zu ſtellen, wie die Höflichkeit es erfordert hätte, vermochte ich nicht über mich. Ich hatte mir überhaupt vorgenommen, gar nicht zu tanzen, denn ich fühlte, daß ich es mit Paulinen in meinem Arm, an ihrer Bruſt, von ihrem Athem berührt, mich auf den Tönen der Harmonie wiegend, nicht wagen durfte, ohne der Verſuchung zu unterliegen. Aber forſchend flog mein Auge umher, ich zitterte, ſie zu erblicken, und wünſchte es doch. Sie war nicht da.

Unterdeſſen hatte ich mich an das obere Ende des Saals gedrängt und ſah nun plötzlich meine Großmutter in ihrem Lehnſtuhl, umgeben von mehreren jugendlichen Geſtalten, welche um die Wette einen Blick, ein Wort von ihr zu erhalten ſtrebten. Unter ihnen war auch Ulrike, mit mütterlichem Wohlgefallen von ihr aufgenommen. Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich bei dieſem Anblicke jeden ſelbſtſüchtigen Gedanken verlor und nur die ſtille, aber mächtige Gewalt fühlte, die ein edles weibliches Weſen in ſeiner ganzen Würde ſtets auf jedes unverdorbene Gemüth ausübt. Ulrikens Gegenwart hinderte mich nicht, zu der herrlichen Frau zu treten und ihr ſchweigend, aber mit Innigkeit den Tribut meiner Bewunderung darzubringen. Sie mußte ſehen, fühlen, daß etwas in mir vorgegangen war; fragend blickte ſie mich an, und dem Ausdruck meiner Züge antwortete eine erhöhte Zärtlichkeit in Ton und Geberden. Sie ermahnte uns, zu tanzen und in unbeſchränkter Fröhlichkeit des Abends zu genießen, der, ſagte ſie, ſie froher mache, als es jemals eigener Genuß gekonnt hätte. Wahrlich, Kurt, ſie war in dieſer Minute, umgeben von den Genien der Jugend und Freude, in der ganzen Würde ihrer Jahre, koſtbar und doch ſo einfach, ſo matronenartig gekleidet, in den Lichtſtrahlen der hellen Kandelabern unnachahmlich ſchön und anziehend. Sage mir: was darf ſich auf Erden mit edler, geprüfter Weiblichkeit meſſen?

Ich entſchuldigte mich, wegen eines Mißtritts, den ich dieſen Nachmittag gethan hätte, nicht tanzen zu können. Sie ſah mich an; ein leiſer Zug von harmloſem Spott, der zuweilen in ihren Zügen ſichtbar wird, ſchwebte unmerklich über ihr Geſicht; aber ſie erwiderte nicht viel auf meine Aeußerung. Auch mein Verhältniß mit Ulriken berührte ſie nicht anders, als daß ſie unſere frühere Bekanntſchaft vorausſezte. Die Andern hatten ſich zu einem neu beginnenden Tanze entfernt. Wir ſaßen ihr zur Seite, und dieſe Stellung mußte uns etwas Trauliches geben, das mir erſt nachher auffiel. Jezt hatten ſich die Paare in einer Kolonne vorüber bewegt und meine Blicke fielen am Ende derſelben auf eine Geſtalt — Pſyche war es in ihrer jugendlichen Friſche, in ihrem bezaubernden Reiz. Noch nie hatte ich Paulinen im Ballanzuge geſehen, und mußte mir ſelbſt geſtehen, nie etwas Lieblicheres erblickt zu haben. Roſen in den ſchwarzen Locken, Roſen um die ſchlanke Taille, Roſen um das leichte Florkleid, die kleinen Füße in der anmuthigſten Bewegung, die ganze Geſtalt zephyrleicht, kaum den Boden berührend, nichts Steifes, und doch Alles ſo zart, ſo ächt jungfräulich; ich glaubte, bis jezt niemals tanzen geſehen zu haben, und konnte die Augen nicht mehr abwenden. Jezt war ihr Blick auf unſere Gruppe gefallen, einen Moment ſtockten ihre Bewegungen; ich hätte hinſtürzen, ſie vor der ganzen Verſammlung umſchlingen und — mit ihr verſinken mögen — und ich ſaß da, ernſt und kalt, den Jammer einer unglücklichen Liebe tief in meine Seele drückend. Nur dem Auge der Liebe war des Mädchens Stocken ſichtbar geweſen; aber in der nächſten Sekunde tanzte ſie fort, wie wenn nichts geſchehen wäre; mir ſchien ſogar, ihre Fröhlichkeit ſteigere ſich, ihre Schritte ſeyen raſcher und lebhafter. Kaum war ein Tanz zu Ende, ſo wurde ein neuer begonnen; Pauline war natürlich die Königin des Feſtes, die Augen aller jungen Männer ruhten auf ihr, wer mit ihr tanzen konnte, ſchäzte ſich glücklich, ſie flog von einem Arm in den andern, ohne ſich mehr nach mir umzuſehen, und als ſie in einer Zwiſchenpauſe zu unſerer

Digitized by Google

Großmutter hergeflogen kam, neben welcher ich ſchon lange allein geſeſſen hatte, als ſie ihre glühende Wange auf ihre Hand beugte, da traf mich auch nicht Einer ihrer Blicke; ich war für ſie gar nicht da. Oft ſchon habe ich mich gewundert, wie ſelbſt die Beſſern des weiblichen Geſchlechts es über ſich vermögen, gegen ihr eigenes Gefühl da zu verletzen, wo ſie wiſſen, daß der abgeſchoſſene Pfeil tief einen Schuldloſen trifft. Sie wußte, daß ſie mir wehe that, ſie mußte überzeugt ſeyn, daß meine Stellung mir nicht leicht wurde, und dennoch!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, September.

Skizzen zu einem Sittengemälde von Baſel.

Ich bin ſeit geſtern in Baſel, da fällt mir ein Blatt der Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung in die Hände, das einige mich viel beſchäftigende Bemerkungen über dieſe Stadt enthält. Baſel, heißt es darin, habe durch die Ereigniſſe der drei lezten Jahre eine europäiſche Celebrität erlangt, aber eine traurige; denn durch ganz Europa ſpreche man ſich verdammend über ſie aus. Beiſpiellos möchte es zwar ſeyn, wie ſyſtematiſch die Preſſe verfahren, um durch Lügen und Verläumdungen aller Art Baſel in der öffentlichen Meinung zu verderben; allein ſchwerlich wäre es ihr in dem Grade gelungen, wäre dieſe Stadt nicht längſt wenig beliebt geweſen, und an dieſer Ungunſt möchte nicht nur Baſels großer Reichthum, der Neider genug erregt, ſondern auch der Charakter ſeiner Einwohner Schuld ſeyn, dem nicht mit Unrecht Engherzigkeit, Ungeſelligkeit, Stolz und Mangel an Urbanität gegen alle Fremde vorgeworfen wird, und die durch ihre Sektirerei und Frömmelei ſich mehr und mehr in übeln Ruf bringen. Hoffentlich werde, ſo ſchließt der kleine Aufſatz, das harte Unglück, das nun dieſe Stadt getroffen, dazu beitragen, daß ſie ſich radikaliter in ſozialer Hinſicht ändere.

Dieſe Anſicht war mir neu und ſchien mir einer nähern Betrachtung werth. Daß ein Heer der ſchändlichſten Lügen und der grundloſeſten Verläumdungen gegen Baſel ſeit dem Beginnen der dortigen Unruhen verbreitet wurde, das muß Jeder bezeugen, der öfters in dieſer Stadt war. Daß die radikale Faktion in der Schweiz Baſel zur Zielſcheibe ihrer Aufhetzungen erkoren, liegt am Tage; um ſo befremdender aber mußte es ſeyn, daß allerwärts, daß auch von denen, die allem revolutionären Treiben herzlich abhold ſind, jenen Läſterungen ſo willig Glauben geſchenkt wurde. Der Unbefangene wird vielleicht dieſe Stadt nicht von aller Schuld, nicht von Leidenſchaftlichkeit freiſprechen und zugeben, daß von Seite der Regierung manche Fehler begangen wurden, daß ſie in der Beharrung auf dem ordentlichen Wege des Rechts zu weit ging, daß ihre halben Amneſtiegeſetze, die Entlaſſung der rebelliſchen Gemeinden, ihre unklugen militäriſchen Auszüge, ihre leidigen Proteſtationen, ihre unbedingte Unnachgiebigkeit das Uebel nur ärger machten; allein erklärt ſich daraus, wie endlich das Unglück voll wurde, ſo bleibt immer unbegreiflich, daß ſo allgemein Baſel nicht bedauert, nicht in Schutz genommen wird. Fehltritte ſind doch nicht Verbrechen, und Baſels Sache bleibt dennoch eine gerechte. Der kleinen Kantone Widerſtand gegen die Uebermacht Napoleons war thöricht; daß er dieſe Länder aber verheerte, heißt immer eine Schandthat. Dieſe wurden aber beklagt, warum Baſel nicht, das von ſeinen Miteidgenoſſen ſelbſt ſchmählich mißhandelt wird? Ohne Zweifel muß dieß einen tiefern Grund haben. Der angezogene Zeitungsartikel verſucht eine Erklärung, und ſicherlich liegt darin viel Wahres. Daß die Baſeler ſchon längſt im Auslande wie in der Schweiz wenig beliebt ſind, iſt Thatſache. Ich kenne keine Reiſebeſchreibung, die vortheilhaft von Baſel ſpricht. Möglich iſt, daß dieſe, wenn gleich allgemeine Abneigung zum Theil auf vorgefaßten Meinungen beruht und ſich bei genauerer Prüfung nicht rechtfertigen läßt, immerhin müſſen gewiſſe Eigenthümlichkeiten dieſer Stadt und ihrer Bewohner dieſe Ungunſt veranlaßt haben. Ich will daher verſuchen, nach dem, was ich bei öfterm Aufenthalt in Baſel theils vernommen, theils ſelbſt beobachtet habe, sine ira et studio, eine kleine Charakterzeichnung dieſer jezt ſo viel beſprochenen Stadt zu entwerfen. Dieſe Bemerkungen mögen einerſeits zu einer richtigen Beurtheilung derſelben beitragen, andernſeits vielleicht ihre Bewohner auf gewiſſe Fehler aufmerkſam machen, und dem Leſer jedenfalls Stoff zu mancherlei Vergleichungen darbieten.

Baſel hat eine ſehr angenehme und wirklich großartige Lage. Der ſchöne Rhein iſt nirgends ſchöner als hier. Die Stadt ſelbſt iſt aber nicht ſchön und wird es wohl nie werden. Die meiſten Straßen ſind, wie in andern alten Städten, eng und krumm; viele ſind überdieß ziemlich ſteil, da die große Stadt auf mehreren Hügeln ſteht, und das Pflaſter, obſchon ſehr viel in neuerer Zeit darauf verwendet wurde, noch immer uneben. Aus derſelben Urſache hat die Stadt keine Quais, und gegen den Rhein ſtoßen lauter unanſehnliche Hintergebäude. Manche Privathäuſer ſind ſchön und die meiſten ſauber und gut unterhalten. Die ehemaligen Erker und Malereien ſind verſchwunden. Die Häuſer ſind aber in der Regel klein, weil der Baſeler gern im eigenen Hauſe wohnt, und ungleich, weil Jeder baut, wie ihm beliebt.

Die Zahl der Bevölkerung iſt nicht genau bekannt; denn ſeit zwanzig Jahren wurde keine Zählung vorgenommen, weil man ſolche für überflüſſig oder gefährlich hält. Doch hat ſie unzweifelhaft in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, und wahrſcheinlich ſteigt ſie jezt auf beinahe 20,000 Seelen. Seit 300 Jahren belief ſie ſich nie über 15,000, und zu keiner Zeit wohl auf 30,000, es ſey denn etwa zu der des Conciliums. Es iſt daher die Angabe, beim ſchwarzen Tod ſeyen in Baſel 60,000 Menſchen geſtorben, eine handgreifliche Abſurdität. Zudem war die Stadt in alten Zeiten weit kleiner. Wahr iſt's, dem Umfange nach iſt die Einwohnerzahl noch immer ſehr gering, doch der Häuſerzahl nach, die kaum 2000 beträgt, nicht geringer, als in den meiſten Städten. Auch wohnt der Mittelſtand ſchon ſehr eng, und ſelten ſteht ein Haus leer. Nur die reichere Klaſſe wohnt auffallend geräumig. Die Stadt erſcheint groß, weil die Wälle auch alle Vorſtädte umgeben, in dieſen faſt alle Häuſer oft ſehr große Gärten haben, und die Häuſer überhaupt nicht hoch ſind. Eine ſolche Wohnart mag luxuriös heißen, doch gewiß nicht zu tadeln ſeyn, und unſtreitig trägt ſie, nebſt der großen Reinlichkeit der Baſeler, viel zu dem vortheilhaften Geſundheitszuſtande dieſer Stadt bei.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Oktober 1833.

Laßt das ſchelmiſche Getändel ſchmeicheln ſich in eure Bruſt.

Platen.

Gaselen.

Seelenwanderung.

Ich weiß nicht, ob auf langem Wanderzug
Schon andre Hüllen meine Seele trug?
Ob als Kalif ich auf dem Throne ſaß?
Ob harmlos ich einmal gelenkt den Pflug?
Ob ich in wilder Schlacht ein Heer geführt,
Und wund gedrückt des mächt'gen Roſſes Bug?
Ob mich vielleicht ein dankbar Volk beweint,
Mich beigeſezt im goldnen Aſchenkrug?
Ob ich vielleicht am Galgen einmal ſtarb,
Für Räubereien büßend und Betrug?
Von allem dieſem fehlt Erinnrung mir;
Ich bin nicht wie Pythagoras ſo klug.
Doch weiß ich Eins: daß ſelig ſo wie jezt
Mir niemals noch das Herz im Buſen ſchlug.
An deiner Bruſt, mein Mädchen, iſt mir wohl!
Hier ſchlöſſe ſich die Wanderung mit Fug.
Ich fühle mich von allen Schlacken rein,
Zur dauernden Vollendung reif genug;
Und meine ſtille Seele bebt zurück,
In ihrer Raſt, vor einem fernern Flug.

Alles für Sie!

Hold möcht' ich ſeyn von Außen und von Innen, um deinetwillen,
Geſchmückt mit Allem, was beſticht die Sinnen, um deinetwillen;
Obwohl für mich mit Wenigem zufrieden,
Möcht' ich doch gern des Mogols Schatz gewinnen, um deinetwillen.
Das Hofkleid legt' ich an, wenn dir's geſiele,
Als Bauer hüllt' ich mich in grobe Linnen, um deinetwillen.
Befiehl, ſo tauch' ich in des Meeres Tiefen,
Erſteig' im Sturm der Mauer dräu'nde Zinnen, um deinetwillen.
Vollbringen will ich Kuſtaſp's Abentheuer,
Am Rocken will ich wie Herakles ſpinnen, um deinetwillen.
Wo du verweilſt, da möcht' ich ewig bleiben,
Doch ohne Murren zieh' ich auch von hinnen, um deinetwillen.
Für dich wollt' ich des Himmels Feuer ſtehlen,
In wildem Kampf beſteh'n das Heer der Dſchinnen, um deinetwillen.
Für andre Schönheit bin ich blind geworden,
Verſchworen hab' ich alles andre Minnen, um deinetwillen.
Ich bin verwandelt; Weisheit ſcheint mir eitel
Und klug das allerthörichtſte Beginnen, um deinetwillen.
Wie Meergras ſind verwirrt mir die Gedanken,
Und meines Herzens Blut fühl ich gerinnen, um deinetwillen.

Digitized by Google

Befriedigung.

Mich kümmern nicht der Feinde Ränke,
Wenn ich an die Geliebte denke,
Mich in das tiefe, blaue Meer
Der reinſten Zärtlichkeit verſenke:
Korallen find' ich immerdar
Im tiefen Grund und Perlenbänke.
Iſt's denn ein Wunder, wenn ich ſo
Ob keinerlei Geſchick mich kränke
Und meine Ausſicht, meinen Wunſch
Auf mein beſcheidnes Reich beſchränke?
Ein Kuß, ein Wort, ein Blick von ihr
Wiegt auf des Perſerſchachs Geſchenke.
Es fügt ſich Herz und Herz in Eins,
Wie eine Kette Goldgelenke.
Die Luft ſchon, die wir athmen, hat
Die Tugend alter Liebestränke.
Die Sehnſucht ſpornt der Roſſe Lauf,
Wenn ich am Abend heimwärts lenke,
Und in der Ferne ſchon zum Gruß
Die weißen Straußenfedern ſchwenke.

Luſtig gelebt!

Hätt' ich die Nacht nicht feiern und trinken ſollen nicht?
Dem friſchen Gott der Jugend ſein Opfer zollen nicht?
Frei will ich immer ſchweifen und fröhlich durch die Welt,
Doch an ein Haus mich binden und an die Schollen nicht.
Wenn Jemand ich beleidigt — er ſag' es friſch heraus,
Abbitten will ich gerne, nur ſoll er ſchmollen nicht.
Und käme heut' mein Todtfeind zu mir und klagte Durſt:
Ich weigre ihm den Becher, den Nektarvollen, nicht.
Vom frohen Zechgelage jag' ich Zeloten nur,
Doch nicht den blinden Bettler, den Narrn und Tollen nicht.
Die Zeit mir zu verkürzen, bat ich die Freunde her,
In mancher Nacht erprobte; die Thoren wollen nicht.
Ich hab' des Himmels Rache beſchworen auf ihr Haupt;
Der Fluch iſt nur dem Munde, der Bruſt entquollen nicht.
Auch hat er keinen Schaden geleitet auf ihr Haupt,
Denn, die ich angerufen, die Götter grollen nicht.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Mehrere Stunden waren vergangen; man hatte an kleinen Tiſchen eine Mahlzeit ſervirt. Da rief, als der Tanz wieder beginnen und Pauline eben mit Lauter, dem das Glück widerlich aus den flachen Geſichtszügen ſprach, antreten wollte, meine Großmutter ſie herbei und ſagte lächelnd: „Ich habe mich ſchon ſo lange darauf gefreut, meine beiden Enkelkinder an dieſem Abende mit einander tanzen zu ſehen, daß ich dieſem Wunſche nur ſehr ungerne entſagen würde. Wenn darum Deine Verletzung, lieber Friedrich (hier zog wieder der leiſe ſpottende Zug über ihr Geſicht), nicht allzu arg iſt, und Herr Lauter ſeine Anſprüche abtreten will, ſo würde ich euch dankbar ſeyn, meine Kinder, wenn ihr das Verlangen der alten Großmutter erfülltet." Wie ein elektriſcher Schlag fuhr es durch mich hin — Kurt, ſolche Momente ſind Triumphe für das böſe Prinzip, das in uns lebt. Zu überlegen war hier nichts, gar nichts, jedes Zaudern hätte Paulinen ein Vergehen ſcheinen müſſen, aber ich hätte auch nicht gezaudert, wenn eine Welt ſich mir entgegen geſtellt hätte. Sie hatte eine augenblickliche Verlegenheit ſchnell niedergekämpft und mir ihre Hand gegeben; die Muſik begann in ſanft gehaltenen Tönen der Blasinſtrumente einen jener langſamen Walzer, welche die Sinne in ein ſüßes Träumen wiegen. Ich umſchlang ſie und wir ſchwebten hinab, hinauf; ich hatte mir bei dem Aufrufe meiner Großmutter verheißen, dieſe Minute des Glücks, die ein fremder Wille mir aufdrang, zu koſten, zu genießen, mich zu berauſchen, ehe die öde Nüchternheit meiner Zukunft auf mich eindränge; Himmel und Erde ſchwanden mir, als ich das theure Weſen feſt und immer feſter an mich ſchloß und mein Auge trunken auf den zarten, ſchönen Zügen ruhte, in deren Beweglichkeit ſich das Bewußtſeyn deſſen ausſprach, was in mir vorging.

Noch hatte ſie mich nicht angeſchaut. „Pauline!" flüſterte ich leiſe. Ihr ſchwarzes, klares Auge hob ſich — Freund! ich fühlte in dieſem einzigen ſeelenvollen Blicke, welch ein Verbrechen ich begangen, indem ich eigenſüchtig ihre Ruhe ſtörte, aber der Gedanke: mag es mein Geſchick verantworten! betäubte meine beſſere Regung. „Warum haben Sie nicht tanzen wollen?" fragte ſie mit leiſem Vorwurf; „ſie haben mir eine große Freude geſtört." — „Hätte ich es gethan," erwiderte ich, „ſo hätte ich mit andern auch tanzen müſſen, und das hätte ich nicht vermocht, heute wenigſtens nicht! Ich konnte mich nicht entſchließen, meinen innern Empfindungen zum Trotze, meinen Arm um einen gleichgültigen Gegenſtand nach dem andern zu ſchlingen." Was Undeutliches in meinen Worten lag, mochte meine Stimme, meine ſichtbare Bewegung erklären; daß ich verſtanden worden war, ſagte mir ein zweiter Blick, der bittend und beſchämt in mein Herz drang, das ſagte mir die größere Hingebung der ſüßen Laſt, die ich oft in dieſen ſeligen Minuten ſchwebend an meiner Bruſt hielt. Kein Wort wurde mehr unter uns gewechſelt, aber unſere Seelen ſanken zuſammen, unſer geiſtiges Weſen umſchlang ſich feſt, unauflöslich, wir wußten, daß wir uns angehören mußten, wenn auch nicht jetzt, doch einſt. So flogen wir wieder hinauf und hinunter, und wie bemerkten nicht, daß alle Mittänzer bereits abgetreten waren. Ich brachte Paulinen der Großmama, in deren Schooße ſie ihr erröthendes Angeſicht

Digitized by Google

verbarg; ich aber hätte ihr gern als Antwort auf ihr ſchalkhaftes Lächeln, mit welchem ſie zu meiner Geneſung Glück wünſchte, geſagt: „Warum führſt du einen armen Erdenſohn in ſo ſchwere Verſuchung?“

Pauline tanzte unter dem Vorwande der Müdigkeit nicht mehr. Sie ſezte ſich unter ihre Geſpielinnen, und keiner der Männer, ſelbſt der ausgezeichnetſte, konnte ſich mehr eines Blickes, eines Wortes erfreuen. Ich mußte mich hingegen ehrenhalber noch einige Zeit mit Ulriken unterhalten, und fand ſie zu meinem Erſtaunen ganz geändert. Alle Förmlichkeit war verſchwunden; ſie plauderte viel und lebhaft, aber — immer nur von Paulinen und der Großmutter. Das Lob der Erſtern, das ihr ſehr von Herzen zu gehen ſchien, die Anerkennung ihrer liebenswürdigen Eigenſchaften, ihrer ſtillen Wohlthätigkeit, ihrer Talente, gewann für mich in ihrem Munde eine ganz eigene Bedeutung. Ich aber ging indeſſen und während dem Reſte der Nacht mit mir ſelbſt ernſt zu Rathe, und fand keinen andern Ausweg, als Entfernung. Hier in dieſem Zauberkreiſe verwickle ich mich immer mehr, thue und ſage, was ich nicht thun und ſagen ſollte, ermatte aus meiner eigenen, unverantwortlichen Schwäche, und kann mich zulezt ſelbſt nicht mehr achten. Jezt iſt, wenn auch nicht der meinige, doch Paulinens Frieden noch zu retten, und ihr gebührt jedes, auch das ſchwerſte Opfer. Noch ein Tag des Glückes und dann — fort in die Welt! Aus der Entfernung ſchreibe ich an Ulriken, trage ihr die Stimmung meines Herzens ſchonend vor, ohne Paulinen zu nennen, und frage ſie, ob ein Leben, der Freundſchaft. dem Vertrauen, der Tugend geweiht, ihr genüge. Nimmt ſie meine Hand an, dann ſehe ich Heitersleben nicht wieder; ſchlägt ſie mich aus — Kurt, Freund! laß mich dieſen Gedanken nicht faſſen! Ohne Hinterhalt in meiner Seele will ich meine Pflicht thun und nur auf die Minute ſchauen, wo ich nach ihrer Erfüllung am Ziele ſtehe. „Wer die gelobte Treue um des Herzens Leidenſchaft willen verlezt, der wird des Daſeyns höchſten Preis niemals erfaſſen!“ So ſagteſt du, edle, theure Dulderin! Möge dein Bild dem Sohne deiner Liebe in dem furchtbarſten Kampfe ſeines Lebens ſchützend zur Seite ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

(Fortſetzung.)

Merkwürdig genug nennt man in Waldgegenden und ſelbſt in der Gerichtsſprache das Nadelholz die Haare. Die Haare werden abgetrieben, das heißt, das Nadelholz wird geſchlagen. Das Feld wird ohne Haare oder mit ihnen verkauft, das iſt, der Verkäufer läßt vor dem Verkauf die Stämme zu ſeinem eigenen Nutzen fällen, oder er überläßt dem Käufer den Boden ſammt dem Holzbeſtand. Man denkt alſo dabei nicht etwa nur an den jungen Anwuchs, noch weniger an die Nadeln. Schilter bemerkt zu einer etwas dunkeln Stelle bei Otfried, daß das Wort har auch Blätter und Blüthen bedeutet habe, und daß man noch jezt von den foliis pineis, alſo von den Nadeln, ſage: Die hari. Jenes ſcheint Nachahmung der lateiniſchen Dichter zu ſeyn, und Schilter wollte wohl nur, davon ausgehend, den zur Bezeichnung des Nadelholzes gebräuchlichen Ausdruck aus den Nadeln erklären. Das Erklärlichſte iſt, daß der Ausdruck har für Nadelholz, in Schwarzwäldern, an denen Deutſchland einſt noch viel reicher war, als jezt, entſtanden, ſchon in der früheſten Zeit alles aus den Bergen und Hügeln Emporgewachſene bedeutete. Man gab dem Fluſſe Arme und Mündung, dem Berge einen Rücken und Fuß; kann es befremden, wenn der die Höhen und Niederungen bedeckende Wald har genannt ward? Ja es liegt in dem ſo gebrauchten Wort die Anzeige ſeines Alters. Es iſt bildlich, und die Bilderſprache dem Alterthume eigen. Von dieſem har bildete man die Geſammtheitswörter haruc, das Haarichte, wie von dorn das dornahi und dornach, und härt, das zunächſt harit, harid, hared gelautet haben wird, wie man ewi, Lämmer, wohl auch nach dem Niederdeutſchen euwe, Schafe, kennt, und davon ewit, die Heerde, hat. Was wird am Ende Wald, walt, Anderes ſeyn, als eine Sammlung der walen? Denn im Gothiſchen heißt valus, das im Althochdeutſchen walu lauten würde, die Ruthe.

Wie der Harz zu ſeinem Namen kam, wäre ſonach klar. Der Oberharz iſt noch jezt durchaus mit Schwarzwald bedeckt, im Unterharz hat er ſich neben dem Laubholz erhalten, und herrſchte wohl einſt auch da als Urwald vor. Verſtand man unter har das Nadelholz beſonders, ſo eignete ſich für ein Waldgebirge, in dem der Schwarzwald bei weitem den meiſten Beſtand ausmachte, der Ausdruck har unzweifelhaft. Wir nehmen alſo an, daß jene Berge vor Alters Haarberge hießen, daß man auch kurz das waldreiche Gebirgsland die har nannte, wie jenes Gebirge an der Ruhr, daß aber auch dort hart, Haart, eingeführt, daß der Haartesberg oder Haarteswald geſagt wurde, und der Harz daraus entſtand. Von jenem har aber bildete man das Wort harisc oder harusc, vielleicht auch haerisc oder haerusc, wie man von man mennisk, von tanna tennin hatte. Das Volk, deſſen Wiege jene har, jene Fichtenwälder u. ſ. w. waren, nannte ſich harisce oder harusce u. ſ. w., wie purgisce die von der Burg bedeutete, und wie wir Gebirgiſche ſagen. Jenes Wort aber, mit ſtarkem h, mit nur Einem a oder ae, mit unbetontem i oder u geſprochen.

Digitized by Google

ging auf die allerbegreiflichſte Weiſe in die Cherusci der Römer über. Das e in dieſem Namen weist auf kein helles e im deutſchen Namen zurück. Nennt doch Strabo die Cherusker χηρουσκοι und Ptolemäus ſelbſt χαιρουσκοι. Das kurze, offenbar falſche e kommt erſt ſpäter zum Vorſchein. Waren doch auch unſere Schwaben unſtreitig die Suevi der Römer. Unrichtig pflegen wir, wenn wir Cherusker ſagen, die erſte und zweite Sylbe zu betonen. Die Cherŭsker, freilich lieber die Hărisken, ſollten wir ſprechen.

Es ſcheint, daß es nicht eben loſer Grund iſt, auf dem wir bei dieſer Deutung ſtehen. Die Ableitung des Namens vom Berghaar iſt, wenn obige Bemerkungen gelten, der Ableitung vom Menſchenhaar ohne Frage vorzuziehen. Und dann werden unſere Harisken auch kein reicheres und ſchöneres Haar gehabt haben, als die Sikambern, an denen es die Römer ſo ſehr bewunderten; durch das Tragen des Haars haben ſie ſich aber nicht einmal ſo bemerklich gemacht, als die Katten, von denen Tacitus (Germ. 31) ausdrücklich ſagt, daß es bei ihnen beſonders Sitte geweſen ſey, Haupt- und Barthaar frei und lang herabhängen zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, September.

(Fortſetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Baſel.

Baſel gilt überall für eine überaus reiche Stadt und die Baſeler für übertrieben ſparſam. Ohne Zweifel gibt es außer England und Holland wenig verhältnißmäßig ſo geldreiche Städte. Gewiß wird aber ihr Reichthum ſehr überſchäzt. Außer dem bekannten Herrn M. (der jezt im Ausland lebt und auch da kaum ſeine Zinſes Zinſen zu verbrauchen wagt) beſizt wohl kein Baſeler ein koloſſales Vermögen. Keine ſechs ſollen über eine Million, keine dreißig über eine halbe Million Gulden reich ſeyn, und das Geſammtvermögen aller Einwohner habe ich nie über achtzig oder neunzig Millionen berechnen hören. Es kann alſo ſchwerlich von einem ungeheuern Reichthum die Rede ſeyn. Manches trägt aber dazu bei, daß er überſchäzt wird. Baſels Fabriken und Handel beſchäftigen einen nur mäßigen Theil ſeines Kapitals, und die Baſeler beſitzen außer ihren Häuſern wenig Grundeigenthum. Ein großer Theil des Kapitals ſucht daher auswärts eine Verwendung, und da die Reichen wenig auf Staatspapiere und Aktiengeſchäfte halten, ſo wird faſt alles auf Grundhypothek angelegt, und begreiflich iſt daher, daß in allen angrenzenden Ländern Unzählige nach Baſel ſchulden, und daß man Baſel ringsum für eine unerſchöpfliche Geldquelle hält. Man erſtaunt, wenn von Paris ſogar Anlagebegehren kommen; anderwärts werden Millionen in Fonds niedergelegt, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Wie dem übrigens ſey, ſo iſt Baſel reich genug, um viele Neider zu haben, und da Schuldner überhaupt keine beſondere Liebe zu ihren Gläubigern zu haben pflegen, ſo kann man denken, daß es an Uebelwollenden und Schadenfrohen ringsherum nicht fehlen muß, auch wenn nicht wahr wäre, daß die Baſeler etwas ſcharf im Einfordern der Zinſen ſind.

Auffallend war mir beſonders die gegenſeitige Eiferſucht der Baſeler und Mühlhauſer. Mit keiner Stadt hat Baſel ſo viel Verkehr. Die Mühlhauſer ſind treffliche und unternehmende Fabrikanten; was gewonnen wird, wird aber verbaut oder verbraucht. Alle arbeiten mit Basler Geld, und um der guten Zinſen willen findet ſich dieſes gewöhnlich. Jeder Mühlhauſer ſchilt inzwiſchen die Baſeler Juden, und dieſe jene leichtſinnige Großhanſen.

Der Vorwurf übertriebener Sparſamkeit, den man den Baſelern insgemein macht, kann höchſtens die Reichen befaſſen; denn daß der Mittelſtand ſich nichts abgehen läßt, davon kann man ſich leicht und beſonders alle Sonntage überzeugen. Die Reichen und Reichſten leben hingegen auffallend eingezogen. Die Meiſten halten zwar Equipage und Viele haben Landhäuſer oder machen Bade- und Luſtreiſen; allein man gibt keine Fêten, hält wenig Dienſtboten und keine Maitreſſen, hat einen einfachen Tiſch, geht in kein Theater und keine Spielhäuſer, und macht in Kleidung und Mobilien wenig Aufwand. Es iſt alſo außer Zweifel, daß Viele nur einen kleinen Theil ihres Einkommens verzehren und daß ſie ihren Reichthum nicht ſo, wie anderwärts geſchieht, genießen. Dieſe übermäßige Oekonomie entſpringt indeſſen, wie mir ſcheint, aus mehreren Urſachen. Die meiſten Vermögen ſind hauptſächlich durch anhaltende Erſparniſſe entſtanden; es iſt alſo begreiflich, daß man dem Mittel, das reich machte, treu bleibt. Der ächte Baſeler glaubt vergeblich gearbeitet und gewirthſchaftet zu haben, wenn er am Ende des Jahrs nicht etwas zurücklegt. Dann pflegen die Eltern hier faſt ihr ganzes Vermögen bis zu ihrem Tode zu behalten, die meiſten Baſeler werden daher erſt im vorgerückten Alter reich, und ſind dann an eine eingezogene Lebensart gewöhnt und zu bequem ſchon, um ſie gegen eine ſplendidere vertauſchen zu mögen. Dahin wirkt ferner auch die Erziehung; auch die reichſten Söhne werden nie gebildet, um einſt lediglich von ihren Renten zu leben, und die Ehrenſtellen bieten in einem ſo kleinen Staate keine Carrieren wie in großen dar. Die Oekonomie endlich ergibt ſich bei Vielen wohl noch aus einer gewiſſen Scheu, reich zu ſcheinen. Man fürchtet, durch Aufwand Tadel oder Neid zu erregen, und freut ſich im Stillen, reich zu ſeyn.

Habſüchtig iſt man in Baſel vielleicht nicht mehr, als in andern Handelsſtädten. Daß bei Heirathen das Geld hauptſächlich in Anſchlag kommt, hat faſt allerwärts ſtatt. Auch geizig ſind die meiſten Baſeler nicht zu nennen; ausgezeichnet vielmehr iſt ihr Wohlthätigkeitsſinn. Eine Menge Anſtalten beweiſen denſelben. Bedeutende Summen werden oft durch Subſcriptionen oder Steuern für Einheimiſche, ſo wie für Fremde zuſammengebracht. Wohl möchte man hingegen finden, daß ihre Freigebigkeit nichts Großartiges hat. Bei jedem Sterbefall werden die wohlthätigen Anſtalten, und oft anſehnlich bedacht; daß aber je ein Reicher einen namhaften Theil ſeines Vermögens für irgend eine mildthätige, gemeinnützige, wiſſenſchaftliche oder ſoziale Stiftung legirt, oder gar bei Lebzeiten dafür hingegeben hätte, davon habe ich noch kein Beiſpiel vernommen. Kein Baſeler, auch wenn er kinderlos oder noch ſo reich war, ſcheint ſich entſchließen zu können, durch Gründung einer Anſtalt zum Wohl ſeiner Mitbürger oder zur Verſchönerung ihres Lebens ihre Liebe und ihren Segen zu verdienen. Mit dem Gelde glaubt er wohl einen Theil ſeines Ichs zu verlieren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Oktober 1833.

Ach! ich weiß mich kaum zu finden;
Welch ein Unheil! welches Glück! —
Ach! ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tods zurück.

Goethe.

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Fortſetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Entſchloſſen, abzureiſen, und unfähig, meiner Großmutter mündlich die Urſachen meiner Entfernung auseinander zu ſetzen, außer Stande, von ihr und Paulinen Abſchied zu nehmen, fand ich am gerathenſten, an ſie zu ſchreiben. Geſtern Abend vollendete ich meinen Brief, packte meinen Mantelſack, und dieſen Morgen vor Tagesanbruch wollte ich die Gegend verlaſſen, die ich mit ſo widerwärtigen Gefühlen betreten hatte, und die mir nun ſo lieb geworden war.

Du magſt dir denken, Kurt, welche Regungen, welche Gedanken mich beſtürmten, als ich dieſes lezte Abendeſſen und dieſe lezten Unterredungen genoß, die, als hätten meine Freundinnen gewußt, daß ich ſcheiden müſſe, alle etwas Bedeutenderes, Wehmüthigeres, Traulicheres in ſich faßten, als ſonſt. — Als ich wie gewöhnlich meiner theuren Großmutter Hand zur guten Nacht küßte, zitterte und erblaßte ich dergeſtalt, daß ſie mich erſtaunt anſah und nach meinem Befinden fragte. Pauline war in dieſem Augenblick nicht anweſend, und da ich fühlte, daß es mir unmöglich ſey, ihr ein gemeines „ſchlafen Sie wohl!“ zu ſagen, ſo benuzte ich dieſe Zeit, um mich zu entfernen. Da begegnete ſie mir, aus ihrem Zimmer kommend, auf dem einſamen Gange. Wer je liebte und geliebt ward, mag den erſten Stein auf mich werfen, wenn er ſich bewußt iſt, daß er in einer ähnlichen Lage gleichgültig neben der Geliebten hätte vorübergehen können. Ich konnte es nicht! Das „gute Nacht, Pauline!“ verſtummte auf meinen Lippen, und ein ſtürmiſches: „Lebe wohl, theures Mädchen! vergiß mich nicht ganz!“ trat an ſeine Stelle. Ich hatte ihre Hand gefaßt und drückte ſie an mein wild pochendes Herz. Sie ſah mich erſchrocken an. „Um Gottes willen, Friedrich, was haben Sie vor?“ rief ſie, und indem ſie in der Beſtürzung meinen Arm faßte, entfiel ihr das Licht. Halb bewußtlos ſank ſie an meine Bruſt, ich drückte zwei, drei heiße Abſchiedsküße auf ihren Mund, und den Schrei meines brechenden Herzens in mich verſchließend, ſtürzte ich die Treppe hinauf in mein Zimmer. Einige Zeit wurde noch unten hin und her gegangen; ich glaubte, Pauline habe vielleicht der Großmutter mein auffallendes Benehmen erzählt, und entſchloß mich, offen zu antworten, wenn dieſen Abend noch Fragen an mich gethan werden ſollten, aber es kam Niemand und Alles ward ſtille.

Ich warf mich angekleidet auf's Bette. Aeußerſte geiſtige Erſchöpfung drückte mir die Augen gegen meinen

Digitized by Google

Willen zu und ich ſchlummerte in fieberhafter Aufregung ein. Eine Stunde mochte ich ungefähr in dumpfer Betäubung gelegen haben, als ich durch eine Berührung geweckt wurde und in raſchem Schrecken auffuhr. Es war Ali, der immer unter meinem Bette ſchläft und jezt, vor mir ſitzend, mit ſeiner Pfote über die Decke ſtrich, wie er zu thun pflegt, wenn er an etwas mahnen will. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, ſprach ihm freundlich zu, aber vergeblich; er war nicht zum Niederliegen zu bewegen; ſeine Augen waren unruhig auf mich gerichtet und er begleitete das Scharren mit einem leiſen Geſtöhne. Jezt richtete ich mich auf; mir ſchien, als höre ich ein ſchwaches Geräuſch unter mir, was aber auch Wirkung meiner aufgeregten Phantaſie ſeyn konnte. Bei der erſten Bewegung, die ich machte, bezeugte Ali Freude, aber auch eine ſteigende Unruhe. Ich horchte aufmerkſam, und es ſchien mir, als vernehme ich nochmals jenen leiſen, verhaltenen Ton, ähnlich dem Klirren irgend eines Metalles. Während ich aufſprang, wiederholte ſich das Geräuſch noch zweimal, ohne daß ich genau beſtimmen konnte, ob es von der Altane her, oder aus dem Bibliothekzimmer komme. Ich war nun überzeugt, daß des Hundes Inſtinkt ihn nicht irre geleitet hatte, und daß wirklich etwas Unrichtiges vorhanden ſey. Das kluge Thier ſchien jede meiner Bewegungen ängſtlich zu verfolgen, und als ich das Fenſter leiſe öffnete, um mich umzuſehen, ſtreckte er ſeinen Kopf neben dem meinen heraus und brummte in die Finſterniß hinaus, welche weder er noch ich durchdringen konnten.

Eine Weile lauſchte ich mit verhaltenem Athem, tiefe Stille herrſchte ringsum; ich öffnete die Thüre meines Zimmers, kein Laut, kein Ton war hörbar, als das Picken der Uhr auf dem Vorhauſe. Es ſchien mir unbeſonnen, um einer Einbildung willen meiner Großmutter Ruhe zu ſtören und das ganze Haus aus dem Schlafe zu ſchrecken, und doch trieb mich eine ahnende Angſt ruhelos im Zimmer hin und her. Ich wußte, daß die Thüre der Bibliothek, welche auf die Gallerie führt, alle Abende abgeſchloſſen wurde, daß ich alſo nur durch meiner Großmutter oder Paulinens Zimmer hinein gelangen könne. Als ich ſo mit mir ſelbſt berathend daſtand, ſchallte plötzlich ein unterdrückter klagender Ton zu mir herauf, den Ali mit einem lauten Geheul beantwortete, und mit der tödtlichen Angſt, die ſich meiner bemächtigte, drängte ſich mir auch der Gedanke an die verborgene Tapetenthüre wieder auf. Das Blumengeſtelle wegreißen, meine zur morgenden Reiſe bereit liegenden geladenen Piſtolen erfaſſen, die geheime Treppe hinunter ſtürzen, war das Werk eines Augenblicks. Ich fand das Schloß nicht, aber die Verzweiflung gibt Kräfte, ich ſtemmte mich mit meinen Schultern gegen die Wand und krachend flog die Thüre aus ihren Angeln.

Trotz der Finſterniß, zeigte mir ein einziger Blick die Lage der Dinge. Die Thüre der Altane war geöffnet, und in ihr ſtand eine dunkle, Wache haltende Geſtalt. Ali ſprang mit furchtbarem Gebell auf die Erſcheinung los und in dem nämlichen Momente feuerte ich meine Piſtole ab; deren Kugel den Menſchen in die Seite traf, daß er heulend zuſammenſtürzte. Meiner Großmutter Schlafzimmer ſtand offen, ein klägliches Wimmern tönte mir daraus entgegen und raubte mir beinahe die Beſinnung; ein Sprung trägt mich hinein, ich ſehe bei dem Schimmer der Alabaſterlampe eine zweite Figur vor dem erbrochenen Schreibtiſche, die ſich damit beſchäftigte, Geld und Geldeswerth durch das geöffnete Fenſter zu werfen; im Moment meines Schuſſes hatte er ſich nach mir gewandt und die Spitze ſeines Dolches fuhr mir durch den Aermel. Es hätte aber eines Rieſen Kraft bedurft, um mich zurückzuhalten, als ich einen dritten Burſchen bemerkte, der an dem Bette der theuren Frau ſtand und ihre ſchwachen Laute und ihre Bewegungen durch Kiſſen zu hemmen ſuchte, unter denen ſie erſticken mußte. Mit der ganzen Gewalt, welche Wuth und das Anſchauen der höchſten Gefahr geben kann, warf ich mich auf den Menſchen, in deſſen unheiligen Händen das edle Schlachtopfer ſich ſträubte. Mein heftiger Anfall riß ihn zu Boden, und es gelang mir, auf ſeine Bruſt zu knieen, wobei mir jedoch, da ich keine Waffe hatte, als meine losgeſchoſſene Piſtole, nichts übrig blieb, als ihn zu erdrücken. Sein Gefährte ließ mir indeſſen keine Zeit dazu. Nachdem er laut und durchdringend zu dem Fenſter hinaus gepfiffen hatte, um ſeine Helfershelfer herbeizurufen, kam er ſeinem Kameraden zu Hülfe. Ich wehrte mich zwar ſo gut als möglich; ich hatte mit der einen Hand einen Stuhl erfaßt, mit welchem ich meine zwei Feinde vom Leibe hielt, mit der andern ſchwang ich den Knauf meiner Piſtole und Ali ſtand mir treulich mit manchem Biß in die Waden bei. „Stoß den Satan nieder!“ rief der Eine, und ſchon ſah ich das Meſſer auf den Hund gezückt und fühlte mit dem ängſtlichen Gedanken an der beiden Frauen muthmaßliches Geſchick meinen eigenen Untergang herannahen, als ich Paulinens Stimme rufen hörte: „Luiſe, Margarethe, läutet die Sturmglocke!“ und das heldenmüthige Mädchen herbeieilen ſah. Sie trug eine eiſerne Stange in den Händen, welche ſonſt zum Verſchließen der äußern Thüre dient, und kaum hatte ſie meine Lage geſehen, als ſie, mit dem ſchmetternden Ausrufe: „Gott im Himmel, Friedrich!“ und mit einer Kraft, die einem ſo zarten Weſen von oben gegeben ſeyn mußte, die Waffe hob und mit einem ſo kräftigen Schlag über das Haupt meines einen Gegners führte, daß er betäubt zurück taumelte. Ich bekam Luft und raffte mich auf; indem fing die große Glocke an zu läuten, welche oben auf dem Dache zum Zeichen der Noth angezogen wird, und keine zwei Minuten vergingen, ſo hörten

Digitized by Google

wir ſchon die Knechte auf dem Hofe und vor allen Niklaſens Stimme, welche gleich einer Auferſtehungspoſaune rief: „Auf, auf! Gefahr auf dem Herrnhofe! zu Hülfe!“ Die Räuber ſahen, daß hier ihres Bleibens nicht länger war, und ſprangen eiligſt zu den Fenſtern hinaus, wurden aber mit noch einigen Gefährten und nebſt dem Verwundeten auf der Altane durch die herandringenden Leute aufgefangen und nach dem nächſten Städtchen gebracht. Der Anführer und Leiter des nächtlichen Ueberfalls, unter deſſen mörderiſchen Händen ich unſere Großmutter gefunden hatte, war der Mann der nämlichen Catharine, welche von den Frauen unterhalten und gepflegt wird. Als ehemaliger Diener des Hauſes wußte er um Alles Beſcheid, und es war ihm ein Leichtes, ſeine Genoſſen in das unbeſchützte und wenig verwahrte Haus zu bringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

(Fortſetzung.)

Nun nur noch Etwas aus dem Bilde der Cherusker oder Harisken, wie es in der Geſchichte erſcheint. Unfern von den Quellen der Ems und Lippe, im Teutoburger Walde, fiel Varus mit ſeinen drei Legionen, drei Reitergeſchwadern und ſechs Kohorten durch die Gewalt der deutſchen Waffen im Jahr 9 nach Chriſti Geburt. Von dieſer Zeit an glänzte der Name der von Cäſar zuerſt mit Hindeutung auf Macht und Anſehen genannten Cherusker, die mit ihrem Arminius den Hauptantheil an jenem Schlage hatten, bis zum Tode ihres Führers vor den Namen aller andern deutſchen Völker. Der Ruhm jener Großthat läßt Etwas zu wünſchen übrig, aber er wird nicht zu Schanden, wenn wir auch nicht bezweifeln, daß die Deutſchen die Anſtalten zum Aufſtande gegen Varus und ſeine Römer mit dem Schein des Gehorſams und der Geduld bedeckten, wenn wir nur da beiſtimmen, wo behauptet wird, daß ihr Befreiungswerk im Sinne des Tacitus betrachtet werden müſſe, der, ohne wegen jener Liſt Etwas vom Lobe des Arminius abzuziehen, es bedauert, daß der Name dieſes deutſchen Feldherrn nicht größer unter den Römern ſey, und daß die ſelbſtſüchtigen Griechen ihn in ihren Jahrbüchern übergeben. Zeit und Umſtände geben uns den Maaßſtab zur Beurtheilung der Wege, die man bei jenem Unternehmen einſchlug, durch das Deutſchland den Römern entriſſen ward, und die altdeutſche Redlichkeit wird durch jene, ohne Zweifel mit Uebertreibung geſchilderte Täuſchung der Unterdrücker, eine freilich nicht ſtreng moraliſche Handlung, noch nicht zum Traume.

Nach erneuerten Angriffen und nach wechſelndem Kriegsglück gaben die Römer das innere Germanien auf. Vergebens war ihre Hoffnung, daß die Cherusker, die auch bei dieſen Kämpfen die meiſte Arbeit und die meiſten Verdienſte hatten, auswandern und ſich über die Elbe retten würden. Ihnen, den Herren der Welt, ward das Loos, nach dem Rheine wandern zu müſſen. Hierauf wendeten ſich die Cherusker, mit ihren Bundesgenoſſen von der Varnsſchlacht her, und mit Semnonen und Longobarden gegen den mächtigen Markomannen-König Marobad. Eine große Schlacht in einer der Gegenden zwiſchen dem Harz und Böhmen ſchien unentſchieden. Aber Marobad kehrte nach den Gränzen ſeines Boiemum zurück und erklärte ſich dadurch für überwunden. — Eine Zeit lang ſoll unter dem Namen Cherusker ein großer deutſcher Völkerbund zu verſtehen ſeyn, und es ſoll Licht dadurch in die Geſchichte gebracht werden. Wenn aber neben ihnen die andern deutſchen Völker immer mitgenannt werden, die mit ihnen gegen Rom im Kriege waren, wenn Tacitus auch über den Kampf mit Marobad ſagt, daß Cherusker und ihre Bundesgenoſſen, die früher unter Arminius mitgefochten, alſo Katten, Brukter und Marſen, und dann jene Neuerworbenen gegen Marobad ſtanden, wenn für die folgende Zeit ſelbſt die Dauer jenes Bundes ſehr zweifelhaft wird, ſo halte ſich an jenen Geſammtheitsnamen, wer da will, feſt iſt der Punkt nicht. — Mit Arminius war die Größe ſeines Volkes untergegangen; es kam eine Zeit, in welcher es ſich, ſo wechſelt der Lauf der Dinge und der Menſchen Sinn, ſelbſt Könige von Rom erbat, den Italikus, jenes Neffen, des Römerfreundes Flavius Sohn, ſpäter den Chariomer — ſiehe da wieder ein ch! Beide brachten ihrem Volke kein Glück und keine Ruhe, und fanden für ſich keine Sicherheit und keinen Frieden. Als aber das erſte Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung ſich zum Ende neigte, rühmte man in Deutſchland die Beſiegung und Demüthigung der Cherusker (Cherüsken laßt uns wenigſtens ſagen), die nicht übermüthig, aber laß und unkriegeriſch geworden waren, durch die Waffen der kräftig ausdauernden Katten, denen ſie gegen Rom nicht hatten beiſtehen wollen. Der Umſtand, daß um dieſe Zeit die Katten mit Chauken ſich berühren, läßt vermuthen, daß die Cherusken damals auch Land an der Weſer verloren. Weiter weiß die Geſchichte von Veränderungen ihrer Wohnſitze nichts. Nie wurden ſie wieder groß. Doch wird des Volkes Name groß bleiben, ſo lange es einen Harz und ein Deutſchland gibt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, September.

(Fortſetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Baſel.

Die Baſeler Engherzigkeit gibt ſich bei allen gemeinſamen Unternehmungen kund. Seit zehn Jahren ſind mehrere ſehr rühmliche Anſtalten zu Stande gekommen. Man hat zwei Kaſino's, ein Schauſpielhaus und ein neues Leſegeſellſchaftslokal erbaut. Alle dieſe Gebäude machen der Stadt Ehre. Allein es iſt kaum glaublich, mit welcher Mühe die Beiträge aufgebracht wurden. Anderwärts würden einige Matadors mit kräftigen Unterzeichnungen vorangegangen ſeyn; hier das Gegentheil. Ja man behauptet, daß eben die Reichſten am meiſten ſolche Unternehmungen erſchweren, indem ſie durch ihre Filzigkeit das ganze Publikum ungeneigt machen. Man nennt ſogar Manche (und dieſe Egoiſten verdienten öffentlich genannt zu werden, da ſie insbeſondere die Stadt in übeln Ruf bringen), die ſtets jeden Beitrag zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke verſagen.

Aehnliches gilt nun auch von dem **Geſelligkeitsſinne** der Baſeler. Ungeſellig kann man ſie nicht nennen, aber ein höheres, veredeltes, oder nur ein öffentliches, geſelliges Leben ſucht man vergebens. Sie leben nicht mehr als anderswo in ihren Häuſern; des Tags gehen faſt Alle ihren Geſchäften nach, denn Pflaſtertreter gibt es wenige, am Abend aber geht Alles theils in die Leſegeſellſchaft, theils in die ſogenannten Kämmerleins, theils in eine Taverneugeſellſchaft. Ebenſo geht das weibliche Geſchlecht fleißig in Geſellſchaft, und überdieß haben häufige Vereinigungen der nähern Familienglieder ſtatt. Beſonders geſellig ſollen, wenn gleich nur unter ſich, die Glieder der verſchiedenen Sekten leben, und in ihrem Umgang eine ſonſt nur zu ſeltene Herzlichkeit und Innigkeit ſtattfinden. Von gemiſchten Geſellſchaften weiß man hingegen wenig; nur ſelten wird etwa in Privathäuſern eine ſogenannte Soirée veranſtaltet, öffentliche gibt es keine, trotz der ſchönen Kaſinogebäude. Im Winter gibt es Konzerte, die aber nur die Reichen beſuchen, und drei oder vier Bälle, die oft kaum dieſen Namen verdienen. Es iſt kaum begreiflich, wo junge Leute der höhern Stände ſich ſehen und kennen lernen. Noch weniger gibt es Orte, wo alle Stände zuſammenkommen; man weiß nichts von Kaffeegärten und allgemeinen Vergnügungsorten; die Spaziergänge ſind leer, einſam wandert man vor die Thore, und Sonntags geht oder fährt Alles nach benachbarten Dörfern oder Wirthshäuſern, und da ſieht man freilich, daß gar viele Baſeler keine Kopfhänger ſind.

Es liegt am Tage, daß, wenn dem Einwohner auch dieſe Lebensweiſe zuſagt, der **Fremde** dabei wenig ſeine Rechnung findet, und es wird begreiflich, daß Baſel ſeiner Ungeſelligkeit wegen verſchrieen iſt. Wahr iſt, die meiſten Fremden ſuchen gar keine Geſellſchaft; die einen reiſen blos durch, andere haben nur ihre Geſchäfte im Auge. Wie aber, wenn ſie Umgang wünſchten? Man führt ſie in die Leſegeſellſchaft und da finden ſie eine Menge Tageblätter, doch wenig mehr. Unläugbar iſt der Baſeler gegen den Fremden nicht zuvorkommend, und beinahe froh, wenn er ſeiner los wird; ob jedoch Stolz und Selbſtgenügſamkeit, oder aber Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und Mangel an wahrer Bildung die Urſache ſind, möchte ich nicht entſcheiden. Merkwürdig iſt, daß ſelbſt der Baſeler, wenn er von Reiſen kommt, kaum davon ſprechen mag oder darf, und auffallend, wie wenig Antheil man an auswärtigen Ereigniſſen, mit Ausnahme der politiſchen, nimmt. Daher iſt denn auch die Converſation ziemlich trokken und alltäglich.

Zweierlei trägt wohl viel zu dieſer **Abgeſchloſſenheit** bei. Für's Erſte, daß die Baſeler nur wenige wirklich freundſchaftliche und ſo viel als keine Familienverbindungen auswärts haben. Es iſt unter den reichen Klaſſen wenigſtens faſt ohne Beiſpiel, daß Jemand außer der Stadt ſich verheirathet, und wahrſcheinlich hat eine ähnliche Abſonderung von Seite der Mittelklaſſe mitgewirkt, die Landſchaft zu entfremden.

Eine zweite noch wirkſamere Urſache dieſer Abneigung liegt ſicherlich in dem leidigen **Handwerkszwang**, der bekanntlich in Baſel noch ſehr feſt beſteht. Jeder Handwerker iſt ein entſchiedener Feind alles Fremden; in jedem Ausländer ſieht er einen ſchädlichen Konkurrenten, er ſtößt ihn zurück, wenn er ſich niederlaſſen will, und erſchwert ihm die Erlangung des Bürgerrechts. Keine fremde Handwerkswaare duldet er, und läßt ſie unter den Thoren wegnehmen. Wie läßt ſich da eine Befreundung mit der Umgebung denken? Und doch iſt dieſer Nachtheil noch lange nicht der größte. Alle Einwohner leiden darunter, denn das Leben wird theurer. Wäre die Stadt frei, ſo wäre gewiß daß Fleiſch um 25 pCt. wohlfeiler. Dieſe gegenſeitige Bedrückung erzeugt einen geheimen Krieg Aller gegen Alle; der Zwang ſchadet dabei dem Handwerker ſelbſt, da die Furcht vor Uebertheurung ein Vorurtheil hervorbringt, in Folge deſſen man ſich möglichſt ohne Handwerker behilft. Offenbar iſt durch dieſe Vorrechte die Bürgerſchaft in zwei Theile ſcharf geſchieden, und in alle ſozialen Verhältniſſe geht dieſe Trennung über. Bei öffentlichen Verſammlungen fragt man immer, ob die Handwerker oder die Nichthandwerker die Oberhand haben, bei allen Einrichtungen, ob jener Privilegien angetaſtet werden mögen.

Man ſollte meinen, nicht nur die ganze Inſaſſenſchaft, ſondern auch der größte Theil der Bürgerſchaft müſſe längſt die Abſchaffung ſo läſtiger Feſſeln wünſchen, und unſchwer ſolche durchſetzen können; allein natürlich haben nur die Bürger hineinzureden, und wer wird wagen, jene Privilegien anzugreifen? Würde er auch nicht geſteinigt, ſo wäre er doch gewiß, zeitlebens für einen Bürgerfeind zu gelten. Das Zunftweſen gehört zur politiſchen Orthodoxie. Viele glauben auch wirklich, ohne Zunftrechte könne kein Handwerker beſtehen, und die Gewerbsfreiheit müſſe den Mittelſtand zu Grund richten. Beiſpiele anderer Länder gelten nichts; denn der Baſeler hält ſeine Stadt für ein Weſen ganz eigener, unvergleichbarer Art. Manche, einige perſönliche ökonomiſche Vortheile andern Intereſſen aufopfernd, werden Verfechter der Zunftordnungen, weil dieß ein bewährtes Mittel iſt pour parvenir.

Nach dem eben Geſagten iſt begreiflich, daß der Fremde von den Baſelern wenig eingenommen werden kann, und daß ihm ihre Geſelligkeit in keinem günſtigen Lichte erſcheinen mag. Gewiß iſt indeſſen, daß, wenn der Baſeler einmal ſeine Behaglichkeit oder Indolenz überwindet, er dann Alles anwendet, ſich durch Gaſtfreundſchaft auszuzeichnen. So haben die verſchiedenen ſchweizeriſchen Vereine, die Schützengeſellſchaft, die gemeinnützige, die muſikaliſche u. a., ſo oft ſie ſich in Baſel eingefunden, nicht genug ihre Aufnahme rühmen können. Eben ſo vergnügt werden alle Fremden ſeyn, die jährlich zu den Bibel- und Miſſionsfeſten nach Baſel kommen, und ſelbſt das Militär, das gegenwärtig in Baſel einquartiert iſt, muß mit der Bewirthung und Behandlung über alle Erwartung zufrieden ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Oktober 1833.

Im Grenzenloſen ſich zu finden,
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löst ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen,
Sich aufzugeben, iſt Genuß.

Goethe.

Die Epopten der Geſchichte.

Durch's Grab der Welt entflohen,
Gedacht' ich die Heroen
Vergangner Zeit zu ſchau'n;
Zu höhrer That verbündet,
Von neuer Glut entzündet,
Mit ihnen fortzubau'n.

Der Helden eignem Munde
Abhorch' ich dann die Kunde,
Die grau jezt und verwiſcht;
Dort wird zur vollen Blüthe
Dem ſtaunenden Gemüthe
Erinnrung aufgefriſcht.

Dort glätten ſich die Falten,
Dort wachſen die Geſtalten,
Die hier die Noth gebeugt;
Dort wird zu mark'ger Tugend
Am Brunnen ew'ger Jugend
Die Schwachheit aufgeſäugt.

In ſolches Schau'n verſunken,
Hat einſt den Tod getrunken
Der Weiſe von Athen:
„Dort werd' ich die Erhabnen,
Die lange ſchon Begrabnen
In Schönheit leuchten ſeh'n.

Dann vom Trojanerkriege,
Vom Marathoner Siege
Erzählen ſie mit Luſt;
Vom Haß nicht mehr gepeinigt,
Vom Staub des Kampfs gereinigt
Die narbenvolle Bruſt!“

Dieß waren meine Träume,
Bis ich die Tempelräume
Mnemoſyne's betrat,
Wo ich um ſichre Kunde
Mit ehrfurchtsvollem Munde
Die ernſten Greiſe bat.

Sie tilgten in den Herzen
Die angeerbten Schmerzen
Durch der Beſchauung Kraft;
Sie kannten nicht die Reue,
Sie wandelten als Freie
Noch in des Lebens Haft.

Sie ſchrieben, abgeſchieden
Vom Lärm der Welt, im Frieden
Der Menſchheit Thatenbuch;
Wem ſeine Zeit geſchlagen,
Der legte ohne Klagen
Sich unter's Leichentuch.

Digitized by Google

Getränkt von ihren Lehren,
Lernt' ich gemach entbehren,
Was ich geliebt zuvor;
Als ſie mein Wachsthum merkten,
Da ſprachen zum Geſtärkten
Zum Abſchied ſie im Chor:

„Heil! wer der Täuſchung Binde
So kampflos, ſo gelinde
Wie du jezt, abgeſtreift!
Wer mit verſöhntem Sinne
Getroſt nach dem Gewinne
Der lautern Wahrheit greift!

Nicht mehr dem Eignen Kleinen —
Dem Großen nur, dem Einen
Verpfändet iſt dein Herz;
Dich weihte die Betrachtung
Zur Kunſt der Weltverachtung,
Zu der Verleugnung Schmerz.

O Sohn! es wird nicht droben
Dein Loos dir aufgehoben!
Die Gegenwart iſt dein!
Laß, ſuchend das Entfernte,
Nicht dieſes Lebens Ernte
Für dich verloren ſeyn!

Nicht zittre vor Vernichtung,
Wenn auch das Land der Dichtung
In Aſch' und Dunſt zerfliegt;
Zum wahren Seyn geneſen,
Wird dein unſterblich Weſen
Vom Grabe nicht beſiegt.

Von kräft'gen Lebens Fülle
Umklammerte die Hülle
Das blinde Volk am Nil,
Deß Seelen, ſtarr wie Felſen,
Das Licht nicht konnte ſchmelzen,
Das aus den Höhen fiel.

Laß ſie in dumpfen Kammern
Um ihre Larven jammern,
Draus Mark und Geiſt entfloh!
Du werd' im höhern Lichte,
Ein Prieſter der Geſchichte,
Der freud'gen Weisheit froh!

Lern' jene Heimath ahnen,
Wo ſilberweiße Fahnen
Den Gruß des Friedens weh'n;
Dort ſiehſt du, unbegrenzet,
Vom Strahl des Geiſt's durchglänzet,
Ein Pantheon erſteh'n.

Dort ruht, wer hier geſchieden,
In des Gedankens Frieden,
Von Lieb' und Haß entwöhnt;
Dort iſt die Schuld vernichtet,
Dort iſt der Kampf geſchlichtet,
Das Schickſal ausgeſöhnt.

Dieß Reich wird nie geſtöret,
Kein Wechſel mehr empöret
Die ſtillen Geiſter dort;
Dem eignen Wunſch entnommen,
Lebt zu der Nachwelt Frommen
Die Schaar der Todten fort.

Sie lerne lebend ehren,
So wirſt du würdig mehren
Dereinſt die ernſte Schaar;
Denn wir auch opfern billig,
Gezwungen oder willig,
Uns ſelbſt einſt am Altar.

Den langen Todtenzügen
Schließt nach des Lebens Gnügen
Sich jede Seele an;
Dann wird er aufgegeben,
Der Eine Tropfen Leben,
Im großen Ocean.

Der Kön'ge Rath und Handlung,
Der Reiche Fall und Wandlung
Iſt Arabeskenſpiel;
Durch den Ruin gewaltſam
Naht ernſt und unaufhaltſam
Der Weltgeiſt ſeinem Ziel.

Es reichen ohne Ende
Geſchlechter ſich die Hände,
Und drängend, ohne Ruh,
Rückt jedes, ſeine Sendung
Erfüllend, der Vollendung
Wie im Triumphe zu.

Einſt hängſt auch du, umſchattet
Von Todesnacht, ermattet
Vom mannigfalt'gen Lauf,
Dein Innerſtes und Freiſtes
Am Hochaltar des Geiſtes
Als Siegstrophäen auf.“

G. Pfizer.

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſetzung.)

Was du hier geleſen haſt, war übrigens das Werk einer halben Viertelſtunde, nach deren Verlauf Pauline

Digitized by Google

und ich, umringt von den hereindringenden Menſchen, an dem Bette der Großmama ſtanden, welche ſich durch unſern Beiſtand wieder erholt hatte und jetzt in beinahe ganz wieder gewonnener Faſſung aufgerichtet daſaß. Unmöglich iſt es, mit Worten die Gefühle zu zeichnen, die nach ſo ſchrecklichen, ſo glücklich überſtandenen Minuten unſere Herzen erfüllten. Noch weit unmöglicher wäre es geweſen, ihren Ausbruch zurückzuhalten. Während nun Alle ſich in lautem Eifer das Ereigniß erzählten, mit Anfang und Ende und all ſeinen Urſachen kommentirten, ihre Vorahnungen und ihren Schreck als das einzige Wichtige bei der Sache behandelten, lag Pauline, deren Heldenmuth ſchnell der furchtſamen Weiblichkeit gewichen war, eng von mir umſchlungen, ſchluchzend und zitternd an meinem Herzen, ohne daß wir uns der fremden Blicke nur bewußt geweſen wären, die auf uns ruhten. Ich fühlte mich durch ſie gerettet, ſah unſere theure Wohlthäterin, der drohenden Gefahr entriſſen, dankbar und ſegnend ihre Hand auf unſere verſchlungenen Hände legen — ſollte es mir da nicht erlaubt geweſen ſeyn, mich noch ganz glücklich zu träumen und Minutenlang die Ketten abzuwerfen, die mich wund drücken?

Der Reſt der Nacht verfloß uns allen ſchlaflos, obſchon wir die Ruhe wieder geſucht hatten. Abreiſen konnte ich nun heute nicht, jedoch durfte ich meinen Vorſatz nicht lange aufſchieben, da die wichtigen Gründe für meine Entfernung mehr als je ſtattfanden. — Wir hatten uns am Morgen in jener weichen Stimmung begrüßt, welche eine überſtandene Gefahr und angegriffene Lebensgeiſter meiſt geben, und ich ſaß nach dem Frühſtücke, in die Scenen der vergangenen Nacht verſunken, allein neben der Großmutter, als ſie, mir die Hand freundlich auf die Schulter legend, zu mir ſagte: „Friedrich! ein ſchöner und unvergeßlicher Augenblick hat mich vor einigen Stunden tief in Dein und Paulinens Herz ſchauen und mich das als Wirklichkeit ſehen laſſen, was ich ſeit geraumer Zeit ahnete. Ihr liebt Euch!“ Ich ließ dieſe Bemerkung, die halb wie eine Frage klang, unter Stillſchweigen vorüber gehen, und bog mich, um meine Verlegenheit zu verbergen, zu dem Hunde nieder, der, zwiſchen meinen Knieen ſitzend, es ordentlich zu fühlen ſchien, daß er, als der Held der vergangenen Nacht, größere Rechte als jemals hatte. „Wenn ich früher gegen eine Verbindung zwiſchen Euch geſprochen habe,“ fuhr ſie nach einer Pauſe weiter fort, „ſo geſchah dieß aus ganz reinen, Euer Glück bezweckenden Abſichten, und vielleicht auch in der Meinung, Dir den möglichen Wahn zu benehmen, als wünſche ich aus eigenſüchtigen Gründen eine ſolche Heirath herbei zu führen. Was ich damals zu Dir ſprach, ſteht noch jetzt als beſtimmte Wahrheit in meinem Herzen feſt. Ich habe zu viel leichtſinnig geſchloſſene und unglücklich ausgefallene Ehen geſehen, als daß ich mich nicht vor der Möglichkeit entſetzen ſollte, meine beiden geliebten Kinder um eines flüchtig entſtandenen und ſchnell verrauchten Gefühles willen zu einem ähnlichen Schickſale verurtheilt und mich als die Urſache anſehen zu müſſen. Ich wußte auch, daß Du früher ein Verhältniß mit einem lieben Mädchen angeknüpft hatteſt, an deſſen Zukunft ich den innigſten Antheil nehme, und da Du mit mir nie ſelbſt darüber geſprochen haſt, ſo konnte ich glauben, jene Verbindung mache Dir den Gedanken peinlich, daß ich Dich und Paulinen für einander beſtimmt habe. Ich ſchwache Sterbliche werde mich nie ermächtigen, mein Sohn, in irgend eines Menſchen Geſchick gewaltſam einzugreifen, am wenigſten in das Deinige, das mit meinem eigenen Wohl und Weh ſo enge verknüpft iſt. Darum, wenn Du fühlſt, daß Deine Wünſche, daß Deine Gefühle an Paulinen gebunden ſind, wenn Du nach reiflichem Nachdenken Dir ſagen darfſt, ſie ſey dasjenige Weſen, das Du Dir, nicht nur zur Theilnehmerin einiger ſüß berauſchenden Momente, ſondern zur treuen Gefährtin für das ganze Leben wünſcheſt; wenn meines lieben Kindes Herz, wie ich beinahe vermuthen muß, mit dem Deinigen einverſtanden iſt und keine andere Pflicht im Wege ſteht, ſo darfſt Du nicht glauben, daß ich mich Eurem Verlangen entgegenſtellen werde, und mußt deßhalb nicht der großmütterlichen Wohnung entfliehen.“

Kurt, denke dir meine Empfindungen bei dieſen himmliſchen, dieſen furchtbaren Worten! Ich ſah mir ein Glück geboten, nach welchem ich ſo lange ſchon meine ſehnenden Blicke gerichtet hatte; ich ahnte, daß und wie ich geliebt war, und ich durfte nicht dankend zu den Füßen meiner Großmutter ſtürzen, ich mußte dem Heil meines Lebens entſagen, wollte ich meiner eigenen Achtung, des Wohlwollens meiner edlen Mutter und der Liebe eines Engels würdig bleiben. Ich konnte keine Minute über das unentſchieden ſeyn, was ich zu thun hatte: volles, unumſchränktes Vertrauen, offene Darſtellung meines Verhältniſſes zu Ulriken, meiner Befürchtungen, der leiſen Hoffnung, die zuweilen in unbewachten Augenblicken mein Herz überraſchen wollte, und meines feſten Entſchluſſes, konnte hier allein geziemend ſeyn.

Je weiter ich in meiner Erzählung kam, als ich meiner Kämpfe gegen eine erwachende Leidenſchaft, meiner öftern Schwäche und endlich der Unterredung gedachte, deren geheimer Zeuge ich geweſen war und die mich beſtimmt hatte, meinem frühern Gelübde, ſelbſt um der höchſten Seligkeit willen, nicht untreu zu werden, ward ihr Geſicht immer freundlicher, ihr Lächeln immer liebevoller, und ihre Züge verklärten ſich zuletzt in ſolcher Anmuth, daß ich ſie noch niemals ſo geſehen hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel. September.

(Fortſetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Baſel.

Unſtreitig fühlen viele Baſeler ſelbſt, daß dem geſelligen Verkehr eine weſentliche Reform, ein kräftiger Umſchwung Noth thut. Mit der Erbauung ſchöner Gebäude iſt es aber nicht gethan; vielleicht ſogar wird damit nicht auf die zweckmäßigſte Weiſe angefangen. Der Baſeler ſcheut nicht bloß größere Geldausgabe, er ſcheut alle Koſten der Unterhaltung. Ein elegantes Gebäude iſt nicht comfortabel; man muß ſich mutzen, wie der Baſeler ſagt, und dieß ſchon iſt ihm läſtig. Jeder Menſch, und der Baſeler insbeſondere, iſt ein Gewohnheitsthier. Soll er ſich ändern, ſo muß er allmählig gewöhnt werden, an mannigfaltigern, geſelligen Vereinigungen Freude zu finden. Es müſſen ihm zu dem Ende Mittel und Anläſſe geboten und dieſe ſo viel als möglich erleichtert werden. Sie müßten angeordnet ſeyn, daß die verſchiedenen Geſchlechter und Stände Theil nähmen. Gewohnheiten laſſen ſich nicht plötzlich umändern, und ſelbſt durch Revolutionen nicht. Gar ſehr iſt übrigens zu bezweifeln, daß die neuere politiſche Umwälzung, die Baſel erlitten, einen günſtigen Einfluß auf die ſozialen Lebensverhältniſſe haben wird. Bei der künftigen Stellung der Stadt und ihrer völligen Iſolirung und Beſchränkung auf ſich ſelbſt, kann ſchwerlich ein großartiger und weltbürgerlicher Sinn erwachen und die Engherzigkeit und der Zunftgeiſt ſich verlieren; die ungerechte Behandlung, die Baſel erfahren, und die Liebloſigkeit, mit der es allgemein beurtheilt wurde, ſind wenig geeignet, die Denkungsart humaner und den trüben, religiöſen Geiſt der Einwohner heiterer zu machen; alle Schändlichkeiten, die unter der Firma des Liberalismus begangen werden, müſſen den ächten ſogar noch verdächtigen und verſcheuchen, und überdieß kann jene Beſchränkung manchen neuern Beſtrebungen nicht anders als nachtheilig ſeyn.

Beſonders verdienſtlich iſt, was in Baſel ſeit zwanzig Jahren zur Förderung des öffentlichen Unterrichts in der Stadt, wie für die Landſchaft, gethan worden. Allgemein wurde auch vor Kurzem noch anerkannt, daß dieſer Kanton alle übrigen in dieſem Punkte übertreffe. Weſentlich wurden die hohen und niedern Schulen verbeſſert und nach Bedarf auch fremde Lehrer angeſtellt. Die Gründung einer Univerſität ging ohne Zweifel über Baſels Kräfte. Löblich bleibt aber immer die Geſinnung, die ſie hervorrief. Dabei war ſie nicht ohne vielfach wohlthätigen Einfluß auf das wiſſenſchaftliche und ſelbſt auf das ſoziale Leben. Die fremden Lehrer, die herbeigerufen wurden, brachten einen neuen und regern Geiſt in manche Geſellſchaft, und durch Vorleſungen für das größere Publikum wurde allmählig einiger Geſchmack an geiſtiger Beſchäftigung verbreitet. Leider gebrach es der Anſtalt aber an aller Aufmunterung von außen; ſie konnte nie erſtarken; ſchon vor den lezten Ereigniſſen fing ſie an dahinzuwelken, und dieſe haben ſie ihrer Auflöſung vollends nahe gebracht. Die Stadt hat eine nicht kleine Anzahl junger wiſſenſchaftlich gebildeter Männer erworben; allein im Allgemeinen trifft man die frühere Gleichgültigkeit für alle wiſſenſchaftliche Leiſtung an. Ich hörte nie mit einer Art Verehrung von irgend einem Gelehrten ſprechen. Auch hierin möchte Stolz und Indolenz ſich begegnen, und ſicherlich hat auch dadurch die Baſeler Sache in den Augen der Welt gelitten. Während die Gegner unermüdet waren, die öffentliche Stimme für die ihre zu gewinnen, that man in Baſel wenig; man affektirte Verachtung, und glaubte, wie immer, der geiſtigen Gewalt entbehren zu können.

Vom Kunſtſinne der Baſeler habe ich wenig in Erfahrung bringen können. Einige Private ſollen reiche Kunſtſchätze beſitzen; die Liebhaberei ſoll aber eher ab-, als zunehmen. Muſik wird faſt in allen Familien gelehrt, doch Wenige ſollen erwachſen ſie fortüben. Die Winterkonzerte ſind verhältnißmäßig ausgezeichnet gut.

(Der Beſchluß folgt.)

München, September.

Schönes Wetter.

Es war am 2ten Mai, als es auf einmal, wie auf einen Zauberſchlag, ſchön bei uns wurde, überall, am Himmel, im Walde, auf der Flur, in der Stadt. In den Wäldern ſtanden zwar die Eichen noch wie an den ſtarren Winter mahnende Gerippe, umflogen und umhangen von dürren, falben Blättern, waren die Buchen noch röthliche, durchſichtige Gewölbe ohne Bedeckung, die Birken wie Reiſig und nur mit farbloſen Guirlanden geſchmückt; aber der Boden war ſchon mit grünem, weichem Teppiche belegt, und laue, duftige Hauche rührten ſchon die welken Blätter; auf den Matten und Wieſen blühten die Schlüſſelblumen, die Gänſeblümchen, ſo wie die ſchöne, dem Norden unbekannte, tiefhimmelblaue Enziane. In der Stadt wurden wieder über die Fenſter und die Balkone die eleganten Schirme ausgeſpannt und unter die Schirme die Blumen geſtellt, die Käfige gehängt; unter den Blumen erſchienen wieder, ihrer Vermummung bar, die Lilien und Roſen der Frauen, und die Frauen wandelten in den Gaſſen wieder ſo leicht, ſo ſchwebend mit ihren farbigen Paraſols und Fächern, in ihren Sommerkleidern. In das Morgengeſchrei der Spatzen miſchte ſich das ſüße Zwitſchern der heimgekehrten Wandervögel, in das Geſchrei der heulenden Topfbinder, der kreiſchenden Streuſandverkäufer, der johlenden Milchweiber der Geſang der Kanarienvögel und Nachtigallen. Grüner waren die Fichten, welche hier die Weinhäuſer bezeichnen, ſchöner bekränzt die Glocken, welche über dem Eingange der Bierhäuſer als Schilder ſchweben, heitrer thronten die Madonnen, deren Bilder hier die Façaden faſt aller Häuſer ſchmücken, und ſelbſt die Guirlanden des Zopfſtyls an den Gebäuden aus dem vorigen Jahrhundert waren ſchön mit den Schwalben, die daran ihre Neſter bauten, mit den Tauben, welche darauf ſich ergözten. Und herein aus der Fremde, unter dem muntern Schalle des Poſthorns, kamen die Reiſenden und weilten gerne bei uns und wunderten ſich nicht, daß es ſo viele ſchwarze Haare hier gibt, ſo viele heiße Augen, ſo viel Südliches überhaupt; denn es ſah wirklich ſüdlich bei uns aus, wiewohl man nur drei Kirſchen für einen Kreuzer bekam. Es war eine rührende Zeit. Welch ein Genuß alsdann, den Hofgarten, den engliſchen Garten, die Luſtgärten der Iſar zu beſuchen! Welch ein Genuß, den ſchönen Bauten beizuwohnen, dem emſigen Gewimmel der Arbeiter daran, der Künſtler darin! Und ſich dann hin zu ſetzen in's Kühle, die Bruſt zu lüften, den Hut abzunehmen, zu athmen in langen, vollen Zügen, nichts zu ſehen, als Leben, nichts zu hören, als Freude, und wenn man die bloße Hand in die Luft ausſtreckte, nichts zu fühlen, als laue Luft! Allein leider — doch ſtille! laſſen wir das Wetter ſchön während der Beſchreibung deſſen, was München in der ſchönen Jahrszeit Erfreuliches und Merkwürdiges darbot, und womit ich Sie nun unterhalten will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Oktober 1833.

> Fließe, des Lebens Strom! du gehſt in Wellen vorüber,
> Wo mit wechſelnder Höh' eine die andre begräbt.
>
> Herder.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

Von G. H. Schubert. *)

Erſter Artikel.

Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenſcheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes beſondere Wirken für ſich allein, ohne den walten- den Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zuſtände der Seele, welche in ihrem Gebiete dem Schlaf des Leibes entſprechen. Das Eigenleben der Seele, deſſen ſelbſtſtändiges Bewegen zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seyns und Lebens iſt, würde für ſich ſelber unaufhaltſam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in ſeinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Beſtehenden macht. Wie dieß ein Tag dem andern lehrt: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erſchöpfung der Kraft und zur Auflöſung führen, umſchlänge die Lebendigen nicht ſtets wieder von Neuem das mütterlich pflegende Band des Schlafes; ſo wird, vermöge der Wirkung eines Alle zuſammenhaltenden Geiſtes, das täglich, ja in jedem Augenblick ſich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Geſtaltung, welche nach beſtimmtem Geſetz ihre Zeit hindurch zunimmt und wächſt, und dann wieder abnimmt und verſchwindet. Dieſem Vorgang iſt jedoch hier in einer tiefer gelegenen Stätte nachzuſpüren, als die ſichtbare Behauſung des Leibes iſt.

Es iſt keine einzige Thätigkeit und Anſpannung der Seele, welche nicht alsbald in Abſpannung und Ermattung ſich auflöſen würde, wenn nicht auch über dieſes Begegniß ein Geſetz der Erhaltung waltete, welches ſchafft, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andern, ſcheinbar niedrigern Stufe ſich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt ſich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der ſelbſtthätigen Richtung des Lebens von Neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß, der von oben kommt, und ſo wird, wie aus einem beſtändigen Fallen und Wiederaufſtehen das leibliche Leben, eben ſo aus dem beſtändigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortſchreiten auf dem Wege ihrer innern Entfaltung.

Von einem trefflichen Doktor erzählt man, daß er einſt von der leichten Zerſtreubarkeit auch der beſten menſchlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigſte Menſch kein Vater unſer zu beten

*) Aus der in Kurzem erſcheinenden, völlig umgearbeiteten zweiten Auflage der Geſchichte der Seele dieſes Verfaſſers.

Digitized by Google

vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da ſagte einer der Dabeiſtehenden: „Ei, mein Herr Doktor, dieſes getraue ich mich wohl ohne dergleichen Anſtoß zu verrichten.“ — „Wohlan,“ erwiderte der Doktor, „ſo verſucht's, und wenn Ihr dann in Wahrheit verſichern könnt, daß Euch bei ſolchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, ſo ſoll ein ſchönes Roß der Lohn ſeyn für Eure eifrige Andacht.“ Da verſuchte es der Andere. Als er aber fertig war mit ſeinem Beten und auf ſein Gewiſſen wegen der Sache befragt wurde, geſtand er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen ſey: ob ihm der Herr Doktor zu dem Roſſe wohl auch den Sattel und Zaum ſchenken werde? Daſſelbe, was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, ſchleicht ſich freilich andere Male in viel anſehnlicherer Geſtalt in das ernſteſte Geſchäft des Geiſtes ein. Wie ſich denn jenem Alten in der einſamen Thebais gerade dann, wenn er all ſein Denken und Sinnen mit dem dringendſten Ernſte zu Gott erheben wollte, allerhand Erſcheinungen des Ferngeſichts aufdrängten, welche ihm das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder, oder was den Reiſenden in der Wüſte geſchähe, die eben im Begriff ſtanden, die Wohnungen der Einſiedler zu beſuchen. Der Fall von der höhern Stufe auf die niedrigere war hier, wie dieß damals ſchon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorſtellung aus dem alltäglichen Leben.

Der Verlauf der innern Verwandlung bleibt ſich immer gleich, und er iſt derſelbe, welchen wir ſchon bei der Entſtehung des organiſchen Leibes bemerken, wobei das für ſich ſelber zur Auflöſung und Vernichtung eilende, ſelbſtthätige Bewegen durch ein wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Geſtaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnſten Aufflug des Denkens und geiſtigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abſpannung unterliegt, wird das innere Bewegen alsbald in ein Geſchäft des pſychiſchen Bildens hineingezogen, bei welchem ſich auf dieſelbe Weiſe Vorſtellung an Vorſtellung anreiht, als ſich in dem hiemit verwandten leiblichen Vorgang Faſer an Faſer und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andern an das gleichartige oder polariſch entgegengeſezte anfügt. Jenes Geſchäft eines pſychiſchen Bildens iſt ſeit längerer Zeit von der wiſſenſchaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieſelbe Vergeſellſchaftung (Aſſociation) der Ideen nennt. Wir müſſen indeß, um die Verkettung im Großen zu verſtehen, zuerſt die Zuſammenfügung der einzelnen Glieder betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortſetzung.)

Ich war in der Aufregung meines ganzen Weſens zu der Großmutter Füßen geſunken. „Laſſen Sie mich,“ rief ich, in wehmüthigem Schmerz aufgelöst, „laſſen Sie mich nun ſogleich meiner Beſtimmung entgegen gehen! Laſſen Sie mich jezt ſcheiden, während ich noch die Kraft dazu habe. Paulinen kann ich jezt nicht wiederſehen. Mein empörtes Herz würde mich zu Unbeſonnenheiten, zum Unrecht hinreißen, und es iſt beſſer, daß ich der Verſuchung entfliehe. Mutter, geben Sie mir Ihren Segen mit auf meinen einſamen, lichtloſen Weg! Wie auch mein Geſchick ſich wende, es iſt von jezt an unmöglich, daß ich je den Frieden meines Gewiſſens verletze, denn ich hätte ja dann den Jammer dieſer Stunde vergebens gelebt. Ihr Bild ſoll mich geleiten, die Erinnerung an Ihre Tugenden mein Schild ſeyn gegen jede Lockung dieſer Erde, und wenn wir uns einſt in beſſerem Leben wieder finden, ſollen Sie ſich Ihres Sohnes nicht zu ſchämen haben.“

Soll ich noch weiter erzählen, Kurt, was du bereits ahneſt? Soll ich dir ſagen, wie meiner Großmutter Freudethränen auf mich herab träufelten, wie ſie mit dem Entzücken einer Seligen eine Freudepforte nach der andern vor mir öffnete? Willſt du, der Freund Ulrikens, der ſtill Geliebte ihres Herzens, der ſeine Anſprüche den meinigen edelmüthig untergeordnet hatte, es hören, wie meine Großmutter in geflügelten Worten mir eure Bekanntſchaft, eure entſtehende Liebe, euren Kampf zu Gunſten des Abweſenden, eure leiſen Hoffnungen, als meine Briefe kälter und ſeltener wurden, und endlich das Vertrauen entdeckte, mit welchem du dich während eurem Zuſammentreffen im Bade an Frau von Elmendingen gewendet hatteſt? Soll ich dir ſagen, daß ſie an dem Sohne ihres nie vergeſſenen Jugendfreundes beinahe ein eben ſo lebhaftes Intereſſe nahm, als an dem leiblichen Enkel, daß ihr reiches Herz unſer aller Wohl, aber zuvörderſt den Frieden unſerer Seelen in ſich trug, und ſie den Entſchluß faßte, jede leiſe Leitung unſeres Geſchicks zuerſt auf dieſe Grundlage zu ſtützen. Kurt! welch eine ſtille, heilige Welt liegt in dem Gemüthe eines edlen Weibes! Die Verbindung ihrer beiden Kinder war der höchſte Wunſch ihres Lebens, in ſo ferne ich dem Bilde entſprach, das man ihr von mir entworfen hatte; aber ſie wollte nicht durch den Fehler Anderer die Erreichung deſſelben herbeiführen. Sie wollte dir und Ulriken das eigene Bewußtſeyn in jedem Falle retten; darum rieth ſie dir, dich ganz und unbedingt von der Geliebten zu trennen und eine mögliche Wiedervereinigung nur von der Zeit und dem Schickſal zu hoffen. Ihr beide verſtandet

Digitized by Google

ſie und führtet gewiſſenhaft aus, was euch aufgelegt wurde. Ulrike ſollte bei meiner Heimkunft frei ſeyn, des Freundes, der Freundin Treue gegen mich ſollte unverlezt bleiben und ich ſelbſt dann meine Probe beſtehen. Ich weiß, daß euer Vorſatz feſt, unerſchütterlich war, denn du haſt auch nicht durch den leiſeſten Verdacht gegen Ulriken, was dir bei meiner Stimmung ſo leicht war, den meinigen angefacht, und ſeit meinem Eintritte in dieſes Haus nichts gethan, um mich in der Treue für das gegebene Wort wankend zu machen. Habe Dank, Freund, für die Redlichkeit, mit welcher du meinen Glauben an Menſchenwerth geſtärkt haſt; mein ganzes, der Freundſchaft und Liebe geweihtes Leben ſoll dir dafür lohnen. — Daß ich ſo lange ſäumte, Ulriken aufzuſuchen, zeigte meiner Großmutter, daß ihre Ahnungen über die Wandelbarkeit meiner Gefühle nicht unrichtig geweſen waren; aber es erregte in ihr zugleich Zweifel gegen mein Herz. Darum warnte ſie in jener Unterredung Paulinen, deren entſtehende Neigung ſie geſehen hatte, und die niemals die meinige geworden wäre, hätte ich meine Verlobte niederträchtig verlaſſen. Die einzige kleine Liſt, die ſie ſich gegen mich erlaubt hatte, und die ſie mir erröthend geſtand, war ihre erdichtete Abneigung gegen eine Heirath zwiſchen uns geweſen. Sie hatte mich durchſchaut, hatte die Urſache des Widerwillens errathen, den ich gegen Paulinen zu fühlen ſchien, und ihr Benehmen war auf die Kenntniß des menſchlichen Herzens berechnet geweſen, das meiſt mit Verlangen erfaßt, was ihm verſagt ſcheint.

Begreifſt du, wie mir zu Muthe war, als ich den Vorhang allmählig vor meinen trunkenen Augen emporrollen ſah, und das heitere Bild eines unendlichen Glückes nun vor mir ſtand? Kannſt du mein Entzücken, meine Wonne faſſen, als meine Großmutter mir ſagte, daß die Ausſicht, uns vereint um ſich zu ſehen, uns Eines durch das Andere glücklich zu wiſſen, dem Sohne ihres Freundes ein ſchönes Loos bereitet und an dem Feinde in ſeiner Tochter eine edle Rache geübt zu haben, alle Schmerzen ihrer Vergangenheit weit überwiege? Und als ſie mir meine Beſtallung zu der Förſterſtelle, um die ſie heimlich mit Vorzeigung meiner Zeugniſſe nachgeſucht hatte, übergab, als ich mich durch ſie an dieſen lieben Boden gefeſſelt fühlte, als ſie endlich wegging, meine Pauline vorzubereiten, als ich das bräutliche Mädchen mit holdem Erröthen an ihrer Seite hereintreten ſah — als ihr Herz in dem reinſten Glücke der Liebe an dem meinigen pochte! —

Komm, du Glücklicher, komm in unſer Paradies! Ulrike iſt bei uns, wir Alle warten deiner mit heißer Sehnſucht, die Arme der Liebe und Freundſchaft ſind dir offen.

Wir ziehen nun alle Tage den Berg hinan zu dem Lug ins Land, wie ſie hier das Belvedere heißen, und ſchauen auf die Straße hin, die du kommen mußt. Eile, Kurt, gib uns durch deine Gegenwart den einzigen Zuwachs, den unſer Glück noch gewinnen kann; ſonne dich wie wir in den Strahlen weiblicher Güte, Weisheit und Liebe, und laß uns in die Hände der Großmutter das Gelübde niederlegen: ewig der Tugend und ihr getreu zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortſetzung.)

Der Hofgarten.

Ich fange mit dem Hofgarten an, welcher in München der angenehmſte Ort iſt, und in der Welt wohl einer der angenehmſten ſeyn mag. „Laſſen Sie ſich ja in den großen Hofgarten führen, in welchen, wiewohl er außerhalb der Stadtmauern liegt, Sie durch einen bedeckten Corridor aus dem königlichen Pallaſte gelangen können. Auch da wird Manches Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen: Statuen, Fontainen, Alleen und andere Verzierungen, vor Allem aber der Portico von 120 Bogen, wo ſich täglich die ſchönen Damen des Hofes und der Stadt ergehen. Wenn ich ihn beſuchte, fiel mir immer jener berühmte Luſtgang unter den Arkaden Livias ein, welchen Ovid ſo angelegentlich ſeinen Schülern empfahl.“ So ſchrieb Bianconi im J. 1762 (Lettere sopra alcune particolarità della Baviera etc.). Was würde er jezt ſagen, nachdem ein Theil des Porticus in den Bazar und deſſen Arkaden umgewandelt worden iſt? und was wird man erſt ſpäter ſagen, wenn einmal auch der andere Theil veredelt und bemalt und der dieſſeitige Flügel der Reſidenz vollendet ſeyn wird? Der Hofgarten, welcher ſeit dem Anbau des Odeonplatzes, der Ludwigſtraße und der anſtoßenden Gaſſen nicht mehr außerhalb der Stadt liegt, iſt eigentlich kein Garten, ſondern nur ein mit ſich durchkreuzenden Linden- und Maronenalleen beſezter Platz, ein Schattenplatz. Er bildet ein großes Viereck, geſchmückt mit einem Tempel in der Mitte, mit vier Springbrunnen und einer Fontaine auf den Seiten; eingeſchloſſen öſtlich von der Kaſerne des königlichen Leibregiments, ſüdlich von der Reſidenz, weſtlich vom Bazar und nördlich von den Arkaden der Säle der Bildergallerie. Dieſe Arkaden werden eine gefälligere, denen des Bazars angemeſſene, Form erhalten und mit griechiſchen Landſchaften enkauſtiſch von Rottmann bemalt werden, welcher zu dem Ende ſich nächſten Spätherbſt, wo er mit ſeinen Fresken fertig ſeyn wird, nach Griechenland begibt. Das Volk hat die Bilder unter den Arkaden wirklich lieb gewonnen; es geht nie daran vorüber, ohne ſie anzuſchauen, und bei ſchlechtem Wetter, wenn die Arkaden Zufluchtsort und Spaziergang werden, dienen ſie ihm zu der angenehmſten Unterhaltung. Möchten doch die Arkaden des Hofgartens in allen unſern Städten Nachahmung finden! Aber auch ohne ſie gerade mit Bildern zu ſchmücken, ſollte man in Deutſchland mehr Arkaden bauen. In Bologna, Turin, Padua, wo dergleichen keineswegs gegen die Hitze, ſondern gegen den Regen eingeführt wurden, kam man dadurch weislich einem Uebel, da es dort ſo ſelten ungeſtümes Wetter iſt, gleichſam nur zuvor, während man bei uns einem faſt beſtändigen Uebel

Digitized by Google

dadurch abhelfen würde; was dort nur eine Bequemlichkeit, iſt bei uns ein wahres Bedürfniß, und wir weiſen Deutſchen ſehen das nicht ein? Zu Bern, Inſpruck, Karlsruhe und München that man es einmal; allein das Beiſpiel fand keine Nachahmung; man unterließ, es fortzuſetzen, als ſchämte man ſich, es gegeben zu haben. — Man ſpricht von dem Bau einer Getreidehalle, die ſo bald als möglich dem Uebelſtande abhelfen würde, daß der ſamſtägige Getreidemarkt, oder die *Schranne*, unter freiem Himmel gehalten wird. Ob dieſe Sage gegründet, weiß ich nicht; daß ſie aus dem Wunſche für das allgemeine Beſte entſprungen, leuchtet einem Jeden ein, der den Schrannenplatz an einem Samſtagmorgen bei ſchlechtem Wetter geſehen und gefühlt hat, wie unanſtändig ein ſolcher Anblick in einer Stadt iſt, wo ſo viel Schönes und Nützliches gebaut wird, und gar manches weniger Nützliche und Schöne, als eine großartige Getreidehalle ſeyn würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Baſel, September.

(Beſchluß.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Baſel.

Noch ein Punkt bleibt mir zu berühren übrig, der *religiöſe Geiſt* der Baſeler. Gerade von dieſer Seite ſteht bekanntlich Baſel in einem ſehr übeln Rufe, und ich geſtehe, daß ich es nicht unternehmen möchte, der öffentlichen Meinung zu widerſprechen, wenn ſie gleich auch hierin zu ungünſtig urtheilt. *Pietiſten* oder Anhänger der Brüdergemeinde gibt es ſeit langer Zeit in Baſel. Sie ſtehen in enger Verbindung mit Herrnhut und bilden eine wirkliche Sekte. Sie beſuchen die Kirchen, haben aber zugleich ihr eigenes Bethaus und ihren Vorſteher. Die Zahl ihrer Glieder ſoll auf etwa 500 ſteigen und ſich nicht vermehren. Sie ſind die Stillen im Lande, halten unter ſich zuſammen, beſuchen keine öffentlichen Geſellſchaften und machen ſelten von ſich reden. Das Schlimmſte iſt, daß manche Geiſtliche, und namentlich Landgeiſtliche, im Geheimen (denn ein Geſetz verbietet es) dieſer Sekte angehören, und ohne Zweifel hat dieß beigetragen, die Landſchaft gegen ſie zu erbittern. Eine zweite, neue Sekte iſt die der *Methodiſten* oder Momiers. Im äußern Leben ſondern ſie ſich wenig ab und haben blos ihre eigenen religiöſen Verſammlungen. Ungleich mehr als die Pietiſten ſind ſie aber bemüht, ihre hyperorthodoxen Glaubensmeinungen zu verbreiten und Proſelyten zu machen. Auch hat ſich ihr Anhang zuſehends vermehrt, und überdieß ſuchen ſie ſich durch Herbeiziehung der Armen zu verſtärken und Einfluß auf die Erziehung zu gewinnen. Auch dieſer Sekte ſind mehrere Prediger zugethan.

Viele Baſeler ſind ferner Mitglieder der *Miſſions*- und der *Bibelgeſellſchaft*. Dieſe bilden inzwiſchen durchaus keine Sekte. Auch iſt die Miſſionsanſtalt, die an vierzig Zöglinge zählt, weder ein von Baſelern gegründetes, noch von ihnen ausſchließlich unterhaltenes Inſtitut, und alle Zöglinge ſind Fremde. Daß die Baſeler beiden Inſtituten lebhafte Theilnahme ſchenken und bedeutende Summen zuwenden, kann ſchwerlich tadelnswerth ſeyn, denn ſoll der Chriſt nicht zur Verbreitung des Chriſtenthums und der Schrift eifrig mitwirken dürfen? Mit Grund wird aber mißbilligt, daß von dieſen Vereinen zugleich eine Unzahl geiſtloſer Traktätlein in alle Welt ausgeſtreut wird, und daß von ihnen hauptſächlich die Befehdung aller etwas freiern Religionsanſichten und Bibellehren ausgeht. Dieſe Eiferer haben ohnehin leichtes Spiel, denn faſt ohne Ausnahme predigen die Geiſtlichen nach dem ſtreng orthodoxen Syſtem.

Irrig iſt, daß ein großer Theil der Baſeler Sektirer ſind, gewiß aber findet man an wenigen proteſtantiſchen Orten ſo viel, wenigſtens äußere, Religioſität. Morgens und Abends ſind die Sonntagskirchen beinahe gefüllt, und faſt täglich werden überdieß noch Predigten oder Betſtunden gehalten. Die Frömmigkeit der Baſeler möchte ich nicht Frömmelei oder Heuchelei nennen, wohl aber den herrſchenden religiöſen Geiſt einen trübſinnigen, lebensſcheuen und egoiſtiſchen. Und daß ſich bei aller äußern Demuth eine gute Doſis geiſtlichen Stolzes mit einmiſcht, möchte auch nicht zu bezweifeln ſeyn. Vieler Baſeler Wahlſpruch iſt einmal: „Extra Basileam nulla salus!“

Logogriphiſches Netz.

Die Spinne geht auf a und fängt mit b
Den Göttervogel, jezt nur Mumie.

In Einer Doppelmaſche packt ſie mich
Und dich, und theilt mit uns das liebe Ich.

Was wir vergöttern, ſpinnt mit d ſie ein,
So iſt es ſchön, vom Netz umſchlungen ſeyn!

Sie fing mit e bemoosten Muſenſitz,
Auch mit berühmt durch zweier Dichter Witz.

Der, wie in unſerm Netz das Thier mit g,
Auf Feinde ſeine Stacheln ſchleuderte.

h führte ſonſt auf jedes Weibes Spur,
Doch heute ſteht's vor hohem Titel nur.

k fiel vom Himmel ganz verbrannt zu Aſchen,
Doch braucht er hier im Netz zwei Extra-Maſchen.

l aber ſchickt ſich in das Netz-Syſtem
Als General und Sänger ganz bequem.

Wenn zornig m an ihrem Feind ſich rächt,
Bekommt es ihr und ihrer Waffe ſchlecht.

Du armer Fürſt mit n und Peru's Gold,
Dein Fall bezahlte weißen Räubern Sold.

o iſt ein Affenſpiel, das, bunt an Tracht,
Aus vielen Menſchen Affen jüngſt gemacht.

r: ſie ein Weg, der nie zum Ziele führt,
er geiſteskrank, daß euch ſein Schickſal rührt.

s jenes Schleiers Eigenthümerin,
Den Keiner lüpft mit rohem, frechem Sinn.

t iſt im Reich der Schreiber wohl bekannt,
In kurzem *deutſchen* Wörtlein *auch* genannt.

u möcht' im Staate nicht im Staate ſeyn,
Doch hilft der Staat ihm zum im Staate ſeyn.

Noch ſpinnt mit w und x die Spinne Namen,
Doch liegen die wohl fern euch, ſchöne Damen!

Und, faßt vor allen Spinnen euch ein Graus:
Dann freuet euch, die lezte*) ſpinnt ſchon aus.

J. G. M.

*) Die Sprache läßt dergleichen Netze mit mehr als neun Wörtern nur für die Anfangsbuchſtaben A, E, I und O zu.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Oktober 1833.

— Wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Th. Körner.

Der hinſcheidende Dichter.

In dunkler Kammer träumt der Dichter tief,
Des Fiebers wirre Bilder ihn umwalten,
Und ob ihm auch der Lieben Stimme rief —
Er hört es nicht — er ſchaut nur Traumgeſtalten,
Wie, wer im hohen Mohngefild entſchlief.
Der Mund mag zum Geſang ſich nicht entfalten,
Ermattet zuckt die ſaitenkund'ge Hand,
Gelähmt von raſcher Fieberblitze Brand.

So liegt das bleiche Bild in Todeshaft,
Als hätte ſchon das Leben ſich entſchwungen.
Doch friſch und heil verblieb noch eine Kraft,
Die hält ihn warm von Jugendgluth durchdrungen;
Wann ſpringend alle Saiten ſchon erſchlafft,
Die zittert noch und iſt noch hell erklungen:
Es iſt die Phantaſie, die wach verbleibt,
Und fort und fort noch klare Bilder treibt.

Sie ſchafft und ringt, das bunte Traumgeſicht
Mit ihren Zaubermächten zu umklammen,
Und freudig ſammelt ſich in ein Gedicht
Die lezte Kraft des Sterbenden zuſammen,
Er flüchtet ſich hinan zu dieſem Licht
Und wärmt ſich noch an dieſen Lebensflammen:
So hangt der flücht'ge Geiſt noch feſt verwebt
Im Dichtertraum, der hüllend ihn umſchwebt.

Da regt ſich auch der alte Schöpferdrang:
Durch Worte möcht' er ſein Gedicht beleben,
Erſchallen ließ' er gerne zum Geſang
Die Töne, die durch ſeine Seele beben,
Den Menſchenherzen möcht' er freudigbang
Sein heimliches Gebild zu eigen geben;
Doch löſen will ſich nicht der Lippen Band,
Und regen will ſich nicht die ſtarre Hand!

Du ſonnenhelles, duftiges Gedicht,
Im wanderſert'gen Herzen eingegittert!
Getränkt von dieſer Erde Farbenlicht,
Vom Strahl des Menſchengeiſtes überflittert —
O ſähe dich ein irdiſch Angeſicht!
Von deinem Zauber wunderſam durchzittert,
Es beugte ſich, von Andacht ganz erfüllt,
Dem Schönen, das du weihevoll enthüllt!

Was glüht des Kranken Antlitz noch ſo klar?
Was kann er mit dem ſtillen Lächeln meinen?
Die regen Augenſterne zittern gar,
Als möchten ſie noch Freudenthränen weinen!
Des innern Bildes Strahlen ſind's fürwahr,
Die noch verklärend durch die Leiche ſcheinen —
Doch ſchon erliſcht der lezte Stern der Nacht.
Der Todeshauch hat ſchnell ihn ausgefacht.

Digitized by Google

Verhaſtet Lied! wo flüchtet hin dein Ton?
Mußt du im Hauch des Todes ſchon verhallen?
O nein! du magſt in Engelslauten ſchon
Von deines Sängers freier Lippe ſchallen;
Und ſteht er vor der ew'gen Schönheit Thron,
Und weilt er in den lichten Königshallen:
So biſt du wohl der erſte Heimathlaut,
Den dort ſein Mund zu ſprechen ſich getraut.

Adolph Stöber.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſetzung.)

Schon während des Moments der Anſtrengung des Auges zu der lang fortgeſezten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenſtandes, wirkt in dem Geſichtsorgan eine entgegengeſezte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erſcheinenden Rothen innerlich das polariſch dieſem gegenüberſtehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue geſellt. Daß dieſes ſo ſey, zeigt uns die Geſchichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande ſind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterſcheiden. Denn bei ihnen ſtellt ſich, durch die Reaktion der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün das innerlich erzeugte Roth ſo ſtark und auffallend hin, daß ſie nicht mehr das äußerlich Gegebene von dem in ihnen ſelber Entſtandenen zu unterſcheiden vermögen. Bei minder ſtark reagirenden Augen iſt indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beſchauung eines Gegenſtandes nicht ſo mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt ſich der Empfindung, ſobald die Anſtrengung des Beſchauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben ſo geſtaltetes und eben ſo großes rothes, oder ſtatt des eben vor uns geweſenen blauen ein eben ſo geſtaltetes gelbes. In dieſem Falle fügt ſich demnach, vermöge eines Geſetzes der Verwandtſchaft und wechſelſeitigen Anziehung des Sichtbaren und ſeines unſichtbar Ergänzenden, von innen her das polariſch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordene an, Entgegengeſeztes an Entgegengeſeztes. Daſſelbe ſehen wir, im geſunden Verlauf der Wirkſamkeit der Seele und ihres Wechſelverhältniſſes zum Leibe, unter den verſchiedenſten Formen ſich ereignen. Wie ſich das durch Anſtrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung ſehnt und dieſe begierig aufſucht, ſo verlangt und ſucht die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbſtthätigkeit das dieſer einſeitigen Richtung entgegengeſezte, ſie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speiſe, zu dem Bedürfniß die Befriedigung ſich geſellt, ſo iſt eben jene innere Rückwirkung, die ſich (wie das grüne Scheinbild an die Beſchauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbſtthätigkeit der Seele anſchließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abſpannung, welche die Selbſtthätigkeit hervorrief. Wenn ſich der Leib in der Hitze des Mittags abmühte, da iſt das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben daſſelbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So iſt jener Seelenzuſtand, der im geſunden Verlauf des innern Lebens eben ſo nothwendig, wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbſtthätigkeit folgt, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieſer Zuſtand nach dem Grund ſeiner Entſtehung und nach ſeiner Wirkung mit dem Schlafe des geſunden Leibes verglichen werden.

Es iſt eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefſinnigſten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz beſondere Anlage und Neigung zur Tonkunſt haben. Dieſe beiden, Tonkunſt und höhere Mathematik, ſtehen in einem eben ſo nothwendig ſich ergänzenden, polariſchen Gegenſatz mit einander, als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich geſehenen gelben. Der große Mathematiker und Aſtronom Galilei war von ſeiner erſten Kindheit an, neben der Muttermilch, durch die Genüſſe der Tonkunſt ernährt worden, hatte in dieſer Kunſt die lieblichſte Ergötzung ſeiner Jugend gefunden. Denn ſeinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht ſeines vormals mächtigen Hauſes eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterſtadt nicht hatte nehmen können: die Macht der Töne. Hiemit aber hatte dieſer Vater, ohne es zu wiſſen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung ſeine Richtung nahm. Galileis Geiſt, als er zur höhern Selbſtthätigkeit erſtarkt war, erhob ſich zum Erkennen dieſer Melodien, welche ein Alles ordnender, waltender Geiſt in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat, zum Erkennen deſſen, was ihn ſchon frühe die Muſik hatte ahnen laſſen. Wer Keppler auch nicht als Freund der Tonkunſt kennt, der wird bei dem Leſen ſeiner Werke es fühlen, in welch naher Verwandtſchaft hier der Genuß des Erkennens mit der Luſt der Tonkunſt ſtehe. In jeder dafür empfänglichen, leiſe fühlenden Seele läßt die anhaltendere Betrachtung der hehren Geſetze, welche jener mächtige Geiſt ausſprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem innern Vernehmen von tief ergreifenden Geſängen gleicht. In der That, Keppler kannte und beſchrieb „die Harmonie des Weltalls.“

Heilſam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, ſcheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in dieſe Zuſtände zu ſeyn, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe ſich zugeſellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verſchiedenſten Formen wiederkehrender Traum: er ſolle Muſik machen, und der Stimme gehorchend, benützt der Weiſe die noch im Gefängniß ihm geſchenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunſt, zu einem Lobgeſang des Gottes, welcher der Seele die Begeiſterung für das Göttliche einhaucht, und zur poetiſchen Umgeſtaltung der Aeſopiſchen Fabel. Denn es ſchien ihm, ſo ſagt er dem Kebes, doch ſicherer, nicht von hinnen zu ſcheiden, bis er auch ſo ſich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen.

Eben ſo wie aber nicht blos das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, ſondern umgekehrt auch das äußerlich geſehene grüne ein rothes im Auge hervorruft, ſo bemerkt man auch umgekehrt, daß ſolche Menſchenſeelen, welche auf eine kräftige, ſelbſtſtändige Weiſe das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Muſik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieſelbe allgemeine Weiſe zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugniſſe ſolcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem ſcheinbar der vorherrſchend ſelbſtthätigen Richtung ganz entgegengeſetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künſtler haben ſich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer ſogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, ſondern ruhten gerne auf dem feſten Grunde aus, welche der nach dem Ewigen forſchende Tiefſinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeiſterung an dem Scharfſinn des Ariſtoteles zu nähren, und nächſt einem höhern, alle bekräftenden Element ſcheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernſten Weisheit der Alten geweſen zu ſeyn, welche den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunſt und den kühnern Aufſchwung der bildenden Künſte gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feſtſtehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geiſt eines Dante und Shakeſpeare, ſo wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich ſuchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philoſophie des Carteſius nicht blos große Ergötzung gefunden habe, ſondern daß er ſogar tiefer in dieſelbe eingedrungen war. Auch im minder bedeutenden Kreiſe wird das wechſelſeitige ſich Hervorrufen jener beiden, polariſch verſchiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieſer Unterſuchungen weiß aus eigener Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbſtthätigkeit, welche nach dem oben erwähnten Ausdruck des Sokrates, die muſikaliſche genannt werden könnte, an den Beſchäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe. (Die Fortſ. folgt.)

Das Landhaus der Groſsmutter.

(Beſchluß.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine B...

Heitersleben.

Seit du dich in unſerm heitern Kreiſe ſo glücklich gefunden haſt, hat unſere Freude den höchſten Gipfel erreicht. Kurt von Eichthal iſt vor einigen Tagen hier angelangt, und ich habe in ihm nicht nur den Freund meines Friedrichs, den Bräutigam unſerer Ulrike, den geliebten Adoptivſohn der Großmutter, ſondern auch den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Mann willkommen geheißen, der eine der erſten Stützen in unſerm Vereine bilden wird. Seit ſeiner Ankunft haben ſich Ulrikens blaſſe Wangen mit der Farbe des Brautſtandes geröthet, mein Freund verliert ſich in unſern ſtillern Stunden im Plane einer Zukunft, die uns ungetrennt finden ſoll, in welcher der Gefährte ſeiner Jugend, der Genoſſe aller ſeiner frühern Leiden und Freuden, eine große Rolle ſpielt, und an den freundlichen Blicken unſerer guten Mutter, mit denen ſie wohlbekannte Züge betrachtet, ſehe ich, wie tief die frühe Jugendliebe noch in dem Herzen der theuern Frau lebt. Wenn du wüßteſt, wie glücklich die Großmutter iſt, wie ſie neu auflebt, umgeben von ihren dankbaren Kindern! Wie ſehr wir auch flehten, ſo bleibt es bei ihrem Entſchluſſe: ſie will, daß ich meinen eigenen Haushalt haben und führen ſoll, weil es, wie ſie behauptet, nichts taugt, wenn eine junge Frau nicht mit ihrem Stande auch zugleich die Würde der Hausmutter anzieht. Liebe Wilhelmine, ich ſoll auch dich und deinen Freund zu dem Feſte laden, das ſich vorbereitet. Künftigen Freitag werden wir Viere mit noch ſechs andern Brautpaaren aus dem Dorfe vor dem Altare unſere Gelübde ablegen. Es iſt trotz alles Glückes und der zärtlichſten Liebe etwas Schweres, Hochheiliges um ſo einen Tag. Komm nur, liebe Freundin, mir den Brautkranz in die Locken zu flechten und mir beizuſtehen, wenn das Gewicht des Augenblicks mich niederdrücken will. Iſt erſt dieſer Tag vorbei, wo ſo viel Aengſtliches mit der Freude ſich paart, dann ſoll, ſo weit es von den Menſchen abhängt, das häusliche Glück und ſein Friede in dem Landhauſe der Großmutter heimiſch ſeyn, und wenn das Geſchick auch uns prüfen ſollte, wenn Gottes Wille uns ernſte Stunden beſchieden hat, dann wollen wir, an unſerer Mutter ein Beiſpiel nehmend, ſie freudig ertragen in Glaube, Liebe und Hoffnung.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortſetzung.)

Der Hofgarten.

Ich komme wieder auf den Hofgarten. Im Bazar befinden ſich, außer einigen eleganten Galanterieläden: das Kaffeehaus Tamboſi, welches das erſte von München und das einzige iſt, wo man deutſch und italieniſch zugleich bewirthet wird, wo man alſo ſpeiſen, Wein und Bier trinken, Konditorewaaren und Sorbetti haben kann; der Laden des Cäſar Grandi, wo zu haben ſind friſche engliſche Auſtern, Perrigord-Trüffeln, flüſſiger ruſſiſcher Caviar, Straßburger Gänſeleber-Paſteten, presciuti di S. Daniele, stracchino di Gorgonzola, stracchino soprafino a tre panere, und andere welſche und nicht welſche Leckerbiſſen; ferner die Buchhandlung Jaquet, ein Leſeverein, ein Reſtaurateur, eine Blumenbude, und endlich die Säle des Kunſtvereins. So vereinigt denn dieſer Garten ſchon in ſeiner Einfriedigung alles Mögliche, was zur Verſchönerung des Lebens beiträgt; und wie köſtlich iſt es, von dieſen Genüſſen auszuruhen, ihnen nachzuträumen im Schatten ſeiner Bäume! Wie in einem großen ſeltſamen Saale befindet man ſich da, und ſo wie eine Jardinière oder ein Blumenflor die Säle der Großen ſchmückt, ſo ſchmückt dieſen Saal das Blumenbeet unter den Fenſtern der Reſidenz. Er dient zum Spielplatze der Kinder der erſten Familien von München, zum Stelldichein der eleganten Welt, zum Vereinigungspunkt der Fremden. Das Einzige, was mich ärgert, iſt das viele Franzöſiſch, ſo da geſprochen wird. Da unter den deutſchen Linden ſprechen franzöſiſch deutſche Kinder, deutſche Herren und Damen, und da verſchmähen es die Fremden, deutſch zu ſprechen. „Sie können alſo nicht deutſch?“ fragte ich Santini. — „Oibo! wie ſollte ich es auch können? ich bin ja erſt ſeit vierzehn Jahren in Deutſchland!“ — Santini iſt ein gar drolliger Buffo cantante; ich glaubte, er mache Spaß, um ſo mehr, da er ein aufgeweckter Kopf iſt, ſehr biegſame Sprachorgane und vortreffliches Gedächtniß beſitzt. Es war kein Spaß; Santini ſpricht wirklich nicht deutſch und iſt in der That ſchon über vierzehn Jahre in Deutſchland. Pardon! excusez! ruft der Adelige, wenn er mit ſeinen Sporen unverſehens anſtieß. Schon an dem, daß er nicht das höfliche Wort Monsieur oder Madame hinzuſetzt, hört man ihm den Deutſchen an; aber er will ſich nun einmal ein franzöſiſches Ausſehen geben. Unſere gnädigen Frauen gehen zur Meſſe mit franzöſiſchen Gebetbüchern, beten zu unſerm Herrgott in einer fremden Sprache; wie kann man ihnen da zumuthen, für das Wohl des Vaterlandes zu beten? Unſere Marqueurs, ſobald ſie an ihren Spielern etwas Baroniſches zu ſehen glauben, fangen alsbald an, auf franzöſiſch zu zählen. Unſere — doch wozu Beiſpiele anführen? Es hilft ja doch nichts. Bei uns Deutſchen iſt am Ende Alles natürlich, und ſo auch die Kleinigkeit, daß ein Fremder vierzehn Jahre unter uns weilen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, von unſerer Sprache etwas mehr zu kennen, als die Wörter: Brod, Waſſer, Fleiſch, Wein, Bier, geſchwind, Gott, Teufel und Kuß. Machen wir einen Gedankenſtrich.

Der angenehmſte Ruhepunkt im Hofgarten iſt vor dem Kaffeehauſe Tamboſi. Alle Sonntage von eilf bis zwölf Uhr kann man da die ſchöne Welt Münchens muſtern, welche bis zum Anfange der Hauptwache vor der Reſidenz unter den Arkaden und unter den Bäumen auf und abzieht, im Kunſtverein und der Gemäldegallerie ein und ausgeht und den Fremden ſehen läßt, daß München nicht allein Hauptſtadt, ſondern auch eine große Stadt iſt. Aber täglich und ſtündlich iſt es hier ſehr lebhaft, und da ſieht man zuweilen ſehr berühmte Männer vorübergehen, wie Schelling, Thierſch, Görres, Baader u. a.; da kommen auch Blumenmädchen und bieten Sträuße; doch nein! erwähnen wir ihrer nicht, denn hier, wo es ſo viele ſchöne Mädchen gibt, ſind es gerade die häßlichſten, welche Blumenſträuße verkaufen, und dazu nennen ſie dieſelben Büſchel; zu Sträußen gewundene Blumen Büſchel zu nennen! Unter den Linden Tamboſi darf weder Bier getrunken, noch geraucht werden. Daher ſind die Herren, welche da den Kaffee oder Erfriſchungen zu ſich nehmen, größtentheils Fremde: viele Franzoſen, einige Engländer, mehrere Italiener, ein Amerikaner, ein paar Griechen, wenige Polen, noch wenigere Ruſſen, mehrere Wallachen und Deutſche aus verſchiedenen Staaten. Unter den Franzoſen, welche ſich nebſt den Engländern durch eigene Manieren, ſo wie die Deutſchen und Italiener durch ihr Körperliches kenntlich machen, ſieht man Leute von allen Farben, die ſich aber ſehr gut mit einander vertragen, Arm in Arm ſpazieren gehen und, wenn ſie auf das Feld der Politik kommen, zuweilen ſtehen bleiben, ſich von einander ablöſen, um beſſer geſtikuliren zu können, ſich aber bald wieder unter dem Arme nehmen, um weiter zuſammen zu luſtwandeln. Sie beſtreben ſich, wie alle ihre Landsleute, liebenswürdig zu ſeyn, ſind es auch gewöhnlich, und glauben es ſogar zu ſeyn, wenn ſie uns unumwunden in's Geſicht ſagen, in Frankreich ſey Alles ſo ſanft, ſo hold, hier aber Alles ſo rauh, ſo abſtoßend, ſo unverdaulich; das, was wir in unſerer Poeſie Begeiſterung nennen, ſey nichts als ein deutſcher Rauſch, unſere Gelehrſamkeit nichts als Pedantismus, unſere Philoſophie eine große Kinderei, das Pikante in unſerer neueſten Literatur, aus dem wir ſo viel Weſens machen, nicht ſo ſehr eine angenehme Empfindung, als ein bösartiger Kitzel, der Anfang einer anſteckenden Krankheit; unſere Damen wiſſen ſich nicht zu kleiden; hier in München könne ſich ein ſentimentaler Liebhaber Hütten bauen in die Spur des Fußes ſeiner Geliebten u. ſ. w., und das Alles ſagen ſie mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit, und ahnen auch nicht im Geringſten, daß das Meiſte davon eine ſolenne Grobheit ſeyn könnte, ſobald man es nicht als eine lächerliche Eitelkeit, oder als eine närriſche Einbildung, oder als eine kraſſe Unwiſſenheit anſehen wollte. Es befinden ſich jezt einige junge Franzoſen hier, welche die Philoſophie Schellings, Baaders Myſtik, das gelehrte Deutſchland überhaupt ſtudiren und in Frankreich bekannt machen wollen. Von dieſen iſt nicht die Rede; die beſuchen ſelten ein Kaffeehaus und arbeiten Tag und Nacht mit eiſernem Fleiße, troz einem Deutſchen. — Die Engländer: ſie ſind hier wie überall; jede Scholle, worauf ein Engländer fußt, wird zur Inſel, und er iſt und bleibt ein Sonderling. Neulich ſchnitt ſich hier einer die Kehle ab, um ſein Raſiermeſſer zu probiren! — Die wenigen Polen, Wallachen ꝛc. ſind faſt lauter Studierende oder wenigſtens ſolche, von denen man ſagt, daß ſie hier ſtudieren. — Unter den Deutſchen figuriren mehrere Schriftſteller, Künſtler und Schauſpieler. Von den leztern führe ich Jerrmann an, welcher als Gaſt erſt in einigen Scenen aus franzöſiſchen Trauerſpielen auftrat und dann, bei vollem Hauſe und mit Beifall, den Franz und Karl Moor in den Räubern vereint darſtellte. Kurz vor ſeiner Abreiſe erſchien von ihm bei George Jaquet: Paris; Fragmente aus ſeinem Theaterleben, ein Buch von intereſſantem Inhalte und leichter Diktion. Jerrmann ſpricht und ſchreibt mit Geiſt, und iſt von dem rühmlichen Beſtreben beſeelt, ſeinem Vaterlande Ehre zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 8. Oktober 1833.

Sey mürriſch mit den Bedienten, laß Staatsgeſpräche von deinen Lippen ſchallen, lege dich auf ein Sonderlingsbetragen: ein ernſthaftes Geſicht, eine ſtattliche Haltung, eine langſame Zunge, und ſo weiter.

Shakeſpeare.
Was ihr wollt.

Der Muſterreiter.

Nach J. Janin.

Vor wenigen Stunden waren wir über die franzöſiſch-belgiſche Grenze gegangen, und jezt hielt die Diligence zum Mittageſſen vor dem Wirthshauſe einer belgiſchen Stadt. Das Eſſen war ganz erträglich, nur hatte der Wirth, es war Freitag, aus Reſpekt vor der Staatsreligion blos soupe maigre hergegeben. „Verdammte Tyrannei!“ ſagte ein junger Belgier neben mir; „und vor der Julirevolution hätten wir hier das ganze Eſſen und den lieben langen Tag faſten müſſen!“ Mit dieſen Worten legte er ſich ein ungeheures Stück Hammelbraten vor. „Ich bitte mir auch davon aus,“ ſprach ich, „und weil dem ſo iſt, ſo ſtoßen wir auf das Wohl der Julirevolution an, der wir den Braten verdanken!“ Der Belgier ließ ſich nicht lange bitten. — Es waren eine Menge Leute bei Tiſche, ordinäres Volk, das alle Hände voll zu thun hat, damit ihm keine Schüſſel vorbeiſchlüpft. Aber juſt mir gegenüber ſaß ein Mann, noch jung, der vom erſten Augenblick an meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; nicht als ob der Mann ſich durch feinere Manieren ausgezeichnet, eine ſtattlichere Fiſchottermütze auf dem Kopf gehabt oder weniger gierig die Biſſen in den Mund geſteckt hätte, als die übrige Tiſchgeſellſchaft; aber troz der Uebereinſtimmung, was Manieren, Mütze und Heißhunger betrifft, ſtach er ſo ſehr von den übrigen ab, daß ich ihn anſehen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Ein ſeltſamer Kauz! ſchweigſam, verſchloſſen, mißvergnügt, pedantiſch einſylbig, der Gegenſtand des höchſten Reſpekts von Seiten des Wirths und der zarteſten Aufmerkſamkeit von Seiten der Wirthstochter. Er ſpielte die Macht erſten Rangs an dem Tiſche, an dem er ſo fremd war als wir alle. Wie durch einen Zauber fügte es ſich, daß ſämmtliche Schüſſeln vor ihm aufgepflanzt wurden. Er wurde zuerſt bedient, und brauchte es Niemanden zu heißen; er bekam zuerſt die Kartoffeln, er machte den erſten Angriff auf den Braten, der erſte Hühnerflügel gehörte ihm und die beiden einzigen Pfirſiche fielen ihm zu. Ein Fürſt, der incognito reist, nämlich einer, der ſeine Erbſtaaten noch hat, kann nicht unterthäniger und aufmerkſamer bedient werden, als mein Mann. Und er, offenbar an dergleichen gewöhnt, ſpendete rechts und links Lob und Tadel: „der Kalbsbraten iſt nicht fertig, die Krebſe ſind nicht friſch, die Kartoffeln ſind vortrefflich, die Tauben ſind ganz delikat!“ Jedes Wort, das aus ſeinem Munde ging, war ein Orakel für den Wirth und ſeine Leute, und alsbald wanderte der verurtheilte Kalbsbraten an das andere Ende des Tiſches und die verworfenen Krebſe zu den Nachbarn rechts und links. Was aber die delikaten Tauben anlangt, ſo hieß es zwei-, dreimal:

Digitized by Google

iſt Ihnen noch gefällig? bevor ſie weiter gegeben wurden. Endlich brach der Mann ſein Stillſchweigen, indem er kurze Sätze, einzelne Worte hinwarf, die höchſt bedeutſam waren, wenn man ſie nur verſtand; er ſprach von den Tagesbegebenheiten, von der neuen belgiſchen Regierung, vom Einfluß der Geiſtlichkeit, und dieß iſt hier zu Land der wahre Streitpunkt. Von Belgien kam er ſodann auf Frankreich: „denn," ſprach er, „ich bin ein Franzoſe, müſſen Sie wiſſen," und nun ſeufzte er mit hohler, feierlicher Stimme, indem er das halbvolle Glas, freilich nur ein Bierglas, ſinken ließ: „pauvre France!" Wer mag das ſeyn? dachte ich bei mir ſelbſt, und entſchloß mich endlich, ihn anzureden, trotz dem ungeheuren Abſtand zwiſchen uns beiden in der Rangordnung des Wirths. Ich fing alſo an: „wenn ich ſo frei ſeyn darf zu fragen, warum ſagen Sie denn pauvre France?" Der Herr ſah mich mit ſtieren Augen an, ließ einen zweiten Seufzer hören und ſprach noch einmal: pauvre France!

Man kann ſich denken, daß dieſer allmächtige Gaſt, dieſer Deſpot, der einen Gaſtwirth zum Schranzen hatte, dieſer Kritiker, der verächtlich über ſo viele ſchmackhafte Schüſſeln abſprach, mir gewaltig imponirte. Und ſo erging es mir denn wie allen ſeinen Nachbarn: ich fügte mich willenlos in alle ſeine Launen. Meinen Braten aß ich nur halb, ſo gut er mir auch ſchmeckte, und langte begierig nach den Tauben, denen ich ſonſt nichts nachfrage. Ich wurde dafür von Seiten des Unbekannten mit einem gütigen Lächeln begnadigt, indeſſen keines Worts gewürdigt. Die Tafel wurde aufgehoben, der Mann zog einen langen Beutel, bezahlte ſeine drei Franks, klopfte dem Wirthsmädchen auf die Wange, und dieſe machte einen weit tiefern Knix vor ihm, als vor uns allen. Der Kondukteur mahnte zum Aufbruch; mein Mann gehörte nicht in unſern Wagen; wir gingen nach Brüſſel, er nach Paris. Ich ſoll alſo nicht erfahren, wer der Mann iſt? Ich entſchloß mich am Ende, geradezu zu fragen; der nächſte Beſte konnte mir wohl Auskunft geben. „Wer iſt denn der Herr dort mit den großen Manieren, der ſo gewichtig ſpricht?" — „C'est un commis voyageur, Monsieur."

Ganz verblüfft kletterte ich auf meinen Poſtwagen hinauf, und als ich oben ſaß, dachte ich: „Das iſt alſo ein Muſterreiter! ſo haſt du denn doch vor deinem Ende einen Muſterreiter geſehen! haſt mit einem Muſterreiter zu Mittag geſpeiſt!" Aber dabei fiel mir ein, daß ich nicht zum erſtenmal mit einem ſolchen geſpeiſt habe. Ja, ich erinnerte mich, wie ich vor langen Jahren, bei meinem erſten Ausflug in die Welt, auch einmal mit einem Commis voyageur zuſammengetroffen; aber mit was für einem! Himmel! welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und dem von vorhin! Wie kommt dieß? was bedeutet dieß? Geht es einem wohl am Ende gar mit dem erſten Muſterreiter, der einem im Leben aufſtößt, wie mit dem erſten Weibe, in das man ſich verliebt? Wie ſchön, wie lieblich iſt das weibliche Weſen, das uns im ſechzehnten Jahr entgegentritt! ein lichter Heiligenſchein ſchwebt um die Geſtalt, Alles an ihr athmet den köſtlichſten Duft, ein ſechſter Sinn befängt die fünf andern und hüllt ſie in roſenfarbiges Gewölk. Aber allgemach zerrinnt der Zauber, die Düfte entweichen, das Roſenfarb bleicht, und der erſte Eindruck wird immer ſchwächer. Mag ſeyn, daß mir der erſte Muſterreiter, dem ich im Leben begegnet, in ſolchem Kolorite erſchienen iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſetzung.)

Es iſt hiebei überall das poſitiv Selbſtthätige des vorangehenden Seelenzuſtandes von dem negativen Weſen des andern Zuſtandes zu unterſcheiden, welcher durch jenen hervorgerufen wird. Ein Geiſt, der nach der einen Richtung hin die Kraft ſelbſtthätig und mit Anſtrengung geübt, wird dieſelbe nach der andern Richtung auf eine ſich hingebende, mehr nur aufnehmende Weiſe ruhen und ſich erquicken laſſen. Der dem ſelbſtſtändig thätigen folgende leidende Zuſtand iſt mithin nicht ſeiner eigenthümlichen Art nach an und für ſich der niedrigere, ſondern nur beziehungsweiſe und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menſchenſeele die ſelbſtthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden. Jenes wechſelſeitig ſich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beiſpiel gewählten polariſchen Wirkſamkeiten der Menſchenſeele zu einander ſtehen, hatte ſchon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beſchäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Luſt der Töne und des Geſanges ſich ſtärken und erquicken ließ. Denn es wurde von dieſen, im Bunde des Geiſtes ſeligen Menſchen die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgeſängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geſchäft des Tages, bis ſie Alle der Geſang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, deſſen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt. Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von Wahnſinn durch Muſik geheilt, welche durch eine Ueberſpannung der Geiſtesthätigkeit entſtand, die mit der mathematiſchen verwandt iſt; denn es erſcheint überhaupt als eine Veranlaſſung zum Wahnſinn die lange Entbehrung nicht blos des äußerlichen, leiblichen Schlafes, ſondern noch viel mehr der Schlafzuſtände der Seele, das heißt, jener Zuſtände, in welchen die einſeitig ſelbſtthätige Richtung der eigenen Wirkſamkeit

Digitized by Google

mit einer leidend den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechſelt. Daher auch jene Stellung des Gemüths, welche immer nur herrſchen, nicht aber ſich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öfteſten zum Wahnſinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel geſellt, auch aus der leiblichen, durch Ueberſpannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weiſe zu retten, indem ſie der in dem eigenen Streben hinſterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das dieſe in ihrer Arbeit ſich verſagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suſo) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche ſeine Schriften enthalten ſollten, zur ernſten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geiſtigen und leiblichen Anſtrengungen, denen er ſich hiebei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geſchwür in der Bruſt hatte ſich gebildet, das nach innen ſich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohte. Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menſchenhülfe verlaſſen, ein ſtärkendes Geſicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsſtimmen, liebliche Geſänge, und da er trauert, daß er zu ſchwach ſey, um in dieſe Lieder einzuſtimmen, wird ihm die troſtvolle Zuſage gegeben: „Sey unverzagt! du wirſt nicht ſterben, ſondern noch in deinen Tagen ein Loblied anſtimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes ſeyn wird.“ Da entſtrömen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geſchwür öffnet ſich nach außen, die Gefahr iſt vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel, hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie ſich in einem ähnlichen Falle bei einem trefflichen Lehrer das in der Lunge entſtandene Geſchwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Geſang des Pſalms: „Harre des Herrn!“ zum Mitſingen aufregte.

Die polariſchen Gegenſätze der einzelnen Seelenthätigkeiten laſſen ſich auch nach andern Seiten hin nachweiſen. Der Anſtrengung der Seele beim Studium der Sprachen ſcheint als ergänzendes Element die ruhig ſich hingebende Betrachtung der Naturgegenſtände zu dienen. Es wird bei trefflichen Schulmännern und Philologen, wo ſich ihnen Gelegenheit zu dieſer geſunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derſelben gefunden; ein Wohlgefallen, das ſich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieſer Richtung hin zu wiſſenſchaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforſcher Friſch pflegte ſein Ausruhen und ſeine Erholung von der anſtrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in ſeinem Haus und Hof ernährte. Das Meiſterwerk, welches eine Frucht dieſer Erholungsſtunden iſt (die Abbildungen der Vögel Deutſchlands) zeigt, ähnlich den Darſtellungen des ruhenden Herkules, den Geiſt jenes trefflichen Mannes in einem Zuſtande, aus welchem er zum Weiterſtreben neue Kräfte zu ſammeln pflegte. So fand auch Schneider, bei einem gleichen, mühſamen Tagwerk, ſeine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus beſorgte mit eigener Hand den Bau und die Pflege ſeines Gartens; und es iſt bekannt, daß alle die Väter der neuern Naturforſchung: Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerſt mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe ſie das ſpätere Tagwerk des Lebens ergriffen. Umgekehrt hat man an Naturforſchern der beſſern, gründlichern Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom Geſchäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu ſuchen, und einer der größten unter den Naturweiſen der neuern Zeit, der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beſchäftigung mit den Sprachen, ſogar mit der ihm vorher fremden hebräiſchen, die lieblichſte Ergötzung ſeines Alters.

In einem ähnlichen polariſchen Gegenſatz ſcheinen das Forſchen der Geſchichte und das Wohlgefallen an der Baukunſt, oder in andern Fällen an der dramatiſchen Kunſt zu ſtehen. Umgekehrt fühlte ſich Racine von dem Werk der dramatiſchen Dichtkunſt zu dem polariſch hiemit verwandten der Geſchichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beſchäftigte Arzt findet ſich durch ein inneres Bedürfniß zu dem geſelligen Umgang mit Fröhlichen und Geſunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geſchäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geiſt der Erzählung der Geſchichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantaſie, welche in dramatiſchem Gewand Scenen der Vergangenheit darſtellt und eine andere Welt, als die eben gegenwärtige, ſich erdichtet. Bei Richelieu verrieth ſich dieſer mächtige Zug zu dem polariſch ergänzenden Element ſeines Weſens durch die eigenen Verſuche, welche er im Gebiete der dramatiſchen Dichtung machte; umgekehrt gab ſich Racine, von einer ähnlichen unwiderſtehlichen Neigung getrieben, alle Mühe, den Hofmann zu ſpielen. Doch läßt ſich über die Art des polariſchen Zuſtandes, in welchem die Seele von der Abſpannung, welche die länger dauernde ſelbſtthätige Wirkſamkeit herbeiführte, gleichſam ihren Schlaf hält, nichts Feſtes beſtimmen. Leibnitz und Locke zeigten eine beſondere Zuneigung zu den mechaniſchen Künſten, ſo daß der Erſtere in ſeinen Mußeſtunden ſich lange Zeit mit der Verbeſſerung der Wagen beſchäftigte, Locke aber dieſes Spielzeug ſeines Geiſtes in Ausdrücken rühmte, worin er demſelben faſt den Vorzug vor dem eigentlichen Hauptberuf ſeiner Natur zu geben ſchien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

An den Storch.

Der du von des Daches Firſt
Nun in's Weite fährſt,
Hör', was du gebeten wirſt,
Mitzubringen, wann du kehrſt.

Manche Mutter dankt dir ſchon,
Lieber, treuer Gaſt,
Daß du einen ſchmucken Sohn
Ihr in's Haus getragen haſt.

Ach! in Wehen lag ſo hart
Keine Mutter noch:
Bringe du von deiner Fahrt
Unſerer Schweiz den Frieden doch!

Baſel, im Sommer 1833.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortſetzung.)

Saphir. Der engliſche Garten.

Unter den Schriftſtellern nenne ich **Saphir**. Seitdem er wieder den Bazar herausgibt, hat er wieder viele Leſer. Er wagt es nun wieder, ſich über das Lächerliche luſtig zu machen, und unterläßt es, auf Gegenſtände zu zielen, gegen die er ſeine Pfeile, wenn ſie mehr als ſtreifen oder höchſtens ritzen ſollten, vergiften mußte. Saphir ſcheint ein Phänomen in Deutſchland zu ſeyn; ob er es in Frankreich und in Italien ſeyn würde, iſt eine unnütze Frage. In ſeiner Art gilt er bei uns als der Einzige; um zu ſagen, wie hoch er als ſolcher ſteht, müßte man erſt die Höhe ſeines Publikums beſtimmen. Er hat in Deutſchland viele Nachahmer, welche nichts als den erbärmlichſten Aberwitz zu Tage fördern; daß auch ſie Beifall, ſogar Bewunderung finden, kann ihm nicht zur Laſt gelegt werden. Eigentlich zeigt Saphir viel mehr das, was er ſeyn könnte, als das, was er iſt. Es fehlt ihm ein freier Spielraum innerhalb einer bunten, vielfach bewegten Welt, wo das Leben große Kreiſe ſchlagen, fluthende Wogen treiben, ſeine Oberfläche ſtets anders geſtalten, ſeine Erſcheinungen immer anders beleuchten würde. So aber ſteht er in einem Kreiſe, der ſo eng iſt, daß der, welcher den Arm aufhebt, ſey es um zu klatſchen oder um die Geißel zu ſchwingen, ſchon im Ausfahren anſtößt an Nichtfreunde ſowohl, wie an Freunde; in einem Kreiſe, wo die Geſichter umher einander ſo nahe ſtehen, daß ſie aufeinander leſen können und ſich anſchauen wie lauter Vetter und Baſen, und alle dieſelben Gefühle auszuſprechen ſich beſtreben, alle zuſammen weinend oder alle zuſammen lachend; in einem Kreiſe, wo das Leben einförmig, wechſellos, monoton iſt, wo ſich der Scharfſinn in die Tiefe verlieren, der Witz auf dem Abſatz herumdrehen, die Phantaſie ſich verrauchen oder in die Lüfte verſteigen muß, wo der Verſtand oft ſtille ſteht. Das Feuer des Witzes iſt kein gewöhnliches Feuerwerk, und wie dieſes bei Tag nie brillant ſeyn kann, ſo kann jenes nicht im Dunkeln ſpielen. Saphir iſt genöthigt, nach den Kleinigkeiten, die vom Scheine der Alltäglichkeit nur Weniges an ſich tragen, mit Haſt zu haſchen, ihnen dieſes Wenige vollends abzuſtreifen, ſie auf ſeine Weiſe herauszuputzen, und ſie darauf wieder hinzuſchicken, woher ſie gekommen ſind, damit man ſich daran freue wie an etwas Seltſamem, Ungemeinem, Außerordentlichem. Da geſchieht es denn häufig, daß Saphir recht hübſch kleidet, recht luſtig, wie die Schweizer ſagen, und wenn er das nicht immer thut, wenn er auch mitunter recht barock, oder bizarr, oder gar noch ärger kleidet, kann man es ihm verargen? muß man ſich nicht eher wundern, daß er es nicht öfter thut? Oft ergeht er ſich einen ganzen Tag auf der Jagd nach etwas Neuem, und was bringt er nach Hauſe? Ein Wort, ein einziges Wörtchen, das er noch dazu bisweilen eher erfunden, als gefunden hat. Mit dieſem Wörtchen ſezt er ſich nun hin vor das Publikum, wie ein Tauſendkünſtler, und ſpielt damit, und vervielfältigt es, eskamotirt es, läßt es wieder erſcheinen, und immer in einer andern Geſtalt, und oft auf eine überraſchende Weiſe, und zuweilen in einer ganzen Garbe von Witzfunken. Zu ſagen, daß eben in dieſen Wortſpielereien ſein größtes Talent beſteht, wäre eben ſo ungerecht, als unbillig, eben ſo unwahr, als es wahr iſt, daß man aus der Noth eine Tugend machen muß, daß aber auch oft die Gewohnheit zur andern Natur wird. Wenn nun Saphir weder einen pikanten Gegenſtand, noch ein Apropowort, woran er ſeine unerſchöpfliche Laune auslaſſen kann, eben zur Hand hat, was thut er da? da thut er ſentimental. Dann iſt mir gerade, als wenn Saphir alle die Symbole, die ihn charakteriſiren, weg legte und ſo ſpazieren ginge im Scheine des lieben Mondes, den Geiſt Jean Pauls beſchwörend, ihm in die luſtigen Räume der Schwärmerei zu verhelfen. Allein der Spaß ſchwebt nicht im leeren Raume, fliegt nicht, kann ſich nur auf feſtem Grund und Boden bewegen und ſeine Sprünge machen und Sprünge machen laſſen. Aber, wie geſagt, die Lage Saphirs zwingt ihn, Alles zu verſuchen. Das Theater, deſſen Repertorium ſehr beſchränkt und deſſen Perſonal immer daſſelbe iſt, bietet ihm ſelten neuen Stoff, und wenn er darüber was zu ſagen hat, ſo läuft er Gefahr, entweder die Künſtler und ihre Anhänger allzuſehr zu verletzen, oder, wenn er der Wahrheit und dem Geſchmacke nicht entſpricht, vor den andern Kunſtrichtern in nachtheiligem Lichte zu erſcheinen. Saphir hat hier viele Feinde. Er hat ſie ſich als Schriftſteller mehr mittelbar, als unmittelbar zugezogen. Er hat auch viele Freunde, und dieſe können nicht genug ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Freigebigkeit, ſein gutes Herz und das Gemüthliche ſeines Weſens rühmen.

Doch zurück zu unſerm eigentlichen Zwecke. Der Hofgarten iſt die Vorhalle des engliſchen Gartens, und dieſer iſt ſolcher Vorhalle würdig. Seine Länge beträgt über eine Stunde; ſeine Breite, klein im Verhältniß zu jener, iſt ihr, da er nichts als ein Spaziergang ſeyn ſoll, angemeſſen. Aus den Inſchriften der beiden geſchmackloſen Denkmäler oben und unten im Garten geht hervor, daß der Garten nach den Anſichten des Engländers Rumford angelegt oder entworfen, aber nach den Zeichnungen und Anordnungen Skells verſchönert und ausgeführt wurde. Wenn man nicht ſähe, daß auch Schleißheim, Nymphenburg und die ſchönſten Gebäude Neumünchens unbegreiflicher Weiſe in den Vertiefungen der hieſigen Ebene gleichſam begraben ſtehen, könnte man ſagen, daß nur ein mit dem Spleen behafteter Engländer auf den Gedanken verfallen konnte, dem engliſchen Garten einen Boden anzuweiſen, der, tiefer gelegen als die ihn beſtreichende Iſar, ohne Damm ein Sumpf ſeyn würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Oktober 1833.

— Iſt dieß Natur,
Daß ewig du derſelbe biſt und doch
Am Abend ſtets ein Andrer, als am Morgen?

Pope.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſezung.)

Dem äußern Spiele des Scherzes iſt öfters, wie wir ſchon oben ſahen, im Innern ein tiefer Hang zum Ernſte beigeſellt, und umgekehrt ruht der Ernſt am Scherze aus. Der Meiſter einer ernſten, geiſtlichen Beredſamkeit, Esprit Flechier, pflegte mit vorzüglicher Neigung die Werke des du Belay, ſo wie ſolche alte ſpaniſche und italieniſche Poſtillen zu leſen, welche in ihrer niedrig volksthümlichen, oder faſt pöbelhaften Weiſe dem gewöhnlichen Ton ſeiner eigenen Predigten vollkommen entgegengeſezt waren. Er pflegte dergleichen Bücher ſeine Hofnarren zu nennen und rühmte von ihnen, daß ſie zur Bildung ſeines Geſchmacks und zur Entfaltung ſeines Sinns für das wahrhaft Treffende und Rührende nicht wenig beigetragen hätten. Der Dechant Jonathan Swift, deſſen gelehrtes Ohr (wie dieß jene Werke von ihm beweiſen, welche in Verſen ſind) ſo fein und ſo empfindlich war, daß ihm, nach Lord Orery's Ausdruck, ein ſchlechter Reim gleich einem Verbrechen erſchien, hatte dennoch eine ſo unwiderſtebliche Zuneigung zu der Sprache und der Geſellſchaft der niedrigſten Volksklaſſe, daß er ſich auf ſeinen Reiſen, welche er vielleicht eben deßhalb am liebſten zu Fuß machte, wenn er in ein Wirthshaus kam, immer zu den Fuhrleuten und Hausknechten ſezte, mit denen er auch aß und trank. Von ganz beſonderer und ſeltſamer Art war das Erholungsmittel, an welchem der berühmte Peter Bayle ſein Vergnügen fand. Dieſer vielgeſchäftige Gelehrte konnte nicht ſatt werden, den Künſten der Gaukler und Seiltänzer zuzuſchauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in ſeinen Mantel eingewickelt, ſolchen Kunſtſtücken nachlaufen ſehen, welche er dann mit der geſpannteſten Theilnahme und dem Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals ſchon über fünfzig Jahre alt war. Dieſe Neigung des Bayle würde ſich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden, zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und geſunden gymnaſtiſchen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle ſo verſäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinſten Lehren der Phyſik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfſchullehrer in Holland eben ſo bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle. Eben jenes geſunde Element der Stärkung und des Ausruhens der innern Selbſtthätigkeit, zu welchem Bayle ſelbſt noch in der niedern Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine ſo mächtige Hinneigung fühlte, war, in ſeiner veredeltern

Digitized by Google

Geſtalt, als Gymnaſtik, die tägliche Erquickung der geiſtig vielthätigſten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieſes einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirkſamkeit der Seele hier zuletzt. Kein anderes äußerliches Element des Ausruhens zeigt ſich, in ſolcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geiſtigen Anſtrengung ſo förderlich und wohlthuend. Darum ſah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geiſtigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinſamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom innern Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, ſelbſt nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer geſunden, ſondern von einer krankhaften Art, von welcher wir ſpäter noch andere Beiſpiele betrachten wollen, war das ergänzende Element, welches ſich der Seele des von der angeſtrengten Beſchäftigung mit den Geſtalten der Gegenwart ermüdeten Malers und Kupferſtechers Blake aufdrängte. Dieſer unermüdet thätige engliſche Künſtler, welcher im Jahre 1812 ſtarb, hatte ſich mit einer außerordentlichen Anſpannung der Kräfte durch die äußere Noth ſeiner Jugend und durch mannichfache Hinderniſſe hindurchkämpfen müſſen, und war auch in ſeinem männlichen Alter in eine höchſt ermüdende Geſchäftigkeit verſenkt. Vielleicht lag mit hierin der Grund von jener krankhaften Weiſe, in welcher ſich bei ihm die gewöhnlichen Schlaf- und Ausruhezuſtände der Seele einſtellten. Statt daß in andern Malern, wenn ſie den ganzen Tag die künſtliche Hand an Werken geübt, deren Gegenſtand nicht vom Geſchlecht der Gegenwart iſt, in den Ausruheſtunden etwa die Neigung erwacht zu ſcherzhaften Nachbildungen der mit ihnen lebenden Welt und zur Zuſammengeſellung mit dieſer, erwachte dagegen in Blake, wenn er ſich den Tag über mit Nachbilden der Wirklichkeit und des leiblich Gewordenen abgemüht, ein Sehnen nach dem Umgang mit der Welt des Idealen und mit den Heroen der Vergangenheit. Dieſe Geſtalten, welche die Seele des begeiſterten Künſtlers nicht mit dem Auge von Fleiſch, ſondern mit dem innern Auge ſieht, glaubte er dann, wenn er ſich am Abend vom Geräuſch der Stadt und von dem Umgang mit den Lebenden zurückgezogen an's einſame Meeresgeſtade, wirklich mit dem leiblichen Auge zu ſehen. So wie es uns im Traume geſchieht, ſtanden die erhabenen Schattengeſtalten eines Pindar, Virgil, Dante und Milton, wie Mitlebende vor ihm; ſie ſprachen mit ihm und er mit ihnen. Ihm war es, als habe er ſchon vormals längſt mit dieſen Männern der Vorzeit gelebt und verkehre auch nun mit ihnen, wie ein Menſch mit ſeines Gleichen. Milton theilte ihm einſt bei einem ſolchen nächtlichen Beſuche ein Gedicht mit, welches bei den Lebzeiten des Dichters nie bekannt geworden; Blake trug das Empfangene ſeinen Freunden vor; es war von ſolcher Art, wie die Gedichte, welche wir zuweilen im Traume zu leſen wähnen. Wenn dann dem merkwürdigen Manne, ſeinem Wunſche gehorchend, Heldengeſtalten, wie die des Wallace, vorſchwebten, da leuchtete aus ſeinen Augen die Freude eines nachbildenden Künſtlers, welcher den Gegenſtand, nach deſſen Anblick ihn längſt verlangte, nun endlich vor ſich ſieht. Mit demſelben aufmerkſamen Hinblicken und mit derſelben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm ſtehenden Menſchen abbildet, entwarf er die Züge einer ſolchen Erſcheinung auf das Papier. Es geſchah ihm dann wohl zuweilen daſſelbe, was uns im Traume begegnet: zwiſchen die Heldengeſtalt des Wallace und das Auge des Künſtlers ſtellte ſich etwa die Erſcheinung Eduards I.; er zeichnete auch dieſe ab, ſie verſchwand, und er konnte nun von Neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf ſolche Weiſe von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darſtellungen drückten wirklich auf bewundernswürdige Weiſe den Charakter aus, welchen die Geſchichte jenen Männern der Vorzeit beilegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Muſterreiter.

(Beſchluß.)

Freilich ſaß er auch nicht, wie der hier in Belgien, zwiſchen zwei trübſeligen Bierflaſchen, an einer ſchäbigen Wirthstafel, wo in einer Viertelſtunde die Speiſen aufmarſchirt, umgewühlt, ſecirt, anatomirt und verſchlungen ſind. Es war, noch weiß ich es wie heute, da, wo der Cote-Rotie wächſt, in einer guten alten Stadt im Süden, im Angeſicht der hüpfenden, plätſchernden Rhone, in einer luſtigen Schenke, am vom rothen Naß überſchwemmten Tiſche — da fand ich meinen erſten Muſterreiter; und was für ein Burſche war das! wie ſo ganz anders als der zweite! Ein junger Tollkopf war es, immerhin ſo hoch geachtet im Wirthshaus als jener, aber voll Leben und Beweglichkeit, voll Witz und Laune; und er ſprach gar ſchön, gar laut, gar viel und von allem im Himmel und auf Erden. Guter Gott! bei was Allem kam er herum, dieſer mein erſter Muſterreiter! Von Allem ſprach er mir vor, was damals an der Tagesordnung war und wovon ich noch kein Sterbenswörtchen wußte: da kamen nacheinander Ludwig XVIII., Herr v. Frayſſinous, der Conſtitutionnel und Monſieur Scribe; er ſtellte Vergleichungen zwiſchen Pigault-Lebruns Romanen an und erklärte die Hussards de Felsheim ohne Weiteres für den erſten; Berangers Lieder wußte er auswendig und ſang ſie laut, und wie! Benjamin Conſtants Reden wußte er auswendig und deklamirte ſie laut, und wie! Der Burſche war

die Oppoſition in leibhaftiger Geſtalt; er liebte, er vergötterte Bonaparte und gewann die Schlacht von Waterloo mittelſt eines gewiſſen Contremarſches, den er mir weitläuftig erklärte, der mir gar ſehr einleuchtete, den ich aber nicht mehr weiß. Das war ſeine Politik; ſeine Literatur entſprach derſelben vollkommen: er war auf Pankoukes Victoires et conquêtes abonnirt und hatte einen Band davon in ſeinem Mantelſack; vor der Charte-Touquet und dem Voltaire-Touquet verſpürte er die höchſte Achtung; er war einer der erſten, die Madame Manſon geſehen, und kannte ihre Handſchrift ſehr gut. Was der Menſch nicht alles wußte! und wie es ihm vom Munde ging! Lebte ich tauſend Jahre, mein Lebenlang bliebe mir der volle, ſprudelnde, unerſchöpfliche Fluß ſeiner Rede im Gedächtniß. Er ſprach über Alles ab, ihm war Alles bewußt: er ſagte einem den Sturz des Hauſes Bourbon auf Stunde und Minute vorher; die Regierung wurde vom Meſſer ſeiner Zunge ſecirt, in Stücken geſchnitten. Und nicht allein ich armer Junge, der ich noch nie von Mutter und Schulmeiſter weggekommen war, nein, alle Welt, Alt und Jung, alle Enthuſiaſten und Malkontenten vom Uferland, d. h. Jedermann drängte ſich um den luſtigen Reiſenden, und ſeine geringſten Oppoſitionsreden in Sachen der Politik und Religion wurden ordentlich verſchlungen. Seine Witze wurden laut applaudirt, alle Züge erheiterten ſich, wenn man ihn nur ſah, und man machte ihm eifrig den Hof. Die Augen gingen dem Auditorium vor Rührung über, wenn er von der Loirearmee ſprach, und vor ſchütterndem Lachen, wenn er den König von Frankreich beichten ließ. Welche Triumphe feierte der Mann in jener Schenke, deren fernſte Winkel von ſeiner Stimme wiederhallten! Und Abends dann, wenn er ſeinen Sack voll Neuigkeiten und Späßen geleert hatte, brachte er ſo viele Waaren an den Mann, als er mochte, und von einem Herrn, der einem jedesmal ein Exemplar der Charte-Touquet mit in den Kauf gab, verlangte man gar nicht einmal die Muſter zu ſehen.

So träumte ich mich oben auf der Brüſſeler Diligence zurück in frühere Jahre, und da ich Zeit genug hatte, ſpann ich behaglich weiter; ſo kam ich durch ganz natürliche Ideenaſſociation vom Muſterreiter meiner erſten Jugendjahre zum Muſterreiter von vorhin. Ich verglich ſie in Gedanken mit einander: dieſer ſo trübſelig, jener ſo aufgeweckt; dieſer ſo verſchloſſen, jener ſo flink mit der Zunge; der Eine hätte die Reſtauration zerknacken mögen mit Einem Griff, wie eine Nuß beim Deſſert, der Andere rührt ſich kaum und äußert weder Haß, noch Liebe. Ich bitte euch, woher kommt dieß? Hat das Geſchlecht der Kommiſſionsreiſenden aus der Art geſchlagen in Frankreich? iſt die Muſterritterſchaft in ihr Grab geſtiegen, wie ſo viel Großes, Hochſtehendes ſeit fünfzehn Jahren?

Das nun eben nicht, aber die Julirevolution hat den guten Muſterreiter gewaltſam aus ſeinem Seyn und Weſen herausgeriſſen. Kaum hatte die Revolution, zu der er mit aller Kraft hingewirkt, zu der er, geſtehen wir es immerhin, gar nicht wenig beigetragen, feſten Fuß gefaßt, ſo fühlte der Muſterreiter eine gewiſſe Leere, und es däuchte ihn, es gehe ihm etwas ab. Was ihm aber abging, das war die Oppoſition. Die Oppoſition hatte ihm früher ſeine Bedeutung verſchafft, ſie war ſeine Seelenfreude, ſein Stolz; ihm lag der Vertrieb der neuen Ideen ob, und er ging mit ſeinen Zeugen und ſeinen Meinungen zumal hauſiren. Lafitte und Beranger, das waren ſeine ſichtbaren Gottheiten, und Caſimir Perier opferte er in ſeinem Herzen Tag für Tag. Der Gott der Beredſamkeit war ihm Monſieur Dupin oder Monſieur Barthe, und Caſimir Delavigne der franzöſiſche, der ächt franzöſiſche Dichter. Ihr alle, opponirende Federhelden jener Zeit, waret in ſeinem Olymp, nur rangirtet ihr nach Voltaire, und Voltaire, verſteht ſich, nach Bonaparte. So war es denn dem Muſterreiter, geleitet von den Genien der Vergangenheit und der Jeztwelt, als deren Vorpoſten, als deren offizieller, poetiſcher Verfechter er auftrat, ein Leichtes, die härteſten aller Herzen im Volk, die Herzen der Gaſtwirthe zu erobern, und wirklich kannte damals ſein Einfluß keine Grenzen.

Aber jezt! Er hat ſo vollſtändig geſiegt, daß es gar nicht anders ſeyn kann: er muß verduzt ſeyn und ſich aus ſeinem Gleiſe geriſſen fühlen. Alle ſeine Gottheiten haben ihre Altäre beſtiegen: Dupin iſt Präſident der Kammer, Barthe iſt Siegelbewahrer von Frankreich, Bonaparte ſteht wieder auf ſeiner Säule, von der ihn keine menſchliche Gewalt wieder herabbringt. Das ſind harte, betrübte Wahrheiten für unſern Handelsmann, und er iſt ſo gutherzig, daß er ſich nicht einmal darüber beſchwert. Er weiß nicht mehr, wem er das Wort reden, wen er herausſtreichen ſoll, und noch dazu hat ſich in dem Drama, worin er eine der erſten Rollen geſpielt, Manches ſo gemacht, daß ihm vollends der Verſtand ſtille ſteht. So iſt Caſimir Perier als das Haupt eines politiſchen Syſtems, als allmächtiger Miniſter dahingegangen, und hat bei Lebzeiten nie den Muſterreiter um guten Rath gebeten; Ternaux iſt verbrannt, und hat nicht von ihm Abſchied genommen; Beranger hat die ſchöne, naive Vorrede zu ſeiner lezten Liederſammlung drucken laſſen und ſie dem Muſterreiter nicht vorgeleſen, und hat ſeiner gar nicht erwähnt, des Mannes, der ihn bekannt gemacht in der Welt, der ſo oft ſeine Lieder geſungen, der ſie noch ſingt! Wer hätte alles dieß gedacht! Unſer Mann muß meinen, es gehe ganz verrückt zu in der Welt. — Ja, der Muſterreiter iſt überflügelt; ſein eigener Sieg hat ihn zu Grunde gerichtet, und ſein

Digitized by Google

Triumph hat ſeinem Ruhme ein Ende gemacht. Sein Feuer, ſeine Beredſamkeit, das Intereſſe, das ſeine Perſönlichkeit einflößte, der populäre Hauch von Poeſie, der ihn überall umgab als Repräſentanten von Frankreichs kriegeriſcher Vergangenheit, von Frankreichs liberaler Zukunft — Alles ſchwindet; die Welt fällt von ihm ab und Frankreich vergißt ſeiner: pauvre France!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortſetzung.)

Der engliſche Garten. Die Münchner Ebene.

Mit der Lage des engliſchen Gartens ſöhnt man ſich aus, ſobald man bedenkt, daß ein höher gelegener Ort unmöglich den vielen prächtigen Waſſern, welche einen beſtändigen Waſſerfall zu bilden ſcheinen und die wahre Seele des Gartens ausmachen, hätte zugänglich ſeyn können, und ſchwerlich eine ſo üppige Vegetation dargeboten hätte; und man denkt gar nicht daran, man vergißt, daß man in einer Vertiefung ſich befindet, die weder Ausſichten, noch Fernſichten geſtattet, man vergißt Alles, die Stadt, die Umgegend, die Gebirge, ſobald man ſich in den Luſtgängen dieſes Gartens ergeht, bezaubert von Skells poetiſchem Geiſte. In der Mitte ſteht, umgeben von Wirthshäuſern, der chineſiſche Thurm, wo während der ſchönen Jahreszeit alle Samſtag Militärmuſik iſt, wie Mittwochs im Hofgarten; hie und da ſtehen Tempel und andere dergleichen Gartenverzierungen, worunter auch die hübſche Wohnung der Invaliden, der daſigen Flurſchützen, zu rechnen iſt, und am Saume, im Rahmen, rechts und links liegen ſehr beſuchte Luſtgärten. Alle Partbieen des engliſchen Gartens ſind reizend. Seine Haine und Gebüſche, ſeine Wieſen und Raſenplätze, ſeine Pfade, Gänge und Gewölbe und ſeine Flüſſe ſind auf das Bewundernswürdigſte mit einander verbunden, und entwickeln und entfalten ſich und löſen ſich wieder vor den Augen des Luſtwandlers von einander zu immer neuen Gemälden auf eine Weiſe ab, daß eine Ueberraſchung auf die andere folgt, und auf jede Ueberraſchung Ruhe, und die Ruhe immer von dem mannigfaltigſten Genuß begleitet wird. Wenn die Sonne glüht, da liegt ſchwüler Tag auf den freien Räumen, da herrſcht kühles Dunkel unter den Wölbungen, an den Laubwänden ſpielen harmoniſche Lichter, in's Dunkel herein brechen und glitzern goldene Strahlen, und wie goldene Tücher liegen auf dem Raſen zwiſchen den Schatten der lichtern Haine umher. Alles iſt berechnet: die Stellung der verſchiedenartigen Bäume und Gebüſche zu einander, wo man jedoch, um das zu ſaftige deutſche Grün zu brechen, neben die Silberpappeln, Weiden u. dgl., die es ſchon thun, mehr ſüdliches gelbliches Grün hinzuwünſcht, das Verhältniß der Grasplätze zu denſelben, die Windungen der Wege, die Bewegungen der Waſſer, der Wurf und die Brechung der Sonnenſtrahlen, und ſelbſt der Einfluß des Windes, und dennoch ſcheint Alles natürlich, weil ſich hier lächelnd die Natur in den Willen der Kunſt fügt, und die Kunſt immer der Natur treu bleibt. Und dann auf den Raſenteppichen immer andere Blumen, an den Lauben immer andere Blüthen und Guirlanden, auf den Waſſern die köſtlichſten Farben, über ihren Wellen Mövenſchwärme, die hier den Tag über weilen, die Nacht aber an den Seen des Gebirgs zubringen, der Geſang der Vögel, das Brauſen der Waſſer, das Rauſchen der Muſik aus den Luſtgärten, auf den Brücken die Wechſelerſcheinungen von eleganten Equipagen, brillanten Reitern, luſtwandelnden Geſellſchaften, auf allen Bänken ruhende Paare, überall feſtlich gekleidete, lebensfrohe Menſchen. Dieſer Garten iſt ein Gedicht; er verſetzt uns in jene ſüße Schwärmerei, wo unſer Herz die Anklänge von außen, die es beſtrömen, nicht zu definiren, wo unſere Phantaſie die Bilder, die vorüberziehen, nicht zu bannen ſucht, wo wir die Blumen der Poeſie da, wo ſie entſtanden, ſtehen laſſen und uns daran ergötzen, ohne ſie zu pflücken, bevor wir ſie zu Sträußen ſammeln, bevor wir ſie dichten. An ſchönen Feiertagen und Feierabenden, wo ſich die Münchner ſtromweiſe in's Freie begeben, da ſchmücken ſich alle Parthieen des engliſchen Gartens mit bunten Staffagen, ſeine Landſchaften werden zu belebten Gemälden und vor den Gemälden ziehen ſchauend und fröhlich die Maſſen vorüber, die zu den Gättern der nahegelegenen Luſtgärten wallfahrten; ſo daß, wenn der Hofgarten die Vorhalle des engliſchen, dieſer eine Gallerie iſt, welche zu den Sälen der beliebteſten Luſtgärten führt.

München liegt in einer unabſehbaren Ebene, welche ſich hie und da mit einem Dorfe, Weiler, Walde oder einem hervorragenden Thurme ſchmückt, und im Süden mit dem Kranze der Alpen. Die Iſar ſtrömt vom Gebirge her in einem tiefen, engen, mit Wäldern überwachſenen Rinnſale, kommt eine Stunde oberhalb München, an der Menterſchwaig, zum Vorſchein, wird da in verſchiedene Kanäle gefaßt, die Uebergänge genannt, nähert ſich ſo der Stadt, ſammelt ſich vor derſelben wieder in einem breiten Kiesbette, trennt ſie von der Vorſtadt Au, theilt ſich an der Inſel der ſteinernen Brücken, gießt die Kanäle der Stadt und des engliſchen Gartens ab, bildet die Praterinſel und berührt ihr rechtes Höhenufer wieder am ſogenannten Gaſteigberg; dann fließt ſie zwiſchen dieſem und der Einfaſſung des engliſchen Gartens hinunter nach Neuberghauſen, beſtreicht darauf den Garten Mongelas, zieht Föhring vorbei und St. Emmeran, und dann weiter, wie auf der Landkarte zu ſehen iſt. Sie theilt die Münchener Ebene in zwei faſt gleiche Theile; aber von der Menterſchwaig an bis an die Stadt breitet ſich ihr Rinnſal ſo aus, daß es zwiſchen den beiden andern wie eine dritte, dreieckige Ebene liegt, die man ein Thal nennen kann, da die Neigen oder Raine der beiden ſie umſchließenden Hochebenen Berge genannt werden. In dieſem Thale befinden ſich, außer den Uebergängen, die Kirchen von Maria Einſiedel und Thalkirchen mit ihren Umgebungen, die Sendlingerwieſen und die Thereſienwieſe, wo das Oktoberfeſt gehalten wird. Am Ausgange des vier Stunden langen Thales legt ſich München quer herüber und ſchließt es ſomit zu, und auf ſeinen Höhen, an ſeinem Borde liegen einerſeits: Unter-, Mittel- und Oberſendlingen, und hinten im Winkel, in den Wäldern, Großheſſellohe; andererſeits, der Iſar zur Rechten, der Hof Menterſchwaig, der Weiler Harlachingen und das Dorf Gieſing, welches ſich oberhalb der Vorſtadt Au ausbreitet und ſich dem durch die ſteinerne Brücke mit der Stadt in Verbindung ſtehenden Dorfe Haidhauſen anſchließt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 10. Oktober 1833.

Heureux villageois, dansons:
Sautez, fillettes
Et garçons!
Unissez vos joyeux sons,
Musettes
Et chansons!

Béranger.

Das Winzerfest in Vevay. *)

Dritter Brief.

Ich habe im vorigen Briefe die Ausſicht vom Vevayer Theater geſchildert. Das Innere war des Aeußern nicht unwürdig. Von dem weiten Platze hatte man einen großen Theil für die Eſtraden und die Scene abgeſteckt, und um dieſe vor dem Andrang zu ſichern, ſtellte ſich gleich ein zahlreiches Korps mittelalterlich gekleideter Schweizer mit ihren mächtigen Hellebarden in Spalier auf; ein gar ſtattlicher Anblick, der mich an die Schweizer im Vatikan zur Zeit der Oſterfeierlichkeiten erinnerte; nur waren hier, im ſchönſten Schweizerland, zu den Hellebardirern blos die jüngſten, ſchönſten und größten Männer gewählt, was ſich eben nicht von den alten gemietheten groben Cumpanen in Rom ſagen läßt. In der Mitte vor der Eſtrade ſtanden drei Ehrenpforten für die gekrönten Winzer; eine mit Blumen und Laub, die andere mit Aehren, und die dritte mit Weinreben umwunden und mit bezeichnenden Inſchriften geziert. Unter dieſen drei Ehrenpforten ſollten auch die Tänze ſeyn. In der untern Mitte der großen Eſtrade war der Raum und die Sitze für den Abbé und das preisvertheilende Konſeil.

*) F. Cooper, der bei dem Feſt gegenwärtig war, behandelt es jezt in einen Roman eingekleidet: the Headsman, or the Abbaye des Vignerons.

Auf den zwei amphitheatraliſchen Eſtraden ſaßen in vierzig Reihen ungefähr fünftauſend Menſchen über und ziemlich dicht bei einander, ſo daß es mit einem guten Glas leicht war, Alles zu überſehen und Bekannte herauszufinden. Ueberraſchend ſchön war der Anblick dieſer in tauſend Farben ſchimmernden Menſchenberge von unten, wo man all den Fünftauſenden in's Geſicht ſah. Ich erinnere mich nicht leicht, ſo viel ſchöne Frauen und Mädchen in engem Raum am Tag beiſammen geſehen zu haben, wenn man eine Frau in dem franzöſiſchen Koſtüm unſerer Zeit, mit den langen, unbändig weiten Aermeln und den kleinen Bibihütchen noch ſchön nennen kann; denn eigentlich ſind es lauter neben einander geſezte Pariſer Puppen, und viele bewegten ſich auch ſo, beſonders die Fremden und die Genferinnen, an denen nun einmal keine Natur zu finden iſt. Einige blutarme Albaneſerinnen oder Römerinnen mit ihren freien königlichen Häuptern, Nacken und Schultern, in ihrer plaſtiſchen Großartigkeit hätten hier die ſchönſten und am reichſten gekleideten und behangenen Damen beſchämt, und die ganze Erbärmlichkeit der franzöſiſchen Frauentracht recht herausgehoben, die mir vorkommt wie eine große Lüge, oder wie eine dichte ſpaniſche Wand, hinter der man alle Armuth, alle Zerriſſenheit und allen Schmutz verſtecken, einſchnüren, auspolſtern, erhöhen, vertiefen, vermindern, vermehren, auf-, ab-, ein- und zurückdrängen kann.

Digitized by Google

Endlich ſchlug es ſieben Uhr. Drei Signalſchüſſe fielen, freudige Bewegung durchdrang, erregte und bewegte die dichten Reihen, denn in dieſem Augenblick ging der Zug aus, und in wenigen Minuten mußte er hier ſeyn; er ließ auch nicht auf ſich warten. Die Maſſen wichen mühſam auseinander und die breite Gaſſe herauf kam zuerſt, die Hellebarden auf der Schulter, ein Korps Schweizer mit militäriſcher Muſik, und nach dieſen impoſanten bärtigen Männern begann mit der erſten Diviſion die Darſtellung des Frühlings: mit einem reichen, lieblichen Blumengarten, gezogen von zehn Schäferknaben (blau und weiß, Tuniken und Strohhut); darauf zehn gleiche Schäferinnen, eine hübſcher als die andere (weiß, die Mieder und das Innere der Hüte von himmelblauem Atlas), reich mit Blumen geſchmückt, Blumenguirlanden tragend, ihre Schäfermuſik im Gefolg; Schäfer und Schäferinnen, zwanzig an der Zahl (weiß mit Roſaatlas), paarweiſe, mit blinkenden Schäferſtäben; zwei blendendweiße, roſageſchmückte Schaafe und zwei Widder, geführt von Schäfern und Schäferinnen; hinter ihnen ein kleiner Schäfer mit dem großen Hund; der Blumengarten der Gärtner, gezogen von Gärtnern, und hinter ihm ihre ländliche Muſik; acht paar Gärtner und Gärtnerinnen (weiß mit grünem Atlas), die Männer mit den Werkzeugen des Gartenbaus, Hacke, Spaten, Rechen, Gießkanne auf den Schultern, die Mädchen Körbe mit Blumen und Früchten tragend.

Zweite Diviſion. Das große Muſikchor der Pales (weiß, mit blauen Schärpen und mit Blumen geſchmückten Strohhüten); zwei Canephoren (weiß, mit blauem Atlas und ſilbernen Franſen), Blumenkränze im Haar, Weihrauchfäſſer ſchwingend; zwei andere mit einem großen Blumenkorb zum Opfer auf reichgeſchmückter Bahre; vier andere mit dem Opferaltar und endlich wieder zwei mit einem gleichen Blumenkorb; der Pales Prieſterin in reichem Gewand (weißer Atlas, blauer mit Silber geſtickter Mantel, langer ſilbergeſtickter Schleier); zwei Canephoren mit Weihrauchkäſtchen; Pales, eines der ſchönſten Mädchen des Landes (weiß und blauer Atlas), auf glänzendem Thron, von vier blumengekränzten Nymphen, oder eigentlich „Nymphern“ getragen, da Mädchen nicht ſtark genug dazu wären; zwölf Heumacher mit zwölf Heumacherinnen, jene Sicheln, dieſe Rechen tragend (weiß und blau); ein Heuwagen, von zwei Pferden gezogen, und darauf ein Neſt von vier lieblichen Kindern, rechts und links Heumacher mit ſtützenden Gabeln.

Dritte Diviſion. Unſtreitig die originellſte und anziehendſte durch ächtes Schweizerthum. Sie ſtellte den Zug eines Senners oder Kühers mit ſeinem Vieh, ſeinen Mägden und Knechten auf die Alpen vor. Zuerſt zwei Männer, die das Alphorn blaſen, dann ſechs ſtattliche Kühe mit breiten geſtickten Halsbändern und ungeheuern Glocken, vor und zwiſchen ihnen die Armaillets oder Senner mit ihren feiſten Geſichtern, ihren ſtämmigen Leibern und in der buntgrellen Kleidung, die ſie lieben, mit kurzen dicken Stöcken, großen ſilbernen Schuhſchnallen und Uhrketten, kurzen Pfeifenſtummeln u. ſ. w. Hinter den Kühen ging ein Knecht mit der hübſchen Sennermagd im oberländiſchen (pays d'en haut) Koſtüm; noch andere Knechte folgten, hernach der Wagen mit den zur Sennerei und zum Käsmachen nöthigen Geräthen, Keſſel, Käſeform, Butterfaß, Melkſtühle, Milchgefäſſe u. ſ. w.

Die vierte Diviſion beſtand aus vierzig mit Weinlaub bekränzten jungen Leuten (weiß und grün), die Attribute des Wein- und Landbaus trugen.

In der fünften Diviſion, die auch noch dem Frühling, ſeinen Geſchäften und Freuden angehörte, kamen zuerſt dreißig Winzer, welche früher ſilberne Preismedaillen zur Belohnung erhalten hatten (weiß und grün), mit ihrer Fahne; dann ſechzehn Winzer, welche die zu den Frühlingsgeſchäften des Weinbaus nöthigen Werkzeuge, beſonders das Foſſoir oder Grubeneiſen, trugen. Neben ihnen gingen mit den nöthigen Bedürfniſſen des Geſchäfts ſechzehn Effeuilleuſes oder Mädchen, die im Mai die Weinblätter ableſen und die Reben anbinden, alle in ächt waadländiſcher Tracht, die Mädchen mit ihren ſchwarzen Miedern und ihren lieblichen Thurmhütchen, die Männer weiß und grün. Unumgänglich bei dieſen Winzerarbeiten iſt die Schmiede, darum folgte ſie auch hier, auf einem offenen Gerüſtwagen, mit Tannenreiſern überwölbt; darin glühten die Kohlen, der Blasbalg war in Bewegung, eben fertig gewordene Winzerwerkzeuge hingen umher und die derben Schmiedeknechte gingen rauchend daneben, die Pfeife oft mit dem glühenden Eiſen anzündend. Aber auch der Mann war nothwendig, der die vielgebrauchten Hippen und Rebenmeſſer wieder ſcharf macht, der Scheerenſchleifer; darum ſchloß er ſich dem Zug an mit ſeinem großen Rad auf dem Rücken, zerlumpt und betrunken ausſehend, mit ungeheurer Brille.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſetzung.)

In dieſem eben erwähnten Falle war der polariſche Gegenſatz, der ſich an das tägliche Werk der Selbſtthätigkeit anſchloß, ein gewaltſam hervorgerufener und erzwungener. In Blake ſcheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höhern, ſelbſtſchaffenden Künſtlers geweſen zu ſeyn, das Ideale und geiſtig Mächtige in ſichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils ſeinen angeſtrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen

Digitized by Google

verwenden, welche der Welt des Idealen nicht blos ſehr ferne ſtehen, ſondern derſelben ſo ganz entgegengeſezt ſind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all ſeinem täglichen Treiben wurde mithin, wegen der äußern Verwandtſchaft, in welcher daſſelbe mit der innern Richtung der Seelenthätigkeit ſtand, das eigenthümliche Sehnen ſeiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte ſich denn das Verſäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menſchen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beſchäftigung erfüllt, und welcher auf einmal dieſer innern Heimath des Geiſtes entriſſen, in unthätiger Gefangenſchaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und ſchlafend nur von Schlachten; der Künſtler ſieht die Gebilde ſeiner Phantaſie zulezt gleich wirklichen, leiblichen Erſcheinungen vor ſich. So ſtellten ſich dem Blake die Gegenſtände ſeines innern Sehnens in ſolch übermächtiger Lebendigkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes in ſein Wachen ſich einſchlichen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geſchäfte von dem geliebten Werk des innern Berufs hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber ſind, mit gewaltſam geſteigerter Kraft zu der erſehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menſchen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hinderniſſe den Weg der eingebornen Geiſtesrichtung verſchloſſen, ſehen wir öfters ſpäter, wenn endlich der lang verhaltene Strom den erwünſchten Ausgang gefunden, faſt Unglaubliches leiſten. Wilhelm Budäus bringt das zum Theil ſelbſt verſchuldete Verſäumniß ſeiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Raſt findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein ſo lang gehemmtes inneres Bewegen endlich ſich ergießt, dem Leben Gefahr bringen; ſo bei jenem alten, phyſiſch und geiſtig entkräfteten Freunde der Muſik, der bei einem Konzert, das ſeine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, ſelbſt ein Inſtrument mitſpielte und an den Folgen dieſer Aufregung ſtarb.

Die Selbſtthätigkeit der Seele und das als Schlafzuſtand zu ihr ſich geſellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der innern Gemüthsſtimmung tragen. Iſt die ſelbſtthätige Richtung von einem edlen Willen belebt und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, ſo wird auch die ihr polariſch entgegengeſezte von edlerer Geſtalt ſeyn; iſt dagegen jene ihrem Weſen nach minder geläutert, ſo wird auch dieſe in roherer Form ſich zeigen. Es ergeht der Seele, beſonders dann, wenn ſie ſich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weiſe, wie es, nach Florimond de Remonds Erzählung, den Hofleuten Königs Franz des Erſten erging, da dieſelben mit dem Geſang der Pſalmenüberſetzungen des Clemens Marot ſich vergnügten. Denn als der König ſein Wohlgefallen an dieſen Marotſchen Pſalmen bezeugt hatte, ergriff der Geſchmack daran alsbald auch ſeine Umgebung. Faſt jeder der Hofleute wählte ſich einen Lieblingspſalm und verſuchte denſelben zu ſingen. Da aber Marot zu ſeinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu ſeinen Lieblingspſalmen eine ihm ſchon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es ſingt der Prinz (Heinrich II.) den von ihm erwählten Pſalm: „Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer,“ nach der Weiſe eines beliebten Jagdſtückes; die Frau von Valentinois den Pſalm: „Aus der Tiefe rufe ich,“ nach der Melodie eines italieniſchen Reigens; der König Anton von Navarra, der ſich den Pſalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache,“ erleſen hatte, ſingt denſelben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und ſo konnte man damals bei Hofe, nach dem Geſchmack eines Jeden, die mannichfachſten Tonweiſen der Gaſſen und Tanzplätze hören, zuſammengefügt mit Marotſchen Pſalmen. So wird auch nur dann, wenn die Seele in der ſelbſtthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muſe dieſen Harmonien gleichlauten, andere Male jedoch nur jener niedrigern Weiſe, in deren Takte ſie ſich, bei dem täglichen Werke des Lebens, zu bewegen pflegte. — Wir brechen hier ab, den Verfolg für einen zweiten Artikel verſparend.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, 2. September.

Umgeſtaltung der Dinge durch den Tod Ludwigs I.

Darmſtadt leidet an der Krankheit ſo vieler deutſcher Reſidenzen: es wurde zu einer anſehnlichen Stadt **gemacht**. Weder Handel, noch Reichthum, noch Reiz der Gegend banden ihm in der Wiege ſeines Geſchicks ihre Gaben ein, und ſchiffbare Flüſſe waren gerade weit genug von ihm, um andere Städte, die in ihren Fluthen ſich ſpiegeln, beſonders Frankfurt und Mainz, reich und groß werden zu laſſen und der ärmern Nachbarin ſogar einen billigen Gewinn zu entziehen. Der Hof, ſeine Dikaſterien und ſeine Garniſon — durch dieſe drei wuchs die Stadt. Aber indem ſie wuchs, lud ſie zugleich Laſten auf ſich, welche, ſchon in ihrer Entſtehung drückend, wahrhaft niederdrückend werden mußten, wenn die Gunſt der Umſtände auch nur theilweiſe ſich von ihr wegzog. Und das iſt denn nun geſchehen. Ludwigs I. Hof war nicht glänzend, aber ungeheure Summen wandte er zwei Jahrzehnte lang auf Muſik und Theater, und dieſe ungeheuern Summen blieben größten Theils in der Stadt. Die Miethpreiſe ſtiegen, alle Handwerker ſchlugen auf, neue prachtvolle Wohnungen erhoben ſich zauberhaft ſchnell aus den öden Sandflächen des Exerzirplatzes oder aus umgerodeten Gärten, viele Fremde lockte die Oper, kurz, nach allen Seiten hin ſtrömte oder rieſelte doch die volle Goldquelle aus der Civilliſte und dem anſehnlichen, in **guten** Zeiten erſparten Privatvermögen des Großherzogs, und es konnte nicht fehlen, daß reiche Triften und lockende Oaſen des Glücks und des Wohlſtandes

Digitized by Google

dadurch erblühten. Aber Großherzog *Ludwig* ſtarb, und er ſtarb für ſich ſelbſt inſoferne zur gelegenſten Zeit, als er nach Verlauf weiterer drei Jahre über wenig Privatvermögen mehr würde zu gebieten gehabt haben; denn man konnte, nach den bisherigen Zuſchüſſen, die er machte, mit großer Wahrſcheinlichkeit berechnen, wann die Möglichkeit derſelben aufhörte. Alles gewann oder erlitt vielmehr jezt eine andere Geſtalt. Das Theater, nach mehreren Organiſations- und Reorganiſationsverſuchen, wurde ein Jahr ſpäter geſchloſſen; die daran beſchäftigten Künſtler verließen theils die Stadt, theils fanden ſie in ſchmalen Penſionen ein hinlängliches Motiv, beſcheidenere Wohnungen und eine weniger überfließende Lebensweiſe zu wählen; Fremde, ſonſt vom Rufe der Oper gelockt, blieben aus; die verſammelten Stände lehnten die Uebernahme der zwei Millionen Schulden des neuen Großherzogs auf die Staatskaſſe ab; das den *Reſidenzen* als ſolchen überhaupt nicht beſonders günſtige Princip der Repräſentativverfaſſungen tritt mehr in ſeiner Wirkſamkeit hervor, die Schulden der Stadt, in günſtigern Zeiten und unter einer nicht ſehr achtſamen Adminiſtration, durch theures Straßenpflaſter, Beitrag zu Kaſernen, Bauten und Anlagen mancherlei Art ins Enorme getrieben, traten jezt ſchärfer als je hervor, die Miethpreiſe ſanken, eben ſo die Häuſerpreiſe, die neue Perſonalſteuer wirkte gleichfalls ungünſtig auf erſtere, und ſtatt daß man ſonſt mit phantaſtiſchem Gedankenfluge Möglichkeiten eines ſogenannten Ausbaus der Stadt in die darüber gefertigten Pläne aufnahm, mußte man jezt auch das Nächſtliegende einſtellen, weil der Muth, zu bauen und Gewinn daraus zu ziehen, auf eine unglaubliche Weiſe geſunken war.

Im Weſentlichen dauern dieſe Verhältniſſe noch jezt. Zwar iſt Luxus in vielen Spuren und in allen Ständen noch immer ſichtbar — und wo wäre er dieß nicht und wo müßte er dieß nicht ſeyn? — aber er hat ſich doch auffallend ins Engere gezogen; und daß er dieß that, fühlen diejenigen wieder auf unbequeme Art, welche in ihren Geſchäften und Hanthierungen Wechſel ziehen auf Bequemlichkeit, Prachtliebe und Gaumenreizbarkeit ihrer Mitbürger, und welche dieſe Wechſel vielfach unhonorirt finden. Ein beſſer geordneter Haushalt hat unterdeſſen begonnen, die Stadt von ihren Schulden zu befreien; man hat ſeine Lage einſehen lernen und ſich darein, jedoch allerdings nicht ganz gerne, gefunden.

So viel vom *Materiellen*. Die *ideellen* Intereſſen unſerer Stadt betreffend, ſo hat ſie durch den Verluſt des Theaters, *wie es war* — erſt prachtvolles Opernpferd und dann durch Partheien zerriſſen — in der That nicht beſonders viel eingebüßt. Wenigſtens kann man hier Geſichtspunkte auffinden, welche den Verluſt leichter ertragen laſſen. Wäre nur der *Kunſtſinn* uns geblieben oder geworden! Dabei hat die politiſch bewegtere Zeit ſich mehrfach wirkſam gezeigt: einmal, indem ſie das verlorne Künſtleriſche oder Künſtleriſchſtrebſame weniger in Anſchlag brachte, ſodann, indem ſie bisher unbekanntere Gedankenreihen und Intereſſen zur Beſchäftigung anwies. In dieſer Hinſicht bedeutungsvoll fiel der Tod des vorigen Großherzogs und der Regierungsantritt ſeines Nachfolgers gerade in das Jahr der Juliusrevolution. Man war bis dahin gewohnt geweſen, dem Regenten, der noch „der alte Herr“ war, viel nachzuſehen; theils ſein hohes Alter, welches zu Ehrfurcht und Billigkeit zugleich zwang, theils viel Ruhmwürdiges, was er gewirkt, theils die Natürlichkeit und Eigenthümlichkeit, die den Sinn des Volks ihm näher brachte, gaben die Veranlaſſung dazu. Dieß wirkte auf die Stände, auf die Nachrichten in öffentlichen Blättern. Anders nach ſeinem Tode: die Oppoſition regte ſich mehr in beiden.

(Der Beſchluß folgt.)

München, September.

(Fortſezung.)

Lage der Stadt. Die Luſtgärten.

Die ſüdöſtliche Hochebene bleibt ſich immer gleich; ihr von der Iſar beſpülter Rain fährt fort, auch bei Haidhauſen, Neuberg- und Bogenhauſen, Föhring u. ſ. w. einen Berg zu bilden; die nordweſtliche aber wird bedeutend niedriger ſobald ſie mit ihrem Saume die Stadt berührt hat, wo ſie ſich plözlich abdacht und verflacht und dem Boden derſelben gleich wird. München liegt demnach tiefer als die Sendlinger Höhen und tiefer als das rechte Iſarufer. Auf dieſes hätte man die ſchönen Gebäude Neumünchens ſezen, die Iſar eindämmen, ſie mit ſchönen Brücken überſchlagen, ihre Inſeln ausſchmücken, die Neige des Gaſteigbergs zu Gärten umgeſtalten ſollen. Das iſt ein Wunſch, der ſich Jedem gleich am zweiten Tage ſeines Hierſeyns aufdrängt. München hätte maleriſche Maſſen gebildet, es hätte einen florentiniſchen Lungarno gehabt, wo man die prächtigen Sonnenuntergänge des hieſigen Himmels, die Anſicht der Alpen, das Getriebe auf dem Fluſſe und die Bewegung der Stadt in ihrem Mittelpunkte hätte genießen können. So aber iſt es, als ob keine Alpen in der Nähe wären, als ob der Fluß unbeachtet vorbeiſtöſſe, und iſt man außerhalb München, ſo ſcheint es oft als ob gar keine Stadt da wäre. So hat München an den Alpen einen Kranz verloren, an dem Fluſſe einen Spiegel, eine Seele, und liegt nun ohne reizende Ausſicht und ohne imposante Anſicht wie in einem Grabe. Es müſſen gewichtige Gründe, worunter zu zählen, daß die Eindämmung der Iſar mit großen Koſten verbunden und die Reſidenz aus dem Centrum der Stadt gekommen wäre, obgewaltet und obgeſiegt haben, daß man nicht beſſer die Iſarhöhen benuzte.

Auf dieſen Höhen nun liegen die ſchönſten Luſtgärten; auch an den Uebergängen, in den Vorſtädten, nach Nymphenburg zu befinden ſich viele dergleichen; allein wenn ſie auch alle mehr oder weniger beſucht werden, ſo iſt doch ihre Einrichtung nicht ſo großartig und ihre Lage nicht ſo reizend, als bei jenen. Weſentliche Beſtandtheile eines vollſtändig ausgeſtatteten Luſtgartens ſind: ein geräumiges Wirthshaus, deſſen Saal und Zimmer elegant ausgemalt und mit ſaubern Möbeln, worunter ein Billard, verſehen ſind; ein großer, mit Maronen- oder andern Bäumen, mit Tafeln und Bänken beſezter und mittelſt an den Bäumen angebrachter Glaskugeln zu erleuchtender Plaz; um dieſen herum hölzerne Arkaden, wo ſich die Gäſte bei ſchlechtem Wetter ſezen können, ein Karouſſel für die Kinder, eine Schaukel für die Jugend überhaupt, eine Kegelbahn und anderes Aehnliche; in der Mitte des Plazes ein Tanzboden, mit einem, auf doppeltem Säulenkranze ruhenden Dache bedeckt, mit Lüſtern und Lampen behangen, mit Tiſchen und Sizen zwiſchen den beiden Säulenreihen umgeben, rund herum offen, ausgenommen da, wo die Tribüne der Muſikanten angebracht iſt. Täglich ſteht an den Straßenecken angeſchlagen, in dieſem oder jenem Garten ſey Tanzmuſik oder Blechmuſik, und täglich haben all dieſe Gärten Gäſte, und an Sonn- und Feiertagen wimmeln ſie davon. Man könnte faſt ſagen, die Münchner leben darin. Hier gibt es wenig Theegeſellſchaften und ſonſtige Vereine, wie in Norddeutſchland. Die Adeligen, welche noch am meiſten Beſuche machen und Geſellſchaft geben, thun es nur unter ſich und auch dann nur im Winter, da ſie im Sommer auf ihre Güter ziehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Oktober 1833.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!

Goethe.

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt. *)

Das Feld des philoſophiſchen und ſatiriſchen Romans iſt in unſerer Novellenzeit ein ſehr ſparſam angebautes. Die Gründe davon liegen ziemlich zu Tage, und ein Buch, wie das vor uns liegende, erregt darum ſchon an ſich Aufmerkſamkeit. Wir löſen aus dem Roman, in welchem Lamaismus und chineſiſche Kultur den Spiegel abgeben, ein Bild in der Art ab, daß es, indem es den Leſer auf das Ganze aufmerkſam macht, im Stande iſt, ſelbſtſtändig zu unterhalten.

* * *

Wir ſind in einem weiten, nicht hohen Zimmer; den Fußboden bedecken kunſtvoll gewirkte, blumenreiche Teppiche, deren Muſter ſich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derſelben, Drachen, von großen, rieſenhaften Blumen umſchlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt ſich zwei Stufen hoch eine Eſtrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begrenzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, ſind aus Seidenſtoffen und mit reichen ſchweren Franſen beſezt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Sitz ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenſtoffen, die die Flamme umſchloſſen halten und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht fallen laſſen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging. Diener ſind beſchäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich, und wie zänkiſch ſie ſich auch untereinander begegnen, ſo unterlaſſen ſie doch nicht, bei der erſten Begegnung ſich zu fragen: „Haſt Du ſchon Reiß genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinteraſien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel

*) Aus dem in Kurzem erſcheinenden Roman: Maha Guru, Geſchichte eines Gottes, von Carl Gutzkow.

Digitized by Google

zu vergeſſen, würde bäuriſche Sitte verrathen und dieſelben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unſern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen können. Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäftigungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen von hohen Beſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar in kriegeriſchem Aufzuge überbrachte ein demüthiges Kompliment und den Namen ſeines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirms gefaltetem Papier, wo auf dem lezten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſter verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anſtoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Herr entbietet dem deinen ſeinen Gruß! Die Schwelle unſres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiſeſte Berührung empfängt.“ Der Tatar verneigte ſich mit Anſtand und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemeldeten Beſuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Beſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angekündigt und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes folgte ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkommungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung des höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremoniells würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Dieſer Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem ſeidenem Zeuge, die vorne mit einer Perle verziert war und ein kahles, mit einem mühſam geſammelten Zöpfchen verſehenes Haupt bedeckte. Zwiſchen dieſer Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus ſchwerem Seidenſtoffe zur Erde rauſchte, ſaß ein Antlitz, ſo beherrſcht und abgeſchliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß ſich hinter dieſer todten Maske eben ſo gut die größte Weisheit wie die verſchlagenſte Ränkeſucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingeſtickt, in deſſen Felde ſich das ſonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chineſiſchen Kleiderordnung werden daran ſogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der ſechsten Klaſſe Bekanntſchaft zu machen. Dieſelben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieſer angeſehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zuſammenſezten und vorn ein ſilberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus ſeinem Stand, daß ſchwarzſeidene Stiefeln ſeine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn ſie waren weit genug dazu) eine Anzahl Akten und ein vollſtändiges Schreibzeug verſteckt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Am glänzendſten war die ſechste Diviſion, oder die Ceresabtheilung, welche den Sommer darſtellt (weiß, ſcharlachroth und Gold), reich mit Aehren, rothen und blauen Kornblumen geſchmückt. Zuerſt ein großes Muſikchor, dann zwei Canephoren in Atlas mit Aehrenkränzen, die Rauchfäſſer tragend, zwei andere mit einem Korb Waizen zum Opfer auf reichgeſchmückter Bahre; vier mit dem Opferaltar; wieder ein Korb mit Waizen; der Ceres Prieſterin, prächtig angethan, mit weitem, goldgeſticktem Schleier; wieder zwei Canephoren mit Weihrauchkäſtchen, und endlich Ceres ſelbſt, von vier Nymphen auf ihrem Thron getragen, auch ein liebliches, ſchönes Mädchen, mit Locken wie ihr Waizen und Augen wie ihre blauen Kornblumen, freundlich mit der blanken Sichel grüßend; zwölf Schnitter mit ihren Schnitterinnen, Stäbe und Sicheln, mit Aehren und Kornblumen umwunden, und ähnliche Kränze tragend; ein zweiſpänniger Pflug; der Sämann und hinter ihm vier reizende Aehrenleſerinnen; ein zweiſpänniger Erntewagen, auf deſſen gehäuften Garben ein Neſt lieblicher Kinder ſaß; ſechs Dreſcher mit Dreſchflegeln, Wurfkörben u. ſ. w.

Die ſiebente Diviſion bedeutete den Herbſt und begann mit dem großen Muſikchor des Bacchus (fleiſchfarbiger Tricot, weiße Tuniken mit Weinlaubeinfaſſung, glänzende antike Helme mit gleichen Kränzen); nach dem Anführer der Diviſion zwei Canephoren (weiß, grün und Gold), mit Weinblattkränzen, Rauchpfannen ſchwingend; zwei andere mit einem Korb voll weißer Trauben auf reicher Bahre; der Opferprieſter mit zwei Gehülfen, führend den blumengeſchmückten Bock, auch mit Opfertellern, Opfermeſſer und Axt wohl verſehen; vier Canephoren, die den Opferaltar trugen, zwei andere mit einem goldenen Korb voll blauer Trauben; der Bacchusprieſter (Sammt und Atlas, weiß, violet, ſchwarz und Gold); zwei ihm Weihrauch in goldnen Käſtchen nachtragende Canephoren; der kleine Bacchus, auf einem Faß reitend, ein ſchöner, lieblicher Knabe mit Thyrſusſtab und Becher, getragen von vier Mohren (ſchwarzer Tricot mit weiß und rothem Turban und Gürtelgewand); zwei andere, die den federgeſchmückten Schirm über ihn hielten; ſechs Faunen mit Keulen (fleiſchfarbiger Tricot, Gürtel und Kränze von Weinlaub), und über den Schultern ein Pantherfell; zwölf andere Faunen mit Thyrſusſtäben und eben ſo viel Bacchantinnen mit Becken und Tambourins; der alte dicke Silen (fleiſchfarbiger Tricot, mit Weinlaub gekränzt und gegürtelt), auf ſeinem Eſel, geführt von einem Faun, und er ſelbſt in ſeinem Schwanken gehalten von zwei Mohren; Gefolge von Mohren. Hiemit ſchloß die römiſch-griechiſche Welt.

Digitized by Google

Die achte Diviſion war wieder ganz dem Modernen und Nationalen gewidmet. Auf den Chef de division folgten zuerſt vier Weinberghüter mit bekränzten Hüten und Spießen; ländliche Muſikanten eröffneten den Zug der Herbſtwinzer (weiß und grün, mit Weinlaub bekränzte Hüte): zuerſt zwei mit einem goldenen Korb mit Weintrauben; zwei andere mit einem reichbehangenen Weinſtock in der Erde; zwei mit einem Korb voll rother Trauben, zwei mit einem großen ſilbernen Weinpokal, zwei mit der Traube von Canaan, der Träger der Fahne und ſeine zwei Begleiter, zwölf Winzer mit ihren Butten, und zwölf Winzerinnen mit Gelten (waadländiſche Tracht); das große Moſtfaß, von zwei Pferden gezogen; vier Faßbinder, beſchäftigt, ein großes neues Stückfaß zu reifen, auf einem Gerüſt, gezogen von zwei Pferden; die Arche Noah's, darin Noah (braune Kutte und langer weißer Bart) nebſt ſeiner Frau, als altes Mütterchen gekleidet, und ſeinen ſämmtlichen Kindern, beſchäftigt mit den Arbeiten des Weinbaus, mit Anbinden der Trauben, Keltern u. ſ. w.; der obere Theil der Arche ſtellte einen Garten mit Rebengeländern dar, der untere aber war für die Thiere beſtimmt, welche Noah mitgenommen hatte; ſie waren höchſt komiſch von einem wenig in der Thiermalerei Bewanderten abgebildet, wie ſie zu den Lücken herausſahen: Katzen, Hunde, Kameele, Elephanten, Schaafe u. ſ. w.; hinter dieſer Argo folgte der Herbſtwinzer mit dem Hour, einer farbigen Stange, an der ein kleines Weinfaß mit Trichtern als Symbol angebunden iſt, und darüber grüne Zweige und rothe Bänder; darum her gingen die Winzer, eine Flaſche neuen Wein und Gläſer in der Hand.

Die neunte Diviſion, die den Winter darſtellte, begann ein großes Muſikchor (weiß und violet). Die ganze Darſtellung ſoll an die Freuden des Winters erinnern. Hinter einer kleinen gefahrenen Küche gingen zwei Dorffiedler (bunte, altmodiſche Kleider mit rothen Strümpfen und Stangenzöpfen) vor einer Bauernhochzeit her; zuerſt der Herr Baron mit der Frau Baronin: altmodiſche Hofkleidung, gepudertes Toupet, Stahldegen, zwei Uhren mit langen Ketten und Ordensband; die Dame im Reifrock, Fontange, Schminke, Schönpflaſterchen, großer Fächer, Schuhe mit hohen Abſätzen; der Bediente (roth, mit goldenen Treſſen); der Notar (ſchwarzer Sammtrock) mit ſeinem Gehülfen, den Heirathskontrakt unter dem Arm; der Bräutigam (altfranzöſiſcher Soldat mit kleinem Hut und langem Stangenzopf); zwei alte Männer mit ihren Frauen (buntſcheckig gekleidet) als Hochzeitgäſte; acht Paar junge Hochzeitgäſte, die Männer grün und weiß, die Mädchen in wechſelnden Farben, ſchöne Mieder von gelbem, violettem und grünem Atlas, taffetne Kleider, paſſende Hüte mit reichen Blumenkränzen; ein Wagen mit dem Hausrath der Neuvermählten, mit Spinnrocken, Tiſch, Stühlen, Bett, Wiege u. ſ. w. Zuletzt ward das Ganze wieder durch eine zahlreiche Abtheilung alterthümlicher Schweizer beſchloſſen. Alles in Allem waren es ungefähr achthundert fünfzig Perſonen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gaſelen.

Glühwein.

Unwohl bin ich heut und ſehr ergrimmt,
Daß der Regen nie ein Ende nimmt,
Und es weh'n ſo feucht' und kalte Winde,
Daß es mir bereits im Leibe grimmt;
Ja fürwahr, ein Glück iſt's, daß die Kohle
In der Pfanne noch lebendig glimmt,
Und ein wenig Wein mir noch im Faſſe,
Eine langgeſparte Neige, ſchwimmt.
Süßen Zucker in den Wein, den heißen,
Schütt' ich und den duftig braunen Zimmt;
Dieſer Trank erheitert alle Sinne
Und ich fühle mich nicht mehr verſtimmt,
Weil mein Geiſt durch ſchwere, graue Wolken
Fröhlich auf zum reinen Aether klimmt.

Zechgelag.

Heil unſerm Wirth, der rein und unvermiſcht
Der Weine edelſten uns aufgetiſcht!
Wir tranken rüſtig, aber jedes Glas
Hat neu die Luſt zu trinken aufgefriſcht.
Mit hoher Zecherſtrafe ſey bedroht,
Wer mäßig ſeyn will und den Mund ſich wiſcht.
Was kümmert's uns, wenn uns der Kluge ſchilt
Und der Verläumdung gift'ge Natter ziſcht!
Wie von den rothen Lippen einen Kuß,
So nippen wir des rothen Schaumes Giſcht.
Die Fackel iſt ſchon tief herabgebrannt;
Wir trinken fort und wenn ſie auch erliſcht.
Denn jenes Sprüchwort hat noch ſeine Kraft:
Daß man am glücklichſten im Trüben fiſcht.
Ein Thor iſt, wer beim vollen Glaſe ſäumt
Und leeres Stroh mit flinker Zunge driſcht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, September.

(Beſchluß.)

Die politiſche Preſſe.

Was die öffentlichen Blätter betrifft, ſo galt das Geſagte damals noch nicht von inländiſchen; denn die Staatsregierung verweigerte bis zum Jahre 1832 ſtreng die Conceſſion für Blätter, welche irgend geeignet geweſen wären, Oppoſition zu entwickeln. Deßhalb nahm ſie auch den Begriff: politiſche Nachrichten, bei den heſſiſchen Blättern, einem allerdings der Belletriſtik zunächſt gewidmeten Blatte, ſo ſtrenge, und die heſſiſchen Blätter gingen an dieſem ſtrengen Begriffe zu Grunde. Ende Decembers 1831 faßte aber der

bekannte Abgeordnete und Gemeinderath E. E. *Hoffmann* — ſo verſichert man wenigſtens allgemein — den Gedanken, ein Blatt zu gründen, welches gemäßigtes Oppoſitionsblatt ſeyn ſollte und zunächſt für das Großherzogthum Heſſen beſtimmt war. Dieſer Gedanke war nur außerhalb dem Großherzogthume in Ausführung zu bringen. In Speyer, unter der Verantwortlichkeit des Buchhändlers Kolb, geſchah es. Das Blatt brachte Vielerlei durcheinander, manches Gute, ſehr vieles Perſönliche und einiges Pikante. Was Wunder, daß dem erſten freien Athemſchöpfen unſerer vaterländiſchen Journaliſtik Stadt und Land gerne lauſchte. Wohl hatte das neue Unternehmen viele Lücken, viele Blößen, dennoch fand es Abnehmer und, was wichtiger, verdiente in mehreren Beziehungen wirklich Lob. Die Staatsregierung war nun einmal in ihren politiſchen Maximen durch das Speyerer „heſſiſche Volksblatt" überflügelt. Heftig bisweilen von demſelben angegriffen, ſchien ſie weniger zu befahren, wenn ſie nun auch noch andere Kanäle politiſcher Mittheilung im Lande geſtattete. So entſtand Anfangs April der *Beobachter in Heſſen bei Rhein*, unter der Redaktion des Hofgerichtsadvokaten H. K. Hofmann in Darmſtadt, ein gemäßigt liberales, mehr in wiſſenſchaftlicher Form gehaltenes und recht verdienſtvolles Blatt, und der *heſſiſche Volksfreund*, anfänglich unter der Redaktion des Hofgerichtsadvokaten Linz und des Subconrektors Baur in Darmſtadt, in der lezten Zeit einzig von dem Zweiten geleitet; ein Blatt voll Perſönlichkeiten, in bisweilen nicht unwitziger Form, die ſich dann regelmäßig der Perſiflage nähert, dabei der Feind alles Liberalen, ſowohl in der Kammer, als im Leben, und gegen dieſes die giftigſten Blitze ſchleudernd. E. E. Hoffmann hatte ſich unterdeſſen unter der Firma ſeines Schwiegerſohns, des Materialiſten C. W. Lange in Darmſtadt, zu einem *neuen heſſiſchen Volksblatte* Conceſſion geben laſſen und dieſes regelmäßig dem Referate über die Landtagsangelegenheiten gewidmet, wobei er immer die Hauptrolle ſpielte. Daneben wandelte noch, aber ſeltener und magerer, ſo daß es neuerdings ſeinen Hauptinhalt aus Zſchokke's geſammelten Schriften zu entlehnen pflegt, das urſprüngliche *heſſiſche Volksblatt*. Noch ſpäter trat die *deutſche Vaterlandszeitung* in's Leben, unter der Redaktion des Hauptmanns Pabſt in Darmſtadt, und mehrere höhere Staatsbeamte als Mitarbeiter zählend. Man hielt ſie von Anfang an für ein miniſterielles Blatt, nicht blos ihrer Tendenz gemäß, ſondern auch hinſichtlich ihrer Fonds. Das Blatt konnte ſich in ſeiner Abonnentenzahl nicht einmal bis zum heſſiſchen Volksfreunde emporſchwingen, der doch 3 bis 400 Abonnenten hatte, ſondern es ſiechte an 200, die auf 190 gefallen ſind, und ein Verluſt für die Unternehmer von 1500 fl., ungerechnet Redaktionsgebühr und Honorare, bis Ende dieſes Jahres ſcheint gewiß.

Noch in andern Beziehungen machte ſich das politiſche Prinzip und der Geiſt der Zeit in ſeinem Fortgange und in ſeinen Conflikten hier geltend. Ich rede hier nicht von dem Polenverein u. dgl. Mehr wäre von der neuen Leſegeſellſchaft zu ſagen, die in den Elementen des ſich verſchwiſternden Bürgerthums ihre Entſtehung fand, und troz Anfechtungen von außen und Entzweiungen im Innern, die aber ſtets glücklich durch die erforderlichen Säuberungen beſeitigt wurden, noch jezt fortbeſteht, während die auf ariſtokratiſchen Prinzipien gebaute „vereinigte Geſellſchaft" und noch zwei andere große Clubbs ebenfalls ihre Freunde haben und politiſche Gedanken in Umlauf ſetzen.

Sonſt wurde hier Goethe's Geburtstag von Freunden der Poeſie gefeiert. Seit zwei Jahren geſchieht es nicht mehr. Warum? Die Politik hatte ſich in die Poeſie gemiſcht, man hatte dabei: „Noch iſt Polen nicht verloren!" geſungen. Das ſchien bedenklich; Prohibitivmaßregeln genügten nicht, und ſo ging die Sache unter.

München, September.

(Fortſetzung.)

Charakter der Geſellſchaft.

Die Klaſſe der Räthe, der Profeſſoren, Beamten ꝛc. beſteht aus Leuten, die in München größtentheils neu und noch nicht untereinander verſchwägert ſind, größtentheils noch in der Miethe wohnen, ſich noch fremd gegenüber ſtehen, ſich erſt, nach guter deutſcher Weiſe, meſſen, ehe ſie ſich zu einander herablaſſen und vergeſellſchaften. Die Leute mit Riegel- und Pelzhauben haben noch aus alten Zeiten her den Inſtinkt des Wirthshauſes. Es gibt keine reichen Fremden hier, die große Häuſer machen und Vereinigungspunkte für alle gebildeten Klaſſen abgeben. Um München herum liegen keine Landhäuſer, wodurch Nachbarſchaft und dadurch Freundſchaft und hiedurch Geſellſchaft entſtehen könnte. Wenn man zum Thore hinaus iſt, iſt man wie meilenweit von allem Städtiſchen entfernt, und das Ländliche, welches man da findet, bietet keinen Erſatz für jenes. Daher beziehen die, welche die ſchöne Jahreszeit auf dem Lande genießen wollen, das Gebirge, wo ſie ſich in den vielen Bädern und an den Seen zerſtreuen, und eher den Genüſſen der Natur, als denen der Geſellſchaft nachgeben. Im Theater finden keine Logenbeſuche ſtatt; da ſind nur Gallerien und geſperrte Sitze, wo Jedermann für ſich daſizt und vor ſich hinſchaut, ſtille und andächtig, wie in einer Kirche, und nur in den Zwiſchenakten ein Wörtchen fallen laſſen darf, wenn ihn zufällig ſein Nachbar anſpricht. Im Winter, vorzüglich im Karneval, folgen zwar Bälle auf Bälle, doch meiſtens ſolche, deren Theilnehmer vorher ſubſcribiren und abonniren mußten, alſo für ihr gutes Stück Geld ſie beſuchen, und ſich wenig um einander bekümmern, faſt wie an einem öffentlichen Orte. Die Fremden, welche in andern Städten oft Anlaß zu Diners, Soupers u. dgl. geben, werden hier, wenn ſie einem Hauſe empfohlen ſind, zwar gut aufgenommen, aber nicht von dieſem gleich in alle andern derſelben Sphäre eingeführt; es iſt nicht unſchicklich, daß ſie, ohne vorgeſtellt zu werden, eine Dame zum Tanze auffordern, daß ſie ſie nachher bei einer zufälligen Begegnung anſprechen und ſich mit ihr unterhalten; es würde aber befremdend klingen, wenn ſie den Wunſch laut werden ließen, in ihrem Hauſe ſich vorſtellen zu laſſen. Hiemit habe ich Gründe genug angegeben, warum das Leben hier ſich ſchwerlich ſo innig, gaſtlich, geſellſchaftlich, wie in andern deutſchen Städten geſtalten konnte, und wie es öffentlich und ſinnlich, aber eben deßwegen auch weniger ſteif, gewiſſermaßen behaglicher, in jedem Falle luſtiger werden mußte. Es nahm viel von der Geſtalt des italieniſchen an, ohne ſich jedoch mit deſſen Geiſt zu befaſſen, und behielt Vieles von dem Gemüthlichen und Seelenvollen des Deutſchen bei, ohne eben den Magen zu verläugnen. Was nun dem Italiener ſeine Schauſpiele und Kaffeehäuſer, das ſind dem Münchner ſeine Luſtgärten. Dahin zieht er, ſo oft es nur möglich und thunlich, mit Weib und Kind, begegnet ſeinen Bekannten, grüßt ſie, genießt mit ihnen die Augenblicke der zufälligen Begegnung und opfert, beim Schalle der Muſik, beim Rauſchen froher Geſpräche, mitten in einem bunten Gewimmel, den Göttern des Biers und der Würſte, der Braten, der Schinken, des Käſes und der Rettige, er mag ſo vornehm ſeyn, als er will, es ſey denn, daß er auch galant iſt, in welchem Fall er eine Taſſe Kaffee den Rettigen vorzieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Oktober 1833.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan:
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Goethe.

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Ueber das Ganze war ein vielfacher Zauber ausgegoſſen. Zuerſt der Farbenzauber in dem prächtigen, reinen Morgenſonnenlicht, noch erhöht durch den glücklichen Wechſel in den Zügen, deren jeder ſeine herrſchende Farbe trug: weiß und hochroth, weiß und grün, weiß und blau, weiß und roſenroth, weiß, grün und roſenroth, blau, weiß und Silber, bunte Farbenmiſchung bei dem Sennerzug, weiß und grün, weiß, ſcharlach und Gold, bunte Farben, weiß, grün und roth, grün und weiß, violet und weiß, bunte Farben, weiß, gelb, grün und violet, endlich wieder weiß und hochroth, wie beim Anfang. Bei aller Mannigfaltigkeit war doch das nationale Grün vorherrſchend, gleichſam als Grundton des Feſtes, als Grundfarbe der Natur, deren Feſt hier begangen ward. Die Kleidungen waren größtentheils mit viel Sorgfalt und Geſchmack gewählt und gemacht, ja in Formen und Farben ſo friſch, daß ſie den vollen Glanz der Sonne ertragen konnten, was auch das ſchönſte Theaterkoſtüm nicht vermag, denn dieſe ſind immer nur auf das blendende, täuſchende Lampenlicht berechnet. Das Koſtüm der Canephoren und der Begleiter der Pales, Ceres und des Bacchus hätte mich durch ſeine Schönheit, ſeinen Reichthum und ſeine ächt antike Haltung noch mehr erfreut, wenn ich nicht durch den Anblick der phantaſtiſch und läppiſch gekleideten zwei Prieſterinnen und des Bacchiſchen Prieſters zum Lachen und Aerger gebracht worden wäre. Dieſe Prieſterinnen waren junge hübſche Männer; reiche Locken gaben ihnen wirklich etwas ſehr Weibliches, aber alles Uebrige ſtörte. Zuerſt waren ſie behängt mit reichen Sammt- und Atlasgewändern, Mänteln, Schleiern und Schleppen, geordnet und geworfen ohne allen Geſchmack und antiken Sinn; auf dem Kopfe trugen ſie verrückte Aufſätze mit gebogenen Spitzen, Hacken und Schwänzen, alles barok und geſchmacklos. Der Bacchiſche Prieſter ſtellte einen Greis vor mit langem weißen Bart. Dieſe ganze Prieſtermummerei erinnerte mich ſtark an dergleichen Darſtellungen auf wandelnden Dorftheatern oder an die Hohenprieſter auf Rembrand's Bildern. Auch die Kleidung der Göttinnen hätte zwar nicht reicher, aber geſchmackvoller und korrekter im Sinn der Antike ſeyn können, was um ſo mehr zu bedauern iſt, da beide von ſehr lieblichen Mädchen dargeſtellt wurden, Pales von einer Brünette mit großen dunkelglühenden Augen und blendendweißer Haut, Ceres hingegen von einer ſanften, blühenden, anmuthigen Blondine mit blauen Augen und reichen Locken. Dieſe Mißgriffe im Koſtüm ausgenommen, die ſich ein andermal leicht vermeiden laſſen, war alles gut. Die antiken Züge, beſonders die Canephoren mit ihren goldenen

Digitized by Google

Blumen-, Waizen-, Frucht- und Traubenkörben auf reichgeſchmückten Bahren, deßgleichen die Weihrauch- und Opferknaben verſetzten mich ganz in Griechenlands und Roms Alterthum, wo die Palilien, Cerealien und Bachanalien auch am Tag im vollen Sonnenlicht begangen wurden. Und jezt, wo die getreue Zeichnung dieſer Züge vor mir liegt, kommt ſie mir zu Zeiten nicht wie die Darſtellung des leben- und bewegungsvollen Feſtes, dem ich vor Kurzem beiwohnte, ſondern wie die Zeichnung eines antiken Basreliefs vor.

Schöner und lieblicher läßt ſich neben dem Ernſten und Antiken nichts denken, als der Chor der vielen blauen und rothen Schäferinnen, der Frühlingswinzerinnen, Heumacherinnen, Gärtnerinnen, Schnitterinnen, Aehrenleſerinnen und der Hochzeitmädchen im mannichfaltigſten, immer wechſelnden, aber immer reizenden Koſtüm. Dazu gehört aber eine weibliche Jugend, wie Vevay und die nächſte Umgegend aufzuweiſen hat. Wer könnte ſich ſatt ſehen an dieſen knappen, blauen, roſigen, grünen, rothen, ſchwarzen und violetten Atlasmiedern am ſchlanken Leib zwiſchen den ſchönen Schultern, den kurzen, blendendweißen Linonröcken über den reichen Hüften, und den niedlichen Füßen? Alles beherrſcht ein Geſicht und Augen, in denen ſich friſche heitere Jugendkraft mit Schalkhaftigkeit und Schlauheit miſchen, und dann ſchief darüber ſchwebend der runde, blumenbekränzte Strohhut. Es gehört nicht viel Zuverſicht dazu, dieſe Mädchenkleidung heiterer, anmuthiger und lebenvoller zu finden, als alle antike. Die Prätenſion der Falten und Ueberwürfe mag gut für die Mädchen, Frauen und Matronen des Alterthums geweſen ſeyn, deren auf das abgelegene ſtille Frauenhaus beſchränktes Leben ſo ernſt und einförmig war, nicht aber für die freien, ſchwankenden Mädchenblumen unſerer Zeit, die kein herriſcher Egoismus mehr dem Sonnenlicht entzieht.

Indeß zeigte ſich nicht blos das weibliche Geſchlecht bei dem Feſt ſo ſchön; bei den Männern war dieß nicht weniger zu bemerken. Dieſe Waadländer ſind ein herrlicher Menſchenſchlag, ſchön und kräftig gebaut, mit Augen und Zügen voll Leben. Dieß zeigt ſich auch bei ihrem Militär, das mit dem Zwergobſt anderer Kantone in auffallendem Kontraſt ſteht. In dem fleiſchfarbenen Tricot, den freien Armen und Schenkeln des Bacchusgefolgs trat dieß viel beſtimmter und handgreiflicher hervor, als unter den weiten langen Beinkleidern unſerer Zeit. Bei dieſen Männern iſt alles Nerv, Muskel und Leben, nicht das Peinliche, von Anſtrengung, Mühe und Sorgen Erdrückte, ſondern das Anmuthige, Füllereiche der Geſundheit und des Wohlſtands. Die Bacchantinnen, zu deren Funktionen ſich hier keine rechtlichen Mädchen gefunden hätten, waren lauter junge Leute von achtzehn bis neunzehn Jahren, deren feinen, vollen Geſichtszüge und abgerundeten Körperformen durch die reich herabfallenden Locken noch weiblicher gemacht wurden. Ebenſo die Nymphen, welche Pales und Ceres Thron trugen und ihre Prieſterinnen. Da auch ſonſt vieles gut nachgeformt war, ſo bemerkte man bisweilen nur an den Bewegungen, daß ſie dem weiblichen Geſchlecht nicht angehörten, die Illuſion wurde alſo nur ſelten geſtört.

(Die Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt.

(Fortſetzung.)

Schon ſeit einigen Minuten harrt in dieſem Gallaaufzuge der Herr des Hauſes vor dem zweiten Portale ſeiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gaſt endlich vor dem dritten erſcheine. Da iſt er. Unſer Mandarin ſechster Klaſſe ſtürzt hinzu, hilft ihm aus ſeinem Palankin, ergreift ſeine linke Hand mit der Linken und ſchüttelt ſie mit einer Grazie, die man geſehen haben muß, um ſie beſchreiben zu können. Aber was iſt dieſe erſte Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen ſich jezt die beiden Leute überſchütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge; wer ſoll die Ehre, durch den mittlern zu gehen, erhalten? Unſtreitig der Gaſt; aber dieſer iſt viel zu höflich und beſcheiden, eine ſolche Auszeichnung anzunehmen, er ſucht vielmehr ſeinen Wirth hindurchzuſchieben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulaſſen? Unmöglich, dieß wäre eine Verletzung der Etikette, die ſeiner Natur ganz zuwider iſt. Im Gegentheil bedarf es nur einer geſchickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu ſchlüpfen und in demſelben Augenblick ſchon die Hand des Gaſtes zu faſſen, um ihn durch die mittlere Thür hereinzuführen, eine Ehre, die nun der Beſucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und mit einer gewiſſen gemachten Schaam annimmt. Dieſe Scene wiederholt ſich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis ſich die Herrn endlich in das Beſuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten ſpringen jezt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es iſt chineſiſcher Ton, daß der Wirth dieſen ſaubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeiſters auch wohl kein Sonnenſtäubchen geduldet hätte, erſt mit einem Tuche leicht abwiſcht. Jezt eilt er auch zu einem Seſſel, aber wer wird ſich auf den ſeinigen zuerſt niedergelaſſen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſeyn, als die beiden hier zuſammentreffenden Herrn, um dieſes Kompliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze läuft dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu

täuſchen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſeyn. Die wechſelſeitigen Bewegungen werden mit Geieraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen feinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dieß Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen allein dieß ſchwierige Manöver, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht übereinander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernſt, pagodenartig.

Das erſte Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, ſich über die Ehre dieſes Beſuches glücklich zu preiſen. „In der Stunde der Mitternacht,“ ſagte er, „ſtieg der große Gott San-Pao-Fo hernieder und raunte mir in das entzückte Ohr: Siehe, dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren! Und als ich Ihren Brief, der mit akademiſcher Zierlichkeit zuſammengelegt war, empfing, da ſchlug mir das Herz vor Freude, denn die Weiſſagung des Traumes war in Erfüllung gegangen.“ Das war eine Lüge; aber die Etikette verlangte, daß der Beſucher ſie durch eine ähnliche erwiderte. Es war ein Mandarin der fünften Klaſſe mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, das er auf dem Rücken trug, ſah man, daß er eine Militärperſon vorſtellte; denn dieſe Dekoration war bei ihm in Geſtalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders,“ antwortete er; „San-Pao-Fo iſt auch mir im Traume erſchienen, und rief mir zu: „Reinige die Kanäle deines Ohres, und ſtelle die Jonke deines Faſſungsvermögens in Bereitſchaft, denn du wirſt ſie mit den reichſten Ballen der Lebensphiloſophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunſtvoller, ſententiöſer Rede anfüllen können, weil du die Schwelle meines Lieblings durch deinen Fuß entheiligen willſt!“ Und ſiehe da, ich ſitze auf dem Rohrſtuhle der Erwartung.“ Dem Wirth ſtand es frei, dieſe Aeußerung für ein Kompliment oder für mehr als dieß zu halten. Wir müſſen geſtehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog, und er den Civilmandarinen der ſechsten Klaſſe doch immer noch höher ſtellte, als den Militärmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkryſtall tragen durfte. Aber er war zu vorſichtig, ſolche Anſichten auszuſprechen. Er ſagte alſo: „Khung-Ju-Dſſi, unſer großer Meiſter, lehrte: halte nichts auf deine Weisheit, denn ſie iſt oft nur der Widerſchein deiner Umgebungen. Und wer ſind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmliſchen Reiche, deſſen Glanz meine Finſterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der geſtrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde.“ — „Mit nichten, mein Freund,“ antwortete der Gaſt; „zwei Pfeile treffen ſicherer, zwei Augen ſehen weiter, und auf zwanzig Zehen ſteht man feſter. Der Tod des Regenten gibt mir Gelegenheit, die Rathſchläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich ſie befolge, verlangt meine Freundſchaft und mein geringes Maß von Klugheit, wenn ich anders auf meinen Wegen nicht ſtraucheln will.“ — „China iſt die Blume des Weltalls,“ ſagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfriſchen ſich die Königreiche der Erde, ſie erquickt ſie alle, und auch dieſem Reiche, das heute ſeinen neuen Beherrſcher empfangen wird, fließt ihr Wohlgeruch zu.“ — „Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft,“ entgegnete der Gaſt, „Tibet unſern Schutz zu entziehen. Ich handle nur im Auftrage deſſen, den uns der Himmel ſandte, und habe ſchon einen Kourier nach Peking beordert, um für dieſen neuen Fall meine Inſtruktionen zu holen.“ — Der Civilmandarin hatte längſt daſſelbe gethan; er bemerkte, daß der Gaſt damit ſagen wollte, wie es keinem von beiden zukäme, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeſchen und die Hofzeitung zukommen; heute iſt der Regierungsantritt des neuen Lama, und wir müſſen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unſerer Macht zu erſcheinen.“

Das waren nun die großen Rathſchläge, die der Beſucher von dem Wirth verlangt hatte, Dinge, die ſich von ſelbſt verſtanden, und über welche ſie beide nur der Formalität wegen zu conferiren ſchienen. Es trat eine Pauſe ein, in welcher Thee ſervirt wurde. Jedem der Herren ſtellten die Bedienten einen lakirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Beſuchende warf die Frage hin: „Wer iſt der neue Lama? wie iſt er?“ Der Civilmandarin zuckte die Achſeln, er wollte nichts von ihm wiſſen. „Ich kenne ihn nicht,“ ſagte er ausweichend; „auch unſer Kaiſer ehrt die Gottheit in ihm, und wir müſſen uns freuen, daß das geiſtliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, September.

(Beſchluß.)

Der zweite Pfingſttag in Heſſelloh.

In den Luſtgärten geht es wahrhaft luſtig zu, und wenn es wahr iſt, wie man ſagt, daß in München mehr Armuth als Wohlſtand herrſcht, daß die Münchner mehr Schulden haben als Reichthümer, ſo möchte ich doch einmal fragen, wo die ärmern Klaſſen ein ſo vergnügliches Leben führen, wie hier? ſo möchte ich doch einmal wiſſen, wer es wohl ſeyn mag, der ſo viel Geld hat, daß er den Münchnern unaufhörlich borgen und ihnen ihre Zechen, Kleider und Fahrten bezahlen kann? Jeder dieſer Luſtgärten hat ſeinen ihm eigenen Reiz, etwas, das ihn vor den andern auszeichnet, und viele haben eine Zeit, wenigſtens einen Tag im Jahre, wo ſie beſonders anziehen, wo ſich Alles dahin begibt; z. B. wenn in dem naheliegenden Dorfe Kirchweihe, oder wenn in der naheſtehenden Kirche eine Madonna ausgeſtellt iſt, und dann vierzehn Tage lang dahin gewallfahrtet wird und die frommen Wallfahrer mit den luſtigen Einen Zug bilden, jene laut betend, dieſe lachend und ſcherzend einherziehen, bis ſie ſich vor der Kirche von einander trennen, ſich aber Alle nachher wieder finden unter den Bäumen des Wirthshauſes und da mit einander den Abgöttern fröhnen.

Ein ganz eigenes, ein außerordentliches Schauſpiel gewährt **Heiſelloh** am zweiten Pfingſttage. Den erſten Pfingſttag pflegen diejenigen Münchner, welche Zeit und Geld genug dazu haben, am Starenbergerſee zuzubringen; allein es iſt gleichſam ein **Müſſen**, daß der zweite in Heſſelloh gefeiert werde. Da geht und fährt dann Alles von Starenberg dahin zurück, und Alles fährt und geht von München hinaus. Da iſt jedes Fuhrwerk in Bewegung, von den Wagen des Königs an bis zum Zeiſelwagen, jeder Fuß auf dem Wege dahin, von dem delikateſten an bis zu dem, der bei ſchlechtem Wetter ſeiner Beſchuhung bar nach Hauſe geht. Der Heſſelloher Tanzboden mit ſeinen Nebengebäuden liegt anderthalb Stunden von hier in einem wunderſchönen Buchenwalde auf der jähen Anhöhe des dort noch engen Thalweges der Iſar, wahrhaft romantiſch und ganz geeignet zu einem ländlichen Feſte. Dieſes war heuer vom ſchönſten Wetter begünſtigt. Im Vorgrunde an dem Walde ſtand mit ihren Kutſchern, Poſtillonen, Fiakern, Lohnkutſchern und Fuhrleuten die immer größer werdende Wagenburg, worunter die Zeiſelwagen (lange, mit ſechs Bänken und einem Dache von grüner Segelleinwand oder von Laubgewinden verſehene Wagen) merkwürdig, und ſtiegen die Schaaren der Gäſte ab; in dem Walde unter einem Bretterdache, auf dem Lager der vorjährigen Blätter, ſtanden lange Reihen von Pferden, und darum unter den Bäumen ruhten, Krug und Glas in der Hand, zahlreiche Gruppen von bunten Livreen. Im Hintergrunde am Wirthshauſe ein unabläſſiges Gedränge von Herren, Burſchen und Bauern, die um die Wette nach den Bierkrügen langten, welche von den Geduld predigenden, angſtſchwitzenden Kellnern in Haſt und Eile, gegen baare Bezahlung, aus einem Fenſter im Erdgeſchoß gereicht wurden; auf dem offenen Tanzboden den Walzer und den Dreher tanzende Bauern und Bürgersleute, und um ſie herum das Gewühle der Zuſchauer; in den Arkaden mit Orden geſchmückte Herren und ihre Frauen, und daneben an den Tafeln im Freien ein ſchmauſender Damenflor; im Walde umher, unter den jungen, vom holdeſten Sonnenlichte durchglitzerten Buchenlauben, ſaßen überall brillante Riegelhäubchen in Geſellſchaft ihrer Eltern und Verwandten, umhangen von ihren farbigen Shawls an den Gebüſchen, umlagert von Künſtlern, Studenten und andern jungen Leuten, und aßen, tranken, koſten und lachten, und auf dem Walle über dem Thalwege der Iſar gingen auf und ab Alle, welche ſchon gegeſſen und getrunken hatten und ſich nun am Schauen ergötzten, bald an der Iſarlandſchaft, bald an den ſeltſamen Gemälden des rauſchenden Waldes. Und was nun weiter? Ich bin fertig; ich habe Ihnen Alles geſagt bis auf die kleinen Fioretti oder zufälligen Verbliſimungen, welche immer aus einer ſo großen Verſammlung zu entſpringen pflegen, welche oft den meiſten Genuß gewähren, den meiſten Spaß machen, welche aber, als blühende Kinder des Augenblicks, mit ihm entſtehen und vergehen, und, wenn ſie durch eine Beſchreibung wieder ins Leben gerufen werden, ohne Friſche ſind und ohne Zauber. Indeſſen gibt ein ſchöner Buchenwald in ſeinem Frühlingsſchmucke, in einer maleriſchen Einöde auf dem hohen Ufer eines ſchönen Stromes, belebt auf einmal, wie oben geſchrieben ſteht, ein eben ſo intereſſantes Bild, als ein italieniſcher Corſo, wovon man ſo oft zu hören bekommt. In was beſtehen aber die Freuden eines ſolchen Corſo? in nichts anderm, als vielen Leuten zu begegnen, ſie zu ſchauen und von ihnen beſchaut zu werden. Das Feſt von Heſſelloh gewährt nicht allein dieſe Freuden, ſondern noch obendrein den Genuß der ſchönen Natur und den der Speiſe und des Trankes, und welch ungemein großen Werth dieſe Genüſſe hier beſonders haben, kann nur derjenige ſagen, der aus Erfahrung ſpricht. Hier iſt reine, blaue, liebliche Luft etwas Seltenes und Köſtliches, man ſehnt ſich oft und ſo lange vergebens darnach: wie ſollte man alſo nicht davon entzückt ſeyn und ihr nachlaufen, wenn ſie endlich einmal erſcheint? Hier iſt die Luft, mag ſie nun ſeyn, wie ſie will, ſo zehrend, daß man oft und viel eſſen muß, und daß man eſſen kann, ſo oft man nur will. Als ich hieher kam, entſezte ich mich über die großen Portionen und ſchämte mich darob; jezt will es mich zuweilen bedünken, als könnten ſie größer ſeyn. Man dürfte mir bemerken, daß in München verhältnißmäßig viel weniger gegeſſen wird, als in Wien; man bedenke aber auch, daß in München das tägliche Brod nicht allein gegeſſen, ſondern auch getrunken wird.

Ich breche, um meinen Brief nicht über Gebühr zu verlängern, hier ab, die fernere Beſchreibung von Münchens Umgebungen auf ein andermal verſparend.

Auflöſung des logogriphiſchen Netzes in Nr. 239:

Jagd. Ibis. Ich. Idee. Jena. Igel. Ihre. Ikarus. Ilo. Imme. Inka. Jocko. Irre. Iſis. Item. Jude.

Räthſel.

Was iſt das Tiefſte an uns allen,
Sind wir dem Elend nicht verfallen,
Und ſtehen wir auf eignem Fuß?
Was iſt's, wovon im Stand hienieden
Der Menſch, hätt' er's auch gern vermieden,
Die flücht'gen Spuren zeichnen muß?

Es iſt der Schild vor Dorn und Regen
Auf dieſes Lebens rauhen Wegen,
Bald lind und weich, bald plump und roh.
Doch wird er noch ſo ſchmuck getragen,
Von Schild und Anhang hört man ſagen:
Das Ding drückt einen irgendwo.

C. F.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Oktober 1833.

— Er iſt ſo geneigt zum Böſen,
Als ſein, es zu vollziehn; ſein Sinn und Rang
Verweſen ſich einander wechſelweis.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt.

(Fortſetzung.)

Der Militärmandarin ſagte: „Ohne Zweifel!“ fing aber doch wieder von der Herkunft, der Erziehung, dem Charakter des neuen Herrſchers zu fragen an, worüber ſich der Wirth ſo unwiſſend ſtellte, als der Andere überzeugt ſchien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforſchlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann, und ſie endlich mit dem Ausrufe ſchloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkſtatt der Götterzeugung ſchauen! wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegenleuchten!“ da verzweifelte der Gaſt, aus dem verſchloſſenen Manne etwas herauszubringen, ſchlürfte ſeine Taſſe leer, ſteckte nach ächt chineſiſcher Sitte den nicht verzehrten Reſt der Biscuits in ſein Kleid und erhob ſich von ſeinem Seſſel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells begleitete der Wirth ſeinen Freund wieder zurück in ſeinen harrenden Palankin.

Wer ſind dieſe Menſchen? — Tibet liegt in der Mitte zwiſchen Indien und China, zwei Ländern, die auf es in religiöſer und politiſcher Hinſicht mannichfache Einflüſſe ausüben. Während in den ſüdlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermiſchungen mit hindoſtaniſchem Kultus ausgeſezt iſt, ſteht der Norden in einer läſtigen Botmäßigkeit, welche ſich die Chineſen im Laufe der Zeiten über ihn angeeignet haben. Die Chineſen beſitzen die ſchlaue Politik, welche wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wieder finden, die religiöſen Heiligthümer eines unterworfenen Landes unangetaſtet zu laſſen, wodurch ſie ihre Abſicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, deſto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu deſſen Verehrern ſich nicht ſelten die chineſiſchen Kaiſer zählen, muß an ſeinem Hof chineſiſche Geſandte aufnehmen, die nicht die auswärtige Macht ihres Herrn repräſentiren, ſondern befugt ſind, ſich in Tibets innere Verwaltung zu miſchen. Es gibt in einer ſolchen Abhängigkeit keine Grenzen. Das erſte Zugeſtändniß bahnt allen übrigen den Weg, und tauſend ſcheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen läſtigen Zwang, deſſen man ſich nicht erwehren kann, vorzubereiten. Die chineſiſchen Abgeordneten dürfen in einem fremden Lande nicht ohne Schutz gelaſſen werden, und es leuchtet ein, daß die Grundſätze des aſiatiſchen Völkerrechts nicht hinreichen, um ihnen denſelben zu gewähren. Welches iſt die Folge dieſer Nothwendigkeit? Eine fremde Kriegsmacht auf dem einheimiſchen Boden. Neben dem tibetaniſchen Militär iſt fortwährend in Laſſa ein chineſiſches Armeekorps ſtationirt. Unter den Gründen, die für eine ſolche Erſcheinung angeführt werden konnten,

Digitized by Google

war der einfachſte, aber nicht der wahrſcheinlichſte, der Schutz, welcher dem chineſiſchen Geſandten von Hauſe aus mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigſten Perſonnagen der Geſandtſchaft haben wir nun bereits die Ehre gehabt kennen zu lernen. Es war der General der chineſiſchen, in Laſſa ſtehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Klaſſe, welcher bei dem chineſiſchen Korreſpondenten, Leang-Kao-Tſu, der zufällig in ſeinem Mandarinenrange eine Stufe tiefer ſtand, aber als Civilbeamter und chineſiſcher Geſandter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzloſen, ceremoniellen Beſuch abſtattete. In jeder Stellung, wo ſich Gleichberechtigte in demſelben Geſchäftsgange begegnen, werden Eiferſucht und Verſtecktheit die nächſte Folge zuweilen unvermeidlicher Reibungen ſeyn; aber bis zu dem äußerſten Grade der Leidenſchaft, die um ſo heftiger wird, je mehr ſie ſich unter der Maske der Höflichkeit und des Anſtands verbirgt, kann es nur ein chineſiſches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz und Betrug iſt die unheilige Dreizahl der chineſiſchen Untugenden, und von dem Kaufmann an, der ſeine Waaren anfeuchtet, um ſie ſchwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten, wird die Mehrzahl des Volks von ihnen beherrſcht. Was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß aus dem Beſtreben, ſich gegenſeitig den Rang abzulaufen, die beiden Repräſentanten des chineſiſchen Reichs am Hofe von Laſſa in den treuloſeſten Verhältniſſen ſtanden? Der General hatte von ſeinem Stande einige Sitten angenommen, die die ſchlechte Richtung ſeines Charakters milderten. Obſchon er unter der Maske der Freundſchaft ſeinem Kollegen alle erdenklichen Nachtheile anwünſchte, ſo war er doch wenigſtens zu träge, ſie ihm ſelbſt zuzufügen. Er beſchränkte ſich darauf, über die mißrathenen Plane des Korreſpondenten zu lachen, und würde ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ihm, wenn er an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgeſezt geweſen wäre, jeden Augenblick zu ſtürzen, ohne weiteres den lezten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilkorreſpondent andrerſeits war nicht in der Lage, daß die Umſtände ſeine Tugenden hätten begünſtigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Abwechslung gewährend, der Sucht zu herrſchen eine unſchädliche Richtung gab, und welche der General immer in ſeinen Truppen fand. Dem Korreſpondenten blieb nichts übrig, als ſich an dem tibetaniſchen Hofe eine impoſante Stellung zu ſichern und ſich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in ſeinem Amte lag, über den Zuſtand, die Ereigniſſe, die Menſchen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, ſo konnte es ihm auch nicht ſchwer fallen, zuweilen ſeiner Eiferſucht ein Opfer zu bringen und über die in Laſſa ſtationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfachem Namen Verläumdungen genannt hätte. Der General ſagte aber, er fürchte ſie nicht, an ihm laſſe ſich nie der Orden der Pfauenfeder verdienen, und die beiden Kollegen waren die beſten Freunde; ſie hielten zuſammen ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung, ſchickten ſich Thee- und Reißproben und gaben Viſiten und Gegenviſiten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Eine Stunde ging wohl hin, ehe dieſe neun Abtheilungen auf dem weiten Feſtraum ein- und herumgezogen waren und ſich da aufgeſtellt hatten. Hierauf kehrten Abtheilungen und Deputationen mit Muſik in die Stadt zurück, um das Conseil des Vignerons und die Winzer zu holen, welche heute goldene und ſilberne Medaillen erhalten ſollten. Während ſie weg ſind und bevor ich dieſen Brief ſchließe, mögen meine Leſer einige geſchichtliche Bemerkungen zur Erklärung des ganzen Feſtes hören.

Welch hohe Bedeutung die Thesmophorien und die ſpätern Cerealien, die Dyoniſos- und Bacchusfeſte in Griechenland und zumal in Athen hatten, wie ſie innig mit dem Leben und Fühlen des Volks verbunden und voll Symbole waren; wie in Rom die Palilien zu Ehren der androgyniſchen Pales, der Gartengöttin, gefeiert wurden, das wiſſen wir von der Schulbank her. Aus Griechenland kam bekanntlich der Ceres- und Bacchusdienſt nach Rom und erhielt da durch Geſang, Tanz und dramatiſche Darſtellung noch mehr Ausdehnung, aber auch Ausartung. Dieſe ganz allegoriſchen und ſymboliſchen Feſte wurden auch nach der Einführung des Chriſtenthums noch gefeiert und verbreiteten ſich nach und nach mit den Römern in alle Länder, die Wein- und Feldbau hatten. Die römiſchen Legionen, die ſeit Julius Cäſar am Leman herumzogen, bei den Nantuatern wie im Urbigenus pagus, und da an mehreren Orten Städte gründeten und feſte Sitze erhielten, brachten wahrſcheinlich den erſten Weinbau in's Land, wenigſtens an die Côte. Die Bacchanalien konnten nun nicht ausbleiben. An der Vaur ſollen die Mönche des Kloſters Haut-Crêt die wilden Bäume und Geſträuche zuerſt ausgereutet und da Reben angepflanzt haben, eben ſo in der nächſten Umgebung von Vevay, die damals noch kein lieblicher Garten, ſondern rauh und wild war. Zur Ermunterung der Weinbauer verſammelten ſich dieſe — ſo ſagt die alte Volkstradition — jährlich zur Weinleſe in Vevay und gaben ihnen ein Feſt, das mit einer Prozeſſion in der Stadt begann, von dem auch die bei den römiſchen Legionen üblichen mythologiſch-ſymboliſchen Darſtellungen des Bacchusdienſtes nicht ausgeſchloſſen waren, und bei denen heilige und profane Lieder im Landes-

Digitized by Google

patois geſungen wurden. Winzer und Ackerbauer trugen dabei ihre Werkzeuge, und am Abend war ein Feſt, wo die guten Mönche, ihren Abt an der Spitze und die großen Gutsbeſitzer, die ſich an ſie anſchloſſen, weder den Wein, noch irgend etwas ſparten, was den Leuten Freude machen konnte. Dieſes Feſt war ſchon im neunten Jahrhundert gar wohl am See bekannt, ja die burgundiſche Königin Bertha, die auf Schloß Buſſens ſaß, ſoll ihm einmal beigewohnt und dem Kloſter für die Begehung des Feſtes einen ſchönen Zehnten geſchenkt haben. Es wurde auch ſpäter immer fortgeſezt, ja ſogar auch dann, als das Waadland zur Reformation übergegangen war und das menſchenfreundliche Kloſter Haut=Crêt nicht mehr beſtand. Es blieb aber in ſo dankbarem Andenken, wie ſeine Aebte, und wer auch nachher dem Feſt vorſtand, wurde immer Abbé genannt und trug den Krummſtab, unter dem auch hier gut wohnen war. Die Kloſteräbte am Leman müſſen überhaupt die Gründer der Volksfeſte geweſen ſeyn und ihnen vorgeſtanden haben, denn noch bis auf den heutigen Tag heißt das, was ſich von dieſen Feſten erhalten hat, Abbaye. Nach der Reformation bildete ſich die Société des Vignerons und übernahm es, das Feſt fortzuführen. Schade, daß 1688 eine große Feuersbrunſt einen großen Theil Vevays und mit ihm auch das Archiv der Geſellſchaft zerſtört hat. Es wurde nichts gerettet als ein Regiſter von 1644 und ein Pokal mit den Wappenſchildern der Abbé's ſeit 1618. Das Feſt behielt ſeine urſprüngliche Einfachheit nicht, wohl aber ſeine uralte, ganz eigenthümliche Miſchung des Heidniſchen mit dem Chriſtlichen. Jährlich wurde etwas Neues hinzugethan. Geſchenke, ſelbſt bedeutende, kamen von allen Seiten, und um ein Beträchtliches wurde der Wohlſtand der Geſellſchaft auch durch die Beiträge der vielen Mitglieder erhöht, die ſich nacheinander aufnehmen ließen. So ſtieg man immer mehr in Luxus und Aufwand. Bacchus, Silen, Pales und Ceres, die bisher in angekleideten, barocken Holzbildern herumgetragen worden waren, eine Nachahmung der alten Statuen, wurden nun von lebenden Perſonen, Bacchus von dem ſchönſten Knaben, Ceres und Pales von den reizendſten Mädchen der Stadt dargeſtellt. Dadurch gewann das Feſt weſentlich, es war wie der Uebergang der egyptiſchen Kunſt zur griechiſchen, die ſteife, unbeholfene Unbeweglichkeit verwandelte ſich in Leben und Bewegung. Im Jahr 1797 war das Feſt ſehr glänzend, darauf unterblieb es aber zwei=und=zwanzig Jahre lang wegen der politiſchen Erſchütterungen der Schweiz. Erſt 1819 wurde es wieder gefeiert und zwar mit großem Pomp. Vierzehn Jahre ſind ſeitdem vergangen, der Wohlſtand der Geſellſchaft hat durch eine ſparſame und verſtändige Adminiſtration, ſo wie durch bedeutende Beiträge ſo ſehr zugenommen, die dießjährige Erndte iſt ſo reichlich ausgefallen, die Weinleſe verſpricht ſo viel Segen, daß alle Mitglieder der Geſellſchaft für die Feier des Feſtes im Auguſt 1833 ſprachen.

Was iſt nun eigentlich der Zweck des Feſtes? Die Belohnung des Verdienſtes beim Weinbau. Um dieß recht und unpartheiiſch auszumitteln, ernennt die Société des Vignerons eine Kommiſſion, die ſich zwei wohlerfahrne Weinbauer zugeſellt, deren Weinberge der Prüfung nicht unterworfen werden. Dieſe Kommiſſion beſucht die Weinberge wenigſtens zweimal des Jahrs und zwar in der wichtigſten Zeit, wenn der Weinſtock geſchnitten wird und wenn er voll reifer Trauben ſteht. Der Befund wird genau und unpartheiiſch aufgezeichnet. Die zwei Winzer, welche ununterbrochen neun Jahre hindurch am meiſten Ertrag erzielt haben, werden an dem Feſte gekrönt und empfangen goldene Preismedaillen. Sechs=und=zwanzig andere Winzer, die ununterbrochen ſechs Jahre hindurch am meiſten Wein zogen, werden mit einer ſilbernen Preismedaille und mit einer Geldſumme belohnt. Alle übrigen aber, die ſich in den lezten drei Jahren am meiſten auszeichneten, erhalten bloße Geldbelohnungen. Sehr lobenswerth iſt dabei, daß nur ſittlich ganz tadelloſe Männer dieſe Belohnungen bekommen können. In der Zwiſchenzeit von einem Feſt zum andern, und zwar alle drei Jahre, gibt das Conſeil der Geſellſchaft den ausgezeichneten Weinbauern Geldpreiſe.

In einem lezten Briefe ſoll das Feſt ſelbſt bis zu ſeinem Ausgang beſchrieben werden.

(Schluß des dritten Briefs.)

Der Storch.

Ich ſah von meines Daches Giebel
 Nur Aergerniſſe fort und fort:
Schon ſprachen Kinder bei der Fibel
 Von Rebellion ein irrend Wort;
Am Munde ſtarb der Kuß den Bräuten,
 Weil ihren Schatz die Trommel rief;
O wie nun gar den alten Leuten
 Das Herz von Hader überlief!

Ich ſah hinab von meinem Neſte,
 Und ſahe nur mein Ungemach:
Die Menſchen halten nicht mehr feſte,
 Wie ſoll nun halten gar mein Dach?
Sonſt jagte man auf Wölf' und Füchſe,
 Jezt ſchießt der Baur den Bürger todt:
Wer ſichert mich, daß ſeine Büchſe
 Nicht auch den treuen Storch bedroht?

Auch du, mein Schwälblein an der Mauer,
 Nun rechne länger nicht auf Treu!
Du ſitzeſt auch in ſtiller Trauer,
 Des Wirthes Fluchen macht dich ſcheu,

Digitized by Google

Und fürchteſt auch, daß ſeine Buben
  Die Leiter ſetzen an das Haus:
Wo ſie die Frömmigkeit begruben,
  Da treibt man auch wohl Schwalben aus.

Noch iſt der Sommer nicht verfloſſen,
  Es wehet warm und weich die Luft:
Die Sonne bleibt und ſcheint verdroſſen,
  Die Thale ſenden keinen Duft,
Sie weilte gern dort hinter'm Hügel,
  Sie flöhe, wenn ſie könnte fliehn —
Geſellin, ſpreite deine Flügel
  Und laß uns ſtill von dannen ziehn.

Baſel, im Sommer 1833.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Seltſame Spekulationen.

Man muß ſich zuweilen über die Erfindſamkeit der Pariſer und über ihre mannigfachen Spekulationen wundern, obſchon dieſe früher eben ſo häufig und ſonderbar waren, als jezt. So ſah ich vor Kurzem einen Anſchlagzettel, worauf zu gleicher Zeit und von demſelben Unternehmer ein monatlicher Nekrolog und eine Anſtalt zum Einbalſamiren der Todten angekündigt wird. Der an der Spitze dieſes doppelten Unternehmens ſtehende Mann mag gedacht haben: Jeder will gern in der Nachwelt fortleben; es wird alſo eine gute Spekulation ſeyn, wenn ich die Todten leiblich und geiſtig einbalſamire, und ſie den Familien auf dieſe Weiſe erhalte und aufbewahre. Er ſcheint dafür geſorgt zu haben, daß er die Todten zuvor mit Balſam anfüllen und ſich dann an ſein Schreibepult ſetzen kann, um ihr Lob niederzuſchreiben. Der berühmte Leichenacker Père la Chaise wird alſo ſeine modernen Mumien aufnehmen und ſein Nekrolog wird ſie einregiſtriren. Im Grunde ſind die Nekrologenſchreiber ohnehin wahre Einbalſamirer, ohne deren Hülfe die Verblichenen gar bald verweſen wären. Eine andere Ankündigung betrifft eine Spekulation ganz anderer Art. Die große Aufgabe der jetzigen Zeit iſt, bekannt zu werden. Bei dem Hin- und Herdrängen der großen Menge bleiben die beſten Dinge unbeachtet, wenn man ſie nicht ausspoſaunt und den Leuten vor Geſicht und Gehör bringt, und da in einer großen Stadt die Neuigkeiten eines Tages die des vorhergehenden in Vergeſſenheit bringen, ſo müſſen die Ankündigungen wiederholt werden; man muß den Leuten die Dinge, worauf ſie ihre Aufmerkſamkeit lenken ſollen, ſo lange vorzeigen und ins Ohr raunen, bis ſie in ihr Gedächtniß gleichſam eingerammelt ſind; alsdann bleiben ſie haften. Das Ankündigen iſt daher in großen Hauptſtädten ein bedeutendes Geſchäft geworden. Die Londoner Times geben täglich über 200 Ankündigungen, und die Regierung hat ſchon längſt auf die Ankündigungen eine Abgabe gelegt, ſie aber doch neulich vermindert, wie ſie ſagte, zur Aufmunterung des Gewerbfleißes. Auch die franzöſiſche Regierung hat die Ankündigungen nicht unbeachtet gelaſſen und ſie mit einer, freilich ſehr mäßigen, Stempelgebühr belegt, wenn ſie einzeln erſcheinen. Ehemals hatte man in Paris nur Ein Ankündigungsblatt, die ſogenannten Petites affiches; allein nach der Napoleonſchen Regierung, als der Friede eine regere Betriebſamkeit in Gang brachte, und mehr noch nach der Julirevolution, als die Tageblätter ſich frei ausdehnen und daher ein größeres Format annehmen konnten, wurden ſie alle zu Ankündigungsblättern; bei einigen ſind dieſe Ankündigungen ein einträglicher Erwerbszweig geworden. Aber damit hat man ſich ſo wenig als mit den Anſchlagzetteln begnügt, ſondern die ſonderbaren engliſchen Erfindungen der wandernden Anzeigen nach Paris verpflanzt. Beſonders dazu gedungene Leute ſchieben einen Karren, worauf Bretter ſtehen, in Geſtalt von Radien eines gemeinſchaftlichen Mittelpunktes. Dieſe Bretter ſind von oben bis unten mit Anſchlagzetteln beklebt. Eine eigene Kompagnie hat ferner in allen Gegenden der Stadt an den Mauern Rahmen mit Blenden angelegt, die am Abend verſchloſſen und des Morgens wieder aufgethan werden. In dieſen Rahmen werden dann die Anſchlagzettel, denen bei Nachtzeit wegen des Papiers häufig nachgeſtellt wird, aufbewahrt und können lange dienen. Jezt hat ein ſpekulativer Kopf, dem alle dieſe Mittel zur Bekanntmachung nicht genügen, ein neues Mittel ausgeſonnen und in einem gar nicht übel geſchriebenen Proſpektus auseinander geſezt. Seitdem die Omnibus oder Stadtfuhren angelegt ſind, iſt durch ſie eine engere Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen entſtanden. Dieſe gemeinſamen Fuhren durchkreuzen ſich beſtändig in allen möglichen Richtungen und werden von allen Klaſſen der Geſellſchaft benuzt. Jener ſpekulative Kopf hat daher ein Ankündigungsblatt erſonnen, das allen Leuten, welche in die Omnibus ſteigen, oder mit den kleinen und großen Diligencen in die Umgegend von Paris fahren, oder mit den Meſſageries und andern Fuhren in die Ferne reiſen, unentgeldlich ausgetheilt werden ſoll; alſo ſo viele Fahrende es täglich in Paris gibt, ſo viele Abnehmer und Leſer ſoll das Blatt bekommen, da veranlaſſezt wird, daß der Fahrende, der das Blatt bekommt, es doch auch leſen wird. Dadurch ſollen 25.000 Blätter täglich nicht allein an den Mann kommen, ſondern auch an die Frau; denn, wie der Spekulant ſehr fein bemerkt, die Frauen ſind la partie essentiellement achetante du genre humain; aber nicht alle leſen die Zeitungen; für dieſen kaufenden Theil des menſchlichen Geſchlechts ſoll alſo das mit den Fuhren verbundene Anzeigeblatt ein wahres Aufklärungsblatt werden; es ſoll ſie darüber belehren, wo etwas zu kaufen oder zu verkaufen iſt, ein Blatt, das ihm eben ſo unentbehrlich ſeyn wird, als das Kochbuch oder der Kalender, und dabei wird Jedermann den Vortheil haben, daß er es ohne Zeitverluſt leſen kann; denn er braucht es ja nur im Fahren zu leſen, was denn in einer Stadt wie Paris, wo die Zeit ſo ſchnell verfliegt, ein nicht zu verachtender Vortheil iſt. Aber, wird man fragen, worin beſteht denn der Gewinn des Spekulanten? denn für nichts wird er doch wohl nicht alle Fahrenden in Paris mit ſeinem Blatte verſehen wollen? So thöricht iſt freilich Niemand in Paris. Der Unternehmer verlangt 15 Sous per Zeile als Einrückungsgebühr; bringt ihm jede Zeile ſeines Blatts 15 Sous ein, ſo hofft er ſeinen Vortheil dabei zu finden, und er meint, die kaufende und verkaufende Welt, die anbietende und ſuchende werde ebenfalls den ihrigen dabei haben. Ich möchte aber wetten, daß ſich auch dieſer Mann verrechnet. Ein zu 25.000 Exemplaren gedrucktes Blatt verurſacht ungeheure Koſten in Paris, und was Jedermann unentgeldlich geboten wird, hat keinen Werth in den Augen des Publikums. Die Ankündigungen in dem Blatte für Fahrende werden wenig beachtet werden, und folglich denjenigen, welche ſie haben einrücken laſſen, wenig Vortheil bringen. Warum ſtellt der Unternehmer nicht Leute an die Straßenecken und vertheilt ſeine Blätter an die Vorübergehenden? dieß wäre ja noch kürzer, oder warum ſchickt er ſie den Leuten nicht ins Haus?

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 15. Oktober 1833.

— Die Sorgen
Zehren der Menſchen Gemüth wüthend und wüthender aus,
Daß oft Sterben ſeliger iſt, als jammernd zu leben.

Herder.
Griechiſche Anthologie.

Bedrängniſs.

Ach, wer kann den Geiern wehren,
Die mir ſtets am Marke zehren!
Läßt der Eine mich in Ruh,
Setzen mir die andern zu.

Schwarz der erſte, wie der Kummer,
Frißt, ſobald der Tag wird ſtummer,
In der Nächte langer Pein
Tief ſich in mein Herz hinein.

Flügelſpreizend, roth wie Feuer,
Zornvoll naht der zweite Geier;
Jede Feder iſt ein Dorn,
Jede Krall' ein glüh'nder Sporn.

Blaß der dritte, pflegt mit Fragen,
Unlösbaren, mich zu plagen,
Und wenn mir die Antwort fehlt,
Mördriſch mich ſein Schnabel quält.

Höhniſch ſeh'n die Ungeheuer
In erlogne Freudenfeuer,
Die ich oft in banger Nacht,
Sie zu ſcheuchen, angefacht.

Daß man ihre Noth nicht ahne,
Steckt die grün' und rothe Fahne,
Lächelnd unter Qual und Graus,
Noch die Seele muthig aus.

Mit dem Erzklang ſtolzer Lieder
Schlägt ſie weiche Klagen nieder,
Kämpfet noch mit blanker Wehr —
Aber ach! nicht lange mehr!

Ihre Kraft erliegt dem Grimme;
Leis ſchon wimmert eine Stimme:
„Dieſe jahrelangen Weh'n —
Darf ich ſie noch nicht geſteh'n?"

Bald, o Tapfre! darfſt du's ſagen,
Halte nur noch ohne Klagen
Bis zum lezten Schreckensſturm
Deinen untergrabnen Thurm!

Welchen Schmerz du konnt'ſt verſchweigen,
Werden ſeine Trümmer zeugen!
Dich, Erprobte, trägt der Schwan
Statt der Geier ſternenan!

Digitized by Google

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt.

(Fortſetzung.)

Wir haben Leang-Kao-Tſu, kaiſerlich-chineſiſchen Korreſpondenten am Hofe von Laſſa, nur von einer Seite ſeiner Häuslichkeit kennen gelernt; ja, ihn ſelbſt ſchildern, heißt, ihn nur halb ſchildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schaale zwei Kerne verſchloſſen hält. Das zweite Moment ſeines Lebens war Niemand, als Schü-King, ſeine geiſtreiche, ſchöne, leidenſchaftliche Schweſter.

Soll ich Schü-Kings Reize ſchildern, wenn ich ſie an der Toilette beobachte? oder ſoll ich ſie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn ſie, auf einem Sopha ſitzend, nach ächt chineſiſcher Sitte die Tabakspfeiſe zuweilen in den Mund führt, die weißgeſchminkten Backen mit Rauch anfüllt und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? oder endlich, wenn ſie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt, und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht? Schü-King war ſtolz auf ihren ſchlanken, mittlern Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren friſchen glänzenden Teint, auf alle dieſe für eine Chineſin ſo weſentlichen Schönheiten. Aber was waren dieſe natürlichen Reize gegen die Kunſt, mit der ſie dieſe zu beherrſchen wußte? Mit fertiger Hand zog ſie die ſchwarze Tuſche in zierlichen Bogenſtreifen über ihre Augenbraunen. Weich dämmerndes Incarnat legte ſie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen ſich nichts ſchöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chineſiſche Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmten und mit goldenen Haarnadeln befeſtigten Locken, die geſchmackvollen Verzierungen durch künſtliche Blumen, haben längſt vor dem Richterſtuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht und tauſend europäiſchen Engelköpfchen vollendete Triumphe verſchafft. Aber dieß ſind nur Plagiate, ängſtliche Copien, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit iſt erſt dann vollkommen, wenn ſie von der Harmonie des Enſemble unterſtüzt wird. Schü-King war eine Chineſin, und ſie beſaß Alles, was ſie hiezu ſtempelte. Sie lehnte ſich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, ſondern kokettirte ſelbſt mit den Reizen, die wir abſcheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unanſehnlichen Füßen, von dieſen ſonderbarſten aller verjüngten Maßſtäbe ſprechen will. Ihre Füße waren ſo klein, daß ihre Hände dagegen noch rieſenhaft erſchienen. Und dennoch fehlt allen dieſen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chineſe mit Bedauern an Schü-King vermiſſen wird. Wir würden ſogleich bereit ſeyn, dieſe Zierde eine garſtige Unart zu nennen, aber das ſind die Verſchiedenheiten des Geſchmacks. Wer ſo glücklich in China iſt, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von vier bis fünf Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man ſeiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer dieſen Nagel gar zu einer Länge von ſechs, acht, zehn Zoll zu bringen im Stande iſt, der iſt auf dem Wege, unter die Götter verſezt zu werden; der Geruch der Heiligkeit iſt ihm ſchon hienieden gewiß. Schü-King beſaß dieſen Schmuck nicht, und ſie beklagte oft einen Verluſt, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete ſich ſelbſt dieſes Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenſchaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte ſie, die nicht gewohnt war, verſchleiert im Hinterhauſe zu ſitzen und ſich von Verſchnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu laſſen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger verſehen ſeyn, die Geſtikulationen ihrer Hand ängſtlich beobachten und ihre Seele an dieſen Nagel hängen? Wenn ſie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, ſo geſchah es bei einer etwas lebhaften Demonſtration, die ſie ihrem Bruder machte, daß er in eine falſche Lage kam und im Nu abknickte; dann weinte ſie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach! ſie war ſo ſchön, ſo reizend; mußte ihr ein tückiſches Schickſal nur dieſe Zierde mißgönnen?

Schü-King trat eben aus einem Säulengange in das Geſellſchaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welch zärtliche Bewillkommung unter den Geſchwiſtern! wie ſüßlich Leang-Kao-Tſu, der Korreſpondent, die Fingerſpitzen küßte, um die Freude an ſeiner Schweſter zu erkennen zu geben! Sie erkundigte ſich nach King-Ta-Laos Beſuch und ſagte, ihre böswilligen Abſichten ſchlecht verbergend: „Mein Bruder, Du hätteſt Deine Brille ſtatt am Ohr zu tragen, auf die Naſe ſetzen ſollen. Wie war er gekleidet? Trug er die geſetzmäßigen Farben? Hat er Dich nicht durch eine falſche Façonnirung, durch einen loſen Knopf in Deiner Eigenſchaft und Würde geringſchätzig behandelt?“ — „Sey verſichert, meine Turteltaube,“ antwortete der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Nath aus dem Auge verloren habe. Er iſt ſchlau, dieſer Fuchs, und trägt ſeinen Schwanz, wie er nach der großen Kleiderordnung von Tſchin-Song, aus der Dynaſtie Song, nur zugeſtuzt ſeyn kann.“ — „Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder? nur einen Faden gelber Seide auf ſeinem Körper, und wir haben Genugthuung.“ — „Auf dieſe Hoffnungen wollen wir nicht bauen,“ entgegnete der Korreſpondent; „der kluge Mann befolgt drei Regeln, ſagt ein weiſer Lehrer. Er läßt keine Eiſenſtäbe vor ſein

Digitized by Google

Fenſter bauen: denn ſie locken den Dieb; er verſchmäht die Süßigkeit des Weines: denn den Wein haben die Advokaten erfunden, um die Prozeſſe zu vermehren; er hütet ſich vor der gelben Farbe: denn ſie iſt die Farbe des Kaiſers, und in die Vorrechte des Himmels eingreiſen, heißt ſeinen Körper um einen Kopf bringen. Der General verſteht zwar nichts von dieſen Lehren, aber der Inſtinkt leitet ihn, ihren Inhalt zu befolgen.“ — „Was denkt er über den neuen Lama? Kennt er ihn? Ich fürchte, Bruder, Du läſſeſt Dir eine Falle legen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

Der herkyniſche Wald.

An der Südſpitze des Schwarzwaldes, nicht fern von der Grenze Helvetiens und der Gaue der Nemeter und Rauraker, begann der herkyniſche Wald (Cäſar, galliſcher Krieg. 6, 25). Einſt hatte er die Helvetier, ehe ſie von den Sueven vertrieben und nach den Alpen hin gedrängt wurden, im Schwabenland alſo, zu Anwohnern gehabt (Tacitus Germania 28). Auf der rechten Seite des Mains finden wir die Katten bald in ihm wohnend, bald außer ihm (Germania 30). Er umſchloß Böhmen (Tacitus Annalen 2, 45. Strabo 7, 1), und verlor ſich über das öſtliche Deutſchland hinaus, an der Grenze der Sarmaten links abbeugend, in einer unbekannten Welt. Entſchieden umfaßte er alſo jene Gebirgszüge, die Deutſchland nördlich von der Donau, und gewiſſermaßen, obſchon in Entfernung, den Lauf der Donau, wie Cäſar will, nachahmend, von Weſten nach Oſten durchſchneiden. Wir ſind nicht berechtigt, Gebirge, die dieſe Bogenlinie nicht bilden helfen, oder Böhmen nicht begrenzen, zum alten herkyniſchen Walde zu rechnen. Cäſars Angabe der Breite zu neun expediten Tagereiſen und der Länge über ſechzig hinaus, gibt keinen ſichern Maßſtab, weil man nicht weiß, ob er gewöhnliche Reiſen oder die Tagemärſche der Heere im Sinne hatte. Ob der Harz, den man wegen der fehlerhaften Ausſprache des ci wie zi irrig für den Bewahrer des Namens herkyniſcher Wald gehalten hat, wenn er auch einen verwandten Namen führt, mit hinzugezählt ward, läßt ſich nicht ermitteln. Ja, wenn die weſtlich von der Weſer gelegenen Waldhöhen, die uns zu den Wohnſitzen der Brukter leiten, dazu gehört hätten. Aber was für ein Zeuge iſt Klaudian, der in ſeinem Gedicht zur Feier des vierten Konſulats des Kaiſers Honorius die Brukter als Anwohner des herkyniſchen Waldes herbei kommen läßt, um ihm ihre Huldigung darzubringen! Die Reiſe ſeines Helden am Rhein hinab beſchreibend, führt er zur Verherrlichung des Zugs nicht nur, nebſt jenen, Alemannen und Franken herzu, ſondern auch die längſt entſchlafenen Kimbern und die kaum noch athmenden Sikambern und Cherusken. Der Bructerus accola sylvae Hercyniae wird darum ſelbſt zum Gedicht.

Ur und Elk, nachmals Elenn, hausten neben vielen andern wilden Thieren im Dunkel der herkyniſchen Waldungen. Auch merkt Plinius der Aeltere an, daß Vögel daſelbſt ſeyen, deren Gefieder zur Nachtzeit wie Feuer leuchte. Ein beherzter Mann hörte vor ungefähr vierzig Jahren auf dem Harz von ehrlichen Leuten betheuern, daß ſich die wilde Jagd in der Nähe ſehen laſſe. Zeit und Ort werden benannt; er ſtellt ſich an, und das wüthende Heer rauſcht bald herbei, mit ſchaurigen Tönen und feurigem Glanz. Das ſcheu gewordene Roß trägt ihn davon. Aber er kehrt die nächſte Nacht wieder, bindet ſein Thier an, und die geflügelten Jäger bleiben nicht aus. Ein glücklicher Schuß überzeugt ihn, daß ein Eulenſchwarm über ihm hinzog und der Feuerglanz von den Augen der Thiere kam. So mag wohl die Furcht einſt im herkyniſchen Walde feuriges Gefieder erblickt haben, wo nur Augen durch die Nacht flammten.

Aber was mag der Name hercyn bedeuten? Neben dem hart iſt in dem Artikel über die Cherusken auch des haruc gedacht worden, was gleichfalls Wald heißt und von har in gleichem Sinne abzuleiten iſt. Wir bedürfen nichts weiter als dieſen haruc, um die Römer und Griechen eine Sylva Hercynia bilden zu laſſen. Wie das Wort einfach lautet, haruc, würde es zwar zunächſt eine hercina, nicht hercinia oder hercynia geben; letzteres aber wohl, wenn das Wort in der Mehrzahl: haruca, die Wälder, zur Erklärung des lateiniſchen Namens angenommen wird. Und allerdings iſt es nicht der Eine haruc, den wir für die Menge der Waldgebirge in Anſpruch nehmen müſſen, die der ſogenannte herkyniſche Wald umfaßte; es ſind viele haruca, daher auch Livius genau Saltus Hercinii ſagt, und Ariſtoteles (Meteor. 1) Ἀρκυνια ὀρη, die Waldgebirge; wobei das von Letzterm beibehaltene a, das bei Eratoſthenes in o überging, Ὀρκυνιος δρυμος, nicht zu überſehen iſt. Zu viele deutſche Namen, die uns Tacitus und Andere in ihrer Weiſe wiedergeben, zeigen übrigens ein n (ni, nes) am Ende, als daß wir nicht darin die Mehrzahl erblicken ſollten, in der ſie die Namen gewöhnlich von den Eingebornen gehört hatten. Und nun, wenn man mit dem haruc in der Mehrzahl, von jenem Waldgebirge ſprechend, am häufigſten in der Rede ein in, aus, nach oder von verband, wenn man ſprach: in den harucum oder harucun, aus den harucun u. ſ. f., was wäre begreiflicher, als daß der fremde Hörer, dieſen Laut auffaſſend und ſeine Bedeutung nicht verſtehend, ſofort eine Sylva Hercynia ſchuf? Freilich war dieß ein Wälderwald, aber wir, die wir wiſſen, was Harz und Hart heißt, machen es ſelbſt

Digitized by Google

nicht beſſer und ſagen Harzwald. Wenn aber auch das altdeutſche Wort haruc, auf dem wir fußen, nicht Wald überhaupt, ſondern Schwarzwald insbeſondere bedeutet hätte, ſo tritt hier wieder die Bemerkung ein, daß noch jezt in der Geſammtheit der Waldungen der alten Hercynia das Nadelholz bei weitem vorherrſcht. Haruc und haruga (in der Mehrzahl) hat Rabanus Maurus, und im Angelſächſiſchen findet ſich dafür haerg, hearge und hearh. Dafür werden zwei Bedeutungen angegeben: Hain und Tempel oder heilige Stätte. Die leztere Bedeutung erklärt ſich vollkommen aus dem altdeutſchen Heidenthum. Wer iſt ſo unbewandert in der germaniſchen Vorwelt, um nicht zu wiſſen, daß der Germane unter den Wölbungen der Waldbäume ſeine geweihten Stätten hatte und ſeine Altäre errichtete. Auch hat unzweifelhaft haruc urſprünglich nicht blos den heiligen Hain, ſondern daſſelbe bedeutet, wie härt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Das Journal de St. Pelagie.

Unter den vielen Tageblättern, welche jezt hier erſcheinen und wovon mehrere außerhalb Paris nicht einmal dem Namen nach bekannt ſind, muß ich noch des Journal de St. Pélagie erwähnen. St. Pelagie iſt bekanntlich das Gefängniß oder das Aufenthaltsgebäude für Schuldner, welche von ihren Gläubigern dort erhalten werden. Dieſe gewinnen dabei nichts, als daß ſie ſich an denjenigen, die ſie betrogen und bevortheilt haben, ein wenig rächen. Sonderbar iſt es, daß ſich unter den daſelbſt Feſtgehaltenen wenig Kaufleute befinden. Dieß läßt ſich jedoch dadurch erklären, daß die Kaufleute, wenn ſie Schulden haben, ſich meiſtens mit ihren Gläubigern abfinden, da dieſen daran gelegen iſt, daß ihre Schuldner nicht die Mittel verlieren, ſich wieder aufzuhelfen. Die meiſten zu St. Pelagie ſizenden Schuldner ſind Privatleute, beſonders junge Bonvivans, welche die Bilanz zwiſchen Einnahme und Ausgabe nicht recht geſtellt, und immer verzehrt haben, ohne ſich wegen der Zahlung graue Haare wachſen zu laſſen. Man trifft daher unter ihnen viele gebildete Leute an, die ſich zu St. Pelagie gar nicht übel unterhalten, und wenn die eiſernen Gitter nicht wären, faſt vergeſſen könnten, daß ſie feſt ſizen. Als Ouvrard dort ſaß, hatte er eine große Wohnung mit Vorzimmer und Empfangſaal darin gemiethet und ertheilte Audienzen, wie ein Finanzminiſter. Da die Schuldner nun aber viele Muße haben, ſo ſind einige auf den Einfall gerathen, ein Journal de St. Pélagie herauszugeben. Es erſcheint bereits ſeit vorigem Jahre; ob es guten Fortgang hat, weiß ich nicht, zweifle aber daran, da es zu wenig Intereſſe für die große Welt hat; denn meiſtens iſt dieſes Blatt mit Klagen wider die harten Gläubiger angefüllt. Dieſe werden mit Namen angeführt und dabei tüchtig heruntergemacht; manche werden als Schurken und Taugenichtſe geſchildert, ohne daß es dieſen einfiele, einen Injurienprozeß zu beginnen. Andere werden im Blättchen als Wucherer angegeben und der leichtſinnigen Jugend als warnendes Beiſpiel aufgeſtellt. In dieſer Hinſicht kann jenes ſonſt armſelige Blatt einigen Nutzen bringen. Es gibt in Paris eine Menge habſüchtiger, hartherziger Wucherer, welche auf den Leichtſinn reicher Jünglinge ſpekuliren, ihnen gegen gute Gewährleiſtung Geld vorſtrecken, aber dabei ſich in Acht nehmen, mit der Juſtiz zu zerfallen. Sie laſſen ſich daher Wechſel verſchreiben und ziehen den Wucher ſogleich von dem vorzuſtreckenden Gelde ab. Iſt der Wechſel fällig, ſo wird er als ein Handelswechſel betrachtet, und das Handelsgericht ertheilt dem Inhaber deſſelben alle den Handelsleuten zuſtehenden Rechte, worunter denn auch das gehört, daß ſie den nicht zahlenden Schuldner ergreifen und feſtſezen laſſen können. Als Wucherer können dieſe habſüchtigen Burſche nie belangt werden, daher der Wucher auch vor den Pariſer Gerichten ſelten vorkomme, obſchon er hier ins Ungeheure getrieben wird. Die Namen dieſer Böſewichte, welche zuweilen leichtſinnige Jünglinge rein ausplündern, ſie zur Verzweiflung bringen und dann noch obendrein ins Schuldengefängniß ſezen laſſen, blieben bisher verborgen. Das St. Pelagie-Journal erweist nun dem Publikum den Dienſt, daß es ihre Namen enthüllt, ihre Wohnungen angibt und ſie auf derbe Weiſe beſchreibt. Es muß dadurch doch etwas Schaam unter dieſer Klaſſe entſtehen, wäre es auch nur deßwegen, weil ſie den Verluſt ihrer Kunden zu befürchten haben, wenn ſie ſo vor dem Publikum an den Pranger geſtellt werden. Es muß ſich wohl keiner durch die Andeutung ſeines Gewerbes verläumdet fühlen, da bisher, ſo viel ich weiß, keiner wider die Herausgeber des Blattes Klage geführt hat. Ein Anderes wäre es, wenn die Verfaſſer das Blatt dazu benuzten, ſich an rechtmäßigen Gläubigern, die von ihnen um ihre Habe betrogen werden, zu rächen, und dieſe Leute nicht allein um ihr Geld, ſondern auch um ihren Ruf zu bringen. Dann ſtände aber den mit Unrecht Beſchuldigten der Weg der gerichtlichen Klage offen. Doch, wie geſagt, dieß muß wohl ſelten geſchehen ſeyn, da kein Gericht um Schuz gegen die Verläumder angerufen wird. In dem beſagten Journale werden auch noch die Ankömmlinge angezeigt, wie man ſonſt in den Zeitungen die ankommenden Reiſenden ankündigt. Zuweilen werden auch Mißbräuche in dem Gefängniſſe gerügt. Jedoch ſcheinen die Gefangenen mit dem Direktor oder Concierge zufrieden zu ſeyn; denn ſie loben ihn. Ob dieß aus dem Herzen kommt, oder aus Klugheit geſchieht, kann ich nicht entſcheiden. Uebrigens läßt ſich auf die Moralität der meiſten Schuldner nicht bauen. Manche darunter ſind arge Verſchwender, und haben ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ehrliche Kaufleute und andere Bürger um das Ihrige zu bringen. Das St. Pelagiegefängniß wird bald von ſeiner Wichtigkeit viel verlieren, da für die wegen politiſcher Vergehen Beſtraften ein eigenes Gefängniß in der Clichyſtraße erbaut worden iſt. In dieſes werden ſie bald verſezt werden und St. Pelagie wird alsdann blos für Schuldner beſtimmt bleiben. Dieſe Veränderung iſt lange gewünſcht worden. Politiſche Gefangene, beſonders Schriftſteller, wie Diebe und Gauner behandelt zu ſehen, hat für das Gefühl der Franzoſen etwas Empörendes. Eine der Handlungen, welche den Sturz der Bourbonen beſchleunigt haben, iſt vielleicht, daß ſie die beiden Schriftſteller Fontan und Magallon ins Zuchthaus zu Poiſſy hatten ſezen laſſen.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Oktober 1833.

Das finde ſpaßhaft, wer da will,
Doch wer dabei war, kann das Lachen halten.

Wieland.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Ein Sonntag in Newyork. Rangordnung. Nationalfeſte.

Als ich vor Abgang des lezten Pakets meine erſte Lieferung durchblickte, mußte ich mich ſelbſt über den faſt miſanthropiſch klingenden Ton wundern, in dem dieſe Skizzen gehalten ſind, und mir geſtehen, daß mein Humor, der doch ſonſt nichts weniger als finſter war, ſich hier gewaltig verändert haben müſſe. Wenn man aber ein paar Jahre in einem Lande verlebt hat, wo man nie eine glatte Stirne, einen heitern Blick, ein vergnügtes Lächeln ſieht, wo nie fröhlicher Geſang Herz und Ohr erquickt, nie herzliche Munterkeit zeigt, daß der Menſch ſich ſeines Lebens freue, wo der Geldſtolz, der unerträglichſte von allen, herzlos das Elend mit Füßen tritt und alle Menſchen immer nur um Dollars ringen, und nur ſteigen und ſtürzen und wieder klimmen empor, und niemals ruhen, und nie genießen, außer wie der Geizhalz genießt — da wird der beſte Vorrath von guter Laune bald erſchöpft. Kaum vier Wochen iſt der hoffnungsvoll ankommende Einwanderer an ſeinem muntern Weſen, den runden, geſunden Wangen kenntlich; alsbald verlängern ſich die Züge, die Wangen erbleichen, die Augen ſinken tiefer, die Geſprächigkeit und Zutraulichkeit verwandelt ſich in die landesübliche Vorſicht, keine beſtimmte Bejahung oder Verneinung wird mehr ausgeſprochen, Alles iſt fortan nur möglich, wird als Vielleicht bezeichnet. Bis zum Ekel treiben die Yankee's die Vorſicht im Reden; jeden Satz ſchließen ſie mit den Worten: I guess (ich denke, glaube, meine), dieſe Floskel wiederholt ſich alle dritte, vierte Worte, und wenn zwei Yankee's mit einander ſprechen, hört man nichts als: I guess, I guess, beträfe es auch nur das Wetter.

Jedes Volk hat ſeine Volksfeſte, in der ganzen europäiſchen Chriſtenwelt iſt faſt jeder Sonntag ein ſolches Feſt, und nach dem Gottesdienſt werden einige Stunden der Erholung und geſelligen Freude gewidmet. In England ſind die Sonntage ſchon feierlicher, düſterer, in Amerika ſind ſie vollends heuchleriſch abgeſchmackt, über die Maaßen traurig, wahre Bußtäge. Einmal Vormittags, einmal Nachmittags ziehen die Schwärme der Andächtigen über Broadway in ihre betreffenden Bethäuſer, außerdem ſind die Straßen verödet, die Läden, die Häuſer verſchloſſen, Grabesſtille herrſcht, und es iſt nicht gerathen, ſie zu unterbrechen. Die reizenden Umgebungen werden nur von Negern und Dienſtboten beſucht, die Abends bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder beleben. Wachmänner, kenntlich an ihren ledernen Pikelhauben

Digitized by Google

und ihren dicken, am untern Ende mit Eiſen beſchlagenen Knitteln, bewachen die Feier des Tages und ſtehen überall in kleinen Entfernungen von einander, bereit, jeden Ausbruch der Freude und des Vergnügens zu unterdrücken.

An allen Kneipen ſteht die halbe Thüre offen, und ſie ſind gepfropft voll Menſchen, die in größter Stille trinken. Aus einem ſolchen Hauſe tritt ein junger Burſche in deutſcher Bauerntracht begeiſtert heraus, und im Wonnegefühl der Freiheit und des Bewußtſeyns, daß auch er hier Präſident werden oder doch ſein Weib einen gebähren kann, macht er ſeinem Herzen in lautem Jauchzen Luft. „Still, Burſche!“ ruft der nächſte Wächter dem angehenden Präſidenten zu, und weil der ihn nicht verſteht, ſchlägt jener ihm den neuen Hut vom Kopf; der Beſchädigte ſucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er legt die frevelnde Hand an die geheiligte Pikelhaube, und das freie Volk, ſich in ſeiner Majeſtät verlezt fühlend, fällt wüthend über den Rebellen her und ſchleppt ihn in den Tower. Mit ihm zugleich werden von verſchiedenen Seiten andere Verbrecher eingebracht: ein Schweizer, der auf der Gaſſe gepfiffen hatte, zwei Franzoſen, die zuſammen laut geplaudert und dazu aus vollem Halſe gelacht hatten, eine ſchwäbiſche Familie, welche Projekte für die Zukunft gemacht, wodurch, weil alle zugleich geſchwazt, ein höchſt unanſtändiger Lärm entſtanden, eine halbe würtembergiſche Gemeinde, die die Gottesvergeſſenheit gar ſo weit getrieben, ein vaterländiſches Liedchen anzuſtimmen. Sie alle wurden unter ſtarkem Zuſtrömen des Volks in den Tower geführt, und weil ſie ſich anfänglich weigerten, von einer ſo unerwarteten Gaſtfreundſchaft Gebrauch machen zu wollen, durch den Prügelregen der Wächter dazu genöthigt.

Nichts beleidigt mehr das Gehör der Amerikaner, als Harmonie. Einige jungen Leute ziehen über den Broadway und ſingen die Marſeillaiſe. Es mochten, ihren ſchönen, ausgebildeten Stimmen und ihrem methodiſchen Vortrage nach, Sänger von Profeſſion ſeyn. Da ſehe ich, wie ein Parzellchen des ſouveränen Volks in Geſtalt eines kleinen abgemagerten Gentlemans im Vorübergehen einen etwas lauen Wächter mahnt: „Hört Ihr nicht ſingen? geht hin, an der Ecke von Pearl-Street iſt der Lärm.“ Der Wächter haut den Signalruf mit dem Eiſen ſeines Stockes auf dem Pflaſter, daß die Funken ſtieben; der Ruf wird ſogleich erwidert und weiter gegeben, ſo daß er in der ganzen Stadt wiederhallt. Nun eilen die Wachmänner auf den Punkt zu, von wo der Allarm ausgegangen war, und im Augenblick ſehen ſich die Sänger umringt. „Schweigt und packt Euch heim!“ gebot einer, der das Präſidium übernommen hatte. Die jungen Leute, die ihr gedrücktes Vaterland verlaſſen hatten, um ſich der Freiheit und Gleichheit in die Arme zu werfen, und keine Luſt hatten, nach Hauſe zu gehen, widerſetzen ſich einer ſo illiberalen Aufforderung, der aber nun durch die geſchwungenen Knittel fühlbarer Nachdruck gegeben wurde. Fechtend ziehen ſich die Sänger zurück und entfliehen endlich der nachdrängenden republikaniſchen Gensdarmerie; doch zwei waren unter den Schlägen der Knittel betäubt zu Boden geſtürzt und wurden ſofort auf Karren geladen und nach dem Tower gebracht. Solche einzelne Tumulte abgerechnet, war es ſo ſtille auf der Gaſſe, daß man nur das faſhionable Schleifen der Füße auf dem Pflaſter, den eigentlichen Sonntagsmodeſchritt der zahlloſen, aus den Bethäuſern zurückkehrenden Menge, und das Geſchrei der kleinen Laubfröſche hörte; allenfalls noch hie und da einen Shakingquäker dazwiſchen, der eine Predigt improviſirte. Die Empfindung, die dieſes monotone Geräuſch verurſacht, iſt ſo traurig, ſo narkotiſcher Art, daß jedem das Herz vor Freude ſchlägt, wenn es durch einen luſtigen Feuerlärm übertäubt wird, und dieß geſchieht denn auch glücklicherweiſe mehr als einmal an den langen Sonntagabenden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt.

(Fortſetzung.)

„Du nennſt mich Deinen Bruder, Schü-King?“ antwortete der Korreſpondent mit lächelnder Miene, ſich ſeinen kleinen Stutzbart ſtreichelnd. „Was er denkt? Die Klötze denken nicht. Eine Falle? Die Füchſe beſitzen ihre Schlauheit nur bis zu dem Grade, daß ſie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schweſter, in der Nacht iſt kein Schlaf über meine Augen gekommen. Dieſe Veränderung der Regierung bietet meinen Planen die Hand. Ich umſtricke ſie alle, und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannſt Du zweifeln, daß ich in einem Monat die Pfauenfeder, in zwei den Rubinknopf an der Mütze und die Agatſteine am Gürtel, und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken habe?“ — „Deine Ausſichten auf die Zukunft ſollteſt Du,“ ſagte die vorſichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausſchieben, als daß Du den nächſten Augenblick unbeachtet läßt.“ — „Was will Deine Seele damit ſagen?“ — Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte ſich: „Laſſa iſt in Bewegung, um ſich zu dem Schauſpiele vorzubereiten, das am heutigen Tage noch aufgeführt werden ſoll. In dem großen Pompaufzuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf allerdings dem Abgeordneten des himmliſchen Reichs nächſt dem Heiligſten nur der ehrenvollſte Platz angewieſen werden; aber wie wirſt Du mit dem General rangiren? Mein Bruder, bedenke, wenn Dein Palankin nur einen Zoll hinter ſeinem Pferde zu ſtehen käme!“

Digitized by Google

Nur auf einen Augenblick überflog den ſtolzen Korreſpondenten das Schreckliche, was für ihn in dieſer Möglichkeit liegen würde, dann ſann er darüber nach, ob eine Zurückſetzung ſeinem Anſehen und noch mehr ſeinen Planen ſchaden könnte; endlich aber ergriff er Schü-Kings Hand, lachte und ſagte, das Mädchen am Ohrzipfel und an der Naſenſpitze küſſend: „Trag' um die Ehre Deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Perſon am nächſten ſtehen, um ihre Bewegungen zu beobachten. Das verlangt meine Inſtruktion, das verlangt die Hofzeitung, für die ich meine tibetaniſchen Zuſtände ſchreibe.“ Schü-King gab ſich zufrieden und bat den Bruder, ihr die Schminke nicht von der Naſe zu wiſchen.

Auf die uns ſchon bekannte Art wurde jezt ein neuer Beſuch angekündigt, angenommen und bewillkommt. Der Oberſt Tſchu-Kiang konnte für Schü-Kings Verlobten gelten, obſchon es Augenblicke gab, da ihn die ſpröde, eigenſinnige Schweſter des Korreſpondenten nur auf ſehr ungewiſſe Hoffnungen verwies. Er war nur noch Mandarin der neunten Klaſſe, und troz ſeiner ſchönen, einſchmeichelnden Geſtalt, ſagte ſie doch zuweilen, daß er deßhalb ihrer unwürdig ſey, und es blieb ihm dann nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo ſie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen fehlgeſchlagenen Plan, wieder eines Gegenſtandes bedurfte, der ſie zerſtreute und den ſie quälen konnte. Tſchu-Kiangs Zärtlichkeit ging noch weit über ſeine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-Kings Kleidesſaum zu küſſen, oder aus ihrem kleinen Schuhe lauwarmes Waſſer zur Erquickung zu trinken. Dieſe Hingebung kontraſtirte ſeltſam mit dem Werthe, den der Oberſt auf ſich ſelbſt legte. Wenn man ihn ſah, wie er ſein kleines Bärtchen an der Oberlippe ſchwärzte, die Enden ſauber beſchnitt und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß; wie er die auf dem Geſichte zuweilen wuchernden Härchen mit Seidenfäden umwickelte, um ſie mit Stumpf und Stiel auszureißen; wie er ſeinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ und ihn in ein Futteral ſteckte, um ihm über Nacht ſeine Condenſität nicht zu rauben, ſo ſchien es auffallend, wie ein Weib gegen dieſe Reize gleichgültig ſeyn konnte, und ihm ſelbſt zwar am meiſten.

Tſchu-Kiang trat ein und ſpielte ſeine Rolle als chineſiſcher Stutzer vortrefflich. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, die auch in dem affektirten Styl ſeines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt ſich, alle Theile an ihm hängen nur mit einer ſchlotternden, aufgeknüpften Nachläſſigkeit zuſammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer korreſpondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechſeln und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entſpricht dieſem Benehmen, wenn man an die Stelle der graziöſen Nachläſſigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welch prächtige Koſtbarkeiten waren über den Helm, über die glatte Stirn und über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelſteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tſchu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum erſtenmale in die Kammer ſeiner Braut tritt.

Der Oberſt unterließ niemals, durch ein Geſchenk oder ſonſt eine Gefälligkeit ſeine Beſuche willkommener zu machen. So griff er auch heute zuerſt nach ſeinen ſeidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog. „Was bringen Sie, mein junger Freund?“ fragte der Korreſpondent. — „Nichts von Belang,“ antwortete der Oberſt; „aber als ich mich geſtern Abend, müde des Gelärms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch ſpät an die Thüre der Kaſerne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechſel mit der Schildwache, die ſpäte Beſuche nicht hereinlaſſen ſoll, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an den appellirt zu werden ſchien. Ich ſchickte hinunter, verſchaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleiſch, das von einem der berühmten Ochſen in Wampu geſchnitten iſt.“ — „Sie Glücklicher!“ konnte der neidiſche Korreſpondent, der einen guten Biſſen nicht verſchmähte, anzumerken nicht unterlaſſen. — „Mein väterlicher Freund, Sie beſchämen mich!“ fiel der zuvorkommende Oberſt ein, und wickelte das ſaubere, in Seidenpapier geſchlagene Päckchen auseinander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?“ — Einem ſolchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche, der es begleitete, vermochte der Korreſpondent nicht zu widerſtehen; er griff haſtig zu und ſteckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geſchnitten war, in den Mund. — „Es iſt unübertrefflich, dieß klaſſiſche Vieh von Wampu!“ ſagte er mit verſtopfter Stimme, und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Urſprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei einem Mandarinen am grünen Fluß einſt einkehrte. Dieſer lebte in frommer Gottſeligkeit, und mühte ſich ab, ſeinem dürren Boden einen Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit ſeines Herzens belohnen und ſagte zu ihm: In aber drei Jahren werden deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erſtaunte, fuhr aber fort, ſein Land zu bebauen, es mit Kanälen zu durchſchneiden, die grüne Weide zu ſchonen, kurz, dieß Verſprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn ſeine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von dieſem Mandarinen am grünen Fluß ſtammen alle Ochſen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können. Ihr Fleiſch finde ich delikat.“

Digitized by Google

Schü-King hatte ſich beim Eintritt des Oberſten zurückgezogen und, ein zweiter Narciſſus, ihre Unterhaltung in einem Spiegel geſucht. Sie vertiefte ſich im Anſchauen ihrer Schönheit, verfolgte die ſanften Wellenlinien, mit denen die Natur nur in ihren Feierſtunden zeichnet, und ging in dem glänzenden, ſchwarzen Abgrund ihres Auges unter. Der alberne Oberſt mit ſeinem Rindfleiſch! Auch Schü-King hatte Geruchs- und Geſchmacksnerven; der würzige Geruch ſtieg ihr in die Naſe, und den Heißhunger ihres Bruders verwünſchend, ließ ſie den metallnen Spiegel aus der Hand fallen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, in der Schweiz. Anfangs Oktobers.

Badeleben und Badeanſtalten.

Zu den Reformen in der Schweiz, die am meiſten Widerſacher fanden, iſt auch die Eröffnung der Wirthshäuſer an Sonn- und Feiertagen zu zählen. Seit einigen Jahren iſt es ohne Ausnahme männiglich erlaubt, Kaffee in den Kaffeehäuſern zu trinken, ausgenommen an Buß- und Bettagen. Doch auch darin war man, wie in allen Dingen, in Baden von jeher toleranter, aus dem notablen Grunde, weil ſeit alten Zeiten an Sonn- und Feiertagen, und beſonders an Kapitalfeſten, die vornehme Welt der proteſtantiſchen Städte dahin fährt, um daheim nicht ihren Putz mit dem Pöbel in die Kirche zu tragen. Am 16ten vorigen Monats war nun hier Generalverſammlung der ſeidenen Röcke, Spitzen- und Blumenguirlanden. Ich habe blos einhundert vornehme Züricher Geſichter gezählt, denen es insgeſammt zu gemein dünkte, für drei Franken einen Platz in der Diligence zu nehmen und mit den eigentlichen Kurgäſten zu Mittag zu eſſen. Sie iſolirten ſich Familienweiſe, auf Salons und Zimmern, und freuten ſich dort wie die Könige, weil ſie Geld hatten. Es iſt noch nicht lange her, da hielt die Regierung ſtreng auf einfache Tracht und Sitten. Damals flogen die Damen blos nach Baden aus, um auf den Promenaden die Magiſtratsperrücken ein Stündchen zu ärgern, oder Abends ihren Tanten und Oheimen zum Trotz zu tanzen und Komödie zu ſehen; denn es war in Zürich, Bern und andern Orten durchaus nicht erlaubt, ein Trauer- oder Poſſenſpiel außerhalb dem Stadthauſe aufzuführen. Jezt iſt die gottloſe Aufklärung ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß die reichen Leute faſt nichts Apartes mehr haben. Sie müſſen ſelbſt im Bade zu ihrem Aerger ſehen, daß Profeſſoren, Zeitungsſchreiber und Künſtler aller Art, die gar kein Vermögen-haben, ihnen begegnen und mit ihnen denſelben Gaſthof bewohnen.

Ich habe die Ehre, zu bemerken, daß aus dieſen patrizſchen und plebejiſchen Gründen einem Fremden der hieſige Aufenthalt genußlos gemacht wird. Im Spätjahr, wie jezt, findet man blos Nachzügler und Durchpaſſirende. Dieſe ſind bei der Ueberzahl der Schweizer auf's Spazierengehen beſchränkt. Man ſizt mit einem ganz peinigenden Gefühl unter Perſonen, die ſich einander ſtillſchweigend befragen: „Kennſt du den? Iſt es ein Fremder? welcher Partei gehört er an? darf man wohl vor ihm ſprechen?“ Weh euch, wenn ihr beſſer deutſch redet, als ſie; denn dann ſeyd ihr Erzroyaliſten, aus Berlin und Leipzig, oder wo es ſonſt nach ihrer Meinung Fürſtendiener gibt. Sie winken einander mit den Augen und ſpielen bedeutſam mit den Gabeln und Meſſern. Seyd ihr vollends ſo unglücklich, etwas mehr von den Schweizer Händeln zu wiſſen, als ſie ſelbſt, was gar nichts Seltenes iſt, und laßt euch das merken, ſo hält man euch für Spione und Landesverräther, und ihr könnt froh ſeyn, daß euch des Wirths Intereſſe ſchüzt.

Die Schweizer ſind gegen alle Menſchen und gegen alle Nationen mißtrauiſch, die Engländer und die engliſche ausgenommen. Die deutſchen Studenten, die deutſchen Flüchtlinge und die deutſchen Profeſſoren haben aber den allerwenigſten Kredit; denn ſie ſind proſcribirt oder arm, und das iſt ihnen gleich ſehr zuwider. Ich habe die traurige Ueberzeugung, daß man ein ſolches Volk betrügen muß, um ihm zu gefallen. Aufrichtig geſagt, die meiſten Schweizer Einrichtungen ſprechen nicht zum Vortheil der republikaniſchen Regierungsform, und ſelbſt in dieſem Badeorte muß ich wieder die Bemerkung machen, daß ein monarchiſcher Staat deſſen Vortheile längſt beſſer benuzt und ergiebiger für Land und Stadt gemacht hätte. Welch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den Badeorten Deutſchlands und dieſem, der doch einer der älteſten und vortheilhafteſt gelegenen iſt. Die Naturſchönheiten ſind den Leuten vor das Haus gerückt, Gebirg, Wald, Felſen, Fluß, Ruinen, Klöſter, und ringsum Ausflüge ins Aar-, Limmat-, Reuß- und Rheinthal, Stundenweit, dazu die Lage des Städtchens auf und an dem Berg und die Schlucht den Fluß entlang.

Es ſind hauptſächlich allgemeine Sammel- und Vergnügungsorte, die der Stadt fehlen, ein Kurlokal mit Ball-, Leſe- und Geſellſchaftszimmern und angenehmen Spaziergängen. Warum läßt die Kommune nicht ein ſolches erbauen? Aber das iſt das alte republikaniſche Vorurtheil, das da meint, was Geld koſtet, ſey eitle Ausgabe, und das Gute mache ſich nach und nach von ſelbſt. Mit dieſer närriſchen Oekonomie kann ſich ein Land zu Grunde richten, wenn es, an ſich arm, auf ſeine Induſtrie rechnen muß. Baden iſt wirklich arm; es hat nichts, als ſeine Bäder und einigen Weinwachs. Man ſieht aber auf den erſten Blick, daß dieß vollkommen genügt, ſeinen Wohlſtand zu befeſtigen, ſobald die Regierung ihre Tochter ausſtattet, für das Flüſſigwerden des Kapitals ſorgt, das ihr anvertraut worden. Merkwürdiger aber als die Nachläſſigkeit der Regierung iſt die Unbetriebſamkeit und Indolenz der Einzelnen. Zehn Kutſcher halten hier auf Einem Fleck, und es geht keiner einen Schritt weit, um Verdienſt zu haben, weil er weiß, ſeine Kollegen fahren nicht billiger und laſſen ſich ebenfalls ſuchen. Die Wirthe im Unterbad ſind zu träg, das Pflaſter ausbeſſeen zu laſſen, blos weil ſie wiſſen, daß dieß Pflaſter, wie tauſend andere Verhältniſſe, die Beſuchenden nicht abhält, zu kommen. Mich wundert ſehr, daß nicht ſchon längſt ein Züricher Millionär das halbe Thal an ſich gekauft und ein paar Hunderttauſende in den Grund geſäet hat, um künftig alljährlich ſo viel wieder zu ernten. Wenn die Großrathsherren auf ihren republikaniſchen Schöppenſtühlen wieder hundert Jahre älter geworden ſind, werden ſie vielleicht den Vorſchlag machen, zwiſchen Stadt und Bad Baden ein Kurhaus mit einer Promenade von einer Lokalität zur andern anzulegen; denn dann werden wohl Einige von ihnen einſehen, daß eine ſolche Veränderung des Thales 50 Prozent Zinſen tragen müßte. Für jezt hat der hohe Magiſtrat ſich darauf beſchränkt, auf der Burg Stein, welche eine der ſchönſten Ruinen der Schweiz iſt, eine Kapelle und einen Akazienzirkel mit Birkenbänken anzulegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 17. Oktober 1833.

— Mich macht' es toll,
Daß er ſo blank ausſah und roch ſo ſüß,
Und wie ein Jammerfräulein von Kanonen,
Von Trommeln ſchwazt' und Wunden — helf' es Gott!

Shakeſpeare.
Heinrich IV.

Genrebilder aus der chineſiſchen Welt.

(Beſchluß.)

„Herr Tſchu-Kiang,“ ſagte Schü-King, um ihren Aerger zu unterdrücken, „ſollte ſeinen Degen und Helm in das Depot abliefern, zu ſeiner Tante ziehen, die Landwirthſchaft lernen und ſich endlich als Markt- oder Speiſemeiſter in Peking oder Kanton anſtellen laſſen.“ Der Oberſt, immer noch vor dem ſchmauſenden Korreſpondenten ſtehend und ihm mit beiden Händen das Papier hinhaltend, ließ es über dieſe Anrede fallen, wandte ſich zur holden Sprecherin und ſagte mit ſüßlicher Stimme: „O Schü-King, Widerſchein eines höhern Lebens, ich werde täglich gewiſſer in meinen Hoffnungen, die Sie einſt Vermeſſenheit nannten. Wie Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tragen! Warum ſoll ich den Helm, der nächſt dem Zopf die ſchönſte Zierde meines Hauptes iſt, warum ſoll ich den Degen von meinen Lenden legen, für die er geſchaffen iſt? Sie fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Kriegs ſind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapferkeit, meinen bewieſenen Tollkühnheiten werden Sie wohl zulezt Ihre Bewunderung verſagen? Kriegeriſcher Größe hält ſich der zarte Sinn des Weibes am meiſten verwandt.“ — „Von welchen Gefahren ſprechen Sie, lieber Oberſt?“ fragte Schü-King lachend. „Die halbe chineſiſche Artillerie beſteht aus papiernen Kanonen, und die andere Hälfte iſt von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten ſind die Kavalleriſten durch ihre Regenſchirme geſichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren ſprechen.“ „Schü-King, der Traum meiner Seele,“ antwortete Tſchu-Kiang, „wird niemals im Stande ſeyn, einer grauſamen Empfindung ihr fühlendes Herz zu öffnen. Nein, dieſe Regenſchirme ſind eine Erfindung der Humanität, und unſer aufgeklärtes Zeitalter ſollte die Ausgabe nicht ſcheuen, ſie feuerfeſt zu machen. Das Wechſeln der Kugeln iſt im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückiſchen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt ſich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes.“

Der Oberſt wollte von dieſen Vorzügen, die ihn perſönlich betrafen, ſogleich eine Probe ablegen, und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um ſeinen Säbel mit Blitzesſchnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chineſen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen, und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberſt ſelbſt hatte vergeſſen, daß außer dem Dienſt die Klingen befeſtigt ſeyn müſſen, und die Probe ſeiner Tapferkeit, die in der ſchnellen Gewandtheit beim Herausziehen liegen ſollte, konnte deßhalb nur einen komiſchen Erfolg haben, über den Schü-King in ein unmäßiges Lachen und

Digitized by Google

Händegeklatſch ausbrach. Tſchu-Kiang ließ beſchämt die vernagelte Scheide fallen und ſtrich ſich verlegen ſeinen gewichsten Knebelbart.

Endlich hatte ſich der Korreſpondent von dem verführeriſchen Anblick der zerſchnittenen Fleiſchſtücke dadurch befreit, daß er ſie aufgegeſſen hatte. Die chineſiſche Gefräßigkeit, die alle Grenzen überſchreitet, machte jezt ſeinen Spekulationen wieder Platz, und es fiel ihm zuerſt ein, daß ihm zur Verfolgung derſelben der Oberſt nicht günſtiger hätte erſcheinen können. „Vom Krieg redet ihr, meine Lieben?" begann er, der von dem lächerlichen Geſtus des Oberſten nichts bemerkt hatte, „und könnt über einen ſo ernſten Gegenſtand euch in Lachen ausſchütten? Lao-Tſe äußert ſich darüber wie immer mit einer unübertrefflichen Wahrheit. Der Krieg, ſagt er, iſt ein Kaufmann, der ſeine Kunden betrügt. Er gibt ihnen Sand in goldnen Büchſen und Aſche in verſilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht Dich mächtiger und reicher, aber er verwildert Deine Sitten und macht Dich ſtinkend vor den Göttern. — Ich finde darin eine traurige Wahrheit, an der nichts Lächerliches iſt." Schü-King gab dieß zu, erklärte aber: „Das himmliſche Reich hat vor einigen Laſtern Ruhe, und der Krieg gehört dazu. Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo ſoll ſich die Tapferkeit Tſchu-Kiangs bewähren? Warum iſt der Oberſt nicht in die Faktorei nach Kanton gegangen, um unter den holländiſchen Fahnen zu ſterben?" — „Wir ſind täglich den Gefahren des Krieges ausgeſezt," ſagte der Verſpottete; „die innere Ordnung des Staats iſt nur die Folge kriegeriſcher Anſtrengungen. Chinas Polizei hat nichts von der Polizei in andern Ländern, ſondern bei uns iſt ſie ein Krieg der Guten gegen die Böſen, der Wachſamkeit gegen die Verruchtheit. Es iſt wahr, die Hälfte unſerer Artillerie ſind papierne Kanonen, aber wir müſſen ſie bedienen, als ſeyen ſie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmliſchen Reiches ſtören, in der Ferne unterſcheiden, ob die Lunte über einer fingirten, oder einer vernagelten, oder einer dienſtfähigen Kanone ſchwebt? Sie werden vor jeder zurückſchrecken, und der Krieger muß alſo jede auf gleiche Weiſe behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuße des Krieges zu ſtehen."

Es war jezt an dem Korreſpondenten, ſeine Entſcheidung zu geben; er aber zog ſein Antlitz in ſehr ernſte Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ ſich ſchweigend auf den Divan neben Schü-King, die ihren Spiegel nicht aus der Hand legte, nieder. Die Diener ordneten die Mittagstafel an, und der Oberſt erhielt ſeinen Ehrenplatz. Der Korreſpondent, von ſeinem geräucherten Rindfleiſch halb geſättigt, fand Zeit, ſeinen Mund auch zum Sprechen in Bewegung zu ſetzen. Nach dem erſten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusſtängeln, einer zarten Frühlingsſpeiſe, beſtand, ergriff er ein Kelchglas mit Wein, hob es bis zur Stirn, ſezte es an den Mund, trank in ſieben langſamen Zügen auf das Wohl ſeines Gaſtes, und ſenkte es dann tief auf den Tiſch, wie es chineſiſche Sitte iſt, weil Jedermann ſehen mußte, daß es auch in der That und Wahrheit geleert war. Dann begann er, in ſeine Rede unzweifelhaft eine verſteckte Abſicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, ſo denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung ſeines Glücks, ſondern auch an die Beförderung deſſelben. Sie, mein Theurer, ſtehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich iſt. Ich erſtaune, welchen Weg Sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten." Schü-King reichte dem ſich ſtolz aufrichtenden Tſu-Kiang ein in China ſehr geſchäztes, koſtbares Gericht, gebratene Hirſchſchwänze, und fügte die ironiſchen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar iſt der Hirſch ein ſchlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit ſeines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirſch iſt ein umgekehrter Mandarin: je mehr Enden er an ſeinem Geweih hat, deſto koſtbarer ſein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, deſto vornehmer ſein Stand. Auf welcher Stufe ſtehen Sie doch, Oberſt?" — „Auf der neunten, Schü-King," antwortete Tſchu-Kiang ſehr ernſt; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächſten Avancement mich die achte Stufe überſpringen läßt und mich ſogleich auf die ſiebente befördert." — „Dann kommen Sie mir ſehr nahe," ſagte lächelnd der Korreſpondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der ſechsten Stufe zu ſtehen. „Aber laſſen Sie die Erwartungen, die Sie auf ungewiſſe Zufälle richten. Man muß weiter reichen, als das Schickſal. Das iſt ein Grundſatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefſten Lebensphiloſophie geſchöpft iſt." — „Mein Bruder hat Recht," ſagte Schü-King, „das Terrain iſt Ihnen nicht günſtig, Tſchu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut, zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht ſtehen. Was ſchadet Ihnen die Nebenbuhlerſchaft des Generals! Verlaſſen Sie das kalte Laſſa!"

Der Oberſt wurde heute von dem Uebermuthe ſeiner Freundin grauſam verwundet. „Der Wille des Kaiſers bindet mich an dieſen Ort," ſagte er; „ich kenne nur ſeine Geſetze und die, welche mir das eigene Herz vorſchreibt. O Schü-King, verläßt die Eidechſe den Ort, wo ſie ihren Rücken ſonnen darf? Pflanzt ſich die Blume auf einen Felſen, wo ſie nur im Stein wurzelt? Wie kann ich Laſſa und Ihre Nähe verlaſſen?" — „Mein Freund!" unterbrach ihn der Korreſpondent; „Sie kennen die Geſinnungen meiner Schweſter, aber die meinen ſind Ihnen noch verborgen. Auch dieſe werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name ſteht unter den vornehmſten

Digitized by Google

Perſonen, die zur Ausführung beſtimmt ſind. Nach der heutigen feierlichen Prozeſſion erwarten Sie darüber die nähern Aufklärungen."

Tſchu-Kiang war entzückt. Dieß Vertrauen überraſchte ihn, obſchon er nicht daran zweifelte, deſſelben im höchſten Grade würdig zu ſeyn. Die Erwähnung der Prozeſſion erinnerte ihn an die Erneuerung ſeiner Toilette; er nahm noch einige Taſſen Thee, ſagte Schü-King einige Schmeicheleien über die liebenswürdige Art, mit der ſie jezt die Tabakspfeife in den Mund nahm, und empfahl ſich, von dem Korreſpondenten bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten ſich einander zu, als wüßten ſie das ſchon, was ſie erſt erfahren ſollten. Nichts kann uns einen dümmern Anſtrich geben, als die Affektation des Einverſtändniſſes. Schü-King begab ſich in den Harem ihres Bruders, und der Korreſpondent beeilte ſich, für die heutige Feſtlichkeit ſeinen offiziellen Schmuck anzulegen.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

So ſchön der Abend auch war, ſo veranlaßte mich doch der Wirrwarr einiger ſolcher Feuerallarme, nach Hauſe zu gehen, weil ich die Kinder bei mir hatte. Auf dem Wege kam ich an Charles Martell's Friſirſalon vorbei. Er war zwar geſchloſſen, doch hörte man hinter der Thüre eine Guitarre, die ein Vaudeville akkompagnirte, das halb laut geſungen wurde. Unwillkührlich blieb ich einen Augenblick ſtehen, dieſem Beiſpiel folgten mehrere, und bald hatte ſich ein kleiner Trupp gebildet. Polizei gibt es nun in Amerika freilich nicht, aber Wächter genug, wie wir ſo eben geſehen haben. Einer davon geſellte ſich auch gleich zu uns, und als er das Saitenſpiel hinter der Thüre vernahm, ſchlug er mit ſeinem Amtsſtabe an den Laden. Da trat Charles Martell heraus und ſagte mit vieler Geiſtesgegenwart: „Mein Herr Straßenoffizier und Sie, meine ſchönen Ladies und Gentlemen, beruhigen Sie ſich; in meinem Hauſe wird der Sabbath nicht entheiligt; nur um den heiligen Tag chriſtlich zu ſchließen, habe ich mit meiner Familie eine Hymne angeſtimmt." „Das mag noch hingehen," ſagte der durch den neuen Titel geſchmeichelte Staatsmann. „Es iſt Kirchengeſang," murmelte die Menge, verlief ſich nach und nach und ſchwemmte mich mit fort.

Als ich nach Hauſe gekommen war und die Begebenheiten des heutigen Abends überdachte, wurde mir ſeltſam melancholiſch zu Muthe. Um dieſer Stimmung los zu werden und in der Zerſtreuung, ſezte ich mich an's Klavier. Kaum hatte ich einige Akkorde präludirt, da flogen ein paar Steine durch die Fenſter, mein großer Spiegel fiel in Stücken und klirrend erloſch meine Aſtrallampe. Ich ſchlich mich zitternd in mein Bett und wünſchte dem von Gottes Gnaden freien und unabhängigen, ſouveränen und erbaulich religiöſen Volke der vereinigten Staaten eine gute Nacht. Wer weiß, welche Wünſche mit meinen zugleich aus dem Tower gen Himmel ſtiegen! Und dieſe Muſikfreunde müſſen doch jeder ein Klavier in ſeiner Wohnung ſtehen haben. Es iſt durch die Mode ein Möbel geworden, ſo unentbehrlich wie die große Bibel. Beides iſt in jeder Haushaltung zur Parade recht in's Auge fallend aufgeſtellt, beides oft zehn oder mehr Jahre nicht geöffnet worden.

Niemand wird wohl erwarten, daß am Sonntage ein Theater geöffnet wird. Würde ein Unternehmer es ja einmal verſuchen, ſo könnte er ſicher ſeyn, daß kein Amerikaner je mehr das Haus beträte. Alle Straßen werden mit Ketten geſperrt, um auch das Vergnügen des Spazierenfahrens oder Reitens unmöglich zu machen. Eine amerikaniſche Stadt hat keinen andern Spaziergang als in den Gaſſen. Nur in Newyork iſt man von der ſtrengen Moralität ſoweit abgewichen, daß die Ketten ein paar Stunden des Tages abgenommen werden. Selbſt keine Zeitung erſcheint an dieſem Tag, und der Verſuch, den ein Freigeiſt kürzlich machte, dem Publikum ein Sonntagsblatt halb religiöſen, halb weltlichen Inhalts vorzuſchlagen, wurde mit allgemeinem Abſcheu abgewieſen, das Blatt fand nicht Einen Subſkribenten, und der Redakteur wurde durch die andern Zeitungen ſo heruntergemacht, daß er am Ende die Stadt verlaſſen mußte. Sein Projekt konnte auch deßhalb keinen Anklang finden, weil es einigermaßen von belletriſtiſcher Tendenz ſeyn ſollte, und man an zwei Blättern dieſer Art in Newyork bereits mehr als genug hat. Das eine, welches die meiſten Leſer hat, iſt der berüchtigte „Damenſpiegel," das andere „the monthly magazin," iſt ein geſchmacklos gewählter Nachdruck aus engliſchen Blättern.

Commerceſpiele werden in dieſem Lande auch für unmoraliſch gehalten und kommen in keiner Geſellſchaft vor. Der Verkauf von Spielkarten und Würfeln iſt prohibirt, Billard und Brettſpiel ſind verboten, das Schachſpiel kennt man nicht. Und dennoch kann es nicht fehlen, daß eine ſo gewinnſüchtige Nation leidenſchaftlich Hazardſpiele treibt. Es wird auch ſo leidenſchaftlich geſpielt als getrunken. Pharobanken und Billards werden faſt öffentlich gehalten und der Bürger Stadtaufſeher und der Bürger Viertelsrichter drücken für ein billiges Honorar dem Geſetz die Augen zu. Zuweilen indeſſen veranſtalten ſie Ueberfälle; wenn ſie aber die geſetzliche Buße, und was ſie ſonſt noch erlangen können, eingeſackt haben, ſo ziehen ſie ganz im Stillen ab. Ein Billard iſt eine

Digitized by Google

wahre Melkkuh für die Viertelsbeamten. Der Richter des ſogenannten Gerichtshofs in Deuſe-Street bezieht von dem Billard des in ſeinem Viertel befindlichen franzöſiſchen Kaffeehauſes eine jährliche fixe Rente von 400 Dollars.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Börſenplatz. Das Café Lloyds. Der Karrikaturiſt Danton.

Die Umgegend der Pariſer Börſe verſchönert ſich beſtändig. Jezt eben wird die Straße durchgebrochen, die vom Börſenplatze zum Boulevard führen ſoll und die am andern Ende ſchon fertig iſt. Die Eckhäuſer am Boulevard waren noch nicht einmal fertig, als die im Erdgeſchoß befindlichen Kaufläden ſchon jeder zu 5000 Franken vermiethet wurden. Gewiß wird dieſe Straße bald eine der lebhafteſten von ganz Paris werden. Um ſie anzulegen, hat ein altes Hotel mit einem Garten, das Hôtel de Montmorency, abgeriſſen werden müſſen. Der Garten iſt verſchwunden und hat ſchönen Gebäuden Platz gemacht. Ehemals hatten die Hotels Gärten nach dem Boulevard zu; auf dieſem ging man längs den Gartenmauern und unter dem Schatten der darüber herabhängenden Bäume ſpazieren. Es war ein einſamer Spaziergang und eine Erholung von dem Geräuſche im Innern der Stadt. Jezt verhält es ſich ganz anders. Die Gärten ſind meiſtens verſchwunden, man geht längs zwei Reihen ſehr hoher, ſchön gebauter Häuſer mit prächtigen Kaufläden. Kleine Krämer haben auf dem Boulevard ihre tragbaren Waarenlager ausgeſtellt. Des Fahrens und Reitens iſt kein Ende vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und an einigen Stellen der Boulevards iſt ein wahres Gedränge von Fußgängern, beſonders um die Mittagsſtunde und zur Theaterzeit. Die geräumigen alten Hotels mit großem Vorhofe, Säulenportale und Seitengebäuden verſchwinden aus jener Gegend faſt gänzlich, und wer ſehen will, wie die Reichen ſonſt in Paris wohnten, muß in die Vorſtadt St. Germain oder in das ſogenannte Marais gehen, dort ſtehen noch viele ſolcher Hotels, ganz nach Art der adeligen Höfe in Deutſchland. In der Vorſtadt St. Germain iſt die Aehnlichkeit deſto größer, da man hier noch eine Menge von Livreebedienten am Eingange der Hotels erblickt, wiewohl auch dieſes, ſeit der Julirevolution beſonders, ſehr abgenommen hat. Die altadeligen Familien können den Verluſt ihres Einfluſſes bei Hofe, ihres Anſehens, ihrer Ehrenſtellen nicht verſchmerzen und wohnen daher lieber auf dem Lande; manche ſind auch der Mittel beraubt, den vorigen Aufwand zu machen. Ein ganz anderes Anſehen hat die Stadt in der Umgegend der Börſe. Auch hier erblickt man die Spuren des Luxus und des Reichthums, aber es iſt der Luxus und Reichthum des Handels und Gewerbfleißes. Hier glänzen Buden mit koſtbaren Waaren, gleich Palläſten geſchmückte Kaffeehäuſer; hier auf dem Börſenplatze befindet ſich auch das ſogenannte Café Lloyds, eine ſchwache Nachahmung des berühmten Londoner Lloyds. Paris iſt keine Seeſtadt, und der franzöſiſche Seehandel iſt dem Landhandel untergeordnet. Eben die Seenachrichten, welche das engliſche Lloyds ſo wichtig machen, ſind daher beinahe geringfügig für die Pariſer Handelsleute. Das Lloyds français iſt ſomit vielmehr ein Handelsklubb, auf dem ſich die Kaufleute nach den Börſeſtunden zuſammenfinden, um ſich zu beſprechen, Zeitungen zu leſen und die während des Tages eingegangenen Nachrichten zu erfahren. Es werden daher auch Ueberſetzer dort beſoldet, welche aus den fremden Blättern die wichtigſten Nachrichten ausziehen und zuſammenſtellen. Dieß erinnert mich an eine eigene Einrichtung in Paris, die erſt ſeit wenigen Jahren beſteht. Es ſind die ſogenannten Neuigkeitsbureaus, deren Inhaber des Morgens, ſobald die Poſten angekommen ſind, aus den fremden Zeitungen, aus den Pariſer und Provinzialblättern und aus Privatkorreſpondenzen eine Menge Nachrichten ziehen, ſie ſogleich lithographiren und an die Pariſer Zeitungsexpeditionen abliefern, und andernſeits die auswärtigen Zeitungsbureaus und die Provinz mit denjenigen verſehen, was ihnen anſtehen kann; ſie haben, wie man ſieht, ein doppeltes Geſchäft: erſtlich machen ſie Paris mit den fremden Nachrichten, und dann wieder Provinz und Ausland mit den Pariſer Nachrichten bekannt. Der Nutzen dieſer Bureaus iſt augenſcheinlich; ſie können Alle, denen daran liegt, viele Nachrichten zu haben, ſchnell damit verſorgen, und zwar noch früher, als die Tagebläteer; daher einige dieſer Blätter auch guten Fortgang haben. Solche bequeme Einrichtungen können natürlich nur in einem Lande ſtattfinden, wo nichts die freie Mittheilung der Gedanken hindert und wo Zeitungsnachrichten nicht unter die Aufſicht der Polizei geſtellt ſind. Doch kehren wir wieder zu dem Börſenplatze zurück. Eine der großen Buden auf demſelben enthält ſchön in Elfenbein gedrechſelte Sachen aus Dieppe. Ich weiß nicht, wie dieſe Stadt darauf verfallen iſt, ſich mit dem Drechſeln und Schnitzen in Elfenbein, Knochen und Horn abzugeben; ſie hat darin eine große Meiſterſchaft errungen, da ſich doch ſonſt in der Normandie, ſo viel ich weiß, keine Stadt damit abgibt. Eine andere Bude ſtellt unter andern Kunſtprodukten die komiſchen Figürchen des genialen Künſtlers Danton aus. Dieſer Mann iſt zwar auch als ein geſchickter Bildhauer und Bildformer bekannt, aber noch weit bekannter iſt er durch ſeine Zerrbilder. Indem er die Porträte berühmter Männer entwirft, verlängert oder verkürzt er ihre Züge und macht die poſſierlichſten Fratzen daraus. Zuweilen karrikirt er nicht allein das Geſicht, ſondern die ganze Figur auf eine höchſt drollige Art. Schauſpieler, Gelehrte, Künſtler, Staatsmänner, Bankiers, kurz alle Klaſſen ſind unter ſeinem Meißel zu kleinen Ungeheuern geworden, und es iſt ein ſonderbarer Anblick, eine ganze Reihe derſelben hinter dem Ladenfenſter auf dem Börſenplatze aufgeſtellt zu ſehen; allein die eigentliche Niederlage iſt etwas weiter, bei Suſſe, im Paſſage der Panoramas; dort befindet ſich die ganze Sammlung der von Danton verunſtalteten Notabilitäten Frankreichs. Neuerlich hat der launige Künſtler eine Reiſe nach England unternommen und den Erztory Wellington, den Erzbankier Rothſchild und viele Andere in ſeine Karrikaturſammlung gebracht. Wenn er nur nicht auch nach Deutſchland kommt und auch dort karrikirt! allein ich glaube, man würde dort ſeinen Paß nicht viſiren wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Oktober 1833.

Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
'ſ treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.

Goethe.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

Ward dir einmal eine Geſchichte,
Eine recht ſeltſame bekannt.
Fandſt du ſie etwa aufgeſchrieben
Auf längſt ergrauter Kerkerwand,
Oder in Flaſchen umgetrieben,
Landend an einem öden Strand,
Oder in aufgeſprengtem Sarge
Gedrückt in eine Leichenhand,
Oder in eines Thurmes Spitze,
Geſtürzt bei einem jähen Brand,
Oder in dumpfer Kloſterzelle,
In halbvermorſchtem Lederband,
Oder auf eines Hauſes Schwelle,
Verſchüttet durch der Wüſte Sand,
O ſo mach uns, bitte, bitte,
Dieſe Geſchichte mach uns bekannt.

Es war zu den glorwürdigen Zeiten der erſten Regierungsjahre Kaiſer Joſephs, als eine angeſehene Familie, die Grafen von Rolandseck, ſich in Wien aufhielt. Verſchiedene Umſtände machten es nöthig, daß die verwittwete Gräfin, Anna von Rolandseck, eine Reiſe nach Böhmen antreten mußte; ſie wählte hiezu die ſchönſte Jahreszeit, nahm ihre Tochter und eine Geſellſchaftsdame mit ſich, hielt ſich einige Wochen in Prag auf und ließ ſich endlich in ihrem alten Stammſchloß nieder, welches ziemlich entfernt von der Hauptſtadt in einer einſamen, wilden Gegend lag. Der Kaſtellan war von ihrer Ankunft ſchon lange benachrichtigt, und der aufmerkſame, kluge Mann hatte alle nur erdenklichen Mittel angewendet, ſeiner Herrſchaft das Schloß ihrer Ahnen ſo freundlich und geſellig als nur möglich einzurichten; ſogar war er auf den Einfall gerathen, um Fremde herbeizuziehen, im nächſten Städtchen durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, es ſey die Umgegend, beſonders aber der alterthümliche Schloßgarten, reich an Ueberbleibſeln und merkwürdigen Denkmalen aus früher Zeit, die jezt auf vier Wochen, ſo lange blieb die Gräfin, dem Publikum zur Anſicht offen ſtänden, ſpäter jedoch durchaus verſchloſſen gehalten würden. Dieſes war dem dienſtbefliſſenen Manne noch nicht genug, er plünderte ungeſcheut ein nahgelegenes Dorf und ließ deſſen Einwohnerſchaft ſämmtlich ins Schloß und deſſen Nebengebäude ziehen, um, wie er ſagte, den Garten und die Gänge des finſtern Parks mit äſthetiſchen Gruppen und Wanderern zu verſehen. An Quellen mußten Mägde immerdar Waſſer ſchöpfen, um es unbemerkt wieder zurückzugießen, auf einer Wieſe, die durch einen hübſchen Durchblick ſichtbar wurde, waren Mähder und Mähderinnen bei einer ähnlichen Danaidenarbeit beſchäftigt, indem ſie nur zum Schein ihre Sicheln ſchwangen, an den See'n ſaßen Fiſcher,

Digitized by Google

in den Ställen und Nebengebäuden wurde ein ſtetes reges Leben erhalten, und als die Gräfin vorfuhr, ſahen überall aus den Fenſtern begrüßende Köpfe buntgeſchmückt ihr entgegen, der Kaſtellan ſelbſt trat zu ihr in einem modiſchen Anzug, mit der Reitgerte ſpielend, und auf ſeinem ſelbſtzufriedenen Geſicht lagen die Worte: „nicht wahr, wir ſind in einem kaiſerlichen Luſtſchloſſe bei Wien?“

Die Gräfin jedoch fand dieß nicht; das alte wunderliche, dunkle Schloß ſah mit ernſtem Auge ſie an, gleichſam wie grollend über die bunten Lumpen und Geſichter, die man ihm angehängt. Der Kontraſt hätte ſie noch tiefer ergriffen, wenn ſie überhaupt gewohnt geweſen wäre, dergleichen Dingen ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſo aber war ſie theils zu ſehr mit Familienangelegenheiten beſchäftigt, theils nahm ſie, als eine thätige, praktiſche Frau, ſogleich das Leben und deſſen nächſten Bedürfniſſe in Anſpruch. Sie ließ ſich in ihre Gemächer führen, fand ſie leidlich eingerichtet, machte ſogleich Anordnungen auf die nächſten Tage und beſtellte die franzöſiſche Vorleſung ab, welche der Kaſtellan, unterſtützt von einem alten, verarmten Maitre der franzöſiſchen Sprache, der auch aus dem Dörfchen herüber gekommen, vorſchlug. „Wie!“ rief der erſtaunte Mann, „alſo kein Salon, und nicht einmal petit cercle?“ — „Nichts von alle dem,“ entgegnete die Dame; „Schlaf, mein Guter, ruhiger Schlaf, weiter nichts!“ Der Kaſtellan machte noch einige Vorſchläge; als ſie ſämmtlich abgewieſen wurden, zog er ſich zurück, wünſchte der gnädigen Frau und der Comteſſe eine gute Nacht und ging bekümmert und verwundert von dannen. Den Schlaf raubten ihm Pläne, wie er das Uhrwerk ſeiner äſthetiſchen Bevölkerung morgen in vollen Gang ſetzen wolle.

Die Gräfin beſchäftigten andere Gedanken. Die erſte Nacht, die ſie im Schloſſe ihrer Väter zubrachte, war ausſchließlich Plänen geweiht, wie ſie den Glanz ihrer Familie, die Reichthümer derſelben und mit dieſen das Anſehen vermehren und unterſtützen könnte. In ihrem Mutterbuſen ſchlug ein kummervolles Herz, ihre Seufzer unterbrachen die Stille des Gemachs und ihre Blicke ſuchten die ſchlummernde Tochter, um auf dieſem Bilde mit Vorwurf zu weilen. „Soll denn die Klugheit,“ rief ſie bei ſich, „beſiegt werden von kindiſchen Grillen? Hab' ich denn umſonſt mein Leben hingebracht mit Verſuchen, meinen Willen gegen den Willen andrer durchzuſetzen, ſcheinbar nachgebend, und jetzt ſoll ich von zwei Kindern das Nachgeben lernen? Und dennoch, hier läßt ſich mit Zwang nichts thun.“ Dieſe Worte bezogen ſich auf einen Lieblingsplan, über dem die Seele der unruhigen Gräfin brütete. Sie hatte im Sinn, ihre Tochter Eliſabeth mit deren Vetter, dem jungen Grafen Alexander von Hoya zu verbinden, allein es fand ſich, daß beide ſich durchaus nicht mochten. Die Verwandten des jungen Mannes wünſchten eben ſo herzlich dieſe Vermählung; denn es waren auf beiden Seiten anſehnliche Vortheile damit verknüpft. Doch ſo ſehr man ſich hatte angelegen ſeyn laſſen, die jungen Leute zuſammenzuführen, ſo liſtig und geſchickt man intriguirte, das feinſte Syſtem ſcheiterte an dem ſeltſamen Charakter der beiden Nichtliebenden. Graf Alexander, obgleich ein ſchlanker, ſchöner Jüngling, mit ſanftem Blick, ſchien doch ein kalter, eigenſinniger Trotzkopf, der lieber mit der Donaunixe ſich vermählt hätte, als mit dem ihm zugedachten Mädchen, und Comteſſe Betty war ihrerſeits ſo ſtolz, refüſirend und gleichgültig, daß ſie ſchon deßhalb den Vetter vor allen andern ärgerlich und langweilig fand, weil er ihr gefallen ſollte. Konnte wohl bei ſolchen Umſtänden an eine ſüße Vereinigung beglückter Liebe gedacht werden, und waren nicht die Seufzer der alten Gräfin höchſt verzeihlich? Allein ſie wären weniger verzeihlich geweſen, wenn ſie es hätte blos bei den Seufzern bewenden laſſen: ſie war gerade jetzt in dieſer Angelegenheit nicht wenig thätig geweſen; der Beſuch in Prag hatte das erwünſchte Reſultat gegeben, daß Graf Alexander ſich entſchloß, der Gräfin auf ihrem alten Schloſſe Geſellſchaft zu leiſten. Hier nun in den einſamen Sälen, abgeſchloſſen von ſonſtiger Genoſſenſchaft, bei der Unmöglichkeit, in dieſes oder jenes Kaffeehaus zu entſpringen, die Reitbahn, ein Militärmanöver, oder die Oper aufzuſuchen — konnte da nicht etwas geſchehen, was beide Familien ſo ernſtlich wünſchten? — Wenigſtens war eine Entſcheidung zum Glück oder Unglück vorauszuſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Dieſer Richter in Deuſe-Street verſteht ſein Handwerk, das muß man bekennen. Er gilt ſchon jetzt für einen höchſt verehrungswürdigen Gentleman, aus dem in Kurzem ein großer Mann werden wird, d. h. einer, der ſich, trotz ſeines geringen Gehalts, bereichert hat. Ich kann nicht umhin, hier einigen Aufſchluß über die amerikaniſche Titulatur zu geben, denn wenn gleich Adel und Titel durch das Geſetz abgeſchafft ſind, ſo gilt das doch nur von Erb- und Verdienſtadel und von europäiſchen Titeln; denn die amerikaniſche Geldariſtokratie hat ihre eigene Rangordnung und ſtrenge Etikette.

Was iſt der Mann werth? Lautet die Antwort: Tauſend Dollars jährlich, ſo iſt er von gutem Stand. Das iſt die erſte Klaſſe über dem Plebejer. Eine Wohnung, die 500 Dollar koſtet, gibt den erſten Anſpruch auf dieſen Rang, unter welchem man als niedrig bezeichnet wird.

Digitized by Google

Die zweite Klaſſe muß wenigſtens 2000 Dollars Einkünfte aufzuweiſen haben und heißt dann ſehr ehrwürdig. Zur dritten Klaſſe, den Leuten von hohem Stande, gehören die, welche 5000 Dollars zu verzehren haben; diejenigen, welche das Doppelte haben, bilden die vierte Klaſſe, die der Höchſtverehrungswürdigen, und mit 20,000 Dollars iſt man ein großer Mann. Nie wird ein großer Mann mit einem von hohem Stande ſich in ein Geſpräch einlaſſen, oder eine Höchſtverehrungswürdige auf einem Balle mit einem ſehr Ehrwürdigen tanzen. Der dirigirende Tanzmeiſter bei einem Balle muß genaue Kenntniß von den Einkünften der Geſellſchaftsglieder haben, denn man findet es höchſt anſtößig, daß ein Gentleman eine Lady zum Tanz auffordert; es liegt alſo dem Tanzmeiſter ob, die Paare zu arrangiren, wobei einzig und allein auf Rang Rückſicht genommen wird; ſelbſt bei den Uebungen auf den ſogenannten Tanzakademien darf er dieſe Etikette bei ſeinen Schülern nicht außer Acht laſſen.

Alle Individuen von Rang führen auch noch den Titel Esquire, welcher indeſſen auch denen zukommt, deren Vermögensumſtände zwar zweifelhaft ſind, die aber ein Geſchäft treiben, welches, in andern Ländern wenigſtens, Studien vorausſezt, Richter, Advokaten, Aerzte. Ein Staatsamt an und für ſich gibt keineswegs Anſpruch auf Auszeichnung, im Gegentheil, der Staatsbeamte muß populär ſeyn, nämlich ſich alle Grobheiten auch vom Niedrigſten gefallen laſſen.

Indeſſen behaupten die Plebejer (the low people) doch ihre Rechte und erhalten einen Schein von Gleichheit. Der Schuhmacherlehrling trägt ein Paar neue Stiefeln zum großen Mann, und gibt ihm erſt die Hand und dann die Stiefeln, und während dieſer ſie probirt, ſezt ſich jener zum Kamin und wärmt ſich die Füße, die er über dem Kohlenfeuer anſtemmt. Mein Bäcker, der ſeinen Kunden das Brod auf einem Karren zuführt, bringt mir nie das meine, ohne bei mir ein wenig auszuruhen, und überraſcht er mich eben beim Frühſtück, ſo ſezt er ſich auf das Sopha neben mir, verſichert mich, ich ſey ein gutes altes franzöſiſches Weib, obgleich ich kaum 36 Jahre alt bin, ich ſolle nur ſo fortfahren, ihn regelmäßig zu bezahlen, denn er ſey ein ſehr feiner Gentleman; er hätte zwar jezt eine ſchöne Gelegenheit, Bankerott zu machen, da er mehr als tauſend Dollars für Mehl ſchuldig ſey, allein das wäre für einen Gentleman von ſeiner Sorte zu gering; dann hoffe er auch, nächſtens zum Stadtaufſeher gewählt zu werden, und dazu brauche er beſonders den Einfluß eines ſeiner Kreditoren, der ein Gentleman von hohem Werth, ein Höchſtverehrungswürdiger ſey. „Verſtehen Sie, Madame?“ ſagt er ſchließlich, indem er mit einer Hand den Hut aufſezt und mir die andere zum Schütteln rückwärts zuwirft. Stadtaufſeher iſt diejenige obrigkeitliche Perſon, welche darüber wacht, daß der Kehricht und ſonſtige Unrath aus den Häuſern genau in die Mitte der Straße in Haufen geſchüttet werde. Dieſe Haufen werden dann, wenn ſie der Wind nicht früher zerſtreut, von Negern auf Karren geladen und in das Waſſer geführt. Kommt ein Haufen nur einen Schuh breit außer der Richtung zu ſtehen, ſo bleibt er unberührt, bis der Aufſeher ihn abgeſondert wegführen läßt und dafür der Parthei die Unkoſtenrechnung nebſt einer willkührlichen Strafbill von zwei bis drei Dollars zuſtellt. Je beſſer ſich der Bürger Stadtaufſeher mit den Bürgerinnen Mägden in Einverſtändniß ſezt, deſto einträglicher wird ſein Staatsamt. Sobald mein Bäcker das Amt erhält, wird er ſogleich den Titel Brodhändler annehmen. Der Schuhmacher, der mehrere Arbeiter beſchäftigen kann, nennt ſich Schuhfabrikant; kann er noch einen glücklichen Bankerott machen, ſo iſt ein Ariſtokrat aus ihm geworden. — So paart ſich hier Gleichheit und Rangſucht auf bewundernswürdige Weiſe; ich habe in meinem Tagebuche unzählige Beiſpiele der Art notirt.

Unter andern reisten wir einſt nach Milford, um ein Landgut zu beſehen. Mittags machten wir Halt in Goſhen, einem kleinen Ort mit einem einzigen elenden Wirthshauſe. Die Gaſtſtube war voll Menſchen, die, man konnte es beim erſten Anblick ſehen, in äußerſt gereizter Gemüthsſtimmung waren. Es war die Zeit der Wahlen; das Electionsfieber hatte das Land befallen, eine Plage, die alle Frühjahr und Spätherbſt wüthet, und, wenn ſie gleich nicht tödtlich iſt, doch furchtbar die bleichen, leidenſchaftlichen Geſichter entſtellt. Auf einmal trat ein junger Mann in die Gaſtſtube. „Oberſt,“ rief er den Wirth an, „bitte um ein Glas Branntwein.“ Der Wirth brachte zwei Gläſer: „Ihre Geſundheit, Major!“ und beide tranken einen Schoppen Branntwein herzhaft aus. Als die beiden Stabsoffiziere getrunken hatten, ſtellte der Obriſt den Major der Verſammlung als Kandidaten zu einer Stelle vor. Nun brüllte der Major eine Rede, worin er erſtens die Schlechtigkeit der gegenwärtigen Verwaltung an das Licht zog, dann ſich ſelbſt porträtirte und endlich dem Präſidenten, einem Staatsſekretäre und dem Gouverneur von Neuyork ewige Feindſchaft, blutige Rache ſchwor. Jezt brach der Beifall los: Alles ſtampfte wüthend mit den Füßen. Der Sprecher ſchüttelte nun jedem Anweſenden tüchtig die Hand, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte davon, vermuthlich nach dem nächſten Wirthshauſe zur nächſten Wahlverſammlung. Das Auditorium verlief ſich bald in ſtillem, finſterm Nachdenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Der Buchhandel.

Es iſt erfreulich, zu ſehen, daß der Buchhandel wieder ſehr thätig und daß in der franzöſiſchen Literatur viel, ſehr viel geleiſtet wird. Zwar haben manche Buchhändler große Mühe, ſich von den Folgen voriger Mißgriffe zu erholen und den Verluſt, den ihnen das unſinnige Wiederauflegen der franzöſiſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts verurſacht hatte, zu erſetzen; allein daraus folgt nicht, daß es andern, die nicht ſo unklug geweſen ſind, nicht gut gehen ſollte. Sie hatten gehofft, die Deputirtenkammer werde ihrem Wunſche willfahren und der Staat, anſtatt die ihnen vorgeſtreckten Gelder wieder zu fordern, ſich mit den von ihnen als Gewährleiſtung gelieferten Büchern begnügen und dieſelben an die öffentlichen Bibliotheken in den Departementsſtädten vertheilen. Es hatte dieſem Wunſche nicht an Unterſtützung in den Tageblättern gefehlt, und einige Journaliſten hatten das Ding von einer ſehr vortheilhaften Seite dargeſtellt. Die Departementsbibliotheken Frankreichs werden freilich von der Regierung ſchlecht bedacht, und obſchon das Miniſterium des Innern auf koſtbare Werke zu ſubſcribiren pflegt, und zwar zu einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren, ſo bekommen doch die Departements ſehr wenig davon und gehen meiſtens leer aus. Unter das viele Gute, das die Verfaſſung hervorgebracht hat, gehört beſonders die Veröffentlichung von Allem, was in jenem Miniſterium vorgeht. So haben die Deputirten verlangt, der Miniſter ſolle jährlich die Liſte der Vertheilung der von der Regierung angekauften und beſtellten Bücher drucken laſſen. Dieß iſt in gegenwärtigem Jahre geſchehen, und da iſt denn ein gewaltiger Mißbrauch an's Tageslicht gekommen, der ohne Repräſentativverfaſſung und Preßfreiheit vielleicht noch lange Jahre verborgen geblieben wäre. Es hat ſich nämlich ausgewieſen, daß die koſtbaren Werke, deren Herausgabe die Regierung mit ihren Subſcriptionen unterſtützt, ſelten in die Bibliotheken gelangen, ſondern eine Beute der Beamten an jenem Miniſterium werden. Einige unter ihnen verſchaffen ſich auf dieſe höchſt wohlfeile Art ſchöne Bibliotheken. Dieſer Mißbrauch iſt keineswegs neu, ſondern ſchreibt ſich ſchon aus der Napoleonſchen Zeit her. Jezt wird er aber wie Schnee vor der Sonne verſchwinden, da ihn einige Tageblätter verdientermaßen gerügt haben. O goldene Preßfreiheit! Die Pariſer Buchhändler, welche ihre Bücher als Gewährleiſtung für die ihnen zur Zeit der Noth vorgeſtreckten Gelder hergegeben haben, möchten alſo gern dieſe Bücher als Zahlung in den Händen der Regierung laſſen. Sie haben bekanntlich eine Bittſchrift aufgeſezt, worin ſie dieſen Vorſchlag äußerſt annehmlich, ja faſt als ein Opfer ihrerſeits darſtellen, indem die Bücher vier- bis fünfmal mehr werth ſeyen, als das darauf empfangene Geld. Allein die Deputirten haben doch Anſtand genommen, darein zu willigen; denn erſtlich iſt es nicht einleuchtend, warum der Staat einige Millionen Franken ausgeben ſoll, um die Departementsbibliotheken zu vermehren, und zwar mit Büchern, die nicht alle jenen Bibliotheken anſtehen. Zweitens iſt auch andern Fächern des Handels und Gewerbfleißes Geld vorgeſtreckt worden, und begünſtigte man die Buchhändler durch den Ankauf ihrer Bücher, ſo hätten die andern Gewerbe daſſelbe Recht, zu verlangen, man ſolle auch ihre Gewährleiſtung als Zahlung behalten, und ſo würde der Staat in den Beſitz bedeutender Waarenmagazine treten, mit denen er nichts anfangen könnte, er müßte ſich denn ſelbſt zum Kaufmann machen. Indeſſen iſt der Vorſchlag der Buchhändler nicht abſolut verworfen worden, und es könnte ſeyn, daß man ihn ſpäterhin annähme.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Anfang Oktobers.

Die Bäder.

Unſere Stadt lebt wieder auf, die Wagen rollen dichter auf der Straße, und den Veranſtaltungen großartiger Vergnügungen fehlt es an Tagen der Woche, um die Konkurrenz zu vermeiden. Von Jahr zu Jahr wird Berlin in der Badeſaiſon entvölkerter. Waren es früher nur die Mitglieder der höhern Ariſtokratie, oder die ſchweren Kapitaliſten, oder die nächſten Umgebungen des Königs, welche um den Anfang Auguſts die Reſidenz verließen, die Bäder aufſuchten und erſt zu Ende Oktobers nach einem Umwege auf ihre Güter, oder zu Verwandten, oder Lieblingsgegenden zurückkehrten, ſo iſt jezt die Luſt an den Badereiſen allgemein eingeriſſen. Die Erſparniſſe von zehn einheimiſchen Monaten werden auf zwei auswärtige verwandt. Der Beamte miethet einen Hauderer für ſich und die geſammte Familie und eilt ins Bad, um den Aktenſtaub aus der Kehle zu trinken. Der Künſtler verbindet mit der Reiſe einen pittoresken Nebenzweck, verſieht ſich mit den nöthigſten Materialien, und man wird auf den zweijährigen Kunſtausſtellungen finden, daß die ſchleſiſchen und böhmiſchen Gebirgspartien, und namentlich die reizenden Gegenden der Inſel Rügen, immer häufiger gezeichnet werden. Der Gelehrte endlich gibt ſein blödes Auge gern dem friſchen Grün und ſeinen verſeſſenen Unterleib den Stößen des Wagens hin, oft um nicht mehr, als eine Abwechſelung zu haben, zuweilen vielleicht, um ſeinen Rezenſenten aufzuſuchen und ſich mit ihm an der Badequelle zu verſtändigen, ſeltener, um ihn, wie Kazenberger, wohl gar auszuprügeln.

In den Monaten Auguſt und September iſt die preußiſche Hauptſtadt ſich ganz allein überlaſſen. Ein plözlicher Kordon an der böhmiſchen Grenze, und die Stützen des Throns, die weiſeſten Rathgeber, die Blüthe des Adels und die eifrigſten Patrioten ſind für das Ganze verloren. Davon war die Folge, daß Alles früher nach Warmbrunn, Töplitz und Carlsbad ging. Gott ſey Dank, die meiſten Berliner beſuchen jezt Swinemünde und bleiben alſo im Lande. Ich kenne Swinemünde und Heringsdorf nicht, höre aber, daß die dortige Natur dieſen thieriſchen Namen entſprechen ſoll. Wer reizende Gegenden genießen will, ſucht den Heringsdorfer Dünenſand nicht auf. Aber die Berliner laſſen ſich durch nichts zurückſchrecken; denn in gewiſſen mittlern Kreiſen iſt es Mode geworden, Schwinemünde zu beſuchen. Was ſteckt dahinter? Eine eingeriſſene Krankheit, welche das Seebad heilen ſoll? Man zweifelt und wagt einige andere Vermuthungen. Ich will ſie nicht wiederholen, aber eine Thatſache berichten, die Jedem den Schluß, den er ſelbſt mache, an die Hand geben wird. Es iſt erwieſen, daß unter fünf unverheiratheten jungen Damen vier von ihrer Schwinemünder Badereiſe nicht zurückkehren, ohne ſich alsbald in unſern Zeitungen mit einem heirathsfähigen Manne als Verlobte empfehlen zu laſſen. Unter ſolchen Umſtänden ſieht man, daß die Koſten der Reiſe vortreffliche Zinſen tragen, und man will behaupten, daß viele zärtliche Mütter nur um der leztern willen jene aufwenden. Das mag Verläumdung ſeyn; aber ſo viel bleibt erwieſen, daß die Ehen bei uns weder in Berlin, noch im Himmel, ſondern in Swinemünde geſchloſſen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Oktober 1833.

Menenius. — Treff' ich auf ſolche Staatsberather, desgleichen ihr ſeyd, die kann ich nicht Lycurge nennen, und ſchmeckt der Trank, den ihr einſchenkt, meinem Gaumen widerwärtig, ſo verzieh' ich das Geſicht darüber.

Shakespeare.
Coriolanus

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Als das Zimmer leer war, erkundigte ich mich, wer denn dieſer Major ſey. „Es iſt,“ ſagte mein Wirth, der Oberſt, „ein junger Mann von ſehr gutem Stande. Er war Schreiber in der Handlung ſeines Vaters, des Herrn Reedeor zu Savonnah. Der Vater ſchickte ihn nach Havanna, um Geld einzukaſſiren, oder Tabak dafür zu nehmen; der junge Reedeor aber machte bedeutende Discontos, nahm das Geld, kaufte dafür Tabak, den er baar bezahlte, und ſo bekam er noch überdieß eben ſo viel auf Kredit. Damit ſchiffte er ſich nach Newyork ein, wo er Alles verkaufte und dann eine Handlung auf ſeinen Namen, zwölf Meilen von hier, in Blomingborgh, errichtete. Es geht ihm ſehr gut, und wenn er es bei der Wahl durchſezt, ſo gibt ihm dieß die Mittel, in Bälde ein ſehr Ehrwürdiger zu werden, und es iſt nicht zu zweifeln, daß ein groſer Mann aus ihm wird, denn er benimmt ſich in Allem mit vieler Klugheit und Umſicht.“ — „Nun, das iſt recht ſchön; aber was ſagt denn der Vater dazu?“ — „Ach der Vater! das iſt ein alter Mann, ein ganz niedriger; er hat kaum noch zu leben. Gewiß wartet er noch auf ſeinen Sohn, denn er hat keine Mittel, ihn zu belangen; nein, nein, der wird dem jungen Herrn Reedeor nicht warm machen!“ Ich fand die Auskunft ſo vortrefflich, daß ich ſie mir ſogleich aufſchrieb. Ueberraſchend hingegen war es mir, den Vorfall einige Tage ſpäter, bei meiner Zurückkunft nach Newyork, in folgendem aufgepuztem Artikel im Morning Courier, Nr. 14621, 1832, zu leſen:

Coshen, den 3ten Februar. Die jungen Leute aus der Grafſchaft Orange hielten heute verſchiedene Verſammlungen. Eine der zablreichſten, glänzendſten und reſpektabelſten, die wohl je in einer Stadt zuſammen kam, hatte zu Coshen unter dem Vorſitze des wackern Oberſten Elisha Fibetts, Esquire, ſtatt. In einer bündigen Rede zählte der Präſident die Mißgriffe des Newyorker Senates auf und gab dann dem ſehr ehrwürdigen Major Reedeor, Esquire, das Wort. Mit einer, alle Klaſſiker übertreffenden Beredſamkeit brachte nun dieſer kühne Sprecher die Verſammlung zu folgenden einmüthigen Beſchlüſſen: 1) ward beſchloſſen, der Senat von Newyork ſey eine unnatürliche Zuſammenſtellung untauglicher Glieder, deren unwürdiges Benehmen und gänzlicher Mangel an Achtung, Mäßigung und Höflichkeit der Ehre des Volks zu nahe trete; 2) der Senat ſey bei ſeiner lezten Ernennung durch Partheiſucht und politiſche Intriguen zuſammen gebracht worden und zu fernerer Amtsführung untauglich; 3) der Vicepräſident der Vereinigten Staaten habe der hohen

Digitized by Google

Würde ſeines Amts vielfach vergeben und pflichtvergeſſen gegen das Volk gehandelt, welches etwas ganz anderes von ihm erwartet habe; 4) das Volk wolle ſich nicht feige der angeſonnenen Niederträchtigkeit unterwerfen und konſtitutionswidrig die Zurückſetzung der ausgezeichnetſten, talentvollſten Patrioten dulden, um die alten Beamten im Amte zu erhalten.“

Die Regierung geht rein aus der Wahl der Regierten hervor und das Geſetz fließt vom Volk aus. Der Hunger, und noch vielmehr der Durſt, der unlöſchbare amerikaniſche Durſt, zwingt zwar dem freien Bürger ſeine Stimme um einen Dollar ab, aber das ſtolze Bewußtſeyn: ich habe das Staatsoberhaupt gewählt, bleibt Jedem, und ſo wie ſich der neue Präſident in einer Stadt zeigt, eilt Alles zum Handdruck, und der Niedrigſte *) läßt ihn durch ein paar vertrauliche Worte fühlen, daß er ihn dazu gemacht habe. Als Jackſon 1829 gewählt wurde, hatte er ſo eben ſeine Gemahlin verloren und war äußerſt niedergeſchlagen. In dieſer Stimmung kam er nach Newyork. Man wollte ihn feierlich empfangen, die Straßen vom Landungsplatz bis in die für ihn bereitete Wohnung mit Teppichen belegen und dergleichen. Er verbat ſich Alles und ging allein zu Fuß in ein Gaſthaus. Das Volk ſtrömte ihm entgegen, und vor lauter Handſchütteln konnte er gar nicht durchkommen; als er ſich endlich durchgeſchlagen hatte, drang mit ihm zugleich die ganze Maſſe in ſeine Zimmer, und ein robuſter Laſtträger voran. Dieſer nahm den Präſidenten bei der Hand und ſagte: „Seyd willkommen, General! warum habt Ihr aber dießmal Euer Weib nicht mitgebracht?“ Jackſon wandte das Geſicht ab. „Ach ja, Ihr habt ſie freilich dort gelaſſen; hätte ich's doch bald vergeſſen, und hab's doch erſt in der Zeitung geleſen, daß ſie geſtorben iſt.“ Als ein Zug nationaler Treuherzigkeit, womit ſich die Amerikaner ganz beſonders brüſten, wurde dieſe empörende Rohheit mit allgemeinem Gelächter aufgenommen.

Da in der Wahlzeit mehr als gewöhnlich getrunken wird, was viel ſagen will, ſo gehört ſie allerdings zu den Volksfeſten; außerdem werden nur noch zwei Begebniſſe aus der jungen Geſchichte der amerikaniſchen Selbſtſtändigkeit gefeiert. Das eine dieſer Feſte iſt Waſhingtons Geburtstag am 4ten December. Dieſer Tag wird wie billig als ein geſetzlicher Feiertag betrachtet, die Gewinnſucht läßt ſich aber dadurch in ihrem Geſchäftsgange nicht irre machen; erſt mit eintretender Nacht bekommt die Stadt ein feſtliches Anſehen, alle Häuſer werden erleuchtet und die Straßen füllen ſich mit Luſtwandlern. Ein anderes, viel längeres und weit unangenehmeres Spektakel iſt das Feſt der Independenz am 4ten Juli. Eine Woche vorher und eine nachher läuft Klein und Groß umher und wirft Schwärmer. Je näher der Tag rückt, je toller wird das Knallen; manche Großthuer werfen Dutzende, ja Kiſten voll Raketen auf das Pflaſter und zünden das Feuerwerk an. Kein anſtändiges Frauenzimmer kann mehr auf der Gaſſe gehen, und iſt ſie dazu genöthigt, ſo ſezt ſie ſich den unangenehmſten Vorfällen aus; vierzehn Tage lang ſchweigt das Feuer in der Stadt keinen Augenblick, jede Minute in der Nacht plazt eine Petarde im Hof, oder ſtürzt eine Rakete den Rauchfang herunter, oder fliegt ein Schwärmer durchs Fenſter herein. Freudlos und wie gezwungen quält ſich das Volk mit dieſer plumpen Unterhaltung. Dazu kommt am 4ten Juli noch eine Milizparade; wenn dieſe vorüber iſt, ſchießt jeder Mann ſein Gewehr ab, ſo oft er will, und ſo wird durch die Straßen die ganze Nacht geplänkelt. Erſt wenn die Ermüdung dem zweiwöchentlichen Kampfe, wobei die Tapfern, ihren kalten Phyſiognomien nach, wenig Spaß gehabt haben, ein Ende gemacht hat, kann man ohne Gefahr der Mißhandlung die Straßen wieder betreten. Das ſind die Volksfeſte, die Nationalbeluſtigungen; andere gibt es nicht, und wenn Sie dieß langweilig finden, ſo preiſen Sie ſich glücklich, nur davon geleſen zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Die Verfaſſerin bedient ſich hier des amerikaniſchen Ausdrucks.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſetzung.)

Den andern Tag, gegen die Mittagsſtunde, kam der Graf an. Die erſte halbe Woche bot das alte Schloß ſelbſt Unterhaltung genug, mehr als der Gräfin lieb war; denn der unruhige Springinsfeld tobte in alle Gänge hinein, durchzog lärmend jedes Gemach, durchſuchte Keller, Küche, Betſaal und Kapelle, und fragte bei dieſer Entdeckungsreiſe wenig nach den Damen. Als dieſe Luſt gebüßt war, ſah er ſich nach einem neuen Zeitvertreib um, und faßte endlich den unartigen Entſchluß, mehrere Tage lang auf die Jagd auszuziehen, in Geſellſchaft des franzöſiſchen Maitres, der, auf einem Beine lahm, auf dem Auge halb blind, ſich dennoch, dem Grafen zu gefallen, von grenzenloſem feurigen Jagdeifer beſeelt ſtellte. Wäre dieſer Vorſatz durchgegangen, ſo wäre der Gräfin das Ziel wieder in die Ferne gerückt worden; ſie ſann hin und her, endlich ſtieg ſie bekümmert zum Kaſtellan hinab und ließ ſich von ihm die kleine Bibliothek zeigen, die der beleſene Mann nach und nach zuſammengetragen.

Es war damals die ſchöne Zeit, wo die Clariſſa herrſchte und der Grandiſon regierte, wo Siegfried von Lindenberg die leſende junge Welt entzückte; wahrlich eine ſchöne Zeit! Dieſe trefflichen Werke ſtanden nun da, in ſaubern Einbänden den Blicken hingeſtellt. Die Gräfin öffnete einen

Digitized by Google

der Bände; auf dem Titelblatt fielen ihr ſogleich ſehr willkommen zwei Liebende ins Auge, die im Graſe mit einander muſicirten; es iſt der zärtliche und äußerſt ſchalkhafte Moment, wo Clariſſa Flötenunterricht nimmt. Um das Bild herum lief ein Kranz von Amoretten, die bald die Köpfchen, bald die Füßchen aus zierlich gewundenen Muſcheln hervorſtreckten, um mit einander zu liebäugeln. Die Gräfin war, wie geſagt, nicht ſehr bewandert weder in der ſchönen, noch in der häßlichen Literatur; ſie war, troz jener ſentimentalen Zeit, immer mit einer oberflächlichen Romanenkenntniß weggekommen, jezt war ſie nicht wenig erfreut, die Schätze, nach denen ſie ſuchte, ſo nah zu entdecken. Sogleich faßte ſie den Entſchluß, ſich den Roman abwechſelnd vom Grafen und ihrer Tochter vorleſen zu laſſen. Man wählte einen ſchönen Platz im Garten, den der Kaſtellan bezeichnete und von dem aus man die raſtlos beſchäftigten Mäherinnen, Brunnenmägde und Fiſcher überſehen konnte; allein als der Graf merkte, daß im Roman das Kapitel der Liebe abgehandelt wurde, ſo erklärte er kurz, daß er nicht leſen wolle; die Couſine könne, wenn ſie ſo große Begierde trage, ſich über dieſe Leidenſchaft zu belehren, für ſich leſen. Dieß war genug, um zu veranlaſſen, daß Comteſſe Betty ebenfalls die Bücher bei Seite warf und die alte Gräfin mit Clariſſens Leidenſchaft, die ſie weder begriff, noch theilte, allein blieb.

Die alten Jagdpläne kamen wieder in Vorſchlag. Die Gräfin war höchſt bekümmert, zwei Wochen waren ſchon dahin gegangen, nutzlos und gänzlich ohne Erfolg vergangen; allgemach mußte man ſich doch wieder zur Abreiſe rüſten. In dieſe finſtern Gedanken vertieft, befand ſich die Dame eines Abends ſehr ſpät noch in ihrem Schlafgemach; die Kammerfrau hatte ſie verlaſſen, nachdem ſie das Nöthige auf die Toilette zurecht gelegt, düſter brannten die beiden hohen Wachskerzen, lautloſe Stille herrſchte im Gemach, indem die bekümmerte Frau, den Arm auf die vergoldete Einfaſſung ihres alterthümlichen Himmelbetts geſtüzt, allein und in Träume verſenkt da ſaß. Sie bemerkte es nicht, daß ein paar zahme weiße Mäuschen, die hinter ihr im Glasgehäuſe ſchliefen, unruhig ſich in ihrem Gefängniſſe zu bewegen anfingen, ſie wurde erſt aufmerkſam, als der Bologneſer, der auf der ſeidenen Decke zu den Füßen des Bettes lag, ſich aufrichtete und in eine Ecke des Gemachs ſchaute, und endlich laut winſelnd und bellend in den Schooß ſeiner Gebieterin kroch. Wäre dieſe nur einigermaßen bekannt geweſen mit der Art und Weiſe, wie ſich Geſpenſter anzukündigen pflegen, ſo wären ihr dieſe Anzeigen ſchon genug geweſen, um ſie aus dem Zimmer zu verſcheuchen, ſo aber richtete ſie ihren kummervollen Blick ruhig auf das lebensgroße Bild ihres Ahnherrn, das über dem Kamin hing, und von wo aus ein kühler Hauch ſie anwehte. „Wenn Du mir helfen könnteſt“! rief ſie unwillkührlich vor ſich hin, und entſezte ſich darauf nicht wenig, als ſie deutlich zu bemerken glaubte, daß ihr die Geſtalt zunickte; allein die Lebenden hatten ihr allezeit zu viel zu ſchaffen gemacht, als daß ſie ſich auch hätte vor den Todten fürchten ſollen; ſie ſchob daher das eben Geſehene auf eine durch das wankende Kerzenlicht hervorgebrachte Täuſchung, dachte ſchon in der nächſten Minute nicht mehr daran, legte ſich zu Bette, und verfiel bald darauf in einen ruhigen Schlummer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beſchluß.)

Gemeinnützige literariſche Unternehmungen.

Man kann leicht begreifen, wie ſehr den Buchhändlern daran gelegen iſt, dieſer ungeheuern Büchermaſſe, die ſie weit über den Bedarf fabrizirt haben, los zu werden und ſie dem Büchermarkte zu entziehen, den ſie ſonſt überſchwemmen würde. Dennoch arbeitet jezt der Pariſer Buchhandel friſch auf neue Unternehmungen los, oder ſezt die ſchon längſt begonnenen oder unterbrochenen fort. So wird jezt an einer Fortſetzung der bereits 52 Bände ſtarken Biographie universelle gearbeitet, und zwar unter der Leitung deſſelben Verlegers Michaud, welcher zu dieſem Werke vor 25 Jahren den Plan entworfen hatte. Dieſer Biographie gegenüber ſteht das Dictionnaire biographique des Jeſuiten Feller, von dem eine vierte Auflage in 20 Bänden ziemlich thätig fortgeſezt wird. Neue Encyclopädien ſind drei im Werke, nämlich das mit etwas Uebereilung begonnene Dictionnaire de la conversation, bei Mandar Belin, die reiflicher überdachte Encyclopédie des gens du monde, bei Treuttel und Würtz, und zulezt die Encyclopédie pittoresque, von der aber noch nichts erſchienen iſt. Die beiden erſten Unternehmungen ſollten Anfangs eine Ueberſetzung des bekannten deutſchen Konverſationslexikons werden. Indeſſen haben ſich die Herausgeber bald überzeugt, daß es mit einer Ueberſetzung gar nicht gethan ſey, und daß ſich ein ganz auf den Geſchmack und das Bedürfniß der Deutſchen berechnetes, und leider unter deutſchem Zwange ausgeführtes Werk für die franzöſiſche Nation nicht eigne, und daher einen ganz andern Zuſchnitt haben müſſe. Uebrigens gibt ſich hier, wie in England und mehr noch als in Deutſchland, der Hang zu populären Darſtellungen kund, und es werden eine Menge Verſuche unternommen, um das Wiſſenſchaftliche in ökonomiſcher Form und leicht faßlichem Vortrage dem Volke genießbar zu machen. Daher das den Engländern nachgeahmte Magazin pittoresque, die Landkarten der 86 Departements Frankreichs, zu 2 Sous jede, das Journal des connaissances utiles, das beſſer zu werden beginnt, als es Anfangs war, und viele andere Unternehmungen mehr. Für die reichern Klaſſen hat man häufig und anhaltend geſorgt, jezt fühlt man das Bedürfniß, auch für die minderbemittelten zu ſorgen, und Bücher, Unterricht, Vergnügen ihnen nahe zu bringen. Daher die vielen kleinen Theater, die unentgeldlichen Vorträge für Handwerker, die vielen literariſchen Unternehmungen, die auf Wohlfeilheit berechnet ſind, und dennoch den Unternehmern bedeutenden Vortheil bringen können. So ſah ich geſtern in dem Passage Vivienne eine Niederlage von Exemplaren einer tabellariſch

eingerichteten Geſchichte Frankreichs; ſie macht ein Folioheft aus, und würde, nach dem gewöhnlichen Bücherpreiſe geſchäzt, 3 bis 4 Franken werth ſeyn. Man verkauft ſie aber für 29 Sous, weil die Auflage zu 25tauſend Exemplaren abgedruckt worden iſt, und man das Exemplar alſo wohlfeil ablaſſen kann, ohne daß der Verleger dadurch ſeinen Vortheil einbüßt. Obengenannte Landkarten ſind in Stahl geſtochen, können daher in einer großen Anzahl von Exemplaren abgezogen, und aus eben dieſem Grunde für 2 Sous verkauft werden. Es geht dabei ungefähr wie bei einem andern Unternehmen, gar nicht literariſcher Art, das aber ebenfalls guten Fortgang zu haben ſcheint, nämlich der ſogenannten holländiſchen Suppenkompagnie. Einige Spekulanten haben ſich nämlich vereinigt, um täglich eine große Menge Fleiſchbrühe zu verfertigen. Dieſe wird in den verſchiedenen Stadtrevieren, beſonders den mittlern und bevölkertſten, in reinlichen kleinen Buden verkauft, oder auch in den Häuſern herumgeſchickt. Die Fleiſchbrühe iſt für Franzoſen ein unentbehrliches Nahrungsmittel, und daher iſt es höchſt bequem für ſie, ſich daſſelbe für einige Sous ſehr gut verſchaffen zu können. Das Verfahren dieſer Kompagnie iſt ſo muſterhaft, daß man es in den hauswirthſchaftlichen Zeitſchriften umſtändlich beſchrieben hat. Unternehmer und Publikum gewinnen dabei; das Fleiſch wird beſonders verkauft, und macht für die Kompagnie einen zweiten Erwerbzweig aus. Bei dem Arbeiten in's Große entſpringt ein weſentlicher Vortheil für Käufer und Verkäufer, und daher ſucht man jezt häufig Wohlfeilheit und Güte durch große, auf ſtarken Abſatz berechnete Unternehmen zu erzielen. Natürlich kann man ſich dabei auf die ſchnellſte Art von der Welt zu Grunde richten, wenn man das Bedürfniß oder den Geſchmack des Publikums verkennt, oder allzu gierig iſt, und daſſelbe ſchlecht bedient.

Dg.

Berlin, Anfang Oktobers.

(Beſchluß.)

Rückkehr aus den Bädern. Kaiſer Nikolaus. –

Im Auguſt und September traf ich Preußen in Salzburg, die nach Gaſtein reiſten, ich begegnete in Trieſt preußiſchen Beamten, welche das Seebad gebrauchten. Das waren nur Seltenheiten; aber es iſt in der Ordnung, wenn man die Straße von Prag bis Dresden mit unzähligen preußiſchen Familien bevölkert findet. Die Table d'hôte des ſchwarzen Roſſes in Prag war nicht darum ſo zahllos beſezt, weil der Kaiſer nach langjähriger Abweſenheit die Hauptſtadt beſucht hatte, oder weil am heutigen Sonntage von dem zugänglichen Monarchen eine große Audienz gegeben wurde, ſondern weil ſich die Töplitzer, Karls- und Marienbäder allmählig entvölkerten, und die vermögendern norddeutſchen Familien niemals unterlaſſen, der alten Czechenreſidenz einen Beſuch abzuſtatten. In Dresden zwang mich ein unabweislicher Patriotismus, im Hôtel de Berlin abzuſteigen; und doch überraſchte es mich, hier mitten unter Berlinern zu leben. Bei Tiſche hörte man ſich vergebens nach einem Munde um, der den Buchſtaben R richtig ſprechen konnte, die Rede war klanglos und monoton, aber man ſprach viel, und, was ſich den Berlinern nie abſprechen läßt, was ſie redeten, hatte Hand und Fuß und Wärme, ja bei Einigen lag ſelbſt Feuer darin. Aber Alle kamen ſie aus den Bädern, und wollten nicht heimkehren, ohne die Gallerie und Tieck zu beſuchen.

Ich kann einen Bericht aus Berlin nicht abbrechen, wenn ich noch in demſelben Augenblicke von Dresden geſprochen habe. Sie erlauben mir, noch ſchnell durch die Lauſitz über Frankfurt meine Rückreiſe anzutreten. Ich traf überall den tiefſten Sand, ſchlechte Wege, düſtre Tannen; alles Land gehörte dem Grafen Brühl, die Leute ſchienen wohlhabend, und in Jedes Munde war der ruſſiſche Kaiſer. Schon in Dresden wollte man ihn geſehen haben; der preußiſche Grenzgensdarm hinter Königsbrück ſezte aber Zweifel darein, der Poſtillon in Hoyerswerda betrank ſich ſchon auf Rechnung der erwarteten Trinkgelder, der Poſtmeiſter in Muskau ließ ſeine Leute tägliche Uebungen im achtſpännigen Fahren anſtellen, in Spreewald mußte die Hauptſtraße ſauber gereinigt werden, auf den Straßen nach Forſte und Guben wurden die niedern Zweige von den Bäumen geſchnitten, und ehe man ſich deſſen verſah, hatte Nikolaus in Münchengrätz, wer weiß welchen geheimen Traktat ſchon ſtipulirt oder garantirt; er hatte ſeinen Weg über Croſſen genommen. Beckmann aber, der in Schwedt vor den Monarchen, nachdem ſie über ihr Jahrhundert berathſchlagt hatten, den Eckenſteher Nante hatte ſpielen müſſen, war nach Berlin noch nicht zurückgekehrt, als ich dort eintraf.

Sie hören nicht gern vom Theater. Aber als ich nach einer jährigen Abweſenheit von Berlin nach der intereſſanteſten Veränderung fragte, ſo erzählte man mir von einem Theater extra muros unter Angely's und Röſickes Leitung. Als ich etwas Anderes wiſſen wollte, hieß es, daß die geiſtreiche Gemahlin des Prinzen Albrecht (eine niederländiſche Prinzeſſin) an ihrem Hofe gleichfalls Vorſtellungen gebe, in denen ihre nächſten Umgebungen ſelbſt ſpielen. Noch in dieſer Woche ſollen Molières Facheux zur Aufführung kommen. Und Sie wollen nichts vom Theater hören!

Auflöſung des Räthſels in Nr. 245:

Der Schuh.

Charade.

1.

So iſt's mit vielen Träumen, die ich träumte,
Mit mancher Hoffnung, jüngſt gehegt, ſchon ſo;
So ging ſie, die den Horizont mir ſäumte,
Die ſchöne Sonn', und nimmer werd' ich froh.

2. 3.

Auf dieſe beiden Sylben war gebauet
Der Hoffnung Tempel mit der Säulen Pracht;
Die Sonne ſchwand, und wie das Eis, wenn's thauet,
Schwand auch der Tempel und verſank in Nacht.

1. 2. 3.

O böſe Zeit, in der von ſeinen Lieben
Und Freunden man nichts Beſſ'res rühmen kann;
Da iſt nur Schmerz, nur Sehnſucht übrig blieben,
Da ſiehſt du Thränen ſelbſt beim ſtarken Mann.

Und wenn's vom Wechſel und vom Bräut'gam gälte,
So klagt der Burſch, ſo wird das Bräutchen alt;
Und wenn die Sonn' es wagte, ach! dann quälte
Ein böſer Tod die Ird'ſchen alle bald.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Oktober 1833.

— Wo iſt ein Edelſitz, von dem
Nicht ein Geſchichtchen zu erzählen wäre,
Dem Enkel wichtig, deutungsvoll und ſchaurig?

W. Scott.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen ſtand der junge Graf früher als gewöhnlich auf und ſchlenderte in der Kühlung und Friſche die graden Taxusgänge des Gartens hinab, ohne eben an etwas anderes zu denken, als wie er die Langeweile dieſes Tages wiederum glücklich beſiegen wolle. Er ergötzte ſich einige Augenblicke, den äſthetiſchen, immer wiederkehrenden Wanderern in den Weg zu treten, die Mägde am Brunnen zu erſchrecken, den Fiſchern die Angeln ins Waſſer zu werfen und die Schwäne auf dem Teich durch Spotttöne in Zorn zu ſetzen; endlich blieb er in müßiger Stellung vor einem alten Thurm ſtehen, der von dem Hauptgebäude abwärts, in einen Kranz von finſtern Tannen gehüllt, tief im Schatten daſtand. Trotz der hellen Morgenſtunde, ſchwebte ein mitternächtlicher Hauch um das ernſte Gemäuer; doch zeigten ſich die hohen Fenſter wohl erhalten und die Gemächer droben ſchienen in gutem Zuſtande zu ſeyn. Als er dieſes betrachtend, noch daſtand, tönte eine Stimme neben ihm, die da rief: „Sie ſcheinen Langeweile zu haben, Herr Graf?“ — „Ja,“ erwiderte der Jüngling, der ſich getroffen fühlte, „die habe ich; „können Sie ſie verſcheuchen?“ — „Vielleicht.“ — „Durch welches Mittel?“ — „Ich will Ihnen ein Geſchichtchen von Ihrem Stammſchloß erzählen, und zwar ein ſolches, das oben in jenen Gemächern geſpielt hat, und das Ihnen ſelbſt wohl noch unbekannt iſt.“ — „Erzählen Sie!“ rief der Graf; er faßte, indem er ſich mit ſeinem neuen Bekannten auf einer Bank, dicht am alten Thurm niederließ, den gefälligen Mann näher ins Auge; doch er fand durchaus nichts Seltſames an ihm: eine ziemlich jugendliche Geſtalt, in einen etwas verſchoſſenen Rock geknöpft, feine, ziemlich vergelbte Handſchuhe, ein blaſſes Geſicht, in dem ſich ein ſchwarzer Stutzbart grell auszeichnete. „Sie müſſen wiſſen,“ hob er an, „daß ich in dieſer Gegend zu Hauſe bin, daß mein Vater genau mit der Geſchichte dieſes Schloſſes bekannt iſt, und endlich, daß ich wunderbare Geſchichten ſammle und gelegentlich herausgebe; die hier vorgefallene iſt eine meiner beſten, und wenn dieſelbe auf Sie nicht die ſchauererregende Wirkung macht, ſo ſchreiben Sie dieſes dem hellen Sonnenſchein zu, der ſtörend durch die Zweige der Fichten zu uns hereinblickt.“ — „Erzählen Sie!“ rief der Graf ungeduldig.

„Zur Zeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges,“ begann jener, „beſaß die gräfliche Familie Hohen-Rolandseck dieſes Stammſchloß; es exiſtiren noch Urkunden, die, vom kaiſerlichen Generaliſſimus unterzeichnet, der gräflichen Sippſchaft dieſes Beſitzthum zuſichern, mit der Bemerkung: für ausſchließlich dem kaiſerlichen Hauſe geleiſtete Dienſte. Es gab jedoch damals Leute, welche

Digitized by Google

behaupteten, der Herzog von Friedland habe in ſeinen ehrſüchtigen Plänen einen gewiſſen Grafen von Hohen-Rolandseck ſo dienſtbar gefunden, daß die Klauſel eigentlich hätte lauten ſollen: für die dem Kaiſer bewieſene Untreue u. ſ. w. Kurz, wie dem auch ſey, ausgemacht war es, daß die Grafen treue Anhänger und Verehrer des Herzogs waren, und bei Gelegenheit ſeines ſo plötzlich zu Eger erfolgten Todes heimlich ſeine Mörder bis aufs Blut verfolgen ließen. Das Mißgeſchick wollte, daß ein Graf von Hoya auch genannt wurde unter denen, die dem Herzog nach dem Leben getrachtet, ihn des Verraths bezüchtigt hatten. Dieſer Umſtand machte, daß die verwandten Stämme der Grafen von Hohen-Rolandseck und Hoya ſich auf das Heftigſte entzweiten und einander ewige Feindſchaft ſchworen. Man kann ſich denken, daß in jener wilden, ſtürmiſchen Zeit, wo der allgemeine Reichsſtreit ſich niederſteigend in Familienzwiſte aller Art ſpaltete, wo vielfältige Intereſſen ſich kreuzten, daß da die zarte Stimme der Natur, der ſüße Schmeichelklang der Liebe wirkungslos untergehen mußte. Böhmen war nach dem Tode des ehrgeizigen und prächtigen Fürſten von fremden Heeren durchzogen, verwüſtet von ſeinen eigenen Kindern, in grauſiger Verwirrung, die Reichseinheit war faſt aufgelöst und überall zeigten ſich übermüthige Fürſten, die auf ihrer Parthei Grafen und Barone hatten, und ſo geſchah es, daß die beiden feindſeligen Vettern auch zu verſchiedenen Oberhäuptern übergingen und im offenen Kampf einander gegenüber ſtanden.“

„Nun iſt in alten Geſchichten das Ereigniß blühend und lieblich hervorgehoben, wie dem Streit der Väter ſich die Liebe der Kinder entgegenſezt; ſo war es auch hier. Meinem Gedächtniß ſind die Einzelnheiten dieſer Liebe entfallen, doch gewiß iſt es, daß ſie ſo ſchwärmeriſch und feurig war, als nur Julias und Romeos Leidenſchaft geweſen ſeyn kann. Der junge Graf Hoya, ſo lange er in Prag in des Kaiſers Regiment ſtand, wußte mit ſeinem getreuen Reitknecht tauſend Mittel und Wege, hier ans Schloß zu kommen; bald vermummt als böhmiſche Spielleute, bald als ungariſche Zeichendeuter, auch wohl als Zigeuner; doch das Fräulein Eliſabeth wurde nach damaliger Sitte faſt klöſterlich bewacht, ſie konnte nichts thun, als dem Geliebten Blicke ſenden, wenn's Glück günſtig war, auch wohl Zeichen. Freilich eine ſpärliche Nahrung, aber doch immer eine Nahrung für die Liebe, bei der ſie größer und immer größer wuchs, ſo daß ſie die jungen Herzen durchaus beherrſchte und ſie antrieb, das Verbrechen zu wünſchen, vor dem Entſetzlichen nicht mehr zurückzubeben. Der Graf mußte die Garniſon zu Prag verlaſſen, er zog gegen den Feind und wußte nicht, ob er jemals das blaue Auge ſeines Mädchens wieder ſehen würde; er wollte, koſte es auch ſein Leben, wenigſtens eine Stunde mit der Geliebten ohne Störung hinbringen, und um dieß zu bewerkſtelligen, führte er einen ſeltſamen und grauenerregenden Plan aus. Es ſtarb in jenen Tagen hier im Schloß eine Verwandte des Hauſes, die noch jung und Aebtiſſin eines nahgelegenen Kloſters geweſen war. Ihre Leiche hatte man in jenem Saal ausgeſtellt; weil eine peſtartige Krankheit ſie dahin gerafft, ſo war ſie in den entfernten Thurm gebracht worden, und man hatte ſogar erlaubt, daß die bei derlei Fällen üblichen Wachen ſich entfernen durften. Alles Lebendige im Schloſſe floh jenen Saal, in dem die Leiche allein mit ihren einſam flammenden Kerzen lag; nur das Todtenglöcklein über ihr tönte in klagenden Lauten durch die Mitternacht. Gerüchte wurden wach, die da verſicherten, in den Stunden des tiefſten Schlafs werde das Gemach von Geſtalten erfüllt, einer andern Welt angehörend. Die Liebe weicht keinem Schreckniß; durch die langen, einſamen Gänge ſtahl ſich, wenn alles ſchlummerte, Eliſabethens eilender Fuß, hinan die ſchroffen Mauern kletterte der kecke Jüngling, und im Angeſicht des Leichnams tönte das Geflüſter, rauſchten die Küſſe der Liebe, glühten die heißen Zähren der Sehnſucht, lächelte das Entzücken ſiegender Befriedigung. Als nun die Trennungsſtunde ſchlug, brach das Herz des Mädchens, ſie willigte ein in des Geliebten Vorſchlag, mit ihm das Haus ihrer Eltern auf ewig zu verlaſſen. Der Jüngling zog ſie mit einem heißen Kuß an ſeine Lippen. „Nur wenige Stunden ſind morgen Nacht mein,“ flüſterte er. „Eliſabeth! wenn Du mich täuſchen könnteſt, wenn Du nicht erſcheineſt, wenn ich die ſichere Leiter anlege morgen um Mitternacht!“ — „Ich komme!“ rief das begeiſterte Mädchen, „und ſollte meine Mutter im Sterben liegen, ich will ſie verlaſſen und zu Dir kommen; ehe wird dieſe Leiche ſich lebendig erheben, ehe ich den Schwur meiner Liebe breche.“ — „Es iſt genug!“ rief der Jüngling, von einem Schauer durchfröſtelt, „ich glaube Dir!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Sind die Inſtitutionen in dieſem Lande idealiſch, ſo erſcheinen ſie doch nicht immer ſo im praktiſchen Leben, und nur von dieſem kann hier die Rede ſeyn. Es gibt aber auch ganz unidealiſche geſetzliche Einrichtungen, und eine ſolche iſt gewiß die Staatslotterie. Sie verdankt ihre Entſtehung einem Amſterdamer Juden, der das Projekt machte, um damit die Staatsſchuld zu tilgen, und die Lotterie in Pacht bekam. Das Ganze iſt vortrefflich auf den

Digitized by Google

Volkscharakter berechnet, keine Täuſchung iſt vergeſſen, um den mit der Wahrſcheinlichkeitsrechnung Unbekannten zu blenden, kein Mittel bleibt unbenützt, um die ohnedieß wüthende Habſucht noch mehr zu reizen, die erbärmlichſte Marktſchreierei, deren ſich der geringſte Pariſer Straßencharlatan ſchämen würde, wird hier noch mit dem beſten Erfolg in Anwendung gebracht, die unverſchämteſten Lügen über ausbezahlte Gewinnſte werden in die Zeitungen geſezt; z. B.: Eine junge Lady aus dieſer Stadt hat bei der lezten Ziehung den großen Preis von dreißigtauſend Dollars gewonnen, wodurch ſie eine ſehr wünſchenswerthe Partbie geworden iſt; ſie wird hiemit ehrfurchtsvoll eingeladen, in meinem ſtets glücklichen Amte einzuſprechen und ihr Geld in Empfang zu nehmen. Clay, Broadway Nr...; oder: „Dem Glücksamte von Chewer, Broadway, Nr..., bleibt es immer vorbehalten, das große Loos auszuzahlen. Bei der lezten Ziehung hat er wieder das Kapital von 20,000 Dollars an zwei höchſt verehrungswürdige junge Gentlemen, Schreiber in William-Street, ausbezahlt.“ Indeſſen habe ich nie gehört, daß man je mehr als den Einſatz, der ſieben bis zehn Dollars beträgt, gewonnen hätte, und auch davon werden noch dreizehn Procent abgezogen. Hinter den Fenſtern dieſer Glücksämter iſt Geld aufgelegt, an der Thüre ſteht auf einem Perkaltuche groß gedruckt: „Kommt herein!“ Dieſe Einladung widerholt laut der vor dem Eingange lauernde ſogenannte Beamte, indem er häufig den Vorübergehenden unter Bücklingen und Komplimenten den Weg vertritt und verſichert, der Eintritt koſte nichts. Das Zimmer iſt über und über mit Tafeln behängt, auf welchen große gemalte Ziffern ſtehen. Der Präſident des Bureaus, wie er ſich betitelt, erklärt dem Eintretenden, alle dieſe Ziffern bedeuten die Kapitalien, die bei ihm gewonnen und ausbezahlt worden, und nennt ohne weiteres die Perſonen, die dieſes Glück gemacht haben ſollen, während hinter dem Komptoir mit Geld geraſſelt wird. Sodann führt man den Kandidaten hinter eine ſpaniſche Wand, wo man ihm die bildliche Darſtellung aller Genüſſe, die man ſich für ein Loos von nur zehn Dollars verſchaffen könne, ungeſtört betrachten läßt. Der höchſt freie und frivole Styl dieſer Gemälde verfehlt faſt nie ſeine berauſchende Wirkung, und ſofort erfolgt denn die freiwillige Kontribution zu Tilgung der Staatsſchuld. Nun iſt aber die Staatsſchuld ſchon lange getilgt und der Amſterdamer Jude ſchon unermeßlich reich. Was geſchieht denn mit dem Ueberſchuß dieſer Einnahme? Dieſe Frage bleibt unbeantwortet und die wenigen Eingeweihten verſtehen die Kunſt, dieß Geheimniß zu bewahren.

Alle Jahre donnert ein Senator eine Rede wider die Lotterie und trägt auf Abſchaffung an. Er wird einmüthig unterſtüzt, denn ſeine Gründe ſind unwiderlegbar: der Zweck ſey erreicht, das Mittel müſſe alſo aufhören, ein Mittel, welches mit den Landesgeſetzen in Widerſpruch, denſelben zum Hohn beſtehe, das Volk demoraliſire und, wie unzählige Prozeſſe beweiſen, Verſchwender, Betrüger, Diebe und ein Heer von Bettlern und Verbrechern erzeuge — und dabei bleibt es. Keinem Menſchen fällt es ein, zu widerſprechen, die Rede wird publizirt und die Lotterieämter laden ihre verehrten Freunde und Kunden reſpektvoll ein, die kurze Zeit zu benutzen, die ihnen übrig bleibe, ihr Glück zu machen, da nun Fortunens Hof ſich für die Vereinigten Staaten auf ewig ſchließen werde.“ Das Ganze iſt ein Staatsſtreich, um die Spielwuth zu reizen, damit eine ſo ergiebige Quelle nicht verſiege. Das habe ich von ſehr wohl unterrichteten Leuten; die Erfahrung hat es übrigens ſeit mehr als ſechs Jahren alljährlich vollkommen beſtätigt. Es iſt zu hoffen, daß dieſe vortreffliche Einrichtung noch recht lange beſtehen werde; für den Geldverluſt entſchädigt mittlerweile die Hoffnung und die Betrachtung der ſchönen Bilder beim Loosverſchließer, wovon die Amerikaner ſehr große Liebhaber ſind.

Ins Unglaubliche geht, was mir bei dieſer Gelegenheit beifällt, die Leidenſchaft dieſes Volks für Wachsfiguren. Oft ſieht man zwanzig, dreißig Menſchen, nicht etwa vom niedern Volke, ſondern hochſtehende Perſonen, vor einem Friſeurladen wie eingewurzelt, in Anſchauung verſunken ſtehen. Eine Wachsbüſte iſt hier noch etwas ganz Unbegreifliches; wenn ein Friſeur ſeine Figuren einmal neu koſtümirt, ſo bringt er die ganze Stadt in Aufruhr, und ich habe Familien geſehen, die von den Ufern des Erieſees nach Neuyork kamen, blos um der Eröffnung des Salons des angeblich von Paris neu angekommenen Friſeurs Gaudequin beizuwohnen. Ich bin überzeugt, ein ſicheres, und unbegreiflicher Weiſe noch nie verſuchtes Mittel, in Kurzem reich zu werden, wäre die Aufſtellung einer Wachsfigurengallerie. Sie müßte natürlich dem Geſchmack des Landes angepaßt werden: die bekannteſten Generale, ſowohl amerikaniſche und franzöſiſche, als engliſche, aus dem Befreiungskriege, der Verräther Arnold, der Spion André, einige Figuren aus den neueſten europäiſchen Revolutionen, denn für ältere Geſchichte hat man keinen Sinn, dann berühmte Räuber in charakteriſtiſchen Gruppen, ſogar ein paar Hinrichtungen, im gräßlichſten Moment dargeſtellt, und in einem Kabinet mit Extra-entrée eine olympiſche Boudoirſcene — das iſt das Recept zum Stein der Weiſen, wenn es gleich mit der auf dem Theater öffentlich gehandhabten Sittenſtrenge im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden. Oktober.

Kunſtausſtellung. Kunſtverein.

In meiner lezten Notiz über die hieſige Kunſtausſtellung habe ich mich offenbar eines Ausdrucks bedient, der einer falſchen Auslegung fähig iſt. Ich ſagte, das Fach der hiſtoriſchen Darſtellung gewähre nur magere Ausbeute. Dieß aber könnte leicht nicht nur auf die Anzahl, ſondern ſogar auf den Inhalt der einzelnen Stücke bezogen werden und würde nicht zu verantworten ſeyn, da außer den bereits erwähnten auch noch andere ſehr ausgezeichnete Tableaux dieſer Art dargeboten werden. So iſt Stephanus vor den Hohenprieſtern, eigene, in der Färbung etwas mattgehaltene Kompoſition von Peſchel, mit der von braven Naturſtudien zeugender Individualiſirung der dargeſtellten Perſonen, mit ſehr anſprechender Mannigfaltigkeit in den Gruppen und dem Chor von Engeln und Seligen, welche oben auf einer Wolke der Verſammlung beiwohnen und auf des Redners Vortrag inſpirirend einzuwirken ſcheinen, gewiß von bedeutendem Kunſtwerthe. Eben ſo empfiehlt ſich ein anderes Oelgemälde, Jakob und Rahel, eigene Kompoſition vom Profeſſor A. Richter, durch Einfachheit, edle Formen und den Beweis eines tiefen Eindringens in den Genius der Werke der alten großen Meiſter. Doch auch in Hinſicht auf die Zahl werthvoller geſchichtlicher Darſtellungen übertrifft dieſe Expoſition eine Reihe ihrer Vorgängerinnen, da zu den im Katalog genannten Nummern deren noch 99 gekommen ſind. Recht intereſſant war es, die von Näke ſo zart und gefühlvoll behandelte Geſchichte der Ruth mit Boas nun auch noch von A. Zimmermann ganz verſchieden, aber doch ebenfalls mit Geiſt und Leben dargeſtellt zu ſehen. Alle Fächer haben durch dieſe Vermehrung einen neuen, gehaltvollen Zuwachs erhalten. Vorzüglich ausgezeichnet iſt ein Oelgemälde von L. Richter, einen Erntezug in der Campagna di Roma darbietend; mit beſonderer Laune iſt ein anderes Genreſtück von Moſt ausgeführt, welches eine Ecke des hieſigen Neumarkts im vollen jüdiſchen Gewerbtreiben wiedergibt, wo zu gewiſſen Zeiten Handel mit alten Kleidern und Gegenſtänden aller Art ſtattfindet. Von demſelben Künſtler iſt außerdem ein überaus charakteriſtiſches und lebenvolles Gemälde, eine Dorfſchenkſtube darſtellend, geliefert worden. Mit wohlgelungenen Bataillengemälden iſt die Ausſtellung reichlich verſorgt. Beſonders hat Grolig bei dem Angriff einer Brücke die Wirkung des verhüllenden Pulverdampfes trefflich aufgefaßt. In dieſer Hinſicht erinnerte das Bild an die im vorigen Briefe erwähnten herrlichen Landſchaften nach einem Regen von Crola. Je flüchtiger in der Natur die Erſcheinung iſt, deren der Pinſel des Malers ſich zu bemächtigen weiß, deſto größer und bleibender ſein Verdienſt.

Im Fache des Porträts wurde viel Löbliches geleiſtet. Wenn auch im Allgemeinen eine Menge Bildniſſe, ſogar bei aller Aehnlichkeit der Züge der dargeſtellten Perſonen und dem Vorzuge guter Färbung, wenig mehr ſind, als die Büſten, welche die Skulptur den bereits Verſchiedenen entnommenen Geſichtszügen abgewinnt, an denen in der Regel der Stempel des Todes ziemlich klar ſich ausprägt, ſo gibt es dagegen doch auch eine Art zu porträtiren, die ſogar die vortrefflichen Porträts dadurch weit überbietet, daß ſie mehr oder weniger in das hiſtoriſche Gemälde ſich verliert, wo nämlich eine Handlung, oder ein überwiegendes Gefühl, oder beides zugleich der nachgebildeten Perſon ein beſonderes Leben verleiht. Zu dieſer edeln Gattung neigen ſich auf der dießmaligen Ausſtellung hauptſächlich zwei Oelgemälde hin. Das erſte iſt eine junge Blondine in rothſammtener Kleidung, welche die Laute ſpielt. Stellung, Zeichnung und Kolorit feſſeln gemeinſchaftlich an dieſes Bild, wie denn auch alles dieſes meiſterhaft verſchmolzen erſcheint. Der Künſtler heißt Dräger. Man kann ſagen, daß er die ganze, vom Wohllaut der Töne berauſchte Seele in das ſchöne, ſaftige Fleiſch des lebenvollen Geſichts und der zarteſten Hand zu zaubern verſtand. Traurig genug, daß der mit dem großen Geheimniſſe des innigſt verſchlungenen Bandes von Seele und Leben in der Kunſt ſo tief vertraute jugendliche Maler bereits der finſtern Macht des Todes ſelbſt verfallen mußte. Der Name des Verfertigers des zweiten, in die bemerkte Kategorie gehörenden Oelgemäldes iſt Junige. Der Knabe, den es vorſtellt, ſteht in einfachem, grau-röthlichen, oben unter dem bloßen Halſe zugeknöpften Surtout, die Hände über einem Knotenſtocke und runden Hute gefaltet, an einem Grabhügel. In ſeinem mädchenhaften, höchſt einnehmenden Geſichte hat die Wehmuth das Morgenroth unentweihter Jugend mit einem leichten Nebel überwebt. Dem verſchloſſenen Munde fehlen die Worte. Deſto lauter aber ſpricht die gebeugte Seele aus dem frommen Auge. Sie haucht angſtvoll aus dem mit höchſter Wahrheit dargeſtellten, zarten Fleiſche. Die ganze, äußerſt anziehende Geſtalt wird ſichtbar von ihrer Pein durchzittert. Großes Lob verdient es, daß der ſo talentvolle junge Künſtler alles Ausſchreien des Schmerzes und das Widerwärtige gemeiner Sentimentalität in dieſer wahrhaft ſchönen Darſtellung auf das Glücklichſte vermieden hat.

Vom hieſigen Kunſtvereine ſind, nach Verhältniß, ziemlich viel Bildereinkäufe auf der Ausſtellung gemacht worden. Der unverkennbare Nutzen dieſes Vereins bewährt ſich immer mehr. Er verdankte vor Jahren ſein Entſtehen einem zu Ehren Albrecht Dürers geſtifteten Feſte. Die Anſtalt wurde auf Aktien jede zu fünf Thalern gegründet. Jezt haben ſich zu mehr als eilfhundert bereits Abnehmer gefunden. Die Zahl der leztern ſteigt noch fortdauernd. Der Beitritt hat auch wirklich ſeine großen Annehmlichkeiten. Außer den eingekauften, ausgezeichneten Kunſtwerken, welche zur Verlooſung unter die Aktionärs kommen, gewinnt jede Aktie jährlich die mit Sorgfalt gearbeiteten Umriſſe aller dieſer Einkäufe. Hiemit erhält alſo jeder Inhaber, auch nur einer einzigen Aktie, für einen verhältnißmäßig ſehr unbedeutenden Preis ein recht ſchäzbares Andenken an die Ausſtellung. Je mehr durch die Vergrößerung der Anzahl der Inſtitutsmitglieder die Geldkräfte der Anſtalt wachſen, um ſo mehr wird ſich auch der Werth dieſer Umriſſe erhöhen; denn da jezt nur noch zuweilen die Beſchränktheit des disponibeln Quantums der Acquiſition größerer und koſtſpieligerer Stücke in den Weg treten mag, und dem hauptſächlich aus den achtbarſten Künſtlern und Kunſtkennern beſtehenden Vereinsausſchuſſe wohl eine gehörige Würdigung und Auswahl der zu erkaufenden Gegenſtände zuzutrauen iſt, ſo wird denn auch künftig der Kreis der jedesmaligen Umriſſe einen Maßſtab von dem Zuſtande und Vorwärts- oder Zurückſchreiten der Kunſt abgeben können, und daher nach einer Reihe von Jahren eine, ſogar in geſchichtlicher Hinſicht nicht unwichtige Sammlung gewähren. Und ſo findet, mit Hülfe des ſehr zweckmäßig eingerichteten Kunſtvereins, nicht nur ein Theil der ausgezeichnetſten Künſtler durch den Verkauf ihrer vorzüglichern Leiſtungen Aufmunterung zu neuen Unternehmungen, ſondern es gibt auch Andern die Fertigung der Umriſſe einigen Erwerb.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 22. Oktober 1833.

Es ſcheuet ja der Freundſchaft heil'ger Fels
Die träge Zeit, und auch die Ferne nicht.
Wir kennen uns, du Theurer!

Hölderlin.

An Nikolaus Lenau.

Theurer Freund, als du gezogen
In die fremde, kalte Welt,
Durch die hochgethürmten Wogen,
Weit und breit nur Himmels Zelt,
Wenn du blickteſt in die tiefe
Sturmbewegte Meeresflut,
War dir's nicht, als wenn ich riefe
Aus der Brandung heißem Sud?

Wenn du ſahſt die Wolkenſchwärme
Ueber dunklem Meeresgrund,
Wenn aus wildem Donnerlärme
Zuckten Blitze grauſig bunt,
Ward dein Sinn dem Wellenſchlage
Träumeriſch zu mir entrafft,
Und zu meiner finſtern Klage
Hoffnungsloſer Leidenſchaft?

Von der Liebe Sturm verſchlagen
Ward ich in dein Heimathland,
Von dem Ungarroß getragen,
Flog ich durch der Wüſte Brand.
Aus dem Rauch der Heideſchenken,
Wo Tſchikoſchen *) rauh und wild,
Blutbeſprengt den Fokeſch **) ſchwenken,
Winkte mir dein treues Bild.

Auf des Meeres jüngern Bruder
Trieb mich ungeſtümes Weh,
Und der Schlag von meinem Ruder
Rauſcht' im weiten Plattenſee.
Fruchtlos blick' ich in die Wellen,
Ob auf heimlich ſtiller Bahn
Nicht geheime Geiſterquellen
Führen in den Ocean! —

Wenn der Mond mit ſeinen Schauern
Traf an's dunkle Firmament,
Dacht' ich dein mit tiefem Trauern,
Und an's Weltmeer, das uns trennt.
Oft am Friedhof in der Wüſte,
Wo die ſchwarzen Fahnen weh'n,
War's, als wenn mein Miklos ***) grüßte,
Seinen Geiſt glaubt' ich zu ſeh'n.

Sandor v. S.

*) Ungariſche Pferdehirten, meiſtens Räuber.
**) Streitaxt.
***) Ungariſch, für Nikolaus.

Digitized by Google

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſetzung.)

„Ein trüber Morgen brach nach dieſer Nacht an,“ fuhr der Erzähler fort, „Gewitter thürmten ſich auf Gewitter, in den finſtern Bergen polterten die Schläge, vom Echo tauſendfältig wiederholt, der Regen ſtrömte in Güſſen herab, und früher als gewöhnlich deckte ſchon die undurchdringlichſte Finſterniß die Erde. Da hielt um die zwölfte Stunde ein Reiſewagen am Ausgang des Parks, durch die Büſche arbeiteten ſich zwei vermummte Männer, leiſe näherten ſie ſich dem Thurme, von dem die Lichter niederflammten, vorſichtig ſezte der Eine die Leiter an, behutſam ſtieg er hinauf. Kein Stern leuchtete von oben, der Sturm zog in tiefen Tönen um das alte Gemäuer, die Glocke ſchlug zwölf; leiſe öffnete der Einſteigende das bekannte Fenſter, und ſiehe! in ihre Schleier gehüllt, ſtand die Geliebte dicht vor ihm; mit kräftigem Arm umfaßte er ſie und trug ſeine Beute die Staffeln hinab. Eilendes Schrittes wollte er den Weg zurück zum Wagen nehmen, doch es war, als habe ſich die Gegend verwandelt; ſo eifrig er ſuchte, kein Wagen zeigte ſich, der Weg verlor ſich in wildverwachſenes Geſtrüpp. Der Unglückliche arbeitete ſich athemlos durch; doch vergebens! die dichte Finſterniß ließ ihn keinen Gegenſtand erkennen; umſonſt rief er den Namen ſeines Dieners, Alles um ihn war finſter und ſchweigend wie das Grab. Die Kräfte drohten ihn zu verlaſſen, er ſank auf's Knie, und ſich überbeugend, ſuchte er der Geliebten Troſt einzuſprechen, den er ſelber nicht fand; allein auch ſie gab kein Zeichen des Lebens von ſich, er ſuchte ihre Lippen, ſie waren kalt und geſchloſſen, er küßte das Auge, es lag tief in ſeiner Höhle und war geſchloſſen. Eine fürchterliche Beklemmung bemächtigte ſich ſeiner; da ſchlug die Schloßuhr Eins, und mit dieſem Schlage zeigten ſich Lichter, der Diener kam mit der Leuchte auf ſeinen Herrn zu. Das Erſte, was dieſer that, war, der ohnmächtigen Geliebten ins Antlitz zu leuchten; doch kaum hatte er dieſes erblickt, als er mit einem dumpfen Schrei des Entſetzens zu Boden ſank.“

„In jener Nacht, wo dieß geſchah, war im Schloſſe Bewegung und Unruhe entſtanden: Eliſabeth hatte ein plötzlicher Krankheitsanfall überraſcht; als die Uhr zwölf ſchlug, lag ſie völlig bewußtlos auf ihrem Lager, der Arzt, die Eltern, die Geſchwiſter um ſie her. Sie erwachte in den wildeſten Fieberphantaſien, mit Gewalt ſtrebte ſie vom Lager auf; den wilden, ſtarren, weit offenen Blick gegen das Fenſter gewendet, rief ſie mit einer Stimme, die kaltes Entſetzen über die Umſtehenden brachte: „Seht, ſeht, da ſteht er! er wartet auf mich! laßt mich! geſchworen hab' ich ihm, fürchterliche Eide hab' ich geſchworen, ihm zu folgen! Seht, wie er mit dem nackten Schädel winkt! wie er die dürre weiße Todtenhand durch die ſchwarzen Lüfte hebt! laßt mich fort!“ Als die erſten Strahlen des Morgens durch's verhangene Fenſter zogen, lag ſie todt, mit kalter Bläſſe überzogen, eine im Sturm geknickte Lilie. Die Nacht darauf lag ſie an der Stelle der beerdigten Nonne im Thurmgemach. Den jungen Grafen hat man nie wieder in der Gegend des Schloſſes geſehen; er ſoll in Wahnſinn geſtorben ſeyn.“

Ein ſtarkes Fröſteln unterbrach bei dieſen Worten die Erzählung des Fremden, er knöpfte ſeinen Rock feſter zu und richtete die düſtern Blicke zu Boden. Der Graf, der aufmerkſam zugehört hatte, rief jezt: „Iſt Ihre Geſchichte aus?“ — „Noch nicht,“ erwiderte der Fremde dumpf; „der Urtheilsſpruch fehlt noch: wir wurden verdammt, unſers frevelhaften Beginnens wegen keine Ruhe im Grabe zu finden, bis —“ — „Wie?“ rief der Graf und rückte mit Entſetzen auf der Bank weiter; „wer ſind Sie, mein Herr?“ Der Fremde lächelte mit abgewandtem Geſicht. „Ich habe mich ſo viel mit der Geſchichte abgegeben, ſie ſo oft erzählt, daß ich manchmal in der That meine, ich erzähle meine eigene Geſchichte.“

Graf Alexander zwang ſich zum Lachen, eigentlich aber war ihm nicht ſo zu Muth; eine Pauſe entſtand, während welcher beide ſchweigend daſaßen, der Fremde immer mit abgewandtem Geſicht. Endlich warf der Graf, um die Stille zu unterbrechen, einige Bemerkungen über die Geſpenſterfurcht hin. „O wenn Sie wüßten,“ rief der Fremde mit ſchneidender Stimme, „wie weit größer die Furcht der Todten vor den Lebendigen iſt! Ich finde keine Worte, das fürchterliche Entſetzen, das namenloſe Grauſen zu ſchildern, das die Erſcheinung des Fleiſches umſchwebt für ſolche, die dieſe als ein unreines Kleid abgelegt! Das grobe, erdbefleckte Gebäude der Sinne, von niedriger Nahrung, thieriſcher Koſt widrig aufgebläht, von einem warmen, dumpfen Athemzug durchzogen, ſchwerfällig dahinwandelnd, gleich einem ekelhaften Sklaven ſeine ekelhaften Ketten nach ſich ſchleppend! Ach, wie entſetzlich iſt dieß für die kalte, befriedigte, athemloſe Todeslarve, in einem kühlen, luftigen Auferſtehungsgewande dahinſchwebend! In jedem Menſchen ſteckt unentwickelt eine herrliche Blüthe, es iſt der Tod; dieſer funkelnde Kelch iſt aber durch den finſtern Erdhaufen erdrückt, geſchloſſen; erſt wenn der abfällt, dann fliegen die Blätter des ſchönen Blüthenkolben mit Sieg auseinander. Ach, mein Herr, es ſchaudert Ihnen vor dem Kirchhof — es ſollte Sie entzücken, die hellen, reinen, vom Körper erlöſeten, vom Staub gereinigten, zum Schlaf hingelegten Larven zu ſehen, wenn der Mond, über ſie hinwandelnd, die geſchloſſenen Augen mit Silberlicht tränkt, auf die Lippen reine Lichtküſſe ſpendet! Müſſen ſie dann, gerufen, aufſtehen, und ſie, die Gereinigten, mit ihren weißen Kleidern den Stätten der Menſchen ſich wieder nahen — ach! da zittern

Digitized by Google

ſie unruhig über dem Dampf volkreicher Städte; der erſtickende Qualm, die ekelhafte Erſcheinung des Lebens bläſt ſie aus tauſend und aber tauſend unreinen athmenden Lungen an, der fürchterliche Erdgeſchmack befleckt ihre Kehlen auf's Neue, und ſchmutzige, ſinnliche Bilder thieriſcher Erhaltung foltern ihre Blicke. So treten ſie an das Lager ihrer Lieben, und während man über ihnen ſich entſezt, ſind ſie es eigentlich, die fürchterlich erſchrecken. O glauben Sie mir, nie wird ein Abgeſchiedener ſich freiwillig dem entſetzlichen Leben nahen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Ein anderes vaterländiſches und mithin über Alles anziehendes Spektakel ſind die Wilden, die verdrängten, mißhandelten, betrogenen Wilden. Zuweilen ſenden ſie Geſandte in die Städte, um das Geld zu verlangen, das ſie von den verſchiedenen Staaten für abgetretene Ländereien zu fordern haben. Es wird wohl Niemanden einfallen, daß die Amerikaner ihre Verſprechungen für bindend halten; wofür bezahlten ſie denn ihr kleines, meiſt aus Irländern beſtehendes Heer, als um ſich vor den Einfällen der in die Wüſten im Weſten hinüber diplomatiſirten Indianer zu ſchützen? Nur weil das kleine Heer die ausgedehnte Grenze nicht hinlänglich bewachen und den Eilmärſchen der Indianer bei weitem nicht die Wage halten kann, ſieht man ſich zuweilen zu Konceſſionen genöthigt. Ein indianiſcher Heereszug geht bekanntermaßen ſchneller als ein amerikaniſcher Kourier. Auf dieſe Art geſchieht es, daß die europäiſchen Anſiedler im Weſten im Milizdienſt und beſonders im Manöver einer prompten Retirade, ſo wie auch in der chriſtlichen Geduld fleißig geübt werden; denn es geht ihnen mit ihren Wirthſchaften wie den Danaiden mit ihrem Faße. Doch davon ein andermal, für jezt wollen wir die Unterhaltungen der Großſtädter im Auge behalten.

Wenn nun eine ſolche indianiſche Geſandtſchaft in einer Stadt eintrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie unverrichteter Sache wieder abzieht; nichtsdeſtoweniger iſt ſie des herzlichſten Willkommens gewiß. Alles drängt ſich ihnen entgegen, Jeder will ihnen die Hände ſchütteln, die Amerikaner, die nie einem Bettler einen Heller geben, reißen ſich darum, wer ein Koſthaus für einen Indianer bezahlen wird, und die indianiſche Legation hat alle Hände voll zu thun, um alle die Einladungen von ſich zu weiſen, mit denen ſie von allen Seiten beſtürmt wird, wo ſie ſich nur blicken läßt. Botſchafter iſt gewöhnlich der Häuptling ſelbſt. Die Indianer, die man gewöhnlich in Neuyork ſieht, gehören zu den ſechs Nationen, und ſie haben ein Individuum unter ſich, das, ein geborner Belgier von guter Familie und nicht ohne Bildung, ſich unter ihnen ſo nationaliſirt hat, daß man kaum den Europäer in ihm erkennt; er iſt ihr Staatsminiſter und zugleich perpetuirlicher Legationsrath und Sekretär. — Bei ihrer lezten Anweſenheit engagirte der Unternehmer vom Parktheater die löbliche indianiſche Legation, welche dann ihre Nationaltänze, Lieder, Kriegsübungen und Gebräuche produzirte. Obgleich nun die Entrée das Doppelte koſtete, war doch das Haus vierzehn Tage lang ſo voll, daß, ſeiner Natur zuwider, das Publikum auf den Füßen ſtehen mußte, da kein Menſch ein Plätzchen zum Sitzen, geſchweige zu einer noch bequemern Stellung fand. Unerſättlich waren die Zuſchauer, unendlich ihr Beifallsgeſtampf; den Diplomaten aber wurde es endlich in jeder Hinſicht zu viel, und ſo liefen ſie eines Morgens weg, in ſechs Tagen mehr als hundert deutſche Meilen weit fort, über den Niagara zurück, und das Feſt war zu Ende.

Noch muß ich, bevor ich dieſen Brief ſchließe, eines höchſt ſeltſamen amerikaniſchen Feſttags gedenken. Der erſte Mai iſt faſt allenthalben ein der Freude gewidmeter Tag, wo Jeder mit der erwachten Natur ſeines Lebens froh zu werden ſucht. Dieſer Tag wird nun auch hier, und zwar ſehr geräuſchvoll, begangen; aber der Lärm hat einen andern Grund, die Bewegung einen andern Zweck. So wie der Hammer Mittag ſchlägt, iſt ganz Neuyork auf der Straße mit Hab und Gut; Möbeln, Küchengeräthe, Betten bedecken das Pflaſter, Karren ſperren den Weg, und die bewegten Menſchenmaſſen drängen gegen einander. Welcher Wahnſinn jagt die Leute? Es iſt eine förmliche Völkerwanderung. Und wohin geht denn die Reiſe, und warum ſind denn Alle gerade zu einer und derſelben Stunde auf den Beinen? Die Ueberſiedlung geht in die nächſte Straße, ins nächſte Haus, das man vom erſten Mai Schlag zwölf Uhr laufenden Jahres bis zum erſten Mai Schlag zwölf Uhr künftigen Jahres gemiethet hat. Es wäre doch eine kurioſe Zumuthung, von einem Amerikaner zu verlangen, daß er ein Haus, welches er bis Schlag zwölf Uhr gemiethet hat, um eilf Uhr ſchon räumen ſolle. Sollte gar Jemand ſo lächerlich ſeyn, zu glauben, man könnte ſich auch in Güte verſtehen, und ſich gegenſeitig ein paar Tage vor dem Termin ein paar oder auch nur Ein Zimmer einräumen, um ſich allerſeits Erleichterung zu verſchaffen und dem grenzenloſen Chaos zu entgehen? O nein, hier kennt man beſſer ſeine Rechte: nicht eher, als bis die Stunde ſchlägt. Dann iſt aber auch die ganze Stadt in einer wüthenden Gährung; ſelbſt der beliebte Feuerlärm muß verſtummen, und kommt ein Feuer

Digitized by Google

aus, was an keinem, am allerwenigſten an dieſem Tage fehlt, ſo läßt man es brennen bis drei oder vier Uhr; denn einmal können die Spritzenſchläuche und Leitern mit ihren Trompetern früher gar nicht durchkommen, jeder Verſuch wäre Tollheit, und alle die Volksintereſſen, die Spiegel, Schachteln, Kiſten, Teppiche, die da auf den Gaſſen umherliegen, und die man nothwendig verletzen müßte, würden unfehlbar einen Bürgerkrieg entzünden; und dann ſind die Feuermänner ſelbſt auch auf der Völkerwanderung begriffen. Wenn gleich nach einigen Stunden das Gröbſte ſich verlaufen, oder vielmehr der ordentliche Zug begonnen hat, ſo dauert der Wirrwarr doch bis zum nächſten Tag, und der zweite Mai iſt ein Tag der Ruhe, wo das erſchöpfte Volk ausſchnaudt; Alles liegt im Haus in größter Unordnung umher; nur das beliebteſte, unentbehrlichſte aller amerikaniſchen Meubeln, die Schaukelſtühle, die in keiner Haushaltung in geringerer Zahl, als Köpfe in der Familie ſind, vorhanden ſeyn dürfen, Stühle auf Schaukelbrettern, nach Art unſerer Kinderpferde, ſind im Parlor aufgeſtellt, und da baumelt denn Alt und Jung, herzlich vergnügt, ſein Recht, ſein volles Recht behauptet und nicht einen Fingerbreit davon nachgegeben zu haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Verfall der neuen franzöſiſchen Kirche.

Mit der Eglise française ſcheint es ein ſchlechtes Ende zu nehmen; der Stifter derſelben, der berüchtigte Abbé Chatel, welcher zwei Kirchen verſah, das heißt zwei Bethäuſer, hat die Miethe des größten nicht bezahlen können und die darin befindlichen Effekten öffentlich verſteigern laſſen müſſen, um den Hauseigenthümer und vermuthlich auch andere Gläubiger zu befriedigen. Dieß beweist ſo viel, daß Abbé Chatels Unternehmen vom Publikum nicht hinlänglich unterſtützt wurde. Ich argwohne, daß die Hauptſchuld an dem Stifter ſelbſt lag. Bekanntlich iſt der Abbé erſt ſeit der Julirevolution aufgetreten; denn zuvor hatten Wenige von ihm gehört. Er hatte geglaubt, der Zeitpunkt ſey günſtig, um ſeine Neuerungen vorzubringen, und in der That hätte ein anderer Mann, als er, damals vielleicht eine Revolution im Kirchenweſen hervorgebracht. Chatel aber fing, wie mich dünkt, die Sache ganz unrecht an. Er wollte den Prunk der katholiſchen Kirche beibehalten, und vor Allem ſich zum Erzbiſchofe, ja ſogar zum Primas der ſogenannten galliſchen Kirche aufwerfen. Nun iſt aber nichts lächerlicher, als ſich Titel zu geben, wenn die Sache ſelbſt noch nicht vorhanden iſt. Wozu ein Primas, wenn die Kirche erſt entſtehen ſoll? Dieſe Eitelkeit des Stifters entzweite ihn bald mit ſeinen Gehülfen, und die entſtandene Spaltung mußte beiden Partheien ſchaden. Die Tageblätter machten ſich über das Unternehmen luſtig; einige ſchilderten es als eine abſcheuliche Ketzerei und als eine elende Nachäfferei des katholiſchen Kultus. Dazu kam, daß ſich Abbé Chatel auch mit politiſchen Erörterungen in ſeiner Kirche abgab und ſich dadurch die Regierung abwendig machte. Einige Gemeinden, welche nach ſeinem Muſter franzöſiſchen Gottesdienſt begonnen hatten, wurden von der Polizei gezwungen, den alten Kultus wieder einführen zu laſſen. Abbé Chatel konnte aber ſo wenig von ſeiner Eitelkeit abſtehen, daß er noch vor wenigen Tagen im biſchöflichen Ornate einen Miſſethäter zum Richtplatze geführt hat. Hätte er beſcheiden angefangen und fortgefahren, und hätte man bei ihm mehr die innere Ueberzeugung, als die äußere Prunk- und Herrſchſucht geſehen, vielleicht hätte er eine Menge von Anhängern bekommen. Diejenigen, die ſeinem Kultus beiwohnten, ich will nicht ſagen, die ſich nach ſeinen Lehren fügten, denn ein eigentliches Religionsſyſtem habe ich nie bei ihm bemerkt, waren meiſtens Leute aus den Handwerksklaſſen, welche wahrſcheinlich ſeinen franzöſiſchen Gottesdienſt dem lateiniſchen päbſtlichen vorzogen, weil ſie ihn verſtehen konnten. Chatel wird alſo wahrſcheinlich bald ſo unvermögend und ſo lächerlich werden, als der Père Infantin mit ſeinen St. Simoniſten, die in Paris allen Kredit verloren haben, obſchon ſich einige ſehr edel benommen hatten und das Wohl des Volks ernſtlich wollten. Man hat wohl daran gethan, ſie wieder frei zu laſſen, denn ſie waren vielmehr Verirrte, als Betrüger, und einige haben ihr ganzes Vermögen ihren Grillen aufgeopfert und bereuen herzlich ihre Thorheit. Bei Abbé Chatels Vereine war kein Vermögen aufzuopfern, und hat der Abbé etwas dabei gewonnen, ſo iſt es gewiß nicht viel, ſonſt würde er doch Ehren halber die Miethe ſeiner Afterkirche bezahlt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Baden-Baden, Oktober.

Verſchönerung des alten Schloſſes.

Die hieſige Schloßruine iſt bekanntlich eine der ſchönſten in Deutſchland. Gegenwärtig ſind eine Menge Arbeiter daſelbſt beſchäftigt, um Veränderungen vorzunehmen, und zwar unter Leitung des Garteninſpektors Metzger aus Heidelberg. Wir wiſſen nicht, was ein Botaniker und Gartenkünſtler bei dieſer Ruine ſoll. Will man die Anlagen um das Heidelberger Schloß zum Muſter nehmen, ſo iſt der Gedanke nicht glücklich. Der erſte Eindruck, den dieſes hervorbringt, iſt das unangenehme Gefühl, daß hier etwas Herrliches zerſtört worden. Noch ſtehen von dem dortigen Schloſſe einzelne, bewohnte Theile, ganze Façaden, und die Gartenanlagen umher ſcheinen gemacht, jenes Gefühl der Zerſtörung zu mildern. Wie ganz anders in Baden! Ueber den Trümmern waltet der ewig ſchaffende Geiſt der Natur: aus dem Geſtein grünen ſeit anderthalb hundert Jahren der Ahorn, die Tanne, die Hainbuche und die Ulme hervor, Epheu bedeckt das Gemäuer und Moos die Geſimſe. Der ſinnige Waller wird ergriffen von dem unſichtbaren Geiſte und verſinkt in ſeine eigenen Tiefen. Wer dieſe unendliche Verſchiedenheit in dem Charakter beider Ruinen nicht ahnt, der mag leicht auf den Gedanken einer Verſchönerung kommen, wie man denn auch Ruinen in engliſchen Anlagen baut; aber Tauſende und wieder Tauſende würden es ſchmerzlich empfinden, wenn das Größte, was Baden beſitzt, durch irgend ein ſichtbares Zeichen von Verſchönerung, von künſtleriſcher Intention etwas von der Heiligkeit ſeines Charakters einbüßen ſollte. Kein Wettlauf iſt unglücklicher, als der, den die Kunſt mit der Natur wagt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Oktober 1833.

— Meruisse fatemur
Illum, cur pereat: mortis mihi displicet auctor.
Ovid.

Meleager.

Kennt ihr ihn noch, der, geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager?
Duldend bewährt ſich der göttliche Held.
Gährend will ihm die Bruſt zerſpringen,
Feuer durchrollt ihm Adern und Herz;
Aber der Jüngling ſtrebt zu bezwingen,
Strebt zu verhehlen den grauſamen Schmerz

Um ihn klagen die liebenden Schweſtern,
Mit der erkälteten Freunde-Gram,
Kaum entwöhnt des Jubels von geſtern,
Da von der Jagd er als Sieger kam;
Da er gehezt den grimmigen Eber
Tief in den Wäldern und ihm den Spieß
Durch das borſtige Fell in die Leber
Mit den ehernen Fäuſten ſtieß.

Doch nicht allein mit des Thieres Blute
Hat ſich ſein durſtiger Speer getränkt:
Seine Genoſſen mit düſterem Muthe
Schalten ihn, daß er die Beute verſchenkt;
Wild begannen die Männer zu hadern
Und ein heißerer Kampf begann,
Bis aus den gräßlich zerriſſenen Adern
Leben und Blut in Strömen rann.

Wehe! der eigenen Mutter Brüder
Warf mit grimmigem Lanzenſtoß
Meleager, der Starke, nieder,
Weil ihr trotziges Wort ihn verdroß.
Prangend mit dreifacher Siegesbeute
Nieder er von den Gebirgen ſtieg;
Aber die Erzeugerin freute
Wenig ſich ob des Sohnes Sieg.

Am Altar, mit flehendem Munde,
Stand ſie, zu opfern für ſein Glück;
Doch vernommen die grauſame Kunde,
Hält ſie Gebet und Opfer zurück.
Und ſie fühlt, im Sturme der Schmerzen,
Sich nur den *Todten* verwandt, und vergißt,
Daß ſie den Mörder getragen am Herzen,
Daß ſie des *Lebenden* Mutter iſt.

Um zu tilgen des Sohnes Leben,
Darf ſie nicht greifen zum grünen Gift,
Braucht ſie den blanken Stahl nicht zu heben,
Nicht den Pfeil, der von ferne trifft;
Nie wohl hätte das Weib, das ſchwache,
Wider den Helden bewehrt die Hand;
Aber lockend zur tückiſchen Rache
Hegt Althäa ein gräßliches Pfand.

Digitized by Google

Damals, als ſie mit herber Beſchwerde
Ihres trefflichen Sohnes genas,
Schickſalſpinnend am flackernden Herde
Tief im Saale die Moire ſaß;
Und dumpf murmelt ſie durch die Hallen,
Auf einen Feuerbrand heftend den Blick:
Wenn dieß Holz in Aſche zerfallen,
Iſt erfüllt dieſes Kindes Geſchick!“

Doch Althäa, im Schrecken beſonnen
Und geſtärkt von der Liebe Kraft,
Hat ſchon das tödtliche Holz gewonnen
Und es dem zehrenden Feuer entrafft;
Kühle Waſſer die Flammen erſticken,
Die einem Leben verderblich ſind,
Und die Mutter mit zärtlichen Blicken
Schaut auf das doppelt geborne Kind.

Sicherer war kein Leben behütet,
Als, Meleager, das deine war;
Ob dich der Sturm der Schlacht umwüthet,
Ob dir den Rachen wies die Gefahr:
Sicher gingſt du auf ſchlüpfrigem Pfade,
Beugteſt dich über des Abgrunds Rand,
Weil die Mutter in ſchirmender Lade
Hegte des Lebens theures Pfand.

Aber jezt — ein grauſer Gedanke,
Zuckt durch Althäa's Hirn, wie ein Bliz,
Und hervor aus dem köſtlichen Schranke
Holt ſie den lang verwahrten Beſiz;
Seit die Liebe den Buſen verlaſſen
Und als König der Haß zog ein,
Lernt ſie erſt ganz den Gedanken faſſen:
Ihres Sohnes Schickſal zu ſeyn.

Von dem racheforderndem Grimme,
Den ihr erwecket der Brüder Blut,
Wird übertäubet der Mutter Stimme,
Zärtlichkeit ſtirbt in des Zornes Glut;
Siegend erhebt ſie ſich über die Schwächen,
Größer will, als ein Weib, ſie ſeyn;
Und es muß zu dem wilden Verbrechen
Götterfurcht ſelbſt die Larve noch leih'n.

„Niemals hätt' ich den Stahl geſchliffen
Wüthend gegen mein eignes Geſchlecht;
Aber ich hab' einſt eingegriffen
In der Götter ewiges Recht!
Damals hätt' ich nicht hemmen ſollen
Ihren Rath mit vermeſſenem Muth,
Und nicht den Brand, den ſchickſalvollen,
Retten aus der verzehrenden Glut.

Lange verblendet, hab' ich geprieſen
Die mir vom Schickſal gegönnte Huld,
Aber grauſam zurechtgewieſen,
Eil' ich, zu erſtatten die Schuld.
Länger will ich nicht vorenthalten,
Den ich thöricht behielt, den Raub;
Opfern will ich den hohen Gewalten,
Deren Rache mich beugt in den Staub.

Und der Mörder — er darf nicht klagen,
Daß er die Schuld muß erſtatten jezt.
Wehe! zu viel hab' ich ſeinen Tagen,
Strafbar frevelnd, ſchon zugeſezt.“
Geiſter der Rache beſchwört ſie zuſammen,
Daß ſie ihr ſtärken die zitternde Hand,
Und in des Herdes kniſternde Flammen
Fliegt der gerettete Feuerbrand.

Tückiſche Geiſter, unſichtbare, ſchüren
An den Flammen mit grauſamer Luſt;
Aber der Mutter die Hände ſie ſchnüren
Und erſticken die Reue der Bruſt.
Und als wär's ein gemeines Feuer,
Sieht ſie, in furchtbar ſteinerner Ruh,
Fühllos dem rothen Ungeheuer,
Welches den Sohn ihr verſchlinget, zu.

Kennt ihr ihn noch, der, geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager,
Wie er ſich duldend bewährt, der Held?
Wie er über die ſengenden Schmerzen
Herrſcht mit der Seele lezter Macht,
Und aus dem edelmüthigen Herzen
Reißt der Wahrheit ſchwarzen Verdacht?

Liebende Schweſtern kühlen vergebens,
Labung bereitend, ſein ſiedendes Blut;
Ach, der verſchwiſterte Keim ſeines Lebens
Dorrt ohne Rettung in ferner Glut!
Bald iſt das Holz zuſammengeſunken,
Ganz durchfreſſen von züngelnden Loh'n,
Und mit dem lezten verglimmenden Funken
Iſt Meleagers Seele entfloh'n.

G. Pfizer.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſezung.)

Graf Alexander war durch dieſe Worte, mehr noch durch den Ausdruck, mit dem ſie vorgetragen wurden, ſonderbar ergriffen worden; er war auffallend zerſtreut, er wollte den finſtern, unheimlichen Eindruck bekämpfen und

Digitized by Google

ſagte daher in ſcherzendem Tone: „Sie ſprechen ja, als hätten Sie ſchon im Grabe gelegen." Der Fremde erwiderte etwas, was der Graf nicht verſtand; dann erhob er ſich und wandte ſich zum Gehen. „Halt!" rief der Jüngling, „noch eine Frage! Ich unterbrach Sie früher, als Sie eben die Bedingung nennen wollten, unter welcher den armen Seelen zu helfen iſt." — „Dieſe iſt keine andere, als daß ſich zwei Liebende aus den genannten beiden Geſchlechtern entſchließen, mit einander eine Nacht in jenem Thurme oben zu wachen." — „Nichts mehr?" rief der Graf und ſchwang ſein Spazierſtöckchen; „wie gerne übernähme ich die Befreiung meines ehrwürdigen Ahnherrn; doch leider fehlt mir hiezu die Hauptſache, die Geliebte. Um ihm die Ruhe zu verſchaffen, bin ich eben nicht geſonnen, mir die meinige nehmen zu laſſen. Es wäre ein ſchlimmer Tauſch."

Der Fremde lächelte, machte eine kurze Verbeugung und ging. Der Graf ſah ihm nach und bemerkte, wie der verblichene ſchwarze Sammtrock, den er anhatte, auf dem Rücken platt gedrückt und mit gelblichten Falten bedeckt war, als hätte der Beſitzer deſſelben lange ausgeſtreckt irgendwo gelegen. Der Graf ſprang ſchnell aus dem Schatten und war froh, als er ſich wieder im hellen Sonnenſcheine befand und nur in der Ferne das Rauſchen der alten Tannen hörte.

Beim Mittagstiſch brannte er vor Begierde, ſein Abentheuer zu erzählen; doch gerade heute mußte es ſich treffen, daß Comteſſe Betty zögerte, zu erſcheinen. Er fragte nach ihr, und die Mutter entſchuldigte ſie, er fragte zum zweitenmale, und dieß war der Mutter ſehr angenehm, er fragte endlich zum drittenmale — ein ſolcher Fall war noch nicht vorgekommen; die Gräfin konnte ihre Freude nicht verbergen. Endlich trat die Comteſſe herein; ſie hatte heute, ob aus Eigenſinn oder Langeweile, war ungewiß, etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf ihre Toilette verwendet und war wirklich ſo niedlich, ſo elegant, als nur ihre ſchönen Landsmänninnen ſeyn können, wenn ſich an einem ſchönen Tage der Beaumonde in den Gängen des Praters herum bewegt. Der Vetter erzählte jezt brühwarm die eben gehörte Geſpenſtergeſchichte, erzählte ſo lebhaft, mit ſo viel Gefühl, wie man ihn noch nichts hatte erzählen hören, und unterließ endlich nicht, genau den wunderbaren Fremden zu beſchreiben. Die Damen waren verwundert, man ſtritt ſich über den Ankömmling hin und her, und indeß man ſtritt, rieb ſich der Kaſtellan heimlich lachend froh die Hände. „So haben denn meine Anzeigen, die ich in verſchiedene Blätter habe einrücken laſſen," entgegnete der freudige Mann auf die Frage der Gräfin, „doch ihre Wirkung gethan. Fremde, Fremde, nach denen wir ſo ſehr ſeufzen — da ſind ſie, da wandeln ſie im Schloßgarten, und zwar ſind es erzählende Fremde, eine treffliche Sorte, welche jezt beinahe ausſtirbt, da es Mode wird, ſtumm und in tiefſinniger Trockenheit die Welt zu durchtraben." — „Stumm?" rief der Graf; „ich wünſchte, mein Reiſender wäre ſtumm geweſen; ſo aber ſprach er ſo wunderbare und unheimliche Worte; ich verſichere Sie, es wurde mir ordentlich bange. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er mit ſeinem geraden, hölzernen, ſteifen Rücken fortwandelte, gleich einem im Grabe erkalteten Körper." — „O ſtille doch! welches Bild!" rief die Comteſſe und hielt ſich beide Händchen vor's Geſicht. Der Kaſtellan rieb ſich wieder lächelnd die Hände. „Nun?" rief die Gräfin, „was wiſſen Sie über dieſen Vorfall?" — „Wenn Ihro Gnaden erlauben, ſo kenne ich dieſen Fremden; es iſt der Sohn des Pfarrers aus dem nächſten Städtchen, der Advokat Ulrich; jedes Kind kennt ihn und ſein ſchwarzes abgetragenes Röcklein." Der Graf erwiderte dieſe Erklärung mit einem finſtern Blick; er war verſtimmt, daß die Wichtigkeit ſeines Abentheuers durch die Dazwiſchenkunft des proſaiſchen Advokaten ſo ſehr verlor. Der Kaſtellan bemerkte ſein Verſehen und fügte, um es gut zu machen, ſchnell hinzu: „Uebrigens hat es ſeine Richtigkeit, daß es in jenem Theil des Schloſſes, und beſonders im Thurmgemach ſpukt." — „Haben Sie etwas geſehen?" fragte die Gräfin. „Durchaus nichts, Ihro Gnaden." — „Nun, woher wiſſen Sie es denn?" — „Meine Nichte, ein Mädchen von zwölf Jahren, hat mir erzählt, daß ihre Baſe von ihrer Großmutter erzählen gehört habe, daß der Schweſter ihres Stiefvaters —" — „Um's Himmelswillen, Herr Kaſtellan! laſſen wir dieſe Geſchichte!" — „Was mich betrifft," rief Betty, „ſo bin ich ſo wenig furchtſam, daß ich erkläre, meiner guten Ahnfrau das Opfer einer ſchlafloſen Nacht bringen zu wollen." — „Wenn Sie mich zum Geſellſchafter annehmen," bemerkte Graf Alexander eifrig, „ſo bin auch ich bereit, meinem guten Ahnherrn —" — Die Mutter gab der Tochter einen leiſen Wink. „Nein," rief die Comteſſe lebhaft, indem ſie mit ihrem Teller ſpielte, „ich bin weit entfernt, Ihnen die Rolle eines Geliebten aufzudrängen." — „Doch wenn ich ſie freiwillig übernehme?" fragte der Jüngling, und ſchaute mit ſeinen dunkeln Augen zu ihr auf. — „Zu gütig!" lachte das ſchöne Mädchen; „ich bin, wenn es ein ſo gutes Werk gilt, Gott ſey gelobt! nicht um einen galanten Ritter verlegen; wenn ich z. B. den gütigen Blick wie heute, den eben unſer trefflicher Kaſtellan mir ſchenkt —" — „Ihro Gnaden —" ſtammelte der beſcheidene, hochbeglückte Mann. Der Graf ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Allerliebſt!" rief er; „auch ich tauſche den Gegenſtand; wählen Sie den Herrn Kaſtellan, ſo wähle ich die Frau Kaſtellanin; es fragt ſich nur, ob der Geiſt auf eine geſetzliche Weiſe wird befreit werden können durch zwei Liebende, deren Leidenſchaft auf einem ſo ungeſetzlichen Grunde ſteht." — Die alte Gräfin machte dem Streit ein Ende; im

Digitized by Google

Herzen war ſie jedoch entſchloſſen, die willkommene Geſpenſtergeſchichte nicht ruhen zu laſſen. Sie ſah darin eine unſchuldige Spielerei, die, richtig benuzt, doch wohl noch zu einem Reſultat führen konnte. „Es wäre in der That ſeltſam,“ rief ſie bei ſich, „wenn die Furcht die Liebe hervorriefe, und einem Geſpenſte gelänge, wonach der Autor der ſchönen Clariſſa umſonſt gerungen hat.“ Aber iſt denn nicht die Liebe ebenfalls eine wunderbare Geiſtererſcheinung? hätte ſie ihrer Bemerkung beifügen können, hätte ein ſolcher Gedanke nicht zu weit von ihrem Bereiche abgelegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Eine Vorſtellung im Odeontheater.

Vor Kurzem war im Odeontheater eine außerordentliche Vorſtellung angekündigt, als Benefiz für einen beliebten Schauſpieler des Variétéstheaters, Namens Lepeintre, und eine ehemalige Schauſpielerin der längſt aufgelösten Truppe des Odeons, Namens Dlle. Prévoſt. Wahrſcheinlich verdankten ſie dieſe Benefizvorſtellung keiner Theaterdirektion, denn am Odeon iſt keine mehr, ſondern ſie hatten dieſelbe auf Spekulation unternommen; ſie hatten ſich ſelbſt ein Benefiz geben wollen und daher aus vier kleinen Theatern Schauſpieler vereinigt, ohne daß deßhalb auf jenen Theatern die Vorſtellungen für dieſen Abend unterbrochen worden wären. An Schauſpielern iſt Gottlob kein Mangel in Paris, und allenfalls könnte es ein ganzes Reich damit verſehen. Der Abend war nicht zum beſten gewählt, denn am ſelben Tag begann auch das italieniſche Schauſpiel wieder; die Muſikliebhaber mußten alſo dort ſeyn. Auch ſollten an eben dieſem Abend einige Schauſpielerinnen, die ihre Gaſtreiſen vollendet hatten, wieder auftreten, namentlich Dlle. Jenny Vertpret im Gymnase dramatique, Dlle. de Jazet im Variétéstheater, und ſolche Rentrées pflegen immer eine Menge Schauluſtiger herbeizuziehen. Dennoch war es ſehr voll in dem großen Odeonſaale, einem der größten in Paris, der aber leider faſt beſtändig verſchloſſen ſteht, weil ſich in dieſem, vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Stadtreviere keine Truppe halten kann. Wie gewöhnlich war das Parterre mit Studenten aus der Rechts- und der mediziniſchen Fakultät angefüllt, da das Odeon an das von den Studenten hauptſächlich bewohnte Revier St. Jacques ſtößt, welches deßhalb auch das Pays latin heißt, als derjenige Stadttheil, in welchem am meiſten das Lateiniſche getrieben wird. Nun ſind aber die franzöſiſchen Studenten noch viel lärmender, als die deutſchen; es ließ ſich alſo ein ſtürmiſcher Abend erwarten, und dieſe Erwartung wurde auch nicht getäuſcht. Zuerſt gab man das ſchon zwölf Jahre alte Vaudeville Michel und Chriſtine aus dem Repertoire des Gymnase dramatique, das auch auf auswärtigen Bühnen guten Erfolg gehabt hat. Man ſieht dieſem Vaudeville die Zeit an, worin es gedichtet worden iſt. Es war diejenige, in welcher ſich die franzöſiſche Nation, wenigſtens ein beträchtlicher Theil derſelben, mit Entzücken ihrer ruhmvollen Feldzüge erinnerte und auf der Bühne, wie anderswo, gern die große Armee verghttert ſah. Je mehr die Bourbonſche Regierung die Ueberbleibſel jener großen Armee ins Dunkel zu ſtellen ſuchte, deſto eifriger zog ſie die Nation hervor, und deſto lieber ſah ſie einen Kriegshelden in einem dramatiſchen Gedichte als Ausbund aller Tugenden idealiſirt. Ein ſolches Ideal iſt denn auch der Soldat Stanislaus in dem Vaudeville Michel und Chriſtine, und damit ſich dieſes Glanzbild noch beſſer hervorhebe, muß ihm ein ganz gemeiner bürgerlicher Charakter zur Folie dienen. Mit ziemlich geſchickter Hand haben die beiden Dichter den Krieger und den Civiliſten auf die Liebesprobe geſtellt; Erſterer iſt bereit, Alles dem Glücke des Mädchens aufzuopfern, ſogar ſeine eigene Liebe und ſein Vermögen; Lezterer ſteht auf dem Punkte, das Mädchen zu verlaſſen, ſobald ſich eine Ausſicht für ihn zum Emporkommen zeigt. Der Krieger hat eine melancholiſche, gefühlvolle Stimmung, der Andere iſt ein ganz proſaiſcher Menſch, voll Furcht, Ehrgeiz und gemeinen Sinns. Das Mädchen ſelbſt befindet ſich in einer ſchwierigen Lage: ſie iſt voll Achtung für den edeln Charakter des Kriegers, aber auch voll Zuneigung zu ihrem Vetter, dem Civiliſten. Das Ganze iſt geſchickt behandelt; die Handlung dreht ſich nur um drei Perſonen, iſt aber immer höchſt anziehend, obſchon ein ſolches Ideal eines Soldaten wohl nicht in der wirklichen Welt zu finden iſt. Das Stück wurde gut, doch nicht ausgezeichnet gegeben, und das jugendliche Parterre blieb daher ganz ruhig und geizte mit ſeinem Beifall. Bernard Léon gab indeſſen den Michel zur allgemeinen Zufriedenheit. Dieſer Schauſpieler iſt einer der beſten des Gymnase dramatique, und viele Scribeſche Stücke haben in ihm einen Schauſpieler gefunden, welcher den Geiſt des Dichters mit vieler Einſicht aufzufaſſen verſtand. Vielleicht in fünfzig Stücken dieſes Dichters hat er eine bedeutende Rolle. Das Ernſthafte pflegt man in den Pariſer Theatern zuerſt abzufertigen, um mit dem Heitern zu endigen; ſo geſchah es auch im Odeon. Unterdeſſen hatten ſich die Logen gefüllt und gewährten einen ſchönen Anblick. In den übrigen Schauſpielſälen ſucht man die Vergoldungen zu ſparen, um dem Putze der Damen keinen Abbruch zu thun; aber im Odeon hat man hierauf keine Rückſicht genommen, und nicht allein die kannelirten Pfeiler und breiten Säulen vergoldet, ſondern auch alle Logen, welche hinter die Gallerien zurücktreten, mit vergoldeten Leiſten umzogen, wodurch ſie denn Gemälderahmen ähnlich ſind, in denen ſchöne Geſichter ſich als Porträts vortrefflich ausnehmen. Auf Michel und Chriſtine folgte Monſieur Jovial, eine Poſſe vom Palais-royaltheater, welches faſt nichts als Poſſen zum Beſten gibt. Monſieur Jovial iſt wiederum ein Ideal, wie Stanislaus in Michel und Chriſtine, aber ein poſſierliches Ideal; die Dichter haben nämlich einen luſtigen, beſtändig ſingenden und Lieder dichtenden Huiſſier dargeſtellt. Nun iſt aber in Paris Niemand ſo wenig zur Heiterkeit und zum Liederdichten und Singen aufgelegt, als der Huiſſier, eine eigene Gerichtsperſon, die in andern Ländern nicht exiſtirt, wenigſtens nicht mit denſelben Attributen. Sie haben die Vollziehung der Urtheile der Civilgerichte zu beſorgen, alſo den unangenehmſten Theil der Gerichtsordnung. Indeſſen werden ſie nicht von den Gerichten, ſondern von den Partheien bezahlt, und haben eine Klientel, wie die Avoués und Advokaten. Da ihre Zahl feſtgeſezt iſt, ſo kann ein Huiſſier ſich nur dadurch etabliren, daß er eine ſogenannte Etude oder Gerichtsſtube von einem ſich zurückziehenden Huiſſier ankauft. Einige ſolcher Huiſſiers haben acht bis zehn Clercs in ihrer Gerichtsſtube, und dieſe Stuben werden bis zu 100,000 Franken verkauft. Dieß ſind aber auch die beſten; manche andere koſten nur halb ſo viel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 24. Oktober 1833.

— Mich verdrießt,
Wenn auch Homer ſogar zuweilen nickt.

Wieland.
Nach Horaz.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

Von G. H. Schubert.

Zweiter Artikel.

Wir haben geſehen, daß ſich zum ernſten Studium der Sprachen, als polariſches Element der Erholung, häufig die Luſt an Naturgegenſtänden geſellt. Zeigte ſich nun daſſelbe bei Männern wie Friſch in einer annehmlichern, edlern Form, ſo ſehen wir dagegen dieſe Lieblingsneigung bei Naturen, dergleichen Juſtus Lipſius geweſen, zu einem Zerrbild ausarten. Derſelbe hatte die Hunde zu Gegenſtänden ſeiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopſus, Mopſulus und Saphyrus, durch lateiniſche Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Saphyrus, welcher ſeinen gelehrten Herrn ſogar in die Vorleſungen begleitete, und als dieſen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit ſiedendem Waſſer umzukommen, bejammerte und beſchrieb Juſtus Lipſius den Unfall in einem Briefe, welcher eben ſo kindiſch als pedantiſch erſcheint. Dieſer berühmte Schüler des großen Joſeph Scaliger war zwar ein ſolcher eifriger Verehrer der Alten und hatte ſich namentlich die Werke ſeines Lieblingsſchriftſtellers, des Tacitus, durch öfteres Leſen ſo feſt ins Gedächtniß geprägt, „daß er ſich wollte den bloßen Degen auf die Bruſt ſetzen und ſich niederſtoßen laſſen, wenn er beim Herſagen des Tacitus ein einziges Wort verfehlte;“ zugleich aber war in ſeinem häuslichen Leben ſo wenig von der Würde des Tacitus zu ſpüren, daß der gelehrte Mann faſt ohne Aufhören ſeine Frau mit Scheltworten und ſogar mit Schlägen mißhandelte, dieſe aber dann auf gleiche Weiſe mit dem Geſinde verfuhr. Die ſeltſame Zuneigung des Lipſius hatte ſich auch noch an eine Feder geheftet, von welcher er behauptete, daß ſie dieſelbe ſey, mit der er, von ſeinem neunzehnten Jahre an, alle ſeine Bücher geſchrieben. Dieſe dankbare Zuneigung, ähnlich jener der alten Ritter gegen ihr in manchem Turnier und mancher Schlacht gebrauchtes Streitroß, ſcheint jedoch bei den ſchreibenden Männern jener frühern Jahrhunderte nicht ungewöhnlich geweſen zu ſeyn; denn auch der gelehrte Schnellſchreiber Leo Allatius brach in Thränen aus, als er die Feder, mit welcher er vierzig Jahre lang Alles geſchrieben, endlich verloren hatte. Auf ähnliche Weiſe, wie dem Lipſius unter den Gelehrten, erging es dem Buffalmaco unter den Künſtlern. Das nothwendige Bedürfniß, an dem Anblick und Wechſelverkehr der Gegenwart auszuruhen, befriedigte dieſer Künſtler dadurch, daß er den nachahmenden Grimaſſen eines Affen zuſah, welcher neben dem in der Kirche zu Arezzo malenden Künſtler im Käfig verwahrt wurde.

So lange die Wiſſenſchaft nicht zur Kenntniß des eigenen Weſens und der göttlichen Beſtimmung deſſelben

Digitized by Google

ſich erhoben, wird ſie auch, ſtatt der guten Früchte des gemeinen Nutzens, nur eitle Auswüchſe der Welt bringen, wie ſich dieſelben an dem Marcus Meibom zeigten. Es wollte dieſer Mann, nachdem er vielfältige gelehrte Unterſuchungen über die Muſik der Alten angeſtellt, auch von den Ohren der Zuhörer jenen Beifall erwerben, den er wähnte bei dem Leſen ſeiner Werke verdient zu haben. Ein Konzert, wobei ſich die nach Meiboms Angabe gefertigten antiken Inſtrumente zugleich mit des gelehrten Mannes rauher und übeltönender Stimme vernehmen ließen, that am Hofe der Königin Chriſtine ſo ſeltſame Wirkung, daß vor dem lauten Gelächter der Zuhörer die Muſik verſtummen mußte; Meibom ſelber verwandelte jedoch durch ſeinen unanſtändigen Zorn das Gefühl des unpaſſend Komiſchen in das des Ekels. Derſelbe Mann, nachdem er ſeine Neigung zum praktiſchen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünſtigen Erfolg als Verbeſſerer des Schiffbaues und beim Zollweſen verſucht, wollte zuletzt ſeine Gabe, der Welt zu nützen, an dem würdigſten Gegenſtande üben; denn er verſprach: „die hebräiſche Bibel, deren Text von Grund aus verfälſcht ſey, nach Maßgebung des alten, ächten hebräiſchen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzuſtellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle.“

In vielen Fällen ſcheint ſich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem ſelbſtthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wiſſens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein ſchlechterer Haushalter, als Richard Steele, und dennoch hat kein Anderer ſo treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben, denn er. Peter Corneille hatte ſelber eine ſo ſchlechte Anlage zum Vorleſen und zur Deklamation, daß es in der That als ein Werk der Selbſtverleugnung erſchien, wenn Jemand auch die ſchönſten Stücke des Dichters, von ihm ſelber geleſen, anhörte. Dennoch konnte Niemand ſo feine Regeln der richtigen Deklamation und des würdigen, mündlichen Vortrags für ſeine Poeſien aufſtellen, als eben dieſer Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe ſpottend ſich über die zu erheben, welche den Sonnenfinſterniſſen und andern ſolchen Erſcheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung zuſchrieben. Hiemit ſchien er ſich jedoch zugleich über die Schwäche ſeines eigenen Gemüths erheben zu wollen; denn dieſer berühmte Sternkundige war ſo abergläubiſch, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprozeſſion begegnete, ſogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf ſeinem Wege vorausbedeutet haben. Von dem berühmten Pater Hardouin, dieſem Wunder der Gelehrſamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil ſich ſchon an ſeinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal geſtiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, ſelbſt bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, ſagt uns Franciskus Atterbury, daß derſelbe ſo leichtgläubig wie ein Knabe geweſen ſey. Dieſer natürlichen Mangelhaftigkeit des täglichen Lebens ſetzte jedoch der gelehrte Pater, als Ergänzung, in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten eine Zweifelſucht entgegen, welche den *damals lebenden* Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er behauptete nicht nur, daß die Werke des Joſephus untergeſchoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt ſeyen; ſondern, da er in mehrern Oden des Horaz Anſpielungen auf Chriſtum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner ſeiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch dieſe für das Machwerk eines ſpätern chriſtlichen Jahrhunderts, und die Beweiſe des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas ſo Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horaziſchen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten ſtrebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geiſt der Weiſſagung die Jakobiner ſammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeſchaut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſetzung.)

Wiederum waren zwei Wochen vergangen; der Sommer neigte ſich zu Ende, der Herbſt ließ ſchon ſeine Stürme wehen, es rauſchte melancholiſch um das alte Schloß, die hohen Säle hauchten unbehagliche Kälte aus, und der Tag war feſtgeſetzt, an dem die Gräfin den Sitz ihrer Väter verlaſſen und, die ſchaurige Einöde wieder ihrer Grabeseinſamkeit überlaſſend, nach Wien zurückkehren wollte. Der Graf hatte ſich einige Tage hindurch auf der Jagd herumgetummelt; er war von Stunde zu Stunde faſt übelgelaunter geworden, man ſah ihn, eine ſonſt ungewöhnliche Erſcheinung, öfters ſinnend und in ſich gekehrt herumwandeln; mit den Damen ſprach er ſelten. Von der Spukgeſchichte, ſo wie von der beabſichtigten Nachtwache, war nicht mehr die Rede geweſen. Die Gräfin hatte ihren Plan vollkommen aufgegeben und ſich endlich über den Eigenſinn der thörichten Kinder durch den alten gottſeligen Spruch getröſtet: wer weiß, wozu das gut iſt? Der Graf hatte, ſeinem Vater nachgebend, ſich entſchloſſen, Dienſte zu nehmen, und wenige Tage vor dem allgemeinen Aufbruch langte die koſtbare Uniform des Regiments in Prag an, dem er nun auf eine längere Zukunft hinaus angehören ſollte.

So ſtanden die Angelegenheiten, als die Nacht des erſten Septembers erſchien. Es war einer jener finſtern, trüben Herbſttage geweſen, welche mit früher Dunkelheit die in kalten Regentropfen weinende und erſterbende Schöpfung

Digitized by Google

zudecken. Losgelaſſen war das Heer der Stürme, kreiſchend flogen die ſeit Jahren eingeroſteten Wetterfahnen, und in die entfernteſten Gemächer tönte das wilde Rauſchen, welches bald unterm Dach, bald unten im Erdgeſchoſſe hörbar wurde. Man hatte lange mit der Abendmahlzeit auf den jungen Grafen gewartet; er war auf die Jagd ausgezogen und bei eintretender Dunkelheit nicht wieder erſchienen. Einſam vergingen die Stunden, es wurde Nacht, er kam nicht. Lautlos ſich gegenüber ſaßen Mutter und Tochter im alten Familienſaale, der Kaſtellan hatte ſich entfernt, um Boten auszuſenden, und die Geſellſchafterin der Gräfin war mit Einpacken der Sachen beſchäftigt. Sobald die Schloßuhr wieder eine Stunde verkündete, oder der Sturm entfernte Thüren zuwarf, oder der zerbröckelte Schiefer am Fenſter niederſchlug, lauſchten die Frauen auf. Endlich begaben ſie ſich zur Ruhe; der Vermißte konnte ja, wie er es ſchon einmal gethan, beim Förſter im nahen Dorf die Nacht zuzubringen den Entſchluß gefaßt haben. Comteſſe Betty konnte nicht ſchlafen, eine unbekannte, noch nie gefühlte Unruhe trieb ſie umher. Weit entfernt, daß ihre Seele ſchaurige oder ſchreckhafte Bilder füllten, durchdrang ihren Buſen eine unendliche Trauer, welche ſie dem baldigen Abſchied von dem ihr liebgewordenen Schloſſe ihrer Ahnen zuſchrieb. Einem ſchönen, blüthenreichen Mädchenfrühling fehlen die ſchwarzen Wetterwolken nicht, ja die herrlichſten Blüthen treiben im Sturme hervor und Thränenbäche machen den Boden quellen. So ſchlug in dieſer einſamen Stunde eine tiefe Schwermuth ihre Flügelſchatten um das blonde Haupt des träumenden Mädchens, ihr ſchöner Buſen hob ſich, das Auge füllte ſich mit Thränen, und dennoch fragte ſie ſich umſonſt: warum weinſt du? was quält dich, wunderliches Herz? — Es war ihr zu Muthe, als müſſe ſie etwas Ungewöhnliches thun. Sie erfaßte einen der ſilbernen Leuchter auf ihrer Toilette und trat auf den Corridor hinaus, von dort in den Ahnenſaal. Ihr goldenes Haar war ſeiner Feſſeln entledigt und floß in ſchöner Fülle auf den Nacken und auf das einfache Gewand hinab. Die tiefe, melancholiſche Stille lockte ſie immer weiter; man hätte ſie für eine Nachtwandlerin halten ſollen, wie ſie ſo in langſamem Schritt, die Lichter in der Hand, an den hohen, finſtern Fenſterbögen vorüberging. So gelangte ſie, ſelbſt nicht wiſſend wie, in die Nähe des Thurmgemachs. Der Eingang hiezu war ſeit dem beſprochenen Abentheuer geöffnet worden und noch offen geblieben. Es zeigte ſich eine hohe, mit Bronze verzierte Thüre, welche Spuren alter vergoldeter Pracht ſchmückten; die Gräfin blieb einige Zeit unſchlüſſig vor ihr ſtehen, endlich öffnete ſie ſie leiſe und trat ins runde Gemach, welches in Art einer Kapelle oben in einen ſpitzigen Bogen, kunſtreich mit Steinſchnörkeln geziert, auslief; an den Wänden umher ſtand noch einiges Geräthe nach alter Form; dem Eingang gegenüber befand ſich ein geräumiger Kamin, in deſſen finſterer Mündung wohl ſeit einem halben Jahrhundert kein geſelliges Feuer gebrannt hatte. Ein Häufchen Hölzer, die der Kaſtellan hatte hinlegen laſſen, befand ſich darin. Kaum war die Gräfin über die Schwelle, als ſich die ſchwere Thüre durch einen Luftzug mit Geräuſch hinter ihr ſchloß. Sie befand ſich jezt ganz allein im unheimlichen Gemach; die Kerzen brannten auf einem großen Tiſch, der mit rothem Tuch behängt war und auf dem ein hohes, eiſernes Kruzifix ſeine Arme ausbreitete. Obgleich ſie nichts weniger als ſchreckhaft war, ſtieg in der Seele der Einſamen die Geſchichte der wunderbaren geſpenſtiſchen Entführung jezt ſo lebhaft auf, daß ſie das Fenſter zu erkennen glaubte, durch welches ſie vor ſich gegangen. Ein Frösteln ſchüttelte ſie; um ihren Geiſt zu zerſtreuen, faßte ſie den Entſchluß, Feuer im Kamin zu machen; ſchnell einen Stuhl hinſchiebend, ließ ſie ſich auf ihm nieder, die trockenen Hölzer faßten bald Feuer, und in Kurzem ſchlugen, vom Luftzug angeſchürt, die Flammen lebhaft durcheinander. Da tönte die Schloßuhr die zwölfte Stunde; tiefe Stille herrſchte im Umkreis. Zurückgekehrt in ihren Seſſel, das Haupt in die Hand geſtüzt, blickte die Gräfin in die Flammen — horch! da pocht es, dicht neben ihr, an eines der hohen Fenſter; ſie fährt auf — es iſt ſtill — vielleicht war es Täuſchung; doch jezt tönt es wieder, und lauter, ihr Herz klopft lebhaft im Buſen, ſie zögert: ſoll ſie hinſchauen? ſoll ſie nicht? Da reißt plötzlich ein kräftiger Stoß das Fenſter auf, und herein ſchaut ein bleiches Jünglingsantlitz, halb verhüllt in einen Reitermantel. Zitternd, keines Lautes mächtig, erhebt ſich die Gräfin; das Auge auf den Boden geheftet, bleibt ſie, auf die Lehne ihres Stuhls geſtüzt, der fürchterlichen Erſcheinung gegenüber ſtehen, die Lichter drohen im Winde zu verlöſchen, da tönt eine bekannte Stimme: „Betty!“ Das Mädchen erwacht zum Leben, mit einem Schrei der Freude ſtürzt ſie auf den jungen Mann hin, der, ins Zimmer geſtiegen, ſie, ohne zu wiſſen, was er thut, herzlich in die Arme ſchließt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Die Uebergänge.

Ich fahre fort, die Schilderung des hieſigen Volkslebens an die Beſchreibung der vornehmſten Vergnügungsorte zu knüpfen, weil leztere einmal die Hauptſchaupläze ſind, auf denen ſich jenes bewegt.

Von Heſſelloh führt ein Fußſteig hinunter an die Iſar, wo man in einer Fähre überſetzen kann; ein anderer geht am Raine hin durch einen langen, von dem Strome beſpülten Buchenwald, und iſt einer der herrlichſten Gänge. Er führt nach einer halben Stunde hinaus in jenes dreieckige Thal, welches keinen eigentlichen Namen führt, das man aber

das Claudiothal nennen ſollte, wenigſtens den Theil davon, wo die Uebergänge ſind, beherrſcht von dem ſo maleriſch an einem Haine vor dem Alpenkranze liegenden Harlachingen. Die Uebergänge — doch nein! ſagen wir das Claudiothal! das Claudiothal iſt auf dieſer Seite Münchens eben ſo wunderſam ſchön, wie der engliſche Garten auf der andern Seite; es iſt deſſen würdiges Seitenſtück. Wenn man es von den Höhen her ſieht, iſt man weit entfernt, zu ahnen, mit welchen Reizen es ausgeſtattet iſt; man ſieht es dann flach und kalt da liegen, wie alles Andere umher; aber man gehe hinein! Ich war lange in München, ohne etwas davon zu wiſſen. Von ſolchen Dingen ſpricht man hier ſelten mit Enthuſiasmus, und zudem liegt an ſeinem Eingange der Todtenhof. Man gehe hinein, und man befindet ſich alsbald in einem Labyrinthe von Flüſſen, Bächen, Inſeln, Hainen, Mühlen, Hütten, von kleinen Landhäuſern und Bierhäuſern mit den freundlichen, gaſtlichen Plätzen davor, durchzogen von heimlichen Pfaden und überſchlagen von einer Menge der abentheuerlichſten Brücken oder Stege, und geſchmückt mit einer Menge von Waſſerfällen, mit den prächtigſten Linden, den kühlſten Erlen, den geiſterhafteſten Birken, mit auf das Verſchiedenartigſte geſtalteten und geuppirten Weiden, mit geſpenſterartigen alten Stämmen und Aeſten, mit — mit lauter hochromantiſchen Sachen. Die Kunſt hat hier nicht geordnet und gepflanzt; ſie hat nur den Waſſern Schranken geſezt, nachdem ſie ſie zertheilt, ſie hat nur die wilde Natur in Rahmen gefaßt und ſo die ſeltſamſten Gemälde gebildet. Ziehen auf ihren Flößen die Tölzer vorüber und die Jachenauer in ihren pittoresken Trachten, wandeln die ſchönen Münchener Frauen den muntern Wellen entlang, ſchimmern die ſilbernen Alpen herein und nähert man ſich den überwurzelten Ruinen vom Schloſſe von Harlachingen: wahrhaftig! wenn es einen da nicht dünkt, man lebe in einem Romane, ſo dichtet man einen, und zum Helden nimmt man den, deſſen Geiſt ſich hier gewiß oft ergeht, wenn die Geiſter wandeln, Claudio Lorreno, den größten und liebenswürdigſten Landſchaftsmaler. Claude Lorrain lebte viele Jahre in Harlachingen; aber hier iſt nichts, was an ihn erinnert, als einzelne zaubervolle Töne der Natur, und dieſe blos den Gefühlvollen anſprechend, größtentheils blos dem Künſtler bemerkbar, und gänzlich verſchwindend, wenn die gehörige Beleuchtung abgeht. Vom Schloſſe, in welchem der Künſtler wohnte, blieb kaum einiges Gemäuer. An ſeiner Stelle befindet ſich nun ein Luſtgarten, den man ſelten beſucht, weil das Bier darin nicht ſo gut iſt, wie anderswo. Könnte nicht der Beſitzer dieſes Orts den größten Vortheil aus demſelben ziehen? mittelſt eines Kunſtgriffes nämlich, eines Trugs, der ſchon oft bei ähnlichen Fällen angewandt und immer verziehen wurde, der ſelbſt, da er, auf Wahrheit ſich gründend, von der Illuſion mit dem Schein derſelben überzaubert wird, aufhört, Trug zu ſeyn. Auf der Petersinſel des Bielerſees zeigt man ſo Manches als ein Heiligthum, was unmöglich durch Jean Jacques Berührung die Weihe bekommen konnte; in Arqua ſo Vieles, was offenbar nicht aus der Zeit Petrarcas ſeyn kann, und dennoch erfreuen dieſe Dinge, denn ſie verlebendigen das Stillleben großer Männer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Monſieur Jovial.

Jedes Gerichtsurtheil, beſonders in Handelsgeſchäften und in den gewöhnlichen Verhältniſſen des bürgerlichen Verkehrs, muß von der gewinnenden Parthei der verlierenden durch ein ſogenanntes Exploit eines Huiſſiers angekündigt werden. Die Huiſſiers ſind es, welche den nicht zahlenden Miethsleuten im Namen des Hausherrn die Miethe aufſagen, und bei Weigerung der Zahlung und nach erhaltenem gerichtlichen Urtheile Beſchlag auf die beweglichen Güter der Perſonen legen und ſie im Nothfalle verkaufen. Der Huiſſier muß daher hartherzig und ohne Mitleid ſeyn; denn er kann, um ſeiner Pflicht getreu zu bleiben, nur den ihm aufgetragenen Befehl ausführen. Daher iſt er auch verhaßt, beſonders bei denen, welche ſolche Huiſſiers auf dem Halſe gehabt haben; denn alle Schritte und Schriften dieſer ſchwarz gekleideten Herren werden theuer bezahlt, und hat Jemand das Unglück, von den Huiſſiers verfolgt zu werden, ſo kann er ſicher ſeyn, daß er nachher noch weit weniger wird zahlen können, als zuvor. Man kann ſich alſo vorſtellen, ob ſolch eine Huiſſiersfigur etwas Komiſches an ſich hat. Sie bringt wahrlich eher zum Weinen, als zum Lachen. Die Verfaſſer des Monſieur Jovial haben nun aber einen Huiſſier erſonnen, wie es keinen in Paris gibt, einen ſtets ſingenden und lachenden Patron, der durch den dicken Philipp auf's Komiſchſte dargeſtellt wird. Er iſt beauftragt, einen jungen Verſchwender, gegen welchen ſeine Gläubiger einen Verhaftsbefehl ausgewirkt haben, zu überrumpeln, um ihn nach St. Pelagie zu führen; da die jungen Verſchwender aber auf ihrer Hut ſind, ſo begreift er, daß hier Liſt nöthig iſt. Er trifft nur den Bedienten an und erfährt von dieſem, daß ſein Herr noch nicht nach Hauſe gekommen ſey. Monſieur Jovial hält ſich an dieſen Bedienten, hofft, von demſelben durch kluges Ausfragen alles zu erfahren, was er bedarf, und ladet ihn daher, da unten im Hotel ein Traiteur wohnt, zum Eſſen ein; während deſſelben trinkt er ihm tüchtig zu, und als man eben am Champagner iſt, entdeckt ihm der Bediente beim Anſtoßen der Gläſer, daß er der Herr ſey, den der Huiſſier ſucht. Dieſer muß über dem Streich lachen. Da eben die Sonne untergegangen und alſo die geſetzliche Zeit, in welcher es erlaubt iſt, Jemanden Schulden halber zu verhaften, vorüber iſt, ſo lacht ihn der pfiffige Schuldner aus, und der Huiſſier muß unverrichteter Sache von dannen gehen. Er hat aber zufälliger Weiſe vernommen, daß der junge Verſchwender am folgenden Tage ſich nach einem Landhauſe im Montmorencythale begeben wolle, um eine junge und reiche Wittwe, ſeine Baſe, zu beſuchen und wo möglich eine Heirath einzuleiten. Im zweiten Aufzuge ſtellt die Bühne dieſes Landhaus vor. Die junge Wittwe und eine Freundin erwarten den lieben Vetter; unterdeſſen erſcheint der joviale Huiſſier, kündigt ſich als einen Freund St. Leons an, man empfängt ihn ſehr höflich, er gefällt durch ſeine Luſtigkeit und man ladet ihn ein, zum Mittageſſen dazubleiben. Er geht unterdeſſen in den Park ſpazieren, und ſobald er ſeinen jungen Schuldner hat ins Haus treten ſehen, ſchleicht er ihm nach, öffnet leiſe die Thüre des Saals, wo der junge Vetter die Baſe erwartet, und will ſich bei dem Schrecken des Schuldners faſt zu todt lachen. Jezt ſoll es aber unverzüglich nach St. Pelagie gehen. St. Leon ſchlägt eine Kapitulation vor: der Huiſſier ſoll ihn erſt die Heirath ſchließen laſſen; dann wird es mit dem Gelde flott hergehen und der Gerichtsmann ſoll reichlich für ſeine Güte belohnt werden, oder wenn er nicht einwilligen will, ſo ſoll er ſich nur ſo lange ins Nebenzimmer oder gar unter den Tiſch zurückziehen, bis er mit ſeiner Baſe geſprochen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. Oktober 1833.

Verſchämte Lieb', ach! ſie verräth ſich ſchnell
Wie Blutſchuld: ihre Nacht iſt ſonnenhell. —
So lieb' ich dich, troz meinem ſtolzen Sinn,
Daß ich des Herzens nicht mehr mächtig bin.

Shakespeare.

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Fortſezung.)

„Iſt's möglich?“ ruft die Gräfin und windet ſich ſanft los; „welcher ſeltſame Umſtand führt Sie hieher, um mich ſo mächtig zu erſchrecken?“ — „Verehrte Couſine,“ entgegnete der Graf lächelnd, „mich dünkt, ich habe eher Urſache, zu fragen, warum ich Sie hier begrüße? Was mich betrifft, ſo hat der ungewohnte Glanz der Lichter in dieſem Gemach mich, von einer kleinen Streifparthie durch den Park heimkehrend, bewogen, die Leiter vom nächſten Apfelbaum anzulegen, um einen neugierigen Blick hinein zu thun; konnte ich ahnen, daß meine ſchöne Couſine die Rolle eines Spukgeiſtes für dieſe Nacht übernehmen würde?“ — „Sie ſehen hier,“ erwiderte die Gräfin, noch immer blaß, „die unglücklichen Früchte, die Ihre Geſpenſtergeſchichte getragen! Wahrlich, ich bin für meinen Fürwiz hart beſtraft worden! Jezt laſſen Sie uns heimkehren, ſonſt mache ich noch den dummen Streich und falle in Ohnmacht — mein Herzklopfen —“ Sie ließ ſich auf den Seſſel nieder, und die gefährliche Bläſſe wich nicht von ihrem Antliz. Der Graf wollte einiges Verbindliche ſagen, doch er ſchwieg, und ſein bekümmertes Auge, das lange ſchmerzlich auf ihr ruhte, ſagte mehr, als ſeine Lippen hätten ausſprechen können. Er ergriff die Hand ſeiner Couſine, er rückte ihren Seſſel näher ans Feuer, er ſchloß ſorgfältig das Fenſter, kurz, er that alles, was ihm die augenblickliche Beſorgniß eingab. Sie nahm ſich gewaltſam zuſammen und wollte das Gemach verlaſſen, er bat ſie inſtändigſt, zu bleiben. „Sollen wir unſer gutes Werk auf der Hälfte laſſen?“ rief er; „noch ein Stündchen, der Morgen bricht an und der Geiſt iſt erlöst.“ Er lächelte und wollte durch ſeine gewohnten Scherze die Kranke erheitern, doch dieſe unterbrach ihn, indem ſie einen heftigen Schrei ausſtieß. — „Was iſt da?“ rief der Jüngling entſezt. „Blut!“ ſchrie das Mädchen und zeigte auf die linke Seite des Grafen; „o Gott! geſtehen Sie mir Alles! was iſt geſchehen? Sie ſind in Lebensgefahr geweſen! Himmel! indeß wir hier ruhig im Schooße des Friedens weilten — o, ſo hat mich meine dunkle Ahnung nicht betrogen!“ Der Jüngling verbarg ſein Antliz, er ſchien zum erſtenmal tief bewegt. „Ihre Ahnung?“ ſtotterte er und wagte nicht aufzuſehen; „ſo ſind Sie alſo um mich beſorgt geweſen?“ — „Geſtehen Sie!“ rief ſie, „ein Duell, oder auf der Jagd — darum alſo blieben Sie heute ſo lange aus?“ Eine Thräne rollte über ihre Wangen, ihr Buſen arbeitete heftig. „Betty!“ rief er, und eine ſchöne Röthe flog ſeine Wange an; „es iſt das erſtemal, daß Sie nicht ſpotten, nicht meiner lachen — Sie erſcheinen mir anders, ganz anders!“

Digitized by Google

„Auch Sie mir," liſpelte das Mädchen und blickte in die Flammen.

„Ja, ich will es geſtehen, ich habe eine Ehrenſache mit einem Offizier meines Regiments gehabt; vor zwei Stunden verließ ich dieſes Schloß mit der ſchwarzen Ausſicht, es nie wieder zu ſehen; der Himmel hat mich gerettet: meine Verwundung iſt unbedeutend." — „Alexander! durften Sie das mir — uns verſchweigen?" — „Konnte ich ahnen," ſtotterte er, „daß Sie an meinem Schickſal Antheil nähmen?"

Die Gräfin weinte heftig. Er wollte ihre Hand ergreifen, ſie wandte ſich ab und ihre Thränen floſſen aus der Fülle eines bewegten Herzens. Eine lange Pauſe entſtand; von beiden nicht gehört, zog der Sturmwind in hohlen, klagenden Tönen durchs Gemach, es bebten die hohen Fenſtern, das Grauſen des Grabes ſpielte mit dem Hauch entzückter Liebe. Ohne ein Wort zu verlieren, ſchloſſen ſich beide herzlich in die Arme, und der Kuß glühender Sehnſucht brannte auf Lippen, die noch von den Thränen des Schmerzes befeuchtet waren. Die Uhr über ihrem Haupte ſchlug Eins, als ſie aus ihrem ſeligen Traum erwachten und ſich verwundert anblickten. So hatte ein Moment das ſüße Geheimniß hervorgelockt und enthüllt. „Ich Thor!" rief der Jüngling, „Wahnſinn blendete mein Auge! Ach, ich habe Dich ſtets geliebt!" — „Auch ich war Dein," hauchte Eliſabeth; „doch wäre dieſe Stunde nicht geweſen, mein Herz hätte nie geſprochen." — „Dank ſey es unſerm Ahnherrn!" rief der Graf, unter Thränen lächelnd. Da rauſchte es hinter ihnen, beide blickten ſich raſch um, und ſiehe — die alte Gräfin ſtand da. Die heftige Bewegung der jungen Leute ſagte ihr, was vorgefallen war, und obgleich ſie durchaus nichts vom Zuſammenhang begriff, ſo war ſie zu freudig überraſcht, um viel zu fragen. Sie ſchloß die Liebenden mit Herzlichkeit in ihre Arme, Thränen entrollten auch ihren Augen, und mit zitternder Stimme ſprach ſie den Segen aus. In dem Moment ging ein leiſes Klingen durchs Gemach, das ſich draußen mit dem Rauſchen der Bäume miſchte. „Allein wie kommen Sie darauf, mich hier zu ſuchen, liebe Mutter?" rief Comteſſe Betty und ſchloß die Gräfin in ihre Arme, indem der junge Graf auf der andern Seite ihr die Hand küßte. Die gute Gräfin war wirklich in Verlegenheit; ſie glaubte durchaus nicht an wunderbare Einwirkungen, und doch mußte ſie jezt etwas erzählen, das faſt ſo wie eine Spukgeſchichte klang.

(Der Beſchluß folgt.)

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſezung.)

Umgekehrt rächte ſich in dem täglichen Leben und geſelligen Umgang des Jean Lafontaine jene innere Gewaltthätigkeit, mit welcher er ſich bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumeriſche Albernheit, welche ihn einem Blödſinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas ſchwerfällig und im Geſpräch, ſelbſt wenn es redewürdige Dinge betraf, zu ſtumm erſchien, konnte man doch bei dieſem bemerken, daß er leicht anders zu ſeyn vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer ſeiner Zeitgenoſſen es ausſpricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Menſch, im Umgang aber mit andern Menſchen weniger als ein Menſch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geſelligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener ſittlich verletzenden Art, dergleichen wir in ſeinen Schriften ſo viele finden. Es ſchien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais, als Menſch und im Geſpräch des Mundes, des Schriftſtellers, der in ihm war, und ſeiner Werke ſich ſchämte, wie Tycho de Brahe, der Schriftſteller, des abergläubiſchen Tycho's, als Alltagsmenſchen, ſich zu ſchämen ſchien; wie denn auch Salmaſius nur wenn er die Feder in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber ſehr ſanft und nachgiebig erſchien. „Oefters," ſo urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „iſt eine Mauer zwiſchen dem Verſtand und Herzen; der Verſtand geht irre, das Herz bleibt auf ſeinem rechten Wege." Und dieſe Art des Widerſpruchs erſcheint noch immer ſehr erträglich gegen jene, welche an dem Verfaſſer des empfindſamen Hirtengedichts, Guarini, und an dem für Feinheiten der Sprache ſo empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloſer Tyrann, und auch dieſer verlezte im Umgange mit ſeinen Verwandten, ja mit allen Menſchen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von dieſen ans krankhafte Extrem grenzenden Beiſpielen wieder zu der gewöhnlichen geſunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbſtthätigkeit folgt bei der menſchlichen Seele ſo nothwendig, wie der Schatten dem Licht, ein polariſch entgegengeſezter Zuſtand des paſſiven Hingebens in den Zug irgend einer ſogenannten Lieblingsneigung. Dieſer Wechſel zwiſchen Geben und Nehmen, zwiſchen Spannen und wieder Nachlaſſen, iſt der Seele zu ihrem geſunden Fortbeſtehen ſo nothwendig, als dem Leibe der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen.

Digitized by Google

Die Seele in ihrem geſunden Zuſtande, wenn ſie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbſtthätigkeit geübt, muß einen paſſiven Punkt und Moment ihres Seyns und Weſens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne deſſen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnſinn oder krankhafte Erſtarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochene und unwandelbar anhaltende Richtung der eigenen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geiſtreiche Zeitgenoſſin des großen Peter Corneille an dem Pompejus deſſelben es tadelte: daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung ſolcher beſtändig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquiſe von Sevigné, welche zu ſagen pflegte, daß ſie vor nichts mehr ſich ſcheue, als vor Leuten, welche den ganzen Tag witzig ſind. Gerade der öftere und mannichfache Wechſel der fruchtbar aufnehmenden mit den poſitiv wirkſamen Zuſtänden der Seele wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbſtthätigkeit am wirkſamſten gefunden. Daher bemerken wir an den geiſtig fruchtbarſten, thätigſten Menſchen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Ariſtoteles, wenn wir ſie zu verſchiedenen Zeiten und auf den verſchiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, ſo verſchiedene Sprachen und Stimmen der innern Zuſtände, wie an Rabelais Munde. Denn von dieſem witzigen Manne erzählt man, daß er einſt, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateiniſch anredete; als nun dieſer, welcher der Sprache unkundig war, einen andern herbeirief, welcher Latein verſtand, ſprach Rabelais dieſen auf griechiſch an. Da man hierauf einen dritten, in dieſer Sprache geübten, ihm vorführte, hatte Rabelais Mundart ſich ins Hebräiſche umgewandelt. So trat auch den Beſuchenden an dem großen Albrecht von Haller jezt der Sprachgelehrte und Freund der alten klaſſiſchen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andere Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Phyſiolog, oder der geübte Zergliederer, lieblicher jedoch und bleibender als dieſe Alle, der Selbſtkenner und kindlich-gläubige Chriſt entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wiſſenſchaftlicher oder künſtleriſcher Art, iſt das innere, polariſch ergänzende Element der ſittlichen Selbſtthätigkeit und vorherrſchenden Form der Seele. Nicht ſelten läßt es ſich, wenn man die verſchiedenen, wechſelnden Zuſtände des menſchlichen Gemüths aufmerkſam betrachtet, ſo anſehen, als ob da zwei ganz verſchiedene Perſönlichkeiten unter dem gemeinſamen Dache einer und derſelben Individualität beiſammen hauſten, wovon jezt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zwiegeſpräch begriffen, ſich vernehmen ließen. In Philipp II., König von Spanien, glühte beſtändig eine innere Flamme, welche jedoch durch eine, ihm zur gewöhnlichen, äußern Natur gewordene, ganz entgegengeſetzte Stimmung des Gemüths ſo überwältigt und gebunden war, daß ſie ihre verzehrende Kraft nur nach Innen üben, nicht zum ſichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von dieſem in der That ſeiner ſelber mächtigen Fürſten iſt es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieſer Flotte nicht blos die ſechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüſtung gekoſtet, ſondern zugleich alle mühſam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königs zu nichte gingen. Aber ſelbſt bei ganz unvermuthet ihm zugeſtoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einſtmals, als er die ganze Nacht mit ſeinem Geheimſchreiber aufgeſeſſen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeſchen nach Frankreich abgefertigt werden konnten, ergriff, gegen Ende der Arbeit, der eilige Schreiber ſtatt der Streuſandbüchſe das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigſten Bogen. Der König, ſtatt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerſt das Tinten-, dann das Streuſandfaß vor die Augen, und ſagte dabei mit kaltem Ernſt: „Dieß iſt das Tintenfaß und dieſes das Sandfaß.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Ein Abend im Odeontheater.

St. Leon predigt tauben Ohren und der Huiſſier will nicht mehr hinters Licht geführt werden. Endlich gibt er in ſo weit nach, daß er darein willigt, ſich unter dem mit einem Teppiche behangenen Tiſche zu verſtecken, aber unter der Bedingung, daß er ſeinen Gläubiger mit einer ſeidenen Schnur am Fuße feſthalten dürfe, damit er ihm nicht wieder entlaufe. Da er über Alles ein Liedchen dichtet, ſo macht er auch eines über die Baude, womit man in den verſchiedenen Lebensverhältniſſen gehalten wird. Er verſteckt ſich alſo, und St. Leon bleibt an der Schnur neben dem Tiſche. Zuerſt erſcheint die Freundin, und er unterhält ſich mit ihr etwas aus der Ferne. Aber zulezt erſcheint die geliebte Baſe ſelbſt. Jezt ſtürzt der Wildfang auf ſie los, die Schnur zerreißt und der joviale Huiſſier bricht aus ſeinem Hinterhalt hervor, zum großen Schrecken der Damen. Die Heirath iſt in wenig Minuten geſchloſſen, und Monſieur Jovial bekömmt die Verſicherung einer völligen Bezahlung. Dieſe gut geſpielte Poſſe, beſonders Philipps äußerſt luſtiges Spiel, hatte das jugendliche Parterre in gute Laune verſezt. Nach Beendigung dieſes Stückes wurde es daher höchſt munter, ja ſogar etwas ausgelaſſen. Es ließen ſich allerlei Späße hören, und natürlich wurde die Marſeillaiſe vom Orcheſter verlangt. Das Orcheſter zauderte wie gewöhnlich, allein man verlangte das Lied ungeſtümer als zuvor, und nun gab das Orcheſter nach, ſpielte aber den Mar-

Digitized by Google

ſeiller Marſch ſo raſch ab, daß er für den Tritt unſerer deutſchen Truppen viel zu geſchwind ſeyn würde. Eine Stimme forderte hernach auch die ſogenannte Pariſienne, allein ſogleich erſcholl das Geſchrei: Pas de poirisienne! Man hat nämlich das Wort Pariſienne auf ſatiriſche Weiſe verdreht, mit Anſpielung auf die weiche Birne (Poire), unter welchem Sinnbilde auf den Karikaturblättern der jetzige König dargeſtellt wird. Nun folgte das dritte Stück: le bal des ouvriers, ein Volksgemälde, mit vielem Witze, wobei wieder Philipp und dann Arnal, der beſte Komiker vom Vaudeville, das Zwerchfell der Zuſchauer erſchütterten. Die Dichter führen uns hier ins Innere der Haushaltung einer Wäſcherin, welche einen Handwerkerball gibt, der dadurch poſſierlich wird, daß die Leute den Ton der reichen Welt auf eine lächerliche Weiſe nachahmen. Philipp ſpielt die Rolle eines Tapeziers und Meubelmachers, welcher ſich den Bankier der Deputirtenkammer nennt, weil er die Bänke in derſelben verfertigt habe. Da ſie aber ſo lange Reden halten, und ſo kurze Einſchränkungen der Staatsausgaben veranſtalten, ſo will er das nächſtemal die gepolſterten Bänke mit Pfirſichſteinen ausſtopfen, damit ſie ſchneller davon gehen. Man ſieht, daß die Vaudevillesdichter vor den Deputirten nicht mehr Reſpekt haben, als vor den andern Ständen. Arnal hat die Rolle eines prätenziöſen Büchſenſchäfters zu ſpielen, der ganz zur Unzeit ſeine ſchönen Floskeln auskramt, und ſich auf eine drollige Weiſe eiferſüchtig beweist. Nach dieſer Poſſe trat eine furchtbar lange Pauſe ein. Zwar gab ein geſchickter Tänzer, Namens Salovain, ſehr gelenkige Sprünge und Wendungen zum beſten, allein dies war bald abgethan. Das Parterre wurde immer lärmender und polternder. Man verlangte nun die Marſeillaiſe nicht mehr vom Orcheſter, ſondern ſang ſie ohne Begleitung una voce ab, und als der Vorhang noch immer nicht anfging, ſang jemand, der eine gewaltig ſtarke Stimme hatte, dieſelbe Marſeillaiſe nochmals allein; nur die Schlußzeilen wurden von allen Studenten wiederholt. Wir haben ſomit dieſen Abend die Marſeillaiſe in allen Ausgaben erhalten. Jemand ſchlug zulezt noch vor, man ſolle ſie vom geſammten Theaterperſonal auf der Bühne abſingen laſſen, allein ich glaube, für diesmal war man der Marſeillaiſe ſatt; dieſem Vorſchlage wurde daher nicht beigetreten. Zulezt wurden Parterre und Logen ſo ungeduldig, daß ein fürchterliches Pfeifen, Stampfen und Poltern entſtand. Es mußte nun natürlich eine Erklärung von Seiten der Schauſpieler erfolgen. Dies geſchah auch, der Vorhang ging auf, und ein Schauſpieler bat ſehr höflich die Zuſchauer um Verzeihung wegen der langen Zögerung: es ſey durch Zufall eine Verſpätung in der Sendung der Coſtüme eingetreten, ſie werde aber bald erfolgen. Wolle das Publikum unterdeſſen mit einer Scene vorlieb nehmen, ſo wolle er dieſelbe zum beſten geben. Das wurde faſt einſtimmig angenommen. Nun ahmte der Mann auf ironiſche Weiſe in einem eigens dazu gedichteten Vortrage in Verſen die Sprache und die Geberden der vorzüglichſten Schauſpieler des Théâtre français nach, eine ſonderbare Beluſtigung, worauf man ſchwerlich anderswo fallen würde. Dem jugendlichen Publikum gefiel ſie ſehr; ſie war aber zu kurz, und es trat wieder eine lange Pauſe ein, während welcher das Parterre allerlei muthwillige Späße trieb, die zuletzt doch ſehr langweilig wurden.

(Der Beſchluß folgt.)

München, Oktober.

(Fortſetzung.)

Claude Lorrain in Harlachingen. Neubergbauſen.

In Florenz verſäumt Niemand, den Marmorſtein zu ſehen, worauf Dante des Nachts den kühlen, ſanften Windzug des Domplatzes genoſſen haben ſoll. Wer wäre ſo kalt, an der Wahrheit dieſer Sage zu zweifeln und ſich ſomit ein poetiſches Bild aus der Phantaſie zu vertreiben? Wäre das nicht ein Fingerzeig für den Beſitzer von Harlachingen? Nur einen Stein, einen Felsblock bezeichne er und ſage: hier ſaß Claudio und ſchöpfte den Zauber, mit dem er ſeine Bilder übergoſſen! Wer würde daran zweifeln, wenn er ſich da an einem heitern Sommertage hinſezte und ſähe in die blaue Luft, die hier dann ſo rein, ſo weich, ſo zart, von einem lieblicheren Blau, als ſelbſt in Italien iſt, und die Wolken, die hier ſo unbeſchreiblich ſchön ſich geſtalten und verſchmelzen und wandeln, und die Nebeldüfte, die dort herum ſo wunderbar ihren Flor ſpielen laſſen, und die Gebirge mit ihren Feenen, und die Waſſer, die ſo lebendig vorüber rauſchen, daß ihr Anblick uns in Träume verſenkt, als erzählten ſie alle ihre Verwandlungen, als erzählten ſie uns ihr Leben als Dünſte, als ſegelnde Wolken, als ſchwere Wetter an den Fernern, als Caskaden an den Almen, als Wellen in den Seen, und endlich die Sonnenuntergänge, die hier ſo prachtvoll ſind, wie ich ſie nur am Genferſee geſehen, ſo glühend, daß ſich die Liebfrauenthürme zuweilen wie mächtige Feuerſäulen über den Zinnen der Stadt zu erheben ſcheinen. Man ſeze in Harlachingen Claudio ein Denkmal, man verleihe ſeinem Geiſte, der ſich dort ergehe, eine Ruheſtätte, und München wird eine Merkwürdigkeit mehr beſitzen, und der Wirth von Harlachingen würde unendlich viel Bier einzuſchenken haben, wenn es auch nicht gut wäre; und mancher Engländer würde ein Stück Geld mehr in die Hand des Cicerone drücken, um hinaus geführt zu werden, wenn er auch nichts ſehen wollte, als den Stein.

Nicht ſo merkwürdig und romantiſch wie Harlachingen, aber ebenfalls reizend und viel beſuchter iſt das Schlößſel von Neubergbauſen. Der Weg dahin durch den engliſchen Garten, und der über den Geſteig (Berg), wo die ſchönſte Anſicht von München, ſind wahre Luſtgänge. Die Hochebene hat dort etwas ungemein Heimliches und Myſteriöſes. Ich weiß nicht, warum ſie mich an die römiſche Campagna erinnert. Ihre Fläche iſt weder ſo bewegt wie dieſe, noch ſo öde vor dem Auge, noch ſo bilderreich vor der Phantaſie; ihr Gebirgskranz iſt ganz anders geſtaltet als der, welcher die Campagna beſchließt, und dennoch erinnert ſie mich daran. Der Luſtgarten des Schlößſels von Neubergbauſen, vorzugsweiſe von der vornehmen Welt beſucht, und von den berühmten Myſtikern allhier und ihren Adepten zum vergnüglichen Stelldichein gewählt, ward durch einen Ball im Freien, welchen die Juriſten der Hochſchule, und durch einen andern, welchen die Mediziner derſelben da gaben, verherrlicht. Der Tanzboden war mit Laubgewinden und vielen Lüſters geſchmückt, an den Bäumen und Arkaden umher hingen bemalte Papierlaternen; Damen und Fräulein aus den höhern Ständen, und ſchmucke Riegelbändchen waren zugegen. Herren, die Anſpruch auf gute Geſellſchaft machen können, hatten leicht Zutritt erhalten, und die Zahl aller Anweſenden mochte ſich auf jedem dieſer Bälle auf nahe an die Tauſend belaufen. Höchſt erfreulich war es zu ſehen, wie da die deutſche, bald aufgeblaſene, bald befangene Steifheit ſammt ihrer Ziererei und dem Complimentenweſen verſchwand, wie da nichts an die Zeit der Zöpfe und der Reifröcke erinnerte, wie da Alles natürlich und zeitgemäß war, leutſelig, herzlich, ungenirt, luſtig. Die Diamanten und Edelſteine waren keine Auszeichnung mehr, ſie ſchmückten nur das Feſt; blos Grazie, Liebenswürdigkeit und Schönheit waren individuell.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Oktober 1833.

Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen. —
Sie ſind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.

Schiller.

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Fortſezung.)

Wie ganz anders würde ſich bei ſolcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengeſezter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen an der Oberfläche erſcheint, während ſich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innere verbirgt. Es war dieſes unter andern die Gemüthsart des zu ſeiner Zeit hochberühmten Tonkünſtlers J. B. Lully, in deſſen Thun und Weſen ein leicht ſich entflammendes Feuer mit dem löſchenden Element in beſtändigem Kampf und Wechſel erſchien. Wenn Lully's Ohr bei der Aufführung ſeiner Kompoſitionen auch nur durch einen einzigen falſchen Griff irgend eines Violinſpielers beleidigt wurde, konnte er darüber ſo außer ſich gerathen, daß er im Zorn dem Violiniſten ſein Inſtrument entriß und ihm daſſelbe öfters auf dem Rücken zerſchlug. Dieſem aufbrauſenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Kapellmeiſter nahm gewöhnlich den gemißhandelten Muſikus nach Vollendung des Stücks mit ſich zu Tiſche und erſezte ihm den Verluſt des Inſtruments auf ſo reichlich freigebige Weiſe, daß man in Verſuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beſchenkt zu werden. Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, ſeinen heftigſten Gegnern und Feinden die größten Wohlthaten zu erzeigen, ein anderer, und der in Boerhave wohnende innere Menſch, der ſolches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

Was die Fälle dieſer höhern Art betrifft, ſo hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade ſolche Menſchenſeelen, deren ſelbſtthätige Richtung ſich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenſchaftlichen Verwilderung und Entartung hinneigte, ein eben ſo kräftiges Element des Widerſtandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in ſich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemeſſene und geſunde Weiſe jenes verborgene Element geweckt und bekräftigt wird, ſehen wir gerade den vorhin am meiſten zum Hochmuth Geneigten zum Demüthigſten, den Geizigen zum Freigebigſten, den Wollüſtigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns Allen jene doppelte Perſönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andern zur nothwendigen Ergänzung dient; nur ſcheint bei den Meiſten der innerlich verborgene Pol ſehr unentwickelt und ungeſtaltet.

Wenn ſich uns etwa zuweilen der ergänzende, polariſch entgegengeſezte Zuſtand der alltäglichen Selbſtthätigkeit der Seele an uns ſelber oder an Andern im Wachen

Digitized by Google

verbergen wollte, ſo wird er dennoch einer aufmerkſamen Beobachtung im Traume bemerkbar werden. Der während des Wachens ſanft und ruhig Erſcheinende iſt in ſeinen Träumen in einen Zornmüthigen und Heftigen umgewandelt. Noch öfter hat man die Bemerkung gemacht, daß im Wahnſinne wie im Delirium des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrſchend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieſes Menſchen im geſunden Zuſtande in geradem Widerſpruch ſteht. Der vorhin Ruhige, Sanfte, zeigt ſich dann in ganz beſonderm Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthloſe und Scheue zur höchſten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte in ſolchen krankhaften Zuſtänden ungewöhnlich verdroſſen und ſtill, der Heitere niedergeſchlagen, der mannhaft kühne Menſch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, ſehen wir ein ſtilles, ſanftes Mädchen, welches im geſunden Zuſtand ein Muſter von Beſcheidenheit und Sittſamkeit geweſen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelaſſenen, wilden Jünglinge ähnlicher ſich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen; ſtatt des ſonſt ruhigen Geſprächs, ein lautes Schreien, untermiſcht mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderſtehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der ſelbſt der ehrenwertheſten Perſonen nicht verſchonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn ſie jezt, wie ſie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnerung hatte, trat ein entgegengeſezter Zuſtand ein: ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht grenzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen innern Richtung in die entgegengeſezte finden wir namentlich auch in der Geſchichte des Erkenntnißvermögens, ſelbſt da, wo dieſe ihren ordentlichen, ruhigen Gang geht, noch mehr aber da, wo dieſer Gang durch innere Unruhe geſtört und verändert wird. Menſchen, welche ganz beſonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieſes in faſt beſtändiger Anſpannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, Alter, ja durch Berauſchung am häufigſten gedächtnißſchwach, und vergeſſen Alles, während bei andern, welche das Gedächtniß faſt ungebraucht gelaſſen, dieſelben Fieberanfälle den verſäumten innern Sinn auf ganz beſonders merkliche Weiſe aufregen und ſchärfen, ſo daß jener Landmann in ſeiner Krankheit das Griechiſche, welches er in früher Kindheit mit dem Sohne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig herſprach.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Geſpenſtergeſchichte aus alter Zeit.

(Beſchluß.)

„Mein Kind,“ ſagte die Gräfin endlich, „Du wirſt lachen, wenn ich Dir ſage, daß Dein Ahnherr mich hierherſchickte.“ — „Mein Ahnherr, liebe Mutter?“ — „Kein anderer. Mir träumte, nachdem ich ruhig eingeſchlafen war, daß er aus dem Bilde über meinem Kamin herausſteigend, mich an der Hand nahm und mich hieher führen wollte. Der Traum war ſo lebhaft, daß ich erwachte und mich ſogleich nach Dir umſah; als ich Dich nicht in Deinem Bette fand, wurde ich ängſtlich, und unwillkührlich folgte ich der mir angewieſenen Richtung.“ — „Wie wunderbar!“ riefen die Liebenden. — „Durchaus nicht!“ entgegnete die Gräfin; „mein Traum läßt ſich ganz natürlich aus meiner Beſorgniß um Euch herleiten, ſo wie von dem Umſtande, daß in dieſen Tagen von dem Plan geſprochen wurde, eine Nacht in dieſem Gemach zu wachen. Das Wunderbare, das ich finde, meine Kinder, beſteht darin, daß Ihr Euch lieben konntet, ohne mich nur das geringſte Anzeichen davon gewahr werden zu laſſen.“ Sie blickte in die blühenden Geſichter ihrer Kinder und ſah die Wangen von Purpur geröthet, die Blicke geſenkt. Als ſie keine Antwort erhielt, nahm ſie ſich vor, als eine kluge Frau, die an nichts Wunderbares glaubt, auch hier weiter kein Wunder zu ſehen, und ſo kehrten die drei glücklichen Menſchen aus dem Geſpenſterzimmer zurück.

Die Liebe aber läßt ſich nicht leicht ein Wunder nehmen, beſonders nie ein ſo ſchönes, das ihre Herzen geöffnet hat. Einige Wochen nach der Vermählung ſagte Graf Alexander zu ſeiner Gemahlin: „Gieb Acht, Liebe, es gibt keinen Advokaten Ulrich, oder finde ich ihn auch, ſo iſt's gewiß eine ganz andere Perſon, als die ich damals im Park geſehen.“ — „Und wer ſollte es denn geweſen ſeyn?“ fragte die junge Frau mit Lächeln. — „Der unglückliche Schatten unſers Ahnherrn, dem wir durch unſere Verbindung Ruhe gegeben.“ — „Wenn das iſt,“ rief Betty, „ſo wäre es ſeine Pflicht geweſen, uns ſeinen Dank nicht vorzuenthalten.“ — „Rufe ihn nicht herbei!“ flüſterte der Graf.

Als es dieſe Worte wechſelte, befand ſich das zärtliche Paar mit tauſend andern fröhlichen Spaziergängern und Gängerinnen in den duftenden Alleen des Praters. Die ſchöne Frau lockte die Blicke auf ſich, und eben ſtreifte ihre flatternde Robe an die Kniee eines Mannes, der gebückt und, wie es ſchien, in tiefe Gedanken verſenkt, auf einer Bank Platz genommen; er blickte auf, und in dem Moment ſtieß der Graf einen Laut des Schreckens aus. Er hatte den ſchwarzen Sammtrock erkannt, und ſeiner Gemahlin dieſe Entdeckung zuflüſternd, eilte er,

Digitized by Google

dem Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, der ſich indeß erhoben und in einen andern Gang gelenkt hatte, nachzukommen. Immer wieder drängten ſich bunte Gruppen dazwiſchen, allein das ſcharfe Auge des jungen Mannes behielt ſein Ziel im Auge; jetzt betritt jener den einſamſten Seitenweg, das junge Ehepaar ihm nach; ſchon ſind ſie ihm ſo nahe, daß die Stimme ihn bequem erreichen kann; da öffnet jener ein Seitenpförtchen, und in dem Augenblick hüllen ihn die Staubwolken eines vorüber fahrenden Wagens ein. Als die ſich zerſtreut hatten, war vom ſtillen Wanderer nichts mehr zu bemerken. Verdrießlich blieb der Graf ſtehen, er blickte herum und ſah neben ſich einen Mann in ältern Jahren ſtehen; ohne weiteres wandte er ſich jezt zu dieſem. „Mein Herr,“ ſprach er, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme: kannten Sie etwa jenen Mann, der eben dort durchs Pförtchen verſchwand?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Er trug einen ſchwarzen Rock, an den Händen weiße, etwas vergelbte Handſchuhe.“ — „Kann ſeyn; doch warum fällt Ihnen der Mann auf? Ich finde nichts beſonderes an ihm; oder hat er etwa mit Jemanden, den Sie kennen, einige Aehnlichkeit?“ — „Errathen!“ rief der Graf lebhaft; „ich kenne einen gewiſſen Herrn Ulrich, einen Advokaten, mit dem er auffallende Aehnlichkeit hat.“ Der Fremde ſah ihm fragend und lange ins Geſicht; endlich ſagte er lächelnd: „Nein, da täuſcht Sie doch Ihr Auge, mein Herr; mit dem Advokaten Ulrich hatte der Fremde durchaus keine Aehnlichkeit.“ — „Woher wiſſen Sie das?“ — „Woher ich's weiß? — weil ich ſelber der Advokat Ulrich bin.“ Der Graf und die Gräfin verſtummten; der Fremde behielt ſeine ruhige, anſpruchsloſe Stellung. — „Sie, Sie alſo wären der Herr Ulrich? Sie wären alſo derjenige, der auf dem Gut des Grafen von Rolandseck ſich damit beſchäftigt, Geſpenſtergeſchichten und ſeltſame Abentheuer aufzuſchreiben und herauszugeben?“ Der Fremde warf wieder einen langen, mißtrauiſchen Blick auf den Frager, endlich entgegnete er kurz: „Ja, mein Herr, was Sie auch dazu berechtigen mag, mit Jemanden zu ſcherzen, der nicht mit Ihnen zu ſcherzen Luſt hat, ſo wiſſen Sie, daß ich zwar auf dem Gute des Grafen von Rolandseck gewohnt, mich aber nie damit beſchäftigt habe, ſeltſame Abentheuer aufzuſchreiben, ich müßte denn mit dem heute erlebten den Anfang machen.“ Mit dieſen Worten drehte er ihnen den Rücken und ging ſeines Wegs. Die Gräfin ſah bald ihm nach, bald ihren Gemahl an, beide wußten nicht, was ſie ſagen ſollten; ſtillſchweigend traten ſie ihren Rückweg an.

Alle Jahre Krieg.

Das iſt der Krieg, den die Erde führt
  Alljährlich mit der Sonnen.
Ein heißer Strahl hat ſie berührt:
  Da iſt der Kampf entbronnen.

Ein heißer Strahl, der ſticht und flammt,
  Er wird ſie noch verzehren.
Erde, nun nimm die Kraft geſammt!
  Du mußt dein Leben wehren.

Da ſtellt ſie auf ein grünes Gras
  Mit hunderttauſend Spitzen:
Hei, wie die Halme thauesnaß
  So ſtreitbegierig blitzen!

Hie Eiſenhut, da Ritterſporn,
  Schwertlilien dort wie muthig!
Es kämpft ſich ſelbſt an ihrem Dorn
  Die ſcheue Roſe blutig.

Und Büſche wehen und Fahnen viel,
  Da hält ſich auch gar wacker
Der Nachtigallen klingend Spiel,
  Der Lerchen über dem Acker.

So kämpfen gegen einander fort
  Die beiden lange, lange,
Mit Strahlen die Sonne, die Erde dort
  Mit Laub und Blüthen und Klange.

Der Erde wächſt der Muth je mehr,
  Von Woche mehr zu Wochen,
Bis endlich iſt an der ſcharfen Wehr
  Der Sonne Kraft gebrochen;

Bis ſie ganz ſtill und bleich und krank
  Anfängt zu parlamentiren.
Die Vögel ſingen „Gott Lob und Dank!“
  Und zieh'n nach den Winterquartieren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Ein Abend im Odeontheater.

Nun verlangte das Publikum, was es ſchon früher hätte verlangen können, nämlich, daß das Orcheſter es unterhalten ſolle. Man rief nach dem Muſikdirektor, und als dieſer erſchien, machten die Studenten allerlei Späße mit ihm. Ich weiß nicht, warum ſich das Orcheſter nicht nach dem Wunſche des Publikums fügte; vielleicht fehlte es an Muſik, da man ſich auf einen ſolchen Fall nicht vorgeſehen hatte; allein das Publikum nahm ihm mit Recht ſeine Unthätigkeit übel, und als das letzte Stück begann (es war 11 Uhr in der Nacht), wollten die Studenten, das Orcheſter ſolle ſich wegpacken, und es entſtand ein ſo furchtbares Pfeifen, daß die Schauſpieler gar nicht zu Worte kommen konnten. Endlich begriff das Parterre jedoch, daß, wenn es das noch rückſtändige Vaudeville recht genießen wolle, es wenigſtens das Orcheſter nicht fort-

Digitized by Google

ſchicken dürfe. Es wurde alſo allmählig wieder ſtille, und die Schauſpieler gaben eine Poſſe des Variétéstheaters: Die Kunſt, die Wache nicht zu beziehen, nämlich bei der Nationalgarde. In Paris ſpaßt man über Alles, folglich auch über die Nationalgarde. Es gibt mehr als ein Dutzend Vaudevilles darüber; dieſes hier iſt wenigſtens das dreizehnte. Wahrſcheinlich hat man es blos gedichtet, um einem Schauſpieler Gelegenheit an die Hand zu geben, in verſchiedenen, ſchnell auf einander folgenden Rollen ſeine Gewandheit zu zeigen. Der Inhalt iſt kürzlich dieſer: Ein Künſtler, dem es nicht behagt, das Gewehr auf die Schulter zu nehmen und die Nacht im Wachthauſe zuzubringen, ſucht ſich von der Verbindlichkeit, die Wache zu beziehen, los zu machen. Er erzählt ſehr luſtig, wie er unthätig bleibt, wenn ihm ein Wachtzettel zugeſchickt wird, wie er ſich nicht ſtellt, wenn er vorgefordert wird, wie er ſich zu 21 Stunden Verhaft verurtheilen läßt, und dann wartet, bis das Königsfeſt herankömmt, mit welchem eine völlige Amneſtie der kleinen Vergehen der Nationalgarde verbunden zu ſeyn pflegt. Von St. Philipp zu St. Philipp, meint er, werde er doch bis zu ſeinem 55ſten Jahre gelangen, und dann von der Obliegenheit frei werden. Es ſcheint aber, daß die Jury der Nationalgarde ſeine Verhaftung nicht bis zum Philippsfeſte aufſchieben will; denn ein Polizeikommiſſair mit einem Gensdarmen ſpürt ihm nach. Der widerſpenſtige Nationalgardiſt flüchtet ſich in ein von einer Modehändlerin bewohntes Dachſtübchen, und ehe die Polizei hinauf gelangen kann, wirft er ſich in einen alten daſelbſt befindlichen Schlafrock und ſpielt nun den geſchwätzigen Alten; er ermüdet den Polizeikommiſſair mit ſeiner Plauderhaftigkeit, wobei er auch von Jemmapes und Valmy Erwähnung thut, eine ſatiriſche Anſpielung auf die Reden des Königs, weßhalb das Publikum dieſe Stelle auch ſehr belachte. Der Polizeikommiſſair entfernt ſich, da der Wildfang aber nicht zweifeln kann, daß man noch ferner Hausausſuchung anſtellen wird, verkleidet er ſich in eine Negerin, da er hört, daß eine im obern Stock wohne; dann ſpielt er die Rolle des Savoyiſchen Kaminfegers, und rührt den Polizeikommiſſair durch die Schilderung des Elends in ſeiner Heimath ſo ſehr, daß dieſer ihm Geld gibt und auch den Hauseigenthümer bewegt, ihn zu beſchenken. Zuletzt wird der Trug offenbar. Allein es wird eben eine Amneſtie in der Straße ausgerufen, und der Spaßvogel iſt wieder frei. Mit Wortſpielen iſt dieſe Poſſe reichlich verſehen, ſo wie es auch das vorige Vaudeville war. Manche waren ſehr beißend und berührten jetzige Verhältniſſe. So etwas würde anderswo die ganze Polizei in Bewegung ſetzen; hier geht es mit einem Lächeln des Publikums vorüber. Die Zuhörer fühlen, daß ſie frei ſind, denn man darf ſich auf der Bühne über jede Art von Lächerlichkeit luſtig machen. Iſt die Satire nicht treffend, ſo läßt man ſie kalt vorübergehen; iſt ſie gut, ſo wird ſie beklatſcht, und iſt ſie in ein witziges Liedchen eingekleidet, ſo läßt man dieſes zuweilen wiederholen, obgleich das Wiederholen hier nicht ſo im Gebrauch iſt, wie anderswo. Iſt das Schauſpiel vorüber, ſo geht jeder ruhig nach Hauſe und denkt nicht weiter an die Ironie; der franzöſiſche Staat bleibt ruhig auf ſeiner Grundlage ſtehen und wird durch kein Vaudeville erſchüttert. Im Gegentheil, manchmal, wann das Publikum unzufrieden iſt, und ſeinen Unmuth im Schauſpiele ausgelaſſen hat, beruhigt es ſich, und glaubt ſich hinlänglich gerächt zu haben. Das Schauſpiel iſt alsdann der Ableiter der Unzufriedenheit, ſo gut als die Preſſe.

D g.

München, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Bälle in Neuberghauſen.

Hier muß ich bemerken, daß dieſe Eigenſchaften ſehr häufig unter den Münchnerinnen vorkommen. Ich habe bei der Beſchreibung des Carnevals das Benehmen der hieſigen Fräulein gegen den Fremden, mit dem ſie zum erſtenmale zuſammen kommen, als bedeutend ſtumm und etwas unbeholfen, als allzu verſchämt und ſpröde geſchildert. Wenn es wenige Schriftſteller gibt, die ihren Gedanken das rechte Wort zu geben ſich beſtreben, ſo gibt es noch weniger Leſer, die dem Worte ſeinen wahren Sinn ableſen können oder wollen. Meine Schilderung hat alſo leicht mißverſtanden werden können, was mir ungemein leid thun würde. Ich widerrufe ſie hiemit keineswegs, denn ſie iſt treu und wahr; aber ich hätte dieſe Wahrheit, die übrigens unmöglich beleidigen kann, da ſie darthut, daß die Fräulein den herkömmlichen Sitten Ehre machen, nicht zum Beſten geben ſollen, ohne auch andere zu ſagen, die viel ſchmeichelhafter, und für mich viel leichter zu ſagen geweſen wären. Denn das Münchner ſchöne Geſchlecht iſt gewöhnlich eben ſo geſprächig, wie alles ſchöne Geſchlecht in der Welt, und ſein Geſpräch iſt deſto unterhaltender und anmuthiger, als es nie gelehrt thut und doch immer Bildung verräth, ſtets natürlich und anſpruchlos, und doch von einem leichten Dufte kokettirender künſtlicher Kultur angeflogen iſt. Auf den fraglichen Bällen zeigten ſich auch die Herrn ſehr zu ihrem Vortheil. Die Studenten hatten nichts von dem ſogenannten Burſchikoſen an ſich, weder in der Kleidung noch im Betragen, und die ſogenannten Philiſter nichts Philiſtröſes. Die Toiletten waren größtentheils einfach, einem ländlichen Feſte angemeſſen; niemand hatte darin ſeine Mittel überboten. Ich ſah mehrere Tänzerinnen in demſelben Kleide wieder, in welchem ſie auf andern Bällen erſchienen waren, ſo daß man ſie nur mit dem Namen der Rothen, der Grünen, der Gelben, der Blauen u. ſ. w. zu bezeichnen braucht, um ein ganzes Jahr lang verſtanden zu werden. Die Handſchuhe waren von allen Farben und ſo auch die Schuhe; die Riegelhäubchen mit ihren kurzen Kleidchen, die wohl wiſſen mögen, warum ihnen ſolche ſo ſchön ſtehen, tanzten in Halbſtiefeln und Halbſtiefelchen. Als es Nacht geworden und die Lichter angezündet waren, da bot der Garten ein magiſches, für mich neues, überraſchendes Schauſpiel dar: unter dem dunkeln Gewölbe der Bäume in dämmernder Beleuchtung die ſchöne Welt vor den blinkenden Gläſern, und mitten auf dem taghellen Tanzboden, unter dem auf bekränzten Säulen ſchwebenden Dache, die tanzende Jugend, die Strauß'ſchen Walzer, und draußen Nacht und ihre Ruhe und Stille. Bis Ein Uhr nach Mitternacht dauerten dieſe Bälle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 251:
Ausbleiben.

Räthſel.

Ein Doppelhaus für zehen Knechte,
Das ſeinen Herrn einſt arm gemacht,
Und das, vom weiblichen Geſchlechte
Beſeſſen, Manchem warm gemacht.

Oft wird's mit Anſtand auch getragen,
Und trägt zugleich den eignen Herrn;
Sein Anblick ſelbſt muß oft behagen,
Denn mancher küßt ſogar es gern.

Im Oſten häufiger als im Weſten,
Dort iſt's geſchmückt, hier meiſtens kahl;
Vom Bräutchen bei den Hochzeitfeſten
Braucht der Polak es als Pokal.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Oktober 1833.

Célébrons ce grand jour;
Célébrons tous une fête si belle;
Que nos chants en tout lieu en portent la nouvelle!

Molière.
Intermède de Psyché.

Das Winzerfeſt in Vevay.

Vierter Brief.

Wir haben den im vorigen Brief beſchriebenen Feſtzug abziehen ſehen, um den Abbé und das Conſeil zu holen. Er kommt zurück, und nun beginnt das eigentliche Feſt. Nach den Schweizern wird die Fahne der Société des Vignerons getragen, auf der ich Anfangs eine Madonna zu ſehen glaubte, bei näherem Augenſchein aber eine Abundantia mit Sichel und Füllhorn erblickte, mit der Umſchrift: Ora et labora; hierauf kommen der Hocqueton oder Huiſſier der Geſellſchaft (mit Sponton, ſpaniſchem Federhut, ſonſt ganz grün); die zu krönenden Weinbauern, zwei ſchöne, kräftige Männer unter einem wandelnden Ehrenbogen von Weinlaub, den zwei junge, angehende Winzer über ſie halten; der Abbé, Präſident der Geſellſchaft und jezt Haupt des ganzen Feſtes, den ſilbernen Krummſtab tragend; das Conſeil der Geſellſchaft mit ihrem Sekretär und Konſtable.

Nun begann nach einer kurzen Harangue ſeiner Reverence, des Abbé's, die Feierlichkeit der Krönung der zwei Weinbauern mit Kränzen und goldenen Medaillen, dann die Ueberlieferung der ſilbernen Medaillen, der Ehrenſerpetten und Geldbelohnungen an die Uebrigen; darauf ziemlich ſchlecht geſungene Lob- und Dankſtrophen, wie man ſie überall findet und wie ſie überall langweilen. Bei dieſem heitern, durchaus lokalen Feſt hätte nach meiner Meinung die Anſpielung auf die politiſchen Wirren der Schweiz wegbleiben ſollen. Nach dieſem gutgemeinten und mit frommen Wünſchen endigenden hors d'oeuvre begannen die Geſänge und Tänze der einzelnen Abtheilungen, jede beſonders. Zuerſt die blauen und roſenfarbenen Schäfer mit ihren Gärten, Guirlanden, Schaafen, Widdern, Blumenſchirmen u. ſ. w. Von ihrem Wechſelgeſang will ich nur anführen, was die Schäferinnen ſingen, indem ſie nach den Bergen hinaufdeuten:

Voyez, pour nous, d'autres villages
Les toits brillent dans ces hauts lieux,
Là sous nos pieds sont les orages
Et sur nos fronts l'azur des cieux.

Nach dem Geſang kam ihr Tanz. Die Schäfer, die den Blumengarten führten, luden ſodann die Schäferinnen ein, einzutreten. Während ſie ihnen da Früchte und andere Erfriſchungen boten, näherten ſich die roſenrothen Schäfer, ihr großer Blumen- und Blätterſchirm öffnete ſich und ſie ſtellten ihre Schaafe und Widder darunter; rund herum aber lehnten die Schäfer ihre Stäbe und tanzten dann einen Rundtanz nach einer alten Landesmelodie um den Gewahrſam, wo die Schaafe gar lieblich zwiſchen den bunten, blumenumwundenen Stäben herausguckten und dem Tanz bedenklich zuſahen. Das Ganze war durch Gedanken,

Digitized by Google

Friſche und Bewegung ſehr anmuthig. Nach dem Verſchwinden der Schäfer kamen die Gärtner und Gärtnerinnen. Sie bildeten mit den Werkzeugen des Gartenbaus, mit Grabſcheid, Hacke, Gabel, Rechen, Schaufel, Gießkanne u. ſ. w. eine Pyramide, die Mädchen ſezten dazwiſchen ihre Blumen- und Früchtekörbe, und dann begann der ländliche Rundtanz mit Geſang.

Die Palesabtheilung ſchritt langſam vor. Links ſtellten ſich die Canephoren mit dem Opferaltar, den Opferblumenkörben und dem Prieſter, die Göttin in der Mitte, ihrem fröhlichen Völkchen zugewendet; auf den Altar wurde Weihrauch geſtreut und nach den Dankgeſängen an die Göttin begann der Tanz der Heumacher und Heumacherinnen. Jene ſtellten zuerſt mit ihren blanken Senſen das Mähen des Heus vor, dann kamen die Mädchen, um es mit ihren Rechen zu häufen. Unter Wechſelgeſängen wurde der Rundtanz vollbracht. — Die Abtheilung der Senner ſchritt jezt mit ihren ſchönen Kühen vor; die Knechte nahmen ihre Hüte ab, ſezten ihre ledernen Arbeitskappen auf, ſtreiften ihre Aermel zurück, thaten als melken ſie, auf ihren Melkſchemeln ſitzend, die Kühe und als machten ſie Käſe. Dabei ſangen ſie ein Wechſellied in dem halb franzöſiſchen, halb italieniſchen Patois des Landes, wo immer ein Knecht dem andern nach der Weiſe des Kuhreihens antwortete:

Ha ah! Ha ah!
Liauba! Liauba! por aria.
Vinidé toté,
Blantz et noiré
Rodz' et motailé,
Usjouren' et otro;
Dézo ou tzcháno
Jo vo z'ario,
Dézo ou tremblo
Jo ſe treintzo,
Liauba! Liauba! por aria.

Die Vorgänger der Frühlingswinzer trugen die Embleme der Vigneronsgeſellſchaft auf grünen Stäben: einen Mönch, einen Abt, einen kleinen Bacchus, eine Weinblattleſerin, eine Weinkelter, eine Bacchantin, ein Moſtfaß u. ſ. w. Die Winzer ſelbſt trugen Hacken und Foſſoirs oder eiſerne Grubenmacher, ihre Begleiterinnen aber die Bündel kleiner Ruthen, die ſie zum Anbinden der Reben brauchen. Ihr pantomimiſcher Tanz ſtellte zuerſt die Frühlingsarbeiten des Weinbaus, das Pflanzen, Beſchneiden, Umhacken und Anbinden der Reben dar; dann trugen ſie ihre Werkzeuge zuſammen und tanzten eine Runde nach Landesart. Die Schmiede ſangen dazu und auch der Scheerenſchleifer ließ ſich mit folgenden guten Strophen vernehmen:

De retour de terre étrangère,
Le remouleur pour peu d'argent
Vient vous offrir son savoir-faire,
Talent connu, talent tranchant.
Sous ma main le fer brille,
L'acier pétille,
Aiguiser couteaux!
Rasoirs et ciseaux!
Souvent la fortune se joue
De maints états et de maints rois;
Ma fortune, à moi, c'est la roue,
Qui de mon pied subit la loi etc.

Der prächtige Ceresʒug trat nun auf, die Opfer wurden gebracht, Weihrauch geſtreut unter Hymnen und Chorgeſängen. Dann begannen die Tänze der Schnitter mit den Schnitterinnen und Aehrenleſerinnen; vorherrſchend waren Pantomimen des Säens, Schneidens, Garbenbindens und Dreſchens; dann folgten Rundtänze, bei denen die geſchwungenen blinkenden Senſen und Sicheln, wie die vollen Aehren und bunten Kornblumenkränze, eine originelle Wirkung hervorbrachten. Bei den antiken Ceresfeſten kann dieß nicht ſchöner geweſen ſeyn.

Auch der Bacchuszug hatte etwas ganz Alterthümliches und durch die Mohren etwas Quaſi-Orientaliſches, das wahrſcheinlich des Gottes morgenländiſchen Urſprung andeuten ſoll. Opfer und Geſänge wie bei Pales und Ceres. Ganz eigenthümlich aber war der thraciſche Tanz der Faunen mit den Bacchantinnen. Er hatte, wie im Alterthum, etwas Wildes, Ausgelaſſenes und Drohendes, wozu die geſchwungenen Keulen und die Pantherfelle der Chorführer ſehr günſtig wirkten. Die Faunen ſchwangen kräftig ihre langen, epheuumwundenen Thyrſusſtäbe, die Bacchantinnen ſchlugen ihre Becken und Handtrommeln; der Tanz ſelbſt erinnerte in ſeinen Formen und Verſchlingungen an den rauhen griechiſchen Norden, wo er heimiſch war. Mit einem Wort, wir hatten die alten Bacchanalien vor unſern jungen Augen, freilich nur in ſo weit, als ſie in unſerer ſittlichern Zeit dargeſtellt werden können. Der alte dicke Silen auf ſeinem Eſel war ein trefflicher Komiker, ſchwankend und launige Witzworte ſtammelnd, gehalten von zwei Mohren. Alles dieß hatte aber durchaus nichts Anſtößiges oder Unanſtändiges, und die Methodiſten hätten gar wohl zuſehen können. Der Zug der Herbſtwinzer, der die Weinleſe darſtellte, glich in Geſang und Tanz ſehr dem der Frühlingswinzer, nur wurden dabei keine Inſtrumente gebraucht, ſondern nur Körbe, Butten und Gelten, die ſie bei Seite ſezten, um nach ihrem Geſang in Patois auch eine Nationalrunde zu tanzen. Noah's Arche beſchloß dieſen Zug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von den ſchlafähnlichen Zuſtänden der Seele.

(Beſchluß.)

Es wohnt in unſrem Innern der ganze Menſch, mit allen ſeinen geiſtigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende

Leben, allmählig die eine Richtung zur herrſchenden, die andere zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andere zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die ſich nach ihrem Lichte wenden. Zu ſeiner Zeit muß dann auch das im Dunkeln Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jezt winterlich abgewendete Pol hat einmal ſeinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es ſich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und weſſen Eigenthum es geweſen. Denn es wird dann öfters an dem erſt nun ganz ſichtbar gewordenen Gewächs eine bittere Wurzel gefunden, und ſtatt des Schmetterlings, deſſen Entfaltung die vorhergegangene Raupengeſtalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindieliges Geflügel hervor, deſſen Erzeuger ſchon in den Leib der Raupe die zerſtörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende iſt im Geiſtigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Menſch empfangen und im Verborgenen gebildet wird; denn es iſt dieß eine Bemerkung, welche man häufig an ſich und andern machen kann, daß unſer innerer Menſch ſo wie der äußere am meiſten durch jene Zuſtände gedeihe und erſtarke, welche wir als ſchlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, beſänftigende Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern ſtrömende, beſänftigende Geiſt, wenn ihn daſſelbe reichlich walten läßt, nicht blos Heilmittel werden, ſondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche ſich zu einer falſchen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Weſen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines ſonſt im Innern ſchlafenden Elementes des Widerſtandes ſehr wohlthätig auf das geiſtige Wachsthum gewirkt. Wie denn der ſelige Prälat Oetinger von ſich ſelber erzählt, daß er in ſeiner Kindheit von ſo ruhigem Naturell geweſen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieſer allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die innern Anlagen auf, gab ihm ſogar Luſt und Muth zum Verſemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt. Anſcheinend etwas Anderes meinend, und dennoch daſſelbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menſchen gab, welchen es wahrhaft anliegt, geiſtig geſund zu ſeyn, daß ſie nämlich in ſolchen Fällen, in denen ſie nicht wiſſen, welches von Zweien ihnen das geiſtig Heilſamſte ſey, dasjenige erwählen ſollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am meiſten zu widerſtreben ſcheine.

Warum aber gerade jener verborgene, ſeiner Natur nach mehr paſſive Theil unſeres Weſens bei dem Bildungsgeſchäft des innern Menſchen als der fruchtbarere erſcheine, das geht aus der gleich am Eingange dieſer Betrachtungen gegebenen Erklärung der Schlafzuſtände der Seele von ſelber hervor. Die ſelbſtthätige Richtung unſerer Natur iſt das Eigenthum des Einzelnweſens und als ſolches eine einſeitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirkt der Einfluß von geiſtiger Art auf die empfängliche, paſſiv aufnehmende Seite unſerer Seele ein. Die paſſiven Zuſtände ſind es mithin allerdings, während denen unſere Seele am meiſten mit der geiſtigen Speiſe des Lebens geſtärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirkſamkeit des Südpols eines Magnetes in genauem Verhältniß ſteht mit der Stärke des Nordpoles, ſo hängt das Maaß und die Beſchaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geiſtig belebenden Einfluß ſehr genau mit der Beſchaffenheit der Selbſtthätigkeit zuſammen. Die Richtung der Selbſtthätigkeit kann eine ſehr verſchiedene, auch der aufregende, geiſtige Einfluß kann ein ſehr verſchiedener ſeyn. Immerhin jedoch pflegt ſich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Geſundheit des Menſchengeiſtes will, dieſem an jener Stätte ſeines Weſens am leichteſten und fruchtbarſten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken verſenkt, ſondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt iſt. Dieſer Pol des Menſchenweſens und die Wichtigkeit ſeiner Pflege ſollte deßhalb auch im Geſchäft der Erziehung aufmerkſam beachtet werden. Derſelbe wird in der Kindheit am öfteſten in einem augenfälligen Wechſel und gleichſam in beſtändigem Zwiegeſpräche mit der andern, nach Außen wirkenden Bewegung gefunden; er iſt daher auch in dieſem Alter am leichteſten zu erkennen und zu behandeln. Wie ſich die Extreme jedoch ſo oft gleichen, ſo zeigt ſich auch wieder im höhern Alter das öftere Wechſeln und deutliche Beiſammenſeyn der beiden Zuſtände. Oefter jedoch geſchieht dann der Seele etwas Aehnliches wie dem Leibe: die Schlafzuſtände werden andauernder, werden äußerlich vorherrſchend; ja dieſelben erſcheinen auch in der wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödſinn des Alters.

Gottes Hülfe.

Bricht unter dir die Brücke,
  Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Waſſer zücke
  Und heb' an's trockne Land.

Gott wollte ſich erbarmen,
  Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
  Dich ſelber aus dem Grab!

W. Wackernagel.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortſetzung.)

Bogenhauſen. Fähring. Frohnleichnam.

Auch der Liederkranz wurde dieſen Sommer einmal in Neuberghauſen gehalten, und nach dem Geſange wurde ebenfalls getanzt. Da war das Gemiſch der Stände noch größer, ja auffallend, denn in den Fracks, die da tanzten, ſtacken mehrere junge Herrn, die ſie gemacht hatten. Aber eine ſolche zufällige Berührung ſchadet Niemanden von den Honoratioren, ſie kann vielmehr zur Verfeinerung der unterſten Klaſſen beitragen, und ſo dachte ich, es wäre nicht human, ein Aergerniß an einem eleganten Tänzer zu nehmen, der ſtatt des Schnupftuchs aus Verſehen ein Maaß aus der Taſche zieht, um beim Cotillon ſeine Mittänzerinnen, ein ganzes Rudel von Gräfinnen und Fräulein, darüber ſpringen zu laſſen.

Gleich hinter Neuberghauſen liegt der Luſtgarten von Bogenhauſen, welchen man vor allen andern beſuchen muß, will man ſich einen Begriff von dem hieſigen Volksleben verſchaffen. Jeden Donnerſtag findet da ein Ball ſtatt, der keinen anſtändigen Namen führt, den aber doch ſehr viele honette Herrn und Frauen als Zuſchauer umſitzen, von dem ich alſo auch ſprechen darf. Es gibt hier eine Art von Herren, welche ſich gut kleiden, mit vielen Fremden und Einheimiſchen in eine Art von vertrauter Berührung kommen; dieſe ſind diejenigen, welche als cavaliere d'onore auf jenen Bällen erſcheinen. Unteroffiziere, Ladendiener und ſolche Herrn, die vom Feſte von Heſſelloh dekorirt zurückkehren, ſind die zufälligen Tänzer; und da hier die Ordnung, der öffentliche Anſtand gewöhnlich in Geſellſchaft von Gensd'armen erſcheint, ſo ſieht man von dieſen mehrere Exemplare auf und abwandeln. Und in der That, nichts ſcheint ordentlicher, anſtändiger als ein ſolcher Ball, und man kann wohl begreifen, wie Münchner Herren von Rang und Stand ihre Weiber und Kinder an einem Donnerſtage nach Bogenhauſen ſpazieren zu führen ſo wenig Anſtoß finden, wie daſelbſt honette Bürgersmädchen zu tanzen ſich bewegen laſſen können, und die lieben unſchuldigen Kindlein dutzendweiſe herumſpielen. Der Schein iſt gerettet. Die Tänzerinnen thun während des Tanzens ſo verſchämt, ſo unſchuldig! Die Tänzer ſind ſo manierlich, machen Komplimente, lächeln graziös, ſind ſo galant! Der Schein iſt gerettet, bis auf die Schminke. — Ein kleines Stündchen weiter iſt Fähring. Da muß man Sonntags hingehen. Da iſt dann ebenfalls Ball, nicht ganz wie der am Donnerſtag in Bogenhauſen; doch beiläufig. Da tanzt Alles durch einander. Fähring iſt zwar entlegen; das thut aber gar nichts zur Sache; hier hat man, wenn es gilt, guter Dinge zu ſeyn, nur das Ziel im Auge, der Weg dahin wird weder erwogen noch gemeſſen. Auch das ärmſte Mädchen will an der allgemeinen Freude Theil nehmen; es verdient ſich ein hübſches Riegelhäubchen, ein hübſches Kleid, ein paar hübſche Schuhe oder Schnürſtiefeln, und kommt der Tag der Freude, ſo putzt es ſich fein und zieht aus; und tritt ſchlechtes Wetter ein, und muß es bei demſelben nach Hauſe gehen, ſo zieht es ſeine Schuhe und Strümpfe aus, ſchlägt über das Riegelhäubchen das Kleid und über das Kleid einen der Unterröcke und watet ſo heim in Geſellſchaft anderer, die das Gleiche thun, und wenn es zu Hauſe iſt, denkt es nicht mehr an das ſchlechte Wetter, ſondern an die Freude des zugebrachten Tags, und hofft, daß der der nächſten Woche noch angenehmer ſeyn werde. Ich merke, daß ich auf gutem Wege wäre, Ihnen ein Buch über die Münchner Luſtgärten zu ſchreiben. Entſchuldigen Sie mich, wenn ich zu lange davon geſprochen. Ich konnte nicht umhin, da ſie im hieſigen Leben ungefähr das ſind, was in einer Oper das Motiv ihrer Ouvertüre iſt.

Wenden wir uns zu einem andern charakteriſtiſchen Bilde des hieſigen Lebens. Einer der genußreichſten Tage in der ſchönen Jahrszeit iſt hier der Frohnleichnamstag, wenn ſeine Prozeſſion vom Wetter begünſtigt iſt, wie es heuer der Fall war. Alle Kirchen ſind dann an Thoren, Pfeilern und den Gittern der Nebenaltäre mit Birken beſetzt, ihre Heiligenbilder tragen grüne Kränze, ihre Altäre ſind mit duftenden Blumen geſchmückt und der Gang des Mittelſchiffes mit Zitronen- und Orangenbäumen; die Liebfrauenkirche noch außerdem mit vielen gold- und ſilbergeſtickten bunten Fahnen und andern koſtbaren Zierrathen, die nur ſelten aus der Sakriſtei vor das Auge des Publikums kommen; die Liebfrauenkirche iſt dann von innen eben ſo herrlich anzuſchauen wie in der Chriſtnacht von außen. Aber ſchon füllen ſich ihre Hallen mit Prieſterchören, mit Mönchen, mit Nonnen, mit ganzen Zügen von Kindern im Feierkleide, mit allerlei ſeltſamen Geſtalten, mit dem hereinſtrömenden Landvolke. Die Orgeln erdröhnen, Geſang und Muſik ſtimmt ein, die Heiligenbilder erheben ſich von ihren Altären, die Fahnen ſchweben in den Lüften, die Prozeſſion ſezt ſich in Bewegung. Sehen wir die Straßen, wodurch ſie ziehen wird: ſie ſind mit duftenden Kräutern beſtreut, mit Maibäumen beſezt, mit den Spaliren des Bürgermilitärs, mit den glänzenden Eskadronen der Küraſſiere; an allen Fenſtern Zuſchauer, und reiches Schauſpiel gewährt ſchon die darunter einherwogende Menge der Neugierigen. Dieß iſt der Augenblick, wo die Gaſſen entlang die Heerden der reichen Bürgersleute am gaſtlichſten wogen, die Schaaren der Bräuer, der Metzger, der Bäcker ꝛc., dieß iſt die Zeit, wo die Antlaßwürſte geſchmaust werden ſollen. Wohnen wir einem ſolchen Schmauſe bei, indeſſen die Prozeſſion heranzieht. Verſetzen wir uns daher in das erſte beſte Bürgerhaus, dort in das Haus des wohlhabenden Bäckers, der heute als Fahnenjunker auftritt. Sein dicker Papa ſizt im Laden und harrt auf die Gäſte, ſeine dicke Mama iſt im Nebenzimmer mit dem Decken des Tiſches beſchäftigt, ſeine Gattin richtet in der Küche die Speiſen an. Der Großpapa, der täglich ſeine fünf oder ſechs Maas Bier und zwei Maas Wein trinkt, hat ein fein linnen Hemd und feine ſchwarze Beinkleider an, und dazu paſſende Schuhe und Weſte, ein ſchwarz ſammten Mützchen auf und trägt an den Fingern eine Menge altväterliſcher, mit Brillanten und Rubinen beſezter Ringe. Er ſizt nur in Hemdärmeln da und brummt in den Bart über die Hitze und über das Zögern des Beſuchs. Die Großmama trägt eine Haube von weichem amerikaniſchen Fiſchotterpelze, die oben mit dem feinſten Golde geſtickt iſt und wohl gegen fünfzig Gulden gekoſtet haben mag, ein Mieder, das mit vielen ſilbernen Ketten und einem goldnen Cruzifixe geſchmückt iſt, um den Hals eine vielfache Perlenſchnur, ſchwere koſtbare Ohrringe, und iſt übrigens ſo gekleidet, nach demſelben Schnitte und in dieſelben Farben, wie es bräuchlich war, als ſie vor Zeiten Hochzeit hielt. Sie ſtreicht die Falten aus dem ſchimmernden, feinen Tiſchtuche, ordnet die ſchönen porzellanenen Teller, die ſilbernen Beſtecke, macht das ſchöne Silbergeſchirr anſchaulicher, welches in der Ecke in einem Glasſchranke nicht ohne Oſtentation aufgeſtellt iſt, und redet dabei dem brummigen Alten zu: er möge ſich gedulden, es ſey ja noch nicht neun Uhr ꝛc.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 29. Oktober 1833.

Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater,
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.

Goethe.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Aeuſſeres Kirchenweſen. Verſteigerungs-bureaux.

Ich habe Ihnen in meinem lezten Briefe über die Volksfeſte der Amerikaner berichtet; an ſie ſchließt ſich alljährlich eine andere Feierlichkeit an, die nicht minder lärmend iſt. Sie gehört indeſſen nicht eigentlich der Nation an und iſt, ſo zu ſagen, nur uſurpirt, denn es iſt das ächt irländiſche Feſt des heiligen Patrik. Mit dem früheſten Morgen, durch das Glockengeläute zum Gottesdienſt gerufen, drängt ſich an dieſem Tag in den Straßen die feſtlich geputzte Menge dieſes frommen, in Amerika ſo zahlreichen Volkes. In dichten Maſſen drängen ſich die Andächtigen nach den katholiſchen Kirchen; doch wer beſchreibt ihren Schrecken, ihr Aergerniß, ihre Entrüſtung, da ſie, vor City-Hall angelangt, den Park voll gigantiſcher, grotesker, aus lauter Kartoffeln aufgethürmter Spottgeſtalten des verehrten Landespatrons erblicken. Wie durch ein Wunder ſcheinen dieſe Rieſenfratzen über Nacht aus der Erde emporgeſchoſſen zu ſeyn. Zu ihren Füßen bilden ſich Gruppen kampfluſtiger Menſchen, die durch ihre geballten Fäuſte und komiſch finſtern Blicke den Entſchluß verrathen, die Kartoffelbilder des Heiligen zu beſchützen. Alle Fenſter, alle Dächer ſind mit Zuſchauern beſezt — die einzige Gelegenheit, wobei ich mich entſinne, Amerikaner am Fenſter geſehen zu haben — langſam zieht das in ſeinem Glauben verhöhnte Volk näher, Schimpfworte ſchallen durch die Luft; bald fliegen Steine nach den Götzen, die mit einem Kartoffelregen, unter dem Rufe: „irländiſche Manna,“ erwidert werden. Von den Nachkommenden werden die Vorderſten immer mehr bis vor das Gitter des Parkes gedrängt, und nun entladet ſich der Zorn gleich einem Ungewitter in einem wüthenden Vorkampfe, der ſich mit der Zerſtörung der Figuren endet. Einzelne zerſtreute Gefechte der Art verherrlichen den übrigen Tag bis ſpät in die Nacht. Das Ganze iſt Spaß von der einen, Ernſt von der andern, und macht blutige Köpfe auf allen Seiten; indeſſen läuft Alles in einer gewiſſen ſyſtematiſchen Ordnung ab, die praktiſche Uebung bekundet, und wird als eine herkömmliche Sache geduldet, ja gerne geſehen. Man könnte darin einen Beweis von Intoleranz erblicken. So iſt es aber eigentlich nicht gemeint; denn wenn gleich die Katholiken überhaupt hier nicht ſehr gerne geſehen ſind, ſo iſt doch nur die Armuth des irländiſchen Volks, welches man gewöhnlich als ein Kartoffeln wiederkäuendes bezeichnet, die Zielſcheibe der Satire. Nichts iſt den Amerikanern lächerlicher, als Armuth, und weil die Kartoffeln, die durch ihre Verpflanzung nach Europa ſich ſo ſehr verbeſſert haben, in ihrem wahren Vaterlande nur eine ſehr ſchlechte

Digitized by Google

und ungeſunde Nahrung geben, ſo werden ſie auch als das Symbol der Noth angeſehen. Es iſt ſonderbar genug, daß nunmehr dieſe Frucht ein Einfuhrartikel geworden iſt; alle amerikaniſchen Schiffe verſchaffen ſich ihren Bedarf im Auslande.

Die Glaubenstoleranz iſt aber auch nicht ganz ſo unbegrenzt, als man gewöhnlich meint. Sie werden ſchon aus der Beſchreibung der Sonntagsfeier entnommen haben, daß Glaubensbekenner, die einen andern Sabbath haben, wie z. B. die Iſraeliten, dennoch gezwungen ſind, den chriſtlichen oder amerikaniſchen Sonntag, wenigſtens äußerlich zu halten. Türken dürfen ſich auf der Gaſſe gar nicht blicken laſſen; jeder Menſch wendet ſich mit Abſcheu von ihnen, und die liebe Jugend bewirft ſie mit Koth. Man will dieſes feindſelige Benehmen dadurch rechtfertigen, daß es gegen die Unterthanen eines Deſpoten gerichtet ſey, was ſie indeſſen doch in den Augen eines Amerikaners eher zu Gegenſtänden der Theilnahme machen ſollte; aber nein, man haßt ſie als Feinde der Chriſtenheit. Auch der katholiſche Kultus unterliegt manchen Einſchränkungen; ſo darf das Frohnleichnamsfeſt nicht durch eine öffentliche Prozeſſion gefeiert werden, dagegen werden die Feld- und Gaſſenpredigten, die Lagerfeſte und die ſogenannten Werke der Methodiſten mit allen ihren lächerlichen, ſchaamloſen Schwärmereien ganz frei und ungehindert gehalten, und geben noch überdieß der Maſſe der Neugierigen ein ſehr geſuchtes Spektakel. Es werden beträchtliche Reiſen unternommen, um ſolch einen nächtlichen Camp-Meeting mit anzuſehen. Ich meines Theils begreife nicht, wie Mütter ihre Töchter dahin führen können, und kann mich nicht genug wundern, wie ein Mann, der auf Hausehre hält, ſich zu dieſer Sekte bekennen kann, wenn er Frau und Töchter hat; denn das Zuſtandebringen des Werkes iſt einmal eine höchſt anſtößige Operation, wenn gleich Eingangs das Anſichtigwerden der Hölle, was ſich durch ein ſchreckliches Geheul ankündigt, und darauf die geiſtige Verbindung mit dem Erlöſer, die ſich durch dumpfes Seufzen und Stöhnen von Seiten des jugendlichen Theils des weiblichen Geſchlechts ankündigt, damit gemeint iſt.

Religiöſe Schwärmereien aller Art gedeihen hier trefflich und ſind eben kein übler Spekulationsartikel. Die Prediger der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe miethen Lokale, die von eigenen Unternehmern in Form von Kirchen oder Tempeln erbaut worden. Durch Vermiethen der Bänke machen ſich die Prediger eine bedeutende Rente, denn eine Familie von etwa fünf Perſonen zahlt 80 bis 100 Dollars. Die Bänke ſind aber auch ſehr nett gearbeitet, möglichſt bequem eingerichtet, meiſtens gut ausgepolſtert, mit grünem Saffianleder überzogen, und werden immer im guten Zuſtande erhalten; ich habe wenigſtens keine abgenüzte geſehen. In den leeren Räumen zwiſchen den Bänken wird Niemanden der Aufenthalt geſtattet. Die Kirchengemeinden wählen einige Glieder aus ihrer Mitte zu Aufſehern, und dieſe handhaben eine ſtrenge Polizei. Eine aus Wurzelfaſern derb geflochtene Gerte iſt ihr Amtszeichen. Ich hielt dieß Anfangs für Fliegenwedel, an denen ich indeſſen die zugeſpizte Form tadelte, und war der Meinung, ſo ſeltſam mir auch dieſe Artigkeit vorkam, die Herrn wollen damit die Damen der Beläſtigung von Seiten der Inſekten überheben; man braucht aber nicht lange in der Kirche zu ſeyn, um über den wahren Zweck dieſes Inſtruments belehrt zu werden.

Betritt ein Unbekannter das Heiligthum, ſo fühlt er ſich, ehe er noch einige Schritte vorgetreten iſt, mit einem nicht ſehr ſanften Schlage an der Schulter berührt; blickt er auf, ſo ſteht auf jeder Seite ein Aufſeher mit empor gehaltener Fuchtel. Die beiden Gentlemen unterſuchen nun den Fremdling genau und muſtern einige Minuten lang mit ſtillem Ernſte und feierlich aufgeriſſenen Augen ſeinen Anzug vom Kopf bis zum Fuße, um daraus auf ſein muthmaßliches Einkommen zu ſchließen, und ihm ſofort einen ſeinem Vermögen entſprechenden Gaſtplatz anzuweiſen. Beim zweiten, höchſtens beim dritten Mal wird einem aber kurz bedeutet, man habe eine Bank zu miethen. Wenn es eine einzelne Perſon iſt, ſo muß ſie ſehen, wie ſie ſich bei einer Familie einmiethen kann. Auf dieſe Art wird die Kleiderordnung nicht geſtört und der Reiche kommt nicht in Berührung mit dem niedern Volke, welches hübſch draußen bleibt und die Kirche umlagert.

Am allerwenigſten Umſtände macht man in den katholiſchen Kirchen. Dem Nichtabonnenten wird auf der Stelle die Thüre gewieſen, und hätte er ja unbemerkt und mit der beſtehenden Ordnung unbekannt, ſchon irgendwo Platz genommen, ſo wird er gewiß bald, ohne alle Rückſicht, hinaus geführt. Eine aus den Verhältniſſen entſpringende, zum Theil nothwendige Oekonomie im Kirchenweſen entſchuldigt allerdings viel, nichts deſto weniger bleibt dieſer Gebrauch für den frommen oder neugierigen Reiſenden höchſt unangenehm.

Dieſe Mittel reichen aber nicht immer zu, um eine Kongregation beiſammen zu halten; wenn die Adminiſtration ihre Rechnung dabei nicht findet, gibt ſie die Sache auf und das Lokal wird zu einem andern Zwecke vermiethet. Was heute eine katholiſche Kirche iſt, war vielleicht voriges Jahr eine Synagoge, wird vielleicht im nächſten Jahr ein proteſtantiſcher Tempel oder ein presbyterianiſches Bethaus ſeyn, oder ein ſolches Gebäude tritt gar wieder in den weltlichen Stand über und wird als Tanzſaal oder zu akademiſchen Vorleſungen vermiethet; wie das kürzlich mit einem Pietiſtenhauſe der Fall war, wo eine junge, ſchöne, freigeiſtige Lady aus Maſſachuſetts ſich über alle Konvenienzen hinausſezte und den zahlreich herzuſtrömenden jungen Herrn von Newyork philoſophiſche Vorleſungen

Digitized by Google

hielt. Es war eine Nachäffung der Madame Krüdener in epikuräiſchem Style. Bald machte ſie einem Taſchenſpieler Platz, und gegenwärtig dient das Gebäude als Auctions-lokal, in welcher Eigenſchaft es ſich am längſten erhalten dürfte; denn Verſteigerungen ſind hier das ganze Jahr durch eine Hauptunterhaltung der hohen und der niedrigen Stände, und weil wir davon ſprechen, gebe ich Ihnen eine Schilderung vom Weſen dieſes beliebten Divertiſſements.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Winzerfeſt in Vevay.

(Fortſetzung.)

Aus der Patriarchenzeit plumpten wir unmittelbar ins Siècle de Louis XV. und in die neueſte Zeit. Der Winter und ſeine Freuden konnten nicht beſſer dargeſtellt werden, als durch eine Hochzeit, die gewöhnlich in den Winter fallen. Voraus die Küche, welche dabei keine Nebenſache ſcheint, darin eine Köchin, die eifrig Waffelkuchen backt. Auf einer kleinen Gallerie der Wandelküche ſitzt eine andere hübſche Magd, die ſpinnt, zur Andeutung dieſer wichtigen Winterbeſchäftigung und der nicht weniger wichtigen Spinnſtube; zum Schornſtein heraus guckt luſtig ein kleiner Junge mit rother Mütze und ſingt ſein Kaminfegerliedchen. Darauf erſt kommt der Herr Baron, und nach einigen altväteriſchen Chanſons beginnt endlich der Hochzeittanz. Der Baron nimmt herablaſſend die Braut bei der Hand und dieſe, ſich etwas ſträubend gegen die allzugroße Ehre, folgt ihm nur zögernd und trippelnd. Der Notar bittet handküſſend und unter reſpektvollen Bücklingen die Frau Baronin, ihm die Ehre einer Menuet zu ſchenken, worein denn auch die geſchminkte Dame mit herablaſſender Huld willigt. Die andern Hochzeitgäſte folgen im Tanz, erſt die alten Ehepaare, dann die jungen Leute, immer ein Paar lieblicher und geſchmackvoller als das andere. Sie ſingen tanzend:

Monsu le Baron,
Madama la Baronna,
Lan étà prau bon,
De prau bouna louna,
Per veré no zonara
Et no vaire ti riondâ,
You!
Tsacon noutra mie, ô gai etc.

Hinter dieſer luſtigen, bunten Hochzeit ſchritten ernſt, wie im Anfang des Zugs, die bärtigen Schweizer einher und beſchloſſen das Ganze.

So finden wir in dem ſchönen Feſt die Darſtellung aller Alter und Zeiten: in Noah den Orient und die Patriarchenzeit; wir ſehen Indien in Bacchus, und in Ceres ſtellte ſich das alte Griechenland mit ſeinen Myſterien dar, ſo wie Rom in Pales. Dann kommt das Mittelalter, vertreten durch den wohlthätigen Abt mit ſeinem ſilbernen Krummſtab. Aus dieſer Zeit ſpringt das Feſt durch eine herrliche Ironie, gleichſam um recht jenen Jammer und Abſtand in der menſchlichen Kulturgeſchichte zu zeigen, auf die elende Zeit Ludwigs XV. herab, auf jenes Siècle mit ſeinen Fontangen, Haarbeuteln und Reifröcken, mit ſeinem dummen Reſpekt, ſeiner Kriecherei und ſeiner ſüßlichen Affektation. Ueber das Ganze iſt ausgegoſſen unſere Zeit, ihre Jugend, Schönheit und Kraft, die Heiterkeit und Freudigkeit des ſonnigen, ſegenerfüllten Landes.

Wie hoch ſtehen doch dergleichen Feſte über den politiſchen, deren bezahlter Lärm und kommandirter Jubel und Kanonendonner oft Tauſenden wehmüthig oder erbitternd ins Herz ſchneidet. So ſteht dagegen die lezte Feier der Juliustage in Paris mit ihrem löſchpapiernen Kriegsſchiff, ihrem hölzernen Obelisken, ihrem lächerlichen Concert-Monstre und ihrem übrigen affektirten Weſen gar läppiſch und ärmlich da. Die herrlichen Volks- und Stadtfeſte des Mittelalters, in denen ſich die ganze Weiblichkeit und Heiterkeit jener Zeit ausſprach, die aber mit ihrer Zeit und ihrem Sinn verſchwunden ſind, ihre Aufzüge, Mummereien, Tänze, Gaſtmäler und Schießen, mögen viel Aehnlichkeit mit unſerem gehabt haben. Ich erinnere mich nur an etwas, das mit dem Vevayfeſt verglichen werden kann, ich meine das Blumenfeſt in Genzano; man könnte auch das Roſalienfeſt in Palermo anführen, wenn dabei der religiöſe Charakter nicht vorherrſchte. In Genzano iſt freilich das Theater des Feſtes lange nicht ſo ſchön als in Vevay, aber am Fuß des uralten Mons Albanus, in der Nähe der alten Römerwiege Alba-Longa, auf dem Boden der Aeneide, über Cannvium, auf dem Theater der älteſten Geſchichte Roms, mag man dieß leicht vergeſſen. In Vevay iſt das Schöne abwechſelnder, mannigfaltiger und überraſchender, in Genzano aber großartiger. Hier wie dort iſt das Blumenreich aufgeſchlagen; in Genzano liegen die Blumen in duftigen Bildern auf der Erde, in Vevay zieren ſie die wandelnden, lächelnden und fühlenden Mädchenbilder. Das Frauenkoſtüm in Albano und Genzano iſt impoſant für ſolche Junoniſche Geſtalten und Häupter, die Statuen anzugehören ſcheinen, welche eben aus der Erde gegraben wurden; dieß Koſtüm paßt vortrefflich zu den etwas ſchwerfälligen Bewegungen, zum feſten Gang jener Frauen. Den leicht beweglichen Waadländerinnen, die weniger an Juno als an die leichtfüßigen Horen erinnern, würde es aber gar nicht ſtehen, und ſie würden ſich auch gar nicht darin zu benehmen wiſſen; überdieß taugt es auch nicht für den bewegten, raſchen Tanz der Ronden. Wie in Genzano iſt hier das Feſt ganz innig und tief ins Volksleben eingegangen; nach ihm werden Abſchnitte im Leben

Digitized by Google

bezeichnet und berechnet; ſeine Benennungen ſind ganz gewöhnliche Bezeichnungen geworden; ſo hörte ich z. B.: er war mit mir vor vierzehn Jahren Faun; ſie iſt auch einmal Nymphe geweſen; Luiſe hat nicht Ceres werden können, denn —; ihre Bekanntſchaft kommt ſchon von der Palescanephore; Sophie hat den Bacchusprieſter geheirathet ꝛc., wie man bei uns ſagt: ſie iſt mit ihm in die Schule gegangen, oder, wir waren auf der Herlesbäußer Kirmes zuſammen. In den Stadien der Liebe ſpielt dieß Feſt natürlich eine beſondere Rolle, denn vieles beginnt da, vieles wird da ausgeſponnen, vieles zur Reife und zum Ende gebracht. Recht hübſch ſagt daher ein waadländiſcher Dichter davon:

Peut-être en ces ébats, sous l'oeil brillant du jour,
Peut être à vos genoux s'est incliné l'amour.
Joyeux couples d'amans, quand vous serez époux,
Le soir, au coin du feu, quel souvenir plus doux,
Que ce temps où le bruit de la publique joie
Couvrait ces mots charmans, qu'une âme à l'autre envoie!
Adieu, soyez heureux etc.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beſchluß.)

Frohnleichnam.

Endlich, und es iſt noch nicht neun Uhr, erſcheinen kurz nach einander die Eingeladenen, lauter Baſen, verſteht ſich, denn hier iſt in den alten Bürgerfamilien alles Vetter und Baſe. Der Alte empfängt ſie mit einem gutmüthigen Gruße, ſein Käppchen ein bischen rückend, und überliefert ſie ſofort der Hausfrau in dem Nebenzimmer. Die zuerſt Angelangte iſt eine Metzgersfrau, eben ſo dick, wie der ſehr dicke alte Bäckermeiſter, und von Geſicht ſo roth wie ein ſchönes friſches Stück Rindfleiſch. Ihre Riegelhaube, ſchwer von Gold, ſteht mit den beiden Hörnchen nicht in die Höhe, ſondern liegt, nach guter alter Art, am Kopfe an. An den ſehr ſchweren ſilbernen Schnüren ihres Mieders hängen eine Menge goldner und ſilberner Medaillen. Sie wird von ihrem ſechzehnjährigen Töchterchen begleitet, welches ſich kleidet wie die eleganten Kellnerinnen, d. h. in ein leichtes farbiges Kleid mit weiten Aermeln, worauf das ſchwarzſammtene Mieder mit den ſilbernen Ketten, ein ſeidenes Halstüchel, woraus ſich die fein gefaltete Halskrauſe erhebt, und auf den zierlich geflochtenen Locken ſchwebt das ſilberne Riegelhäubchen. Das Töchterchen hält ſich immer hinter der Frau Muata und iſt ſehr ſchüchtern und verſchämt, ſehr jungfräulich. Gleich nach der Metzgersfrau tritt eine andere Matrone auf, eine Bräuerin. Dieſe ſieht aus wie ein alter Juwelirladen. Auf ihrem Haupte ſtrahlt eine der ſchwerſten goldnen Riegelhauben, auf ihre Schultern herab hängen lange, mit allerlei funkelnden Steinen beſezte Ohrringe, auf ihrem Buſen ruht, wie eine Schlange, eine maſſive goldne Kette mit einem Kruzifixe von Brillanten, und an allen Fingern trägt ſie mehrere koſtbare Ringe; ſie trägt kein Mieder und ein ſeidenes Kleid. Am lezten erſcheint eine Kaffeewirthin. Die iſt ſchon ganz anders gekleidet, ganz neumodiſch, das Riegelhäubchen abgerechnet, wie eine Dame. Auch ſie hat ihr Töchterchen, ein blühendes Mädchen von ſiebzehn Jahren, bei ſich, und auch dieſes hat von der altväteriſchen Tracht nichts an ſich als ein reinſilbernes Riegelhäubchen, welches auf den vollen, hervorquellenden ſchwarzen Locken prächtig ſteht, und ein feines weißes Kräuschen, aus welchem das ſchöne Geſichtchen wunderbar friſch hervorblüht. Da iſt ſchon alles feiner, leichter, luſtiger, zierlicher, manierlicher, und Mamſellchen iſt gewiß ſchon oft auf den Bällen des Frohſinns „Fräulein“ angeredet worden. Setzen wir uns! ruft der dicke alte Bäckermeiſter, und man ſezt ſich zu Tiſch, und alsbald erſcheint in einer großen Schüſſel eine Tracht rauchender geſottener Bratwürſtel, und die großen geſchliffenen Bockgläſer werden mit dem ſchäumenden Bock gefüllt. Die Schüſſel ſteht in der Mitte und jedermann ſpießt nach Belieben heraus. Bald darauf erſcheint eine andere Tracht dampfender Würſte, das ſind Weißwürſte, und nach dieſen eine dritte, und das ſind friſche duftende Leberwürſte. Darauf macht man eine Pauſe, man begibt ſich ans Fenſter, um die Leute auf der Straße und die bereits nahende Prozeſſion zu ſehen. Der Vortrab der Prozeſſion iſt ſchon zum Theil vorbei gezogen, da ſezt man ſich abermals zu Tiſche. Nun wird ein ungeheures Stück Schweinefleiſch aufgetragen, wovon ſich jedermann mittelſt eines großen Metzgermeſſers beliebige Stücke herunter ſchneidet, und ſtatt des Bieres wird nun Wein aus Rheinbaiern und Franken getrunken. Mitunter geht man wieder ans Fenſter, denn die Prozeſſion iſt in vollem Zug, und als dieſe faſt zu Ende iſt, nimmt endlich der dicke Großpapa das Wort und ſpricht: „Aber Frau Baſ', Sie eſſen ja gar nicht!“ — „Nu, was Sie da ſagen!“ lautet die Antwort, „ich habe des Guten nur zu viel gethan!“ — „Ei was!“ entgegnet jener, „noch ein Stückchen!“ — „Unmöglich!“ erwidert die Frau Baſe; „überdieß lieb' ich auch das Schweinefleiſch nicht beſonders, Herr Vetter!“ — Das iſt faſt das alleinige Geſpräch, welches ſich während der Mahlzeit von Zeit zu Zeit wiederholt. Sie dauert, die Pauſen mitgerechnet, von neun bis halb zwölf Uhr, ſo lange als die Prozeſſion ſelbſt.

Die Prozeſſion war in vielen Stücken von denen verſchieden, die ich in Italien geſehen. Neu für mich waren die vielen großen Fahnen der Zünfte und die Träger und Begleiter derſelben in verſchiedenen Coſtümen und Vermummungen, mit Degen, Hellebarden und Federhüten; dann die Züge kleiner weiß gekleideter Mädchen und Knaben mit ihren Lehrern; ferner der Zug der Nonnen oder barmherzigen Schweſtern; endlich die vielen ſonderbaren Verzierungen der Leuchter und der dicken Wachskerzen. Ganze Geſtelle vieler Altäre, die Heiligenbilder ſammt ihrer Einfaſſung wurden einher getragen; aber man hatte den hölzernen, nicht reinen Boden, worauf ſie ſtanden, nicht mit Teppichen bedeckt, und ſo ſahen ſie keineswegs impoſant aus; viele Prieſter zogen einher, allein ſie tragen und halten ſich nicht wie die italieniſchen. Hinter der Prozeſſion her, welche durch eine Abtheilung Militär geſchloſſen war, drängte ſich das gemeine Volk und Landvolk.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Oktober 1833.

Immer geſchwinder! —
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Goethe.

Das Winzerfest in Vevay.

(Beſchluß.)

Doch zurück zu unſerm Feſt! Es mochte 1 Uhr ſeyn, als ſämmtliche Geſänge und Tänze vorüber waren; der Zug ging nun auch durch die Straßen, in denen ſich daher eine unſägliche Menſchenmenge hin und her drückte. Nach ſo viel Sehen, nach ſo viel Muſik und Lärmen war es mir recht angenehm, in das ſtille Haus zurückzukehren, da zu Mittag zu eſſen und mit Papa Wächter ein geſeztes Geſpräch über die alten Eiſenacher Zeiten zu führen. Die lieblichen Kinder waren leider nicht da, ſondern beim Zug, der ſich nun unter die herrlichen Baumgänge am See verfügte, um da an langen Tafeln zu Mittag zu eſſen. Es waren über achthundert Gedecke an zwei gleich langen Tafelreihen; die Abtheilungen ſaßen bei einander, die Mädchen den Männern gegenüber. Um die Tafeln herum, in den äußern Baumgängen drängten ſich die Zuſchauer und blieben bald bei dieſem, bald bei jenem Tiſch ſtehen. Bekannte und Freunde nickten und ſprachen ſich zu; die ältern Eſſenden hatten hie und da etwas von der Grandezza der großen Herrn, bei deren Tafeln plebejiſche Zuſchauer den Durchlauchten oder Majeſtäten in den Mund ſehen. Auf dieſe Weiſe kam überall eine äußerliche und innerliche Converſation in Gang, dieſe mit den Nachbarn und Nachbarinnen, jene mit den Leuten jenſeits des Stricks. Troz der reichlichen Weinlibationen, ward jedoch kein unpaſſendes, unbeſcheidenes Wort, keine Bewegung, ſelbſt nicht eine Andeutung dieſer Art gehört; die jungen Leute waren mit den reizenden Mädchen heiter und froh, aber ſehr anſtändig. Ich hebe dieſen Umſtand als ſehr merkwürdig hervor, da ich ihn nie bei andern Volksfeſten und Volksſchmäuſen bemerkt habe. Dieſe überall herrſchende Sitte dauerte das ganze Feſt hindurch und war einer ſeiner charakteriſtiſchen Züge, der den Waadländern, dieſem ſonſt ſo ausgelaſſenen, ſprudelnden und ſinnlichen Völkchen, zu beſonderer Ehre gereicht.

So kam 7 Uhr herbei. Die Sonne war indeſſen milder geworden, die Bergſchatten verlängerten ſich, die Schneehäupter in Wallis wurden röthlicher und ein leiſes Lüftchen zog über den See. Da brach alles von den Tiſchen auf; in einem Augenblick ruderten hundert Boote ans Ufer und die frohen Leutchen ſtiegen ein, bunt unter einander, oder wie ſich Freunde und Bekannte zuſammenfanden. Die prächtige Ceresprieſterin fand ſich mit zwei luſtigen Faunen aus dem Bacchusgefolg, mit drei Winzermädchen und einem Schäfer zuſammen; zwei handfeſte Senner mit der Palesprieſterin und einigen niedlichen, roſenrothen Schäferinnen; der weißbärtige Bacchusprieſter in weitem Sammtgewand ſaß mit einer Ceresc anephore und dem Herrn Baron zuſammen; die Frau Baronin

Digitized by Google

folgte im nächſten Kahn mit zwei pantherfelligen Faunen, einigen Dreſchern und der hübſchen Sennermagd. So behielt auch hier die Poeſie ihr altes Recht, alle Farben, Geſtalten und Gewänder zuſammen zu miſchen. Die vielen Kähne in einiger Entfernung vom Ufer, das Durcheinandergleiten und Wechſeln der Farben und Gewänder, und zwiſchendurch des Sees Blau und die reizenden ſavoyiſchen Ufer und Berge, die luſtige Bewegung in ſchwerem Faltenwurf, und der Ernſt im leichten Kleidchen gaben ein ſehr anmuthiges Bild. Selbſt der alte Leman ſoll aus ſeinem blankryſtallenen Schloß heraufgeſehen und über die ſchönen Töchter ſeines Uferlandes geſchmunzelt haben. Ehe man es ſich verſah, wurde es mit Ernſt dunkel, die Kähne kehrten nun wieder zurück und alle Feſtleute ſuchten ihre Heimath.

Auch wir thaten es. Früh am folgenden Morgen begannen die Züge durch die Stadt. Es waren dieſe Ambarvalien und Tänze mehr für die Einwohner von Vevay, als für die Fremden. Vor den Häuſern des Abbé's, der Göttinnen und Götter und noch an zehn andern der ausgezeichnetſten und geehrteſten Einwohner ſollten die bekannten Geſänge und Tänze aufgeführt werden. Ein wahrhaft entſetzliches Unternehmen, zu dem waadiändiſche Muskel- und Lungenkraft, ſo wie die unverwüſtliche Freudigkeit und Heiterkeit dieſes Völkchens gehört. Den ganzen Morgen, von 7 Uhr an, war von einem jener Häuſer zum andern gezogen, es war unermüdlich geſungen und getanzt worden, man hatte keinen Staub, keine Hitze geſcheut, und dabei nur ſelten etwas von dem Wein und den Erfriſchungen angenommen, die in Menge aus allen Feſthäuſern gebracht wurden. Man war gerade am zwölften Tanz, da fing der bisher heitere Himmel an ſich zu trüben, und nach einem leiſen Regen fielen große Tropfen. Dieſe hinderten und verjagten jedoch die Sänger und Tänzer nicht. Alles wurde zu Ende gebracht mit demſelben heitern Muth, womit man es begonnen, nicht ſchneller, nicht langſamer als früher im Sonnenſchein. Bald aber verſchwand die Friſche der Gewänder in Form und Farbe. Das ſanfte Roſa, das heitere Himmelblau, das lebendige Grün, das nun in Blau auf die weißen Gewänder abtropfte, der Atlas und Sammt verloren immer mehr ihre Schönheit und ihren Glanz. Endlich waren die Tänze zu Ende und der Zug eilte unter die Baumgänge am See, um da im Schutz des dichten Zweig- und Blätterdomes an langen Tiſchen das geſtrige Mittagsmahl zu erneuen. Wir Zuſchauer gingen mit Regenſchirmen umher, denn es regnete immer gleich ſtark. Ueberall dieſelbe heitere Stimmung, überall der forthallende Feſtton zwiſchen Gläſerklang und frohen Liedern. Um einige Noten ſtieg noch die Luſt, als nach einer Stunde die erſten großen Tropfen von dem Blätterdach herabfielen. Der einmal gebahnte Weg wurde nun bald zum Rinnſaal, und wie es zu begegnen pflegt, regnete es nun viel ſtärker und in größern Tropfen unter den Bäumen, als im Freien. Das hinderte jedoch die Feſtleute nicht, ihr Mahl fortzuſetzen, gerade als wenn ſtatt der Waſſerrinnen ſanfte Vollmondsſtrahlen durch die Aeſte brächen. Häufig mußte der Regen von den Tellern geſchüttet, häufig mußten die Servietten ausgerungen werden, und auf den Tiſchen bildeten ſich zwiſchen Schüſſeln, Meſſern und Gabeln, Salz- und Pfefferfäſſern artige Teiche, Kanäle und Abzugsgräben.

Nach 5 Uhr wurde endlich aufgebrochen, aber nur zögernd und ganz langſam. Sie denken wohl, die Leute ſeyen nun nach Haus gegangen, um ihre durch und durch genäßten Kleider zu wechſeln. Mit nichten. Abermals wurde nun unter dem Vortritt der unermüdlichen Muſikchöre auf den nahen Platz gezogen und da vor der Eſtrade wieder muntere Runden und Tänze aufgeführt; doch dießmal karnevalsartig, bunt durch einander: der Faun tanzte neben der Ceresprieſterin, die Bacchantin neben dem Frühlingswinzer, der Schnitter neben der Palescanephore, der Schäfer neben der Frau Baronin u. ſ. w. Von dem Farbenglanz, dem ſchönen Schmuck und dem Luxus der Koſtüme war nichts mehr zu ſehen, der immer ſtärker werdende Regen hatte die Farben unter einander gemiſcht, das früher ſo blendende Weiß war ſchmutzig geworden, die vor Kurzem noch ſo niedlichen Füße, Schuhe und Strümpfe der Tänzerinnen waren nun — unniedlich; die vor allen eleganten Hochzeitmädchen ſahen aus wie Goldkäfer, die in Tinte gefallen ſind und an denen nur hier und da etwas hervorſchimmert. Dieſer ächt bacchantiſche Jubel, dem der dichte Regen nichts anhaben konnte, dauerte über eine Stunde, und dann erſt wendeten ſich die Reihen und Runden immer tanzend den Straßen zu und verſchwanden.

Ich aber ſtand ganz allein auf der Eſtrade, von der ich dem Najadentanz zugeſehen. Auf dem weiten, vor Kurzem noch ſo geräuſchvollen Platz war nun kein Menſch mehr, Stille herrſchte überall. Ich ging unter die Bäume am See; auch hier alles todtenſtill und öde, denn man hatte mit dem Abräumen geeilt. Nur eine arme Frau aus Wallis las mit ihrem Knaben die von den Tiſchen gefallenen naſſen Brodbrocken auf.

Dr. Chriſtian Müller.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Zum Auktionskommiſſär kann ſich jeder machen, der da mag, will er aber Beſchäftigung erhalten, muß er, dieß iſt die erſte Bedingung, ein Spaßmacher, ein

Digitized by Google

Hanswurſt ſeyn; denn obgleich die Amerikaner nie lachen, ſo ſind ſie doch, wie der Leſer ſchon bemerkt haben wird, große Liebhaber vom Lächerlichen. Die übrigen Eigenſchaften eines Auktionärs ſind die allgemeinen eines amerikaniſchen Kaufmanns, und das ganze Verhältniß läßt ſich am beſten an, aus dem wirklichen Leben gegriffenen Beiſpielen erläutern. Unermeßlich iſt die Maſſe von Waaren, die jährlich nach Newyork gebracht und, ein Unbedeutendes abgerechnet, ſämmtlich auf dieſem Wege verkauft, oder beſſer, verſchleudert wird. Es kommt in einem Monat mehr an, als die Vereinigten Staaten in zehn Jahren verbrauchen können. Es ſoll ſich nur Niemand einbilden, einen Artikel ausfindig machen zu können, an dem hier nicht Ueberfluß wäre. Es gibt hier mehr Schuhe als in Paris, mehr Männerkleider und Toiletten als in London, mehr Porzellan als in Sevres, Meißen und Wien, mehr Spielſachen als in Deutſchland, mehr Bijouterie als in Frankreich, mehr Glas als in Böhmen, mehr Schnittwaaren als in ganz Europa — hier in Newyork allein; nur Käufer gibt es nicht. Abgeſehen von den Spekulanten im Großen, kommen wöchentlich in Newyork allein zwölf bis fünfzehn, ja zwanzigtauſend Emigranten an; in der Hoffnung, ihre Reiſekoſten zu decken, ſchleppen ſie Fabrikate dahin, an denen ſie zu gewinnen meinen, weil ſie in Amerika nicht erzeugt werden. Wie wundern ſie ſich, wenn ſie eine Kiſte dort um den Preis verkaufen ſehen, den ſie ſelbſt für ein Dutzend oder ein Stück bezahlt haben! — Es haben ſich Handlungsgeſellſchaften gebildet, die in Newyork die franzöſiſchen Seidenwaaren erſtehen, wieder zurück nach Frankreich bringen und da verkaufen; ſie haben ungeheure Geſchäfte gemacht.

Ein noch weit ſchöneres, ſichereres Unternehmen hat die Induſtrie der allerneueſten Zeit hervor gebracht. Ein amerikaniſches Haus kauft Waaren in Frankreich, es verſichert die ganze Schiffsfracht ſammt allen Unkoſten und zehn Procent zu hoffenden Gewinns bei der Marine-Aſſekuranz in Havre. Das Schiff kommt glücklich bis vor Newyork, und da — unbegreiflich! — läuft es bei gänzlicher Windſtille und dem heiterſten Wetter von der Welt auf den Strand. Die Paſſagiere, die Bemannung laufen keine Gefahr, denn man kann bei nächſter Ebbe trocknen Fußes ausſteigen und über Long-Island nach Brooklyn gehen, von wo das Dampfboot, gleich einer fliegenden Brücke, die Kommunikation mit Newyork unterhält. Indeſſen liegt das Schiff feſt und leck, und ganz voll Waſſer, die Waaren ſind verdorben und folglich verkauft, der Umſatz iſt alſo gemacht, die Procente ſind gewonnen — mithin der Zweck erreicht, und das iſt die Hauptſache. Dieſe Induſtrie iſt gewiß herrlich, es ſteht nur dahin, wie lange ſie Beſtand haben wird. Die beſchädigten Waaren kommen nun auf Rechnung der Aſſekuranz kiſtenweiſe, ungeöffnet zur Auktion, und das gibt denn der Sache vollends den wahren Zug. — Die Auktionskommiſſäre nehmen ſieben Procent des erzielten Preiſes für ihre Bemühung, wobei jede Rückerſtehung unterſagt iſt; dann folgt noch eine Speſenrechnung für Trag- und Fuhrlohn, für Magazin u. d. gl., die auch ſo hoch kommt. Das Verbot des Rückerſtehens iſt ganz überflüſſig, denn man verkauft dem Eigenthümer ſeine Habe, ohne daß er es ſieht und hört; es geht wirklich künſtlich zu, aber doch ganz rechtlich, wie es die Commis des Auktionärs als gültige Zeugen ſogleich beſchwören. Am berühmteſten in dieſem Fach ſind die Gebrüder Slim in Pearl-Street. Ich habe Auktionen bei ihnen angeſehen, die ans Magiſche gränzen. Der eine Slim hat ſich eine Anſtellung bei der Mauth zu verſchaffen gewußt. Dieſes öffentliche Amt greift nun mächtig in ſein Privatgeſchäft ein und hebt daſſelbe gewaltig. Ich habe Leute in Defraudationsprozeſſe verwickeln ſehen, die an nichts weniger dachten, ich habe confiscirte Waaren licitiren ſehen, wobei der Ertrag kaum den Zoll und die Auktionskoſten deckte. Kommt nun dieſe Waare in Slim's Privatmagazin zur zweiten Verſteigerung, ſo wirft ſie endlich den reinen Ertrag ab.

Es gibt aber auch Auktionsmagazine, wo der Verkäufer den Preis feſtſetzen kann. Dieß gilt aber in der Regel nur von Möbeln, und bei dieſer Freiheit iſt auch nicht viel gewonnen, denn der Auktionär weiß einen durch langes Magaziniren und verhältnißmäßig ſteigendes Lagergeld nach und nach herabzuſtimmen, obgleich er unter der Hand die Meubeln recht gut verkauft, was bei der Menge von Menſchen, die täglich ankommen und Hausrath haben müſſen, ſich leicht denken läßt. — Unübertreffen in dieſem Fach iſt Maſter Bellman und Comp. in Broadway. Er hat ſich in Zeit von ein paar Jahren ein ſolches Vermögen und ſo hohe Achtung erworben, daß er bei der lezten Scharfrichterswahl über 600 Stimmen für ſich hatte, und ohne die Intriguen eines Senators und Großhändlers, der ſelbſt nach dieſer einträglichen Ehrenſtelle ſtrebte und auch erhielt, hätte Maſter Bellman gewiß die Majorität für ſich vereinigt; indeſſen muß er ſich mit dem Titel eines Majors begnügen. Mehr kann man einem Bürger der Vereinigten Staaten nicht zur Ehre nachſagen, und man könnte ſelbſt einen Amerikaner lachen machen, wenn man Bedenklichkeiten über die Mittel äußern wollte, wodurch man ſich ſo zu Reichthum und Ehre empor ſchwingt. Wenn denn Major Bellman das gewünſchte Amt einmal erhält, und dann einſtens gleich nach verrichteter Amtshandlung in ſein Magazin tritt, um, unter den gebräuchlichen Arlekinaden, Licitationen vorzunehmen, ſo wird zu Jedermanns Erbauung zu ſehen ſeyn, wie weit es der Menſch bringen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Trauerweide.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuſchau'n ſich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie ſteht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräſer ſprießen.

Der Frühling hat auch ihr geſchwellt
Der Knospen viele;
Wann welket doch das Laub und fällt
Und iſt am Ziele?

W. Wackernagel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Oktober.

Nachwehen des Auszugs.

Das Feuer glimmt jezt hier unter der Aſche. Das Volk gleicht einem erkaltenden Lavaſtrome, der eine Kruſte anſezt und nach und nach verſteinert. Der Vulkan aber iſt ganz der alte und immer geeignet, wieder einmal zu ſpeien, wenn er genug gedampft hat. Ich möchte nicht lange darauf den Plinius ſpielen, aus Furcht, von ſeiner Glut verſchlungen zu werden; denn ſie verſtehen keinen Spaß, dieſe Baſeler, und betrachten einen mit mißtrauiſchen, dolchſpitzen Augen, wenn man länger als einen Abend unter ihnen wandelt, um Naturgeſchichte zu ſtudieren. — Sie ſind übrigens, wie die Schwyzer, drauf und dran, ſich eine Conſtitution zu geben, und müſſen jezt damit ſo weit fertig ſeyn, daß ſie producirt werden kann.

Auf die Preußen und Franzoſen iſt man hier gleich ſchlecht zu ſprechen, ſeit man ſich überzeugt hat, daß die Politik der Erſtern friedlich iſt und es geduldig anſieht, daß man in Neuchatel die Widerſpenſtigen bekehrt. Man hatte ſicherlich gedacht, Friedrich Wilhelm denke gerade ſo wie die Baſeler Kaufleute und Regierungsräthe und werde gleich mit aller Macht einen Kreuzzug hieher vornehmen — das heißt, die ganze Schweiz in Brand ſtecken, wie die Schweizer das Dorf Prattelen.

Am erboßteſten ſind jezt die Mittelſtände. Die ganz Reichen haben ein bischen Reſignation und machen bonne mine à mauvais jeu, in ruhiger Erwartung beſſerer künftiger Zeiten. Ich habe es im Kaffeehauſe gehört, daß man ſich theuer vermaß, dieſen und jenen bei eheſter Gelegenheit den unterirdiſchen Göttern zu weihen.

Das Patriciat hat ein Monument auf dem Schlachtfeld von St. Jakob und daneben ein Sommercaſino errichtet, worin jezt zuweilen über Vaterland und Freiheit geſprochen wird. Was werden doch dieſe Politiker antworten, wenn ein Fremder, der aus dem Thalpaß der Birs kommt, dieſem Termopilä der Schweizer, wo 10.000 Helden im Kampf gegen Ludwig XI., wie die Spartaner einſt gegen den Perſerkönig, fochten und fielen, unter ſie tritt und fragt: Wie weit iſt's von St. Jakob bis Prattelen? oder mit andern Worten: wie weit iſt's von den alten Freiheitskriegen zu den modernen, vom mittelalterlichen Heroismus zu der heutigen Mord- und Brandluſt? Ich denke doch, alle die Goldmänner würden die Augen niederſchlagen und ſchweigen und die Weſtenknöpfe aufmachen. Ein Schotte, der dieſen Morgen mit mir in die Bibliothek ging, um die Holbeine zu bewundern, hat mir einen wahrhaften Genuß verſchafft, als er mit britiſcher Unbefangenheit den Cicerone fragte, warum denn eigentlich der Streit zwiſchen Stadt und Landſchaft Baſel entſtanden ſey? Der arme Mann wurde, indem er mich anſah und forſchte, ob ich wohl mehr von der Sache wiſſe als der Inſulaner, ob dieſer naiven Frage ganz roth und drehte und wendete ſich. „Vous demandez," ſtotterte er, „vous désirez — mais, Monsiour, tout cela est connu — par les journaux." Mit Behendigkeit ſchloß er die Thüren auf und lenkte das Geſpräch auf die Gallerie. Dieſe war für mich freilich viel intereſſanter als die Baſeler Streitſache. Das Holbein'ſche Bild, welches des Malers Frau mit zwei Kindern vorſtellt, hat mich tief gerührt. Stellt es doch des Meiſters häusliches Elend in ſo ſprechenden Zügen dar, daß man die ganze Welt der Grauſamkeit anklagen möchte, die ein ſo wunderbares Genie verkümmern ließ. Ich könnte darum ſchon allein den Baſelern gram werden. Sie mutheten dem Virtuoſen zu, daß er ihnen die Häuſer bemale, und duldeten es, daß ſeine Frau mit ſeinen Kindern Brod bettelte. Wer es nicht weiß aus der Kunſtgeſchichte, der komme her und laſſe dieß Meiſterwerk des Pinſels ſprechen. Das arme Weib mit den verweinten Augen, und die holden Kleinen, die, wie die Knaben in florentiſchen heiligen Familien, ſchön, aber bettelhaft und frierend dargeſtellt ſind!

Auf dem Münſterthurm habe ich mir mit einem Berner Offizier das Schlachtfeld in der Gegend von Muttenz beſehen. Er zeigte mir die Anhöhe, wo die Landſchäftler ihre Kanonen auf die Baſeler ſpielen ließen, ſo daß ſie am Ende genöthigt wurden, ſich Flügel zum davonfliegen zu wünſchen. Er wußte viele rühmliche Züge von den Feinden Baſels zu erzählen und nur einen rührenden von den Städtern ſelbſt, den ich wiederholen will. Ein Sohn eines begüterten Mannes war von ſeiner Schweſter aufgeſucht worden, aus Beſorgniß, er möchte umkommen oder Gefahr laufen. Das gute Mädchen hatte das Unglück, verwundet und in dieſem bedauerlichen Zuſtande von dem Gegenſtande ihres Kummers gefunden zu werden. Alle Politik zum erſtenmal vergeſſend, wirft der Krieger ſeine Waffe hin und beladet ſich mit der Schweſter, ſie in Sicherheit zu bringen, aber eine Kugel erreicht den Tragenden und ſtreckt ihn todt nieder. An dieſem Vorfalle kann ein Baſeler Maler ſeinen Pinſel verſuchen, um der Nachwelt die Schrecken dieſes Bürgerkriegs vor Augen zu führen. Die Commis haben ſich wie Raſende geſchlagen, als ob die ganze Affaire ein Handelsgeſchäft wäre. Auch befanden ſich Züricher Söhne unter den Städtern, wovon mehrere ſchlimme Wunden davon trugen, woran ſie noch leiden.

Es begreift ſich, daß das öffentliche Leben durch die politiſchen Händel völlig vernichtet iſt. Die Baſeler ziehen ſich von Allem zurück, was Gelegenheit zum Sprechen geben könnte. Die Kaffeehäuſer, die ſonſt ihre eigenen Farben hatten, wie der Storch, die Krone und die drei Könige, ſind ausſchließlich vom eidgenöſſiſchen Militär beſucht. Dieſem weicht der Bürger aus wo er kann, mit Ausnahme der Bürgerinnen, denn die ſind in der ganzen Welt ſchweſterlich geſinnt. Die Weiber ſind die einzigen Kosmopoliten.

Morgen früh will ich über Augusta Rauracorum nach Lieſtal gehen, um die landſchaftlichen Radicalen von Angeſicht kennen zu lernen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 31. Oktober 1833.

Fronte comas vincti coenant et carmina dictant.

Horat.

Der Berliner Journalist.

Man weiß, wie die Redaktoren des Pariſer Corsaire eſſen, trinken, ſchlafen, wie ſie ſich kleiden, wie viel Schulden ſie haben, wer ſie liebt und wer ihre Minus bezahlen kann. Man weiß in Paris, um welche Stunde Armand Carrel, der Redakteur des National, aufſteht, bis wie lange er die Morgenzeitungen excerpirt, daß ihm ſeine Frau mit der Scheere beiſteht und die von ihm mit Röthel angeſtrichenen Artikel herausſchneidet; kurz, die kleinſten Details in dem Leben dieſer öffentlichen Charaktere ſind beobachtet und verrathen worden. Hören Sie, wie der Hauptredakteur eines Berliner Blattes ſeinen Tag verlebt.

In der Frühe findet man ihn am Arbeitstiſch, damit beſchäftigt, alle geſtrigen Einfälle leſerlich aufs Papier zu bringen, oder fremde Aufſätze zu durchlaufen, oder die mannichfaltig vor ihm aufgethürmten Zeitungsblätter zu excerpiren. Die Manuſcripte werden gegen Mittag mit Sorgfalt berechnet, ob ſie die Spalten des nächſten Blattes auch füllen werden, ob es nöthig iſt, ſie mit Lückenbüßern zu unterſtützen, oder ob wohl gar noch Reſte für die ſpätere Lieferung übrig bleiben. Verlegenheit tritt hier nie ein; denn zahllos ſind bei uns die ſchriftſtelleriſchen Verſuche junger Leute, mit welchen die Zeitungsredaktoren beſtürmt werden. Alles will ſich gedruckt ſehen, und unſere Blätter ſind gar nicht ſtreng gegen dieſe Anfänger. Bald nach eilf Uhr wird es lebhafter bei unſerm Mann. Schauſpieler, welche auf ſeine Empfehlung rechnen, laſſen ſich anmelden, Equilibriſten, Taſchenſpieler wagen, ihn um drei Zeilen Lob zu bitten, Mode- und Galanteriehändler ſuchen ihm einige gedruckte Worte abzugewinnen, wenn es ſich um einen neuen Schmuck, den ſie in Kommiſſion haben, oder um einen Apparat, den ſie ſelbſt erfunden, handelt. Dieſe Beſuche ſind die läſtigſten; denn wie wenige Menſchen verſtehen, beſcheiden zu bitten! Vielleicht ſind die, welche auf ihre Verdienſte pochen, ſelten; aber allzuhäufig ſind jene Zudringlichen, welche bei ihren Bitten in der Taſche klappern, die nach den Gegenſtänden des Zimmers greifen, und ehe ſie ihr Geſuch geendet haben, ſchon verſprechen, hier eine Reparatur, dort ein ganz neues, ſchöneres Exemplar zu liefern, jene Zudringlichen, welche immer gleich Alles erſtatten wollen, und deren erſtes und leztes Wort darauf hinauskömmt, daß ſie nichts umſonſt verlangen. Der Journaliſt iſt froh, wenn der lezte dieſer Bittſteller ſeiner Thür den Rücken wendet.

Es iſt zwölf Uhr, und hohe Zeit, ſich in die Kleider zu werfen. Was läßt ſich von zwölf bis zwei Uhr nicht Alles beſtreiten! So wenig aber dem Redakteur jezt ſeine Hände gebunden ſind, ſo gibt es doch Einiges, das um dieſe Zeit ſeiner Erledigung harrt. Man nimmt die neu

aufgeſtellten optiſchen Panoramen in Augenſchein, man beſucht Gropius und macht auf dem Rheine die Fahrt von Mainz bis St. Goar, oder wirft bei Satler einen Blick von der Salzburger Feſtungswarte über die Stadt und die Salzach in die bayriſche Ebene oder ins Gebirge. Unſer Journaliſt hält ſich ein Reitpferd, und er reitet die Linden einigemal auf und ab, oder muß er noch zu Fuß gehen, wie ein Arzt, der wenig Praxis hat, ſo macht er die Promenade auf dem belebten Trottoir, das ſich vom Schloß bis zum Hotel des ruſſiſchen Geſandten hinzieht. Auf alle Fälle beſizt er aber eine Freundin, eine ungeduldig harrende, die Adolph nicht glücklicher machen kann, als wenn er noch vor dem Mittagstiſch ihrer Toilette und ihrer Liebe einige Aufmerkſamkeit ſchenkt. Er wird zu ihr gehen; es iſt nach der Behrenſtraße nicht weit. Oder auch nicht; denn ein Redakteur, der ſich auf der Straße ſehen läßt, wächst wie der Schneeball zur Lawine an. Alle Welt kennt ihn; die Polizei kennt ihn, das ganze Theater kennt ihn, die Schriftſtellerwelt kennt ihn, und von den leztern hat er wenigſtens ein Drittel zu Freunden. Ein Kranz von Bekannten umgibt ihn; Alles erwartet von ihm Neuigkeiten, und er gibt ihnen die, welche ſie ſelbſt ihm erſt bringen. Bald iſt beim Ballet ein Skandal vorgefallen, oder die Aktionäre des Königſtädter Theaters haben mit dem Unternehmer einen Auftritt gehabt, oder die neueſte Nummer einer Zeitung iſt angekommen, mit Dolchſtichen für dieſen oder jenen bekannten Namen. Kurz, es fehlt nie an intereſſanten Nachrichten, und der Redakteur iſt froh, endlich zu ſeinem Traiteur einzutreten, wo er das Wichtigſte in ſeinem Portefeuille anmerken kann. Die Spalten einer täglich erſcheinenden Zeitung zwingt ein Einziger nicht, ſondern es müſſen ihm viele in die Hände arbeiten, ehe er ſie füllt. Es iſt eine enge Freundſchaft zwiſchen dem Redakteur und ſeinen Mitarbeitern. Dieſe waren in den Vormittagsſtunden mit ihren eigenen Produktionen überreich beſchäftigt; von jezt an leben ſie aber nur für den, von dem ſie ſelbſt vielleicht leben. In einer ſehr eleganten Trattorie beſizt die ganze Redaktion ihren eigenen Tiſch, dem nahe zu kommen, der eifrigſte Wunſch der übrigen Gäſte iſt. Man weiß, daß von dieſem Tiſche die wohlſchmeckendſten Broſamen fallen, denn Wiz und Laune iſt keinem der Speiſenden abzuſprechen. Hier reicht ſich nun die jeune Allemagne abwechſelnd Fricandeaus, Nachtſtücke à la Hoffmann, Cotelетts, Novelletten, geſpickte Ochſenzungen, Beiträge zur Kritik, Leipziger Lerchen, Revuen der Almanache, Krebſe, Betrachtungen über den deutſchen Buchhandel, Zwiſchenſpeiſen und kleine Lückenbüßer über den Tiſch. Das ganze Redaktionsgeſchäft macht ſich hier lachend, eſſend und trinkend, und man wird darin nur geſtört, wenn plözlich hinter den Stühlen Junker Voland mit der Hahnenfeder, der Buchhändler, welcher das Blatt verlegt, erſcheint, und lächelnd dem Hauptredakteur eine Note des Cenſurkollegiums überreicht, worin ſehr nachdrücklich, ſehr ernſt, ſehr väterlich vor den überhandnehmenden Preßausſchweifungen gewarnt wird. Dieſer läßt ſich vielleicht einſchüchtern? Nein, mit der ruhigſten Miene fordert er vom Kellner einen Zahnſtocher, die Uebrigen lachen, und nur der Verleger ſchleicht mit bedenklicher Miene, kopfſchüttelnd von dannen.

In den Stunden von drei bis vier wird man einen jungen Autor, der in Berlin lebt, nur bei Stehely finden. Das iſt ſchon oft geſagt und eine ſo unbeſtrittene Wahrheit, daß ich mich ſchäme, ſie hier zu wiederholen. Aber ich folge dem Tageslaufe eines Journaliſten, und muß da ſeyn, wohin er geht. Bei Stehely iſt er mit ſeinem Anhange nicht ſo allein, wie kurz vorher, als er zu Mittag aß. Stehely iſt das Aſyl aller Partheien. Vom Leſer der Gazette de France bis zu jenem verdorbenen Genie, das mit Bleiſtift für den Beobachter an der Spree aus Pappes Leſefrüchten excerpirt, haben alle hier ein gleiches Recht. Die Mittelalterlichen, die Enthuſiaſten der Düſſeldorfer Malerſchule, die Freunde des Wadzeckiſchen Wochenblatts, keinem darf ſein marmorner Tiſch verweigert werden. Das iſt freilich für die Parthei nicht recht bequem, und unſer Redakteur beeilt ſich daher, die neueſten Blätter zu durchfliegen, ſieht nach der Uhr und findet, daß die Stunde der Korrektur des morgenden Blattes geſchlagen. Sein Weg geht jezt ſpornſtreichs in die Druckerei. Der Faktor trägt ihm die eingetauchte Feder entgegen. In einer halben Stunde iſt die Durchſicht des morgenden Blatts vollendet, mit einigen Worten wird dem Sezer die Anordnung des nächſten verſtändlich gemacht, und der Journaliſt findet, daß er noch einige Zeit bis zum Anfang des Theaters zu verwenden hat. Er beſucht den Buchladen ſeines Verlegers. Sind Briefe für mich da? Sind neue Beſtellungen eingelaufen? Was brachte das Leipziger Bücherpaket? Neue Taſchenbücher? Proſpekte neuer Zeitungen? Kein Curioſum, dem man einige Seiten (der Journaliſt meint Druckſeiten) abgewinnen könnte? Nichts über die rothen Naſen der Damen, oder über die Allheilkraft der Seife? Keine Streitſchrift, etwa von Kühne, worin Raupach und Häring als die Endpunkte aller Kunſtbildung aus der Weltordnung herauskonſtruirt werden? Solche Erſcheinungen kommen dem Lacher immer erwünſcht. — Um dreiviertel auf ſechs Uhr darf man ſich in unſern Theatern ſchon ſehen laſſen, ohne für einen fremden Kleinſtädter zu gelten. Doch die Rezenſenten, dieſe unerläßlichen Theaterrequiſite, treten erſt mit dem Schlage ſechs ein. Vorher kann man einen großen Theil derſelben ſchon im Veſtibül wahrnehmen; ſie laſſen die Beſucher die Revue paſſiren, und namentlich ſteht unſer Redakteur dem Büreau des Kaſſirers ſehr nahe, der ſein beſter Freund iſt, und mit jedem ausgegebenen Billet ihm eine neueſte Anekdote aus der Kouliſſenwelt

Digitized by Google

verabfolgt. Dieſer gute Freund und Kaſſirer ,iſt noch zu andern Gefälligkeiten bereit. Denn warum ſtehen ſie da ſo erwartungsvoll, dieſe jungen Leute, welche heute mit dem Redakteur zu Mittag aßen, ſeine Mitarbeiter? Sie wollen vielleicht auch den Tempel Thaliens betreten, ſind aber mit keinen Freibilletten verſehen, und lieben ihre Thaler viel zu ſehr, als daß ſie ſie für Vorſtellungen ausgeben ſollten, die ſie hernach doch ſchlecht finden. Hier hilft der gute Freund und Kaſſirer aus. Es läßt ſich ja Alles machen. Die jungen Leute finden noch alle ihren Sitz im Parterre. — Im Grunde ſteht die Berliner Theaterkritik ziemlich tief. Die Kotterie macht ſchwarz aus weiß; die Rezenſenten gehen niemals entſchieden übelgelaunt aus dem Theater; denn weil ſie Vieles ſehen, was in der That gut iſt, ſo verliert ſich das ſcharfe Auge für das mancherlei Schlechte, das ſich hinter jenem verſteckt. Man ſammelt keine Galle und kann ohne Beſorgniß an eine reichbeſezte Abendtafel gehen, welche unſere ſämmtliche Mitarbeiterſchaft an einen und denſelben Ort wieder zuſammenbringt. Hier wird jezt ſinnlicher, hingebender, ausſchweifender gelebt, als zu Mittag. Man verzehrt nicht ſo viel, aber nimmt ſich zu dem Wenigen mehr Muße und ſpricht dem belebenden Weine zu. Die Kritik über das Theater wird faſt von Allen zu gleicher Zeit gefertigt und braucht morgen früh vom Redakteur nur in fließende Worte gebracht zu werden. Die Ideen zu den Aufſätzen, welche morgen Mittag fertig ſind, werden jezt ausgetauſcht, gebilligt oder verworfen. Man räſonnirt ſich in ein literäriſches Geſpräch hinein, oder zergliedert novelliſtiſche Stoffe, oder ſucht ein gegebenes Thema ſatiriſch zu behandeln. Kann man beſſer meditiren? brauchen die Autoren immer nur Einſamkeit und Gartenſtille? Nein, hier werden die artigſten Dinge erſonnen, die anſprechendſten Gemälde entworfen, und dabei klappern die Teller und die Billardkugeln ſtoßen zuſammen, und die Kellner rufen die Speiſen aus, und eine mächtige Gasflamme ſiedet und kocht mit monotonem Gemurmel dazwiſchen. Der Wächter aber hat ſchon zweimal angerufen und die Freunde zerſtreuen ſich.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Ein paar Beiſpiele werden dem Verſtändniß der Leſer dieſe volksthümlichen Unterhaltungen näher bringen. Mein Freund Roſière, der ſein Etabliſſement nach Charlestown verlegte, gab ſeine Fahrniß Bellman in Kommiſſion. Die niedrigſten Preiſe, unter welchen nicht abgeſchlagen werden durfte, waren beſtimmt und protokollirt. Täglich hielt ſich Roſière in dem Auktionslokale auf, nie wurden ſeine Sachen vorgenommen. Nach vierzehn Tagen erinnerte er Maſter Bellman an dieſen Gegenſtand; dieſer ſieht in ſein Buch und gibt die Auskunft, Roſières Meubeln ſeyen alle ſchon verkauft. „Das hätte ich nicht geglaubt; doch wenn nur die Preiſe erreicht ſind, ſo mag es ſeyn. Geben Sie mir meine Rechnung.“ — „Das kann ich jezt nicht, weil der Kommis nicht da iſt.“ — „Alſo morgen werde ich darum bitten.“ — „Sehr wohl.“ Roſière kam, wie er verſprochen hatte, des andern Tages. „Heute kann es nicht ſeyn, weil es Samſtag iſt, und da haben wir Kaſſenabſchluß.“ Mein Freund kam Montag wieder; da war aber der Kaſſier abweſend. Dienſtags war der Prinzipal in Staatsangelegenheiten bei der Wahl, und ſo auch Mittwochs, und Donnerſtags war der Schreiber zur Parade ausgerückt. Damit der Samſtag nicht wieder dazwiſchen komme, ſo verſicherte Roſière, er wolle nun das Magazin nicht eher verlaſſen, bis er ſeine Rechnung habe. Man ließ ihn bis ſpät in die Nacht ſitzen, endlich entſchloß man ſich zur Rechnungsablegung. Die feſtgeſezten Preiſe waren richtig erzielt, nämlich: Ein großer Spiegel, verkauft zu vierzig Dollars; als Anreizungsmittel im Kauf zugegeben, ein alabaſternes Hündchen; abzuziehen 5 Dollars, bleibt 35 Dollars. Ein Sopha 20 Dollars. Davon abzuziehen als Anreizungsmittel: eine Gypsfigur für 2 Doll., bleibt 18 Doll., und ſo ging die ganze Rechnung fort. Am Ende machten die Anreizungsmittel hundert und etliche Dollars aus. Dann kamen noch die ſieben Prozent Auktionskoſten, ein Prozent für Schreibgebühr, eines für das Magazin, drei für Uebertragungskoſten und vier Prozent für Intereſſen, weil Maſter Bellman Alles auf Kredit verkauft habe und alſo ſeine Intereſſen decken müſſe. Das Riſiko des Einbringens wolle M. Bellman aus Gefälligkeit über ſich nehmen, alſo im Ganzen nur 16 Prozent vom reinen Erlös escomptiren. „Was gehen mich aber Ihre Gypsfiguren an?“ fragte Roſière. — „Das iſt ſo ein Mittel, welches wir im Gebrauche haben, um Verkäufe ſchneller zu erzielen; zuweilen nehmen wir auch andere Gegenſtände. Sehen Sie da die Kupferſtiche: die kommen morgen an die Reihe; ſie ſind aus dem Nationalmuſeum, wo ich Aktionär und Vizepräſident bin. Wir haben wieder neue Kupfer von Paris erhalten, und da können wir nun die alten unſern Kundſchaften zukommen laſſen.“ — Roſière wollte ſich für die Gunſt bedanken und ſogar proteſtiren; allein man ſagte ihm, man könne ſeinetwegen in Amerika nicht andere Gebräuche einführen; er könne ſein Geld haben, wenn er die Bill unterſchreibe, und im Uebrigen habe man ſchon genug Zeit mit ihm verloren und ihm auf's Artigſte Alles erklärt, und ſofort fingen die Herren Bellman und Conſorten an, unter einander von etwas Anderm zu diskuriren. Roſière ging, um ſich mit einem Advokaten zu berathen.

Digitized by Google

„Nehmen Sie, was Ihnen Major Bellman gibt; vielleicht können Sie noch ein paar Dollars mehr von ihm herausdisputiren; was aber einen Prozeß betrifft, da muß ich Ihnen aufrichtig ſagen, weil ich eben ſelbſt nicht Zeit habe, ihn zu führen, der würde lange dauern; Sie würden ihn nach aller Wahrſcheinlichkeit verlieren und in die Koſten verfallen. Indeſſen will ich an Herrn Bellman eine Aufforderung ſchreiben, die er gewiß berückſichtigen wird.“ Der Advokat ſchrieb: „Ich fordere Sie auf, Ihre Rechnung mit Maſter Roſière billigſt auszugleichen, und verbleibe reſpektsvoll, Sillis, Adv.“ Um in dieſer Sache den Kelch der Erfahrung vollends zu leeren, übergab Roſière dieſen Zettel am andern Tag. „Damit Sie ſehen,“ hieß es nun, „was für Gentlemen wir ſind, und um Ihnen zugleich zu zeigen, welche Achtung ich für Maſter Sillis habe, ſo werde ich noch fünf Dollars zulegen, und damit iſt Ihre Rechnung geſchloſſen; das iſt mein leztes Wort.“ — „Amen,“ ſagte Roſière, damit die Sache einmal ein Ende nehme; doch ganz war es noch nicht am Ende, denn als Roſière mit ſeinem reduzirten Gelde nach Hauſe kam, fand er folgende Bill zu berichtigen: „Rathsertheilung 5 Dollars, Sommationsbill 5 Doll., Bellegung einer Streitſache 10 Doll. Summa 20 Dollars. Reſpektsvoll empfangen. Sillis.“

Nun hatte Roſière noch die Teppiche in ſeinen Zimmern; mit dieſen nahm er ſich vor, recht vorſichtig zu ſeyn. Er übergab ſie in größter Ordnung, auf dem Fußboden angenagelt, einem andern Auktionskommiſſär, dem Maſter Dougbty, verwahrte ſich gegen alle Fälle, die er nur erſinnen konnte, und ſezte feſt, daß er bei der Lizitation gegenwärtig ſeyn müſſe. Die Teppiche kommen zur Verſteigerung, und ein guter Freund treibt ſie auf einen leidlichen Preis. Roſière wird noch am ſelben Abend zur Rechnungsablegung beſtellt. Nun heißt es: „Der große, grüne Teppich, angeblich 40 Yards, verkauft à 1 Dollar (NB. Bei Nachmeſſung nur zu 30 Yards befunden), macht 30 Doll.“ — „Wie!“ ruft Roſière, „haben Sie den Teppich nicht in meiner Gegenwart auf dem Boden abgemeſſen? iſt das Zimmer nicht noch da und die friſche Spur zu ſehen, wo der Teppich gelegen? haben Sie ihn nicht ſelbſt abnehmen und zu ſich bringen laſſen? Hier iſt die Nota von dem Kaufmann aus dem Manhatam-Store, wo ich den Teppich kaufte; ſeine Leute haben ihn aufgenagelt und ſind meine Zeugen.“ — „Ich habe,“ erwiderte der Ehrenmann, „den Teppich bei Ihnen auf dem Boden zwar abgemeſſen, ich habe ihn aber hier in meinem Amte vor Zeugen nachgemeſſen und nicht mehr als 30 Yards gefunden; mein Sohn und mein Neffe hier werden es beſchwören auf alle Bibeln in den Vereinigten-Staaten, und meine Leute, welche die Teppiche hergebracht, haben gewiß nichts davon geſtohlen; es ſind ehrliche ſchwarze Burſche, das kann ich bezeugen; wenn Sie aber ihren ehrlichen Namen angreifen wollen, verſuchen Sie es; in dieſem Falle behalte ich das Geld bis zum Ausgang der Sache.“

Mein gewizigter Freund gab ſich zufrieden. Das nächſtemal die tragiſche Geſchichte eines andern Europäers, welche, obgleich buchſtäblich wahr, ans Fabelhafte grenzt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lieſtal, Oktober.

Das Landſchaftsgouvernement.

Die Hauptſtadt der Landſchaft Baſel, Lieſtal, iſt nur ein Flecken. Drei Menſchen könnten das ganze Land regieren und Recht darin ſprechen; jezt gibt es darin Großräthe und Kleinräthe, Geſandte, Präſidenten, Oberrichter und Unterrichter, und hundert ganz überflüſſige Weſen, die alle insgeſammt kein Geſchäft aus ihrem Geſchäft machen, ſondern daſſelbe honoris causa als patriotiſche Handlanger betreiben müſſen.

Vorgeſtern Abend habe ich in Lieſtal im beſten Gaſthofe übernachtet. Der Schlüſſel nennt er ſich, und iſt gerade gut genug für ein Landſtädtchen. Dort fand ich alsbald alle Staatskollegien beim Weinkrug, vom Regierungspräſidenten bis zum Ausrufer, der zugleich Polizeiinſpektor und Geheimerath des Herrn vom Stuhle zu ſeyn ſcheint; denn er rapportirte, was in Baſel den Tag über vorgegangen war. Alle hohen Beamten ſtimmten den leutſeligſten Ton an, und ſprachen abwechſelnd von der europäiſchen Politik und der Zeche des vorigen Sonntags. Die Jagd füllte den übrigen Theil des Discurſes. Als ich die Ehre hatte, die hohe regierende Geſellſchaft zu vermehren, dachte ich, in Anbetracht des fröhlichen Tons und der luſtig dampfenden Pfeifen, nicht anders, als ich ſey in eine Kirchweihſchenke oder in ein Eſtaminet gerathen. Ich machte daher große Augen, als ich hörte, daß der Eine den Andern Herr Regierungsrath anredete, und zog ſachte meine Reiſemütze vom Kopfe, da ſich ein Dritter gar „Herr Landspräſident“ tituliren ließ und die nagelneue Stadt-Baſeler Verfaſſung im Manuſcript aus der Rocktaſche hervorlangte, ſprechend: „Nun ſind ſie drüben im Land mit ihrer Arbeit fertig. Da habt ihr die Mache.“ Mir fiel in dieſem Augenblick alsbald ein, daß ein Baſeler Fleiſchermeiſter, der nach dem 31. Auguſt zwei Tage lang in landſchaftlicher Gefangenſchaft geſchmachtet und eine Ohrfeige von dem Herrn Präſidenten erhalten, mir die Biographie deſſelben im Poſtwagen erzählt hatte. Das Schlimmſte, was dieſer Hiſtoriker von Seiner Excellenz ſagte, war: „Wenn Ihr ihn zu ſehen bekommt, werdet Ihr ihn gewiß für einen Metzger halten.“ Aber der Mann war gereizt, war ein Ariſtokrat und hatte eine Ohrfeige bekommen.

Die Baſeler Bauern ſind berauſcht vom Siege. In jedem Dorf ſteht eine thurmhohe Fichte mit einer rothen Fahne und einer Inſchrifttafel, darauf die Worte prangen:

Als Demuth weint' und Hochmuth lacht',
Da ward der Schweizerbund gemacht.

Sie bezechen ſich Sonn- und Feiertags vor lauter Freiheitsgefühl, und dann laufen ſie in den Wald und legen die Axt an einen neuen Baum, was dem Förſter gar ſchlecht gefällt. Der Regierungsrath iſt der Meinung, Landſchaft Baſel könne ohne die Fichten in den Dörfern auch frei und glücklich ſeyn, und es wird nicht lange mehr währen, ſo muß er von Amtswegen der Freiheit das Handwerk legen, in welchem Falle er dann zuverläſſig als ein illiberaler und retrograder Regierungsrath erſcheinen wird.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 88 u. Monatsregiſter Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 1. Oktober 1833.

Kunstnachrichten aus Kassel.

(Beſchluß.)

Ludwig Emil Grimm erlernte anfänglich bei Heß in München die Kupferſtecherkunſt. Seine höchſt geiſtreich radirten Blätter ſind allgemein bekannt und beliebt. In ſpäterer Zeit hat er ſich immer mehr der Malerei zugewandt und gewiß nicht ohne Erfolg, wie namentlich zwei Bildchen darthun, welche kürzlich bei ihm zu ſehen waren. Man muß dieſelben wohl als Genrebilder bezeichnen, obgleich keine beſchränkte ſinnliche Auffaſſung der Natur darin vorwaltet, ſondern beide einen edelgebildeten, beziehungsreichen Sinn durchblicken laſſen. In einem dieſer Bilder ſieht man eine Bäuerin im Begriff dem Geſangbuch ein Zeichen beizufügen, um eben nach der Kirche zu gehen; vor der Thüre erwartet ſie der Geliebte; im Hintergrunde die Kapelle und dahin wandernde Landleute. Das andere zeigt eine Bäuerin, verſunken in tiefe Betrachtung auf dem Grabe eines Verſtorbenen. Das Koſtüm iſt lokalheſſiſch. Auch Grimm iſt nunmehr Lehrer und Profeſſor der Akademie.

Ludwig Sigismund Ruhl, ſeit Kurzem Hofrath, Direktor des Muſeums und der Bildergallerie. Sein Wirken in der Kunſt wird hauptſächlich durch zwei Bilder charakteriſirt. Das erſte verfertigte er in Rom; es war eine Darſtellung der heiligen drei Könige, eine Arbeit, welche alle Zeichen der Schule an ſich trägt, die man dereinſt die neualtdeutſch römiſche benennen muß. Trotz einiger Bizarrerie in dieſem Bilde, wird man ſich deſſelben ſtets erfreuen, und zwar als einer Arbeit, an welcher man mit Bewunderung ſieht, wie weit das Talent es darin bringen kann, das Aeußerliche einer ihm innerlich fremden und fernen ſchönen Zeit zu reproduziren. Das zweite und letzte Bild, welches kürzlich zum Beſten der Armen öffentlich ausgeſtellt war, ſtellt auch Könige vor, nicht 3, ſondern nur 2, und auch keine Heilige, nämlich Ludwig XIV. und den vertriebenen Jakob Stuart von England. Eine bloße Präſentation. Was bei dem obigen von dem Aeußerlichen, von der Methode geſagt wurde, gilt hier in Beziehung auf das Aeußerliche des Lebens ſelbſt. Ja das ganze Bild gibt nur das Aeußerlichſte eines ſchon an und für ſich ſehr äußerlichen Lebens.

So vielfach man auch ſtets das Hofleben als kalt und herzlos beurtheilt hat, ſo zeigt die Darſtellung doch dieß Leben wie aus größter Ferne geſehen, wo ſich alle Zeichen deſſelben verwiſchen und nur noch die Masken übrig bleiben. Es iſt ein Hofleben, wie es dem Publikum, welchem die Betrachtung nur von außen durch die Fenſter vergönnt iſt, erſcheinen muß. — Allein der Fleiß, die tüchtige Anſtrengung, die Technik und der Erfolg des Totaleindrucks ſind bewunderungswürdig. Wem das Bild der heiligen Könige noch in Erinnerung iſt, dem braucht man nur den Gegenſtand des neueſten Bildes zu nennen und hinzuzufügen, daß daſſelbe ausgezeichnete Talent für Technik in dieſer Reihe von Jahren ſich geſetzmäßig und erfreulich ausgebildet hat, und er wird ſich einen Begriff von dieſer letzten Arbeit machen können.

Carl Aubel, bei Gelegenheit der neueſten Ernennungen ebenfalls zum Lehrer und Profeſſor beſtellt, hielt ſich längere Zeit zu Paris und Rom auf. Seine hiſtoriſchen Bilder haben ſich ſeither nicht oft über den Kreis der Darſtellung von Madonnen hinausgewagt. Darunter zeichnen ſich aber einige wirklich durch Gemüth und kräftige poetiſche Gabe aus. Die Behandlung dürfte zuweilen etwas breit zu nennen ſeyn. Seine Portraits ſind mitunter höchſt ausgezeichnet, und ich habe einige geſehen, welche durch ernſte gediegene Farbe und Behandlung lebhaft an ſchöne alte Bilder erinnerten.

Friedrich Müller war ebenfalls einige Zeit in Paris, kam aber noch ſehr jung nach Rom, und zwar in den letzten Zeiten der hohen wahren Begeiſterung für ältere Kunſt. Sein Gemälde der heiligen Eliſabeth von Thüringen, eine reiche und ernſte Kompoſition, theilt noch die Vorzüge eben jener Epoche. Der entſchiedene

Digitized by Google

Beifall, welchen ſein ſpäteres Gemälde von Jakob und Rahel auch in landſchaftlicher Beziehung in Rom erhielt, beſtärkte ſeinen natürlichen Hang zu jener romantiſchen Verbindung des Hiſtoriſchen mit dem Landſchaftlichen auf das Lebhafteſte, und es machte dieſelbe von nun an wie es ſcheint den fortwährenden Gegenſtand ſeines Studiums aus. Im Jahr 1827 war er einem Rufe ſeines Fürſten nach Kaſſel gefolgt, um Arbeiten von ſehr bedeutendem Umfange im Kurfürſtl. Reſidenz-Palais zu übernehmen. Die Vorbereitung zu dieſer Arbeit verſetzte ihn in eine erfindungsreiche Thätigkeit, und ſo viel Beifall ſich auch ſeine Skizzen und Projekte erwerben mußten, wobei ſich auch ſein ſchönes Talent für die Arabeske entwickelte, ſo kam doch der urſprüngliche Auftrag nicht zur Ausführung, und er kehrte nach einem dreijährigen Aufenthalte hieſelbſt mit bedeutendem Verluſte nach Rom zurück. Während dieſes letzten zweiten römiſchen Aufenthalts malte er ein größeres Bild: die Anbetung der Hirten, und ſeine allgemein beliebte hiſtoriſch-landſchaftliche Kompoſition: die italieniſche Hochzeit.

Auf die Verſprechung der hieſigen Miniſter, ihm eine Anſtellung als eine Quaſi-Entſchädigung zu ertheilen, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo ihm denn auch, nachdem die Stände die Zulagen für die Akademie votirt hatten, die Profeſſur der Malerei an derſelben übertragen wurde. Seitdem hat er mehrere kleinere Bilder theils für die Frau Kurfürſtin königl. Hoheit, theils für den franzöſiſchen Geſandten hieſelbſt verfertigt; letzterer allein beſitzt 3 ſeiner beſten Arbeiten, und zwar die heilige Eliſabeth, eine veränderte Wiederholung von Jakob und Rahel, und die italieniſche Hochzeit, wie auch einen St. Hubertus. Ausführliche Recenſionen über ſeine Arbeiten finden ſich an mehreren Orten, namentlich in den Beiblättern der Kaſſel'ſchen und Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, auf welche ich verweiſe.

Außer den letztgenannten meiſtens bei der Akademie angeſtellten Künſtlern ſind deren noch mehrere hieſelbſt, welche ſich durch Geſchicklichkeit auszeichnen und der Erwähnung gar ſehr verdienen, wie namentlich der Hof-Theatermaler Primaveſi, deſſen Staffeleigemälde (Landſchaften) viel Verdienſt haben. Die Theaterdekorationen von demſelben ſind vortrefflich. Auch der ebenfalls als Hoftheatermaler beſtellte Architekturmaler Beuter liefert verdienſtliche Arbeiten. Als Portraitmaler iſt Glinzer beachtenswerth, nur malt derſelbe ſehr ungleich; einige Bildniſſe von ihm ſind aber wahrhaft ausgezeichnet zu nennen. Der Maler Embden, welcher die meiſten Bildniſſe hier malt, iſt ein ſehr wackerer Künſtler in dieſem Fache. Endlich iſt noch ein Sohn des verſtorbenen Auguſt Nahl zu erwähnen, deſſen Vorkenntniſſe ganz bedeutend ſind und welcher ſich nur zu einer anhaltenden Thätigkeit zu entſchließen brauchte, um Verſtändiges und Erfreuliches zu leiſten.

Als wackrer Bildhauer iſt noch Philipp Siebrecht zu nennen, welcher leider unter den jetzigen Umſtänden keine angemeſſene Beſchäftigung finden mag.

Als Medailleur würde ſich der Hof- und Münzgraveur Körner der jüngere überall und bei jeder Concurrenz vortheilhaft auszeichnen. Seine Medaille zur Jubelfeier der Univerſität Marburg iſt eine gar ſchöne Arbeit.

Als theoretiſch-äſthetiſche Baukünſtler bethätigen ſich der Profeſſor Wolff (durch Schriften rühmlichſt bekannt) und der Oberbaumeiſter Engelhardt. Auch dürfte der bekannte nunmehrige Oberhofbaumeiſter Ruhl vielleicht bald in größere Thätigkeit verſetzt werden. —

Indem ich hiermit meine erſte Relation beendige, erſtaune ich ſelbſt darüber, wie viel tüchtige Künſtler an dieſem verhältnißmäßig kleinen Orte ſich zuſammen finden. Wenn man damit die meiſten Hauptſtädte von Norddeutſchland vergleicht, Berlin und Dresden ausgenommen, ſo ergibt ſich für Kaſſel ein ſchönes Reſultat, und es iſt vorauszuſehen, daß, ſobald die Regierung oder andere günſtige Umſtände eine lebendige Anregung unter denſelben hervorrufen, auch ſehr Bedeutendes wird geleiſtet werden können. Der Antheil, welchen die Kurfürſtin an den Werken mancher Künſtler nimmt, wird, wie mir ſchien, dankbar anerkannt, und manche Hoffnung derſelben für die Zukunft knüpft ſich auch an das theure Leben dieſer frommen und für die Kunſt geſtimmten und gebildeten Fürſtin.

Imo.

Kunstausstellung in Straſsburg.

Seit geraumer Zeit fühlten unſere Künſtler und Kunſtfreunde das Bedürfniß, in ihrer Vaterſtadt einen Verein zu bilden und gemeinſchaftlich darauf hinzuarbeiten, die Kunſt auch in unſern Mauern Früchte tragen zu ſehen. So Mancher hatte die Kunſtſchätze Deutſchlands bewundert, viele hatten die Ausſtellungen der Hauptſtadt Frankreichs und die Werkſtätten ihrer Künſtler beſucht oder unter italiſchem Himmel die Werke der Meiſter mit Begeiſterung geſehen, Ideen und Gefühle waren angeregt worden, welche tief eingreifend den Sinn für Großes und Schönes geweckt; eine Reihe jüngerer Künſtler, gebildet zum Theil im Ausland, zum Theil in unſerm galliſchen Athen, ſammelte ſich begeiſtert um den alten väterlichen Heerd, hoffend die Lücken zu füllen, welche durch mancherlei Schickſale und Umſtände unter den elſäßiſchen Söhnen der Kunſt entſtanden waren. Doch bis jetzt hatten in der heimathlichen Vaterſtadt ſolche Wünſche noch keine Erhörung gefunden; es war kein Vereinigunspunkt, ſeine Gedanken über Kunſt

mitzutheilen, keine Gelegenheit, zu ſchauen und zu fühlen, zu zeigen und auszuſtellen, was jener Sinn hervorgebracht, was der Genius bildend in's Leben gerufen hatte. Es war der jetzigen Zeit, in welcher ſich ſo Manches bei unſerem Volke neu geſtaltet, aufbehalten, den Verſuch zu machen, einen ſolchen Verein zu bilden; ſeine Grundſätze, Zwecke und Ordnungen will ich Ihnen in einem kurzen Auszug aus ſeinen Statuten mittheilen.

„Der Zweck der Geſellſchaft der Kunſtfreunde von Straßburg iſt, den Kunſtſinn zu verbreiten, den Künſtlern und Kunſtfreunden Gelegenheit zu geben, ihre Studien und ihre Ausbildung zu erleichtern und ihre Kunſtprodukte mitzutheilen.

„Um dieſe Zwecke zu erreichen, ſucht ſich die Geſellſchaft mit andern ähnlichen Vereinen, ſo wie auch mit den vorzüglichſten Kunſthandlungen des In- und Auslandes in Verbindung zu ſetzen, um die beſten Produkte derſelben, als: Gemälde, Kupferſtiche, Lithographien, Büſten, Basreliefs, architektoniſche Verzierungen, Medaillen ꝛc. mitgetheilt zu erhalten; außerdem werden Künſtler und Beſitzer von Kunſtarbeiten erſucht, ihre Schätze von Zeit zu Zeit in dem Lokal der Geſellſchaft aufzuſtellen.

„Die Ausſtellungen haben zu beſtimmten Zeiten ſtatt, jede ſteht vier Sonntage offen; außer dieſen Tagen iſt aber noch der Abend eines Wochentages feſtgeſezt, an welchem ſich die Mitglieder der Geſellſchaft verſammeln, um ſich entweder mit Leſung der deutſchen und franzöſiſchen Werke und Zeitſchriften über Kunſt zu beſchäftigen oder ſich über Gegenſtände, welche in dieß Gebiet einſchlagen, zu unterhalten. Jährlich kauft die Geſellſchaft entweder das Kunſtprodukt eines ihrer Mitglieder an ſich, oder ſie kauft wenigſtens das Recht, es graviren, lithographiren oder in Gyps gießen zu laſſen; jedes Mitglied erhält davon ein Exemplar; die übrigen Exemplare werden entweder verkauft oder gegen andere Kunſtprodukte vertauſcht.

„Der Ueberſchuß der Einkünfte der Geſellſchaft wird angewandt, um ihre eigene Kunſtſammlung zu vergrößern und auch ſolche Kunſtprodukte anzukaufen, welche am Ende jedes Jahres unter den Mitgliedern der Geſellſchaft verlooſet werden.

„Um die Ausſtellung ſo nützlich als möglich zu machen und ihre Zwecke in allen Verzweigungen, ſo viel ſich im Anfang thun läßt, zu erreichen, hat die Geſellſchaft die Einrichtung getroffen, auch Kunſtprodukte zu erhalten, von welchen man Kopien machen kann. Und da von Paris aus dergleichen in die Departemente verſandt werden, hat man bereits mehrere Abonnemens daſelbſt genommen.

„Weil aber bis jetzt dieſe Modelle im Saal der Kunſtausſtellung ſelbſt nur Sonntags Nachmittags können copirt werden, ſo leiht ſie die Geſellſchaft den Mitgliedern gegen einen kleinen Beitrag an Geld, um zu Hauſe darnach ſtudiren zu können.

„Die Geſellſchaft beſteht aus eigentlichen zahlenden Mitgliedern und aus Ehrenmitgliedern, meiſt auswärtigen Künſtlern oder Literatoren; dieſe letztern erhalten ein Diplom, ſind aber natürlich von den Laſten der Geſellſchaft frei. Als Ehrenmitglieder nenne ich die Hrn. Helmsdorf, Kunz, Frommel, Ernſt Fries, Schuler (Vater), Künſtler in Karlsruhe, Dem. Ellenrieder, Malerin aus Conſtanz, Dr. Braun aus Mainz ꝛc.

„Die Geſellſchaft wird von einem durch allgemeine Stimmenmehrheit gewählten Comité unentgeltlich verwaltet; dieſes ernennt aus ſeiner Mitte einen Präſidenten, Sekretär und Kaſſier, ferner eine ſpezielle Kommiſſion, an deren Spitze der Conſervator der Ausſtellung, welche ſich mit der Anordnung und Aufſtellung der Gemälde ꝛc. befaßt, ferner einen Aufſeher für die Modelle, welche zum Kopiren beſtimmt ſind, und einen Leihbibliothekar; über jede Ausſtellung müſſen abwechſelnd zwei Mitglieder des Comités ſelbſt die Aufſicht führen.“

Die vorzüglichſten Quellen, welche ſich uns bis jetzt für die Betrachtung älterer Werke geöffnet haben, ſind die trefflichen Privatkabinete unſerer Vaterſtadt; reiche Schätze ſtehen uns hier offen, und Schönes haben wir ſchon geſehn. Ich erwähne nur einer Madonna von Albrecht Dürer, eines Chriſtus von Solario, mehrerer kräftigen Bilder von Rembrandt, der Kopien nach dieſen und andern großen Meiſtern nicht zu gedenken.

Zahlreicher ſind die Kunſtwerke der lebenden Meiſter; iſt von Straßburg die Rede, ſo behauptet Ohmacht, der Neſtor unſerer Künſtler, den erſten Rang. Seiner kranken alterſchwachen Hand iſt der Meiſel entfallen, Neues wird er nichts mehr ſchaffen; aber wer hat ſeine Arbeiten jemals genug geſehen, wer entdeckt nicht immer wieder Neues, nie genug Bewundertes an ihnen? Mehrere Originalbüſten und Basreliefs, ſo wie auch mehrere Abgüſſe ſeiner gelungenſten Arbeiten, z. B. der Abguß von Klopſtocks Büſte, haben wir hier ausgeſtellt geſehen.

Unter den Malern muß ich zuerſt Helmsdorf nennen. Könnte man von Straßburg und von der Kunſt reden, ohne dieſes unſeres Adoptivſohnes zu gedenken? Seine Taſſo's Eiche, ſein See von Nemi, ſein caucaſiſcher Waſſerfall, nebſt verſchiedenen Anſichten alter Schlöſſer und Gegenden des Rheinthals, und ſeine zwei Bergketten ſchmückten ſchon unſern Saal und ernteten, wie natürlich, zahlreichen Beifall ein; allzukurz dünkt mich indeß die Zeit einer Ausſtellung, um auch nur ein einziges dieſer ſeiner Gemälde recht zu beſchauen und recht zu genießen; wir tröſten uns mit der Hoffnung, daß die Eigenthümer dieſer Gemälde uns ſpäter noch einmal das Opfer bringen werden, ihre Kunſtkabinete dieſer ihrer

Digitized by Google

Zierden auf einige Wochen lang zu berauben, um ſie wieder in dem Lokal der Geſellſchaft aufzuſtellen.

Die in ihrer Art einzigen Ciſelierarbeiten von Kirſtein, Vater, ſind im Auslande bekannt; wir werden ſpäter noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen; ein Gleiches hoffen wir von den Malereien der beiden Guerin's.

Die auf Stein gezeichneten Portraits von Schuler, Sohn, deren wir ſchon mehrere in der Ausſtellung geſehen, zeichnen ſich durch die feine Art ihrer Behandlung, die fleißige Ausarbeitung und treffende Aehnlichkeit aus. Derſelbe Künſtler iſt im jetzigen Augenblicke mit einer Arbeit beſchäftigt, welche ihm der Kunſtverein aufgetragen hat. Er zeichnet nämlich das Bildniß Guttenbergs nach einem Oelgemälde unſerer Stadtbibliothek, das wahrſcheinlich von einem mit Guttenberg gleichlebenden Meiſter gemalt iſt. Da bis jetzt keine Nachbildung deſſelben im Kunſthandel bekannt geworden, ſo hat ſich die Geſellſchaft vorgenommen, eine Anzahl von Abdrücken gegen andere Erzeugniſſe der Kunſt entweder mit Kunſthandlungen oder mit andern Kunſtvereinen auszutauſchen.

Kirſtein, Sohn, Bildhauer, hat uns ſchon mehrere Beweiſe ſeines Talentes gegeben; die Büſte ſeines Vaters gehört zu ſeinen gelungenſten Arbeiten, und mit jugendlicher Kraft hat er dem Marmor Leben eingehaucht. Derſelbe Künſtler hat auch neulich ein Monument des verſtorbenen Dr. Haſner verfertigt, welches die Gemeinde des letztern in der Kirche St. Nicolaus aufgeſtellt hat. Uebrigens ſcheint ſich das Talent des Vaters Kirſtein auch auf ſeinen Sohn fortzuerben, denn letzterer hat uns ebenfalls ſchon niedliche Ciſelierarbeiten mitgetheilt.

Strinz, Hiſtorienmaler, ſeit Kurzem von Paris zurück, hat uns ſchon mit mehreren in Lebensgröße gemalten Bildniſſen hier lebender Perſonen erfreut; kräftig und kühn hat er das Charakteriſtiſche der Phyſiognomien aufgefaßt.

Sandmann, Landſchaftmaler und Parteigänger der jetzigen franzöſiſchen Effektmalerei. Bis jetzt haben wir blos Aquarell-Landſchaften von ihm geſehen, allein ihr Farbenſpiel iſt ſo hell, ſo glänzend und ſo überraſchend, daß ſie den Oelgemälden an Friſche und Lebendigkeit wenig nachſtehen; in warmen kräftigen Tönen wirft er ſeine Landſchaft mit ungemeiner Schnelligkeit und Lebhaftigkeit hin; das Ganze iſt auf den Totaleindruck berechnet. Niedlich ſind ſeine Bleizeichnungen.

Friedrich, Bildhauer, hat gleich bei der Errichtung unſeres Vereins ſich den Dank Aller erworben, indem er uns eine ſeiner Arbeiten anvertraute, eine Gruppe Figuren, welche die Nacht mit ihren Attributen vorſtellt. Dieſer Künſtler iſt uns doppelt werth, denn er hat Frankreichs Ehre auf fremdem Boden gepflegt; das neue Monument Turennes bei Saßbach im Großherzogthum Baden iſt von ſeiner Hand.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunstausstellungen.

Mit dem Anfang des Auguſts iſt eine zahlreiche Ausſtellung zu Verdun eröffnet worden.

Auf Anregung des Maire und nach eingeholtem Rath einer Verſammlung von Künſtlern iſt zu Rouen beſchloſſen worden, jährlich eine Kunſtausſtellung zu veranſtalten, die Künſtler durch Medaillen und Ankäufe zu belohnen, ſowie die Künſtler der Depart. de l'Eure und Calvados zur Ausſtellung zuzulaſſen.

Eine Ausſtellung von Werken aus dem Gebiete der Malerei, Bildnerei, Kupferſtecherkunſt und Architektur wird dieſes Jahr in Lyon vom 30. November an ſtattfinden.

In Douay, wo ſchon ſeit 1781 Kunſtausſtellungen vorkommen, obwohl die älteſten ſich nur auf die Arbeiten der Zöglinge der dortigen Akademie beſchränkt hatten, ſtehen ſie jetzt ſeit 1821 unter dem Einfluſſe der Société des amis des arts, welche ſich's zum Zwecke geſetzt hat, eine Subſcription offen zu erhalten, deren Einnahme zum Ankauf ausgeſtellter Kunſtwerke verwendet wird. Seitdem kehrt auch die dortige Kunſtausſtellung alle zwei Jahre wieder. In der jüngſten Zeit übernimmt auch der Verein der Kunſtfreunde die Fracht auswärtiger Kunſtwerke, die ihm anvertraut werden wollen, und hat für dieſen Zweck ſeine Delegaten nach Paris geſendet.

Am 23. September hat in Brüſſel die große Ausſtellung begonnen, zu welcher belgiſche und franzöſiſche Künſtler aufgefordert worden waren, ihre Werke einzuſenden.

Am 15. September hat der Kunſtverein zu Münſter in der dortigen akademiſchen Aula eine Ausſtellung eröffnet, welche außer den Arbeiten dortiger Künſtler etwa 80 Bilder aus der Düſſeldorfer Schule enthält, darunter Schadow's „Himmelskönigin", Bendemann's „trauernde Juden in Babylon".

Personalnachrichten.

Herr von Verninac, Befehlshaber des Luxor, worin der Obelisk des Seſoſtris von Theben nach Frankreich gebracht worden, hat zur Belohnung ſeiner Bemühungen um die unbeſchädigte Fortſchaffung deſſelben die Beförderung zum Corvettenkapitain erhalten.

Die königl. Akademie der Künſte zu Berlin hat den gelernten Graveur und königl. Hofkünſtler Leopold Auguſt Döbler aus Wien zu ihrem akademiſchen Künſtler ernannt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 80.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 3. Oktober 1833.

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Fortſetzung von Nro. 79.)

Das weitſchichtige Fragment über ein einziges Werk von Cornelius dürfte in den Leſern einige Beſorgniß vor den Fortſetzungen erweckt haben. Um ſo kürzer kann und muß ſich Ref. über die Federzeichnungen deſſelben Meiſters faſſen, die, beſtimmt für die Loggia der Pinakothek, unter der Leitung des Prof. Zimmermann ausgeführt werden. Ein Vorbericht des Kunſtblattes hat die Leſer bereits über das Nähere unterrichtet, was zu der äußern Geſchichte dieſer Federzeichnungen gehört. Die Aufgabe, welche König Ludwig unſerm Meiſter geſetzt hat, dürfte die ſchwerſte ſeyn, die ihm je zu Theil geworden iſt. In ihrer Löſung kann und wird er den ganzen Reichthum ſeines Erfindungsgeiſtes entwickeln. Denn nicht das Leben der einzelnen Kunſtherren, ſondern das Leben der Malerei ſelbſt, wie es ſich in jenen herausgebildet hat nach den verſchiedenen Zeiten, Verhältniſſen, Denk- und Verfahrungsweiſen, iſt der Sinn der Aufgabe, wie es ſcheint. Das Beſte, Intereſſanteſte, Weſentlichſte muß bei dieſer Unternehmung ganz rein und frei aus der Bruſt des Künſtlers hervorgehen; hier kommt ihm nicht, wie in der Glyptothek, die durchgebildete Mythologie des Alterthums auf halbem Wege entgegen, hier entſcheidet nichts als der eigene Geiſt, geſtärkt an den Geſundheitsquellen der Vergangenheit. Eben darum aber, weil Ref. die Aufgabe in ſolcher Höhe zu erblicken meint, ſollte auch manchem Andern die Sache viel leichter, thunlicher vorkommen, wagt er es nicht, mit flüchtigen Bemerkungen herauszurücken, die ſchon darum das Ziel verfehlen müßten, weil das ganze Werk noch nicht abgeſchloſſen vor der Betrachtung daliegt. Der erſte Grad der Achtung gegen einen Künſtler von Ruf iſt ungetheilte und auffaſſende Aufmerkſamkeit. Um alſo den Rechten der Zukunft nicht leichtſinnig vorzugreifen, begnügt ſich Ref., diejenigen Federzeichnungen, welche die letzte Ausſtellung geſchmückt haben, bloß nach ihren Gegenſtänden anzumerken. Sie umfaßten in acht Nummern das Leben des Giotto, des Fieſole, Leonardo da Vinci, Raphael, Michel Angelo und die Apotheoſe der Kunſt.

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Tod des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa.

Nicht leicht möchte der heutigen Kunſt auf dem Felde einzelner Darſtellungen eine ſchönere und größere Aufgabe geſtellt werden können, als der Tod Barbaroſſas. Der Gegenſtand erhält noch ein beſonderes Intereſſe durch den Umſtand, daß der Auftrag zu gegenwärtigem Bilde von einem Manne ausgegangen iſt, der zu den edelſten Zierden unſers Jahrhunderts gehört, von dem verewigten Miniſter von Stein. Wie derſelbe im öffentlichen Leben das Rechte zu finden und feſtzuhalten wußte, wie er der deutſchen Geſchichtsforſchung durch großmüthige Begünſtigung den Weg zu ihren Quellen ebnen half, ſo faßte er auch den Zielpunkt der deutſchen Kunſt vollkommen in's Auge. In einem Kunſtblatte kann es keine Abſchweifung ſeyn, der Beurtheilung des Bildes den Namen des Stifters voranzuſtellen.

Nach dem Willen des Verſtorbenen iſt das Bild beſtimmt, in einer Reihe verwandter Darſtellungen, ebenfalls von Meiſtern unſerer Tage, dem Schloſſe Kappenberg im Münſterſchen einverleibt zu werden. Unſer Künſtler war von ſeinem Gönner aufgefordert worden, für den Entwurf die Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, vom General v. Funk, zur Richtſchnur zu nehmen, gewiß eine ſchätzbare Schrift, die indeſſen Wilken und Friedrich von Raumer bekanntlich weit überboten haben. Nach der Funk'ſchen Erzählung findet Barbaroſſa den Tod bei Seleucia in dem Fluſſe Saleph und zwar beim Baden; nach der Raumer'ſchen Darſtellung bei dem Verſuche, an der Spitze ſeines Heeres mitten durch die Fluthen das entgegengeſetzte Ufer zu gewinnen. Welche

Digitized by Google

von den beiden Verſionen die hiſtoriſch ſicherſte iſt, darüber dürften Leſer, welche die Thatſache intereſſirt, die beſte Auskunft bei Willen finden. Ohne Zweifel iſt die Raumer'ſche Schilderung für künſtleriſche Zwecke die günſtigere. Erſcheint der todte Barbaroſſa in voller Rüſtung auf dem Schauplatze, umgeben von der Theilnahme ſeiner erſten und nächſten Kampfgenoſſen, dann wird nothwendig der in ſeiner Art einzige Moment friſcher, bewegter, herzergreifender, nöthigt den Darſteller zu maſſenhaften Andeutungen elektriſch fortgepflanzter, tieferſchütternder Seelenzuſtände, als hätte das ganze Heer nur Ein Herz, geheftet auf den plötzlichen unermeßlichen Verluſt. Mit Einem Wort, das Großartige, Heroiſche, Außerordentliche iſt dann ſo weſentlich bedingt, daß es der Darſtellung wie von ſelbſt zufallen muß. Offenbar iſt der Funk'ſche Leitfaden für die Ausführung lange nicht ſo vortheilhaft. Des Kaiſers Tod iſt nun nicht mehr eine von den unmittelbaren Schickungen des Krieges, ſondern ein Ereigniß, das letzterm beiläufig zur Seite geht und deßhalb auch nicht augenblicklich in dem verſammelten Heer zur allgemeinen Kunde kommen kann. Für die zuſammenfaſſende Darſtellung erwachſen daraus Schwierigkeiten, die mehr oder weniger jeder gebotenen Veranſchaulichung des Succeſſiven anhängen. Dazu kommt, daß der Anblick eines nackten Leichnams, zumal eines kaiſerlichen, für unſern Sinn etwas Befremdliches hat, das nicht ſogleich von dem Gefühl überwunden werden kann. Knappen heben den entſeelten Leib an's Ufer; das iſt der Moment, dem ſich alles Uebrige anſchließt. In Betracht dieſer Verhältniſſe, deren Beobachtung von der vorgeſchriebenen Ausführung ſchlechterdings unzertrennlich war, iſt es dann ganz natürlich, daß der getragene Leichnam Barbaroſſa's und die Grablegung Chriſti in der vergleichenden Anſchauung ſich begegnen, beſonders wenn letztere geneigt iſt, Uebereinſtimmungen aufzuſuchen. Die Aehnlichkeit der Situation auf beiden Seiten mußte nothwendig auch in der Vorſtellungsweiſe irgendwo hervorſpringen; dieſe verwandtſchaftliche Beziehung kann aber an und für ſich nichts weniger als einen Tadel begründen. Für die Kritik erübrigt ſich höchſtens die Frage, ob das Niederlaſſen des Leichnams völlig naturgemäß wiedergegeben ſey. Vorſtehendes ſollte nach der Abſicht des Ref. wo möglich das hiſtoriſche Intereſſe des Bildes in's Licht ſetzen, um daraus die näheren Bedingungen des Urtheils abzuleiten.

Dem gegebenen Auftrage zufolge iſt der Schauplatz der Handlung den Fingerzeigen der Geſchichte mit möglichſter Treue nachgebildet worden, den Anforderungen unbeſchadet, welche eine poetiſche Naturanſchauung nebenbei erheben darf und ſoll. Die Weite des ausgedehnten Gefildes, in deſſen Schooß der Strom ſich hinwindet, wirkt wie eine klare Anſpielung auf die Größe des unabſehlichen Verluſtes. Ein hoher Gebirgszug faßt das Geſchehene gleichſam in ſeine ausgeſtreckten Arme; es will dem Auge ſcheinen, als habe die Natur ihre ewigen Pfeiler zu Zeugen der Kataſtrophe hingeſtellt. Wo das Gebirge ſich gegen die Ebene und den Fluß herabſenkt, erblickt man die Stadt Seleucia, hell, beſtimmt, in Umriſſen, die für ſich allein ſchon, noch mehr aber durch die angebrachten Bezüge auf andere, verborgene Theile des Umfangs, den Begriff von Glanz und Macht erwecken. Zur Seite ſtrecken ſich zackige Felſenmaſſen herab, in den Lauf der menſchlichen Dinge und beſonders in das gegenwärtige Ereigniß eingeflochten, wie tragiſche Arabesken. Leichtes Gewölk, nur hier und da angeflogen, ſchwimmend im ſanftgebrochenen Lichtglanz eines morgenländiſchen Himmels, feiert den Hingang des Abgeſchiedenen; ein Siegesfeſt der Lüfte ſchimmert uns entgegen, aus denen die Meldung herabzuleuchten ſcheint, daß einer von den Geiſtern, die ihr Zeitalter auffriſchen und künftigen Geſchlechtern zum Stoff der Bewunderung dienen, in den Urquell ſeines Daſeyns heimgekehrt iſt. Die Landſchaft drängt ſich nicht anmaßlich hervor, ſie ſteht nicht zaghaft zurück, ſie verſchmilzt rein mit dem höhern Gegenſtande des Bildes und führt denſelben doch auch wieder auf eigenthümliche Weiſe weiter aus. Die künſtleriſche Behandlung gewährt eine Befriedigung, die es nicht erlauben will, dieſelbe im Vorbeigehen durch das Material techniſcher Ausdrücke näher zu bezeichnen.

Die Beſchreibung eines größern hiſtoriſchen Bildes, ſoll ſie anders treu und zugleich lebendig ſeyn, gelingt ſelten, ermüdet meiſtens und hat mit faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wo, wie hier, neben dem Mittelpunkte einer ausgreifenden Thatſache, die Geſtalt des Krieges lagert und das Gedränge der Bewegung auf allen Seiten unterhält. Es genüge daher an einzelnen Winken. Die Hauptgruppe überragt auf weißem Roß jener Ritter, von dem es heißt, daß er ſich dem ſinkenden Kaiſer nachgeſtürzt habe, um ihn den Wellen zu entreißen. Der Sohn Barbaroſſa's, Friedrich von Rothenburg, eilt in der ſichtbarſten Beſtürzung herbei, um ſich augenſcheinlich davon zu überzeugen, ob die Jammerbotſchaft Wahrheit ſey. Wuchs, Lebendigkeit, Gebehrden, Waffenſchmuck, Inſignien ſeiner Würde verkündigen den jugendlichen Helden, den Sprößling der Hohenſtaufen. Im Vorgrunde des Bildes nahet ein Biſchof mit ſeinem Diakonus, beide im prieſterlichen Gewande, hinter dieſen der Kanzler des Kaiſers, in welchem der Künſtler ſehr paſſend den Baron Stein perſonifizirt hat. Am Ufer, zu des Biſchofs Füßen, iſt der kaiſerliche Mantel und die Rüſtung des Helden ſichtbar. Ein um den Helm gewundener Lorbeerkranz erinnert an den jungen Sieg von Iconium und deſſen zahlreiche, ältere Vorfahren. Ringsumher drängen ſich flatternde Paniere nach ihrem

todten Herrn und Meiſter hin, das Zeichen des Kreuzes aber weiſt auf den höchſten Ruhepunkt jener Zeit und ſcheint als Abendſonne auf den Ausgang ſeines gekrönten Waffenträgers.

In Betreff der Anordnung iſt nicht zu verkennen, daß die beiden Seiten des Bildes im Werthe einander nicht völlig die Wage halten. Was noch insbeſondere auszuſetzen wäre oder vermißt werden dürfte, das iſt eigentlich ſchon im Vorworte angedeutet worden. Ref. müßte, um bei dem Grunde der Sache zu bleiben, nicht ſowohl Schnorr deßhalb in Anſpruch nehmen, als vielmehr den Kunſtbeſchützer, welcher jenem durch eine verfehlte Weiſung die Hände band.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunstausstellung in Straſsburg.

(Beſchluß.)

Hier ſollte ich nun des Hiſtorienmalers Klein erwähnen können. Sein Name iſt bekannt in Rom und Paris; die Geſellſchaft wäre ſtolz darauf, ein Produkt von ſeiner Hand ausſtellen zu können, doch . . . . ich weiß nicht warum, in jeder Ausſtellung bleibt der für ſeine Arbeit aufbewahrte Platz leer.

Anders hat ſich Herr Graß, Bildhauer in Paris, bewieſen. Auf kurze Zeit in Straßburg, hat er ſich beeilt, uns ein von ihm in Wachs modellirtes Pferd mitzutheilen; mit anatomiſcher Genauigkeit und ausgezeichnetem Künſtlertalent hat er die kräftige Natur dieſes Thieres wiedergegeben.

Nicht unterlaſſen kann ich hier, noch eines jungen Künſtlers zu erwähnen, welchen ein allzufrüher Tod der Kunſt entriſſen hat. Ein entſchiedener Hang trieb den jungen Bauer von ſeiner erſten Kindheit an, ſich in dem Gebiete der Kunſt umzuſehen; ſeit einiger Zeit von Paris zurück, wo er ſich mit ſeltenem Fleiß und ausgezeichnetem Talent der Hiſtorienmalerei ergeben hatte, ward er durch eine kurze Krankheit ſeinen Freunden und ſeiner traurenden Vaterſtadt entriſſen. Erſt im Beginn ſeiner Laufbahn, hat er nur Weniges hinterlaſſen, doch genug um ſeine Talente zu würdigen. Unter andern hat er ein großes Oelgemälde für eine Kirche im Elſaß verfertigt, den heiligen Nikolaus vorſtellend, welcher die Kinder lehrt. Die wenigen Skizzen, welche wir von Bauer ausgeſtellt hatten, worunter beſonders eine Minneſängersſcene aus Straßburg, zogen ſämmtlich die Bewunderung der Kenner auf ſich.

Dem. Jeannot, Porträtmalerin hat, uns ein niedliches Geſichtchen mit italieniſchem Kopfputze aufgeſtellt, zart und lieblich behandelt. Ein anderes, den Kopf einer Mulattin vorſtellend, beweiſt, daß auch die braune Geſichtsfarbe anziehend und Intereſſe erregend ſeyn kann; die Malerin hat die Sache ihres Geſchlechtes mit vielem Talent vertheidigt.

Dem. Lagarmitte, eine junge vielverſprechende Künſtlerin, hat uns ſchon drei Gemälde anvertraut, welche, obgleich Kopien, dennoch ein ſchönes Talent durchblicken laſſen; beſonders hat eine Kloſterſcene gefallen, eine Nonne mit gen Himmel gerichtetem Blicke in einſamer Zelle.

Unter den Produkten des Elſaßes zeichnen ſich die Blumen- und Fruchtgemälde des Malers Hirn von Colmar aus. Zweimal hat er uns von ſeinen Gemälden zugeſandt; Blumen und Früchte, in buntem Gemiſch, bieten ungewöhnliche Lebendigkeit und Friſche der Farben dar. Zum Seitenſtück jener alten Anekdote von dem gemalten Vorhang, mag wohl eine auf ſolche Frucht gemalte Fliege dienen, welche ein bekannter hieſiger Künſtler mit dem Schnupftuch verjagen wollte.

Allein nicht auf Straßburg, nicht auf das Elſaß ſind wir beſchränkt, Paris hat uns ſchon reiche Beiträge aller Art geliefert; die Rittner'ſche Kunſthandlung hat uns Aquarellgemälde, Sepiazeichnungen, Oelbilder aller Art, neu erſchienene Lithographien und Kupferſtiche in reichem Maaße zugeſandt; unter letzteren zeichnet ſich hauptſächlich eine ziemliche Anzahl guter Arbeiten nach Originalen von Raphael und andern großen Meiſtern aus; der Beifall, mit welchem ſie von unſeren hieſigen Künſtlern aufgenommen, und das Intereſſe, mit welchem ſie von ihnen beurtheilt worden ſind, zeugen von dem richtigen Kunſtgefühl der letzteren.

Beſonders freut uns auch das freundſchaftliche Verhältniß, in welches wir mit unſerem nachbarlichen Deutſchland kommen. Karlsruhe hat uns ſchon mehrere ſeiner Kunſtwerke zugeſandt, ich erwähne hier beſonders eines Gemäldes von Fries aus Heidelberg, Hofmaler in Karlsruhe; es ſtellt die Gegend von Olevano bei Rom vor, im Vordergrund eine wilde Berggegend mit warmen, kräftig dunklen Tönen; die Bäume kühn und dennoch klar behandelt, beweiſen die rüſtige Künſtlerhand; zart und mit den reinſten Farben iſt die blaue Ferne und der italieniſche Himmel behandelt. Obgleich Hr. Fries uns ſchon rühmlich bekannt, war doch für die meiſten Kunſtfreunde dieſes Gemälde ein neues unerwartetes Kleinod der Ausſtellung. Arbeiten von Schuler, Vater, Frommel, Haldenwang und Andern aus Karlsruhe, von den Gebrüdern Blanler in Schaffhauſen, ſind ebenfalls bei uns aufgeſtellt geweſen.

Erſt ſeit einem Jahr beſtehend und noch im Werden, verſpricht unſer Kunſtverein ſchon Schönes, obgleich wir vielleicht noch manche Erfahrung zu machen und manche Schwierigkeit zu überwinden haben. Bieten in Deutſch-

land die kleinen Reſidenzen manchem Künſtler einen Aufenthaltsort, wo er fürſtliche Belohnung ſeines Verdienſtes findet und koſtbare Sammlungen zu ſeinem und allgemeinem Nutzen, ſo zieht bei uns unſer groſses Paris alles Erhebliche an ſich und umſtrickt wie ein hundertarmiger Rieſe, was in den Provinzſtädten Ausgezeichnetes emporkommt, um es in ſeine Mitte zu ziehen. Was uns dann bleibt, iſt unſer eigener Muth, unſere eigene Kraft. Manche Mühe wird es koſten, um nicht zum lächerlichen kleinſtädtiſchen Weſen herabzuſinken; doch die Zeit ſcheint da zu ſeyn, es lebt ein reger Sinn für Kunſt und er bricht um ſo kräftiger hervor, da er lange zurückgedrängt war durch Begebenheiten des Jahrhunderts; wir mußten ruhigere Zeiten abwarten, welche jetzt ſcheinen gekommen zu ſeyn; Ideen, welche das ganze Weſen der Menſchen in Anſpruch nahmen und ihn hinausſchleuderten in das politiſche Gähren und Treiben des Volkes, mußten die zarteren ſtilleren Gefühle verdrängen, welche ſich nur jetzt erſt als heitere Blüthen des Friedens entfalten.

Möchte der Geiſt Erwin's, der Schöpfer unſeres Münſters, zu uns ſprechen und unſeren Sinn für das Groſse, Tiefe und Herrliche der Kunſt immer mehr anfachen; möchte unſer von den fernen Nachbarn geſehener Thurm ihnen zurufen, ſich mit uns zu vereinen, und ſo wie von ihm die Fahne des Volkes dem Elſaß zuweht und es an die treuen Straßburger Genoſſen ſo manches Kampfes erinnert, ſo möchte er auch dem nahen Deutſchland verkünden, daß hinter den Wällen und Gräben Straßburgs der hehre Kunſtſinn nicht erloſchen iſt; daß die Werke deutſcher Kunſt auch hier auf keinem fremden Boden ſtehen, daß die Kunſtfreunde Straßburgs nichts ſehnlicher wünſchen, als ihren deutſchen Nachbarn den brüderlichen Händedruck zu treuem Bunde zu reichen. Sehet uns an als Glieder eures groſsen Bundes, ihr Kunſtvereine Deutſchlands, nehmet uns auf als die Vorwache Frankreichs, welches euch kennen gelernt und zu ſchätzen weiß; vielleicht waren auch dabei unſere Bemühungen nicht fruchtlos, ſeit langem ſchon tragen wir, was Schönes und Groſses bei euch ſich zeigte, auf galliſchen Boden über und freuen uns, von euch Groſses zu erzählen. Erzogen von fränkiſcher Mutter, aber geſäugt von deutſcher Amme, wiſſen wir beide zu ſchätzen, ſind wir beiden verſchwiſtert; laſſet uns einen Bund bilden für alles Schöne und Tiefe, was aus der Menſchen Bruſt hervorquillt, für alles Groſse und Herrliche, was den Menſchen begeiſtert und ſein Heiligſtes ergreift.

—s.

Rom.

Auf die Anzeige des Architekten Semper aus Altona, daß ſich Spuren antiker Bemalung an der Trajansſäule zu Rom erhalten haben, ward am 9. Juli d. J. von neun Architekten verſchiedener Nationen eine genauere Unterſuchung des Monuments vorgenommen, wobei ſich jeder Einzelne an Stricken langſam herunterließ und die Säule der Länge nach muſterte. Man fand beſtätigt, daß dieſelbe mit einer ziemlich ſtarken Farbenkruſte überzogen war, die nur gegen die ſüdliche, d. h. die Wetterſeite, ganz verſchwunden iſt. Die Farbe beſteht in einem Goldgelb, das aber öfters in's Röthliche ſpielt. Unterm Abakus des Kapitells war ſie noch in dicken Kruſten vorhanden und glich hier den vom Alter geſchwärzten Spuren enkauſtiſcher Bemalung des Theſeustempels und des Parthenon. Der Ueberzug iſt hart, dick und harzähnlich, er bildet Blaſen oder Höcker mit durchlaufenden Ritzen, wie die alte Pechbekleidung eines Schiffs, und iſt glasartig im Bruche. Wo es gelingt, ihn abzulöſen, hinterläßt er eine blaßgrünliche Farbe, die hie und da auch in's Röthliche ſchimmert. Am Halſe des Kapitells und an den Kannellirungen zeigen ſich deutliche Spuren von Blau. Die Grundfläche der Säule, glauben ſie, ſey blau oder grün gefärbt geweſen, und die Basreliefs hätten ſich mit hellen Farben, etwa weißlich oder goldgelb, darüber erhoben. — Bei'm Urtheil über die Wirkung, welche dieſe Farbenanordnung gemacht, muß man ſich erinnern, daß die Trajans-Säule im alten Rom nicht frei auf einem weiten Platze ſtand wie jetzt, ſondern bis zu einer bedeutenden Höhe von dem Forum des Trajan umſchloſſen war, innerhalb welchem die Bibliothek und noch ein anderes Gebäude, deſſen Beſtimmung nicht mehr bekannt iſt, den Raum beſchränkte, ſo daß man von unten nur mit Mühe hinaufgeſehen haben kann. — Dieſe Unterſuchung tritt mit denen über die Färbung der ſicilischen und atheniſchen Bauwerke in Verbindung und liefert den erſten Beweis, daß die polychrome Architektur auch in Rom unter den Kaiſern noch üblich war. *)

Paris im September.

Der verſtorbene Architekt H. Archangé hat in ſeinem Teſtamente ſeinen Geburtsort, Orſay im Departement der Seine und Oiſe, mit einer Summe von 550,000 Franken bedacht. Er hat zugleich dieſer Summe verſchiedene Beſtimmungen gegeben, darunter auch die Errichtung einer Schule des wechſelſeitigen Unterrichts und eine Armenpflege gehört. Die Seitenverwandten und Teſtamentsvollzieher wollen die Akte zwar umſtoßen, mit der Beſchuldigung, als wäre der Teſtator nicht bei geſundem Sinne geweſen, als er jene Summe vermacht; aber Maire und Gemeinderath von Orſay haben ſich an den König gewendet und Beweiſe vorgebracht, daß die Gültigkeit jenes letzten Willens nicht beſtritten werden dürfe, um ſo mehr, als er ſein Wohlwollen gegen ſeine Verwandten durch ein Legat von mehr denn 260,000 Fr. an den Tag gelegt habe.

Nekrolog.

Am 24. Mai d. J. iſt zu Paris Hr. Montfort, einer der ausgezeichnetſten Antiquare und gelehrteſten Numismatiker Frankreichs, geſtorben. Man hofft, daß ſein ſeit 25 Jahren geſammeltes Münzkabinet unter der Direktion ſeines Sohnes vereinigt bleiben werde.

*) Vergl. Archäolog. Int. Blatt der Hall. L. Z. Nro. 62, Allg. Preuß. Staatbztg. Nro. 242.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 81.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 8. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

In dem ſo eben erſchienenen Werke von J. D. Paſſavant „Kunſtreiſe durch England und Belgien, nebſt einem Bericht über den Bau des Domthurms zu Frankfurt a. M. 1 Bd. in 8°. 454 Seiten Text, mit 10 Abbildungen“, befinden ſich über die alt-flandriſchen Maler und ihre Werke mancherlei Nachrichten, welche zum Theil, inſoweit ſie die in dieſen Blättern ſchon gemachten Mittheilungen über dieſen Gegenſtand vervollſtändigen oder berichtigen, hier eine Stelle finden ſollen.

Der chronologiſchen Ordnung folgend, iſt hier zuvörderſt ein in Tempera gemaltes Bild der alt-flandriſchen Schule zu erwähnen, welches einem Vorgänger oder Zeitgenoſſen des Hubert van Eyck zugeſchrieben wird und ſich in der Sammlung des Hrn. Imbert zu Brügge befindet.

Es ſtellt Maria auf einer beblümten Wieſe ſitzend und das Chriſtkind auf dem Schooſe haltend vor; dieſes iſt bekleidet, doch fällt das Gewand ſo auseinander, daß der untere Theil deſſelben entblößt iſt. Die h. Barbara reicht ihm einen Apfel. Dabei ſteht der h. Antonius, links Johannes der Täufer und die h. Catharina von Alexandrien. Die Köpfe an dieſem ſehr ſorgfältig ausgeführten Bilde ſind meiſt von beſonderer Anmuth, namentlich die der Frauen, ſo auch das Köpfchen des Kindes. Der Faltenwurf iſt groß und ſchön, ohne kleinliche Brüche; die Farben ſind angenehm und kräftig, doch iſt dieſe ſaftige Farbe wohl hauptſächlich einigen ganz neuen Laſuren in Oelfarbe zuzuſchreiben. Die Behandlung der Temperamalerei iſt zart in den Uebergängen, obgleich die Pinſelſtriche ſehr bemerkbar ſind, alſo verſchieden von der Weiſe der Kölner Meiſter, welche die Farben ihrer Tempera ſo zu ſagen ineinander zu ſchmelzen verſtanden. Auch ſind die Charaktere der Köpfe und die Gewandung in unſerm Bilde von denen jener Schule ganz abweichend, eigenthümlich und von der Art, daß man ſich vorſtellen könnte, Hubert van Eyck habe ſich an ſolchen Werken zu dem Grade der Vortrefflichkeit herangebildet, welche wir in ſeinen Gemälden bewundern. Nach dem bis jetzt Geſagten muß leicht die Vermuthung entſtehen, ob das Bild nicht eine jener Temperamalereien ſey, welche Hubert vor der Erfindung oder doch neuen Anwendung der Oelfarbe ausgeführt hat. Dagegen ſcheint aber nicht nur der Charakter der Bildungen zu ſprechen, ſondern auch die Unvollkommenheiten der Extremitäten, welche es in eine frühere Kunſtperiode weiſen; auch der Ton der Färbung hat nichts Bräunliches, wie es dem Hubert van Eyck beſonders eigen iſt.

Dieſes merkwürdige Bild kommt aus einer der Kirchen von Brügge. Es hat auf dem untern Rande des anlaufenden goldnen Rahmens eine ſtark ausgebeſſerte Schrift, welche die Eigenſchaften der h. Jungfrau preiſt; am Schluß befindet ſich folgendes Monogramm.

Ob dieſes nun das Zeichen des Malers oder des Stifters des Gemäldes ſeyn mag, wie es für beide Fälle öfters in den Niederlanden vorkommt, kann beim Mangel irgend einer Nachricht darüber und der völligen Unkenntniß der vor-van-Eyckiſchen Malerſchule in den Niederlanden nicht entſchieden werden; immerhin bleibt dieſes Bild für die Kunſtgeſchichte als vielleicht einzig übrig gebliebenes Monument ſeiner Zeit von dem größten Intereſſe. Zu wünſchen wäre, daß die Akademie von Brügge es für ihre Sammlung erwerbe, da es grade hier an ſeiner rechten Stelle ſeyn würde.

Digitized by Google

Hubert und Johann van Eyck.

Ueber die berühmten Gemälde der Brüder **van Eyck**, welche den Altar in der Kapelle der Familie **Vyts** und **Borlunt** in der St. Bavo=, ehedem St. Johannis=kirche zierten und zum Teil noch zieren, gibt der Verfaſſer nebſt den Abbildungen folgende Mittheilungen, welche als eine Vervollſtändigung der Beſchreibung derſelben im Kunſtblatt Nr. 23 — 27 des Jahres 1824 anzuſehen ſind.

a) Der ewige Vater oder Gott Vater. Dieſe hohe, wahrhaft überirdiſche Geſtalt ſcheint der Behandlungsweiſe nach von **Hubert van Eyck** ausgeführt; die Umriſſe ſind darin nicht ſo ſcharf und der Ton der Färbung tiefer, beſtimmter braun, als es bei der Anbetung des Lammes und den meiſten der Flügelbilder der Fall iſt. — Die Tapete hinter Gott Vater iſt grün und der Hauptgegenſtand der Verzierung ein Pelican mit ſeinen Jungen; darunter lieſt man auf kleinen Streifen JHESYS. XPS. *)

b) Die heil. Jungfrau Maria. Dieſe Figur ſcheint zum Theil von **Hubert** gemalt und zum Theil von **Johannes** vollendet zu ſeyn; der Kopf und die Hände haben in den Umriſſen eine gewiſſe Beſtimmtheit, ſelbſt Schärfe, welche dem Johannes beſonders eigen iſt; dagegen iſt das Gewand und der Ton der Farbe im Ganzen mehr in der Art des ältern Bruders. Die Tapete hinter Maria iſt weiß mit goldnen Verzierungen.

c) Johannes des Täufer. Dieſe Figur ſcheint wieder ganz von **Huberts** Hand. Die Umſchrift in der Glorie iſt folgende: Hic est Baptista Johannes. Major homine. Par angelis. Legis summa. Evangelii sacio (?). Apostolorum vox. Silentium prophetarum. Lucerna mundi. Homini (mni?) testis. — Die Tapete hinter Johannes iſt roth mit grünem und goldenem Blätterwerk.

d) Die Anbetung des makelloſen Lammes. Dieſes Bild ſcheint ganz von **Johann van Eyck** gemalt zu ſeyn. Der mit einem weißen Tuch bedeckte Altar hat folgende Inſchrift: Ecce Agnus Dei, qui tollit peccata mundi. — Jhesus, via, veritas, vita.

Um die obere Gurte des Brunnens lieſt man: Hic est fons aquae vitae, procedens de sede Dei † homini (honi?).

Der reiche landſchaftliche Hintergrund mit mehreren Gebäuden des Spitzbogenſtyls erinnert an viele des Landes, ohne irgend eines von ihnen beſtimmt zu bezeichnen. Herr Baron von **Keverberg** in ſeiner Urſula iſt im Irrthum, wenn er in einem der Thürme den von Maſtricht zu erkennen glaubt.

Dieſes Gemälde hat ſchon vor Alters an den untern Theilen gelitten, ſo daß im Jahr 1550 die Meiſter **Lancelot Blondeel** von Brügge und **Johannes Schoreel** von Utrecht berufen wurden, es wieder herzuſtellen. Am 15. September begann dieſe Arbeit, die ſo ſo ſehr zur Zufriedenheit der Canonici ausfiel, daß ſie ihnen reiche Geſchenke gaben. **Schoreel** erhielt eine ſchöne ſilberne Schaale, welche **Marcus van Vaernewyck** im Haus des Künſtlers zu Utrecht geſehen, und woraus er ſelbſt getrunken zu haben verſichert. Mit welcher Vorſicht unſere Meiſter beim Wiederherſtellen zu Werke gegangen ſind, iſt aus mehreren Theilen des Wieſengrundes zu erſehen, welchen ſie lieber in dem etwas verriebenen Zuſtande ließen, um durch ſtärkere Uebermalung nicht etwas Fremdartiges hineinzubringen. Einige weniger ſorgfältige Retouchen ſcheinen von einer ſpätern, ungeſchickten Hand. Der obere Theil dieſes Bildes, wie auch die Maria der drei andern noch in der Kapelle befindlichen Bilder, ſind von vortreffſicher Erhaltung; dagegen ſcheinen die Figuren von Gott Vater und Johannes dem Täufer an einzelnen Theilen zu verſchiedenen Malen hergeſtellt.

e u. f.) Die beiden äußerſten Flügelbilder der oberſten Reihe, mit Adam und Eva, befinden ſich gleichfalls noch in Gent. Die Geiſtlichkeit aber läßt es aus übertriebenem Zartgefühl nicht zu, daß ſie gezeigt werden; ſelbſt der Akademie zu Gent, welche dieſe Bilder aus der Verborgenheit ziehen und ſie in ihrer Sammlung aufſtellen wollte, hat ſie ihr Anſuchen aus demſelben Grunde abgeſchlagen! Dieſe falſche Schamhaftigkeit nahm ihren Urſprung bei dem Beſuch Kaiſer Joſephs II., welcher, als die Geiſtlichkeit ihm das herrliche Werk der Brüder **van Eyck** zeigte, ihr ſpöttelnd bemerkte, daß ſo nackte Figuren, wie Adam und Eva, ſich wenig zu dem heiligen Orte paßten. Seit dieſer Zeit blieb das Bild verſchloſſen.

Ueber Adam iſt das Opfer von Kain und Abel und über Eva der Tod Abels angebracht. Die Frucht, welche Eva in der Hand hält, iſt eine Art Apfel. Unter Adam ſteht: ADAM NOS Ī MORTEM PRECIPITAT. und unter Eva: EVA OCCIDENDO OBFVIT. Nach dieſen beiden Bildern wurde die Kapelle Vyts auch Adam und Eva's Kapelle genannt.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Dieſe Inſchrift nebſt dem Sinnbild des Pelikans, das ſich ebenfalls auf Chriſtus bezieht, zuſammengenommen mit dem mehr jugendlichen Zeichen des Angeſichts, machte mir bei der Beſchauung des Bildes wahrſcheinlich, daß hier nicht Gott Vater, ſondern Chriſtus vorgeſtellt ſey, der nach der alten Verſtellungsart hier als Weltherrſcher zwiſchen Maria und Johannes dem Täufer erſchien. Auch Hr. de **Baſt** ſtimmte, wenn ich mich recht erinnere, mit dieſer Meinung überein.

Der Herausg.

Digitized by Google

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Fortſetzung.)

In Betreff des Ausdrucks beſchränkt ſich der Bericht, um Maß zu halten, hauptſächlich auf zwei Figuren, die des Kaiſers und ſeines Kanzlers. Barbaroſſa erſcheint durchaus als der hochkräftige Greis, welcher er war; ein friſches, grünes Alter ſchmückt die edlen Glieder. Die Naturwahrheit iſt hier ſchwerlich an dem phyſiologiſchen Mikrometer abzuſchätzen. Barbaroſſa war eine ſeltene Ausnahme von den gewöhnlichen Geſetzen des Lebens; eben dieß Hervorſtechende, gewiſſermaßen Unvergleichliche ſoll der Künſtler darſtellen, und das hat Schnorr, wie mich dünkt, nicht unglücklich getroffen. Aus den Zügen des würdigen Antlitzes leuchten Verſtand, Güte und Kraft als Haupteigenſchaften hervor; es erinnert erfreulich an das ſchöne Bildniß, welches Friedrich v. Raumer ſeinen Hohenſtaufen auf ihrem neuen Wege durch die Welt als Geiſteschiffre mitgegeben hat. Vorbild iſt es dem Künſtler nicht geweſen, das kann Ref. mit Beſtimmtheit verſichern. Bei ſo guter Gelegenheit läßt ſich unſern Hiſtorienmalern beiläufig etwas in's Ohr ſagen. Sie ſollten ſtets, ſo weit es nur immer möglich iſt, der Portraitähnlichkeit merkwürdiger Perſonen eben ſo ſorgſam nachſpüren, als es von jenem Geſchichtſchreiber geſchehen iſt. Weg mit den barbariſchen Fratzen, fort mit den überzuckerten Puppen. Der Kanzler des Kaiſers, das heißt im gegenwärtigen Falle ſo viel als der Baron Stein, iſt einſt, wie verlautet, während ſeiner Anweſenheit in Rom von einem Freunde unſers Künſtlers gemalt worden. Nach dieſem Portrait iſt das gegenwärtige entworfen. Urtheilsfähige Perſonen wollen es ähnlich finden. Beſtätigt ſich dieſe Meinung ſeinen Erben, ſo haben ſie alſo daran einen werthen Familienſchatz. Stein hat, wie mich dünkt, kein diplomatiſches Geſicht in der hergebrachten Bedeutung; er gleicht eher einem ſtreitbaren Ritter der Vorzeit, welcher das Schwert aus der Hand gelegt hat und, weil er daſſelbe gut zu führen wußte, nun auch hofft, mit den Weltgeſchäften fertig zu werden. Sein Ausdruck iſt ruhig gehalten. Dieſe Darſtellungsweiſe gilt bei manchen Malern heutzutage für eine Art von Axiom; ſie berufen ſich dabei mit einiger Zuverſicht auf das Verfahren der alten Meiſter, was jedoch nichts beweiſen kann, wenn und wo die Sache nicht in ſich ſelbſt begründet iſt. Den Zuſtand der Ruhe zogen jene wohl darum mit Vorliebe in ihre Bilder, weil er ganz vorzüglich dazu geeignet iſt, den Kern des Charakters darzulegen. Ref. erklärt ſich die Ruhe des Kanzlers auf eine andere Weiſe und findet ſie in ſolcher Beziehung völlig an ihrem Ort, ſollte auch Schnorr einem verſchiedenen, vielleicht dem früher angedeuteten Geſichtspunkte gefolgt ſeyn. Wird nämlich eine Figur aus ſpäterem Zeitalter einem Bilde eingeſetzt, ſo läßt ſich wohl ohne Paradoxieſucht behaupten, daß ſie auf den Beſchauer mit einem ganz eigenthümlichen Reiz einwirken wird, wenn ſie an dem Geſchehenen nicht äußerlich Theil nimmt, ſondern vielmehr wie ein fremdartiger Gaſt, wie ein contemplativer Zuſchauer erſcheint. Geht dieſe Meinung nicht durch, ſoll der Kanzler ſchlechterdings als ein Zeuge der Begebenheit auftreten, dann möchte ſeine Ruhe keineswegs zu rechtfertigen ſeyn. Das Erſtaunen einiger untergeordneten Perſonen, welche wahrſcheinlich die Erregung der großen Maſſe bezeichnen ſollen, iſt etwas zu ſtark aufgetragen, vorzüglich in den Augen. So könnte man auch den Figuren etwas mehr durchgängige Uebereinſtimmung der Verhältniſſe wünſchen, wiewohl es dem Künſtler, wenn er ſich auf die ſtarke Verſchiedenheit der Heeresbeſtandtheile ſtützen will, nicht an hörbaren Gegengründen zu ſeiner Vertheidigung fehlen wird.

Zwei Kartons zum Cyklus der Nibelungen gehörig.

Da die örtliche Beſtimmung geſammter Kartons bereits im Kunſtblatte angegeben iſt, ſo kann gegenwärtiger Bericht ſogleich mit den neuen Leiſtungen beginnen. Eine treffende Darſtellung des Nibelungenliedes muß nothwendig das Heldenthum Siegfrieds in der wirkſamſten Anſchaulichkeit vorführen; ohne daſſelbe würde dem Sternenhimmel des Ganzen, ſo zu ſagen, das Licht der Milchſtraße fehlen. Siegfrieds Einzug in Worms, nachdem er an der Spitze einer mäßigen Schaar Wunderdinge der Tapferkeit verrichtet hat, eignet ſich unfehlbar am beſten für jenen Zweck. Der Glanz des Waffenglücks, in einem großen Geſammteindruck ausgebreitet, führt die erregte Theilnahme zugleich unwillkührlich in das Schlachtgewühl hinein. Wir gehen mit Wohlgefallen von der Pracht der Wirkung auf die Stätte ihres Urſprungs zurück und verknüpfen durch die Dazwiſchenkunft der Phantaſie beide Momente zu einem neuen eigenthümlichen, der theils dem Meiſter, theils uns ſelbſt angehört. Es iſt kaum möglich, beim Anblicke des ausgeführten Gegenſtandes jener Verſuchung auf längere Zeit zu widerſtehen; ſo friſch und frei, ſo voll und kräftig fluthet die Herrlichkeit des ritterlichen Lebens an dem Beſchauer vorüber. Verweilen wir indeſſen jetzt einige Augenblicke bei dem unmittelbaren Eindruck. Siegfried ragt vor Allen als Hort der Entſcheidung mächtig hervor, ſowohl an Geſtalt als Bewegung; wie aus Erz gegoſſen und von der Nothwendigkeit angeſchmiedet, ſitzt er auf ſeinem Roſſe, das eine ſo würdige Laſt mit ſtolzer Freude zu tragen ſcheint; wie er im Kampfe der Vorderſte war, ſo führt er auch jetzt den Zug der Genoſſen in freiwilligem Gehorſam hinter ſich her; ſeitwärts folgen als ſichtbare Unterpfänder des Sieges die gefangenen Könige, Lüdegaſt

Digitized by Google

von Dänemark und Lüdegar von Sachſen, beide mit ſichtbarem Mißbehagen. Während Siegfried dem Könige Gunther, welcher von der entgegengeſetzten Seite zum Empfange ſeiner Dienſtmannen herbeieilt, ſchon aus der Ferne ſeine Ergebenheit auszudrücken ſucht, vergißt er dabei nicht, wie es ſcheint, ſeinen eigenen Werth abzuwägen, und erklärt dieſe ſeine Geſinnung durch eine beredte Hinweiſung auf die gefangenen Könige, welche den Text ſeiner Gebehrde mit ſchlagendem Kontraſt auslegen. Zwiſchen dieſen lebendigen Zeugen der erlittenen Niederlage auf der einen Seite und zwiſchen Siegfried und ſeiner nächſten Umgebung auf der andern Seite thut ſich noch ein beträchtlicher Raum auf, ausgefüllt mit untergeordneten Perſönlichkeiten, wirkſam wie glückliche Zwiſchenſätze im Umfange einer klangreichen Periode. Nicht ein ſpärlich begränzter Zug, ſondern die Wolke eines Heeres ſcheint an= und vorbeizurücken in dieſem mannichfaltigen Schwunge der Bewegung. Man fragt nach dieſem oder jenem Helden, nach Sindolt und Hunolt, nach Ortvin und Giſelher. Einige melden ſich dafür laut von ſelbſt, z. B. Volker mit dem hocherhobenen Banner und ganz beſonders Hagen, von letzterm tief und weithin überſchattet, er ſelbſt ſeiner innerſten Natur nach ein dämnoiſches Weſen, gleichſam der böſe Geiſt der Nibelungen, Siegfrieds Mörder, durch einen poetiſchen Wurf des Künſtlers ſo vortrefflich hingeſtellt, daß dieſe Erfindung an dieſer Stelle mit der Malerei des Gedichts wetteifert. Im Vorgrunde des Bildes verſinnlichen uns Zuſchauer verſchiedenen Alters und Geſchlechts die lebendige Theilnahme der Einwohner von Worms. Die Stadt ſcheint ſich um ſich ſelbſt zu drehen, um das glänzende Schauſpiel von allen Seiten zu genießen. Sie erſcheint dabei im vollen Koſtüm der alterthümlichen Baukunſt, um mit den einziehenden Rittern das Feſt der Zeit= und Landsgenoſſenſchaft nach deutſchem Brauche zu feiern. Was aber dem Strome der allgemeinen Bewegung nicht unmittelbar nachfolgen kann im Getümmel der Freude, das hat ſich zu einer luſtigen Bühne ausgeſchmückt. Auf dem erhöhten Vorgrunde eines Hauſes im zweiten Stock regt ſich nämlich eine Menge der heiterſten Frauenköpfe, deren Aufmerkſamkeit mannichfaltig motivirt gegen den geſpannten Ernſt einer nebenſtehenden Matrone gar vergnüglich abſticht. Blumentöpfe machen Spalier zwiſchen den Fräulein, die mit ihren Blumenaugen hierhin und dorthin umherleuchten, ſo daß es für die Ritter eine Luſt ſeyn muß, in Friedensſtunden die Stelle der Gärtner einzunehmen. Da verſteht man erſt ganz vollkommen, ſo recht pragmatiſch und ohne Gloſſen die Stelle des Nibelungenliedes: Zum Empfange der Gäſte hatten ſie ihren Leib geſchmückt, wie immer die Sitte der weiblichen Weiber war, und waren an die engen Fenſter gegangen, damit ſie die edlen Helden ſähen; das thaten ſie des Schauens wegen. So treffen, um die Beſchreibung des Bildes zu ſchließen, die drei ewigen Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung dramatiſch in einem Punkte, wo nicht in einem Tüpfchen über dem i, zuſammen, und man kann von unſerm hiſtoriſchen Blumenmaler mit vollkommenem Rechte ſagen, daß er ſich auf Harmonie der Färbung verſteht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bei Leopold Voß in Leipzig erſchien ſo eben:

Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore Fiorentino, scritta, da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con 5 tavole in rame. II. Vol. 8. (Preis: 1 Thlr. 16 Gr.)

Das insbeſondere durch Göthe's Ueberſetzung bei uns bekannt gewordene Leben des Florentiners Cellini, das für Kunſt, Menſchenkenntniß, Sprache und Geſchichte eine ſo unendlich reiche Fundgrube darbietet, wurde bisher nur in Abdrücken geleſen, welche nach flüchtig und verſtohlen gemachten Handſchriften beſorgt waren und zum Theil die darin befindlichen Fehler noch durch Druckfehler vermehrten. Auch Göthe's Ueberſetzung iſt nach einer ſolchen Ausgabe gemacht. Das echte Originalmanuſkript, zum Theil von Cellini's eigner Hand, zum Theil von ihm diktirt, fand ſich erſt 1810 in Florenz vor, und nach ihm iſt die werthvolle und typographiſch-prächtige Ausgabe des Taſſi (Florenz, 1829. 3 Bde. gr. 8.) veranſtaltet. Ein correkter Abdruck ihres Textes iſt die hier angezeigte Ausgabe, welcher eine vollſtändige, bisher noch nirgends gegebene Biographie des Cellini'ſchen Werkes und ein alphabetiſches Regiſter beigegeben iſt, das die zum Verſtändniß nöthigen Perſonal= und Realnotizen enthält. Die Kupfertafeln ſind nach den Taſſiſchen Tafeln von guten Künſtlern kopirt und ſtellen, außer Cellini's Bruſtbild, einige ſeiner wichtigſten Werke dar: das Salzfaß, den Perſeus, die Büſte Coſmus I. von Medicis, und die Büſte des Bindo Altoviti.

Einladung zur Subſkription.

In meinem Verlage erſcheint zu Ende November dieſes Jahres

Die Kreuztragung, Lo Spasimo di Sicila,

gemalt von Raphael, lithographirt von Bodmer.

Subſcriptionspreis auf Chin. Papier 3 Thlr. 20 gr.
" " Velin Papier 2 " 20 "

Beim Erſcheinen des Bildes wird die Subſcription geſchloſſen und es tritt dann der beinahe um das Doppelte erhöhte Ladenpreis ein.

Kunſtliebhabern wird dieſe Anzeige um ſo wünſchenswerther ſeyn, als der hohe Preis deſſelben Bildes in dem Kupferſtiche von Toſchi (110 und 55 fl.) deſſen Anſchaffung nur den Reichen geſtattet. Die Arbeiten des Hrn. Bodmer ſind zu bekannt, als daß es der Verſicherung bedürfte, daß die geehrten Subſcribenten etwas ganz Ausgezeichnetes erhalten werden.

George Gropius.

Digitized by Google

№ 82.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 10. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule.

(Fortſetzung.)

g. h.) Auf der Rückſeite dieſer Flügel ſind oben zwei knieende Sibylle in der Tracht der Zeit und mit großem Turban auf dem Kopf abgebildet: die eine ſtellt die Sibylle Erythraea vor; auf einem Pergamentſtreifen ſieht man den Theil einer Schrift aus ihrer Prophezeihung: nil mortale coñab. afflata... es numine celso, — Die andere, Cumana, hat folgende Schrift: rex ai... adueiet p secla futur scir ī carm. Dieſe Sibyllen ſollen in der Ausführung viel geringer als die vorerwähnten Bilder ſeyn, und da ſie in der Behandlungsweiſe große Aehnlichkeit mit einem Bilde von Gerard van der Meeren in derſelben Kirche haben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Schüler des Hubert van Eyck an dem eben bezeichneten Theil des Werkes behülflich war.

Der untere Theil dieſer ſchmalen Flügelbilder macht einen Theil des Zimmers aus, worin auf den in Berlin befindlichen Flügeln die Verkündigung vorgeſtellt iſt. In der Anſicht einer Straße, welche das Fenſter links gewährt, erkennt man einen Theil der Stadt Gent, Walpoorte genannt. Unſere Meiſter haben ſie nach der Wirklichkeit gemalt, ſo daß zu beſtimmen iſt, in welchem Hauſe ſie dieſe Bilder fertigten. Es entſpricht demjenigen, welches nun Nro. 26 gezeichnet iſt und das Eck der Kuhſtraße bildet. Im Messager des sciences et des arts, Gand 1824, p. 218, iſt eine Abbildung davon.

Folgende Bilder ſind nun im Berliner Muſeum.

i u. k.) Die beiden obern Flügelbilder mit den Chören von ſingenden und muſicirenden Engeln haben in der Behandlungsweiſe und Färbung die größte Uebereinſtimmung mit zwei unbezweifelten Bildern des Johannes van Eyck, nämlich dem in der Akademie zu Brügge und der Verkündigung in der Sammlung des Prinzen von Oranien; es kann daher kein Zweifel ſeyn, daß ſie von Johannes gemalt ſind.

l. u. m.) Die äußern Seiten dieſer beiden Flügelbilder ſtellen den verkündenden Engel und die knieende Maria vor; über ihnen in einem Bogen ſind die halben Figuren der Propheten Micha und Zacharias. Es ſcheint, daß dieſelbe Hand, welche die Sibyllen gemalt, nämlich G. van der Meeren, auch in dieſen Bildern behülflich war, und daß nur Köpfe und Hände von Joh. van Eyck gemalt ſind.

n. u. o.) Die innern Flügelbilder links vom untern Theil des Altarblattes, die gerechten Streiter und die gerechten Richter vorſtellend. Unter den erſtern reiten drei Fahnenträger voran; höchſt wahrſcheinlich repräſentiren ſie die drei alten Brüderſchaften Flanderns, welche ihre Grafen nach Paläſtina begleiteten. Sie beſtehen noch und dienen zur Vertheidigung der Städte: die eine iſt die des Bogens und hat den St. Sebaſtian zum Patron; die zweite iſt die der Armbruſt und hat den St. Georg zum Patron; ehedem hatte ſie ein grünes Kreuz, welches ſie nun mit einem rothen vertauſcht hat; die dritte iſt die der Fechtkunſt und hat den St. Michael zum Patron. Außer dem heil. Ludwig, König von Frankreich, iſt hier noch ein alter Kaiſer dargeſtellt; dieſer iſt ſchon Friedrich I. und Balduin VIII. genannt worden, mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit wird er nun für Karl den Großen gehalten.

Daß unter den gerechten Richtern ſich die Portraite von Hubert und Johann van Eyck befinden, iſt eine bekannte Sache; wenn aber C. van Mander auch Philipp den Guten in einem der Reiter zu erkennen glaubt, ſo iſt dieſes ein Irrthum; vielmehr gleicht er Karl dem Guten, der das Verdienſt hat, Flandern die neuen Inſtitutionen gegeben und die Rechtspflege ſehr verbeſſert zu haben.

p. u. q.) Die heiligen Einſiedler und Pilger. Dieſe beiden Gemälde haben in der Behandlungsweiſe etwas von der des makelloſen Lammes und den zwei vorher-

Digitized by Google

gehenden Flügelbildern Abweichendes; ſie ſtimmen in dem mehr bräunlichen, tiefen Ton und der geringern Schärfe der Zeichnung vielmehr mit den Darſtellungen von Gott Vater und Johannes dem Täufer überein, ſo daß es wahrſcheinlich wird, ſie ſeyen von Huberts Hand.

r u. s.) Die Bildniſſe des Stifters Judocus Vyd oder Vyts und deſſen Gemahlin Lisbette Vyd, geb. Borluut, knieend ihre Andacht verrichtend; zwei vortreffliche Portraite, beſonders iſt das des Stifters ausgezeichnet; ſie ſind von Joh. van Eyck's eigener Hand ausgeführt.

t u. u.) Die Figuren von Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangeliſten, grau in grau gemalt, als wären es ſteinerne Statuen. Dieſe dürften auch von einem Schüler ausgeführt ſeyn.

Auf dem alten Rahmen dieſer vier letzten Bilder, welche den untern Theil der Außenſeite bildeten, iſt folgende Inſchrift:

Pictor Hubertus e Eyck, major quo nemo repertus
Incepit; pondusque Johannes arte secundus
Frater perfecit, Judoci Vyd prece fretus
VersV seXta MaI Vos CoLLoCat aCta tVerI.

oder deutſch:

Der Maler Hubert van Eyck, größer denn welcher niemand gefunden worden,
Fing an; und Johannes der Bruder, in der Kunſt der zweite,
Vollendete das Werk, dazu vermocht durch die Bitte des Judocus Vyd, *)
Im Verſe ſtellt der ſechſte Mai auch die Vollendeten zur Beſchauung zuſammen.

Aus dem letzten Verſe, einem Chronogramm, geht hervor, daß dieſe Bilder den 6. Mai des Jahrs 1432 als fertig aufgeſtellt worden ſind.

Um die Angabe der Bilder des urſprünglichen Genter Altars vollſtändig zu machen, iſt noch zu erwähnen, daß nach dem Bericht des Markus van Vaernewyck die Haupttafel einen Fuß oder Altarſchemel hatte, worauf mit Leim oder Eifarbe von Joh. van Eyck die Hölle (oder vielmehr ein Fegefeuer) gemalt war. Durch unverſtändige Hände wurde dieſes Bild beim Waſchen oder Reinigen verdorben.

In welchem hohen Anſehen Hubert van Eyck, der Erfinder dieſes herrlichen Werkes, ſtand, beweiſt die hohe Auszeichnung, daß er nach ſeinem 1426 erfolgten Hinſcheiden in der Familiengruft der Familie Vyts und Borluut beigeſetzt wurde. Markus van Vaernewyck in ſeiner Historie van Belgis berichtet uns ſogar, daß der Knochen des Arms von Hubert, an welchem die kunſtreiche Hand des Malers befeſtigt war, lange Zeit der öffentlichen Verehrung ausgeſtellt wurde, daß er ſelbſt ihn in einem mit Eiſen verſchloſſenen Schranke geſehen, der ſich auf dem Gottesacker am Eingang der Kirche befunden.

2) Ein Gemälde, welches mit der größten Wahrſcheinlichkeit dem Hubert van Eyck zuzuſchreiben iſt, ſtellt die Anbetung der Könige dar und befindet ſich in der Sammlung des Profeſſors van Rotterdam in Gent. Rechts ſitzt Maria auf einem Troge mit dem Chriſtkinde auf den Armen, indem ſie es dem alten Könige hinreicht, der deſſen rechtes Händchen küßt; der König von mittlerem Alter, ſehr reich gekleidet, iſt eben im Begriff niederzuknien und ſeine Gabe in einem prächtigen goldnen Gefäße darzureichen; er iſt im Profil geſehen und nimmt den Vordergrund links ein. Hinter ihm ſteht der jüngere König, mit einem gekrönten Turban bedeckt. Joſeph, auf einen Stab geſtützt, erblickt man hinter dem alten König, und noch entfernter ſechs Männer aus dem Gefolge; im Hintergrund, den Berg herabkommend, iſt ein reicher Zug auf Pferden und Kameelen ſichtbar. Ochs und Eſel ſtehen rechts im Stalle, welcher im verfallenen Pallaſt Davids, einer gothiſchen Ruine mit Strohdach, eingerichtet iſt. Dieſes ſchöne Bild hat eine große Kraft in der Färbung und einen etwas bräunlichen Ton, ganz ſo, wie er dem Hubert van Eyck eigen iſt. Die Köpfe ſind alle ſehr ſchön und ſprechend in den Charakteren, und in der Behandlungsart ganz ſo, wie die heil. Pilger in dem Genter Flügelbilde, jetzt im Berliner Muſeum. Die Gewänder ſind ſehr wohlverſtanden und öfters ganz grandios, wie beſonders der tiefgrüne Mantel des jungen Königs. Daß dieſes Bild einem der Brüder van Eyck zuzuſchreiben iſt, darüber kann kein Zweifel ſeyn, und nach den eben mitgetheilten Beobachtungen ſcheint es von Huberts Hand. Es iſt 4′ hoch und 5′ 2″ breit. Der Messager des sciences et des arts. Gand 1831, p. 331, gibt eine Abbildung davon.

3) In der Akademie zu Brügge befindet ſich ein ſchon öfters beſchriebenes Bild von Johann van Eyck, welches Maria mit dem Chriſtkinde, nebſt dem St. Georg darſtellt. Vorn kniet der Canonicus van der Paele (de Pala), der Stifter des Bildes, der ſo vortrefflich und lebendig gemalt iſt, daß darin das Leben ſcheint übertroffen zu ſeyn. Den Grund bildet der Chor einer Kirche im Bauſtyl des 12ten Jahrhunderts. Die Färbung iſt ſehr kräftig, die Schatten etwas braun und das Ganze mit einer Liebe und Treue vollendet, welche die höchſte Bewunderung verdienen. Das Kind, obgleich richtig gezeichnet, iſt etwas mager, da den Formen des Nackten die gehörige Fülle und Rundung fehlt. Die Figuren

*) Dieſer Judocus Vyd oder Vyts, Herr von Pamele im Lande Aloſt, iſt nicht mit dem Herrn von Pamele Lez Audenarde zu verwechſeln. Iſabella Borluut, des Erſtern Gemahlin, war eine Tochter von Hieronymus, erſtem Schöppen zu Gent.

haben halbe Lebensgröße. Auf dem Rahmen des Bildes iſt in den Ecken immer abwechſelnd das Wappen des Canonicus van der Paele: zwei kreuzweis übereinander gelegte Backſchaufeln mit 4 Broden, und das Wappen des Dechanten von St. Donat, Rudolph de Meyere: drei blaue Sparren mit gelben Lilien auf weißem Grunde. Ferner iſt folgende Inſchrift in lateiniſchen Initialbuchſtaben auf dem Rahmen; auf der Seite links mit Abkürzungen: Solo partu nonus fratrum mers' (mersus?) vivus redditur, renatus archiepiscopus primum remis constituitur, qui nunc Deo fruitur. Oben über der Jungfrau: Hec est speciosior sole, super omnem stellarum dispositionem luci comparata invenitur prior, candor est enim lucis eterne, speculum sine macula Dei majestatis. Dieſe ſtark abgekürzte Inſchrift iſt dieſelbe, welche ſich in dem Gemälde der Maria in der Cathedrale zu Gent befindet, und nach dieſer ergänzt. Rechts beim St. Georg ſteht: Natus Capadocia Christo militavit, mundi fugiens otia, cesus triumphavit, hic draconem stravit. Auf dem untern Rande ſteht ganz klein unter dem heiligen Donat: Sc̄s Donacianus archiep̄c. Unter dem St. Georg: Sc̄s Georgius miles XPI. Auf der Hauptfläche des untern Theils des Rahmens ſteht: Hoc opus fecit fieri magister Georgius de Pala hujus ecclesie canonicus per Johannem de Eyck pictorem et fundao it hic duas Capellanias de gmo (gremio?) chori domini MCCCCXXXIIII Complevit anno 1436.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Fortſetzung.)

Wenn ein Künſtler bereits durch ſeine Werke einen feſten Ruf gewonnen hat, wenn das Urtheil über ihn ſich im Allgemeinen zu entſchiedener Gunſt hinneigt, ſo kann es nur noch darauf ankommen, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, in den Entwickelungsgang eines anerkannten Talents näher einzudringen und durch fortgeſetzte Beiträge der Betrachtung, woſern ſie anders richtig erfunden werden, nach und nach den Abſchluß einer beſtimmten Charakteriſtik vorzubereiten. Ref. hat dieſen Geſichtspunkt bei ſeinen fragmentariſchen Mittheilungen überall vor Augen, er verfolgt ihn, ſo weit er kann, und gibt ihn auch da nicht auf, wo er ſchweigt, ſey es nun, daß frühere Urtheile des Kunſtblatts ſeine Aeußerungen überflüſſig machen oder der Werth der Leiſtungen zu keiner beſondern Anzeige auffordert. Um dem etwaigen Eindrucke des beſchriebenen Kartons nicht ein ermüdendes Detail von Nachweiſungen als Bleiſiegel anzuhängen, beſchränkt er ſich auf die Form aphoriſtiſcher Andeutungen, die denn als ſolche gelten mögen, ſoviel ſie können. Siegfried hat in ſeinem Ausdruck die Haltung eines ſchlichten Selbſtgefühls, er iſt durchaus kein Paradeheld, er nimmt den errungenen Sieg wie eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, die ihm gar nicht fehlen kann, nie fehlen wird. Dieſe Anſicht ließe ſich mit guten Gründen vertheidigen, wenn es einer Vertheidigung da bedürfte, wo die Ausführung unmittelbar das Geſchäft der Rechtfertigung übernimmt. Ich denke mir Siegfrieden im Ganzen eben ſo, daneben aber auch als einen fröhlichen Helden, der überall auf ſein Ziel geradeaus losdringt; auch Chriemhilde, die ihn wohl beſſer kennen wird als ſonſt einer, zittert vor dem Gedanken an ſeinen löwenhaften Uebermuth. Er könnte alſo in deſſen Sinne auch etwas jovialer ſeyn, ohne darum aus der Tüchtigkeit ſeines Ritterthums herauszufallen. Die würdige Gediegenheit, womit Siegfrieds Züge ausgeſtattet ſind, mag der Künſtler, wie es mir ſcheint, möglichſt beibehalten und jedem Reize der Schönheit, der an amönes Weſen erinnert, entſchieden den Rücken kehren. Mit einer Variante wird ſich dann auf eine ſolche gehaltene Durchführung das Wort des Nibelungenliedes anwenden laſſen: „Da ſtand ſo kräftig wahr Siegelindens Sohn, als wäre er entworfen auf Pergamen von eines guten Meiſters Kunſt.“ Hagens Ausdruck iſt dem Gedicht überaus glücklich abgelauſcht und trefflich wiedergegeben. Man erkennt in ihm den Grämlichen, der viele geſchwinde Blicke um ſich wirft, als ſey er in ſeinem Sinne grimmig gemuthet. So ſchildert ihn das Lied, geradeſo zeigt ihn uns Schnorr. Es würde zu weit führen, das Gepräge eines glücklichen Ausdrucks in mehrern Einzelnheiten zu verfolgen. In der Anordnung des Ganzen iſt die Hauptſache ſicherlich durchaus gelungen, der fortſchreitende heroiſche Rhythmus in ſeiner eigenthümlichen Lyrik. Wer eine Zuſammenſtellung dieſer Art nach ſtehenden Regeln beurtheilen wollte, könnte vielleicht Einiges anders wünſchen. Ref. hat ſich den Karton darauf nicht beſonders angeſehen, denn offen geſprochen, er legt in dieſem Punkte kein großes Gewicht auf die Satzungen der Schule. Es gibt nach ſeiner unvorgreiflichen Meinung bei der Anordnung keine Regel, die nicht unter gewiſſen Beziehungen wieder von einer höhern aufgehoben, wenigſtens mannichfaltig umgeſtimmt werden könnte. Bedeutung, Zweck, Gegenſtand, Ton des Ausdrucks durchſchneiden das Gehege der Regel auf unbeſtimmbare Weiſe; ſie iſt gemeiniglich da am erſten vorhanden, wo ſie ſich verſteckt, ſie kann ſogar da am ſchönſten wirken, wo ſie dem Beſchauer ein Problem zu löſen gibt. Eine kecke Losgebundenheit, eine ſcheinbare Unordnung, bedingt durch die ſchwellende Lebensfülle des dargeſtellten Einzugs, iſt wohl das erſte und natürlichſte Erforderniß, denn die Nibelungenhelden haben des Dienſtes gleichgeſtellte Uhr nicht picken hören, und beim Auf- und Abmarſch mag es häufig etwas tumultuariſch hergegangen ſeyn, kei-

Digitized by Google

neswegs nach dem Zuſchnitt eines einſtudirten Exercitiums. Jenen freien Drang und Sturm der Ritterwelt hat unſer Meiſter, ſoviel Ref. ſich erinnert, mit ſicherer und ſtarker Hand dargeſtellt; die Treue, der Glanz, der Geſchmack des Koſtüms verbreitet über die Wogen des Einzugs dagegen wieder eine typiſche Ruhe und Gemeſſenheit, man ſieht darin gleichſam die feſten Ufer, zwiſchen welchen die ſchäumenden Wirbel hintreiben. Kriegsſcenen verlangen nothwendigerweiſe eine ſtärkere Hinnäherung zu der ehemaligen Wirklichkeit, als Auftritte des gewöhnlichen Lebens. Dieß hier darum bemerkt, damit es nicht ſcheine, als litten gegenwärtige Fragmente in der Koſtümsangelegenheit an einem klaffenden Riſſe. Wenn der Karton ausgeführt ſeyn wird, wahrſcheinlich von dem Meiſter ſelbſt, wie es denn ſeine löbliche Sitte iſt, das Letzte und Beſte eigenhändig abzuthun, ſo weit dieß die Gränzen der Zeit und Thätigkeit möglich machen; ſo muß das Bild eine hinreißende Wirkung hervorbringen, für deren Lob dieſer vorläufige Bericht leicht zu ſchwach ausgefallen ſeyn dürfte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Akademiſche Nachrichten.

Paris. Die Akademie der Inſchriften und ſchönen Künſte zu Paris hat am 5. Auguſt ihre jährliche öffentliche Sitzung gehalten und darin unter andern wiſſenſchaftlichen Preisfragen auch folgende kunſtgeſchichtliche aufgegeben, deren Beantwortungen in lateiniſcher oder franzöſiſcher Sprache vor dem erſten April 1835 eingeſendet werden müſſen: Was läßt ſich aus den Denkmälern der Baukunſt, Bildnerei und Malerei, aus Inſchriften und Gefäßen, beſonders aus den ſchwarzen Vaſen mit Reliefs, über den Charakter der etruskiſchen Nation (les élémens dont s'est formée la nation étrusque) erhärten, und was iſt Ureigenes in der etruskiſchen Kunſt, was hingegen aus Egypten, Lydien und Griechenland geſchöpft? Der Preis beträgt 1500 Fr. — Ein numismatiſcher Preis, von Hrn. d'Hauteroche geſtiftet, wird dann gleichfalls zuerkannt werden. — Hr. Delaborde las einen Bericht über den Stand der auf Unterſuchung franzöſiſcher Alterthümer verwendeten Arbeiten. Drei Medaillen ſind den Verfaſſern der ausgezeichnetſten Bearbeitungen zuerkannt, dem Architekten Hrn. Albert Lenoir, Verfaſſer einer Mittheilung über das unter dem Namen des Bäderpalaſtes bekannte alte Monument in Paris; Hrn. Guibert, Verfaſſer der Schrift: Beſchreibung der Cathedrale von Amiens; Hrn. Berger de Xivrey, Verfaſſer des Buches: Sendſchreiben an Hrn. Haſe über eine zu Bourbonne les Bains gefundene lateiniſche Inſchrift aus dem zweiten Jahrhundert und über die Geſchichte dieſer Stadt. Ehrenvolle Erwähnung wurde zu Theil dem Hrn. Johannet, für ſeine Denkſchrift über die neuentdeckten Alterthümer von Nerac; Du Mege, für ſeine Abhandlung über die neuaufgefundenen Alterthümer zu Nerac, und über einige bei dieſer Stadt gefundene Inſchriften, welche auf das Reich des Tetricus Bezug haben; Alex. Adolph Scribe, für ſeine Schrift über die Alterthümer von Amiens; De la Sauſſaye, Conſervator der Bibliothek von Blois, für ſein Werk über den Urſprung der Stadt Blois und deren allmählige Vergrößerung bis zum 10. Jahrhundert; Pilot, für ſeine Denkſchrift über die Alterthümer der Dauphiné; Canvin, für ſeinen Aufſatz über das Departement der Sarte; Jrary, für ſeine Schrift über die Monumente im Departement Vaucluſe. — Ein Unbekannter hat bei der Akademie die Summe von 500 Fr. für die beſte Denkſchrift über einen Theil der vaterländiſchen Alterthümer niedergelegt. Das Thema, wofür der Preis im Jahr 1835 vergeben werden ſoll, iſt dies: Welches ſind die hauptſächlichſten Kennzeichen der mittelalterlichen Baukunſt zwiſchen dem Untergang des römiſchen Kaiſerreichs und dem 14. Jahrhundert, d. h. von 450 bis 1300, ſo wie die Bauwerke dieſer Periode, beſonders in Frankreich und Italien, ſie dargebieten?

Berlin. Das Geburtsfeſt Sr. Maj. des Königs von Preußen ward am 3. Auguſt durch eine öffentliche Sitzung der königl. Akademie der Künſte zu Berlin gefeiert. Eine von dem Muſikdirektor Rungenhagen componirte und geleitete Cantate von ausgezeichneter Schönheit bereitete den Vortrag des Sekretärs der Akademie, Prof. Tölken, vor, welcher von der durch die Municenz des Königs neu gegründeten Abtheilung der Akademie für muſikaliſche Compoſition Anlaß nahm, „über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Kunſt-Akademien zur Sicherung einer gründlichen Künſtlerbildung und einer dauernden Kunſtblüthe“ zu reden. Mit Rückſicht hierauf wurde das für die muſikaliſche Sektion der Akademie erlaſſene Reglement verleſen und darauf hingedeutet, daß ſich von anderer Seite her Ausſichten darböten, um künftig auch dramatiſchen Dichtern durch veranſtaltete Preisbewerbungen freie Studienjahre zu ſichern. Hierauf folgte die Berichterſtattung über die diesjährige Preisbewerbung für Bildhauer, deren Hauptaufgabe dieſe war: „Odyſſeus hat die Freier erlegt. Der Sänger Phemios, der ſich an den Altar Jupiters geflüchtet, umfaßt die Knie des Odyſſeus und fleht um ſein Leben. Telemach bittet ſeinen Vater, des Sängers zu ſchonen. Eine der Sklavinnen wendet ſich mit Entſetzen von den Erſchlagenen hinweg.“ Sieger iſt Julius Troſchel aus Berlin, Schüler des Profeſſors Rauch; derſelbe erhielt ſofort aus den Händen der Vorſitzenden die Schenkungsakte über eine Penſion von jährlich 500 Thlr. auf 3 Jahre zu einer Studienreiſe nach Italien. Die Bewerbungsarbeiten blieben bis zum 7. Auguſt öffentlich ausgeſtellt.

Retzſch Umriſſe

zu

Schillers Lied von der Glocke

und deſſen

Pegaſus im Joche.

Den Verehrern von Reyſchens Grabſtichel zeigen wir hiemit an, daß ſeine Umriſſe zu Schillers Lied von der Glocke und Pegaſus im Joche (43 Blätter) eben fertig geworden, nunmehr verſchickt wurden und zu den wohlfeilen Preiſen von 6 fl. und 3 fl. in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben ſind.

Zugleich machen wir auf die früher erſchienenen Werke dieſes Meiſters, welche längſt rühmlich bekannt ſind, wiederholt aufmerkſam:

Reyſch, Umriſſe zu Goethe's Fauſt 1r Theil. 26 Blätter in Quart . . . . 5 fl. 36 kr.
— Umriſſe zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern. gr. 4. . . . . 4 fl. 40 kr.
— Umriſſe zu deſſen Kampf mit dem Drachen, 16 Blätter in quer Folio 4 fl.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 83.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 15. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Fortſetzung.)

Dieſes köſtliche Gemälde, welches auch C. van Mander erwähnt, befand ſich ehedem in der Sakriſtei der Hauptkirche St. Donat zu Brügge und wurde von den Franzoſen in das Musée Napoléon gebracht. Da dieſe intereſſante Kirche abgeriſſen wurde, um einem mit Bäumen beſetzten Spaziergang Platz zu machen, iſt es bei der Zurückgabe nach dem Friedensſchluß von 1815 in die Akademie gekommen. Eine alte Copie davon beſitzt Hr. Florian van Ertborn, Gubernator von Utrecht.

4) Ein zweites Bild von Joh. van Eyck in der Akademie zu Brügge iſt das Portrait ſeiner Frau in halber Lebensgröße. Sie iſt ¾ geſehen, etwas rechts gewandt; die auf den Seiten ſpiralförmig aufgerollten blonden Haare bedeckt ein großes weißes Tuch; das Kleid iſt roth, mit grauem Pelz beſetzt, der Gürtel grün; von den übereinander gelegten Händen ſieht man nur etwas von der rechten; die Geſichtsfarbe iſt zart, die Schatten etwas graulich, die Ausführung von großer Sorgfalt; der Ausdruck des Geſichts verräth die Stimmung, welche Frauen gewöhnlich beim Portraitſitzen haben. Oben auf dem Rahmen des Bildes ſteht: COIV̄X M̄S IOH̄ES ME ƆDLEVIT ANO 1439 11. IVNIJ und unten ETAS MEA TRIGINTA TRĪV ĀNORV. AVE. IXH. XAN. d. h. Conjunx meus Johannes me complevit anno 1439 11 Juny — etas mea triginta trium annorum. Ave Jesu Christe Sanctissime. Es hat 11″ 8‴ Höhe und 9″ 4‴ Breite. Descamps in ſeinem „Voyage pittoresque“ berichtet, daß alle Jahre auf den St. Lukastag dieſes Gemälde in der Kapelle der Maler in St. Donat zur öffentlichen Beſchauung ausgeſtellt wurde, und daß es dann mit einer Kette befeſtigt war, aus Furcht, man möchte es entwenden; die übrige Zeit des Jahrs wurde es im Archiv der Brüderſchaft aufbewahrt. Hr. Peter van Lede machte 1808 der Akademie ein Geſchenk damit. Das Portrait von Johann van Eyck, welches gleichfalls der Sage nach mit jenem aus der St. Donatskirche ausgeſtellt wurde, ſoll zu derſelben Zeit an einen Fremden verkauft worden ſeyn, ohne daß man davon die geringſte Spur hat. *)

5) Noch ein drittes Bild, einen Chriſtuskopf, zeigt man in der Gallerie von unſerm Meiſter. Es iſt der alt hergebrachte Typus, der ſich modifizirt in allen ältern Darſtellungen von Chriſtus wiederfindet. Unſer Bild hat die größte Aehnlichkeit mit dem Chriſtuskopf von Joh. van Eyck im Berliner Muſeum, der mit dem Jahr 1438 den 31. January und dem Namen des Meiſters bezeichnet iſt. Das Bild in Brügge hat oben im Rahmen folgende Inſchrift: IHESVS VIA. IHS. VERITAS. IHESVS VITA. und unten auf dem Rahmen Specios forma p̄ filius hoīm. ſodann unten auf dem äußern Rahmen:

AVE. IXH. XAN.

Johes de eyck Inventor anno 1440. 30. January.

6) Die Akademie beſitzt auch einen Stich in der Art einer alten Zeichnung nach einem Bilde von Joh. van Eyck: es ſtellt die heil. Barbara vor, welche ſitzend einen Palmzweig in der linken und ein Buch in der rechten Hand hält; hinter ihr iſt ein im Bau begriffener achteckiger Thurm, im Hintergrund Stadt und Landſchaft. Unten ſteht:

IOHES DE EYCK ME FECIT. 1437.

Dieſe Abbildung iſt nach einem grau in Grau gemalten Bilde, welches ehedem dem Profeſſor Johann Enſchede von Harlem gehörte und ſich nun im Beſitz des Hrn. J. van Ertborn zu Utrecht befindet. Geſtochen wurde es 1769 von Cornelius van Noorde.

Die ausgezeichnete Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüſſel bewahrt folgende zwei Bilder von Joh. van Eyck:

*) S. Messager des Sciences et des Arts. Gand 1824. p. 266. Zwei andere Portraite von Joh. van Eyck und ſeiner Frau befanden ſich in der Gallerie Orleans; auch von dieſen weiß man nicht, wohin ſie gekommen.

Digitized by Google

7) Die Verkündigung, ein Flügelbild eines Altarblattes, welches unſer Meiſter für Philipp den Guten, Herzog von Burgund, gemalt haben ſoll. Es kommt aus Dijon, wo es der Bilderhändler Neuwenhuys im Jahr 1818 erſtand. *) Dieſes köſtlich ausgeführte Bild iſt von mittlerer Größe und in der Behandlungsweiſe, der Zeichnung und dem etwas bräunlichen Ton, dem Gemälde in der Akademie zu Brügge vollkommen ähnlich. Den Hintergrund bildet das Innere einer Kirche mit Säulen in der Bauart des 12ten Jahrhunderts, gleich denen, welche er in ſeinen Bildern für die Kirchen zu Brügge und Ypern anbrachte.

8) Maria mit dem Chriſtkinde in einer reich verzierten gothiſchen Niſche ſtehend; ein kleines Bild, welches eine Jugendarbeit des Joh. van Eyck zu ſeyn ſcheint; es iſt ſehr hart in den Umriſſen und nicht ſo kräftig modellirt und ſaftig in der Farbe, wie die übrigen unbezweifelten Bilder von ihm, ſonſt aber übereinſtimmend.

9) Ein ſehr ſchönes Gemälde von Joh. van Eyck befand ſich ehedem über dem Grab des Probſtes Nikolaus von Maelbeke im Chor der St. Martinskirche zu Ypern, wovon eine alte, gute Copie bei Hrn. Bogaert-Dumortier zu Brügge vorhanden iſt, ohne daß man weiß, wohin das Original gekommen.

Maria ſtehend, als Himmelskönigin, trägt auf dem Arme das Chriſtkind; ihr langes, herabfallendes Haar bedeckt eine goldene, reich mit Edelſteinen gezierte Krone; auch ihr weiter Purpurmantel iſt prachtvoll damit eingefaßt. Vor ihr kniet der Probſt oder Abt Nicolaus von Maelbeke und hält in der rechten Hand ein Gebetbuch, in der linken einen Biſchofsſtab, der mit einem St. Martin zu Pferde geziert iſt; ſein weites Prieſtergewand, von dunkelblauem Moor, iſt mit einer breiten Stickerei von Gold und mit den farbigen 12 Apoſteln umgeben. Den Grund bildet eine Kirchenarchitektur im Geſchmack des 12ten Jahrhunderts, durch die man in eine reiche, belebte Landſchaft hinausſieht. Dieſes prachtvolle Bild hat auf dem Rahmen folgende Inſchrift: Sancta Maria succurre miseris, juva pusillanimos, reſove flebiles, ora pro populo, interveni pro clero, intercede pro devoto ſaemineo sexu, sentiant omnes tuum juvamen, quicumque celebrant tuam commemorationem. Haec virgo Maria, ex semine Abrahae orta, ex tribu Judà, virga de radice Jesse, ex stirpe David, filia Jherusalem, stella maris, ancilla domini, regina gentium, sponsa Dei, mater Christi, conditoris templum, Sancti Spiritus sacrarium.

*) In der ſtädtiſchen Gemäldeſammlung zu Dijon befindet ſich gleichfalls eine Verkündigung, welche dem Joh. van Eyck zugeſchrieben wird.

Dieſe Inſchrift umgibt das Bild ſo, daß der untere Theil des Rahmens keine Schrift enthält. Es hat 70″ Höhe und 42″ (Pariſer Maas) Breite. Die beiden das Bild ſchließenden Flügel ſind von innen und außen bemalt und in je zwei Abtheilungen getheilt. Oben links iſt der brennende Buſch dargeſtellt, der ſich in einer mit Schlöſſern und Häuſern beſetzten Landſchaft befindet. Aus dieſem brennenden (vielmehr) Baume erhebt ſich Gott Vater, indem er mit der Rechten den Segen gibt und mit der Linken die Weltkugel nebſt dem darauf befindlichen Kreuze hält. Der obere Theil dieſes Bildes iſt vollendet, der andere ſkizzirt. Auf dem Leiſten, welcher dieſe Darſtellung von der untern trennt, ſteht: Rubus ardens et non comburens. Unten iſt Gedeon vorgeſtellt, wie ihm der Engel erſcheint; dieſer Theil iſt nur ſkizzirt. Unten auf dem Rahmen ſteht: vellus Gedeonis. Auf dem Flügel rechts im obern Feld iſt die Thüre des Ezechiel vorgeſtellt; ſie iſt von gothiſcher Architektur, in deren Verzierungen Adam und Eva am Baum der Erkenntniß angebracht ſind. Auch dieſes Bild wie das gegenüberſtehende iſt nur halb vollendet. Unten lieſt man: porta Ezechielis clausa. Im untern Felde rechts iſt Aaron ſtehend dargeſtellt. Unten ſteht: virga Aaron florens. Nur ſkizzirt.

Auf der Außenſeite iſt grau in Grau gemalt die heil. Jungfrau mit dem Chriſtkinde in den Armen; es iſt eine halbe Figur in einem Oval. Auf dem Flügel links ſind 3 Engel, welche mit der Poſaune die Geburt Chriſti verkünden; unten links iſt eine ſtehende Sibylle, welche die Geburt des Herrn vorherſagt; dabei ſteht: Sibilla. Rechts iſt Kaiſer Auguſtus, unter deſſen Regierung das Ereigniß ſtatt fand; dabei ſteht: Octavianus. Auch dieſe grau in Grau gemalten Bilder ſind nur angelegt.

Ueber das Original, welches auch Carl van Mander nach dem Bericht von Marc. van Vaernewyck in ſeiner Historie van Belgis als ein unvollendetes Gemälde beſchreibt, hat man folgende Nachrichten, die hier aus dem Messager entnommen ſind.

In einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts von den Graeuwe Broeders zu Ypern, welches nun Herrn Lambin, Sekretair der Spitäler zu Ypern, gehört, ſtehen folgende Stellen: Anno 1445, heeft meester Johannes van Eycken, een beſaemden schilder, binnen Ypre geschildert dat overtreffelyck tafereel, 't welcke gestelt wiert in den choor van S. Maertens, tot een gedachtenisse van den eerweirdigen heere Nicolaus Malchalopie (van Maelbeke), abt ofte proost van St. Maertensklooster, die daer vooren begraven ligt.

Nic. van Maelbeke folgte ſeinem Vorgänger Nic. Zoudelin, welcher im Jahre 1420 ſtarb, und hatte zum Nachfolger Lambert van de Woeſtyne, der das Amt eines Probſtes im Jahr 1447 antrat.

Soviel zur Beſtimmung der Zeit, wann das Gemälde in die Kirche kam. Eine Copie davon hieng in der Kapelle der heil. Jungfrau nahe beim Altar in derſelben St. Martinskirche; das Original kam um's Jahr 1757, wie man ſagt, in die biſchöfliche Wohnung, als man den Chor mit Marmor belegte, wozu der Canonicus Plumyſen, welcher den 10. Januar 1757 ſtarb, die Gelder vermacht hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente über die letzte Münchner Kunſt-Ausſtellung.

(Fortſetzung.)

Im zweiten Karton iſt Siegfried dargeſtellt, wie er Chriemhilden Gürtel und Ring übergibt, die er beide Brunehilden abgewonnen, bekanntlich nach einer ungeheuern Gegenwehr der rieſigen Jungfrau. Jene Siegeszeichen ſind in Chriemhildens Händen gleichſam die Kette, welche mit ihren durchlaufenden Gelenken den Panzer des Gedichts zuſammenſchnürt und dadurch den Fortgang der Ereigniſſe bis zum letzten, blutigen Mordfeſt bezeichnet. Wo das Zweckmäßige ſich zugleich als ein Nothwendiges aufdringt, wie im gegenwärtigen Falle, da zwingt es den künſtleriſchen Verſtand zur Aufnahme; dieſem Zuge des Zuſammenhangs konnte Schnorr's Einſicht unmöglich widerſtehen. Siegfried und Chriemhilde, das glückliche Ehepaar, ſitzen nebeneinander; in einem unbewachten Augenblick läßt ſich der Ueberwinder des Linddrachen und ſo vieler tapferen Degen das verderblichſte Geheimniß entlocken, welches der Vorwitz der Gattin ſpäterhin unbewußt wie ein Netz über dem Haupte des unbeſonnenen Schwätzers zuſammenzieht, in dem er endlich zufolge tückiſchen Verraths untergeht, wobei gerade die Vorkehrungen, welche die Liebe erdacht hat, ſein Leben zu beſchirmen, durch ein Widerſpiel von Urſache und Wirkung nur dazu dienen, ſein Ende um ſo leichter und gewiſſer zu beſchleunigen. Daraus erhellt ſattſam die hohe Wichtigkeit der in Rede ſtehenden Verbindungsſcene für das Verſtändniß der Geſammteinheit.

Siegfried läßt ſich in ſeiner Mittheilung und Haltung unbefangen gehen, Herz, Auge und Mund wirken vertraulich zuſammen, als handle es ſich um die blanke Erzählung eines ritterlichen Abenteuers, während Chriemhilde, ſichtlich vorgebeugt, ihren Blick auf ſeine Lippen heftet und mit halbgeöffnetem Munde die Mähr hinunterſchlürft, die ihrem Wiſſensdurſte — um nicht zu ſagen ihrer Neugierde — für den Augenblick ein eben ſo ſüßes als unvermiſchtes Labſal zu bereiten ſcheint, obwohl der bittere Nachgeſchmack ſich nur allzufrüh einſtellt. Freilich ſind in die verhängnißvolle Worte Entdeckungen eingewebt, für deren Mittheilung ſelbſt Venus einen Theil von dem Zauber ihres Gürtels und am Ende ſelbſt die jungfräuliche Minerva ein gutes Stück von ihrer Aegis hingeben würde. Dieſes Erb- und Grundtheil der weiblichen Studien, dieſes Syſtem des Recognoscirens iſt in der lauſchenden Theilnahme Chriemhildens ausgedrückt und wird durch die Offenheit und Hingebung des biedern Siegfried noch mehr gewürzt und bis zur augenfälligſten Wahrheit erhoben.

Nun entſteht aber eine Nebenfrage, die auch zur Sache gehört, obwohl ſie mehr in die Feinheit des pſychologiſchen Triebwerks eingreift und alſo das entſchiedene Verdienſt der Leiſtung nur zart berührt. Muß nicht Chriemhilde, indem ihre lebendige Aufmerkſamkeit über jedes erhaſchte Wort des Geheimniſſes einen Empfangſchein ausſtellt und fortwährend nach neuer Befriedigung lechzt, wie ſie denn dieſes und jenes mit dem unverkennbarſten Erfolge thut: muß ſie nicht zugleich, um das Bild ihres naturgemäßen Zuſtandes völlig abzurunden, die Funken des Verdachts, der Unruhe, der Eiferſucht gegen Brunehilden ausſprühen, die mit dem gewaltigen Siegfried in einem höchſt kritiſchen Zuſammentreffen, auf wankenden Grenzbeſtimmungen den Rechten der Ehe ſo nahe gekommen iſt? Jeder Frau auch vom gewöhnlichen Schrot und Korn würde bei der Erzählung des ſeltſamen Zweikampfs nicht recht geheuer zu Muthe ſeyn. Chriemhilde vollends, die reizbare, ſtark empfindende Chriemhilde kann unmöglich unter ſo außerordentlichen Umſtänden einen leidenſchaftlichen Anflug unterdrücken, zeigt es ſich doch gar bald bei dem Wortgefecht mit Brunehilden, welchen Feuerbrand die Enthüllung jenes Räthſels in ihre argwöhniſche Seele geworfen hat. Siegfrieden gegenüber darf allerdings die Spannung der Zuhörerin unter keiner Bedingung nachlaſſen, ſie iſt und bleibt die Grundlage der Situation; aber mitten über dieſelbe ſollte nun auch, wie mich dünkt, nach Erforderniß des Charakters, die eingezogene Kundſchaft gleich einem Wetterſtrahl aus heiterer Höhe niederfahren und auf dem Geſichte, beſonders in den Augen wiederleuchten. Damit wäre außerdem der beſte Weg gefunden, Chriemhildens Liebe und Rache, die beiden Halbkreiſe des Gedichts, gleich von vorn herein in einer kühnen, vielgehaltigen Configuration anzudeuten. Schon die Einleitung des Gedichts läßt in Chriemhilden eine wilde Turteltaube erkennen, die den Kopf ſcheinbar von dem heimlich erſehnten Männchen abwendet, aber es doch auch wieder durch das Geräuſch ihrer Flügel und einzelne

Digitized by Google

Girrlaute in ihre Nähe zu locken und daſelbſt feſtzuhalten weiß. Die Doppelgeſtalt Chriemhildens auf dem tiefſten Grunde der Einheit, die furchtbare Grazie ihres Weſens, verſetzt mit bedeutungsvoller Heimlichkeit, dieß Alles völlig zu erreichen, mag ſelbſt für den begabteſten Genius eine der ſchwerſten Aufgaben ſeyn; vielleicht geht ſie eben deßhalb über die Kräfte unſerer Zeit beträchtlich hinaus. Dann bliebe bloß auf Seiten der Leſer das Bedenken übrig, ob das Bild Chriemhildens nach der Vorſtellung des Gedichts richtig aufgefaßt iſt und ob die Kritik wohlthut, dergleichen Conſtruktionen zu wagen, in der Abſicht, den Punkt der hiſtoriſchen Vergleichung aufzufinden.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris im August.

Nach der Reſtauration ſollten auf drei öffentlichen Plätzen Monumente errichtet werden: auf den elyſäiſchen Feldern, eine Reiterſtatue Ludwigs XV. von Cartelline, auf der Place de la Concorde, eine Sühnungs-Gruppe zum Andenken Ludwigs XVI. von Cortol; und auf dem Platze der Deputirtenkammer eine ſitzende Statue Ludwigs XIII., als Gebers der Charte, von Boſio. Die Vollendung dieſer Werke unterblieb durch die Juliusrevolution von 1830. Um die Koſten der ſchon errichteten oder begonnenen Fußgeſtelle derſelben nicht ganz zu verlieren, will nun das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten einen der beiden Obelisken von Luxor (über die wir ſpäter eine Nachricht folgen laſſen werden) auf der Place de la Concorde aufſtellen laſſen. Man hat ſchon die Abbildung deſſelben zu vorläufiger Probe dahin gebracht, die eine gute Wirkung thut. Der andere Obelisk ſoll auf der Esplanade der Invaliden aufgeſtellt werden, wo er ſich, der gleichfalls mit einer Abbildung angeſtellten Probe zufolge, gut ausnimmt. Bei dieſer Gelegenheit iſt es nicht unintereſſant, die Höhen der merkwürdigſten Obelisken zu vergleichen. In den folgenden Angaben ſind weder Baſen noch Piedeſtalle mitgerechnet:

der zu Rom vor St. Giovanni in Laterano	99	Fuß franz.
ebend. auf dem Petersplatz . . .	78	„
ebend. auf Piazza del Popolo . .	74	„
der zu St. Petersburg, von Paul III. errichtet (modern)	75	„
„ zu Paris von Luxor	72	„
„ zu Rom auf Monte Citorio . . .	63	„
„ zu Alexandrien, die Nadel der Cleopatra	63	„
„ zu Konſtantinopel, im Hippodrom . .	56	„
„ zu Rom auf Piazza Navona . . .	52	„
„ zu Arles (antiker Obelisk)	47	„
der zu Rom, auf Monte Cavallo . . .	45	„
ebend. vor Trinità di Monte . .	44	„
ebend. vor St. Maria Maggiore .	43	„
ebend. in der Villa Mattei . . .	56	„
ebend. auf dem Platz der Rotonda .	19	„
der zu München in der Glyptothek . .	19	„
„ zu Rom auf dem Platz der Minerva .	17	„

Napoleon, der Alles im Großen ſah, fand ohne Zweifel den höchſten dieſer Obelisken noch zu klein für die denkwürdigen Thaten ſeiner Heere, deren Ruhm er in ſeiner Hauptſtadt zu bewahren ſuchte. Er erließ am 15. Aug. 1809 von Schönbrunn aus ein Dekret, worin er die Errichtung eines 180 Fuß hohen Obelisken aus Granit von Cherbourg auf dem Vorſprung des Pont-Neuf befahl; bei dieſer Höhe waren Piedeſtal und Unterbau nicht mitbegriffen. Der Unterbau ward unter Denons Direktion durch den Architekten Lepère auf die ſolideſte Weiſe ausgeführt, 50 Fuß hoch und 115 Fuß in's Gevierte, und dieß Werk, deſſen anfängliche Beſtimmung nach der Reſtauration von 1814 nicht beibehalten werden konnte, dient jezt als Unterbau der auf Befehl Ludwigs XVIII. errichteten Statue Heinrichs IV.

Bei der neulichen Kunſtausſtellung in Rouen ſah man eine Reihe Federzeichnungen, von Hrn. Langlois, einem Künſtler der genannten Stadt, ausgeführt, welche verſchiedene Todtentänze nach alten, von ihm aufgefundenen Malereien darſtellen, vorzüglich diejenigen aus dem ſogenannten aitre de Saint Maclou.

Eines der ausgezeichnetſten Bauwerke gegenwärtiger Zeit iſt ohne Zweifel die Canalbrücke von Guettin, welche beſtimmt iſt, die beiden durch den Allierfluß getrennten Theile des Seitencanals der Loire zu verbinden. Dieß ſchwierige Werk wird von einem noch jungen Architekten, Hrn. Julien, ausgeführt und iſt ſeiner Beendigung nahe. Die Brücke beſteht aus 18 Bögen, jeder 16 Metres weit, iſt auf beiden Enden von zwei Strebemauern geſchützt und hat drei Schleuſſen, deren jede einen Fall von drei Metres hat. Sie iſt aus Landſteinen und ſehr feſtem künſtlich bereitetem Mörtel gebaut und wird ungefähr 3 Millionen koſten.

Das große Bild, welches Hr. Schnetz für den Rathhausſaal zu Paris ausgeführt hat, iſt in der letzten Woche des Juli an ſeine Stelle gebracht worden. Es ſtellt den Kampf vom 28. Juli auf dem Rathhausplatz in dem Momente vor, wo die dreifarbige Fahne triumphirt.

Mit dem Obelisken von Luxor kommt auf demſelben Schiff ein ſchöner Sarcophag von grünem Baſalt an, der innen und auſſen mit Skulpturen und Hieroglyphen bedeckt iſt. Auf dem Deckel ſieht man die Figur der Göttin Athor, der egyptiſchen Venus, in Relief. Dieß Werk iſt in Theben, hinter dem Palaſte des Seſoſtris, in der Tiefe eines Felſenbrunnens, 25 Fuß unter der Erde, gefunden. Man hält ihn für den Sarcophag des Pſammetichus. Vergl. einen ausführlichen Artikel darüber im Moniteur vom 25. Juli.

Düſſeldorf, gleich begünſtigt durch ſeine Lage und ſein ächtes Kunſtreiben, hat unter der Firma:

Kunſthandlung

von

Karl M. A. Schäffer,

eine Anſtalt erhalten, welche ſich beſonders mit klaſſiſchen alten und neuen Werken der bildenden Kunſt befaſſen wird, um ſie über die Nachbarländer zu verbreiten. Die rege Thätigkeit des Hrn. Schäffer läßt uns erwarten, daß wir Niederländiſche Kunſtprodukte zu ſehen bekommen, da er eine Mittelsperſon zwiſchen dieſen Ländern und Deutſchland zu machen gedenkt. Dieſer Gedanke iſt um ſo erfreulicher, da jene Länder in Beziehung auf Kunſtgeſchmack und Kunſt ſo eigenthümlich in ſich, von Deutſchland wie abgeſchloſſen ſind, und doch die Kunſtſammler vorzüglich die Gemälde der Holländer um ſo höher ſchätzen wegen der Seltenheit, ſie zu bekommen.

Wir ſahen bei Hrn. S. eine wohlgewählte Sammlung von Gemälden und mehrere andere Kunſtſachen und Alterthümer, welche von ſeinem Vater herſtammen und die von ſinnigen Reiſenden geſehen zu werden verdienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 84.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 17. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Fortſetzung.)

Folgendes iſt die Nachricht darüber in einem MS. von (dem im Jahr 1781 verſtorbenen) Ramaut, welcher obengenannte Handſchrift beſeſſen und fortgeführt hat: „Dese schilderie of tafereel plachte in den choor te hangen, daer nu de marbel Kasse is van St. Walburge. Daer hangt een nagebutst tafereel, ofte eene copie het selve verbeeldende, in onze Lieve Vrouwe beucke, by onze Vrouwe autaer, boven het sitten der autaer bewaerders in St. Maertens Kerke, maer het origineel is uit den choor gedaen als men lest den choor in marbel heeft gestelt."

Die Nachricht von dem Jahr 1445, in welchem dieſes Marienbild **unvollendet** in der Kirche aufgehangen wurde, während der Beſteller noch zwei Jahre darnach lebte, belehrt uns aber auch über die Zeit des Todes Joh. van Eyck's und beſtätigt die Angaben, welche frühere niederländiſche Schriftſteller darüber gegeben.

Wir entlehnen ſie in ihren weſentlichen Theilen den gründlichen Forſchungen des Herrn L. de Baſt, welche derſelbe in verſchiedenen Jahrgängen des Messager des Sciences et des Arts bekannt gemacht hat *).

Lucas de Heere ſagt in ſeinem Lobgedicht auf Johann van Eyck:

„Von dieſer Welt früh dieſe edle Blume ſchied."

Marcus van Vaernewyck, ein Zeitgenoſſe Vaſari's, der in Gent ſchrieb, wo ſich die ſchönſten Werke des van Eyck befanden und zum Theil noch befinden, ſagt von ihm in ſeiner Historie van Belgis, of spiegel der nederlandsche oudtheyt. Ghendt 1565: Johannes iſt jung geſtorben; hätte er noch länger gelebt, er würde (wie man von Athemon ſagt) leicht alle Maler der Welt haben übertreffen können *).

Endlich hat auch Hr. Scourion in den Archiven von Brügge die Rechnung einer Lotterie gefunden, welche den 24. Februar 1445 **) gezogen wurde, und wobei ſich folgende Nachricht findet: De wed Jans van Eyck ij. pont. Da nun trotz allen Nachſuchungen der Name **van Eyck** ſich nirgends in den Regiſtern des 14ten und 15ten Jahrhunderts in Flandern vorfindet, mit Ausnahme unſerer öfters vorkommenden Malerfamilie und eines Erben des Hubert, (der hier Lubrecht van Heyke genannt wird) ſo darf nicht gezweifelt werden, daß erwähnte Wittwe die unſers Malers Johannes iſt.

Hr. Dr. **Boiſſerée** hat zwar unter den Jahren 1430, 1439, 1449, 1452, 1465 fünf Perſonen in alten Regiſtern in den Niederlanden verzeichnet gefunden,

*) Daß Facius in ſeiner Abhandlung De viris illustribus, welche er um 1456 ſchrieb, von Joh. van Eyck wie von einem vor einiger Zeit verſtorbenen Manne ſpricht, und woraus Cav. T. Puccini in ſeinen Memorie istorico-critiche di Antonello degli Antonj pittore Messinese etc. Firenze 1809, folgert: daß unſer Meiſter ſchon vor 1450 verſchied, ſcheint nicht als Beweis hier angeführt werden zu dürfen, da Facius auf dieſelbe Weiſe auch den zu ſeiner Zeit noch lebenden Maler und Medailleur Piſano erwähnt.

*) Dieſe beiden Stellen ſcheint van Mander in ſeinem Leben der Brüder van Eyck widerlegen zu wollen, wenn er ſagt, obgleich Johann van Eyck bei weitem nicht ſo lange gelebt habe, als Vaſari angegeben, ſo ſey er doch nicht jung geſtorben, wie einige Schriftſteller berichteten.
Es kommt nun darauf an, was man unter jung verſteht. Allerdings wird man im Allgemeinen von Jemanden, der etliche vierzig Jahre alt geworden iſt, nicht ſagen, daß er jung geſtorben ſey; von einem ſo großen, ausgezeichneten Künſtler aber, wie Johann van Eyck, iſt dieſer Ausdruck in Rückſicht der kurzen Zeit ſeiner Wirkſamkeit, gewiß paſſend.

**) Dieſes Datum wird ſo zu verſtehen ſeyn, daß man das Jahr von Oſtern an zu rechnen hat; denn erſt ſeit 1574 wurde in den Niederlanden die jetzige Zeitrechnung eingeführt (S. Brusselsche Antiquiteyten ofte oudheden. Brussel 1682, wo die Verordnung von Don Louis de Requescens). Auf dieſe Weiſe wird obiges Datum der 24. Februar 1446.

Digitized by Google

welche den Namen van Eyck haben, (ſiehe Kunſtblatt vom 28. September 1826, wo dieſe Nachricht ohne nähere Ortsangabe), was vielleicht in Braband oder Holland ſeyn kann, ſicher aber nicht in Flandern.

Wäre nun aber Joh. van Eyck im Jahr 1370 geboren, wie zuerſt muthmaßlich Sandrart und dann beſtimmt Descamps angegeben, ſo wäre er über 70 Jahr alt, alſo weder jung, noch früh geſtorben, wie die älteſten Schriftſteller berichten. Den Irrthum dieſer Angabe beweiſt aber auch noch das Portrait von Johann van Eyck in dem Genter Flügelbilde der gerechten Richter, nun im Berliner Muſeum, wo er ſich um's Jahr 1430 in einem Alter von etwa 35 Jahren portraitirt hat.

Das muthmaßliche Geburtsjahr 1370 ſcheint aus einer Angabe von C. van Mander entſtanden zu ſeyn, indem er einmal ſagt, Johannes ſey etliche Jahre nach Hubert geboren; kurz zuvor aber ſagt er, daß Johannes der Schüler ſeines Bruders geworden, der um viele Jahre älter als er geweſen wäre.

Die Annahme des Vaſari, der zum Theil auch C. van Mander gefolgt iſt, Johannes ſey im hohen Alter geſtorben, kann wohl daher entſtanden ſeyn, daß jener Kunde hatte, der Erfinder der Oelmalerei habe ein ſolches Alter erreicht, aber dieſe Ehre nun allein dem jüngern Bruder zuwandte. Das Genter Bild beweist dagegen thatſächlich, daß zu der Zeit, da Johannes nur als Hubert's jüngerer Gehülfe erſcheint, dieſer ſchon vollkommen in Oel zu malen verſtand.

Nach dieſen Erörterungen ergibt ſich, daß Hubert van Eyck um 1366 geboren wurde und nach der von C. van Mander mitgetheilten Grabſchrift im Jahr 1426 ſtarb; daß Johannes van Eyck wenigſtens 30 Jahre ſpäter als Hubert, gegen das Jahr 1400 geboren wurde und etliche 40 Jahre alt im Jahr 1445 ſtarb. —

Unter den Gemälden in England, welche mit mehr oder weniger Grund dem Joh. van Eyck zugeſchrieben werden, ſind folgende zu erwähnen.

10) In der ſehr werthvollen Sammlung des Hrn. Aders in London befindet ſich, wie es ſcheint, ein Jugendwerk unſeres Meiſters: Maria mit dem Chriſtkinde auf einem rothen, mit Gold durchwirkten Throne ſitzend reicht dieſem einen Roſenzweig; links ſteht St. Hieronymus, durch einen bei ihm liegenden ſchwarzen Stein bezeichnet; rechts ſteht der heil. Franziskus mit einem Cruzifix in der Hand; den Hintergrund bildet ein Stückchen Landſchaft. Auf einer Stufe des Thrones ſteht eine falſche Inſchrift: † PETRVS. PERVS. ME FECIT. 1517. Das Bildchen iſt ſehr klar in der Farbe, hat aber in den Schatten den dem Johann van Eyck eigenthümlichen, bräunlichen Ton.

11) Dieſelbe Sammlung bewahrt noch ein rundes Bild von ohngefähr 1 Fuß Durchmeſſer, welches den Kopf Johannes des Täufers auf einer Schüſſel liegend vorſtellt. Der Goldgrund iſt ſo ſchattirt, daß er die Schüſſel bildet. Dieſes Bildchen von vortrefflicher Ausführung und tiefer Färbung iſt weit ausgezeichneter, als die Wiederholungen, welche man in den Niederlanden und in Köln davon antrifft, und die alle dem Joh. van Eyck zugeſchrieben werden.

12) S. H. Spiker in ſeiner „Reiſe durch England, Wales und Schottland, 1818". II. p. 168. erwähnt ein vorzügliches Gemälde von Joh. van Eyck, welches ſich in Corsham House bei Bath, dem Landſitze der Familie Methuen befindet: Maria in einem blauen Mantel ſitzt mit dem Chriſtkinde auf dem Schooße in der Mitte, St. Anna ihr zur Rechten, St. Catharina zur Linken, letztere wie eine Königin gekleidet, in einem herrlich wallenden Gewande; Joſeph ſteht hinter der Maria auf die Gruppe ſchauend. 2′ 5″ breit, 3′ 5″ hoch. Hr. Spiker ſpricht mit der größten Bewunderung von dieſem Bilde, nennt es den größten Schatz der Sammlung, ſo daß er öfters durch die Reihe der Zimmer gegangen ſey, um es wieder zu bewundern.

13) Nach einem Bericht des Hrn. Flor aus Hamburg befindet ſich in Alton Tower bei Ashbourn in Staffordſhire, dem Landſitze des Grafen von Shrewsbury, ein kleines Bild von Joh. van Eyck, welches ſich ehedem bei Hrn. Campe in Nürnberg befand: im Mittelbilde die Maria mit dem Kinde, welches in einen dunkelgrünen Wams und Rock gekleidet iſt; auf dem rechten Flügel die heil. Agnes, auf dem linken der heilige Johannes.

14) Der Herzog von Devonſhire beſitzt zwei Gemälde, welche dem Joh. van Eyck zugeſchrieben werden. Eins ſtellt die Einweihung des Erzbiſchofs von Canterbury, Thomas Becket, vor und iſt ein Geſchenk des Herzogs von Bedford, Regenten von Frankreich, an ſeinen Neffen König Heinrich V. Es ſoll 1422 gemalt ſeyn. Wenn nicht von Johannes ſelbſt, iſt es beſtimmt aus ſeiner oder Huberts Schule. Der Ton der Carnation iſt etwas braun in den Schatten und kalt in den Lichtern, wie er in anerkannten Bildern des Johannes van Eyck vorkommt. Leider iſt dieſes Bild ſehr verwaſchen.

Das andere Bild beim Herzog von Devonſhire iſt von ausgezeichneter Schönheit und wohl erhalten. Es ſtellt das Innere einer Kirche oder des Tempels zu Jeruſalem vor; rechts und links knieen in doppelter Reihe in ihren Stühlen viele Chorherren, dabei auch viele Männer und Frauen, welche nach einer Angabe bei Horace Walpole in ſeinen Anecdotes of Painting in England, ed. 1786. I., 46. die Bildniſſe des Lords Clifford, ſeiner Gemahlin und der Familie vorſtellen ſollen. Ganz im Vordergrunde ſind Sta Anna und Joachim, die man von hinten ſieht; Maria, als Mädchen, ſteht vor dem

Digitized by Google

Altar im Chor der Kirche bei dem Hohenprieſter; viele Jungfrauen rechts und links ſtehen um ſie im Hintergrunde; oben ſchweben zwei bekleidete Engelknaben und dabei die weiße Taube, das Symbol des heil. Geiſtes. Ganz vortrefflich und von großer Individualität, ſelbſt oft von Schönheit ſind die Portraite, die zuweilen an Holbein erinnern; andere Figuren haben auch wieder etwas von Schoreel in Farbe und Behandlungsweiſe, beſonders die kleinen Figuren des darin dargeſtellten Altarblattes. Nach Volkmann iſt dieſes Bild vom Jahr 1444. Die Behandlungsweiſe deutet aber auf eine ſpätere Zeit.

15) Ein ſchönes Bildchen in der Art des Johann van Eyck beſitzt Herr Esdaile in Clapham bei London. Maria mit dem Chriſtkinde auf einem Throne ſitzend, hat zu ihrer Rechten einen Engel. Auf der andern Seite kniet ein Geiſtlicher. Es iſt wohl erhalten.

16) In der Sammlung des Grafen Dudley in London befindet ſich ein intereſſantes Bild, welches unſerem Meiſter zugeſchrieben wird. Es ſtellt einen die Meſſe leſenden Prieſter mit mehreren Portraitfiguren vor, unter welchen auch der Donatar. Die ganze Darſtellungsweiſe und der lichtbräunliche Ton der Färbung weiſen beſtimmt auf die van Eyckiſche Schule. Die Charaktere aber und die Zeichnung ermangeln jener großen Wahrheit, welche die unbezweifelten Werke des Johann van Eyck auszeichnet; auch fehlt unſerem Bilde deren Tiefe und Kraft der Färbung.

17) Ein Bild von ganz ähnlicher Behandlungsweiſe iſt das einer Anbetung der Könige, in der köſtlichen Sammlung des Hrn. W. Beckford in Bath.

Margaretha van Eyck.

In der ſchon erwähnten Sammlung des Hrn. Aders wird mit vieler Wahrſcheinlichkeit ein intereſſantes Bild der Schweſter der Brüder van Eyck zugeſchrieben. Es hat etwa 2 Fuß Höhe und beſteht aus drei Abtheilungen. In der mittleren, größern ſitzt Maria auf einem Raſenplatz und lieſt in einem Buche; vor ihr ſitzt das Chriſtkind auf einem ſchwarzſammtnen Kiſſen und wendet ſich nach der zur Linken knienden Catharina; dieſe hält einen Ring in der Hand und bei ihr liegt das Schwert und ein zerbrochenes Rad, ihr Martyrthum bezeichnend. Hinter dieſer Heiligen kniet eine andere an einem Tiſche, worauf Roſen und Kirſchen ſtehen; ſie ſelbſt hält ein Körbchen mit Roſen in die Höhe. Rechts ſitzt eine Heilige auf dem Gras, die einige weiße und rothe Roſen von einer andern, blau gekleideten heil. Jungfrau empfängt. Von außerordentlicher Lieblichkeit ſind die hinter ihnen ſtehenden Engel, wovon drei zu der anmuthigen Scene Inſtrumente ſpielen, ein vierter unter einem Strahl Waſſer, welcher dem in der Mitte ſtehenden Springbrunnen entſtrömt, eine Schüſſel mit Kirſchen hält. Den Hintergrund füllt größtentheils die Façade einer dem St. Michael gewidmeten Kirche. Innen iſt dieſe Kirche hell erleuchtet, während dichtbelaubte Bäume einen tiefen Schatten auf die äußere Umgebung werfen; ſchlank erheben ſich einige Cypreſſen aus dieſer dichten Maſſe. Das Flügelbild links vom Beſchauer zeigt die heil. Agnes mit einer andern Heiligen, auf grüner Wieſe, unter Orangenbäumen wandelnd. Im Flügelbilde rechts kniet vorn Johannes der Evangeliſt, ſegnend den Kelch in der Hand haltend; hinter ihm pflückt ein Engel Roſen, und noch weiter ſieht man unter Orangenbäumen einen Jünger Früchte pflücken, die eine Jungfrau in ihr Kleid aufnimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Beſchluß.)

Wollte man es genau nehmen, ſo möchte unſere Chriemhilde nicht ſowohl eine hohe Schönheit heißen können, als vielmehr eine naive oder liebliche; ſie iſt übrigens ein echtdeutſches Gewächs und inſofern vollkommen an ihrem Platze. Es war dem Künſtler, wenn die Vermuthung ihn nicht falſch verſteht, vor allen Dingen um die größtmögliche Veranſchaulichung der einfachſten Verhältniſſe zu thun. Dieſe Abſicht hat er in der vorbezeichneten Weiſe glücklich erreicht, jedoch mit einiger Aufopferung in anderer Hinſicht; denn indem Chriemhilde ſich gegen Siegfrieden hinneigt, geht, wie es ſcheint, etwas mehr von dem Rücken mit, als die Wohlgeſtalt vertragen dürfte oder rechtfertigen möchte. Vielleicht iſt auch die Rundung der dem Beſchauer zugekehrten Wange nicht fein genug abgewogen. Es gibt ohne Widerrede in der Natur ſolche ſtark convexe Phyſiognomien; ſie erwecken indeſſen beim erſten Anblick eben nicht den vortheilhafteſten Begriff von Geiſtesfähigkeit. Chriemhildens prächtige ſchlanke Geſtalt nimmt ſich in der geſchmackvollen Bekleidung auf's günſtigſte aus. Zwiſchen der Schönheit Brunehildens und Chriemhildens zieht das Niebelungenlied eine intereſſante Parallele. Alle, welche die beiden Fräulein und ihre holden Geſtalten ſehen konnten — ſo heißt es daſelbſt — lobten Gunthers Braut (Brunehilden) wegen ihrer Schönheit; doch die Kenner, die es beſſer verſtanden, ſprachen, Chriemhilde möchte wohl Brunehilden noch vorzuziehen ſeyn. Brunehild ſcheint demnach vermöge ihrer conſtitutionellen Reize mehr die Augen der Menge, Chriemhilde ihrerſeits durch edlere Vorzüge den Sinn der feinern Minderzahl ausgefüllt zu haben. Wie ſtellte ſich nun aber, näher betrachtet, Chriemhildens Schönheit auf der Goldwage der

Digitized by Google

Nibelungenworte heraus, damit wir das Nachbild an dem Urbilde mit möglichſter Sicherheit meſſen können, wenn auch nicht im baaren Ernſt? Nun ging die Minnigliche hervor, ſingt der Dichter, wie der rothe Morgen aus trüber Wolke! Wie der lichte Mond vor den Sternen ſteht, deſſen Schein ſo lauter ob den Wolken geht, dem gleich ſtand ſie da vor mancher edlen Frau. Die Roſenknoſpe, der Mondſchimmer blüht auch auf dem Geſichte unſerer Chriemhilde; die trübe Wolke hat der Künſtler aus Schonung weggelaſſen; ſieht es doch ohnehin düſter genug in der Welt aus. Im Gedicht wird jene freilich bloß des angränzenden Kontraſtes wegen erwähnt, nach der oben ausgeſprochenen Anſicht dürfte ſie aber an und für ſich ſelbſt zur Verſtärkung des großartigen Charakterbildes nothwendig gehören. Brunehild und Chriemhilde ſind übrigens im Liede durchgehends mit außerordentlicher Wahrheit und Kraft gezeichnet; ihre Worte wirken wie Thaten, ihre Thaten ſtrömen ſämmtlich aus dem Quell der nachhaltigſten Empfindung wie Gießbäche, die aus und über Felſenklüfte hinbrauſen. Beide ſind weibliche Koloſſe, denen, figürlich zu ſprechen, ſelbſt viele von den hochgemuthen Recken noch lange nicht ans Kinn reichen. Dieſe liebe- und feuertrunkenen Mänaden des Mittelalters ganz treu darzuſtellen, das iſt Heldenarbeit; der Maler muß den Pinſel führen, wie Siegfried ſein Schwert.

Jetzt noch einige Worte von dem letztern. Siegfrieds Ausdruck iſt edel, angenehm, ohne in's Weichliche zu fallen, höchſtens etwas zu vornehm für ſeine übrige Geſtalt. Die Habichtsnaſe gibt ihm etwas Prägnantes. Schulter, Bruſt und Schenkel kündigen ſeine ungewöhnliche Leibesſtärke in den kräftigſten Formen an. Man ſieht ihm ſeine Thaten an, man hört das Feld ertoſen, wenn er zuſchlägt; man glaubt es ihm, daß er allein, wie er ſich rühmt, einem ganzen Heer ſtehen kann. Wie die alte Kunſt, um den Herkules in der höchſten Körpermacht zu zeigen, das Verhältniß ſeines Kopfes gegen die andern Glieder abſichtlich etwas zurückſtellte; ſo ſcheint unſer Meiſter die Länge der Schenkel, die zugleich vermöge ſeiner ſitzenden Stellung in einer Verkürzung erſcheinen, einer ähnlichen Berechnung unterworfen zu haben. Auf jeden Fall muß es dem Künſtler freiſtehen, ſobald er einen beſondern Zweck ſeiner Darſtellung als den hauptſächlichſten hervorheben will, bis auf einen gewiſſen Grad von dem kanoniſchen Maaße abzuweichen. Siegfrieds Heldenſtärke ſetzt zugleich die Beute des Gürtels in das hellſte Licht. Damit der Schein des Ueberderben dem Anblicke der Kraft nicht beſchwerlich falle, wäre vielleicht eine ſtraffere Beſchuhung zu wünſchen. — Die Betrachtung iſt darum mehr auf's Einzelne eingegangen, weil der ruhig für ſich abgeſchloſſene Gegenſtand zu einigem Detail aufzufordern ſchien.

Rom.

Die Akademie S. Luca in Rom beſitzt ſeit geraumer Zeit einen ſorgfältig unter Glas verſchloſſenen Schädel, der für den Schädel Raphaels ausgegeben ward. Da ſich dagegen Zweifel erhoben hatten, ſo iſt von der Akademie in Gemeinſchaft mit dem archäologiſchen Inſtitute bei der Regierung die Erlaubniß nachgeſucht und dieſelbe auch ſofort verwilligt worden, ſich durch Nachforſchung in der Gruft der Kirche S. Maria ad Martyres (im Pantheon des Mäcenas) von der Wahrheit zu überzeugen. Am 14. Sept. wurden ſodann Raphael's Gebeine unter dem Altare, den er bei ſeinen Lebzeiten ſich angekauft hatte, wieder aufgefunden. Die Nachgrabungen geſchahen im Beiſeyn ſämmtlicher akademiſcher Kommiſſionen und des Kardinal-Vikar's Zurla. Unter dem Altare fand man einen mit Mauerwerk ausgefüllten Bogen von moderner Konſtruktion, und ſtieß, als man von oben immer weiter grub, in der Mitte des Bogens auf einen Deckel von weißem Kalk, auf welchem ſchwarze Linien gezogen waren, die eine Art von Zierrath bildeten. Darunter zeigte ſich ein Sarg von Tannenholz, worin die Gebeine noch unverſehrt lagen; die Zähne fand man von der ſchönſten Weiße, die Länge des Körpers beträgt $7\frac{1}{2}$ Palmen.

Nach einer Bekanntmachung in den Notizie del Giorno wurden die Ueberreſte des großen Malers vom 19. bis 22. September ausgeſtellt und dem Publikum gegen Eintrittsbillette vorgezeigt. Man weiß nun auch, daß der dem Raphael zuerkannt geweſene Schädel in der Akademie S. Luca von einem Kanonikus des Pantheons, Adjutori, iſt. Es iſt eine Subſkription zu einem Monument eröffnet, das in der Kirche oder anderwärts errichtet werden ſoll. Vergl. Allg. Z. vom 3. Okt. Nro. 330.

Alterthümer.

Am 22. Juli hat der König der Franzoſen die Herren Alexander Lenoir und C. Farcy, Mitglieder der königl. Geſellſchaft der Alterthumsforſcher und der Geſellſchaft der ſchönen Künſte, empfangen und ſich von denſelben die Zeichnungen und Dokumente vorlegen laſſen, welche zu der demnächſt zu veranſtaltenden Bekanntmachung der mexikaniſchen Alterthümer von Palenka und Mitla gehören. Es ſoll dadurch erwieſen werden, daß dieſer Welttheil vor ſeiner Entdeckung durch die Europäer eine der egyptiſchen und indiſchen gleichzeitige Civiliſation beſeſſen habe.

Herr Petit-Radel, Mitglied der Akademie der Inſchriften, hat in der Bibliothek Mazarin im Palais des Inſtituts eine Sammlung von 60 Relief-Modellen pelasgiſcher Monumente ausgeſtellt, die er unter ſeiner Aufſicht hat fertigen laſſen, um ſeine Ideen über die Urgeſchichte Griechenlands und der benachbarten Länder augenfälliger zu machen und mehr zu verbreiten.

Zu Eskilstuna bei Strengnäs in Schweden machte ein Arbeiter, der mit dem Aufnehmen eines Deiches beſchäftigt war, am 5. Juli d. J. einen wichtigen Fund. Er ſtieß nämlich während des Grabens auf einen Lehmkrug, welcher bei der Berührung auseinanderfiel und einen Schatz von Silber ſehen ließ, welcher aus mehreren größeren und kleineren Armringen und ähnlichen Zierrathen von künſtlicher Arbeit beſtand, ferner aus einer Sammlung von Münzen, größtentheils angelſächſiſchen, worunter ſich viele von König Ethelred, auch verſchiedene deutſche vom König und Kaiſer Otto, in der Colonia A. (grippina) geſchlagen, und einige kufiſche befanden, welche faſt alle noch gut erhalten ſind. Der ganze Fund, 109 Loth Silber an Gewicht, iſt dem Bürgermeiſter der Stadt zur Bewahrung gegeben worden und wird der Krone zur Einlöſung angeboten werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 85.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 22. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule.

(Fortſetzung.)

Dieſe überaus liebliche poetiſche Compoſition hat einen ganz eigenen Reiz und iſt auf's ſorgfältigſte ausgeführt. Die Farbe iſt mehr mild, als kräftig; die Schatten ſind lichtbräunlich; in den Formen und Bewegungen iſt öfters eine gewiſſe Grazie, obgleich die Geſichtsbildungen vielmehr etwas Eigenes, denn Schönes haben: die einzelnen Theile ſind zu groß gehalten, und die Augen ſehen etwas ſtarr. Bis jetzt iſt noch kein authentiſches Gemälde von Margaretha aufgefunden worden, doch trägt dieſes Bild alle Zeichen der Echtheit, da es unbezweifelt den Charakter hat, welcher das Gemüth und die Hand einer Frau zu bezeichnen pflegt.

Gerard van der Meeren.

Daß dieſer Meiſter ein Schüler des Hubert van Eyck war, darüber belehrt uns ein MS. aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts, welches Hrn. J. B. Delbecq gehört; darin heißt es: 1447. in dit Jaer is de salighe Colette gestorven int clooster van de Aerme Claren (te Gent), haere fighuratie in een tafereel gebragt door Geeraert van der Meere discipel van meester Hubertus van Eyck, is in Picardien versonden.

1) Ein authentiſches Gemälde dieſes Meiſters bewahrt die St. Bavokirche zu Gent. Das Mittelbild ſtellt die Kreuzigung Chriſti mit den beiden Schächern vor; die heil. Frauen mit Johannes und vieles Volk umgeben das Kreuz. Auf dem einen Flügelbilde ſchlägt Moſes Waſſer aus dem Felſen; auf dem andern iſt die am Kreuz erhöhte Schlange von Erz dargeſtellt. Als von einem Schüler des Hubert, wäre von Gerard van der Meeren zu erwarten, daß er in der Behandlungsart ſeinem Meiſter ſehr ähnlich ſey; allein unſer Bild, obgleich es ganz den van Eyckiſchen Schulcharakter trägt, zeigt doch eine große Abweichung, ſowohl in der Färbung als in den Formen. Statt des tiefen, bräunlichen Tons der Gemälde Huberts hat derſelbe eine helle, leuchtende Färbung, in der Totalwirkung beinahe etwas Kraftloſes; die Geſtalten von Hubert, beſonders die ſtehenden, ſind meiſtens von etwas kurzen Verhältniſſen; bei G. v. d. Meeren dagegen ſind ſie vielmehr gezogen, namentlich die Köpfe etwas lang. Dieſes kommt überhaupt bei den Nachfolgern der van Eyck öfters vor; z. B. bei Hugo van der Goes und Dierick Stuerbout, bei unſerm Meiſter iſt es aber noch auffallender. Sonſt hat er etwas Sprechendes in ſeinen Charakteren und viel Schönes in der Compoſition; die Behandlungsart nähert ſich ſchon derjenigen, welche ſpäter Joh. Memling zu einem ſo hohen Grade ausgebildet hat.

2) In der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüſſel befinden ſich von unſerm Meiſter drei kleine Bilder in einem Rahmen. Das mittlere iſt ein Chriſtus am Kreuze, vor welchem ein Ordensgeiſtlicher kniet; dieſem hält der Teufel weltliche Kleider verſuchend vor; neben ihm iſt aber ein Engel, welcher eine Krone hält und nach oben zeigt.

Die beiden etwas größeren Nebenbilder haben folgende Gegenſtände: Ein Donatar kniet, dabei St. Petrus, ſodann das Gegenſtück, eine Frau mit der heil. Margaretha, nebſt dabei angebrachtem Wappen.

Juſtus von Gent.

In der intereſſanten Sammlung von Gemälden, Glasmalereien und Gefäßen aus dem Mittelalter im Beſitz des Hrn. J. van Huywetter zu Gent ſieht man ein kleines Bild der Findung des Kreuzes von Juſtus von Gent, einem Schüler des Hubert van Eyck. Die Kaiſerin St. Helena mit zwei ihrer Frauen kniet, von mehreren Männern in reicher Kleidung umgeben, während drei Knechte das Kreuz Chriſti über ein auf der Bahre liegendes Mädchen halten und dieſe im Begriff iſt,

Digitized by Google

geſund aufzuziehen. Im Grunde links ſieht man auf dem Berge abermals die Kaiſerin von ihrem Gefolge umgeben und wie die Knechte nach dem Kreuze graben. Dieſes Bildchen hat, wie überhaupt die Gemälde des Juſtus, nicht jene Tiefe und Sättigung der Farbe, welche die Werke der Brüder van Eyck auszeichnen, ſondern iſt in dieſer Hinſicht beinahe trocken zu nennen; auch die Behandlungsart iſt weniger geiſtreich und die Charaktere, wenn auch wahr, doch nicht von großer Tiefe. Wie ſehr indeſſen dieſer Meiſter geſchätzt wurde, beweiſt eine Stelle aus dem Hrn. J. B. Delbecq gehörigen MS. Darin wird berichtet, daß Joſſe van Gent, der Schüler von Hubert van Eyck, eine Enthauptung Johannis des Täufers für die St. Johanniskirche zu Gent gemalt habe, welches Bild eine Perle der alten Meiſterſtücke in der Malerei geweſen ſey. *)

Hugo van der Goes.

Von dieſem Maler weiß man, daß er ein Schüler des Joh. van Eyck war. Im Jahr 1467 am 27. Juli leitete er zu Gent die Feſte, welche man bei Gelegenheit der Inauguration Karls des Kühnen als Grafen von Flandern gab. 1475 malte er die Decorationen für das Jubiläum des Pabſtes. Weiter findet man in den Rechnungen der Verwaltung zu Gent, daß er öfters bis zum Jahr 1480 für die Stadt gearbeitet hat. Dieſes läßt vermuthen, daß er jene ſchöne Genterin heirathete, deren Schönheit und Grazie Lucas van Heere ſo ſehr rühmt. Dieſer Umſtand würde auch erklären, warum Hugo nach ſeinem Aufenthalt in Italien nicht nach ſeinem Geburtsort zurückkehrte, der entweder nach van Mander Brügge, oder nach Vaſari (Hugo d'Anverſa) Antwerpen war. **)

Erſt nach dieſer Zeit muß Hugo in's Kloſter gegangen ſeyn, wie Swertius in ſeinen Monumenta sepulcralia et inscriptiones publicae et privatae ducatus Brabantiae. Antverp. 1613. berichtet; er ſagt nämlich von Hugo van der Goes, daß er als ordentlicher Canonicus in das Kloſter Roodendale in dem Walde von Soignes bei Brüſſel ſey aufgenommen und auch dort begraben worden. Bei dem Artikel, wo er die Beſchreibung der Epitaphien des Kloſters anfängt, lieſt man: in rubra valle canonic. regol. monasterio. ord. D. Augustini.

Pictor Hugo van der Goes humatus hic quiescit.
Dolet ars, cum similem sibi modo nescit.

Vixit tempore Caroli audacis, ibidem factus monachus, ad majorem Dei gloriam.

1) Vier ſchmale Bildchen, welche zur Füllung einer architektoniſchen Verzierung dienten und ſich nun in der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüſſel befinden, werden unſerm Meiſter zugeſchrieben. Sie ſtellen einzelne Heilige in einer Landſchaft vor und waren urſprünglich viel enger begrenzt, indem ſie jetzt ringsum eine weitere Umgebung erhalten haben. Es ſind Johannes der Täufer, Maria Magdalena, St. Chriſtoph und St. Stephan. Dieſe ſehr liebliche Bilder von zarter Vollendung, haben in der Behandlungsweiſe viel von Johann Memling.

2) In der Sammlung altdeutſcher und niederländiſcher Bilder in dem königlichen Pallaſt zu Kenſington, nahe bei London, befinden ſich zwei ziemlich große Flügelbilder, welche in der Behandlungsart viel von Hugo van der Goes haben; auf jeden Fall ſind es bemerkenswerthe Bilder der altflandriſchen Schule. Das Hauptbild (wenn dieſer Raum nicht durch Schnitzwerke beſetzt war) fehlt. Auf den äußern Theilen kniet ein König von Schottland mit ſeinem Sohne; hinter ihnen St. Andreas, der Landespatron; auf der Tafel gegenüber kniet die Königin, eine engliſche Prinzeſſin, und hinter ihr ſteht St. Georg, der Patron von England. Auf der innern Seite des erſten Flügels iſt das Bild der heil. Dreieinigkeit; Gott Vater hält die Leiche Chriſti im Schooße; über ihnen der heilige Geiſt im Symbole der weißen Taube. Das Innere des zweiten Bildes ſtellt einen knienden Chorherrn vor, der ganz vortrefflich nach dem Leben gemalt iſt; ein Engel ſpielt auf der Orgel, ein anderer ſteht dahinter.

Die übrigen in der Kunſtreiſe beſchriebenen Bilder und Handzeichnungen aus der Schule der van Eyck werden zwar Kunſtforſcher, welche England oder Belgien bereiſen wollen, gerne dort aufgezeichnet finden; hier aber werden ſie, da ſie zu keinem beſtimmten Reſultate führen, übergangen; nur folgende Nachricht eines muthmaßlichen Schülers des Johann van Eyck ſcheint hier nicht übergangen werden zu dürfen.

Der Meiſter AW.

In der Sammlung des Herrn Aders zu London befindet ſich ein Bild der Anbetung der Könige, das von demſelben Meiſter iſt, von welchem die Münchner Gallerie

*) Voor de beelden bracken, de Kerke van St. Jans was de peirel van de oude meester-stucken, meester Geeraert van der Meere, van Gent, had een Maria beeld geschildert en Judocus van Gent, discipel van Hubert van Eyck, een tafereel verbeeldende St. Jans onthoofdinge.

**) Um das Jahr 1472 lebte zu Antwerpen ein Maler Matthias van der Goes; ſollte dieſes ein Bruder von Hugo ſeyn?

Digitized by Google

ein größeres Gemälde deſſelben Gegenſtandes beſitzt und welches C. Heß geſtochen hat.

Unſere Compoſition, obgleich weniger reich, hat auch im Allgemeinen und vielen einzelnen Theilen die größte Aehnlichkeit mit der des Münchner Bildes, aber die Auszeichnung, daß ſich darauf das oben abgebildete Monogram A W befindet, welches wohl das des Meiſters ſeyn dürfte; wollte man dieſe Anſicht auch dahingeſtellt ſeyn laſſen, ſo könnte man zur Bezeichnung doch immerhin die Bilder dieſes Malers die vom Meiſter A W nennen. Hier nun die Beſchreibung des Bildes: Links ſitzt Maria in dunkelblauem Kleide und heller blauem Mantel und hat das liebliche Chriſtkind auf dem Schooße; dieſes ſtreckt ſeine Händchen nach dem vor ihm knieenden und anbetenden König aus, welcher ein rothes, mit braunem Pelz beſetztes Oberkleid und ein violett mit Gold (Gelb) durchwirktes Unterkleid anhat; ſeine Königsmütze von violettem Sammt iſt mit Pelz beſetzt; ſein goldnes Gefäß ſteht auf der Erde. Hinter ihm kniet der zweite König mit krauſem Haar und Bart und hält in der rechten Hand eine Büchſe und in der linken ſeine gelb- und goldbraune Mütze; ſein Kleid iſt von blauem Sammt und das Gewand violett. Rechts ſteht, im Begriff niederzuknieen, der Mohrenkönig in rothem, mit golddurchwirktem Unterkleide und grünem, mit Blau gefüttertem Mantel; in der Rechten hält er das Gefäß und in der Linken den Turban. Auf einer violettſammtnen Taſche ſtehen in gelber Farbe die oben angeführten Buchſtaben A W. Sonſt kommen keine Schriftzeichen als Verzierungen vor, wie man dieſes in Bildern des 15ten Jahrhunderts ſowohl der deutſchen, als der italieniſchen Schulen öfters findet, ohne daß ſie etwas zu bedeuten hätten; ſie ſind vielmehr höchſt wahrſcheinlich nur Nachahmungen der arabiſchen Inſchriften, welche den Saum der im Mittelalter ſehr geſchätzten orientaliſchen Prachtgewande zu zieren pflegten. Das Gefolge auf unſerm Bilde beſteht aus 5 Figuren, worunter 2 Mohren. Hinter Maria im Schatten auf einer Wendeltreppe ſteht Joſeph. Links ſieht man eine alte Burg, und die Mitte und rechte Seite nimmt eine Stadt ein, hinter der ſich Berge erheben. Maria und das Kind haben (mit Gold gemalte) Strahlen um das Haupt; ſonſt iſt nichts mit Gold aufgetragen. Dieſes ſehr ſorgfältig gemalte Bild iſt in der etwas weichen Behandlungsart ganz dem erwähnten Münchner Bilde ähnlich. Es hat 23″ engl. Maaß Höhe und 22½″ Breite.

(Die Fortſetzung folgt.)

Archäologie.

Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. Palermo dalla tipografia di Filippo Solli. MDCCCXXXI. Fol. pag. XV. Mit ſieben Kupfertafeln und 1 Blatt Erklärung derſelben.

Das archäologiſche Inſtitut in Rom, deſſen Gründung und ſegensreiche nun ſchon beinahe fünfjährige Wirkſamkeit den Eintritt einer neuen Aera für dieſen Zweig der Alterthumswiſſenſchaft bezeichnet, hat die zweite Entdeckung der bedeutungsvollen Ueberreſte einer bisher nur dem Namen nach bekannten Stadt Siciliens, von denen der verdienſtvolle und gelehrte Verfaſſer dieſer Schrift handelt, durch die von jenem Mittelpunkt unermüdet ausgehenden Anregungen bewerkſtelligt. Wir nennen die Bekanntmachung dieſer ſeltenen und höchſt merkwürdigen Denkmäler eine zweite Entdeckung, indem wir die Ueberzeugung hegen, daß ohne die Bemühungen des Hrn. Prof. Gerhard der ganze Fund, wie er ſchon im Jahre 1825 gemacht, den Archäologen des Feſtlandes bis zum Jahre 1831 gänzlich unbekannt geblieben war, ſowohl unbeſprochen geruht haben würde, als es vorauszuſetzen iſt, daß von ſeiner wahren Bedeutung künftigen Antiquaren kaum eine ſchwache Ahnung zugekommen ſeyn möchte. Herr Alex. Lenoir nämlich hatte in einem vom 20. Oktober 1830 zu Palermo datirten und im Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeolog. 1830. p. 229 abgedruckten Schreiben an Hrn. Prof. Gerhard eine vorläufige Notiz von den Nachgrabungen, welche man, wie er meinte, neuerlich auf den Trümmern des alten Solunt angeſtellt hätte, zur Mittheilung gebracht. Die mehrfache Hinweiſung auf dieſen Fund in der Revista generale von demſelben Jahre des Bulletino, ſowie die wiederholten brieflichen Anfragen des Hrn. Prof. Gerhard in Sicilien haben endlich vorliegende, ſehr vortrefflich abgefaßte und dem geiſtreichen und verdienſtvollen Sekretair des Inſtituts zugeeignete Schrift veranlaßt, welche die wichtigſten der aufgefundenen und übernommenen Denkmäler in treuen und ſaubern Abbildungen mittheilt und eine Monographie dieſer Stadt liefert, ſoweit ſie ſich aus den ſpärlichen Zeugniſſen alter Schriftſteller herſtellen läßt.

Die Trümmer der nach den einſtimmigen Zeugniſſen des Ptolomäus, Plinius und der römiſchen Itinerarien als das alte Solunt (ΣΟΛΕΙΣ, ΣΟΛΟΥΣ Solus, Soluntum, Solentum) bezeichneten Stadt befindet ſich auf der Höhe eines zwiſchen Palermo und Termin in dem gleichen Abſtand von zwölf Miglien gelegene

Berges, den man mit einem mauriſchen Worte Jalfano oder Catalfano benennt. Nur Sagen, in welche der Name des Herkules einſpielt, weiſen auf den Urſprung dieſer Stadt hin, von der Thucydides in hiſtoriſcheren Zeiten meldet, daß ſie den Phöniziern (nach d. Verf. zum Unterſchied von denen Aſiens, Carthaginienſern) einen Zufluchtsort geboten habe. Später bleiben Nachrichten von ihr immer ſelten. Dionyſius erwähnt ihrer Treue gegen die Carthaginienſer, Diodor aber nennt ſie gar nicht bei der Erzählung der zwei Expeditionen der Carthager gegen Himera, deren eine mit dem Tode des Hamilcar, die andere mit dem Sieg des Hannibal über jene unglückliche Stadt endigt: was den Verf. auf die geringe Bedeutung ihrer Macht ſchließen läßt. Die Einwohner von Tindarum ſollen ihre Herrſchaft über dieſe Stadt ausgedehnt haben; wir ſehen ſie jedoch darauf im Beſitz der Carthaginienſer, und im dritten Jahre der 131ſten Olympiade begab ſie ſich in den Schutz der römiſchen Republik. In den Verrinen findet ſie ſich zweimal erwähnt, einmal als den Plünderungen des Verres ausgeſetzt, und dann als Vaterſtadt eines mit hoher Auszeichnung genannten Poſides Matro.

Nachzuweiſen, wann dieſe Stadt zerſtört worden, iſt ſchwierig. Dem Petrus Diaconus (in sup. hist. mort. D. Placidi. Muratori Rer. Ital. tom. 4. Cajetani SS. Sic. T. I.), welcher ihren Untergang den Saracenen zuweiſt, möchte Verf. als einen religiöſen Eiferer gegen die Muhamedaner nicht unbedingten Glauben ſchenken. Nun kommt aber Solunt in den römiſchen Itinerarien des dritten und vierten Jahrhunderts vor, wogegen man dieſem Namen in den Annalen der Normannen nicht wieder begegnet. Der Verf. ſtellt daher die treffende Vermuthung auf, daß die letzten Zeiten dieſer Stadt dem fünften Jahrhundert näher gelegen ſeyn möchten als dem zehnten, da ſich unter ihren Ruinen keine Spur eines chriſtlichen Cultus gefunden hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Architektur.

Stettin. Am 30. Juli fand die Grundſteinlegung zum Bau eines Tempels der jüdiſchen Gemeinde, am 3. Auguſt die eines neuen Börſengebäudes ſtatt.

Paris. Die Arbeiten der neuen Brücke, welche die Straße des Saints = Pères mit der Gallerie des Louvre in Verbindung ſeyen ſoll, haben am 6. Auguſt begonnen.

Im Innern der Tuilerien werden die Bauten thätigſt fortgeſetzt. Vor dem Saal der Marſchälle iſt eine 80 Schritt lange prachtvoll verzierte Gallerie angebracht, in welcher ſich die Bildſäule des Friedens und die marmorne Büſte des Königs mit der Inſchrift befindet: „Die Charte wird künftig eine Wahrheit ſeyn.“ Der Saal der Marſchälle ſelbſt, mit den Bildniſſen von 16 derſelben geſchmückt, wird reſtaurirt und mit Basreliefs verziert, welche die glänzendſten ſeit 1789 erfochtenen Siege darſtellen. Das Gewölbe wird ganz neu gemalt und die goldenen Adler wieder hergeſtellt, welche Napoleon unter den Karyatiden hatte anbringen laſſen. Ausserdem iſt eine neue herrliche Treppe angelegt und das Innere ſo eingerichtet worden, daß die Gemächer eine fortlaufende Reihe vom Pavillon der Flora bis zum Pavillon Marſan bilden. Die Bauten, welche der König in den Tuilerien und im Louvre ausführen läßt, ſollen in dieſem Jahre 1,500,000 Fr. koſten.

Straßburg. Am 14. Auguſt wurde der Münſterthurm bedeutend vom Blitze beſchädigt. Die Höhe deſſelben beträgt bekanntlich 495 Fuß vom Pflaſter und der Blitz fuhr in $1\frac{1}{2}$ Sekunden von der Spitze deſſelben bis auf 190 Fuß vom Boden herab. Der obere Theil von den Schnecken bis zur Krone iſt ſo übel zugerichtet, daß er wohl bis auf 20 oder 25 Fuß Höhe wird abgetragen und neu erbaut werden müſſen, die nordöſtliche Seite der Krone iſt ganz zertrümmert und die Stücke davon weit umhergeſchleudert worden.

Rouen. Die ſtädtiſche Behörde hat einen Konkurs eröffnet zur Entwerfung eines Gebäudes für die Direktion der Douanen.

Neapel. Der Bau der Kirche St. Francesco di Paola rückt mit ſtarken Schritten vorwärts. In der Strada Chiaja erſetzt ein mit Basreliefs und Arabesken geſchmücktes Thor einen alten verwitterten Brückenbogen, und eine neue herrliche Treppe führt jetzt zu dem lieblichen Capodimonte, an deſſen Vollendung thätig gearbeitet wird. Auch wird die ganze Riviera di Chiaja, in der Länge von beinahe einer italieniſchen Meile, neu gepflaſtert.

Haag. Aus Java ſind Zeitungen eingegangen, denen zufolge am 28. Jan. in Batavia ein heftiges Erdbeben ſtattfand, durch welches die dortige lutheriſche Kirche ſehr beſchädigt wurde.

St. Petersburg. Am 21. Juli wurde hier das zu einer Verſorgungsanſtalt für bejahrte und invalide Bürger, 200 Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts, beſtimmte Gebäude eröffnet und eingeweiht. Dieſe Anſtalt iſt von der hieſigen Kaufmannſchaft gegründet.

Am 30. Auguſt iſt das auf dem Wege nach Riga neuerbaute Thor, in Form eines prachtvollen Triumphbogens, eingeweiht und eröffnet worden.

München. Am 25. Auguſt als dem Geburtstage Sr. M. des Königs, wurde hier die neuerbaute proteſtantiſche Hof- und Pfarrkirche, zu welcher im Jahr 1827 der Grundſtein gelegt worden war, feierlich eröffnet und eingeweiht.

In Breslau hat der Platz an der Nordſeite der Eliſabethkirche eine zweckmäßige Veränderung erlitten; die hölzernen Verſchläge und Gitter an der Rückſeite ſind hinweggeräumt, dadurch der Platz freier, weiter und ebener, auch an der Kirche ſelbſt mehrere nicht unwichtige Grabmäler Alt-Breslauiſcher edler Geſchlechter aus dem 16ten Jahrhundert wieder ſichtbar geworden. Der größte Vortheil erwächſt indeſſen dadurch dem neuen, ſeiner Vollendung nahen Gebäude des Eliſabethaniſchen Gymnaſiums, das durch ſeine Solidität wie durch ſeine ſchönen Verhältniſſe eine ausgezeichnete Stelle unter den Neubauten der Stadt einnehmen wird.

Agram in Croatien. Zu einem neuen Theater wurde hier am 12. Auguſt der Grundſtein gelegt. Daſſelbe wird auf Koſten eines hieſigen Bürgers, Namens Stankowich, erbaut, der im vergangenen Jahre das Glück gehabt, 50,000 Dukaten in der Wiener Güter-Lotterie zu gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 86.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 24. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Fortſetzung.)

Dierick Stuerbout.

Zwei groſse Gemälde mit beinahe lebensgroſsen Figuren aus dem Rathhauſe zu Löwen, wo ſie noch bis zum Jahre 1820 in altes Getäfel eingelaſſen waren, werden im Pallaſt des Prinzen von Oranien zu Brüſſel für Werke von Joh. Memling ausgegeben, mit denen ſie auch groſse Verwandtſchaft haben; doch bemerkten ſchon früher mehrere Kenner, daß in dieſen Bildern etwas von Memling Verſchiedenes ſey, und nahmen daher an, daß einige Theile von einer andern Hand ausgeführt ſeyen. Es zeigt ſich nun, daß ſie von einem ganz andern Meiſter herrühren: in den handſchriftlichen Annales et antiquités de Louvain iſt nämlich folgende Nachricht darüber enthalten: „Anno 1468 wurden zwei Gemälde von Meiſter Dierick Stuerbout gemacht, die in dem Rathszimmer ſtehen; in dem einen verurtheilt der Kaiſer einen Grafen ſeines Hofes, indem er von der Kaiſerin belogen wurde, daß er ſich unehrbarlich gegen ſie benommen habe, und in dem andern verurtheilt der Kaiſer ſeine Kaiſerin zum Feuertod, da die vorgegebene Lüge als falſch befunden ward; ſie wurden auf 230 Kronen zu 72 Philippus (kleine unter Philipp dem Guten geſchlagene Münze) das Stück geſchätzt."

Dieſe in den Bildern dargeſtellten Gegenſtände ſind aus einer Sage der alten Chronik von Löwen, die Gulde Legende genannt, die unter dem Jahr 985 erwähnt wird, gezogen. Hier nun die nähere Beſchreibung der Gemälde.

1) Kaiſer Otto, von einer Reiſe nach Italien zurückgekehrt, verdammte einen ſeiner Hofleute zum Tode, da ſeine Gemahlin (eine zweite Frau Potiphars) denſelben fälſchlich angeklagt hatte, daß er ſich Ungebührliches gegen ſie zu Schulden habe kommen laſſen. Im Gemälde ſehen wir den verurtheilten Grafen nun in ein Hemd gekleidet zum Richtplatz gehen; ſeine ihn begleitende Gemahlin ſucht er von ſeiner Unſchuld zu überzeugen. Ein Franziskaner geht voraus, und viel Volk umgibt ſie. Ueber die Mauer der Burg ſieht man den Kaiſer mit ſeiner Gemahlin dem Zuge nachſehen. Ganz im Vorgrunde liegt der enthauptete Körper des Grafen; der Scharfrichter gibt den Kopf ſeiner Gemahlin; viele Männer, alle Portraite, ſtehen dabei. Um den widrigen Anblick des vom Körper zur Erde flieſsenden Blutes zu verdecken, hat Hr. Neuwenhuys dieſen Theil etwas übergangen und mit einigen Pflanzen ausgefüllt.

2) Kaiſer Otto ſitzt auf ſeinem Throne von ſechſen ſeiner Hofleute umgeben; vor ihm kniet die Gemahlin des enthaupteten Grafen, deſſen Kopf ſie im Schooſse trägt, in der linken Hand aber hält ſie ein glühendes Eiſen zur Feuerprobe für die Unſchuld ihres Gemahls. Der Kaiſer, von ſeinem übereilten Urtheil überzeugt, läßt nun ſeine Gemahlin an einem Pfahle verbrennen; dieſe Darſtellung ſieht man im Hintergrunde. Von dieſem letzten Bilde iſt in der Kunſtreiſe eine Abbildung. Jedes dieſer Bilder hat 3 Metres 23 Centimetres Höhe und 1 Metre 82 Centimetres Breite. Sie ſind von einer ſchönen kräftigen Farbe und Haltung, und wie ſchon bemerkt, in der Ausführung den Werken von Memling ſehr nahe ſtehend; doch haben ſie nicht das Feine und Zarte, was beſonders in den Bildern des Johannis-Spitals zu Brügge ſo ſehr zu bewundern iſt, ſondern etwas Scharfes, dieſes ſowohl in den Umriſſen als in der Beleuchtung. Die Schatten der Carnation ſind in den Männerköpfen ſehr ſtark und bräunlich. Auffallend ſind die meiſt langen Geſichter und die überhaupt etwas gezogenen Figuren. So ſprechend auch der Ausdruck in den Köpfen und den Bewegungen iſt, ſo dürfen ſie doch nicht mit der Feinheit der Geſichtsbildungen und der Tiefe der Charaktere in den Werken Memling's verglichen werden; eben ſo vermißt man bei unſerm Meiſter

Digitized by Google

Dietrich das Geiſtreiche und Lebendige in der Führung des Pinſels, was jenen ſo ſehr auszeichnet.

In oben erwähnter Handſchrift befindet ſich noch folgende weitere Nachricht über unſerm Meiſter beſtellte Gemälde:

„Anno eodem (1468) XX Mai, hat die Stadt Löwen dem vorerwähnten Meiſter Dierick Stuerbout eine Tafel mit Malereien beſtellt von 26 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe, nebſt noch einer Tafel mit unſers Herrn Gericht von 6 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite, zum Preis von 500 Kronen, welches Gericht in der Schöppenkammer des Stadthauſes zu Löwen hängt.“ *) Wohin dieſe Bilder gekommen, darüber ſind keine Nachrichten vorhanden.

Karl van Mander erwähnt unſern Meiſter unter dem Namen Dirck van Harlem (alſo der alt-holländiſchen Schule angehörend); wer ſein Lehrer war, hatte er nicht erfahren. In Leyden ſah er eine Tafel mit Flügeln, welche im Mittelbild den Heiland vorſtellte und auf den Thüren die Apoſtel Petrus und Paulus. Dabei ſtand eine lateiniſche Inſchrift, woraus hervorgeht, daß Meiſter Dietrich die Stadt Harlem zum Geburtsort hatte und 1462 das Bild für Leyden in der Stadt Löwen verfertigte. Ferner ſagt van Mander, daß dieſes Bild ohngefähr eben ſo groß ſey, wie die in Löwen, und für jene Zeit ausnehmend ſchön, ſowohl in Farbe, als in den Geberden.

Vaſari nennt unſern Meiſter Diric da Lovanio; nachdem er nämlich von Cocxie, Calcar u. a. m. geſprochen, fährt er fort: „Aber vor dieſen war Diric da Lovanio ſehr hoch geſchätzt und in jener Manier ein guter Meiſter.“ (S. Vasari XI. p 66, Ausgabe von Siena.)

Ein Bild, welches der Behandlungsweiſe nach dem Dierick Stuerbout dürfte zugeſchrieben werden, iſt ein auf Goldgrund gemaltes Flügelbild, im Beſitz des Hrn. Zanoli in Köln; es ſtellt Johannes den Täufer vor; ſein Kopf iſt etwas lang, die Züge ſind mit Beſtimmtheit, beinahe Härte gezeichnet, die Schatten bräunlich.

Johann Memling.

Ueber die köſtlichen Gemälde unſers Meiſters im St. Johannisſpital zu Brügge, nämlich die der Legende der St. Urſula auf dem Reliquienkäſtchen in der Kapelle, dem kleinen Bilde der Anbetung der Könige und dem großen der myſtiſchen Vermählung der heil. Catharina in dem Capitelſaal, iſt ſchon zum öftern berichtet worden, ſo daß hier von letzterm Gemälde nur die Aufſchrift mit den daraus entſtehenden Folgerungen in Betreff der Rechtſchreibung des Namens unſers Meiſters ſoll mitgetheilt werden.

*) S. Messager des Sciences et des Arts, 1832, p. 17, aus welchem obige Nachrichten entlehnt ſind.

Auf dem goldenen Rahmen des Mittelbildes ſteht nämlich folgende Inſchrift: OPVS. IOHANNIS. HEMLING. ANNO. M. CCCC. LXXIX. 1479. *)

*) Da dieß Monogramm hier etwas verſchieden von dem im Buche gezeichnet iſt, wo es ſehr klein und undeutlich erſcheint, ſo nehme ich mir die Freiheit, noch eine Copie hinzuzufügen, welche ich ſelbſt von dem Bilde genommen habe, und die ganz genau mit der im Messager des Sciences et des Arts 1826, zu S. 299, pl. a. und S. 301 mitgetheilten übereinſtimmt.

Die Vergleichung iſt deßhalb von Wichtigkeit, weil hier der obere Theil des Monogramms mehr dem H ähnlich erſcheint als bei Hr. Paſſavant, am untern Theil aber, mit dieſem übereinſtimmend, das K deutlicher hervortritt, als in der Copie, welche Hr. Brulliot in ſeinem Dictionnaire des Monogrammes bekannt gemacht hat, und welche, obgleich auch vom Original genommen, doch nicht treu gezeichnet iſt. Die Elemente dieſes Monogramms ſcheinen mir I. HL. K. F. zu ſeyn, woraus ſich auf Johannes Hemling Konstantiensis Faciebat (die Verwechslung des K mit C in jener Zeit kann nicht auffallen) ſchließen ließe. Gegen alle Gewohnheit wäre es, wenn die Bezeichnung des Donatars, auch angenommen, daß dieſer der Bruder Floreins geweſen, in einem ſo kleinen Monogramm oder Sicherzeichen (wie der Verf. nach Hrn. Scourion will) angebracht worden wäre, indeß der Maler den ſeinigen in einer ſo breiten Inſchrift ausgeſchrieben hätte. Auf dem kleinen Altarbilde, das Hr. P. S. 359 des Buches beſchreibt, iſt der Name deſſelben Donatars in einer pomphaften Inſchrift zu leſen, zu deren Copie bei Hrn. P. ich nur bemerke, daß ſtatt IONANIS (wahrſcheinlich Druckfehler) zu leſen: IOHANIS, und ſtatt FLORIENS FLOREINS, wie beides auf dem Bilde ſteht. Die Annahme, das H in der zu dem obigen Monogramm gehörigen Inſchrift IOHANNIS ſey bei der Reſtauration verändert worden, ſcheint mir gewagt und würde, wenn ſie richtig wäre, doch nur folgern laſſen, daß der alte Reſtaurator, der ein ſolches H machte, nicht Memling, ſondern Hemling geleſen hätte; denn Hr. de Baſt ſelbſt (a. a. O. S. 300) ſieht ſich gezwungen, eine alte Reſtauration der Inſchrift anzunehmen. — Daß der zweifelhafte Buchſtabe bald für M, bald für H, wenn auch für letzteres ſeltener gebraucht wurde (es finden ſich auch Fälle, wo im H ein ſolcher mittlerer Fuß aufwärts ſteht), hat Hr. P. ſelbſt erwieſen; daher dürfte wohl zuletzt der Klang des Namens am meiſten in Anſchlag gebracht werden, und dieſer, da das Wort vermöge ſeiner Endung offenbar ein deutſches iſt, ſpricht entſchieden für Hemling, nicht für Memling, welches halb fremd und halb deutſch klingt. Und wäre es nicht etwa möglich, daß der für Ausländer unbequem zu ſprechende Name Hemling ſchon bei Lebzeiten des Künſtlers ſelbſt in den Niederlanden Memling geſprochen worden wäre, und dieſer in Anſpielung darauf das doppelſinnige Buchſtabenzeichen

Digitized by Google

Da dieſe Inſchrift erneuert iſt, ſo will man daraus folgern, daß die wiederholte Jahreszahl in arabiſchen Ziffern, ſowie das darauf folgende Monogramm ein Zuſatz des Herſtellers ſey. Nach einem gewiſſen Gefühl für Symmetrie ſcheint dieſes jedoch nicht wahrſcheinlich; denn läßt man die letzte Zahl mit dem Zeichen weg, ſo entſteht auf der einen Seite des beſchriebenen Raumes ein großer leerer Raum. Es wird daher vermuthet, daß der Künſtler ſeinen zu beſchreibenden Raum nicht recht berechnet hatte und, um den leer gebliebenen Theil zu füllen, die Jahreszahl wiederholte. Das Monogramm könnte IAF vorſtellen und ſich auf Johannes Floreins beziehen; derſelbe hätte alsdann auch dieſes Altarblatt fertigen laſſen, wie er das kleinere Bild im Spital durch Memling malen ließ. Dieſes wird um ſo wahrſcheinlicher, als trotz der genaueſten Nachſuchungen des Hrn. Scourien ſich in den Rechnungsbüchern des Spitals keine Auslage dafür verzeichnet findet. Wohl aber kommt der Name des Bruders Johann Floreins öfters vor, und da ſeit undenklichen Zeiten das Amt eines öffentlichen Eichers zu Brügge einem der Brüder des Hospitals von St. Johann zukam, und man in dem Hintergrunde, oben im großen Bilde, einen Mann mit dem Eichen der Fäſſer beſchäftigt ſieht, ſo glaubt man mit vieler Wahrſcheinlichkeit den Bruder Johann Floreins darin zu erblicken. Obiges Monogramm würde dann das Zeichen vorſtellen, welches er den geeichten Fäſſern aufzudrücken pflegte.

Wahrſcheinlicher iſt es, daß mit dem Ħ im Wort Johannis eine Veränderung bei der Herſtellung vorgefallen iſt, da Memling in der Inſchrift des kleinen Bildes das H ſtets wie das jetzt gebräuchliche bildete.

Daß das Zeichen Ħ zur Zeit des Memling häufig ſtatt des M gebraucht wurde, davon gibt es viele Beiſpiele. So befindet ſich in dem Archiv des Spitals ſelbſt ein altes Regiſter in Pergament von der Verwaltung der Spitalsgüter zu Maldeghem, einem nahe bei Brügge gelegenen Orte, welches folgende Aufſchrift trägt: BOVC. VAN. ĦALDEGHEĦ. 1513.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

gewählt, aber die wahre Ausſprache in den Buchſtaben des vorhergehenden Wortes angedeutet hätte? Es könnte mit dieſem Namen gegangen ſeyn, wie mit dem des Orcagna, der, wie Herr v. Rumohr bewieſen hat, urſprüngl. Arcagno hieß, aber wahrſcheinlich ſchon bei ſeinem Leben durch eine in der florentiniſchen Mundart ſehr leichte Verwechslung Orcagna geſprochen wurde, da Vaſari und Baldinucci ihn übereinſtimmend ſo nennen und nur in dem g und c der Schreibung differiren.

Der Herausgeber.

Archäologie.

Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco.

(Fortſetzung.)

Die alte Stadt war auf einer ungleichen, merklich gegen Süden oder vielmehr gegen Südoſt geneigten Ebene gelegen, wo ſich ſicher eines ihrer Thore befand, indem die beiden Straßen von Palermo und Himera an dieſem Punkt ihren Anfang nehmen. Beide bildeten einen Theil der in den Itinerarien verzeichneten Straßen, welche das Lilybaeum mit Meſſina verband, und die wenigen Ueberreſte davon ſind wie die Via Appia mit unregelmäßigen polygonen Felsſtücken gepflaſtert.

Eine ſehr ſtarke Mauer von dicken Quaderſteinen erhob ſich, wie noch jetzt viele Reſte, in einer Richtung gegen NO. zur Vertheidigung der Stadt an denjenigen Orten, wo der Zugang leicht war. Das Terrain daſelbſt zeigte zwei ſicilianiſche Miglien im Umkreis viele Trümmer von Capitellen und Architraven umher zerſtreut, und in Mitte derſelben hin und wieder den Reſt eines Fundaments von antiken Gebäuden, jedoch in einem ſolchen Zuſtand der Zerrüttung, daß die alte Diſpoſition nicht wieder erkannt werden konnte. Fazello (Prior. decad. libr. 8. Vit. Amic. in animad. ejusdem num. 83) thut dieſer Reſte beſondere Erwähnung, wie ſie ſich zu ſeiner Zeit beſſer erhalten zeigten, als heut zu Tage, und der Fürſt von Torremuzza ſpricht ausführlich davon in einem Aufſatz, den er in die Memorie per servire alla storia letteraria di Sicilia. Tomo I°. part. 5°. einrücken ließ.

Nach der Zeit verſchwand faſt jede Erinnerung daran, bis im Jahre 1825 einige Landleute, vom Gewinn, den ſie aus den dort zu findenden Gegenſtänden hofften, angelockt, und namentlich durch den Fund eines koloſſalen Fingers von trefflicher Form bewogen, daſelbſt Nachgrabungen unternahmen, die viele Capitelle, doriſche und corinthiſche, und verſchiedene Stücke geſchmackvoll behauener Corniſchen zu Tage förderten. Daran reihte ſich die koſtbare Erwerbung einer halb koloſſalen ſitzenden Statue und zweier in eigenthümlicher Form aus Stein gebildeter Candelaber. Endlich entdeckte man unter den Trümmern des nachher zu beſprechenden Gebäudes einen drei Palmen hohen Merkur, der in den Beſitz des Marcheſe delle Favare übergegangen iſt, und eine Iſis, auf die wir nachher bei der Beſchreibung, welche der Verf. gibt, zurückkommen werden.

Von den oben erwähnten Capitellen und Corniſchen liefert das Werk auf Tafel I. eine Abbildung, und man bemerkt an denſelben, worauf auch die Worte des Textes

Digitized by Google

aufmerkſam machen, verſchiedene Verhältniſſe und Muſter, welche ein deutlicher Beweis ſind, daß ſie verſchiedenen Gebäuden angehörten. Der Stein, in welchem ſie ausgeführt ſind, iſt aus den benachbarten Brüchen von Aspra; ſie ſind von dem feinſten Stucco überzogen und die Arbeit iſt deutlich römiſch.

Die ſitzende Statue hat die Linke auf den Scepter geſtützt. Die Rechte iſt nach oben gewandt und als wollte ſie etwas halten, wovon keine andere Spur als die Löcher, worin es befeſtigt geweſen, übrig geblieben iſt. Ueber die lange Tunika fällt von der linken Schulter ein ſehr reiches Pallium herab. Der rechte Fuß, welcher allein noch übrig, iſt mit einem Sandalenband verſehen, das breites Eichenlaub ſchmückt. Der Schemel, worauf dieſes ruht, iſt mit Acanthusblättern bedeckt, und beide Ecken deſſelben werden von Chimären geſtützt. Die Rücklehne des Sitzes iſt mit geflügelten Blitzen geziert, welche, verbunden mit der edlen Haltung der Geſtalt und der Majeſtät des Antlitzes, ſowie mit dem über der Stirne geſcheitelten Haarſchmuck, deutlich auf eine Statue des Jupiter ſchließen laſſen. In der That erklärt ſie der Verf. für einen Jupiter Conſervator, und die Seltenheit ſolcher Statuen ſowohl als die gute Erhaltung und treffliche Behandlung derſelben tragen nicht wenig zur Erhöhung ihres Werthes bei.

(Der Beſchluß folgt.)

Ergänzung.

In Nr. 75 des Kunſtblattes wird in der Anzeige der dießjährigen Stuttgarter Kunſtausſtellung auch beiläufig der ausgeſtellten landſchaftlichen Gemälde einer hieſigen Künſtlerin, der Frau Hofräthin Reinbeck, erwähnt und dabei geſagt, ſie dichte malend, ihre idylliſchen Landſchaften verriethen aber zu ſehr die ſubjektive Compoſition. Dieß dahingeſtellt, ſo iſt doch dabei eines der von ihr in der Kunſtausſtellung geweſenen Gemälde ganz vergeſſen, oder auch übergangen worden, welches — wenigſtens im gewöhnlichen Sinne — nicht malend gedichtet und alſo nicht ſubjektiv, ſondern ganz objektiv der Natur entnommen iſt, und wohl, wie ſolches das allgemeine Urtheil auch anerkannte, in Naturwahrheit von keinem der landſchaftlichen Gemälde in der Kunſtausſtellung übertroffen wurde; und dieß iſt eine Gegend bei Reichenbach im Schwarzwalde mit zwei ſchönen Tannen im Mittelgrunde.

Ein Freund der Kunſt und der Wahrheit.

Perſonalnachrichten.

Der Titularrath Aſcik, Beamter im ruſſ. Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und Attaché des Gouverneurs von Kertſch, iſt zum Direktor des Muſeums daſelbſt ernannt worden.

Das königl. holländiſche Inſtitut der Wiſſenſchaften, Literatur und ſchönen Künſte hat den Marinebaumeiſter Glavimans zu ihrem Mitgliede erwählt.

Der in Rom lebende holländiſche Bildhauer Keſſels iſt von ſeinem Könige zum Ritter des Ordens vom Niederländiſchen Löwen ernannt worden.

Die königl. däniſche Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde hat den Grafen Leo Henkel von Donnersmarck, königl. preuß. Kammerherrn und Regierungsrath zu Merſeburg, unter die Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder aufgenommen.

Dr. Franz Kugler in Berlin iſt als Lehrer der Archäologie des Mittelalters an der königl. Akademie der Künſte zu Berlin angeſtellt worden.

Der ehemalige kaiſerl. ruſſiſche Kollegienſekretär Lehmann iſt als akademiſcher Kupferſtecher und Zeichner bei der Univerſität zu Königsberg angeſtellt worden. Derſelbe hat, der Königsberger Zeitung zufolge, bereits eine Reihe zoologiſcher Blätter geſtochen, bei denen ſeine Gewandtheit ebenſoviel Anerkennung verdient, als die treffliche ſorgſame Ausführung. Hr. Lehmann war bis zur Aufhebung der Univerſität Wilna Vorſteher einer Kupferſtecherſchule daſelbſt.

Für Münz-Liebhaber.

Die von dem Stifts-Regierungsrath Hrn. von Ampach hinterlaſſene rühmlichſt bekannte, durch Schönheit und Seltenheit vieler Stücke ganz beſonders ausgezeichnete, nahe an 24,000 Piecen enthaltende Münz- und Medaillenſammlung ſoll in 3 Abtheilungen, und zwar die 1ſte im April 1834, die 2te im Herbſt 1834, und die 3te im Frühjahr 1835 verſteigert werden; die 1ſte Abtheilung (worin ſehr reich ausgeſtattete Rubriken, als z. B. Italien und insbeſondere Venedig) enthält Antiken und die Münzen des geſammten Europa's und der übrigen Welttheile, inſoweit ſie von weltlichen Fürſten und Herren, Anſtalten und Städten ausgegangen ſind, mit Ausnahme der Münzen von Preußen und Sachſen, die in der 3ten Abtheilung vorkommen. Das Verzeichniß der 1ſten Abtheilung, 37½ Bogen ſtark, iſt in allen Buchhandlungen Europa's, in Leipzig bei Reclam, in Stuttgart bei Löfflund, in Berlin bei J. A. Liſt, der auch Aufträge übernimmt, und bei dem Unterzeichneten zu haben.

Rauch,
königl. preuß. Auct. Kommiſſar.
für Berlin.

Künſtler und Mitglieder von Kunſtvereinen

werden auf das folgende klaſſiſche und unentbehrliche Hauptwerk über vaterländiſche Kunſtgeſchichte aufmerkſam gemacht, welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen iſt:

Fiorillo, J. D., Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden. gr. 8. Hannover, in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 4 Bände. 8 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 87.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 29. Oktober 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Fortſetzung.)

Eine Münze von Maria von Burgund und Maximilian von Oeſterreich hat gleichfalls dieſes Ⱨ für ein M, und noch gibt es mehrere Münzen dieſes Kaiſers mit demſelben Zeichen. Abbildungen davon befinden ſich z. B. in dem Werke: De munt der Graven van Holland. Delft 1700.

Daß aber auch das einfache H für das M zu jener Zeit angewandt wurde, beweist das kleine Siegel des Kaiſers Maximilian I. mit folgender Umſchrift: HAXI-HILIANI. ROHANOR. REGIS. SEHPER. AVGVS.

Nur ein Beiſpiel iſt dem Verfaſſer der Kunſtreiſe vorgekommen, daß umgekehrt das Zeichen Ⱨ für H ſteht. Dieſe Abweichung befindet ſich in einer Inſchrift auf einem Doppelbilde mit einem Ecce Homo und einer Mater dolorosa, im Beſitz des Kaufmanns Herrn Bock zu Aachen; es wird dem Quintyn Messys zugeſchrieben und iſt ſeiner würdig. Hier kommt in der auf Chriſtus bezüglichen Inſchrift CORPVS ⱧONESTVM vor, und in der auf Maria das Wort ⱧOSTIS.

Nach dieſen Beiſpielen würde es unentſchieden bleiben, wie der Name unſers Meiſters zu leſen wäre, ob Hemling oder Memling. Allein alle alte niederländiſche und italieniſche Schriftſteller ſchreiben ihn mit einem M.

Carl van Mander, der zwei Jahre in Brügge gelebt hatte, ſchreibt ihn nach der dort üblichen Ausſprache Hans Memmelinck, ſo auch Sanderus in ſeiner Flandria illustrata; Memelino nennt ihn der Anonyme des Morelli. *) Descamps nach beinahe 300 Jahren iſt der Erſte, welcher ihn Hemmelinck nennt. Dieſer Schreibart ſind nun die meiſten neuern Schriftſteller gefolgt; auf das Zeugniß der alten Schriftſteller aber und nach dem Beiſpiele der Herren L. de Baſt in Gent und Dr. G. F. Waagen in Berlin, glaubt der Verfaſſer unſern Meiſter Memling nennen zu müſſen. So viel zur Erörterung der Rechtſchreibung dieſes Namens.

Zu den ſchon öfters beſchriebenen Gemälden Memling's in Brügge gehören auch die zwei, die Taufe Chriſti und der St. Chriſtoph, letzteres vom Jahr 1484, in der dortigen Akademie, weswegen wir uns hier mit deren bloßer Erwähnung begnügen.

6) Ein ſchönes kleines Bild befindet ſich in einer verſchloſſenen Kapelle der St. Salvatorskirche zu Brügge, das Martyrthum des heil. Hippolyt vorſtellend. Sehr lebendig und ſchön gezeichnet ſind die Pferde, welche, nach vier Seiten ziehend den Heiligen viertheilen; drei davon tragen ihre Reiter, und das vierte wird von dem dabei ſtehenden Reiter angetrieben. Auf dem Flügelbilde links kniet der Donatar mit ſeiner Frau, und auf dem Flügel rechts ſtehen fünf Zuſchauer, worunter der den Heiligen verurtheilende Richter; vor ihm kniet ein reich gekleideter Mann, welcher für den Märtyrer zu bitten ſcheint. Außen auf den Flügeln iſt grau in Grau gemalt: Karl

*) Vaſari im Leben des Antonello da Meſſina erwähnt einen Auſſe, Schüler des Roger von Brügge; dieſes ſoll wohl Anſſe oder Hans heißen, wie Memling von Baldinucci genannt wird. Sanſovino, der 1580 ſchrieb, nennt ihn Jean de Bruges, und Marcus van Vaernewyck in ſeiner Beſchreibung von Brügge ſpricht von Gemälden eines duytſchen Hans. Nach der letzten Benennung, wenn ſie ſich auf unſern Memling bezieht, iſt zu ſchließen, daß er entweder ein Deutſcher von Geburt war, oder ſich in Deutſchland längere Zeit aufgehalten hat. Ob aber dieſe Stelle die Behauptung unterſtützen kann, daß die (S. Kunſtblatt 1821. Nr. 11) vom Baron von Laßberg entdeckte Familie Hemling von Conſtanz die unſers Malers ſey, ſcheint ſehr zweifelhaft. Siehe darüber die Note im Meſſager von 1825. S. 183. worin Hr. L. de Baſt ſie zu widerlegen ſucht.

Digitized by Google

der Große, St. Hippolyt, die heil. Eliſabeth von Thüringen und die heil. Margaretha. Dieſes ſchöne, aber ziemlich beſchädigte Bildchen ſcheint ein ächtes Werk von Memling, doch wollen Einige daran zweifeln und ſchreiben es dem Gerard van der Meeren zu. Nach den von ihm bekannten Bildern hat er aber nie die Zierlichkeit in der Zeichnung und den Reiz der Farbe erreicht, welche auch in dieſem Bildchen den Memling zu bezeichnen ſcheinen.

7) In Brügge iſt noch ein Bildchen unſers Meiſters, nämlich im Verſammlungsſaal des Hoſpitals St. Julien. Es ſind zwei Tafeln, die ſich wie ein Käſtchen ſchließen; auf der einen iſt Maria dargeſtellt, wie ſie, auf einem Kiſſen von Goldbrokat ſitzend, dem Chriſtkinde auf ihrem Schooße einen Apfel reicht. Auf der andern Tafel iſt der Junker M. van Neuwenhoven dargeſtellt. Es befindet ſich folgende Inſchrift darauf: Hoc. opus. fieri. fecit. Martinus. de. Newenhoven. anno. dm̄ 1487. vero aetatis. suae. 23.

8) Ein anderes Doppelbild von Memling, mit dem Jahr 1499 bezeichnet, beſitzt Herr von Ertborn zu Utrecht; es befand ſich wohl früherhin auch in Brügge, da das Portrait eines Abtes der Abtei aux Dunes zu Brügge darauf abgebildet iſt. Auf der einen Seite iſt Chriſtus auf der Weltkugel ſtehend, in der linken Hand ein Buch haltend und mit der rechten ſegnend dargeſtellt, auf der andern die heil. Jungfrau in der Mitte einer Kirche ſitzend. Nach obiger Jahreszahl hätte ſich Memling bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts in Brügge aufgehalten. Iſt aber Juan Flamenco und Juan de Flanders, der in Spanien von den Jahren 1496 bis 1509 und noch ſpäter mehrere Altarblätter ausführte (S. Kunſtblatt 1822, Nr. 52) dieſelbe Perſon wie unſer Hans Memling, ſo müßte er dieſes Bild in Spanien gemalt haben.

9) Von einem andern Werke Memling's, ehedem zu Brügge in der Frauenkirche, weiß man nicht, wohin es gekommen. Es beſtand in einer Folge von kleinen Bildern, die Leidensgeſchichte darſtellend. Die Figuren haben nach Descamps etwa 6 Zoll Höhe, und noch weiß man, daß es folgende Inſchrift trägt: Int. jaer 1480. so. was. dit. werc. gegeve. den. ambachte. van. den. hudevetters. van. d'heer. Pieter. Bultinc. F. Joris. hudevetter. en. coopman. en: van: jonck·uwe. Catelyne. syn. wyf. Goedevoerts. van. Ryebeke. dochter. (S. Messager des Sciences et des Arts 1825, p. 180.)

10) Einige ſchöne Bilder von Memling befinden ſich in der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüſſel, und unter dieſen ſind beſonders zwei ſchmale, lange Bilder ausgezeichnet, welche Darſtellungen aus dem Leben des heil. Bertin enthalten. Durch eine gemalte Bogenſtellung mit Säulchen bilden ſie 10 Abtheilungen, ſo daß 5 auf jede Tafel kommen. Auf der Rückſeite ſind grau in Grau auf jeder Tafel 5 einzeln ſtehende Figuren.

Dieſe Tafeln deckten einſt den ſilbernen und vergoldeten Reliquienkaſten des heil. Bertin, welcher ſich noch bis vor der Revolution in der Abteikirche St. Martin zu St. Omer befand. Nach einer Nachricht in den Acta Sanctorum war dieſer vergoldete Sarg 7′ lang, 3′ hoch und 2′ breit. Auf der einen ſchmalen Seite war Chriſtus mit zwei Engeln und auf der andern Maria mit zwei Engeln dargeſtellt; die langen Seiten enthielten die Figuren von vier Propheten, den zwölf Apoſteln und den heil. Omer, Bertin, Folguin und Silvin. Er ſtand oben im Hauptaltar. Folgendes ſind nur die Darſtellungen auf den auf beiden Seiten gemalten Tafeln.

a) Ein knieender Biſchof (ob St. Omer oder St. Bertin oder auch vielleicht der Donatar, iſt nicht mit Gewißheit zu erſehen); hinter ihm kniet noch ein Geiſtlicher, beſtimmt Portrait. Ueber ihnen ſchwebt ein Engel, der ein Wappen hält.

b) Die Geburt des heil. Bertin in Conſtanz. Die Wöchnerin liegt im Bette und die Amme reicht ihr das Kind hin. Ueberaus lieblich iſt dieſe häusliche Begebenheit dargeſtellt, rührend der Ausdruck von Freude über dem Geſichte der ermatteten Mutter.

c) Am Eingang der Kloſterkirche zu Luxeuil wird der heil. Bertin als Knabe durch den Auguſtiner-Pater Euſtaſio eingekleidet. Bewunderungswürdig iſt die kindliche Miene des Knaben; ſo auch ſind die verſchiedenen Charaktere der ihn empfangenden Geiſtlichen überaus ſprechend.

d) Der heil. Bertin kommt (um's Jahr 626) mit noch zwei andern heiligen Jünglingen, Mommolinus und Bertrannus, zu dem heil. Omer, um ſich von ihm unterweiſen zu laſſen und ſeine Regel anzunehmen. Ihrer Frömmigkeit wegen nimmt ſie dieſer freudig auf und weiſt ſie an, Zellen an ſeiner Wohnung zu bauen. Auf unſerm Bilde ſehen wir eine Zuſammenkunft von wahrhaft heiligen Männern verſchiedenen Alters. Vortrefflich gemalt iſt auch die Luftperſpektive des Zimmers.

e) Die Stiftung und Erbauung des Kloſters von St. Omer (im September 648. Die Kirche wurde der heil. Jungfrau gewidmet). St. Bertin mit einigen andern Brüdern iſt im Geſpräch mit Adroaldus und einigen andern Laien; einer von dieſen lieſt die Urkunde, wodurch jener ſeine Güter dieſen Benedictinern vermacht, um ein Kloſter mit Spital und Kirche zu bauen. Er hat ein reiches purpurrothes, mit Gold durchwirktes Kleid an; dieſes iſt vortrefflich colorirt. Rechts ſieht man ſchon die Erbauung des Kloſters.

Auf der Rückſeite dieſer Tafel ſind grau in Grau von einem Schüler oder Gehülfen Memling's folgende Figuren gemalt und die Namen dabei geſchrieben, wie

Digitized by Google

folgt: Marcus, Michael, Johannes, Salomon, Gabriel. Der Buchſtabe M iſt wie jetzt gebräuchlich geformt.

Die andere Tafel enthält folgende Darſtellungen:

1) Graf Waldberto, ein frommer Herr, der mit ſeiner Gemahlin ſich oft Rath und Troſt bei dem heil. Bertin holte, kehrte einſt zu Pferde von einer ſolchen Unterredung nach Hauſe zurück, indem ihn andere Jünglinge begleiteten; vom Pferde herabgeſtürzt, hatte er ſich an einem Beine ſo ſehr beſchädigt, daß er zu ſterben glaubte; er ſandte daher ſeinen Knecht nach dem Kloſter, den heil. Bertin bittend, daß er ihm zu ſeiner Geneſung einen von ihm geſegneten Trank ſchicken möge. Der Heilige gab nun einem jungen Bruder den Auftrag, eine Flaſche Wein aus dem Faſſe zu füllen; dieſer verſicherte aber, daß ſchon ſeit langer Zeit kein Tropfen mehr darin ſey. Gehe nur hin, erwiederte St. Bertin, Gott hilft ſchon, wo es Noth thut. Wie erſtaunt war der junge Bruder, das Faß nun ganz voll von dem köſtlichſten Weine zu finden, ſo daß der Wohlgeruch davon das ganze Kloſter erfüllte. — Späterhin wurde Waldberto Geiſtlicher, ſchenkte ſeine Güter an's Kloſter und wurde zuletzt Abt zu Lureuil.

In unſerm Bilde ſehen wir in der Ferne den Grafen unter das Pferd gefallen und von ſeinen reitenden Gefährten umgeben. Den Vordergrund bildet ein kleiner Hof des Kloſters, wo der junge Geiſtliche voll Verwunderung die Flaſche mit Wein füllt: der Knecht des Grafen ſteht an der Thüre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Archäologie.

Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco.

(Beſchluß.)

Auch die beiden ſäulenförmigen Marmorcandelaber liefern auf der mittleren dem ganzen Cylinder parallelen Erweiterung des Schaftes oberhalb zweier einander zugekehrter Acanthuscapitelle ein paar ſehr intereſſante Basreliefdarſtellungen. Auf der einen derſelben erblickt man einen gewaffneten Krieger, die Rechte auf die Lanze geſtützt, die Linke, über die das Pallium herabfällt, an dem Parazonium, zwiſchen zwei weiblichen Figuren. Die eine, dem Auge des Beſchauers zur Rechten, iſt eine geflügelte Victoria, die, den Palmenzweig in der einen Hand, mit der andern dem Helden einen Siegeskranz aufzuſetzen ſcheint. Auf der andern Seite ſteht eine bekleidete Frau, auf deren linker Achſel ein kleiner Amor reitet. Mit der Rechten zieht ſie das über den Rücken geworfene und mit der linken Hand beim Gürtel zuſammengefaßte Uebergewand an. — Auf dem andern Candelaber befinden ſich drei weibliche bekleidete Frauen, von denen die zur Rechten durch das enggegürtete Gewand von den beiden andern unterſchieden zu ſeyn ſcheint. Sie ſteht nahe an einem Baumſtamm, und auf ihre Schulter lehnt ſich die mittlere Frauengeſtalt, während die andere nach Außen gewendet mit der erhobenen Rechten auf etwas zu deuten ſcheint. Bei der Erklärung der beiden ſo eben beſchriebenen Darſtellungen ſcheint hervorgehoben werden zu müſſen, daß alle drei Figuren beidemal die Blicke ſcharf nach oben und auf einen beſtimmten Gegenſtand außerhalb der Darſtellung gerichtet haben. Dieſer Umſtand könnte ein beſtimmtes Faktum fixiren helfen, welches zur Erklärung dieſer Monumente ſich beſſer eignete, als die von dem Verf. erwähnte Sitte, den Göttern dasjenige als Votivgeſchenk zu weihen, was man ſich von ihnen als erſehnte Gabe erbat, wonach wir hier einen jungen von der Victoria mit Lorbeer gekrönten Krieger vor uns hätten, dem der Amor mit einer erflehten Gattin in der Geſtalt der ſittſamen Jungfrau naht. Die drei weiblichen Figuren des andern Candelabers aber würden dann die drei Grazien, welche die ältere griechiſche Kunſt bekleidet bildete, darſtellen, auserleſen zu Begleiterinnen der Neuvermählten. Wenn wir nun ſchon dieſe Deutung nicht befriedigend finden können, ſo wagen wir es doch eben ſo wenig eine beſſere in Vorſchlag zu bringen. Das Monument iſt zu iſolirt, als daß man bei ſeiner Erklärung eine Stütze durch andere verwandte Darſtellungen fände. Jedenfalls aber ſind die beſchriebenen Gegenſtände bedeutend genug, um auch unerklärt ein nachhaltiges Intereſſe zu gewähren, ſo wie es auf der andern Seite zu erwarten iſt, daß der Verf., welcher mit einem größern Werk über Sicilien ſeit längerer Zeit beſchäftigt iſt, in dieſem darauf zurückgekommen und vielleicht durch eine glückliche Eingabe des Augenblicks die Bildwerke in ihren ganzen Werth einzuſehen im Stande ſeyn dürfte.

Nach einer klagenden Bemerkung, daß der an dieſer Stätte aufgefundenen Denkmäler ſo wenige ſeyen, wendet ſich der Verf. zu einer genauern Beſchreibung der noch vorhandenen Baureſte. Er iſt ſo glücklich, von einem dieſer Gebäude einen Grundriß zu verzeichnen, der außer mehreren Compartimenten und Mauerſtellungen auf der einen Seite des durch einen parallelogrammartigen Bau und eine gepflaſterte Straße getrennten Gebäudes eine Folge von ſieben Säulen erkennen läßt. Wir bedauern hier auf eine genauere Beſchreibung dieſer Reſte verzichten zu müſſen, indem wir die Unmöglichkeit einſehen, ohne Zeichnung deutlich zu werden. Auf der andern Seite hoffen wir, eine unſern Leſern intereſſante Nachricht in der Aufführung der unter dieſen Trümmern gefundenen Sculpturreſte mitzutheilen. Man hat nämlich daſelbſt nicht nur ein marmornes Altärchen in der Form

Digitized by Google

eines Baumtronkes, der in Löwenfüße endigt und von einem ſtrickähnlichen Gürtel umgeben iſt, aufgefunden, ſondern auch außer dem obenerwähnten Merkur die Hälfte einer Iſisſtatue. Dieſe befindet ſich auf einem weiten Seſſel ſitzend, welcher von zwei geflügelten Sphinxen unterſtützt wird. Merkwürdig genug iſt der vordere Theil dieſer phantaſtiſchen Thiergeſtalten mit einem Schleier, der bis auf die Tatzen herabfällt, bedeckt. Die Statue ſelbſt iſt in ein enganſchließendes faltiges Gewand eingehüllt, welches von dem Hals herablaufend blos die vorderen Theile der Füße entblößt läßt. Auf der Rückſeite befindet ſich eine räumliche Vertiefung, welche wohl geeignet ſeyn möchte, die Hälfte einer menſchlichen Geſtalt aufzunehmen, welche, wie der Verf. meint, von dort her mit einem Mundſtück Orakel ertheilt haben möchte. Unter den Ruinen hat man ferner auch noch eine Oeffnung im Boden entdeckt, welche den Waſſerabfluß aufgenommen zu haben ſcheint, und einige hundert Schritte vor der Stadt befindet ſich noch jetzt ein Opfertiſch in Stein gehauen und mit Stucco bedeckt, von welchem der Verf. Abbildung und Beſchreibung beifügt. Nichts aber haben wir mehr zu beklagen, als den Verluſt einer dem Jupiter an Größe entſprechenden Neptunſtatue, deren Vorhandenſeyn durch einen Dreizack, auf einer Lanzenſpitze befeſtigt, ſattſam angedeutet iſt. Leider ſind auch dieſe geringen Ueberbleibſel durch Unachtſamkeit der Arbeiter abhanden gekommen. Daß wir uns aber einen das Meer überſchauenden Poſeidon an dieſe Stelle zu denken haben, machen auch ſoluntiniſche Münzen wahrſcheinlich, welche den Kopf dieſes Gottes mit dem Dreizack liefern, ſowie die Nähe eines Hafens, noch heute der Porticello genannt, einen Neptuncultus erwarten ließe.

Den Schluß der intereſſanten und eben ſo präcis als gelehrt und ſachkundig abgefaßten Schrift bildet die gerechte Klage des Verf., daß wir keine ferneren Entdeckungen auf dieſer von Reben und Bäumen überdeckten Stätte zu erwarten haben. Pflug und Karſten durchwühlen ſchonungslos den Boden, und der Fleiß der Landleute räumt jeden Stein, welcher ihren Arbeiten hinderlich iſt und als letzte Trümmer der untergegangenen Stadt Bewahrung verdiente, hinweg.

Brn.

Alterthümer und Ausgrabungen.

In Hyères, im Departement des Var, iſt man gegenwärtig mit Ausbeſſerung der prächtigen, im 12ten Jahrhundert erbauten Franciskanerkirche beſchäftigt.

In der Bai von Sataliadon, zwiſchen Alanieh (dem alten Coracenſium) und Satalieh (Olbia) in Kleinaſien ſind von einem franzöſiſchen Reiſenden (Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineur) wohlerhaltene Ruinen der ciliciſchen Stadt Slde gefunden worden, welche den Reichthum und den Schönheitsſinn der griechiſchen Bewohner dieſer Landſchaft beurkunden. Das beſterhaltene Gebäude iſt ein Amphitheater, von Arkaden umgeben, auf einem Hügel in der Mitte der Stadt. Die reichſten Fragmente von Jaſpis, Porphyr und Granit liegen auf der Meerſeite. Herrliche Säulen mit Capitellen von ſeltener Schönheit, von Frieſen, die mit Sculpturen beſetzt ſind, von marmornen Platten, welche Basreliefs enthalten, überdeckt, u. ſ. f. Man vergleiche die ausführlichere Uebertragung im Ausland 1833 Nr. 238.

Profeſſor Anton von Steinbüchl in Wien iſt ſo glücklich geweſen, den 2ten bis 4ten Theil von Bartoli Antiquit. Aquilejan. ſammt allen dazu gehörigen Zeichnungen und Correſpondenzen bei Bartoli's Erben aufzufinden, einen Schatz, der bald von dem k. k. Antikenkabinet der Welt mitgetheilt werden ſoll.

Am 11. Auguſt wurde das Muſeum der Rheiniſch-Weſtphäliſchen Alterthümer zu Bonn von dem Direktor deſſelben, A. W. von Schlegel, eröffnet. Aus der dumpfen Halle des Capitelhauſes neben dem Münſter iſt nun die ganze Sammlung in dreien der freundlichſten Säle der Univerſität aufgeſtellt.

In dem rheinpreußiſchen Kreiſe Daun, zwiſchen Pelm und Gerolſtein, an der höchſten Stelle des Kyll-Ufers, ſtieß man im Juli d. J. beim Aufgraben der Erde auf ein Gemäuer, welche man für Ruinen eines römiſchen Gebäudes erkannte. Man fand ferner einen Stein mit nicht ganz erhaltener Inſchrift, Kupfermünzen von Marc Aurel, Antoninus Pius und Conſtantinus Magnus kleine Larven menſchlicher Geſichter in rother Thon-Erde und Bruchſtücke von Thier-Abbildungen in Stein. Nach verſuchter Reſtauration lautet obige Inſchrift alſo: Lucinae deae aedem omni sua impensa donavit M. Victorius Polleni nepos. Perpetuam tutelam ejusdem aedis dedit dies omnibus. Dedicatum tertio nono (die) Decembris 27. Glabrione et Torquato Consulibus. Votum solvit Jovi Maximo.

Von den Monumenten des Kirchenſtaates (ein Werk, das die alte und neuere Geſchichte, die Topographie und Beſchreibung aller Denkmäler dieſes Theils von Italien enthält) iſt nunmehr der erſte Band vollendet.

Anzeige.

Die durch den Kunſtverein für das Königreich Hannover veranſtaltete zweite Ausſtellung von Kunſtwerken lebender Meiſter wird am 24. Februar 1834 in Hannover eröffnet werden und einen Monat dauern.

Alle deutſche Künſtler werden erſucht, dieſelbe durch Zuſendung ihrer Werke zu begünſtigen, und übernimmt der Kunſtverein die Transportkoſten hin und zurück von allen den Gegenſtänden, welche durch die Künſtler ſelbſt mit der Fracht bis zum 1. Februar an den Conſervateur des Vereins, Hof-Kunſthändler Schrader allhier, eingeſandt werden. — Kunſthändler und andere Beſitzer von Kunſtwerken, welche nicht durch die Commitée zu Einſendungen beſonders aufgefordert werden, haben die Unkoſten ſelbſt zu tragen.

Bei verkäuflichen Kunſtwerken wird um Angabe der äußerſten Preiſe gebeten, und wird die Commitée den Verkauf möglichſt zu befördern ſuchen.

Jede nähere Auskunft iſt der Unterzeichnete zu ertheilen gern bereit.

Die Commitée des Kunſtvereins für das Königreich Hannover.

B. Hausmann,
Secretair des Vereins.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 88.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 31. Oktober 1833.

Kunſtausſtellung zu Paris, im Jahr 1833.

Zweiter Bericht.

Wir gehen nun zu den Bildhauereien über. Dieſe Kunſt hat weit beſſere Stücke geliefert, als bei den vorigen Ausſtellungen. Einige Meiſter haben ſogleich bei ihrem Auftreten die Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen und ſich einen Ruf erworben. Zu dieſen gehört vorzüglich Barye. Dieſer Künſtler hat ein Hauptſtück ausgeſtellt, das aber nur ein Modell in Gyps iſt. Es ſtellt einen Löwen vor. Aber es herrſcht in dieſem Modelle etwas Wildes und Ungeheueres, das nur einem genialen Künſtler ſo gelingen konnte. Beſonders iſt der Kopf mit der ungeheuern Mähne merkwürdig. Man hat hundertmal Löwen in Stein und Marmor abgebildet, aber niemals iſt man der Natur ſo nahe gekommen wie hier. Barye muß anhaltende Studien in der Menagerie am Pflanzengarten angeſtellt haben. Das Thier ſcheint zu ſchnauben und nach dem Blute eines Raubes zu lechzen, und in der That hat der Künſtler das wilde Thier in dem Augenblicke eines Angriffes einer großen Schlange darſtellen wollen. Es ſträubt ſich die dicke Mähne, alle Muskeln ſind geſpannt, die ganze Wuth des Ungeheuers iſt im Ausbruche. Man hat mit Recht in den Tagesblättern den Wunſch geäußert, dieſes Modell in Marmor ausgeführt zu ſehen. Gelingt dieſes dem Künſtler ſo gut als ſein Modell, ſo wird ſein Löwe dem aus dem Alterthum zu uns hierübergekommenen Eber kühn zur Seite geſtellt werden können.

Barye hat noch 7 andere Thierſtücke ausgeſtellt, einige jedoch in ſehr kleiner Geſtalt. Man bemerkt darunter beſonders einen von 2 großen Windhunden niedergeworfenen und ſich noch gegen ſie wehrenden Hirſch; dieſes Thier iſt wiederum voll Leben und Bewegung, ſeine Stellung und ſein ganzes Weſen ſpricht einen edlen Muth und verzweifelnden Schmerz aus.

Ferner erblickt man von ihm einen im hohen Graſe Aſiens ſchwerfällig umherwandelnden Elephanten, die liebliche Darſtellung einer leichtfüßigen aber todten Gazelle, ein von einem Löwen erwürgtes wildes Pferd und kleine Nachbildungen von Bären, welche beſonders das Volk während der Ausſtellung beluſtigten.

Daß Barye auch Menſchen darſtellen kann, hat er durch einige Statuen bewieſen; indeſſen bewährt ſich doch ſein Talent am beſten in den Darſtellungen von Thieren. Er wird alſo wohl thun, dabei zu bleiben, zumal da er hier faſt ohne Nebenbuhler iſt.

Die Regierung hat ihm ſo eben die Ausführung von 4 Gruppen aufgetragen, welche an den beiden Enden des mit großen Bildſäulen beſetzten Pont de la Concorde aufgerichtet werden ſollen; bereits hatte man dieſelben bei andern Künſtlern beſtellt. Allein da dieſe Gruppen Thiere enthalten ſollen, ſo hat das durch die gegenwärtige Kunſtausſtellung bewährte ausgezeichnete Verdienſt des Künſtlers Barye die Regierung bewogen, ſie ihm anzuvertrauen. Er hat alſo nun Gelegenheit, ein öffentliches Denkmal ſeiner Kunſt aufzuſtellen.

Foyatier. Dieſer Künſtler, welcher bekanntlich als ein Bauerſohn Bilder in Holz für die Dorfkirchen ſchnitzte, ehe er in die hohe Kunſt eingeweiht wurde, die er ſpäterhin zu Lyon, Paris und Rom lernte, hat ſeinen Ruf beſonders der vortrefflichen, jetzt im Tuileriengarten aufgeſtellten Statue des Spartacus zu danken. Er hat dieſesmal den Fechter Aſtydamas geliefert, wie er Lucilia und ihr Kind aus den Trümmern von Herkulanum rettet. In dieſer Gruppe herrſcht freilich kein poetiſcher Gedanke, wie in dem Bilde des von Unmuth und Rache beſeelten, nach Freiheit dürſtenden Anführers der Sklaven. Man ſieht nur einen kräftigen, mit einem Weibe und einem Kinde davon eilenden Mann. Man hat in den Zeitblättern Foyatier wegen der Wahl des Gegenſtandes getadelt. Für einen ausgezeichneten Künſtler wie Foyatier war in der That ein bloß geſchichtlicher Zug, eine Anekdote etwas zu Geringes, um die Ehre einer Darſtellung in Marmor zu verdienen. Das

Digitized by Google

erſtemal hatte Foyatier beſſer gewählt. Indeſſen bleibt doch immer noch die geſchickte Ausführung zu loben.

F. Rude, Duret. Beide junge Künſtler haben, wahrſcheinlich als Erinnerung aus ihrem Aufenthalte zu Neapel, einen Fiſcherjüngling aus dieſer Gegend dargeſtellt; die beiden anmuthigen Figuren ſind faſt nackt, wie es die neapolitaniſche Volksjugend iſt, beſonders am Meere. Rude's Fiſcherknabe ſitzt am Ufer zwiſchen ſeinen Netzen und ſpielt, ſchalkhaft lächelnd, mit einer kleinen Schildkröte, der er ein dünnes Schilfrohr um den Kopf gezogen hat. Ein allerliebſtes Stück.

Duret's Fiſcher iſt ſchon erwachſener, er ſteht auf einem Fuße und tanzt die Tarantella, wobei der ganze Körper in Bewegung geräth. Daher erſcheint auch das Bild wie belebt vom Kopfe bis zu den Füßen. Die kleine Bildſäule iſt in Erz gegoſſen.

Etex. Eine koloſſale Gruppe in Gyps von dieſem Bildhauer hat beſondere Aufmerkſamkeit erregt. Dies dürfte leicht das beſte Stück der ganzen Ausſtellung der Bildhauerwerke ſeyn. Cain iſt ſo eben vom Schöpfer verflucht worden und ſitzt unter der Laſt dieſes ſchrecklichen Fluches niedergebeugt, den ſeine Familie mitempfindet. Ein erhabener Gedanke hat den Künſtler beſeelt, er hat einen Verruchten in ſeiner Verworfenheit und Abſonderung darſtellen wollen. Cain ſitzt da auf einem Felſenſtücke, vorwärts gebeugt, mit niedergeſunkenem Haupt. In ſeiner charakteriſtiſchen Geſichtsbildung ſpiegelt ſich eine häßliche Seele ab. In dieſem Augenblicke hat jedoch die Beſtürzung über den ausgeſprochenen Fluch die Oberhand; er iſt in Nachdenken vertieft. Seine Frau iſt zu ſeinen Füßen niedergeſunken und ſtützt ſich an ſeine Lenden, ſo daß man wohl ihren Kopf, aber kaum ihr Geſicht erblickt. Ein in dieſem ernſthaften Augenblick nicht beachtetes Kind will zu ihrem Buſen hinaufreichen. Ein älterer Knabe ſtützt ſich auf der andern Seite an den Vater, ſchmiegt ſich an ſeine Bruſt und vermag ſich kaum aufrecht zu halten. Alle Perſonen dieſer Gruppe ſind offenbar wie vom Donner gerührt. Cains Arme ſinken nieder, als ob alle Kraft aus ihnen gewichen wäre, oder als ob ſie krampfhaft auseinander gezogen würden. Die Revue encyclopédique macht die richtige Bemerkung, Etex habe nicht völlig den bibliſchen trotzigen Cain dargeſtellt, ſondern einen vom Angeſichte Gottes Verſtoßenen, Erſchrockenen und der menſchlichen Natur näher Bleibenden, einen von der Gnade Verſtoßenen und in den Seelenſchlaf Verſunkenen, deſſen abgeſtumpftes Gewiſſen keiner deutlichen Anſchauung fähig iſt. Man hat das „Aneinanderkleben" der Figuren getadelt, und in der That macht dieſer Umſtand einen ſonderbaren Effekt. Vielleicht wollte der Künſtler dadurch deutlicher andeuten, wie ein einziges Gefühl die ganze Familie beſeelt und gleichſam nur Ein Weſen aus ihr macht. Ob Etex ſeine Gruppe in Marmor hauen wird, iſt nicht bekannt.

Ein anderer Künſtler, A. F. Thomas, hat als Studium einen Cainskopf in Marmor dargeſtellt.

Von Etex iſt auch eine Statue des ſterbenden Hyacinthus ausgeſtellt; ſie hat aber wenig Aufſehen erregt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule.

(Fortſetzung.)

g) Der Ruf der heiligen Werke des Bertin hatte ſich überall bis in die Ferne verbreitet, ſo daß vier fromme Leute aus der Bretagne mit Namen Quadonocus, Ingenocus, Modocus und der junge Winnocus ſich entſchloſſen, ihr Land zu verlaſſen und im Dienſte des heil. Bertin zu leben. Als dieſer die Einfalt und Frömmigkeit dieſer Männer ſah, war er hoch erfreut, unterwies ſie in den Regeln und nahm ſie zuletzt in ſein Kloſter auf.

In unſerm Bilde ſehen wir die Bretagner in der Verſammlung der Ordensbrüder. Die Ausſicht geht in den Gang eines ſchönen Kloſterhofes; kleine paarweis geſtellte Säulen tragen eine Bogenſtellung, ähnlich denen im Lateran oder St. Paul zu Rom. An die Wand iſt ein Todtentanz gemalt; zum Theil iſt er durch die Perſpektive des Gebäudes ſehr ſtark verzogen, ſo daß wenig davon zu erkennen iſt. Dieſe Anſicht des Hofes geht auch noch durch das nächſte Bild. Höchſt wahrſcheinlich befand ſich ehedem (vielleicht noch?) ein ſolcher Hof in dem Kloſter zu St. Omer.

h) Eine Verſammlung der Ordensgeiſtlichen in Andacht; St. Bertin ſpricht in heiliger Begeiſterung zu ihnen. Wahrſcheinlich ſtellt dieſes Bild vor, wie er die zuvor erwähnten Brüder aus der Bretagne beauftragt, das Kloſter und Hoſpital einzurichten, wozu ein gewiſſer Heremanus ſeine Beſitzung Wormholt geſchenkt hatte. Nachdem die drei ältern ſeiner Gefährten geſtorben waren, ſtand Winnocus dieſer Anſtalt lange Zeit allein vor und führte ein heiliges Leben.

i) Wie alle Männer Gottes, ſo blieb auch der heil. Bertin nicht ohne Prüfungen oder Verſuchungen: einſtmals ſelbſt, ſo erzählt die Legende, kam der böſe Geiſt in der Geſtalt einer königlichen Jungfrau zu ihm und ſuchte ihn vom Gottesdienſte abzuhalten unter dem Vorgeben, daß ſie wegen ſehr wichtiger Angelegenheiten des Kloſters mit ihm zu ſprechen habe. Seine große Liebe für dieſe Anſtalt ließ ihn nicht die Sache durchſchauen, und ſchon drohte Gefahr für ihn, als der Biſchof

Digitized by Google

St. Martin erſchien und ihm den Betrug entdeckte. Mit dem Zeichen des Kreuzes vertrieb er darauf ſogleich den unſaubern Geiſt. In unſerm Bilde ſteht St. Bertin in der Mitte, mit aufgehobener Rechten das Kreuz zu machen; zu ſeiner Rechten im biſchöflichen Ornate St. Martin, der Patron des Kloſters.

k) Der heil. Bertin auf ſeinem Todesbette; ihn umgeben mehrere Geiſtliche des Ordens. (Er ſtarb um's Jahr 709.)

Auf der Rückſeite ſind gleichfalls von einem Schüler Memling's folgende Figuren grau in Grau gemalt: Maria, David, Matthäus, Jeſajas und Lucas.

Dieſe Folge von kleinen Bildern gehört zu dem Schönſten, was Memling gemalt hat, und reiht ſich den Malereien des Reliquienkäſtchens der heil. Urſula im St. Johannisſpital zu Brügge an. Gaben dem Meiſter die Geſchichten der heil. Jungfrauen und ihrer Begleiter Gelegenheit, heilige Begeiſterung in einem bewegten Leben darzuſtellen, ſo erblicken wir hier mehr das ruhige Walten eines Auserwählten Gottes. Die Zartheit der Ausführung und die Feinheit der Charaktere laſſen nichts zu wünſchen übrig. In der Färbung ſind dieſe Bilder zwar kräftig, doch beſonders in der Carnation heller und leuchtender, als in den Darſtellungen aus der Legende der heil. Urſula; ſie haben ſo zu ſagen etwas Verklärtes.

Eine Sage berichtet, als Rubens in die Abtei gekommen, um dort ein Altarblatt aufzuſtellen, ſey er von dieſen Bildern ſo entzückt worden, daß er den Antrag gemacht habe, ſie mit Gold zu belegen, wenn man ſie ihm verkaufen wolle; Andere hätten noch mehr dafür geboten.

Unſere Bilder ſind vortrefflich erhalten. Während der letzten Revolution in Brüſſel drohte ihnen jedoch große Gefahr, indem viele Kugeln in das Zimmer, wo ſie aufbewahrt wurden, fuhren und ſelbſt eine derſelben durch den Rahmen des erſtgenannten Bildes ging, zum Glück, ohne dieſes zu beſchädigen.

11) Portrait einer jungen Dame, Bruſtbild, halbe Lebensgröße. Dieſes liebliche Bild iſt ſehr ſchön gemalt und klar von Farbe, doch nicht ſehr modellirt und gerundet. Oben im Bilde ſteht: obeit. a. d. 1479. Angeblich ſoll das Portrait Maria von Burgund vorſtellen; dieſe verſchied aber erſt am 20. März 1481.

12) In der Sammlung des Herrn Aders in London ſind vier kleine Bilder von Memling, wovon hier nur folgendes erwähnt werden ſoll. Portrait eines jungen, etwas kränklich ausſehenden Mannes in der Kleidung des Johannisſpitals zu Brügge. Das Haar iſt lichtbraun, die Kappe nebſt Kleidung violettbräunlich; der Aermel des rechten Arms iſt aufgeſchlitzt. Oben in der Ecke ſteht die Jahreszahl 1462. Es ſoll das Portrait von Memling ſeyn und ſich ehedem in erwähntem Spital befunden haben; Descamps erwähnt daſſelbe jedoch nicht, und eben ſo wenig hatte der darüber befragte alte Aufſeher im Spital irgend eine Erinnerung davon. Gemalt iſt es ganz in der Art Memling's und ſeiner würdig. Nimmt man an, daß es auch ihn ſelbſt vorſtelle, ſo würde der verwundete Arm und die beigefügte Jahreszahl die Zeit beſtimmen, in welcher Memling ſich im Spital befand. Bekanntlich ſind die beiden Gemälde von ihm an dieſem Orte vom Jahr 1479, alſo 17 Jahre ſpäter ausgeführt, als unſer Portrait. *) In der Kunſtreiſe befindet ſich eine Abbildung davon.

13) Ein anderes Portrait, welches Memling von ſich ſelbſten ſoll gemalt haben und das der Angabe nach gleichfalls in oben erwähntem Spitale aufbewahrt wurde, befindet ſich in der Sammlung des Prinzen von Oranien. Das Bruſtbild ſtellt einen Mann von etwa 40 Jahren vor, er hat ein ſehr geſundes Anſehen und iſt ſelbſt etwas fleiſchig; die Bildung iſt fein, der Blick geiſtreich; eine hohe rothe Mütze bedeckt ſeinen Kopf; das dunkele Kleid iſt mit Pelz beſetzt. Im Hintergrunde etwas Landſchaft. Abgebildet iſt dieſes Portrait als das des Joh. Memling in dem in Paris erſchienenen Werke über die Maler. Mit dem bei Herrn Aders in London hat es zwar keine auffallende Aehnlichkeit, doch iſt die Bildung nicht ſo verſchieden, daß man nicht zugeben könnte, unſer Bild ſtelle Memling in geſundem Zuſtande und etwas älter dar, das von Herrn Aders dagegen um mehr als zehn Jahre jünger und ſich kaum von einer ſchweren Krankheit erholend.

Da hier von den Bildniſſen des Memling die Rede iſt, darf ein drittes nicht übergangen werden, welches nach Descamps ſich in dem kleinen Bilde der Anbetung der Könige im Spital zu Brügge befindet; es iſt der Kopf eines Mannes, mit kurzem Bart, welcher durch die Oeffnung einer Mauer nach der Scene hereinſieht. Die Angabe des Descamps aber, daß dieſes Portrait in den Kleidern des Hoſpitals dargeſtellt ſey, iſt irrig, denn man ſieht nur den Kopf und nicht das Geringſte von Kleidung; es muß daher die Vermuthung aufkommen, als ob er aus der Erinnerung geſchrieben und das Bild bei Herrn Aders gemeint habe. Für die „Ursula, princesse britannique," des Herrn von Keversberg iſt obiges Bildniß aus der Anbetung der Könige als das des Memling geſtochen worden. Mit den zwei zuerſt erwähnten hat es keine Aehnlichkeit.

14) Zwei Gemälde in der Verlaſſenſchaft Bettendorffs zu Aachen haben das Eigenthümliche, daß ſie zwiſchen

*) Die Jahrzahl 1479 ſtimmt mit Herrn Boiſſerée's Annahme überein, daß Hemling nach der Schlacht bei Nancy im J. 1477 in das Johannishoſpital gekommen ſey. Vergl. Kunſtbl. 1821. Nr. 11.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

den unbezweifelten Bildern von Hans Memling und denen von Dierick Stuerbout ſtehen. Beim Mangel an hiſtoriſchen Nachrichten darüber läßt ſich keine Meinung mit Beſtimmtheit behaupten; doch ſcheint es wahrſcheinlich, daß Memling, ehe er ſich eine ganz eigenthümliche Behandlungsweiſe bildete, mehr der Manier folgte, die wir an den Werken von Stuerbout finden; vielleicht war er ſelbſt deſſen Schüler.

Hier noch die Beſchreibung dieſer Gemälde, welche zu der Folge gehören, wovon ſich in der ehemaligen Boiſſerée'ſchen Sammlung die Darſtellungen von Abraham und Melchiſedek und das Mannaleſen befinden.

a) Das Paſſafeſt. Reiſefertig, die Stäbe in der Hand, ſehen wir hier eine Familie um den Tiſch ſtehen, im Begriff das Mahl zu halten. Der ehrwürdige Hausvater, in der Mitte ſtehend, iſt eben beſchäftigt, das gebratene Lamm zu zerlegen; zwei Männer, ein alter und ein jüngerer, ſtehen zu ſeiner Rechten, und ein dritter noch jüngerer mit zwei Frauen auf der andern Seite, alle in feſtlicher Haltung und mit dem Ausdruck innerer Sammlung. Außerdem hat die ganze Anordnung im Zimmer etwas Feſttägliches, Ruhigſtilles, ſo daß dieſe Darſtellung den Beſchauer ſelbſt in jene Gelaſſenheit des Gemüthes verſetzt, welche die wahre religiöſe Stimmung iſt. Auf dieſe Weiſe wird die mehr dem gewöhnlichen Leben angehörende Darſtellung ein eigentliches Kirchenbild. Voll friſcher Lebensluſt ſieht man durch das Thor im Hofe einen jungen Menſchen eintreten, der den Wein in einem Fäßchen bringt, — ein ſchöner Contraſt, wodurch der Ernſt der Hauptgruppe noch um ſo mehr gehoben wird.

Die Färbung dieſes Bildes iſt überaus kräftig, klar und harmoniſch, die Luftperſpektive des Zimmers bewunderungswürdig; die einzelnen Gegenſtände, wie die Gläſer, Gefäße, Schränke u. ſ. w. ſind mit der größten Wahrheit dargeſtellt.

b) Elias wird von einem Engel geweckt, um Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen und zu wandern. (S. 1. Buch der Könige XIX. 5 ff.) Durch die Tiefe des Ausdrucks wahrhaft ergreifend iſt der Kopf des ehrwürdigen Propheten, der hier in einer einſamen Gegend ſich auf die Erde hingeſtreckt hat. Er ſchläft, aber doch ſieht man, daß tiefe Gedanken ſeinen Geiſt beſchäftigen, daß er ein Mann von Kraft und erhabener Seele iſt. Ihn ſanft berührend naht der Engel mit ſeiner Botſchaft; ein weißes, lichtes Kleid umhüllt die zarten Glieder. In dem Mittelgrunde ſieht man den Propheten rüſtig durch einen Felſenweg wandern. Auch dieſes Bild hat etwas überaus Erhebendes in der Wirkung; wir ſind hier nicht in der gewöhnlichen äußern Welt: ſowohl der Gegenſtand, als die würdige Darſtellungsweiſe zeigt uns des Geiſtes Walten in dieſer Zeitlichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Maler und Gemälde.

Brüſſel. Eines der letzten Gemälde von Verboekhoven, eine ländliche Herbſtſcene darſtellend, iſt in Paris vom Banquier Rothſchild um 10.000 Fr. angekauft worden.

Copenhagen. Der Landſchaftmaler Profeſſor Müller hat von hier aus eine Reiſe nach Schweden und Norwegen angetreten, deren Endzweck iſt, Proſpekte und Studien im Landſchaftsfache aufzunehmen. Seine ſchönen Schweizerlandſchaften berechtigen zu der Hoffnung einer reichen Ausbeute, da er zum erſtenmal die nordiſchen Felſenpartien beſucht.

London. Die vorzüglichſten Bilder aus der Sammlung des Chevalier Erard gingen am 22. Juni zu folgenden Preiſen weg. Die Jahreszeiten von Albano 1100 Pfd. St.; ein Teniers 560 Pfd.; Cupidos Erziehung von Correggio 215 Pfd.; Viehſtück von P. Potter 321 Pfd.; Portrait des G. Dow von ihm ſelbſt 603 Pfd.; Landſchaft von A. van der Neer 808 Pfd.; Carthago von Claude 484 Pfd.; Landſchaft von Cuyp 399 Pfd.; der ungerathene Sohn von Teniers 703 Pfd.; der Alchymiſt 267 Pfd.; Landſchaft von Claude 231 Pfd.; Portrait von Rembrandt's Mutter von dem Sohne 220 Pfd.; Landſchaft von Wynants und Wouvermann 242 Pfd.; zugefrorner Canal von Oſtade 295 Pfd.; Landſchaft von Both 409 Pfd.; eine von A. van der Velde 304 Pfd.; Chriſtus dem Petrus den Schlüſſel gebend, von Joh. Vincent 215 Pfd.; eine junge Dame von Meyn 267 Pfd.; und die Geburt des Bacchus von N. Pouſſin 305 Pfd.

Rom. Die franzöſiſche Regierung hat einen Maler hieher geſchickt, um Michel Angelo's Freskogemälde in der Sixtiniſchen Kapelle in Oel zu kopiren. Dafür erhält derſelbe 40.000 Fr. Ein ſehr großes Bild eines ruſſiſchen Künſtlers Brüloff, welcher neuerlich vom Kaiſer zum Hofmaler ernannt worden, erregt gegenwärtig die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt. Der Gegenſtand iſt die Darſtellung des letzten Tages des untergegangenen Pompeji.

Zwei neue Malerwerke ſind hier gegenwärtig ausgeſtellt: Coriolan vor den Thoren Roms, vom Ritter Johann Baptiſt Wicar; und der Tod des jungen Spiro Aloſtro von Zante in der Schlacht, aus der griechiſchen Revolutionsgeſchichte, von dem talentvollen jungen Künſtler Francesco Podeſti.

Horace Vernet iſt wieder nach Algier abgereiſt und daſelbſt am 25. Auguſt mit der franzöſiſchen Brigg der Comet eingetroffen.

Neapel. Der Prinz von Syracus, General-Statthalter von Sicilien, hat bei den Malern Ritter Vincenz Riolo und Ritter Joſeph Fatania zwei Gemälde beſtellt, die nunmehr vollendet worden ſind. Das Bild des Erſteren ſtellt die Taufe der Clorinde, das des Zweiten Rinaldo und Armida im Zaubergarten dar.

Paris. Der König hat bei dem Maler Boulanger ein großes, für das königl. Reſidenzſchloß Fontainebleau beſtimmtes Gemälde beſtellt, welches die Taufe Ludwigs XIII. in dieſem Schloſſe zum Gegenſtande haben wird. Das große Bild deſſelben, welches das Ende der Lukretia Borgia darſtellt, iſt von dem Herzog von Orleans angekauft worden.

Ein Theil der von dem Miniſterium oder aus der Civilliſte angekauften Gemälde der letzten Ausſtellung wird in das Muſée Luxembourg kommen, die übrigen ſind für die Gallerie des Palais Royal beſtimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 100. — 2. Oktober 1833.

Epische Dichtkunst.

(Fortſetzung.)

4) Das Kloſter. Idylliſche Erzählung in fünf Geſängen von Carl Egon Ebert. Stuttgart, Brodhag, 1833.

„Der Sonne ſterbender Strahl in dem friedlich ruhenden Thalgrund, — der entſchlummernden (?) Lerche weich hinſchmelzendes Lied, — dem freundlichen Mond, dem milden Freunde der Wehmuth, — da ward es ihm, daß er weinen konnte, es ſtürzten heiße Thränen hinab die bleiche Wang', — von fernher weiches Abendgeläut und melancholiſche Glocken, — Sehnſucht auf zum Himmelsgewölbe, — ſelige Wärme, die den Beter erfüllt, — Lieb' und Milde und Huld und ſeliger Glaube, ſanften Widerſchein auf das ganze Antlitz verbreitend, — Willkommen im Haine des Friedens, — mit Augen voll Rührung, — mit zarter und rührender Sorgfalt — jenes beſcheidene Glück in des Kloſters heiliger Stille, — die Thräne, die ſchon ins geſunkene Auge geſchlüpft war. Er faßte die Hand des Trauernden, fühlte ſie zittern und es zitterte auch in Mitempfindung die ſeine, — ein Blick voll innigen Mitleids, — ach! wer ſchön und ſelig träumen und zu ſchwärmen vermag, der iſt doch allein der Beglückte, — mit bewegtem Gefühl, — theilnahmsvoll, — mit herzlichem Worte, — erlabender Troſt, — die Miene des Priors ſtrahlte heiligen Ernſt und lächelte Liebe, — mit thränenden Augen, — mit bangem bebendem Herzen, — welch ein Gemüth! — ſolche Blume war mein Herz und die himmliſche Liebe war mir ein Stern, — zwiſchen Gemüth und Gemüth, — der Zug von Herzen zu Herzen, — Seelenverwandt, — aufzuthun ſein Gemüth und entfalten die Blüthe des Herzens, — ſcheiden mit Trauer und Wehmuth, — freundliche Wort' und innige Blicke, der Hauch der Lieb' und der Freundſchaft, — in der fühlenden Bruſt ein vortreffliches Herz, — lächelte froh und weinte vor Luſt, — alle waren bewegt, — Liebe vergalt mit Liebe, — er lächelte wonnig, — der mir ſo innig Geliebten, — der ſo innig ſich meines Glückes erfreun mag, — beſiegt von dem mächtigen Sturm all' der Empfindungen, — im Rauſch des höchſten Entzückens, — umſchlang mit unterdrücktem Geſchluchze innig des Priors Arm, — betet' und weint', — weinend der Weinenden ſich in den ausgebreiteten Arm warf, — die beiden beſeligten Menſchen, — das rührende Wort, — ſie preßte den Theuern inniger nur ans Herz, — ſie ſprachen laut die innerſte Seel' aus, — Geiſt ſich ergießend in Geiſt und Seele

Digitized by Google

fließend in Seele, — nehmt auch mich auf in den ſeligen Bund, — ich ſehne nach nichts mich ſo ſehr als nach Liebe, — noch einer ſteht voll Liebe vor euch, — Gott! der Wonn' iſt zu viel und ſprengt mir die Bruſt, das Entzücken! — Du erſcheinſt mir im Licht der Verklärung! — Das Schauſpiel ſolcher Beglückung, — dreimal jubelndes Heil! — und faßte der liebenden Hände — der Werth des geheiligten Bundes, — Kraft vereint mit Anmuth, Starkes dem Milden, — gedenkend der eignen Wonne, — Segen über euch, — der jezt dir gewordene Segen, — die Beglückten des Tages, — Andachtsgluth."

Dieſe allzugehäufte Rührung veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß es die Aufgabe des Dichters iſt, den Leſer in Rührung zu verſetzen, nicht aber ſelbſt in Rührung zu ſchwimmen. Shakeſpeare ſpricht faſt nie von Rührung oder Wehmuth oder Innigkeit, aber er weiß dieſe Empfindungen in den Herzen aller ſeiner Leſer zu erwecken. Matthiſſon ſpricht beſtändig von Rührung, aber es wird Niemand gerührt dabei.

Der Inhalt der Idylle iſt ſehr einfach. Ein Müllersſohn kehrt nach langer Irrfahrt in die Heimath zurück und iſt im Begriff, ſich dem Kloſter zu widmen, als er die Mutter und die alte Geliebte, die ihm treu geblieben, wiederfindet und mit der leztern durch den menſchenfreundlichen Prior verbunden wird. Ohne Zweifel würde dieſe Idylle viel mehr zum Herzen ſprechen, wenn der Dichter ſtatt des weinerlichen Elegientons die edle Einfachheit eines ländlichen Gemäldes von Ulrich Hegner gewählt hätte. Der leztere beweiſt, daß eine gewiſſe Trockenheit und anſpruchsloſe Naivetät in der Behandlung rührender Scenen weit mehr rührt, als der naſſe Jammer, wenn der Dichter ſelber in Thränen badet. Wir haben Shakeſpeare ſchon genannt, auch der trockne Yarik gehört hierher, und vor allem die alten Volkslieder, in denen die rührendſten Geſchichten ſtets äußerſt trocken und um ſo rührender erzählt ſind.

Dieſe Bemerkungen glauben wir dem Dichter ans Herz legen zu dürfen, der ein ſo glückliches Talent für das, was man objektiv nennt, beſizt, wie folgende maleriſche Schilderung eines Kloſterfeſtes und Marktes beweiſt.

Von häufigen Zelten und Buden
Strozte jezo der Raum ringsher um die Mauern, und Alles,
Was nur den Sinn erbauet des tief andächtigen Landmanns,
Was den Gaumen erlabt des Hungernden, Dürſtenden, Matten,
Alles, was Augen ergözt, und Alles, wornach ſich des Kindes
Hand mit Verlangen ſtreckt, war für den Begehrenden feil hier.
Schwärme von Weibern da beſtaunten die Heiligenbilder.
Bunt gemalt, zur Genüge belegt mit flimmerndem Rauſchgold.
Männer erkauften ſich dort in Krügen ſchäumenden Moſtwein.
Andere trugen Brod, und Andere Birnen, ein Alter
Feilſcht um den Knotenſtock, denn weit noch hatt' er zur Heimath,
Und war müde ſchon jezt. Vor den Buden voll herrlichen Spielzeugs
Standen umher die Kinder, umſonſt ſich wünſchend das Kleinſte
All des köſtlichen Tands, zu welchem es mangelt' an Kaufgeld.
Aber die Bäurin kam im ſilbergeränderten Mieder
Jezt mit den Kindern heran, und kaufte Geſchenke für Beide.
Und der Bube ſprang mit dem Holztrompetchen von dannen,
Froh wie ein König, und blies ſo gewaltig hinein, daß es ſchmerzlich
Jegliches Ohr durchſchnitt, nur ſein's nicht, während das Mägdlein,
Welchem ein Vögelchen ward, geſezt auf tönenden Blasbalg,
Auf und nieder zog, daß es widrig quickenden Ton gab.

Solcher Gruppen noch mehr bewegten ſich hin auf dem Vorhof,
Aber nach und nach verlief ſich die Menge, ſie hatte
Sich in den Hain gezogen, wo's kühl und ſchattig und weich war,
Auszuruhn von der Hize des Tags und beſchwerlichem Fußweg;
Auch der Wanderer trat in den Wald; dort bot ſich ein Anblick,
Ueberraſchend dem Aug'. Der Teppich des ſchwellenden Raſens
War mit Menſchen bedeckt, die, hingelagert in's Grüne,
Sich der Ruh' erfreuten; es war von bunten Geſtalten
Unten die Erde geſtickt wie mit Blumen, während der Laubwald
Früchte zu tragen ſchien von ſeltener Art; denn die Aeſte
Hingen von Müzen voll und Röcken von jeglicher Farbe,
Hüte der Mädchen auch mit langhinwehenden Bändern
Flatterten dort, und Tücher und bunt gezeichnete Schürzen.
Ueberall war's lebendig; gedrängt um den mächtigen Eichbaum
Saß ein Familienkreis in trautem Frieden, verzehrend
Ein beſcheidenes Mahl, von den Töchtern des Hauſes bereitet,
Die um den Keſſel herum ſich trieben, welcher am Baumaſt
Ueber dem Feuer hing, das mit trockenem Reiſig genährt ward.

Digitized by Google

Dort am Gebüſche ſaß der Förſter, von Waidmannsgeſellen
Ganz umringt; ſie kauten an Brod und Käſe, und nippten
Branntwein immer dazu, und ſangen dazwiſchen ein Jagdlied,
Während nahe dabei des Förſters rüſtige Knaben
An den Tannen empor mit Gewandtheit kletterten, rufend
Auf den Vater herab, und neckend die kräftigen Hunde,
Welche, die Pfoten gelegt an die Stämme, bellend und ſcharrend
Ihre Luſt bezeigten, zu nah'n den muntern Geſpielen.
Auf des Hügelchens Rand war eine ernſte Verſammlung
Aelterer Männer geſtreckt, ſie ſprachen nicht viel, doch ſie ließen,
Oft von neuem gefüllt, den Krug in der Runde herumgehn ꝛc.

5) Das Pfingſtfeſt. Eine erzählende Dichtung in drei Geſängen, von Eduard Heinel. Königsberg, Unger, 1833.

Ein Pendant zum vorigen, auch in Herametern, auch voll Rührung, auch voll ſeliger Menſchen und Hochzeitsjubeltöne. Wenn inzwiſchen Egon Ebert in der Eigenthümlichkeit des Kloſterlebens originelle Farben zu ſeinem rührenden Gemälde ſuchte, ſo hat Herr Heinel dagegen blos eine ſchwache Nachahmung der Voſſiſchen Louiſe und Koſegartenſchen Jukunde geliefert, und ſeine Perſonen und Situationen ſind ſchon dageweſen, ein „edler Bräutigam," eine „liebende, zärtliche Mutter," eine „lieblich erröthende Tochter," eine „verſtändige ſinnige Freundin," ein überaus ſalbungsvoller Pfarrer, „des Herrn ehrwürdiger Diener," bräutliche Erwartung, Predigt, Spaziergang, Wiederſehn, Verlobung ꝛc. Den Bräutigam

Feſſelte noch ein wichtig Geſchäft in der Hauptſtadt,
Wo mit ehrendem Amt ihn die Gnade bekleidet des Fürſten.

Die Braut harret ſein, und glaubt, er komme ſchon früher

Väterchen, täuſche mich nicht! —
Bitte, bitte, geſchwind, ſag Mütterchen!

Er kommt noch nicht. Sie weint. Ihre Schweſter weint auch und umarmt ſie, die Eltern weinen auch, alles weint bis auf die Katze hinter dem Ofen, und es iſt doch kein Unglück vorgefallen.

Innig umſchlangen ſich beide,
Feſt mit den Lilienarmen, und liebende Thränen vergießend.
Alſo küſſen ſich Engel in heiliger Liebe verſchwiſtert,
Aber gerührt und entzückt auf der lieblichen Gruppe verweilet
Wehmuthlächelnd der Blick der zärtlichen Eltern.

Wenn ſolche Rührungen ſchon zwiſchen zwei Schweſtern paſſiren, ohne daß nur eine Urſache dazu vorhanden iſt, ſo kann man ſich denken, was erſt geſchieht, wenn der Bräutigam kommt. Ein ländliches Feſt wird inzwiſchen unter einer alten Eiche gefeiert, welches dem Pfarrer zu einer Salbaderei Veranlaſſung gibt, und dem „Greiſe des Dorfs" zu bäuerlichen Kratzfüßen vor der gnädigen Gutsherrſchaft und

Der gnädigen Herrſchaft
Fräulein Tochter Malwine.

Dann folgt wieder eine rührende Scene zwiſchen der Braut Malwina und der Tochter des Pfarrers, Berta. Dieſe geſteht, daß auch ſie einen jungen Mann liebe. Hier kulminirt die Unausſtehlichkeit. Unter zwei Mädchen, die als edel und einfach geſchildert werden, und die noch dazu allein ſind, ſoll ſolche alberne Ziererei vorfallen:

Aber — o ſieh mich nicht an! ſonſt ſchäm' ich mich.

Das Ende vom Liede ſind abermalige rührende Umarmungen und Engelgruppen

Sie ſchlangen die Lilienarme
Feſt um einander, mit innigem Kuß.

Die Engel legen ſich ſchlafen, aber kaum tagt der Morgen, ſo liegen ſie ſich ſchon wieder einander in den Lilienarmen.

Doch kaum waren allein mit einander im Freien die Jungfraun
Sich, hochklopfenden Buſens und überſtrömenden Herzens
Schloß Malwine ans Herz und rief die begeiſterte Berta ꝛc.

Sie hatte Blumen vor ihrem Fenſter gefunden und ahnet des Geliebten Nähe. Dann geht's in die Kirche,

Drauf beſtieg er die Kanzel, des Herrn ehrwürdiger Diener.

Und ſalbaderte viel.

Alſo redeteſt du, des Herrn ehrwürdiger Diener.

Dann geht der Pfarrer nach Hauſe. Da klopft der Gutsherr. Der Pfarrer empfängt ihn ſehr höflich

Nehmen gefälligſt Sie Platz. Bring, Töchterchen, ſchnell noch ein Glas her!

Der Gutsherr ladet den Pfarrrer ein, morgen einen jungen Pfarrer in der Nachbarſchaft zu ſeinem Amte einzuweihen und mit ihm nebſt Familie dahin zu fahren. Es geſchieht. Im Wagen beginnt zwiſchen dem Gutsherrn und Pfarrer ein politiſches Geſpräch, man kann ſich denken, von welcher Art. „Frechheit — Empörung

ſchwindelnder Geiſt — Verkehrtheit — frommes Vertrauen, das Völker und Fürſten umſchlingt, — des Fürſten weiſ' obwaltende Huld bewahrt die ſicherſte Freiheit ꝛc." Der Wagen hält, und die Braut ſinkt in die Arme des Bräutigams, der ein Freund des jungen zu inſtallirenden Pfarrers iſt und hier die Braut erwartet hat. Dieſer junge Pfarrer ſelbſt iſt abweſend, Niemand weiß, wer er iſt, man iſt nun erſchrecklich neugierig, die Weiber ſtecken die Köpfe zuſammen, die Spannung wird noch eine Weile erhalten und am Ende tritt der Unbekannte als der heimliche Geliebte Bertas hervor und den Schluß macht eine Doppelverlobung.

6) Der lezte Menſch. Ein Epos in zehn Geſängen, nach Grainville von A. Creuzé de Leſſer. Deutſch bearbeitet von Ch. F. K. Schirlitz. Leipzig, Wienbrack, 1833.

Ein franzöſiſches Nachbild von Miltons verlornem Paradieſe und Klopſtocks Meſſias. In der angenehmen Hoffnung, wenigſtens etwas von der modernen Grauſamkeit und poetiſchen Teufelei, von Lord Byrons Kain oder von Janins und Sues kecken Phantaſien darin zu finden, wird ſich der Leſer gewaltig täuſchen. Es iſt mattes, ſentimentales, thränenreiches Geſalbader. Der alte Adam, der wiederkommt, um ſeiner lezten Kinder Untergang zu ſehn, wäre eine recht gute Figur, wenn er nur nicht ſo viel heulte und jammerte; der lezte Menſch, Omegar, wäre ganz gut, wenn er nur etwas wäre, etwa ein Böſewicht, oder ein Philoſoph, oder ein Narr; aber ſo iſt er gar nichts, als ein miſerabler Liebhaber, der ſelbſt beim Weltuntergange nur an ſeine ſentimentale Syderie denkt und mit ihr langweilige Dialoge hält. Zwar im Hintergrund ſieht man die Welt untergehen, aber die Farben ſind ſo matt, ſo fade, es iſt ſo gar nichts Erſchütterndes dabei, daß man ſich am Weltbrande die Pfeife anzuzünden verſucht wird. Was hätte nicht ein poetiſcher Franzoſe auf den Ruinen von Paris zu ſagen gewußt, und was ſagt uns da der wäſſerige Verſemacher:

Das iſt alſo das Schickſal der rieſenartigen Hauptſtadt,
Die einſt gab ohn' Unterlaß Ländern und Meeren Beſchäft'gung,
Und mit Einer Bewegung beide Welten erſchüttert!
Welch ein Schauſpiel bietet doch meinen düſteren Blicken
Dieſer alte Sammelplaz der Freuden und Künſte,
Die ſo oft triumphirend im Joch gehalten die Erde,
Und auch ihre Beſieger noch zu beherrſchen verſtanden!
Sie iſt nicht mehr, gewiß hat das Alter ſie niedergebeuget,
Sie, die überlebet hat alle ihre Bewohner!
Ach! und auch den lezten von ihren zahlloſen Kindern,
Ihren gigantiſchen Schatten ſeh' ich noch ſinken mit Ehrfurcht.

In ſolchen trivialen Gedanken und Worten leiert das ganze lange Gedicht fort, und der Dichter ſcheint ſeinen erhabnen Stoff eigends darum gewählt zu haben, um zu zeigen, wie man auch bei den entſetzlichſten Dingen gleichgültig, und bei dem Donner des Weltbruchs ſelber behaglich in ſeinem Schlafrock bleiben kann. Es gereicht uns Deutſchen zur Ehre, daß unter unſern zahlreichen epiſchen Dichtungen doch keine in dieſem Grade geiſtlos, ſo total miſerabel iſt; aber es gereicht uns nicht zur Ehre, daß wir gleichwohl einen ſolchen Wechſelbalg überſetzen.

7) Louiſe, die Königin. Sechs Geſänge, von Rudolph Brockhauſen. Lemgo, Meyer, 1832.

Eine Apotheoſe der verewigten Königin von Preuſſen. Der Gegenſtand würde ſich weit eher zu einer lyriſchen, als epiſchen Behandlung geeignet haben, und das rührende Andenken einer ſchönen, patriotiſchen und unglücklichen Fürſtin würde durch die lyriſche Kraft und Kürze alles das gewonnen haben, was es hier durch die epiſche Breite endlos jammernder Ottaverinen verliert. Die ausführliche Erzählung des Dahinkrankens wirkt unangenehm. Die Seelenleiden einer ſchönen Königin muß man nicht ins Detail ausmalen und wie ein Arzt protokolliren, ſondern in die Kürze eines Volksliedes bannen.

8) Die Schlacht von Schönbund. Ein epiſches Gedicht von Konrad Hermanni. Soeſt, Naſſe, 1832.

Halb Beſchreibung der Schlacht, halb Triumphlied und patriotiſche Herzensergießung in Hexametern. Daß unter Schönbund la belle alliance zu verſtehn iſt, wird Jeder wiſſen, der ſich noch des Puriſteneifers erinnert, mit welchem man im Jahr 1815 jenen Namen nicht nur in Schönbund, ſondern ſogar, um ihm eine echtdeutſche Endung zu geben, in Schönbundingen verwandelte. Der Dichter glüht noch ſo ganz im Zorn gegen den „Korſen," wie im Jahr 1815; aber der Korſe iſt todt, über dem Schlachtfeld iſt Gras gewachſen, der ewige Friede, der damals aufgerichtet wurde, leidet bereits wieder an Altersſchwäche, es iſt Alles ganz anders geworden. Wenn Goethes ſchläfriger Epimenides zum zweiten Mal erwachte, er müßte ſich wieder von neuem wundern.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 101. — 4. Oktober 1833.

Epiſche Dichtkunſt.

(Beſchluß.)

9) Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaaße der Urſchrift aus dem Spaniſchen vollſtändig überſezt von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Löfflund und Sohn, 1833.

Ein ſehr eleganter Band, bei Haſper in Karlsruhe auf ſchönem Papier gefällig gedruckt. Möchte doch der gute Druck im lieben Deutſchland immer allgemeiner werden.

Für die treue Ueberſetzung der altſpaniſchen Romanzen dürfen wir dem Herausgeber dankbar ſeyn. Er bemerkt mit Recht, daß Herder ſehr frei überſezt hat, und daß neben dieſer poetiſchen Bearbeitung auch eine worttreue Ueberſetzung des Cid wünſchenswerth ſey, und übrigens iſt er beſcheiden genug, den wohlverdienten Ruhm der Herderſchen Bearbeitung nicht anzutaſten. Da wir hier nicht das Ganze durchzugehn im Stande ſind, geben wir nur einige Beiſpiele von ſolchen Zügen des alten Gedichts, welche Herder hat fallen laſſen, obgleich ſie der Aufnahme wohl werth geweſen wären. So ſagt z. B. gleich in der erſten Romanze Herder nur, der alte Don Diego habe die Hände ſeiner Söhne gebunden, das Original und die Duttenhoferſche Ueberſetzung fügen aber noch folgenden echt ſpaniſchen Charakterzug hinzu:

> Eines jeden Hand er faßte,
> Nicht, um chiromant'ſcher Weiſe
> Ihre Linien zu betrachten,
> Denn in ſolchen Zauberkünſten
> War er fremd, als edler Spanier;
> Mehr hielt er auf Ehr und Kühnheit.

In der zweiten Romanze wird eine Hyperbel Herders verbeſſert. Er ſagt nämlich: für die Ehre

> Stirbt aus echtem Stamme
> Selbſt das neugeborne Kind.

Die Spanier prahlen zwar gern, aber eine ſolche Prahlerei wäre doch zu ſtark. Die treue Ueberſetzung lautet:

> Denn für Ehrenſachen ſterben
> Deucht' ihm von Geburt an rühmlich.

In der dritten Romanze läßt Herder den Rodrigo ſogleich ſeinen Gegner fragen: „wußteſt du, da du meinen Vater ſchlugſt, daß er einen tapfern Sohn hat,

der ihn zu rächen weiß?“ Dagegen nun ſagt Rodrigo im Original viel edler und beſcheidener:

Das ſind keine ſchönen Thaten,
Daß die Höflinge Leons
Alter Männer Wangen ſchlagen,
Statt zu gehn auf junge los;

Erſt rühmt er das Alter ſeines Vaters, das Rückſicht geboten hätte, dann ſeine Ahnen, das Alter ſeines Hauſes, und erſt ganz zuletzt und ganz kurz ſagt er: „und wie mögt ihr euch erfrechen, ihn zu ſchlagen, da ich ſein Sohn bin?“ So iſt die Rede der Beſcheidenheit und dem Stolze des edlen Jünglings gleich ſehr angemeſſen; bei Herder aber ſieht es aus, als ob Rodrigo nicht die Ehre des Alters, die Ehre der Ahnen und des Vaters, ſondern eben nur ſeine eigne verfechten wolle, da er ſie unbeſcheiden oben an ſtellt.

Von dem Spott des Grafen, der nach Herder dem Jüngling ſagt, er verdiene Ruthenſtreiche, ſteht im Original nichts. Dagegen fehlt bei Herder der Umſtand, daß Rodrigo dem Grafen den Kopf abſchlägt und ihn ſeinem Vater knieend überreicht. Der Zug iſt barbariſch, aber er darf in einem Gedicht aus ſo alter Zeit nicht ausgelaſſen werden. Auch iſt dieſer Zug im Original durch die Worte des alten Don Diego gemildert, denn dieſer ſagt beim Anblick des abgeſchlagnen Hauptes:

Decke zu das Haupt von dieſem,
Soll ich nicht zum Felſen werden,
Denn wie die Meduſe blickt es.

Von alle dem ſteht bei Herder kein Wort. Herder hat das blutige Haupt ganz aus dem Gedicht entfernt. — Sodann läßt Herder den alten Diego ſagen:

Wer d e n Mann erlegen konnte
Iſt der erſte ſeines Stammes.

Dagegen drückt das Original beſſer die befriedigte Leidenſchaft des Alten aus:

Wer den Todfeind ſchlug zu Boden,
Soll bei mir auch oben ſitzen.

In der fünften Romanze hat Herder die Weigerung des Cid, dem König die Hand zu küſſen, ganz ausgelaſſen:

Ha, ich halt' es nicht für Ehre,
Eines Königs Hand zu küſſen,
Sondern halt' es wohl für Schimpf,
Daß der Vater mein ſie küßte.

In der ſechsten Romanze läßt Herder die Ximene nur mit zerrißnem Schleier auftreten, das Original aber ſagt, den Sitten der Zeit angemeſſen:

In der ſchwarzen Seidenhaube
Und bedeckt mit Staub und Aſche
Kniet ſie vor ihm auf dem Boden
Und beginnt das Wort der Klagen.

Als der König, auf dem Thron ſitzend, Recht ſpricht, ſagt Herder:

Denn kein Volk thut ſeine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn.

Auch hier heißt es im Original weit beſſer:

Denn durch Strafe wie Belohnung
Macht man treu die Untergebnen.

Von den zärtlichen Briefchen des Cid, ſo wie von dem Geſpräch des alten Königs mit dem Cid über die Behandlung der Weiber ſteht im alten Original nichts. Dieſe Zuſätze ſind viel zu modern und weichen vom alten ſtrengen Ton und von der liebenswürdigen Kürze des Originals weit ab. Man erfährt gar nicht, wie es zugegangen, daß ſich der Cid und die Ximene plötzlich lieben; aber man begreift es, wenn man ihre Charaktere kennen gelernt hat. Im Original iſt es nicht der Cid, der um Ximenen girrt, ſondern Ximene, die erſt den König um Rache fleht, ändert plötzlich ihren Entſchluß, und ſie zuerſt erbittet ſich den Cid zum Gatten, der jezt erſt zärtlich gegen ſie wird. So iſt es alterthümlich, aber wie es Herder darſtellt, wäre es modern und etwas fade. Der Charakter der Ximene iſt durch Herder ganz verfälſcht worden. Sie iſt keineswegs ein ſanftes Weſen, das ſich durch Bitten begütigen läßt, auch bittet ſie wirklich Niemand. Im Gegentheil, ſie iſt lebendig, heftig, ſtets voll Unruhe, ſie gibt ſich alle Mühe, zu ihrem Zwecke, der Rache, zu kommen, ſie droht, ſie fleht, aber alle ihre Verſuche ſcheitern an der Trägheit des Königs und an der eiſernen Ruhe des Cid. Da wird ihr Eigenſinn gebrochen; ſie wendet ſich von dem ſchwachen König zu dem ſtarken Cid ſelbſt, und, wie es echten Weibern ſo gern zu gehn pflegt, mit derſelben Leidenſchaft, mit der ſie den Cid verfolgte, ſucht ſie jezt ſeine Liebe. Aber man kommt ihr nicht entgegen, ſie ſelbſt muß ihn zum Gatten erbitten und erſt die Demüthige, die in die Schranken des Weibes zurückgekehrt, nimmt der Cid mit Zärtlichkeit auf. Eben ſo erſcheint Ximene noch ſpäter immer lebhaft, unruhig, ungeduldig, obwohl im Gehorſam der Gattin. Dieſe reizende Weiblichkeit Ximenens hat Herder nicht feſtgehalten, und überhaupt iſt ihm das Geſetz, nach welchem man alte Stoffe ſo wenig als möglich moderniſiren ſoll, nicht ganz klar geweſen. Oft tilgt der moderne Bearbeiter einen Zug des Originals aus, der ihm roh, oder

Digitized by Google

unſchicklich oder lächerlich ſcheint, oder den er überhaupt zu verſtehn ſich nicht die Mühe geben will, und eben ſo oft glaubt er das Original mit neuen Zuſätzen ſchmücken und veredeln zu müſſen. Eins iſt aber ſo fehlerhaft wie das andre. In der ſentimentalen Periode des vorigen Jahrhunderts war es Sitte, antike und mittelalterliche Charaktere in Thränen und Rührungen aufzuweichen. Jetzt lacht man darüber, und ſucht die echten unverfälſchten Barbarismen wieder auf. Jede Zeit muß behalten, was ihre iſt.

Wir wollen uns nicht weiter in die Vergleichung der Herderſchen und Duttenhoferſchen Ueberſetzung vertiefen. Die angeführten Proben bieten einen erſten Maaßſtab dar. Wie ſehr wir aber die vorliegende treue Ueberſetzung in Rückſicht auf den Inhalt der Herderſchen vorziehen, ſo müſſen wir doch in Rückſicht auf die Sprache wieder Herdern den Vorzug einräumen. Duttenhofers Verſe ſind häufig hart, z. B.

Wie er ſaß mit ſchwerem Herzen
Und an ſeine Schand er dachte,
Scheint es ihm nicht ungelegen,
Wenn einen Verſuch er machte ꝛc.

Flecken, ſo die Ehr' bemakeln,
Wäſcht nur ab das Herzblut roth,
Und des Uebelthäters Herzblut
Soll bunt färben meinen Rock ꝛc.

Haſt uns, ach! zur ſchlimmen Stund', zur
Schlimmen Stund' uns losgelaſſen!
Und nicht Worte ſollten rächen
Dies, wärſt du nicht unſer Vater ꝛc.

Treue und Wohllaut laſſen ſich freilich ſelten vereinen, doch hätten wir gewünſcht, der Ueberſetzer hätte etwas mehr Rückſicht auf den leztern genommen.

10) Der Sommer. Verſuch einer Fortſetzung von Kleiſts Frühling, von K. J. Schuler. München, Jaquet, 1833.

Als eine Forſetzung, wofür es ſich ausgibt, wohlgelungen. Mit Geſchmack hat der Dichter die hohlen Exklamationen, die Anpreiſungen der Güte Gottes und die eignen Rührungen erſpart, und uns nicht empfindſame Worte, ſondern Bilder gegeben, uns den ganzen Sommer gemalt, wobei er die Natur bis in ihre kleinſten Züge verfolgt, z. B.

Zum Morgennebel der Wieſe gekehrt, ſitzt auf ſeiner Hausbank
Der Landmann und hämmert mit vielfachen Schlägen die Schärfe der Senſe.
Schon lieget der Heubaum im Wagen mit Rechen und Sicheln und Gabeln;
Wie Köcher umgürten die Lenden die Mäher die Wetzſteinbehälter.
Die Schnitter ſtellen gebückt ſich an beiden Leitern des Wagens
Und lehnen ſich leis und werden zur wogenden Wieſe getragen.
Da ziſcht der geſchäftige Wetzſtein um ländliche Schwerdter der Heuer,
Die drauf das Gras und die Blumen mit rauſchender Senſe durchſchneiden
Die weiten Auen hinab, zu Schwaden es legend im Takte.
Dann folgen die freundlichen Mädchen und breiten die duftenden Halme
Mit emſigen Rechen und ſchütteln ſie über das Kahle der Flur hin;
Balſamiſcher Duft ſteigt unter dem Strahle der höheren Sonne;
Die ſüße Kleeblume bräunt ſich; Narziſſen und Nelken und Fenchel
Verwelken und hauchen Geruch zum braunen Geſichte der Mäher. —

* * *

Da führet ein Weg zum Korn' ins Thal, hier einer zum Eichwald.
Dem folg' ich; er zieht auf der andern Seite des Hügels ſich abwärts:
Ihn zeichnet nur leiſe die Spur der Wagen und ſchmücket die Haide;
Jetzt wird er von Jäh'n zuſammengezwängt, von Hambutten umröthet,
Die, vielfach am Stiel, in wallenden Güſſen heruntergeſtreut ſind
Und mit ihren Dornen die lezte Pracht der farbigen Blumen,
Vor raubendem Herbſte Vergißmeinnicht und Jehova beſchützen.
Da hängen am Buſche der Schlehn, der hervorragt, Flocken von Heue,
Das von dem beladenen Wagen ſich abriß, als er hindurchdrang.
Jetzt ſeh' ich ein Dorf, verborgen im Wald von fruchtvollen Bäumen:
Der dunkele Thurm ragt ſpitz in die Höhe mit glänzendem Kreuze.

* * *

Im Dorf iſt's ſtill; nur ſchreit ein ängſtliches Huhn auf dem Neſte,
Ein andres im Gartengrund ſucht ſich Gewürm und ſcharret den Sand weg.

Digitized by Google

Des Glöckchens verhallender Ton ſchlägt an die Stunden des Lebens.

Was flackert dort droben im Dach? hell lodern die Flammen im Strohe!

Entſetzen und Weh! helft, rettet die Frucht in der Hütte des Landmanns!

Die Strahlen zünden das Gas und die Gauche des ſumpfigen Heus brennt.

Still ſchlagen in lautem Brande die Lohen über das Hauswurz,

Und feuriges Heu fällt, flammend im Fall, zum Fuße des Hänschens.

Jezt fachet der Boden ſich an und die Wand faßt ſelbſt ihr Verderben.

Verlorne Rettung! es liegt in Aſche das Obdach zerſtäubet

Und über ihm trauert der halbverbrannte Nußbaum herunter.

Ach! bräunlich verwelkt liegt auch die fenſterzierende Nelke.

Taſchenbücher auf 1834.

Veſta.

Schöne Kupfer- und Stahlſtiche wie gewöhnlich. Der Herausgeber iſt ein Freund und Unterſtüzer der Kunſt, beſizt ſelbſt eine anſehnliche Gemäldeſammlung und hat ſich zum Zweck geſezt, in dieſem auf ſeine Koſten herausgegebenen und reich ausgeſtatteten Taſchenbuch hauptſächlich Bilder von neuern und vaterländiſchen Malern kopiren zu laſſen. War bisher der poetiſche Inhalt noch nicht in gleichem Verhältniß mit dem Werthe der Kupfer, ſo ſoll derſelbe künftig durch die Redaktion des geſchäzten Dichters, Freiherrn von Zedliz, gehoben werden. Gewiß verdient der Herausgeber für ſein patriotiſches Bemühen um größere Bekanntmachung neuerer Kunſtwerke durch ſchöne Kopien in Kupferſtich Dank, und wohlhabende Privaten ſollten auch außerhalb Oeſterreich dieſes Beiſpiel nachahmen.

Die vorzüglichſte poetiſche Gabe iſt diesmal ein epiſches Gedicht des Grafen Platen: Die Abbaſſiden. Obgleich wir gewohnt ſind, dergleichen abentheuerliche Mährchen aus der muhamedaniſchen Welt in der geſchwäzigen Proſa der tauſend und einen Nacht zu leſen, ſo hat doch der poetiſche Graf bewieſen, daß ſie ſich auch in zwangloſen Verſen recht artig ausnehmen. Der Inhalt iſt kurz folgender. Ein Mohr kommt zu Harun Abraſchid und bietet ihm ein geflügeltes Roß, wenn er ihn zum Eidam und Weſir annehmen will. Amin, der Sohn Haruns, will das Roß erſt erproben und fliegt auf, ohne wiederzukommen. Da ziehen ſeine beiden Brüder aus, ihn zu ſuchen. Aſſad kommt zur ſchönen Diwiſade, vermählt ſich heimlich mit ihr, da ſie eben die Beute eines Uſurpators werden ſoll, und entkommt dem leztern mit Hülfe einer Fee. Amin indeß kommt zu der ſchönen Heliodora, Tochter des chriſtlichen Kaiſers in Byzanz, ſie wird ihm aber ſammt dem Roß durch den Mohren, von dem er das Roß hatte, wieder entführt. Aſſur, der dritte Bruder, kommt, von Perſern gefangen, die ihn dem h. Feuer opfern wollen, durch Schiffbruch verſchlagen zu der ſchönen Königin Selmira, die ihn zu ſpät zu retten verſucht; doch wird er durch Aſſad gerettet, der mit Reichthümern beladen, die ihm ein kluger Elephant und dann ein Vogel Greif gezeigt hatte, zu Diwiſaden zurückkehrt, um ſie zu erlöſen, und in ihrer Stadt ſeinem gefangnen Bruder begegnet. Doch beide Brüder fallen in die Gewalt der Perſer und ſollen eben hingerichtet werden, als plözlich Selmira mit ihrer Flotte und Amin auf dem Flügelroß erſcheint, welcher leztere dem Perſerkönig den Kopf ſpaltet. Amin hatte zu Kaſchemir Heliodoren und das Zauberroß wiedergefunden und es mit Liſt dem dortigen Sultan abgewonnen. Am Schluß kehren dann die befreiten Brüder zu Harun zurück. Dies alles hat Platen mit poetiſchen Farben ausgeſchmückt, doch ohne Ziererei und mit der, ſolchen Gegenſtänden angemeſſenen Anſpruchsloſigkeit erzählt.

Die Kuenringer, eine Erinnerung aus dem Mittelalter von Chr. W. Huber, gehört zu den beiden ſchönen Landſchaftsgemälden, welche das Schloß Dürnſtein an der Donau darſtellen. Hier ſaß einſt Richard Löwenherz gefangen, und manche intereſſante Erinnerung knüpft ſich an die herrliche Burgruine.

Die Jagdparthie, Erzählung von Schierle Holzmeiſter, enthält mehrere artige Züge, da ſie einen gemüthlichen und ſehr unmartialiſchen Muſikus im Gedränge einer Jagdparthie darſtellt.

Berichtigungen.

Nr. 96 Seite 381 Spalte 2 Zeile 3 von oben, lies eure ſtatt neue, und S. 383 Sp. 1 Z. 31 von oben l. daß ſt. was, auf derſ. Seite Sp. 2 Z. 2 von oben l. kleine ſt. kleiner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Wachler.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 102. — 7. Oktober 1833.

Literargeschichte.

Handbuch der Geſchichte der Literatur, von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Vier Theile. Leipzig, A. Barth, 1833.

Dieſes ſchon früher in unſern Blättern geprieſene Werk verdient die Anerkennung und Verbreitung, die es nun ſchon in der dritten Umarbeitung gefunden hat. Wer nur einen Begriff von dem Umfange der ältern und neuern, einheimiſchen und fremden Literatur hat, muß den Fleiß und richtigen Takt bewundern, mit welchem der ehrwürdige Greis, dem wir dieſe Arbeit verdanken, die unkritiſchen und faſt unendlichen Namensverzeichniſſe früherer literarhiſtoriſcher Sammler gelichtet und geſichtet, und aus den beſten und gründlichſten Spezialgeſchichten der Literatur hinwiederum ausgewählt hat, was als allgemein intereſſant in die Geſammtgeſchichte der Literatur aufzunehmen war. Wer kann aber alle Schriftſteller ſelbſt leſen? wer kann immer einen Wegweiſer in die dunkleren Gebiete der Literatur finden? wer kann ſich immer auf die Treue des Wegweiſers verlaſſen? wer iſt ſo gänzlich unpartheiiſch und allſeitig, daß ſich bei der Auswahl deſſen, was er für wichtig hält, nicht unwillkührlich ein Vorurtheil oder eine Vorliebe einſchleichen ſollte? wer iſt nicht mehr oder weniger in den Begriffen ſeiner Zeit oder einer Schule und Weltanſicht befangen, um immer gerecht zu ſeyn gegen heterogene Erſcheinungen in älterer oder neuerer Literatur? Alles dies ſind ſchwer zu vermeidende Klippen für den Geſchichtſchreiber der Literatur. Wachler hat ſie erkannt, und läugnet nicht, daß er ſie vielleicht nicht immer vermieden habe, allein er ſagt mit Recht: wer vermöchte dies? „Ueber die Grundſätze der Auswahl kann freilich gerechtet und im Einzelnen, nach Eigenthümlichkeit der Anſicht, wohlbegründeter, wenigſtens nicht unbilliger Tadel ausgeſprochen werden. Jeder Entwurf oder Verſuch der Art wird die Malzeichen der eigenthümlichen Einſeitigkeit ſeines Urhebers an ſich tragen; doch würde demſelben die Aufopferung oder Verläugnung geiſtiger und wiſſenſchaftlicher Selbſtheit ſchwerlich zu größerer Empfehlung gereichen. Der Einzelne, deſſen eigenthümliche Erwartungen die gewünſchte Befriedigung nicht finden, wird, bei unbefangener Prüfung ſeines, das Ganze nach Einzelnem würdigenden Urtheiles, willig eingeſtehen, daß ſeine Anforderung ähnliche Anſtellungen und Mißbilligungen aus denſelben Gründen von Anderen zu erfahren haben dürfte. Wird der Kampf mit dargebotenem Ueberfluſſe des Stoffes in gehörige Erwägung gezogen, ſo kann das Urtheil über das, was in ſolchen vorbereitenden Grundriſſen zu wenig oder zu viel zu ſeyn ſcheinet, nicht anders als bedeutend gemildert werden. Bei

Digitized by Google

der ſtrengeſten Auswahl gebührt jedoch demjenigen eine Stelle, deſſen allgemeinere Wirkſamkeit und entſcheidendes Eingreifen in das Ganze oder in mehrere Beſtandtheile deſſelben anerkannt und nachweisbar iſt, was von National-Literatur, Philologie, Geſchichte, Philoſophie, Mathematik und Naturkunde gilt; demnächſt hat die vorwaltende, ſittlich-feſte pädagogiſche Abſichtlichkeit einer ſolchen Darſtellung ihre unantaſtbaren Rechte. Wird die Achtung für das Geiſtige auf Erden angeregt, genährt und geſtärkt, die freie, den Willen veredelnde Anerkennung der heiligſten Güter und Anſprüche der Menſchheit belebt, das Gemüth zu dem Unvergänglichen hingezogen, der männliche Sinn für Wahrheit, Licht und Recht ſo befeſtigt, daß weder Lockungen eiteler Sinnlichkeit, noch Schreckniſſe der Gewalt ihn beugen und die in allen Geſtalten zudringlichen Verſuchungen der Selbſtſucht ſein Daſeyn und Wirken weniger gefährden können; ſo iſt nicht umſonſt gearbeitet worden und mit allen Schwächen und Gebrechen wird das Buch für ſeine Zeit einige Dienſte leiſten, bis es durch ein beſſeres verdrängt werden wird.“

Glücklicher konnte allerdings unſer greiſer Pilot das klippenvolle Meer nicht beſchiffen, als indem er ſich die Dioskuren Licht und Recht zu Leitſternen wählte, das Licht im Gegenſatz gegen die Barbarei, das Recht und die Sittlichkeit gegenüber der Hyperkultur und verführeriſchen Sophiſtik. Nun iſt er dabei zwar zuweilen mit ſich ſelbſt in Konflikt gerathen, ſofern er im Namen des Lichts, der Aufklärung, der Geiſtesbildung Männer wie Goethe nicht genug zu preiſen weiß, die aus dem Standpunkt des Rechts und der Sittlichkeit betrachtet wohl anders beurtheilt werden müſſen; oder ſofern er umgekehrt von ſeinem moraliſchen Standpunkt aus Männer wie Börne und Heine nicht genug verdammen zu können glaubt, die doch, ganz abgeſehn von einer ſittlichen (oder hier meinte Wachler wohl eine politiſche) Richtung, in Bezug auf ihren Geiſt und ihr poetiſches Talent dieſelbe Anerkennung verdienen, wie Goethe. Und auch in der allgemeinen Würdigung der Literatur hat Wachler gewiſſe Partheien, die ihm den Stempel des Barbariſchen zu tragen ſchienen und die er eben deshalb einer genauen Berückſichtigung nicht werth hielt, oder die er abſichtlich in den Letheſtrom verſenken wollte, ignorirt oder wenigſtens nur ſehr kurz abgethan, obgleich ſie wenigſtens hiſtoriſch merkwürdig ſind und in einer Geſchichte des menſchlichen Geiſtes nicht vermißt werden dürfen, z. B. die zahlreiche Literatur des mittelalterlichen und ſpätern Aberglaubens, der Myſtik, Theoſophie, Alchymie, der verſchiednen Mantien, der theologiſchen und mediziniſchen Schwärmerei, der politiſchen Polemik aus den Zeiten der holländiſchen und der engliſchen Revolution, des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und den erſten Zeiten des ſogenannten europäiſchen Gleichgewichts ꝛc. Dagegen hat Wachler umgekehrt wieder zu viele alte akademiſche Celebritäten genannt, die als bloße Schüler und Kommentatoren keinen Anſpruch auf beſondere Auszeichnung bei der Nachwelt haben, und zu viele Schöngeiſter und Poeten des vorigen Jahrhunderts, die zwar einſt ſehr geprieſen wurden, jezt aber mit Recht nicht mehr geleſen werden. Allein in dieſem ganzen Verfahren herrſcht das ſichtbare Beſtreben vor, eine Scheidewand zu ziehn zwiſchen Klaſſicität und Barbarei, Vernunft und Phantaſterei, und wenn dabei auch mancher originelle Geiſt auf die dunkle Nachtſeite fällt und getadelt oder ganz vergeſſen wird, und mancher ſchwächere Geiſt dagegen auf der Lichtſeite prangt und die akademiſchen Kolonnen vermehren hilft, ſo waren dieſe einzelnen Unbilligkeiten doch kaum zu vermeiden, wenn der Verfaſſer ſeinen im Ganzen ſo reinen und edlen Zweck erreichen wollte.

Wer muß den edeln Greis nicht hochachten, der in der ganzen neuern Literatur als den Grundgedanken erkennt „die Achtung für das Göttliche in der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechtes. Dieſer unermeßlich reiche Gedanke, von Auserwählten in voller Herrlichkeit tief aufgefaßt, von der Mehrheit weniger begriffen, als gefühlt, erzeugte Widerſpruch gegen herkömmliche Willkühr und Anmaßung, und führte, das iſt das Wahrzeichen der den Verſuchungen der Selbſtſucht erliegenden menſchlichen Gebrechlichkeit, früher auf Forderungen von Rechten, als zu der, Alles, was in dem Menſchen iſt und ihn umgibt, heiligenden ſchwierigen Entſchlieſſung, durch ſittliche Selbſtveredelung und treue Pflichterfüllung, ſolcher Anſprüche ſich würdig zu erweiſen; daher hat er, was nur von ſchwachſinniger Einſeitigkeit zu ſeiner Verdächtigung und Herabſetzung gemißbraucht werden konnte, zu mannichfaltigen Mißverſtändniſſen, Uebertreibungen, Verirrungen und Uebereilungen Veranlaſſung gegeben. Der Gegenſatz zwiſchen dem von geiſtigen und weltlichen Machtinhabern feſtgehaltenen Beſtehenden und der Sehnſucht nach dem Beſſerwerden trat im geſellſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Leben ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert mit jedem neuen Geſchlechte vielgeſtaltig, immer mächtiger und allgemeiner hervor. Dieſes Streben konnte nur ſeine Läuterung und ſittlich feſtere Richtung in der Gedankenwelt, welche ihm Daſeyn und Gültigkeit verliehen hat, erhalten. Drei Thatſachen ſcheinen hiezu vorzüglich mitgewirkt zu haben und über die noch fortdauernde Wiedergeburt des geiſtigen Lebens und Strebens in Europa Licht zu verbreiten: die Entdeckung Amerikas, das Studium der altklaſſiſchen Literatur und die mit tief eingreifendem Erfolge geltend gemachte Anwendung der freien Selbſtthätigkeit der Vernunft auf Religion und Kirche; welche leztere, überhaupt der

Digitized by Google

zuſammengefaßte und ausgeſprochene Endertrag vieljähriger Lebenserfahrung und geiſtiger Entwickelung, ſo wie die Fundamentalakte der pflichtmäßigen Würdigung des höheren Zieles des geſellſchaftlichen Zuſtandes, durch die beiden erſten vorbereitet und erleichtert wurde.“

Da der Verfaſſer ein Handbuch zum Nachſchlagen geben und möglichſt vollſtändig ſeyn wollte, da er auf jeder Seite wohl mehr als 20 Schriftſteller namhaft macht, ſo mußte er ſich natürlicherweiſe in den Kritiken ſehr kurz faſſen. Wir haben mit Vergnügen bemerkt, daß mehrere Namen, die wir in den frühern Auflagen vermißten, in dieſer dritten nachgetragen worden ſind. In der Hoffnung nun, daß bald auch eine vierte folgen werde, erlauben wir uns, den Verfaſſer noch auf einige fehlende Namen aufmerkſam zu machen, z. B. auf den trefflichen engliſchen Romandichter Bulwer, den alten Beſchreiber von Kaſchmir Bernier (bis jezt noch immer der beſte), die Markgräfinnen von Bayreuth und Anſpach, den Dichter Clemens Brentano, den originellen Demagogen Cobbet, den Schilderer der Londner Polizei Colquhoun (ein ſehr merkwürdiges Buch), den ſüdamerikaniſchen Reiſenden Condamine, den geiſtreichen Camille Desmoulins (Pere Duchesne), Duvernet (Geſchichtſchreiber der Sorbonne), den Länderbeſchreiber Dapper, den Hunnengeſchichtſchreiber Deguignes, den ſchwediſchen Geſchichtsforſcher Ekendahl, den dito bizantiniſchen Fallmerayer, den höchſt intereſſanten perſiſchen Reiſenden Fraſer, den Herrn von Ferrieres (deſſen royaliſtiſche Memoiren zu den beſten Werken über die franzöſiſche Revolution gehören), den Horribiliſeriblifar Franciſci, den Dichter Grabbe, den P. Gavin (le passe-par-tout de l'église Romaine), den Italiener Gorani, den akademiſchen Volksmoraliſten v. Gerando, den politiſchen und mediciniſchen Schwätzer Girtanner, den berühmten Maler Hogarth, den engliſchen Braminen Hollwell, den König der franzöſiſchen Romantik, Victor Hugo; den alten böhmiſchen Chroniſten Hageck, den engliſchen Biſchof Heber (Reiſe in Oſtindien), den alten Bibliothekar Jöcher, den franzöſiſchen Humoriſten Janin, den geiſtreichen Satyriker Jaſſoir (Welt und Zeit), den kräftigen Jochmann (Betrachtungen über den Proteſtantismus), den aſiatiſchen Reiſenden Ledebour, die prophetiſche Jane Leade, den Geſchichtſchreiber der Inquiſition, Llorente, deſſen berühmten Landsmann Molinos, den franzöſiſchen Philoſophen St. Martin, den gehaltvollen Geſchichtſchreiber der engliſchen Revolution von 1688, Georg Moore, den nicht minder ſchätzenswerthen Schilderer der italieniſchen Reformationsverſuche, M'Crie, den gelehrten Theoſophen, J. F. v. Meyer, den Geſchichtſchreiber Perſiens, Malcolm, den deutſchen Alterthumsforſcher Mone, den Staatsökonomen von Malchus, den Herrn von Maſſenbach (preußiſche Memoiren), den noch ältern preußiſchen Memoirenſchreiber von Pöllnitz, die großen Reiſenden Marko Paolo, Mungo Park und Mendez Pinto, den erſten Schilderer Beloochiſtans Pottinger, den ägyptiſchen Reiſenden v. Prokeſch, den berühmten Thomas Payne, den Theoſophen Pordage, die Frau Caroline Pichler, den afrikaniſchen Reiſenden Rüppell, den liebenswürdigen Schauſpieldichter Raymund (der eher als Bäuerle genannt zu werden verdient hätte), desgleichen ſeinen alten Kollegen Stranitzki, den ſpaniſchen Geſchichtſchreiber von Schepeler, den dito polniſchen Spazier, den Humoriſten Saphir, den Publiciſten Seybold, den berühmten Kaſpar von Schwenkfeld, den berühmten Reiſenden Tavernier, die h. Thereſia, den frommen Dichter Terſteegen ꝛc. Zugleich wäre zu wünſchen, daß das Regiſter etwas vollſtändiger wäre. Die Namen Beranger, Klapperton, du Halde, Gräter, Pigault Lebrun ꝛc. befinden ſich zwar im Text des Werks, aber nicht hinten im Regiſter.

Taſchenbücher auf 1834.

Deutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von A. v. Chamiſſo und G. Schwab.

Titelkupfer: Friedrich Rückert. Der poetiſche Inhalt iſt diesmal ſehr reichhaltig. Voran ſtehn mehrere Gedichte des Königs von Bayern, wovon das erſte Sonett:

Auf Weihrauchswolken früherhin erhoben,
Bis zu dem endeloſen Himmelsbogen,
In der Verläumdung Tiefe nun gezogen,
Verſank der Ruhm jezt durch des Sturmes Toben.

Veränderlich iſt gleich den Meereswogen
Der Menſchen Gunſt; was heute ſelbe loben,
Iſt morgen ſchon zerronnen und verſtoben;
Der ſich auf ſie verläßt, der wird betrogen.

So wie die Wellen kommen und verſchwinden,
Entſteht das Lob der Menge und vergehet,
Und Thorheit iſt's, ſein Glück daran zu binden.

Was auf Bewußtſeyn ruht, blos ſicher ſtehet,
Das Heil, es iſt bei Gott allein zu finden,
Dieß bleibt, wenn alles Andere verwehet.

Und das zweite: Europa im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Freier, glücklicher, als je ſie waren,
Blüheten die Länder wieder auf;
Nach den vielen kampferfüllten Jahren
Schien geendigt der Zerſtörung Lauf.

Digitized by Google

Ach! da ward nach heimlich langer Gährung
Der Pandora Büchſe aufgethan.
Mit Gewalt will Jeder, daß Gewährung
Allem werde, was begehrt ſein Wahn.

Schwindel hat die Völker jezt ergriffen,
In das Bodenloſe zieht es ſie;
Durch der Leidenſchaften Felſenriffen
Unzerſchmettert ſchifft das Fahrzeug nie.

Selbſt die ſtärkſten, Albions Säulen wanken;
Was auf dieſer Erde ſteht noch feſt!
Alles unterjochen die Gedanken,
Jede Stütze nun die Welt verläßt.

Sprachverwirrung üb'rall iſt entſtanden,
Wie beim Bauen einſt von Babels Thurm.
Losgeriſſen von den heil'gen Banden
Schleudert fort die Menſchen jezt der Sturm.

Aus den Herzen, ach! iſt Gott gewichen,
Jeder iſt ſich ſelbſten nun ſein Gott.
Und der Glanz des Hehren iſt erblichen,
Das Verehrungswürd'ge wird zum Spott.

Wie Saturnus ſeine eig'nen Kinder,
So verzehret Revolution
Die von ihr geborenen nicht minder,
Stürzt den neuen wie den alten Thron.

Doch mit Blindheit iſt der Menſch geſchlagen,
Was auch immer die Geſchichte zeigt,
Nie und nimmer wird's demſelben tagen,
Selbſt die eigene Erfahrung ſchweigt.

Güt' und Milde nur nicht mehr jezt frommen,
Noch vermag allein es der Verſtand;
Blos durch feſten Muth kann Hülfe kommen,
Er nur iſt der Rettung Unterpfand.

Dann folgen viele Lieder von Friedrich Rückert, die nach ſeiner Weiſe theils ſehr ſchön, theils aber auch blos flüchtige Spielereien ſind. Sein enormes lyriſches Talent iſt zu verſchwenderiſch. Er macht alles zum Liede und windet denn auch wie Ophelia manches ins Bouquet, was nicht hinein paßt.

A. v. Chamiſſo hat mehrere ſehr ſchöne Gedichte geliefert; worunter ſich beſonders das folgende als klaſſiſch auszeichnet:

Im Herbſt.

Niedrig ſchleicht blaß hin die entnervte Sonne
Herbſtlich goldgelb färbt ſich das Laub, es trauert
Rings das Feld ſchon nackt und die Nebel ziehen
Ueber die Stoppeln.

Sieh' der Herbſt ſchleicht her und der arge Winter
Schreitet dem Herbſt bald nach; es erſtarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, ſchreckhaft ſiehſt du mich an, erſchrick nicht;
Sieh', das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgeſtumpft; warm ſchlägt in der Bruſt das Herz zwar,
Aber mich friert es! ꝛc.

Die werthvollſten Gaben von Guſtav Schwab ſind die aus dem Polniſchen des Mickiewicz frei übertragenen Bilder aus der Krimm. Dieſer Pole iſt ein Genie der erſten Größe und um ſo liebenswürdiger, als ſich in ihm die nationelle Romantik ſeines ſo tief und zartfühlenden Volkes abſpiegelt. Nur folgende Gedichte zur Probe.

Windſtille.

Mit dem Band des Wimpels ſpielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerſchein des Lichts, wie des Mädchens Buſen hebt,
Das von Liebesglücke träumt, und erwacht und ſeufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.

Segel am entblößten Maſt ſchlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten feſtgeknüpft wieget ſich das Schiff nur ſacht,
Die Matroſen athmen auf, und die Fremden in der Runde
Freuen ſich der Stunde.

Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Fluth,
Im Gewimmel deines Volks ſchläft verborgen er und ruht,
Wenn der Himmel wollig ſtürmt; aber, kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.

Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gey'r, in deinem Grund,
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie, und du biſt geſund.
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Faſſen es die Klauen.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 103. — 11. Oktober 1833.

Taſchenbücher auf 1834.

Deutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von A. v. Chamiſſo und G. Schwab.

(Beſchluß.)

Das Gebirge Czadyrdah.

Anblick von den Steppen Kozlow's.

Der Pilger.

Iſt's ein Eismeer dort, das Allah querherüber aufgeſchichtet?,
Hat er aus gefrornen Wolken Engeln einen Thron errichtet?
Wagten aus der Erde Viertel Diven *) einen Damm zu dämmen,
Um die Sternenkaravane, die aus Oſten zieht, zu hemmen?

An den Spizen welcher Schimmer? ſteht die Sultansſtadt in Flammen?

Oder hat, weil Nacht allmählig ihren Schleier faßt zuſammen,
Allah's Arm am hohen Himmel nach der Leuchte ſelbſt gegriffen,
Um die Welten zu erhellen, die durch das Naturmeer ſchiffen?

Mirza.

Nein! ich ſelbſt bin dort geweſen; droben wohnt der Winter hell,
Bäche ſah ich, Flüſſe ſah ich Waſſer ſchöpfen aus dem Quell,
Aus dem Munde ging der Schnee mir mit dem Athem, ich ſchritt ſchnell,

Aufwärts, wo der Pfad dem Adler ausging; wo die Wolke floh,
Wo in ihrer Wetterwiege Blize ſchlummern; aufwärts, wo
Ueber'm Turban mir ein einz'ger Stern ſtand. — 'S iſt Czadyrdah!

Der Pilger.

Oh!

Die Gräber des Harem.

Mirza zum Fremdling:

Trauben aus der Liebe Weinberg wurden frühreif hier gepflückt,
Um bei Allah's Mahl zu ſchimmern: aus dem Meer der Luſt entrückt,

*) Perſiſche Dämonen, von den Engeln hinter das Gebirge Kaf ans Ende der Welt verbannt.

Digitized by Google

Nahm der Sarg in ihrer Friſche Perlen hier des Morgenlands,
Und verſenkt' im ſchwarzen Abgrund ihren Glanz.

Zeit hat ſie mit ihrem Schleyer, ſie Vergeſſenheit bedeckt,
Und ein kalter Turban *) mitten prangt im Garten aufgeſteckt,
Wie des Schattenheeres Banner; unter ihm von Giaurenhand
Stehn gegraben noch die Namen um den Rand.

An der Unſchuld Quell, im Schatten keuſcher Scham ſind aufgeblüht,
Roſen Edens, eure Stunden; angeglüht
Hat ſie im verborgnen Garten eines Keyers Auge nie.

Und jezt trübt der Blick des Fremdlings eures Grabes Frieden? — ſey's!
Ich vergönn' ihm's beim Propheten! denn ich weiß:
Er allein von allen Fremden ſtand, im Auge Zähren, hie!

Gleichfalls ſehr ſchön ſind die Erinnerungen an Adria von Anaſtaſius Grün, Landſchaftsbilder vom adriatiſchen Meer.

Archipelagus der Liebe.

Es glüht das Meer, endlos vor mir gebreitet,
Wie die Erinnerung an roſ'gen Mai,
Und jenes Segel, das darüber gleitet,
Mich dünkt's, als ob mein eignes Herz es ſey.

Du unſtät Fahrzeug dort, das ſchwankt und irre
Fern durch die Wogen ſteuert hin und her,
Wer ſagt mir wohl, wohin dein Segel ſchwirre
In dieſem weiten, inſelreichen Meer?

Welch Eiland einſt dein Port aus all den blauen,
Zerſtreut im Spiegel abendrother Fluth,
Wie Häupter holder Jungfrau'n anzuſchauen,
Auftauchend aus dem Bade lauer Fluth?

Ob dieſes hier, auf deſſen Flur von Roſen
Der Abend jezt auch ſeine Roſen ſtreut,
Daß Himmelsblüthen mit den ird'ſchen koſen,
Und Erd' und Himmel glühn im Blumenſtreit?

Ob jenes dort, ſo ſtolz die Stirne tragend,
Wenn Morgenroth drauf ſeinen Kuß gepreßt,
Doch deſſen goldner Felſenwall, hochragend,
Den Kahn der Sehnſucht nimmer landen läßt?

Ob jene Inſel, die, daß ſanft es lande,
Manch Schifflein lockt, und lieblich anzuſehn,
Wenn Mondenglanz ſich gießt auf ihre Strande,
Und goldne Stern' in Meer und Aether ſtehn?

Ob es die blondgelockte, deren Felder
In üpp'ger Saat hinfluthen helles Gold?
Die ſchwarzgelockte, der ein Kranz der Wälder
Wie lindes Haar reich um die Schultern rollt?

Wer ſagt es mir, wohin dies Segel ſchwirre?
Und ob's ein Schiff auch, was dort treibt umher?
Ob's nicht vielleicht mein Herz, das ſchwanke, irre,
Durchſchiffend der Erinn'rung blaues Meer? —

Unter den Gedichten des Grafen Platen zeichnet ſich vor allen der Abſchied des ruſſiſchen Prinzen Alexius von Neapel aus, von wo er nach Rußland zurückgerufen wurde, um dort das Schaffot zu beſteigen.

Zu den ſchönſten Gedichten dieſer Sammlung gehören ferner die Atlantica von Nicolaus Lenau, Erinnerungen einer nordamerikaniſchen Reiſe:

Stille! — jedes Lüftchen ſchweiget,
Jede Welle ſank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn beliebe
Allzutrübe, allzuſchwer,
Leget ſich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergeſſend ſeiner Bahnen,
Seines Zieles noch ſo weit!
Ruht das Schiff mit ſchlaffen Fahnen
In der tiefen Einſamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fiſchlein käme
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fiſch, der ſich erhübe,
Und kein Vogel kommen will. —
Iſt es unten auch ſo trübe,
Iſt es unten auch ſo ſtill? —

Wie mich oft in grünen Haynen
Ueberraſcht' ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz?

*) Türkiſche Grabſteine.

Digitized by Google

O, dann iſt es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geſchlecht von Menſchen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim iſt ſeine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen ſpült.

Außer dieſem wird der Freund der lyriſchen Muſe noch viele ſchöne Lieder in dieſem Jahrgang des Muſenalmanachs finden und ſich überzeugen, daß die erſte Idee zu dieſem neuen Almanach von Amadeus Wendt nicht unfruchtbar geblieben iſt. Hier iſt das glückliche Eiland der Sänger, wie ſie ungeſtört von den Stürmen der Zeit wie auf einer ſchönen Oaſe im ſtürmiſchen Sandmeer der Wüſte ſich verſammeln und ihrer Blumen warten, die einſt noch den ruhigeren Tagen unſrer Enkel duften werden. Nur wenige Dichtungen dieſes Jahrgangs dürften ihren ehrenvollen Platz nicht verdienen. Ich rechne darunter die Expectorationen des Herrn von Feuchtersleben, z. B.

Natur, ſo oft genannt und o ſo ſelten
Erkannt! „Und darf der Menſch dich auch erkennen?“
Ob er es darf? ꝛc.

oder

Noch ein Gedicht! Nur eine Weiheſpende
Dem — ſtets zu früh Geſchiednen ꝛc.

das iſt Proſa, nicht Poeſie.

Vergißmeinnicht, von Spindler.

Eine ſehr freundliche Gabe. Nicht nur die Kupfer ſind ausgezeichnet ſchön, auch die Erzählungen geben einen neuen Beweis von Spindlers ſo anmuthigem Talente. Die erſte, die *Freileute von der Herrenwieſe*, würde vielleicht ergreifender wirken, wenn keine Zigeuner darin vorkämen. Die drei Jäger allein würden den Leſer ſchon genugſam intereſſiren, und das wildſchöne Waldgemälde würde gewinnen, wenn es der Zigeuner, als ſchon allzubekannter Staffagen, entbehrte. Durchaus originell iſt die *Ulme des Vauru*, eine ſchauerliche Geſchichte aus den altfranzöſiſchen Bürgerkriegen. Je heitrer ſie anfängt, in je lachendern Farben uns das Gewühl des altmodiſchen Königshofes geſchildert wird, um ſo mehr fühlt ſich das Gemüth des Leſers von der tragiſchen Wendung, von dem entſetzenvollen Ausgang ergriffen. Jaqueline, eine junge Leibeigne, die bei einem Paſtetenbäcker in Paris als Magd dient, wird von demſelben mit einem Korb voll delikater Waare nach Hofe geſchickt, im Gewühl der Gäſte von einem Ritter von Vauru verfolgt und von einem jungen Hofmann, ihrem Gutsherrn, gerettet. In dieſer Schilderung des altfranzöſiſchen Hoffeſtes hat Spindler die ganze Meiſterſchaft ſeines maleriſchen Talentes bewährt. Die heimkehrende Jaqueline findet ihr Haus verſchloſſen, da der Paſtetenbäcker ausgegangen war, und geht einſtweilen in das Haus des Nachbars, eines Barbiers, um bei der Magd deſſelben, ihrer guten Freundin, zu warten. Der Barbier erklärt ihr aber, daß er geſtern ſeine Magd fortgejagt habe, und macht Jaqueline Anträge. Dieſe wird durch einen Zufall das Kleid der vermeintlich entlaſſenen Magd, ihrer Freundin, gewahr, bemerkt Blut an demſelben und muß alle Kunſt der Verſtellung aufbieten, um ſich aus den Händen des Barbiers zu befreien, ohne daß er ihren Argwohn inne wird. Er gibt ihr etwas für den Paſtetenbäcker mit, das er für Fleiſch zu Paſteten ausgibt; ſie entdeckt aber, daß es ein ermordetes Kind iſt, und daß der Barbier auf dieſe Weiſe den Bäcker ſchon öſters mit Fleiſch verſorgt hat, wodurch eben die Paſteten ihre Delikateſſe erhielten und ſich ſo großen Abſatz bei Hofe erwarben. Jaqueline will am andern Morgen fliehen, aber eben als ſie das Haus verlaſſen will, kommt ihr ländlicher Verlobter, Ogier, um bei dem Barbier eine Schuld einzuholen. Sie will ihn vor dem Hauſe des Mörders warnen, wird aber durch den Bäcker daran verhindert, der ſie einſperrt, und da ſie in der Angſt um ihren Verlobten ihr Geheimniß verräth, ſie ſchon zu ermorden bereit iſt, als plötzlich ihr galanter Gutsherr an die Thür klopft und ſowohl ſie als den armen Ogier befreit. Die Mörder werden geſtraft, Ogier heirathet Jaquelinen. Nun aber brechen die Bürgerkriege aus. Ogiers Haus wird geplündert, er ſelbſt gefangen, und er ſoll gehenkt werden, wenn Jaqueline nicht eine Summe Geldes ſchafft, ihn zu erlöſen. Sie weiß das Geld aufzutreiben, aber der Ritter von Vauru, der bei den Soldaten iſt und ſie wieder erkennt, läßt den armen Ogier dennoch ermorden, und an einen Ulmbaum hängen, an den Baum ſelbſt aber die ſchwangre Jaqueline binden, wo ſie einſam in des Winters Froſt von Wölfen verzehrt wird. Der Ausgang iſt grell, aber ganz im Charakter jener Zeit und jenes Landes.

Die lezte Erzählung, der *große Antlas zu München*, iſt die ſchönſte. Sie wird unter den vielen Sittengemälden Spindlers immer eine der erſten Stellen einnehmen. Er verſezt uns in die Gebirge Tirols, in die Wohnung der „Thres,“ der ſchönſten und

Digitized by Google

reichſten Dirne des Orts, um die der „Scheiben-Toni,“ der beſte Schütz, ſich vergeblich müht. Wie dem Herkules gibt ſie ihm, in der Launen Uebermuth, die ſchwerſten Dinge zu vollbringen auf, und ertheilt ihm doch nie den Lohn, will ihm nie den erſehnten Hochzeitstag beſtimmen, ſondern hat immer etwas Neues vor, was ſie ihm in den Weg wirft. Sie verlangt endlich, Toni ſoll zum großen Antlas (Frohnleichnamsfeſt) nach München gehen, dort dem Freiſchießen anwohnen und ihr den Preis des beſten Schuſſes bringen. Aber der arme Toni hatte in frühern Kriegszeiten bei einem Gefecht auf den Herzog Wilhelm von Bayern geſchoſſen und fürchtet erkannt zu werden. Doch Theres ließ ſich nicht bewegen und der gehorſame Burſche rannte wie toll davon. „Da er nach dieſer Rede voll Betrübniß und Leidenſchaft ſpornſtreichs davon lief, und den Kopf nicht mehr nach dem Mädchen umdrehte, wiſchte der Silber-Nazi einen Tropfen aus ſeinem Auge und ſprach wehmüthig zur Tochter: „Du rufſt ihn nicht zurück, Theres? Geh, ruf' den armen Schelm,“ — worauf Theres den Nacken ſtolz zurückwarf, und kaltſinnig redete: „Laß den hoppetatſchigen Buben ſpringen. Er will's nicht beſſer, und gerade ſo müſſen die Mannsbilder traktirt ſeyn!“ — Toni begab ſich nach München, und wurde daſelbſt ſogleich ergriffen. Schon erwartete er den Tod, als er vernahm, daß er nur, als der längſte Burſch, den man in ganz München hatte auftreiben können, beim geiſtlichen Feſtzug den König Pharao vorſtellen ſollte. Als er nun im Zuge ſtolzirte, gewahrte er ein Mädchen, welches die gebenedeyte Maria vorſtellte, die man ihrer unübertrefflichen Schönheit wegen zu dieſer Rolle auserleſen hatte, die aber Niemand anders, als ein armes Tirolerkind und Tonis Jugendbekannte war. Bald darauf ereignete ſich folgende Scene im Kämmerlein der armen Magd: „Das gute Mädchen hatte ſeine wenigen Putzſtücke aus der Truhe geklaubt, und auf dem Tiſchlein ausgeſpreitet: Goller, Mieder, feine Aermel, und ſchöne Bänder; das ſchönſte war jedoch ein von ihrer Mutter ererbtes, nach wälſcher Art muſirt mit ſilbergeſtriemten Zacken. Das leuchtete lieblich im Sonnenſtrahl, der zur Dachlucke hereinſtach, und war der zweite Gegenſtand, der dem Toni in's Auge fiel, da er am Schlüſſelloch lauſchte, und mit bebendem Herzen erkannte, daß hier oben wahrlich die reinſte Jungfrau ihren Thron aufgeſchlagen. Das Beben in der Männerbruſt theilt ſich leicht der Männerfauſt mit, und daher kam's, daß unvermuthet die Thüre aufſprang, und als wie hereingehagelt der ſtattlich bewaffnete Tiroler vor ſeiner Landsmännin ſtand, die nicht recht wußte, wie ihr geſchah, aber es bald inne wurde, da nur die erſten Fragen vorüber waren. — „Jeſu!“ — „Grüß' Gott, ſchöne Tirolerin.“ — „Dank' Gott, Landsmann; woher?“ — „Am Zirlsberg, da iſt halt meine Heimath!“ — „Ach, im Flecken haben auch wir gewohnt, die Mutter und ich.“ — „Ich weiß, ich weiß, Du lieb's Diendl; das Band hat mir's verrathen.“ — „Das Band?“ — „Ein Citronenhändler hat einmal um Deine Mutter gefreit, und es iſt nichts daraus geworden. Aber das Band hat er ihr gebracht von einer Dult.“ — „Auf ein Haar iſts ſo, und Du heißeſt?“ — „Hiob oder Lazarus, wenn Du Dich nimmer beſinnſt auf den kleinen Toni, der mit Dir geſpielt hat, wie Du nicht höher warſt, als der Tiſch, Du herzige Afra!“ — „Ei, du heilige Mutter! der Toni! grüß tauſendmal Gott!“ — Die freudige Magd reichte dem Jugendfreund die Hand, die er rechtſchaffen ſchüttelte, und nicht losließ, da er ſich vor das Mädchen auf den Schemel ſezte, um fortzufahren: „Dein Mütterl?“ — „Tröſt' ſie Gott!“ ſeufzte Afra mit ſchwimmenden Augen: „Und Dein Vater, Toni?“ — „Gott hab' ihn ſelig. Bin ganz allein.“ — „Ei ja doch! Du, ein reicher Mann! Haſt gewiß ſchon eine Staatsfrau, und liebe Kinder. Du biſt geborgen, und die arme Afra muß weit von der Heimath unter den Ehhalten ihr Brod verdienen.“ — „Tappetes Ding! mir fehlt noch's Beſte; was meinſt?“ — Die erröthende Dirne ſchwieg verlegen und ſah zur Erde, während als wie himmliſche Muſik des Toni Rede weiter lautete: „Bin lang ein Narr geweſen; hab' mich herumg'hackelt mit einem g'ſchupften Weibsbild, das nicht weiß, wo aus noch ein, vor Uebermuth. Wie ich Dich geſehen habe, iſt alles mit der Theres aus geworden. Schau' mich an, Afra. Auf Galli Tag dreißig Jahr', ein Gütel frei von Schulden, ein ſaubrer Stall mit Vieh und hie und da ein blankes tauſend Gulden.... das biet' ich Dir, und das haſt Du, wenn Du einſchlägſt, und wir heut noch unſere Stuhlfeſt machen.“ Plötzlich aber erſcheinen Bewaffnete, denn ein alter Bekannter des Toni hatte ihn als den angegeben, der auf den Herzog geſchoſſen habe und jezt nach München gekommen ſey, den Mordverſuch zu wiederholen. Indeß hört der Herzog den Tiroler ſelbſt, die ſchöne Tirolerin, welche die Mutter Gottes dargeſtellt, bittet für; der Toni wird frei, thut den beſten Schuß auf dem Freiſchießen und bringt der erſtaunten Theres den Preis des Sieges heim. „Da iſt, was ich Dir verſprochen;“ ſagte er zu der überraſchten Theres, indem er die ſeidenen Fahnen, behangen mit Silbermünzen, zu ihren Füßen niederlegte: „Hier iſt aber auch, was ich für mich behalte!“ ſezte er hinzu, und zeigte der Vernichteten die ſchöne Braut.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 104. — 14. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

1) Grundriß der Natur-Philoſophie von C. A. Eſchenmayer, Prof. in Tübingen. Tübingen, Laupp, 1832.

Der ehrwürdige Veteran der Philoſophie geſteht, daß er in ſeinen Anſichten über die Natur (das Reich, worin das Geſetz herrſcht) immer Schelling und der von ihm gegründeten Schule treu geblieben iſt, nicht aber in den Anſichten über das Reich, worin die Freiheit herrſcht, nämlich über das Göttliche. Er habe den Schöpfer immer vom Geſchöpf getrennt, und Gott weder (wie Oken) nur in der Natur, noch (wie Hegel) nur im Geiſt geſucht, ſondern über beiden. Wenn er Seite 8 ausdrücklich erklären zu müſſen glaubt, daß Gott frei und an kein Geſetz gebunden ſey, ſo müßte eine ſolche naive Erklärung dem unbefangenen Leſer faſt wunderlich ſcheinen, wenn ſie nicht in der That nothwendig wäre, nachdem andre Philoſophen oft genug behauptet haben, Gott ſey nicht frei, ſondern an ein Geſetz gebunden, ja das Geſetz, die ſtarre Nothwendigkeit ſelbſt.

Die Schöpfung preiſt, nach Eſchenmayer, ihren Schöpfer durchaus in reinen Dreiklängen. Dieſe ſind Geiſt, Natur, Leben — im Geiſt Denken, Fühlen, Wollen — in der Natur Licht, Wärme, Schwere — im Leben Reproduktion, Irritabilität und Senſibilität — und als Norm der ganzen Schöpfung die drei Ideen Wahrheit, Schönheit, Tugend. Hierin erkennt er das Geſetz der irdiſchen Schöpfung, aber jenſeits deſſelben läßt er die Freiheit walten, ja er geht ſo weit, zu behaupten, was noch kein Naturphiloſoph wagte, daß nämlich Freiheit nicht blos im Geiſtigen, ſondern ſogar in der Natur ſelbſt walte. So nimmt er neben der irdiſch bedingten Schwere und Finſterniß noch eine jenſeitige unbedingte in der Hölle, und neben dem irdiſch bedingten Licht noch ein jenſeitiges unbedingtes im Himmel an (Seite 21). Allein ich glaube, das Unbedingte iſt ein negativer Begriff, der nirgends exiſtirt als in unſerm Denken, und ich halte es nicht für philoſophiſch, einen ſolchen Begriff in die Wirklichkeit überzutragen. Auf welche Grundlage ſtützt Eſchenmayer ferner die Behauptung, daß bei den Planetenbewohnern ein Uebergewicht des Denkens, bei denen der Sonne ein Uebergewicht des Fühlens und bei den Bewohnern der übrigen Sterne ein Uebergewicht des Wollens beſtehe? wie er Seite 27 ſagt. Davon können wir denn doch nichts wiſſen.

In der gewiß ſehr ſchönen Erörterung S. 33—39, wo der Verfaſſer in der unorganiſchen Natur mit ihren ſtrengen Geſetzen die real gewordene Wahrheit, in der organiſchen Welt die Schönheit, in der Geſchichte aber die Tugend erkennt, dürfte nur die Unterſcheidung zwiſchen

Digitized by Google

der unorganiſchen und organiſchen Natur nicht ganz klar ſeyn, denn im Organismus herrſcht eben ſo gewiß die Wahrheit mit ihrer Geſetzmäßigkeit, als im Unorganiſchen Schönheit enthalten iſt.

Indem der Verfaſſer zu den Einzelheiten der Natur übergeht, wiederholt er die ſchon früher von ihm aufgeſtellte Behauptung eines *Naturcentrums*, eines Mittelpunkts der ganzen Welt, zu dem ſich alle Milchſtraßen oder Sternſtrömungen in unendlichen hyperboliſchen Bahnen neigen, gleich Kegeln, die von allen Seiten her mit ihren Spitzen zuſammenſtoßen. Allein dieſes an ſich ſchöne Bild widerſtreitet doch, wie jedes Bild, dem Begriff des unendlichen Raumes. Man hat noch ſchöner die Welt eine unendliche Kugel genannt, in welcher jeder Punkt der Mittelpunkt iſt; dieſes Bild kommt dem Begriff des Unendlichen näher, aber beide Bilder enthalten eine Vorſtellung, die Andeutung einer Figur, und das Unendliche enthält zwar alle Figuren, kann aber eben deshalb ſelbſt keine Figur bilden. Jede mögliche Vorſtellung irgend einer Figur ſchränkt das Unendliche ſchon ein. Da nun aber jeder Mittelpunkt nothwendig eine Figur vorausſezt, deren Mittelpunkt er iſt, ſo kann es im unendlichen Raum ſchlechterdings keinen Mittelpunkt geben.

Wir verlaſſen das Gebiet der Hypotheſen gern, um an Eſchenmayers Hand in die bekannte Natur einzukehren, und ſeinen ſo klaren als geiſtreichen Erklärungen der unorganiſchen und organiſchen Natur unſrer Erde zu folgen. Aber am Schluß finden wir uns wieder in das Gebiet der Hypotheſen verſezt, weil wir da wieder auf die Grenze eines unbekannten Landes ſtoßen. Wie ſich uns das Naturcentrum vor der irdiſchen Schöpfung verbirgt, ſo auch wieder das geiſtige Centrum jenſeits des irdiſchen Lebens. Eſchenmayer ſagt darüber Folgendes, und dies iſt der Kern ſeiner Lehre:

„In dem Naturbilde Gottes, wo das nothwendige Princip überwiegt, iſt zugleich die Stoffheit überhaupt gegeben. Sie iſt das, was ſchon *Ariſtoteles* die unbeſtimmte paſſive Materie nennt, was *Laplace* als eine unermeßlich-ausgedehnte Atmoſphäre, die der Verdichtung zu Maſſen fähig iſt, *Philipps* als eine allgemeine elaſtiſche Flüſſigkeit, die in ſich alle Bewegungen mechaniſch fortpflanzt, und *Oken* durch den allgemein verbreiteten Aether bezeichnen. Werden nun jene Beſtreben auf dieſe Stoffheit gerichtet, ſo werden ſie kosmiſche Kräfte und zwar wird das Beſtreben, In ſich zu ſeyn, *Kraft der Schwere*, das Beſtreben, In Andern zu ſeyn, *Kraft der Wärme* und das Beſtreben, Im Höheren zu ſeyn, *Kraft des Lichts*. Durch die Schwere wird ein Schwerpunkt und durch deſſen Attraktion des allgemeinen Stoffes ein Kern (Kryſtalliſations-Kern) ſich bilden, der allmählig nach Maaßgabe der Intenſität, welche nach einem allgemeinen Geſetz ihm zugetheilt iſt, die Maſſe um ſich her verdichtet und zum Weltkörper wird. — Durch die Wärme wird der Egoismus der Schwere gemildert, und der Weltkörper wird mit Allen ſeiner Art in Verbindung geſezt. Durch das Licht erhält der Weltkörper ein Beſtreben, an dem Höhern Theil zu nehmen. Das Höhere iſt für die Monden der Planet, für die Planeten die Sonne, für die Kometen wahrſcheinlich mehrere Sonnen, für die Sonnen das Nebelgeſtirn und für die Nebelgeſtirne das Naturcentrum.“

„Das Leben beruht auf der Kraft des indifferenzirenden Princips, um das Freie und Nothwendige zum Gleichgewicht zu bringen. Nun iſt der Charakter des nothwendigen Princips *abſolute Kontraktion* auf einen Schwerpunkt, der Charakter des freien Princips iſt völlige Aufhebung aller Schwerpunkte, mithin *abſolute Expanſion*. Soll es zum Gleichgewicht kommen, ſo darf es weder das Eine noch das Andere gewinnen. Es wird demnach ein ſteter Wechſel von Kontraktion und Expanſion ſtattfinden, und mit ihm bildet ſich die Sphäre des Lebens, in welcher diejenige Seite, die dem Geiſt zugekehrt iſt, als *Seele*, und diejenige, die der Natur ſich zukehrt, als *Leib* erſcheint. Im Organismus iſt der Kreis lebendig geworden und ſein Centralpunkt iſt das, was wir das *Selbſt ſchlechthin* nennen können. Das *Selbſt ſchlechthin* iſt kein blos geometriſcher, ſondern ein aus innerem Princip oscillirender Mittelpunkt. Es iſt der Pulsſchlag des ewigen Mutterherzens, aus welchem alle Schöpfungen des Lebens hervorgehen.“

„Die phyſiſche Natur fängt an ihrem unterſten Ende mit der Atomiſtik der Schwere an, füllt ihr Mittelgebiet durch den Chemismus der Wärme aus und hört an ihrem oberſten Ende mit der Organik des Lichts auf. Die grüne Priſtley'ſche Materie iſt das Elementarprodukt der Vegetation, welches entſteht, wenn das allverbreitete Lebensprincip das Licht zur Inſichbildung oder Individualiſirung ſollizitirt. Das erſte Gebilde iſt der Zellſtoff mit den drei Formen der Reproduktion. Hat dieſe in der Pflanzennatur ihr Maximum erreicht, ſo geht es über in den zweiten Prozeß der Animaliſation, in welchem der Fiberſtoff mit den drei Formen der Irritabilität ſich ausbildet; von da geht es über in den dritten Prozeß, in welchem ſich der Markſtoff mit den drei Formen der Senſibilität vollendet, was im Menſchen geſchieht. Im Menſchen iſt die vollkommenſte Proportion der organiſchen Grundkräfte, ſo weit ſie auf der Erde möglich iſt, und darum kann das geiſtige Reich auf dieſer Grundlage ſich aufbauen. — Wie die Lebenskraft mit den phyſiſchen Potenzen, ſo verfährt die Seele mit der Lebenskraft und zwar in ihrer höchſten Expanſion als Nervengeiſt. Sie vermittelt ſich durch den Nervengeiſt mit dem Leib und durch den Leib mit der Welt und

dadurch wird der Menſch Herr der Erde. Bei der Bildung des Menſchen gibt die Seele das Schema her, der Nervengeiſt nimmt es auf in ſeine plaſtiſche Typik und trägt es über auf den materiellen Zeugungsſtoff. Die leibliche Geſtalt des Menſchen iſt daher ein Produkt der Seele mit dem Bildungsſtoff, vermittelt durch die Plaſtik des Nervengeiſtes. Dieſer Geiſt iſt aber nicht blos Werkzeug der Seele, ſondern integrirender Theil des Menſchen und als plaſtiſcher Typus für ſich beſtehend. Mag daher die leibliche Hülle abfallen, ihr plaſtiſcher Typus dauert doch noch fort und bleibt vereinigt mit der Seele. Die reine Seele gibt auch ihm ſeine Reinheit und die verdorbene Seele verderbt und verdunkelt auch ihn. — Es hindert uns nichts, die auf der Erde vollendete Proportion im menſchlichen Organismus in einer höhern Sphäre noch weiter fortgeſezt anzunehmen, ſo daß das Uebergewicht der Senſibilität immer noch mehr anwachſen kann, während die andern Grundkräfte immer mehr zurücktreten. In einer höhern Verfaſſung des Lebensprincips muß der gröbere materielle Stoff von Fleiſch und Bein verſchwinden und aus der plaſtiſchen Kraft des Nervengeiſtes ſich ein ätheriſcher Leib bilden, der alsdann nicht mehr verweslich iſt, wie unſer irdiſcher Leib. Aber auch hier ſchon auf der Erde überſteigt unter ſeltenen Bedingungen die Senſibilität die Gränzen der gewöhnlichen Proportion, und dann zeigt ſie uns jene außerordentlichen Erſcheinungen, wie wir ſie im Somnambulismus wahrnehmen. Der Menſch nennt ſie wunderbar, weil er gewohnt iſt, Alles mit ſeinen niedern Naturgeſetzen zu meſſen; ſie ſind aber eben ſo natürlich, als alles Andere und gehen blos aus einer höhern Entwicklung der gleichen Proportion hervor. Wenn wir die Senſibilität von ihren Anfängen in den niedern Thieren bis zum Menſchen immer wachſen ſehen, warum ſollten wir nicht annehmen, daß ſie in einer höhern Sphäre noch einen höhern Werth erhalte? Der Somnambulismus gibt kein unwichtiges Argument dafür. — Aber eben ſo, wie die Seele mit dem Nervengeiſt, verfährt der Geiſt mit der Seele. Er iſt der wahre Herrſcher im Menſchen und ſoll es auch ſeyn, weil durch ihn nicht nur alle Kräfte der Seele und des Leibes zur Harmonie gelangen, ſondern auch allein durch ihn die Vermittlung mit Gott geſchehen kann. Nur der Menſch iſt zur Freiheit des Geiſtes erhoben und Glied des univerſellen Geiſterreichs. Nicht mit dem Leben endigt auch der Geiſt. Der Menſch wirft das irdiſche Leben nur wie eine Hülle ab und eine Menge höherer Stufen ſind ihm geöffnet. Wie er hier nacheinander vom Selbſtgefühl zum Selbſtbewußtſeyn, von dieſem zur Selbſterkenntniß, von dieſer zur Selbſtgeſetzgebung und zulezt zur göttlichen Geſetzgebung aufſteigt, ſo hat er auch in dieſer zeitlichen Vervollkommnung die Bürgſchaft für ein ewiges Leben."

Dieſe Vorſtellungsweiſe iſt ſchön und edel, ſie entſpricht den Forderungen der Aeſthetik und Moral, doch ob ſie die reine und unzweifelhafte Wahrheit enthalte, das iſt auch hier, wie bei jedem philoſophiſchen Syſtem, wieder die große Frage. Daß die Selbſtgeſetzgebung nach dem in uns liegenden höchſten Vernunftgeſetz, nach dem Gewiſſen, nach dem uns eingepflanzten Edelſinn, den wir wohl göttlich nennen dürfen, daß mit einem Wort die Tugend unſer höchſtes Ziel auf Erden und das Herrlichſte der Schöpfung ſey, iſt gewiß. Ob wir aber dieſe Tugend nothwendig in Verbindung mit einem jenſeitigen Leben bringen müſſen, iſt und bleibt zweifelhaft. Eben dieſes Gewiſſen, eben dieſer edle Trieb in uns ſträubt ſich gegen den trivialen Begriff des Lohns und der Strafe jenſeits. Eſchenmayer ſagt Seite 293: „Bei den Organiſationen fanden wir, daß die Lebenskraft überall ihre untern Glieder fallen läßt, um zu einer höhern Potenz zu gelangen; allein beim Menſchen, wo die Freiheit hinzutritt, kommt eine ſtarke Modifikation in dieſes Verhältniß. Mit der menſchlichen Natur hat die Lebenskraft ihre Höhe erreicht und an dieſer Gränze hört das Naturgeſetz auf, dagegen aber tritt das Moralgeſetz ein, das nur denjenigen eine höhere Integration ſichert, die ſich durch das Leben der Liebe und Tugend dazu befähigten. Alle Andere ſind Sklaven der Welt oder ihrer Selbſtſucht, die nach dem Tode ihr eigener Kerker wird. Fällt bei dieſen das untere Glied, nämlich die menſchliche Hülle ab, ſo verſinken Seele und Geiſt zugleich in jene moraliſche Gefangenſchaft, welche das Evangelium am beſten ſchildert. Diejenigen, welche gleich nach dem Tode im Licht verklärt und gereinigt aufzuſtehen wähnen, werden ſich gewaltig irren; denn die moraliſche Schwere (die Sünde) zieht noch tiefer in die Finſterniß, als die phyſiſche Schwere." Ich muß nun geſtehn, daß wenigſtens die Hoffnung auf den Lohn im Himmel und die Furcht vor der Strafe in der Hölle oder im Hades keine lautern moraliſchen Motive ſeyn können. Wie es ſich auch mit dem Jenſeits verhalten mag, ſo darf man ſich doch nicht darauf berufen, um dieſſeits die reine Moral zu fördern. Wer edel handelt, thut es nicht aus Hoffnung, noch aus Furcht, ſondern weil er eben edel iſt, weil es ihm unmöglich wäre, unedel zu handeln. Er folgt darin nur ſeinem beſſern Gefühl, aber er ſpekulirt dabei nicht aufs Jenſeits.

Wir werden bald von mehrern neuen Werken über Seelenkunde und Seelenkrankheiten ſprechen. Wir werden darin zahlreiche Beiſpiele von unglückſeligen Menſchen finden, deren unüberwindliche Laſter troz aller

Digitized by Google

Gegenkämpfe des beſſern Gefühls aus körperlichen Leiden und Mißbildungen der Organe ſtammten. Sie haben geſündigt und ihren irdiſchen Richter gefunden; die Kerker des Irrenhauſes oder das Schaffot beſtraften ſie. Soll aber auch noch der himmliſche Richter ſie verdammen? ſollen ſie die Finſterniß, die ſie hier umnachtet, auch noch hinüberſchleppen und in noch tiefere Tiefen fallen? Hier zittert das menſchliche Herz und vernimmt nur die Stimme, die da ſpricht: „richtet nicht!“ Es iſt wahr, es gibt Böſewichter, deren Zukunft man kaum anders denken kann, als wie Dante ſie in ſeiner Hölle ſchildert; aber nicht wir ſind die Richter über dieſe Zukunft, Gott iſt Richter, und ihm auch nur mit einem ſchadenfrohen Gedanken ins Amt greifen wollen, iſt Frevel.

2) Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Innere unſrer Erde. Zweiter Theil. Anſichten der Völker über die Bewohner des Innern unſerer Erde. Leipzig, Wienbrack, 1832.

Ueber den erſten Theil dieſes Werks haben wir uns bereits im Literaturblatt von 1828 Nr. 85 ausgeſprochen. Der Verfaſſer hat ſich durch unſre beſcheidnen Einwürfe nicht irre machen laſſen, er beſteht darauf, daß das Innere der Erde bewohnbar und bewohnt ſey, und da unterdeß die Julirevolution Europa in Bewegung geſezt hat, ſo iſt dies ein erwünſchter Anlaß für ihn, den Regierungen die Eroberung des Erdinnern zu empfehlen, um dadurch die überflüſſige Bevölkerung abzuleiten und ihr das Maul zu ſtopfen. Er ſagt Seite 11: „So wird nun aber eine Maſſe Menſchen beſonders in großen Städten, wie die Erfahrung bewieſen hat, leicht Gährſtoff; wo Gewinn iſt, da reicht ſie die Hände, und ſie aufzuregen, dazu gehört nicht viel. — Wie nun aber dieſe Mine in Ruhe zu erhalten? Eine nicht ganz leichte Aufgabe für den Staatsmann, die alten Verhältniſſe zurückzubringen, iſt, ſelbſt wenn es ein Unmenſch wollte, Unmöglichkeit, Blei und Stahl ſind keine Radikalkur; Brod heißt Loſung in dieſer Rückſicht; Erwerb und Unterhalt Genannten zu verſchaffen, muß daher die Sorge jeder Regierung ſeyn, und Mittel hierzu aufzufinden, ihr Beſtreben werden. — Wenn aber die Sache ſo iſt, verdienen meine Vorſchläge gar keine Berückſichtigung? Geſezt meine Anſichten bewieſen ſich als richtig, wozu ſo viel Grund als zum Gegentheil vorhanden iſt, wäre nicht auf ein Mal eine ſchwierige Aufgabe gelöst? Grundeigenthum wäre in Menge da, fleißigen Händen fehlte es nicht an lohnender Arbeit, der Handel erhielte neue Wege, die Uebervölkerung würde verhindert, den Regierungen würden neue Hülfsquellen eröffnet, und der menſchliche Geiſt hätte auch außer Politik einen weiten Spielraum zu ſeiner Unterhaltung.“ Da ſich übrigens der Verfaſſer das Innere der Erde bereits als bewohnt denkt, ſo ſezt er voraus, daß wir dieſe ganze unterirdiſche Bevölkerung ausrotten müßten, um für uns die bezeichneten Vortheile zu erlangen. Vor dieſer Grauſamkeit wird der gütige Himmel die armen Maulwürfe wohl noch eine Weile ſchützen.

Unter die Anſichten der Völker vom bewohnten Innern der Erde zählt der Verfaſſer auch unbedenklich die Sagen vom Rübezahl, ja ſogar die bekannte humoriſtiſche Reiſebeſchreibung von Niklas Klimm. Auch die vielen Sagen vom Hades, von dem Tartarus, von der Hölle werden aufgenommen. Hieher hätten eigentlich nur die Sagen gehört, die von einem dem überirdiſchen, analogen unterirdiſchen, Leben ſprechen, von wirklichen Naturweſen im Innern der Erde und nicht blos von Geiſtern, Kobolden und Teufeln. Dann hätte der Verfaſſer, wo ſich ſolche Sagen wirklich finden, z. B. bei Grönländern und Kamtſchadalen, die unter der Erde ein ſchönes Land vermuthen, ſich dieſe Einbildungen ſehr einfach aus dem Klima und der Beſchaffenheit der Polarländer erklären können. Völker, die ſich vor dem Froſt des Pols in künſtliche unterirdiſche Wohnungen flüchten müſſen, werden auch den Aufenthalt der Seligen in der Tiefe ſuchen, ſo wie Völker, die unter einem warmen Klima ſtets im Freien leben, ihn oben auf den Bergen und in den Wolken oder unter den Sternen ſuchen. Vielleicht liegen aber den Vorſtellungen der Polarvölker auch dunkle Erinnerungen an die ſüdliche Heimath ihrer Väter zu Grunde, und die unter der Erde wohnenden Seligen ſind vielleicht nur Antipoden. Man findet denſelben Glauben auch auf einigen einſamen Inſeln, wo die Oede des unendlichen Meeres der Phantaſie nirgends einen Haltpunkt außerhalb gewährt und ſie gleichſam zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren zwingt.

Die amerikaniſchen Sagen von Höhlen, aus denen urſprünglich die Menſchen hervorgegangen ſeyen, beweiſen im Grunde nicht mehr, als was auch die bibliſche Sage von Adam, die griechiſche von Deukalion und Pyrrha, die altſächſiſche vom Urſprung des Sachſenvolks, die nordiſche von dem durch eine Kuh aus einem Stein hervorgeleckten Gott, die germaniſche von dem erdentſproßnen Tſchuiſto ꝛc. andeuten, nämlich die alte Wahrheit: „Der Menſch iſt von Erde gemacht und wird wieder zur Erde.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Davy.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 105. — 16. Oktober 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

3) Sir Humphry Davy's tröſtende Betrachtungen auf Reiſen; oder die lezten Tage eines Naturforſchers. Nach der dritten Ausgabe verdeutſcht von C. Fr. Ph. von Martius. Nürnberg, Schrag, 1833.

Zwangloſe Betrachtungen in der Form platoniſcher Dialoge, enthaltend Reiſeerinnerungen, naturwiſſenſchaftliche, geſchichtliche, pſychologiſche und religiöſe Anſichten. Der Verfaſſer war kränklich, und liebt es, ſein Gemüth am Erhabnen der Welt und Natur aufzurichten, ſich durch die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge zu zerſtreuen, ſich über den Schmerz des Augenblicks durch den Gedanken der Ewigkeit zu tröſten, und zwar einer Ewigkeit, die er nicht, wie mancher Theologe, öde dachte, ſondern als Naturforſcher voll von neuen, großen Wundern der Schöpferkraft. Das Buch hat viel Eigenthümliches. Man könnte ſagen, die Frömmigkeit eines Kindes ſpielt darin mit den auserleſenen Kenntniſſen eines Naturforſchers.

Der erſte Dialog enthält eine Viſion im Koloſſäum zu Rom, worin der Verfaſſer, in der Weiſe Swedenborgs, eine Reiſe durch die Planeten macht. Folgendes iſt die Schilderung des Saturn: „Unter mir erblickte ich eine Oberfläche von unendlicher Mannichfaltigkeit, einigermaaßen einem ungeheuern Eisgebirge ähnlich, das mit breiten Säulenmaſſen bedeckt wäre. Dieſe ſchienen von Glas gebildet zu ſeyn, und von ihnen hingen runde Formen in verſchiedener Größe herab, welche man, wären ſie nicht durchſichtig geweſen, für Früchte hätte halten mögen. Aus jenen Maſſen, die mir wie glänzend blaues Eis vorkamen, brachen Ströme von prächtiger Purpur- und Roſen-Farbe hervor, und ergoſſen ſich in Becken, wo ſie Seen von derſelben Farbe bildeten. Als ich meine Blicke durch die Atmoſphäre gegen die Himmel richtete, ſah ich glänzende, undurchſichtige Wolken vom ſchönſten Azur, welche das Licht der Sonne zurückwarfen. Dieſe bot meinen Augen einen ganz neuen Anblick dar, und erſchien kleiner, als würde ſie durch einen dichten, blauen Nebel betrachtet. An der Oberfläche unter mir ſah ich ungeheure Maſſen ſich bewegen, deren Formen ich nicht beſchreiben kann. Sie hatten Bewegungsſyſteme denen des Wallroſſes oder Seepferdes ähnlich. Aber mit großem Erſtaunen bemerkte ich, daß ſie ſich von Ort zu Ort durch

Digitized by Google

ſechs außerordentlich dünne Häute bewegten, deren ſie ſich wie Flügel bedienten. Ihre Farben waren mannichfach, wenn ſchon vorzugsweiſe azurblau und roſenroth. Ich ſah zahlreiche Verſchlingungen von Röhren, dem Rüſſel eines Elephanten mehr als ſonſt irgend Etwas ähnlich, welche den vermeintlich obern Theil ihres Körpers beſezten; und mein Erſtaunen ward Verdruß und Ekel bei der Betrachtung des eigenthümlichen Charakters der Organe dieſer ſonderbaren Weſen. Mit einer Art von Schrecken ſah ich, wie eines von ihnen nach Oben ſtieg, als flöge es gegen die erwähnten dunkeln Wolken hin. „Ich weiß, was du fühlſt," ſagte der Genius; „es fehlen dir die Analogien und alle Elemente der Erkenntniß, um dieſe Scene zu begreifen; du biſt in demſelben Zuſtande, worin ſich eine Fliege befinden würde, welche ſtatt ihres mikroſkopiſchen Auges ein menſchliches eingetauſcht hätte. Du biſt vollkommen unfähig das, was du hier ſiehſt, mit deinen frühern Kenntnißen in Einklang zu bringen. Aber dieſe Weſen, welche dir in ihren Funktionen ſo unvollkommen vorkommen, wie die Zoophyten des Eismeeres, denen ſie in ihrer Organiſation, ſo wie deine Augen ſie zu faſſen vermögen, ähnlich erſcheinen, haben eine Sphäre von Senſibilität, ſie haben geiſtige Genüſſe, weit über denen der Bewohner deiner Erde. Jede von dieſen Röhren, welche dir wie der Rüſſel eines Elephanten vorkommt, iſt das Organ einer beſondern Bewegung oder Empfindung. Sie haben viele Arten von Anſchauungen, welche dir vollkommen unbekannt ſind; zugleich iſt die Sphäre ihres Geſichtsſinnes unendlich weiter als die deine, und ihr Gefühlorgan iſt bei weitem vollkommener und veredelter. Es wäre fruchtlos, zu verſuchen, dir eine Organiſation zu erläutern, welche du nicht begreifen kannſt; aber von ihren geiſtigen Beſchäftigungen ſollſt du einige Kenntniß erhalten. Sie haben die materielle Welt auf ähnliche Weiſe wie die Menſchen benützt, umgeändert und angewendet; aber, mit weit höheren Kräften ausgerüſtet, haben ſie höhere Reſultate gewonnen. — Weil aber ihre höchſten Freuden an geiſtige Beſchäftigungen geknüpft ſind, ſo magſt du urtheilen, daß ihr Leben demjenigen Zuſtande am analogſten ſey, welchen du auf Erden den der erhabenſten Tugend nennen würdeſt. Ich will dir übrigens ſagen, daß ſie keine Kriege führen; Gegenſtände ihres Ehrgeizes ſind blos die geiſtiger Größe, und die einzige Leidenſchaft, welche ſie fühlen, und wodurch ſie mit einander in einen Wetteifer gerathen, iſt die der reinſten Liebe zum Ruhm. Könnte ich dir die verſchiedenen Theile der Oberfläche dieſes Planeten zeigen, ſo würdeſt du wundervolle Reſultate von den Kräften dieſer höchſt geiſtigen Weſen und von der erſtaunenswürdigen Weiſe erblicken, in welcher ſie die Materie angewendet und umgewandelt haben. Dieſe Säulen, welche ſich aus den Eismaſſen zu erheben ſcheinen, ſind Reſultate der Kunſt und in ihnen gehen Prozeſſe vor, welche mit der Bildung und Vollendung ihrer Nahrung zuſammenhängen. Die glänzenden, gefärbten Flüſſigkeiten ſind die Wirkungen ſolcher Operationen, dergleichen auf Erden in unſern Laboratorien oder eigentlich in unſern verbeſſerten Küchenapparaten vorgenommen werden; denn ſie beziehen ſich auf das Syſtem ihrer Ernährung. Dieſe undurchſichtigen azurnen Wolken, wohin du vor wenigen Minuten eines jener Weſen ſeinen Lauf richten ſahſt, ſind Werke der Kunſt, in welchen ſie ſich durch verſchiedene Regionen ihrer Atmoſphäre bewegen, und das Maaß der Wärme und des Lichtes beſtimmen, welches für ihre Forſchungen, oder für ihre Lebenszwecke am meiſten geeignet ſcheint. An der Gränze des ſichtbaren Horizonts, den wir um uns wahrnehmen, magſt du im Oſten einen dunkeln Fleck oder Schatten bemerken, worin das Sonnenlicht gänzlich abſorbirt ſcheint: dies iſt der Rand einer ungeheuern Maſſe von Flüſſigkeit, euerm Ocean analog, welche von Geſchlechtern geiſtiger Weſen bewohnt wird. Sie ſind allerdings denen der Saturn-Atmoſphäre untergeordnet, nichts deſto weniger aber mit einer ausgedehnten Reihe von Sinnen, mit außerordentlicher Kraft und Intelligenz begabt. Ich könnte dich zu den verſchiedenen Planeten bringen, und dir auf jedem beſondere geiſtige Naturen zeigen, welche einander analog, wenn ſchon in Kraft und Weſenheit alle untereinander verſchieden ſind. Im Jupiter würdeſt du Geſchöpfe ſehen, denen des Saturn ähnlich, aber ausgerüſtet mit andern Kräften der Ortsbewegung: im Mars und in der Venus Geſchlechter von Kreaturen, welche denen der Erde mehr analog ſind. In jedem Theile des Planetenſyſtems würdeſt du übrigens Einen Charakter als allen intelligenten Naturen eigenthümlich anerkennen; es iſt dies ein gewiſſes Vermögen, Eindrücke vom Licht mittelſt mannichfacher Seh-Organe aufzunehmen. Auf dieſes allgemeine Verhältniß beziehen ſich, wie du begreifen mußt, alle Anordnungen und Bewegungen der Planeten, ihrer Monde und Atmoſphären. Die geiſtigen Naturen alſo, welche in aufſteigender Entwicklung ihrer Kraft und Einſicht von Syſtem zu Syſtem voranſchreiten, bewahren ſtets dieſen unabänderlichen Charakter, und man dürfte ſagen, ihr geiſtiges Leben hinge mehr oder weniger vom Einfluſſe des Lichtes ab. So weit mein Wiſſen reicht, ſchöpfen die Weſen höher organiſirter Syſteme, ſelbſt in andern Theilen des Univerſums, ihre Empfindungen und Genüſſe ebenfalls aus derſelben Quelle; aber in höhern Naturen ſind feinere und äthe-

Digitized by Google

riſche Stoffe zur Organiſation verwendet, Subſtanzen, welche ſich zu der gemeinen Materie eben ſo verhalten, wie die feinſten Gasarten zu irdiſchen feſten Körpern oder Flüſſigkeiten.“

Eine wunderliche Phantaſie, aber eine natürliche. Ein Chemiker ſieht auf die Kräfte und etwa noch auf die Farben der Dinge, die Formen dagegen ſind ihm gleichgültiger, weil ſeine Wiſſenſchaft eben die Auflöſung der Formen iſt. Für ihn hat daher eine Vorſtellung von denkenden, ſogar höchſt tugendhaften Weſen, die als eine Art von vielfädigen Mollusken in einer Flüſſigkeit herumſchwimmen und von Apparaten umgeben, die an die Deſtillirkolbe und an die übrigen Maſchinerien der Chemiker und Phyſiker erinnern, nicht das Abſchreckende, das eine ſolche Vorſtellung etwa für den Dichter haben muß.

Die eigenthümliche Neigung des Gelehrten verräth ſich auch in der Anſicht, daß das Wiſſen, das geiſtige Konſumiren das Höchſte ſey: „Es gibt ein Gefühl, oder eine Leidenſchaft, welche jede Monade, jede geiſtige Natur mit ſich in alle Stufen ihrer Exiſtenz weiter führt und welche bei dieſen beglückten, erhabenen Kreaturen ohne Unterlaß veredelt wird: die Liebe zum Wiſſen, zur geiſtigen Kraft; ſie iſt in der That die äußerſte und vollendetſte Entwicklung, ſie iſt die Liebe der unendlichen Weisheit, der ſchrankenloſen Macht, — die Liebe Gottes. Selbſt in dem unvollkommenen Leben auf Erden herrſcht dieſe Leidenſchaft im hohen Grade; ſie wächſt ſogar mit dem Alter, ſie überlebt die Vollendung der leiblichen Fähigkeiten; und im Momente des Todes beherrſcht ſie das ſelbſtbewußte Weſen. Die künftige Beſtimmung hängt von der Art und Weiſe ab, in welcher dieſe Leidenſchaft geübt und veredelt wurde. Ward ſie gemißbraucht, nahm ſie die Formen eitler Neugierde, ruhmloſen Ehrgeizes an, oder des Scheinruhmes, des Stolzes, der Herrſchſucht, ſo wird das Weſen erniedrigt; es ſinkt in der Stufenleiter der Weſen und gehört ſo lange der Erde, oder einem niedrigeren Syſteme an, bis ſeine Irrthümer durch ſchmerzliche Uebungen und Lehre verbeſſert worden. Ward im Gegentheile die Liebe zum Wiſſen an den edelſten Gegenſtänden geübt, war ſie thätig in Entdeckung und Betrachtung der Eigenſchaften der Kreaturen und in nützlicher und wohlwollender Anwendung des Wiſſens, um die Geſetze der ewigen Weisheit zu entwickeln und zu bewundern; dann ſind die Beſtimmungen jenes geiſtigen Weſens von edlerer Art; es ſteigt auf zu einer höheren planetariſchen Welt.“ Sollte nicht neben dem Denken auch dem Empfinden und der That ihr Recht widerfahren. Iſt der Liebende und der Held in dem Schauſpiel der Welt weniger entbehrlich, als der Denker?

Bewundernswürdig iſt dagegen, wie der Chemiker aus ſeiner ſo ſehr materiellen Wiſſenſchaft Beweiſe für den Idealismus herleitet. Außerordentlich ſchön iſt, was er von dieſem Standpunkt aus über den höhern geiſtigen Urſprung alles Lebens ſagt: „Ohne Augen kann es keine ſichtlichen Wahrnehmungen geben, und ohne das Gehirn kann man ſich keines auf ſichtbare Gegenſtände ſich beziehenden Gedankens erinnern; doch kann man weder den Augennerven, noch das Gehirn als das herrſchendthätige Princip betrachten; — beide ſind nur die Werkzeuge einer Kraft, welche nichts mit ihnen gemein hat. Was man vom Nervenſyſtem annimmt, mag man eben ſo von einem andern Theile unſeres Körpers ſagen. Hemmen Sie die Bewegung des Herzens, und Senſibilität und Leben hören auf; doch iſt das Lebensprincip nicht im Herzen, noch im Arterienblute, welches von jenem in alle Theile des Syſtems geſendet wird. Der Wilde, welcher ſieht, wie eine gewiſſe Zahl von Dampf-Webe-Maſchinen, die Strümpfe weben, auf einmal beim Stillſtehen eines Rades ſelbſt in Stocken gerathen, würde ſich wohl einbilden, daß die bewegende Kraft in dem Rade läge; er könnte nicht ahnen, daß ſie vielmehr von dem Dampfe oder endlich gar von dem Feuer unter einem verborgenen Siedekeſſel abhienge. Der Naturforſcher ſieht das Feuer, welches die bewegende Urſache in dieſer komplicirten Maſchine iſt, die dem Wilden ſo unbegreiflich erſcheint; aber Beide ſind gleich unwiſſend über das göttliche Feuer, welches die innere Urſache von dem Mechanismus organiſcher Gebilde iſt. Vollkommen unwiſſend über dieſen Gegenſtand, können wir nichts weiter thun, als eine Geſchichte unſerer eigenen Geiſter geben. Die äußere Welt oder Materie iſt für uns in der That nichts als ein Haufen, eine Gruppe von Senſationen, und gehen wir zurück auf unſer Selbſtbewußtſeyn, ſo finden wir ein Princip, das wir als die Monade, als das Ich, bezeichnen mögen, welches beſtändig gegenwärtig und innig mit einer beſondern Klaſſe von Senſationen verknüpft iſt, die wir unſern eigenen Körper, unſere Organe nennen. Dieſe Organe ſind mit andern Senſationen in Verbindung, und bewegen ſich mit ihnen gleichſam in verſchiedenen Kreiſen der Exiſtenz, indem ſie für eine gewiſſe Zeit eine Reihe von Senſationen verlaſſen, um zu andern zurückzukehren; aber die Monade iſt immer gegenwärtig; wir können weder einen Anfang noch ein Ende ihrer Operationen beſtimmen. Wir verlieren bisweilen im Schlafe den

Digitized by Google

Anfang und das Ende eines Traumes, und erinnern uns an ſeine Mitte, und ein Traum hat keinen Zuſammenhang mit einem andern, aber wir ſind uns einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Träumen bewußt. Die Analogie mit dieſem Verhältniß heißt uns gebieteriſch an eine Unendlichkeit früherer Exiſtenzen glauben, welche mit einander in Verbindung geſtanden haben müſſen; und wir dürfen das menſchliche Leben als den Typus eines unendlichen und unſterblichen Lebens betrachten. Die Succeſſionen von Schlaf und Wachen mögen uns ein Vorbild der Veränderungen im Tode und in der Geburt ſeyn, welchen die Natur des Menſchenlebens unterworfen iſt. Daß die dem Geiſte zugehörenden Gedanken urſprünglich durch diejenigen Klaſſen von Senſationen gewonnen worden, welche wir Organe nennen, kann eben ſo wenig geläugnet werden, als daß mathematiſche Wahrheiten von den Zeichen abhängen, welche ſie ausdrücken; aber dieſe Zeichen ſind nicht ſelbſt die Wahrheiten, noch ſind es die Organe des Geiſtes.“

In Folgendem ſpricht er eine Ahnung aus, die ſehr mit dem zuſammenſtimmt, was neuerdings vom ſogenannten Nervengeiſt geſagt worden iſt. „Die Schnelligkeit und unendliche Mannichfaltigkeit der Phänomene der Wahrnehmung machen es äußerſt wahrſcheinlich, daß ſich im Gehirn und in den Nerven eine Materie befinden müſſe, welche bei weitem zarter und feiner, als irgend Etwas iſt, was durch Beobachtung und Experiment entdeckt worden, und daß der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen dem empfindenden Principe und dem Körper durch eine Art ätheriſchen Stoffes hergeſtellt werde, der niemals in die Sinne fallen kann, und ſich vielleicht zur Wärme, zum Licht und zur Elektricität eben ſo verhält, wie dieſe Formen oder Erſcheinungsweiſen der Materie ſich zu den Gasarten verhalten. — Die Bewegung wird am leichteſten an den wenigſt ſchweren Arten der Materie hervorgebracht; jedoch beſitzen unwägbare Agentien, wie die Elektricität, hinreichende Kraft, um die ſchwerſten Körper umzuſtürzen. Nichts kann meiner Anſicht fremder ſeyn, als irgend eine Definition dieſes Gegenſtandes zu verſuchen, und niemals möchte ich mich dem Gedanken Newton's hingeben, daß die unmittelbare Urſache der Empfindungen in Undulationen eines ätheriſchen Mediums beruhe. Uebrigens iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß dem empfindenden Principe irgend eine ſehr verfeinerte Maſchinerie des Denkens ſelbſt in einem andern Zuſtande der Exiſtenz anhänge; denn, obſchon die Organe der gröbern Empfindungen, die Nerven und das Gehirn, durch den Tod zerſtört werden, könnte doch ein gewiſſes, von mir ſupponirtes Etwas von ätheriſcher Natur weniger zerſtörbar ſeyn. Und bisweilen bilde ich mir ein, daß manche jener Kräfte, die man inſtinktartig nennt, dem verfeinerten Gewande des Geiſtes angehören. Das Gewiſſen ſcheint in der That eine gewiſſe unbeſtimmte Quelle zu haben, und dürfte in Beziehung zu einer früheren Exiſtenz ſtehen.“

So findet man durch das ganze Buch geiſtreiche und originelle Anſichten, in denen ſich überall ein eben ſo feindenkender Geiſt als ein edles ſchwärmeriſches Herz verräth. Allerdings iſt dieſem Werke eine gewiſſe Sehnſucht nach oben eingehaucht, aber nie und nirgends tritt eine Ungeduld oder eine Unmuth des Kranken hervor, nirgends etwas von einer mürriſchen Weltanſicht und von dem feindſeligen Stolz eines unbefriedigten Sterblichen; überall nur eine ruhige klare Reſignation und eine innige Liebe zum Schöpfer, zur Schöpfung, zu den Mitgeſchöpfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Taſchenbücher auf 1834.

Cornelia.

Titelkupfer, die Königin von Belgien. Unter den übrigen Kupfern finden wir Charlotte Corday und eine andre Darſtellung aus der franzöſiſchen Revolution. Wenn die Kupfer nur beſſer wären. Unter den Erzählungen ſind die beiden hiſtoriſchen, die Bürger zu Wien (während der Türkenbelagerung) von Blumenhagen, und die Zerſtörung Badens (durch die Franzoſen) von A. Schreiber die beſten. Liebe um Liebe von Amalie Schoppe, iſt doch gar zu rührend. „Liebe, Eduard! reine herzinnige Liebe!“ rief ſie und ſank in Thränen aufgelöſt an ſein Herz. „O kannſt Du mir den Schmerz vergeben, den ich Dir bereitet habe? kannſt Du?“ — „Zuviel des Glücks!“ ſagte er unter Thränen der Wonne und ſein ſtarkes Herz erlag faſt der Ueberfülle des Entzückens. Er hielt ſie in ſeinen Armen. Die er für immer verloren für ſich glaubte, war nun ſein, ſein auf ewig! Er küßte ihre Augen, ihre ſüßen Lippen, er las Liebe, Liebe in den Blicken der ſo Heißgeliebten! — Wer möchte, auch wenn er es könnte, das Glück dieſer Stunde durch eine Schilderung entweihen wollen?“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 106. — 18. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortſetzung.)

4) Geſchichte der Alchemie. Von Karl Chriſtoph Schmieder, Profeſſor zu Kaſſel. Halle, Waiſenhausbuchhandlung, 1832.

Welch eine Menge von Autoren und Büchern, von denen in Wachlers Handbuch der Literatur faſt kein Wort ſteht. Man hat dieſe zahlloſen und zu ihrer Zeit gewiß ſehr geſchätzten und verbreiteten alchemiſchen Bücher zu ſehr als eine partie honteuse der Literatur betrachtet, und hätte ihnen doch wenigſtens eine hiſtoriſche Bedeutung zuerkennen müſſen, ſofern ſie die dunkeln Jahrhunderte des Aberglaubens beleuchten helfen und eine ſo große Rolle in der Geſchichte, wenn nicht des menſchlichen Wiſſens, doch der menſchlichen Unwiſſenheit geſpielt haben.

Doch merkwürdiger vielleicht, als dieſe neueröffnete alterthümliche Bücherhalle mit ihren ſeltſamen Signaturen iſt dem neugierigen Leſer der Umſtand, daß der vorurtheilsfreie und geſchichtlich prüfende Bibliothekar, der ihn in dieſe Halle einführt, von der Wahrheit der Alchemie durchdrungen iſt und es für Gewißheit erklärt, daß einige Adepten das Geheimniß, Gold zu machen, wirklich entdeckt haben.

Der Grundſtein der Alchemie iſt die ſogenannte ſmaragdene Tafel des ägyptiſchen Hermes Trismegiſtus, über die unendlich viel geſchrieben worden iſt, deren Inhalt aber wahrſcheinlich eine mehr aſtronomiſche als metallurgiſche Beziehung hat und von welcher der Verfaſſer, ſo wie überhaupt von der vermeintlichen altägyptiſchen Alchemie nicht viel hält. Er ſezt die Wiege dieſer Kunſt zwar allerdings nach Aegypten aber erſt in die alexandriniſche Zeit. Schon im 4ten Jahrhundert ſprach Themiſtios Euphrades von der Verwandlung der Metalle. Im 5ten aber ſchrieb Demokritos das berühmte Werk „Phyſik und Myſtik" welches die Reihe der alchemiſtiſchen Werke unter den Alexandrinern eröffnete. „Die berühmte Hochſchule zu Alexandria iſt es, von welcher die wiſſenſchaftliche Idee der Alchemie, der Glaube an ihre Wahrheit, und das Beſtreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in dieſem Sinne iſt freilich Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechiſcher Philoſoph. Eine Reihe von alchemiſtiſchen Schriftſtellern, die großentheils ehrwürdige Geiſtliche und Lehrer an jener Hochſchule waren, unter denen auch einige Dichter ſind, deren Muſe die Alchemie mit poetiſchem Feuer begeiſterte, beweiſet uns, wie hochwichtig dieſer Gegenſtand den Denkern erſchien." Allein das Reſultat aller über dieſe alexandriniſche Alchemie angeſtellter Unterſuchungen iſt: „Sie ſuchten die

Digitized by Google

Veredlung nicht in Umſchaffung des chemiſchen Charakters, ſondern nur in der Farbenveränderung, und meinten mit der gelungenen Bereitung eines Gelbkupfers oder Weißkupfers die Aufgabe gelöſt zu haben. Keine einzige Thatſache iſt nachzuweiſen, daß irgend ein Grieche unedles Metall in probehaltiges Gold oder Silber verwandelt habe.“

Als die Araber Alexandrien eroberten, retteten ſie aus dem großen Brande der alten Kultur nur die ihnen zunächſt praktiſch ſcheinenden mathematiſchen Wiſſenſchaften und die ihrer Geldgier ſchmeichelnde Alchemie. Es iſt nicht wahr, daß dieſe Kunſt bei den Arabern ſchon vor Muhamed getrieben worden, vielmehr bedienten ſich die Araber anfangs griechiſcher Meiſter und lernten erſt von denſelben. Unter den arabiſchen Schülern erwarb ſich aber Geber in Spanien den größten Ruhm, und der urſprüngliche Name Chemie erhielt den arabiſchen Artikel Al-Chemie. So viel indeß die Araber in dieſer Kunſt gearbeitet haben, ſo iſt doch keine Spur vorhanden, daß ſie das Geheimniß derſelben wirklich entdeckt hätten.

Im europäiſchen Norden ſoll der bekannte brittiſche Zauberer Merlin zuerſt Gold gemacht haben, nach der Sage. Im 9ten Jahrhundert ſchrieb der berümte Haimo, Biſchof von Halberſtadt, ein geborner Landsmann jenes Merlin, ein Buch de lapidibus philosophicis, und erſt im 11ten Jahrhundert erſcheint wieder ein engliſcher Alchemiſt Hortulanus. Durch die Kreuzzüge jedoch wurde das Abendland mit der Alchemie der Araber näher bekannt und nun kam die Kunſt mehr in Flor. Den größten Ruhm erlangte im 13ten Jahrhundert der bekannte Albertus Magnus aus Schwaben. Er verwarf die arabiſche Metallfärberei und hatte eine wahre und ächte Metallverwandlung im Sinn, allein die Sagen von ſeinem Reichthum und ſeiner Zauberkunſt ſind eben blos Sagen. Auch ſeine Nachfolger Thomas von Aquino, Chriſtoph von Paris, Alphons X. von Kaſtilien, Roger Baco, Peter von Abano, Arnald ꝛc. erwarben ſich große Verdienſte um die Naturkunde, haben aber ſchwerlich jemals Gold gemacht. Zum Beweiſe, wie weit die Sucht, Gold zu machen, ſchon verbreitet war, dient eine päpſtliche Bulle vom Jahr 1317, welche das Goldmachen als eine Betrügerei verbot. Inzwiſchen wirkte die Goldgier ſtärker als das Verbot, und der Papſt, der die Bulle erlaſſen, Johann XXII., gab ſich nachher mit dieſer Kunſt ſelber ab.

Raimundus Lullus von der Inſel Majorka war der berühmteſte Adept dieſes Jahrhunderts. Von ihm wird zuerſt mit Beſtimmtheit und von vielen Zeugen behauptet, daß er wirlich Gold und zwar in großer Menge gemacht habe. „Ramondo's Thun und Leiden bei ſeinem Aufenthalte in England wird folgendermaßen erzählt. Er ward vom Abt Cremer dem Könige Eduard III. vorgeſtellt und von dieſem ſehr gnädig aufgenommen. Sie kamen Beide überein, daß Lullus fünfzig- bis ſechzigtauſend Pfund Gold anfertigen, Eduard aber mit dieſem Schatze Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen ausrüſten wolle. Handſchlag und Fürſtenwort beſiegelten den Bund. Flugs und fröhlich nahm der Adept Quartier in Cremers Abtei, und arbeitete raſtlos, bis er ſeine Zuſage erfüllt hatte. Allein es erging ihm nicht beſſer als weiland Morienes bei Sultan Kalid. Eduard bezeigte wenig Luſt, ſein Verſprechen zu halten, welches er nur darum gegeben hatte, damit er Geld bekomme, um Frankreich zu bekriegen. Sein Wort löſte er freilich, ließ das Empfangene in Goldſtücken ausprägen, auf welchen Krieger und Schiffe abgebildet waren, und verhöhnte ſo den Adepten mit Ausrüſtung einer gemünzten Flotte. Ramondo zürnte; allein, ohne Macht, wie er war, eilte er nur, der Willkühr des Gewalthabers ſich zu entziehen, floh auf einem Boote über den Kanal und rettete ſich nach Italien. — Der vornehmſte Zeuge für dieſe Erzählung iſt der erwähnte Abt Cremer, ein grundehrlicher Mann, der das bittere Gefühl nicht bemeiſtern konnte, daß man ihn zum Werkzeug einer Intrigue gemißbraucht habe, wo er meinte, dem Glauben und der Kirche zu dienen. Robertus Constantinus, welcher im Jahre 1545 einen Nomenclator insignium scriptorum ſchrieb, bezeugt darin Folgendes: „Ich habe mich bei den Engländern nach dieſem Raimundus erkundigt, und da höre ich, daß derſelbe in der That geleiſtet hat, was er in ſeinen Schriften verſpricht. Er hat in London auf des Königes Geheiß wahres Gold gemacht. Man hat mir eine der Münzen gezeigt, welche daraus geſchlagen worden ſind. Man nennt ſie noch jezt Raimunds-Nobel, und ſie ſind von ſehr feinem Golde.“ — William Cambden erzählt in ſeinen Reliquiis britannicis, welche 1575 geſchrieben ſind, daß jene engliſchen Roſenobel urſprünglich von Raimund Lull herrührten. Pater Gregorius von Toulouſe ſagt ausdrücklich: „Raimundus Lullius hat dem Könige Eduard von England ſechs Millionen in Gold übergeben, welche er ſelbſt gemacht hatte, damit einen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen.“ Ebendaſſelbe wiederholt Mundan 1684 in ſeinem Briefe an Dickinſon: „Raimundus hat dem engliſchen Könige Eduard zu dem heiligen Kriege ſechs Millionen in Gold gegeben, welches er in der St. Katharinenkirche unweit des Tower gemacht hatte.“ Die Güte der noch häufig vorkommenden Roſenobel bezweifelt kein Münzkenner. Eine andere Frage iſt aber, ob die Roſenobel des beſchriebenen Gepräges wirklich aus Lulliſchem Golde geprägt ſind, ob ſie alle daraus geprägt ſind, und wenn nicht, woher man ſonſt das Material genommen habe. Die Roſenobel

Digitized by Google

müſſen in großer Menge vorhanden geweſen ſeyn, das beweiſen die oft vorkommenden Zahlungen in dieſer Sorte, und doch hatte England damals noch kein Guinea, keine Goldbergwerke, keine Kolonien, keinen Seehandel, und bezahlte die Waaren der Hanſa mit Zinn." Doch glaubt der Verfaſſer, daß der König das viele Geld aus Steuern gewonnen habe und wagt nicht, die Wahrheit jener Sagen zu behaupten.

Nächſt dem Lullus kam der Franzoſe Flamel in den größten Ruf eines Adepten, da er aus Nichts ſich ein ungeheures Vermögen erwarb und 7 Kirchen, 14 Hoſpitäler ꝛc. ſtiftete; doch ſind ſeine alchemiſtiſchen Schriften nicht ſehr ausgezeichnet.

Im 15ten Jahrhundert „loderte ein Nordlicht in farbigen Strahlen an Deutſchlands Horizont empor," der große Baſilius Valentinus, Mönch im Elſaß. „Den Namen des Großen hat Baſilius Valentinus allerdings verdient, auch nach dem Urtheil Derer, welche in der Alchemie nichts Großes ſuchen. Die ungemein ausgebreiteten chemiſchen Kenntniſſe, welche in ſeinen Schriften hervortreten, legen dar, wie ein großer Geiſt ſich in jener frühern Periode ſelbſtſtändig entwickelte. Der berühmte Hermann Boerhaave gibt dem Baſil in ſeinen Elementen der Chemie das ehrenvollſte Zeugniß. Er nennt ihn einen Künſtler, der in der Chemie hocherfahren geweſen, wie ſchon ſein Triumphwagen des Antimoniums beweiſe, worin viele Erfindungen ſchon aufrichtig und bis ins Kleinſte (ad mussim) beſchrieben würden, welche man neuerlich für neugemacht ausgegeben habe. Noch ausführlicher rühmt Baſil's chemiſche Verdienſte Gmelin in ſeiner Geſchichte der Chemie."

Dann folgen eine Menge Adepten, die jedoch nur falſches Gold machten, namentlich unter Heinrich VI. von England und an andern Höfen. Erſt der Graf Bernhard, von Padua gebürtig, zeichnete ſich wieder durch intereſſante alchemiſtiſche Schriften aus. Die Charlatanerie nahm mit der Zahl der Adepten zu, und die Goldgier und Leichtgläubigkeit der Fürſten leiſteten ihnen überall Vorſchub. In Aufzeichnung ihrer Namen und Schriften iſt der Verfaſſer ſehr ausführlich.

„In Deutſchland führte Luthers Reformation eine freiere Publicität herbei, in welcher Manches zur Verhandlung kam, was vorher kaum leiſe berührt ward. Die Aufhebung der Klöſter zerſtörte manche Werkſtatt der Alchemiſten, brachte aber hermetiſche Schriften in Umlauf, wie z. B. die von Koffsky, Eſchenreuter u. A. Ohne Zweifel gab die Zerſtreuung der Kloſtergeiſtlichen Veranlaſſung, daß die Meinungen für und wider die Almechie zur Aeußerung und Reibung kamen. Doch wurde durch die Reformation keine Veränderung im Stande der Sache hervorgebracht, weil die beiden Koryphäen von Wittenberg in ihren Anſichten einander das Gleichgewicht hielten. — Melanchton adoptirte die Meinung des Petrarka, und nannte die Alchemie, wenn die Rede darauf kam, auch in ſeinen Vorleſungen, Imposturam quandam sophisticam, eine gleißende Betrügerei. Seine Kenntniß der griechiſchen Alchemiſten hatte ihn wohl in dieſem Urtheile beſtärkt. — Dagegen war Luther, wahrſcheinlich von ſeinem Kloſterleben in Erfurt her, ein Gönner der Alchemie. In ſeiner Canonica ſagt er: „Die Kunſt der Alchemey iſt recht und wahrhaftig der alten Weiſen Philoſophey, welche mir ſehr wohl gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vielerlei Nutzbarkeit, die ſie hat mit deſtilliren und ſublimiren in den Metallen, Kräutern, Waſſern und Olitäten, ſondern auch von wegen der herrlichen ſchönen Gleichniß, die ſie hat mit der Auferſtehung der Todten am jüngſten Tage. Denn eben wie das Feuer aus einer jeden Materie das Beſte auszieht und vom Böſen ſcheidet, und alſo ſelbſt den Geiſt aus dem Leibe in die Höhe führt, daß er die obere Stelle beſizt, die Materie aber, gleichwie ein todter Körper, in dem keine Seele mehr iſt, unten am Boden oder Grunde liegen bleibt: alſo wird auch Gott am jüngſten Tage durch ſein Gericht, gleichwie durch das Feuer, die Gerechten und Frommen ſcheiden von den Ungerechten und Gottloſen. Die Gerechten werden auffahren gen Himmel und werden leben, die Ungerechten aber werden hinunterfahren in die Hölle, da ſie ewiglich todt bleiben." Wiewohl offenbar der Reformator in jener Stelle die Chemie mit der Alchemie verwechſelt und ſein Lob nur der erſteren gilt, ſo hat es doch gewiß zur Aufnahme der lezteren unter den Proteſtanten beigetragen. Uebrigens wurde das harte Urtheil ſeines Kollegen durch die Vorgänge der damaligen Zeit weit mehr gerechtfertigt; denn Ruhmſüchtige benuzten den allgemein verbreiteten Sinn für Alchemie, um ſich ſchnell einen Namen zu machen, Aerzte zur Förderung ihrer Praxis, Laboranten zu mühloſem Broderwerb. Alle dieſe Mißbräuche waren damals häufiger und ſchreiender als je zuvor; und wenn die Nachkommen ſich mehr und mehr dahin neigten, den Alchemiſten zu mißtrauen, und auf der anderen Seite zu weit gehend die Idee der Alchemie ſelbſt als ein leeres Hirngeſpinnſt zu verwerfen, ſo iſt das großentheils dem Unfug beizumeſſen, den damals Leute von weit verbreitetem Rufe mit der Alchemie trieben." Bei dieſem Urtheil bleibt weder Agrippa von Nettesheim, noch Theophraſtus Paracelſus verſchont.

Damals ſoll ein Franzoſe, Dénys Zachaire, zum erſtenmal Queckſilber in Gold verwandelt haben. Ein Dichter am Hofe Kaiſer Rudolphs II., der bekanntlich die Adepten ſehr liebte, ſchilderte ſein unglückliches Schickſal in folgenden Verſen:

Digitized by Google

Dionys Zacharies, ein junger Mann,
Gar bald zum Stein der Weiſen kam,
Hatte Luſt, die Welt zu beſchauen,
Nahm ſich eine ſchöne Frauen,
Auch einen Diener, der ihm verwandt,
Und zog damit in fremde Land.
Der Diener und das Wib
Hatten einander gar lieb.
Fein heimlich und im Stillen
Bublirten ſie nach Willen,
Bis ſie nach Cöln kamen am Rhein.
Sich vollgetrunken im ſüßen Wein
Der Zacharias lag und ſchlief.
Da bald zu ihm der Diener lief,
Erwürget ihn zur Hand,
Nahm alles, was er fand,
Das Weib und den Schatz ſo ſchon,
Dann fuhr er über den Strom
Wol in ein fremdes Land,
Da waren ſie unbekannt.

Derſelbe Kaiſer hatte an ſeinem Hofe den berühmten Engländer Killey, der wirklich vermittelſt eines rothen Pulvers Gold gemacht haben ſoll und vom Kaiſer dafür zu einem Freiherrn von Böhmen ernannt wurde. Aber da er ſein Pulver, das er zufällig gefunden, verbraucht hatte und ſich auf die Bereitung eines neuen Pulvers nicht verſtand, gerieth der Kaiſer in Zorn und ließ ihn in den Kerker werfen.

Der Verfaſſer geht zum 17ten Jahrhundert über. „Mit dieſem Abſchnitte nimmt die Geſchichte der Alchemie einen feſteren, gleichſam männlichen Charakter an. Die alte Geſchichte, die der Griechen, Araber und Lateiner, bot in acht Jahrhunderten wenig mehr als eine Idee, viele Bücher und einige Fabeln. Die mittlere liefert in vier Jahrhunderten eine mehrfach abgeänderte Idee, weit mehr Bücher, viel Unſinn und manchen offenbaren Betrug; Manches, was dahingeſtellt bleiben muß und nicht angefochten werden kann, weil man die näheren Umſtände zu wenig kennt; einiges Wahrſcheinliche endlich, was aber doch über einen gewiſſen Grad der Glaubwürdigkeit nicht erhoben werden kann, ſelbſt bei Kelley nicht. Die neue Geſchichte, welche mit 1600 beginnt, leiſtet in zwei Jahrhunderten mehr als beide vorige zuſammen. Zwar läßt noch immer die Afterweisheit ihr Gekrächze hören; zwar begegnet das Auge noch auf allen Wegen dem unheimlich hereinſchleichenden Betruge, und der Thorheit, die ſich willig plündern läßt; aber daneben iſt dieſer kurze Zeitraum reich an höchſt merkwürdigen, noch unbeſtrittenen Thatſachen, welche die Gewißheit näher und näher heranführen, daß es Einzelnen gelungen ſey, die alte Aufgabe endlich zu löſen.“ Zuerſt trat der Schotte **Setonius** auf, von dem viele Zeugen übereinſtimmend melden, daß er wirklich Gold verfertigt habe. Doch gereichte ſeine Kunſt ihm zu herbem Unglück und es ging ihm, wie dem Fortunatus im Volksmährchen. Er kam an den Hof des Churfürſten Chriſtian II. von Sachſen. „Anfänglich ward er vom Churfürſten ausgezeichnet, der ihm ſchmeichelnd ſein Geheimniß entlocken wollte. Als er aber darauf nicht einging, ward er verhaftet. Nachdem man ſich ſeiner Perſon verſichert hatte, ging man von Verſprechungen zu Drohungen über, und machte dieſe bald wahr. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte ſeine Glieder mit Schrauben und brannte ſie mit glühenden Eiſen; aber er ertrug die Schmerzen ſtandhaft, ohne irgend etwas zu geſtehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er nochmals gefoltert, und das wiederum ohne Erfolg, wiewohl ſein Körper an mehreren Stellen zerriſſen ward. Als man ſich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geſtändniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenſchaft ihn noch willig machen werde. Ein ungeſundes und ekelhaftes Thurmgefängniß ward nun ſeine Wohnung. Vierzig Mann von der Leibwache wurden befehligt, ſein Gefängniß abwechſelnd zu bewachen. Seine Gattin, die noch in einem Gaſthauſe wohnte, ward nicht zu ihm gelaſſen, auch ſonſt Niemand. Dieſe empörende Behandlung hat er, wie ſich berechnen läßt, an drei Monate dulden müſſen. Eben damals hielt ſich Michael Sendivogius, ein polniſcher Edelmann, in Dresden auf. Er bewarb ſich um das Vertrauen des Churfürſten, und wirkte von ihm die Erlaubniß aus, den Gefangenen zu beſuchen, indem er ſich erbot, ihn auszuholen. Sobald er ihn ohne Zeugen ſprechen konnte, rückte er mit ſeiner eigentlichen Abſicht heraus, und warf die Frage hin, was er ihm geben würde, wenn er ihn befreiete. Soviel, erwiderte Setonius, daß er auf Lebenszeit mit den Seinigen genug haben ſolle. Damit zufrieden, reiſete Sendivog nach Krakau, wo er ein Haus hatte, verkaufte daſſelbe, und kehrte mit dem Gelde nach Dresden zurück. Kraft ſeiner Vollmacht war er nun täglich im Gefängniß, bewirthete die Wache freigebig, und gewann ihr Vertrauen mehr und mehr. — Eines Abends trank er den Soldaten ſo reichlich zu, daß ſie endlich alle berauſcht waren. Dann ſezte er den Gefangenen, der ſeine verrenkten Glieder nicht gebrauchen konnte, auf einen bereit gehaltenen Wagen, und entführte ihn aus der Haft, zunächſt nach ſeiner Wohnung. Hier unterrichtete Seton ſeine Gattin, wo er die Tinktur verborgen hätte. Nach deren Herbeiſchaffung verließen ſie Dresden, fuhren Tag und Nacht, erreichten die Gränze unangehalten, und gingen nach Krakau.“

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 107. — 21. Oktober 1833.

Naturwiſſenſchaften.

4) Geſchichte der Alchemie. Von Karl Chriſtoph Schmieder, Profeſſor zu Kaſſel. Halle, Waiſenhausbuchhandlung, 1832.

(Beſchluß.)

„Aber die Befreiung kam zu ſpät. Die grauſame Behandlung hatte Setons Körper ſo ſehr zerrüttet, daß auch die Panacee, wie er ſelbſt fühlte, ihm nicht wieder aufhelfen konnte. Nachdem er ſeine Tinktur unter ſeine Gefährten getheilt hatte, ſtarb er in Krakau im Januar 1604. — Die Geſchichte Setons gehört in jeder Hinſicht zu den merkwürdigſten Beweiſen für die Wahrheit der Alchemie, und ſie wird durch die Sendivogs bald noch mehr unterſtüzt werden. Sie gewährt alles, was man von hiſtoriſchen Beweiſen verlangen kann. Ihre Beweiskraft würde ſogar dann noch vollſtändig ſeyn, wenn man, überſtreng, die Thatſachen von Güſtenhöver, Koch und Martini, als nur vermuthungsweiſe herangezogen, ausſondern wollte. Dienheim und Zwinger ſind vollkommen ſachkundige Augenzeugen, und was v. Hogheland den Augenzeugen in Cöln anhörte, iſt allein ſchon hinreichend, Jeden zu überzeugen, der ſich überzeugen laſſen will, daß Seton in der That Adept war, und eine Tinktur von wunderbarer Kraft beſaß, welche Antimon, Blei, Zinn und Eiſen in Gold zu verwandeln vermochte. An Taſchenſpielerkünſte iſt bei den erzählten Umſtänden nicht zu denken, auch nicht an chemiſchen Betrug, noch weniger an eigennützige Zwecke. Von Keinem wollte er etwas, und überall blickt als Triebfeder ſeines Thuns nur Rechthaberei hervor, die den Märtyrer ſeiner eignen Thorheit endlich dem Tyrannen überlieferte.“

Ehe der Verfaſſer die tragiſche Geſchichte Sendivogs weiter erzählt, ſchaltet er folgende Epiſode ein: „Wo der Wahrheit ein Tempel erbaut wird, ſezt ſicherlich auch die Lüge für ſich ein Kapellchen daneben. Setons Beweiſe mußten dazu dienen, ein Poſſenſpiel auszuſchmücken, welches eben damals ein muthwilliger Student aufführte, damit ja die Welt nicht belehrt werde, ſondern eines mit dem andern verwerfe. Das Poſſenſpiel war die Geſellſchaft der Gold- und Roſenkreuzer. Johann Valentin Andreä, ein würtembergiſcher junger Theolog, lernte auf einer Studienreiſe das Treiben der Alchemiſten, Panaceiſten und Theoſophen kennen. Vom Autorkitzel angeregt, ſchrieb er in deren Sinn und Sprache die Chymiſche Hochzeit des Chriſtian Roſenkreuz, wie auch die Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Confeſſion der Fraternität des Ordens vom Roſenkreuze, welche anfänglich in Handſchriften umliefen, ſeit 1613 aber, wiewohl anonym, durch

den Druck noch bekannter gemacht wurden. — Ein Deutſcher, Namens Roſenkreuz, ſo berichtet der Ordensſtifter, bereiſete 1378 den Orient und ward dort in die Myſterien der Weiſen eingeweiht. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland vertraute er dieſe Geheimniſſe nur Wenigen. Die ſchriftliche Enthüllung derſelben fand man erſt 1604 in ſeinem Grabe, und ſeitdem wurden die wichtigſten Kenntniſſe, namentlich von Bereitung des Steines der Weiſen und von Verlängerung des menſchlichen Lebens auf mehrere Jahrhunderte, nur den Würdigſten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgetheilt, — und das waren die erlauchten Roſenkreuzer. Dieſe dreiſt und plauſibel vorgetragene Fabel täuſchte Viele, die dann eifrig nachfragten, wo die erhabene Verbrüderung zu finden ſey, damit man ſich hinſichtlich der Würdigkeit ausweiſen und an ihrer Weisheit Theil nehmen könne. Andere waren minder leichtgläubig, fanden aber die ſchnell verbreitete Legende dienlich zu ihren Zwecken, genehmigten ſie mit wichtiger Miene, und verhalfen gefällig den Wißbegierigen zur näheren Verbindung mit den unbekannten Oberen. Gar bald war ſomit die Brüderſchaft wirklich vorhanden, wie der Anonymus die Idee hingeworfen hatte, und übertraf dieſe noch an hohl tönendem Schwall. Das Roſenkreuz ward von Emiſſarien in Deutſchland, Frankreich, Holland und England gepredigt. Man ſtiftete mehr und mehr neue Zirkel, und dieſe wurden Sammelplätze für alle Liebhaber des Myſtiſchen. Den allermeiſten Adſpiranten war vornehmlich am Steine der Weiſen gelegen. Es ward dafür geſorgt, ſie zu beſchäftigen, und man verſprach ihnen denſelben. Sie mußten ihn aber ſelbſt ſuchen, und ihren Oberen getreulich anzeigen, was ſie arbeiteten, damit man brüderlich theilen könne, wenn etwa Einer das goldene Geheimniß zufällig erfinden ſollte. Dadurch bildete ſich eine weitverbreitete alchemiſtiſche Korreſpondenz, die wohl beiläufig nützliche Kenntniſſe verbreiten half, wenn auch das ganze Syſtem der Verbindung auf Wahn gebaut war, durch Täuſchungen erhalten ward und in die ſchnödeſten Mißbräuche ausartete.“

„Der Befreier Setons erbte mit deſſen Schatz auch ſeinen Fluch. Sendivog heirathete Setons Wittwe, die ihm den Reſt der Tinktur und jene Handſchrift des Adepten zubrachte. Durch erſtere ward er wenigſtens noch einmal ſo reich, und wäre geborgen geweſen, wenn er innere Anlage zum Glück gehabt hätte; aber ihm war die Mitgiſt der ſchönen Wittwe Pandorens Büchſe. Er begann damit in Krakau einen fürſtlichen Aufwand zu machen, welcher den Verbrauch des Pulvers ſehr beſchleunigte. — Daneben hatte Sendivog die Eitelkeit, für einen Adepten gelten zu wollen. Er that daher mit ſeiner Tinktur nicht ſonderlich geheim und gebrauchte ſie im Beiſeyn Anderer. Man hörte davon am polniſchen Hofe und wünſchte ſeine Kunſt zu ſehen. Sendivog ließ ſich nicht lange bitten, und tingirte in Gegenwart Siegmunds des Dritten Silber in Gold, wie Desnoyers, Sekretär der Königin Maria Gonzaga, bezeugt. — Im Jahr 1601 ſchon ging er nach Prag, und war ein höchſt willkommener Gaſt bei Kaiſer Rudolph dem Zweiten. Er überreichte dem Kaiſer ein wenig von ſeinem Pulver, womit der Monarch die Transmutation eigenhändig vollbrachte. Voll Freude über dieſen Erfolg ließ er in demſelben Zimmer des Schloſſes, worin der Verſuch ſtattfand, zum Andenken eine Marmorplatte in die Wand einſetzen, mit der Inſchrift:

Faciat hoc quispiam alius,
Quod fecit Sendivogius Polonus!“

Aber hier ſchon drohte ihm Unheil. Ein mähriſcher Graf bemächtigte ſich ſeiner, brachte ihn auf ſein Schloß und hielt ihn gefangen, um ihm ſein Geheimniß abzubringen. Er entkam nun zwar glücklich, allein am Hofe des Herzogs von Würtemberg ging es ihm noch ſchlimmer. Hier ließ ihn ein Herr von Mühlenfels heimlich aufheben und zwang ihm durch Drohungen den Reſt von des Setonius Tinktur ab.

Gleichzeitig wird ein anderer berühmter Adept erwähnt, Irenäus Philaletha, der an dem Engländer Starkey einen Nachfolger hatte, wie Setonius am Sendivog, und von dem vielleicht auch der ſogenannte Baron von Chaos ſeine Kunſtſtücke lernte. Philaletha hielt ſich klüglich hinter der Scene, durch des Setonius trauriges Schickſal gewarnt.

Wir übergehn die große Liſte der alchemiſtiſchen Schriftſteller und Marktſchreier dieſes Jahrhunderts und treten in das achtzehnte ein, wo uns in dem geheimnißvollen Laskaris ein neuer großer Adept entgegentritt. Dieſer kannte die Gefahr vollkommen, in die ihm die Enthüllung ſeiner Anonymität bringen würde, hielt ſich alſo beſtändig verſteckt und ließ nur zuweilen Andre für ſich handeln, um Zweifler zu beſchämen oder Lieblinge zu belohnen. Aber auch ſchon dieſe kleinen Scherze brachten denen Gefahr, die ſie betrafen. Der Fluch, der im Golde liegt, bewährte ſich auch hier. Im Jahr 1701 kam Laskaris nach Berlin, hörte dort die Alchemie verſpotten und fand ſich dadurch veranlaßt, einem fleißigen Apothekergehülfen, Namens Bötticher, den er liebgewonnen hatte, etwas von ſeiner goldmachenden Tinktur zu ſchenken, jedoch durfte ſie derſelbe erſt zwei Tage nach der Abreiſe des Gebers öffnen, ſo ſehr war es dem Laskaris um ſeine Sicherheit zu thun; Bötticher machte nun Gold und wurde ſo berühmt, daß König Friedrich I. ſeine Verhaftung befahl. Er entfloh nach Dresden, wurde dort vom König von Polen in den Adelſtand erhoben und hoch gefeiert; aber als die Tinktur aufgebraucht

Digitized by Google

war, ließ ihn der König ins Gefängniß ſetzen, damit er neue Tinktur mache. Als Laskaris dies erfuhr, betrübte er ſich ſehr, und verſuchte alles, um den unglücklichen Bötticher zu retten. Er begab ſich nach Berlin, ſuchte dort einen Freund Böttichers auf, den Dr. Paſch, und ließ durch denſelben dem König von Polen 800,000 Dukaten anbieten, wenn er ſeinen jungen Freund losgebe. Paſch ging indeß nicht zum König, weil er fürchtete, er werde dann auch feſtgehalten werden, er ſuchte vielmehr vermittelſt des Geldes, das ihm Laskaris gegeben, ſeinen Freund heimlich zu befreien. Aber die Sache wurde verrathen und Bötticher wurde auf den Königsſtein, Paſch auf den Sonnenſtein in enge Verwahrung gebracht. Der leztere ſaß drittehalb Jahre, verſuchte die Flucht, ſtürzte von dem hohen Felſen herab und ſtarb bald darauf. Bötticher aber ſaß ſein Lebenlang und wurde auf jede Weiſe gequält, die verlorne Tinktur wieder zu erfinden. Man verſagte ihm jede Bequemlichkeit, ja man ließ ihn hungern, damit er arbeite, und in ſeiner Angſt arbeitete er fort und fort und ſtellte Verſuche über Verſuche an, bis er ſo glücklich war, ſtatt des Goldes wenigſtens das Porzellan zu erfinden, durch welches Sachſen ſeitdem ſo große Reichthümer ins Land gezogen hat. Man war nun wenigſtens ſo dankbar, ihm wieder ein bequemes Leben zu verſchaffen, doch mußte er bis an ſein Ende ein Gefangner bleiben. — Laskaris wagte nichts mehr für ſeine Freunde zu thun, offenbarte ſich aber noch mehrmals andern, unter Beobachtung noch größerer Vorſicht, ſtets umherwandernd und endlich eben ſo geheimnißvoll verſchwindend, als er gekommen war.

Gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts erſchien ein neuer Adept, aus Oeſterreich, Sehfeld, deſſen ächte Kunſt ebenfalls viele Zeugen beurkunden, und den Kaiſer Franz I. verhaften ließ, dem es aber gelang zu entkommen, um ſich auf ewig zu verbergen.

Geſchrieben wurde noch immer über die Alchemie bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die franzöſiſchen Soldaten die Kunſt, Gold zu machen, auf eine viel bequemere Weiſe trieben, bis ſie durch die Papierſpekulanten der Börſe abgelöſt wurden. Gegen ſolche Praktiken muß die armſelige Alchemie der guten alten Zeit freilich verblaſſen.

Der Verfaſſer hat durch ein ſehr namenreiches Regiſter am Schluß die Ueberſicht der alchemiſtiſchen Literatur erleichtert. Bliebe noch etwas zu wünſchen übrig, ſo wären es Auszüge aus den Schriften ſelbſt, wodurch der Leſer in die wunderliche Sprache der Alchemiſten mehr eingeweiht würde. Ueberdies ſind Schriften wie die des Baſilius Valentinus auch in ſprachlicher Hinſicht nicht unintereſſant. Dieſer Mann ſchrieb im Anfang des 15ten Jahrhunderts eine ſchöne Proſa. So beginnt ſein Werk „von dem großen Stein der uralten Weiſen“ mit folgenden Worten. „Da mir menſchliche Furcht zu Handen ſtieß, begunt ich zu betrachten aus der Natur Blödigkeit, das Elend dieſer Welt, und beweinete mit mir inniglichen die Miſſethat unſrer erſten Eltern begangen, und daß keine Bußfertigkeit auf Erden wäre, ſondern die Menſchen immer böſer würden, auch das Ewige den Unbußfertigen zur Strafe angeſezt, unerſetzlich und ohne Ende wäre: Eilete ich, ſo viel ich immer konnte, dem Böſen zu entrinnen, der Welt gute Nacht zu geben und mich Gott zu einem Diener zu verſprechen. Wie ich nun eine Zeitlang in meinem Orden war, und das übrige Tagwerk, nach Verrichtung des Ziels, ſo ich mir ſelbſten zu meinem Gebet angeſezt hatte, nicht vergeblich hinlaufen und meine Gedanken durch Müßiggang in neue Sünde nicht Urſach geben möchten, nahm ich mir für, die Natur von einander zu legen und durch ſolche Zerlegung ihre Heimlichkeiten zu erforſchen, welches ich dann nach dem Ewigen in zeitlichen Dingen für das Höchſte befunden ꝛc.“

Der Verfaſſer hat an die Wahrheit der Alchemie geglaubt. Er hat nicht gewagt, zahlreichen Zeugniſſen zu widerſprechen. Doch haben wir eben ſo wenig gewagt, dieſen Zeugniſſen zu glauben. Die Sache bleibt wohl, was ſie immer war, ein Problem.

5) Die Chemie des Organismus, abgeleitet aus Betrachtungen über die elektrochemiſchen Wirkungen der organiſchen und der dieſem ähnlich wirkenden Grundſtoffe. Von C. A. Guſſerow. Berlin, Hirſchwald, 1832.

„Thatſache iſt es, daß in der organiſchen Chemie nicht ſowohl andere Verhältniſſe der Verwandtſchaft und Verbindungen der Elemente, als in der unorganiſchen Chemie wahrgenommen werden, ſondern auch durch eine für uns noch unbekannte Modifikation der ſogenannten Lebenskraft in der erſtern Vereinigungskräfte bedingt und erhöht werden, welche den Organismus vor dem Selbſtentmiſchen und dem Eingreifen äußerer Einflüſſe mehr oder weniger ſchützen können.“ — „Wir werden hier keineswegs für unſern Zweck zu entſcheiden haben, ob die Nervenkraft eine elektriſche, oder eine dieſer wenigſtens analoge iſt, aber das, was von den größten Naturforſchern unwiderlegbar bewieſen iſt, daß nämlich im thieriſchen Körper auf irgend eine Weiſe Elektricität erregt und frei werden kann, müſſen wir als ausgemacht anerkennen. Bei dem jetzigen Standpunkte unſeres Wiſſens kennen wir außer den elektriſch-wirkenden Kräften keine Kraft, welche chemiſch verbundene Körper

Digitized by Google

wieder trennen könnte. Aber auch dieſe Trennung oder Zerſetzung ſteht, wie es die Erfahrung lehrt, im innigſten Zuſammenhange mit dem Grade der elektriſchen Spannung, bei welcher die Verbindung zuvor eingeleitet wurde: Je geringer alſo die Kraft war, welche Körper chemiſch vereinigte, deſto unbedeutender wird auch die zerlegende Kraft ſeyn können. Wenn wir aber wiſſen, daß vorzugsweiſe im animaliſchen Lebensproceſſe Körper ſich erzeugen, welche, nach allen elektrochemiſchen Analogien und nach angeſtellten Verſuchen, durch die kleinſten Grade von chemiſcher Verwandtſchaft hervorgebracht werden, ſo müſſen wir auch annehmen, daß eine zerlegende elektriſche Kraft der vereinigenden entſprechen wird.“

Die Wirkſamkeit dieſes Elektrochemismus im Körper weiſt der Verfaſſer nun in ſehr ausführlichen Unterſuchungen nach, zuerſt bei den Pflanzen, dann bei den Thieren und hauptſächlich beim Menſchen. Auch für den, der nicht Mann vom Fach iſt, ſind dieſe Unterſuchungen inſofern intereſſant, als ſie vielfache Beziehung auf die Frage haben, wie Körper und Seele zuſammenhängen. Der Verfaſſer verfolgt die rein materiellen Lebensprozeſſe ziemlich tief in das Gebiet, wo man bereits eine Herrſchaft der Seele annimmt; und die bewegende und belebende Kraft in den Nerven und im Blut wird auf eine elektriſche Thätigkeit zurückgeführt, die von der Seele ſo weit entfernt iſt, als Körper überhaupt vom Geiſt. Allein der Verfaſſer reinigt ſich dennoch von dem Vorwurf des Materialismus und geſteht der Seele, als einer fremden, gleichſam von oben in den Körper kommenden und ihn dirigirenden Macht, ihr volles Recht zu.

Freilich bleibt die Grenzbeſtimmung zwiſchen Seele und Körper immerdar ungewiß und den Philoſophen und Naturforſchern geht es damit nicht beſſer, wie in verwickelten Fällen den Diplomaten. Es iſt indeß ſehr ſchätzenswerth, daß die Entdeckung wieder mehr von Seiten der Materie aus verſucht wird, nachdem man eine Zeitlang mit beſonderer Vorliebe ſie von der geiſtigen Seite durch willkührliche pſychologiſche Syſteme zu erlangen gehofft hat. Eins muß ins andere greifen, und die Organologie, Zoologie, die genaue Kenntniß der lebendigen Materie darf dabei nicht hinter den Forſchungen im Gebiet der pſychologiſchen Symptome, Somnambulismus, Wahnſinn ꝛc. oder im Gebiet der Kantiſchen Vernunftkritik hintangeſezt werden.

6) Grundlehren der Chemie für Jedermann, beſonders für Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbtreibende ꝛc. Von F. F. Runge. Zweite vermehrte Ausgabe, Graß, Barth und Comp., 1833.

7) Populäre Darſtellung der Naturkunde zum Gebrauch des gebildeten Publikums für höhere Bürgerſchulen ꝛc. von Dr. E. Witting. Erſter Theil. Philoſophiſche Chemie. Lemgo, Meyer, 1832.

Die Chemie wird immer populärer. Jede Meſſe bringt neue praktiſche Handbücher derſelben. Unter den vorliegenden iſt das erſtere ausführlicher und rein praktiſch, an den Stoff ſich haltend und deſſen chemiſche Vorkommniſſe nur für den beſtimmten Gebrauch des Apothekers, Fabrikanten ꝛc. darſtellend. Das zweite Werk iſt kürzer, zieht aber ſchon mehr die Theorie und Geſchichte der Chemie herbei.

8) Ein Blick in Döblers und Boskos Zauberkabinet, beſtehend in neuen Beluſtigungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie, im geſellſchaftlichen Leben anwendbar. Herausgegeben von E. Schellenberg jun. Wiesbaden, Schellenberg, 1832.

Ausführliche Anweiſungen zu heitern und unſchuldigen Geſellſchaftſpielen, überraſchenden Taſchenſpielerkünſten mit Bechern und Bällen, Münzen, Ringen, Tüchern, Magneten, Karten, Zahlen ꝛc. und von der Art, daß man ſie ohne beſchwerlichen Apparat überall ausführen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Taſchenbücher auf 1834.

Lies mich!

Kupfer fehlen gänzlich. Die erſte Hälfte des Taſchenbuchs nimmt eine lange Novelle „aus dem Gebiete der Kunſt und des Lebens“ ein, worin beſonders viel äſthetiſirt wird. Dann folgt abermals ein Künſtlerdrama „Rembrandts Meiſterſtück,“ worin auf 50 Seiten ebenfalls viel äſthetiſirt wird. Außer einem orientaliſchen Mährchen in Proſa bilden den übrigen Inhalt Gedichte, unter denen die von Freiligrath durch reiche Phantaſie am ausgezeichnetſten ſind. In den ſogenannten diaboliſchen Dichtungen von W. Jemand ſind verſchiedene Volksmährchen vom Teufel, meiſt vom dummen Teufel, verſificirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 108. — 25. Oktober 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

9) Ueber Licht und Farbe, die prismatiſchen Farben und die Newton'ſche Farbenlehre, von Fr. Beuther. Mit 13 illum. Tafeln. Kaſſel, Bohné, 1833.

Eine ſehr klare Auseinanderſetzung und Beweisführung, daß Newtons bekannte Farbentheorie (Entſtehung der Farben durch Zerſpaltung des weißen Lichtſtrahls ꝛc.) unrichtig ſey. Die Farben bilden folgenden Kreis;

Blauroth
(Purpur)
Violett Roth
Violettblau Orangeroth
Blau Orange
Blaugrün Orangegelb
Grün Gelb
Grüngelb.

Die beiden Seiten dieſes Kreiſes bilden einen Gegenſatz, den man mit jedem Priema leicht entdecken kann, da man auf einer Seite die rothe und gelbe Farbe, auf der andern die blaue und violette vorherrſchen ſieht. Die gelbröthlichen oder bläulichen Schatten des Papiers, der Vorhänge ꝛc., die jeder in ſeinem Zimmer ſehen kann, und die täglichen Morgen- und Abendröthen am blauen Himmel machen dieſen Gegenſatz augenſcheinlich. Es iſt zugleich der Gegenſatz von Wärme und Kälte, und wie der Verfaſſer hätte hinzufügen dürfen, der Nähe und Ferne, die Orange iſt die heißeſte, blendendſte, gleichſam ins Auge ſchlagende Farbe, Blau aber die kälteſte und zugleich fernſte, nur Sehnſucht weckende Farbe.

Das Hauptreſultat der Unterſuchung iſt nun, daß die bekannten 7 Regenbogenfarben nicht, wie Newton will, aus einer *einfachen* Auseinanderfaltung der im weißen Strahl verborgnen Farbenſtrahlen, ſondern nur aus einer *Zuſammenſetzung der beiden Farbengegenſätze* entſtehe. „Das einfache prismatiſche Farbenbild entſteht bei der Brechung an der Gränzlinie zwiſchen einem relativ Hellen und Dunkeln. Es beſteht urſprünglich nur aus *zwei* verſchiedenen Farben, die ſich aber anders ſpezifiziren, nachdem die Richtung der Brechung gegen das Helle oder gegen das Dunkle von der Gränze aus gewendet iſt. An der Gränze zwiſchen einem entſchiedenen Weißen und Schwarzen zeigt ſich, wenn das Weiße in der Richtung der Brechung voranſteht, die *orangerothe* und *gelbe* Farbe, deren chromatiſche Gegenſätze aber, nämlich die *blaue* und *violette* Farbe, wenn das Schwarze in der Richtung der Brechung voranſteht. Liegt die Gränzlinie zwiſchen Hell und Dunkel ſelbſt in der Richtung der Brechung, ſo entſteht keine Farbe. Beide Spezifikationen dieſes einfachen Farbenbildes

Digitized by Google

ſind in ihren übrigen Eigenſchaften ſich völlig gleich. Das unmittelbare an der Gränzlinie zwiſchen Hell und Dunkel entſtandene Farbenbild entfaltet ſich nach folgenden Geſetzen. Wird eine hinlängliche große zur Hälfte weiße und zur Hälfte ſchwarze Fläche durch ein Prisma ganz in der Nähe geſehen, und iſt die weiße Hälfte in der Richtung der Brechung die voranſtehende, ſo zeigt ſich an der Gränzlinie zwiſchen Weiß und Schwarz, das Orangerothe, als ein ſehr ſchmaler kaum merklicher Streifen. Bei zunehmender Entfernung mit dem Prisma verbreitet ſich dieſer Streifen, nach beiden Seiten hin, mehr und mehr über das Schwarze und Weiße, ſo daß die Gränzlinie immer in der Mitte des orangerothen Streifens bleibt, welcher bei zunehmender Ausbreitung auch an Energie der Farbe zunimmt. Gleichzeitig mit dem Orangerothen zeigt ſich unmittelbar an deſſen Seite, nach dem Weißen hin, das Gelbe, welches auch bei weiterer Entfernung mit dem Prisma ſich immer mehr, aber nur allein in der Richtung der Brechung, mithin blos über das Weiße, ausbreitet. Das Orangerothe iſt in ſeiner Mitte ſtets an die Gränze gebunden, und obgleich es ſich über beide Seiten derſelben ausbreitet, ſo iſt es doch im Gange der Ausbreitung der langſamere, das Gelbe aber der geſchwindere Theil des einfachen Farbenbildes, obgleich es ſich nur nach einer Seite hin, in der Richtung der Brechung, ausbreitet. Es hängt mit der Gränze nur durch Vermittelung des Orangerothen zuſammen, bei deſſen gleichzeitiger Ausbreitung es ſich in gleichem Verhältniß immer mehr von derſelben entfernt. Wegen dieſer, und anderer weiter unten darzuſtellenden unterſcheidenden Eigenſchaften, glauben wir den über der Gränze feſtgehaltenen ſchmälern Theil des Farbenbildes, alſo hier das Orangerothe, die fixirte Abtheilung und den davonſtrebenden breitern Theil, hier das Gelbe, die flüchtige Abtheilung des Farbenbildes nennen zu können. Iſt die ſchwarze Hälfte der in der Richtung der Brechung die voranſtehende, ſo erſcheint das Farbenbild als chromatiſcher Gegenſatz des vorigen ſpezifizirt, nämlich blau und violett. Außer dieſer Umkehrung in der Spezifikation iſt dieſes Farbenbild ſowohl in den räumlichen Verhältniſſen der Ausbreitung, als auch in allen übrigen Eigenſchaften, dem vorigen völlig gleich. Alles, was dort vom Orangerothen geſagt worden, gilt hier auch vom Blauen, und was dort vom Gelben, hier auch vom Violetten, und zwar verhält ſich lezteres zur ſchwarzen Fläche, wie das Gelbe zur weißen. — Daß das prismatiſche Blau, welches an der Gränze zwiſchen Weiß und Schwarz entſteht, kein eigentliches reines Blau, ſondern ein merklich ins Grüne ſpielendes Blau, und der wahre chromatiſche Gegenſatz des prismatiſchen Orangerothen iſt, wird jeder aufmerkſame Beobachter bemerken. Die fixirte Farbe iſt undurchſichtig und deckt die dunkle und helle Hälfte ihres Hintergrundes ſo ſtark, daß beide ſammt ihrer Gränzlinie nicht mehr zu ſehen ſind. Die flüchtige Farbe iſt durchſichtig und kann auf ihrem Hintergrunde nur als eine Laſurfarbe erſcheinen. Wenn die fixirten Farben zweier benachbarten Farbenbilder deſſelben Prismas ſich begegnen, ſo ſcheint ihrem völligen Zuſammentreffen ein Hinderniß im Wege zu ſtehen, wie wenn die gleichnamigen Elektricitäten oder magnetiſchen Pole einander abſtoßen. Iſt das fixirte Orangerothe bei der Brechung aufwärts dem fixirten Blauen von unten ſo nahe gekommen, daß alles Gelbe ins Blaue geſchritten iſt, und daſſelbe grün gefärbt hat, ſo bleibt doch zwiſchen dieſem und dem Orangerothen, bei fortgeſezter Ausbreitung, noch ſehr lange ein ſchmaler gelber Streifen ſichtbar, und wenn dieſer nun endlich auch verſchwindet, und das Orangerothe und Grüne ſich unmittelbar berühren, ſo bleibt doch bei der weit möglichſten Ausbreitung ihre Gränze ſtreng geſchieden und beide Farben können niemals übereinandergreifen. Ein gleiches geſchieht, wenn das Blaue, bei der Brechung nach oben, dem Orangerothen von unten begegnet. Dagegen übergreift die flüchtige Farbe des einen Farbenbildes die fixirte Farbe des andern nicht nur ohne allen Widerſtand, ſondern ſchreitet auch zum Theil über ſie hinaus, ja man glaubt faſt zu bemerken, daß die flüchtige Farbe von der fixirten angezogen werde."

10) Die Probleme der Staatskunſt, Philoſophie und Phyſik. Zur Herbeiführung eines beſſern Zuſtandes für Fürſten und Völker, Wiſſenſchaft und Leben auf das Befriedigendſte gelöſt von K. F. Rauer. Leipzig, Kollmann, 1833.

Erſt ganz hinten iſt etwas weniges vom Staat die Rede, das übrige iſt alles Philoſophie. Der Verfaſſer ſagt: das Leben iſt eine Wirkung, welche der Geiſt durch das Werkzeug des Körpers hervorbringt. Das vermittelnde Lebensprincip aber iſt die Wärme (denn, wenn die Wärme nicht das Lebensprincip wäre, könnte der Menſch auch nicht durch Mangel an Wärme, d. h. durch Erfrieren ſterben, ſagt der Verfaſſer wörtlich Seite 15, indem er vergißt, daß der Menſch auch an zu viel Wärme, d. h. durch Verbrennen ſterben kann). Die Erde iſt gleich andern Himmelskörpern eine durch Wärme ausgedehnte, inwendig hohle Blaſe, denn ſonſt könnte ſie nicht frei in der Luft ſchweben, Seite 28. Es gibt dreierlei Arten von Wärme, die unfühlbare Wärme (d. h. die Kälte) die fühlbare ordinäre Wärme und die ſichtbare Wärme, nämlich das Licht, S. 62 ff. Jeder Körper hat ſein Maaß von Wärme, die überflüſſige dunſtet er aus, daher denn die Gerüche. „Wohlbeleibte Menſchen riechen anders, als hagre, der Tagarbeiter anders als der Vornehme, der Schuſter anders als der Gerber ꝛc." Ja

Digitized by Google

wohl, der Schuſter riecht nach Pech und der Gerber nach Lohkäſe. Aber bedarf es zu dieſer Wahrnehmung einer Wärmetheorie? Elektricität iſt nach dem Verfaſſer ſichtbarer Magnetismus, und dieſer unſichtbare Elektricität; auf die Kleinigkeit, daß jener in Linien und dieſer in Flächen wirkt, kommt es dabei nicht an, Seite 75. Die Himmelskörper ſtehn als lebendige Weſen vermittelſt wechſelſeitiger magnetiſcher Ausſtrömungen im Verkehr, die Sonne z. B. ſtrömt ihr magnetiſches Fluidum als Zodiakallicht, die Erde das ihrige als Polarlicht aus, Seite 94. Dieſer Gedanke läßt den Verfaſſer zweifeln „ob er ſich zum Gott erheben, oder in Demuth auflöſen ſoll.“ Er iſt ſo beſcheiden, das erſte vorzuziehn, und ruft aus. „Dieſe Anſicht des Weltalls iſt wohl, indem ſie die lebendigſte iſt, auch die großartigſte, die es geben kann. Der menſchliche Verſtand vermag wohl die Zeit, ja ſelbſt die Ewigkeit zu erfaſſen, aber ſich eine unendliche Zahl von Weltkörpern zu denken, die leicht und einfach im Urelement ſchwimmen, und in dieſer Leichtigkeit allein vom Geſetze des Magnetismus dirigirt werden, die jeden Augenblick durch die ganze Unermeßlichkeit ſich gegenſeitig ihre Lebenskräfte ergänzen, in ununterbrochenem Austauſch der Lebensgeiſter, und ſomit auch in ewigem unzerſtörbarem Zuſammenhange ſtehen, dies iſt eine Idee, die vom Sterblichen faſt zu groß wird, denn er weiß nicht, ſoll er die Allmacht, ſoll er die Weisheit, ſoll er die grenzenloſe Einfachheit in allen dieſen Einrichtungen bewundern. Hier iſt das Leben, gleichwie in dem, was wir jezt Wiſſenſchaft nennen, der farbloſe Tod herrſcht; hier walten die Geiſter, wie in der jetzigen Wiſſenſchaft die Körper.“

Doch da der Verfaſſer einmal in das Entdecken hineingerathen iſt, ſo fährt er rüſtig fort und bleibt nicht ſtehn. Da er das Licht (ſichtbare Wärme) als die höchſte und vollkommenſte Erſcheinung des Lebens, d. h. des Geiſtes im Körper anſieht, ſo ſchließt er folgerecht, daß die Bewohner der Sonne, weil ſie mehr Licht vertragen, auch edler ſeyn müßten, als wir Finſterlinge der Erde, und dann folgt weiter: „je höher wir in der Schöpfung hinaufſteigen, je edler die Sonnenkörper ſind, je reiner ihr Licht iſt, um deſto edler und reiner werden die Weſen ſeyn, die auf ihnen wohnen. Und da Nichts in der Welt, auch das Unendliche nicht, ohne Mittelpunkt gedacht werden kann, weil ja Gott ſelbſt der Mittelpunkt der ganzen herrlichen Schöpfung iſt; ſo folgern wir natürlich, daß es auch eine Central-Sonne gebe, auf welcher Gott ſelbſt in einem Körper vom reinſten Lichte thront.“ Dann fügt der Verfaſſer ganz naiv hinzu: „und hiermit iſt das Räthſel gefunden, das Philoſophie und Religion auf das innigſte verſchwiſtert. Jezt wird uns klar, daß der Gedanke des Erlöſers und der Bibel: Gott iſt der Vater des Lichts, er iſt das Licht ſelbſt, nicht blos eine rhetoriſche Formel iſt.“ Aber, Herr Verfaſſer, iſt das nicht reiner Parſismus, Licht- und Feuerdienſt? ja Sie gehn noch weiter, als ſelbſt die Ghebern, denn dieſen war das Feuer, obgleich ſie es anbeteten, doch nur Symbol, Ihnen aber iſt es der wirkliche Gott.

Der Leſer wird neugierig ſeyn, zu erfahren, was nun aus alledem für den Staat folgen ſoll? Der Uebergang iſt ziemlich einfach. Regierungen ſollen den Völkern gegenüber ſeyn, was die Sonnen den Erden, und umgekehrt. Am reinſten ſieht der Verfaſſer dieſes Verhältniß dargeſtellt in der öſterreichiſchen Monarchie (S. 190) und tadelt deshalb alle andern Staaten. Schließlich will er, um die Menſchen überall ſeinem Ideale näher zu bringen, die Bildung des Verſtandes zurückgeſezt und die des Herzens hervorgehoben wiſſen. Dieſer Wunſch iſt löblich, aber er vergißt uns zu ſagen, wodurch denn das Herz gebildet wird? durch die Schule, durch moraliſche Vorleſungen, mit einem Wort durch den Verſtand? gewiß nicht. Und wodurch denn? Geſtehn wir, daß wir keine Mittel haben, das Herz willkührlich zu bilden, daß ſich dieſes nur im Naturzuſtande unbewußt ſelber bildet, und daß alle Verſuche, die Kultur ſchulmäßig zur Natureinfalt zurückzuführen, nothwendig mißglücken müſſen. Man predige dem nicht mehr Unſchuldigen von dem Reiz der Unſchuld vor, es hilft nichts. Man verſuche ein Kind in Paris zu dem treuherzigen Weſen eines Alpenbewohners künſtlich zu erziehen, es hilft nichts. Die Umgebungen ſtören die ſorgfältigſte Erziehung und um den Zweck zu erreichen, müßte man den Knaben im linnenen Kittel auf die Berge ſelbſt verſetzen und ihm keinen Lehrer mitgeben, ſondern ihn der Natur überlaſſen. Kann man aber Millionen Städtebewohner, die ganze gebildete, halbgebildete und verbildete Welt in linnenem Kittel auf die Berge verſetzen? Gewiß ſo wenig, als wir in den Nomadenzuſtand der Völkerwanderung zurückkehren können.

11) Beiträge zur Urgeſchichte der Phyſik in Schweiggers Sinne, von Dr. K. Chr. Fr. Fiſcher. Nordhauſen, Kühne, 1833.

Der Verfaſſer ſcheint etwas zu weit zu gehn, wenn er in der alten Mythologie Spuren nicht nur von bedeutenden naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen (was nicht geläugnet werden ſoll), ſondern auch von ſolchen Entdeckungen, ja ſelbſt von ſolchen Apparaten (z. B. der Elektriſirmaſchine) finden will, die offenbar neuen Urſprungs ſind. Wenn er z. B. Seite 19 in dem Umſtande, daß Numa Pompilius erſt zwei und dann noch zwei Veſtalinnen eingeſezt, einen Beweis findet dafür, daß Numa Pompilius „die Zweiheit in der Elektricität, welche ſodann eine zweite Zweiheid in dem mit ihr

Digitized by Google

verbundenen Magnetismus enthielt," und ſomit den erſt jüngſt entdeckten Elektro-Magnetismus ſchon gekannt habe, ſo weiß ich nicht, wie man in der Hypotheſen-Willkühr weiter gehen kann. Daſſelbe gilt von der Annahme, daß die von Numa ebenfalls geſtiftete Prieſterkaſte der Salier ihren Namen (Springer) und ihre bunte Tracht von dem elektriſchen Funken herleiten ſollen. Zwar erläutert der Verfaſſer noch ferner, Seite 21, daß Numa bereits den Blitzableiter erfunden habe, und ſucht dies dadurch zu beweiſen, daß Numa dem erzürnten blitzeſchleudernden Zeus ſtatt Menſchenköpfe Zwiebelköpfe untergeſchoben habe, welche leztere eine Geſtalt haben, wie ſie ſich zu elektriſchen Verſuchen eignen ꝛc.; aber eine ſo große Erfindung würde wohl deutlichere Spuren hinterlaſſen haben, wenn ſie in der That gemacht worden wäre. Ich glaube, der Scharfſinn des Verfaſſers iſt mehr zu bewundern, als das Reſultat.

Etwas mehr Wahrſcheinlichkeit hat das, was er über die Bundeslade der Israeliten ſagt, von der es aus der Bibel bekannt iſt, daß ſie Flammen und tödtliche Schläge von ſich gab: „Vergleicht man nun die ganze Konſtruktion des Allerheiligſten im Tempel, die metallenen Säulen, die ſeidnen Vorhänge, die ſeidnen Gewänder der Prieſter, ſo ſind gute und ſchlechte Leiter der Elektricität auf eine merkwürdige Weiſe gepaart und machen es noch wahrſcheinlicher, daß der ganze Altar ein großer elektriſcher Apparat geweſen, um die Opfer durch Luftelektricität in Brand zu ſtecken." Ein fataler Gedanke, das Heilige ſo durchaus als Betrug, den ehrwürdigen Moſes als einen gemeinen Gaukler zu denken. Doch das wird Waſſer auf die Mühle unſrer Rationaliſten ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Politiſche Literatur.

Die europäiſchen Verfaſſungen ſeit den Jahren 1789 bis auf die neueſte Zeit. Mit geſchichtlichen Erläuterungen und Einleitungen, von Geh. Rath Pölitz. Zweite Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1833.

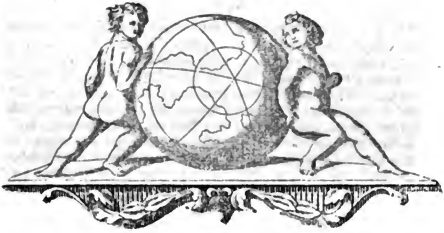
Der fleißige Pölitz hat mit dieſem Werk den Staatsmännern und Geſchichtsfreunden ein werthvolles Geſchenk gemacht. In groß Oktav und kleinem, doch ſcharfem Druck fügen ſich in wenig Bänden alle europäiſchen Verfaſſungen, ſo heterogen ſie auch ſeyn mögen, geduldig zuſammen und werden ſo bequem für den Handgebrauch. Nur das Papier hätte Herr Brockhaus beſſer wählen ſollen, denn der Druck ſchlägt durch. Dieſer zweite Band enthält alle franzöſiſchen Verfaſſungen von 1791 bis zum Pairiegeſetz von 1831, ein lehrreicher Völkerſittenſpiegel; dann folgen die gleichfalls zahlreichen Verfaſſungen der Niederlande, dann die von Spanien, Portugal, Italien. Sie alle tragen das Gepräge des Werdens, des Verſuchens, des wechſelnden Kampfes, der Uebergangsperiode. Sie alle ſollten Grundſteine ſeyn und doch wurden die meiſten in kurzer Friſt Grabſteine. Die Ironie der Geſchichte hat mit ihrer Ewigkeitsprahlerei geſpielt, und doch gewährten ſie wenigſtens auf kurze Zeit Schutz und Ruhe, gleich arabiſchen Zelten, welche die europäiſche Diplomatie auf ihrer großen Wanderung heute aufſchlägt, um ſie morgen wieder abzubrechen. Der alte Nomadenzuſtand iſt eigentlich nicht aufgehoben, ſondern nur von den Völkern auf die Staatsform übergegangen. Ehemals blieben die Staatsformen feſt beſtehn, wo ſie waren, in China, Indien, Perſien, nur die Völker wanderten wie Bienenſchwärme aus und ein. Jezt iſt es umgekehrt. Jezt bleiben die Völker ſitzen, aber die Staaten wandern. Die Spießbürger eines kleinen franzöſiſchen Städtchens ſitzen ruhig vor ihren Häuſern und ſind Unterthanen des großen l'état c'est moi, da kommt die Dame Republik zu ihnen, ſchlagt ihnen die Zöpfe auf, ſezt ihnen die Jakobinermütze auf und macht ſie zu citoyens; bald darauf reist ſie wieder ab; und das militäriſche Kaiſerthum kehrt bei ihnen ein, macht ſie alle zu Soldaten und ſchenkt ihnen für abgeſchoſſene Beine Ehrenlegionskreuze. Dann reist auch das Kaiſerthum wieder fort und das konſtitutionelle Königthum ſteigt friedlich vom Poſtwagen ab, und ſo dürfen die Philiſter nur ſitzen bleiben, und warten, es kommen am Ende alle Staaten, wie ſie Gott geſchaffen hat. Der deutſche Spießbürger iſt noch glücklicher, indem nicht nur die Staaten, ſondern ſogar auch die Länder zu ihm kommen. Der Franzoſe bleibt doch bei allen ſeinen Staatsformen wenigſtens immer Franzoſe, der Deutſche aber wird zugleich ein andrer Landsmann. Er bleibt ruhig vor ſeiner Thür ſitzen und raucht ſein Pfeifchen, und plötzlich befindet er ſich in einem andern Lande. Das Städtchen bleibt ſtehn, der Thurm fällt nicht ein, aber das Wunder begibt ſich dennoch. Er hat ein neues Vaterland, er hat das alte nicht verlaſſen, das neue nicht ſuchen dürfen, wie die aus Aegypten wandernden Juden ehemals ihr gelobtes Land; er hat es viel bequemer gehabt, das alte Land iſt ihm unter den Füßen weggelaufen und das neue hat ſich ihm von ſelbſt untergeſchoben.

So iſt in die Weltgeſchichte gänzlicher Umkehr gekommen. Der mobile Theil, die Völker, ſitzen feſt, und der unbewegliche Theil, die Staaten und Länder, ziehn luſtig von Ort zu Ort. Der Ritter Wahn fand, als er nach Jahrhunderten heimkehrte, ſeine Heimath wieder, aber ein andres Volk. Wenn ein neuer Epimedes, der tauſend Jahre geſchlafen, in Europa jezt wiedererwachte, würde er das nämliche Volk wiederfinden, aber ganz andre Länder.

Wohin will die Geſchichte mit dieſer ſeltſamen Grille?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 109. — 28. Oktober 1833.

Die Leipziger Büchermeſſe, Michaelis 1833.

Wiederum hat ein literariſches Jahr ſich erfüllt und wir können die Rechnung abſchließen. Die ſteigende Bewegung des Buchhandels hat ſich auf der Höhe, zu der ſie vor der Juli-Revolution gelangte, in eine ſchwankende verwandelt und ebbet und fluthet ein Jahr ums andre. Folgende Ueberſicht gibt einen Maaßſtab für die Fortſchritte der deutſchen Bücher-Produktion. Unter den hier verzeichneten Büchern ſind nur eigentliche, und zwar in deutſchem Verlag erſchienene Bücher zu verſtehn, mit Ausſchluß von Muſik-, Spielbüchern, Landcharten und fremden Kommiſſionsartikeln.

Deutſchlands Bücherproduktion.

Im Jahr —	Bücher
1814	2529
1815	2750
1816	3197
1817	3532
1818	3781
1819	3916
1820	3958
1821	3997
1822	4285
1823	4307
1824	4511
1825	4836
1826	4704
1827	5108
1828	5654
1829	5314
1830	5926
1831	5658
1832	6275
1833	5888
	90,126

Wir haben alſo innerhalb der lezten zwanzig Jahre neunzigtauſend Werke produzirt, und von dieſen enthält kaum der zehnte Theil Ueberſetzungen oder neue Ausgaben, die übrigen acht Zehntel ſind deutſche Originalien, und rechnen wir im Durchſchnitt drei Bücher auf einen Autor, da die meiſten nur eins ſchreiben, ſo waren zu der zwanzigjährigen Produktion doch nicht weniger als 30,000 deutſche Schriftſteller erforderlich. Gerade ſo viel ließ der chineſiſche Uſurpator Lie-tſing an einem Tage köpfen, da er nicht blos, wie der Araber Omar die Bücher, ſondern, um das Uebel bei der Wurzel auszurotten, auch die Leute, welche Bücher ſchreiben, vertilgen wollte. Es kann nicht ſchaden, wenn man unſern ehrgeizigen Schriftſtellern, von denen jeder einzelne ſo viel zu ſeyn glaubt, zuweilen ihre Zahl zu Gemüthe

Digitized by Google

führt. Ich habe früher ſchon dieſes Emporkommen der Mengen und Maſſen in der Literatur mit einer demokratiſchen Kriſis verglichen. In den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten hörte man nur wenige ausgezeichnete Namen von Staatsmännern und Feldherrn, die Revolution aber brachte ganze Legionen von Politikern und Generalen mit ſich, deren Namen das vom Konſul Bonaparte angeordnete Regiſter des Moniteur kaum in einem Royal-Foliobänd faſſen konnte. Wie dort die politiſchen Menſchen, ſo bei uns die literariſchen. In der guten alten Zeit hörte man nur von wenigen großen Gelehrten und Dichtern reden. Da hörte man, wenn Gellert durch die Straßen von Leipzig ritt, den Hufſchlag ſeines hypochondriſchen Gauls in der tiefen Stille Deutſchlands von den Alpen bis zum Belt, und wenn Klopſtock in Hamburg nieste, konnten die Zürcher prosit ſagen, ſo rein und dünn war damals die Luft. Nun aber iſt der Markt voll von Menſchen, alles ſchreit durch einander und jagt der alten Ariſtokratie den Ruhm ab, zu dem ſie ehemals allein privilegirt war, und vertheilt ihn unter ſich nach einem neuen agrariſchen Geſetz. Dabei kommt denn freilich für den Einzelnen blutwenig heraus, und ich möchte gewiſſen Herrn, die ſich immer darüber beklagen, daß ſie nicht genug anerkannt werden, den Rath geben, ein für allemal in einer revolutionären Zeit auf alle ariſtokratiſche Genüſſe zu verzichten. Es verhält ſich wirklich ſo, daß manches heutige Talent, wenn es fünfzig Jahre eher geboren worden wäre, mehr Anerkennung finden würde; allein die Geſchichte geht ihren großen Gang fort, ob der eine privatim dabei glücklicher iſt oder nicht, aus Ueberfülle des Genuſſes oder aus Neid ſtirbt. Die Geſchichte braucht zu ihren Zwecken heute nur ein halbes Dutzend Menſchen und überhäuft ſie mit Ehren, morgen braucht ſie Tauſende, denen natürlich nicht allen etwas beſonderes beſcheert werden kann. Und gerade weil den deutſchen Autoren des vorigen Jahrhunderts durch allzu viel ſüße Latwerge allſeitiger Lobrednerei der Magen verdorben worden iſt, muß er denen des neuen Jahrhunderts durch die homöopathiſche Hungerkur wieder geſtärkt werden. Sonſt waren eben nur etwa dreißig Menſchen da, die ſich in den Ruhm theilten; jezt ſind deren dreißig tauſend, da muß die Portion für jeden freilich ſo klein werden, wie eine mikroskopiſche Doſis des Dr. Hahnemann.

Den Grämlichen, die über den Verfall des literariſchen Ruhmes klagen, wäre gleich zu helfen, wenn ſie die Sache ganz natürlich, ganz nothwendig fänden, wenn ſie ſich ſelbſt nicht mehr als die Angelpunkte betrachteten, um die ſich die Welt drehen ſoll, ſondern blos als nützliche, aber kleine Räderchen in der großen Maſchine des Weltgetriebes, wenn ſie ſich aus ihrer eiteln Individualität losreiſſen und ſich mehr in das Gemeingefühl der Nation und des Zeitgeiſts hineinempfänden, und ſich begnügten, das, was ſie wirklich ſind, nämlich bloße Theile des Ganzen, nichts Ganzes ſelbſt, auch ſcheinen zu wollen. Das iſt der romantiſche Widerſpruch in unſrer Literatur, daß alle zuſammen nur den großen Haufen bilden, und daß jeder doch ein König für ſich ſeyn will. Es muß aber dahin kommen, daß man zu jener klaſſiſchen Beſcheidenheit ſich erhebt, die wie die griechiſche Skulptur der Nachwelt nur Kunſtwerke hinterläßt, aber nicht die Namen der Künſtler. Leider iſt es bis jezt bei uns umgekehrt geweſen. Unſre Jöcher, Meuſel, Erſch ꝛc. haben hunderttauſende von deutſchen Schriftſtellernamen verzeichnet, deren Werke Niemand liest, nie wieder leſen wird.

Dem guten Gedanken bleibt ſein Werth, unſre thätigen Schriftſteller alle, wenige ganz ſchlechte ausgenommen, tragen zur allgemeinen Volksbildung bei, ſelbſt der Irrthum klärt auf, da er immer Widerſpruch findet, und wenn wir den unermeßlichen Apparat unſrer Literatur als eine Art von Baugerüſt betrachten, von welchem aus der Volksgeiſt aufgebaut wird, ſo iſt nicht zu verkennen, daß das Werk ſich ſchon bedeutend gefördert hat. Nur müſſen die Bauleute ſich nicht in das Gerüſt verlieben, nicht das Gerüſt mit dem Bau ſelbſt verwechſeln und ſich beſcheiden, daß, wenn der leztere ſtehen bleibt, das erſtere abgebrochen werden wird.

Einzelnen mag es wehe thun, aber im Ganzen iſt es ein großer Fortſchritt, daß die Zeit der Eitelkeit nicht mehr günſtig iſt, daß ſie viel mehr Kräfte benuzt und abnuzt, als ehrt und belohnt. Die Welt iſt nicht für die Schriftſteller da, dieſe ſind vielmehr für die Welt da. —

Der vorliegende Herbſtkatalog enthält 3175 Artikel, darunter 62 Landcharten, 21 Muſikbücher, 149 fremde Kommiſſionsartikel und 327 erſt voraus verkündete Bücher, die noch nicht erſchienen ſind. Es bleiben alſo 2616 eigentliche Bücher, worunter wir 111 Romane, 48 Schauſpiele und 115 Bücher in lebenden ausländiſchen Sprachen finden, die jedoch in deutſchem Verlag erſchienen ſind. Um die Statiſtik des deutſchen Buchhandels überſichtlicher zu machen, wäre zu wünſchen, daß im Meßkatalog die fremden Kommiſſionsartikel beſonders verzeichnet würden. Ich habe immer viele Mühe, ſie aus den deutſchen Verlagsbüchern herauszuzählen. Der Oſterkatalog enthielt 3272 Bücher, zu dieſen jene 2616 hinzugerechnet, ergibt ſich der ganze Ertrag des Jahres von 5888 Büchern, alſo 387 weniger als der Ertrag des Jahres 1832.

Betrachtet man den Inhalt des Katalogs, ſo läßt ſich das ſteigende Uebergewicht der empiriſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften über die ehemals mehr hervortretende Spekulation und Poeſie nicht verkennen. Wir

Digitized by Google

haben dieſe Bemerkung ſchon in den frühern Jahrgängen gemacht. Geſchichte und Naturwiſſenſchaften herrſchen jezt neben der Politik vor. Hierin wird Außerordentliches geleiſtet, während Theologie, Philoſophie nur noch wenige originelle Erſcheinungen darbieten, oder dem allgemeinen Zuge des Zeitgeiſts in der Ueberhandnahme des kritiſchen und hiſtoriſchen Unterſuchens, ſo wie auch die poetiſche Literatur in der Ueberhandnahme der hiſtoriſchen Romane und Schauſpiele gefolgt ſind.

Den theologiſchen Geiſt muß man jezt meiſtens in den Zeitſchriften dieſes Fachs ſuchen, unter denen die theologiſchen Studien und Kritiken von Ullmann ſich beſonders auszeichnen. Außer einer ſiebenten Sammlung von Schleiermacher'ſchen Predigten ſind es faſt nur hiſtoriſche Werke, die ſich unter der Maſſe der Erbauungsſchriften und der eben fortvegetirenden Schultheologie bemerklich machen, die Fortſetzungen von Neanders Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche, und von der ſehr davon verſchiedenen Kirchengeſchichte Katerkamps, die fünfte Auflage von Ständlins Kirchengeſchichte, ein kritiſches Werk Bretſchneiders über die Grundlage des evangeliſchen Pietismus, eine kritiſch-hiſtoriſche Abhandlung Geigers über die Frage: was hat Mohamed aus dem Judenthum entlehnt? Zwei kritiſche Herzensergießungen des zornigen Greiſes Salat, dann einige neue Ausgaben und Ueberſetzungen alter Werke, z. B. der neunte Band der Ueberſetzung der Kirchenväter (in Kempten), die Schriften der h. Thereſia, die nachgelaſſenen Werke St. Martins, eine neue Auflage des Wegs zur Wahrheit von Terſteegen, der nächſt Angelus Sileſius einer der lieblichſten und zarteſten Kirchendichter iſt.

Eine eigenthümliche Erſcheinung ſind die ſich vermehrenden Schriften über das Geiſterweſen, angeregt durch Kerners berühmtes Werk über die Seherin von Prevorſt. Der Herbſtkatalog enthält zwei Werke über die Unſterblichkeit, von Henrici und von Kerning, von dem leztern noch ein Schlüſſel zur Geiſterwelt, den Verſuch einer Antwort auf die Frage: „gibt es Geſpenſter?", Simons Geſchichte des Glaubens an ein Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige, einen dritten Band von G. H. Schuberts Altem und Neuem aus der Geſchichte der innern Seelenkunde, Richters Lehre von den lezten Dingen ꝛc.

Ueberhaupt kommen viele pſychologiſche Werke vor, von Birrmann, Grohmann, Herbart und Scheidler, eine Metaphyſik der innern Natur von H. Schmied, ein Werk über die Lüge als Seelenkrankheit von Heinroth. Doch geht neben dieſen mehr empiriſchen Werken auch die Spekulation nicht leer aus. Es ſind angekündigt die große Ausgabe der Hegelſchen Werke, eine dritte Auflage von Herbarts Einleitung in die Philoſophie, Franz v. Baaders Vorleſungen über ſpekulative Dogmatik und über das Verhalten des Wiſſens zum Glauben, Königsfelds Syſtem der analytiſchen Philoſophie, Müllers Entſtehung der Welt aus Nichts, Ed. Schmidt über das Abſolute und Bedingte. Kuhn ſchreibt ein hiſtoriſches und philoſophiſches Werk über Jakobi und ſeiner Zeit.

Die politiſche Literatur iſt, wie natürlich, jezt nicht arm, und die Theoretiker liefern fleißiger als ſonſt ſpekulative Rechtsſyſteme, während die praktiſchen Staatsmänner das weite Feld der deutſchen Verfaſſungen kultiviren. Zu den erſtern gehören diesmal Mehrings Formalismus in der Lehre vom Staate, und Stahls Philoſophie des Rechts; ſodann Diederichs Syſtem der Staatswiſſenſchaften, Weitzels Geſchichte der Staatswiſſenſchaften, Raus Lehrbuch der politiſchen Oekonomie, Oberſt Guſtavſons (des vormaligen Königs von Schweden) Schrift über die unbeſchränkte Preßfreiheit. Ein neues corpus juris canonici iſt von Richter erſchienen, ferner eine zweite Auflage von Droſte-Hülshoffs Kirchenrecht, und eine zehnte von Makeldings Lehrbuch des römiſchen Rechts; endlich von Pölitz die Fortſetzung der europäiſchen Verfaſſungen. Ueber einzelne deutſche Verfaſſungen und Landesangelegenheiten, namentlich ſächſiſche, badiſche, würtembergiſche, heſſiſche und braunſchweigiſche findet ſich vieles. Als eine Merkwürdigkeit müſſen des alten Turner Jahns Werke zum deutſchen Volksthum hervorgehoben werden. Eine nicht unintereſſante Epiſode bilden die verſchiedenen Schriften über die Emancipation der Juden, angeregt vorzüglich durch eine Schrift von Streckfuß, und am geiſtreichſten beantwortet von dem bekannten und geſchätzten Hiſtoriker der Juden, Joſt, und von dem ſo klaren, gediegenen und kraftvollen Vertheidiger ihrer Rechte, Dr. Rieſſer in Hamburg, deſſen Charakter zu den ehrenwertheſten der deutſchen Literatur gehört, und deſſen vernünftige, zeitgemäße, gerechte und billige Anſichten über das Judenthum gewiß einſt den Sieg davon tragen werden. Hierbei iſt noch ein Werk von Ströger über die Verfaſſung der Juden in Gallizien anzuführen.

Unter den auch diesmal wieder zahlreichen pädagogiſchen Schriften bemerken wir eine des Herrn von Weſſenberg über die Bildung der gewerbtreibenden Klaſſen, und eine neue Gymnaſtik von Werner. Aufgefallen iſt uns die Ankündigung einer dritten Auflage von „Al. von Sölls Abhandlung von der Unſchuld, oder wie vortrefflich und glückſelig der Stand der Unſchuld iſt. Vorzüglich für Kinder und junge Leute auf dem Lande." Es hat uns immer bedünken wollen, es ſey eben nicht ſehr pädagogiſch, den Kindern und jungen Leuten viel von ihrer Unſchuld vorzuſchwatzen, und die Unſchuld beſtehe nur in ihrer eignen Unkenntniß, in der Unbefangenheit, die von dem Baum der Erkenntniß noch

Digitized by Google

nicht gegeſſen hat. Kinder, die immer von ihrer eignen Unſchuld hören, müſſen ſie entweder verlieren, oder wenigſtens eitel darauf werden.

Das geſchichtliche Fach iſt wieder das reichſte. Hiefür iſt in den lezten zwanzig Jahren mehr geſchehn, als in der ganzen frühern Zeit ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Nicht nur ſind die früher ſchon bekannten Perioden der Geſchichte einer neuen durchgreifenden Kritik unterworfen worden, ſondern man hat auch eine Menge bisher ganz dunkler Parthien aufgeklärt. Mag die Geſchichtſchreibung immer noch zurückſtehn, ſo hat doch die Geſchichtsforſchung gewiß eine ſeltne Durchbildung und Ausbreitung erfahren in allen Richtungen. Wir bemerken diesmal ein neues Archiv für rheiniſche Geſchichte (von Graf Reiſach und Linde), die Fortſetzung des Archivs von Schloſſer und Bercht, Auszüge aus Stockholmer Handſchriften (die ſchwediſche Geſchichte betreffend), Beer über alte ſemitiſche Inſchriften aus Aegypten, Beiträge zur Landeskunde Oeſterreichs unter der Ens, Biancos Geſchichte der alten Univerſität Köln, Blumers iter italicum (Handſchriftenverzeichniſſe), Nap. Louis Bonapartes politiſche und militäriſche Betrachtungen über die Schweiz, Bopps Geſchichte des ſtändiſchen Weſens im Großherzogthum Heſſen, Braunſchweigs Umriſſe einer allgemeinen Geſchichte der Völker, v. Bülows Beiträge zur neuen braunſchweigiſchen Geſchichte und Erinnerungen aus ſeinem Leben, v. Clauſewitz Feldzug in Italien von 1799, die Fortſetzung des corpus script. hist. Byzant., Dobrowskis Slavin und Glagolitica (ſlaviſche Alterthümer), Friedrichs II. eigenhändige Briefe an ſeinen Kämmerer Fredersdorf, der ſechste Band der bei Brockhaus erſcheinenden Geſchichte der Staatsveränderungen in Frankreich, die zweite wohlfeilere Ausgabe der osmaniſchen Geſchichte von J. v. Hammer, Havemanns Geſchichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII., Heffters Götterdienſte auf Rhodus, Hermanns Mehemet Ali Paſcha, Hüllmanns Staatsverfaſſung der Israeliten, der 11te Band der deutſchen Ueberſetzung von Karamſins ruſſiſcher Geſchichte, Kolens Beiträge zur niederſächſiſchen Geſchichte, Liebuſch Skythika, v. Lindemanns Gefangenſchaft in Rußland, der achte Band von Ludens deutſcher Geſchichte, Meidingers deutſche Volksſtämme und vergleichendes Wörterbuch der gothiſch-teutoniſchen Mundarten, Memoiren eines deutſchen Staatsmanns von 1788 – 1816, die Fortſetzung der ſämmtlichen Werke von Joh. v. Müller, Müllers Mithras, neuer Nekrolog der Deutſchen, die zweite Auflage der Ueberſetzung von des Kardinal Paccas Denkwürdigkeiten, der dritte Band des Werks von Preuß über Friedrich II., die zweite Auflage der intereſſanten Schrift Preußen und Frankreich, der dritte Band von Fr. v. Raumers Geſchichte Europas ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, der zweite von Rehms Handbuch der Geſchichte des Mittelalters, die Fortſetzung der 9ten Auflage von Rottecks Weltgeſchichte, Steins preußiſch-brandenburgiſche Geſchichte, eine Ueberſetzung der Schrift von Pickering über die indianiſchen Sprachen Amerikas, der ſechste Band der Geſchichte Preußens von Voigt, der vierte und fünfte der mythologiſchen Briefe von Voß, der zweite der europäiſchen Staatengeſchichte von Wachsmuth, Wegelins Geſchichte der Landſchaft Toggenburg, Wienbargs Holland in den Jahren 1831 und 1832, Wolfs heiliger Phokerkrieg und die Fortſetzungen der bekannten hiſtoriſchen Taſchenbücher von v. Hormayr, Menzel und v. Raumer.

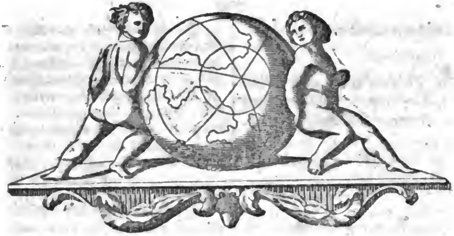
Auch die Länder- und Völkerkunde hat manchen intereſſanten Beitrag erhalten. Wir finden z. B. den dritten Band von Berggrens Reiſen im Morgenlande, die zweite Abtheilung der trefflichen Beſchreibung Roms von Plattner ꝛc., vier neue Reiſen nach Nordamerika von Bromme, Duden, Klinckhardt und Page, Bulwers geiſtvolles Werk England und die Engländer, v. Boerns Bilder aus Griechenland, neue Auflagen von Ellrichs Ungarn wie ſie ſind, von dem Handbuch für Reiſende in Oeſterreich von Groß, und von Hoffmanns Erde, Humboldts Reiſen und Forſchungen von Macgillivray, Jerrmanns Paris, Inglies Tirol, des Grafen v. Moltke Reiſe in Italien, Normanns Ungarn wie es iſt, v. Pontins Bemerkungen auf einer Reiſe durch Deutſchland, maleriſche Reiſe durch das lombardiſch-venetianiſche Königreich, Sommers Taſchenbuch, Weidmanns Darſtellungen aus dem ſteyerſchen Oberlande.

Unter den naturwiſſenſchaftlichen Werken mögen hier erwähnt werden wieder eine Ueberſetzung und ein Auszug der Chemie von Berzelius, Bewſter über Newton und ſeine Entdeckungen, Cuviers Thierreich überſ. von Voigt, Eſchholtz zoologiſcher Atlas zu Kotzebues zweiter Reiſe, eine zweite Auflage der populären Sternkunde von Fries, Galls vollſtändige Geiſteskunde (Organologie), das Innre der Erde von Gegenes, die Arachniden von Hahn, die fünfte Auflage von Hahnemanns Organon, Idelers Unterſuchungen über den Hagel, die zweite Auflage von Kaſtners Grundzügen der Phyſik und Chemie, Oppenheimer über den Zuſtand der Heilkunde und die Krankheiten in der Türkei, endlich die beiden großen populären Naturgeſchichten von Oken und von den Heidelberger Naturforſchern.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 110. — 30. Oktober 1833.

Die Leipziger Büchermeſſe, Michaelis 1833.

(Beſchluß.)

Zur Literargeſchichte erhalten wir Briefwechſel zwiſchen Goethe und Klopſtock, Goethe und Zelter, Heinrich Voß und Jean Paul, Jean Paul und Otto, die Fortſetzungen der Geſchichte der Poeſie von Roſenkranz und des Handbuchs der abendländiſchen Literatur von Genthe, Huber über die neuromantiſche Poeſie in Frankreich, Wolf über die Leiſtungen der Franzoſen für Herausgabe ihrer National-Heldengedichte.

Geſammtausgaben werden fortgeſezt von den Werken Goethes, Pyrkers, eine neue wird veranſtaltet von Theodor Körners Werken, dann drei Ueberſetzungen von Bulwers Werken. Unter den Ausgaben älterer Dichtungen bemerken wir Altdeutſche Dichtungen von Meyer und Mooyer, Hartmann von Aues Iwein, herausgegeben von Beneke und Lachmann, Hugo von Trimbergs Renner, Reinhard Fuchs von Jak. Grimm, dann Ueberſetzungen von Byrons hebräiſchen Geſängen, der Luſiade des Camoens von Donner; des älteſten perſiſchen Gedichts (Wamik und Aſra) von J. v. Hammer, des chineſiſchen Schi-King von Rückert, der Eroberung von Granada des Graziani von Winterling, Janins Anſichten der Zeit und des Lebens von Lewald, Jäniſch Nordlicht oder Proben neuruſſiſcher Poeſie, des Niemcewicz geſchichtliche Geſänge der Polen, und eine neue Shakeſpeare-Ueberſetzung von Schneider. Neue Originalien der einheimiſchen Poeſie ſind diesmal ſparſam, wenn man die vielen Romane und Novellen der bekannten Unterhaltungsſchriftſteller nicht dazu rechnen will. Von Gutzkows indiſchem Roman Maha-Guru läßt ſich viel Schönes erwarten. Eine eilfte Fahrt der Hammelburger Reiſe wird nicht weniger geiſtreich ſeyn, als die frühern. Die Fortſetzung der lieblichen bayeriſchen Gebirgslieder von Neureuther werden jedem Freund der Lyrik und Muſik willkommen ſeyn. Die Vorzüge des diesjährigen Muſenalmanachs haben wir ſchon geprieſen. Sonſt iſt uns in dem Gebiet, das unſre Großväter ſo poſſierlich das der ſchönen Wiſſenſchaften nannten, nichts aufgefallen, außer den Blutstropfen des exilirten Harro Harring, und das viele Gerede und Gethue mit dem Eckenſteher Nante in Berlin, der den Humor darin zu ſuchen ſcheint, in der Geſchichte der komiſchen Literatur eine traurige Rolle zu ſpielen.

Digitized by Google

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

12) Taſchenbuch der Edelſteinkunde. Für Mineralogen, Techniker, Künſtler und Liebhaber. Von Dr. J. R. Blum. Stuttgart, Hoffmann, 1832.

Durch die neuern Entdeckungen in der Chemie und Mineralogie hat auch die Edelſteinkunde eine große Umwandlung erlitten. Die Steine haben ganz andre Eintheilungen erhalten; viele, die man für ſehr verſchieden hielt, ſind auf eine Gattung reduzirt, und andere ausgeſchieden, noch andre neu entdeckt worden. Die vorliegende neueſte Ueberſicht iſt nicht nur für Techniker und Käufer ſehr belehrend, ſondern lieſt ſich auch für den bloßen Liebhaber ſehr angenehm. Die Einbildungskraft beſchäftigt ſich gern mit dieſen bunten Blüthen der Erde und erfreut ſich an ihrer Schönheit und an mancher ihrer überraſchenden Eigenheiten, auch wenn das Intereſſe des Beſitzes nicht dabei ins Spiel kommt. Ueberdies hat der Verfaſſer nicht verfehlt, eine Geſchichte der Edelſteinkunde und vieles von dem an die Steine geknüpften Aberglauben, von ihrer ſymboliſchen Bedeutung, von beſonders merkwürdigen Exemplaren ꝛc. in ſein Werk aufzunehmen. Wir wollen zwanglos Einiges daraus mittheilen.

Bekannt iſt, daß das Bruſtbild des jüdiſchen Oberprieſters zwölf große Edelſteine enthielt, welche die zwölf Stämme Israels bezeichneten, wahrſcheinlich von den Aegyptern entlehnt waren und zugleich die Monate und Thierzeichen andeuteten. Dagegen iſt es merkwürdig, daß ſich bei Homer noch keine Spur von Edelſteinen findet, obgleich er oft von Gold und Schätzen redet.

Von jenen zwölf jüdiſchen Edelſteinen bedeutet der erſte, ein Karneol, den Ruben als den älteſten der zwölf Söhne Jakobs, und zugleich den Monat Auguſt. Dagegen bedeutet der zweite, ein Topas, den Simeon und zugleich den November. Die Reihe der Monate ſtimmt daher nicht ganz mit der der Söhne Jakobs überein. Sie war folgende:

Januar	— Hyazinth
Februar	— Amethyſt
März	— Jaspis
April	— Saphir
Mai	— Agat (Smaragd)
Juni	— Smaragd (Agat
Juli	— Onyx (Karneol)
Auguſt	— Karneol (Sardonyx)
September	— Chryſolith
Oktober	— Beryll (Aquamarin)
November	— Topas
December	— Rubin (Türkis).

Die in Parentheſe genannten Steine wurden nach abweichenden Anſichten den erſtgenannten untergeſchoben. In der chriſtlichen Zeit bezeichnete man mit den altjüdiſchen Steinen ſtatt der Söhne Jakobs die zwölf Apoſtel.

Die Kunſt, Edelſteine vertieft zu ſchneiden, iſt älter, als die, erhaben zu arbeiten. Beide kannten ſchon die Alten, ſo wie es dieſelben auch ſchon in der Kunſt, falſche Edelſteine zu machen, ziemlich weit gebracht hatten. Dagegen iſt die Kunſt, Edelſteine zu ſchleifen, viel jünger, und erſt 1456 wurde der erſte Diamant geſchliffen.

Die Univerſalprobe ächter Edelſteine iſt ihre Härte; nächſtdem vorzüglich ihre Kälte und ihre Elektricität. Sie am Licht zu erkennen, erfordert ſchon ein geübtes Auge, ihre Farbe aber iſt am trüglichſten, da die verſchiedenſten Edelſteine von der gleichen Farbe ſind und durch Kunſt oft ſchönere Farben erzielt werden, als ſie die Natur hervorbringt. Abgeſehn von beſondern Merkmalen einzelner Edelſteine, einer eigenthümlichen Art von Lichtbrechung ꝛc., wodurch ſie ausnahmsweiſe leicht unterſchieden werden können, ſind nur die drei erſtgenannten Proben in allen Fällen untrüglich. Was die Härte betrifft, ſo weiß man jezt ganz genau, wie der Grad der Härte bei den verſchiednen Edelſteingattungen vom Diamant an abnimmt, und man hat eine vollkommene Skala von der erſten bis zur lezten. Auch die Kälte iſt ein ſicheres Zeichen. Der ächte Edelſtein iſt immer kälter als der falſche, wird ſpäter warm und iſt, wenn man ihn anhaucht, plötzlich wieder rein, während der falſche den Hauch länger ſichtbar läßt. Endlich zeigen die meiſten Edelſteine, wenn ſie gerieben werden, noch nach 6 — 32 Stunden Elektricität, während die ihnen nachgemachten Glasflüſſe die Elektricität ſchon in der erſten Stunde verlieren. Bei einigen Edelſteinen iſt die Schwere ein Unterſcheidungszeichen, doch nicht bei allen.

Der Verfaſſer gibt die verſchiednen Arten, wie die Verfälſchung der Steine bewirkt wird, genau an. Man gibt Bergkriſtalle und andre ſchlechte Steine für edlere aus, man verfertigt aus Glasflüſſen falſche Steine aller Art, man hilft ſchlechten Steinen durch Folie, durch Brennen nach ꝛc.

Aus der ausführlichen Schilderung der einzelnen Edelſteinarten (Findungsort, natürliche Beſchaffenheit, Kennzeichen, Behandlungsweiſe, Gebrauch und Werth) heben wir nur eine Ueberſicht der merkwürdigſten Edelſtein-Exemplare hervor.

Zu den durch ihre Größe ausgezeichneten Diamanten gehören unter anderen folgende: 1) Der des großen Moguls. Nach Tavernier ſoll er $279\frac{9}{16}$ Karat ſchwer, und 6 Millionen Gulden werth ſeyn. Er iſt als Roſette geſchnitten, und, bis auf einen kleinen Eisflecken am Umfange des Steines, vollkommen waſſerhell. 2) Der

Rajah von Mattan auf Borneo beſizt einen Diamant von 367 Karat. Er iſt auf dieſer Inſel gefunden, eiförmig, mit einer Höhlung in der Nähe des dünneren Endes und vom erſten Waſſer. 3) Im Schatze zu Rio de Janeiro befindet ſich ein Diamant von 138½ Karat an Gewicht. Er wurde um das Jahr 1771 in Rio Abaité von drei verbannten Verbrechern gefunden, von dieſen der Regierung ausgeliefert, und jene dafür begnadigt. 4) Nach verſchiedenen Nachrichten ſoll ſich im Schatze des Königs von Portugal der größte aller bis jezt bekannten Diamanten befinden; er ſoll die Größe eines Hühnereis haben, 1680 Karat wiegen, und von engliſchen und holländiſchen Juweliren auf 57 Millionen Pfd. Sterl. geſchäzt worden ſeyn. 5) Der, welcher am kaiſerlich ruſſiſchen Scepter ſich befindet, iſt 779 Grän oder 194¾ Karat ſchwer, vom erſten Waſſer, nicht ganz rund, ſondern ſchlecht indiſch, pyramidenförmig geſchliffen, und hat im Durchmeſſer 1 Zoll 3 Linien, in der Höhe 10 Linien. Die Kaiſerin Katharina ſoll ihn für 2,250,000 Livres und 100,000 L. Leibrente gekauft haben; aber er iſt bedeutend mehr werth. 6) Im öſterreichiſchen Schatze befindet ſich einer von 139½ Karat; er iſt ſchön und gut geformt, aber er ſpielt etwas ins Gelbliche. Sein Werth wird auf 109,250 Guineen angegeben. Hier ſoll noch ein anderer Diamant ſeyn, wenn es nicht der eben erwähnte iſt, welcher früher im Beſitze Karls des Kühnen von Burgund war. Dieſer Fürſt verlor in der Schlacht bei Granſon ſeine Artillerie, ſein Lager und ſeinen Schatz, worunter der größte Diamant war, der damals in Europa ſich befand. Von einem Schweizerſoldaten, der ihn erbeutet, und einem Prieſter um eine Krone verhandelt haben ſoll, kam er zulezt, nachdem er ſtets im Preiſe ſteigend, mehrere Beſitzer gewechſelt hatte, an Papſt Julius II., der ihn für 20,000 Dukaten erkaufte. 7) Die Krone Frankreichs beſizt zwei große Diamanten, den Regent und den Sancy. Erſterer wiegt 136¾ Karat, iſt vom erſten Waſſer, ohne Fehler und brillantirt. Er ſoll roh 410 Karat ſchwer geweſen ſeyn, und zwei Jahre Arbeit gekoſtet haben. Der Regent, Herzog von Orleans, kaufte denſelben von dem Engländer Pitt für die Summe von 2,250,000 Livres; er ſoll über 6 Millionen Franken werth ſeyn. Der andere Diamant, Sancy genannt, wiegt 106 Karat, iſt birnförmig, als doppelte Roſette geſchliffen, und wurde für 600,000 Livres gekauft. 8) Der beiden Diamanten des Schachs von Perſien wurde ſchon erwähnt. 9) Im türkiſchen Schatze ſollen ſich zwei Diamanten befinden, von 84 und 147 Karat an Gewicht. Lezterer wird auf 80,000 Dukaten geſchäzt. 10) 1780 wurde in Braſilien ein Diamant von 72 Karat 3½ Grän und 1803 einer von 70 Karat gefunden. Beide befinden ſich im Schatze zu Rio de Janeiro. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts machte der Diamant des Hofrath Beireis in Helmſtädt Aufſehen. Goethe ſah ihn 1805 bei demſelben, und gibt intereſſante Nachricht darüber (Tag- und Jahreshefte, als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe. Deſſen Werke, 31ſter Bd. Tübingen 1830. S. 233), wornach es keinem Zweifel unterliegt, daß es ein Bergkriſtall geweſen ſey. Der angebliche Diamant hatte die Größe eines mäßigen Gänſeeis, war vollkommen klar und durchſichtig, aber ohne Spur, daß daran geſchliffen worden war. Der Beſitzer ließ ihn nicht gerne aus der Hand. Nach deſſen Tode wurde er vergeblich geſucht.

Tavernier beſchreibt 2 Rubine, die der König von Viſapur beſeſſen haben ſoll, wovon der eine 50¾ Karat, der andere 17½ Karat wog. Erſterer wurde auf 60,000, der andere auf 74,550 Franken geſchäzt. Die engliſche Geſandtſchaft, welche nach Ava geſchickt wurde, ſah einen 951 Karat ſchweren, blauen Saphir, der aber nicht ganz fehlerlos war. In der Krone der Kaiſerin Katharine von Rußland ſoll ſich ein orientaliſcher Rubin von der Größe eines Taubeneis befunden haben, der größte, welchen man bis dahin kannte (Mémoires du regne de Catherine, impér. de Russie, Amsterdam 1729.)

Im Termo von Minas Novas wurde ein grüner Chryſoberyll gefunden, der größte, welchen man bis jezt kennt, und welcher ſechzehn Pfund wiegt. Er befindet ſich im Schatze zu Rio de Janeiro.

Nach Tavernier befand ſich im Schatze des Groß-Moguls ein achteckig geſchliffener Topas von 157¾ Karat Schwere. Er ſoll für 67,875 Rthlr. angekauft worden ſeyn. Herr v. Eſchwege führt einen Topaskriſtall an, welcher 10 Zoll Länge und 4 Zoll im Durchmeſſer hatte, aber unrein war.

In Peru wurde ein Smaragd, der die Größe eines Straußeneis gehabt haben ſoll, von den wilden Bewohnern als Gottheit verehrt. Der Sultan Oude, in Oſtindien, ſoll dem König von England unter andern Geſchenken einen Smaragd von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereis geſendet haben. In der kaiſerlichen Schatzkammer zu Wien ſoll ſich ein Smaragd befinden von 2205 Karat Schwere. Sein Werth wird auf 300,000 Kronen geſchäzt. Die Mémoires du regne de Catherine, de Russie (Amſterd. 1729.) erwähnen eines Hühnerei-großen Smaragdes, welcher ſich in der Krone dieſer Kaiſerin befunden habe. Das heilige Haus zu Loretto beſaß die prachtvollſten Druſen von Smaragd-Kriſtall.

Zu Wien befand ſich früher in der Sammlung des Mineralien-Händlers Weiß ein brillantirter Beryll von 595 Karat Schwere. Im Jahr 1811 wurde in der Nähe des Diamant-Diſtrikts, im Ribarao das Americanas in Braſilien erſt ein Aquamarin von 15 und bald darauf einer von 4 Pfund gefunden. 1825 wurde in London ein abgerundeter, braſilianiſcher, edler Beryll von ſehr

Digitized by Google

ſchöner Farbe, 4 Pfund wiegend, gezeigt, für welchen man die Summe von 600 Pfund Sterlinge forderte. Mawa erwähnt einen Beryll, der 7 Zoll lang und 9 Linien dick war, dabei durchſichtig, rein und fehlerfrei.

Der Kunſthändler G. Raffaeli zu Rom ſoll im Beſitz des größten und ſchönſten Bergkriſtalls ſeyn, der 860 Pfund ſchwer iſt. Aus iriſirendem Quarz befindet ſich ein Candelaber in der Kammer der Bronze des Vatikans.

1819 ward vielleicht die größte Amethyſtdruſe, welche man je geſehen, nach London gebracht. Ihre Länge beträgt zwei Fuß, ihre Breite 14 Zoll. Sie enthält die prächtigſten Kriſtalle, iſt vom ſchönſten Violett und wiegt 150 Pfund. Das Zollamt nahm ſie in Beſchlag, da der Eigenthümer, um die Eingangsgebühren zu erſparen, deſſen Werth nur auf 65 Pf. St. angegeben hatte.

Der Marquis de Drée beſaß eine ſehr ſchöne Vaſe von Roſenquarz, ſie war 9 Zoll hoch und hatte 2 Zoll im Durchmeſſer.

In der kaiſerlichen Schatzkammer zu Wien befindet ſich eine 5 Zoll lange treffliche Schaale von gelblichbraunem Katzenauge.

Im Museo Kircheriano iſt eine Camee aus Sardonyx, das Porträt des berühmten Pater Fontanaroſa vorſtellend, wo das Geſicht weiß, der Grund, die Kaputze und der Mantel ſchwärzlich ſind, ſo daß man in ihm deutlich den Dominikaner erkennt.

Eine ſehr ſchöne und große Onyxplatte befindet ſich zu Dresden im grünen Gewölbe. Die bedeutendſte iſt 5 Zoll breit, und noch etwas länger, und wird auf 44,000 Thaler geſchätzt. Mehrere der ſchönſten geſchnittenen, antiken Onyxe befinden ſich im kaiſerlichen Kabinette zu Wien, worunter die Apotheoſe des Auguſtus 10 Linien breit und 6 hoch, mit zwanzig der verſchiedenſten Figuren. Kaiſer Rudolph kaufte dieſes Meiſterwerk für 15,000 Dukaten in Frankfurt a. M. Aus Achat beſteht die berühmte Camee der Bibliotheca vaticana, welche Octavianus Auguſtus vorſtellt.

Im königlichen Schloß zu Potsdam befinden ſich 2 Tiſche, deren Platten 3 Fuß lang, 2 Fuß breit und 2 Zoll dick, aus Chryſopras beſtehen.

Im kaiſerlichen Mineralien-Kabinette zu Wien befinden ſich die ausgezeichnetſten Exemplare von edlem Opal; unter dieſen zeichnet ſich aber vorzüglich ein Stück aus, das größte, welches man bis jezt kennt. Es iſt 4¾ Wiener Zoll lang, 2½ dick, und wiegt 34 Loth. Dieſer Opal wurde in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Opalgruben von Czernewicza gefunden, und nach Wien gebracht. Bei dem prachtvollſten Farbenſpiel und der ſeltenſten Reinheit iſt er beinahe ganz ohne Bergart. Der Werth dieſes Stücks iſt nicht leicht zu beſtimmen, und einige darum befragte Juwelirer und Edelſteinkenner weigerten ſich ſelbſt, auch nur eine approximative Aeußerung abzulegen. Doch ſoll einſt ein Amſterdamer Jude und Juwelenhändler eine halbe Million Gulden baarer Münze dafür geboten haben, ein Preis, der nach Maaßſtab der Verkaufsſumme kleinerer Opale, und nach Maaßgabe der gewöhnlichen Schätzungsweiſe der Juwelirer nicht zu hoch wäre.

Das Mineralien-Kabinet der Univerſität Bonn beſizt ein ſehr ſchönes Stück Feueropal. Es hat ungefähr die Größe einer mittelmäßigen Fauſt.

Zwei Labradore, welche alle bisher bekannten an Größe übertreffen, wurden von Mitgliedern der mineralogiſchen Geſellſchaft in St. Petersburg bei Tsarskoë-Sélo, am Ufer der Pulkovka, gefunden. Der eine iſt 2¾ Arſchinen lang, 1 Arſchine 11 Werſchock breit, und 1 Arſchine 5 Werſchock dick, und wiegt etwa 250 Pud (1 Pud = 40 Pfund); der andere 1 Arſchine 11 Werſchock lang, 1 Arſchine 6 Werſchock breit, und 11 Werſchock dick. Den größten Labrador, welchen man bisher kannte, fand 1815 der Akademiker Ozeretkowsky auf dem Kirchhofe von Wolkoſt. Er befindet ſich in dem Muſeum der Akademie der Wiſſenſchaften.

Im Muſeum der kaiſerlichen Akademie zu Moskau befindet ſich ein Türkis von mehr als 3 Zoll Länge und einem Zoll Breite. Ein Juwelenhändler zu Moskau ſoll einen zwei Zoll großen, herzförmig geſchnittenen Türkis beſeſſen haben, welcher ehedem dem Schach Nadir als Amulet diente, und mit goldener Schrift einen Spruch des Koran trug, wofür er 5000 Rubel forderte.

Vom Malachit ſoll in dem Kabinet des Dr. Guthrie zu Petersburg ſich das ſchönſte Stück befunden haben; es war 32 Zoll lang, 17 breit und 2 Zoll dick, und wurde auf 20,000 Franken geſchätzt.

Auf dem grünen Thor in der Kunſtkammer zu Danzig ſollen außerordentliche Seltenheiten von Bernſtein ſich befinden. Ein 13 Pfund ſchweres Stück Bernſtein wird zu Berlin aufbewahrt. An der Küſte der Providenz-Inſel wurde 1822 durch einen Matroſen eine Bernſteinmaſſe von ſo beträchtlicher Größe gefunden, daß ſie zulezt den ungeheuern Preis von 2300 Pf. Sterl. galt. Die Kolberger ſollen 1576 dem Kaiſer Rudolph II. ein Stück Bernſtein, welches 11 Pfund wog, nach Prag zum Geſchenk überſendet haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[341] **Relzsch Umrisse**

zu

Schiller's Lied von der Glocke

und deſſen

Pegaſus im Joche.

Den Verehrern von Retzſchens Grabſtichel zeigen wir hiermit an, daß ſeine Umriſſe zu Schillers Lied von der Glocke und Pegaſus im Joche (43 Blätter) eben fertig geworden, nunmehr verſchickt wurden und zu den wohlfeilen Preißen von 6 fl. und 3 fl. in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben ſind.

Zugleich machen wir auf die früher erſchienenen Werke dieſes Meiſters, welche längſt rühmlich bekannt ſind, wiederholt aufmerkſam:

Retzſch, Umriſſe zu Goethe's Fauſt 1r Theil. 26 Blätter in Quart . . . . 3 fl. 36 kr.
— Umriſſe zu Schillers Fridolin in 8 Blättern, gr. 4. . . . . . . 1 fl. 40 kr.
— Umriſſe zu deſſen Kampf mit dem
— Drachen. 16 Blätter in quer Folio 4 fl.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[325] **Neue Musikalien,**

welche im Verlage von N. Simrock in Bonn mit Eigenthumsrecht erschienen sind.

Für Orchester.

Klein, J. Ouvertüre zur Jungfrau von Orleans, Op. 12. 2 Thlr.

Für Bogeninstrumente.

Brée, J. van, Op. 1. Premier Quatuor p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. In A moll. 1 Thlr. 10 Sgr.
Breuer, B. Op. 8. 3 Duos pour Violon et Violoncelle. 1 Thlr. 26 Sgr.
Gaude, T. Op. 61. Huit pièces faciles pour Violon et Violoncelle. A l'usage des commençans. 20 Sgr.
— — Op. 62. Huit Sonatines pour 2 Violoncelles. A l'usage des commençans. 20 Sgr.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Op. 18. Quintuor pour 2 Violons, 2 Violas et Vlle. In A. 2 Thlr. 12 Sgr.
Spohr, L. Op. 87. Double-Quatuor pour 4 Vlons, 2 Violas et 2 Violoncelles. In E moll. 2 Thlr. 20 Sgr.

Für Blasinstrumente.

Keller, C. Op. 31. Divertissement p. Flûte, av. accomp. de l'Orchestre. In D. 1 Thlr. 18 Sgr.
— — Idem. Av. Accomp. de 2 Vlons, Alto et Vlle. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Idem. Av. Accomp. de Pianoforte. 21 Sgr.
— — Op. 34. 4me gr. Polonaise p. Flûte, av. accomp. de l'Orchestre. In D moll. 2 Thlr.
Keller, Idem. av. accomp. de 2 Vlons, Alto et Vlle. 1 Thlr. 10 Sgr.
— — Idem. avec. accomp. de Pianoforte. 24 Sgr.
— — Op. 35. 6 Danses (4 Walses et 2 Ländlers) pour la Flûte seul. 10 Sgr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Czerny, C. Op. 219. 4me gr. Trio. Av. Vlon et Vlle. In A moll. 2 Thlr. 12 Sgr.
Keller, C. Op. 35. 6 Danses (4 Walses et 2 Ländlers) avec Flûte obligée. 20 Sgr.
Seiffart, Selmar. Op. 8. Quatuor Av. Vlon, Alto et Violoncelle. In E moll. 1 Thlr. 26 Sgr.

Für Pianoforte zu vier Händen.

Czerny, C. Op. 291. Gr. Rondo précédé d'une introduction. 1 Thlr. 6 Sgr.
Herz, H. Op. 32. Premier Caprice, arrangé par L. Farrenc. 24 Sgr.
— — Op. 46. Air suisse av. Variat. et introduction. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Op. 61. 3 Rondos caractéristiques Nr. 1. A la Française Nr. 2. A l'Anglaise. Nr. 3. A l'Allemande. à 20 Sgr.
— — Op. 64. La Mode. Contredanses variées. 28 Sgr.
— — Galopade brillante, tirée de l'Oeuvre 64. la Mode. 14 Sgr.
Labarre, T. Mélange sur des motifs favoris de Zampa. 28 Sgr.
Romberg, A. Op. 44. Andante et Rondo gracioso. Aus Rombergs Lieblingsgesang: Die Sehnsucht, von Schiller, vierhändig arrangirt von C. T. Brunner. 14 Sgr.
Seiffart, Selmar. Op. 9. 3 Marches. 18 Sgr.

Für Pianoforte allein.

Czerny, C. Op. 288. 6 Divertissemens en forme de Rondeaux sur des thèmes originaux liv. 1 et 2. à 1 Thlr. 6 Sgr.
— — Dieselben einzeln. Nr. 1. 20 Sgr. Nr. 2. 16 Sgr. Nr. 3. 14 Sgr. Nr. 4. 12 Sgr. Nr. 5. 16 Sgr. Nr. 6. 14 Sgr.
— — Op. 290. La douceur (die Sanftmuth) Rondo élégant 24 Sgr.
— — Op. 292. Variat. brillantes sur un thème original. 20 Sgr.
Keller, C. Op. 35. 6 Danses (4 Walses et 2 Ländlers). 16 Sgr.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Op. 19. Lieder ohne Worte. 24 Sgr.
Seiffart, Selmar. Op. 10. Variat. sur un thème original 20 Sgr.

Für Guitarre.

Gaude, T. Op. 58. Variat. sur une romance de Garat. Av. Flûte. 16 Sgr.
— — Op. 59. Variat. sur une barcarole d'Auber. Av. Flûte. 16 Sgr.

Digitized by Google

Gaude, Op. 60. 18 Pièces doigtées, faciles et progressives pour 2 Guitarres. 1 Thlr. 10 Sgr.
Kerden. G. Op. 1. Variat. concertantes sur un thème de l'Opéra: Der Freischütz. Av. Flûte. 18 Sgr.

Für Gesang.

Bach, J. S. Kirchenmusik. Dritter Band, enthaltend: die grosse H moll Messe. Clavierauszug. 5 Thlr. 10 Sgr.
— — Hierzu die Chorstimmen. 3 Thlr. 4 Sgr.
Keller, G. Op. 36. 8 Gesänge für Sopran- und Tenor-Stimme. Mit Begl. des Pianoforte. 1s Heft 20 Sgr. 2s Heft 28 Sgr.
— — Dieselben Gesänge einzeln: Nr. 1. Willst dein Herz, o Liebchen. 8 Sgr. Nr. 2. Wie lieblich umfängt uns die Stille. 8 Sgr. Nr. 3. Der Sommer ist kommen. 6 Sgr. Nr. 4. Welch neues süsses Leben. 6 Sgr. Nr. 5. Bolero: Des Lenzes Blumen sind verblüht. 10 Sgr. Nr. 6. Serenade: Erklinget goldne Saiten. 6 Sgr. Nr. 7. Der junge Krieger. Mareia: Die Trommel ruft, des Reiches Banner wehen. Mit deutschem und holländ. Texte. 12 Sgr. Nr. 8. Seht das frische Grün. 8 Sgr.
— — Op. 36. Dieselben 8 Gesänge. Mit Begl. der Guitarre. 1s Heft 14 Sgr. 2s Heft 22 Sgr.
— — Dieselben Gesänge einzeln: Nr. 1. 6 Sgr. Nr. 2. 8 Sgr. Nr. 3. 4 Sgr. Nr. 4. 6 Sgr. Nr. 5. 8 Sgr. Nr. 6. 6 Sgr. Nr. 7. 12 Sgr. Nr. 8. 8 Sgr.
Klein, J. 6 Gesänge für 4 Männerstimmen ohne Begleitung. 2s Heft. 20 Sgr.
Spohr, L. Op. 85. Drei Psalmen nach Mendelssohnscher Uebersetzung für zwei vierstimmige Chöre mit eingemischten Solis. In Partitur mit untergelegtem Clavierauszuge. Nr. 1. 8r Psalm. Unendlicher: Gott unser Herr! Partitur. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Die einzelnen Chorstimmen. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Op. 85. Nr. 2. 23ster Psalm: Gott ist mein Hirt. Partitur. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Die einzelnen Chorstimmen. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Op. 85. Nr. 3. 13ter Psalm: Aus der Tiefen ruf ich, Gott. Partitur. 1 Thlr. 2 Sgr.
— — Die einzelnen Chorstimmen. 1 Thlr. 2 Sgr.
Weber, C. M. von. Schlusschor zu dem Gedicht von Rochlitz: Der erste Ton. Für Sopran, Alt, Tenor und Bass, und mit Begleitung des Orchesters, Clavierauszug nebst den einzelnen Chorstimmen. 28 Sgr.
— — Die 4 Chorstimmen allein. 8 Sgr.
— — Die Orchesterstimmen in einzelnen Stimmen. 21 Sgr.

---

[306] In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderſtraße Nr. 11.) erſchien, und iſt ebendaſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die Weihe des Chriſten.

Ein Confirmationsbuch für die reifere Jugend.
In Briefen an meine Söhne.
Von C. W. Spieker,
Doktor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.

gr. 8. Mit einem allegoriſchen Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 22½ Sgr. oder 1 Thlr. 18 gGr.

In einer Zeit, wo aus dem Gemüthe unſerer Jugend chriſtlicher Sinn und echte Religioſität leider immer mehr zu entweichen ſcheint, verdient Alles, was dieſem Uebel kräftig entgegen wirkt, dankenswerthe Anerkennung, und es gebührt dieſe im volleſten Maße dem unter obigem Titel angezeigten Buche, da es in einer edeln, zum Herzen dringenden Sprache die heiligen Lehren der Religion in ihrem hohen Werthe darſtellt, und ſo auch das wankende Herz im Glauben an den Erlöſer und in chriſtlicher Geſinnung vollkommen befeſtigen wird. Der hochverdiente Verfaſſer hat für daſſelbe eine neue Form — an ſeine Söhne gerichtete Briefe — gewählt, aber nicht bloß der Jüngling, auch die Frau und die Jungfrau werden reichen Gewinn aus dieſen Briefen ziehen, und unbedenklich ſpricht Ref. ſich dahin aus, daß ihm bis jetzt kein Buch der Art vorgekommen, das für die herangereifte Jugend eine ſchönere und werthvollere Gabe bei feierlichen religiöſen Gelegenheiten darböte, als dieſes treffliche Confirmationsbuch, das überdieß, ſeinem Inhalte entſprechend, von der Verlagshandlung auch in ſeinem Aeußern höchſt würdevoll ausgeſtattet iſt. R—r.

Im nämlichen Verlage erſchienen früher:
Spieker, Dr. C. W., Andachtsbuch für gebildete Chriſten. Zwei Theile. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. Jeder Theil mit allegoriſchem Titelkupfer und Vignette. Geheftet. Complet 2 Thlr.
— — Chriſtliche Morgenandachten auf alle Tage des Jahres. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 8 gGr.
— — Chriſtliche Abendandachten auf alle Tage des Jahres. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet. 1 Thlr. 20 Sgr. oder 16 gGr.
— — Des Herrn Abendmahl. Ein Beicht- und Communionbuch für gebildete Chriſten. Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet. 1 Thlr.

---

[307] So eben iſt erſchienen:

Die Landwirthſchaft der alten Völker,

nach dem Franzöſiſchen von Reynier.
De l'économie publique et rurale des anciens peuples.
Frei bearbeitet und in's Deutſche übertragen von
H. Damance;
mit einer Vorrede von Dr. K. H. Rau,
Großh. Bad. Hofrath und Profeſſor.

gr. 8. 2 fl. 24 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 4 gGr. ſächſ.

Dieſes Werk, welches der Verfaſſer in deutſcher Sprache abzuſpiegeln ſich beſtrebt hat, bedarf keiner Lobeserhebungen; da gleich nach deſſen Erſcheinung, welche in die Jahre 1820 — 25 fällt, der allgemeine Beifall des wiſſenſchaftlich gebildeten Theiles von Europa über den Inhalt deſſelben entſchieden hat. Für den Werth dieſes Werkes ſpricht auch noch die Vorrede unſers rühmlichſt bekannten Cameraliſten Rau, der ſeine Worte gewiß nur einer derſelben würdigen Schrift vorſetzen wird.!

So gehaltvoll nun das Ganze iſt, ſo iſt doch der intereſſantere und beſſere Theil dieſes Werkes derjenige, welcher über den landwirthſchaftlichen Betrieb der alten Völker handelt. Es iſt das franzöſiſche Werk zu voluminös, als daß Jeder dieſer Kapitel wegen es ſich ganz anzuſchaffen geneigt ſeyn möchte. Dieſe beiden Umſtände, in Verbindung mit dem, daß es dem der franzöſiſchen

Digitized by Google

Sprache nicht ganz Mächtigen eine angenehme Erſcheinung ſeyn dürfte, bewogen den Verfaſſer zu dieſer auszugsweiſen Verdeutſchung.

Es iſt dieſelbe in 7 Kapitel zerfallen, die über eben ſo viele Völker handeln; nämlich über die Aegyptier, Phönizier, Karthager, Perſer, Araber, Juden und Griechen. Die Länge oder Kürze dieſer Kapitel hing begreiflich von den übrig gebliebenen Quellen und dem Umſtande ab, in wiefern der Ackerbau dieſe Völker beſchäftigte. So ſind bei den Aegyptiern die Mittheilungen über die Nilüberſchwemmungen und die dadurch möglichen künſtlichen Bewäſſerungen, wie über die bei ihnen vorkommenden Culturarten u. ſ. w. um ſo intereſſanter, als Reynier, der mit der franzöſiſchen Expedition in Aegypten war, ſie ſelbſt zu ſehen und folglich deutlicher darzuſtellen Gelegenheit hatte. Die Phönizier, ein ausſchließlich Handel treibendes Volk, konnte der Ackerbau nicht ſehr beſchäftigen, und ſie ſtrebten auch nicht darnach, da ſie für ihre Fabrikate mit Leichtigkeit ſich alles Nöthige durch den Handel verſchaffen konnten. Die Karthager befanden ſich nicht in gleichem Falle; bei ihnen theilte ſich alſo die ganze Beſchäftigung zwiſchen Handel und Ackerbau, welcher letztere ſtets, und zwar ſo an Ausdehnung zunahm, daß Karthago ſpäter die Kornkammer Roms wurde. Die Araber übten einen großen Einfluß auf den Ackerbau aus, und ihnen verdanken die Küſtenländer am Mittelmeere manche nützliche und angenehme Culturart. Ausführlicher iſt das Kapitel über die Perſer: doch am ausführlichſten und intereſſanteſten die beiden Kapitel über die Juden und Griechen. Beide Völker trieben hauptſächlich Ackerbau, und von beiden ſind noch zahlreiche Schriften auf uns gekommen, beſonders von den Griechen. Sie nennen uns über 60 Agronomen, deren Werke zwar meiſtens untergegangen ſind, von denen ſich aber noch zahlreiche Auszüge in den Geoponiken und den Werken anderer Compilatoren auffinden laſſen. So viel über den Geiſt des Originals. Bei der Verdeutſchung bleibt nur noch zu ſagen übrig, daß dem Verfaſſer Treue und Deutlichkeit, als nicht zu verletzende Geſetze, vorſchwebten, und daß er von ausländiſchen Kunſtausdrücken nur die aufnahm, welche entweder in die deutſche Sprache übergegangen ſind, oder bei denen man den vollſtändigen Sinn des Originals wiederzugeben nicht vermochte. Der Verfaſſer glaubt, und wünſcht zugleich der Wiſſenſchaft hierdurch einen Dienſt geleiſtet zu haben, da es nicht nur dem Geſchichtsforſcher, dem Staatsmann und jedem Denkenden und Gebildeten, ſondern auch dem rationellen Landwirthe von hoher Wichtigkeit iſt, zu ſehen, welche Fortſchritte auch in dieſem einflußreichen Zweig menſchlichen Wiſſens und Wirkens gemacht ſind, wie ſie ſich entwickelten, und welche Anſichten und Betriebsarten längſt vergangene Geſchlechter hatten.

Heidelberg, Sept. 1833.

August Oßwald's
Univerſitäts-Buchhandlung.

---

[321] Bei C. **Anton** in **Halle** erſchien ſo eben:

Roſenkranz, Prof. K., Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie. 3 Thle. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr.

Durch dieſen dritten Theil iſt das Werk beendigt. Der erſte Theil enthält die orientaliſche und antike Poeſie, der zweite die franzöſiſche und die italieniſche, der dritte die ſpaniſche, portugieſiſche, engliſche, deutſche, nordiſche und ſlaviſche.

Strenge Kritik und ſorgfältige Benutzung des vorhandenen Materials, und vollkommene Gewalt über den Stoff, Hervorhebung des Wichtigen, anziehende Schreibart und Vermeidung gelehrten Prunks, wird in dieſem Werke Niemand vermiſſen, welches eine Lücke in unſerer Literatur ausfüllt, da wir uns bisher eines Handbuchs der allgemeinen Poeſie nicht zu rühmen hatten. — Der Preis aller drei Bände iſt 4 Rthlr. 12 gGr.

---

[270] Bei Franz **Tendler** in Wien iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Wiener Geſellſchafter

zur

Erheiterung für Gebildete,

enthaltend:

Erzählungen, Mährchen, Legenden, Novellen, Lieder, Balladen, Curioſa aus dem Leben berühmter Künſtler 2c. 2c. und im

Anhange:

Pachhuber's Leben und Meinungen

in vertrauten Briefen an Zeitgenoſſen.

Unter Mitwirkung

der Herren Banfield, v. Bauernfeld, Bergmann, v. Braunthal, Caſtelli, Cavilha, Emil, Enk, Eyb, Fick, Fitzinger, E. Freiherr v. Feuchtersleben, Dr. Hock, Th. W. Huber, Kaltenbaeck, Kenner, Manfred, Raimund, Ruprecht, Baron v. Schlechta, J. G. Seidl, Stegmeyer, Stoy, Straube, Theophyl, Tomichil, Tſchiſchka, Dr. Ulleptiſch, J. N. Vogl, Weidmann, Weigl, Woceil, u. a. m.

herausgegeben

von

And. Schumacher.

1r — 4s Heft iſt bereits erſchienen.

Die große Anzahl geſchätzter Schriftſteller, welche dieſem Unternehmen beigetreten, verbürgt dem Wiener Geſellſchafter einen mehr als vorübergehenden Werth. Dabei ſuchte die Verlagshandlung auch hinſichtlich des Preiſes, der typographiſchen Ausſtattung 2c. den Wünſchen der Leſefreunde beſtens zu entſprechen.

Der Wiener Geſellſchafter erſcheint in ungezwungenen Heften, deren jedes 130 — 140 Seiten ſtark, broſch. im color. Umſchlag 12 gGr. oder 54 kr rhein. koſtet.

---

[308] In der Meyer'ſchen Buchhandlung in Lemgo iſt ſo eben erſchienen:

Pott A. F. (Docent an der königlichen Univerſität in Berlin) **Etymologiſche Forſchungen** auf dem Gebiete der indo-german. Sprachen, mit beſonderer Berückſichtigung der Lautumwandlung im Sanskrit., Griech., Lat., Littauiſchen und Gothiſchen. Preis 1½ Rthlr.

Es iſt in dieſem Buche, welches ſich den ähnlichen Forſchungen Jak. Grimms, W. v. Humboldts und Bopp's anſchließt, eine Vergleichung des etymolog. Lautparallelismus in den verwandten Wurzeln, Wörtern und

Digitized by Google

Suffixen jener Sprachen in einer Ausdehnung und mit einer Strenge in der Auswahl der reichhaltigſten Belege angeſtellt, daß man wohl nicht in Abrede ſtellen wird, es ſey der Etymologie der indo-german. Sprachen, ganz vorzüglich aber der klaſſiſchen, eine tiefere wiſſenſchaftliche Begründung gegeben. Die allgemeine Einleitung umfaßt eine Beleuchtung der verſchiedenen Standpunkte und Richtungen der Sprachwiſſenſchaft.

Helwig, E. (Docent an der königl. Univerſität zu Berlin.) **Geſchichte des preußiſchen Staats. Erſter Theil. Die ältere Geſchichte bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. 1ſter Band. 1ſte Abtheilung. Preis 1 Rthlr. 8 gGr.**

Durch dieſes Werk, welches aus den Vorleſungen, die der Verf. ſchon zu verſchiedenenmalen an der Berliner Univerſität gehalten, hervorgegangen iſt, und künftig denſelben zur Grundlage dienen wird, iſt verſucht worden, auf würdigere Weiſe, als bisher geſchehen, darzuſtellen, wie und durch welche Verhältniſſe der preußiſche Staat ſich zu einer weltgeſchichtlichen Macht empor gebildet hat. In der Einleitung ſind Andeutungen über die Stellung des Staats zu den übrigen europäiſchen Mächten gegeben. Die Fortſetzung umfaſſend, die neuere Geſchichte des Staats bis auf unſere Tage, wird baldigſt erſcheinen.

---

[315] So eben iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Beuther, Fr., Kurze Anweiſung zur Linear-Perſpektive, mit den nöthigen praktiſchen Vortheilen bei deren Anwendung für die ausübende Zeichenkunſt. gr. 8. mit 15 lithogr. Tafeln in Folio. Kaſſel bei J. J. Bohné. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieſe kleine Schrift enthält die Elemente der Linear-Perſpektive in einer neuen, einfachen und folgerechten Darſtellung, ganz vom praktiſchen Standpunkte aus. Sie gibt die leichteſten Mittel an, alle erforderlichen Hülfspunkte in den eigentlichen Raum der Zeichnung ſelbſt zu bringen, ſo wie auch eine leicht anzuwendende Verkehrung, die ſogenannte Accidental- und Diſtanzpunkte für eine jede Lage des zu zeichnenden Gegenſtandes auf's Genaueſte zu beſtimmen. Dieſe Vorzüge empfehlen ſie ſowohl als Leitfaden beim Schul- und Selbſtunterricht, als auch zum Gebrauch für geübtere Zeichner, denen ſie manche erleichternde Vortheile an die Hand gibt.

Beuther, Fr., Ueber Licht und Farbe, die prismatiſchen Farben und die Newtan'ſche Farbenlehre. Mit 13 illum. Tafeln. gr. 8. Kaſſel bei J. J. Bohné. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Naturwiſſenſchaften, wo man die Einwirkungen des Lichtes und der Farben im organiſchen und chemiſchen Naturprozeſſe zu erkennen und in Anwendung zu bringen anfängt, werden die ſorgfältigen und genauen Beobachtungen der Licht- und Farbenerſcheinungen, vorzüglich der prismatiſchen, und die Gegeneinanderſtellung der wahren Naturergebniſſe mit der Newton'ſchen Theorie, welche der Verfaſſer in vielen ſelbſt angeſtellten Verſuchen darlegt, nicht ohne Intereſſe ſeyn.

[333] Durch die außerordentlich große Theilnahme, welcher ſich unſere elegante Ausgabe von

Bulwer's ſämmtlichen Werken

allenthalben zu erfreuen hat, und wovon bis jetzt 8 Bände, Eugen Aram und Pelham enthaltend, erſchienen ſind, finden wir uns veranlaßt, von der Fortſetzung dieſer Werke eine größere Auflage zu veranſtalten. Wir ſind dadurch in den Stand geſetzt, die neu herauskommenden Bände, nämlich den 9ten und alle folgenden (in derſelben Ausſtattung und Bogenzahl, wie die bereits erſchienenen für den höchſt billigen Preis von

6 Groſchen preuß. (27 kr. rheiniſch)

liefern zu können. Die reſp. Abnehmer von Bulwer's Werken erhalten demnach die Fortſetzung unſerer Ausgabe eben ſo billig, als die mit weit weniger Eleganz ausgeſtattete Stuttgarter Taſchenausgabe, von welcher kürzlich das erſte Bändchen erſchienen iſt.

Des berühmten Autors neueſtes Werk „England und die Engländer“ befindet ſich unter der Preſſe und wird in kurzer Zeit erſcheinen. Dieſem wird zunächſt „der Verſtoßene,“ ein ſehr intereſſanter Roman, folgen.

Die Verdeutſchung dieſer beiden Werke wurde ebenfalls von Herrn Dr. Bärmann in Hamburg beſorgt, welcher dem gebildeten Publikum ſeit vielen Jahren als einer der ausgezeichnetſten Ueberſetzer bekannt iſt, und von dem man um ſo weniger übereilte Arbeit erwarten darf, als die Herausgabe der Bulwerſchen Werke ſchon längſt auf unſere Veranlaſſung von ihm vorbereitet ward.

Zwickau, den 15. Septbr. 1833.

Gebrüder Schumann.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands nehmen fortwährend Beſtellungen auf dieſe ſchöne Ausgabe an.

---

[311] Bei G. Baſſe ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder-Skizzen einer

Rheinthal-Wanderung.

Von Friedr. Krug von Nidda.

8. geh. Preis 20 Gr. — Kartonnirt, mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr.

Ein Kranz trefflicher Dichtungen für die Beſucher und Verehrer des majeſtätiſchen Rheinſtroms und ſeiner impoſanten Umgebungen.

---

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Comedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il filippo. Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 28.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[342] Die vollſtändigſten und wohlfeilſten franzöſiſch-deutſchen und deutſch-franzöſiſchen Wörterbücher:

NOUVEAU
DICTIONNAIRE COMPLET
À L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS
composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc. qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles. Par M. M. l'Abbé Mozin.

Ladenpreis für alle 4 Bände. 18 fl.

PETIT
DICTIONNAIRE PORTATIF
ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND.
EXTRAIT
DU DICTIONNAIRE DE POCHE COMPLET DE
L'ABBE MOZIN,
contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles reales et des Instituts des deux sexes par l'Abbé Mozin et le Dr. Eisenbach. 2 Vol.

Kleines
deutſch-franzöſiſches und franzöſiſch-deutſches
aus dem
vollſtändigen Taſchen-Wörterbuch Mozin's
von ihm und von Dr. Eiſenbach
bearbeitetes
Hand-Wörterbuch,
enthaltend
die gemeinnützlichſten Wörter nebſt der Ausſprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehranſtalten beiderlei Geſchlechts bearbeitet.
Zwei Theile.

Dieſes Dictionnaire, welches an Vollſtändigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in dieſem Fache geleiſtet worden iſt, und deſſen Druck bei Weitem größer und für die Augen weniger angreifend iſt, als der des Dictionnaire de Poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen eben ſo wohl als dem Anfänger, dem Ueberſetzer und Geſchäftsmann empfohlen werden. Das Bedürfniß Aller wird mit demſelben befriedigt werden. Uebrigens iſt es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieſes Wörterbuchs, auch noch der ungemein niedrige Preis deſſelben, der es ganz beſonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anſtalten, ſo wie zur Anſchaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55¼ Bogen, iſt nämlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung ſich bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf 1 fl. 30 kr. feſtgeſezt. Bei 25 und mehreren Exemplaren wollen wir denſelben ſogar nur auf 1 fl. 12 kr. ſtellen; jedoch iſt bei dieſen Preiſen baare Bezahlung verſtanden.

NOUVEAU
DICTIONNAIRE DE POCHE
ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND,
CONTENANT

LES MOTS REÇUS DANS LES DICTIONNAIRES MODERNES DE LANGUES OU SCIENCES, LA PRONONCIATION DE CEUX QUI PEUVENT OFFRIR QUELQUE DIFFICULTÉ, QUANTITÉ DE PHRASES etc., PROPRES À EN INDIQUER LES DIVERSES ACCEPTIONS, OU À EMPÊCHER DE LES CONFONDRE, LES NOMS PROPRES DE PERSONNES, DE PAYS, VILLES, FLEUVES etc., QUI DIFFÈRENT DANS L'UNE OU L'AUTRE DES DEUX LANGUES,

PAR
L'ABBÉ MOZIN.
Deux Volumes.

Neues
Deutſch-Franzöſiſches und Franzöſiſch-Deutſches
Taſchen-Wörterbuch,
welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wiſſenſchaften aufgenommenen Wörter, die Ausſprache der ſchwierigeren, viele die verſchiedenen Bedeutungen derſelben anzeigende und der Verwechſelung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Perſonen, Länder, Städte, Flüſſe ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von
Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieſes Taſchenwörterbuchs in 2 Theilen war 4 fl. 30 kr.; um daſſelbe aber wegen ſeiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir dieſen, bei der großen Bogenzahl immer noch ſehr billigen Preis auf 3 fl. auf unbeſtimmte Zeit herabgeſezt.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[322] Bei Johann Chriſtian Krieger in Kaſſel iſt eben erſchienen und verſandt worden:

Conradi, Dr. J. W. H., Handbuch der allgemeinen Therapie, zum Gebrauche bei ſeinen Vorleſungen. gr. 8. 1833. 20 Gr.

Digitized by Google

Katechismus für Färber und Zeugdrucker. Zum Gebrauch und Nutzen für Lehrlinge und Geſellen. 1ſter Theil, die Vorbereitungs-Wiſſenſchaften, 2ter Theil, die angewandte Wiſſenſchaft enthaltend. In einen Band brochirt. 8. 1833. Neue wohlfeilere Auflage. à 1 Rthlr.

Pfeiffer, Dr. L., Repertorium der medizinisch-chirurgischen Journalistik des 19ten Jahrhunderts, nach alphabetischer Ordnung zusammengestellt. 2te Hälfte. M — Z. broch. gr. 8. 1833. 2 Rthlr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 2ter Band. Von der Thronbeſteigung der Abbaſiden und der Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums bis auf das Emirat der Seldſchuken, den Inveſtiturſtreit und die Kreuzzüge. 2te Abtheilung. Geſchichte des Morgenlandes. Mit 10 Stammtafeln. gr. 8. 1833. 3 Rthlr.

Dieſe Abtheilung füllt die Lücke aus, welche zwiſchen der 1ſten Abtheilung des 2ten Bandes des Handbuches der Geſchichte des Mittelalters und der von dem Herrn Verf. begonnenen, jenem Buche, ſo wie dem Lehrbuche, als Fortſetzung dienenden Bearbeitung der Geſchichte des Mittelalters ſeit den Kreuzzügen (auch u. d. T.: Handbuch. Bd. III. Abthl. 1.) geblieben war.

Schmitthenner, Fr., deutſche Sprachlehre für Gelehrtenſchulen. 3te verb. Ausg. gr. 8. 1833. 16 Gr.

---

[345] Deutsches National-Werk für Musik-Freunde,

in monatlichen Heften von 12 Seiten zu nur 5 Gr. — 22 kr. rhein. — 18 kr. Conv.

Einladung zur Subscription

(mit einer Prämie von 2 Rthlr. und mehr, an Pränumeranten)

auf die in unserm Verlage rechtmässig erscheinende

Original-Bibliothek für Pianoforte;

Mustersammlung klassischer Compositionen, von

den berühmtesten Tonsetzern neuester Zeit.

Mit Fingersatz und nöthigen Erläuterungen. Nebst einem musikalischen Conversations-Lexicon mit literarischen Beigaben zur Unterhaltung unentgeltlich.

Proſpektus des Werks.

Unſere Original-Bibliothek (das erſte Unternehmen der Art auf beiden Hemiſphären) wird ſicher den höchſten Anforderungen, den größten Erwartungen entſprechen, da ſie in ſchönſter Ausſtattung nur die vorzüglichſten Werke der Genies unſterblicher Meiſter in ſich zu vereinigen ſtrebt.

„Damit nun der größtmöglichſten Verbreitung unſers „neuen Original-Unternehmens keine Hinderniſſe in „den Weg gelegt werden können, zugleich unſern erwai„gen Gegnern Stoff zu Verläumdungen, unſer redliches „Streben zu verdächtigen, entzogen werde,

„„ſo erklären wir hiermit ausdrücklich, daß unſere „„Original-Bibliothek für Pianoforteſpie„„ler nur ſolche gediegene Kompoſitionen ausgezeich„„neter Talente aufnimmt, deren Verlagsrecht wir „„uns erwarben und die in keinem fremden Verlage „„erſcheinen dürfen.“““

Damit ferner das Publikum durch dieſe, dem Anſcheine nach vielverſprechende Anzeige ſich nicht irre geleitet, nicht getäuſcht glaube, ſo nennen wir hier neben den Heroen der jetzt lebenden Meiſter zugleich ſolche, mit denen wir für unſer Unternehmen im zuſagendſten Briefwechſel ſtehen, als:

Kalkbrenner, Moſcheles, Ries, Hummel, Methfeſſel, Herz, Panny, Marſchner, Reiſſiger, Chopin, Osborne, Czerny, A. Schmitt, J. Schmitt, Mendelsſohn-Bartholdy, Mühling und viele Andere;

hinzufügend, daß wir, um noch mehr zu leiſten, auch die ausgezeichnetſten Schüler dieſer anerkannten Meiſter für uns gewonnen haben; es iſt uns endlich ſogar gelungen, werthvolle Manuſcripte des berühmten, leider zu früh verblichenen Kuhlau an uns zu bringen.

Subſcriptions-Bedingungen:

Der Jahrgang beſteht aus 26 Heften. Monatlich erſcheinen 1 bis 2 Hefte, zum dritten Theil bisheriger Notenpreiſe, einzeln das Heft ¼ Rthlr.

Unentgeltlich wird geliefert, das lit. muſik. Beiblatt (in zwangloſen Nummern) nebſt einem

☞ muſikaliſchen Converſations-Lexikon ☜

mehrere 1000 Artikel enthaltend, als: Biographien, Erklärungen der Kunſtwörter, ſo wie alles Wichtige, Intereſſante, auf Muſik Bezug habende. Das Werk wird in 3 Lieferungen ausgegeben und einen ſtarken Band ausmachen. Apart gekauft koſtet das Lexikon 1½ Rthlr., zahlbar bei dem Empfang der erſten Lieferung. Ladenpreis 2 Rthlr.

Pränumerations-Bedingungen

(nur 4 Gr. — 18 kr. rh. — 15 kr. Conv. das Heft.)

gelten nur für diejenigen, welche bei Ablieferung des erſten Hefts einen Jahrgang (26 Hefte) vorausbezahlen, alsdann werden auch noch

als Prämie 13 Stahlſtiche berühmter Muſiker,

2 Rthlr. an Werth, unentgeltlich gegeben, die in allen guten Buch- und Muſikalien-Handlungen zur Anſicht liegen.

Nach Erſcheinen des 2ten Heftes tritt der zweite Pränumerations-Preis, ¼ Rthlr. per Heft, ein.

Sammler erhalten auf fünf Exemplare eins frei.

Proſpekte, die das Nähere berichten, bitten abfordern zu laſſen

Schuberth und Niemeyer, Verleger
in Hamburg und Itzehoe.

---

[326] Bei F. Kupferberg in Mainz haben ſo eben die Preſſe verlaſſen und ſind in allen Buchhandlungen zu haben:

Hoffmann, J. J. J., Beiträge zum Schachſpiel, theoretiſche Vorſchriften und praktiſche Beiſpiele. 12. geh. 14 gGr. oder 1 fl.

Horſt, G. C., Siona. Ein Beitrag zur Apologetik des Chriſtenthums, mit vorzüglicher Berückſichtigung der chriſtlichen Feſte, als Andachtsbuch für gebildete Stände

Digitized by Google

aller Konfeſſionen. 2 Theile mit 4 Kupfern, 4te Aufl. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 20 gGr. oder 5 fl.

Marion de Lorme, Drama von Victor Hugo in 5 Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen von K. Halein. 8. geh. 18 gGr. oder 1 fl. 20 kr.

Palmer, Dr. H., religiöſe Vorträge, gehalten bei dem Gymnaſial-Gottesdienſt in Darmſtadt, mit einer Abhandlung über den Gymnaſial-Gottesdienſt überhaupt. gr. 8. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

---

[328] An alle Buchhandlungen haben wir verſendet:

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1834,

herausgegeben
von

Carl Spindler.

Mit 7 Stahlſtichen. In Goldſchnitt und Futteral 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Den Inhalt dieſes Jahrgangs bilden 3 höchſt anziehende Erzählungen des genialen Verfaſſers. Die Stahlſtiche, nach Zeichnungen von Foltz, Schwind, Horace Vernet, Gerard, Belmont, Lescot, von Fleiſchmann, Beyer, Frommel u. A., rivaliſiren mit vorzüglichen Arbeiten engliſcher Künſtler.

Stuttgart, im Sept. 1833.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[317] Im Verlage von Wilh. Kaiſer in Bremen iſt jezt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Engliſches Leſebuch für höhere Schulklaſſen. Erſte Abtheilung, Handbuch der engliſchen Poeſie mit einer Einleitung über die hiſtoriſche Entwicklung der engliſchen Poeſie. Von Dr. V. A. Huber, ordentl. Profeſſor in Roſtock. 52 Bogen gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Durch dieſes Leſebuch wird der auch durch ſeine trefflichen Skizzen aus Spanien rühmlichſt bekannte Verfaſſer gewiß eine fühlbare Lücke ausfüllen und manchem Schulmann, wie überhaupt Freunden der engliſchen Literatur, eine willkommene Gabe gebracht haben. Alle früheren Sammlungen dieſer Art, auch die am meiſten gebrauchte von Ideler und Nolte, waren theils mangelhaft, theils nach einem verkehrten oder doch höchſt einſeitigen Plane angelegt. Sehr wenig oder gar nicht die ältere Literatur der Engländer und ihre ſo ausgezeichnete Volkspoeſie berückſichtigend, hielten ſie ſich beſonders an die dürre, nüchterne, angeblich claſſiſche Periode und nahmen Dichter auf, die nur eine höchſt untergeordnete Stelle behaupten und an denen oft außer der korrekten Sprache wenig zu rühmen iſt. Die hinzugefügten Urtheile über den Werth und Charakter der Schriftſteller hielten ſich, aller Selbſtſtändigkeit ermangelnd, ängſtlich in den engen Schranken der engliſchen Kritik und waren nicht ſelten ein wörtliches Nachſprechen Johnſon's. Ganz im Gegenſatz damit gibt das oben angekündigte Leſebuch der ältern Dichter der Engländer dem Chaucer und Spencer größern Raum, es bringt zwei ganze, gewiß ſehr zweckmäßig ausgewählte Stücke von Shakeſpeare, Julius Cäſar und Twelf neights, und Volkslieder, älterer wie ſpäterer Zeit, behaupten darin eine bedeutende Stelle.

Die unter dem Titel jacobite poetry mitgetheilten Lieder, die wohl nur Wenigen in Deutſchland bekannt ſeyn werden, ſind eine wahrhaftere Bereicherung des Buchs, da ſie an Kraft, an Innigkeit und Tiefe mit allen Gedichten ähnlicher Art den Vergleich aushalten können, und jeder Freund der Poeſie wird dem Herausgeber für die Mittheilung Dank wiſſen. Schriftſteller, wie Waller, Dryden, Pope u. ſ. w., fanden natürlich nach dem Standpunkte höherer Kritik geringere Berückſichtigung und der Raum, der ihnen in andern Sammlungen gegeben iſt, wurde würdiger mit Dichtern der neueren Zeit, beſonders mit Byron, Scott und Moore angefüllt. Von W. Scott ſind drei Geſänge des Gedichts „the lady of the lake" gegeben; die Auswahl aus Byron iſt in hohem Grade zweckmäßig, und beſonders zu loben iſt, daß auch aus dem in übergroßer Prüderie oft verworfenen Don Juan ein Geſang aufgenommen iſt; von Moore ſind hauptſächlich nur die in Deutſchland weniger bekannten ſatyriſchen Gedichte berückſichtigt. Neben ihnen fand ſich noch Platz für größere und kleinere Gedichte von Crabbe, Rhogers, Campbell, Southey, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Felicia Heman u. a. Schriftſteller neuerer Zeit. Das Buch wird gewiß bei dieſer Anlage ſeinem Zwecke vollkommen entſprechen und in höhern Klaſſen, beſonders auf Gelehrtenſchulen, wo der Unterricht, wie der Herausgeber richtig und wahr bemerkt, hauptſächlich als höheres, allgemeines Bildungsmittel, als Theil des hiſtoriſchen Unterrichts angeſehen und behandelt werden ſoll, mit Erfolg benutzt werden können. Größern Werth erhält es noch durch eine hinzugefügte Ueberſicht der engl. Poeſie, die außer einer Menge vortrefflicher Bemerkungen, beſonders auch durch eine ſtrenge Entwickelung des Ganges der engl. Literatur, durch Darſtellung ihres genauen Zuſammenhangs mit der politiſchen Geſchichte und dem Volksleben der Engländer ſich auszeichnet. Der Preis des Buchs iſt, bei dem bedeutenden Umfange, ſehr billig.

---

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Commedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il Filippo. Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

---

[309] Für Eiſenhüttenwerke und Eiſenarbeiter.

Bei G. Baſſe iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Erzeugung des
Roh- und Stabeiſens
in England, beſonders aber in Südwales. Aus dem Engliſchen von Dr. C. Hartmann. Mit 1 lithographirten Tafel. gr. 8. Preis 18 Gr.

Digitized by Google

[355] Für Freunde der Sternkunde.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nachtrag zu J. E. Oltmanns Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels, enthaltend den Lauf und Stand der Sonne, des Mondes und der Planeten für die Jahre 1833 bis 1842. Berechnet und mit zeitgemäßen Zuſätzen, Erläuterungen und mehrern neuen Hülfstafeln herausgegeben von J. Oltmanns, Dr. und Profeſſor. Preis 1 Rthlr.

Da in der neunten Auflage der Bode'ſchen Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels die Berechnungen des Laufs und der Entfernung der Planeten nur bis zum Jahre 1831 gehen, ſo hielt es die Verlagshandlung für eine Pflicht gegen die zahlreichen Beſitzer des geſchätzten Werks dafür zu ſorgen, daß die Brauchbarkeit deſſelben durch eine Fortführung der erwähnten Berechnungen wieder auf mehrere Jahre hinaus geſichert werde. Solcher Anſicht gemäß iſt der obige Nachtrag entſtanden, der ſich durch ſeine eben ſo zweckmäßige als faßliche Bearbeitung dem Hauptwerke würdig anſchließt, und daher den Beſitzern deſſelben gewiß ſehr willkommen ſeyn wird.

Nicolai'ſche Buchhandlung in Berlin.

[319] So eben iſt bei mir fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rockſtroh, Dr., Anweiſung, wie Schmetterlinge gefangen, ausgebreitet, geordnet, bewahrt und wie ihre Raupen und Puppen erkannt werden. Nebſt einer Anweiſung, wie Schmetterlinge aus Raupen und dieſe aus Schmetterlingseiern zu erziehen ſind. Dritte, mit einem Schmetterlings- und Raupenkalender vermehrte Auflage mit 10 kolorirten Kupfern. 482 Seiten. geb. 2 Thlr.

Die erſten Auflagen wurden mit vielem Beifall aufgenommen, die 3te dürfte noch mehr Anſpruch darauf machen dürfen, da ſie ganz umgearbeitet, verbeſſert und bedeutend vermehrt worden iſt. Zu den frühern 5 Kupfertafeln ſind noch 5 hinzugekommen, und auf dieſen zehn Tafeln ſind 138 Schmetterlinge, Raupen und Puppen genau nach der Natur dargeſtellt und kolorirt. Ich mache daher nicht nur die Jugend, ſondern auch Erwachſene auf dieſes Buch aufmerkſam.

Leipzig, im Auguſt 1833.

Carl Cnobloch.

[330] Bei Carl Focke in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Volksſagen, Mährchen und Legenden aus Norddeutſchland. Eine Chriſt- und Feſtgabe für die vaterländiſche Jugend beiderlei Geſchlechts. Mit 7 ſchönen, ausgemalten Kupfern, von Amalia Schoppe, geb. Weiſe. Sauber geb. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Gewiß iſt dieſes, durch Inhalt und Ausſtattung gleich ſchöne Buch beſonders zu beachten, da der Preis für das, was hier geliefert wird, ſo außerordentlich billig geſtellt iſt. Ich empfehle es der beſondern Aufmerkſamkeit aller Jugendfreunde.

[306] So eben iſt erſchienen:

Hand- und Taſchenbuch
der
Eleganten Gartenkunſt
in Zimmern, an Fenſtern und in kleinen Gärten.
Nach dem Franzöſiſchen von
Prof. G. Kißling.
Mit Vorrede von
Garteninſpektor J. Metzger.

8. geheftet 1 fl. 20 kr. rhein. oder 20 gGr. ſächſ.
Daſſelbe roh 1 fl. 12 kr. rhein. oder 18 gGr. ſächſ.

Wenn ſchon der Landmann im Schooße der Natur und bei ihrem ſteten Genuſſe dennoch begierig iſt, ſeinen Gärten eine Zierde zu verleihen, ſein Fenſter zu ſchmücken mit den edleren Blüthen, die ſie in ſo unendlicher Mannichfaltigkeit bietet; ſo ſteigert ſich dieſer Trieb bei jedem Menſchen von höherer Bildung und geſundem Gefühl, je mehr die Abſtufungen der Lebensverhältniſſe ihn entweder im Glanze des Reichthums, oder im Drang des Erwerbs, von der Natur entfernen; und wie manchen harmloſen Genuß verdankt er einer Blume, die er vom Keimen bis zur Reife ſelber gepflanzt. Bis zu unermeßlicher Mannichfaltigkeit iſt dieſer in unſerer Zeit gemehrt, durch die Zufuhr der ſchönſten Blüthen aller Zonen, welcher wir uns erfreuen, in dem lebendigeren Völkerverkehr, den die Zeit entwickelt. Unentſchieden, ob dem Reize der Feldblume, ob den ſchon früher einheimiſch gewordenen Roſen, Nelken oder Tulpen, ob dem myſteriöſen Kaktus, oder der üppigen Hortenſia der Vorzug gebühre, wird der Wunſch immer lebendiger und heißer, ſie alle zu kennen und ſich ihres Beſitzes durch richtige Pflege zu verſichern. Unmöglich kann man dazu anders gelangen, als durch die Hülfe eines Buchs, welches in zweckmäßiger und anerkannter Ordnung die Namen und Arten aufzählt, und über ihren Urſprung und ihre Behandlung belehrt.

Daß das vorliegende Werkchen dieſem Zwecke auf eine ganz vorzügliche Weiſe entſpricht, iſt längſt durch öffentliche Urtheile beſtätigt; daß es aber in der hier gebotenen Bearbeitung eine ausgezeichnete Stelle einnimmt; dafür ſpricht nicht nur der Name des Herrn Herausgebers, welcher mit der Sprache und der Kunſt aufs äußerſte vertraut; ſondern auch die Einführung des Herrn Garteninſpektor Metzger, welcher eben ſowohl als wiſſenſchaftlicher Botaniker, wie als praktiſcher Gartenkünſtler, durch ſeine Aufſicht der botaniſchen Gärten Heidelbergs, des vielfach bewunderten Schloßgartens; durch ſeine ausgezeichneten Leiſtungen in der Kultur des Weinbaues und der ökonomiſchen Pflanzen, ſo wie durch die Begierde, mit welcher Jeder, nah und fern, ſeine Gärten unter ſeiner Anleitung angelegt wünſcht, ſeine Mitwirkung gewiß nur für eine Arbeit bieten konnte, von deren allſeitigem Werth er überzeugt iſt. Darum glauben wir für Garten- und Blumenfreunde aller Stufen und Verhältniſſe eine höchſt erwünſchte Anzeige zu geben, indem wir die Erſcheinung des Werkchens hiermit bekannt machen, deſſen Erwerbung durch ſeinen äußerſt billigen Preis für jeden möglich iſt.

Heidelberg, Sept. 1833.

Auguſt Oßwald's Univerſitäts-Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 29.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[339] **Für Botaniker.**

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Enumeratio
PLANTARUM
OMNIUM HUJUSQUE COGNITARUM
secundum
Familias naturales disposita
adjectis
characteribus, differentiis et synonymis.
Auctore
C. S. KUNTH,
philosoph. Doct. professore public. ordin. in universit. berol.

* * * *

Tomus primus.
Preis 5 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Sommer 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[338] **Peſtalozzi's**
ſämmtliche Schriften,
in 15 Bänden,
und deſſen
Lienhard und Gertrud,
ein Buch für das Volk.
4 Theile, in wohlfeilen Ausgaben.

Um dem bei Herrn Meyer und Zuberbühler in Trogen erſchienenen Nachdruck von Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud entgegen zu wirken, hat ſich die unterzeichnete Verlagshandlung, einzig rechtmäßige Verlegerin dieſes Buchs und der ſämmtlichen Schriften des verewigten Verfaſſers, entſchloſſen, den Preis dieſes werthvollen Volksbuchs auf den des Nachdrucks, nämlich auf 2 fl. rhein., herabzuſetzen, obgleich ihre Original-Ausgabe ganz vollſtändig (was der Nachdruck nicht iſt) und in der Bogenzahl mehr als ein Alphabet ſtärker iſt als der Nachdruck.

Eben ſo ſetzen wir

Peſtalozzi's ſämmtliche Schriften in 15 Bänden,
bisheriger Preis 28 fl. 6 kr.,

auf den Preis von 15 fl. auf unbeſtimmte Zeit herab, damit auch Minderbegüterte in den Stand geſezt ſind, dieſe ſchöne Sammlung volksthümlicher Schriften kaufen zu können.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz, vorzüglich aber Herr Sauerländer in Aarau, nehmen Beſtellungen darauf an.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[346] **Neue Musikalien,**
im Verlage
des
BUREAU DE MUSIQUE
von
C. F. Peters in Leipzig.
Zu haben in allen Buch- und Musikhandlungen.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Böhm, C. Leop., Concertino pour le Violoncelle avec Orchestre D. Op. 9. 2 Thlr. 8 Gr.
— — le même avec Pianoforte. 1 Thlr. 8 Gr.
Jansa, L., Six Duos concertans pour deux Violons. Es. A. G. Op. 50. Nr. 1 — 3. complet. 1 Thlr. 16 Gr.
— — les mêmes séparément à 16 Gr.
Kalliwoda, J. W., Grande Fantaisie sur des motifs de l'Opéra: Fra Diavolo, pour le Violon, avec Orchestre. A. Op. 11. 2 Thlr.
Kalliwoda, la même avec Pianoforte. 20 Gr.
— — Concertante pour deux Violons avec Pianoforte. A. Op. 20. 1 Thlr. 12 Gr.
Maurer, Louis, Première Sinfonie à grand Orchestre. Fm. Op. 67. 5 Thlr.
Duplirstimmen hierzu in beliebiger Anzahl, der Bogen 1 Gr.
Partitur in sauberer Abschrift. 5 Thlr. baar.
Reissiger, C. G., Premier Quintetto pour deux Violons, Alto et deux Violoncelles (ou pour deux Violons, deux Altos et Violoncelle). G. O. 90. 2 Thlr. 20 Gr.
Spohr, Louis, Quatuor pour deux Violons, Viola et Violoncelle, arrangé d'après le Double Quatuor. Oeuv. 65. D. 1 Thlr. 12 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Beethoven, L. van, Sonate pour le Pianoforte et Cor ou Flûte ou Violon ou Violoncelle. F. Op. 17. Nouv. Edit. 18 Gr.
— — Sonate pour le Pianoforte et Violon. Am. Op. 23. Nouv. Edit. 20 Gr.
— — do. do. F. Op. 24. Nouv. Edit. 20 Gr.
— — Trois Sonates pour le Pianoforte et Violon. A. Cm. G. Op. 30. Nr. 1 — 3. Nouv. Edit. à 20 Gr.
— — 14 Variations pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. Es. Op. 44. Nouv. Edit. 1 Thlr.
— — 12 Variations pour le Pianoforte et Violon ou Violoncelle, sur un thème de Händel. G. Nr. 5. Nouv. Edit. 12 Gr.

Digitized by Google

Beethoven, L. van., 12 Variations pour le Pianoforte et Violon ou Violoncelle, sur le thème: „Ein Mädchen oder Weibchen.“ F. Nr. 6. Nouv. Edit. 12 Gr.
— — 7 Variations pour le Pianoforte et Violon ou Violoncelle, sur le thème, „Bei Männern, welche Liebe fühlen.“ Es. Nouv. Edit. 12 Gr.
Böhm, C. Leop., Concertino pour le Violoncelle avec Pianoforte. D. Op. 9. 1 Thlr. 8 Gr.
Kalliwoda, J. W., Concertante pour deux Violons avec Pianoforte. A. Op. 20. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Grande Fantaisie sur des motifs de l'Opéra: Fra Diavolo, pour le Violon avec Pianoforte. A. Op. 41. 20 Gr.
Schwenke, Chs., Première Fantaisie concertante pour Piano et Violoncelle ou Violon, sur des airs Russes. G. Op. 33. 20 Gr.
— — Deuxième Fantaisie concertante pour Piano et Violoncelle ou Violon, sur des airs Russes. D. Op. 34. 1 Thlr.
— — Troisième Fantaisie concertante pour Piano et Violoncelle ou Violon, sur des airs Russes. C. Op. 35. 1 Thlr.
Spohr, Louis, Notturno. Oeuv. 34. Arrangé pour le Pianoforte et Violon, obligé par F. W. Eichler. 1 Thlr.

Für Pianoforte ohne Begleitung.

Beethoven, L. van, Grande Sonate pour le Pianoforte. B. Op. 22. Nouv. Edit. 20 Gr.
— — Deux Sonates faciles pour le Pianoforte. G. Op. 49. Nouv. Edit. 14 Gr.
Czerny, C., Grande Polonaise brillante, précédée d'une introduction, pour le Pianoforte à quatre mains. As. Op. 269. 1 Thlr.
— — Trois thèmes originaux, variés pour le Pianoforte. G. A. F. Op. 270. Nro. 1 — 3. à 14 Gr.
Hünten, François, Polonaise pour le Pianoforte seul. A. Op. 22. 10 Gr.
— — Variations brillantes sur un thème de Meyerbeer, pour le Pianoforte seul. G. Op. 46. 12 Gr.
Kalliwoda, J. W., Grande Walse Oeuv. 27. arrangée pour le Pianoforte à deux mains. C. 16 Gr.
— — Danses brillantes pour le Pianoforte. Op. 34. 2ème Livr. de Danses.
Nr. 1. Six Walses, etc. 14 Gr.
— 2. Six Galops. 10 Gr.
— — Rondeau à la Polonaise pour le Pianoforte. B. Op. 42. 16. Gr.
Krollmann, A., Sonatine facile et brillante pour le Pianoforte à quatre mains. D. Op. 30. 16 Gr.

In Stuttgart bei G. A. **Zumsteeg** zu haben.

---

[353] **Neuigkeiten von 1833,**

welche bei J. F. **Hammerich** in **Altona** erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Dänemarks ꝛc. zu haben ſind:

Clemens, Fr., natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit, in Morgen- und Abendgeſängen, für gute Menſchen aller Confeſſionen. 8. broch. 20 Gr.
Gedichteſammlung, als Lehr- und Gedächtnißübungen zu gebrauchen (geſammelt von J. D. Bertels). 1s Bdchen für kleinere Kinder. 4te verb. Ausg. 8. 4 Gr.
Johannſen, K. Th., Prof., die kosmogoniſchen Anſichten der Juden und Hebräer, durch Zuſammenſtellung der Manuiſchen und Moſaiſchen Kosmogonie erörtert. gr. 8. geh. 12 Gr.
Johannſen, J. C. G. (Dr. theolog. und **Hauptpaſtor zu Kopenhagen**), allſeitige und hiſtoriſche Unterſuchung der Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf ſymboliſche Bücher überhaupt und die Augsburgiſche Confeſſion insbeſondere. gr. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.
Kroeger, F. C. Dr. (**Katechet**), Deutſchlands Ehren-Tempel. Eine geordnete und mit Anmerkungen begleitete Auswahl der vorzüglichſten ältern und neuern Gedichte, welche **das deutſche Land** und **das deutſche Volk** verherrlichen. 1r Theil. „Das deutſche Land.“ gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Vergleichende Ueberſicht der öffentlichen Unterrichts-Anſtalten und ihrer Schülerzahl in den Europäiſchen Staaten. 2 Tabellen. 8 Gr.
Kroymann, J., gemeinnützige Algebra. Verbeſſert herausgegeben von H. H. W. Arendt. 4. Aufl. 8. 12 Gr.
Lübker, Fried. Dr., de participiis graecis latinisque commentatio. 8. maj. 8 Gr.
Ludwig C. J. C. Dr. (**Rath und Mitredacteur der Literar. Blätter der Börſenhalle**), Geſchichte der letzten fünfzig Jahre. 3r Theil. Auch unter dem Titel: Geſchichte der Directorial-Regierung, oder Geſchichte der franz. Revolution vom Tode Robespierre's bis zur Rückkunſt Bonaparte's aus Aegypten. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Mösler, Joh. Chr. Dr., Handbuch der Gewächskunde, enthaltend eine Flora von Deutschland mit Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Kulturpflanzen. 3te Auflage, gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt von Hofr. Direct. Prof. Reichenbach. 1r Bd. 1. Abth. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
ditto ditto 1r „ 2. „ „ „ 1 „ 8 „
Rambach, A. Jac., Dr. theolog. und **Hauptpaſtor**, Anthologie chriſtlicher Geſänge aus allen Jahrhunderten der Kirche 6r. Bd. Auch unter dem Titel: der heilige Geſang der Deutſchen. In einer nach der Zeitfolge geordneten und mit geſchichtl. Bemerkungen begleiteten Auswahl der vorzüglichſten ſeit Gellert's und **Klopſtock's** Zeit erſchienenen geiſtlichen Lieder. 2r Theil. gr. 8. 2 Rthlr.
Rießr, Gabr. Dr., kritiſche Beleuchtung der in den Jahren 1831 und 32 in Deutſchland vorgekommenen ſtändiſchen Verhandlungen über die Emancipation der Juden (aus der Zeitſchrift „der Jude“ abgedruckt). gr. 8. broch. 1 Rthlr.
— — Der Jude, periodiſche Blätter für Religion und Gewiſſensfreiheit. In zwangloſen Abtheilungen. 2r Bd. April bis Dez. 1835. 26 Nr. gr 4. 2¼ Rthlr.
Schi-King, Chineſiſches Liederbuch, geſammelt von Confucius, dem Deutſchen angeeignet von Fr. Rückert. 8. broch. Druckvelin. 2 Rthlr. 6 Gr.
Schmidt, P. Dr. und Dr. C. F. **Homann**, Rechtfertigung der Zurückweiſung einer durch Concluſum des Hamburger Senates beliebten und vom Geſundheitsrath zu leitenden **Phyſicatsprüfung**. gr. 8. geh. 3 Gr.
— — D. P. H., Kritik der Pharmacopoea Slesvico-Holsatica, Regia autoritate edita, nebſt Vergleichung derſelben mit den ältern Vorſchriften und ſonſt nützlichen Bemerkungen für Arzt und Apotheker. gr. 8. 12 Gr.
Schütz, Fabeln in deutſchen Reimen. 8. geh. 8 Gr.

[338] Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle.

Unter dieſem Titel iſt kürzlich der 1ſte Band einer Sammlung von dem rühmlichſt bekannten Großherzogl. Sächſ. Criminal-Richter u. ſ. w. Dr. Biſchof zu Eiſenach (gr. 8. Hannover. 2 Rthlr. 20 gGr.) herausgegeben, welche nicht nur für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Pſychologen von praktiſcher Wichtigkeit iſt, ſondern auch dem geſammten Publikum zugleich eine höchſt anziehende Lectüre gewährt, indem dieſe Auswahl mit größter Sorgfalt und Sachkenntniß getroffen und die Darſtellung für jeden Gebildeten verſtändlich iſt, ſo daß eine ſolche gründliche und aktenmäßige Schilderung menſchlicher Verirrungen und ſchauerlicher Verbrechen, ſo wie die Urſachen und Anreizungen dazu, jedem Denkenden und Gefühlvollen ſowohl eine ſehr intereſſante Unterhaltung darbieten, als auch betrachtungswerthe Beiträge zur Welt und Menſchenkenntniß liefern muß. — Es wird dieſe Sammlung in 4 Bänden allmählig erſcheinen und alle Verbrechen umfaſſen, die das deutſche gemeine Recht kennt. Der 1ſte Band enthält u. a. verſchiedene, mit allen Nebenumſtänden ausführlich dargeſtellte Fälle von Kindermorden, Tödtungen, Gattenmorde, Duelle, Brandſtiftungen, Straßenraub u. ſ. w.

Eine Fortſetzung des Werks iſt im k. J. zu erwarten, welches durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

---

[313] Bei Fleiſchmann in München iſt erſchienen und in alle Buchhandlungen verſandt worden:

Helmine von Chezy,

Norika.

Neues ausführliches Handbuch

für

Alpenwanderer und Reiſende

durch das Hochland in Oeſterreich ob der Enns, Salzburg, Gaſtein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steiermark.

Mit 1 Karte und 2 Anſichten.

gr. 8. 1833, in Futteral 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Die geiſtreiche Frau Verfaſſerin hat in dieſem ausgezeichneten Reiſehandbuch die ganze Fülle ihrer Meiſterſchaft in Schilderung der Naturſchönheiten entwickelt. Jede Seite des Werks gibt Zeugſchaft, daß es mit Liebe und Achtſamkeit bearbeitet worden, überall Glut und hinreißendes Gefühl für die Wunder der Alpennatur, die mit unnachahmlichem Pinſel dargeſtellt iſt. Nicht dem Reiſenden allein empfiehlt ſich dieſes Werk, jeder Gebildete wird ſich durch daſſelbe mächtig angezogen fühlen; Leſezirkel aber können nicht leicht ein intereſſanteres Buch wählen.

---

[324] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Cornelia. Taſchenbuch für Deutſche Frauen auf das Jahr 1834. Herausgegeben von A. Schreiber. Neunzehnter Jahrgang. Mit 8 Kupfern und Stahlſtichen von Fleiſchmann ꝛc. 2 Thlr. 8 Gr.
Prachtausgabe 3 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: 1. Zu den Kupfern von dem Herausgeber. 2. Die Bürger zu Wien. Hiſtoriſche Erzählung von Wilh. Blumenhagen. 3. Liebe um Liebe. Erzählung von Amalie Schoppe, geb. Weiſe. 4. Die Zerſtörung Badens. Hiſtoriſche Novelle von A. Schreiber. 5. Ergo bibamus. Eine Novelle von G. Döring. 6. Der Schlaftrunk, von A. Schreiber. — Gedichte vom Herausgeber, Hebel, E. Geib. —

Kupfer: 1. Portrait von Luiſe, Königin von Belgien. 2. Portrait von Charlotte Corday. 3. Iphigenie Deſilles. 4. Aus Carls des Großen Jugendleben. 5. Die Glocke auf Wunnenſtein. 6. Der Siebenrohrbrunnen in Heilbronn. 7. u. 8. Zu der Erzählung von Döring.

J. C. Gensler, weil. Prof. der Rechte in Heidelberg, Rechtsfälle für die Civilprozeß-Praxis. 2te durchaus verbeſſerte und mit den weſentlichen Erläuterungs-Formularen vervollſtändigte Ausgabe von Prof. Dr. K. E. Morſtadt. gr. 8. 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.

Der Hauptzweck dieſes reichhaltigſten Buches ſeiner Art iſt: den Theilnehmern des akademiſchen Civilprozeß-Praktikum eine Maſſe von Zeit und Laune verderbender Diktate zu erſparen. Sein Nebenzweck aber geht dahin: den Studioſen der Civilprozeß-Theorie ſowohl als den anfangenden Gerichtspraktikern einen Inbegriff aller wichtigſten Formulare von Richter- und Advokaten-Aufſätzen zu liefern: Erſteren zur unentbehrlichen Verſinnlichung der trockenen Lehrſätze; Letzteren aber zu verſtändiger Nachahmung.

Der Hr. Herausgeber hat daher den 139 Rechtsfällen, welche ſorgſam gefeilt wurden, und ſelber ſchon eine Menge von Formularen enthalten, nicht nur 38 vermißt geweſene Hauptformulare beigefügt, ſondern auch ein, den Gebrauch höchſt erleichterndes Regiſter angehängt.

Say's, J. B., Ritters vom Wladimirorden, Prof. der Staatswirthſchaft in Paris und Mitgliedes der meiſten Akademien Europas, ausführl. Darſtellung der National-Oekonomie oder der Staatswirthſchaft. Aus dem Franz. der 5. Ausg. überſ. und theils kritiſch, theils erläuternd gloſſirt, ſo wie mit einem vollſtändigen Realauszuge, von Say's Cours d'économie politique pratique begleitet, von Prof. Dr. K. E. Morſtadt, Lehrer der Rechte und der Staatswirthſchaft in Heidelberg. Dritte, äußerſt ſtark vermehrte Ausgabe. In 3 Bändchen. gr. 8.

Der Nachdruck dieſes klaſſiſchen Werkes im Würtembergiſchen hat mich bewogen, vor der Hand den Pränumerationspreis von 10 fl. — 6 Thlr. 16 Gr. wieder eintreten zu laſſen, wofür es in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Heidelberg, im Auguſt 1833.

J. Engelmann.

---

[339] Bei Ziegler und Söhne in Zürich iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Schinz, H. R., Handbuch der Naturgeſchichte für Schulen. Vermehrte und veränderte Auflage. gr. 8. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Die erſte Auflage dieſes Handbuchs wurde ſehr vortheilhaft rezenſirt und mit großem Nutzen an mehreren Schulanſtalten eingeführt. Den geäußerten Wünſchen, größerer Ausführlichkeit für das Pflanzen- und Mineral-Reich, ſo wie die Beifügung lateiniſcher und franzöſiſcher

Digitized by Google

Namen, iſt in dieſer Ausgabe entſprochen worden, daher dieſelbe weſentlich verändert und verbeſſert, obgleich nicht ſtärker an Bogenzahl erſcheint. Mit allem Recht dürfen wir daher dieſes Buch als ein ſehr zweckmäßiges empfehlen, das dem Lehrer und Schüler alles nur Wünſchbare leiſten wird.

---

[340] So eben iſt bei mir fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pelham,

oder

Begebniſſe eines Weltmannes.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

C. Richard.

Zweite Auflage.

Mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfaſſers.

Drei Bände. Preis 3 Thlr.

Die hohe Anerkennung, welche in Zeit von wenigen Jahren dem genialen Verfaſſer von Pelham, Eugen Aram, England und die Engländer, von allen Seiten und in einem Grade geworden, wie ſich deſſen wenige Schriftſteller rühmen können, macht es unnöthig, die Aufmerkſamkeit auf die ſobald nothwendig gewordene zweite Auflage eines ſeiner beliebteſten Romane zu richten. Der Verleger bemerkt nur, daß er dieſe neue, mit der größten Eleganz auf feinem Velin gedruckte und mit dem Bildniſſe des Verf. geſchmückte Ausgabe auf den billigen Preis von 3 Thlrn. geſetzt hat, um ein ſo allgemein intereſſantes Werk auch allgemein zu verbreiten und Manchem die Nothwendigkeit zu erſparen, wider Willen zu den oft ſo unſaubern Miniatur-Ausgaben ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen.

Aachen. J. A. Mayer.

---

[330] Wir verſenden an alle Buchhandlungen:

Liebesurne,

Erzählungen und Novellen

von

E. von Meeringen.

(Ernſt Wodomerius.)

2 Bde. 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart, 1833.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Commedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il Filippo, Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

---

[310] Bei G. Baſſe ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Perrot's kleine, theoretiſch-praktiſche Zeichnen-Schule.

Oder gründliche Anweiſung zum Linear-, Blumen-, Figuren-, Landſchafts- und Situationszeichnen, ſowie zum Tuſchen. Für Lehrer und Lernende, ſowie zum Selbſtunterricht. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Mit 7 Tafeln Abbildungen. quer Quart. geh. Preis 1 Thlr.

Poller's Kunſt, alle Arten von Zeichnungen, als Blumen, Thiere, Landſchaften, Portraits u. ſ. w., in Glas zu ätzen.

Eine Erfindung der neueſten Zeit. Für Zeichner, Silhouettirer ꝛc. Mit einer lithographirten Tafel, die Abbildungen der dazu nöthigen Geräthſchaften enthaltend. 8. geh. Preis 10 Gr.

---

[320] Kürzlich iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen von E. Raupach, geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein Buch von einem ſo beliebten Erzähler bedarf wohl nur der Anzeige, daß es erſchienen iſt.

Leipzig, im Aug. 1833.

Carl Cnobloch.

---

[334] **Ankündigung.**

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin wird erſcheinen:

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter

in den Jahren 1796—1832.

Das Ganze umfaßt 6 Bände gr. 8., jeden von 28 bis 30 Bogen, und wird in drei Lieferungen, jede zu 2 Bänden, vertheilt, von denen die erſte ſchon zur Michaelis-Meſſe d. J., die zweite bald nach Neujahr 1834, und die letzte längſtens zu Michaelis 1834 ausgegeben wird. Der Preis jedes Bandes wird etwa 2 Thlr. ſeyn. — Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an, woſelbſt auch ausführlichere Anzeigen mit einigen abgedruckten Goethe-Zelterſchen Briefen ausgegeben werden.

Schwerlich dürfte unſere Literatur ein Werk aufzuweiſen haben, das geeigneter wäre, durch die originelle Eigenthümlichkeit der beiden Briefſteller, und durch die reichhaltige Mannichfaltigkeit der berührten Gegenſtände, das verſchiedenſte Intereſſe des Leſers zu feſſeln und ihm nicht nur das getreuſte Bild der Denk- und Sinnesweiſe ſeiner Verfaſſer, ſondern auch die Zeit, in der ſie lebten, nach allen ihren Richtungen in lebendigſter Anſchauung vorüber zu führen. Ganz beſonders wichtig aber iſt es, daß dieſe Briefe zugleich den ſicherſten Commentar zu den Schriften Goethe's, ſo wie zu ſeiner ganzen Lebens- und Sinnesweiſe liefern, indem er ſich wohl niemals darüber offenherziger, als eben in dieſen Briefen ausgeſprochen hat. Wenn ſo der Briefwechſel als Supplement zu Goethe's Werken betrachtet werden kann, ſo werden wir ihn auch hinſichtlich des Formats der letzten Oktav-Ausgabe derſelben anſchließen.

Digitized by Google

№ 30.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[339] **Für Botaniker.**

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Enumeratio

PLANTARUM

OMNIUM HUCUSQUE COGNITARUM

secundum

Familias naturales disposita

adjectis

characteribus, differentiis et synonymis.

Auctore

C. S. KUNTH,

philosoph. Doct. professore public. ordin. in universit. berol.

Tomus primus.

Auch unter dem Titel:

AGROSTOGRAPHIA

synoptica; sive enumeratio GRAMINEARUM omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Dieſes Werk iſt eine neue verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von Persoon synopsis plantarum, die alle bis jetzt entdeckte Pflanzen enthalten wird. Das Werk iſt Herrn Alexander von Humboldt dedicirt. Der Druck desſelben geht ununterbrochen fort, ſo, daß die reſp. Abnehmer möglich bald in den Beſitz des Ganzen kommen werden.

Preis 5 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Sommer 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[327] In der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Jahrbücher der Literatur. Zwei und ſechzigſter Band. 1833.

Enthält:

Art. I. 1) Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia etc. etc. during the years 1817, 1818, 1819 and 1820, by Sir *Robert Ker Porter*, two volumes. London 1821.

2) Narrative of a journey into Khorasaan in the years 1821 and 1822, including some account of the countries to the north-east of Persia, by *James B. Fraser*. London 1825.

3) Journal of the british embassy to Persia; embellished with numerous views taken in India and Persia; also a dissertation upon the antiquities of Persepolis by *William Price*. London 1825.

4) Voyage en Parse fait en 1812 et 1813, par *Gaspard Drouville*. Paris 1825.

5) Personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media and Scythia in the year 1824, by major, the hon. *Georg Keppel*, third edition. London 1827.

6) Fifteen months pilgrimage through untrodden tracts of Khuzistan and Persia in a journey from India to England through parths of turkish Arabia, Persia, Armenia, Russia and Germany, performed in the years 1831 and 1832, by *J. H. Stocqueler*. London 1832.

7) The adventures of Hajji Baba of Ispahan, in three volumes. Paris 1824.

8) Sketches of Persia from the journals of a traveller in the east, in two volumes. London 1827.

9) The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England, in two volumes. London 1828.

10) Zohrab the Hostage, by the author of „Hajji Baba.“ In three volumes. London 1832.

11) The Kuzzilbash; a tale of Khorasan, in three volumes. London 1828.

12) The persian adventurer being the sequel of the Kuzzilbash; by *J. B. Fraser*, in three volumes. London 1830.

Art. II. 2) Phausdosi Buzantazwoi Padmuthiun Haiotz. I tschores tpruthiunes. I Wenedig 1832. (Geſchichte der Armenier, von Fauſtus dem Byzantiner. In vier Abtheilungen. Zu Venedig 1832.)

III. 1) Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, zur Beförderung einer Geſammtausgabe der Quellenſchriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters, herausgegeben von Pertz. — Sechsten Bandes erſtes bis viertes Heft. Hannover 1831.

2) (Regesta) Die Urkunden der römiſchen Könige und Kaiſer von Conrad I. bis Heinrich VII., 911 — 1313, von Dr. J. F. Böhmer. Frankfurt a. M. 1831.

3) Monumenta Germaniae historica, inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum 1500, auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi, edidit Georgius Heinricus *Pertz*. Scriptorum tom. I. — Hanoverae 1826 — 1831.

IV. Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan, par *Adrien Balbi*. Paris 1833.

V. 1) *M. Tulli Ciceronis Verrinarum* Libri Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit *Car. Timoth. Zumptius*. Berolini 1830.

2) *M. Tulii Ciceronis Verrinarum Libri* Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit et explicavit *Car. Timoth. Zumptius*. Berolini 1831.

Digitized by Google

VI. Geſchichte der Regiernng Ferdinand des Erſten, von Fr. B. von Bucholtz. Erſter Band. Wien 1831.

Inhalt des Anzeige-Blattes. Nro. LXI.

Hammer's morgenländiſche Handſchriften.

Zur Kritik der römiſchen Kaiſergeſchichte, mit beſonderer Beziehung auf neuerlich entdeckte Geſchichtsquellen und Denkmale.

Lettre à M. le Duc de Luynes sur les Graveurs des monnaies grecques, par M. Raoul-Rochette. Paris 1831.

Ein craulologiſches Fragment aus dem ſechzehnten Jahrhundert.

---

[329] Neueſte Schriften von Carl Spindler.

Folgende neue Schriften von Carl Spindler ſind ſo eben bei uns erſchienen:

Die Nonne von Gnadenzell,

Sittengemälde des fünfzehnten Jahrhunderts.

3 Bände. 8. Patentvelinpapier, eleg. geh. 9 fl. oder 5 Rthlr. 6 Gr.

Winterſpenden.

Erzählungen und Novellen.

2 Bände. 8. Patentvelinpapier, eleg. geh. 6 fl. oder 3 Rthlr.

In der Sammlung der ſämmtlichen Werke des Verfaſſers, die in unſerm Verlage erſcheint, bilden dieſelben den 16. — 20. Band. Carl Spindlers Name, gefeiert und bewundert in allen Kreiſen Gebildeter, macht jede Anrühmung dieſer neueſten Produkte ſeiner reichen Phantaſie überflüſſig. Im vorigen Jahre ſind von Carl Spindler erſchienen:

Sommermalven, Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr.

Kettenglieder, Erzählungen und Novellen. 2te Auflage. 3 Bände. 8. 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart, im Juli 1833.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[313] Für die Jugend.

Bei G. Baſſe iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der junge Schmetterlingsſammler.

Enthaltend eine ausführliche, ſyſtematiſch geordnete Beſchreibung aller in Deutſchland und den angrenzenden Ländern einheimiſchen und der vorzüglichſten außereuropäiſchen Schmetterlinge, nebſt Anweiſung, ſie zu fangen, auszubreiten, aufzubewahren und ſie aus Raupen aufzuerziehen. Von Joh. Fr. Lentner. 2te, ſehr verb. Auflage. Mit 13 Tafeln Abbild. 8.

Mit ſchwarzen Abbildungen Preis 1 Thlr. 12 Gr.
Mit colorirten Abbildungen Preis 2 Thlr. 8 Gr.

---

[375] Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main iſt erſchienen, und durch alle ſolide Buchhandlungen zu haben:

Rheiniſches Taſchenbuch.

auf das Jahr 1834. Mit 8 Stahlſtichen. 2 Rthlr oder 3 fl. 36 kr.

Dieſer neueſte Jahrgang empfiehlt ſich durch das Anmuthvolle der Beiträge ſowohl, als auch durch die künſtleriſche Ausſtattung. Das Titelkupfer zeigt uns einen unſerer vorzüglichſten Schriftſteller, Georg Döring. Die übrigen Kupfer behandeln Gegenſtände aus den Werken Lord Byron's, des erſten Dichters unſers Jahrhunderts. Sie ſind theils in England, theils von deutſchen Künſtlern gefertigt und tragen das Gepräge der höchſten Vollendung; einzelne derſelben ſind Meiſterwerke, wie ſie wohl noch nie vollendeter geboten wurden. Der Verleger glaubt dem fortſchreitenden Geſchmack und den höchſten Anforderungen an eine ſolche literariſche Gabe Genüge gethan zu haben.

---

[344] Die beſten Handbücher für Reiſende in den Hochgebirgen Süddeutſchlands:

v. Oberuberg's

Anleitung zur genußreichſten Bereiſung des bayeriſchen Alpengebirgs und einiger Gegenden von Salzburg und Tyrol.

Mit 2 Karten und 1 Anſicht. 8. München bei Fleiſchmann. In Futteral 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 fl. 48 kr.

An dieſes ſchließt ſich an:

Helmine von Chezy,

Norika.

Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reiſende durch das Hochland in Oeſterreich ob der Enns, Salzburg, Gaſtein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steiermark. Mit 1 Karte und Anſichten. gr. 8. München bei Fleiſchmann.

In Futteral 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

---

[354] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſchlands Ehrentempel.

Eine geordnete und mit Anmerkungen begleitete Auswahl der vorzüglichſten ältern und neuern Gedichte, welche das deutſche Land und das deutſche Volk verherrlichen, von

Dr. J. B. Kröger,

Katechet am Waiſenhauſe in Hamburg.

1r Theil (Das Deutſche Land.)

gr. 8. Altona, J. F. Hammerich. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

In dieſer ausgezeichneten und in ihrer Art neuen Sammlung vereinigt der Verfaſſer dichteriſche Darſtellungen der vorzüglichſten Gegenden Deutſchlands, der weltbürgerlichen Thaten und Schickſale unſers Volkes, ſeiner Sitten und Tugenden und ſeiner Verdienſte um Kunſt und Wiſſenſchaft, wie ſie von den ältern bis auf die neueſten Zeiten in unſerer Sprache und deren beſondern Mundarten erſchienen ſind, und begleitet ſie mit erläuternden Anmerkungen und verbindenden Uebergängen, um durch dieſe Geiſt und Herz, Gedächtniß und Phantaſie gleich ſtark anregenden Schilderungen einen vaterländiſchen Sinn bei Jung und Alt zu erzeugen, der nicht mehr blos das Fremde liebt und lobt, ſondern voll edlen Selbſtgefühls ſein Vaterland liebt, ſeines Volkes Werth und Würde anerkennt und deſſen Ehre und Wohlfahrt mit allen Kräften zu befördern ſtrebt, und um dadurch

Digitized by Google

zugleich ein Handbuch der deutſchen Dichtkunſt und Sprache zu geben, den Reichthum und Bildungsgang derſelben zu bezeichnen.

Schon dieſer erſte Theil, welcher über 250 dichteriſche Beſchreibungen der vorzüglichſten Gegenden Deutſchlands und mit denſelben manches intereſſante Naturgemälde liefert, beweiſet, wie ſehr es dem der pädagogiſchen Welt rühmlichſt bekannten Verfaſſer gelungen iſt, ſeine Aufgabe zu löſen, dem Alter eine würdige Geiſtesnahrung und der Jugend einen lehrreichen Stoff bei'm geſchichtlichen, geographiſchen und ſprachlichen Unterricht darzureichen. Die Verlagshandlung überreicht das Werk in einer geſchmackvollen Ausſtattung allen Freunden des Vaterlandes, und wird nach Beendigung des Ganzen (2 Bände) einen Auszug für Schulen folgen laſſen.

---

[332] Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Erzählungen
in
humoriſtiſchen Skizzen und Bildern
von
Th. von Kobbe.

kl. 8. Preis 1 Rthlr. 3 gGr.

Wir verdanken wieder durch dieſe neue Arbeit der geiſtreichen Feder des Herrn Verfaſſers vorſtehende ſehr intereſſante Erzählungen in humoriſtiſchen Skizzen, welche gewiß allenthalben mit großem Vergnügen geleſen werden, beſonders aber zeichnet ſich die darin enthatene Erzählung: die „ſilberne Hochzeit" aus. Wer heitere Lektüre liebt, wird dieſes Buch freundlich willkommen heißen. Druck und Papier ſind ausgezeichnet und der Preis geringe.

---

[366] **Volksschrift.**

Im Induſtrie-Comptoir zu Leipzig iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

DAS HELLER-MAGAZIN
zur
Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe,

beſorgt von einer Geſellſchaft Gelehrter.

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groſchen vierteljähriger Vorausbezahlung.

(Motto: Allgemeine Verſtändlichkeit, Unterhaltung, Belehrung.)

Das von Tag zu Tag allgemeiner werdende Streben aller Volksklaſſen nach nützlichen Kenntniſſen und durch ſie nach höherer Ausbildung iſt die Veranlaſſung des Entſtehens der Pfennigblätter, welche, ihrer Benennung entſprechend, dieſes Streben auf's Vollkommenſte mit äußerſt geringen Koſten von Seiten der Käufer befriedigen. England und Frankreich ſind in dieſer Beziehung Deutſchland vorausgeſchritten, welches bis jetzt nur eine Unternehmung der Art beſaß.

Das in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinende Ausland, Nummer 223, von dieſem Jahre ſagt:

„Von den Pfennigblättern, die gegenwärtig in England ſo ſehr im Schwunge ſind, haben drei allein wöchentlich eine Auflage von 350.000 Blättern. Das „Edinbourgh-Review" bemerkt in ſeinem neueſten Hefte über dieſe Pfennigſchriften, jeder Menſchenfreund müſſe ſich über den glücklichen Gedanken freuen, Aufklärung und gemeinnützige Kenntniſſe auf ſo wohlfeile Art bis in die unterſte und ärmſte Volksklaſſe verbreitet zu ſehen. Mittelſt einer unmerklichen Ausgabe kann auch die unbemittelteſte Familie einen Band von 500 — 600 Seiten an ſich bringen, der voll nützlicher und merkwürdiger Mittheilungen und mit 300 trefflichen Holzſchnitten oder Kupferſtichen geziert iſt."

Man mag daraus ſehen, wie ſehr der Gedanke ſolcher Volksblätter angeſprochen hat und bewährt gefunden worden iſt.

Alles dieſe erwägend, getrieben durch unſern Beruf, und täglich aufgefordert durch einen beträchtlichen Schatz an höchſt intereſſanten, aus allen Sphären des menſchlichen Wiſſens entlehnten Gegenſtänden, die wir ſchon ſeit längerer Zeit für ähnliche Zwecke aufſammelten, begründeten wir dieſe neue Zeitſchrift,

welche das ganze Univerſum, ſo weit als es dem menſchlichen Geiſte zugängig iſt, zur zuleitenden Quelle haben, zugleich aber aus dieſer unverſiegbaren Quelle ſtets nur das Anziehendſte, Belehrendſte und Nützlichſte ſchöpfen, und dem Leſer ſowohl die aufgeſpeicherten Vorräthe vergangener Jahrhunderte erſchließen, als auch die ſich ewig erneuende und die Keime der Zukunft in ihrem fruchtbaen Schooße tragende Gegenwart anſchaulich und faßlich vorführen wird.

Wir werden in Auswahl der Gegenſtände zu gedachtem Behufe ganz beſonders beſtrebt ſeyn, jedes Zuſammentreffen mit ähnlichen in Deutſchland erſcheinenden Zeitſchriften zu vermeiden, jedoch durch Mannigfaltigkeit, Neuheit und Eleganz mit ihnen zu wetteifern.

Politik und Angelegenheiten der Kirche ſind aus unſerer Zeitſchrift ausgeſchloſſen.

Bedingungen.

Der Preis des Heller-Magazins iſt von der Verlagshandlung, den angenommenen Titel rechtfertigend,

unerhört billig

und viel wohlfeiler als jedes ähnliche Unternehmen, für den Jahrgang von 52 Wochenlieferungen mit wenigſtens 200 Abbildungen auf 1⅓ **Thlr.** feſtgeſetzt worden.

Es wird jedesmal nur der Betrag von einem Vierteljahr bei Empfang der betreffenden erſten Wochenlieferung mit 8 **Groschen** entrichtet.

Wir werden für Text und Abbildungen große Sorge tragen und namentlich die Letztern unübertrefflich ſchön und deutlich liefern. Die größere Theilnahme, welche wir für unſere Unternehmung erbitten und erwarten, wird durch die fortdauernde Steigerung unſerer Anſtrengung vergolten werden.

In den vier erſten Nummern ſind abgebildet: der Porzellan-Thurm unweit Nanking. Der wunderbare vegetab. Fliegenfänger. Verbrennung einer indiſchen Wittwe. Ein Dampfwagen. Der Banian-Baum. — Mehrere Luftſchiffe. Haus Sr. M. des Königs von Preußen. — Der Flamingo. — Don Miguel. — Eine Waſſerhoſe. — Der Straßburger Münſter. — Der Hundesbay. — Chaſſé's zerſchoſſenes Haus. — Bildhaueratelier. — Heerde Strauße und wilde Pferde. — Chineſiſches Schiff. —

Digitized by Google

Dieſe Zeitſchrift erſcheint von jetzt an regelmäßig an jedem Sonnabend und unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Poſtämter nehmen Beſtellungen an.

Leipzig, im Oktober 1833.

Induſtrie-Comptoir. (Baumgärtner.)

[349] **Verlags-Anzeige.**

In meinem Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines deutsches Conversations-Lexicon für die Gebildeten eines jeden Standes, mit den gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache, nebſt der deutſchen Ausſprache der Fremdwörter, in X. Bänden. Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter.

1 Heft, 1 — 14 Bogen, Subſkriptionspreis
auf weißes Druckpapier 9 Groſchen
„ fein Schreibpapier 12 „
„ extra fein Velinpapier 20 „

Ich enthalte mich aller Lobſprüche und erlaube mir nur auf dieſes nun erſchienene erſte Heft, was wohl am beſten den innern Werth und Nützlichkeit dieſes Werkes beurkunden wird, und die demſelben beigefügte Vorrede aufmerkſam zu machen.

Herrmann Reichenbach.

[348] Bei Wilh. Schüppel in Berlin ſind kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Francke, K. L., Zeichnenlehrer am Königl. Seminar, Methodiſche Anleitung für den Unterricht im Zeichnen, zum Gebrauch in Elementarſchulen und höheren Bildungsanſtalten; auch zum Selbſtunterricht in den Anfangsgründen des perſpektiviſchen Zeichnens. Nebſt einem Vorworte v. Dr. F. A. W. Dieſterweg, gr. 8. Mit 12 Kupfert. 1 Rthlr.

Heinemann, M., der Kaufmann als Banquier, oder theoretiſch-praktiſcher Unterricht in den Geſammtwiſſenſchaften des Banquier-Geſchäfts. Zum Selbſtunterricht für Handlungsbefliſſene, und als Comtor-Handbuch zum praktiſchen Gebrauch für Kaufleute, Banquiers, Geldwechsler, Courtiers, Handlungs- und Meßreiſende, ſo wie für gebildete Geſchäftsmänner überhaupt. gr. 8. Geheftet 2¼ Rthlr.

Rambohr, Dr. K. A., Oberamtmann ꝛc. die einträglichſte und einfachſte Art der Bienenzucht. Durch vergleichende Verſuche ermittelt und mit Beiſpielen belegt. gr. 8. Geheftet 10 gGr.

Sachs, S., Königl. Regierungs-Bauinſpektor, Allgemeiner Bau-Tarif, oder genaue Angabe der Preiſe aller Bauarbeiten und Materialien, welche ſowohl bei Neubauten als Reparaturen am gewöhnlichſten vorkommen. In Beziehung auf das vom Verfaſſer herausgegebene Baurecht. Für Baumeiſter, Juriſten, Polizeibeamte und Grundbeſitzer. 4. Geheftet 16 gGr.

[347] **Berliner Don Quixote.**

Dies, in den geachtetſten deutſchen und mehreren franzöſiſchen Zeitſchriften höchſt vortheilhaft erwähnte Journal wird auch fernerhin von dem als witziger Schriftſteller rühmlich bekannten Glaßbrenner redigirt werden. Es erſcheint wöchentlich einmal und bringt in jedem Quartal 3 Bildniſſe berühmter Männer gratis. Man pränumerirt in jeder ſoliden Buchhandlung und bei allen hochlöblichen Poſtämtern mit 1¼ Rthlr. Preuß. Cour. vierteljährlich incl. Porto.

Berlin im September 1833.

Bechthold und Hartje.

[252] **Panorama von Ofen und Peſth.**

Im Verlage des Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Panorama
von
Ofen und Peſth.
oder
Charakter- und Sittengemälde der beiden Hauptſtädte Ungarns.
Aufgenommen nach eigener Beſchauung.
von
Spiritus asper und Spiritus lenis.

17 Bogen in farbigem Umſchlage. broch. Ladenpreis: 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 40 kr. Rheinl.

Dieſes neueſte Erzeugniß der humoriſtiſchen Reiſeliteratur bildet einen Pendant zu Ellrich's „Ungarn, wie ſie ſind“, in welchem Werke der Hauptſtadt dieſes merkwürdigen Reiches nur mit wenigen Zeilen gedacht worden.

Inhalt: Panoramatiſcher Ueberblick der beiden Nachbarſtädte. — Anſicht der Umgegend vom Ofner Feſtungswalle. — Die Schiffbrücke. — Mineralbäder. — Kaffeehäuſer. — Schauſpielhäuſer. — Tanzſäle. — Caſino. — Schutzrede auf das ſchlechte Straßenpflaſter und die noch ſchlechtere Straßenbeleuchtung. — Ideen zu einer Phyſiognomik der Schnurrbärte. — Adel. — Geiſtlichkeit. — Militair. — Beamten. — Gelehrte. — Leihbibliotheken. — Handelsſtand. — Ungariſche Kleiderkünſtler und Czismenmacher. — Barbiere. — Speiſewirthe. — Luſtdirnen. — Schauſpieler. — Juden. — Fiaker und Landkutſcher. — Juraten. — Zigeuner. — Bettler. — Meſſen- und Wochenmärkte. — Volks- und Kirchenfeſte. — Literatur. — Ungarns gelehrte Geſellſchaften. — Journaliſtik. — Schulweſen. — Von den Freiheitsbegriffen der Ungarn.

C. H. F. Hartmann.

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Commedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il Filippo, Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 31.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[327] **Die Werke des Freiherrn von Malchus.**

Im Verlag der Unterzeichneten ſind erſchienen und von allen Buchhandlungen zu beziehen:

Statiſtik und Staatenkunde.

Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa

von

A. Freiherrn v. Malchus.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr.

H a n d b u c h

der

Finanzwiſſenſchaft und Finanzverwaltung

von

demſelben Verfaſſer.

2 Theile. gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[378] **N e u e M u s i k a l i e n,**

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Adam, Melange aus Aubers Oper: der Schwur o. d. Falschmünzer f. Pfte. Op. 81. 1 fl. 12 kr.
— — Melange aus Herolds Zweikampf f. Pfte. Op. 83. 1 fl. 21 kr.
Auber, Ouvert. f. gr. Orchester a. d. Falschmünzer. 6 fl. 36 kr.
— — Dieselbe Ouvert. f. 8stimmige Harmonie oder Militär-Musik von Berr arrg. 4 fl. 48 kr.
— — Ouvert. a. d. Falschmünzer f. Pfte. 4händig arrg. 1 fl. 12 kr.
— — Ouvert. a. d. Maskenball od. Gustav f. Pfte. 4händig arrg. 1 fl. 12 kr.
Beauplan, „Constance" „Romance" franz. u. deutsch mit Pfte. od. Guit. Begl. Nr. 308. 18 kr.
— — „Sorrente" Barcarole. Ebenso. „ 309. 18 kr.
— — Tyrolienne. Ebenso. „ 310. 18 kr.
— — „Les cloches du soir." 2stimmiges Notturno. Ebenso. Nr. 311. 18 kr.
Duvernoy, Pantas. f. Pfte. üb. e. Rondo a. d. Zweikampf. Op. 56. 1 fl. 12 kr.
Foreith, 5te Auswahl von Stücken a. d. Liebestrank u. Zampa f. eine Flöte arrg. 21 kr.
Herold, Das Heilmittel. Klav.-Auszug. 7 fl. 12 kr.
— — Ouvert. daraus f. gr. Orchester. 3 fl. 36 kr.
— — Dieselbe Ouvert. f. 9- od. 11stimmige Harmonie. 4 fl. 3 kr.
— — Ouvert. a. d. Zweikampf. Ebenso. 3 fl. 36 kr.
— — Dieselbe Ouvert. f. gr. Orchester. 4 fl. 3 kr.
Herold, Ouvert. a. d. Zweikampf f. Pfte. zu 4 Hände arrg. 1 fl. 12 kr.
Karr, Pantas. f. Pfte. üb. e. Terzett a. d. Zweikampf. Op. 246. 1 fl.
Kreuzer, 12 Gedichte von Peppert f. 4 Männerstimmen. 2s Heft. 1 fl. 30 kr.
Marsch f. Pfte. (Alpensänger). Nr. 28. 8 kr.
— — — Double Marsch d. Prinzen von Nassau. Nr. 29. 8 kr.
Mazas, 12 kleine, fortschreitende Duos f. 2 Violinen. Op. 38. Liv. 1. 2 fl. 6 kr.
— — Ebenso. „ 2. 2 fl. 6 kr.
— — 6 fortschreitende Duos f. 2 Violinen. Op. 39. Liv. 1. 2 fl. 6 kr.
— — Ebenso. „ 2. 2 fl. 6 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Commedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il Filippo, Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

---

[351] **Für das deutſche Leſepublikum.**

Von dem ſeit vier Jahren rühmlich beſtehenden äſthetiſchen Journale:

Unſer Planet.

Blätter für Unterhaltung, Zeitgeſchichte, Literatur, Kunſt und Theater.

erſcheinen unter Redaktion des Dr. Ed. Bönicke und unter Mitwirkung mehrerer der geachtetſten Schriftſteller Deutſchlands wöchentlich regelmäßig ſechs Nummern — vier derſelben ſind der Unterhaltung, eine der Literatur und eine dem Theater beſtimmt. — Der Jahrgang koſtet 10 Thlr. und es iſt das Journal durch alle löblichen Poſtämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, ohne Preiserhöhung, zu beziehen.

Wer von dem deutſchen Leſepublikum ſeine Aufmerkſamkeit noch nicht auf den „Planeten" gerichtet und deſſen fortwährendes, immer geſteigertes Beſtreben, ſich den geachtetſten Inſtituten ſeiner Art würdig an die Seite zu ſtellen, noch nicht erkannt hat, der möge ſich durch

Digitized by Google

die in dieſem Jahre erſchienenen Monatslieferungen davon überzeugen. Wie aber Redakteur und Mitarbeiter befliſſen ſind, durch Mittheilung zeitgemäßer und freiſinniger Beiträge das allgemeine deutſche Intereſſe für ihre Zeitſchrift zu gewinnen, da werden beiſpielsweiſe am Beſten unter Anderem die in den neueſten Blättern enthaltenen

„Original-Memoiren des expatriirten ſchwediſchen Barons von Vegeſack"

bezeugen, da ſie auf das Ueberraſchendſte in die Politik früherer und neueſter Zeiten eingreifen, ſo wie die befriedigendſten Aufſchlüſſe über die bekannte Verſchwörung mittheilen, in welcher der Verfaſſer als Angeklagter eine Hauptrolle geſpielt hat.

In Bezug auf dieſe „Original-Memoiren des Herrn v. Vegeſack" bringe ich zugleich nachſtehendes, in meinem Verlage vor Kurzem erſchienenes Werk zur Anzeige, weil es die Totalüberſicht über eine der merkwürdigſten Begebenheiten der neueſten Zeit vollendet. Es heißt:

Authentiſche Nachrichten über die am 4. Oktober 1832 in Stockholm wegen Hochverraths zur Verantwortung gezogenen ſchwediſchen Barone, Major Johann Friedrich Ernſt v. Vegeſack und Major Guſtav v. Düben, die Unterſuchung des königl. Hofgerichtes zu Stockholm und das von Seiten des dienſtthuenden Fiskals Pfeffer über dieſelbe ausgeſprochenen Urtheil. Ein genauer Auszug aus dem bei dieſer Gelegenheit geführten Protokolle des ſchwediſchen Kriminalgerichts. gr. 8. 1833. broch. 18 Gr.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

---

[361] So eben iſt bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die gewaltſame Brandſtiftung
von
Uſter

am 22. November 1832. Nach den Kriminalakten bearbeitet von Dr. F. L. Keller; mit einem lithogr. Plan der Brandſtätte. gr. 8. br. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 fl.

---

[367] In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet worden:

Oekonomiſche und phyſikaliſche Beleuchtung der wichtigſten Feldbau- oder Wirthſchaftsſyſteme Europas, und ihrer Anwendbarkeit zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft in Deutſchland und Preußen. Von W. A. Kreiſſig, einem oſtpreuſſiſchen Landwirthe und Ehrenmitgliede der königl. preußiſchen märkiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam, der ökonomiſchen Geſellſchaft des Königreichs Sachſen zu Dresden, ſo wie des großh. mecklenburgiſchen patriotiſchen Vereins zu Roſtock. 23 Bogen in gr. 8. auf f. Velinp. Preis 2 Thlr.

Eine genaue Bekanntſchaft der Wirthſchaftsſyſteme und ihrer Ertragsverſchiedenheiten muß jedem vorwärtsſtrebenden Landwirthe vom höchſten Intereſſe ſeyn. Obſchon das engliſche Fruchtwechſelſyſtem von Vielen für das erſprießlichſte angeſehen wird, ſo ſind doch auch Viele nicht damit einverſtanden, daß dieſe Form des Feldbaues unbedingt die beſte ſey, wie denn auch andere Wirthſchaftsarten eben ſo günſtige Reſultate gegeben haben. Gedeihlicher Pflanzenbau und glückliche Viehzucht auf die ſicherſte und wohlfeilſte Weiſe iſt die Looſung, und ein Syſtem, was nach Art und Umſtänden dieſe Zwecke erreichen läßt, wird als das beſte anzuſehen ſeyn. Die Feſtſtellung eines einträglichen Syſtems nach Art und Umſtänden, die ſtets verſchieden ſind, wird jedem Landwirth aus dieſer gründlichen Zuſammenſtellung, durch welche der Verfaſſer ſich gewiß große Verdienſte um die deutſche Landwirthſchaft erwarb, nunmehr ſehr erleichtert werden.

Dieſe Schrift iſt übrigens vom Standpunkt des neueſten landwirthſchaftlichen Wiſſens aufgefaßt.

BIBLIOTHECA HOMOEOPATHICA

oder Verzeichniß aller bis zur Mitte des Jahres 1833 erſchienenen Werke und Schriften über Homöopathie. Nach den Namen der Verfaſſer alphabetiſch geordnet. 8. broch. 4 Gr.

AVLI PERSII FLACCI
SATIRA PRIMA

edita et castigata ad XXX editiones antiquissimas a *Ferdinando Hauthal*. in 8. auf Velinpap. Preis 10 Gr.

M. TULLI CICERONIS LAELIUS

sive de amicitia dialogus. Ex recensione *Reinholdi Klotz*. in 12. auf Velinp. Preis 6 Gr.

Bei dieſer Schulausgabe, welche eine ganz neue Textrecenſion gibt, werden bei Parthien große Begünſtigungen im Preiſe bewilligt.

Kritiſche Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, in Verbindung mit mehreren Forſtmännern und Gelehrten herausgegeben von Dr. W. Pfeil, königl. preuß. Ober-Forſtrathe und Profeſſor. Siebenter Band. Erſtes Heft. in 8. auf Velinpapier. Preis 1 Thlr.

Inhalt: Recenſionen. — Abhandlungen. — Ueber die Verwechſelung des Betriebsalter und des Umtriebsalter. — Inſektenſachen. — Oertliche Reiſebemerkungen, geſammelt auf einer Harzreiſe. — Nachweiſung der in verſchiedenen Schriften aufgeführten großen Waldbäume. — Skizze der Forſtgeſchichte des preußiſchen Staats bis zum Jahre 1806.

---

[371] Bei dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. C. Genslers, weil. Professor der Rechte in Heidelberg, Rechtsfälle für die Civilproceſs-Praxis. Zweite, durchaus verbesserte und mit den wesentlichsten Erläuterungs-Formularen vervollständigte Ausgabe von Professor Dr. C. E. Morstadt. gr. 8. 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.

Grundzüge der Oryktognosie. Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders auch in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium. Von

Digitized by Google

Karl Cäsar v. Leonhard, Geh. Rathe und Professor an der Universität zu Heidelberg Mit 9 lithographirten Tafeln. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Aufl gr. 8. Auch unter dem Titel:

Naturgeschichte des Mineralreichs. Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium. Erste Abtheilung. Zweite vermehrte und verb. Aufl. 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr. 12 Gr. (Die früher erschienene zweite Abtheilung enthält die Grundzüge der Geognosie etc. und ist durch alle Buchhandlungen für 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr. zu beziehen.)

Heidelberg, im Okt. 1833.

J. Engelmann.

---

[370] Die Liebesgeſchichten. Germanos.

Es ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Novellen von Posgaru.

Zweite verbeſſerte Auflage.

3 Bändchen. Mit 3 Stahlſtichen.

1s, 2s Bändchen: Die Liebesgeſchichten. 2 Theile. 2te verbeſſerte Auflage. 3s Bändchen: Germanos. 2te verbeſſerte Auflage. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Freunde eleganter Ausgaben machen wir auf obige ſo eben erſchienene 2te verbeſſerte Auflage der trefflichen Novellen von Posgaru aufmerkſam. Druck und Papier laſſen nichts zu wünſchen übrig. Die ſchönen, in Stahl geſtochenen Titelzeichnungen ſind von Ferdinand Koska, einem jungen talentvollen Künſtler in Breslau, eben ſo ſinn- als geiſtreich komponirt. Zu Feſttagsgeſchenken für beide Geſchlechter werden dieſe Novellen, welche die Kritik den beſten in der deutſchen Literatur längſt angereiht hat, gewiß überall willkommen ſeyn. Im Preiſe iſt dieſe ſo ſchön ausgeſtattete und bogenreichere zweite Auflage nicht erhöht worden.

Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau.

---

[376] Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Guſtafsſon, Oberſt (ehemaliger König von Schweden), Ueber die unbeſchränkte Preßfreiheit. 8. geh. 6 gGr. oder 7½ Sgr.

— — Nouvelles Considérations sur la Liberté illimitée de la Presse, fondées sur le Mémorial du Colonel Gustafsson, développées par lui-même. 8. eleg. geh. Preis 6 gGr. oder 7½ Sgr.

Inländiſche Giftpflanzen mit illuminirten Abbildungen. 1s und 2s Heft. Quer-Folio. geh. 12 gGr. od. 15 Sgr.

Kinder-Bibliothek, neue Rheiniſche, oder moraliſche Erzählungen zur Veredlung des Herzens. Geſammelt von einem katholiſchen Geiſtlichen (Prof. Ch. Quix). 2s Bändchen. 16. Mit einer lithographirten Tafel. Gebunden 6 gGr. oder 7½ Sgr. (Erſtes Bändchen hat gleichen Preis.)

Königs, J. J., Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht. Erſtes Bändchen. Vier Geſänge. gr. 8. geh. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Wagner, J., der Jugend Morgentöne, oder 60 leichte Choral-Lieder mit Orgelbegleitung, zum Gebrauche für Schüler der höhern und niedern Klaſſen der Elementarſchulen beim täglichen Gottesdienſte. Die Orgelbegleitung. gr. 8. geh. 10 gGr. oder 12½ Sgr. Die Singſtimme. 4. 12 gGr. oder 15 Sgr.

---

[410] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, iſt ganz neu erſchienen:

Almanach dramatiſcher Spiele

für das Jahr 1834

von Lembert.

Enthält: Der Mann meiner Frau, Luſtſpiel in drei Aufzügen. — Die unbeſiegbare Leidenſchaft, Luſtſpiel in zwei Aufzügen. — Die Untröſtlichen, Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Taſchenformat, eleg. geb. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 fl. 24 kr. rh.

Der glänzende Erfolg, deſſen ſich die beiden Luſtſpiele, der Mann meiner Frau, und die Untröſtlichen, bei der Darſtellung auf dem k. k. Hofburgtheater und auf andern Bühnen zu erfreuen hatten, läßt hoffen, daß das Erſcheinen dieſes Almanachs der Leſewelt und den Bühnen-Direktionen gleich willkommen ſeyn dürfte.

---

[374] Bei den Unterzeichneten erſchien ſo eben:

Odeum,

eine Auswahl von ernſten und launigen Gedichten, welche ſich zum mündlichen Vortrage in geſelligen Kreiſen eignen. Geſammelt und herausgegeben von Alexander Cosmar. Fünftes Bändchen. Preis geh. ½ Rthlr.

Cosmar und Krauſe in Berlin.

---

[377] So eben iſt erſchienen:

Schmitthenner, (O. St. R. Dr. Fr.), Beiträge zur deutſchen Philologie und Geſchichte. Erſter Band, deutſche Etymologie. 1ſte Abtheilung. gr. 8. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Darmſtadt.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung.

---

[335] Allgemeine Militärzeitung,

herausgegeben

von

einer Geſellſchaft deutſcher Offiziere und Militärbeamten.

Die Allgemeine Militärzeitung, welche ſeit dem 1. Juli 1826 erſcheint, hat die Beſtimmung, die neueſten Einrichtungen und Verfügungen bei den Armeen und Truppenkorps aller Staaten, und die neuen Erſcheinungen in der militäriſchen Welt überhaupt, ſchnell und mit möglichſter Vollſtändigkeit zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Ihr Streben geht dahin, die verſchiedenen Armeen (beſonders die einzelnen Abtheilungen des deutſchen Bundesheeres) mit einander näher bekannt zu machen, was früher nur ſehr unvollkommen und nur durch koſtbare, den Meiſten unzugängliche Hülfsmittel geſchehen konnte. — das Gute und Nachahmungswerthe, was bei den einzelnen Heeren und Heeresabtheilungen beſteht, und neu eingeführt wird, ſchnell zum Gemeingut aller Heere zu machen, — ein Repertorium für die militäriſchen Erfahrungen darzubieten, und den wiſſenſchaft-

Digitized by Google

lichen Sinn in den verſchiedenen Militärkorps noch mehr anzuregen.

Der Preis eines Semeſters iſt gegen Vorausbezahlung 4 fl. oder 2½ Thlr. Es nehmen ſowohl alle löbl. Poſtämter ſo wie alle gute Buchhandlungen Beſtellungen an.

Von dem erſten Jahrgang (1826) ſind keine vollſtändigen Exemplare mehr vorhanden.

Wer ein vollſtändiges Exemplar der Jahrgänge 1827 bis 1832 nimmt; erhält ſolches um die Hälfte des Preiſes, nämlich zu 24 fl. oder 14 Thlr.

Darmſtadt, im Sept. 1833.

C. W. Leske.

---

[312] Für Tiſchler, Zimmerleute ꝛc.

Bei G. Baſſe iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mylius's praktiſcher Unterricht im
Treppenbau.

Oder Anweiſung, alle Arten geſchmackvoller, eleganter hölzerner Wendel- und gebrochener Treppen nebſt Gebäuden, ſo wie ſteinerne und eiſerne Haupt- und ſich ſelbſt tragende Treppen, nach den einfachſten und genaueſten Berechnungen zu konſtruiren. Für Bautiſchler, Zimmerleute und Maurer. Mit 5 Foliotafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Auch im Treppenbau hat die neueſte Zeit bedeutende Verbeſſerungen geſchaffen; die alten, fehlerhaft und geſchmacklos konſtruirten Treppen müſſen überall kunſtgerechten und geſchmackvollen weichen. Unter den vorhandenen Schriften über dieſen Gegenſtand darf die gegenwärtige mit vollem Rechte empfohlen werden, da ſie auf rein praktiſche Grundſätze begründet iſt und der Vortrag überall durch ſchöne, richtige Abbildungen in das klarſte Licht geſezt wird.

---

[106] Literariſche Anzeige für alle Forſtmänner, für das geſammte forſtwiſſenſchaftliche Publikum und alle Liebhaber der Botanik und Kräuterkunde.

Von der allgemein beliebten und in 4 ſtarken Auflagen überall verbreiteten Forſtbotanik von J. M. Bechſtein iſt in unſerm Verlage der 2te Band, die Forſtkräuterkunde oder Naturgeſchichte der Forſtkräuter enthaltend, erſchienen. Der gewiß ungemein billige Preis dieſes Werkes, aus 130 enggedruckten Bogen beſtehend, beträgt 5 Rthlr. und iſt daſſelbe dafür durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Gotha, den 1. Sept. 1833.

Henningsſche Buchhandlung.

---

[337] In der v. Jeniſch und Stage'ſchen Buchhandlung in Augsburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretiſch-praktiſche Anleitung zum Lottoſpiele, für Extrakt- und Lottoſpieler. Folio mit 10 Tabellen. geh. 45 kr.

In dieſer, vor allen bisher erſchienenen Werken dieſer Art, durch eine entſchiedene Neuheit ſich auszeichnenden Anleitung wird dargethan, daß durch ein gutgewähltes Spiel und beſonders durch mäßige Progreſſion ein zuverläßiger Gewinn möglich gemacht wird, was von Perſonen bewieſen werden kann, die dies Syſtem befolgten und nach einem jährlichen Durchſchnitte fünf und zwanzig Procente gewonnen haben.

Baur, Sam., Reiſen in alle Welttheile. Belehrend und unterhaltend für Jung und Alt. 2 Thle. 8. 3 fl. 36 kr.

Die Eleganz der Sprache und die Trefflichkeit der Schilderungen des berühmten Verfaſſers iſt zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, zur Empfehlung dieſes Werkes mehr zu ſagen, als daß es keinem ſeiner frühern nachſteht, die meiſten aber wohl übertreffen möchte.

Baur, Sam., hiſtoriſche Memorabilien, Kurioſitäten und Raritäten aus alter und neuer Zeit. Ein belehrendes und unterhaltendes Leſebuch für alle Stände. 2te vermehrte Auflage. 2 Thle. 8. geh. 5 fl. 36 kr.

Der Verfaſſer glaubte dem Publikum nicht beſſer für den außerordentlichen Beifall, den dieſes Werk fand, danken zu können, als durch Vermehrung dieſer neuen Auflage mit einem neuen Fache.

Rebau, Heinr., Jugendbibliothek, zur Bildung des Geiſtes und Herzens. 4ter Band, mit 1 Kupfer. 8. geh. 40 kr.

Die Zweckmäßigkeit und die in der Auswahl beobachtete pädagogiſche Sorgfalt der erſten, nun bereits in zweiter Auflage erſchienenen Bände wurde bereits von dem K. Würtembergiſchen Konſiſtorium ehrend anerkannt; auch von der evangeliſchen Kirchenſektion des Großherzogthums Baden das ganze Werk der Jugend und ihren Lehrern durch ſämmtliche Dekanate des Landes beſtens empfohlen. Eben ſo günſtig ſprechen ſich öffentliche Blätter über das Unternehmen aus. Die folgenden Bände werden raſch auf einander folgen.

Krämer, G. v., neueſte Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der intereſſanteſten Novellen, Erzählungen, Kriminalgeſchichten ꝛc. der berühmteſten Dichter des In- und Auslandes. 6 Bände. 2te Auflage. geh. 5 fl. 24 kr.

Um auch minder Bemittelten die Anſchaffung dieſes herrlichen Werkes möglich zu machen, haben wir den Preis dieſer neuen Auflage faſt auf die Hälfte des frühern herabgeſezt, was für circa 100 enggedruckte Bogen gewiß beiſpiellos billig iſt.

Unterricht für junge Frauen, um frohe Mütter geſunder Kinder zu werden, und ſelbſt dabei geſund und ſchön zu bleiben. Mit einem Anhange: Gebete für Schwangere. Zweite Auflage. 8. geh. 48 kr.

Geſchichte Napoleons,
zuſammengeſtellt von Mad. L. de Saint-Ouen.

ins Deutſche übergetragen und mit mehrern Aktenſtücken, worunter das merkwürdige 29ſte Bulletin von 1812, Napoleons Teſtament ꝛc. vermehrt. Mit einem Anhange der wichtigſten Lebensmomente Napoleons. Mit dem Bildniſſe des Kaiſers und der Abbildung der neuerrichteten Statue. 12. geh. 1 fl. 12 kr.

Digitized by Google

№ 32.

Intelligenz-Blatt.

1833.

[338] **Peſtalozzi's**

ſämmtliche Schriften,

in 15 Bänden,

und deſſen

Lienhard und Gertrud,

ein Buch für das Volk.

4 Theile, in wohlfeilen Ausgaben.

Um dem bei Herren Meyer und Zuberbühler in Trogen erſchienenen Nachdruck von Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud entgegen zu wirken, hat ſich die unterzeichnete Verlagshandlung, einzig rechtmäßige Verlegerin dieſes Buchs und der ſämmtlichen Schriften des verewigten Verfaſſers, entſchloſſen, den Preis dieſes werthvollen Volksbuchs auf den des Nachdrucks, nämlich auf 2 fl. rhein., herabzuſetzen, obgleich ihre Original-Ausgabe ganz vollſtändig (was der Nachdruck nicht iſt) und in der Bogenzahl mehr als ein Alphabet ſtärker iſt als der Nachdruck.

Eben ſo ſetzen wir

Peſtalozzi's ſämmtliche Schriften in 15 Bänden,

bisheriger Preis 28 fl. 6 kr.,

auf den Preis von 15 fl. auf unbeſtimmte Zeit herab, damit auch Minderbegüterte in den Stand geſetzt ſind, dieſe ſchöne Sammlung volksthümlicher Schriften kaufen zu können.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz, vorzüglich aber Herr Sauerländer in Aarau, nehmen Beſtellungen darauf an.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[411] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, ſind ſo eben erſchienen:

März-Veilchen.

Eine Sammlung von Novellen

von Emmy......

Als Denkmal ihren Manen geſtiftet.

gr. 8. Velinpapier in elegantem Umſchlage geheftet.

1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die beifällige Aufnahme, deren ſich der Verfaſſerin poetiſche Aufſätze während ihres Lebens zu erfreuen hatten, dürften die Erſcheinung ihres Nachlaſſes um ſo intereſſanter machen, als nur ein ſehr geringer Theil ihrer Arbeiten dem Publikum durch die Preſſe bekannt geworden, und ſelbſt vorerwähnter Band nur ihre Erzählungen erſt enthält, während ein reichlicher Vorrath an lyriſchen Gedichten und ein äußerſt innig geflochtener Kranz von Charaden hinlänglichen Stoff zur ſpätern Erſcheinung des lyriſchen Theils gibt. Der hiermit angekündigte Band enthält 10 Novellen unter folgenden Titeln: Kränzel Märtchen. — Rache und Sühnung. — Leben für Leben. — Heldenmuth aus Liebe. — Die Burgruinen. — Künſtlerliebe. — Arm-Trudchen. — Das weiße Röslein. — Die Wiedergefundene und der Nixenborn.

Es wird dem Leſer in denſelben das poetiſche Verdienſt der zu früh verblichenen Dichterin ſich auf die befriedigendſte Weiſe beurkunden, indem ſowohl Reichthum der Fantaſie, als eine gewählte bilderreiche Sprache und eine blumig-zart-poetiſche Verſifikation durchgehends Hand in Hand gehen mit dem intereſſanten Inhalte derſelben.

---

[408] Nachſtehende im Laufe dieſes Jahres erſchienene, als ſehr zweckmäßig brauchbare Schulbücher allgemein anerkannte, Werke ſind allen Schulmännern, Direktoren und dem geſammten philologiſchen Publikum mit Recht zu empfehlen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sophoclis Oedipus coloneus recensuit commentariis instruxit Ed. Wunder 8. maj. Ladenpreis 20 Gr.

Homeri Ilias recensuit et commentariis instruxit Francis. Spitzner, Saxo. Vol. I. Sect. 1 et 2. 8 maj. Ladenpreis 1 Rthlr. 21 Gr.

Platonis opera omnia recensuit et commentariis instruxit H. Stattbaum. Vol. IV. Sect. 1. Phaedrum. 8. maj. Ladenpreis 20 Gr.

Ejusdem operis. Vol. IV. Sect. 2. Menexenum, Lysidem, Hippiam utrumque, Jonem. 8. maj. Ladenpreis 1 Rthlr. 6 Gr.

Aeschyli, Agamemnon recensuit et commentariis instruxit R. H. Vilanson 8. maj. Ladenpreis 1 Rthlr. 20 Gr.

Gräfenhahn, Vorübungen zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Hebräiſche, mit Hinweiſungen auf die Grammatiken von Geſenius und Ewald. gr. 8. Ladenpreis 16 Gr.

Gotha im September 1833.

Hennings'ſche Buchhandlung.

---

[369] In der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung in Leipzig, Peterſtraße Nr. 112, iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet worden:

CORPUS JURIS CIVILIS

ediderunt C. J. Albertus et C. Mauritius fratres Kriegelii. Fasc. VI., Partem septimam Digestorum, sive Libb. XLV—L, nec non Indicem titulorum, Tabulas synopticas duas atque Praemonitorum ad Fasc. V. continuationem continens.

Mit diesem sechsten Fascikel sind die Institutionen und Pandecten dieser Stereotypenausgabe des Corp. juris. civ. geschlossen, so dass das Vorhandene nunmehr als ein in sich abgeschlossenes Ganze gebunden und in separaten Gebrauch genommen werden kann.

Einzel-Preis: die Institutionen und Pandecten 1 Thlr. 18 Gr. — desgl. die Institutionen allein 8 Gr. —

Digitized by Google

Gesammtpreis des vollständigen Corpus juris: 5 Thlr. 12 Gr.

PHYSISCHE GEOGRAPHIE
oder
Darstellung unserer Erde nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und Einrichtung

für Schulen und zum Privat-Gebrauch von Dr. Carl Schmidt. Mit 1 Stahlplatte und 5 illum. Tafeln in Querfolio. in 4to auf Velinp. Preis 16 Gr.

Mit Vermeidung lästiger Ausführlichkeit hat sich der Verfasser bemüht, eine leichte, kurzgefasste, das Nöthigste darstellende Uebersicht von allem Wissenswürdigen, was die natürliche Beschaffenheit unseres Erdkörpers zur Betrachtung darbietet, auf eine allgemeine verständliche Weise mitzutheilen, und auch durch bildliche Darstellungen zu erläutern. Wir verweisen zum Erkenntniss des Werthes dieser Arbeit auf die hierunter abgedruckte Recension, welche desselben Verfassers mathematische Geographie erhielt.

Recenſion aus der Literaturzeitung für Volksſchullehrer 1833. 3s Heft.

Mathematiſche Geographie,

oder Darſtellung unſerer Erde, nach ihrem Stande und Verhältniſſe zu den übrigen Himmelskörpern ꝛc. Mit 6 illum. Kupfern. gr. 4. geh. 16 Gr.

Es iſt uns lange keine Schrift zu Geſichte gekommen, welche wir in jeder Hinſicht der Empfehlung an das pädagogiſche Publikum ſo würdig gefunden hätten, als wie die vorliegende. Sie bietet ein ſo durchaus brauchbares und zweckmäßiges Hülfsmittel für den geographiſchen Unterricht dar, daß wir die Lehrer recht angelegentlich darauf zu verweiſen uns für verbunden halten. Die trefflich illuminirten Kupfer ſind ſehr inſtruktiv.

---

[580] **Literariſche Anzeige.**

für Freunde belletriſtiſcher Schriften, Leihbibliotheken und Leſezirkel.

So eben iſt der erſte Band der in meinem Verlage herauskommenden

Sammlung
hiſtoriſch-romantiſcher
Erzählungen und Geſchichten,
von
F. W. Lips,

erſchienen, und an alle ſolide Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz verſandt worden. — Dieſer erſte Band, 308 Oktavſeiten ſtark, auf milchweißem Papier elegant gedruckt, und dem Inhalte gemäß mit typographiſcher Schönheit würdig ausgeſtattet, enthält: 1) Die Eroberung von Bacharach; 2) der Hageſtolz; 3) Alexius und Irene. Der Inhalt des zweiten Bandes, welcher dem erſten bald nachfolgen wird, beſteht 1) aus Venedigs Patrizier, 2) Huaskar, und 3) die Chriſtfreude. Der Preis eines jeden Bandes iſt 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 fl. 48 kr. Jedes halbe Jahr werden 3 bis 4 Bände, bis zur Vollendung der ganzen Sammlung, welche ſich auf etwa 8 bis 10 Bände beſchränken dürfte, erſcheinen.

Mit dieſer, jedes reine Gemüth ungemein anſprechenden, das Intereſſe des Leſers auf das Höchſte in Spannung erhaltenden Sammlung von Erzählungen, ſowohl hiſtoriſch-romantiſchen als humoriſtiſchen Inhalts, tritt vor das deutſche Publikum anſpruchlos und beſcheiden ein Schriftſteller, deſſen Dichtungen in der deutſchen belletriſtiſchen Literatur Epoche machen werden. Schon ſeit einem Zeitraume von zehn Jahren haben die Erzählungen und hiſtoriſchen Novellen von F. W. Lips, (welche theils unter dieſem Namen, theils unter der Chiffre *** erſchienen), ſich des größten Beifalls des zahlreichen Leſe-Publikums der Didaskalia, in welchem Blatte ſie zuerſt erſchienen, zu erfreuen gehabt. Wir erinnern hier nur noch an folgende: 1. Adolph von Naſſau. 2. Annell. 3. Pugatſcheff. 4. Bruder Ludwig. 5. Quintin. 6. Arnold. 7. Victorins Schickſale. 8. Der erſte Einfall der Mauren in Spanien. 9. Die Verbrecher-Colonie auf Neu-Süd-Wales. 10. Die Rückkehr in das Heimathland. 11. Der Schwede und die Kreuznacherin. 12. Gui de Saint Flour. 13. Poccahontas. 14. Hugo van Geeſt. 15. Der Sizilianer. 16. Armuth und Gottvertrauen. 17. Der Maulſchellen-Segen. 18. l'Entreprise des jours gras ꝛc. ꝛc. Eine reiche Erfindungsgabe, feſte Zeichnung der Charaktere, lebendige Darſtellung und blühender Styl zeichnen die Dichtungen des Verfaſſers ſowohl im Genre der hiſtor. Novelle, als in dem der humoriſtiſchen und gemüthlichen Erzählung aus; aber was wir höher noch ſtellen möchten, iſt die Keuſchheit und Reinheit, das tiefe religiöſe Gefühl, das in dieſen Dichtungen lebt, und ſie auszeichnet vor ſo vielen, die, man ſollte es faſt glauben, nur berechnet zu ſeyn ſcheinen, die Sinnlichkeit zu reizen. Die Journalauflagen dieſer Erzählungen ſind ſämmtlich vergriffen, und es konnte daher den wiederholten Nachfragungen nach denſelben bis jetzt nicht entſprochen werden. Um daher dieſen Nachfragen, ſo wie vielen eingegangenen Aufforderungen zu genügen, hat ſich der Herr Verfaſſer, durch ein Uebereinkommen mit den Verlegern der Didaskalia, Herren Heller und Rohm, entſchloſſen, dieſe Geſammtausgabe ſeiner Erzählungen und Geſchichten zu veranſtalten, und ſolche in würdiger Ausſtattung dem Publikum vorzuführen.

Der Herr Verfaſſer hat ſeine ſämmtlichen Dichtungen einer neuen Ueberarbeitung und Verbeſſerung unterworfen, und mit einer Anzahl noch ungedruckter Arbeiten vermehrt.

Allen Leihbibliotheken, Leſezirkeln und Freunden belletriſtiſcher Literatur empfehle ich daher insbeſondere dieſe Sammlung von Novellen und Erzählungen, da ich einer günſtigen Aufnahme von ihrer Seite nach Durchleſung des erſten Probebandes gewiß bin.

Frankfurt a. M., im Sept. 1833.

J. D. Sauerländer.

---

[404] Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuere Gedichte von Eliſe Sommer, geb. Brandenburg. 8. geheft. 20 gGr.

Auch von den früher erſchienenen Gedichten derſelben Verfaſſerin ſind noch Exemplare durch uns zu beziehen.

Darmann'ſche Buchhandlung in Züllichau.

Digitized by Google

[379] So eben iſt bei mir erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vier

Vierſtimmige Männergeſänge,

componirt, und dem großherzoglich heſſiſchen General-Staatsprokurator
Herrn Dr. Gottfried Weber in Darmſtadt
gewidmet von

S. Mendel.

Muſikdirektor in Bern.

In ausgeſetzten Stimmen mit eleg. allegoriſchem Umſchlage 36 kr. oder 8 Gr.

In der Vorausſetzung, daß dieſes Werkchen den Freunden und Verehrern des Stimmengeſanges keine unwillkommene Erſcheinung ſeyn dürfte, habe ich meinerſeits Alles aufgeboten, um daſſelbe durch Eleganz und Wohlfeilheit recht zugänglich zu machen. Bei Abnahme von größerer Anzahl von Exemplaren bin ich erbötig, verhältnißmäßige Vortheile zu gewähren.

Bern, im Auguſt 1833.

C. A. Jenni.

---

[362] Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Legitime
und
die Republikaner.

Eine Geſchichte aus dem letzten amerikaniſch-engliſchen Kriege. 3 Bde. 8. 4 Rthlr. 6 Gr.

Motto. Ich zittere für mein Volk, wenn ich der Ungerechtigkeiten gedenke, deren es ſich gegen die Ureinwohner ſchuldig gemacht hat.

Jefferſon.

---

[402] Im Verlage von Mörſchner und Jasper, Buchhändler in Wien, am Kohlmarkt Nr. 257, iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der ärztliche Rathgeber.

Faßliche Darſtellung
der bewährteſten Maximen und ſicherſten Mittel zur Bewahrung der Geſundheit, mit beſonderer Bezugnahme auf die ſitzende Lebensweiſe
für das männliche Geſchlecht.
Von

Leopold Fleckles,

Dr. der Heilkunde, Mitglied der mediciniſchen Facultät in Wien und praktiſchem Arzt in Carlsbad.

8. Wien 1833. In elegantem Umſchlag geheftet. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

In keiner Zeit wurden Schriften aus dem Gebiete der praktiſchen, diätetiſchen Medicin von dem gebildeten Publikum häufiger angekauft und eifriger geleſen, als in unſerer, wozu wohl der Drang längſt vorübergegangener Gefahren reichlich beigetragen hat. Beſonders ſind es die werthvollen Arbeiten des Dr. Fleckles, gegenwärtig praktiſcher Arzt in Carlsbad, die ſich einer ehrenvollen Auszeichnung erfreuen, und welche namentlich ſein im In- und Auslande gleich beifällig aufgenommenes und ſtets geſuchtes Werk: Die Krankheiten des ſchönen Geſchlechtes (vorigen Jahres in unſerem Verlage erſchienen), von Seite der Kritik und des Publikums erfuhr. Zu dieſer hochverdienſtlichen Schrift bildet gegenwärtige neueſte deſſelben Verfaſſers ein ſo würdiges als gelungenes Seitenſtück; ſie iſt ſonach als eine diätetiſche Vorbeugungslehre für die Krankheiten des männlichen Geſchlechtes aus Veranlaſſung der ſitzenden Lebensweiſe zu betrachten, und dürfte für Väter, Erzieher, Vormünder, Staatsbeamte, Amtleute, Gelehrte, Kaufleute, Profeſſioniſten und viele Handwerker, wie überhaupt für ſolche Perſonen, die bei ihren Geſchäften wenig Bewegung machen und ſich geſund erhalten wollen, eine höchſt willkommene Erſcheinung ſeyn.

---

[403] In unſerm Verlage erſchienen:

Neue Novellen.

von

Theodor von Kobbe.

2 Theile, geheftet 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1r Theil: Das Einlager. — Der dritte November. — 2r Theil: Die Kreuzſteine. — Ein quis pro quo.

Der Weihnachtsabend.

Eine Herzensgabe insbeſondere für die Jugend
von

Charlotte S. W. Starke

in 12. broſchirt 6 Gr.

Dieſes kleine Büchlein möchte als Geſchenk an junge Mädchen von 10 — 15 Jahren bei jeder Gelegenheit ſehr paſſend befunden werden.

Oldenburg, Okt. 1833.

Schulzeſche Buchhandlung.

---

[331] In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Saggi del Teatro italiano. Preis 18 Gr.

Die intereſſante Auswahl, von dem Prof. Fabrucci an der Berliner Univerſität herausgegeben, enthält folgende Stücke: Nota, la pace domestica, Commedia. Federici, lo scultore ed il Cieco, Commedia. Goldoni, l'Albergo della posta, Commediola. Il Burbero benefico, Commedia. Metastasio, l'Isola disabitata, Azione teatrale. La Clemenza di Tito, Dramma. Alfieri, il Filippo, Tragedia. Da ſich dieſe Auswahl beſonders zum Unterrichte eignet und für dieſen getroffen iſt, ſo wird ſie Lehrern und Lehrerinnen der italieniſchen Sprache gewiß angenehm ſeyn.

Berlin, Okt. 1833.

Enslin'ſche Buchhandlung.

---

[405] Bei G. C. E. Meyer in Braunſchweig erſchienen ſo eben, und wurden an alle Buchhandlungen verſandt:

Flüchtlinge, die, oder: Die verhängnißvolle Nacht. Eine Familiengeſchichte vom Verfaſſer der Mahleiche, Auguſte Walther, der Familie von Hamburg, der Zwillingsſchweſtern u. a. m. 2 Bde. 2 Rthlr. 16 Gr.

Holtei, K. v., Erzählungen. Bella. — Der Raubſchütz. — Die letzte Ehre. 1 Rthlr. 8 Gr.

Soſtmann, W. geb. Blumenhagen. Der Polniſche Jude. Hiſtoriſcher Roman. 2 Theile. 3 Rthlr.

Digitized by Google

Wangenheim, F. Th., Ritter Homburg vom Hils, oder: Rache und Vergeltung. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge. 1 Rthlr.

— — Die letzten Stuarts. Hiſtoriſche Erzählungen. 3 Thle. 3 Rthlr.
(1r Theil: Anna Hyde und die Stuarts. 2r: Blood von Heath. 3r: Effin, oder das Grab von Soutwoldbay.)

— — Die Polin. Hiſtoriſche Erzählung. 3 Thle. 3 Rthlr. (1r Theil: Der Malachowsky-Jäger. 2r: Oſtrolenka. 3r: Die Heimathloſen.)

Wilke, H., Novellen 5ter Band. A. u. d. Titel: Die Gründung von Batavia. Hiſtoriſche Novelle aus dem erſten Viertel des 17. Jahrhunderts. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[401] **Deutſche Sprachlehre für Schulen.**

Von Max. Wilh. Götzinger.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Ladenpreis 15 Groſchen oder 1 Gulden.

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

Dieſe neue zweite Auflage hat eben die Preſſe verlaſſen; ſie erſcheint in einer völlig neuen Geſtalt, und hat ſowohl hinſichtlich des Stoffes, als der Form und Anordnung deſſelben bedeutende Veränderungen erlitten. Diejenigen Herren Profeſſoren und Lehrer, welche ſich dafür intereſſiren, belieben ſich ein Freiexemplar von der nächſtgelegenen Buchhandlung gegen Schein ausliefern zu laſſen, und es wird ſie die nähere Einſicht in jeder Hinſicht befriedigen; Gründlichkeit, Korrektheit und äußerſte Wohlfeilheit werden die beſten Empfehlungen zur Einführung dieſes guten Schulbuches ſeyn.

Vollſtändige Anleitung
zur franzöſiſchen und deutſchen
Unterhaltungsſprache.
Von Profeſſor Fries in Paris.

INSTRUCTION
POUR FACILITER
LA CONVERSATION
DANS LES DEUX LANGUES.

Ein Band in gr. 8. geheftet à 1 fl. 20 kr. oder 20 Gr.

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

Es füllt dieſe neue franzöſiſch-deutſche Phraſeologie eine große Lücke unſerer Lehrbücher der franzöſiſchen Sprache aus. Mit einer ganz neuen Methode trägt der Hr. Verfaſſer den Unterricht in der franzöſiſchen Umgangsſprache vor. Indem er einen und denſelben Sinn auf die verſchiedenſte und mannichfaltigſte Weiſe ausdrückt, verbindet er mit dieſer zugleich die verſchiedenſte und mannichfaltigſte grammatikaliſche Wendung, wodurch er ſein Lehrbuch ſowohl für den Anfänger als für den Geübtern ungemein brauchbar gemacht hat. Wir können daher dieſes Werk allen denjenigen, welche ſich in kurzer Zeit und auf eine leichte und angenehme Weiſe die franzöſiſche Converſationsſprache eigen machen wollen, als vorzüglich dazu geeignet empfehlen, ſo wie auch allen denjenigen Schülern insbeſondere, welchen Hirzels franzöſiſche Grammatik zum Unterricht dient.

Obige beide Lehrbücher ſind in allen guten Buchhandlungen von ganz Deutſchland, der Schweiz und dem Elſaß um die beigeſetzten Preiſe vorräthig zu haben, ſo wie bei dem Verleger derſelben.

H. R. Sauerländer in Aarau.

---

[372] Bei den Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Kurzgefaßte Wechſelkunde, zum Gebrauch für Comtoriſten und gebildete Geſchäftsmänner, und zur Richtſchnur beim Wechſelſtreit, theoretiſch und praktiſch bearbeitet. Nebſt einem Anhange, den Uso und die Reſpekttage vieler Handelsplätze enthaltend; von M. Heinemann. Preis 12 gGr.

Vielfach und oft iſt von Seiten der gebildeten Klaſſe des Kaufmannsſtandes ein Buch begehrt worden, das denjenigen Geſchäftsmännern, welche öfters in den Fall kommen, Wechſelbriefe und Anweiſungen auszuſtellen, zu kaufen und zu verkaufen, zu verſenden, auf Andere zu übertragen, vorzuzeigen und einzukaſſiren und beim Zahlungsmangel proteſtiren zu laſſen, als nützlich ſicherer Rathgeber und in zweifelhaften und Streit-Fällen als zuverläſſige Richtſchnur dienen könnte; die nothwendigſten Vorſichtsmaßregeln, die man beim Wechſelhandel zu beobachten habe, enthielte und endlich alles Geſetzliche nachweiſen müßte, das für den Uso und die Reſpekttage — einen wichtigen Theil der Wechſelkunde — von den Wechſelordnungen verſchiedener Handelsplätze Europas als Norm feſtgeſtellt worden. Inſofern wir nun die Ueberzeugung gewonnen, daß das hier angezeigte Werk jenem fühlbar gewordenen Bedürfniſſe in jeder Rückſicht entſpricht, gereicht es uns zum Vergnügen, daſſelbe jedem ſoliden Handlungshauſe als höchſt brauchbar empfehlen zu können.

Cosmar und Krauſe.

---

[388] **Für Mathematiker.**

Durch alle gute Buchhandlungen iſt zu haben:

Eckhardt, C. L. P. C. Grossh. Hess. Ministerialrath), Principien der reinen Analysis.

Auch unter dem Titel:

Mathematische Vorlesungen, erster Band. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Allgemein bekannt ſind die Verdienſte des berühmten Herrn Verfaſſers um die Zöglinge für das Kataſterbüreau, wozu ihm als Chef dieſes Büreaus früher im Herzogthum Weſtphalen und ſeit 1818 zu Darmſtadt Gelegenheit gegeben war. Es kann deßhalb die Erſcheinung dieſes Leitfadens für alle ähnliche Inſtitute nur erfreulich ſeyn, zumal die durch langjährige Erfahrung bewährte Methode des Hrn. Verf. nur die gewöhnlichen Schulkenntniſſe verlangt und keineswegs die Kenntniß der Buchſtabenrechnung ꝛc. vorausſetzt. — Die Geometrie ganz nach ähnlichen Grundſätzen bearbeitet wird nachfolgen und den zweiten Band dieſer Vorleſungen bilden.

Müller, D. Joh., Erklärung der isochromatischen Kurven, welche einaxige parallel mit der Axe geschnittene Kristalle im homogenen polarisirten Lichte zeigen. 4. 6 Gr. oder 24 kr.

Darmſtadt, im September 1833.

Carl Wilhelm Leske.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigſter Jahrgang.

1833.

November.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilnng neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus gröſſern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, nnd Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen nnd Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu [illegible] ſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der verſchüttete Bergknappe, von Pfizer. 262.
Probe einer deutſchen Odyſſee. 265. 269. 272.
Das Ende der Reiſe, von Hesper. 266.
Prolog zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Nürnberg, von E. v. Schenk. 268.
Gaſelen. 271. 283.
An Uhland. 274.
Deutſche Gedichte eines Franzoſen. 276.
Geheimes Wirken, von G. Zimmermann. 277.
Der Schleier, von Pfizer. 279.
Aufmunterung, von G. Zimmermann. 287.
Logogriphiſche Füllungen. 263. 269.
Räthſel: Orgel. 275.
Rebeſräthſel. 281.
Räthſel-Metamorphoſen. 286.

Erzählungen.

Die lezte Roſe des Kallenfels. 275 — 280.

Naturgeſchichtliches.

Wahnſinn und Traum, von Schubert. 270 — 273.
Von der Macht des Klimas über die Seele. 281 — 285.
Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere. 286.

Reiſen.

Reiſeſkizzen, von K. Gutzkow. 266 — 274.
Zweiter Ausflug nach Ungarn. 280 — 287.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner. 265. 266. 267. 268. 269. — 277. 278. 279.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Eine tibetaniſche Scene. 262. 263. 264.
Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs. 263. 264.
Armuth und Kinderſegen. 274. 275.

Korreſpondenz.

Berlin. 262. 263. 284. 285. — London. 264. 265. — Dresden. 266. — Wien. 267. 268. 269. — München. 270. 271. — Paris. 272. 273. 274. 277. 278. 280. — Aus der Schweiz. 275. 276. 277. 278. — Prag. 273. — Stuttgart. 279. 280. 281. 282. 283. — Die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit in Europa. 281. 282. 283. 284. — Baſel. 286. 287.

Kunst-Blatt.

Nro. 89.

Kunſtausſtellung zu Paris, im Jahr 1833. (Fortſ.) — Nachrichten über die altniederländiſche Malerſchule. (Fortſ.) — Kunſtliteratur. — Kunſtſammlungen. — Nekrolog.

Digitized by Google

Nro. 90.

Nachrichten über die alt=niederländiſche Malerſchule. (Beſchl.) Stahlſtich. (Under the Superintendence of the Society for the diffusion of useful Knowledge) The Gallery of Portraits, with Memoirs. — Bauwerke. — Nekrolog.

Nro. 91.

Das neue Theater in Mainz, gebaut von G. Moller. — Archäologie. 1) Antike Bildwerke, zum erſten Male bekannt gemacht von E. Gerhard. — 2) Monuments inédits d'Antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et Sicile dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul-Rochette. — Neue engliſche Kupferwerke. — Rußland.

Nro. 92.

Polniſche Kunſtſachen. — Archäologie. (Fortſ.) — Alterthümer. — Paris.

Nro. 93.

Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.) Archäologie. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen. — Perſönliches.

Nro. 94.

Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Fortſ.) Archäologie. (Fortſ.) — Medaillenkunde. — Nekrolog.

Nro. 95.

Fragmente über die lezte Münchner Kunſtausſtellung. (Beſchl.) Archäologie. (Beſchl.) — Plaſtik.

Nro. 96.

Kunſtausſtellung in Nürnberg. — Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford. — Neueſte Denkmale. — Perſönliches.

Literatur=Blatt.

Nro. 111.

Naturwiſſenſchaften. 13) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von Biſchoff, Blum, Bronn, v. Leonhard und Leuckart, akad. Lehrern zu Heidelberg. — 14) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände, von Hofrath Oken.

Nro. 112.

Naturwiſſenſchaften. 15) Pflanzengeographie nach Alexander von Humboldts Werke über die geographiſche Vertheilung der Gewächſe, mit Anmerkungen, Beilagen ꝛc. von Beilſchmied.

Nro. 113.

Naturwiſſenſchaften. 16) Auguſtin Pyramus de Candolle's Vorleſungen über Botanik. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit Anmerkungen verſehen von Röper.

Nro. 114.

Naturwiſſenſchaften. 17) Inländiſche Giftpflanzen. 18) Kurzer Abriß der Pflanzenkunde zum Unterricht der höhern Lehranſtalten, von Jüngſt. — 19) Dr. Willdenows Anleitung zum Selbſtſtudium der Botanik, herausgegeben von Dr. Dietreich. — 20) Flora des Königreichs Preußen oder Abbildung und Beſchreibung der in Preußen wildwachſenden Pflanzen, von Dr. Dietreich. — Biographie. Vie de Linnée, redigée sur les documens autographes laissés par ce grand homme et suivie de l'analyse de sa correspondance avec les principaux naturalistes de son époque, par A. L. Fée.

Nro. 115.

Naturwiſſenſchaften. 21) Charakteriſtiſche Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt, herausgegeben von Dr. Rudolph Meyer. — 22) Schlangenkunde, von Dr. Harald Othmar Lenz. — 23) Kupfertafeln zur Naturgeſchichte der Vögel von F. H. v. Kittlitz. — Jugendſchriften. Hiſtoriſche Erzählungen aus der Geſchichte von England.

Nro. 116.

Naturwiſſenſchaften. 24) Einleitung in die Entomologie: oder Elemente der Naturgeſchichte der Inſekten, von Wilhelm Kirby und Wilhelm Spence, herausgegeben von Oken. — 25) Syſtematiſche Beſchreibung der europäiſchen Schmetterlinge mit Abbildungen und Steintafeln, von Meigen. — 26) Naturhiſtoriſche Abhandlungen von Dr. Schläpfer.

Nro. 117.

Naturwiſſenſchaften. 27) Mittheilungen über die morgenländiſche Brechruhr, von Dr. Rieke. — 28) Der ſchwarze Tod, im 14ten Jahrhundert. Nach den Quellen, von Dr. Hecker. — 29) Recherches étymologiques sur le Cholera-Morbus, par E. H. Smith. — Taſchenbücher auf 1834. Urania.

Nro. 118.

Literargeſchichte. Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich und ihr Verhältniß zur geiſtigen Entwickelung des franzöſiſchen Volks, von Dr. Huber. — Naturwiſſenſchaften. 30) Die Medicin des 19ten Jahrhunderts, wie ſie iſt und ſeyn ſoll. Mit vorzugsweiſer Berückſichtigung des gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Medicin, von Dr. Braun. — 31) Darſtellung der Medicinalverfaſſung in den k. k. Staaten Oeſterreichs, in Beziehung auf den Wirkungskreis der Kreiswundärzte, der Civil=, Stadt= und Landwundärzte und der Landesthierärzte, zum Gebrauch derſelben, von Knolz. — 32) Grundriß der Epizoonologie oder Thierſeuchenlehre, von Prof. Dr. Plank. 33) Das homöopathiſche Syſtem, in ſeinem Zuſammenhange mit der Geſchichte der Medicin und dem jezigen Zeitgeiſt, von Dr. Fränkel. — 34) Ueber die Homöopathie und ihre Beziehungen zu dem Selbſtdiſpenſiren der Aerzte, von Rupertus dem Zweiten. — 35) Das Blut und die aus dem Blut entſpringenden Krankheiten von Dr. Fiſcher. — 36) Verſuch einer Chronologie und Literatur nebſt einem Syſtem der Blutentziehungen, von Dr. Rogitſch.

Nro. 119.

Biographien. 1) Leben und Studien Fr. A. Wolfs, des Philologen, von Dr. Körte. — 2) Neuer Nekrolog der Deutſchen. — Taſchenbücher auf 1834. Hiſtoriſches Taſchenbuch von Fr. v. Raumer.

Nro. 120.

Schriften über die Emancipation der Juden.

Nro. 121.

Schriften über die Emancipation der Juden. (Beſchl.) — Schauſpiele. Dramatiſches, von J. C. Mand.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. November 1833.

O ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balſam und Aether
Verwandelt mein Blut.

Novalis.

Der verſchüttete Bergknappe.

Laut durchtönt das Gerücht die zerſtreuten Hütten der Thalſchlucht:
„Schaut! ſie haben entdeckt einen verſchütteten Mann!“
Eilig ſtrömt auf den Ruf neugierig die Menge zuſammen,
Wo auf erhöheten Pfühl man den Gefundnen gelegt.
Staunend betrachteten Alle die Tracht aus älteren Zeiten;
Aber das Haar war blond, jugendlich war die Geſtalt.
Tückiſch hatte ein Sturz überraſcht den ſtrebenden Knappen,
In der erſtarrten Hand hielt er das Fäuſtel noch feſt.
Wunderbar hatte der Schacht, Egyptens Künſte beſchämend,
Vor der Verweſung Grau'n ſorglich die Leiche verwahrt.
Spurlos ſchwankten der Männer Vermuthungen; aber die Weiber
Weinten dem herben Geſchick reichliche Thränen noch nach.
Mühſam ſchleppte herbei ſich eine gebrechliche Greiſin,
Die im trüben Gemach zitternd die Kunde vernahm.
Und jezt ſah ſie die Leiche, die Tracht und den Wuchs und die Züge,
Sah am Finger den Ring, der ihn noch locker umſchloß;
Ueber den Leichnam ſtürzte ſie hin; ſo lag ſie bewußtlos,
Doch bald rang ſich der Schmerz aus der Betäubung empor.
„Frido!“ ſchwebte das erſte Wort von den Lippen, den blaſſen,
Als der erſchütterte Geiſt wieder Beſinnung gewann;
„Frido! kommſt du zurück? doch ſpäter, als du verheißen!
Siebenzig Jahre zu ſpät zu der verlaſſenen Braut!
O Geliebter! du haſt zwei Menſchenalter verſchlummert,
Und im Rachen des Grabs bliebſt du lebend'ger als ich.
Schämſt du dich jezt, o du, der noch ein Jüngling geblieben,
Deſſen Locken noch blond, meiner, der Zitternden, nicht?
Ach, im Trotze der Liebe verwegen, hatteſt den Goldring,
Als in die Grube du ſtiegſt, du an den Finger geſteckt.
Und ich warnte vergebens: die Geiſter ertragen das Gold nicht;
Laß das Ringlein zurück, wenn du befähreſt den Schacht!
Kühn entgegneteſt du: dieß Gold — ich hab' es erobert,
Und nun laß im Triumph ich mit der Beute mich ſeh'n!
Und du ſelbſt, mein Mädchen, du müßteſt ja zürnen dem Bräut'gam,
Der von dem heiligen Pfand ewiger Treue ſich trennt!
Und mich freute dein Muth und die zuverſichtliche Liebe,
Doch nicht wurde das Herz banger Beſorgniſſe los.
Tückiſche Geiſter, erzürnt vom Glanz des erbeuteten Goldes,
Hielten in gräulicher Nacht meinen Verlobten zurück.
Doch du retteteſt dir im Tode die Farbe des Lebens;
Reichen die Zauber der Zeit nicht in die Tiefe des Berges?
Mich, die Lebende, traf das traurige Loos der Verwandlung;
Kräftiger Jüngling! es trennt uns die entſetzlichſte Kluft!
Dieſe noch friſche Geſtalt — ſie könnte die Seele bereden,
Was ſie niemals des Bachs ſpiegelnder Welle geglaubt:
Daß im Wechſel der Zeit aus der Welt das Weſen verſchwunden,
Das dein freundlicher Mund „meine Sigunde“ genannt.

Immer noch meinen die Menſchen, von irrigem Wahne beſtricket,
Daß nur Einmal der Tod raffe das Leben dahin.
Lang nun hab' ich gelebt, und tauſendmal bin ich geſtorben —
Glaubt ihr dem Zeugniſſe nicht dieſes verkümmerten Leibs?
Nicht die Hülle nur welkt; die gealterte Seele bekennet
Selbſt zu der welken Geſtalt als zu der ihrigen ſich.
Und doch ruft aus der Tiefe der Bruſt eine mächtige Stimme:
Glaube! du biſt es noch ſtets, die dieſer Todte geliebt!
Schönheit und Kraft iſt dahin, verwandelt ſind Wunſch und Gedächtniß;
Doch ein beſtändiges bleibt kenntlich, die Treue, zurück.
Ja, ich bin's! Ich fühle, wie meine erloſchene Seele
Süße Erinnerung ſtärkt, Röthe der Jugend entflammt!
Scheltet mich nicht, ihr Männer und Weiber! ein ſeltſames Schickſal
Reißt mich über das Maaß ängſtlicher Sitte hinaus!
Eine Greiſin ſeht ihr und höret ein zärtliches Mädchen;
Zweifel bewegen das Herz, welchem der Sinne ihr glaubt?
Scheltet mich nicht! es bricht der Jugend verſchüttete Liebe
Wie aus der Aſche die Glut flammend noch einmal hervor.
In zwei Hälften ſeh' ich mein eigenes Weſen getheilet,
Zwiſchen ehmals und jetzt ſchwankt der zerriſſene Geiſt.
Iſt nicht mein der Todte? Der Ring, der goldne, bezeugt es;
Dieſe verknöcherte Hand trägt den Genoſſen dazu.
Aber die ſchlanke Geſtalt iſt der zitternden Greiſin entfremdet;
Seht, er ſchüttelt das Haupt vor dem gewaltſamen Bund.
Ach, ſo haben dich doch die Geiſter der Tiefe verblendet,
Haben im Herzen das Bild deiner Geliebten zerſtört?
Gebet, o gebet den Jüngling dem Schooße der grünenden Erde,
Welche in gleichen Staub Greiſe und Jünglinge löſt.
Aber der Staub wird wieder von göttlichem Hauche beſeelet,
Und das Leben, verjüngt, wächſt aus Verweſung hervor.
Alter und Jugend verſchmelzen im Leibe der Wiedererſtandnen,
Raſtlos eilende Zeit biegt ſich zum ewigen Ring."
Leuchtend ſtrahlte die Stirn der Begeiſterten; als ſie geendet,
Sank ſie plötzlich erſchöpft über den Todten dahin.
Staunen und Schauer erfüllten die Herzen; heilige Stille
Schwebte, von Seufzern erſchreckt, über dem trauernden Volk.
Glückliche Bräute bekränzten der Greiſin Sarg mit der Myrthe;
Männer, viel jünger als er, trugen den Jüngling ins Grab.
Friedlich ruhn ſie, geſellt in der ſanft ausgleichenden Erde,
Tröſtlich zu ſchau'n, doch ſelbſt nimmer bedürftig des Troſts.
Aber der lebende Geiſt denkt nie gleichgültige Ruhe;
Leiſeres Lebensgefühl ruft er im Todten noch an.
Und wir ſchelten ihn nicht — den holden, freundlichen Irrthum,
Der mit verſöhnender Hand feindliche Marken verknüpft.

G. Pfizer.

Eine tibetaniſche Scene. *)

Das Panorama einer wilden, zerriſſenen Gegend liegt vor unſern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetaniſchen Gebirgskette, welche die endloſe, dem Reiſenden noch immer unerforſcht gebliebene aſiatiſche Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefeſſelt hat. Das wechſelnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkoloſſe zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberſtreifen und die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes verlegen, gewähren dennoch dieſen einförmigen Gebirgsmaſſen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nackteſten Felſen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt ſind, die üppigſte Vegetation, die in demſelben Moment dem Auge wieder verloren iſt. Hier ein grüner Streifen, der ſich um die Bruſt eines Felſen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen, oder ein heller von Ahorn- und Weldeabäumen, und in demſelben Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke entziehend. Nur Eines bleibt ſich ewig gleich in dieſer todten Abwechslung: das fürchterliche Gebrüll erzürnter, reißender Waldſtröme. Wo ſind ſie? das Auge ſieht ſie nicht, und nur das Ohr vernimmt dieß ewige, gleichförmige, widerhallende Rauſchen. Sie ſtürzen, von den dichteſten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Keſſel, an denen ſie Jahrtauſende lang gehämmert, ein grauenvoller Anblick, da ſich auf dieſer weiten Lavadecke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dieß gährende, empörte Element dem Auge ſichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet ſeine Religion, dieß ſeltſame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieſes Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Prieſtern und Kaſtellanen des Himmels auf vertrauterem Fuße ſtehen, gehalten wird, ſo zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach ſich, als eine gänzliche Freilaſſung der Sitte. Daher ſind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler niſten auf den höheren Felſenſpitzen, der Fuchs gräbt ſich ungeſtört ſeine Gruben; nur das Biſamthier und die wegen ihrer Seidenſchwänze berühmten tibetaniſchen Stiere ziehen aufgeſchreckt

---

*) Epiſode aus dem nächſtens erſcheinenden Roman: Maha-Guru, von K. Gutzkow.

durch die Berge, weil die Gewinnſucht ſie einer eifrigen Verfolgung ausſezt.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jezt nur bald einen nackten Felſen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hanbuttenſträuchern aufgedeckt, ſo tritt jezt hinter ihrem Schleier eine neue Erſcheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, ſo weiß ſich doch des Menſchen Vorſicht jede von der Natur geſchloſſene Pforte zu öffnen. Wie ſchwindelnd jene Höhe, von der ſich allmählich ein langer Reiſezug herunter bewegt! Wie trügeriſch öffnen dieſe weiten Abgründe ihren verderbenſchwangern Mund, um die Wanderer zu einem einzigen Fehltritt zu verlocken, und ſie zerſchmettert in ihre rieſigen Arme zu ſchließen! Die Karavane nähert ſich: ſie ſteigt den ſteilen Pfad mit allem Bedacht herab, die Männer halten die Roſſe, die von der Race der kleinen, muthigen Tangues ſind, dicht am Zügel und berechnen jeden Schritt, den ſie ſelbſt auf dem morſchen, zerſchieferten Stein wagen und ihre Thiere treten laſſen. In der Mitte ſind die Pferde, welche das Gepäck tragen, dicht eingeſchloſſen von den am Rande des Abhangs Gehenden.

Wir können jezt deutlicher die Beſtandtheile dieſes Zugs unterſcheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt ſeinen Plaz auf den Roſſen wieder ein. Es kann nur eine einzige Familie ſeyn, die ſich dieſen Beſchwerlichkeiten ausgeſezt hat; man ſieht dieß aus der Achtung, die mehreren Perſonen von den Uebrigen erwieſen wird. Ein Diener geht zu Fuß voran mit einem Stabe, der ihm zum Unterſuchen des Bodens dienen ſoll; eine verhüllte Geſtalt in einem langen Talar folgt ihm zunächſt: es iſt der Prieſter, der für dieſe Reiſe Segen und Heil erflehen ſoll und deßhalb beſtändig murmelnd an einem Roſenkranze kugelt. Der ganze Zug ſcheint nach einer ſinnigen Symmetrie geordnet, denn die nächſte Gruppe beſteht aus einem Kreisausſchnitte, deſſen Sehne von einem grauhaarigen, aber noch rüſtigen Alten gebildet wird. Der Bogen iſt aus drei männlichen Perſonen zuſammengeſezt, die mit dem vorderſten eine ſeltene Aehnlichkeit haben. In der Mitte aber ſchließen ſie alle vier ein Weib ein, das ſich auf ſeinem Pferde mit vieler Gewandtheit erhält und von allen mit der ängſtlichſten Sorgfalt beobachtet wird. Den Schluß der Karavane bildet ein langer Troß von Dienern, die theils bewaffnet ſind, theils das Gepäck und den ſichern Schritt der es tragenden Thiere zu bewahren haben. Die beiden Hauptperſonen ſind unſtreitig der Alte auf der Sehne und das ihm zunächſt folgende Mädchen. Jener trug einen langen, roth und gelb geſtreiften Mantel, der ihm bis auf die Knöchel herab ging und den Rücken des Pferdes, das er mit vieler Unſicherheit ritt, zum Theil bedeckte. Auf dem Kopf hatte er einen hohen ſpitzen Lederhut, der ſehr glänzend lackirt und mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädchen hatte ſich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen gewiſſer hätte werden können; die Kälte in dieſen Bergen war empfindlich und für nichts ſo ſchädlich, als die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der ſich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging und oben von zwei Federn abgelöst wurde, nur noch mehr hob, war ſchlank und ſchien mit den herrlichſten Körperreizen gepaart zu ſeyn. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der ſich oft mit beſorgten Blicken nach ihr umſah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen aber nie durch ein Lächeln erwiderte, ſondern die Lippen ſo tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für ſehr dumm, oder für ſehr traurig halten ſollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieſes Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obſchon nicht ſo legitim, wie ihr erſtgeborner Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang? Die Zeit gibt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den erſten Anſtoß? Sind auch die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des geſellſchaftlichen Lebens verſchieden je nach der Geſchichte, dem Klima, dem Zufalle, wer würde ſich überredet haben, daß auch die Bedürfniſſe des Herzens ſich ſo verſchiedenartig befriedigen laſſen, wenn ſie doch dieſelben ſind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umſchlungen hält; die Weltweiſen haben auf jeden Roman, der ſich in unſerm jungen Leben einmal entwickelte, ein tiefes Geſetz der Natur gegründet; die Dichter ſangen von Beatricen, Laura, Erneſtinen, Lotten, wie von den Schlüſſelträgerinnen des Himmels. Das waren Täuſchungen des Traumes. Sitte und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Iſt das eine Widerſinnigkeit? Wir fordern den Huſarenobriſten, den wir in den Umarmungen unſers Weibes überraſchten, als einen Elenden, deſſen Blut uns allein Genugthuung geben kann; wir erdolchen über die Zumuthung einer morganatiſchen Ehe, die der regierende Fürſt unſerer Tochter mit einem unterſtützenden Präſidentenpatent für den Vater macht, lieber unſer Kind, oder laſſen uns, wenn wir für tragiſche Situationen nicht geeignet ſind, auf dem einfachen Wege des gemeinen deutſchen oder preußiſchen Landrechts von unſerer treuloſen Gattin ſepariren. Glückliche Tibetaner, eure Leidenſchaften machen euch keine ſchlafloſen Nächte! Eure Dichter verfertigen keine Jambentragödien, die in der lezten Scene zu einem ungeheuren Blutbade gerinnen! Ihr wechſelt nach den Kalendertagen in den Umarmungen eurer Auserwählten ab und geht euch dabei mit hingebender Entſagung hülfreich zur Hand.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Vorbereitungen für den Winter. Die Cirkel.

Der Winter rückt heran, und höchſt wichtige Fragen harren ihrer Löſung. Wie werden wir uns unterhalten? wo werden wir tanzen? was werden wir leſen? Man kauft für den Winter ein; aber man thut noch mehr, man trifft Vorbereitungen, um ſeine Langeweile, ſeine winterliche Laune zu vertreiben. Der Zufall thut hier Einiges, aber nicht Alles, und man bedarf einer ſichern Garantie. Es bleibt freilich gewiß, daß ſich die Theater, die Weihnachtsfreuden, die Opern, der Karneval ſo ſicher einſtellen, wie Froſt und Reif, es iſt ſo gut wie erwieſen, daß man einmal einer Schlittenfahrt beiwohnen oder einen Cirkel finden werde, in welchem eine Maskerade zur Aufführung kommen wird; allein kann man an dieſen entweder höchſt monotonen oder höchſt ſeltenen Surrogaten des Zeitvertreibes genug haben?. Nein, hier iſt zu viel Ungewißheit im Spiel, und man will klar ſehen in die kalte, neblichte Zukunft eines langen Winters. Die ſchöne Jahrszeit treibt die Menſchen auseinander, mit dem kommenden Winter rücken ſie enger zuſammen. Man hat ſeine Freunde den ganzen Sommer in ihrer Wohnung, im Theater, am Ausgang der Kirche, welche ſie zu beſuchen pflegen, an andern dritten Orten vergeblich geſucht; gegen den Winter aber nimmt man die ſchon verloren gegebene Hoffnung wieder auf, und erlebt ihre Erfüllung noch im Oktober, weil dein Freund dich gleichfalls aufzuſuchen daſſelbe Bedürfniß hat. Der Oktober iſt dem Weine geweiht, er ſollte es auch der Freundſchaft ſeyn.

Die Cirkel und Reunions machen ſich nur durch die Theilnahme Mehrerer. Alte Bekanntſchaften werden alſo aufgefriſcht, auf halbem Wege wieder eingeſtellte Annäherungen auf's Neue aufgenommen und zu Ende geführt; denn man braucht die Menſchen. Es kommt immer auf eine beſtimmte Anzahl an. Bald würde ein Contretanz unvollſtändig bleiben, wenn man nicht bei zwei einſt abgewieſenen Herzen wieder anklopfte, oder die zweite Geige würde in einem Konzert fehlen, wenn man nicht dem unbeholfenen, wegen ſeiner ſchmuzigen, nie am Thüreiſen gereinigten Stiefeln nie gern zugelaſſenen Violiniſten ein gutes Wort gäbe, oder die Beſezung der dramatiſchen Stücke, die wir uns einander vorleſen wollen, würde Schwierigkeiten haben, wenn wir nicht die ſtillen, beſcheidenen Töchter unſers Nachbars, die wir im Sommer albern fanden, jezt in unſer Intereſſe zögen und ihnen die Rolle der Kennedy oder einer Kammerfrau bei der Eböli zutheilten. Ach! es gibt noch viele unentdeckte Kreiſe, in denen die Moral ſich erprobt, wo die Gefühle der Freundſchaft, das Entgegenkommen der Neigung, die Huldigungen der Achtung aus Quellen entſpringen, die uns die lauterſten und reinſten ſcheinen und es nicht ſind. Der Monat Oktober iſt der Freundſchaft geweiht; aber hütet euch, ſie in dieſem Monat zu ſchließen! Ich rathe euch, nur im Frühjahr auf verwandte Seelen auszugehen.

Die Cirkel bilden ſich erſt; wann ſie werden eröffnet ſeyn, werde ich Sie in jede Art derſelben einführen, in die Thés dansans und chantans, in die äſthetiſchen Klubbs vorgerückter Damen, in die Schachgeſellſchaften, in die wöchentlichen Unterhaltungen alter Muſiknarren, die ohne ihr Haydnſches Quartett nicht exiſtiren können, und zulezt in die Familienkränzchen, deren Zweck kein anderer zu ſeyn ſcheint, als die Zuſammenkunft der beiden Geſchlechter. Nur über die Leſeklubbs will ich dießmal einige Worte verlieren, weil ſie Veranlaſſung zu andern Bemerkungen geben, die unſere Sitten ſchildern und welche ich alſo ungern unterdrücke. Ich rede nicht von den berühmten äſthetiſchen Thees des nördlichen Deutſchlands, die in neuerer Zeit bedeutend in Abnahme gekommen ſind. Man wird Mühe haben, deren in Berlin noch viele zu entdecken. Die Urſache dieſes Ausſterbens liegt auf der Oberfläche. Der ſchriftſtelleriſche Dilettantismus iſt mit den Folgen der Julirevolution ſehr in die Enge gerathen. Die Redaktionen der Almanache ſträubten ſich ſchon lange, die Gedichte von Theophania, von Selma, von Molly und ähnlichen dichteriſchen Namen aufzunehmen, Theodor Hell und die ganze Schaar von Dichtern, welche ſich damit beſchäftigten, ihrem Meiſter die veilchenblaue Seide nachzuſpinnen, geriethen in Verfall. Dadurch verloren die äſthetiſchen Thees ihren Zuſammenhang mit dem leſenden Publikum, den ſelbſt Franz Horn nicht mehr zu vermitteln wagen durfte, da ihn häufige und glückliche Angriffe auf ein ganz kleines Terrain verwieſen. Man kann ſagen, der Tafelabhub der äſthetiſchen Thees kann nur noch im Geſellſchafter, in der Abendzeitung und dem jährlichen Taſchenbuche mit dem winſelnden Titel: Lies mich! aufgetiſcht werden. Bei ſolchen Nothumſtänden ſchweigen die Muſen. Die zarten, ſinnigen Frauen haben den Strickſtrumpf ergriffen, oder einen Mann beglückt, oder ſonſt eine Beſchäftigung erwählt, die vielleicht neben der Unterhaltung auch hinreichenden Troſt für die Vergangenheit und ihre ſchöne Erinnerung abwirft. Ludwig Robert iſt ja auch todt, und Rahel, ſeine Schweſter, ihm bald gefolgt. Die alte Sitte verliert ihre Stützen, und die Gegenwart iſt ihrer Erneuerung nicht günſtig. Es iſt alſo nicht die Frage: was wird geſchrieben und aus der naſſen Dinte vorgeleſen? ſondern: was kommt zu uns und was wählt man zur Lektüre? Man ſtelle dieſe Frage für alle großen Städte Deutſchlands, und wird auf ſehr intereſſante Folgerungen ſtoßen, die Schriftſteller und Buchhändler beherzigen mögen. So viel iſt entſchieden (und man wird dieſen Ausſpruch überall beſtätigt finden), daß jezt in der Auswahl der Lektüre vollkommene Anarchie herrſcht. Vor Jahren griff man in jeder Leihbibliothek unbedingt nach Walter Scott, wenn ein Theil von ſeinen zahlreichen Schriften zu Hauſe war; dann nach Hoffmann, van der Velde, nach Hauff, nach Spindler. Von Spindlers ältern Schriften beſizen manche hieſige Bibliotheken zehn Exemplare. Aber jezt iſt darin eine Aenderung eingetreten. Die alten Sachen ſind durchgeleſen, man will Neues und findet es auch, kann ſich aber für nichts ausſchließlich entſcheiden. Soll man Tromlitz wählen, von dem man ſchon viel las und immer daſſelbe wiederfindet? Soll man Georg Döring nehmen, der ſeine Romane immer nur in andere Lokale und Sitten, nie in andere Motive zu überſetzen ſcheint? oder Clauren, deſſen man ſich ſchämt? oder die Nachahmer Spindlers, Storch und Bechſtein? oder den faden W. von Wachsmann, den ungenießbaren L. Schefer? Ich verſichere Sie, daß die Nonne von Gnadenzell Spindlers Namens höchſtens ſoutenirt, vielleicht gar fallen läßt, am wenigſten hebt. Sein Invalide machte Glück; denn dieſer Roman fußte auf einer hiſtoriſchen Staffage, die unſere Aufmerkſamkeit jezt mehr in Anſpruch nimmt, als die Zunftverfaſſung, die Judengaſſen und die Kloſterzucht des Mittelalters. Ich kenne Spindlers neueſten Roman nicht, aber allgemein klagt man über romanhafte Darſtellung, über die Hezjagd der Scenen, über das Drängen der Thatſachen, über Knalleffekte, und verräth damit nicht undeutlich das Bedürfniß einer tiefern, irgend eine andere Thätigkeit der Seele, als gerade die Neugier erregenden Lektüre. Ich ſpreche von Berlin, dem Orte, wo in Deutſchland am meiſten geleſen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. November 1833.

Ja, unſere Franzoſen! ſie ſprechen de rebus omnibus et quibusdam aliis; aber nie ohne Witz, das muß man ihnen laſſen.

Leſage.

Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs.

Frankreich iſt gegenwärtig von rühmlichem Eifer beſeelt, die Länder, welche es einſt in Waffen durchzogen, zu den Zwecken des Friedens kennen zu lernen. Vor Kurzem iſt St. Marc-Girardin, der als Emiſſär Guizots die Schulen des ſüdlichen Deutſchlands beſichtigt hat, nach Paris zurückgekehrt. Girardin iſt einer der geiſtreichſten Doktrinärs und ſein Charakter hat ihm in Deutſchland viele Freunde erworben. In einer der lezten Nummern des Journal des Débats fängt er an, Reiſenotizen über Deutſchland zu geben, die in mehr als Einer Beziehung für uns intereſſant zu werden verſprechen. Sowohl wegen der Vollſtändigkeit, als weil hier die Frage vom Deutſchthum der mit Frankreich vereinigten deutſchen Länder, welche ſchon öfters in dieſen Blättern von Elſäßern beſprochen worden, vom doktrinären Standpunkt betrachtet wird, übertragen wir gleich den erſten Artikel. — Je höher Girardin unter ſeinen Landsleuten ſteht, und mit je geiſtigerm Auge er Deutſchland betrachtet hat, deſto intereſſanter tritt uns ſeine Nationalität entgegen und deſto pikanter ſind die Naivitäten, die ihm im Urtheil über deutſche Art und Sitte entſchlüpfen. Wie nur geiſtreicher Spaß ergözt, ſo kann man bei ſchiefen Urtheilen der Fremden über uns nur dann mit Verſtand lachen, wenn ſie von ungewöhnlichen Menſchen herrühren, und auch nur dann kann man etwas dabei lernen.

* * *

Die Vogeſen haben vieles mit dem Jura gemein: hier wie dort lachende Thäler, mit Schwarzwald bewachſene Berge, und über Berg und Thal, wie ſie ſich verſchlingen, wie ſie um einander herlaufen, ein ganz eigenthümlicher Zauber ausgegoſſen. Mit jedem Schritt hat man wieder eine andere Ausſicht. Indeſſen ſind mir die Vogeſen lieber als der Jura, weil jene bevölkerter ſind: wo man hinblickt, ſieht man gewerbfleißige Dörfer in den Gebirgsſchluchten und alte ruinirte Schlöſſer auf den Firſten. In den Dörfern offenbart ſich Leben und Verkehr unſerer Zeit, die Burgen ſind Bilder des Lebens und Treibens einer Zeit, die nicht mehr iſt. — Als wir über die Vogeſen gingen, goß der Regen in Strömen herab, als wir aber den Sattel des Gebirgs erſtiegen hatten, hellte ſich der Himmel auf; über dem Rheinthal lag ſonnenheller Tag, und vom Himmelsblau, das nur wie ein lichter Punkt am fernen Horizonte ſchimmerte, zogen ſich allgemach ſonnige Streifen auch in das Nebelmeer herein, das uns umhüllte. Die Dünſte, die ſchwer unten in den Thälern lagerten, krochen allmählich auf den Wipfeln der Tannen von Hügel zu Hügel aufwärts. Durch jede Ritze, welche der Nebelvorhang

Digitized by Google

erhielt, blickte ein Dörfchen in einer Thalſchlucht, oder eine Burg auf einer Bergſpitze heraus, und nicht lange, ſo lag das Thal von St. Marie=aux=Mines in voller Pracht vor uns. Wir kamen durch ſtattliche Flecken mit breiten, tüchtigen Häuſern, an denen die Fenſter erkerartig vorſpringen. Dergleichen Dörfer, dieß fiel mir gleich ein, hatte ich vielfältig auf Darſtellungen aus den Kriegen Ludwigs XIV. geſehen. Die ganze Natur nahm den Charakter von Ruhe, ſinnlicher Fülle, Gemüthlichkeit an: wir waren im Elſaß, waren in deutſch Frankreich.

Mit Abſicht wähle ich dieſes Wort. Seit Ludwig XIV. das Elſaß Frankreich einverleibt, hat es nie einen Verſuch gemacht, wiederum deutſch zu werden; das Land hängt mit vollem Herzen an Frankreich; aber nach Sitten, Charakter und Sprache iſt es deutſch, iſt ſeit mehr als hundert fünfzig Jahren der deutſchen Zunge, dem deutſchen Geiſte beharrlich treu geblieben. Ich für meine Perſon achte und bewundere ſolche moraliſche Nationalität, welche die politiſche überlebt, und ich bin ſo weit entfernt, darin für Frankreich und ſeine Einheit die mindeſte Gefahr zu erblicken, daß es mir vielmehr für ein rühmliches Zeugniß ſeiner Größe gilt. Dadurch, daß es feſt an Frankreich, und nicht minder feſt an der deutſchen Zunge hält, predigt Elſaß ſeit anderthalb Jahrhunderten den Satz, daß es Zeiten gibt, wo, trotz der Verſchiedenheit der Sprachen, Völker und Ländergebiete im Schatten eines und deſſelben Geſetzes ruhen können, und dann, daß ein großer Staat mit unwiderſtehlicher Anziehungskraft in die Weite wirkt. Große Staaten haben nicht nöthig, die Länder, die ſie in ihren Kreis ziehen, auch nach Sprache und Sitten ſich zu eigen zu machen; nein, ſie nehmen ſie auf in ihren Verband, ohne ſie zu abſorbiren, und ſie ſind ſtark genug, um kleine Unterſchiede in Idiom und Volkscharakter gefahrlos in ſich zu hegen. Die Einheit eines großen Staats beſteht nicht in Einförmigkeit.

Das Elſaß, indem es franzöſiſch iſt und dabei ſeine deutſche Nationalität bewahrt, beſtärkt, meiner Meinung nach, einen wichtigen Satz in der Philoſophie der Geſchichte und iſt ein lebendiges Beiſpiel für einen der Wege, auf denen ſich große Staaten ausbreiten. Dieſer Weg iſt der der Aſſociation, und dabei behält jeder Theil ſeinen Charakter, ſeine Sitten und ſeine Sprache. Man hört nicht auf, ein Deutſcher, Italiener oder Flamänder zu ſeyn, wenn man es einmal iſt; man vertraut ſich nur dem Geſchicke eines mächtigen Volkes an, ſtatt in einem kleinen Staate ruhmlos und verlaſſen zu vegetiren. Köln hat durch die Vereinigung mit Preußen gewonnen, gerade wie Straßburg durch die Vereinigung mit Frankreich; durch ſolche Einverleibung ſind Köln und Straßburg dem Jammer entgangen, arme kleine Provinzialſtädte zu werden, wie Worms und Speier, die von ihrer alten Herrlichkeit ſo tief herabgeſunken ſind. Sonſt waren Gebirge die natürlichen Staatengrenzen; aber ſeit Landſtraßen beſtehen, iſt ihnen ihr altes Amt abgenommen worden. Wie kann auch ein ſchönes, lachendes Gebirge, das man im bequemen Wagen ſo ſanft, als führe man in einem Park, überſteigt, für eine Grenze, für eine natürliche Abmarkung gelten? Nach den Gebirgen kamen die Sprachen an die Reihe; auch ſie erhielten den Ehrentitel natürlicher Grenzen. Aber mehr und mehr lernt einer des andern Sprache, und überdieß durchdringen ſie einander fortwährend, und allgemach prägt die herrſchende Sprache ihren Geiſt und Charakter allen übrigen auf. Man ſchreibt gegenwärtig aller Orten in Europa franzöſiſch; die Worte ſind deutſch, engliſch, italieniſch oder ſpaniſch, aber der Gedanke, der Styl ſind franzöſiſch. (?) Alſo auch hier, wie bei den Gebirgen, verwiſchen ſich die Abgrenzungen, und in Zeiten eines allgemeinen Verkehrs, wie die jetzige, tritt das Prinzip der Aſſociation mit voller Kraft ins Leben. Nicht mehr nach Gebirgsſyſtemen und Sprachſtämmen treten Völker und Länder zuſammen, ſondern nach Intereſſen und Meinungen; große Staaten umgeben ſich mit einem Gürtel von Völkern, und dieſe theilen fortan hiſtoriſch das Geſchick jener, ohne deßhalb ihrem Charakter und ihrer Mutterſprache zu entſagen. Auch Elſaß möge treu darüber wachen; juſt dadurch ſpielt es eine Rolle in Frankreichs Geſchichte, indem es ein augenfälliger Beleg dafür iſt, auf welche Weiſe ſich heutzutage Staaten vergrößern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine tibetaniſche Scene.

(Fortſetzung.)

Bewohner der aſiatiſchen Bergrücken, ſeyd ihr nicht weit idylliſcher, als die Deutſchen, die Geßner und Voß beſitzen? Im Schooße der Familien wollt ihr die Freuden der Ehe genießen, und ſchiebt daher ein Geſchlecht in das andere, ohne euch durch vielfache Heirathen und Schwägerſchaften zu zerſplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetaniſchen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er iſt genügſam und will ſein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!“ ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lamas ſey geſegnet! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu ſuchen, an den ſich tauſend rankige Pflanzen ſchmiegen, und hab' ihn gefunden.“ Und die Brüder verſtehen dieß Symbol der Liebe und ſtellen ſich vier, fünf Mann hoch vor die ſittige Jungfrau, und ſie erröthet, leiſe das verſchämte „Ja“ flüſternd. Kommt dann einſt der Augenblick, da ſich in ihr ein neues Leben regt, ſo liſpelt ſie dem älteſten unter den eiferſuchtsloſen Brüdern das ſüße Geheimniß ins Ohr, und das zweitemal dem

Digitized by Google

nächſtfolgenden, dann ſofort bis zum jüngſten, bis ſie bei dem älteſten wieder anfängt. Schenkt Dalai Lama, der große Gott, aber nur Einmal dieſe Freude, ſo haben alle Brüder ein Recht an ihr, obſchon der ältere ein größeres als die übrigen. Das ſind die Sitten von Tibet.

Gylluspa, deren Mutter ſchon auf den Berg Summu, den Sitz der Götter, hinübergegangen, war ein Muſterbild kindlicher Zärtlichkeit, was um ſo mehr ſagen will, da ſie vier Väter zu verehren hatte. Aber der älteſte von ihnen, Hali-Jong, war vor Allen jezt des liebevollſten Zuſpruchs bedürftig; denn über ſeine gebräunte Stirn hatten ſich tiefe Furchen gezogen und aus ſeinen Mienen ſprach ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müſſen, wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht erhalten hätte. Man ſah es ihm an, daß er eine ſchwere Laſt zu tragen hatte und nicht die Kraft dazu beſaß. Was mochte ihm widerfahren ſeyn? Dennoch ſprach Hali-Jong ſehr viel, wie alle Furchtſamen, die durch ihre eigenen Worte ſich Muth einflößen wollen. „Beim ſiebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Taſſiſſudon!“ ſagte er, und nahm bei dieſem Schwur ſeinen lackirten Hut ab, „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer iſt! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zulezt in dem Zelt ſeines Rachens auszuruhen.“ — „Nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jong, Gylluspas zweiter Vater, „die Schrecken dieſer Reiſe werden hinreichende Strafe für die Verbrechen ſeyn, die man dir vorwirft. Der große Stellvertreter des großen Lama (ach, möchte er den Erdkreis würdigen, bald wieder in ihm zu erſcheinen!) kann dieſe Pilgerfahrt nur für eine Läuterung deines Wandels anſehen. Er wird dir laſſen, du frommer Waller, was der Himmel dir ſchon gegeben hat.“ — „Du läſterſt, mein Bruder!“ wies ihn Hali-Jong zurück, auf den kein Troſt wirkte; „vergleiche mich nicht den heiligen Männern, die nackt durch das Gebirge laufen und ſich an Dornen blutig ritzen, die auf dem Schnee ſchlafen und mit keinem Waſſertropfen ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf einem Thiere gewallfahrtet? welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er ſeinen Tempel von Angeſicht ſchauen kann, und wird die gefährlichſten Wege, die zu ihm führen, für einen Roſenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen geſezt iſt.“

Gylluspa weinte über den kläglichen Ton ihres Vaters, und ihre andern Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn ſie die ihren fließen ſahen. Hali-Jong aber waren ſie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen ſchien, ſo wollte er doch nicht, daß die Andern an ſeiner Zukunft verzweifelten. Er wandte ſich alſo raſch um, ſo daß ſein Pferd faſt geſtrauchelt wäre. „Habt ihr euch zu meinen Anklägern geſellt?“ rief er, die betende Avantgarde des Prieſters überſchreiend; „wer hat den Armen mehr Almoſen gegeben, als ich? Wer hat ſich ein Stück Fleiſch, wie ich, aus dem Rücken ſchneiden laſſen und es den Göttern geopfert? Schicke ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Alahabad, die heiligen Oerter, waſche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in blechernen Büchſen kommen laſſe, und reibe meine Glieder mit Sand, der aus dem heiligen Fluſſe gefiſcht iſt? Wer ſeyd ihr, daß ihr mich wie einen Todten beklagt!“ Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſagte: „Theurer Bruder, wir vermögen nicht, dich betrübt zu ſehen. Sey fröhlich, und unſere Angeſichter werden glänzen. Du vergällſt uns die Freude unſers Lebens, die nur du biſt und Gylluspa. Wer ſagt, daß du zu fürchten haſt? Deine Tugenden ſtehen im Buche des Himmels angeſchrieben, daß ſie in Laſſa ohne Zweifel leſen werden; deine Unſchuld wird dich heim begleiten, wie ein köſtliches Geſchmeide, das man dir heimlich unter deinen Sattel legt.“ Hali-Jong verſank in Nachdenken und ſchwieg.

Der Winterfroſt, der auf dieſen Gebirgen mit rieſiger Hand liegt, zerſtört den morſchen Stein und gibt ihm oft die wunderlichſten Geſtalten. Dieſe ſpitzen Zacken und pyramidaliſchen Formen haben viel Aehnlichkeit mit Marterwerkzeugen, und ſie mußten daher auf den abergläubiſchen und beſorgten Hali-Jong alle die Eindrücke machen, die ein furchtſames Gemüth von böſen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechſelten die natürlichen Formationen mit künſtlichen ab. So wie ſich die Reiſenden einem in den Fels gehauenen Tempel oder einem Götzen näherten, ſenkten ſie ihre Häupter, hielten ihre Roſſe an und murmelten einige Gebete, die ſie immer in Bereitſchaft haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beſchluß.)

Was wird geleſen?

Es iſt ſchwer, die verſchiedenen Klaſſen des Leſepublikums zu ſondern; aber wenn wir jene unreifen, kindlichen, von jeder Erfindung ſogleich gefangenen Seelen, die Ladendiener, die Putzmacherinnen, die Dutzendleſer ausſcheiden, ſo laſſen ſich wohl Aller Bedürfniſſe auf gewiſſe gleiche Anforderungen zurückführen. Neuheit und Ueberraſchung werden hier immer entſcheidend bleiben, bis auf einen Punkt, wo entweder das Vorurtheil oder die Empfehlung wirkſam eintritt. Die Briefe eines Verſtorbenen wurden geleſen, weil ſie in den höhern Cirkeln im Munde Aller waren und es zu ſeyn verdienten; gegen Heine's Schriften dagegen ſträubt ſich bei einer großen Maſſe des Leſepublikums das Vorurtheil; die jungen Töchter der gebildeten Familien wollen ſie nur kaſtrirt haben und fangen erſt ſeit ſeinen Darſtellungen der deutſchen Literatur an, ſoll ich ſagen gerechter oder nachgiebiger? gegen den geiſtvollſten Schriftſteller zu werden. An

dieſer Thatſache zeigt ſich die Schulbildung, die namentlich in den weiblichen Erziehungsanſtalten unter dem Einfluſſe von Männern ſteht, welche ſelbſt höchſt unvollkommene ſchriftſtelleriſche Verſuche gemacht haben, aber immer noch Gelehrſamkeit genug bei einem vielleicht milden Charakter beſitzen, um auf die Achtung und das Vertrauen ihrer Zöglinge zu wirken. Hier wird auf die beſten Schriften Interdikt gelegt, und die weibliche Jugend iſt immer ſo gut geartet, es mit züchtiger Strenge zu beobachten. Aber das Leſebedürfniß iſt doch einmal da! Was leſen dieſe ſogenannten gebildeten Töchter? Sie leſen jezt alle mit Enthuſiasmus Bulwers Romane, die ihnen in mancherlei Ausgaben zugänglich gemacht werden. Bulwer iſt auf dem Wege, ein Lieblingsautor zu werden.

Der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur droht gegenwärtig eine große Gefahr, die weder von der Politik, noch von der reinen Wiſſenſchaft ausgeht. Das Publikum iſt auf den Einfall gekommen, ſich unterrichten zu wollen. Es will wiſſen, wie lange der Kaſuar braucht, um ſeine Eier auszubrüten, wie viel Schritte das Faulthier an einem Tage zurücklegt, welches die Pflege der Baumwollenſtaude iſt, wie der Markusplatz in Venedig, das Hofburgthor in Wien, die Glyptothek in München ausſieht, und greift deßhalb zu einer Erſcheinung, wie das Pfennig-Magazin, mit einer anſteckenden Bereitwilligkeit. Und faſt allen ähnlichen Unternehmungen wendet das Publikum ſeine Theilnahme zu. Baumgärtner, der es mit ſeinem Heller-Magazin dem Pfennigblatte Bosſange's nachthun will, kann ſchon jezt den Andrang der Käufer nicht zurückhalten. Bedenkt man dabei, wie viel Abnehmer längſt ſchon Meyers Univerſum, Baumgärtners Welt und Zeit, Strahlheims Alles für Alle und jezt das Hanewaldſche Kosmorama (das zur Belletriſtik wieder einlenkt) zählen, ſo kann man einen Ueberſchlag machen, wie viel Leſekräfte verbraucht werden, wie viel Zeit für die Produkte des Dichters verloren geht, wie nüchtern und gelehrt die Phantaſie wird. Rechnet man dazu, daß zur ganzen Herſtellung dieſer Literatur nichts nöthig iſt, als eine Schnellpreſſe und die eben ſo ſchnelle Hand eines Ueberſetzers, ſo wird man meine Beſorgniſſe nicht für ungegründet halten. Die Kritik kann hier nichts ausrichten, eben ſo wenig der Buchhandel, der von der Kaufluſt abhängig iſt, das Wenigſte das Publikum ſelbſt. Das Publikum iſt eine Eroberung, die Jeder machen kann; das Publikum läßt ſich von dem Talente bevormunden. Man ſuche alſo nur die Talente auf, ſtelle ſie an den rechten Ort, und das Publikum wird ſich zulezt von dem einförmigen, trockenen, irreproduktiven Felde der Pfennig- und Hellermagazine ſchon wieder ein- und wegfangen laſſen.

Ich will hier nicht abbrechen, ſondern auf Berlin wieder zurückkehren und eine Frage zur Sprache bringen, welche nach dem Vorhergehenden ziemlich nahe gelegt iſt. Was wird bei uns geſchrieben? Wir ſtellen dieſe Frage nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, und fragen nicht bei unſern Profeſſoren herum, was ſie zur nächſten Meſſe fertig haben, bei Raupach, Müchler, W. Alexis, Theodor Mundt, Fr. Förſter u. ſ. w., womit ſie das Maaß ihres Ruhmes zu vermehren gedenken, ſondern, was wird zunächſt für Berlin geſchrieben?

München hat ſeinen Bazar, das Sonntagsblatt, den reiſenden Teufel; Wien den Sammler, die Theaterzeitung; faſt alle nordiſchen Städte haben ihren Freiſchütz, wie in Hamburg, ihren Rübezahl, wie in Breslau, und dazu eine Menge von Courieren, Figaros, und wie ſonſt der Witz auf ſchlagende Titel ſinnt. Wer kennt dieſe Ephemeren? Am Ort ihres Erſcheinens reißend geleſen, mit Ungeduld erwartet, wie ſie die Preſſe verlaſſen, ſind ſie im nächſten Umkreiſe unbekannt, und klingen an das Ohr der größern Leſewelt nur, wenn ſich dienſtwillige Freunde bereit finden laſſen, in geleſenern Blättern ihrer Erwähnung zu thun. Man ſehe auf dieſe kleine, oft recht plebejiſche Literatur nicht mit Verachtung herab. Jede Magd, die das bedruckte Papier, worin ſie ihre Küchenbedürfniſſe vom Krämer gewickelt erhält, aufmerkſam durchlieſt, ſollte euch intereſſiren. Beſucht die öffentlichen Orte, Konditoreien und Trattorien, beſucht das Boudoir junger Schönen, während ſie noch im Negligé ſind, und überzeugt euch von der Lektüre, nach der am meiſten gegriffen wird. Bei den höchſten Perſonen dahier wird man den witzigen Don Quixote, ein hier erſcheinendes Unterhaltungsblatt, nie weit entfernt vom politiſchen Wochenblatt finden. Das ſind Symptome, die dem Belletriſten doch in der That noch willkommener ſeyn können, als die 30.000 abgeſezten Exemplare des Pfennig-Magazins. Wenn ihm dieſe weh thun, dürften ihm jene zum Troſt gereichen, daß es noch Menſchen gibt, welche freien Ergüſſen der Laune und der Phantaſie ihr Ohr leihen.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 257:
Pantoffeln.

Logogriphiſche Füllungen.

1.

(Bekannt, als Muſter.)

In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze du hinein:
Und der Leiden größter Ueberwinder
Wird gefunden ſeyn.

Auflöſung: Geld. Geduld.

2.

In das Herz des Mädchens
Wirf ein e hinein,
Alsbald wird geſchloſſen
Ihre Ehe ſeyn.

3.

Aus des Ozeans Mitte
Steigt hervor mit iſt
Ein berühmter Wilhelm,
Der jezt fertig iſt.

4.

Was du viel von Mädchen hörſt,
Wenn ſie recht vertraulich ſchwatzen,
Setze te hinein, ſo löst
Draus die Bäurin manchen Batzen;
Fäßchen ſind's, oval und klein,
Doch darin kein Branntewein.
Endlich noch ein m dazwiſchen,
Wird es dir die Kehl' erfriſchen,
Kübel, ſchenkt es Waſſer aus,
Faß iſt's, fließet Wein daraus.

5.

Wie mit g ein Nagethier
Zaubrer wird, das ſage mir.

6.

Aus Allem, was dir bitter ſchmeckt,
Wirf nur ein Doppel-T heraus,
Zwar bleibt es bitter, doch es ſchmeckt
Und treibt auch Sorgen Manchem aus.

J. C. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. November 1833.

Mit Zaubertrommel und Fahne,
Und Buch und Glöcklein geſchmückt,
Vom irren Fieberwahne
Beſeſſen und verzückt —
Das iſt der Zauber der Geiſter,
Der den Schamanen füllt,
Wenn ſchäumend dreiſter und dreiſter
Des Geiſtes Macht er enthüllt.

Stieglitz.
Bilder des Orients.

Eine tibetaniſche Scene.

(Beſchluß.)

Die Karavane hatte ihre Richtung durch einen langen Hohlweg genommen, deſſen Schlußpforte ein großes Feldſtück bildete, dem von der einen, jezt den Reiſenden ſichtbaren Seite eine künſtliche Form gegeben war. Hier haben wir die Anfänge der tibetaniſchen Plaſtik, die gegenwärtig auf einer anſehnlichen Höhe ſteht und die chineſiſche bei weitem übertrifft. Der furchtbarſte aller Götzen, Mahamuni, ſaß da, aus einem rieſenhaften Steinkoloſſe gebildet, mit ſteifem Haupte, verſchränkten Armen und untergeſchlagenen Beinen. Dieß Ungethüm würde uns Schrecken einflößen; diejenigen, welche an es glaubten, empfanden aber eine heilige Scheu und neigten ſchon in der Ferne ehrfurchtsvoll ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, ſtiegen alle vom Pferde und warfen ſich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein klägliches Geſchrei, ſezte der kalten todten Steinmaſſe alle ſeine Leiden und Beſorgniſſe auseinander, und ſchied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Laſſa, dem Sitze des Dalai Lama, treten ſollte, ihre gnädige Fürſprache erwirkt zu haben.

Man war ſo glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer rieſenhaften Felswand, hatte aber die Ausſicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei ſich gegenüberſtehende Pforten zugänglich war. Die Häuſer lagen in ziemlicher Entfernung von einander und waren dürftig aus Holzſtämmen aufgeführt. Die tibetaniſche Bauart, ſo verſchieden auch die Materialien und die innere Ausſtattung ſeyn mögen, iſt überall dieſelbe. Die Häuſer ſtehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Palliſaden, die noch hoch über das erſte Stockwerk hinausragen, und ſind erſt im zweiten bewohnbar. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthſchaften, zur Stallung des Viehes, und in den obern begibt man ſich vermittelſt einer Leiter, die von außen hinaufführt. Die Gaſtfreundſchaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Roſſe wurden von ihrer Laſt befreit, gefüttert und in das erſte Stockwerk eines ſolchen von uns beſchriebenen Hauſes geführt, wo man ſie ſorgfältig in Decken einhüllte, um ſie vor der empfindlichen Nachtkälte zu ſchützen. Die Diener verſchmähten nicht, dieſelbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Luſt, im obern Raume ihrem Beiſpiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speiſe und Trank zurückweiſend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberg[illegible] derzulaſſen. Schon ſeit vielen Nächten war von ſei[illegible] der Schlaf geflohen, nur ſeiner Gyllusya gelang es ihm durch ihre Lieder und die Töne, welche ſie ku[illegible]

der Guitarre, einem in Tibet eben ſo bekannten Inſtrumente, wie das Flageolet, zu entzaubern wußte, die Ruhe zu verſchaffen, deren er ſo ſehr bedürftig war. Sie ſezte ſich neben ihn auf einen ausgebreiteten Teppich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß ſie die zarten Saiten ihres Inſtrumentes anſchlug, da banden ſie alle ihre ſchon ſinkenden Kleider wieder feſt und eilten auf den grünen, vom Mondſchein beleuchteten Plan in ihre holdſelige Nähe.

Eine Veränderung der Scene unterbrach den Geſang des Mädchens, dem die Männer mit aufmerkſamer Wonne gelauſcht hatten. Aus dem Gebirgspaſſe, der dem von den Reiſenden betretenen gegenüber lag, brachen plötzlich einzelne verworrene Laute, die allmählich immer ſtärker wurden. Es war ein Getös wie von metallenen Inſtrumenten, die von Trommeln und rufenden Menſchenſtimmen begleitet waren. Lichtſtrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales, und ein voranſteigender dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultariſchem Anlauf brach jezt eine dunkle Horde von Menſchen in das Thal, in wildem Aufzuge, einzelne verzückte Ausrufe ausſtoßend und ſie mit den lärmenden, kupfernen Keſſelpauken begleitend. Die Menſchen erſchienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken bekleidet, um welche endloſe Stricke gebunden waren. Mit den unbefeſtigten Enden dieſer Stricke geißelten ſie ſich ſelbſt und untereinander mit einer barbariſchen Wuth und Erbitterung, deren Grund man in den Vergehungen ſuchen muß, die ſie auf dieſem Wege büßen wollten. Je beiſpielloſer und blutrünſtiger dieſe Liebkoſungen waren, deſto tiefempfundener die Reue. Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper eine Wolluſt iſt, geſchlagen zu werden, ſo wird man ſich das Vergnügen erklären können, das die Geſellſchaft über ihre ſchlagenden Unterhaltungen zu empfinden ſchien. Auf dieſe Weiſe durchſtreifen die Sunneaſſers oder Fakirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden; die ſeltene Genügſamkeit, die ſie ſich auferlegen müſſen, macht, daß ihre tumultuariſchen Züge nicht denen der Heuſchrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Verwüſtung bezeichnen. Im höhern Tibet werden dieſe Karavanen ſeltener, weil ſie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Orts verbunden ſind, und aus der nur ſchwachen Bevölkerung ſich nicht ſo vervollſtändigen können, wie in dem bevölkerten Süden. Sie ſtehen aber überall im Geruch einer großen Heiligkeit und werden von allen Gläubigen beneidet, denen das Geſchik nicht vergönnte, die heiligſten Wallfahrtsorte zu beſuchen. Welcher Sunneaſſer hätte ſich auch nicht in den Fluthen des Ganges gebadet? Dieß war eine Weihe, die einer Verjüngung zur Unſterblichkeit gleichkam.

[illegible] Pi=Jorig und ſeine Brüder waren bei der erſten [illegible] der wilden Heiligen aufgeſtanden und hatten ſich, [illegible]Unspa in ihre Mitte ſchließend, in eine demüthige Stellung begeben. Die Pilgrime ſchienen im Thale raſten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überſchritten haben, hätten ſie ſich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit, auch ſtehend zu ſchlafen, wozu ſie ſich aber, obſchon der Mond im Zenith ſtand, noch nicht anſchickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, ſie ſtiegen aus ihren Hütten herunter und warfen ſich, den Segen der Pilgrime anflehend, nieder. Dieſe ſelbſt bildeten einen Kreis und begannen unter der magiſchen Fackelbeleuchtung, in ihrem abentheuerlichen Aufzug, einen geheimnißvollen, aber wilden und für uns unehrbaren Tanz, deſſen Myſtik die eleuſiniſche noch zu übertreffen ſchien. Jezt öffnete ſich der Kreis der Büßer, und eine Veränderung trat ein, die ohne Zweifel das Finale dieſer aſiatiſchen Moralität vorſtellen ſollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Geſtalt ſtürzte aus dem Cirkel heraus, blieb dann plötzlich ſtehen, warf ſich wieder zurück, drehte ſich im Kreiſe, und in demſelben Augenblicke zog ſie Bogenwindungen, als ſey ſie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern um den Leib befeſtigt waren. Eine Krone von Federn ſaß auf dem Haupte und ſchien die wunderbare Schnelligkeit dieſer verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteten in einer Verklärung, die der Erde ſchon entrückt war. Die kleinſten Theile am Körper, die Fingerſpitzen, die Fußzehen, waren wie von einer elektriſchen Bewegung ergriffen. Alles regte ſich an dem Tänzer, und die verſammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in ſeinen phantaſtiſchen Wendungen waltete. Sie verſtanden dieſe geſtreckten Lagen, wo ſich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten, die plötzliche Verſchränkung dieſer Gliedmaßen, die ſo ſchnell vor ſich ging, daß man ſie auf einen Augenblick aus dem Geſichte verlor, dieſe Umarmungen eines Gegenſtandes, der zulezt Niemand war, als der Tanzende ſelbſt, dieſe wunderbaren Touren, die er im pfeilſchnellen Fluge nach allen Seiten und nach allen faſt zu gleicher Zeit hinzeichnete. Und als dieſer erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückflog und dieſer unter lautem Geſchrei, Fackelſchwingen und Lärmen auf den großen Paukenkeſſeln geſchloſſen wurde, da warf ſich Alles neunmal auf die Erde nieder und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunſt die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmählich in leiſern Luftſchwingungen verhallt, ſo nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiöſen Begeiſterung in einem immer ſchwächern Ton ab, bis nach und nach ein leiſes Murmeln eintrat, und zulezt eine feierliche Stille, die um ſo mehr gegen das Vorangegangene abſtach, als auch die Fackeln verlöſchten und die Mondſtrahlen ſich hinter einer Bergſpitze

Digitized by Google

ſammelten. Die Dunkelheit verbarg das merkwürdige Schauſpiel einer im Stehen ſchlafenden Menge. Die Dorfbewohner ſtiegen in ihre Häuſer, und Hali-Jong, nebſt ſeinen Brüdern, heftig ergriffen von dieſen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voller Seligkeit, heute gleichſam in den Vorzimmern der Göttersäle zu ruhen.

Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs.

(Fortſetzung.)

Unter ſolchen Betrachtungen, wie man ſich ihnen ja ſo gerne auf der Reiſe hingibt, kam ich nach Kolmar.

Kolmar iſt eine alte Stadt; die Bauart der Häuſer, das gothiſche Bildwerk daran, die frommen Sprüche über den Thüren, verſetzen einen ganz ins Mittelalter. Die Sprüche ſind naiv: der Hausherr, dieß iſt der durchgehende Gedanke, ſtellt das Haus in Gottes Schutz. Deus dedit incrementum, ſteht über einer Thür, Deus quoque custodiet. Nicht ſelten identificirt ſich die Familie mit dem Hauſe; ſo in dem weiſen, ſchönen Spruch: Accrescat domui huic et res et decus. Ja, darin liegt die wahre Weisheit des Familienvaters: Ehre ohne Vermögen iſt etwas Unerſprießliches, Vermögen ohne Ehre iſt Schande: res et decus! — Kolmar hat auch einen alten Dom; von den Wundern des Straßburger Münſters iſt dabei freilich nicht die Rede, indeſſen hat er einige merkwürdige architektoniſche Details. In dieſer Beziehung iſt beſonders auf ein kleines Seitenpförtchen aufmerkſam zu machen, woran das Bildwerk ein wahres Muſeum von Grotesken und Karrikaturen iſt. Die Karrikaturen ſind ſo alt wie die Welt; auch das Mittelalter hatte die ſeinigen; wo brachte es aber dieſelben an? es meißelte ſie über Kirchenthüren. Nach meinem Gefühl ſind Dantans Gipsgrotesken und die lithographirten Karrikaturen, die zu Paris Quais und Boulevards bedecken, lange nicht ſo beißend, körnig und luſtig, als jene Grotesken über Kirchenportalen und an Chorſtühlen. Am kleinen Portal zu Kolmar zählt man über hundert Köpfe, jeden von eigenthümlichem Charakter und Ausdruck; gleichſam ein Inbegriff aller Lächerlichkeiten, deren der Menſch fähig iſt.

Auch an den Chorſtühlen zu Alt-Breiſach befinden ſich Grotesken; wie häufig, ſieht man daſelbſt Mönche in den allerplumpſten und lächerlichſten Poſituren dargeſtellt. Schon oft iſt die Frage aufgeworfen worden, wie dergleichen Schnitzwerk in die Kirchen komme, und zu Beantwortung derſelben hat man von der Spottſucht und dem Widerſpruchsgeiſte der Künſtler im Mittelalter geſprochen. Dieſe Erklärung kann ich nicht befriedigend finden. Die Sänger im Mittelalter machten ſich auch oft genug über Kleriſei und Mönche luſtig; aber ihre Spottlieder wurden deßhalb doch nicht in den Kirchen wie Pſalmen abgeſungen. Wie kam nun das ſatiriſche Schnitzwerk in die Kirchen? Hiebei iſt vor Allem zu bemerken, daß auf Bildwerken dieſer Art immer nur Mönche vorkommen, nie Weltgeiſtliche. Nun herrſchte aber im Mittelalter gewaltige Eiferſucht zwiſchen den Mönchsorden und der Säkulargeiſtlichkeit; erſtere gaben ſich für heiliger aus als leztere. Aber die Säkulargeiſtlichkeit baute die Kirchen; und ſo kühlte ſie denn ihr Müthchen an den ſtolzen Mönchen, indem ſie dieſelben der Künſtlerlaune preisgab, und es kitzelte den Domherrn, in einem Chorſtuhle zu ſtehen, woran die burleske Figur eines Mönchs den Träger vorſtellte.

Alt-Breiſach liegt auf dem jenſeitigen Rheinufer; wir ſezten in einem Kahn über den Fluß. So und nicht anders muß man den Rhein paſſiren; auf einer Schiffbrücke, wie bei Kehl oder Mainz, wird dem Reiſenden der Eindruck des Stroms bedeutend geſchwächt; und weil man auf dieſe Weiſe auf ebener Fahrbahn hinüberkommt, fühlt man es auch weniger, daß man fremden Boden betritt. Als wir eben unſer Fahrzeug beſteigen wollten, kamen mehrere Nachen voll Freiburger Studenten herüber, die einen Ausflug nach Frankreich machten; ſie ſangen das Rheinweinlied: am Rhein, am Rhein! In Alt-Breiſach angelangt, ſtiegen wir ſogleich zu der alten Kirche hinauf, die auf einem Hügel über dem Rhein liegt. Hier ſtand einſt Alt-Breiſach. Von der Platform der Kirche genießt man einer herrlichen Ausſicht auf den Rhein, die Vogeſen und den Schwarzwald. Während wir ſo ſtanden und ſchauten, hörten wir in der Kirche ſingen und traten ein. Die Kirche war voll: einerſeits die Männer, andernſeits die Weiber, viele noch in der Landestracht mit eigenthümlichen Mützen; doch auch dieſe Tracht iſt im Verſchwinden, wie alles Alte. Die Meſſe wurde mit Orgelbegleitung von den Schulkindern geſungen. Es waren über fünfzig Stimmen, aber alle im herrlichſten Einklang. Noch ſelten in meinem Leben hatte ich ſo ſchönen Kirchengeſang gehört; ja, nur den Chor mit Orgelbegleitung im fünften Akt von Robert le diable — ich ſchämte mich der profanen Ideenaſſociation — wüßte ich, dem Eindruck nach, den er auf mich machte, mit der Meſſe zu Alt-Breiſach zu vergleichen. Aber gelobt ſey Gott! die Meſſe war ſchöner als der Theaterchor, und die Wirklichkeit ſtand, wie immer, weit über der Fiktion. Wie rein, friſch, ausdrucksvoll waren dieſe Kinderſtimmen! wie andachtsvoll das zuhörende Volk! und wie herrlich lachte die Natur in ihrer Pracht und Ruhe durch das offene Portal der Kirche herein! wie majeſtätiſch ernſt wälzte der Rhein ſeine Wogen um

Digitized by Google

Inſeln und vielfach geſchlängelte Ufer! wie ſchön die dunkeln Wände des Schwarzwalds und der Vogeſen neben dem im vollen Sonnenſchein prangenden Thale! Und dazu kam noch ein Umſtand, der den Eindruck auf's Höchſte ſteigerte: dieſe Kirche, wo aus Kindermund ſich Gottes Lobgeſang erhob, war das einzige übrig gebliebene Gebäude auf dem Hügel von Alt-Breiſach; Alles Andere, Häuſer, Rathhaus, Kaſernen, hatten die Bomben der Franzoſen im Jahr 1793 dem Boden gleich gemacht. Auch die Kirche hatte ſtark gelitten, das Gewölbe war eingeſtürzt; die Einwohner ſtellten es wieder her, aber Kraft und Muth reichten nur für die Kirche, für das Gotteshaus; alles Uebrige ließen ſie in Trümmern liegen. Man kann ſich nichts Trübſeligeres denken, als die Stätte, wo einſt die Hauptſtraße von Alt-Breiſach war. Zu beiden Seiten des Wegs halbeingeſtürztes Mauerwerk, ringsum das Bild der Zerſtörung, und wie am Tage nach einem Sturm in den Kellerräumen der Trümmer hie und da eine armſelige Hütte. Wir ließen uns hier in ein Geſpräch mit einem alten Manne ein. „Warum haben denn die Leute ihre Häuſer nicht wieder aufgebaut?“ — „Sie ſind weggelaufen; was dageblieben iſt, hat nichts.“ Als wollte er ſeine Armuth entſchuldigen, bemerkte uns der Alte mehr als einmal, er habe hier ein Haus von vier Stockwerken gehabt. Dieſes einzige Wort bezeichnete ganz Alt-Breiſachs alten Glanz und das Unglück von 1793, und beim Anblick des elenden Schoppens, in dem der Alte hauste, fühlte ich vollkommen, wie er, um all ſeinen Schmerz, all ſein Angedenken an beſſere Tage auszudrücken, nur zu ſagen brauchte: mein vierſtockiges Haus!“

So betrat ich den Boden von Deutſchland. Der Geſang der Studenten auf dem Rhein, der Kirchengeſang der Kinder, die Trümmer von Alt-Breiſach — damit trat mir gleich beim erſten Schritt im Lande vor die Seele, welche Bedeutung im häuslichen und religiöſen Leben der Deutſchen die Muſik hat, welche Bedeutung für ihre Geſchichte ſeit vierzig Jahren die Franzoſen haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Schickſale des Kapitän Roß.

Das Stadtgeſpräch iſt die Zurückkunft des bereits aufgegebenen Kapitän Roß; ich theile Ihnen mit, was man vorläufig über ſeine gefahrvolle Expedition erfährt.

Im Jahr 1829 lief bekanntlich Kapitän Roß aus, ein altes Problem zu löſen, zunächſt indeſſen, zu ermitteln, ob die neue Durchfahrt, welche, wie man ganz beſtimmt verſicherte, in der Nähe von Prinz-Regents Sund ſich befinden ſollte, ſchiffbar ſey. Kaum in den Gewäſſern des Polarzirkels angelangt, verlor ſein Schiff, die Victory, den Fockmaſt, und da es auch ſonſt Schaden gelitten, ſah er ſich genöthigt, zum Behuf der Ausbeſſerung zu Wideford auf Grönland anzulegen. Die Nachricht, daß er von da am 29ſten Juli 1829 wiederum unter Segel gegangen, war die lezte authentiſche Kunde von ihm, und ſeit jener Zeit bis zu ſeiner Rückkehr nach England, vor wenigen Tagen, zweifelte man ſogar, ob er noch am Leben ſey. — Der Sommer 1829 war ganz ungewöhnlich mild und die See freier von Eis, als bei irgend einer der frühern Expeditionen. Am 14ten Auguſt gelangte Roß an die Stelle, wo die Fury Schiffbruch gelitten und wo ihr Mundvorrath ausgeſchifft worden war. Lezterer befand ſich noch in gutem Zuſtande, das Gerippe des Schiffes aber war gänzlich verſchwunden. Nachdem er ſich hier mit aller Nothdurft verſehen, wandte er ſich gegen Süden und umſchiffte Cap Carny, von wo er längs der weſtlichen Küſte in ſüdweſtlicher Richtung bis zum 72ſten Grad nördlicher Breite gelangte. Erſt hier zum erſtenmal hinderte ihn das Eis ernſtlich in ſeinem Vordringen; er ſezte indeſſen ſeine Fahrt ſüdwärts fort, hielt ſich dabei, ſo nahe er bei dem ſeichten Fahrwaſſer konnte, an die Weſtküſte und ſtieg von Zeit zu Zeit ans Land, um die neuen Länder, welche er auf dieſem Wege entdeckte, mit den üblichen Feierlichkeiten für den König von Großbritannien in Beſiz zu nehmen. Die heftigen Strömungen, das dicke Eis und die Klippen, mit denen die Küſte beſezt iſt, machten dieſe Fahrt äußerſt gefährlich. Mehr als einmal war die Victory ganz nahe am Scheitern und wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. Endlich, nach unſäglichen Anſtrengungen, gelangte man zur 70ſten Parallele, ganz ſüdlich von der Spize, wo das Wrack der Fury liegt. Hier aber ſtieß das Schiff auf einen undurchdringlichen Eiswall, und man entſchloß ſich, in einem Hafen, den man fand, zu überwintern.

Im Januar 1830 trat Kapitän Roß in Verkehr mit einem höchſt intereſſanten Stamm von Eingebornen, welche nie zuvor mit Fremden in Berührung gekommen waren. Nicht lange, ſo hatte ſich zwiſchen den Seefahrern und den Eingebornen ein recht gutes Verhältniß gebildet, und ſo verfloß der erſte Winter, der noch dazu nicht übermäßig ſtreng war, ganz angenehm. Da ſie von den Eingebornen gehört hatten, das öſtliche Meer ſey vom weſtlichen durch eine Landzunge getrennt, ſo wurde dieſer Punkt aufgenommen, und die Hoffnung, in dieſer Richtung eine Durchfahrt zu finden, ward dadurch vollends ganz zu nichte. Der Neffe des Kapitän Roß, der den Auftrag hatte, die Küſte der weſtlichen See, die zum Cap Turnagain (Kehrum) führt, aufzunehmen, drang gegen lezteres bis auf 25 geogr. Meilen vor und kehrte erſt eine kurze Strecke vor der Stelle um, wo nach Kapitän Bak ſich der Fiſhriver in die See ergießen ſollte. Er überzeugte ſich auch, daß das Land mit dem um Repulſe-Bay unmittelbar zuſammenhängt. Im Herbſt 1830 harrten die Reiſenden vergeblich darauf, daß das Eis ſchmelzen werde, wie das Jahr zuvor. Troz aller Anſtrengungen konnten ſie kaum eine Meile zurück, und mußten nun, in der ſchrecklichen Ausſicht auf den Winter, der furchtbar ſtreng wurde, denn die niedrigſte Temperatur war 55⁰ Reaumur, Halt machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 5. November 1833.

Stolz blickt nieder auf mich dein lächelndes Auge, und gleichwohl
Wandl' ich die Bahn der unſterblichen Alten!

Klopſtock.

Proben einer deutſchen Odyſſee. *)

1.

Athenes Ankunft auf Ithaka. Empfang. Dortige Verhältniſſe.

(1. Buch.)

So ſprach die Göttin; an die Füße band
Sie die Sandale jezt zum raſchen Flug,
Die ſchnell mit Windeswehn durch Meer und Land
Auf goldnen Flügeln ſie von dannen trug.
Dann griff ſie nach dem ſtarken, feſten Speere,
Womit in ihrem Grimm die Männerheere
Des großen Vaters Tochter niederſchlug.
Von des Olympos Höhn mit Sturmesſchnelle
Fuhr ſie herab nach Ithaka und ſtand
Vor des Odyſſeus Thür und an des Hofes Schwelle,
Die ehrne Lanze in der Hand.
Dem Herrn von Taphos, Mentes, glich ſie ganz,
Odyſſeus altem Freund', an Wuchs, Geſtalt und Glanz.
Hier vor der Thür, am Brettſpiel, ſchaut
Die Freier ſie vergnügt ohn' alle Maßen,
Wie ſie herum auf dichter Ochſenhaut,
Von ihnen ſelbſt geſchlachtet, ſaßen.
Herold und flinke Diener goſſen Wein
Und Waſſer in den Krug hinein,
Fleiſch brachten andre und zerſchnittnen Fiſch,
Und andre reinigten mit lockrem Schwamm den Tiſch. —
Telemachos vor allen Gäſten lang
Erblickt den Fremden, wie er draußen ſteht.
Er ſaß im Kreis der Freier, düſter, bang,
Weil ſeines Vaters Bild ihm durch die Seele geht:
„Wird er einſt wieder kommen? und zerſtreut
„Er dann die Freier? treibt er ſie hinaus?
„Und wird er Herr ſeyn in dem eignen Haus
„Und hochgeachtet, wie in alter Zeit?“
Indeß er hier in ſolchem Sinnen weilt,
Sieht er Athene ſtehn und eilt
Mit einem Herz hinaus, das bitter grollte,
Weil an der Thüre lang der Fremde ſtehen ſollte.
Er trat hinzu, faßt' ihm die Hand hernach,
Nahm ihm die ehrne Lanze ab und ſprach:
„Es ſoll dir wohl bei uns ergehn! willkommen,
Mein werther Gaſt! und ſpäter laß mich hören,
Wenn du vorerſt ein Mahl zu dir genommen,
Was deine Abſicht iſt und dein Begehren?“

*) Der Gedanke, den älteſten Roman der Welt dem großen deutſchen Publikum durch die Form näher zu bringen, als bisher, iſt ein glücklicher; aber die Ausführung hat, neben den allgemeinen, eigenthümliche Schwierigkeiten. Wir überlaſſen die Beurtheilung der vorliegenden Proben dem Geſchmack der Leſer. D. Red.

Digitized by Google

Er ſprach's und ging voraus, ſie hintendrein.
Im hohen Saale ſtellt er ihren Speer
In den geglätteten Behälter ein
(Dort waren von Odyß noch andre Lanzen mehr).
Zu einem Stuhle ward ſie nun begleitet,
An welchem untenan ein Schemel ſtand;
Die ſchönſte Decke lag darauf gebreitet;
Er ſelbſt nahm ſeinen Platz zur linken Hand,
Bei Seite von des Freierhaufs Geſchwärme:
„Es ſtört (ſo fürchtet er) den Fremden das Gelärme,
„Und wenn er hier die Unart ohne Zahl,
„Zu der er kam, erblickt, entleidet ihm das Mahl."
Auch hofft Telemachos, daß ihm der fremde Mann
Von ſeines Vaters Loos berichten kann. —
In goldner Kanne auf dem Silberbecken
Trug Waſſer nun die Dienerin heran,
Die Hände drin zu waſchen, nebenan
Beeilt ſie ſich, den glatten Tiſch zu decken.
Zur Seite legte eine Jungfrau hold
Das Brod und ſezte leckre Speiſen vor,
Die Fleiſchestöpfe hielt beim Tragen hoch empor
Der Koch und brachte blank von Gold
Den Becher; hurtig iſt ein Herold dann erſchienen,
Mit edlem Weine zu bedienen.
Doch kam nun auch der troz'ge Freierhauf;
Auf Stühl' und Polſter ſezten ſich die Praſſer,
Herolde brachten her das Händewaſſer,
Die Mägde thürmten Brod in Körben auf;
Da griffen ſie nach all' dem edeln Mahl
Und Knaben füllten hoch zum Rande den Pokal.

2.

Telemachs Klage gegen Mentes.

(1. Buch.)

— — — — — — — —

Telemachos entgegnete ſogleich:
„Weil du um alles dieſes mich befragt,
So ſey es offen dir, mein Gaſt, geſagt!
Dieß Haus — es könnte wohl begütert ſeyn und reich,
So lang im Volke jener Mann gelebt;
Doch anders hat der Himmel es beſchloſſen,
Auf meinen Vater alles ausgegoſſen,
Wovor ein menſchlich Herz erbebt.
O, wär' er todt! Ich trau'rte nicht ſo ſehr,
Wär' er im weiten Troerlande mir
Gefallen bei dem treuen Griechenheer,
Wär' er in Freundesarmen hier
Nach jenem Kampf verſchieden; denn es hätte
Den Hügel hoch auf ſeiner Grabesſtätte
Das trauernde Achäervolk erbaut,
Und mächt'gen Ruhm hätt' er dem Sohn gelaſſen.
Doch ohne Ehr' und Glanz ſollt' er erblaſſen;
Er iſt hinweg — und alles ſtill — kein Laut —
Kein Laut von ihm; — verloren iſt mein Glück,
Nur Jammer blieb und Klage mir zurück. —
Doch nicht allein nur dieſes muß ich tragen;
Vernimm, welch andre Sorgen groß und ſchwer
Mir von den Göttern noch bereitet ſind!
Die Herrn der Inſeln ringsumher,
Samos, Dulichium, Zakynth,
Und vom Gebirge Ithakas, ſie wagen
Um meine Mutter alleſammt zu werben
Und mir das Gut von Grund aus zu verderben.
Die traur'ge Ehe darf ſie nicht verwehren,
Ein Ziel zu ſetzen, wird ihr niemals glücken,
Und unterdeß geſchieht's, daß ſie mein Haus verzehren;
Sie reißen bald mich ſelber noch in Stücken."

3.

Penelopes Erſcheinen im Saale bei den Freiern.

(1. Buch.)

Der Sänger ſang daſelbſt; die Freier hörten
Rings um ihn her die edlen Lieder ſtille:
„Wie aus der Troer Feld die Griechen traurig kehrten;
„Denn dieſes war Athenes Wille!"
Sein Lied hoch oben im Gemach vernahm
Penelope und dachte des Gemahles;
Sie ſtieg des Hauſes Trepp' herab und kam
Zum hohen Eingang des geſchmückten Saales;
Doch nicht allein, denn zwei der holden, ſchönen
Jungfrauen mußten ſie dahin begleiten;
Die ſtanden rechts und links zu ihren Seiten.
Sie hielt den Schleier vor und ſprach mit Thränen:
„O Phemios, du haſt ja andres viel
Von Göttern und von Menſchen ſchon geprieſen
Mit deinem wundervollen Saitenſpiel;
Drum ſetze dich und ſinge uns von dieſen;
Die andern hören dich in ſtiller Ruh'
Und trinken ſchweigend ihren Wein dazu.
Nur dieſes Lied — laß' es zu Ende ſeyn!
Es iſt ſo traurig und es ſchmerzt mich immer
Bis tief in meiner Seele Grund hinein.
Ich bin ja ſtets nur düſter, ſehnſuchtsvoll;
Das Haupt, den Mann vergeß' ich eben nimmer,
Deß hoher Ruhm in Hellas weit erſcholl."
Der Sohn verſezt: „Warum doch läſſeſt du
Nicht, wie er will, den Sänger uns berichten?
Der edle Sänger trägt die Schuld mit nichten;
Dem Himmel ſchreibe unſer Elend zu.
Der Himmel iſt es, Mutter! nach Gefallen
Ertheilet er das Loos den Menſchen allen.
Drum wird mit Unrecht Phemios geſcholten,
Wenn er das Mißgeſchick der Griechen ſingt;
Am meiſten hat zu jeder Zeit gegolten
Das, was noch neu und unbekannt uns klingt.

Digitized by Google

Drum, Mutter, faſſe dich und hör' es an!
Odyſſeus iſt ja nicht der einz'ge Mann,
Dem nie der Heimkunft ſüßer Tag erſcheinet;
Noch mancher andre Kämpfer wird beweinet.
Doch, Mutter, gehe nun zum Saal hinaus
An dein Geſchäft, zum Spinnen und zum Weben,
Damit du auch die Mägde ſich beſtreben
In dem Gemach bei ihrer Arbeit heiß'ſt.
Das Reden iſt für Männer und zumeiſt
Für mich; denn ich — ich bin der Herr im Haus!"
Verwundert ob des Sohnes keckem Wort,
Das ſie behielt, beſchleunigte den Gang
Penelope nach dem Gemache fort,
Beweinte dann den lieben Gatten lang,
Bis Pallas ſpät, von Mitleid angeregt,
Den ſüßen Schlaf ihr auf die Wimpern legt.

E. Eyth.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Geſchichte Blak-Hawks, des Legationsraths der ſechs Nationen.

Durch die in meinem vorigen Briefe enthaltene Schilderung des Verſteigerungsweſens wurde mir die Geſchichte eines Mannes in das Gedächtniß gerufen, welche zu merkwürdig iſt, als daß ich ſie Ihnen nicht erzählen ſollte, zumal ſich dabei Gelegenheit ergeben wird, Seitenblicke auf die verſchiedenſten Momente des amerikaniſchen Lebens zu werfen.

Ducamp ward es müde, das Palais-royal mit ſeinem ſchönen Lager von Gold- und Silberwaaren und feinen Bijouterien zu zieren; verdrießlich über den geringen Abſatz, packte er ſeine Uhren, Ketten, Ringe und Steine zuſammen, verließ Paris, wo er ſeit ſechs Jahren etablirt war, und kam nach Newyork. Als er dem Handel hier eine Weile zugeſehen und wahrgenommen hatte, daß ihm auch hier kein anderer Umſatz als durch Verſteigerung übrig bleibe, ſo ſchloß er, erſt die Kaufleute, welche die Waaren erſtehen und in das Innere des Landes hineinbringen, werden den eigentlichen Gewinn daran haben, und dachte, das könne er ſelbſt verdienen. Er trat alſo die große, mühſelige Reiſe an. — Wenn man mit dem Dampfboot früh wegfährt, ſo iſt man Abends in Philadelphia. Die Kommunikation iſt ſo lebhaft, daß man meint, man befinde ſich nur in einem andern Theil der Stadt, die man eben verlaſſen hat; denn man ſieht ganz dieſelben Menſchen, hier wie dort, die Gebräuche ſind unverändert, nur iſt Alles noch ſchwerfälliger, langweiliger. — Ducamp verlor keine Zeit und eilte, nachdem er hier und in Baltimore fruchtloſe Verſuche gemacht hatte, in die Kongreßſtadt.

Die hohen Perſonen der Regierung wohnen alle auf dem Capitolsplatze, der zum Glück gut gepflaſtert iſt; denn es hatte gewaltig geregnet, weßwegen in den andern endloſen Straßen, wo die Häuſer zu halben Meilen auseinander liegen, gar nicht durchzukommen war. Ducamp ging nun von Thüre zu Thüre und zeigte ſeine Waaren. Mit gnädigſter, würdevoller Herablaſſung wurde Alles beſehen, und in jedem Hauſe erhielt er das Verſprechen, man werde ihn in Newyork bei Gelegenheit beſuchen, weil es ſchon einmal ſo Sitte unter den hohen Leuten ſey, Alles ſelbſt in jener Stadt zu kaufen. Ducamp miethete ein Pferd, und verſuchte reitend ſich einen Weg durch die Moräſte zu bahnen, um andere Kaufleute der großen Stadt aufzuſuchen. Mit unendlicher Mühſeligkeit reiste er ſo zwei Tage in Waſhington herum, ohne ein Geſchäft zu Stande zu bringen; deßhalb ſuchte er das Gaſthaus, wo er eingekehrt war, wieder auf. Er merkte bald, daß er ſich verirrt habe, und ritt auf das nächſte Haus zu, um ſich den Weg zeigen zu laſſen. Anſtatt eine Auskunft zu erhalten, muß er hier auf hundert Fragen Antwort geben: woher er komme, wohin er gehe, was ſein Geſchäft ſey u. dgl. Zulezt ſagt der Frager: „Reitet nach Weſten," und ſchließt das Fenſter. Ducamp ritt nach Weſten bis zum erſten Haus und klopfte wieder am Fenſter; hier mußte er das nämliche Examen beſtehen, dann hieß es: „Ihr müßt nordweſtwärts reiten." Als er die Neugierde eines dritten Hauseigenthümers befriedigt hatte, wurde er nach Südoſten geſchickt, und ein vierter, nicht minder wißbegieriger wies ihn ganz kurz nach Süden. Unterdeſſen ward es dunkel, das Pferd fing an, immer weicher und weicher aufzutreten und endlich ſanft einzuſinken, ſo daß bald nur deſſen Kopf und des Reiters Schultern zur Oberwelt gehörten. Eine Nacht auf feuchtem amerikaniſchem Grunde zugebracht, iſt der Tod, die Gefahr des völligen Verſinkens war aber noch dringender. Ducamp ſchrie aus Leibeskräften, und ſchrie zwei volle Stunden, da ließ aus weiter Ferne ein Licht ſich blicken und bewegte ſich langſam auf ihn zu. In einiger Entfernung blieb es unbeweglich ſtehen: Ducamp ſchrie, als wenn er am Spieß ſteckte, und wirklich war ihm auch nicht viel beſſer. Endlich ließ ſich eine menſchliche Stimme im Negerdialekt hören: „Wer ſchreit da?" Ducamp bat um Hülfe und ſchilderte ſeine Lage. „Ich will es meinem Herrn ſagen," erſcholl die kräftige Stimme des Negers zum zweitenmal, während das Licht ſich weiter und weiter entfernte und wieder verſchwand. Hoffnung belebte den Muth des Abentheurers; zudem ſchien das Pferd wenigſtens mit den Hinterfüßen feſten Grund gefunden zu haben; er fing an, für Kälte und Hunger Gefühl zu bekommen, und aus der ſumpfigen Mitte der Hauptſtadt Amerikas ſchweifte ſeine Einbildung mit

Digitized by Google

Sehnſucht in die herrlichen Gallerien des Palais=royal, in Verto's troſtreiche Reſtaurationsſäle; doch war er gerade nicht böſe, als das Herannahen mehrerer Lichter ihn aus dieſen elyſiſchen Träumen weckte, obgleich es ihn zum völligen Bewußtſeyn der nicht ſehr bequemen Gegenwart brachte. Indeſſen waren die Lichter ziemlich nahe heran gerückt, und beim Scheine von Laternen und brennenden Reiſigbündeln wurden menſchliche Geſtalten ſichtbar, die Bretter und Stangen ſchleppten. Aus dem Troß erhob ſich eine Stimme: „Wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin? was iſt Euer Geſchäft?“ Als dieſe Fragen beantwortet waren, gingen die Unterhandlungen an: „Was könnt Ihr für meine Mühe geben?“ Als dieſer Punkt im Reinen war, wurde ein kleiner Steg in den Sumpf geſchlagen, der ſich bis auf zwanzig Schritte unſerm Reiter näherte. Nun warf man ihm einen Strick zu; den ſollte er ſich um den Leib binden, und ſo wollte man ihn an die Brücke ziehen. Auf einmal rief der Frager wieder: „Halt! alſo zwanzig Dollars?“ — „Ja, ja! Um Gotteswillen, macht endlich vorwärts!“ — „Gleich, gleich! Aber welche Sicherheit könnt Ihr geben?“ — „O, ſo zieht mich nur heraus, und wenn ich Euch nicht zahle, ſo werft mich wieder hinein.“ — „Das wäre wider die Geſetze; eine Bürgſchaft wäre am beſten; kennt Ihr denn Niemanden in Waſhington?“ Schon lange hatte Ducamp den ihm zugeworfenen Strick, deſſen anderes Ende ein Neger auf der Brücke hielt, um ſich befeſtigt. „Ach!“ rief er voll Ungeduld, „wagt auch einmal etwas!“ und ehe des Gebieters Stimme wieder erſchallte, fühlte ſich Ducamp, vom Roß geſtreift, durch den Schlamm gezogen und von einem kräftigen ſchwarzen Arm am Stricke emporgehoben, indeß ein magerer, alter Gentleman ihm die brennende Fackel faſt bis an die Naſe hielt und mit forſchenden Blicken und der ſchon wohlbekannten Stimme wieder fragte: „Habt Ihr vielleicht das Geld bei Euch?“ Ducamp ſprang auf und war in ein paar Sätzen über der Brücke auf feſtem Grund.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beſchluß.)

Schickſale des Kapitän Roß.

Der Sommer war gleich unfreundlich; man hatte ſomit wenig Hoffnung, durchzukommen, und während der ganzen Jahrszeit arbeitete man ſich auch kaum ein paar Meilen vorwärts. Im Oktober 1831 ward endlich das Schiff völlig in dem Hafen eingeſchloſſen, in dem es ſich noch jezt befindet. Hier machten die Reiſenden einen dritten, nicht minder ſtrengen Winter, als den vorjährigen, durch. Da ihr Mundvorrath auf die Neige ging, blieb ihnen keine andere Wahl, als das Schiff im Stich zu laſſen und ſich über das Eis an die Stelle durchzuſchlagen, wo die Vorräthe der Fury lagen. Die Entfernung betrug in gerader Linie 35 geogr. Meilen; aber durch die Umwege, zu welchen ſie die Eisberge nöthigten, wurde der Weg um die Hälfte länger. Sie verließen demnach im Mai 1832 die Victory und gelangten nach unendlichen Anſtrengungen endlich im Juli an das Gerippe der Fury. Auf dieſer Reiſe mußten ſie nicht allein ihre Vorräthe tragen, ſondern auch ihre Kranken und Brennholz; denn ſie hatten kein anderes Getränk, als geſchmolzenen Schnee. Sie beſſerten die Schaluppen der Fury aus und verſuchten damit weiter zu kommen; aber erſt im September gelangten ſie zu der Leopoldsinſel, in welcher ſie nun beſtimmt die nordöſtliche Spitze von Amerika erkannten.

Hier harrten ſie in tödtlicher Angſt des Aufgehens des Eiſes; aber vergeblich. Es bildete fortwährend eine feſte, undurchdringliche Maſſe, quer über Lancaſters Sund, und verſtopfte das gewöhnliche Fahrwaſſer der Wallfiſchfänger, die ſomit nicht jenſeits der Admiralitätsbucht vorbringen konnten, woſelbſt mehrere bis zum 19ten September verweilten. Der Winter brach herein: unſern Abentheurern blieb nichts übrig, als noch einmal die ſtrenge Jahreszeit in mit Schnee bedeckten Gezelten zuzubringen. Ihre Leiden erreichten jezt den höchſten Grad, weil es ihnen an Betten, an Kleidern und an thieriſcher Nahrung fehlte. Kapitän Roß verſichert, nie werde es ihm gelingen, die Schrecken ihres Zuſtandes erſchöpfend zu ſchildern, und kein Menſch werde glauben wollen, daß menſchliche Weſen im Stande ſeyen, ſo furchtbares Elend ſo lange zu ertragen. Der Zimmermann ſtarb und mehrere von der Mannſchaft wurden ſo ſchwach, daß man ſie nach der Battybay ſchaffen mußte, wo man die Schaluppen gelaſſen hatte.

Im Frühling und Sommer des gegenwärtigen Jahrs wurden die Hoffnungen der Reiſenden neu belebt. Das Eis ging am 14ten Auguſt auf, und am ſelben Tage, wo Kapitän Humphry auf der Iſabelle an Prinz Leopolds=Inſel zu landen ſuchte, kamen ſie daſelbſt an. Die Iſabelle konnte nicht durch das Eis kommen und ward durch einen Sturm aus Nordoſt ſüdwärts gegen Prinz=Regents Bucht hingetrieben. Die Mannſchaft blieb auf der Leopolds=Inſel, bis der Wind ſich legte, bewerkſtelligte ſodann die Ueberfahrt, juſt als die Iſabelle weiter unten war, ging nördlich vor dieſem Fahrzeug vorbei, gelangte an die Südküſte der Lancaſterbai und war bereits faſt an den Ausgang derſelben gekommen, als die Iſabelle ſie endlich einholte. Vergeblich würde man die Gefühle der beiderſeitigen Mannſchaften im Augenblick ihrer Vereinigung zu ſchildern ſuchen. Nur wer in ähnlicher Lage geweſen iſt, mag ſich vorſtellen, was die empfanden, welche die Hand der Vorſehung aus ſolchen Gefahren rettete, und die, welche die Vorſehung zu Werkzeugen ihrer Barmherzigkeit auserſehen. Der Geſundheitszuſtand der Abentheurer war beſſer, als man erwarten konnte, und im jetzigen Augenblick kann man ſie als vollkommen hergeſtellt betrachten. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Iſabelle, durch welche Kapitän Roß gerettet wurde, daſſelbe Fahrzeug iſt, das er vor ſeiner Expedition befehligte.

Dieſe Reiſe hat das ſichere Reſultat geliefert, daß ſich tiefer als 74° nördlicher Breite keine Durchfahrt befindet. Das neu entdeckte Land iſt größer als England; die Reiſenden haben es Boothia genannt, einem Londoner Rathsmann zu Ehren, der im Jahr 1829 ſehr viel für die Expedition gethan hat. Der wahre magnetiſche Pol wurde von ihnen gegen 70° 30' nördlicher Breite geſezt und daſelbſt die engliſche Flagge aufgepflanzt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. November 1833.

Ledig von Schranken,
Schweifet durch nah und fern,
Reiſegedanken!

E. Schmit.

Reiſeskizzen.

Erſter Artikel.

Die Häuſer Münchens waren noch alle vom friſchen, kalten Morgenthau beſchlagen, die beiden Rundthürme der Frauenkirche färbten ſich noch kaum in ihren äußerſten Spitzen mit dem Purpur des erwachenden Tages; aber keiner von meinen Freunden hatte die Zeit und mit ihr den Abſchied und die lezten Grüße verſchlafen, die ſie mir an eine Geliebte oder einen Gönner oder an einen alten Oheim, den ſie beerben wollten, auftrugen. Sie klopften an der Hausthür, ich warf ihnen den Schlüſſel hinunter, ließ mich von Jedem noch an etwas erinnern, das ich hätte vergeſſen können, etwa meinen Bleiſtift zu ſpitzen, die Uhr aufzuziehen, oder eine Rechnung zu bezahlen, und eilte dann der ſchlagenden ſechsten Stunde und dem Poſthofe zu. Nur einer von meinen Bekannten fehlte. Er war aus Mecklenburg, aß gern Aale und ſaure Milch, und haßte die Rührungen. Er hatte ſich den Abend vorher aus dem goldenen Hirſch geſtohlen, weil ihm ſchon in der Unterhaltung die präludirenden Mollakkorde des nahen Abſchiedes das Geſaite ſeiner metallenen Seele zerriſſen. Wir lachten damals über ihn, der die Empfindung nur aus dem Grunde verdammte, weil er ſie nicht ertragen konnte. Aber er hatte nicht Unrecht; den der Starke zeigt ja nicht darin ſeine Stärke, daß er die Schwäche beſiegt, ſondern darin, daß er ihr aus dem Wege geht.

Auf dem Poſthofe ſtanden der Eilwägen nicht einer, ſondern mehrere. Wie leicht hätte ich in Ingolſtadt an dieſem Tage zu Mittag eſſen, oder in Regensburg ſchlafen können, da es doch in meinen Vorſätzen lag, das leztere in Salzburg zur Ausführung zu bringen? Mein gutes Geſchick führte mich aber an den rechten Ort, und in wenig Augenblicken war ich auf dem Wege, eine der reizendſten Städte Deutſchlands zu verlaſſen. Nach einander ſchwanden die lezten Grüße der Freunde, das Polizeihaus, der goldene Hahn, der Schrannenplatz mit ſeinen beiden Kanonen und dem häuſerhohen heiligen Onuphrius, das Iſarthor, um welches ſie jezt eine Erneuerung in Geſtalt eines Bettſchirmes bauen, die neuen Brücken, mit dem Schweigerſchen Volkstheater, die Kaſernen, die Arbeitshäuſer, die Beſſerungsanſtalten und die Kirchhöfe. Der Tod, das Verbrechen und die Armuth ziehen ihre kalten Grenzen um die Sitze der Menſchen. Dieß ſind immer die lezten Stadien unſerer Anſtrengungen, unſerer ſchiefen Lebenswege, unſerer fehlgeſchlagenen Hoffnungen. Der geſtürzte Kapitaliſt findet ſein Nachtlager in dieſem Erkerſtübchen der Vorſtadt; ſeinen Hausgenoſſen, der ihm ſein Weib und ſein Vermögen ſtahl und Alles verdarb, ſieht er drüben hinter einem eiſernen

Digitized by Google

Gitter Wolle kratzen, und es wird nicht lange währen, ſo tragen ſie den reichen Mann, der die Häuſer Beider ankaufte, hinaus auf jenen ſtillen, grünen Platz, den Garten des Todes.

Es iſt ein heiliger Glaube, dem ich mit dieſen ernſten Gedanken ein frommes Opfer bringen wollte. Die Alten begannen nichts, ohne die Zeichen zu befragen. Wenn ihr einen Tempel der Freude betretet, ſo hemmt auf einen Augenblick euern Schritt und gebt euch erſt die Weihe, nach Gebräuchen, die ihr ſelbſt erfinden möget. Leſ't die Ueberſchrift des Tempels, oder tretet mit dem linken Fuße voran, oder laßt den rechten Arm feſt am Leibe liegen, oder haltet alle drei Mal drei Stufen inne, oder berührt die erſte Säule mit eurem kleinſten Finger, oder die lezte mit eurem größten — es gibt unzählige Formeln, in welche man einen und denſelben Sinn hineinlegen kann. Wir ſind den Göttern gerecht geweſen; unſer Schuh paßte dem Druidenfuß vor der Schwelle! Lüftet die Kleider, laßt die Bänder des Huts im Winde flattern und tretet in Paare zuſammen!

Wer mit dem Poſtwagen gereiſt iſt, weiß, daß die Bekanntſchaften erſt auf der zweiten Station gemacht und auf der dritten für die ganze Reiſe befeſtigt werden. Einige Höflichkeiten machen den Eingang. Man bittet, ſich des einen Mantelflügels zu bedienen, wenn es kühl iſt, man drängt mit den Füßen und wird von dem Gegenüber gebeten, ſich ganz nach ſeiner Bequemlichkeit einzurichten, die Tabaksbeutel werden losgeſchnürt und die Herzen thauen an blauen narkotiſchen Dunſtwolken auf. Dieſe Cigarrenbüchſe hat ein Bäschen geſtickt; man weiß alſo, daß der Herr ein Bäschen hat. Jene Uhr iſt in Genf gekauft; man erräth alſo, daß der Beſitzer einmal dort war. Man frägt nach dem Preiſe, aber du erfährſt, daß ſie der Herr an Zahlungsſtatt für gegerbte Schaaffelle genommen hat. Nun iſt dein Schluß ſehr leicht: du haſt entweder einen Weißgerber oder einen Lederhändler vor dir. Du gehſt auf die Ideen ein, die ein Weißgerber haben kann, du ſprichſt von den Kalkbereitungen und kommſt auf die Konjunkturen der Schaafpreiſe, und wie lange wird es dauern, ſo weißt du, daß er eine eigene Abtrocknungsmethode erfunden hat, daß ſeine Mutter im Kindbette geſtorben iſt, daß ſeine mittlere Schweſter an heftigen Zahnſchmerzen leidet, daß er in Bremen wohnt und einen Nachbar hat, der einen Taubenſchlag beſizt, und daß er zu der Parthei gehört, die das Beſtehende liebt? Da haſt du deinen Weißgerber; und in einer Stunde wirſt du noch die vier übrigen haben, die im Wagen ſitzen, den Oekonomen, den geiſtlichen Rath, den Kommiſſionsreiſenden in Mineralwaſſern und den beltiſchen Beamten, der um die Erlaubniß bat, ſich neben dieſen ſetzen zu dürfen, weil er in ſeiner Nähe einen Erfolg für ſeine Geſundheit zu ſpüren glaubt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Ducamp trug ein Schmuckkäſtchen, in welchem er Probeartikel mit ſich führte, bei ſich, und daraus bezahlte er dem Gentleman die Arbeit ſeiner Sklaven; dem guten Neger aber, der die Unterhandlungen ſo ſchnell und glücklich auf ſeine eigene Gefahr abgebrochen hatte, ohne ſeines vorſichtigen Herrn Befehl abzuwarten, ſchenkte Ducamp eine Uhr, die der Gentleman aber ſogleich dem Sklaven wieder abnahm, indem er ſagte: „Ich will Dir das aufheben.“ Später hat Ducamp noch oft verſichert, das Schrecklichſte bei jener Begebenheit ſey für ihn das geweſen, daß er die noch übrigen Stunden der Nacht bei dieſem Ungeheuer zubringen und Zeuge ſeyn mußte, wie er mit eigener Hand den Neger peitſchte, weil er, ohne ſeine Befehle abzuwarten, am Stricke gezogen hatte. — Endlich wurde es Tag, und für fünf Dollars ward er nun in ſeine Wohnung geſchafft. Sein Wirth empfing ihn mit Bedauern — wegen des ſteckengebliebenen Pferds, verſteht ſich! und verſicherte, es ſey ein ächter Nachkomme des berühmten Racepferdes Barefoot, was er auch beſchwören wolle, und folglich könne er nicht weniger als vierhundert Dollars dafür nehmen. Ducamp zahlte, weil es nicht anders ging, und eilte auf der Straße über die blauen Berge Cincinnati zu.

Der Leſer erhält durch dieſe Abentheuer beiläufig den Beweis, daß der Plan und die Anlage von Waſhington wirklich erſtaunlich großartig ſind. In dieſem Style wird aber hier Alles angelegt, und die Poſtſtraße über die blauen Berge, wenn ſie einmal vollendet iſt, wird gewiß auch zu den Wundern der Welt gehören. Einſtweilen aber vermag ſie nur ein amerikaniſcher Kutſcher zu finden und nur ein amerikaniſches Poſtfuhrwerk iſt darauf eingerichtet, die Hinderniſſe zu überwinden, die eine gigantiſche Natur entgegenſtellt. Zu den kleinſten gehören die majeſtätiſchen Eichen, die zehn Generationen geſehen haben, die ein Moosmantel überzogen hatte, der bartförmig in langen Fäden von ihren hohen Zweigen herabhing bis zur Erde und ihr ehrwürdiges Alter bezeugt, und die umgehauen daliegen, um den Weg anzudeuten, aber quer über denſelben zuſammen geſtürzt ſind. Auf dieſer Straße finden wir jezt unſern Reiſenden in der Diligence und ſehen, wie er von den blauen Bergen, unter immer wachſenden Schwierigkeiten, die Alleghanis überſteigt. Manchmal muß bivouakirt werden, doch erreicht der Wagen meiſtens am Abend das nächſte Poſthaus. Die Paſſagiere genießen da einer wohlverdienten Ruhe nach Landesbrauch, zu zwei in einem nicht gar zu breiten Bette, in der unabänderlichen Ordnung, wie ſie ſich im Wagen gegenüber geſeſſen

Digitized by Google

haben. Damen, wenn ſie von der Parthie ſind, werden mit der äußerſten Delikateſſe behandelt, und iſt eine einzeln, ſo legt ſich die Helferin des Hauſes, d. i. die Magd, zu ihr, damit ſie ja nicht allein ſey. Oft, wenn die ankommenden Reiſenden in ungerader Zahl ſind, trifft einer oder der andere ein ſchon durchwärmtes Lager, welches bereits zur Hälfte beſezt iſt, oder umgekehrt, er bekommt unerwartet einen ſpäter Eingetroffenen, gänzlich Unbekannten zum Schlafkameraden; das ſind Comforts, von denen man in dem alten Europa noch gar keinen Begriff hat. Erreicht man nach zehn Tagen die lezte Höhe des maleriſchen Gebirges, ſo breitet ſich eine offene, wellenförmige Gegend vor dem Auge aus, und wie ein Silberfaden ſpielt der Ohio durch die üppigen Fluren und ſcheint durch tauſend eigenſinnige Krümmungen ſeinen Lauf in dieſer anmuthigen Gegend verlängern zu wollen, als ſcheute er ſich jezt ſchon, ſein noch fernes Ziel zu erreichen, und in den trüben Fluthen des Miſſiſſippi und ſeinen traurigen, ſumpfigen Waldufern zu verſchwinden. An einem Punkt erblickt man auf dem Waſſerſpiegel wie einen angehauchten Fleck, der, je weiter man abwärts kommt, größer und dunkler wird; bald wird ein ungeheurer ſchwarzer Dampf daraus, der einem Vulkan zu entquellen ſcheint. Das iſt Pittsburg. Wahrhaftig! ein betriebſames Städtchen! Von dieſem Lärmen und Treiben, Hämmern und Praſſeln, Poltern und Klopfen, von der unendlichen Regſamkeit kann man ſich gar keine Vorſtellung machen. Hört man viel, ſo ſieht man dagegen wenig, und Alles nur wie durch eine ſchwarze Brille, denn man kann die Augen kaum öffnen, ſo dick liegt der beängſtigende Qualm in den Straßen.

Dieſe kleine Reiſebeſchreibung gebe ich aus eigener, auf eigene Unkoſten erworbenen Erfahrung hier gelegentlich mit. Ich will mich nunmehr beeilen, unſern armen Bijouteriehändler ſeiner Kataſtrophe zuzuführen und ihn zur Auktion nach Newyork zurückzubringen.

In Pittsburg wagte er es gar nicht, ſeine Käſtchen zu öffnen, vielmehr ſah er ſich nach dem zunächſt abgehenden Dampfboot um und fuhr noch am ſelben Tag den Ohio hinab nach Cincinnati. Erſt vor zwölf Jahren iſt dieſe große Stadt wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde herausgeſprungen, und zählt ſchon jezt, nach amerikaniſcher Rechnungsweiſe, über vierzigtauſend Einwohner, die in den ſchönſten Häuſern wohnen ſollen; die öffentlichen Gebäude ſind prachtvoll, der Luxus überſteigt die Verfeinerung aller europäiſchen Hauptſtädte: ſo ſagt die patriotiſche Topographie, zu deren Würdigung wir ſchon früher einen Maaßſtab gegeben haben. — Hier, hatte Ducamp gehört, könne er ſein Glück machen, und er verſuchte es. Er fand auch einige Kaufluſtige; allein von baarem Gelde iſt in dieſer Gegend, und ſchon von Pittsburg an, keine Rede mehr. Alles geht nur durch Tauſchhandel. Man trug ihm Schweine, Schinken und geräuchertes Ochſenfleiſch in Menge für ſeine Perlen, Ketten, Ringe und Uhren an. Ducamp ſchiffte alſo weiter den Ohio und dann den Miſſiſſippi hinab. Von allen den ſchönen Städten, die die amerikaniſchen Geographen an den Ufern dieſes Stromes zeichnen, ſah er keine; höchſtens alle hundert Meilen die elende Hütte eines Holzfällers, der da unter Krokodillen lebt und den vorüberfahrenden Dampfſchiffen Holz für andere Lebensbedürfniſſe liefert. Zulezt kommt man bei dem unbedeutenden Städtchen Natchez vorbei. Daher ſezte Ducamp ſeine Reiſe ungeſäumt bis Neworleans fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Am Ende der Reiſe.

Wandl' ich nun ſo nah' dem Ziele,
Möcht' ich's immer weiter rücken,
Mir in hundert Zwiſchenzeiten
Dieſe enge Friſt zerſtücken.

Wollt ihr nirgend ſtille ſtehen,
Niebefriedigte Gedanken?
Wollt in ungewiſſem Schwanken
Endlos in die Weite gehen?

Mögt in fernſte Fernen treiben,
Jede wird euch nächſte Nähe.
Schrank' iſt Menſchenloos und Segen,
Thöricht, ſich dawider ſträuben.

Denn ein unbegrenztes Streben
Kein beharrlich Gut erringt;
Stunde nimmt, was Stunde bringt,
Und die Stunde nimmt das Leben.

Hesper.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Wunderthäter. Weinleſe.

Wir haben hier ſeit einiger Zeit eine Wunderthäterin. Nicht in unſern Mauern, die ohnehin, zum Glücke Dresdens, dieſem neuerlich abgeben, aber doch in dem kaum drei Stunden entfernten Dorfe Somsdorf, wohin der größte Theil des Weges durch den reizenden Plauiſchen Grund ſich zieht. Schon darum dürfen wir die Wunderfrau wohl mit Recht die Unſrige nennen, da von hier aus die zahlreichſten Wallfahrten zu ihr ſtattfinden. Hieſige Miethkutſcher kündigen von Zeit zu Zeit im Anzeiger an, daß an dem und dem Tage jederzeit ein großer Wagen nach Somsdorf abgehe. Und dort ſelbſt ſtrömen unzählige Fahrende, Reiter und Fußgänger zuſammen. Vom Bettler an, die mannigfachen Stufen der Stände und Verhältniſſe hinauf, bis zu denen, die Fürſtenhüte zu tragen berechtigt wären, wenn ihnen die Mode ſolches nicht unterſagte, ſucht eine gar beträchtliche Anzahl derer, deren irdiſches Fahrzeug auf dem Meere des Lebens einen Leck bekommen hat, daſſelbe von der Wunderthäterin in Somsdorf wieder flott machen zu laſſen. Der Taube will durch ſie zum Hörer, der Blinde wohl gar zum Seher und

Digitized by Google

der Lahme zum Tänzer umgeſtaltet ſeyn. Das dortige Gaſthaus wimmelt von Fremden, alt und jung, nicht blos aus Dresden und der ganzen Somsdorfer Umgegend, ſondern ſelbſt von weit entfernten Ausländern, wie denn erſt in voriger Woche unter andern Kranke aus Frankfurt, Berlin und Prag, wenn nicht ihr Heil, doch ihre Heilung von der nahe an fünfzig Jahr alten Siebmacherwittwe Schumann erwarteten. Theils die Frau vor dem Andrange des gemeinen und vornehmen Schwarms zu ſchützen, theils aber auch ſonſtigen Unfug zu verhüten, ſind einige polizeiliche Wächter vor das Wunderhaus geſtellt, welche nur den mit Erlaubnißſcheinen Verſehenen den Eintritt geſtatten. Dieſe Scheine werden, auf Phyſikatszeugniſſe, vom Dorfrichter ausgeſtellt und von 1 bis 100 numerirt, ſo daß die lezten 10 oder 20 Nummern an dem Tage, auf den ſie lauten, aus Zeitmangel oft keinen Zutritt erlangen können. Zur Zeit der Mondsabnahme (während welcher allein die Wunderthäterin ſich wirkſam beweißt) findet dieſe Einrichtung alle Tage ſtatt. Troz derſelben aber fehlt es nicht an Menſchen aus allen Klaſſen, welche den ihnen zu langſamen Pfad der Ordnung auf heimlichen Schleichwegen zu umgehen ſuchen, und bald auf einer Leiter durch ein Fenſter des obern Stockes, bald durch den Kuhſtall in das Heiligthum Hygiäas ihre hier verbotenen Perſonen einzuſchwärzen wiſſen. Das Mißlingen ſolcher Verſuche hat man ſchon bisweilen mit Einwerfen der Fenſter an der Frau zu rächen geſucht.

Das Vertrauen zu ihr iſt offenbar noch im Zunehmen. Ihre Wunderkraft beruhe ſogar auf dem Erbrechte; denn ihre Mutter und Großmutter haben ſchon gelungene Heilverſuche gemacht. Nach dem Urtheile der von Seiten der Regierung befragten Aerzte beſizt die Wittwe Schumann in der That eine wirkſame magnetiſche Kraft. Anfangs beſchränkte ſich ihr Heilverfahren meiſtens auf Kinder, mit der ſogenannten engliſchen Krankheit behaftet oder an Epilepſie und Krämpfen leidend. Uebrigens heißt es, daß ſie Jeden zurückweiſe, der nicht mit leztern, oder der Gicht, oder Nervenſchwäche zu kämpfen hat. Unter vielen Kranken, auf welche ihre Methode ſehr wohlthätig einwirkte, nennt man einen Kandidaten der Theologie aus Lauben, welcher, des Gebrauchs ſeiner Glieder gänzlich beraubt, unlängſt völlig durch ſie hergeſtellt wurde. Sie pflegt die Stellen, an denen der Gichtkranke leidet, nur leiſe mit den Fingerſpitzen zu berühren. Nicht ſelten ſtreicht ſie die Kranken auch gar nicht, ſondern beſchränkt ihre Thätigkeit blos auf ein Auflegen ihrer beiden Hände auf die Hand des Leidenden, wenn auch deſſen Leiden nicht den Siz in der Hand haben. Vielleicht geſchieht ſowohl das Unterlaſſen des Streichens, als dieſes bloße Handauflegen zum Theil aus Beſorgniß, durch größere Anſtrengung noch mehr, als es ohnehin geſchieht, entkräftet zu werden; denn die Schumann behauptet, in Folge des Streichens der Patienten eine fortdauernd ſtärkere Kraftabnahme zu empfinden. Darauf deutet auch die ungemeine Bläſſe ihres Geſichtes hin, das nur durch den eigenthümlichen Ausdruck ihrer dunkeln Augen Intereſſe erhält.

Mehrmals ſchon hat ſie geäußert, daß ſie ſich ungleich beſſer befinden würde, wenn ſie das Magnetiſiren ganz aufgäbe. Allein ſie halte es für einen vom Himmel ihr angewieſenen Beruf, bei deſſen Ausübung ſie weder auf ihre Geſundheit, noch auch auf die ihr zu Theil gewordenen Schmähungen der Unwiſſenheit, von der ſie nicht ſelten für eine Schwarzkünſtlerin gehalten werde, Rückſicht nehmen dürfe. Weit entfernt von allem wiſſentlichen Betruge, verbindet übrigens die Schumann mit ihrer Heilmethode abergläubiſche Formeln, welche ſie unverſtändlich hermurmelt, und denen ſie ohne Zweifel einen großen Theil des Erfolges beimißt. Dieſer iſt in der That nicht unbedeutend. Beſonders verdanken ihr auch recht viele, in ſehr unglücklichem Zuſtande ihr zugeführte Kinder theils völlige Heilung, theils Linderung ihrer Uebel.

Zuverläſſig ſchlummern ähnliche magnetiſche Kräfte, wie ſolche von Sachkundigen der Schumann zugeſtanden werden, in vielen andern Menſchen. Die Art, wie ein ziemlich in gleicher Weiſe, wie ſie, bekannt gewordener Bürſtenbinder in Meißen, Namens Meißner, von der in ihm wohnenden beſondern Eigenſchaft die erſte Kenntniß erhielt, deutet klar hierauf hin. Im Jahr 1818 war es, wo ſeine an einer heftigen Geſichtsentzündung großen Schmerz leidende Mutter, keiner Regung fähig, im Bette liegend, ihn bat, ihr die Hände aus dem Geſichte zu rücken. Es geſchieht; aber obſchon Meißner aus Beſorgniß, ihren Schmerz zu vermehren, die größte Behutſamkeit anwendet, ihr Geſicht nicht zu berühren, trifft ſeine Hand dennoch mit dieſem zuſammen. Und augenblicklich ſpürte die Kranke davon einige Erleichterung, und erſuchte ihn, beide Hände längere Zeit auf ihrem Geſichte zu laſſen. Schon nach wenigen Stunden verlor ſich ihr Schmerz, und ihre völlige Herſtellung erfolgte bald darauf. Ohne dieſen Zufall würde der noch immer ſein Gewerbe forttreibende Bürſtenbinder Meißner, von dem ſehr viele an Gicht, Nervenſchwäche u. ſ. w. Leidende, bei denen alle ärztlichen Mittel erfolglos blieben, glücklich geheilt worden, vielleicht niemals jene gewiß nicht unwichtige Naturgabe an ſich wahrgenommen haben. Gleich der Schumann ſind auch ihm dergleichen Kuren nur unter Vorwiſſen und Aufſicht von Aerzten erlaubt. Meißner ſteht noch im kräftigen Mannesalter und theilt mit ſeiner Kunſt-, oder vielmehr Naturverwandten in Somsdorf den Ruf der rühmlichſten Uneigennützigkeit.

Außer Meißner wirkte in Sachſen, gleichzeitig mit ihm, und wirkt vielleicht noch in derſelben Art ein hochbejahrter Weber, Namens Uhlig, zu Frankenberg bei Chemnitz. Auch ſeine unter ärztlicher Leitung erfolgten Kuren ſind von ſehr wohlthätigen Folgen geweſen. Er und Meißner haben jährliche Verzeichniſſe derſelben an die oberſte Medizinalbehörde in Dresden einzureichen. Bis zum Somnambulismus werden übrigens dieſe Heilverſuche in der Regel nicht getrieben. Nach Meißners Verſicherung erzeugt ſich in Fällen, wo ſein Streichen Nutzen verſpricht, in ihm und in dem Kranken das Gefühl, als folge der Schmerz der den leidenden Theil berührenden Hand und verſchwinde ſodann. Darauf pflege ſich gemeiniglich ein ſtarker Schweiß bei dem Patienten einzuſtellen, nach welchem ſchon eine merkliche Abnahme der Krankheit eintrete. Mehr als drei Kranke behauptet Meißner an Einem Tage nicht magnetiſiren zu können. Sey es geſchehen, ſo habe er es allezeit durch Erkranken ſeines eigenen Körpers büßen müſſen.

Die Weinleſe hat natürlich in der Güte das nicht geleiſtet, was die mit ſchöner Sommerwärme ſo freigebigen Monate Mai und Juni zuzuſichern ſchienen. Doch iſt der Moſt aus Bergen von einer vorzüglichen Lage wenigſtens weit beſſer geworden, als man ſolchen ſpäter erwarten zu können glaubte. Der höchſt freundliche September hat die Verſündigungen des Juli und Auguſt an dem Rebſtocke ſo viel als möglich ausgeglichen. Hätten ein paar ſtarke Regentage nicht die bereits reifen Trauben zu ſehr der Fäulniß entgegengeführt und der nächtliche Froſt noch ein wenig länger zögern wollen, ſo würde die ſpäter hinausgerückte Weinleſe ein noch günſtigeres Reſultat gewährt haben. In Hinſicht auf Quantität der Leſe blieb nichts zu wünſchen übrig. Seit langer Zeit iſt die Thätigkeit der Böttcher nicht ſo nachdrücklich vom Himmel befördert worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. November 1833.

Ich bitt' euch, denkt, ihr rechtet mit dem Juden. —
Ihr mögt ſo gut das Härteſte beſtehn,
Als zu erweichen ſuchen — was wär' härter! —
Sein jüdiſch Herz.

Shakeſpeare.
Der Kaufmann von Venedig.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Wer in Neworleans leben will, der darf es nur im Winter verſuchen; alle Sommer herrſchen peſtartige Fieber da, die zuweilen ſtärker als gewöhnlich wüthen, und dann nennt man es das gelbe Fieber; eigentlich iſt es immer daſſelbe Uebel, nur manchmal, wie nach einer Hauptſchlacht, erſchöpft. Alle Geſchäfte müſſen den Sommer über aufgegeben werden, und jeder zieht aufs Land, ſo weit vom Strome ab, als er kann, um eine minderſchlechte Luft zu athmen, oder ſich doch wenigſtens dem allgemeinen Schlachtfelde zu entrücken. Die es vermögen, begeben ſich auf die nahen Inſeln. Die Reichen bringen alle den Sommer in Newyork und Philadelphia und deren Umgebung zu. Ducamp fand die Stadt leer, die meiſten Häuſer waren noch geſchloſſen, weil ſeine Reiſe ſchneller vor ſich gegangen war, als er erwartet hatte. Wollte er nicht krank werden, ſo mußte er auf vier Wochen ſich in ein Koſthaus aufs Land begeben. Nach dieſer neuen Geduldsprobe kam er wieder in die Stadt und fing ſeine Geſchäfte an. Um nur etwas Geld zu löſen, mußte er ſeine Preiſe bedeutend herabſetzen, und auf dieſe Weiſe erzielte er eine Einnahme, die ſeinen monatlichen Ausgaben gleich kam, was ſchon nicht unbedeutend war, da in Neworleans faſt dreimal theurer zu leben iſt, als in Nework. Dagegen iſt man in Neworleans geſellſchaftlicher und umgänglicher. Ducamp wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und ſeine neuen Freunde riethen ihm alle, nach Newyork zu gehen, ſeine Waaren verſteigern zu laſſen und etwas Anderes anzufangen. Gezwungen, den Umſtänden nachzugeben, befolgte er auch dieſen Rath, ſchiffte ſich nach Charlestown ein, machte noch einen Verſuch, der nicht beſſer gelang, und kam endlich Anfangs Aprils wieder in Newyork an.

Das unvermeidliche Loos war gefallen: die Schmuckkäſtchen wanderten in Maſter Slims Magazin; der Tag der Auktion erſchien. Ducamp hatte ſein Gewerbe in ſeiner Vaterſtadt Brüſſel erlernt, in London vervollkommnet, in Paris geübt, er hatte nun in den Vereinigten Staaten eine ſchöne Erfahrung geſammelt, und es läßt ſich denken, daß er bei dieſer Gelegenheit alle ſeine Kenntniſſe aufbot, um Betrügereien vorzubeugen. Seine Waaren ſtanden alle in einem Fache beiſammen, von dem er das eine Auge nie abwandte, während er mit dem andern allen Bewegungen der edlen Brüder Slim folgte. Verſchiedene andere Gegenſtände wurden vorgenommen, und anſcheinend ging es dabei im Ganzen ziemlich ordentlich zu, wodurch er einigermaßen beruhigt wurde. Einmal ſah er einen

Digitized by Google

Commis ſeine Schmuckkäſtchen ganz gemächlich eines nach dem andern von ihrem Platz nehmen und an einen andern ſtellen. Ducamp dachte: ah! nun kommen meine Sachen an die Reihe!, er näherte ſich dem geſchäftigen Commis und fragte, ob nun die Bijouterien vorgenommen würden. Der Commis blinzelte mit den Augen, lächelte freundlich, wies mit dem Finger auf den Mund, als wolle er andeuten, die Handlung nicht zu ſtören, und gab mit dem Kopf ein Zeichen, das eben ſo gut Ja als irgend etwas anderes bedeuten konnte. Ducamp, der eine beſtimmte Antwort brauchte, verſtand Ja; da er aber noch immer keine Anſtalt machen ſah, ſo ſuchte er mit einem der Brüder Slim zu ſprechen. Dieſe waren aber ſo beſchäftigt, liefen ſo haſtig durcheinander, machten ſo jämmerlichen Spaß, daß ſie ſchwitzten — ſie hatten durchaus nicht Zeit, Auskunft zu geben. Nachdem Ducamp noch ein paar Stunden zugeſehen, verloren ſich auf einmal die Leute, die Auktion war vorüber. Nun werde ich doch eine Antwort bekommen, dachte er. „Aber, mein Gott! ſehen Sie denn nicht, wie beſchäftigt wir ſind! Wir müſſen doch Alles in Ordnung bringen. Ein Haus, wie das unſere, deſſen Geſchäfte in die Millionen gehen, wird Ihnen doch auf 24 Stunden Beruhigung gewähren! Wollen Sie nicht gefälligſt dieſen Abend vorbei kommen?“ das war Alles, was er von ſeinem Schickſal erfahren konnte. Am Abend aber war nur ein Schreiber im Magazin, der von gar nichts wußte und nur verſicherte, daß Alles hier ganz ſicher ſey. Maſter Slim werde morgen Mittag wieder in ſein Bureau kommen. Am folgenden Tage war Maſter Slim da; er gratulirte dem betroffenen Bijouteriehändler zu dem glücklichen Verkauf ſeiner Waaren und übergab ihm die Rechnung. Das war allerdings eine Ueberraſchung, denn Ducamp hatte nicht bemerken können, daß nur ein Stück davon in Aufſtreich gekommen wäre. Als er nun über ein ſo auffallendes Verfahren Aufklärung verlangte, da that man Anfangs, als wüßte man gar nicht, was er wolle, obgleich man bisher ſein Engliſch, das er nur mit etwas franzöſiſchem Accent ſprach, ſehr gut verſtanden hatte. Erbittert, brach er endlich los; da hieß es: „Was wollen Sie denn? Ihre Waaren ſind ja gut verkauft; mehr als hundert Perſonen haben zugeſehen und werden es alle eidlich beſtätigen. Uebrigens ſind die Käufer lauter höchſt verehrungswürdige Gentlemen, meine hochgeachteten Freunde, und wenn Sie mit dem Verkauf nicht zufrieden ſind, ſo werden dieſe galanten Herrn mir gewiß den Gefallen thun, Ihnen die Waaren um den Kaufpreis, nebſt einer Entſchädigung für Zeitverſäumniß und zehn Procent für möglichen Gewinn, zurückzugeben, und meine Speſen, die habe ich Ihnen doch mit neun Procent in Allem ſehr honett angeſchlagen. Einen ſo kleinen Verluſt können Sie leicht ertragen, und es iſt überhaupt kein Gegenſtand, um ſich darüber zu ſtreiten.“

Ducamp war anderer Meinung, er wollte ſeine Waaren ordentlich verſteigert, oder zurück haben, und ging vor Gericht. Dieſes entſchied nach dreimonatlicher Plakerei: die Anklage einer unrichtigen Auktion ſey durch zu viele Zeugen widerlegt, mithin falſch, und verurtheilte den Kläger in die Gerichtskoſten; dagegen ſtehe es ihm frei, vom Anerbieten der Gebrüder Slim noch Gebrauch zu machen und ſeine Waaren um den Verkaufspreis ꝛc. wieder zu nehmen, ſo fern dieß thunlich ſey. Die Käufer der Waaren waren aber auswärtige Kaufleute und beantworteten mit den artigſten Ausflüchten die Briefe, die man ihnen deßhalb ſchrieb. Man ſieht hieraus, daß Ducamp dem Schickſal aller Auswanderer nach Amerika nicht entgangen war und bereits drei Viertheile ſeines Vermögens auf dem Opfertiſch des jungen Landes erlegt hatte. Aber er war der Mann nicht, dieß geduldig zu tragen: er ſann nun auf Repreſſalien.

Verfolgen wir ſeine Geſchichte bis zu Ende, um zu zeigen, wohin Verzweiflung den Menſchen führen kann, und zugleich, daß die Geſetze in Amerika nur den Armen ſtreng richten, vom Reichen aber beſtochen ſeyn wollen, und alſo in gewiſſer Hinſicht mit der Geſetzgebung des ſiebenten Jahrhunderts übereinſtimmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

Die merkwürdigſten unter meinen Reiſegefährten vermag ich nicht beſſer zu bezeichnen, als wenn ich den Einen einen Thierveredler, den Andern einen Dichter, und den Dritten einen jungen Mann nenne, der gerne berühmt werden wollte. In der That waren auch alle drei nichts anderes. Der Erſtere reiste, um beſſere Thiere zu entdecken, die er auf ſchlechtere pfropfen könnte; der Zweite, um ſeine Sprache mit edlen Bildern zu bereichern, und der Dritte wußte eigentlich ſelbſt nicht recht, was er wollte, außer, wie ſchon geſagt, berühmt werden. Es fand ſich auch bald Gelegenheit, daß Jeder zeigte, wie es um ſein Herz, ſeine Anſichten, ſeinen Appetit und ſeine Hoffnungen ſtand. Denn in Waſſerburg, dem erſten größern Ort, den wir um Mittag erreichten, waren die Speiſen ſo unſchmackhaft, daß der Thierveredler nicht umhin konnte, folgende Bemerkungen laut werden zu laſſen. „Die Fortſchritte der neuern europäiſchen Civiliſation,“ ſagte dieſer gründliche Kenner der beſtialiſchen Welt, „ſcheinen hier im Innviertel noch keinen Eingang gefunden zu haben. Die Stimme unſers Jahrhunderts unterſagt, dem Viehe das zu nehmen, was zur Geſchichte

Digitized by Google

ſeiner innern Entwicklung die Hülfsquellen darbietet. Die Verfinſterung früherer Jahrhunderte nahm den Schaafen die Milch. Die Viehveredlung unſerer Tage verbietet dieſen Mißbrauch; aber es hält ſo ſchwer, ihn auszurotten, weil ſich der falſche, leckere Geſchmack, die Sucht nach fettem, demoraliſirendem Kaffee, und die Begierde nach Schaafkäſen mit dem Aberglauben unzertrennlich verbunden hat. Ueber das Rindvieh herrſcht dieſelbe Klage. Sehen Sie dieſe ausgemilchten Kühe, dieſe ſchlaffen Euter, dieſe mattgewundenen Hörner! Hören Sie auf den Feldern dieſe heiſern, ſchwindſüchtigen Stimmen des beſagten Viehes, die aus trockenen Kehlen hervorziſchen und mit der vollen, friſchen Bruſt in gar keiner Verbindung mehr ſtehen! Das iſt ein Anblick, der dem Menſchenfreund nahe geht. Das große und kleine Vieh verliert alle Lebenskraft, der Stier iſt ohne Feuer, während die Kuh hinſchwindet und früh altert; der Schöps theilt die gleiche Empfindung, das Fleiſch wird dünn, matt, faſernd, das Fell hölzern, hart und ſpringt, die Wolle iſt ſchmutzig, grau, kurz und verkauft ſich nicht. Die Mehlſpeiſen ziehen die Milch aus dem Vieh und das Geld aus dem Lande.“

Es war hohe Zeit, daß der Viehveredler aufhörte; denn der junge Mann, der gern berühmt werden wollte, mochte nicht leiden, daß einer zu lange das Wort führte. Auch hatte ſich für ihn Stoff genug zum Reden gefunden, und zwar folgender. Die Reiſegeſellſchaft ſtand im Begriff, das öſterreichiſche Gebiet zu betreten, und fand, daß die bayeriſche Polizey ihre Päſſe nur bis Waſſerburg geſtellt hatte. Was blieb zu erwarten? Vor allen Dingen ein Kommiſſär, der die Päſſe bis zur Grenze prolongirte. Nun fand ſich aber keiner ein, und der Kondukteur behauptete, die Paſſagiere der königlichen Poſt ſeyen nicht gehalten, um die Polizey einen Schritt zu machen. Man beruhigte ſich, bis auf den genannten jungen Mann, der ſeiner Seits einige Invektiven gegen die Paßerfindung nicht unterdrücken konnte. Unter Andern ſagte er: „Wie ſeltſam ſpielt doch oft der Zufall! Der Tabak war einſt verpönt, und jezt befördern ihn die Regierungen, weil er die Phantaſie mit einſchläferndem Nebel umzieht. Die Perrücken waren einſt gottlos, und ſpäter kam ein unbeſchornes Haupt in den Geruch des Atheismus. Die Päſſe ſind unleugbar eine Erfindung der franzöſiſchen Revolution, und man frage die legitimſte Regierung: ob ſie deren Abſchaffung wünſche? Ueberhaupt —“ Ich ließ dieſen Perioden im Stiche; denn der Konducteur hatte der Geſellſchaft einen kürzern und ſchönern Pfad verſprochen, wo wir auf der hochgelegenen Landſtraße früher als der Wagen ankämen und die Lage Waſſerburgs betrachten könnten. Der Dichter drückte mir die Hand vor Freuden und ſchloß, als wir über die hölzerne Innbrücke gingen, die Augen feſt zu, um den Anblick nachher deſto unvorbereiteter genießen zu können. Wie willkommen mußte es ihm daher beim Steigen ſeyn, daß der Weg eng, vorſichtig zu betreten und ſteil war; denn er durfte jezt von ihm kein Auge verwenden. Als endlich der friſche, von grünem Raſen duftende Hügel erſtiegen war, lag Waſſerburg in der reizendſten Ausſicht, die ſich weit den Lauf des Inn hinab erſtreckte, vor uns. Auf der linken Seite der Stadt die üppigſte Vegetation, auf der rechten die weißen, kalkigen Ufer des Inn, die den Fuß des Berges bildeten, auf welchem wir ſtanden. Der Dichter war entzückt. Die Windungen des ſchlanken Inn ließen ihn von Gleichniſſen überſtrömen. Er ahmte mit ſeinem Arme die Bewegungen des ſchönen Stromes nach, und als er auf die rechte Seite der Stadt gekommen war, beugte er, wie der Inn, ſeinen Arm ein, ſchlang ihn um meine Schulter und liſpelte leiſe: „Die Stadt wird von dem Inn umſchlungen, wie von dem Arm eines Liebenden.“

Inzwiſchen traf der Wagen ein, nahm die Geſellſchaft auf und führte ſie auf einem ſchon anſehnlich erhöhten Plateau in ſchnellem Fluge weiter. Zur Rechten zog ſich in blauer Ferne die Kette der bayeriſchen Hochgebirge hin, dieſer lieblichen Alpen, die in ihrer Mannigfaltigkeit, mit ihren duftenden Thälern, ſchneeigen Bergesſpitzen und fiſchreichen Seen den Ruhm geprieſenerer Gegenden theilen dürfen. Die Auguſtſonne blieb noch immer lange genug am Himmel, daß wir noch einige lohnende Blicke auf die Berchtesgadener Höhen werfen durften, die uns am folgenden Morgen von Salzburg aus ſchon in einer andern Beleuchtung und von der entgegengeſezten Seite begrüßen konnten. Nur der heutige ſchöne Tag berechtigte uns zu dieſer Hoffnung; alle vorangegangenen waren regneriſch geweſen und hatten Spuren hinterlaſſen, die der Fortſetzung unſerer Reiſe ſehr im Wege ſtanden. Hier war eine Brücke ſchadhaft, dort ein Damm durchbrochen. Wir waren genöthigt, die gewöhnliche Straße zu verlaſſen und höhere, aber namentlich für die Nacht gewiſſere Wege einzuſchlagen. Wem das Lederkiſſen des Wagens nicht zu hart war, um darauf zu ſchlafen, wurde jeden Augenblick durch die Beſorgniſſe der Aengſtlichen geſtört. Man rief den Poſtillon an, nicht zu ſchlafen, man lehnte ſich zum Wagen hinaus, um einen ſchmalen Weg zu meſſen, oder die Tiefe einer Furth zu unterſuchen, durch welche wir fahren mußten. Der Thierveredler gewohnte ſich aber bald an die Störungen; er ſchlief hörbar.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

Ein tragiſcher Fall. Komiſches Perſonal des Burgtheaters.

Ein höchſt betrübendes Ereigniß beſchäftigt in dieſem Augenblicke die geſchäftigen Zungen der Wiener. Ein junger, hoffnungsvoller Mann hat ſich aus Liebe zu einer Schauſpielerin erſchoſſen. Ein ſolcher Fall iſt hier ſchon lange nicht vorgekommen. Um ſo mehr nimmt er das allgemeine Mitleid in Anſpruch, und die übrigens höchſt geſchäzte Künſtlerin mag bei dieſem erſchütternden Hintritt nicht wenig betheiligt ſeyn. Sie ſelbſt nannte ſich ſeine Braut, der Tag der Verlobung ward bereits beſprochen; da fiel es ihr ein, dem Verlobten plözlich zu ſagen, daß ſie ſich anders beſonnen habe. Sie verweigerte ihm den fernern Zutritt in ihr Haus. Dieß konnte der Jüngling nicht überleben. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein und jagte ſich eine Kugel durch den Kopf. Merkwürdig iſt der Brief an ſeinen Vater. Er bittet ihn rührend um Verzeihung und dankt ihm innig für unzählbare Wohlthaten. Er erklärt, da das Leben keine Reize mehr für ihn habe, ſo könne er zur Qual Anderer und ſeiner ſelbſt nicht mehr umherwandeln. Er fleht, ſeinem Andenken nicht zu fluchen, klagt jedoch weder ſeine wetterwendiſche Geliebte, noch ihre gebrochenen Zuſagen an. Im Gegentheil, er gedenkt ihrer noch durch ein Zeichen, das er ihr widmet, bittend, daß ſie es ja nicht verſchmähen möge. Es iſt eine Brieftaſche. Der Wiener Wiz, der nie müde wird, meint, wenn Banknoten darin enthalten wären, würde das Souvenir nicht verweigert werden. Nun fürchtet man, die Schauſpielerin ſey der Rache des Publikums verfallen. Das Hoftheater zögert, ſie auftreten zu laſſen. Es iſt doch ein eigenes Geſchick! Für eine tugendhafte Perſon wird ſich nicht leicht ein Liebender, wenn er ſie nicht beſizen kann, erſchießen; leichtſinnigen Geſchöpfen widerfährt eine ſolche Opferung öfter. Schon in Stuttgart ſoll ſich ein junger Mann wegen eben dieſer Künſtlerin entleibt haben. Wenn ſie ſo fort macht, ſo rottet ſie noch alle rechtlichen jungen Leute aus. Da können die Väter auf der Hut ſeyn.

Raupach war vor Kurzem in Wien, und die Hoftheaterdirektion ließ mehrere ſeiner Stücke aufführen. Ueber die Darſtellung der „Schleichhändler“ äußerte er ſich ſehr vortheilhaft, wie er überhaupt den Schauſpielern, welche im Burgtheater im Luſtſpiel beſchäftigt werden, ein ungemeſſenes Lob ertheilte. Das Luſtſpiel iſt nach ſeiner Meinung nirgends in Deutſchland auf ſolcher Höhe, und Jeder wird ihm beipflichten, der nur eine Darſtellung dieſer Künſtler geſehen. Ganz vorzüglich haben ſich in lezterer Zeit Fichtner und Frau hervorgethan. Die Wahrheit, welche im Spiele dieſes ausgezeichneten Paares liegt, iſt von ungemeiner Wirkung. Da erinnert kein Zug an etwas Gemachtes, Berechnetes; da iſt jede Miene reine Natur. Noch wirkſamer, weil er höchſt vielſeitig iſt, iſt Fichtner; er iſt in jeder neuen Rolle ein anderer Menſch: Gang, Ton, Haltung, Bewegung immer neu; Fichtner iſt der erſte Schauſpieler in ſeinem Fache, ſo weit die deutſche Zunge reicht. Dazu kommt, daß die Natur viel, ja Alles für ihn gethan hat. Die Figur, die Geſichtszüge, das Organ, ſie ſcheinen ein Ideal bezeichnen zu wollen, indeß die Züge ſeiner Frau etwas geiſtlos ſind, das Spiel viel Manier zeigt, aber eine Manier, die man ſich recht gern gefallen laſſen kann. Eine eben ſo bedeutende Stüze des Luſtſpiels iſt Löwe. Wer ihn als Garrick geſehen, hat das Vollendetſte des mimiſchen Künſtlers vor ſich gehabt; Eins nur möge er ſich abgewöhnen: das ſtets wiederkehrende Augenzudrücken, wenn er zärtlich iſt. Unſere Rezenſenten fühlen dieſen Umſtand ebenfalls, aber ſie haben nicht den Muth, ihn zu rügen. Den Muth, beſcheiden zu tadeln? werden Sie fragen. Ich wiederhole es, Kein Einziger hat die Kourage, am Hoftheater auch nur das Geringſte zu rügen, ſelbſt Witauer nicht, der, wenn er von andern Bühnen ſpricht, noch am unbefangenſten iſt. Beſonders übertreibt er ſeine Lobeserhebungen, wenn von ſeinem Herzensfreund Bauernfeld ein Stück gegeben wird; da iſt Alles gediegen, ſogar der „Zauberdrache,“ und doch gefallen Bauernfelds Luſtſpiele nur in Wien. Es iſt höchſt ſelten, daß anderwärts etwas von ihm anſpricht. Die Sache geht ganz natürlich zu. Bauernfeld verſchafft ſich nie einen ordentlichen Plan. Ihm genügt es, ein paar Rollen den Lieblingen des Publikums anzupaſſen: Löwe als luſtigen Sauſewind, Herzfeld als diplomatiſchen Intrigant, Fichtner als treuherzigen Liebhaber, die Peche als gemüthliches Naturmädchen, die Müller als Kokette, die Fichtner als naive Plaudertaſche, den Wilhelmi als gutmüthigen und den Coſtenoble als wunderlichen Alten hinzuſtellen, und die Paſtete iſt fertig. Als Sauce kommt noch ein Dialog dazu, der ſich in Anſpielungen und Wortſpielen auf die Zeit gefällt; damit iſt das Ding abgemacht, und die Wiener applaudiren. Schade um Bauernfelds Talent; allein er iſt die Bequemlichkeit ſelbſt. Nie wird er auch nur eine Scene wie Deinhardſtein ſchreiben. Bei dieſem iſt Beruf zum Luſtſpieldichter; er ſchafft Charaktere, Situationen, bringt Wort- und Sachwiz; Deinhardſtein erfindet Handlung, Verkettung, Spannung, Steigerung, und dennoch die Löſung ſo natürlich, ſo durch und durch motivirt.

Um wieder auf die Repräſentanten des feinen Luſtſpiels in Wien zu kommen, ſo müſſen noch Coſtenoble, Wilhelmi, Laroche und Herzfeld erwähnt werden. Coſtenoble iſt ganz vorzüglich. Er iſt immer neu; obgleich durch ein ſehr monotones Organ oft gefährdet, erſezt er dieß hinlänglich durch ein reich nüanzirtes Spiel, und noch iſt er nicht ein einziges Mal aufgetreten, ohne ſeiner Rolle einen eigenthümlichen Reiz verliehen zu haben. Er iſt als Hild eben ſo eminent, als Löwe in dem Charakter Garricks; er iſt der Schuzgeiſt des „Liebesprotokolls,“ er iſt der beſte Shylok, der je auf der Bühne geſehen worden, ſeine bornirten Alten ſind Meiſterſtücke, ſeine heftigen Väter, ſeine zänkiſchen und mürriſchen Polterer ſind in dieſer Geſtaltung noch nicht vorgeführt worden; er iſt mit einem Worte der Iffland der Wiener Hofbühne. Wilhelmi hat, ſo zu ſagen, nur ein Fach; es iſt das der heitern und gutmüthigen Greiſe; aber er iſt klaſſiſch darin. Er beſizt ein Organ, mit dem er Alles machen kann; ſeine Mimik iſt ungemein beredt. Auch einige Anſtandsrollen im Luſtſpiel werden durch ihn gut gegeben. Laroche, vom Weimarer Hoftheater, fängt an, ſich ſehr zu heben. Er hat neulich den alten Klingsberg mit vielem Erfolge geſpielt. Aber er war ſo wenig ein Graf Klingsberg, als Herzfeld einer in der Rolle ſeines Sohnes. Sie holten beide ihren Adel aus reichen Bankiershäuſern. Madame Löwe gab die Gräfin: da zeigte ſich Nobleſſe. Man fühlte deutlich den Unterſchied. Außerdem ſind noch die Damen Peche, Müllner, Fichtner und Anſchüz die Zierden dieſes Vereins. Sie haben zwar alle vier eine beſtimmte Form für ihre Leiſtungen; dieſe Form oder Norm iſt jedoch allerliebſt. Ich kenne alle deutſchen Hoftheater, aber keines hat ein ähnliches Vierkleeblatt aufzuweiſen. Noch ein fünftes reift dieſer Bühne an der noch ſehr jungen Demoiſelle Reichel heran. In ein paar Jahren dürfte das Hoftheater auf dieſe ſchöne Knoſpe ſtolz werden.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. November 1833.

So ſchmücket ſittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichſten Lokal.

Goethe.

Prolog

zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Nürnberg, am 1ſten Oktober 1833.

Gedichtet
von
Eduard von Schenk.

Als noch auf uralt kaiſerlichem Throne
Das deutſche Reich in ſtolzer Hoheit ſaß,
Lang trotzend äußerm Angriff, fremdem Hohne,
Bis es zerfiel durch innern Zwiſt und Haß,
Da funkelt' in der reichen Städtekrone,
Die um ſein hehres Haupt ſich thürmend maß,
Ein ſchöner Edelſtein, der jezt noch immer
In Bayerns Krone ſtrahlt mit hellem Schimmer.

Und dieß Juwel war Nürnberg. Jede Tugend
Ausübend ſtill in ſeinem engen Schoos,
Des Alters Weisheit und das Feu'r der Jugend,
Des Schaffens höchſte Kraft, des Handels Loos,
Kriegsruhm und Bürgerſinn zuſammenfugend,
Im Wiſſen tüchtig und im Können groß,
War dieſe ſchöne Stadt, durch manch Jahrhundert,
Geliebt von Kaiſern und vom Reich bewundert.

Gleichwie der Springquell ſeine Waſſerſtrahlen
Nach allen Seiten in die Höhe ſchießt
Und, wenn der Sonne Funken ihn durchmalen,
Vom reinſten Farbenzauber überfließt
Und Regen von Demanten und Opalen
Rings auf die Blumenbeete niedergießt,
So ſtrömten auch der Künſte holde Gaben
Aus dieſer Stadt, das Land damit zu laben.

Von der erhabnen Wiſſenſchaft der Sterne
Bis zu der Kunſt, die ſich in's Kleinſte prägt,
Das Schön' und Nützliche, das Nah' und Ferne
Ward hier mit gleichem Sinn und Glück gepflegt,
Und jede Kunſt ſtieg auf aus eignem Kerne,
Der, langſam wohl, doch ſicher Früchte trägt,
Ja, ſelbſt die ſtrengſte Form der Handwerksgilden
Gab feſt're Kraft dem Malen, Dichten, Bilden.

Von allen Künſten aber ſchwang die hohe
Architektur am höchſten ſich empor.
Entzündet von der Andacht heil'ger Lohe,
Rief wunderſame Tempel ſie hervor,
Wo in die reichſte Pflanzenwelt das rohe
Geſtein ſich ringsum auflöst bis zum Chor,
Wo ſchlingend Laubwerk und durchbrochne Roſen
Die Thürme, Pfeiler, Wölbungen umkoſen.

Digitized by Google

Feſt, wie ein Fels, hat an der Mauer Grenzen
Die alte Burg der Kaiſer ſich erbaut,
Die, oft bewohnt, ſchon ſeit viel hundert Lenzen,
Dann lang verwaist, auf Nürnberg niederſchaut,
Jüngſt aber ward geſchmückt mit friſchen Kränzen
Und neu durchklungen von des Jubels Laut,
Zu der empor dem König, wenn es tagte,
Ein Heer von Wimpeln frohen Morgen ſagte. —

Auch dem Geſetzvollſtrecker, dem Senate,
Ward zweimal aufgeführt ein würdig Haus.
Weisheit und Freiheit ſaßen dort zu Rathe,
Sie ſind noch dort, ſie wandern nie hinaus.
Auch baut' im kleinen, aber reichen Staate
Gar mancher Bürger ſich ein fürſtlich Haus,
Ja, ſelbſt den öffentlichen Schatz der Quellen
Ließ hier die Kunſt aus ſchönen Brunnen ſchwellen.

Ach! eines Tempels mußt' allein entbehren
Der Bühne ſinnvoll, weltbedeutend Spiel.
Als längſt Thalia ſchon in heitern Lehren,
Nicht mehr in niedrer Poſſe ſich gefiel,
Als ſchon Melpomene zu edeln Zähren
Begeiſterte der Deutſchen Hochgefühl,
Erato's Töne rings auf reichgeſchmückten,
Glanzvollen Bühnen jedes Ohr entzückten,

Blieb hier, mit arm unwürdiger Beſchränkung,
Die Muſe in ein Bretterhaus gebannt. —
Doch ſtill davon! — Verſchwunden iſt die Kränkung,
Die Muſe prangt in frohem Feſtgewand.
Ein Haus bezieht ſie, das durch weiſe Lenkung
Als ſchön geformter Tempel ihr erſtand,
Verklärt, erneut iſt Alles — nur die lieben,
Die treuen Freunde ſind ihr noch geblieben.

O bleibt ihr immer! — Laßt euch oft umhellen
Von dieſen Räumen, unſer Spiel zu ſchau'n.
Vom Eifer glüh'n wir, würdig darzuſtellen,
Was Muſen unſern Händen anvertrau'n,
Und wie des Lebens ſtets bewegte Wellen
Bald Sonne ſpiegeln, bald im Sturm ergrau'n,
So wechsle hier auch Scherz mit ernſter Trauer
Und tiefes Leid mit ſüßer Wonne Schauer.

Mit mächt'gem Schritte ſoll der britt'ſche Rieſe
Als Vorbild über dieſe Bühne gehn,
Mit Blüthen, wie gepflückt im Paradieſe,
Die Anmuth Calderons euch hold umwehn,
Mild, kräftig, weltumfaſſender, wie dieſe,
Soll Goethes Genius vor euch erſtehn,
Leſſing ſoll des Verſtandes ſich bemeiſtern,
Und Schillers Hoheit glühend euch begeiſtern.

Auch Tonkunſt ſoll die Schwingen oft erheben;
Sie macht das Herz von bangen Sorgen los.
Mit ew'ger Jugendkraft wird euch umſchweben
Mozart, der göttliche, ſo zart als groß,
Ein Netz des Wohllauts Weber um euch weben,
Und Winter, unſres Vaterlandes Schooß
Entſteigend, ſeiner Töne Lenz euch bringen,
Und auch des Auslands Melodie erklingen.

Und kehrt zu uns der edle König wieder,
Den ſelbſt der Dichtkunſt Lorbeer eingeweiht,
Und ſteigt mit Ihm die Königin hernieder,
Die gern ihr Ohr dem Spiel der Muſen leiht:
So grüßen auch des Volkes frohe Lieder,
Der ſchönſte Wohlklang in bewegter Zeit,
Das Herrſcherpaar in *dieſem* Raum, auf's Neue
Ihm zu bewähren Nürnberg's Lieb' und Treue.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Der Bijouteriehändler führte nun das Leben eines Privatgentlemans von hohem Stande. Er miethete ſich im vornehmſten Koſthaus ein, umlagerte ſeinen Schreibtiſch mit Folianten, ließ zuweilen eine halbe Spalte in der Zeitung mit ſeinen Betrachtungen über Amerika füllen, wobei er kommerzielle und finanzielle Punkte berührte, und die auf große Plane ſchließen ließen, ſchmeichelte in Allem der Nation; und dieſe Ausbrüche des bitterſten Hohns galten für baare Münze, und der Lobredner für einen Gelehrten, was er dadurch vollends außer Zweifel ſezte, daß er ſich immer ſchwarz trug. Nun hieß er Doktor Ducamp, Esquire; er ſuchte Prediger unter dem Vorwande wiſſenſchaftlicher Beſprechung auf, und durch die Bewunderung, die er ihnen zollte, gewann er die ihrige; kurz, er ließ ſich keine Mühe verdrießen, um einen Ruf zu gewinnen.

Eines Tages ging er zu einem Geiſtlichen und bat ihn um ſeine Anſicht über einen umfaſſenden merkantiliſchen Plan. Die Kombinationen waren ſo tief gedacht, ſo verwickelt, die Reſultate ſo ungeheuer, daß dem Geiſtlichen Hören und Sehen verging. „Ich muß geſtehen," ſagte er, „obgleich ich einige Jahre Schreiber in der Marble Bank war, kann ich Ihren Plan nicht ganz faſſen, weil ich ſchon ſeit langen Jahren ein Gottesgelehrter geworden bin. Indeſſen meinem Schwager, der Vicepräſident vom penſylvaniſchen Leohay-Kohlenmienen-Filialhof in Newyork iſt, dem ſchlägt es gerade in ſein Fach. Ich will ihm Ihren Plan zu leſen geben; er dürfte geneigt ſeyn, der Sache ſelbſt beizutreten, denn ſeitdem die verdammte Lakawannakompagnie auch Kohlen herſchickt, iſt kaum mehr eine Lumperei beim Geſchäft zu verdienen." —

Digitized by Google

„Ach nein,“ erwiderte der neue Doktor, „es iſt nur ſo eine Idee von mir, es bleibt unter uns;“ und indem er ſeinen Aufſatz gleichgültig in die Taſche ſchob, fügte er hinzu: „Ohne mündliche Erläuterungen von meiner Seite wäre doch nichts damit anzufangen.“ — „Wollten Sie nicht ſo gütig ſeyn, meinen Schwager mit einem Beſuche zu beehren?“ fragte der Prediger. „Recht gerne, einmal bei Gelegenheit,“ erwiderte Ducamp; „doch dieſer Tage habe ich viel zu thun. Ein Freund in Baltimore, der ausgebreitete Geſchäfte im baltiſchen Meere treibt, hat mir ein Projekt zur Begutachtung zugeſchickt, und das muß ich vor Allem erledigen. Ich hoffe ihm dabei durch meine vielen Freunde in jenen Seehäfen recht nützlich werden zu können, dieſem braven, würdigen Amerikaner; es iſt ein hochverehrlicher Gentleman. — Leben Sie wohl, reverender Doktor!“ Mit dieſen Worten ließ er den gelehrten Reverenden ganz verblüfft ſtehen.

Nach einiger Zeit erhielt Ducamp eine Einladung zum Thee bei dem Vicepräſidenten des Kohlenhofes, und ward in die glänzende Verſammlung durch den reverenden Doktor eingeführt. Nun war der Weg gebahnt und alle Hinderniſſe, die dem Fremden das Eindringen in die Geſellſchaft faſt unmöglich machen, verſchwanden. Täglich mehrten ſich ſeine Bekanntſchaften, deren Vertrauen er durch Liſt und Suada zu gewinnen wußte. Nach und nach erhielt er überall freien Zutritt; er beſuchte die Kaufleute in ihren Comptoirs, wo er zuweilen ſeinen Rath ertheilte und Neuigkeiten hin und her trug. Nun ſchritt er allgemach zur Ausführung ſeiner Plane; er verband ſich mit einigen berüchtigten Gaunern, und wenn er bemerkte, daß an einem Tage bei einem Kaufmann ein beträchtlicher Vorrath von Geld über Nacht im Comptoir blieb, ſo war die Kaſſe am andern Tage verſchwunden.

Solche Gelegenheiten mußten genau abgelauert werden, weil jedes Haus, jede Familie ihren ganzen Geldvorrath, und wären es auch nur zehen Dollars, in irgend eine Bank deponirt. Es gehört daher ſogar zum Ton eines Mannes von hohem Stande, nur mit Anweiſungen auf die Bank zu bezahlen, wozu man eigene gedruckte Zettel hat, Cheeks genannt, auf denen man nur die Summe ausfüllt und unterſchreibt. Indeſſen tritt doch oft der Fall ein, daß Kaufleute Geld über Nacht behalten müſſen, weil die Bank nur bis zwei Uhr zahlt und bis vier Uhr Geld annimmt. Die genaue Lokalkenntniß und die Gewandtheit, womit er ſich durch Wachsabdrücke Nachſchlüſſel zu verſchaffen wußte, begünſtigten ſeine Unternehmungen, und weil ihn nie der geringſte Verdacht traf, ſo wuchs ſeine Dreiſtigkeit ins Unglaubliche. Er beſchränkte ſeine Künſte nicht mehr auf Geld, ſondern griff auch Waaren an.

Einſtens, als er eben in einem ſolchen Geſchäfte begriffen war, welches durch zufällige Umſtände bis gegen Tagesanbruch ſich verzögert hatte, hörte er auf einmal an der Thüre eines Gewölbes, in welches er eingedrungen, Lärm; ſchnell ergriff er ein Käſtchen, packte es voll, ſchob es zum Fenſter hinaus, wo ſeine Gehülfen es ihm abnahmen, ſchlüpfte nach und entkam glücklich. Doch kaum hatte er um die erſte Straßenecke bei Park-now gebogen, da begegnete ihm der Wächter, der ihn kannte und ihm einen guten Morgen wünſchte. Ducamp eilte nach Hauſe, wohin ſeine Spießgeſellen die Beute bereits auf einem andern Wege gebracht hatten. Um zehn Uhr früh kamen zwei Konſtabler und verlangten zu viſitiren. Sie entſchuldigten ſich höflich, daß die Angabe des Wächters, der ihn zu ungewöhnlicher Zeit ganz beſtäubt in der Gegend, wo eingebrochen worden, geſehen haben wolle, ſich aber gewiß geirrt habe, dieſe Maaßregel veranlaſſe. Ducamp widerſezte ſich; es wurde Gewalt gebraucht, die geſtohlenen Sachen gefunden, und der gelehrte Mann, das Orakel der Stadt, ward in den Tower gebracht. Bei der Unterſuchung konnte aber nur dieſer lezte Diebſtahl zur Sprache kommen; von den frühern war jede Spur verſchwunden, die einen geſezlichen Angriff auf Ducamp zuläſſig gemacht hätte, und er hatte von ſeinen Expeditionen, troz des ungeheuren Aufwands, den er ſeit einem Jahre machte, ein Sümmchen bei Seite gebracht, welches ihn jezt retten mußte.

Unter ſeinen neuen Unglücksgefährten fand unſer Gefangener einen Mann, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein gefälliges Aeußere, ein Benehmen, welches nur in der guten Geſellſchaft gewonnen wird, Ergebenheit in ein unverdientes Schickſal waren Eigenſchaften, die den Unglücklichen an dieſem Orte auffallend genug machten. Er war faſt auf eine halbe Lebenszeit zu Kerker und Zwangsarbeit verurtheilt, wegen Verbrechen, die er nie begangen hatte. Dieſe Zwangsarbeit iſt auch etwas ganz Eigenes. Hinter dem Tower in Newyork ſtand ein rundes Gebäude, in welchem ſich eine Art Tretmühle befand. Die Sträflinge wurden nach Maaßgabe ihrer Schuld alle Tage eine gewiſſe Zeit dahin gebracht, eingeſpannt und dann der Mechanismus in Bewegung geſezt. Damit war jeder Sträfling in die Nothwendigkeit verſezt, aus Leibeskräften anzuziehen und im Kreiſe herumzulaufen. Zugleich ragte aus dem Centrum der Maſchine ein hölzerner Arm heraus, der einen Prügel hielt, und ſo wie ein Arbeiter ermattete, oder nur im Geringſten an Eifer nachließ, regnete es Schläge. Es ſind noch nicht zwei Jahre, ſeit die Geſezgebung dieſe unſinnige Strafe aufgehoben hat. Das Gebäude und die Maſchine ſtehen noch hier im beſten Stand und können täglich geſehen werden. So ſchreitet man auch in Amerika vorwärts, troz dem größten aller Hinderniſſe, dem alle Begriffe überſteigenden Wahne, daß Alles auf's Beſte ſey; ſo iſt denn auch zu hoffen, ja nicht zu zweifeln, daß auch andere geſellſchaftliche Verhältniſſe ſich nach

Digitized by Google

und nach beſſern werden. Daß hochherzige Patrioten daran mit eben ſo viel Kraft, als Klugheit arbeiten, iſt bekannt; aber wer hieher kommt und das Schöne, das Vortreffliche ſchon zu finden glaubt, der wird den Wahn, der ſich über die Meere hinüber verbreitet, in der alten Welt widerhallt und ſo Viele dort ergriffen hat, durch ſchmerzliche Erfahrung büßen.

In dieſer Strafmechanik alſo mußte ſich der arme James, wie er hieß, täglich vier Stunden im eigentlichſten Sinne des Wortes ſelbſt herumtreiben. Ein berüchtigter Gauner, der mit ihm die unglücklichſte Aehnlichkeit hatte, nur daß des wirklichen Verbrechers Haare roth waren, hatte eine Menge Spitzbübereien verübt und dazu die Maske jenes Mannes angenommen, ſich die Haare gefärbt und die Kleider ganz nach deſſen Schnitt und Farbe richten laſſen. So kam es, daß der Unſchuldige eines Tages wegen Ausgabe falſcher Banknoten und anderer Verbrechen feſtgenommen wurde. Alle ſeine Freunde, der Gerichtshof ſelbſt waren von ſeiner Schuldloſigkeit überzeugt, aber mehr als zwanzig Zeugen beſchworen, ſie erkennen ihn und er ſey der Thäter; das Geſetz mußte alſo in Anwendung kommen und das Urtheil erfolgte. Nach vielen Jahren wurde der eigentliche Verbrecher wegen neuer Miſſethaten verhaftet und auch in den Tower gebracht. Hier fand er nun ſein zweites Ich und ſpielte ſeine Rolle weiter. Wenn der Gefangenwärter ihn rief, ſo rührte er ſich nicht, wurde James, der ältere Gefangene gerufen, ſo meldeten ſich beide.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

(Fortſetzung.)

Das Trauerſpiel des Burgtheaters. Die Oper.

Noch ſind Mad. Koberwein und Herr Wothe am Hoftheater zu nennen. Es ſind zwar zwei Perſonen, die gerne übertreiben; aber ſie thun es mit Geſchick, und wenn etwas derb in den Vordergrund treten ſoll, ſo kann ein deutſcher Theaterdichter auf dieſe Talente rechnen. Herr Wothe extemporirt zuweilen und iſt damit nicht ſehr ängſtlich. Stücke, deren Handlung z. B. in Berlin vorgeht, müſſen es ſich gefallen laſſen, mit Wiener Lokalſpäſſen verbrämt zu werden. Derlei iſt unverantwortlich und ſchadet der Sache, aber Herr Wothe gewinnt dabei, denn er hat die Lacher auf ſeiner Seite.

Das Trauerſpiel des Burgtheaters zählt noch einige Lücken. Vor Allen fehlt eine tragiſche Mutter, ein Böſewicht, ein Vater; auch die erſte Heldin iſt noch nicht ganz beſezt. Die Gley wird lange noch ein fühlbarer Verluſt bleiben. Schon ſchwingt ſich die Fournier bedeutend empor, aber noch iſt das Publikum mit ihr nicht ganz einverſtanden. Raupach könnte ihr beiſtehen; ſie braucht neue Rollen, bei welchen die Vergleichungen wegfallen. Er würde kein gewagtes Spiel haben, denn die Fournier beſizt ein reiches Talent.

Vor wenigen Wochen wurde ein neues Trauerſpiel hier gegeben: „Die Peſt in Leon.“ Der Verfaſſer iſt ein junger Arzt. Für Mediziner ſchien er auch geſchrieben zu haben: ſein Stück behandelt ein Thema aus dem Spital. Die Zuſchauer entſezten ſich gewiſſermaßen; nur eine Schröder hätte in der Hauptrolle den Dichter retten können; Madame Lange aber war ihrer Aufgabe nicht gewachſen. Wirkſamer würde Demoiſelle Fournier geweſen ſeyn. Dieſe Mutter kann recht gut durch eine mehr jugendliche Schauſpielerin gegeben werden. Man ſagt, der Verfaſſer habe ſich dieſe Beſetzung ausgebeten. Schon hieraus wäre zu entnehmen, daß er mit dem Theater noch nicht recht vertraut iſt; aber er hat die Sprache in ſeiner Gewalt, er iſt Dichter, das läßt ſich nicht verkennen. Sein Verſuch wurde augenſcheinlich nur gegeben, ihn aufzumuntern.

Das Kärntnerthortheater, die Opernbühne, beginnt in dieſem Augenblicke eine ſehr günſtige Periode. „Robert der Teufel“ macht unerhörtes Glück; in Wien beinahe ſo viel, als in Paris. Nachdem das Stück in dem kleinen Joſephſtädter-Theater mit ungeheurem Erfolg gegeben worden, ſezte es Düpont mit allem möglichen Aufwand in die Scene. Er bemerkte mit Umſicht die Gebrechen, welche ſich das Vorſtadttheater bei der Aufführung dieſes gigantiſchen Werkes zu Schulden kommen ließ; er vermied alle ausgeſprochenen Rügen; er beſezte die Hauptrolle, welche in der Joſephſtadt zur Nebenrolle wurde, durch Breiting, und fand ſo ganz den rechten Mann an dieſem muſikaliſchen Koloß, daß er ihm mit Recht die ganze Laſt vertrauen konnte. Staudigl war Bertram; auch dieſer — die Wiener mögen ſagen, was ſie wollen — iſt beſſer als Pöck, der in der Vorſtadt ſingt. Es iſt keine Kunſt, auf einem Schachteltheater mit der Stimme auszureichen. Staudigl dringt auf dem großen Kärntnerthor-Theater durch, und was ſein Spiel betrifft, ſo iſt es weit gediegener, als das ſeines Vorgängers, der da wähnt, er habe den Teufel kopirt, wenn er ein paar Geſichter ſchneidet. Eine treffliche Alice iſt Mad. Ernſt. Dieſe Frau iſt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Je öfter ſie ſingt, je kräftiger wird ſie. Auch ihr Spiel — und ohne Spiel läßt ſich kein Hauptpart in dieſer Oper denken — iſt meiſterhaft. Obgleich von der Natur etwas ſtiefmütterlich behandelt, weiß ſie doch ſtets anziehend zu ſeyn, und ihr Geſang übt eine ſolche Macht aus, daß ſie wohl kein Hörer ohne Rührung vernehmen wird. Die Prinzeſſin wird durch Demoiſ. Löwe gegeben. Die höchſte Anmuth, der feinſte Anſtand, die edelſte Darſtellung zeichnen ihre Produktion aus, und eine Geſtalt beſizt die junge Sängerin, als ob Aglaja an ihrer Wiege geweilt hätte. Ich ſah ſie unter andern auch als Prinzeſſin von Navarra im Johann von Paris: ſie iſt eine geborne Prinzeſſin. Ein ſchöneres Schauſpielertalent habe ich ſeit der Sontag noch nicht unter den Sängerinnen wahrgenommen. Dabei befriedigt ſie vollkommen im Geſange, und ſie zeigt in der That eiſernen Fleiß und tiefes Studium. Ihre Stimme wird ſicher an Metall und Kraft gewinnen, wenn ſie älter wird. Herr Düpont mag auf ſeiner Hut ſeyn, daß ihm dieſe liebliche Blüthe nicht auf fremden Boden verſezt wird. Von ergreifender Wirkung ſind die Chöre in dieſer Oper. Der Männer- und der Frauenchor des Kärntnerthor-Theaters haben faſt europäiſchen Ruf; eben ſo das Orcheſter. Der Effekt des Frauenchörs iſt in Meyerbeers Oper hier ſo groß, daß der Applaus und Enthuſiasmus der Zuhörer jedesmal in einen wahren Sturm ausbricht. Herr Düpont könnte große Summen gewinnen, wenn er mit der ganzen Geſellſchaft, die in ſeinem Robert ſingt, nach Paris und London reiſen möchte. Man würde den Deutſchen eine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ſich bei dem Franzoſen (Herrn Düpont) in Reichthum verwandeln würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. November 1833.

Sey mir gegrüßet, heilig Doppelzeichen,
Das ich, troz dieſem Wirbelſturm der Jahre,
In heiterm Stolz und leuchtender gewahre!

Th. Körner.

Reiſeskizzen.

(Fortſezung.)

Das Zauberwort, welches auf die Schläfer mächtiger wirkte, als eine zerbrochene Achſe, war die öſterreichiſche Grenze. Die kommende Mauth gab den Gedanken eine andere, und allen dieſelbe Richtung. Man fing an, die Gegenſtände nach der Reihe aufzuzählen, welche das Kaiſerreich mit Monopolen beſchüzte und vor fremder Zufuhr ſicherte. Man kam zuerſt auf die kaiſerliche Regie, und der junge Mann, welcher gerne berühmt werden wollte, erlaubte ſich, vom Dunkel der Nacht geſchüzt, den Scherz, daß ſich die Reiſenden all ihres Salzes entledigen möchten, weil das Salz vor allen Dingen in das Kaiſerreich nicht eingeführt werden dürfe. „Wie aber, wenn man ſalzige Eßwaaren bei ſich führt?“ fragte Jemand, der der Dichter nicht ſeyn konnte, auch der Thierveredler nicht; denn dieſer hatte große Luſt, bei dem natürlichen Salze ſtehen zu bleiben. Ich fühlte es ſchon an ſeinem Räuſpern, wie er es ſich bequem machen und von dem Einfluß der Salzpreiſe auf das Gedeihen der unvernünftigen Creatur reden wollte; aber ein anderer hatte ſchon das verhängnißvolle Wort: Tabak, ausgeſprochen, und er war ein zu großer Anhänger der Pfeife, als daß er nicht jezt mit ſeinem ganzen Unmuth hätte losbrechen ſollen. Ich verdenke es ihm nicht. Wer zählt die Tauſende von Seufzern, die jährlich, zu jeder Tages- und Nachtzeit, rings die unermeßliche öſterreichiſche Grenze entlang von tabakrauchenden Fremden ausgeſtoßen werden! Auf wie lange Zeit ſind ſie nicht oft verurtheilt, ein Gemiſch von Blättern zu verdampfen, das in Ländern, wo Rauchfreiheit herrſcht, nicht in die gemeinſte Thonpfeife käme, und doch ein Unerſchwingliches koſtet! Der Thierveredler war außer ſich, rief noch einmal aus: „die Regie bringt dieſen Staat jährlich um viele tauſend Fremde!“ gab ſeinen Paß ab und ſchlief wieder ein. Den Dichter aber fragten ſie auch nach ſeinen Mauthbarkeiten. Er jagte vielleicht gerade nach einem Bilde, und antwortete ganz zerſtreut: „Ich bin ein Bilderreiſender.“

Die Erwartung, bald am Ziele der Fahrt zu ſeyn, erhielt Jeden wach. Die Gaſthöfe Salzburgs mit ihren barokken Titeln wurden gegenſeitig empfohlen; doch zwang uns die Tiefe der Nacht zu dem Geſtändniſſe, daß wir in der Eile mit jedem Bette zufrieden ſeyn würden. Der junge Mann, welcher gerne berühmt werden wollte, wußte, daß dazu vor allen Dingen viel Sprachtalent erforderlich ſey. Der Eintritt ins Oeſterreichiſche kam ihm daher recht willkommen, und nachdem er vorher erſt einige vereinzelte Redeakkorde angegeben hatte, fiel er jezt mit einer langen ungeſtörten Peroration ein, die ungefähr ſo

Digitized by Google

lautete: „Man kann die Grenzen Oeſterreichs nicht betreten, ohne von einem unerklärlichen Gefühle ergriffen zu werden. Wir leben alle nicht von den bloßen Früchten des Tages, ſondern hängen feſt zuſammen mit dem allgemeinen Laufe der Dinge, der ſich durch die Völker und die Zeiten drängt. Warum ſollten wir es vergeſſen haben, daß Oeſterreich die Stütze eines Syſtems iſt, dem wir uns zugewandt oder entfremdet fühlen! Ja, meine Herrn, wir ſind jezt in dieſem Oeſterreich, das uns ſo oft ſchon beſchäftigte und unſerer Furcht oder Hoffnung immer friſche Nahrung lieh. Wir werden Einrichtungen und Lebensweiſen kennen lernen, die ſich von den gewöhnten auffallend unterſcheiden; aber wir werden Anſtand nehmen, ſie ſo lächerlich oder ſo gehaltlos zu finden, als ſie uns auswärts erſchienen. Die Natur wird Sie überraſchen, und Sie geſtehen zu, daß die Menſchen in Rückſicht ihrer Charaktere nur eine Zugabe der Natur ſind. Dieſe granitenen Gebirgsrücken trotzen den Jahrhunderten, die Thäler, welche ſie bilden, gehen nicht weiter als der kleine Horizont, der ſich über ihnen wölbt, und die unermeßlichen Ebenen, die ſich von ihrem Fuße aus erſtrecken, ſind von ſo ſcharfen, metallenen Inſtitutionen durchſchnitten und umgrenzt, daß wir gar ſehr anſtehen müſſen, Oeſterreichs Doppeladler für eine Fabel zu halten." Der junge Redner liebte die Freiheit; denn er wollte berühmt werden, und nur die Freiheit theilt dem Verdienſte Kränze zu. Aber er konnte ſich dem Zauber nicht entziehen, dem beim Eintritt in das Oeſterreichiſche auch der aufrichtigſte Anwald der neuen Intereſſen unterliegt.

Die Nacht war ſehr finſter, als wir in Salzburg eintrafen, der Himmel umwölkt und die ſtillen wiederhallenden Straßen von gefallenem Regen ſpiegelblank. Hie und da flatterte ein Laternenlicht auf und warf lange, rothe Lichtſtreifen auf einzelne Gegenſtände, die ſich matt aus dem Dunkel löſten, um deutlicher zu werden. Rieſenhafte, weiße Grenadiere mit hohen Bärenmützen ſtanden geſpenſtiſch an ihre Wachthäuſer gelehnt und blickten ſtumm und unbeweglich auf die Reiſenden, die in der Stadt herumliefen und an die Thüren der Gaſthöfe pochten. Dieſe ſtummen Krieger werde ich lange nicht aus dem Gedächtniſſe verlieren. Es waren Söhne ferner Länder, um deren Kindheit die Blätter unbekannter Wälder geräuſcht, auf deren Zunge fremde Laute lebten. Wovon träumten ſie jezt, auf die Muskete geſtützt? Von ihrer Heimath? von ihrem Weibe? von ihrem Erſtgebornen, deſſen Tod ihnen ein geſtriger Brief ankündigte? von dem Uebergewicht ihrer Brodportion, das ihnen der Zufall am nächſten Tage ſchenken kann? Ach! gewiß Niemand dachte an Italien, und er konnte morgen dorthin marſchiren; Niemand an Frankreich, und morgen konnte ihm ein Kriegsmanifeſt überſezt werden; Niemand an das revolutionäre Prinzip, und morgen mußte er es unterdrücken helfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Der Prozeß wäre nie ausgegangen, hätte man nicht noch eine dritte Perſon, die mit dem Miſſethäter in Verbindung ſtand, gefänglich eingebracht. Dieſe konnte zwar bei der Confrontation die beiden Männer nicht unterſcheiden, wußte aber, daß der eigentliche Verbrecher rothe Haare habe, und verlangte, man ſolle beiden den Kopf mit warmem Waſſer waſchen. Durch dieſen Zufall klärte ſich dann Alles auf, und endlich fielen die Feſſeln von den Händen des Schuldloſen. Er lebt gegenwärtig in Newyork, frei, aber in größter Armuth, mithin verachtet. Er hat kürzlich ein Buch herausgegeben, worin er alle die Streiche erzählt, die ihm ſein Ebenbild geſpielt hat; es beweiſt, daß jener Gauner auch ein Erzſpaßvogel war, denn es enthält die wunderlichſten Einfälle und die lächerlichſten Situationen, in welche James durch ihn gebracht wurde; bald hielt man ihn für einen Spitzbuben, noch öfter für einen Narren.

Zu der Zeit aber, da Ducamp in den Tower kam, zog James noch am Joche des mechaniſchen Prügels, und wenn er zurückkam von der zweckloſen, peinlichen Arbeit und den neuen Gaſt verzweiflungsvoll unter den Verbrechern ſitzen ſah, ſo glaubte er in ſeiner Gutmüthigkeit ein neues Opfer des Irrthums und der Schurkerei zu erblicken, indeß Gewiſſensbiſſe, Reue und Schaam an Ducamp's Seele nagten. James verſuchte, ihm Troſt zuzuſprechen; er erzählte ihm ſeine eigene Geſchichte und ſchloß damit, er ſey überzeugt, Gott werde ihn in ſeinem Elende nicht verlaſſen, und der Tag der Befreiung ſey nicht fern. Auf Ducamp machte die Erzählung eine, der beabſichtigten ganz entgegengeſezte Wirkung; denn zu dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld kam nun noch der folternde Gedanke, daß vielleicht ſeinetwegen auch ein Unſchuldiger hier leide. Er entſchloß ſich, dieſes Uebel gut zu machen, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtand, und vertraute ſich ſeinem neuen Freunde an. Beide forſchten nun unter den übrigen Gefangenen und bei dem Wächter nach, und erfuhren wirklich, daß ein gewiſſer Mac-Sleep wegen Thaten, die Ducamp für die ſeinigen erkannte, hier in Unterſuchung ſey. Der Zufall hatte ſo viele Indizien auf dieſen Menſchen gehäuft, daß er ſich wohl ſchwerlich aus der Sache gezogen haben würde. Ducamp beſann ſich nicht; er bat ihn vor Allem um Verzeihung und bekannte

Digitized by Google

ſich als Urheber der jenem zur Laſt gelegten Verbrechen, ſezte aber vorſichtig hinzu, er hoffe ſich deßhalb zu rechtfertigen. Dieſes Zeugniß war indeſſen nicht genügend, erſt der Erfolg der Unterſuchung konnte es annehmbar machen, und Ducamp hatte ſeine Lage ſehr verſchlimmert. Mac-Sleep fand aber einen Bürgen und erhielt die Erlaubniß, gegen Erlegung von 4000 Dollars, ſeinen Prozeß auf freiem Fuße abzuwarten. Dieſe Summe hatte er freilich nicht, aber Ducamp ließ das Geld durch ſeinen Anwald jenem Bürgen zuſtellen, und wälzte ſich ſo einen Stein vom Herzen.

Nachdem er ſich durch dieſen Schritt etwas beruhigt hatte, fing er an, auf ſeine eigene Rettung zu denken. Seine Geſchichte hatte zu großes Aufſehen erregt, zu viele Leute erwarteten, er werde noch mehr Entdeckungen machen, in der Hoffnung, für ihre Verluſte entſchädigt zu werden, als daß er hätte hoffen dürfen, einen Bürger zu finden, der die Bürgſchaft für ihn übernehmen wollte. Endlich trieb ſein Anwald einen armen Teufel auf, der vor einigen Monaten erſt aus Frankreich gekommen war und als Ladendiener in einer franzöſiſchen Mercerie-handlung diente. Dieſer bekam vermittelſt zweier Zeugengeſellen, die es beſchworen, daß ſie ihn ſchon ſeit fünf Jahren in den Vereinigten Staaten kennen, das Bürgerrecht in Newyork. Der neue Bürger und Bürge mußte 20,000 Dollars erlegen, und mittelſt dieſer geſetzlichen Kaution erhielt auch Ducamp die Erlaubniß, ſeinen Prozeß auf freiem Fuß abzuwarten. Entfernte er ſich aus der Stadt, ſo hatte ſein Bürge die 20,000 Dollars verloren. Dieſe Bürgſchaft erſchöpfte Ducamps Mittel bis zum lezten Heller; forderte man mehr, ſo war er nicht mehr im Stande, ſeine Rettung zu bewerkſtelligen; es ſcheint aber, man iſt in Amerika überhaupt ſo billig, nur das Mögliche zu verlangen. Kaum befand ſich Ducamp in Freiheit, ſo eilte er nach Montreal, das den Engländern gehört. Dort ſchrieb er ein umſtändliches Bekenntniß aller ſeiner Miſſethaten nieder und ſchickte es an den oberſten Gerichtshof nach Newyork, mit der Bitte, Niemanden je wegen ſeiner Vergehungen zu beläſtigen. In der Seele aber blieb er ein unverſöhnlicher Feind der Nordamerikaner, und um Gelegenheit zu finden, ſeine Rache zu befriedigen, begab er ſich an den Huronſee zu den ſechs Nationen.

Er iſt kein anderer, als jener berühmte Diplomat, der unter dem Namen Black-Hawk (ſchwarzer Falke) die Geſchäfte jener Indianer führt und ſich ſchon mehrmals nach Newyork gewagt hat, wohin er immer geſetzliche Beweiſe in hinlänglicher Anzahl mitbringt, daß er Black-Hawk iſt und von jeher geweſen iſt.

Proben einer deutſchen Odyſſee.

4.
Nauſikaas Traum.
(6. Buch.)

Athene trat in das Gemach geſchwind,
In deſſen Schooß die liebevolle, gute
Nauſikaa, des edlen Königs Kind,
In ſüßem Schlummer eben ruhte.
Es ſchlummerten hier, ſchön, wie Charitinnen,
Zu beiden Seiten an dem Eingangsthor
Noch rechts und links zwei holde Dienerinnen,
Und eine prächt'ge Thüre lag davor.
Athene aber kann in das Gemach
So leicht hinein, wie leiſes Windeswehen,
Bis zu des Mädchens Ruhebette gehen.
Zu ihrem Haupte ſtellt' ſie ſich und ſprach,
Des Dymas Tochter ähnlich ganz und gar,
Die jener lieb und gleichen Alters war:
„Nauſikaa, die Mutter hat an dir
Doch in der That ein träges, faules Kind!
Sieh nur einmal, wie die Gewänder hier
So ſchmutzig alle, ſo verwahrlost ſind!
Du nahſt dich doch bereits dem Hochzeitfeſte;
Da brauchſt du für dich ſelbſt und deine Gäſte,
Die dich geleiten, reinliche Gewande,
Daß Vater ſich und Mutter an dir freut,
Es iſt ja bei den Leuten eine Schande!
Steh' auf! du mußt mit frühſtem Morgen heut'
Zum Waſchen fort; ich will dann mit dir gehn
Und helfen dir, damit du fertig wirſt.
Nicht lange mehr wird man dich Jungfrau ſehn;
Schon mancher wackere Phäakenfürſt
Von allen Seiten her in deinem Land
Bemühet ſich mit Ernſt um deine Hand.
Drum auf und ſchnell zum Vater ohne Raſt,
Daß er dir einen Wagen rüſten ſoll!
Er wird gewiß von den Gewändern voll,
Den Gürteln und den Schleiern, die du haſt;
Du fährſt vielleicht auch für dich ſelber gerne,
Zum Gehen ſind die Gruben allzuferne.“
Die freundliche Athene ſpricht es
Und ſchwebt zurück zum goldnen Reich des Lichtes,
Hinauf, wo ewig jung und ewig ſchön
Die Götter thronen in Olympos Höh'n.
Da iſt kein Regen und kein Sturmesgraus,
Da fällt kein Schnee und keine Wolken ziehn,
Ein lichter, klarer Himmel dehnt ſich aus,
Und leichter Glanz läuft leicht darüber hin.
Dahin, dahin, wo in dem ſel'gen Chor
Von Tag zu Tag die Götter fröhlich ſind,
Schwang auch Athene wieder ſich empor,
Als ſie geſprochen zu des Königs Kind.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

(Beſchluß.)

Belletriſtiſche Literatur.

Wien hat viel Aehnlichkeit mit Paris, auch darin, daß, ſobald hier irgend ein Theaterſtück Furore macht, daſſelbe augenblicklich parodirt wird. So erging es auch der Oper „Robert der Teufel.“ Es erſchienen bereits zwei Parodien: die eine auf dem Theater an der Wien unter dem Titel: „Robert der Teuxel,“ die andere auf dem Theater in der Leopoldſtadt, genannt: „Robert der Wauwau.“ (Teuxel und Wauwau ſind im Oeſterreichiſchen faſt gleichbedeutend und bezeichnen ſo viel wie luſtige und dumme Teufel.) Beide Parodien ſind jedoch mißrathen, beſonders „Robert der Wauwau“ von Schickh. Es iſt dieß der nämliche Schriftſteller, der die Leopoldſtädter Bühne mit äußerſt ſchlechten Dutzendsarbeiten überfluthet und ſie ſodann im „Wanderer“ ſelbſt lobt. Daß nur er an ſeinen Machwerken Gefallen finden kann, iſt begreiflich, daß aber ein Redakteur ſein Blatt dazu hergeben könne, derlei Mißgeburten durch Selbſtlob noch anpreiſen zu laſſen, würde auffallender ſeyn, wenn dieſes Blatt nicht der „Wanderer“ wäre. Ein ähnliches Blatt exiſtirt vielleicht nirgends in Deutſchland. Wer die Feder halten kann, iſt Mitarbeiter; je ſchlechter, deſto beſſer, der Redakteur kommt ſodann nie in die Verlegenheit, ein Honorar zu bezahlen. Daher lieſt man ſogar Korreſpondenz-Nachrichten aus Znaim, Meidling, Schwechat und Simmring, Anpreiſungen von ächten Getränken neben Nachdrücken aus dem Morgenblatt. Da der Redakteur, Joſeph Ritter von Seyfried, ſo geſchäftig iſt, meine Korreſpondenz-Nachrichten ohne Angabe der Quelle in ſeinem Wanderer nachzudrucken, ſo möge er doch auch ſo gewiſſenhaft ſeyn, dieſer Rüge Raum in ſeinen Spalten zu geben. Auch der Bothe für Ungarn, den ein Herr Wigand in Caſchau herausgibt, möge gelegenheitlich bemerken, daß ſeine angebliche Korreſpondenz aus der Reſidenz nur ein kecker Nachdruck meiner Berichte für das Morgenblatt ſey. Doch dieß wird weislich unterlaſſen werden; dieſe Herren ſind zu ſehr gewohnt, im Trüben zu fiſchen; die Herren Seyfried, Wigand u. ſ. w. werden weder über dieſen, noch einen andern literariſchen Diebſtahl ein Wörtchen öffentlich verlautbaren.

Unſere belletriſtiſchen Zeitſchriften ſtehen überhaupt nichts weniger als hoch. Die Zeitung von Schickh, genannt Wiener Zeitſchrift, iſt langweilig zum Einſchlafen; die Theaterzeitung, welche zwar die geleſenſte iſt, lobt die hieſige Bühne ſo angemeſſen, daß der Unpartheiiſche ſehr oft indignirt werden muß. Da iſt beſonders ein Herr Weidmann Hoftrompeter der Joſephſtädter Bühne; der ſpielt ſeine Anpreiſungen ſelbſt der größten Mißgriffe des Theaterdirektors Stögers wie Walzer von Drehorgeln herunter. Seiner Meinung nach wird im Joſephſtädter Theater nichts aufgeführt, was nicht klaſſiſch wäre; Stöger und immer Stöger! Der Direktor Stöger mag ein recht braver Mann ſeyn, aber Herr Weidmann wird ihn um ſeinen Kredit bringen; denn wenn man das Kupfer Gold nennt, glauben die Leute am Ende nicht einmal mehr, daß das Kupfer Kupfer iſt. Eine dritte belletriſtiſche Zeitſchrift, der Sammler, iſt ganz im Sterben. Dieſes Blatt ſoll, wie man hört, einmal Leſer gehabt haben; dieß muß lange her ſeyn; denn jezt kennt man den „Sammler“ kaum mehr dem Namen nach. Noch beſteht eine Zeitſchrift, Feierſtunden, von Ebersberg. Der Redakteur thut ſich auf ſeine Thätigkeit viel zu gute; aber ſeine Korreſpondenz, eine Art Briefreviſion am Ende eines jeden Blattes, iſt nichts als ein Inbegriff der derbſten Vornehmthuerei und des dünkelhafteſten Anmaßens gegen Schriftſteller, die ihm vielleicht nicht einmal einen Beitrag zugedacht haben. So ließ er ſich z. B. neulich folgendermaßen vernehmen: „Ich kenne Sie für einen braven Mann, und als der ſind Sie mir lieb; aber als Dichter gelten Sie mir nichts, und darum thun Sie mir den Gefallen und wenden Sie ſich mit Ihrer Hand und Ihrem Herzen, niemals aber mit Ihren Reimen an mich.“ Kann man eine abgeſchmacktere Abfertigung leſen? Aus ſolchen Zeitſchriften lernt die Jugend die erſte Tugend, Beſcheidenheit, gewiß nicht. Ich bin zu kurze Zeit in Wien, um Ihnen ſchon jezt eine genaue Sichtung der Journale vorzulegen; aber ich behalte es mir vor, bald darüber recht ausführlich zu ſeyn.

F. X. T.

Auflöſung der logogriphiſchen Füllungen in Nr. 263:

2. Jungfrau. Junge Frau. 3. Meer. Meiſter. 4. Er. Eier. Eimer. 5) Maus. Magus. 6. Bitter. Bier.

Logogriphiſche Füllungen.

1.

Kaum iſt es ausgeſchlüpft;
Doch wirf ein a hinein,
So kommen ſchon zu ſpät
Die Männer, die drum frei'n.

2.

Es iſt ein Kompliment; allein
Mit a wird's Jedem grauſig ſeyn.

3.

Ein berühmter Komponiſt,
Der mit u k nur Trommler iſt,
Stellt mit t als Pfaff ſich dar,
Wird mit k ein Knecht ſogar;
Ja mit n t h ein wildes Thier,
Und mit N. N. gar Papier;
Mit n u iſt's, der mit Fug
Deutſchen Reiches Fahne trug;
Endlich kann ich ihn noch preiſen
Mit n z als Hemd von Eiſen.

4.

Es iſt ein Knochen; d u dazu,
So wird's ein Araber im Nu.

5.

Wirf aus dem Koth nur r a heraus,
Und gleich wird junger Wein daraus.

6.

Leer iſt mein Faß, was füll' ich ein?
mit h
Weich Eingeweid' ſoll's Erſte ſeyn;
mit d
Dann folgt ein derber Ueberzug,
mit i t
Und eine Treppe, faſt zum Flug;
mit h r
Noch werf' ich ein Schulmeiſterlein
mit ſ
Und eine Art von Schülern drein;
mit p
Und endlich noch mein Inſtrument,
Das ihr als Räthſel ſpielend kennt.

So iſt mein Faß gar bunt gefüllt,
Sein Inhalt wird gar leicht enthüllt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. November 1833.

> Den Willen, der den Urſprung nimmt im Haupt,
> Befehdet der verſchloſſnen Bruſt Begehren,
> Und ein geſpalten Selbſtbewußtſeyn glaubt,
> Zwei muß es geben, den ſie angehören.
>
> Müllner.

Wahnsinn und Traum.

Von G. H. Schubert.

In der Geſchichte des Leibes hat öfters der kranke Zuſtand über die inwohnenden Kräfte und Wechſelbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und beſſere Aufſchlüſſe gegeben, als die Beobachtung des geſunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geſchichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht.

In einigen Krankheiten ſpielt gleichſam ein fremdes Leben mit unſerem Leibe, erzeugt und bildet ſich mitten in dieſem ſeinen eigenen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieſes krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; ſelbſt die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der wuchernden Auswüchſe eine vorwaltende Richtung, und es iſt in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geſchlechtern der Pflanzen und Thiere. Wie in dieſen Krankheiten der bildenden Seele eine andere, fremde Leiblichkeit, ſtatt der eigenen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth ſelbſt die Natur des Hundes, ſo geſchieht dieß beim geiſtigen Irreſeyn und beim Wahnſinn ſelbſt der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele, vom eigenen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußern Perſönlichkeit ſich überkleidet, wenn jener Jüngling, von welchem ein Pſycholog erzählt, im Zuſtand der leiblichen Trunkenheit plötzlich ſo ganz in das Weſen eines gegenwärtigen Freundes ſich verſezte, daß er den Verluſt, den dieſer erlitten, für ſeinen eigenen hielt und als ſolchen beweinte: ſo ſind dieſes nur Verſuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, ſich mit einer neuen Leiblichkeit zu verſorgen, Verſuche, deren Einfluß auf die fremde, begehrte Perſönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weitern Verlauf des innern Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So iſt es nicht im Wahnſinn. Die fremde und falſche Perſönlichkeit, mit welcher hier die Seele ſich überkleidet, iſt ſo bleibend und feſt ſtehend, als die eigentliche und eigene. Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Perſönlichkeit noch abwechſelnd mit der eigenen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnſinns. Das Mädchen bei Gmelin war abwechſelnd an jedem andern Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem ſie ihre eigene Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder ſich fremd dagegen fühlte. Sie war in dieſem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Franzöſin, auf deren

Digitized by Google

Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeſchichte laſtete, ſprach dann geläufiger, als jemals ſonſt im Wachen, Franzöſiſch und gebrochen Deutſch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menſchen, die ſich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, ſonſt aber ihr völlig fremd; bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innern Wahngeſtalt verdrängt geweſene Perſönlichkeit wieder aufwachte, welche von Alle dem, was jene geſtern gethan und geſprochen, nichts mehr wußte, ſondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, geſunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jezt, eintrat, während die innere Wahngeſtalt, wenn ſie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo ſie vorgeſtern abgebrochen war. In dieſem Fall war es Mitleid, was die leicht bewegliche Seele in die fremde Perſönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen ſich hieran ſolche Fälle der Verſetzung und Entrückung der Seele, wie die ſind, welche neuerlich Juſtinus Kerner in ſeiner Seherin von Prevorſt mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper ſo ganz in die Natur deſſelben verbildet, daß ſie im hohen Maaße alle Leiden, alle Schmerzen deſſelben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umſtehenden ſichtbar, alle die krankhaften Erſcheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andern Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Geſtalt an der äußern Hautfläche, ſtatt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten laſſen, und in den eigenen Körper die Schmerzen des andern übergetragen.

Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnſinn im hohen Grade jene merkwürdige Kraft unſerer Seele, in ein fremdes Bild ſich zu verwandeln, und dieſes ſtatt des eigenen Leibes an ſich zu tragen. Was die Seele beim Entſtehen ihres Irrganges der eigenen, äußern Perſönlichkeit entfremdet, iſt zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geiſtiger Grund. Bei dem lezteren verweilen wir zuerſt.

Es iſt in einigen Fällen jene „Traurigkeit“ geweſen, von welcher ein heiliges Buch ſagt, daß ſie „den Tod wirke,“ welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer geweſen, zur Auswanderung aus ihrer eigenen, verarmten Perſönlichkeit in eine fremde angetrieben. Da hat ſich dann die Verlaſſene und Gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geſchaffen, in welche ſie die dunkeln Erinnerungen ihrer empfundenen Luſt und Schmerzen hineingetragen, oder nach eigenem Gefallen das ſich wiedergegeben, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden. Jene Eſther L** hatte auf dieſe Weiſe all ihr früheres Unglück, von welchem ſie gar keine Erinnerung mehr zu haben ſchien, mit einem fremden, erträumten vertauſcht, welches gegen das vorhergegangene, wirkliche noch immer ein ſehr erträgliches war. Denn jezt, in dieſem Wahnleben, hatte man ſie doch nicht des geliebten Gatten und Kindes, ſo wie der Freiheit beraubt, ſondern blos des vermeintlichen, väterlichen Erbgutes, das Kind aber (eine Puppe von Holz, welche die Unglückliche mit Zärtlichkeit beachtete und pflegte) lebte doch noch. Bei der Betrachtung ſolcher Seelenkranken freut ſich der theilnehmende Geiſt der Hoffnung, daß dieſen Armen der Wahnleib mit allen ſeinen Qualen im Tode werde abgenommen, und ſtatt ſeiner ein wahrer, in ein höheres Bild verklärbarer wieder gegeben werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

Herberge fand ich mit meinen unzertrennlichen drei Freunden im rothen Ochſen. Die Einrichtung der ſüdlichen Gaſthöfe zwingt zum Zuſammenſchlafen; ein einziges Zimmer mußte uns Alle aufnehmen. Das müde Ohr gewöhnte ſich bald an den mannichfachen Stundenſchlag der verſchiedenen Kirchthürme und öffnete ſich nicht eher wieder, bis ein trüber, aber ſchon hoher Tag regneriſch ans Fenſter praſſelte. Die Natur blickte uns zürnend und grollend an, den Himmel deckte ein gleichförmiger, grauer, naſſer Flor, der Regen floß in Strömen. Man brachte uns die Nachricht, daß in der Umgegend die Bäche austreten, die Brücken weggeriſſen werden, ja daß auf dem Wege nach Hallein ein mächtiger Bergſturz die Straße und einige Häuſer verſchüttet habe. Wir waren grauſam genug, uns wie Zeitungsſchreiber auf dieſes außerordentliche Ereigniß zu freuen, und notirten es ſorgfältig zu den Merkwürdigkeiten, die wir bei beſſerem Wetter in Augenſchein nehmen wollten. So lange der Regen anhielt, blieben wir auf uns ſelbſt beſchränkt. Bald mußte ein vorbeireitendes Kavallerieregiment, bald die Salzburger Orthographie, die ſich in Anmelde-, Mauth- und Speiſezetteln kund gab, bald unſer eigenes vierfaches Ich den Stoff zur Unterhaltung liefern. Der Thierveredler ſprach von Merinos, der mehrerwähnte junge Mann von der Zukunft, ich von Briefporto, Siegellack und einem Lohnbedienten, und der Dichter von dieſem Allem, weil es ihm nur daran lag, in Bildern zu ſprechen.

Der einzige Genuß, den uns die Reiſe an dieſem Tage bis um Mittag darbot, beſtand in der Mahlzeit, deren Zeit inzwiſchen gekommen war. Wir erſtaunten über die ungeheuren Speiſekarten, über die Menge der Gerichte und die ſonderbare Corruption ihrer Namen

Digitized by Google

Es waren mir nur drei Dinge bei dieſer Gelegenheit merkwürdig, nämlich das aufwartende Ding von Magd, eine Aeußerung des Viehveredlers über die Schädlichkeit des Kalbfleiſches, und drittens, daß er doch ſo viel davon aß. Die Augenſprache des erwähnten Mädchens wird mir unvergeßlich bleiben. Noch nie habe ich gefunden, daß man mit Einem Blicke ſo viel ſagen kann, als ſie mit dem, der ihre ſtehende Redensart: „Ach, warum denn nicht!“ begleitete. Dieſe Magd erlaubte ſich nämlich, den Appetit ihrer Gäſte nicht allein, wie ſie mußte, zu befriedigen, ſondern ſogar zu erregen. Sie redete zu, wenn man ſich weigerte, noch eine Schüſſel zu beſtellen, und gab durch einen Blick den Ausſchlag, wenn man Anſtand nahm, eines oder zwei Hühner „anzuſchaffen.“ In dieſem Blicke lag eine Vertraulichkeit, eine Bekanntſchaft mit unſerem Magen, unſerer Kaſſe, unſerer Familie, unſern Erbſchaftshoffnungen, mit unſern Heirathsangelegenheiten, kurz, mit unſerem Wollen und Können, unſerem Mögen und Vermögen, die beleidigte, wenn man nicht darüber lachte. Man konnte dieſen zum Eſſen auffordernden Blick hundertfach überſetzen. Er konnte heißen: Man lebt ja nur einmal! man ißt ja nur dreimal des Tags! wir kommen ſo jung nicht wieder zuſammen! wer heute ſezt, hat morgen eine Frau gewonnen! jagen Sie mir keinen Schreck ein! trinken Sie, und Sie werden den Durſt verlieren! es iſt noch nicht aller Tage Abend! Ihr Herr Vater hat ja nur Einen Sohn! es iſt nicht der lezte Wechſel, den die Frau Mutter bezahlt! in Frankfurt kann jeder das große Loos gewinnen! verſtellen Sie ſich nicht, Ihr Onkel hat nur Einen Neffen! — Kurz, wenn ich noch einmal nach Salzburg käme, ich könnte dieſe Kellnerin im rothen Ochſen nicht wieder antreffen, ohne mich über dieſen vieldeutigen, vertraulichen Blick zu ärgern. Die zweite und dritte Tiſchmerkwürdigkeit war die Klage des Thierveredlers, und nichtsdeſtoweniger ſein Appetit. Man weiß, daß im Oeſterreichiſchen die ſogenannten Schnitzeln, auch Kälbernes geheißen, ein ewig wiederkehrendes Lieblingseſſen ſind; aber man weiß nicht, was mein Tiſchgefährte darüber äußerte. Ich theile es mit. „Wie?“ ſagte er, den Speiſezettel und die Teller der Gäſte überlaufend, „nichts als Kalbfleiſch! Was kann ſowohl dem Magen als dem Viehſtande ſchädlicher ſeyn! Unſere Zeit, haſtig, den Lauf der Dinge nicht abwartend, die Keime in ihrer Entwicklung ſtörend, greift mit derſelben Ungeduld in den kunſtvollen Gang der Natur. Warum erſticken wir das Leben einer jungen Pflanze, deren Duft uns ſpäter erquickt hätte? warum ſchlachten wir die frühreifen Jungen des Rindviehes, ehe ſie noch Hörner anſetzen, um Ochſen zu werden? Man behauptet, das Kalbfleiſch ſey zarter, verdaulicher, nachgiebiger. Thorheit! kann das Unvollkommene den Werth des Vollendeten anſprechen? kann die Natur, dieſe reife, erfahrene Lehrerin, den Genuß von Dingen rathen, die ſie nicht würde wachſen laſſen, wenn ſie unreif ſchon ihrer Aufgabe entſprächen? kann endlich ſelbſt ein denkender Arzt ſeinem Kranken eine Speiſe empfehlen, die von der Schwäche und Mangelhaftigkeit ausgeht? Mein Glaubensbekenntniß fußt auf der Unverdaulichkeit des Kalbfleiſches. Dieß will aber nur für den Magen etwas ſagen; in keinem Vergleiche damit ſtehen die Folgen des unnatürlich gegeſſenen Kalbfleiſches für das Wohl und das Wehe des geſammten großen Hornviehſtandes. Der falſche Appetit reißt die Säuglinge vom Bauche der Mutter; und wer je in ſeinem Leben erfahren hat, wie Gram und Kummer mit dem Einfallen der Wangen, dem Schlottern der Schenkel, dem Senken des Kopfes zuſammenhängt, wird meinen Schluß auf die beſtialiſche Welt nicht ungegründet finden. Die Kuh wird ihres Lebens nicht froh, wenn ſie die Mutterfreuden nur kürzer genießen darf, als ſie den Schmerz der Geburt ausſtehen mußte. Sie wird ſchlecht freſſen, ihre Milch geht in den Wind, das Fleiſch wird zäh, und nach dem Dahinſcheiden ihr Fell ſaftlos und zerbrechlich. Sie erlaſſen mir die weitere Auseinanderſetzung eines Gegenſtandes, deſſen Mißachtung um ſo trauriger iſt, je mehr er auf der Oberfläche liegt.“ Im Grunde hinderte den Redner nur ein Stück Kalbsbraten, in ſeinen Ereiferungen dagegen fortzufahren.

Einige Sonnenblicke, die den Anbruch der zweiten Tageshälfte begleiteten, verlockten uns, einen Ausflug in die Umgegend zu verſuchen. Einſtweilen konnte das Wagniß aber nur gelingen, wenn wir uns einem verſchloſſenen Wagen anvertrauten. Wir waren dabei den Launen eines Lohnbedienten hingegeben, der natürlich in ganz Salzburg nichts Schöneres aufzuzeigen wußte, als *Hellobrunn* mit ſeinen barocken Anlagen. Der Weg dorthin führte durch dichtbeſezte Alleen, von deren Seiten aus ſich lachende Wieſen und duftige Gärten links bis an die Ufer der Salzach, rechts bis an den Fuß der parallelen Bergreihe dehnten. Wir ließen das Schloß ſelbſt einſtweilen zur Rechten liegen und betraten ſein Gebiet an der Seite des Berges, an welchen ſich jenes lehnt. Ein friedlicher Park, auf deſſen friſchem Grün ſich weiße Rehe ergingen, nahm uns auf und führte uns einen nicht zu ſteilen, aber durch die Näſſe unwegſamer gewordenen Gipfel hinan. Der erſte Beſuch galt dem ſogenannten Naturtheater, einer aus Felsſtücken zuſammengeſezten Aehnlichkeit mit einem vollſtändigen Tempel Thaliens. Das Scenarium war noch beſſer erhalten, als die Logen; doch verſicherte man uns, es ſey noch vor Kurzem hier geſpielt worden. Die Beleuchtung dieſes dunkeln Geklüfts mußte nicht wenig Mühe verurſacht haben; oder ſpielte man, wie auf einigen deutſchen Theatern, lieber in dunkeln Häuſern?

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortſetzung von Nr. 259.)

Das Schweigeriſche Volkstheater.

Mit der ſchönen Jahrszeit erſcheinen alljährlich in München gar wunderliche Feen und Zauberer mit ihren Prinzen und Prinzeſſinnen, in Geſellſchaft des Staberls, des Lipperls, des Fauſts, des Luzifers und ſeines Geſindels, und laſſen ſich nieder an dem Ufer der Iſar und treiben da ihr Spiel und ihr Weſen zur höchlichen Ergözung des Volkes. Ihr Pallaſt, gar heimlich mitten unter kleinen Häuſern aufgeſchlagen, aus den ſchlanken Tannen der Alpen gezimmert, iſt mit einigen ſcheibenloſen Fenſtern, die jedoch dem Tageslichte verſchloſſen ſind und nur bei Nacht Mond und Sterne hinein leuchten laſſen, und oben mitten auf dem Dache mit einem Dunſt- oder Qualmfange verſehen; über ſeiner Thüre ſchwebt ein Genius mit einem aus Lorbeern und Roſen gewundenen Kranze; in ſeinem Vorhofe ſizt in einer Bude eine hexenartige Geſtalt und verkauft die ſüßen Früchte der Gärten Tyrols und des Schwabenlandes, und in einem Schranke unterhalb des Genius ſizt ein Weib aus dem Gefolge der Prinzen und ertheilt gegen ſchmuzige Zwölfer und Sechſer die Erlaubniß zum Eingang in das Heiligthum. Dieß Heiligthum iſt das Schweigeriſche Volkstheater in der Vorſtadt Au. „Sind Sie im Lipperl (ſo nennt man dieß Theater) geweſen?“ fragte man mich eines Tages, und rief dann auf meine Verneinung: „Ei, da müſſen Sie hingehen! Da werden Sie das äſthetiſche Gefühl der Auer überhaupt und das Zartgefühl der Auerinnen insbeſondere kennen lernen. Und welche Schauſpieler werden Sie da bewundern! Leute, die in der Welt herumgekommen ſind, von denen jedes Krähwinkel unſerer Lande Wunderdinge zu erzählen weiß! Leute, die ſich zu multipliziren wiſſen und an einem Abend drei oder gar mehr Rollen zu ſpielen vermögen! Eine Schauſpielergeſellſchaft, ergözlicher durch das, was ſie iſt, als durch das, was ſie vorſtellt, deren Hauptſchönheiten aber immer ergözlich ſind, ſey es als das, was ſie vorſtellen, ſey es als das, was ſie wirklich ſind. An derben Späſſen fehlt es nicht, weder auf der Bühne, noch im Publikum, während der ganzen Vorſtellung. Zwar ſind Gensdarmen zugegen; das ſind aber erfahrene Leute, die wiſſen eine Kleinigkeit zu vergeben; müſſen ſie doch auf dem Pferdemarkt von Käferloh noch Aergeres mit anſehen; ſie lächeln und thun, als hörten ſie nicht, es ſey denn, daß Herr Schweiger in eigener Perſon die Polizei handhabt, wie er es oft zu thun pflegt, unter den Zuſchauern umhergeht, auf die Ruheſtörer lauert, und wenn er ſie in flagranti ertappt, durch die Gensdarmen ſchonungslos ergreifen und abführen läßt. Noch Eins! ein guter Rath: wenn Sie etwa ſchnupfen, ſo hüten Sie ſich, Ihrem Nachbar eine Priſe zu offeriren; gleich würden von allen Seiten her ungewaſchene Finger in Ihre Doſe fahren.“ Meine Neugierde ward nicht wenig rege gemacht, und ich beſchloß demnach auf der Stelle, dahin zu gehen.

Es war kaum ſieben Uhr vorbei; ich hatte alſo Zeit genug, den langen Weg aus dem Mittelpunkte der Stadt bis in die Vorſtadt Au zu Fuß zu machen, dabei den Theaterzettel zu ſtudiren und mir im Voraus nach ſeiner Angabe das Schauſpiel zu conſtruiren. Der Theaterzettel lautete, im Auszug, folgendermaßen: „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär, ein Original-Zaubermährchen mit Geſang in drei Akten von Raimund. Muſik vom Kapellmeiſter Drechsler. (Manuſcript.) Perſonen: Fee Lacrimoſa, Fee Amarantis, Guido, ihr Sohn, Zauberer Buſtorius aus Waraſdin, Zauberer Ajaxerle aus Donaueſchingen in Schwaben, Fortunatus Wurzel, ehemals ein armer Waldbauer, jezt ein Millionär, Lottchen, ſeine Ziehtochter, Lorenz, ehemals Kuhhirt, jezt Wurzels Kammerdiener, Karl Schilf, ein armer Fiſcher, die Zufriedenheit, die Jugend, das hohe Alter, der Neid, die Nacht, ein Kegelbub aus dem Zaubergarten, vier Freunde und Zechbrüder Wurzels, zwei Bediente. Andere Feen, Zauberer und Diener. Furien. Volk. Gallerie 18 kr. Erſtes Parterre 12 kr., zweites Parterre 6 kr. Der Anfang iſt Nachmittags Schlag vier Uhr und Abends um acht Uhr.“ (denn die Künſtler dieſes Theaters treten täglich zweimal in einem und demſelben Stücke auf) Als ich auf dem kleinen Plaze vor dem Theater ankam, füllte ſich ſchon das Haus; Kinder und Hunde ſchlüpften mit ein. Als ich drinnen ſaß, fing alsbald der Zauber, der da herrſcht, auf mich zu wirken an. Es war mir, als ſey ich in eine andere Welt verſezt, es ward mir ſo enge um die Bruſt. Im zweiten Parterre ein Gewühl und Gedränge, ſo ſchwarz, ſo ſchmuzig-weiß wie die Sechſer, die ſeine Pläze gekoſtet; im erſten Parterre Riegelhäubchen, Spizenhäubchen, Studentenmüzchen und andere Müzen; die Gallerie faſt leer; unter der Treppe derſelben die Bude einer Alten, welche Schnaps verkaufte. Im Orcheſter ſaßen die Spielleute und aßen Aepfel; ſie waren, zwei Alte ausgenommen, lauter Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren, und der Maestro di Orchestra mochte etwa ſechzehn Jahr alt ſeyn; längs an der Gallerie ſechs Wandleuchter, jeder mit drei Talglichtern, wovon jedoch nur zwei brannten, und oben auf der Gallerie drei grüne Glaskugeln mit düſter glimmenden Dochten. Auf der Bühne mußte man nicht ganz einig über die Anordnung ſeyn, die da getroffen wurde; denn man hörte durcheinander ſprechen, klopfen, hämmern, ſchelten, und man ſah es auch an der Bewegung der vielen Füße, die unter dem Vorhange hin und her liefen. Zuweilen blieben dieſelben ruhiger, und dann guckte es aus allen Löchern, Riſſen und Oeffnungen des Vorhangs mit Augen und Naſen heraus, oft mit ganzen Geſichtern, die gräßlich anzuſchauen waren, und die ſich lachend zurückzogen, wenn mit Apfelſchaalen nach ihnen geworfen wurde. Das Publikum begann zu pochen und zu murren, mehr aus Muthwillen, als aus Ungeduld. Es pochte und lärmte lauter, der Kapellmeiſter klopfte mit dem Fidelbogen auf den Pult, ſeine Jungen griffen zu den Inſtrumenten und die Muſik begann. Darauf rollte der Vorhang auf, und da ſtanden die Feen und die Zauberer mit ihrem Gefolge. Welche Koſtüme! welche Beſchminkung! Und dann der Hergang der Fabel, ihre Verwickelung und Entwickelung, die Handlung der Akteurs! und ihre Sprache, ihre Geſten, Geberden, und ihr Geſang! Welch ein Geſindel an Theſpis Wagen! Zuweilen dünkte mir, ich ſehe Marionetten in Lebensgröße, bewegt mit Drahtfäden, und dann ſchien es mir wieder nicht ſo, denn die Marionetten bewegen ſich beſſer, ſcheinen belebter, machen mehr Illuſion. Die Fee Lacrimoſa ſchielte; ſie verdrehte dabei ſo abſcheulich die Augen, und dieſe ſahen oft ſo baſiliskenmäßig einander an, daß es mir graute. Ajaxerle hatte ſich auf jeden Backen ein feurig rothes Brandmal angeklebt. Lorenz, der den Beſoffenen machte, ſchien es wirklich zu ſeyn, und ſtürzte noch obendrein zehn Gläſer Wein nacheinander hinunter. Mochte nun dieſer Wein ſeyn, was er wollte, Bier, mit Waſſer erhellt, oder Waſſer, mit Wein gefärbt, Lorenzens Talent verſezte das Publikum in Erſtaunen und es klatſchte und heulte: bravo!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 12. November 1833.

Ludentis speciem dabit et torquebitur.
Horat.

Gaselen.

Lebensgenuß.

Es führen ſchon hinunter die Horen, die ſchnellen, den Tag,
Den Scheidenden noch grüßen die Glocken, die hellen,
den Tag.
Mit ſchleppenden Gebeten, mit dumpfem, mattem Geiſt
Empfangen düſtre Mönche in rauchigen Zellen den Tag;
Ich habe früh bekränzet mit Roſen mir das Haupt
Und luſtig hingedämmert mit guten Geſellen den Tag.
Mit einem Morgenopfer von dunkelrothem Wein
Hieß jubelnd ich willkommen an ſeinen Schwellen den Tag.
Nun das Gelag zu Ende, kühl' ich mir Haupt und Bruſt
Und ſchließe froh im Bade der blauen Wellen den Tag.
Wir machen gern die Sonne zur Zeugin unſrer Luſt;
Nur Miſſethäter ſcheuen und nur Rebellen den Tag.
Die ſind nicht werth des Lichtes, das Allen golden ſcheint,
Die mit griesgrämigem Weſen zur Nacht entſtellen den Tag.

Die Roſe.

Gibt's einen Menſchen, welcher haßt die Roſe,
Weil ſtreng mit Dornen eingefaßt die Roſe?
Behutſam brich zuerſt die Dornen ab,
Umwinde dann mit gelbem Baſt die Roſe.
Und mußt du denn als Räuber kommen ſtets?
Kannſt du beſuchen nicht als Gaſt die Roſe?
Zu ihr hin drängen viele Fremde ſich;
Faſt beuget der Bewohner Laſt die Roſe;
In ihr bewundere der Großmuth Bild:
Den reichſten Götterduft verpraßt die Roſe.
Sie gleicht den Unterſchied der Menſchen aus;
Die Hütte ſchmückt, wie den Pallaſt, die Roſe.
Der Thor ſchlürft ein den ſchweren Bücherſtaub
Im goldnen Frühling und verpaßt die Roſe;
Er ſchleicht mit gelben Wangen erſt ins Feld,
Wenn welk die Lilie und erblaßt die Roſe;
Denn unaufhaltſam ſtürmt das Jahr dahin
Und bald entblättert ſeine Haſt die Roſe.

Kunſtgeheimniß.

Ich will dir, Freund! die Kunſt entdecken,
Bei Mädchen Liebe zu erwecken:
Mit kleinem Kriege fängſt du an,
Mit ſchmeichleriſchem Spott und Necken;
Es läßt ſich in des Scherzes Kleid
Manch tiefempfundnes Wort verſtecken.
Bald aber einen ſanften Gram
Laß deine ernſte Stirne decken,
Und ſtelle dich, als wolle dir
Nicht Wein, nicht ſüße Speiſe ſchmecken.
Zieh dich zurück! dann ſchweift ihr Blick,
An dich gewöhnt, nach allen Ecken;

Digitized by Google

Du gönnſt ihr gerne den Triumph,
Dich aus der Träumerei zu ſchrecken,
Und ihr zu Ehren jubelſt du
Wie türkiſche Muſik mit Becken.
Was du am Aug' ihr abgemerkt,
Das eilſt du freudig zu vollſtrecken.
Zu größerer Vertraulichkeit
Darfſt du dich allgemach erkecken;
Durch manche Stuf' erklimmeſt du
Der Liebe bunt gewundnen Schnecken,
Und auf die Zinne wirſt zuletzt
Das Banner du des Sieges ſtecken.

Lob der Nacht.

Geprieſen ſey in aller Welt die Nacht,
Ob auch ein Läſtermund anbellt die Nacht.
Der Araber kennt ihre Schönheit nur,
Weil er verbringt im offnen Zelt die Nacht;
Mit wunderthät'gen Säften heilet mild
Der Pfeile Weh, die Phöbos ſchnellt, die Nacht.
Für manches Leid des ſorgenvollen Tags
Gab Gottes Gnade zum Entgelt die Nacht;
Ganz elend iſt nur, wenn des Tages Schmerz
Den Traum vergiftet und vergällt die Nacht.
Zwar Mißbrauch ſchändet jedes Huldgeſchenk;
So wählt ſich, wer den Bruder prellt, die Nacht;
Die Miſſethat hängt ihren Mantel um,
Des Räubers Mordſignal durchgällt die Nacht.
Des Böſen Thun ſchwärzt noch die Finſterniß,
Doch des Gerechten Tugend hellt die Nacht.
Sie lobt der Vogel, Mutter iſt des Thau's,
Der auf die matte Pflanze fällt, die Nacht.
Doch ihr Prophet iſt, wem durch Liebeshuld
Das Herz zum Paradies geſchwellt die Nacht.

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

Wie wir den Berg noch höher beſtiegen, lichtete ſich nach der linken Seite hin die Gegend, und die herrlichſte Ausſicht trat uns entgegen, zu ihren Reizen noch den Schmuck einer ſeltenern Beleuchtung fügend. Der finſtere, geheimnißvolle Untersberg ſchnitt ſich aus einem blauen Theile des ungleichen Horizontes majeſtätiſch hervor, weiterhin aber lagerten Regenſchauer auf den Häuptern der Berchtesgadener Spitzen, und nur des Wazmans rieſiges Doppelhaupt trat deutlich aus den durchſichtigen, ſonnenhellen Nebelſchleiern hervor. Zur Rechten öffnete ſich ein dreiſter Blick in die weite bayeriſche Ebene, und nur Salzburg mit dem Mönchsberge blieb für unſern Sehwinkel verſteckt. Dafür entſchädigte uns zu unſern Füßen ein reicher bunter Teppich von Wieſengärten, Landhäuſern und weiten Kornfeldern, deren Ertrag, zu Garben gebunden, in langen Reihen aufgepflanzt daſtand. Mußte uns dieß reizende Panorama nicht von den Grotten und Tempeln, den Mauſoleen und Baſſins, von dieſen kleinlichen Ueberreſten einer galanten Hierarchie, abziehen? Ich horchte nur halb auf die Worte meines Führers, der mir von den alten Erzbiſchöffen, ihren kleinen Leidenſchaften und großen Verſchwendungen ins Ohr flüſterte. Kann ich alle die unzähligen Waſſerwunder verfolgen, mit welchen der ſchalkhafte Biſchof Marc Sittich ſeinen Garten von Hellbrunnen zu einem Zauberpallaſt der Tritonen und Nereiden ſchuf! Hier eine Täuſchung, die für das Auge berechnet iſt, dort eine Wirklichkeit, die nur zu gewiß unſre Kleider unter Waſſer ſezt. Wer ſieht es dieſem trockenen Steinaufwurf an, daß auf einen Druck unzählige helle Ströme aus ſeinen Ritzen ſpritzen, welche im Nu unzählige andere durchblitzen und, gegen die Sonne betrachtet, das Bild einer Diamantenkrone geben! Dort gähnt ein fürchterlicher Pausback, als vertrocknete ſein Schlund; aber dieſe lechzende Zunge pumpt nur die neckiſchen Waſſer aus den Behältern, die dem Munde bald in zahlloſen Strahlen entfahren, ſich mit andern Springquellen vereinigen und dich ſo in die Enge treiben werden, daß du nur mit einem dreiſten Sprunge und mit naſſen Kleidern dich retten kannſt. Du wirſt kaum noch wagen, mit Ruhe ein großes mechaniſches Panorama der menſchlichen Beſchäftigungen zu betrachten, das der Kaſtellan dir aufſchließt, ein Theater, wo jedes Handwerk dargeſtellt wird, und mithin der ganze Lauf des Lebens, wo die Schneider nichts zu thun haben, als zu nähen, die Schuſter nichts, als zu flicken, aber ironiſch genug, auch die Cavaliere nichts, als zu tanzen, und die Rathsherrn nichts, als zu nicken. Ja, wenn endlich der Garten erreicht iſt und man Sicherheit vor der ewigen Ueberraſchung errungen zu haben glaubt, wird ſelbſt der Sitz noch, auf dem man ſich ermüdet niederläßt, zum Verräther. Das iſt nicht zu ertragen; man verläßt ſpornſtreichs den Luſtgarten des kindiſchen Biſchofs und freut ſich, vorne am Schloſſe den Wagen aus dem Parke zurückgekehrt zu finden, um mit ihm auf neue Entdeckungen auszufahren.

Es handelte ſich jezt um die Frage, ob wir den ſchon erwähnten Bergſturz beſuchen wollten. Der Thierveredler war ſehr bald bei der Hand, das Ganze als ein Erd- und Steingeröll zu ſchildern, das, mit zerbrochenen Bäumen und verſchütteten Häuſern gemiſcht, den einfachſten Anblick darbiete und ſich jede Phantaſie (ſelbſt die ſeinige) leicht ſelber ausmalen könnte. Der Dichter hatte darüber eine andere Meinung. „Ich bemitleide jene Reiſenden,“ ſagte er, „welche nicht mehr von der Welt ſuchen, als ihnen Reichards Reiſepaſſagier zu ſehen empfiehlt. Die Berge ſtürzen nicht alle Tage. Es gibt Leute, die nach großartigen Eindrücken einen wahren Heißhunger haben. Ich wünſchte, wir machten den Weg, und ſollt' ich nichts

Digitized by Google

mehr erobern, als ein Bild, das ſich an hundert Stellen anbringen läßt.“ Wir fuhren hin und fanden im Grunde des Thierveredlers proſaiſche Anſicht beſtätigt. Eine grüne, mit Bäumen bewachſene Erdſchicht, die gegen ſo viele trotzige Felſenhäupter winzig abſtach, hatte ſich allmählig von ihrer Unterlage gelöst, überraſchte bei ihrem Sturze Niemanden, (denn man wußte, wann ſie fallen müſſe) und die Leute rauchten ihre Pfeifen dazu. Der Dichter kann die Natur nicht brauchen, wenn die Polizei ihrem Leben und Weben ſchon Geſetze vorſchreibt. Man ſchwieg, lachte, freute ſich der Abendſonne, die hinter dem Untersberge noch mit langen glühenden Strahlen ins Thal herüber langte, und fuhr in die ſchon dunkel gewordenen Straßen Salzburgs zurück. Es erwartete uns kein Konzert, kein Theater, keine Seiltänzervorſtellung, nicht einmal die Trommel eines Bärenführers, ſondern nur die langweiligen Hörner des rothen Ochſen, der endloſe Abendſpeiſezettel und die Nacht mit ihren ſinkenden Federbetten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wahnsinn und Traum.

(Fortſetzung.)

In andern Fällen trug jene Traurigkeit den Charakter, in welchem ſie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an ſich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eigenen Wege, ein unerſättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereich des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innern, dem Selbſtmord ähnlichen Akt herbei, deſſen unmittelbare Folge der Wahnſinn iſt. Denn gleich dem Selbſtmörder, der das eigene Fleiſch auf unnatürliche Weiſe haſſet und umbringt, ſtoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innern Perſönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Troſtes, der Freude, der Luſt am täglichen Geſchäft von ſich. Wie jener Kaſſenamtmann, welcher Tag wie Nacht nichts Anderes mehr hören und ſehen wollte, als ſeine durch einen unbegreiflichen Fehler im Addiren verunglückte Rechnung, ſein Ohr und Herz der liebenden Stimme der Gattin und Kinder und jedem höhern Troſt verſchloß: ſo ziehen ſich die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden ſelber und freiwillig in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. Alles, was ihnen war, das wollen ſie nicht, das haſſen ſie; ſie wollen ein Fremdes, das nicht für ſie gehört. So wird zulezt, zwar auf andere Weiſe, als durch das tödtende Meſſer und den Strick, durch dieſes Abſtoßen und harte Verläugnen der eigenen Perſönlichkeit die Seele entleibt wie im Selbſtmorde. Der des eigenen Leibes ledigen wird nun der neue, erſehnte, ein Wahnleib gegeben. Der Geiſteskranke iſt jezt zu einem Fürſten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es iſt ein geiſterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnſinns blicken läßt: zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken, ein Vorausgeſicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, ſelbſt in gebundener Rede, ein Witz und Scharfſinn, welcher ſich öfters in den treffendſten, ſchlagendſten Antworten verräth. Auch dem Leibe theilt der Wahnſinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit. Selbſt die kräftigſten Arzneimittel, wenn ſie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein anderes Getränke ſich umgeſtaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirkſamkeit; Kälte und anhaltendes Faſten, in einem Grade, worin ſie andere Male tödtlich ſeyn würden, ſchaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieſelbe Beweglichkeit und Beugſamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellſehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewiſſe Eigenthümlichkeit des Wahnſinns erinnert an die Weiſe des Traumes. Im Traume denkt und ſpricht nämlich die Seele, ſtatt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einſchlafen uns ſelber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder; wir wiſſen, daß unter ihnen die Seele jezt dieß, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Geſtaltenſprache, in welcher jezt der ſinnende Geiſt arbeitet und ſich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortſprache im Zuſtand des Halbſchlafes her; irre, unverſtändlich und ohne Zuſammenhang, vergebens ſich abmühend, dem blitzesſchnellen Gange der Seelenſprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen innern Klarſeyn und Selbſtbewußtſeyn ein Unvermögen eintreten ſehen, die innern Vorſtellungen mit dem anpaſſenden Worte zu bezeichnen. Es wurde, ſtatt des eigentlichen Ausdrucks, für das begehrte Getränk etwa das Wort Holz ausgeſprochen, ſtatt Bette: Gras, ſtatt Fenſter: Luſt. Was der Kranke ſprach, erſchien den Umſtehenden ſinnlos, und jener quälte ſich vergebens ab, das, was ihm im innerlichen Bilde ſo klar und deutlich geweſen, auch den Hörenden deutlich zu machen. So könnte auch in einigen Fällen beim Wahnſinne eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele in ihrer eigenthümlichen Bilderſprache ſtattfinden, ohne daß ſich dieſelbe im hörbaren Wort nach außen zu offenbaren vermöchte. Zu dieſer Vermuthung führen uns die Geſchichten von ſolchen Wahnſinnigen, an denen beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahn eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich ſchien; wie bei jener Frau in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem ſieben- und -vierzigſten Jahre ſtarb. Sie war

Digitized by Google

zwanzig Jahre wahnſinnig geweſen, doch hatte ſie dieſe innere Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in ſolchen freien Zwiſchenzeiten, in denen zuweilen das Selbſtbewußtſeyn wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eigenen Willens in einen höhern, der Alles lenkt. Als ſie, vier Wochen vor ihrem Tode, ganz von ihrem Wahnſinne genas, ſezte ſie Alle, welche ſich ihrem lehrreichen Sterbette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlichen Hellſehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefſten, innern Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil ſie ſich in jenem innerſten Kreiſe, den kein äußeres Auge durchſchaut, feſt auf einen Grund geſtüzt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er ſelber das Leben iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beſchluß.)

Das Schweigeriſche Volkstheater.

Die Jugend, welche zugleich auch die Rolle der Fee Amarantis ſpielte, war guter Hoffnung und dabei, als ſchlanker, blühender, tanzender Jüngling, in eng anliegende Beinkleider und kurze Jacke gekleidet. Aus der Souffleurkapuze ſchaute zuweilen eine Haube heraus; denn eine Dame machte den Souffleur; durch die Kouliſſen ſah man Studenten, welche mit der Jugend, mit der Zufriedenheit und mit der Nacht ſchön thaten. Und dann die Wolken, das Maſchinenweſen überhaupt, die Verwandlungen, die Höllengeiſter! Es war mir unheimlich zu Muthe; ich konnte nicht lachen, ſo lächerlich all das närriſche Zeug war: in dem Lächerlichen lag jener Zug der Erbärmlichkeit, den man auch am luſtigſten Narren wahrnimmt, der uns ein Lächeln abzwingt, aber ein wehmüthiges, ein mitleidiges. Ich that mir Gewalt an, bis zum Ende auszuhalten, und ſo bekam ich noch Folgendes zum Beſten. Einige junge Leute machten ſich den Spaß, einen Schauſpieler herauszurufen; der Reſt des Publikums nahm es im Ernſte und ſtimmte ein. Der Akteur hatte aber ſchon das Haus verlaſſen, weil er abgeſpielt hatte, und die Zauberer und die Höllengeiſter waren ſchon in einer andern Scene begriffen. Aber das Publikum drückte tobend ſein Verlangen aus; die Höllengeiſter verließen einer nach dem andern die Bühne, den Verſchwundenen herbeizuholen. Endlich erſchien er; aber o weh! kaum hatte er mit einem Fuße die Schwelle übertreten, als die Dekoration aufflog und er rittlings auf die Schwelle zu ſizen kam. Da hätte man das Gelächter und Geklatſche hören ſollen! Im lezten Akte trat die Zufriedenheit auf. Wie eine Juno ſchritt ſie einher. „Ah! ah!“ riefen ſpöttiſch bewundernd einige Studenten, und Andere lachten darob. Die Zufriedenheit fühlte ſich beleidigt; mehr als unzufrieden, höchſt empört, machte ſie rechts um, verließ die Bühne und erſchien nicht wieder. Das ganze Theaterperſonal war in Bewegung und ſuchte ſie zu beſänftigen und zu bereden, umſonſt; ſie erſchien nicht wieder, und mehrere Scenen, wo ſie die Hauptrolle zu ſpielen hatte, mußten ausgeſezt, andere, wo ſie nicht ſo weſentlich war, mußten lückenhaft gegeben werden, und weil dieß eine ſonderbare Konfuſion verurſachte, eilte man zur Schlußſcene. „Wir ſchließen zwar,“ rief da zu guter lezt derjenige Schauſpieler, welcher der beſte war und das Stück zuſammengehalten hatte, „ohne unſere Zufriedenheit, allein, hoffe ich, nicht ohne die Zufriedenheit des verehrten Publikums.“ Das verehrte Publikum klatſchte Beifall; der größte Theil davon war auch wirklich zufrieden, einige Aktrinnen waren ſogar gerührt geweſen. Beim Hinausgehen hörte ich die Dame in dem Schranke, die muthmaßliche Souffleurin, ſagen: „Aber wahrlich, die Frau von .... (die Zufriedenheit) hat ſich heute ſehr unanſtändig benommen, ſo gediegen ſie ſonſt als Schauſpielerin iſt.“

Bald darauf ließ ich mich bewegen, noch einmal hinzugehen. Es war an einem Sonntagnachmittag um vier Uhr. Das Haus war überfüllt; die Läden wurden geſchloſſen und das Schauſpiel begann. Man gab: „Staberl als Stegreifdichter, oder der Improviſator in der Klemme; eine Poſſe in drei Akten von H. Dor.“ Der Verfaſſer des Stücks, Hr. Dor, welcher ein Mitglied der Schweigeriſchen Geſellſchaft iſt, trat ſelbſt als Staberl auf und bewies, daß er einer beſſern Bühne Ehre machen würde. Sein Spiel war trefflich und ſtets mit dem rauſchendſten Beifall begleitet. Dabei machte er die ausgelaſſenſten Anſpielungen auf die europäiſchen Zuſtände und auf allerlei Perſonen. Bei dieſem Stücke erſchien mir das Schweigeriſche Volkstheater in einem ganz andern Lichte. Alles ſchien beſſer und anſtändiger; ich ſchrieb, was ich an jenem Abend geſehen, dem Zufall zu, und zählte von nun an dieſes Theater auch zu Münchens Ergözlichkeiten.

Da das Haus von Brettern und die Schauſpielerbande eine herumziehende, eine höchſt abentheuerliche iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß es verlaſſen und geſchloſſen wird, ſobald der Winter vor der Thüre iſt, und da wir außerdem kein anderes Theater als das Hoftheater haben, ſo ergibt ſich, daß das Volk von München während der langen Winterabende Unterhaltung und Moral lediglich in den Bierhäuſern ſuchen muß. In einer Stadt von mehr als 80.000 Einwohnern nur Ein Theater! Schon dieſes iſt zu groß, wird man ſagen, denn ſelten iſt es voll. Aber wenn auch dieſes einzige immer voll wäre, würde man hier noch andere Theater vermiſſen, ſolche nämlich, die den untern Klaſſen zugänglicher und angemeſſener wären, und ſolche würden jenem keineswegs Abbruch thun. Im Parterre des Hoftheaters zu ſtehen, koſtet 36 kr. und auf der Gallerie (im Paradieſe) 15 kr. Für das Volk und überhaupt für die nicht ſehr bemittelten Leute iſt das viel Geld, wenigſtens für einen unbequemen Plaz. Solche Leute ziehen daher vor, entweder hübſch zu Hauſe zu bleiben, was jedoch ſelten der Fall iſt, oder ihren Abend im Wirthshauſe zuzubringen. Und doch wäre es für ihre Sitten und ihre Bildung ſo wünſchenswerth, daß man ihnen den Theaterbeſuch erleichterte. Als vor einigen Jahren außerordentlicher Ereigniſſe wegen im Kirchenſtaate die Theater geſchloſſen blieben, bemerkte man, daß viel mehr Meſſerſtiche, Todtſchläge u. ſ. w. als gewöhnlich vorfielen; man bat inſtändigſt, dem Volke die Theater zu öffnen; man wurde endlich erhört, und das Volk verließ die Tavernen, betrank ſich nicht und beging weniger Exceſſe. Hier fallen zwar keine Meſſerſtiche unter dem Volke vor, allein aus ſeinen Sitten entſpringt noch ſo Manches, was einem ein wahrer Stich im Herzen iſt. Man gehe in einer Freinacht durch die Gaſſen, man laſſe ſich erzählen vom Käferloher Pferdemarkt und von ſeinem Flegelorden, man — doch ich wollte Ihnen von der Hofbühne ſprechen und bin über dem Volkstheater nicht dazu gekommen. Ich ſchließe für heute und verſpare, was ich namentlich über die muſikaliſchen Leiſtungen unſerer Bühne zu ſagen habe, auf den nächſten Brief.

L—f.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. November 1833.

Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Augen die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt. —

Schiller.

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

An der Hand eines Lohnbedienten, eines Menſchen, der alle männlichen Weſen in Cavaliere und Muſterreiter eintheilte, beſtiegen wir am folgenden Morgen den Kapuzinerberg, an den ſich Salzburg von ſeiner Nordoſtſeite lehnt. Es iſt hier alles gethan, um das Steigen zu erleichtern. Das friedlich gelegene Kloſter war auf einem bequemen Wege, den nur der fortwährende Anblick ſchauderhafter, geſchmackloſer plaſtiſcher Darſtellungen aus der Geſchichte der Märtyrer und der menſchlichen Seele beſchwerlich machen könnte, ſehr bald erreicht. Der höhere Berg ſelbſt iſt von einer Mauer eingefriedigt, die früher zum Wildgehege mochte gedient haben, jetzt aber an vielen Stellen ſchon verfallen iſt. Ein ſchattenreicher, kühler Hain von dichtem Laubholz nahm uns in ſeinen ſtillen Frieden auf, kein Lüftchen wehte durch den grünen Raum, der Vogel ſchwieg, die Axt ertönte nicht, es umwehte uns der geheimnißvolle Zauber der Waldeinſamkeit. Der Weg bis zum Gipfel des Berges zog ſich in die Länge, und erſt nach einer längern Wanderung hatten wir ihn erreicht. Wir ſuchten den höchſten Punkt und gewannen ihn aus den Fenſtern des Hauſes, das oben auf dem Gipfel gelegen und im Winter oft ſo verſchneit iſt, daß es alle Verbindung mit der Welt abbrechen muß. Wir trafen zwei der ſchönſten Panoramen, welche die Malerin Natur dem entzückten Auge der Sterblichen nur aufrollen kann. Unſer Standpunkt beherrſchte ſo dreiſt ſeine Umgebung, daß uns die ganze Halbſcheid der weſtlichen bis zur öſtlichen Region ungehindert vor Augen lag. Ein unermeßlicher bunter Teppich, vom reinſten Gold der Frühſonne durchwirkt, lag in der Tiefe ausgebreitet und verlor ſich mit ſeinen Borten weit hinaus in die blaue Ferne des Horizontes. Zugleich war die Regelmäßigkeit dieſes Bildes überraſchend. Wenn in den Straßen und Alleen, welche die Ebene durchſchnitten, die kunſtvolle Hand des Menſchen unverkennbar war, ſo ſchienen ſogar die Windungen der nach freier Wahl ſich ſchlängelnden Salzach und das bunte Gewirr von ſonnenerhellten, blendendweißen Villen und Meierhöfen, und die Wieſen und Felder nach einem Plane angelegt, der von unſerer Stelle aus hätte entworfen ſeyn können. Wie paßte Alles in dieß freundliche Gemälde! Selbſt die militäriſchen Evolutionen eines Kavallerieregiments trugen dazu bei, dem Bilde, wenn auch nicht friſche, doch neue und gefällige Farben zu geben. Der Thierveredler ſpottete über die ungelenken Roſſe, die unter ungelenkern Reitern zuweilen zuſammenſtürzten, aber der Dichter ſagte zu mir: „Die Natur hat uns ein chineſiſches Gemälde aufgerollt. Wie prächtig nimmt ſich das Alles in der Vogelperſpektive!“ Er dachte dabei an keinen Spott, denn ſeine Augen leuchteten verklärt. Er wollte nur ſagen, daß Claudes und Teniers Pinſel die Natur nicht adle, ſondern die Landſchaft ſelbſt.

Digitized by Google

Wir verließen den Kapuzinerberg, nachdem wir noch auf der entgegengeſezten Seite einen Blick in jene Gebirgskette, an welche ſich das Auge in Salzburg ſo bald gewöhnt, weil ſie ihm nie entgeht, geworfen hatten. Es war inzwiſchen in den Straßen lebhafter geworden. Unſer nächſtes Ziel war die Feſtung, die ſich auf einem ſteilen Felſen in der Nähe des Mönchsberges lagert. Der Weg dorthin führte durch das Schloß, ein einfaches Gebäude mit einem geſchmackvollen und wohlunterhaltenen Kunſtgarten. Die plaſtiſchen Verzierungen ſtellten auch hier wieder Gegenſtände dar, welche man in einem biſchöflichen Sitze kaum zu finden glaubt. Der Erbauer hatte ſeinen Garten mit einer Reihe mythologiſcher Scenen geſchmückt, in welcher entführte Jungfrauen der Erde immer die Hauptrolle ſpielten.

Die Feſtung konnte von uns gegen Erlaubnißſchein beſucht werden. Der Weg hinauf iſt ſehr ſteil und die naſſen, waſſertropfenden Mauern ſcheinen unüberwindlich. Wir gingen durch einen weiten Hof, und mußten zuvörderſt eine Kapelle beſuchen, an der nichts beſonderes, ſondern Alles, bis auf die offene Hand des Küſters, wie überall war. Alles Andere, das uns oben noch gezeigt wurde, waren Ausſichten, für welche wir aber ſchon ein ermüdetes Auge mitbrachten, eine Orgel, welche das Ohr zerriß, und eine Menge alter Reliquien aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert. Die biſchöflichen Zimmer ſind alle ſehr niedrig, geſchmacklos und winklicht gebaut, und der berühmte Ofen mit ſeinem myſtiſchen Arabeskengeflecht wird immer baufälliger. Das Anziehendſte ſind die Erinnerungen an den Pinzgau'ſchen Bauernaufſtand, gegen deſſen ſiegreiche Fortſchritte den Biſchöfen nur dieſe Feſtung als lezte Schutzwehr offen blieb, und für die Gegenwart die Beſatzung des Kaſtells, die aus Polen beſteht. Sie trugen alle lange, weißleinene Oberröcke, puzten ihre Gewehrläufe, glänzten ihre Bandeliere, ſchabten Rüben für die Küche, aber Keiner ſprach mit dem Andern. — Auf dem Rückwege vergaßen wir nicht, in den Marſtall mit ſeinen in Stein gehauenen Logen einzukehren, das Felſenthor Siegmunds, die Domkirche und das ehemalige Univerſitätsgebäude zu beſuchen.

Es war hoher Mittag. Das Glockenſpiel der Domkirche ließ einen beliebten Chor aus Fra Diavolo hören, wir machten unſere Rechnung mit dem rothen Ochſen und ſaßen bald auf dem Eilwagen, der uns nach Innsbruck bringen ſollte. Die Straße dorthin wendet ſich wieder nach dem Bayeriſchen zu und berührt es eine beträchtliche Strecke entlang. Sie erhebt ſich bald hinter Salzburg und führt über die ſteilſten Gebirgspäſſe. Rieſenhafte Felsſtücke thürmen ſich aufeinander, und wie kahl und unfruchtbar meiſt der nackte Stein iſt, ſo erſtaunt man doch oft, die felſigſte Höhe mit einem grünen Kranz von Bäumen und Wieſen bekleidet zu finden. Wie ſorgfältig benuzte aber der Menſch dieſe Stellen! Er baute dort auf einem kleinen Vorſprunge ein kühnes Kaſtell, oder klebte hier ſeine Hütte an den ſenkrechten Felſen, wo er ſich ſicher glaubte vor der Zugluft, die ſchneidend durch die Spalten der Bergeshäupter hindurch fährt. Nichts hallt in dieſer Einſamkeit wieder, als das Murmeln einer kleinen Quelle, die behend, aber vorſichtig an dem Felſen herabklettert, Stufe vor Stufe, ſorgfältig ihr kleines Bett, eine Felſenritze, wählend, und erſt munter davonrinnend, wenn ſie unten den ebenen Boden ſpürt. Nach vielen Windungen treffen wir ſie in der Tiefe wieder an, ein klarer, ſtarker Arm, der hundert Quellenadern in ſich aufgenommen, über Felsſtücke mächtig wegſtrömt, die Zweige eines hindernden Baumes mit ſich davon führt, als ſchäumende Cascade in die Tiefe ſtürzt und dort als Waldſtrom gesezt und ruhig weiter fließt, um Wieſen und Mühlen zu bewäſſern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wahnſinn und Traum.

(Fortſetzung.)

Wie aus den Zuſtänden des gewöhnlichen Hellſehens, wenn auch alles das, was die Hellſehende ſprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verſchwunden iſt, zuweilen ein Vorſatz und die Thatkraft zu ſeiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, ſo kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen innern Bewegen der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in ſolchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der ſtill erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Reſultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Geſtalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden ſetzen ſich ungeſcheut die Fliegen unſerer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verſcheucht; auf einen verweſenden Leichnam ſezt ſich jenes ekelhafte Geſchmeiß, welches ſich ſelber und ſeine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnſinn entſeelten Leibe fremde Kräfte, wie eben zufällig erſchallende Töne der Luft in einem beſaiteten Inſtrument nachhallen. Es ſind jedoch dieſe fremden Kräfte in den Wahnſinnigen der verſchiedenen Art ſelber von verſchiedener Macht und Art: einige erſcheinen minder ekelhaft und furchtbar, andere ſind dieſes mehr, und dieſe zeigen ſich offenbar in gewiſſen Zuſtänden dieſer Art einheimiſcher und bleibender, als in andern.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnſinn iſt in mannichfaltiger Hinſicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anſchein von Recht den Wahnſinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechſelverhältniſſes des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnſinnige ſchlafe, träume und rede im Traum mit offenen Augen und mit

Digitized by Google

dem Anſchein eines Schlafenden. Gewiß iſt, daß die gewöhnlichern und häufigern Träume jener Klaſſe, welche der wachen Erinnerung zugänglich iſt, dem Irregehen des Wahnſinns ſehr ähnlich ſehen. Es iſt in ihnen eine Verkettung der Vorſtellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben ſo fremd iſt, als jener des Wahnſinns: ein blitzſchnelles Hinüberſpringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unſerer ſogenannten Wirklichkeit durch faſt unermeßliche Klüfte geſchieden ſind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas, wie ein fremder Wille, mit unſrem Weſen: ein Wille, welcher dieſem im Wachen fremd iſt. Oder er verſucht es wenigſtens, mit uns auf ſeine Weiſe zu walten, andeutend durch den mehr oder minder gelingenden Verſuch, daß ſeinem Einfluß auf unſer Inneres noch Zugänge offen ſtehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieſer Hinſicht wird der ſcherzhaft gaukelnde Traum ſelbſt dem tiefer wohnenden Ernſt zum Lehrer und Warner. Es ſind auch im Traume die höhern Kräfte des innern Menſchen vorherrſchend: der Witz und die Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorſtellungen, die Macht und Tiefe des Ausdrucks, das Ferngeſicht, welches das längſt vergeſſen geſchienene Vergangene eben ſo hell beleuchtet, als das noch Künftige. Denn daß im Traume zuweilen prophetiſche Kraft ſey, erkannte ſchon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatſachen, welches jenes Ferngeſicht beſtätigen, nicht hinwegleugnen können.

Dieſes Ferngeſicht des Traumes geht zuweilen, gleich den Warnungen und Vorausſagungen des Sokratiſchen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigern Schickſale des Träumers oder der ihm nahe verbundenen Perſonen an. Träume dieſer Art, welche vor einer nahen Gefahr des innern Menſchen warnten, Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch geſunden, innig geliebten Menſchen voraus verkündigten, oder welche unter ſtets ſich gleich bleibenden ſymboliſchen Bildern eine eigene, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigener Erfahrung und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden ſich aus älterer wie aus neuerer Zeit in großer Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu ſeinem eigentlichen Berufe, der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beiſpiel anzuführen: es wurde dem Profeſſor der Theologie und erſten Direktor des Collegii Fridericiani zu Königsberg, Doktor Lyſius, in dem troſtreichen Ferngeſicht eines Traumes die Stätte ſeiner künftigen Wirkſamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war, den Beruf ſeines Lebens ganz aufzugeben. Ueberhaupt ſah dieſer Doktor Lyſius, deſſen innere und äußere Erfahrungen Reichardt in ſeinen Beiträgen zur Seelenkunde auf eine vielen Seelen erfreuliche Weiſe bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Geſichten mehrmals Ereigniſſe mit Beſtimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch ſich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in ſeiner philoſophiſchen Zweifelſucht an der Bedeutung der Träume ſtörte, oder den ſeltſamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchterne Mann gegen alle Erſcheinungen dieſer Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht ſelten beobachtet, daß gerade ſolche Menſchen, welche eine ganz beſondere Anlage zu dergleichen pſychiſchen Zuſtänden haben, mit allen Kräften ihres wachen und verſtändigen Zuſtandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß ſie dem innern Zug zum Weiſſagen ſich hingebe. — Dem Philologen Erneſti, damals kaum dem Knabenalter entwachſen, wurde im Traum mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in dieſem angezeigt, wo ſich ein Aktenſtück aufbewahrt fand, durch deſſen Ermangelung ſeine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine ſehr peinliche Verlegenheit verſezt worden war.

Wenn in allen dieſen Fällen das Vorausgeſicht des Traumes einen etwas ernſtern, pythiſchen Charakter an ſich trug, ſo hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetiſchen Hellſehen gefunden wird, wenn ſich dieſes auf ganz unbedeutend ſcheinende, künftige Ereigniſſe bezieht. Hievon erzählt uns Gaſſendus aus dem Leben des berühmten Peiresclus ein Beiſpiel. Dieſer gelehrte Mann, welcher ein leidenſchaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand ſich einſt (im Jahre 1610) in Geſellſchaft des Jakob Raynerius auf einer Reiſe nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide ſchliefen, da wird Raynerius durch ein unverſtändliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt und bemerkt, daß dieſer wie im ſchweren Traume redet. Er ruft ihn an und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „Ei, welch angenehmen Traumes haſt du mich beraubt! Ich war, ſo däuchte mir, eben in Nimes, wo mir ein Goldſchmidt die goldene Münze des Julius Cäſar zum Auswechſeln anbot.“ — Am Morgen wird denn die Reiſe nach Nimes fortgeſezt. Dort angelangt, beſchließt Peirescius, vor dem Mittageſſen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf denſelben Goldſchmidt, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt dieſen, ob er etwa ſeltene Münzen beſitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäſar. Dieſe kauft denn Peirescius, fröhlich über den ſeltenen Fund, ſo wie über den Traum, der ihn erſt zu jenem Goldſchmidt hingewieſen hatte. (Der Beſchl. folgt.)

Digitized by Google

Proben einer deutſchen Odyſſee.

5.

Nauſikaas Zuſammentreffen mit ihrem Vater.

(6. Buch.)

Jezt hob ſich an des Meeres feinem Saum
Das Morgenroth, Nauſikaa zu wecken;
Die war verwundert über ihren Traum
Und eilt, es ihren Eltern zu entdecken.
Schnell geht ſie durch das Haus und traf die Beiden innen;
Die Mutter ſaß am Herd mit ihren Dienerinnen,
Schon emſig, Purpurgarn vom Rocken abzuſpinnen.
Dann läuft ſie nach dem Vater, findet ihn
Noch eben auf des Hauſes Stufen,
Wie er hinunter in den edlen Rath
Zu den erhabnen Fürſten ging, wohin
Die trefflichen Phäaken ihn berufen.
Nah zu ihm ſtellt ſie ſich und bat:
„Gelt, liebes Väterchen, du gibſt mir doch
Heut' einen Wagen, ſtark und rund und hoch?
Ich will zum Fluß die ſchönen Kleider führen,
Und heute noch die Wäſche wieder halten.
Wenn du zum Rathe gehſt und zu den alten,
Ehrwürd'gen Männern, ja, das will ich meinen,
Da will ſich's anders nicht für dich gebühren,
Da mußt du doch im weißen Kleid erſcheinen.
Zudem fünf liebe Söhne haſt du ja;
Zwei freiten ſchon, nur dreie ſind noch da;
Die wollen friſch Gewand, wenn ſie zum Tanze gehen;
Mit dieſem, Väterchen, muß ich ſie wohl verſehen."
So redet ſie; doch von der Hochzeit wollte
Kein Wörtchen mehr heraus, was ihr geträumt;
Der Vater, welcher ſtill, was es bedeuten ſollte,
Recht wohl gemerkt, verſezt ihr ungeſäumt:
„Die Thiere ſollſt du von mir haben, Kind,
Und auch das Andre; gehe nur geſchwind!
Den Wagen, ſtark und hoch, den machen meine Knechte
Sammt dem Geſtelle dir zurechte."
Er ſprach's und rief die Dienerſchaft heran;
Die rüſteten ein Fuhrwerk vor dem Haus
Und holten flink das Mäulerpaar heraus;
Dann ſpannten ſie den leichten Wagen an.

Dr. Eyth.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Beſuch des Königs der Belgier. Muſterung der Nationalgarde.

Wie haben hier jezt eine Reihe von Hoffeſten, die jedoch in einer Stadt wie Paris kein ſo großes Aufſehen erregen, als Hoffeſte in einer deutſchen Reſidenz, und die eigentlichen Feſte hier ſind ſolche, an denen das Volk Theil nimmt. Man hatte längſt den Beſuch des Königs und der Königin der Belgier erwartet. Die junge Königin hängt mit zu inniger Liebe an ihrer Familie, als daß ſie lange von derſelben getrennt bleiben könnte, und obſchon mehrmals ihre Brüder, Schweſter, Mutter und Tante zu ihr nach Brüſſel gekommen ſind, ſo hat ſie doch auch ihr Vaterland und ihren Vater wiederſehen wollen. Ueberhaupt herrſcht in der königlichen Familie eine Einigkeit und Anhänglichkeit, von der man ſagen kann, ſie ſey ganz bürgerlich. Daß die karliſtiſchen Tageblätter darüber ſpotten, iſt natürlich; allein daß die republikaniſchen dieſen Spöttereien beiſtimmen, iſt nicht konſequent; denn die Bürgertugenden der Könige müſſen auch den Republikanern gefallen. Faſt täglich erſcheinen neue Spöttereien und Witzeleien über den Beſuch Leopolds bei ſeinem Schwiegervater; man erdichtet Geſpräche zwiſchen den beiden Königen; man ſezt voraus, Leopold komme, um die Mitgift ſeiner Frau zu holen, und Ludwig Philipp ſuche nur einen Vorwand, um den Zeitpunkt des Zahlens weiter hinauszurücken. Dieſer Spott iſt meiſtentheils bitter und unbillig; allein die Preßfreiheit erlaubt ihn; in England wird die königliche Familie mit nicht mehr Schonung behandelt; hat doch die Regierung auch ihre Journale, um ſich zu vertheidigen, wenn ſie es für gut findet. Leidenſchaftlich geſchriebene Journale zerſtören auch bald ihren Kredit im Publikum und machen daher wenig Eindruck. Ihre ſcharfen Bemerkungen ſind indeſſen manchmal ein Gegengift gegen die unausſtehlichen, kriechenden Schmeicheleien, welche man ſich gegen die Großen erlaubt. So haben ſich die kleinen und auch mehrere große Tageblätter über die langen, geſchraubten Reden luſtig gemacht, womit man den König Leopold begrüßt und worauf er, wie es ſcheint, nichts geantwortet hat. Ein Hofball, den man ihm zu Ehren gab, war deßhalb merkwürdig, weil der Hof einen großen Theil der Einladungen an die Nationalgarde geſandt hatte, ſo daß alſo hier die Bürgerſchaft in pleno dem Hoffeſte beiwohnte; dennoch war man nicht zufrieden und klagte, daß die Einladungen mehr an die Offiziere, als an die Gardiſten gerichtet geweſen ſeyen. Ein öffentlicher Ball wird von der Nationalgarde dem Hofe angeboten werden; jedoch ſteht es jedem Gardiſten oder Bürger frei, der Subſcription beizutreten oder nicht. Das Opernhaus würde zu klein ſeyn, wenn auch nur ein Viertel der Nationalgarde an dem Balle Theil nähme. Derſelbe wird alſo nur für diejenigen ſeyn, welche ein Goldſtück hingeben können, ohne deßhalb ſich einſchränken zu müſſen. Die Schauſpiele, welche in Paris wohl die größte Merkwürdigkeit für Fremde ſind, ziehen auch die königlich belgiſche Familie häufig an; die große Oper iſt ſchon dreimal von ihr beſucht worden, und in der That würde ſie in keiner andern Hauptſtadt ein ſolches Schauſpiel antreffen. Nach dieſer hat die italieniſche Oper ſie vorzüglich angezogen. Im Palais-royal iſt ihr von dem jungen Herzoge von Orleans ein Feſt gegeben worden. Die übrige Zeit bringt ſie meiſtens im Familienkreiſe zu. Eine große Heerſchau der Nationalgarde war am 3ten November. Sie hatte zu ziemlich heftigem Streite in den Tageblättern Anlaß gegeben. Es fragte ſich nämlich, ob es anſtändig ſey, daß der König die Bürger von ihren Geſchäften abrufe, um ſie vor den Augen eines fremden Fürſten zum Schauſpiele dienen zu laſſen. An ſolch eine Frage würde man anderswo nicht einmal denken. Man ſieht daraus, wie weit der Begriff von bürgerlicher Würde in Frankreich gediehen iſt. Gemäßigtere Blätter antworteten darauf, daß dieſe Heerſchau blos eine Höflichkeitsbezeugung gegen einen mit dem königlichen Hauſe verwandten Fürſten ſey, und daß der König kein ſchicklicheres Mittel habe, mit den Bürgern ſeiner Hauptſtadt zuſammenzutreffen. Wer ſich einſtelle, ſey höflich, wer nicht hingehe, ſey auch nicht ſtrafbar. Somit fand ſich ungefähr die Hälfte der Nationalgarde ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. November 1833.

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seelen Abgrund der Vorwelt Bild
Und ſchleßt weit über weiſſagend ſtarkes Geſchoß
In das Herz der Zukunſt.

Herder.

Wahnsinn und Traum.

(Beſchluß.)

Einer beſondern Bemerkung ſcheinen noch jene Träume werth, welche mehreren Menſchen zugleich und faſt ganz in derſelben Form kamen. Auf dieſe Weiſe träumte dem Dr. K. W. Juſti und ſeiner Gemahlin in derſelben Nacht ein und derſelbe Traum, welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendſte hiebei war, daß dieſes Nachtgeſicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall anſagte, ſondern ihn in einem Bilde vorausbedeutete, welches ſich beiden Eltern als daſſelbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verſchwunden; im Traum beider erſchien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Pallaſt. Obgleich daher ſchon Ariſtoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberſchätzen auch der richtig vorbedeutenden Traumgeſichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil ſie dem Ruchloſen eben ſo häufig widerfahren, als dem Frommen, darf dennoch dieſe alltägliche Gabe der Seele in ihrem Werth, vielleicht ſelbſt als Bildungsmoment des innern Menſchen, auch nicht zu tief herabgeſezt werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei. Die meiſten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben ſo wenig Zugang, als die Geſichte und Reden des Hellſehens, und es iſt öfters das Zeichen eines ganz vollkommenen und geſunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne erinnerliche Träume iſt. Jene Sprache, welche alsdann der ſelbſt im Schlafe thätige Geiſt im innern Grunde der Seele vernimmt, iſt eine andere als die, welche das Ohr hört und die Zunge ſpricht; ſie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zuſtandes eben ſo wenig verſtanden und vernommen, als das inwendige geiſtige Selbſtgeſpräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umſtehenden. Es ſcheint beim tiefen Schlafe allerdings, als ſey in ihm gar kein inneres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber, nach vielfältiger Beobachtung, die Seele im Zuſtande des Hellſehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denſelben vorgegangen und geſprochen worden war, während eben dieſer Leib in bewußtloſer Ohnmacht dagelegen, ſo weiß ſie, nach andern verwandten Beobachtungen, in jenen Zuſtänden eines höhern Selbſtbewußtſeyns auch über das Rechenſchaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf ſie geſchehen. Hierdurch bezeugt ſie, daß ſie auch dann in einem beſtändigen Verkehr mit der Außenwelt und in einem Aufmerken auf dieſe verbleibe; nur geſchieht dieſer Verkehr auf einem andern Wege, als durch die Sinnen, und läßt ſich deßhalb nicht von der Erinnerung verfolgen. Das Fortbeſtehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth ſich ſchon in dem ſehr bekannten Vermögen vieler

Digitized by Google

Menſchen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche ſie ſich beim Einſchlafen vorher beſtimmt hatten. Die Seele bemerkt alſo auch da, wo ſie uns, außer allen Schranken der Gegenwart, bald im Vergangenen, bald im Künftigen herumzuirren ſchien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andern Fällen hat ſich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefſten Schlafe aufweckte, wenn ſich Gefahr nahte, ſelbſt dann, wenn dieſes Annähern ungleich leiſer und unbemerkbarer war, als ein anderes Geräuſch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tiefern Schlafes bildet, eben ſo wie aus jenem des Hellſehens, der gewöhnliche erinnerliche Traum den Uebergang. Durch dieſen ſcheint uns zuweilen auch jener Zuſammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzuſtände eben ſo unter einander ſtehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume, dieſe Empfindung, jenen innern Sinneneindruck ſchon ſehr oft gehabt, in dieſen oder jenen Verhältniſſen des Wahnlebens uns ſchon ſehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall geweſen, der Traum konnte ſeine Erinnerungen nur an ſeine eigenen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angeſponnen haben. So geht eine ganze innere, dem äußern Sinn verborgene Geſchichte der Entwicklung unſers Weſens neben der des wachen Lebens her und mitten durch daſſelbe hindurch. Ihre äußerſten Fäden knüpfen ſich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben ſeinen Anfang genommen, und welche ſeyn wird, wenn dieſes endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeiſterin ihr Haus errichtet, ſo alt iſt als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längſt vollendet iſt, bleibt der Seele von dieſem ewigen Felſen nur das als ewiges Eigenthum, was ſie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, ſich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, ſondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele ſelber an. Wir blicken allerdings in ſolchen Zuſtänden zuweilen, wie ein Auge, das durchs Fernrohr in ein fernes, ſchönes Gebirge und ſeine reichen Auen ſchaut, in eine höhere, geiſtigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachſen, werden nur dann unſer, wenn wir uns, nicht ohne Anſtrengung, zu demſelben hinbewegen und es erſteigen. Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht ſelten einen Anklang der innern Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wiſſen, woher er uns kam: Heiterkeit und Trauer aus unerklärlichem Grunde, ein plötzliches, deutlicheres Verſtehen von Gegenſtänden und Aufgaben des innern Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht. So erzählt ein Mann, der ſich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwieſen hat, die ſich zu ſeinem geſegneten Wirken bekennt, wie er ſich zu ihr bekannt hat, der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger Jüngling, wo er die mathematiſchen Vorleſungen des trefflichen Böhm beſuchte, im Traum ſchwierige Aufgaben gelößt, ja einſtmals, aus einem ſolchen Traum erwacht, ſich an den Tiſch geſezt und einen ſchwierigen Lehrſatz der Dioptrik hingezeichnet und bewieſen habe. Hierauf legte er ſich wieder nieder und ſchlief von Neuem ein. Als er zum zweitenmale erwachte, betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derſelben ehrwürdigen Hand, über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit, ſoll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und ſo den Beſchluß dieſes Aufſatzes bilden. „Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre ſeyn, als ich anfing, Griechiſch zu lernen. In der lateiniſchen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackrer Rektor, der für jene Zeit ſich darin auszeichnete, daß er dieſe Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht ſehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten ſogleich an dem Evangelium Johannis uns verſuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren ſo einigermaßen hereingekommen waren. Indeſſen lernten wir täglich in unſerm griechiſchen Wörterbuch ſo gut als in unſerm lateiniſchen Cellarius. Dieſe Freude dauerte nicht lange für mich, denn ich kam in die lateiniſche Schule des Städtchens M., wo an das Griechiſche nicht gedacht wurde. Doch entfrembete ich mich nicht von meiner Halliſchen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich ſo glücklich, anderswohin in einen beſſern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privatinſtitut eines jungen tüchtigen Schulmanns beſuchen durfte. Die griechiſche Grammatik, verſteht ſich nach damaliger Weiſe, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war ſogar ſo glücklich, zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chreſtomathie überſezten, und das Buch ſelbſt zu beſitzen. Um dieſe Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahr alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich ſehr viel hielt) mein Lebensſchickſal auf einer Pergamentrolle in g r i e ch i ſ ch e r Sprache vorlegte. Ich verſtand Alles, als wäre es in deutſcher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieſes und jenes anders wünſchen. Hierauf aber erwiderte meine Großmutter folgendes, das ich unten geſchrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι. *)

---

*) Wie mir prophezeit worden, ſo prophezeie ich dir hier.

Digitized by Google

Hierauf erwachte ich; Alles war vergeſſen, Worte und Inhalt, ich mochte mich beſinnen, ſo viel ich wollte, denn der Traum hatte mich ſehr bewegt. Nue dieſe lezten Woete ſtanden noch ganz vor meinen Augen mit allen griechiſchen Sprachzeichen, wie ſie da oben ſtehen, und ſo ſchrieb ich ſie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechiſchen Chreſtomathie, wo ſie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen ſind. Aber ich verſtand ſie nicht, denn ich mußte das Wort χρησμῳδέω erſt im Lexikon aufſuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war. Man wied die Genauigkeit bemerken, ſogar im nicht accentuirten enclitiſchen σοι und in dee weiblichen Form des Wortes χρησμῳδηθεῖσα, daß es eine Frau wae, welche das von ſich ſagte. Daher darf man wohl zurückſchließen, daß ich auch das andeee Geiechiſche ganz richtig im Teaume vor mir hatte. Wie wae nun die Seele im Stande, ſo etwas zu produciren, das ſie im wachen Bewußtſeyn nicht verſtand, und welches ſie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu ſcheeiben fähig gewoeden? Bewußtlos mochte ſie alleedings die Worte wie jenes χρησμῳδεῖν gehört haben, abee zue Erklärung der Sache gehöet da doch noch mehr.“

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

Der ſteilſte Gebirgskamm lag hinter uns und die Berge nahmen eine freundlicheee Geſtalt an. Der Dichter, zu Fuß und im Wagen immer neue Bilder aufteeibend, zeigte uns einen Berg, den er wegen ſeiner gleichmäßigen Halbkugelform Mönchskappe nannte. Aber bald zeigte ſich, daß ſein Bild auf alle Spitzen paßte, und wir mußten uns geſtehen, daß in dieſer ewigen Wiederkehe einer zwar ſchönen, aber bei Gebirgen ſo unerwaeteten Form nichts Anziehendes lag. Die Geiſter des Gebiegs ſtraften uns aber füe unſere Unzufriedenheit, riefen die Nacht über ſich und hüllten ſich in finſtere nebelhafte Schatten ein. Die große Fahrſteaße war vom langen Regen überſchwemmt, wir mußten ausſteigen und hinter Hecken und Gäeten eine neue ſuchen. Man ſtand uns in der Nacht mit Fackeln bei, und wir gelangten, von muntern Bauerknaben geführt, durch naſſe Wieſen und Felder watend, um viele Minuten verſpätet, bei der nächſten Station an.

Meinen Leſern habe ich im Verlaufe eines einzigen Tages vom Kapuzinerberg bei Salzburg bis Loſae in Tyrol ſo viel Gegenſtände vor Augen geführt, daß ſie mir billig erlauben werden, die meinigen bis zum nächſten Morgen zu ſchließen. Sollten ſie darauf begieeig ſeyn, ſo gebe ich ihnen die Woete, welche dee Thierveredler nach der Abendmahlzeit in Loſar über die Gemſenjagd verlor, die mich aber allmählig einſchläferten. „Wie!“ ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen kühnen Wendung, die er abee ganz in ſeiner Gewalt hatte, „wie! es iſt gar kein Wundee, daß in Tyrol die Gemſen ſeltener werden. Man klagt die Jäger an und will ihnen die Flinten (ſie nennen ſie Stutzen) nehmen; abee man würde beſſer thun, auf eine beträchtliche Zeit (zehn Jahre ſind vielleicht zu wenig) den Horndrechslern den Ankauf von Gemshörnern und den Gerbern deßgleichen von Gemsfellen, wie voe allen Dingen den Konſumenten den Genuß des Thieres ſelbſt zu verbieten. Denn was iſt ſo die Folge? Die Jägee beechen ſich um einen leidigen Gewinn eher Hals und Bein, ehe ſie ihn aufgeben; ſie lauern drei Tage lang, öfter noch über, als in den Wolken, und ſchießen die lezten Stammhalter einer Thierrace nieder, von der man nach fünfzig Jahren nicht mehe wiſſen wird, als vom Einhoen. In den hieſigen Gegenden iſt die Gems ſchon völlig ausgeſtorben. Die Jäger machen Tagereiſen, ehe ſie auf einen Bock ſtoßen. Kronen teifft man in Tyrol kaum noch. (Sie wiſſen wohl, daß der Jäger unter einer Krone ein Rudel von drei Thieren verſteht.) Was bleibt alſo dieſen kühnen Wagehälſen übrig? Sie ſtreifen über die höchſten Alpen hinweg, beechen ins Piemonteſiſche ein und ſchießen dort mit Gefahe, polizeilich entdeckt zu werden, die Gemſen nieder, die wie vierzehn Tage ſpäter in Innsbeuck veezehren.“ Die geographiſchen Ausſchweifungen des Thierveredlers gaukelten meiner müden Phantaſie eine Menge reizender Bilder vor, ſo daß ſie allmählig mit dem Traume Hand in Hand gingen und mich einſchläferten.

Die Morgenſonne brachte einen herrlichen, blauen Tag und eine Gegend, welche in der Nacht iheen pittoresken Charakter gegen einen lieblichen, dem Glanze des Lichts zugänglichen vertauſcht hatte. Die engen Schluchten hatten ſich weit zu einem Thale geöffnet, die wilden Gießbäche waeen ungehindert fließende Ströme geworden und ſchmückten ſich mit blumigen, geünen Ufeewänden. Obſtbäume wiegten ſich untee der vollen, goldenen Laſt iheer Früchte; Alles wae ſo heiter und ſchön, daß ich mich unwillkührlich in die Thäler am Rhein und Neckar verſezt glaubte. Die Rebe zog ſich in ſchlanken Gewinden an den bunten Malereien der geſchmackvollen Häuſer hinauf. Während dort oben in den Engpäſſen die Erinnerungstafeln der Umgekommenen mit dem Himmel zu geollen ſchienen, kehrte hier der Glaube an die Götter wieder zurück. Maria war wieder die Königin, die an den Eingängen der Häuſer prangte, der Blick zum Himmel fand einen weiten Horizont, und die kalten Bergſpitzen lagen ſo fern, daß das getäuſchte Auge ſehe leicht die über ihnen liegenden Wolkenſchichten für jene ſelbſt anſah. Den ſchnellen Lauf des Inn verfolgend, langten wir um die Mittagsglocke in Innsbruck an. Wir

Digitized by Google

hatten bei unſerer Einfahrt keinen Höhepunkt, von dem aus uns ein vollſtändiges Panorama der Lage dieſer Stadt wäre geboten geweſen; aber ſelbſt aus der Ebene mußte dieſe überraſchen. Innsbruck liegt in einem Thale, das von drei Seiten mit Bergen begrenzt iſt und nur gegen die Seite hin, von der wir kamen, ſich öffnet. Doch liegt in den Begrenzungen nichts, das ſich ſchroff an die Stadt herandrängte und ihr den freien Himmel raubte, der ſich über ihr wölbt; nur gegen Norden hin ſteht eine ſteile Felſenreihe, deren weſtliches Ende unter dem Namen der Martinswand ſo berühmt iſt, noch im Monat Auguſt mit Schnee bedeckt, ohne Hoffnung, je von ihm frei zu werden. Dieſer Schutzmauer verdankt Innsbruck ein herrliches Klima; die Nordwinde finden keinen Zugang, und nur der Morgenkühle des Oſtens und den Regenwettern des Südens bleibt es ausgeſezt. Wir betraten die reinliche, freundliche Stadt und vertrauten uns natürlich keinem andern Gaſthofe an, als dem Adler, der uns auf allen Pfeilern, Stiegen und Wänden an das Trauerſpiel in Tyrol und ſeinen ehrlichen Helden Andreas Hofer, der hier wohnte und aus den Fenſtern ſeine „Sbrucker“ haranguirte, ſchriftliche und gemalte Erinnerungen bot.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Die italieniſche Oper.

Nach dem ſo heißen und trockenen Sommer war dieſes Jahr das Laub der Bäume ſchon im frühen Herbſte verdorrt, und ſie hatten am Ende des Oktobers ein faſt winterliches Anſehen. Dagegen gab es noch ſchöne und heitere Tage, was mit den entlaubten Bäumen einen ſonderbaren Kontraſt bildete. Die Reichen und Müßigen kamen vom Lande und aus den Bädern zurück; auch der Hof, der freilich in dem großen Paris wenig bemerkbar iſt, war wieder in die Tuilerien eingekehrt. Die italieniſche Oper hatte, wie in den vorigen Jahren, ihre Vorſtellungen mit dem Oktober begonnen, und dadurch war nicht allein ein Theater mehr in Gang gekommen, ſondern auch ein hoher Kunſtgenuß den reichern Muſikliebhabern bereitet worden. Ob Paris ſeit dem furchtbaren Cholerajahre 1832 empfänglicher für Genüſſe jeder Art geworden iſt, oder ob wirklich der Direktor der italieniſchen Oper dießmal glücklicher in der Wahl ſeiner Schauſpieler war, möchte wohl noch eine Frage ſeyn. So viel iſt gewiß, daß, obſchon keine der berühmten Prime Donne, welche in den vorigen Jahren als Sterne erſter Größe am Horizont der italieniſchen Oper glänzten, jezt engagirt, die Truppe doch vortrefflich beſezt und das Publikum vollkommen zufrieden iſt. Erſtlich hat dieſe Oper eine Dlle. Griſi, die ſich unter den Augen der Pariſer auf eben dieſer Bühne gebildet hat. In den frühern Jahren hatte ſie hier untergeordnete Rollen und konnte ſich mit einer Paſta, einer Malibran nicht meſſen; allein ſchon im lezten Jahre gab ſie Beweiſe von ſo großen Fortſchritten, daß die Kenner vorherſagten, ſie werde bald eine Sängerin erſten Ranges werden, und dieß trifft jezt ſchon ein. Das Mädchen muß ſich unaufhörlich geübt haben, und zwar nach den beſten Muſtern; denn ſie ſingt jezt vortrefflich, und gewiß zollt ihr Roſſini Beifall, wenn er ſie in ſeinen Opern, beinahe den einzigen bisher aufgeführten, ſingen hört. Eine Deutſche iſt auch da, die Dlle. Unger, die ſich neben der Griſi gar nicht übel halten würde, wenn ſie nicht ſo furchtſam wäre; die Furcht legen jedoch die Schauſpielerinnen bald ab, und von keiner üblen Gewohnheit auf der Bühne kommt man ſo ſchnell zurück, wie von dieſer. An Sängern hat die italieniſche Oper jezt einen wahren Reichthum. Tamburini, den luſtigen, eleganten Figaro, kennt das Pariſer Publikum ſchon ſeit dem vorigen Jahre; Iwanoff, der Ruſſe, war dagegen ein Neuling in jeder Hinſicht. Bis jezt hatte kein Ruſſe zu Paris die italieniſche Bühne betreten. Ich weiß nicht, ob es mit der Geſchichte dieſes Ruſſen ſich ſo verhält, wie man in den Zeitungen erzählt, daß er nämlich der Sohn eines leibeigenen Bauern in Rußland ſey, daß man ihn nach Neapel geſandt habe, damit er dort bei ſeinen vortrefflichen Anlagen den Geſang aus dem Grunde erlernen und hernach mit ſeinem ausgebildeten Talente ſeinen Bojaren ergötzen könne; daß er aber nach vollendeten Studien, als man ihn aufgefordert, in die Leibeigenſchaft zurückzukehren, ſeinem Herrn und Gebieter viel Heil und Segen gewünſcht und, um die Freiheit ganz zu genießen, nach Paris gegangen ſey und ſich hier bei der italieniſchen Oper engagirt habe. Iſt dem alſo, ſo muß ſich Iwanoff täglich dazu Glück wünſchen, daß er ſo klug geweſen iſt, die eben nicht beneidenswerthe Lage eines Muſchiks mit der eines Primo Tenore der italieniſchen Oper vertauſcht zu haben. Rubini, der die höchſte Vollendung der Kunſt in ſeinem Geſange darſtellt, iſt auch wieder da, und zwar als erſter Tenorſänger; einer Menge anderer Sänger zweiten und dritten Ranges nicht zu gedenken, die zu den vorigen gut paſſen, aber ohne ſie die ſchöne Welt nicht herbeizuziehen im Stande wären. Von ältern Opern iſt noch keine gegeben worden; noch immer iſt Roſſini der Meiſter, deſſen Töne die jetzigen Muſikliebhaber bezaubern. So oft ein neuer Geſangkünſtler erſcheint, iſt es, als ob die Roſſiniſche Muſik durch ihn einen neuen Reiz erhielte. Nebenbei werden auch einige Belliniſche und Donizettiſche Opern gegeben. Für ein ſo elegantes Publikum muß auch das Neueſte und Friſcheſte aufgetiſcht werden. Mit den ältern Opern, ſo vollkommen ſie auch ſeyn mögen, kann der Direktor keine Ehre einlegen; höchſtens wird Cimaroſas Meiſterſtück, Il matrimonio segreto, gut aufgenommen. Von Fioranti, Anfoſſi, Guglielmi und ſo vielen Andern iſt keine Rede mehr; die guten Meiſter ſind mauſetodt und ihre Stücke veraltet. Sogar Paer kann nicht dazu kommen, daß irgend eine von ſeinen Opern wieder vorgenommen würde. Es iſt ein ſonderbarer Zeitpunkt für die italieniſche Oper. Seit ungefähr zehn Jahren iſt das Publikum taub für alle andere Muſik als für die Roſſiniſche. Eine Laune, ein vorübergehender Geſchmack kann dieß nicht genannt werden; dafür dauert er zu lange und iſt zu allgemein. Es muß eine Veränderung, ja eine Revolution im muſikaliſchen Geſchmacke vorgegangen ſeyn. Indeſſen wäre es zu bedauern, wenn das Publikum gegen die ältern Meiſterſtücke der italieniſchen Oper auf immer gleichgültig geworden wäre.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. November 1833.

Armuth iſt die einzige Laſt, die ſchwerer wird, je mehrere daran tragen.

Jean Paul.

Armuth und Kinderſegen. *)

Der alte Thomas hatte ſeinem Weibe die Epiſtel vorgeleſen, welche im ganzen Flecken cirkulirte, das Schreiben eines nach Amerika ausgewanderten Landsmanns, der nicht genug zu rühmen wußte, wie ſchnell an dem Orte, wo er mit den Seinigen Unterkunft gefunden, gleich junger Saat, Haus um Haus, Mühlen und Hämmer, Fabriken aller Art aus dem Boden ſtiegen. Da meinte der junge Hans, der ſich in der Stube etwas zu ſchaffen gemacht und den Brief mit angehört hatte: „Ich weiß aber auch wahrhaftig nicht, warum man bei uns nicht mehr Fabriken baut! An Leuten dazu würde es doch nicht fehlen.“ — „Ja doch,“ antwortete der Alte; „aber mit was ſie bezahlen? Das Geld iſt bei uns verdammt rar!“ — „Habt Ihr nicht eben geleſen, daß man in Amerika ohne Geld Häuſer baut? Dort gibt man den Handwerksleuten nur Eſſen; warum macht man es bei uns nicht eben ſo?“ — „Das käme auf Eins heraus, guter Hans; ob man den Leuten Eſſen und Kleidung gibt, oder Geld, darum drehe ich nicht die Hand um. Zum Eſſen, den Kleidern, den Häuſern, die unſer Land vermag, ſind zu viele Leute bei uns; das iſt das Unglück. Was willſt Du mehr? Nimm nur uns! Deine Mutter hat ſechzehn Kinder zur Welt gebracht, und wir hatten nie mehr Brod, als für den halben Theil. Da verſtehſt Du aber noch nichts davon, Du biſt zu jung dazu; und ſo geh an Dein Geſchäft, bei dem Schwatzen kommt nichts heraus.“

Als der Junge fort war, ſagte die Mutter in kläglichem Tone: „Iſt es nicht ein Jammer und ein Elend? ſein Leben lang, Tag und Nacht für ſeine Kinder arbeiten, und es nicht ſo weit bringen, daß ſie ſatt zu eſſen haben, daß ſie etwas lernen, um ſich fortzubringen in der Welt! Du weißt, wie ſauer es uns geworden iſt, bis wir den Friedrich und die Lene untergebracht haben, und jezt thue ich mich umſonſt nach einem Platz für die arme Katharine um. Geſtern ſprach ſie beim Pächter drüben vor; aber da hatte ſich ſchon ein halbes Dutzend Mädchen und mehr

*) Der von dem verſtorbenen Menſchenfreund André geſtiftete Nationalkalender für die deutſchen Bundesſtaaten erſcheint auch wieder für das Jahr 1834, nach Form und Inhalt wie bisher. So ſehr der in dieſem nützlichen Volksbuche durchgreifend herrſchende populäre Ton von dem in dieſen Blättern gewohnten abweicht, theilen wir doch einen Artikel daraus mit, um diejenigen Leſer des Morgenblatts, welche im Fall ſind, gemeinnützige Schriften in ihrem Kreiſe zu verbreiten, auf ein Buch aufmerkſam zu machen, das ſich nicht allein durch reichen Gehalt, ſondern auch durch den ſehr geringen Preis (1 fl. 12 kr., früher 2 fl.) empfiehlt. Wir wählen ein Stück, das zugleich literariſches Intereſſe hat: das nachſtehende Geſpräch iſt nach der Engländerin Marcet bearbeitet, deren geiſtreichen populären Unterhaltungen über Chemie, über Nationalökonomie u. ſ. w. in England viel Glück gemacht haben.

Digitized by Google

gemeldet; eine war immer um weniger feil als die andere, und am Ende behielt er eine für das Eſſen und ein paar Schuhe des Jahrs." — „Woher kommt dieß," antwortete Thomas, „als daher, daß es mehr Leute gibt, die Herrſchaften ſuchen, als Herrſchaften, die Dienſtleute brauchen?" — „Und was thun wir mit dem Mädchen im Hauſe?" rief die Mutter; „die Dirne iſt groß und ſtark und greift tüchtig in die Schüſſel. Arme Katharine! An gutem Willen fehlt es ihr nicht! Wie gern verdiente ſie das Brod, das ſie ißt, wenn ſie könnte! Aber in der Mühle will man ſie nicht und in der Fabrik gibts ohnehin mehr Weibsleute, als man braucht." — „Das kommt daher," antwortete Thomas gelaſſen, „daß mehr Arbeiter da ſind, als Arbeit." — „Das iſt die alte Leyer!" rief das Weib ungeduldig; „ſag mir lieber, woher wir Brod für unſere armen Kinder bekommen!" Seufzend erwiderte Thomas: „Da fragſt Du mich mehr, als ich weiß." — „Aber das weißt Du doch, woher das Elend kommt?" — „Wohl weiß ich's; es gibt mehr Mäuler als Brod dafür." — „Nun ja; wie hilft man aber da?" — „Gutes Weib, da eben ſitzt's! Wir haben einmal den großen Kinderhaufen, wir müſſen ſehen, wie wir ihnen Brod ſchaffen und halt unter ſie theilen, was wir verdienen. Hätten wir aber weniger Kinder, ja, dann könnten wir ſie auch beſſer halten. Nimm einmal den Gevatter Martin: er hat nur drei; bei dem geht es hoch her." — „Ach ja!" erwiderte die Mutter; „vorigen Sonntag war ſein Mädchen in einem prächtigen weißen Kleid in der Kirche; ich murrte, verzeih mir's Gott! in meinem Herzen; die meinigen fielen mir ein, wie armſelig ſie herumlaufen. Es war aber nicht immer ſo; früher war's beſſer. Denkſt Dir noch das prächtige Kleid, das Lenen ſo ſchön ſtand? Heutzutage wird einem Alles ſaurer!" — „Warum nicht gar!" rief Thomas. „Der Kattun und dergleichen Zeug iſt jezt viel wohlfeiler als früher. Aber Du haſt ſeit damals dreizehn Kinder gehabt, und da iſt es wahrhaftig kein Wunder, daß Du nicht allen neue Kleider kaufen kannſt. So lange wir nur drei hatten, ging es uns ſo gut als dem Gevatter, denn er verdiente keinen Kreuzer mehr als ich. Aber für einen ganzen Kinderhaufen ſorgen müſſen, und das einemal ſo viel verdienen, als das andere —" — „O lieber Mann!" unterbrach ihn die Mutter mit feuchten Augen; „nie haben wir ſechzehn lebendige Kinder beiſammen gehabt, bei weitem nicht!" — „Ach freilich!" antwortete er; „und da ſiehſt Du, daß wir mehr Kinder hatten, als wir ernähren konnten. Wie oft habe ich ſchon geſagt: hätten wir nicht ſo früh geheirathet, wäre uns auch die große Laſt nicht auf den Hals gekommen."

Dem guten Weibe war es immer ein Stich durch das Herz, wenn der Mann auf dieſes Kapitel kam; der aber fuhr in ſeiner Predigt fort, wie es die Armen, man möge es beſehen, wie man wolle, bei weniger Kindern viel beſſer hätten: denn ſie hätten nicht nur nicht ſo viele Mäuler zu ſtopfen, ſondern die Reichen müßten dann auch größern Taglohn bezahlen, weil die Wahl unter den Arbeitern nicht ſo groß wäre; ſo aber, da der Menſchen gar ſo viele ſeyen, verderben die Arbeiter einander ſelbſt den Markt, indem der eine immer weniger fordere als der andere, um nur Arbeit zu haben. Die Mutter meinte, ein Bischen empfindlich, da würde viel dabei herauskommen, wenn weniger Menſchen da wären; „nichts, als daß die, die am Leben blieben, ſich vollends zu Tode arbeiten müßten, wenn ſie Alles ſchaffen ſollten." — „Nichts weniger!" rief Thomas; „nein, Sklaven ſind wir noch nicht; und kein Menſch kann uns zwingen, mehr zu arbeiten, als wir ſelbſt wollen. Sieh, wenn der Leute, die Arbeit ſuchen, nicht ſo viele wären, ſo müßten ſich die Reichen nach Arbeitern umſehen; ſo aber hat unſereins ſeine liebe Noth, bis er Jemanden findet, der ihm etwas zu verdienen gibt. Wären für das, was zu thun iſt, nicht Menſchen genug da, ſo könnten wir die Zeche ſelber machen, und wollte man uns hier keinen raiſonablen Lohn geben, ſo gingen wir um ein Haus weiter; will ſich aber jezt einer auf die Hinterbeine ſtellen, der kann immer Hungers ſterben, denn wer Arbeiter braucht, kann ſie faſt für nichts haben." — „Das machſt Du mir nicht weiß," erwiderte das Weib, „daß die Herrn je uns die Zeche machen ließen. Geh! das wüßten ſie ſchon zu machen, daß ihr Beutel nicht dran müßte. Am Ende ließen ſie verbieten, daß man mehr als ſo und ſo viel Taglohn fordern dürfe; immerhin kann man uns nicht zwingen, zu arbeiten, wenn wir nicht wollen, aber die Herrn können ſagen: wer arbeiten will, bekommt ſo viel und nicht mehr, und ſo wäre es am Ende das alte Lied." — „Du haſt Recht und nicht Recht," erwiderte Thomas; „da fällt mir ein, als ich das leztemal das Schulgeld für die Kinder hintrug, traf ich den Schulmeiſter über einem alten Buche, und er las mir etwas daraus vor, das zu unſerm Gerede paßt. Es war da von einer böſen Krankheit die Rede, von der Peſt, die vor Alters einmal ins Land kam, und an der in ein paar Monaten der halbe Theil der Menſchen ſtarb." — „Was mag das für ein Jammer geweſen ſeyn!" rief die Mutter in gerührtem Ton, und nach einer Weile fuhr ſie fort: „aber das ſtellt ſich dar, daß nach einem ſolchen Sterben nicht Leute genug da waren, alles Geſchäft zu thun." — „Drum eben," ſprach der Mann, „wußten die am Leben geblieben waren, was ſie zu thun hatten, und forderten größern Lohn." — „Ich kann da doch nicht recht klug daraus werden," entgegnete das Weib; „wie konnte man denn dazumal viel Arbeiter brauchen? Es gab weniger arme Leute zum Arbeiten, aber auch weniger Reiche, die arbeiten ließen; denn die Peſt hat vor Niemanden Reſpekt. In der Bibel ſteht, da die Peſtilenz nach Egypten kam, ſtarb ſo Arm als Reich." — „Wohl wahr; aber die Reichen

Digitized by Google

können Doktor und Apotheker bezahlen und ſich pflegen, wie ſich's gehört; die Armuth aber — in ſchlechten Löchern, in Hunger und Kummer! Man ſieht ja, wie es da geht! Immerhin ſtarben aber dazumalen auch viele reiche Leute. Nun merk' auf! Konnten ſie ihr Geld mitnehmen? Nein, es kam an ihre Kinder oder Verwandten, und es blieb gleich viel Geld im Lande, nach wie vor. Mit was bezahlt man aber die Arbeit? Mit Geld, und da die am Leben geblieben, jezt viel reicher waren, brauchten ſie auch mehr Arbeiter, das Ihrige umzutreiben.“ — „Deſto ſchlimmer für ſie!“ fiel das Weib lebhaft ein; „mit all' ihrem Geld konnten ſie die Todten nicht wieder lebendig machen; hin iſt hin, und wollten ſie gearbeitet haben, mußten ſie ſelbſt Hand anlegen.“ — „Siehſt Du wohl? Juſt dabei fand der Arbeiter in jener Zeit des Jammers ſeinen Profit; Du haſt ganz Recht, die Todten konnten ſie nicht wieder lebendig machen, und ſo mußten ſie denn dem, der noch am Leben war, viel bezahlen, wenn er arbeiten ſollte. Freilich ſtand in dem alten Buche auch, als es damalen dem Herzog zu Ohren gekommen, daß die Leute mehr Lohn haben wollten als ehedem, habe er im Zorn ein Schreiben ergehen laſſen, worin es bei ſchwerer Strafe verboten wurde, mehr zu verlangen, als vor dem großen Sterben der Brauch geweſen.“ — „Pfui! wie kann man den armen Leuten verwehren, zu nehmen, was ihnen die Reichen ſelbſt geben wollten! Unſer jetziger Herr hätte das nicht gethan, gewiß nicht!“ — „Nun, dem ſchlimmen Herzog ging es auch nicht ſo hin. Was geſchah? Die Armen rührten keine Hand zum Arbeiten, es gab mancherlei Streit und Zank, und wohl oder übel, mußten die Herrn in der Kanzlei zum Kreuz kriechen und den Taglohn ſich machen laſſen, wie er ſich eben machte.“

(Der Beſchluß folgt.)

Reiſeskizzen.

(Fortſetzung.)

Es peinigte mich, von München erſt einen ſo kleinen Vorſprung gewonnen zu haben. Ich zog es deßhalb vor, die am heutigen Nachmittag abgehende italieniſche Poſt zu benutzen und Innsbruck nur für eine Sulzerſche Vorübung zu betrachten, die meine Aufmerkſamkeit und mein Nachdenken erwecken ſollte. Der Thierveredler war dem Schlafe in die Arme geſunken, meine beiden andern Gefährten, die ich hier verlaſſen mußte, begleiteten mich in die Hofkapelle, zu welcher wir bei dem berühmten goldnen Dache, einer unſcheinbaren Platte, die einen kleinen Hausvorſprung bedeckt, vorüber kamen. Die Kapelle ſelbſt iſt ein beſcheidenes Gebäude, aber weit und geräumig, und zeichnet ſich dadurch aus, daß es Innsbrucks merkwürdigſten Schätze einſchließt. Während wir noch den Sakriſtan erwarteten, zeigte mir eine alte Frau den einfachen Grabſtein, unter welchem die Gebeine Hofers begraben liegen. Sie behandelte den patriotiſchen Märtyrer mit einer geheimnißvollen Ehrfurcht, die ihn um Jahrhunderte zurückverſezte in die Zeit und zu einem kirchlichen Heiligen machte. Der junge Mann, den wir auch bei ſeinem Verſchwinden vom Schauplatze noch am beſten durch ſeinen Wunſch, berühmt werden zu wollen, bezeichnen, ſtand vor den beiden langen Parallelreihen eiſerner Statüen, welche gleichſam in dieſer Kirche die Stelle der Pfeiler vertreten. Leiſe, denn es war ſehr ſtill um uns und Einige beteten, flüſterte er mir ins Ohr: „Was ſagen Sie vom Ruhme? Dieſe eiſernen Könige und Helden trugen zu ihrer Zeit, als noch warmer Lebenshauch in ihnen athmete, alle den Lorbeerkranz; man nannte ſie die Unvergleichlichen, und zweifelte, ob ihnen ein Anderer je nur die Hälfte ihres Ranges ablaufen werde. Hier ſtehen ſie alle unſcheinbar neben einander, und würden unkenntlich ſeyn, wenn die Unterſchrift nicht ihren Namen trüge. Sehen Sie die kleine Spanne Raumes, die zwiſchen ihnen liegt; und doch bedeutet ſie eine lange, ewige Zeit, in der ſich die Völker nach einem Aehnlichen, wie der Vorangegangene, vergebens umſahen, in der ihre Throne von kleinen Meiſtern beſezt und die Fäden ihrer Schickſale wie Spinnenwebe zerreißbar waren. Und doch hat ſich immer ein Anderer gefunden, der ihrer Sehnſucht entſprach und, wie ſie ſelbſt dann ſchmeichelten, ihre Erwartung übertraf. Ich ſage nichts davon, daß in der Geſchichte ſo viel kleine Menſchen mit den Ehrenkränzen des Ruhms bedacht worden ſind, obgleich ich ſchon darum von dem Berühmtwerden abſtehen möchte, weil es peinlich iſt, den Ruhm mit ſo vielen Unwürdigen zu theilen; aber ſelbſt dieſe angeſchwollene Zahl wirklich Verdienſtlicher iſt unerträglich. Rathen Sie mir, Beſter!“ Ich konnte jedoch in der Eile nicht mehr thun, als meinen jungen Mann in das Cenotaphium Kaiſer Maximilians hineinrufen, das der Sakriſtan eben geöffnet hatte. Bewundernswerth ſind dieſe kleinen Hautreliefs, in denen Collins die Thaten des lezten Ritters mit dem behutſamſten und ſauberſten Meiſel in Marmor wiedergab. Welch reiche Gruppirung, welch feine Charakteriſtik! Es iſt Leben und Wahrheit in dieſen Gebilden, die in Zeichnung und Ausführung gleich meiſterhaft genannt werden dürfen. Mein Dichter entzückte ſich ob dieſem Anblick, konnte aber ſeine Freude nicht anders zu erkennen geben, als daß er unaufhörlich von einem Gedichte ſprach, das darnach ringe, dem lezten Ritter von Anaſtaſius Grün gleichzukommen, und das wahrſcheinlich von ihm ſelbſt herrührte.

Mit der vierten Nachmittagsſtunde verließ die italieniſche Poſt Innsbruck. Ich blieb dem einen meiner Gefährten den Rath auf ſeine Anfrage neben den

Digitized by Google

eiſernen Größen eiſerner Jahrhunderte ſchuldig, gab ihm aber dafür einen andern, der dem Dichter nur willkommen ſeyn konnte. „Vereinigen Sie ſich,“ ſagte ich zu beiden, „und trage einer den andern auf ſeinen Schultern empor. Die großen Charaktere werden ſelten; Geſchichte und Poeſie leiden an ihnen denſelben Mangel. Sie mögen eilen, Ihr Jahrhundert zu heben, und Sie (ich meinte den Dichter) ſchütten dann alle Ihre Bilderſammlungen über Ihren Freund und feiern ihn in Ihren Gedichten. Ich bin gewiß, Einer wird dann durch den Andern leben.“ Die jungen Leute reichten mir treuherzig die Hand, verſprachen mir, ſich zu lieben und meine Rathſchläge zu befolgen, und winkten mir noch einen Gruß an Italien nach, als ich ſchon den Fuß des Iſels, dieſes im Inſurrektionskriege berühmt gewordenen Hügels, erreicht hatte. K. Gutzkow.

(Schluß des erſten Artikels.)

An Uhland.

Du küßteſt jüngſt mein Töchterlein
Zu Stuttgart auf die Wange:
„Daß dieſer Kuß — ſo ſpracheſt du —
Zum Vater dein gelange!“

Ich hab' ihn nun dem holden Kind
Mit Gierigkeit entſogen.
Dein Kuß hat deines Liedes Kraft
Magnetiſch angezogen.

Wie tief dein Lied und dein Gemüth
Mein Inn'res mocht' entzünden:
Ich wagt' es nie, im ſchlichten Lied
Dir, Sänger, zu verkünden.

Doch nun dein Lebenshauch mein Kind
Von Mund zu Mund getroffen:
Welch Wunder, daß mein ganzes Herz,
O Uhland! dir liegt offen?

Aſſing.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Mancherlei aus der Theaterwelt.

Auch die franzöſiſche Oper empfindet die Wirkung dieſer Umwälzung im Kunſtgeſchmacke; ſie wagt es kaum, mit einem ältern Stücke hervorzutreten. Auch hier muß Roſſini die Bühne beleben und den Saal füllen, und neben ihm Meyerbeer und Auber, zwei Künſtler, die freilich nicht viel mit einander gemein haben, deren Lezterer aber den Vortheil hat, daß er von der Mehrzahl verſtanden und genoſſen werden kann, und dabei beinahe eben ſo viel wirkt, als die geniale Muſik des Erſtern. Indeſſen hat die franzöſiſche Oper noch ein Hülfsmittel, das den andern Theatern fehlt, nämlich die Ballets, und mit der Taglioni an ihrer Spize wirkt der Operndirektor damit ſo viel, als durch die göttlichſte Muſik. Das Pirouettiren der Veſtris und Duports ſcheint auch zu altern; ein anderer Tanz, der graziöſe, beinahe gefühlvolle, iſt an deſſen Stelle getreten. Taglioni übt einen Roſſiniſchen Zauber auf die Zuſchauer aus. Die Taglioni iſt der Typus einer Tänzerin, wie ſie die jezige Zeit verlangt, und die Familie Veſtris würde, wenn ſie noch da wäre, über ihren verdunkelten Ruhm und über den Beifall, der einer andern Tanzart und Tanzfamilie gezollt wird, erbleichen. Glücklicherweiſe ſind die Veſtris ausgeſtorben, und nur in der Geſchichte der Tanzkunſt lebt ihr Name noch. Aber ſo fruchtbar an Tanzgenies, als es die Veſtrisſche war, iſt die Taglioniſche Familie keineswegs. Zwar hat man den Pariſern mehrere Taglioni's vorgeführt; es war aber nur eine darunter, die das Publikum entzückte; die andern ſind längſt wieder von der Bühne verſchwunden. Sie heißen Taglioni, ſind aber keine Sylphiden, wie die ächte Taglioni. — Am Théâtre français iſt der Schauſpielſaal von Neuem verziert worden, und was wichtiger für die Schauſpieler iſt, Dlle. Mars iſt von ihren Gaſtreiſen zurückgekommen und wieder aufgetreten, natürlich bei vollem Hauſe, wie jedesmal, wenn das Publikum eine Zeitlang ihr unübertreffliches Spiel hat entbehren müſſen. Es iſt keine Ausſicht zu einer zweiten Mars vorhanden; die 53 oder 55 Jahr alte Dame wird daher wohl thun, noch eine Zeitlang zu bleiben und zu ſpielen, als ob ſie 20 Jahre jünger wäre, was ihr wahrlich ein Leichtes iſt. Vor einigen Jahren ſchon ward das Publikum mit ihrem baldigen Verluſte bedroht. Es hieß, die vortreffliche Schauſpielerin ſey reich geworden und wolle nun ausruhen. Man hätte es beſonders vor einem Jahre fürchten können, als ein Herr Bruyère de Chalabre, welcher, wie es ſcheint, ein leidenſchaftlicher Liebhaber ihres Talents und ihrer Perſon geweſen war, ihr einen Theil ſeines Vermögens in ſeinem Teſtamente vermacht hatte, nachdem er in ſeinem Leben von ihr eben nicht ſehr freundlich aufgenommen worden war. Dieſer Mann hat nicht allein die Dlle. Mars, ſondern auch die Bücher geliebt, und daher eine koſtbare Bibliothek hinterlaſſen; allein wahrſcheinlich hat die lezte Leidenſchaft der erſten geſchadet. Sein Vermögen war bei ſeinem Tode nicht mehr ſo beträchtlich, als es Anfangs mochte geweſen ſeyn, und es ſcheint, das Vermächtniß dieſes in der Ferne liebenden Bewunderers hat der Dlle. Mars blos dazu gedient, ihr aus einigen Verlegenheiten zu helfen, worein mißlungene Geldſpekulationen an der Börſe ſie verwickelt hatten; es wären noch einige ſolche uneigennützige Bewunderer und Anbeter wie dieſer Hr. Bruyère de Chalabre vonnöthen, um ihr eine gemächliche Ruhe zu ſichern. In Erwartung derſelben ſezt ſie alſo ihre gefeierte Laufbahn fort, zur großen Zufriedenheit der Pariſer, bei denen ihr Talent außerordentlich beliebt iſt. Nie hat vielleicht eine Schauſpielerin ſo allgemeinen, ungetheilten Beifall erhalten, als ſie. Die alten Molièreſchen Luſtſpiele gewinnen durch ihr Spiel wieder ein friſches Anſehen, und das Publikum eilt herbei, um dieſe faſt auswendig gelernten Stücke wieder ſpielen zu ſehen. — Die komiſche Oper gibt heute zum 130ſten Male den Pré aux Clercs. Der arme Herold, wenn er noch lebte, würde Zeuge eines Beifalls ſeyn, wie die Boyeldieuſchen Stücke kaum je gehabt haben. Schon ſeit beinahe einem Jahre zehrt die komiſche Oper einzig von dieſem Stücke; denn obſchon einige andere in dieſem Zeitraume auf die Bühne gebracht worden ſind, ſo hat doch keines auch nur die Hälfte der Vorſtellungen erlebt, welche dem Pré aux Clercs zu Theil geworden. Nachdem Herold dieſes Stück mit Beifall hat aufnehmen ſehen, iſt er von der Weltbühne abgetreten, kaum ahnend, daß ſeine lezte Oper ſo anhaltend von den Pariſern werde beſucht werden. Sie zeigen zuweilen mehr Beharrlichkeit, als man ihnen zuzutrauen pflegt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. November 1833.

— Zauberin Phantaſie
Verſammelt raſch die hingeworfnen Striche
In ihrem Spiegel zum belebten Bild.

Th. Moore.

Die lezte Roſe des Kallenfels.

Aus Familienpapieren.

Das Schloß A—weiler im Elſaß, jezt ein Eigenthum der St—ſchen Familie, gehörte früher den Grafen von Stein-Kallenfels, einer angeſehenen Sippſchaft, deren eine Seitenlinie unter dem Kaiſer Ferdinand in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, und die bald nach Anfang der Schleſiſchen Kriege ausſtarb. Der lezte Sproß, der noch dieſen angeſehenen Namen führte, war eine junge Dame, von deren Schickſal ſich Folgendes aufgezeichnet findet.

Gräfin Anna zählte achtzehn Jahre; ſie war von ſeltener Schönheit, dabei unbefangen und heiter, wie jene Zeit es mit ſich bringt, wo noch keine Leidenſchaft, weder eine glückliche noch unglückliche, das Herz gefangen genommen. Man pflegte ſie nur die lezte Roſe des Kallenfels zu nennen, mit Hinweiſung auf den traurigen Umſtand, daß mit dieſem blühenden Geſchöpf ein Geſchlecht erloſch, welches Jahrhunderte hindurch die Ehre ſeines Hauſes, den Ruhm ſeiner Ahnen mit eben ſo viel Verdienſt als Glanz zu erhalten gewußt hatte; doch auch die ſeltene Frauenſchönheit, die von frühen Zeiten in dieſem Geſchlechte einheimiſch geweſen, gab Anlaß zu jenem Beinamen. Die Archive der Familiengeſchichten liefern eine Menge Berichte von den Schickſalen der ſchönen Frauen dieſer Sippſchaft, von dem Rufe, den ſie zu ihrer Zeit genoſſen, und den Auszeichnungen, mit denen man ſie beehrt; und in der That konnte man dieſe Zeugniſſe nicht übertrieben finden, warf man einen Blick auf die noch ziemlich wohlerhaltenen Ahnenbilder, die ſich noch im Schloſſe zu A—weiler vorfanden.

Es war ein Abend im hohen Sommer, als eine Geſellſchaft größtentheils verwandter Familienglieder ſich im Stammſchloſſe verſammelt hatte. Nach den Genüſſen eines langen ſchönen Tages kam man im kühlen alterthümlichen Saale zuſammen, und indeß der Nachtiſch mit Früchten und köſtlichem Wein aufgetragen wurde, der jüngere Theil der Geſellſchaft bei Geſprächen von Jagd und Reiſeabentheuern beſonders laut wurde, fanden drei befreundete junge Mädchen Gelegenheit, unbemerkt zu entſchlüpfen; eine der andern die Hand gebend, ſtahlen ſie ſich lachend, ſcherzend, halb im Lauf durch die langen Gänge, welche der Mond beleuchtete, und in die obern Gemächer hinauf, deren eines, auf ausdrückliches Bitten, beſonders für ſie eingerichtet worden war. Auf dieſes Zimmer, welches nun Anna mit ihren beiden Geſpielinnen betrat, müſſen wir unſere beſondere Aufmerkſamkeit richten. Die zwei hohen, aus kleinen Glastafeln zuſammengeſezten Fenſter zeigten hinunter auf die breiten Häupter der ſchwarzlaubigen Linden an einer wüſte liegenden Seite des

Digitized by Google

alten Schloßgartens. Hinunterſchauend, gewahrte man unter dem Schatten der Bäume noch die Geſtalt eines zerbrochenen Tritons, der ſeine Muſchel, aus der ſchon lange kein Strahl mehr herausſprüzte, vor den Mund hielt. Grün und weiße Vorhänge floſſen, die Fenſter einſchließend, auf den Boden nieder, der zierlich getäfelt war; die Wände enthielten keine Gemälde, ſondern zeigten nur weiße Flächen, mit ſchmalen goldnen Leiſten umgrenzt. In der Mitte der Wand, den Fenſtern gegenüber, befand ſich eine tiefe Niſche und in derſelben das Hauptgeräthe des Zimmers, ein alterthümliches, gewaltig großes, breites und ſchwerfälliges Bett, welches wohl ein Menſchenalter hindurch nicht aus ſeiner Stelle gerückt worden war. Gleichwie an den Fenſtern, floßen auch hier grüne und weiße Gehänge nieder, oben von einer ſchweren vergoldeten gräflichen Krone gehalten. Es zeigte in ſeinen Formen wenig Geſchmack, deſto mehr Reichthum aber an dem künſtlichſten Schnitzwerk, mit Vergoldung untermiſcht, womit die ganze vordere Seite, ſo viel von ihr der blendend weiße Bezug und die koſtbar geſtickte Decke ſehen ließen, über und über verziert war. Nächſt dieſem wichtigſten und anziehendſten Beſtandtheil eines Schlafgemachs, zeigte ſich noch zwiſchen den Fenſtern ein nach alter Weiſe behangener Putztiſch, mit ſeinem runden, mit ſilberner Einfaſſung verſehenen Spiegel, vor ihm ein Armſtuhl, deſſen verbogene dünne Beine und vergoldeten Aermchen wohl ſchon manche zarte Schöne, die längſt im Grabe ſchlummerte, mochten getragen haben. Nächſt dem Haupteingang, den eine aus ſtarkem Eichenholze gefugte Thür bildete, befand ſich noch eine kaum bemerkbare Tapetenthüre an der Seite des Bettes.

Dieſes war das Gemach, in dem ſich die drei Freundinnen zuſammenfanden. Sie waren ſo glücklich mit einander, es hatte ſie nach langer Trennung dieſes Familienfeſt wieder vereinigt, ſie hatten nach Mädchenweiſe ſich tauſend und aber tauſend Dinge zu erzählen, und welche Zeit kann ſich wohl rühmen, zum Austauſch ſo wichtiger Geheimniſſe paſſender zu ſeyn, als „die Stunde vor zu Bette gehen.“ In glücklicher Stille eingeſchloſſen, gleich ſicher vor dem Blick, wie vor dem Ohr des Lauſchers, beginnt der geheime Miniſterrath. In „der Stunde vor zu Bette gehen“ wird ſo manches Mädchengeheimniß laut, wird ſo manche Liebesgeſchichte ausgeplaudert, ſo mancher muthwillige Plan, der einem armen Knaben am Tage die Thräne ins blaue Auge treibt, geſchmiedet; ſelbſt das ſtolzeſte, verſchloſſenſte Mädchenherz, das am Tage hartnäckig ſeine Geheimniſſe zu verbergen verſteht, in „der Stunde vor zu Bette gehen“ kann es ihm dennoch die vertraute Freundin ablocken. Da ſizt die Schöne; iſt der Tag beluſtigend geweſen, hat der Abend noch freundliche Siege gebracht, ſo blitzen noch die ſchönen Augen, ſo glühen noch die zarten Wangen; an Schlaf iſt nicht zu denken. Indeſſen nun das Prachtkleid niederſinkt, indeß durch die gehobenen Finger von Elfenbein die dunkle Haarflechte geht und bedächtig, Glied vor Glied aufgelöst, wieder in ihren natürlichen Zuſtand zurückkehrt, indeß die Zofe, niedergebückt, in die Hand den kleinen Fuß nehmend, die dünnen glänzenden Schuhe von den weißen Strümpfen abſchält, indeſſen dieſe wichtigen Dinge nun geſchehen, biegt ſich das Köpfchen mit den gelösten Haarflechten zur Seite und die beweglichen Lippen plaudern über die Ereigniſſe des Tages. Wie mancher ſchalkhafte Gedanke löst ſich da von der Zunge, wie mancher verſtohlene Seufzer zugleich mit dem Mieder vom Buſen; ach! welches Mädchenherz jung geweſen und Geheimniſſe zu bewahren gehabt, das weiß, was „die Stunde vor zu Bette gehen“ zu ſagen hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Armuth und Kinderſegen.

(Beſchluß.)

Die gute Mutter kam nun wieder auf ihr Lieblingsthema und meinte: „Da es nur noch halb ſo viel Menſchen gab als vorher, da hatten es die gut, welche durchkamen; ſie konnten ſo früh heirathen, als ſie wollten, und konnten ihre Kinder verſorgen, wenn ihnen Gott noch ſo viele ſchenkte.“ Thomas meinte dieß auch, gab ihr aber zu bedenken, daß, wenn der Saamen gar zu ſtark nachwuchs, es mit Arm und Reich bald wiederum war, wie vor der großen Krankheit; „ſie mußten halt nehmen, wie viel oder wie wenig man ihnen geben wollte; wie es,“ ſezte er mit einem Seufzer hinzu, „jezt mit uns beſtellt iſt. Indeſſen bewahre uns der Himmel vor einem Uebel, das ſo aufräumt unter der Menſchheit!“ — „Amen!“ ſprach die Mutter; ‚wer weiß auch, lieber Mann, ob wir davon kämen, ob wir nicht unſern armen Kindern ins Grab ſehen müßten.“ — „Laß es gut ſeyn!“ erwiderte der Mann; „ſo viel iſt aber ausgemacht, wären nicht ſo viele Köpfe unter Einem Dach, ſo wäre Allen wohler.“ — „Freilich,“ ſagte die Mutter, „hätten nur zwei, drei Mädchen beim Pächter drüben Dienſt geſucht, ſo könnte es Katharinen ſchwerlich fehlen, und ſie bekäme zwei, drei Louisd'or; denn gäbe es nicht ſo viele Mägde, ſo wäre keine ſo einfältig und nähme mit dem Eſſen und ein paar Schuhen vorlieb.“

„Siehſt Du, ich denke, wo uns der Schuh drückt, juſt da ſizt der Fehler beim Ganzen: es ſind zu viele Menſchen da, als daß ſich jeder ſein Brod verdienen könnte.“ — „Da muß Gott ein Einſehen haben,“ fiel das Weib ein, „oder wir kommen Alle um vor Hunger und Elend.“ — „Ich ſage Dir, das ganze Volk beſteht aus vielen tauſend Familien, wie die unſrige, und könnte jegliche ſich redlich durchſchlagen, ſo gäbe es kein Elend im Lande. Gott hat uns Hände zum Arbeiten gegeben, und Verſtand dazu;

Digitized by Google

können wir es mit Fleiß und Sparſamkeit nicht dahin bringen, uns die Noth vom Halſe zu halten, ſo iſt das unſere Schuld; aber ich ſage immer: wir hätten uns nicht ſo früh heirathen ſollen; doch geſchehen iſt nicht ungeſchehen zu machen; aber für ein andermal wollen wir es uns geſagt ſeyn laſſen.“ — „O Mann!“ rief die Mutter; „an eines von uns Beiden wird ſchwerlich das Heirathen noch einmal kommen, und wenn auch, ſo iſt keine Gefahr, zu jung ſind wir dann nicht mehr!“ — „Gutes Weib,“ antwortete der Mann lächelnd, „uns Beide meinte ich nicht, wohl aber unſere Kinder. Siehſt Du, unſer Martin iſt erſt zweiundzwanzig Jahre alt, und hat ſchon ein Auge auf des Webers Anne, die erſt neunzehn alt iſt. Mit was anders, als mit ſeiner Hände Arbeit wollte er ſie ernähren, ſie und die Kinder, an denen es, weiß Gott! nicht fehlen würde? Das wäre ein Unglück, und es darf nicht ſeyn. Martin muß arbeiten und etwas Geld erſparen, ehe er an einen eigenen Herd denkt. Indeſſen kann auch Anne ſich nach einem Dienſt umſehen und etwas zurücklegen; haben ſie dann etwas vor ſich gebracht und ſind ſie ein paar Jahre älter, ſo will ich nicht dagegen ſeyn.“ — „Weh!“ rief die Mutter, „wenn ſie hörten, was Du ſagſt! Iſt das nicht lieblos von Dir?“ — „Nein, Weib! das wäre lieblos, wenn man ſie heirathen ließe, ohne einen Heller Vermögen, damit ſie elende Kinder in die Welt ſetzen, die der Hunger zu keinen Kräften kommen läßt, ſo daß ſie früh oder ſpät zu Grunde gehen müſſen, Kinder, die kein Segen ſind für die Eltern, ſondern ein ewiger Jammer!“ — „O unſere armen kleinen Kinder!“ rief das Weib ſchluchzend und fuhr, nachdem ſie eine Weile ſchmerzlich zu Boden geblickt, fort: „aber, Thomas, eines, weißt Du wohl, haben wir an den Maſern verloren, und die Krankheit kommt nicht von Elend und Noth, ſondern iſt eine Schickung Gottes.“ — „Ja,“ entgegnete der Mann finſter, „aber wäre der arme Kleine nicht ſchwächlich geweſen, hätte er ſich durchgeriſſen. Daß eines unſerer Kinder eigentlich Hungers geſtorben ſey, will ich eben nicht behaupten; ſo viel glaube ich aber gewiß, ſie wären uns wohl alle geblieben, hätten wir es ihnen an nichts mangeln laſſen dürfen.“ Die arme Mutter wiſchte ſich die Augen und ſagte: „Wenn ſie ſtarben, da weinte ich nicht die bitterſten Thränen; wußte ich doch, daß ihnen in der beſſern Welt nichts abgehen würde; aber ſie ewig leiden ſehen, ewig jammern hören! Ach! je lieber ich ſie hatte, deſto weher war mir ums Herz! Wir haben ein Paar an den Blattern verloren, und da ich von den Kuhpocken hörte, freute ich mich und dachte, jezt werden wir doch die jüngſten durchbringen. Es war nichts; ſie ſtarben, war es nicht an dem, ſo doch an jenem, und ſo meine ich denn, es iſt Gottes Wille, daß die kleinen Kinder zur Hälfte ſterben; fallen doch auch die Blüthen größtentheils vor der Zeit von den Bäumen.“ — „Das iſt Gottes Wille,“ erwiderte Thomas, „daß die Kinder ſterben, wenn die gewiſſenloſen Eltern verſäumen oder nicht haben, was ſie am Leben erhält; vor den Pocken hat man jezt Ruhe; da kommen die Maſern und nehmen die ſchwächſten mit; oft und viel rafft ſie ein elender Schnupfen dahin, denn wo nicht alle Kinder zu eſſen haben, da müſſen wohl welche ſterben.“ — „O Thomas! das kann ich nicht hören! Iſt es doch, als ſeyſt Du froh, durch den Tod ihrer los geworden zu ſeyn!“ — „Nein, aber eine Sünde und eine Schande iſt es, elende Geſchöpfe in die Welt zu ſetzen, deren nichts wartet, als Leiden und der Tod, und die freudlos aus der Wiege in die Bahre wandern.“ — „Still, Mann, von dem, was vorbei iſt! Laß uns an's Zukünftige denken, damit unſere Kinder ſich unſer Beiſpiel zu Herzen nehmen und ihnen dieſer Nothſtand erſpart werde.“ — „Das Beſte iſt, Du machſt, daß Webers Anne ſobald als möglich einen Dienſt bekommt.“ — „Das trifft ſich gut,“ antwortete die Mutter; „vorige Woche war die gnädige Frau hier und erkundigte ſich wegen eines Kindermädchens. Ich redete ihr zu, was ich konnte, ſie ſolle Katharine nehmen; aber es half nichts, ſie war ihr zu jung. Unſere Hanne dort,“ fuhr das gute Weib leiſer fort, „wäre ihr ganz recht geweſen; aber ich ſagte ihr, die habe ganz andere Dinge im Kopf. Das wäre nun ein Platz für Webers Anne; ſie hat ihre Geſchwiſter aufgezogen und läßt ſich gewiß gut an bei den Kindern.“

Bei dieſen Worten ſah Thomas ſeine Tochter Hanne an, die am Fenſter arbeitete. Als das Mädchen dieß bemerkte, wurde ſie über und über roth, weil ihr die Thränen über das Geſicht rannen. „Was gibt's?“ rief der Vater heftig; „haſt Du Streit gehabt mit Deinem Jörg? — Sey ruhig, närriſches Ding; unter Liebesleuten will das nicht viel bedeuten.“ — „Ach nein!“ antwortete Hanne weinend; „wir zanken uns nie, dazu haben wir einander zu lieb. Aber ich habe Alles gehört, was Ihr und die Mutter geſprochen habt, und da ich juſt ſo alt bin, wie Anne, ſo denke ich, aus meiner Heirath wird nichts, und ich muß auch einen Dienſt ſuchen.“ — „Sey ruhig, Kind, ſey ruhig!“ ſagte der Vater und ſtreichelte ihr die Wange; „das iſt etwas ganz Anderes. Jörg kann ſich und Dich und die Kinder ernähren, die Du bekommſt. Sein Vater hat ihm ein gutes Geſchäft hinterlaſſen und ein hübſches Stück Geld dazu; Du kannſt alſo heirathen ohne Anſtand; wir haben immer noch genug zu thun, Deine Geſchwiſter zu erhalten.“ — Hanne ſchlug betrübt die Augen zu ihrem Vater auf; die Mutter las darin den Gedanken der Tochter und ſprach freundlich: „Glaube nicht, daß der Vater froh iſt, Deiner los zu werden; nein, Kind, ſo meint er es nicht. Wir freuen uns nur, daß Du glücklich wirſt, und wir dabei Deinen Geſchwiſtern mehr können zu Gute kommen

Digitized by Google

laſſen." — Hannens Augen funkelten vor Freude bei dieſen Worten; doch zog eine leiſe Wolke über ihre Stirne, indem ſie der armen Anne gedachte, deren Loos kein ſo heiteres war.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

Literariſche Fehden.

Nicht blos die politiſche, auch die gegenwärtige Literärgeſchichte der Schweiz hat ihre Polemik. Zürich, Bern und Baſel ſind im Laufe dieſes Sommers der Schauplatz derſelben geweſen. Ueberall haben die gelehrten Händel längſt des römiſchen Dichters bekannte Worte: ingenuas didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros, Lügen geſtraft, und ſo iſt die Leidenſchaft, mit welcher die Schweizer Pädagogen berühmten Namens gegen einander gefochten haben, nur ein neuer Beweis zu den tauſend alten, daß die Gegenſätze der Humaniora und der Inhumana wie in der Sprache, ſo auch im Leben ſich ſehr nahe berühren. Wie die politiſchen Streitigkeiten erſt durch die Intervention der Tagſatzung, ſo konnten auch dieſe literariſchen Fehden, wenigſtens zum Theil, erſt durch Dazwiſchenkunft der bürgerlichen Gerichte geſchlichtet werden, der theologiſche Federkampf zu Baſel dagegen wurde durch die ſtreitenden Partheien ſelbſt und zwar durch die feige Flucht des angreifenden Theiles geendigt. Auf dem Gebiete der Polemik treffen wir den Hrn. Dr. Niederer zu Iferten gegenüber dem Direktor des Züricheriſchen Schullehrerſeminars zu Küßnacht, Hrn. Scherr, ſodann den Hrn. von Fellenberg in Hofwyl gegenüber dem Direktor des Bernerſchen Schullehrerſeminars zu Münchenbuchſen, Hrn. Langhans. Auf eine höchſt leidenſchaftliche Kritik Niederers über etliche Schriften Scherrs hatte der Betroffene in nicht minder beißenden Antikritiken replizirt, wodurch der anfänglich literäriſche Streit gar bald in einen erbitterten Angriff auf die ganze Perſönlichkeit des Gegners ausartete und das Beſtreben beider Partheien dahin gelenkt wurde, ſich gegenſeitig in ihrer ganzen pädagogiſchen Stellung und Wirkſamkeit möglichſt zu vernichten. Das Zürcheriſche Bezirksgericht, vor welchem am 24ſten Auguſt dieſe Fehde in der Form eines Injurienprozeſſes verhandelt wurde, verurtheilte beide Partheien. Wenn Hr. Scherr mit einer größern Strafe belegt wurde, ſo iſt dieß kein Beweis für das Maaß des Unrechts in der Sache ſelbſt, ſondern einzig für die größere Schuld vor der juridiſchen Beurtheilung. Aus der öffentlichen Gerichtsverhandlung ſelbſt glauben wir als allgemein bemerkenswerth das Urtheil des Hrn. Niederer über Peſtalozzi nicht verſchweigen zu dürfen. Peſtalozzi's Zuſtand wurde von ihm im Weſentlichen als ein „von Jugend auf bis in ſein Alter andauernder periodiſcher Zuſtand von Monomanie" bezeichnet. Indem Hr. N. ſodann weitläuftiger ausführte, wie Peſtalozzi abwechſelnd in einem Zuſtande des wachen Selbſtbewußtſeyns und in einer Wahnperiode gelebt habe, leitete er aus dieſem Wechſelzuſtande der geiſtigen Selbſtſtändigkeit und des Wahnſinns jenen Wechſel ſeiner Zu- und Abneigungen gegen ſeine Jünger und Mitarbeiter her, demgemäß er das gleiche Individuum bald als ſeinen Retter und guten Genius, bald als Verderber und Seelenfeind geſchildert habe.... Dem gegneriſchen Anwalt, welcher auf dieſe Aeußerungen hin die allerdings ſehr nahe liegende Frage ſtellte: „aus welcher Periode denn Hr. Niederer, der ſich ſo eben einen Jünger Peſtalozzi's genannt habe, dieſe ſeine Jüngerſchaft ableite?" ſoll der Befragte die Antwort ſchuldig geblieben ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus einem Schreiben aus Prag, November.

Egon Ebert vor dem Kaiſer.

...Es dürfte Ihnen durch die Zeitungen bekannt geworden ſeyn, mit welchem Enthuſiasmus Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich in Böhmen empfangen wurden, wie ſich die ganze Nation beeiferte, denſelben die innigſten Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Bei dieſer Gelegenheit ward dem Dichter Karl Egon Ebert, deſſen poetiſche Leiſtungen weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus die verdiente Anerkennung genießen, von Seite Seiner Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich eine höchſt ehrenvolle Auszeichnung zu Theil. Ebert hatte nämlich zum feierlichen Empfange Ihrer Majeſtäten im Prager Theater einen trefflichen Prolog gedichtet, der, als ein treuer Ausdruck der Gefühle des Volks, allgemeinen Anklang fand und von dem zahlreich verſammelten Publikum mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen wurde. Da nun in Folge deſſen Ihre Majeſtäten den Dichter perſönlich kennen zu lernen wünſchten, ſo ward er von Sr. Excellenz dem Herrn Oberſtburggrafen von Böhmen, Grafen Chotek, dem hohen Beſchützer und Beförderer alles Schönen und Guten, bei Seiner Majeſtät durch die Kammer eingeführt, auf welchem Wege gewöhnlich nur Hochadelige zum Kaiſer gelangen.

Ebert überreichte Seiner Majeſtät ſeine ſämmtlichen Werke, und ward ſowohl von Höchſtdenſelben, als von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin mit ausgezeichneter Huld empfangen. Bald darauf ließen ihm Seine Majeſtät von Königgrätz aus eine große goldene Denkmünze „in Würdigung ſeiner ausgezeichneten Dichtungen" (wie es in dem Zuſtellungsſchreiben der Landesſtelle heißt) zukommen.

Da nun der Kaiſer eine ſolche Auszeichnung nur in höchſt ſeltenen Fällen ertheilt (Beethoven und Hummel wurden derſelben gewürdigt), ſo mußte dieſer Beweis von hoher Huld den Dichter doppelt erfreuen, und hat auch in der Hauptſtadt Böhmens, wo Ebert die allgemeine Achtung und Liebe beſitzt, die freudigſte Senſation hervorgebracht, weil man dieſe Auszeichnung zugleich als eine der vaterländiſchen Poeſie gewährte anſah.

Auflöſung der logogriphiſchen Füllungen in Nr. 269:

1. Brut. Braut. 2. Grus. Graus. 3. Paer. Pauker. Paſter u. ſ. w. 4. Bein. Beduin. 5. Moraſt. Moſt. 6. Leer. Leder. Leber. Leiter u. ſ. w.

Räthſel.

Getreten, wo es ſteht,
Getragen, wo man's dreht;
Getreten ſingt es fromm,
Getragen Dudelum.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. November 1833.

— Den Tod, o ihr Freunde,
Gebt ihr mir, nicht die Geneſung; dem ſo das Vergnügen geraubt ward,
Und mit Gewalt entrungen der Seel' anmuthiger Irrthum.

Horaz, Epiſteln.

Deutſche Gedichte eines Franzoſen.

Die nachſtehenden Gedichte ſind aus einer Sammlung ausgewählt, die dem Einſender von einem jungen Franzoſen mitgetheilt worden, der, aus einem Dorf am Fuße der Vogeſen gebürtig, aber ſchon vom Vater her aus dem Innern Frankreichs ſtammend, in Dijon auferzogen, zulezt in einem franzöſiſchen Seminar zu Straßburg gebildet, erſt ſeit drittehalb Jahren in Süddeutſchland lebt, seitdem unſere Sprache erlernt und ſich mit unſern Dichtern bekannt gemacht hat. Schon als eine Seltenheit verdienen ſie bekannt zu werden. Wer aber die zahlloſen Schwierigkeiten bedenkt, welche die deutſche Sprache dem Ausländer, der in ihr zu dichten unternimmt, durch ihren Wortſchatz, den er nicht überſieht und nicht beherrſchen kann, durch ihren auf faſt unüberſehbare Regeln geſtützten grammatiſchen Bau, endlich durch den ſtrengen Charakter ihres faſt nur mittelſt der Stammſylben ſich bildenden Reimes in den Weg legt, wird auch das ſeltene Talent anerkennen, das zu dieſen Produktionen erforderlich war, und ihren relativen Werth gewiß hoch anſchlagen. Wo ſich der junge Dichter vollends von der Feſſel des Reimes frei bewegte, da erſcheint wirklich auch ſeine Dichtergabe entfeſſelt, und unſre Leſer werden nicht ohne Rührung bei dem Schlußliede: „An meine deutſche Leier“ verweilen, welches durch die ehrlichen Bemerkungen des Einſenders über den abſoluten Gehalt der ihm mitgetheilten Gedichte veranlaßt worden iſt. Wir laſſen die Lieder abſichtlich mit ihren grammatiſchen Fehlern folgen; denn gerade dieſe müſſen ihnen ja zur Beglaubigung dienen.

1.

Das Bächlein.

Du fließt ſo ſtill hinunter,
Dein Waſſer iſt ſo hell!
Dein Murmeln iſt ſo munter,
So friſch iſt deine Quell!

Im Frühling wankten Roſen
Auf deines Ufers Rand,
Und deine Wellen floßen
Auf ſilberhellem Sand.

Im Sommer, von den Strahlen
Der Sonne matt und ſchwach,
Floßt du nur zwiſchen fahlen
Geſträuche ganz gemach.

Der Herbſt mit ſeinen Winden
Entblättert Feld und Wald',
Und überall verſchwinden
Die Blüth' und Lieder bald.

Digitized by Google

Dann ſtirbt in froſt'gen Decken
Die Flur im Winter ab —
Wann, Frühling! wirſt du wecken
Das Leben aus dem Grab?

O Bächlein, deine Welle
Erſtarrt' vom Winters Hauch —
Wo iſt nun deine Quelle?
Ach! ſie verſiegte auch.

Und hin iſt Jugends Wonne,
Erloſchen iſt der Blick;
Der Greis hat keine Sonne,
Es ſtrahlet ihm kein Glück.

O Bildniß meines Lebens,
O Bächlein, fließe fort!
O Bildniß meines Strebens,
Fließ hin, fließ hin zum Port!

Es kommt der Frühling wieder
Für deiner Wellen Lauf,
Und Philomelens Lieder
Erwachen wieder auf.

Doch für den matten Greiſen
Erwacht kein Frühling mehr,
Denn ſeine Frühling' kreiſen
Nicht wie die Fluth im Meer.

2.

Wunſch.

Auf Meeres Wellen,
Gepeitſcht von Stürmen,
Im leichten Nachen,
Wenn himmelhoch
Sich Berge thürmen,
Wenn ſchwarz der Himmel,
Mit Nacht umzogen,
Sich düſter ſenkt,
Wenn Winde brauſen
Und Blitze zuckend
Mit ihrem Schimmer
Der Wellen Gipfel
So blutend ſchau'rlich,
So ſchön beleuchten;
Wenn unermeßlich
Nur Fluth und Himmel
Vor meinen Blicken —
Die Wogen ſchäumend,
Der Himmel krachend —
Sich dehnen aus:
Dann möcht' ich ſchiffen
Im leichten Nachen,
Und ohne Ruder
Dem Tod im Abgrund
Entgegen ſehn.

3.

An meine deutſche Leier.

Lebe wohl, du Schweſter meiner Seele;
Wir verlebten ſchöne, frohe Stunden,
Manche Schmerzen haſt du mir geſtillet,
Manche Wunde haſt du mir geheilet!

Wenn, des Abends, du mir in den Armen
Ruhteſt, und dein Klang mir leiſe tönte,
O wie ruhig rann die Zeit vorüber —
Kraftvoll klopfte mir das Herz im Buſen.

Fremdling, wollt' ich deine Gunſt gewinnen,
Dich an meinen warmen Buſen drücken; —
Doch den Fremdling konnteſt du nicht lieben,
Und du ſchenkteſt ihm nur falſche Gaben.

All' die Gaben, die du mir geſpendet —
Ach! ich glaubte ſie von lauterm Golde —
Sind nur Wahn, wodurch du mich geblendet,
Sie erquicken nicht des Bruders Seele.

Lebe wohl, ich will nach andern Zonen,
Will des Vaterlandes Sonne ſuchen,
Dort wird wahrer Minneſang erklingen,
Dort ſoll mir der Dichtkunſt Flamme brennen.

Schweſter! ja du ſollſt mir Schweſter bleiben,
Ewig ſoll dein Bildniß in mir ſtrahlen;
Wenn mich deine Augen nicht mehr ſchauen,
Soll als Geiſt dein Mund den meinen küſſen.

Als Erinnerung ſollſt du mir bleiben;
Wie das Mädchen die verwelkte Roſe
Wahrt, die des Geliebten Hand gepflücket,
So ſollſt du an meinem Buſen ruhen.

Wenn ich einſt dich wieder finden ſollte,
Wenn des Herrmanns Harfe wieder tönte,
Dann will ich verſchweigen deine Küſſe,
Keines Menſchen Aug' ſoll uns belauſchen.

Nicht nach Regeln, die den Geiſt nur beugen,
Wollen wir dann Glück und Liebe koſten: —
Dichtkunſt lebt nicht unter Menſchenfeſſeln,
Adlerſchwung ſoll ſie nach Himmeln tragen.

Wenn das Wort dann ſtirbt auf deinen Lippen,
Wenn's zu ſchwach, zu hohl für den Gedanken —
Nun ſo nimm die Seel' auf deine Schwingen,
Trage ſtumm ſie nach den höhern Welten.

Digitized by Google

Die lezte Roſe des Kallenfels.

(Fortſetzung.)

Auch unſere drei Freundinnen waren ſo glücklich; ſie ſchickten das Kammermädchen fort, und während eine nach der andern den Platz im Stuhle vor dem Spiegel einnimmt, das Haar vom Puder zu reinigen und unter das niedliche Häubchen zu biegen, hüpfen die andern beiden im Gemach umher, ſich unter Scherz und Lachen neckend. Von den heitern Poſſen ging man auf ernſtere Gegenſtände über. Die Anzahl junger Herrn wurde gemuſtert; Eleonore, die muthwilligſte, wußte Stellungen und Gebehrden einiger nachzuahmen, Gertrud brachte die Rede auf den ſchönſten der Jünglinge, einen Grafen Rothenburg. Die Freundinnen ſtimmten ihr in ſeinem Lobe bei, nur erklärte Anna, ſie meine, der Charakter des jungen Mannes ſey nicht der beſte. „Nun!“ rief Eleonore lebhaft, „wenn der Dir nicht gefällt, welcher iſt dann Dein Auserwählter?“ — „Ich habe keinen!“ — „Keinen?“ wiederholte Eleonore mit etwas gezogenem Ton; „ich glaube auch, es iſt beſſer, keinen Auserwählten zu haben.“ Sie richtete ihre Blicke fragend auf Gertrud. „Ich meine daſſelbe,“ entgegnete dieſe, „und überhaupt, wir ſollten das Gelübde thun, nämlich wir drei Freundinnen, einander nie zu verlaſſen.“ — „Das wollen wir!“ riefen beide. — „Nicht ſo ſchnell! Ihr habt mich nicht ausſprechen laſſen: ich wollte ſagen, daß wir das Gelübde errichten, nie zu heirathen.“ — „Ja ſo!“ bemerkte Eleonore und führte den Finger an die Lippe; „es käme auf Umſtände an.“ — „O pfui!“ rief Gertrud empfindlich, „eine ſaubere Freundſchaft, die ſich Bedenkzeit nimmt.“ — „Ich willige ein,“ nahm Anna das Wort, ſich vom Spiegel erhebend und das Nachthäubchen tief in die Stirn ſetzend, ſo daß die blauen Augen nur noch verſteckt hervorblizten; „was mich betrifft, ich verheirathe mich nicht.“ — „Du?“ rief Eleonore, „Du kannſt nun ſo etwas gar nicht verſprechen; als die Lezte Deines Stamms, haben über Dich ganz andere Leute zu entſcheiden.“ — „Wer ſind dieſe andern Leute?“ fragte das ſchöne Mädchen, indem ſie, in der Mitte der Stube ſtehend, eine gebieteriſche Haltung annahm; „nenne ſie mir!“ Eleonore wollte antworten, als ſich ein Geräuſch an der Tapetenthür bemerkbar machte. „Horch, es klopft!“ rief Gertrud. Alle drei waren ſtill, das Geräuſch ließ ſich nicht wieder hören. „Ich bitte Dich, Gertrud, geh an die Thür und ſieh nach, ob Jemand im Gange iſt.“ — „Ich ſoll gehen?“ — „Du willſt nicht, Furchtſame? wohlan! ſo geh ich hinaus!“ Eleonore ging hin, ſie öffnete; doch nachdem ſie ein paar Mal laut, wer da? gerufen und ſich darauf in dem noch ziemlich erhellten Gange Niemand gezeigt, warf ſie die Thür wieder zu und kehrte triumphirend zurück. „Was wird es ſeyn?“ bemerkte ſie den Freundinnen; „vielleicht das Kammermädchen, oder eine Baſe aus der Geſellſchaft unten, oder was weiß ich ſonſt.“ Als man die Thüre jezt verſchließen wollte, fand ſich's, daß ihr Schloß, ſchadhaft geworden, nicht mehr im Verbande hielt; die drei Freundinnen berathſchlagten, wie dieſem Uebelſtand abzuhelfen ſey, und endlich blieb kein anderes Mittel, als die Thürhabe mit einem Bändchen an den Pfoſten des Bettes anzuknüpfen. Nach Beendigung dieſes ſchwierigen Unternehmens kehrten jezt alle drei in die Mitte des Zimmers zurück. Obgleich der kleine Schreck ſiegreich überſtanden war, ſo wollte es doch mit dem traulichen Geſpräch nicht mehr recht fort. Eleonore machte darauf aufmerkſam, daß der Mond ihr gerade gegenüber durch das Fenſter ſchiene; Anna, die, ſich hinauslehnend, den Duft der Sommernacht eingeſogen hatte, ſchloß jezt die Scheiben und ſprach, ſich die Augen reibend, zuerſt vom zu Bette gehen. Jezt erhob ſich ein Streit, welche im Bette vorne, welche in der Mitte, welche an der Wand liegen ſollte; Gertrud, als die Zaghafteſte, wählte ſich ſogleich den ſichern Winkel an der Wand, Anna erklärte herzhaft, ſie ſchlafe vorne, und ſo blieb für Eleonoren der mittelſte Platz. Als die Rangordnung feſtgeſezt und das Licht auf der Toilette ſicher geſtellt war, nahm das alterthümliche Bette ſeine drei jungen Mädchen in ſeine ſichern Arme auf. Gertrud, die ſich an ihrer Wand am ſicherſten fühlte, überließ ſich auch als die Erſte dem Schlummer, auf Eleonorens Lippen ſchwebten noch ein paar Scherze, worauf die Freundinnen nur kurze Antworten gaben, und endlich war Alles im Gemache ſtill; man hörte nur die Athemzüge der Schlummernden, die in ſchöner Gruppe, eine an die Schulter der andern gelehnt, dalagen. Anna allein iſt noch wach; nicht Furcht iſt der Grund dieſes Wachens. Das Geräuſch und Getöſe, welches aus den untern Gemächern dumpf heraufgeſchallt, verliert ſich, die Wachende hört entfernte Thüren zuſchlagen, und endlich tönt durch die tiefe Stille die Schloßuhr mit zwölf langſamen Schlägen. Anna blickt noch ſtarr vor ſich hin; eine Fliege im Winkel erwacht aus ihrem Schlummer, bewegt ſich ſummend an der Wand und fliegt endlich dem Nachtlicht zu, welches, ziemlich niedergebrannt, einen bläulichen, ungewiſſen Schimmer verbreitet. Eine drückende Schwüle herrſcht im Gemach und drückt auf die Augenlieder der Wachenden; ſie will ſie eben ſchließen, als ſie an der Tapetenthüre etwas ſich regen hört; ſie horcht und täuſcht ſich nicht, es iſt derſelbe Ton, wie kurze Zeit früher; Jemand naht ſich im Gange, deutlich zu unterſcheiden ſind einzelne Tritte, die näher und näher kommen, endlich ſcharrt es dicht an der Thüre. Anna, die ſich aufgerichtet hat, heftet feſt ihren Blick auf das am Schloß befeſtigte Band, dieſes löst ſich aus ſeiner

Digitized by Google

Schlinge, geräuſchlos wird die Thüre geöffnet, und mit einem leiſen Schreckenslaut hält ſich Anna beide Hände vor das Antlitz.

Was ſich in jener Nacht ereignet, hat die Gräfin lange Zeit verſchwiegen; nur konnte man vermuthen, daß ein wichtiger Grund vorhanden ſey, warum von der Zeit an hauptſächlich die Gemüthsart der jungen Dame ſich auf eine entſcheidende Weiſe zum Finſtern und Träumeriſchen hinneigte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

(Fortſetzung.)

Literariſche Fehden.

Herr v. Fellenberg hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, die Unfähigkeit des Herrn Langhans zu der Stelle eines Direktors des Berneriſchen Schullehrerſeminars darzuthun und deſſen Abberufung zu bewirken. Er gründete ſeine Beweiſe auf die Mangelhaftigkeit des im vorigen Sommer in dem zu Hofwyl gehaltenen Normalkurſe von Hrn. L. ertheilten Unterrichtes, auf deſſelben Charakter und auf die Art ſeines Benehmens. Die Mittel, welche er zu ſeinem Zwecke benuzte, waren außer mehreren förmlichen Klageſchriften eine Reihe unter ſeinem Einfluſſe und Mitwiſſen in verſchiedene Schweizerblätter übergegangener anonymer Schmähartikel, welche endlich die Regierung von Bern bewogen, eine amtliche Unterſuchung der Sache durch das Erziehungsdepartement zu veranlaſſen. Daß das Reſultat derſelben öffentlich bekannt gemacht werde, war um ſo mehr zu wünſchen, je länger dieſer unerfreuliche Zwiſt ſchon die Theilnahme des Publikums in Anſpruch genommen hatte, und je ſchwerer es bei den ſich immer erneuernden Angriffen und Gegenreden werden mußte, ein richtiges Urtheil in der Sache zu gewinnen. Nach den „zwei Vorträgen des Erziehungsdepartements an den Regierungsrath der Republik Bern“ (Bern bei Stämpfli), welche um ſo größere Glaubwürdigkeit verdienen, als ſie in ſehr ruhiger Sprache beſtimmte Thatſachen aufſtellen und der vieljährigen pädagogiſchen Verdienſte des Hrn. v. Fellenberg mit aller Achtung gedenken, ſind die Klagen des Hrn. v. F. unſtatthaft und der Beklagte für gewiſſe Mißgriffe und einzelne Aeußerungen eines gereizten Gemüthes hinlänglich entſchuldigt; der ganze Streit erſcheint jedem Unbefangenen als das Werk des gekränkten Privatintereſſes, der ſich beleidigt fühlenden Eitelkeit. Es iſt zu wünſchen, daß Hr. v. F. um ſeines eigenen guten Namens willen die unrühmlich geführten Waffen endlich niederlegen möge, da auch die lauteſten Redner, wie jüngſt einer noch zu Wiedererneuerung des Streites aus Küßnacht am Zürichſee gedungen wurde, die Stimme des Publikums nicht zu übertönen im Stande ſeyn werden. — In Baſel hatte ſich, noch ehe der lezte, durch die ganze Schweiz widerhallende Kanonendonner zwiſchen der Stadt und der Landſchaft erſchollen war, auf dem theologiſch-kirchlichen Gebiete ein gelehrtes Scharmützel erhoben. Noch immer iſt nämlich daſelbſt die Zahl derjenigen ſehr groß, welche in der theologiſchen Wiſſenſchaft nichts Anderes zu erblicken vermögen, als einen feindſeligen Gegenſatz zu dem chriſtlichen Glauben, zu deſſen ſteter Bekämpfung ſie ſich berufen fühlen. Da ihnen eigene wiſſenſchaftliche Bildung abgeht, pflegen ſie ſich der Mithülfe gewiſſer Geiſtlicher zu bedienen, die zwar von den Laien faſt nur durch ihren Namen ſich unterſcheiden, mit ihnen die innere Unfähigkeit, über gelehrte Dinge zu ſprechen, theilen, jedoch um ihrer Stellung willen von dem großen Haufen, der in dem Geiſtlichen einen gelehrten Herrn zu erblicken gewöhnt iſt und auf welchen hauptſächlich eingewirkt werden ſoll, als Sachverſtändige betrachtet werden. In dem Profeſſor de Wette hat ſich die theologiſche Wiſſenſchaft in Baſel gleichſam verkörpert, daher er ſeit langen Jahren als das Carthago delenda angeſehen wird, gegen welches die Schaaren der Gläubigen ſtets gerüſtet ſeyn ſollen. Dießmal galt es vornämlich einzelne Reſultate ſeiner Einleitung in die Schriften des neuen Teſtamentes und ſeiner bibliſchen Dogmatik. Ein verkappter Ritter, — er gibt ſich als einen Geiſtlichen zu erkennen, deſſen Studien ſich mit J. G. Roſenmüller und Morus geſchloſſen haben — iſt über die in jenem erſtern Buche angeregten Zweifel an der Aechtheit mehrerer bibliſchen Schriften erſtaunt und entrüſtet; er erinnert ſich, in den de Wetteſchen Predigten die Bibel als Gottes Wort bezeichnet gefunden zu haben, und erklärt daher in einem bei Schneider in Baſel gedruckten „Sendſchreiben eines bibel- (d. h. buchſtabens-) glaubigen Geiſtlichen an Hrn. Dr. und Prof. de Wette“ den Verfaſſer für einen Heuchler und Zweizüngler; zu demſelben Bekenntniſſe fühlt er ſich veranlaßt durch mehrere Stellen des zweitgenannten Buches, die, willkührlich aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, ausgehoben werden und dazu anregen ſollen, den Verfaſſer als einen Irrlehrer und Verführer von ſeinem Amte zu entfernen. Da ſich der Ungenannte zugleich perſönliche Ausfälle auf ſeinen Gegner erlaubte, ſo hielt es dieſer unter ſeiner Würde, anders als in einer in die Baſeler Zeitung eingerückten kurzen „Abfertigung“ zu repliziren, und ſtatt ſeiner traten unaufgefordert die Profeſſoren Fiſcher und Hagenbach in die Schranken. Im geraden Gegenſatze mit jenen Glaubensrittern, welche niemals mit offenem Viſir auftreten, ſondern, nach allen Seiten hin vermummt und verhüllt, ſich höchſtens durch die ungelenke Art ihrer Waffenführung zu erkennen geben, nennen ſie ſich ungeſcheut als die Verfaſſer der „Zurechtweiſung des anonym gegen Hrn. Dr. de Wette aufgetretenen Sendſchreibers.“ (Baſel bei Neukirch.) Während Hr. Fiſcher den Gegner von der Rechtgläubigkeit des Hrn. de W. zu überzeugen ſucht (was ihm indeß kaum gelungen ſeyn dürfte), beweißt Hr. Hagenbach dem Ungenannten, welcher die ſogenannte innere Kritik als ein eitles Spielwerk bezeichnet hatte, den hohen Werth dieſer Wiſſenſchaft an ſeiner eigenen Schrift, aus deren innerer Beſchaffenheit ſich gerade vermittelſt der verachteten Kritik der Verfaſſer, wenigſtens nach ſeinen allgemeinen Eigenſchaften, ziemlich unzweideutig erkennen laſſe. Der Ungenannte iſt, ſobald er die Gefahr, entdeckt zu werden, erkannte, von dem Kampfplatze verſchwunden und ſucht jezt ſeine und ſeiner Kommittenten Ehre durch das beliebte si fecisti nega! zu retten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 19. November 1833.

Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. Schaafsnatur!

Goethe.
Fauſt 2ter Theil.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Ueberfahrt aus der alten Welt.

Der Wechſel von Tag und Nacht iſt hier die Sache eines Augenblicks; eine Dämmerung gibt es faſt gar nicht, oder doch eine ganz andere als in Europa. Wenn die Sonne untergegangen iſt, ſo bleibt ein ſtarker, dunkelrother Schein zurück, der die Stadt ſo beleuchtet, als wäre die ganze Abendſeite davon in Flammen. Dieſe Röthe hält etwa eine halbe Stunde an, und verſchwindet dann im Augenblick, und mit ihr iſt auch das Tageslicht erloſchen, wie wenn man eine Fackel in einem Keller ausbläſt. Gerade ſo verhält es ſich auch mit dem Wechſel der Jahreszeiten. Heute noch macht man in leichtem Anzug eine angenehme Abendpromenade über den herrlichen Broadway, den man auch den einzigen nennen könnte, weil es keinen andern Spaziergang gibt, und mit dem nächſten Erwachen hat Reif und Schnee das Land bedeckt und Neger reinigen die Trottoirs und ſchaffen die weißen Maſſen nach der Mitte der Straße. Hier bildet ſich nach und nach ein Schneegebirge, welches die Ausſicht auf die gegenüber liegende Häuſerſeite ganz und ſo lange unterbricht, bis Thauwetter eintritt, welches das Gebirg in den Nord- und Oſtſtrom abführt. Die Kälte iſt eben ſo ſtreng im Winter, als die Hitze unleidlich im Sommer. In Penſylvanien ſteht der Thermometer im Sommer immer noch um ein paar Grade höher, und im Winter niedriger als in Newyork; übrigens dauert die kalte Jahreszeit nicht länger als vierzehn Wochen. Als das Unangenehmſte dabei erſcheint der Umſtand, daß in dieſer Epoche auch die See am unruhigſten iſt, und alſo die ſtets von ſo vielen Tauſenden mit Sehnſucht und Ungeduld erwarteten Neuigkeiten aus Europa länger ausbleiben. Indeſſen gehen die Paketboote in regelmäßiger Ordnung ab, das heißt, ſie müſſen, ohne Rückſicht auf Wind und Wetter, am beſtimmten Tage den Hafen verlaſſen, wogegen Kauffahrteiſchiffe oft zwei bis drei Wochen ſegelfertig da liegen und auf günſtigen Wind warten.

Doch ich komme von der Natur wieder auf die Menſchen. Nachdem wir den geſellſchaftlichen Zuſtand überhaupt betrachtet haben, wollen wir dießmal unſere Blicke auf die Landbauer richten, die ſo zahlreich hier einwandern, und ſehen, welches Loos ſie ſich bereiten; denn die Ausſicht, für 25 Cents (40 Kreuzer) einen Morgen Grund zu kaufen, und dann auf ein paar hundert Morgen wie ein kleiner König zu leben, und nicht nur frank und frei ſein eigener Herr, ſondern auch noch regierendes Mitglied des Staates zu ſeyn, verdient allerdings näher beleuchtet zu werden. Die Auswanderer mögen ſich wenden nach welcher

Digitized by Google

Hafenſtadt Europas ſie wollen, ſie finden überall Transportſchiffe genug, bereit, ſie aufzunehmen; ja ſie werden ſogar mit Anträgen zu Reiſegelegenheit bis in ihre friedliche Heimath verfolgt, und alle Künſte der Spekulation werden in Bewegung geſezt, den Landmann zu verleiten. Der Hauptzug aber geht über Havre, und auf dem ganzen Wege dahin findet man in allen Städten, beſonders aber in Straßburg und Paris, aufgeſtellte amerikaniſche Agentſchaften, die dem Reiſenden die ausgedehnteſten Ländereien zum Kauf antragen. Man ſieht da allerliebſte lithographirte Landſchaften, welche die verkäuflichen Güter vorſtellen, Landkarten und Plane, welche die Situation aufs Genaueſte zeigen, und einige tauſend Briefe von Leute, welche vor Kurzem da gekauft haben ſollen, lauter Zeugniſſe nebſt Dankſagungen über das Glück, das da gemacht worden, und folglich noch zu machen iſt. Wie angenehm wird mancher überraſcht, der da einen bekannten Namen aus ſeinem Dorfe erblickt, oder gar die Hand des Mannes erkennt! Denn allerdings, dieſe Briefe ſind ſämmtlich, oder doch meiſtens, ächt und authographiſch, aber zur Würdigung ihres Werthes werden dieſe Blätter einige unmaßgebliche Fingerzeige enthalten. Obgleich dieſe Agentſchaften nur ſelten einen Kauf abſchließen, ſo wirken ſie doch darauf hin, die Auswanderungsſucht in beſtändiger Hitze zu erhalten, und erwerben ſich dadurch um die Vereinigten Staaten unverkennbare Verdienſte, denn ohne dieſes Mittel würde ſich das Feuer der Auswanderer ſchon in Paris bedeutend kühlen.

Hier liegen ſie an den Ufern der Seine vom Monat Mai bis Oktober zu Tauſenden, ja oft noch im Winter. Das iſt das Sammellager und der Ruheplatz, hier wird oft zehn Tage und länger bivouakirt, bis man ſich in ein Schiff drängen kann, um nach Havre zu fahren. In Havre wimmelt es von geſchäftigen und geſchwätzigen Kommiſſionären, welche den Ankömmlingen, unter beſtändigem Gratuliren über das ihnen bevorſtehende Glück, ſogleich Gelegenheit zur Ueberfahrt verſchaffen, die dieſe, ohne lange zu wählen, ergreifen, in der Hoffnung, bald abzuſegeln und bis dahin doch ein Obdach zu haben, da ſie gleich das Schiff beziehen. Mit Lebensmitteln, das Trinkwaſſer ausgenommen, müſſen ſich die Leute ſelbſt, und zwar auf drei Monate verſorgen. Es bildet ſich eine Schiffsgemeinde, die ihre Vorräthe in vorgeſchriebenem Quantum einkauft; die Schiffslieferanten nehmen die Bezahlung in Empfang, ſtellen auch wohl, wenn es nicht anders geht, eine franzöſiſche Quittung darüber aus, und der Makler, der ſich ſeiner Parthie warm annimmt, verſichert, daß ſo Alles in der beſten Ordnung ſey, man könne ganz ohne Sorge ſeyn, die Vorräthe würden richtig auf das betreffende Schiff geſchafft werden, wo ſie der Steuermann in Empfang und Verwahrung nehmen müſſe und die tägliche Austheilung beſorge, damit unter Wegs kein Mangel entſtehe. Man ſieht nun der Abreiſe ſtündlich entgegen; ein halbmonatliches und oft noch längeres Warten ſteigert die Begierde der Reiſeluſtigen ſo ſehr, daß am Ende Abſpannung erfolgen muß: verdrießliche Geſichter in ganzen Prozeſſionen kriechen aus den Schiffen heraus, ſchleichen mißmuthig durch die Straßen, laſſen ſich hie und da noch in die Schenken locken, oder von den ihnen immer nachziehenden ambulanten Krämern einen Tand aufſchwatzen, der ihnen bald läſtig wird, und muntern ſo ganz unſchuldigerweiſe den Gewerbfleiß der äußerſt betriebſamen Bewohner von Havre mit ihrem lezten disponiblen Gelde auf. Auf einmal heißt es: „Jezt, im Augenblick fährt das Schiff ab!“ Ein elektriſcher Funke fährt durch die Glieder der Gemeinde, wie von einem tollen Hunde verfolgt, ſtürzt blindlings der ganze Haufe wieder dem Baſſin zu und wirft alles über den Haufen, was den wilden Strom hemmt. Weh dem armen, harrenden Fremdling, dem der glückliche Tag noch nicht erſchienen, und der, zum Zeitvertreib durch die Gaſſen ſchlendernd, in einen ſolchen Sturm geräth! Endlich wird das Baſſin erreicht, das Schiff iſt fort; doch kann es nicht ſo ſchnell durch alle die Schleußen und Brücken gezogen werden, und am Ende des lezten Baſſins wird es von der geängſtigten Gemeinde eingeholt und erſtiegen, oder eigentlich erſtürmt.

Hat man die hohe See gewonnen, haben ſich die Gemüther etwas beruhigt, ſo iſt die erſte Frage nach den Lebensmitteln. Bei der Abfahrt eines Schiffes iſt in den erſten paar Tagen ſo viel zu thun, das Verdeck liegt ſo voll, jeder iſt ſo beſchäftigt, es iſt ganz natürlich, daß da keine Auskunft erfolgen kann. Indeſſen bekommen die Leute Zwieback, Mehl, Branntwein, Käſe, geräuchertes Fleiſch zur Genüge, mithin ſehen ſie, daß ihre Proviſionen da ſind, und beruhigen ſich wieder. Nach ein paar Tagen aber findet es ſich, daß nur die Hälfte des erkauften Quantums am Bord ſich befinde, und daß man bisher ganz unverhältnißmäßig gezecht habe. Die Koloniſten werden auf halbe, und nach einiger Zeit auf viertels Rationen geſezt, Wein und Branntwein fällt bald ganz weg; dagegen wird guter Rath, wie man es hätte machen ſollen, freigebig geſpendet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die lezte Roſe des Kallenfels.

(Fortſetzung.)

Es herrſchte damals in Europa, kurz vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, eine allgemeine kriegeriſche Bewegung. Die junge Welt träumte nur von Schlachten und von Siegen, eine Menge Familien wurden

Digitized by Google

verwaiſet, indem ſich die friſche Jugend aus dem alterthümlichen Bezirk der Familienſchlöſſer losriß und in die Fremde drang. Wer nicht im Felde thätig ſeyn konnte, ſuchte ſich einen ehrenvollen Platz in den Kabinetten der großen Höfe. Dieſer Wechſel der Verhältniſſe trieb auch den Herrn von Mehran an, für das Schickſal ſeines Mündels ernſtliche Sorge zu tragen; er wünſchte, daß Anna ihre Wahl beſtimmen möchte. Die reiche Erbin von Stein-Kallenfels, dazu im Beſitz von Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit, hatte eine Menge Bewerber herbeigezogen. Unter dieſen nahm der Vormund die edelſten, an deren Spitze er den Grafen Rothenburg ſtellte; allein er mußte zu ſeiner nicht geringen Verwunderung hören, daß Anna auf das Beſtimmteſte erklärte, durchaus keine Heirath eingehen zu wollen. Vergeblich drang der Vormund, vergeblich alle Freunde und Verwandte in ſie, den Grund dieſes Entſchluſſes anzugeben, die Gräfin beharrte bei ihrer Weigerung, und als man nicht abließ, ſie um Erklärung zu bitten, ſagte ſie ſehr ernſt: in Beiſeyn Jemandens, den ſie achte und fürchte, habe ſie ſelbſt das Gelübde gethan, nie in die Ehe zu treten. Man ſah dieſe Aeußerungen für wenig mehr, als eine jener vielen Betrachtungen und Entſchlüſſe an, die das Steigen einer krankhaften Gemüthsſtimmung beurkundeten. Dennoch mußte man ihr den Willen laſſen. Nach Ablauf von drei Jahren erklärte ſich Anna entſchloſſen, in ein Kloſter zu gehen; auch dieſer Schritt wurde nun nicht mehr ſo auffallend gefunden, als er es ſeinem Weſen nach bei einem Mädchen ihres Alters war. Ihr Sinn hatte ſich jezt völlig und entſchieden auf Stille, Einſamkeit und Betrachtung geneigt; ſie wählte zu ihrer Umgebung vorzügliche Geiſtliche, führte lange und ausführliche Geſpräche mit ihnen, ſuchte ſich tief und ernſtlich über religiöſe Pflichten zu belehren, und mit Gertruden, ihrer liebſten Freundin, die ſie ſtets umgab, ſprach ſie öfters über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, über das Leben jenſeits des Grabes und die Gewißheit einer ſchönen Zukunft. Wurde ſie über den Grund ihrer zunehmenden Schwermuth befragt, ſo pflegte ſie wohl zu erwidern, ein ſolcher Ernſt gezieme derjenigen, die als der lezte Sproß eines berühmten Stammes ins Grab zu ſteigen beſtimmt ſey, die, um mit den Ihrigen vereinigt zu ſeyn, ſtets jene dunkeln Räume aufſuchen müſſe, die ſich nur dem Glauben, der religiöſen Erkenntniß lichten. Mit dieſer ernſten Richtung verband ſie ein ſtilles, einfaches Leben, am liebſten fern von der Stadt und vorzüglich gern auf dem Schloß A—weiler, das ſie als Vermächtniß ihres Stammes liebte.

Dieſe Geſinnung Annens ſchien dauernd; allein wie bei ſchwärmeriſchen Gemüthern oft wunderbar ſchnelle Uebergänge ſtatt finden, ſo geſchah auch hier das Unerwartete, Ungehoffte. Aus ihrem einſamen Zufluchtsort erhielten die Verwandten nach Ablauf eines Jahres plötzlich die Anmeldung, die reiche Erbin ſey Braut; die nähern Umſtände, die Bekanntſchaft eines angeſehenen franzöſiſchen Offiziers, deſſen Sieg über das Herz der Einſiedlerin, alle dieſe Ereigniſſe kamen jezt genau zur Kenntniß der über dieſe Schickſalswendung erfreuten Verwandten. Die trübe Periode aus dem Leben der jungen Dame glaubte man jezt der Vergeſſenheit übergeben zu dürfen, und nur Gertrud, die treue, aufopfernde Gertrud, die das Herz ihrer kranken Freundin kannte, nur ſie wollte an keine völlige Geneſung glauben, ſo glänzend und heiter Annens Eintritt in die große, geräuſchvolle Welt, an der Seite ihres Verlobten, ſich auch zeigte.

Und Gertruds Sorgen ließ die Zeit nicht als grundlos erſcheinen. Das erſte Merkmal einer noch übrig gebliebenen krankhaften Spannung war Annens Haß gegen alles, was an ihr Stammſchloß nur von ferne mahnte; nur mit der größten Anſtrengung konnte ſie es über ſich gewinnen, dem alten Familienherkommen folgend, ihre Trauung in der Kapelle des Schloſſes begehen zu laſſen; ſogleich nach dieſem heiligen Akt wollte man in die Reſidenz heimkehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geheimes Wirken.

Haſt du was Großes im Sinn, ſo leg' es nicht offen dem Volke,
Noch im Keime; wie leicht wird es vom Pöbel gerafft!
Lieber bewahr' es ſtill und heg' es mit inniger Liebe
Tief in der Seele Verſchluß Tage wie Nächte hindurch:
Bis es im Stillen erſtarkt und genährt vom kräftigen Willen,
Keimt in die Höhe der Welt, ſproſſet und blühet zur Frucht.
Siehe das Waizenkorn, wie klein, wie verächtlich erſcheint es!
Legſt du es offen, wie ſchnell wird es vom Vogel gerafft!
Aber bewahr' es in irdiſcher Nacht, in den Tiefen der Furche:
Wenn nun der Erde Hauch locket den grünenden Keim,
Freudig empor an das Licht, den haftenden Fuß in der Erde,
Sproßt es zum ſchlanken Halm, reift in der Aehre zur Frucht.

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Austheilung der Kunſtpreiſe.

Für die jungen Künſtler iſt der Oktober ein wichtiger Zeitpunkt in Paris; denn in dieſem Monate hat die Austheilung der Preiſe und mithin die Verſendung der Ausgezeichnetſten nach Rom, in Folge des erlangten Preiſes, ſtatt, und nicht allein die Schüler gerathen in Bewegung, ſondern auch die Lehrer; denn jeder ſucht ſeinen eigenen Schülern den Preis zuzuſichern, indem die Ehre alsdann auf die Schule

und mithin auf den Lehrer zurückſtrahlt, und das iſt es eben, was jeder Lehrer will. Daher walten zuweilen zwiſchen den Akademikern, welche über die Preiſe zu entſcheiden haben, mehr kleinliche Leidenſchaften, als zwiſchen ihren Schülern. Glücklicherweiſe dauert dieſe Gährungszeit, in welcher die Journaliſten das Feuer tüchtig anſchüren, nicht lange, und ſind einmal die Preiſe vertheilt, ſo wird Alles wieder ruhig und das Vergangene bald vergeſſen. Die hintangeſezten oder nicht belohnten Schüler ſuchen ſich zu tröſten, ſo gut ſie können, und einige verdoppeln ihren Fleiß und Eifer, andere nehmen ſtatt des Pinſels die Feder, den Degen, die Wage oder die Elle zur Hand, oder werden Müßiggänger, noch andere, wenn ſie Vermögen haben, unternehmen auf eigene Koſten eine Reiſe nach Italien und kommen zuweilen mit mehr Fertigkeit zurück, als diejenigen, die auf Koſten des Staates dort geweſen ſind. Das Anſchauen der Meiſterwerke auf dem klaſſiſchen Boden Italiens und der Aufenthalt in dem kunſtreichen Rom ſcheint manche jungen Künſtler völlig kalt zu laſſen und ihnen nicht das Geringſte einzuflößen. Wenigſtens erneuern ſich hier regelmäßig jedes Jahr die alten Klagen über die mittelmäßigen Produkte, welche die Schüler der franzöſiſchen Kunſtakademie in Rom nach Paris einſchicken. Dieſes Jahr waren die Klagen vielleicht noch heftiger, als zuvor. Weder mit den hiſtoriſchen Gemälden, noch mit den Landſchaften, noch mit den architektoniſchen Darſtellungen und Aufnahmen alter Denkmäler waren die Kunſtrichter zufrieden. Ein Herr Chopin hatte eine große Frau auf ihrem Bette liegend dargeſtellt und im Hintergrunde einen kleinen Mann, welcher den König Candaules von Lydien darſtellen ſollte, wie er ſeinem Günſtling Gyges ſeine ſchöne Gemahlin zeigt. Einige Kunſtkritiker tadelten das Bild als unanſtändig, obſchon man eine Menge ſolcher Darſtellungen hat, und zwar deſſelben Inhalts; aber freilich rühren ſie nicht von Schülern, ſondern von Meiſtern her. Das Sonderbare war, daß man im Publikum behauptete, der junge Künſtler habe ſeine eigene Frau zum Muſter genommen, ſo daß alſo Herr Chopin ſelbſt ein Candaules geworden wäre, welcher nicht einen einzelnen Günſtling, ſondern das ganze Publikum zum Zeugen der Schönheit ſeiner Ehehälfte genommen hätte; jedoch weiß ich nicht, was an der Sache wahr iſt. Genialer war Signols Noe, der den ihn verſpottenden Söhnen flucht, ein großartiges, aber übertriebenes Bild. Kurz nach der Ausſtellung der Produkte der Schüler in Rom folgte, wie gewöhnlich, die der Werke der Pariſer Schüler. Den römiſchen bleibt die Wahl des darzuſtellenden Gegenſtandes faſt ganz überlaſſen; nicht ſo den Pariſern, denen eine Preisaufgabe geſtellt wird. Für die Maler war es dießmal die Aufſtellung der ehernen Schlange in der Wüſte. Es gibt jezt in der Malerſchule wie in der Literatur einen ausſchweifenden Romantismus, oder wie man es ſonſt nennen will, welchem zufolge die Eindrücke eines Kunſtwerkes vor allem ſtark ſeyn müſſen. Das Häßliche iſt daher in den Augen der Künſtler gar nichts Verwerfliches; im Gegentheil wird es hervorgeſucht, wofern es nur recht häßlich iſt. Daher kommt es wohl, daß auf den Gemälden mehrerer jungen Mitbewerber Moſes und die Juden ſo außerordentlich garſtig erſcheinen; dieß mag den Künſtlern ein Genieſtreich geſchienen haben. Es gibt bekanntlich in Paris mehrere Leute, welche davon leben, daß ſie in den Malerſtuben als Modelle dienen; unter dieſen befindet ſich ein alter Montenegriner mit einem zwar charakteriſtiſchen, aber keineswegs ſchönen Kopfe. Dieſen Montenegriner nun hatten einige Künſtler zu ihrem Moſes genommen, welcher deßwegen auch einem Bettler ziemlich ähnlich ſah. In Paris wird leicht Alles Partheiſache; ſo geht es auch in der Malerei. Der Künſtler Ingres hat ſich ſeit wenigen Jahren, ja beinahe erſt ſeit der lezten Kunſtausſtellung einen außerordentlichen Ruf erworben. Seitdem theilen ſich die Maler in Ingriſten und Antiingriſten; daher fragte es ſich dießmal, ob die Mitbewerber Ingriſten ſeyen oder nicht. Einer, Namens Roger, war ſo klug geweſen und hatte zwei entgegengeſezte Meiſter gewählt, Herſent und Ingres, und von beiden etwas aufgenommen. Dieſer erhielt den Preis. Die Wahrheit zu geſtehen, waren ſeine Iſraeliten keine ſo häßlichen Leute, wie die auf den Gemälden ſeiner Mitbewerber, und hoben ſich lebhaft aus der Landſchaft hervor, wie man es heutzutage liebt und wie es die alten deutſchen Meiſter machten.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Schweiz. November.

(Fortſetzung.)

Politiſche Polemik.

Nachdem wir den literariſchen Kriegsſchauplatz durchlaufen haben, werden wir durch eine Ankündigung der Geßnerſchen Buchhandlung in Zürich, die gegenwärtig unter der Leitung des ſtillwirkenden A. L. Follenius ſteht, auf einen Augenblick in das Gebiet der politiſchen Polemik hinübergeführt. Es wird uns aus dieſer Offizin eine „Geſchichte der neuern Revolutionen in der Schweiz, pragmatiſch bearbeitet und mit den nöthigen Dokumenten verſehen von den Brüdern Ludwig und Wilhelm Snell, Profeſſoren an der Univerſität in Zürich.“ verheißen. Dieſelbe ſoll in der Weiſe von Rottecks Weltgeſchichte oder von Okens Naturgeſchichte in zwangloſen Heften zu ſieben Bogen erſcheinen, das Heft zu dem billigen Subſcriptionspreiſe von ſechs Batzen. Indem wir dieſem Unternehmen den beſten Erfolg und recht viele Leſer wünſchen, geſchieht dieß, wir bekennen es offen, vornämlich aus dem Grunde, weil wir die vollſte Ueberzeugung hegen, es werde dieſes Werk deutlicher, als kaum jemals ein anderes, durch ſich ſelbſt auf jeder Blattſeite die große Wahrheit lehren, daß die Geſchichte nie mißbraucht werden dürfe, den jedesmaligen, oft kleinlichen Intereſſen des Augenblickes, den leidenſchaftlichen Zänkereien und Klatſchereien des Tages als orbis pictus zu dienen, aus dem Jeder nach Willkühr einige Bilder von Pfaffen, Jeſuiten, Junkern und Ariſtokraten herausgreifen mag, um das Publikum auf dem literariſchen Jahrmarkte damit zu beluſtigen und das Müthchen an dem einen oder andern Gegner zu kühlen. Ein großer Hiſtoriker unſerer Zeit ſagt: „In einer von Partheiungen bewegten Zeit iſt nichts verführeriſcher, als auch die hiſtoriſche Forſchung nur der Parthei und dem Intereſſe des Tages dienſtbar zu machen, weil dieß, wenn auch nicht auf die Dauer, doch für den Augenblick Ruhm und Vortheil ſichert. Wo aber dieß der Fall iſt, wird es auch mit dem gründlichen und umfaſſenden Quellenſtudium nicht viel auf ſich haben; man wird, wo die Noth zu den Quellen treibt, dieſe nur mit halbem Auge, nur theilweiſe und flüchtig leſen, und immer nur das darin finden, was man ſchon wußte und als zweckdienlich darin finden wollte.“ Dieſe Worte wurden zu einer Zeit geſchrieben, als es noch keine Revolution von 1830 gab; wer aber mit der gegenwärtigen, durch die ganze Schweiz herrſchenden Aufregung und Partheibewegung, und mit dem handelnden und die Gluth der Zwietracht immer von Neuem anſchürenden Perſonale auch nur oberflächlich bekannt iſt, fühlt ſich unwiderſtehlich gedrungen, dieſelben als Kommentar zu der erwähnten Ankündigung zu betrachten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. November 1833.

Iſt dieß nicht etwas mehr als Einbildung?
Was haltet ihr davon? —

Shakeſpeare.
Hamlet.

Die lezte Roſe des Kallenfels.

(Fortſetzung.)

Je näher dieſer Zeitpunkt heranrückte, deſto auffallender zeigte ſich Gertrudens geübtem Blick der Freundin Unruhe; ſie war entſchloſſen, die junge Gräfin um den Grund derſelben zu fragen; aber dieſe überraſchte ſie, indem ſie eines Abends ihr folgendes Geſtändniß machte: „Liebſte Gertrud,“ hob ſie an, die Hand der Geſpielin in die ihrige ſchließend, „glaubſt Du an die Erſcheinung übernatürlicher Weſen?“ — „Es hat ſich mir keines jemals gezeigt,“ erwiderte die Gefragte ruhig; ſie wollte noch etwas hinzufügen, als die Gräfin ihr ins Wort fiel und rief: „Mir aber, meine Gute, mir hat ſich etwas der Art gezeigt!“ Sie ſtockte, als dieſe Worte heraus waren, und fügte leiſe hinzu: „Ich meine freilich bis auf dieſe Stunde, daß es ein lebhafter Traum geweſen; doch höre. Wir ſchliefen einmal, ich weiß nicht, ob Du Dich noch darauf beſinnſt, wir drei Mädchen, in einem Gemache in meinem Schloſſe A—weiler zuſammen; mir iſt noch gegenwärtig, daß ich lebhaft war, viel ſprach, erzählte, mit einem Wort, an nichts weniger dachte, als an Schreck, Furcht, Entſetzen. Es war ſchwül, die Hitze ſchloß wohl meine Augenlieder, gewiß ſchlummerte ich ein, doch im Traume glaubte ich völlig zu wachen; da hörte ich im Gange einzelne Tritte, es kam näher, und als die Thür ſich aufthat, zeigte ſich mir Jemand — ja, die Worte fehlen mir, wenn ich Dir beſchreiben ſoll, was ich damals inne wurde. Es war keine Geſtalt, mich dünkt, ich ſah keine Formen, und dennoch fühlte ich einen Sinn in mir, der mir ſagte: es iſt ein Weſen in dieſem Gemach, das nichts mit den Lebendigen gemein hat. Zugleich hatte ich die feſteſte Ueberzeugung, daß dieſes Etwas mich ſuche und, als es noch gelebt, zu meiner Familie gehört haben müſſe; ja, als ich meine Gedanken feſt, mit ganzer Seele auf jene geiſtige Nähe richtete, ſo zitterte auch auf einen Moment ein Bild vor mir, und ich glaubte aus einer trüben, ſtets ſich bewegenden Maſſe ein paar Augen hervorblitzen zu ſehen. So lange dieſe fürchterliche, fremde, geiſtige Gegenwart in meiner Nähe ausharrte, empfand ich durchaus kein Grauen, ich wußte nur, es war meine Pflicht, meinen Geiſt mit ſeiner geſpannteſten Kraft auf den fremden, hinzugetretenen Willen zu richten. Während dieſes Zuſtandes erfuhr ich nun, doch nicht durch Worte wurde es mir klar, daß ich um den unglücklichen, ſchmerzhaft in die Irre gehenden Willen zu erlöſen, das Gelübde thun müſſe, mich für die Lebenszeit in ein Kloſter zu begeben. Als ich dieſes Gelübde abgelegt, folgte ein Seelenzuſtand bei mir, auf den ich mich als einen wunderbaren, höchſt geheimnißvollen deutlich beſinne; ich könnte ihn aber jezt unmöglich auf eine

Digitized by Google

auch nur ferne Weiſe bezeichnen, er gehörte einem andern Leben an. So viel weiß ich, daß, wie ich erwachte, ich mich in Thränen gebadet fand; mir war, als hätte ich ein unendlich tiefes, ganz entſetzliches Leid erfahren oder angeſchaut. Ich denke mir, daß der unglückliche Wille mir ſeinen Zuſtand, in dem er verweilen müſſe, nahe vorgeführt haben werde.“

Gertrud blickte verwundert und bewegt die Gräfin an, als dieſe ihre Hand faßte und mit einſchmeichelndem Ton, gleich einer, die gerne ihre Anſicht beſtätigt hören möchte, ſagte: „Dieſes, meine Liebe, träumte mir, es war ein Traum!“ — „Und aus welchem Grunde forderte der Geiſt das Opfer?“ — „Das weiß ich nicht, nur das entſinne ich mich, daß ich völlig überzeugt war, er könne nicht anders, als es von mir fordern; ja, ſo ſeltſam verflocht ſich Bild in Bild, daß ich glaubte, im Beiſeyn eines höhern Weſens das Gelöbniß abgelegt zu haben, als der lezte Sproß meiner Familie mein Leben keinem irdiſchen Zweck, ſondern einem ernſten Beruf zu widmen, gleichſam als eine Leidtragende, die hinter dem unendlich langen Leichenzug von tauſend und aber tauſend Särgen, alle mit meinem Wappen geſchmückt, daher geht.“ — „Du haſt von jeher Anlage zur Schwärmerei gehabt.“ — „Sey's! doch wahrlich, Gertrud, können uns Verſtorbene nahen, ſo nur, ſo können dieſe unheimlichen Boten erſcheinen.“ — „Alſo biſt Du doch gewiß, mit wachenden Augen geſchaut zu haben?“ — „Nichts, wie geſagt, was ich Schauen nennen möchte, und dennoch — O laß mich ſchweigen! ſagt man nicht, daß man im inbrünſtigen Gebet die Gegenwart Gottes f ü h l t? ſo fühlte ich, daß ein längſt Verſtorbener aus meiner Familie mit mir ſprach, daß ich ihm zuſchwor, den Schleier zu nehmen — und jezt, Gertrud — ich breche mein Gelübde!“ Gertrud ſchloß ihre Freundin herzlich in die Arme, in ihrem Auge perlten Thränen. „Schwärmerin!“ rief ſie, „Dein eigenes krankhaftes Ich iſt im Traum Dir vorgetreten, Deine Schwermuth hat ſich Dir körperlich gezeigt.“ Anna ſchüttelte das Haupt, ihr großes helles Auge ſah die Freundin wie prüfend und mißtrauiſch an, endlich bog ſie ſich zu ihr über, und indem ſie ihr einen ſchönen Strauß von gelben Roſenknoſpen an den Buſen ſteckte, drückte ſie einen Kuß auf ihre Lippen und ſagte: „Du ſchönes, gutes Herz, es iſt mir nur lieb, daß Du mich nicht für eine Geiſterſeherin hälſt; nun iſt ja Alles gut.“ Gertrud nahm die Blumen und befeſtigte ſie an das dunkle Haar der Braut; ſie vor den Spiegel führend, ihr die Stirnlocken ordnend, ſagte ſie: „Meine geliebte, ſüße Anna, Du lezte Roſe dieſes ſtolzen Stammes, ich grüße Dich als Braut.“ Beide Freundinnen küßten ſich nochmals herzlich, und zwiſchen den Kuß der blühenden Lippen fielen die goldnen Blättchen der gelben Knoſpen gleich zerſtäubenden Flocken nieder.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Wer eine Zeichnung der Sklaventransportſchiffe geſehen hat, der hat ſo ziemlich ein Bild von der Lage unſerer Reiſenden, nur daß jene Schiffe Schnellſegler und meiſtens in gutem Zuſtande, dieſe dagegen oft ſo ſchlecht ſind, daß keine Aſſekuranz ſich mit ihnen befaſſen will, und ſie kaum noch um den Holzpreis an den Mann gebracht werden können. Dieſe Fahrzeuge werden nun mit Menſchen ſo voll gepackt, daß die Ueberfahrtsgebühren das Schiff reichlich bezahlen; denn ſo wie derlei Schiffe in Amerika ankommen, werden ſie gleich konfiscirt, wenn ſie nicht nächtlicherweile Gelegenheit finden, die Hälfte ihrer Paſſagiere mit der Schaluppe ans Land zu ſetzen. Die Amerikaner, denen dieſe Spekulation in fremden Häfen nicht ſo gut gelingen kann, haben ſich nämlich bewogen gefunden, die Anzahl der Paſſagiere auf einem Schiffe nach deſſen Tonnengehalt feſtzuſetzen; wird dieſe Zahl nur um einen Kopf, und wäre es ein Windelkind, überſchritten, ſo iſt das Schiff und des Kapitäns Bagage dem Aerar verfallen. Man ſieht aber, daß demungeachtet Schiffe, die zu gar nichts mehr taugen, ihrem Eigenthümer ſo noch einen lezten guten Dienſt leiſten. Unbegreiflich iſt es, daß nicht mehr Unglücksfälle geſchehen, und noch wunderbarer, daß nicht ſelten die prächtigſten Schiffe ſcheitern, indeß die elenden morſchen Breter und faulen Balken ſich durch den nämlichen Sturm glücklich durcharbeiten. Man rechnet im Durchſchnitt auf hundert große Seereiſen einen Schiffbruch, und auf zwanzig Schiffbrüche einen, wo die Equipage, Paſſagiere und Bemannung zu Grunde geht. — Wird das Meer unruhig und ſchlagen die Wellen über das Schiff, ſo müſſen die Reiſenden unter das Verdeck kriechen, die Habitakel werden geſchloſſen, und da liegen ſie in dichten Maſſen in finſterer Nacht. Geht die Reiſe auf einem franzöſiſchen Schiffe, ſo fühlen ſie die Schreckniſſe ihrer Lage weniger, weil den franzöſiſchen Matroſen die gute Laune nie verläßt. Sie ſingen, ſpaßen und lachen herzlich dazu, je mehr das Wetter tobt, je ärger die Maſten krachen; wird der Himmel wieder heiter, ſo behaupten ſie, man paſſire die Linie, obgleich man über ſechshundert Meilen nördlich davon iſt, und ſofort wird die Meertaufe mit allen erdenklichen Lächerlichkeiten vorgenommen, wobei die Matroſen gerade ſo viel Vergnügen haben, als die andern, die noch überdieß mit der Seekrankheit gequält ſind, Unluſt. Iſt die Mannſchaft den Tag über unter Scherz, Spiel und Geſang müde geworden, ſo pflegt ſie Nachts ſorglos der ſanfteſten Ruhe, übergibt das Steuerruder der gütigen Vorſehung und läßt die Wellen damit ſpielen. Deßwegen

Digitized by Google

beſchreiben ſie auch die ſonderbarſten Abweichungen von der eigentlichen Strichlinie, wobei ſie launig zu ſagen pflegen: „Ein Monat im Meer, iſt ein Monat im Sold, und Zwei ſind Zwei.“

Unter ſolchen Abwechslungen gelangen die Auswanderer nach einer zweimonatlichen Fahrt in das gelobte Land; doch ehe ſie noch den Käfig verlaſſen, der ſie kaum mehr zuſammenhält, muß jeder Kopf, ohne Unterſchied, drei Dollars (acht Gulden) bezahlen, welches Geld angeblich einem Fond zugewieſen iſt, aus welchem diejenigen Einwanderer, die in der Folge verarmen dürften, was auch ſelten ausbleibt, eine Unterſtützung erhalten ſollen, was jedoch gewöhnlich unterbleibt. Von dieſem Gelde hat man zu Newyork außerhalb der Stadt ein großes Hoſpizium unter der Benennung Refuge gebaut, deſſen Bewohner ganz leidlich gehalten ſind. Die Geſellſchaft beſteht aber größtentheils aus Eingebornen, und zwar Irren; es iſt alſo eigentlich aus dieſem Refuge ein Nationalnarrenhaus geworden, welches ſein Entſtehen und Beſtehen einem unbedeutenden Theil der milden Gaben verdankt, welche man von den Einwanderern erhebt. Wie mit dem Reſt dieſer gewiß ungeheuern Einnahme ſpekulirt wird, weiß ich nicht; doch iſt durchaus nicht zu zweifeln, daß damit auf das Erfolgreichſte mit nachhaltigem Gewinn operirt werde. Iſt auch dieſe Formalität erfüllt, ſo ſtehen dem Ankömmling alle Wege offen, an ſeinem Glücke zu arbeiten und ſeine Träume zu realiſiren. Dieſe Ausſicht, welche die individuelle Einbildungskraft auf ihre Weiſe ſich ausmalt, und das angenehme Gefühl, nach ſechzigtägigem Geſchaukel in einem Kerker und beſtändigem Erbrechen, frei auf feſtem Boden einherſchreiten zu können, laſſen die überſtandenen Uebel bald vergeſſen und ſtimmen die Gemüther für die Zahlung der drei Dollars.

Wer die Reiſe einmal machen will oder machen muß, der thut auf alle Fälle am beſten, auf einem Paketboot zu fahren. Die Linie von Havre iſt mit zehn ſolcher Schiffe beſezt, eines ſchöner, prachtvoller als das andere, und alle neu, denn wenn ein ſolches Schiff ſechs Jahre gedient hat, ſo wird es ausgemuſtert. Die große Kabine oder der Geſellſchaftsſaal iſt geräumig, licht, mit koſtbaren Teppichen belegt, mit einer zweckmäßig gewählten kleinen Bibliothek verſehen; der Tiſch für vierzig bis fünfzig Perſonen berechnet, die Meubels von Mahagoni, ein Damenſalon mit Trumeaurſpiegeln, in welchem meiſtens ein Fortepiano ſteht, die Schlafkammern mit allen Bequemlichkeiten und guten reinlichen Betten verſehen. Drei Mahlzeiten werden täglich gehalten, und der Tiſch iſt gut und reichlich beſezt; alle Tage gibt es friſchen Braten, das Frühſtück beſteht aus vier bis fünf ausgiebigen Gerichten nebſt Kaffee und Thee, wozu immer friſche Milch gereicht wird, da man die Kühe mitführt; Schweine werden geſchlachtet, friſche Würſte bereitet, dreimal wöchentlich wird Champagner, täglich andere feine Weine ſervirt, Tiſchwein, Punſch, Limonade, Thee begehrt Jeder, wann er Luſt hat und ſo viel er will, und ich habe Leute geſehen, die einen ſo vortrefflichen Magen hatten, daß ſie die ganze Nacht forttranken und ſich erſt Morgens nach dem Frühſtück niederlegten. Zudem ſind dieſe Schiffe lauter Schnellſegler, bringen ſelten über dreißig, meiſtens weniger als dreißig Tage auf der Ueberfahrt zu, und dafür zahlt die Perſon 140 Dollars, Kinder unter fünf Jahren die Hälfte, unter zwölf Jahren zwei Drittheile, und die Dienerſchaft die Hälfte dieſes Betrags. Den zehnten, zwanzigſten und lezten Tag des Monats gehen die Pakete unabänderlich ſowohl von Havre, als von Newyork ab; iſt das Wetter ſo ſchlecht, daß es nicht möglich iſt, unter Segel zu gehen, ſo werden ſie mit Dampfbooten bis auf die hohe See bugſirt und da ihrem Schickſale überlaſſen. Das Ein- und Ausladen mitbegriffen, werden hundert Tage auf den Hin- und Herweg gerechnet. Es befinden ſich alſo immer zwei Pakete in jedem Landungsplatze und ſechs auf der See; ſie halten ihren Strich mit ſo bewunderungswürdiger Genauigkeit, daß ſie ſich meiſtens auf der See begegnen. Amerikaniſche Schiffe ſind auch noch deßwegen für Reiſende empfehlungswerth, weil ſie nie von Seeräubern angehalten werden, was man von andern Flaggen nicht ſagen kann, und es ſpukt doch noch zuweilen auf dem Meere. Man weiß ſehr wohl, daß eine kleine Inſel im ſtillen Ozean eine förmliche Piratenrepublik iſt. Neben den Zimmerpaſſagieren nehmen die Paketboote, oder Poſtſchiffe, wie man ſie auch nennt, noch fünf- bis ſechshundert Tonnen Waaren mit oder packen Auswanderer ein. Dieſe zahlen hier zwar ein Unbedeutendes mehr, ſind aber in jeder Hinſicht weit beſſer verſorgt, als auf den Schiffen, die ſich eigentlich mit dieſem Transport abgeben. Die amerikaniſchen Seefahrer ſind gegenwärtig die Erſten in der Welt; die Subordination und Disziplin auf ihren Schiffen hat ihres Gleichen nicht, und der Kapitän iſt ein Deſpot, dem unbedingter Gehorſam geleiſtet wird.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.
(Beſchluß.)

Literariſches aus Bern und Baſel.

Wir ſchließen unſere Nachrichten mit Erwähnung einiger literariſchen Erſcheinungen aus Baſel und Bern. Die Baſeler Univerſität, obgleich in Folge der politiſchen Ereigniſſe jedes neue Semeſter ſie dem unverdienten Schickſale eines frühzeitigen Untergangs immer näher zu bringen ſcheint, fährt dennoch auf rühmliche Weiſe fort, ihr geiſtiges Leben zu beurkunden, und es iſt namentlich die theologiſche Fakultät, welche in literäriſcher Produktivität eine ſehr löbliche und nachahmenswerthe Thätigkeit an den Tag legt. So eben iſt

die theologiſche Encyklopädie und Methodologie des Profeſſors Dr. Hagenbach (Leipzig bei Weidmann) erſchienen, die, durch eigenthümliche und geiſtreiche Behandlung des Stoffes ausgezeichnet, gewiß unter den vorzüglichern Werken der neueſten theologiſchen Literatur ſich einen Namen gewinnen wird. Der Fortbeſtand der Univerſität wird hauptſächlich von dem Umſtande abhängen, ob bei der eben begonnenen Theilung des Staatsgutes der Univerſitätsfond als ein Beſtandtheil deſſelben erklärt werden wird. Glücklicherweiſe liegt die Entſcheidung dieſer Lebensfrage in den Händen eines Mannes, welcher, aus der berühmten Bildungsſchule Savigny's hervorgegangen, ſich das Prinzip des hiſtoriſchen Rechtes zur einzigen Richtſchnur ſeines politiſchen Geſtaltens und Umgeſtaltens gemacht hat, des Zürcherſchen Obergerichtspräſidenten Dr. Keller. Sollte der Univerſitätsfond als Gemeingut erklärt werden, ſo wird die Stadt Baſel kaum mehr als eine theologiſche Fakultät ſich erhalten können; die philoſophiſche dürfte dann vielleicht auf gemeinſchaftliche Koſten der Stadt und der Landſchaft, wohin, wiſſen wir zur Stunde noch nicht, verlegt, die juriſtiſche und medizinische aber ausſchließlich der Landſchaft überlaſſen werden, da dieſe der ſchnellſten Abhülfe ihrer vielen ſtaatlichen und Sanitätsgebrechen in hohem Grade bedürftig iſt. — Des Profeſſors Fiſcher Einladungsſchrift: Ueber den Siz der Seele, ſo wie einiger anderer, der philoſophiſchen Literatur angehörenden akademiſchen Gelegenheitsſchriften, nämlich der Rede des Berniſchen Profeſſors der Mathematik und Phyſik, Fr. Trechſel, über die Verbindung der Naturwiſſenſchaft mit der Mathematik, und der Inauguralrede des Profeſſors der Philoſophie an der Berniſchen Akademie, J. P. Romang, über die ſittlichen Dinge unter der Vorausſezzung des Determinismus, erwähnen wir, abgeſehen von ihrem innern Gehalte, deßhalb, weil philoſophiſche Schriften unter die ſeltenſten Erſcheinungen in der ſchweizeriſchen Literatur gehören, und der große Philoſoph der Schweiz ſeine Wiſſenſchaft längſt mit der politiſchen Polemik vertauſcht hat. Die Statiſtik und die Pädagogik zugleich berührt die von dem Profeſſor der Anatomie, gerichtlichen Medizin und Diätetik an der Berniſchen Akademie, J. J. Hermann, gehaltene Inauguralrede über das große Bedürfniß guter Taubſtummenanſtalten im Kanton Bern und über die Haupterforderniſſe derſelben. Im Amtsbezirke Bern, mit Ausnahme der Stadt, finden ſich bei einer Anzahl von 19,873 Einwohnern 305 Taubſtumme. Von dieſem Verhältniſſe auf dasjenige des ganzen Kantons ſchließend, gibt der Verfaſſer die Geſammtzahl der dem Kanton Bern angehörenden Taubſtummen zu 5846 an, von denen nach ſeiner Berechnung wenigſtens 2345 als unterrichtsfähig zu betrachten ſind. Er benuzt nun die herkömmliche Obliegenheit einer Inauguralrede, um das Erziehungsdepartement des Kantons Bern, vor welchem dieſelbe gehalten ward, zu beſchwören, die neu angeregte Thätigkeit für Volksveredlung auch auf dieſe intereſſante Klaſſe von Unglücklichen, die im Kanton Bern zahlreicher iſt als in irgend einem andern Staate, auszudehnen. Die Taubſtummenanſtalten ſollen Heilanſtalten und Erziehungsanſtalten zugleich ſeyn, und die Kinder zur Aufnahme in dieſelben in den Volksſchulen vorbereitet werden, nämlich ſo, daß die Schullehrer im ganzen Lande zwar nicht zu Taubſtummenlehrern gebildet, aber in Stand geſezt, befähigt und verpflichtet würden, die bildungsfähigen taubſtummen Kinder in ihre Schulen aufzunehmen. Nicht blos ſolche, welche ſich ſpeziell mit Taubſtummenanſtalten beſchäftigen, ſondern Pädagogen, Menſchenfreunde, Seelſorger und Philoſophen werden durch dieſe, von lebendiger Menſchenliebe und einem chriſtlich frommen Sinne eben ſo ſehr, als von einer ausgebreiteten Beleſenheit und philoſophiſchen Erfaſſung ihres Gegenſtandes zeugende, anſprechende und unterrichtende Rede befriedigt werden, und zum Theil beruhigt für die zu hoffenden Fortſchritte in dieſem Fache, dieſelbe aus der Hand legen.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Der Muſikpreis.

Die Preisaufgabe der jungen Baukünſtler war der Entwurf einer Militärſchule. Der junge Baltard, dem der Preis zuerkannt wurde, hatte einen beinahe zehn Schuh langen Entwurf verfertigt, auf dem ſich die Militärſchule wie ein kaiſerlicher Pallaſt ausnahm; ich bin feſt überzeugt, daß ſolch eine ſtattliche Schule ſobald in Europa nicht gebaut werden wird. Seine Konkurrenten waren weit beſcheidener in ihren Anlagen geweſen. Eben deßhalb werden ihre Entwürfe vielleicht eher ausgeführt werden, als der gekrönte. Die Bildhauerſtücke habe ich nicht ausgeſtellt geſehen; es wurde nicht viel Rühmens davon gemacht. Das von der Akademie gekrönte Tonſtück wurde, wie gewöhnlich, bei der öffentlichen Sizung derſelben aufgeführt. Man hatte dießmal die Cantaten aus der klaſſiſchen Vorzeit bei Seite gelaſſen und dem jezt herrſchenden Geſchmacke inſoweit gehuldigt, daß man auch hier etwas Romantiſches wählte, den Abſchied eines auf einen Zug ausgehenden Räubers von ſeiner Geliebten. Dieſen Gegenſtand hatte ein junger Tonkünſtler Namens Thys am beſten behandelt; allein dem guten Jungen, welcher in der Einleitung mit Flintenſchüſſen tapfer und kräftig begonnen hatte, war der Athem zu kurz geworden, ehe der Räuber Abſchied genommen, und das Ende war ſo ziemlich ein gewöhnliches Geleier. Was aus dieſem jungen Künſtler werden wird, iſt noch ganz ungewiß. Ueberhaupt macht man jährlich bei der öffentlichen Sizung der Kunſtakademie die traurige Bemerkung, daß noch immer kein Nachfolger der großen franzöſiſchen Tonkünſtler ſich ankündigt. Der alte Berton bildet manche Schüler; faſt jedes Jahr wird einer von ihnen gekrönt, allein hernach hört man nichts mehr von ihnen. Sie werden auf Staatskoſten nach Rom geſchickt; damit hat es ein Ende. Was aus ihnen bei ihrer Rückkunft wird, erfährt das Publikum ſelten; denn ſie treten mit keinem vorzüglichen Werke auf. Die Kirchenmuſik kann freilich für ſie kein Gegenſtand ihrer Hauptbeſchäftigung ſeyn, da dergleichen ſelten in Frankreich aufgeführt wird. Dagegen ſtehen ihnen die Theater offen. Nirgends gibt es ſo viele Theatermuſik zu komponiren, als in Paris, und wollen ſie ſich in die Provinz zurückziehen, ſo ſtehen ihnen auch hier eine Menge Theater offen. Außerdem können ſie Konzertſtücke komponiren, zu deren Aufführung es ihnen eben ſo wenig an Gelegenheit fehlt. Woher kommt es nun, daß ſo wenige junge Tonkünſtler emporkommen? Es muß wohl daher rühren, daß der Unterricht nicht zum beſten eingerichtet und dann, daß die Nation zu wenig muſikaliſch iſt und daher die Tonkünſtler zu wenig aufmuntert. Nur in Lille und einigen andern Städten bemerkt man einen regen Eifer, um den muſikaliſchen Geſchmack mehr zu verbreiten. In andern Gegenden Frankreichs ſieht es in dieſer Hinſicht noch ſehr trübe aus, beſonders im mittlern Frankreich, dem eigentlichen Kern der Nation. Hier müßte erſt durch Unterricht in den Schulen und durch verbeſſerten Kirchengeſang dem Sinne für Tonkunſt aufgeholfen werden. Bis es aber dahin kommt, wird wohl noch lange Zeit verſtreichen. Kaum fängt man an, den nothwendigſten Unterricht zu verbeſſern.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. November 1833.

— Der jähe Tod,
Er iſt von Anbeginn den Unverſtändigen,
Die deinesgleichen ſind, zuvor beſchieden.

Hölderlin.

Der Schleier.

Matone liegt den ganzen Tag
Im Kahne, ohne Ruderſchlag;
Bald tönt ein Lied aus voller Kehle,
Bald übernimmt ein Traum die Seele.
Den Frohen keine Sorge drückt,
Mit Blumen iſt ſein Schiff geſchmückt;
Ihm gönnt das Glück des lezten Fangs
Noch heut die Luſt des Müſſiggangs.
Auf keine Zeichen hat er Acht,
Bis plötzlich wild der Sturm erwacht,
Bis ihn umfluthet rings die Noth,
Ihn aus dem Meer angrinſt der Tod.
Schon dränget an ein Felſenriff
Der übermächt'ge Wind das Schiff,
Daß er an eigner Kraft verzagt
Und ſeine Noth der Heil'gen klagt:
„Laß mich nicht ſterben in der Fluth,
O hohe Herrin, ſanft und gut!
Ich kleide neu dir den Altar,
Ich bring' dir ſchwere Kerzen dar!
O ſey mit deiner Hülfe nah,
Agathe von Catanea!“
Die Gütige verſäumt ihn nicht;
Sie nimmt den Schleier vom Geſicht,
Wirft helfend ihn dem Schiffer zu
Und ſpricht: „Wie ich dir ſage, thu:
Wenn dich gerettet dieſes Pfand
Und lebensfroh du ſtehſt am Strand,
Wirf, abwärts ſehend, alſogleich
Das Tuch zurück in's feuchte Reich.“
Der Schwerbedrängte ward gerettet,
Das wilde Meer vor ihm geglättet,
Unſichtbar heil'ge Schwäne zogen
Ihn ſicher aus dem Braus der Wogen.
„Der Heil'gen Schutz hab' ich erprobt,
Ihr ſey gezollt, was ich gelobt!
Den Schleier aber, der mein Glück,
Werf' ich nicht mehr in's Meer zurück;
Will mir für künftige Gefahren
Das Beten, ihr den Wurf erſparen.“
Die Kerzen bracht' er treulich dar,
In Scharlach hüllt' er den Altar,
Und kecker ward ſeitdem ſein Muth;
Er iſt ja in des Schleiers Hut,
Er ließ der Heil'gen Rettungspfand
Ja klüglich nimmer aus der Hand.
Bald nachher aus des Himmels Schooß
Brach der Orkan entfeſſelt los;
Matone doch blieb unerſchrocken,
Als ſtänd' er auf dem Lande trocken;

Digitized by Google

Er höhnet Wind und Wellen laut,
Weil er des Schleiers Tugend traut,
Er läßt ihn hoch in Lüften wehen,
Gewiß, dem Tode zu entgehen.
Doch wilder zuckt der Blitze Glut,
Verdoppelt wird des Sturmes Wuth,
Und bald zerſchellt am Felſenriffe
Der kecke Rudrer ſammt dem Schiffe. —
Bedrängte Männer fleh'n umſonſt
Seit damals um Agathe's Gunſt;
Vielleicht, daß Mitleid und Vertrau'n
Erloſch im Herz der ſel'gen Frau'n;
Vielleicht daß durch die Schuld des Thoren
Sie ihren Schleier gar verloren.

G. Pfizer.

Die lezte Roſe des Kallenfels.

(Fortſetzung.)

Am Tage der Vermählung ſaß Gertrud bei ihrer geliebten Anna, und der Wagen flog den harten Waldweg hinab zu dem Schloſſe; den beiden Frauen folgte der Wagen des Bräutigams und ſeines Freundes; voran fuhren der Herr von Mehran mit ſeiner Gemahlin und dem Geiſtlichen. Als das Schloß ſeine finſtern Thürme aus einer Nadelholzgruppe gen Himmel hob, drückte Anna die Hand ihrer Freundin herzlich, ohne dabei etwas zu ſagen. Als die Wagen anhielten, zeigten ſich zum Empfang eine Menge geſchmückter Landleute; ihre junge Gebieterin grüßte überall herum, ihre freundlichen Blicke vergaßen auch das kleinſte Bürſchchen oder Mädchen nicht. So gefolgt von den Glückwünſchenden, ſtieg ſie die Treppe hinauf und betrat die Gemächer ihres alten Stammſchloſſes. Sie wollte ganz Mutter, Troſtgeberin, Stütze ihrer Untergebenen ſeyn und durch enges Anſchließen an das nächſte und wärmſte Leben jenes kalte, ſtarre, gebieteriſche, ſelbſtgenügſame Reich fernhalten, das ſich ihr entgegendrängte. Vor allem andern ſtieg ſie mit Gertruden in jenes Gemach, wohin uns der Anfang dieſer Erzählung geführt hat: das breite, alterthümliche Bett ſtand noch da, unverändert der Putztiſch an der gegenüberſtehenden Wand. Dieſe und ähnliche Erinnerungen, denen ſich die Braut jezt mit Willen ausſezte, nahmen einige Stunden hinweg, bis die Zeit erſchien, wo der Geiſtliche zu der vorhabenden heiligen Handlung ſich in die Kapelle verfügt hatte. Annens heitere Stimmung hielt das Erſchütternde der Einſegnungsrede, auch für die zärtlichſte Braut ſchmerzlich ergreifend, mit gleicher Faſſung aus; ſie zeigte ſich entſchloſſen und innerlich zufrieden, indeß Gertrud eine lebhafte Unruhe nicht bergen konnte.

Die Feierlichkeit hatte länger gedauert, als man gewünſcht hatte, der Abend lag auf den Fluren, als man ſich zur Heimfahrt anſchickte, ein Wetter ſtand am Himmel, es zog in Gefolge eines ſtarken Sturmwindes mit gewaltiger Schnelle über's Gebirge heran; die Abfahrt wurde verſchoben, und indeß die beiden Liebenden verſchlungen am hohen, bis auf den Boden reichenden Fenſter des Saals ſtanden, ſtrömten in wilden Güſſen die Gebirgswaſſer zuſammen, die rauſchenden, erzürnten Häupter der Fichten kämpften in ganzen Maſſen gegen die Stöße des Windes, und breite grelle Scheine flammten faſt ohne Unterbrechung durch die Dunkelheit. „Iſt es nicht kindiſch," rief Anna, „daß ich Euch heute weiter treibe? Ich will es, Ihr ſollt bleiben, Ihr Lieben." Der ſchöne junge Mann küßte ſeine Verlobte und Gertrud ſchmiegte ſich an ihre Seite. „Ja, ich will es!" rief Anna noch eifriger, indem ſie beide abwechſelnd anſah. „Es ſind nicht die gehörigen Anſtalten getroffen, meine Tochter," bemerkte die Baronin, „keine Zimmer eingerichtet." — „Wie, im Schloſſe meiner Ahnen keine Zimmer für mich? Ihr ſcherzt, Mutter! im Hauſe der Meinigen keine Zimmer für mich!" Sie blieb bei ihrem ausgeſprochenen Wunſche, und da es ſich zeigte, daß der Rückweg bei der Verſchlimmerung der Wege und in der Finſterniß gefährlich werden könnte, ſo waren bald jene leichten Einrichtungen gemacht, die die Aufnahme ſo weniger Perſonen erforderlich machte. Ein rundes Gemach am Schluß von ſechs aneinanderſtoßenden großen Zimmern wurde zum Brautgemach beſtimmt, und die Gäſte fanden nach Wunſch bequeme Einrichtungen.

Gertrud war, als man die Abendmahlzeit eingenommen und die kleine Geſellſchaft ſich ſchon zerſtreut hatte, noch beſchäftigt, eine Schnur koſtbarer Perlen zu ordnen und auf einen andern Faden zu reihen; ſie ſaß an einem kleinen Tiſche, die einzige Kerze, die vor ihr brannte, ließ das hochgewölbte Gemach faſt dunkel, ihr gegenüber ſtand die große Glasthür, welche auf den Balkon führte, offen, am beruhigten Nachthimmel ſchwamm der Mond dahin, gerade durchſcheinend und den Umriß der Thüre ſcharf auf das Parquet abzeichnend. Anna tritt hervor, ſie geht durchs Zimmer und ſtellt ſich ſchweigend auf den Balkon; als ihr Gertrud nachfolgt, ſchließt ſie die Arme um ſie, und beide ſtehen eine Zeitlang ſtille, die Ruhe der köſtlichen Mondſcheinnacht in ſich aufnehmend. Eine einſame Nachtigall zieht ſchwer und langſam ihre melodiſchen, träumeriſchen Töne, und als ginge ein leiſes, oft ſtockendes Geſpräch durch den Wald, ſo flüſtert es und liſpelt und brauſt verſteckt und heimlich. Annens Haupt war auf Gertruds Schulter geſunken, der weiße Atlas floß in bläulichem Schimmer um ſie her, auf der Bruſt funkelte ein kleines goldnes Kruzifix, ihr einziger und ſchönſter Brautſchmuck, der Mond ſpiegelte ſich drauf, und durch den

Digitized by Google

Strahl wurde Annens Blick dahin gelenkt; ſie liſpelte vor ſich die Worte des Evangeliums: „Ich bin das Licht und das Leben, wer an mich glaubet, wird nicht verloren gehen.“ Sie nahm das Kreuz und küßte es dreimal innig, dann drückte ſie es an die Augen und befeuchtete es mit ihren Thränen, indem ſie ſagte: „So ſey denn nun, liebes Bild, auch mir gnädig, mir, der lezten des Stammes, der nun in Frieden ruht.“ Wie ſie dieſes geſprochen, blickte ſie vertrauend und mit innigem Lächeln über die Schulter nach dem Geliebten, der hinter ihr ſtand; er umſchlang ſie, ſie legte das Haupt an ſeine Bruſt, und ſo gebeugt, ſchritt ſie mit ihm dahin, langſam, als zähle ſie jeden Schritt, durch alle die Gemächer dem ihrigen zu. Ein Diener mit einem Armleuchter ging ihnen voran, Gertrud blieb mitten im Saal ſtehen und ſah dem Paare nach, wie es, noch lange ſichtbar, in weiter Ferne, von Gemach zu Gemach ſchreitend, endlich in der lezten Thür verſchwand. Tiefe Stille herrſchte jezt; den Diener mit dem eilig getragenen, und darum nur als blaues Pünktchen erſcheinenden Lichte ſah man ſeitwärts ſich verlieren.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Da iſt vorigen Sommer Kapitän Robinſon, der den Charlemagne befehligte, und zugleich Miteigenthümer deſſelben war, hier angekommen und hat ſeinen erſten Steuermann, in den Hühnerſtall eingeſperrt, mitgebracht. Gleich bei der Ausfahrt von Havre ſuchte er Streit mit ihm und ließ ihn in dieſes, in den Annalen der Marine unerhörte Gefängniß ſtecken, wo der Steuermann vier Wochen lang, ſo lange dauerte die Ueberfahrt, die ehemalige preußiſche Lattenſtrafe zu beſtehen hatte. Alle Mittag trat Robinſon vor das Käfigt und warf dem Gefangenen Brodkrumen hinein, wobei er rief: Pud! Pud! Pud! Der Steuermann war auch ein Gentleman; er war Kapitän eines Schiffes geweſen, das er auf dem Meer verloren hatte, und diente jezt in untergeordnetem Rang. Er ließ ſich den Spaß ganz ruhig gefallen; aber in Newyork angekommen, belangte er ſeinen Kapitän gerichtlich, und verlangte als Genugthuung zehntauſend Dollars, die ihm auch zugeſprochen wurden. Als Robinſon ihm das Geld vor Gericht auszahlte, ſtrich der Steuermann lächelnd die Banknoten ein und rief dazu: Pud! Pud! Pud! Er lebt ſeitdem ruhig auf dem Lande.

Die Ankömmlinge ſehen bald, daß ſie nur den kleinſten Theil ihrer Leiden überſtanden, den kleinſten Theil ihrer Unkoſten beſtritten haben; denn die Reiſen nach dem Innern ſind mühſam und koſtſpielig. Am glücklichſten ſind diejenigen von der arbeitenden Klaſſe, die gleich einen Dienſt finden, die Männer beim Gartenbau, das weibliche Geſchlecht als Mägde. Der Lohn, vier bis ſechs Dollars monatlich, iſt anſcheinend ſehr hoch, eben ſo groß ſind aber auch die Bedürfniſſe; denn der Unterſchied in der Kleidung fällt weg, und es müſſen ſogleich Modekleider und ſeidene Putzhüte getragen werden. Doch dieß macht den Frauenzimmern Anfangs Freude, und dazu gibt es dreimal des Tages Fleiſch. Da werden gleich die erſten Briefe nach Hauſe geſchrieben, in denen man nicht genug preiſen kann, wie glücklich man hier ſey. Wenn aber dann der Lohn zu dem nothwendig gewordenen Aufwand im Anzuge nicht mehr reicht, wenn die Arbeit, die man einem zumuthet, was wenigſtens bei Männern meiſt der Fall iſt, die Kräfte überſteigt, wenn das ungewohnte Klima die Menſchen auf das Krankenlager wirft und ihr Spital Gottes freier Himmel iſt, wenn das Heimweh die Unglücklichen ergreift und die Mittel zur Heimkehr fehlen: dann bleiben die Briefe aus, weil der Scham das Bekenntniß der Enttäuſchung zu ſchwer wird, und wenn der Rauſch der erſten Flitterwochen, wie man ſagen könnte, vorüber iſt, werden die luſtigen Emigrantengeſichter, wie ſchon früher berührt, gewaltig lang und vorſichtig.

Manche reiche unternehmende Europäer haben ſich, angelockt durch den in Folge der geringſten Kultur gleich zehnfach geſteigerten Werth des Grundeigenthums, zu Spekulationen verleiten laſſen, die immer zu ihrem größten Nachtheile ausfielen. Dieß wird durch das vielgeprieſene Gedeihen der Rappſchen Kolonie gar nicht widerlegt. Die großen Dinge, die Rapp durch den magnetiſchen Einfluß auf ſeine Landsleute zu Stande bringt, kommen den arbeitsſcheuen Amerikanern zu Statten; man läßt ihn da den Doktor Francia parodiren; aber wenn die Citrone ausgepreßt iſt, ſo wird man die Schaale wegwerfen, und man hat ihn bereits von dem Staate Ohio bis zu den Ufern des Wabaſchfluſſes an der Grenze von Illinois gedrängt.

Erſt kürzlich iſt ein franzöſiſcher Graf hier angekommen, der mehr als ſechzig arbeitsfähige Perſonen mitbrachte. Er hatte mit ihnen in der Heimath einen Kontrakt geſchloſſen, wodurch ſie ſich verpflichteten, eine gewiſſe Zeit gegen hohen Lohn Gründe für ihn urbar zu machen. Er wollte kleine Dorfſchaften anlegen und dieſe dann nach und nach an andere Einwanderer verkaufen. Auf dieſe Art war ſeinen Leuten und den Einwanderern gedient, und er hätte in einigen Jahren einen ſchönen Reichthum nach Hauſe getragen; allein das liegt nicht im Plan der Amerikaner; deßhalb erklärt das Geſetz alle im Auslande eingegangenen Dienſtverbindlichkeiten für

Digitized by Google

null und nichtig. Dieſes Geſetz benuzten die mitgebrachten Leute zu ihrem eigenen Nachtheil. Dreißig verließen den Grafen gleich in Newyork, die übrigen ließen ſich noch bis an den Erieſee ſchleppen und ſuchten dann ihr Fortkommen auf eigene Fauſt. Sie fanden auch Arbeit, und zwar harte Arbeit, bei unmäßiger Hitze an Kanalbauten oder in Kohlenminen, und für weit geringern Taglohn; allein ſie waren ihrem Kopfe gefolgt und hatten frei gehandelt. Dem Grafen blieb ſein Wald, um den ihn Niemand beneiden wird. — Der Graf Survilliers beſizt im Oswego County, am Ontarioſee, hunderttauſend Morgen ſolchen Landes. Seit fünfzehn Jahren thut er ſich um, ſie in kleinen beliebigen Parzellen und nach bequemen Ratenzahlungen zu verkaufen; er hat noch nicht ein Quadratklafter angebracht, und bei ihm würde man doch ſicher kaufen. Er wurde ſchon aufgefordert, ſeiner Beſitzungen wegen das Staatsbürgerrecht zu nehmen, man iſt aber auf ſeine Vorſtellung aus Zartgefühl, ſeiner frühern Verhältniſſe wegen, davon wieder abgegangen; weniger zart iſt es, daß man ihm dieſe Schonung in den Zeitungen alle Augenblicke vorhält.

Der nächſte Brief wird uns noch tiefer in die Einwanderungs- und Anſiedlungsverhältniſſe führen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Sonſt und jezt.

Ich hatte das ſchöne Land ſeit der Zeit, da es ein bildendes Glied in der Kette von Monarchien war, welche Napoleon zwiſchen ſich und den nordiſchen Mächten ausgeſpannt, nicht wieder betreten, und mir unbewußt nahm mich in der Grenzſtadt derſelbe Gaſthof auf, wie vor etlichen und zwanzig Jahren. Bald indeſſen fand ich mich zurecht: ja, das war noch der alte ungeheure Schild mit dem ſtoßenden Ochſen, und gegenüber der Brunnen mit dem verſtümmelten Herzog; aber die ſchmuzige, finſtere Schenkſtube mit der von Mücken umſchwärmten Fleiſchbank und der feuchten Wäſche um den ungeheuren Ofen hatte ſich in ein blankes, freundliches Gaſtzimmer verwandelt. Der Wirth mit der baumwollenen Mütze und den Silberknöpfen über dem runden Bauch hatte wohl ſchon längſt ſeine lezte Rechnung abgelegt; aber der faſt galante Mann, der konſtitutionelle Bürger und Wahlmann, der händereibend mir entgegentritt, iſt wohl Niemand anders, als jener Kellnerburſche, der damals im Zweifel war, ob er ſich die Zähne ausbrechen oder den Daumen abhacken ſollte, um die Ehre einer militäriſchen Promenade nach Wien ablehnen zu können. Ich war begierig auf die Eindrücke, welche mir nach ſo langer Zeit ein Land und ein Volk geben würde, für die ich mich von jeher intereſſirt habe, weil ſich hier unter mancherlei beſondern Umſtänden, wohin namentlich der hier herrſchende Proteſtantismus im ſonſt katholiſchen deutſchen Süden gehört, der deutſche Geiſt eigenthümlich ausprägt. Ich erhielt gleich einen ergözlichen Vorſchmack davon, als ich nach Tiſch meiner Lieblingsbeſchäftigung, der Muſterung der Bildergallerie an den Wirthsſtubenwänden, nachhing. Ich kenne keinen luſtigern und empfindlichern Barometer, oder vielmehr Anemometer einerſeits des Kunſtgeſchmacks im Volke, andernſeits der öffentlichen Meinung in Sachen der Religion und in Staatsangelegenheiten. Dort, wo jezt Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms und eine kleine Kopie der Madonna des Sixto im ſchwarzen Rahmen ſich ſo prächtig von der hellen, weißen Wand abheben, hing einſt am rauchigen Getäfel eine ſchrecklich illuminirte Darſtellung aus der Offenbarung Johannis, wo die himmliſchen Heerſchaaren in gedrängten Gliedern aus den Wolken herabreiten. Hier, längs den Fenſtern, waren einſt zu ſehen, ein Kupferſtich über den Frieden von Campo Formio, worauf Oeſterreicher und Franzoſen, noch mit dem Säbel in der Hand, ſich brüderlich die Hände reichen, die Schlacht bei Jena, Nürnberger Ausgabe, die Porträts Schills und des Herzogs von Braunſchweig, Hofers und ſeiner Geſellen, Bonapartes und Joſephinens, und eine Darſtellung des auf der Seine an Napoleons Krönungsfeſt abgebrannten Feuerwerks; jezt die Erſtürmung der Kaſerne Babylone und der Tod des jungen Arcole auf der Hängebrücke des Greveplazes, eine illuminirte Abbildung des würtembergiſchen Ständeſaals, etwas beſſer gerathen, als jene himmliſchen Heerſchaaren, der König in Kupferſtich und die lithographirten Porträts von vier würtembergiſchen Abgeordneten, die zum Theil, wie ich à priori aus phyſiologiſchen Gründen ſchloß und ſeitdem durch den Augenſchein beſtätigt fand, einer gutgemeinten Verläumdung ähnlicher ſehen, als etwas Anderem. Zwiſchen Schenktiſch und Ofen blickte noch der halb relegirte, von den Mücken übel zugerichtete Reſt einer Zwiſchenepoche hervor, die drei Monarchen auf dem Schlachtfelde von Leipzig.

Im Südweſten von Deutſchland ſtehen die Glanzpunkte und Kulturknoten in einem Sternbilde nahe beiſammen, und ſo brachte mich denn eine kurze Reiſe in das freundliche Stuttgart. Wie verändert fand ich die Stadt in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht! Noch immer liegt ſie in ihrem grünen Rebenkeſſel, wie eine ſchöne Frucht in zierlich gruppirten Blättern, nur ſtattlicher, breiter, als früher; ſie ſtreckt nach allen Seiten lange Arme aus in die Flur, die ſie noch ungleich größer erſcheinen laſſen, als ſie wirklich ſeyn mag; indeſſen iſt ihr Umfang zu der Bevölkerung, obgleich dieſe in den lezten zwanzig Jahren leicht um zwei Fünftheile zugenommen hat, ziemlich bedeutend. Aber welche Veränderung im Leben und Treiben der Stadt! Ehemals ein rauſchender Hof, der den Glanz vorzüglich in der Verſchwendung ſuchte, wo man hinblickte, das Reichswappen und die neu erworbene Königskrone, ſchimmernde Garden, inquirirende Korporale, Offiziere, Kavaliere, Diplomaten die tonangebenden Charaktere, ein Königthum en grande tenue. Jezt ein zurückgezogener Hof, der in dem, was er zeigt, den Hauptaccent auf den Geſchmack legt, die Truppen unſcheinbar, faſt milizenartig, die Offiziere verſchwindend, und Männer Moderatoren der öffentlichen Meinung, die weder Kavaliere, noch Diplomaten ſind. Dieſe Veränderung, ſo natürlich und in den Zeitverhältniſſen begründet ſie an ſich iſt, gab mir viel zu denken; denn ich kenne deutſche Länder, wo derſelbe Zeitverlauf Alles ungleich mehr beim Alten gelaſſen hat, und wenn es deutſche Reſidenzen gibt, die ſich immer noch des Fracks oder gar des habit français nicht entſchlagen können, ſo kommt dagegen Stuttgart nie mehr aus dem Morgenanzug des Ueberrocks heraus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. November 1833.

Glückſelig Land, du wär'ſt nicht halb ſo gut und ſchön,
Schwängſt du den Thyrſus nicht auf deinen ſanften Höhn!

Denis.

Zweiter Ausflug nach Ungarn im September und Oktober 1833.

(Vergl. Nr. 145 – 149. d. J.)

Etwas tiefer, als auf dem erſten, drang ich auf dieſem zweiten Ausfluge in Ungarn ein. Mein Eintritt war wieder bei **Presburg**. Jezt im Herbſte bot die Gegend ein etwas anderes Bild, als im Frühlinge. Bunter und mannigfaltiger waren zwar die Tinten auf dieſem großen Gemälde, auch war das Leben in den Weinbergen noch reger; dennoch aber lag auf dem Ganzen eine gewiſſe Schwermuth, die freilich wohl zum Theil im Gemüthe des Beſchauers ihren Grund haben mochte. — Es war Sonnabend und die Kinder Iſraels wogten in buntem Schmucke in ihren Quartieren am Schloßberge. Wer in ſeinem Leben keinen von dieſem Volke geſehen hätte, der würde hier an einem ſolchen Tage wunderbar überraſcht ſeyn. Prachtliebe und Schmuz, Hoffahrt und Gemeinheit, Uebermuth und Kriecherei, und wie die moraliſchen Gegenſätze alle heißen, gehen hier Hand in Hand, und ſelten berühren ſich in der menſchlichen Geſellſchaft die Extreme ſo vielfach. — Presburg bleibt eine merkwürdige Stadt. Dicht an der Grenze des Landes gelegen, wimmelnd von Deputirten und Magnaten, die das Wohl des Reichs berathen, und Krönungsſtadt, bietet ſie Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Ich ſtand auf dem Krönungsberge, einem kleinen Hügel an der Donau, und hörte im Geiſte den Schwur des Monarchen: zu ſchützen und zu wahren des Reiches Verfaſſung.

Mein Aufenthalt in Presburg war kurz; ich blieb nur zwei Tage. Selbſt das Theater beſuchte ich nicht. Ich habe ſo meine eigenen Grillen, und jedes Mittelmäßige in der Kunſt erregt mir unangenehme Gefühle. Abends bei Tiſche lernte ich einen Kunſtausdruck ganz eigener Art kennen. Eine junge, gut gekleidete Dame trat raſch ins Zimmer, nahm an dem Tiſche, wo ich ſaß, Platz, forderte mit Kürze und Preciſion ihre Speiſen und entfernte ſich nach Aufzehrung derſelben bald wieder. Auf meine Frage an den Kellner, wer dieſe Dame ſey, bekam ich die kurze Antwort: ein Nachtfräulein.

Mein weiterer Weg ging dießmal über **Komorn** und **Gran** nach **Ofen** und **Peſt**. Ich fuhr mit einem Landkutſcher. In Ungarn gehört es zu den gewöhnlichen Erſcheinungen auf den Straßen, daß man auf Avantkiers ſtößt. Denn hat ein Fremder nur einmal die Grenzen dieſes freien Landes erreicht, ſo wird er ſelten oder nie nach einem Reiſepaſſe gefragt und kann, wenn es auch um ſeine Perſönlichkeit nicht ganz unverdächtig ſtünde, gewiß ſeyn, überall durchzukommen. Dieſe Einrichtung hat ihr Gutes, aber auch ihr Schlimmes; denn Dieberien

Digitized by Google

ſind dadurch ſehr häufig, und Betrug kann allzuleicht verübt werden.

Bei Komorn fängt die einförmige Landſchaft der Inſel Schütt, auf welcher unſere Fahrt gegen zwölf Meilen lang ging, an etwas bunter zu werden. Die Donau mit ihrer fliegenden Brücke belebt die Gegend. Lieblich iſt das Bild, welches man am jenſeitigen, d. i. rechten Ufer hat, wenn man eine Zeitlang das Ueberfahren beobachtet und die mannigfaltigen Menſchengruppen mit denen, welche die Landſchaft bietet, zuſammenſtellt. Die Feſtung, am Einfluſſe der Waag in die Donau gelegen, iſt nur wenig erhaben, bietet aber dennoch einen trefflichen Punkt zur Ueberſicht des ringsum flachen Landes. Uebrigens gehörte eine beſondere Liebhaberei dazu, um freiwillig ſeinen Wohnort in Komorn zu wählen. — Hier aber beginnt ſchon das ächt ungariſche Leben. Ganze Karavanen von Bauern lagern an den Straßen und halten da ihren Mittag und gewöhnlich auf gleiche Weiſe ihr Nachtquartier. Die Pferde ſind an eine breite Futterſchwinge geſtellt, und wenn man kein Futter bei ſich hat, werden ſie losgekoppelt und ins Freie gelaſſen, damit ſie ſich da ihre Mahlzeit ſuchen.

Einfach und leer iſt die Gegend bis gen Nesmyl. Hier beginnt ein Gebirgszug, welcher die Donau auf mehrere Meilen begleitet. Schroffe Gebirgswände, wie die, welche dieſen Strom zwiſchen Regensburg und Neuſtadt in Bayern drohend ſchirmen, gehen bei Almaſch an und ziehen ſich bis gegen Dorog. In Nesmyl mundete mir und meinen Gefährten der ungariſche Nektar. Hier liefert ihn das Gebirge von beſonderer Güte. Wie von einem wunderbaren Feuer durchglüht, fühlt man ſich auf eine eigenthümliche Weiſe angeregt. Alle Schattenſeiten des Lebens werden beleuchtet, alle Mißtöne werden zu Akkorden, alle Schranken fallen: ein freundlicher Genius nimmt dich in ſeine Arme und wiegt dich auf den Wogen des Lebens ſo ſanft und flüſtert dir ſo liebliche Töne zu, daß du, der Erde entrückt, ein anderes Seyn begonnen zu haben wähnſt. Nur werfe ſich keiner zu oft in dieſe Arme, denn er entfällt ihnen unſanft, und fühlt ſich nur um ſo düſterer geſtimmt, je mehr er durch dieſen Rauſch des Erdenlebens Bürde auf einige Zeit von ſich zu werfen wünſchte.

Ich möchte hier einige Worte über den Nektar Ungarns im Allgemeinen ſagen. Seine Kraft und ſein feuriger Geiſt ſind Jedem bekannt, über deſſen Lippen er je einmal floß. Aber nicht alles iſt Gold, was glänzt. Wer in Schleſien und Polen Ungarwein trinkt, bekommt dort gewöhnlich das Beſte, was das Land ausführt; wie es denn überhaupt gewöhnlich iſt, daß von allen Produkten immer das Beſte ausgeführt wird. Kommt man aber nach Ungarn und trinkt, beſonders in den gewöhnlichen Wirthshäuſern, Wein, ſo bekommt man nicht ſelten ein Getränk, deſſen Genuß man zu den leichten Züchtigungen zählen könnte. Dieß gilt insbeſondere von den Dörfern. In den Städten kann man, und zwar zu ſehr niedrigen Preiſen, Wein bekommen, der ſeinem Vaterlande Ehre macht. Jedoch liebt man im Lande ſelbſt gerade nicht die ſehr ſtarken Sorten, und es verbreitet ſich immer mehr die aus Oeſterreich herüber gebrachte Sitte, den Wein nur mit Waſſer vermiſcht zu trinken. Dazu eignen ſich aber die ſchwächern Sorten beſſer, als die ſtarken, denn dieſe werden durch die Vermiſchung mit Waſſer gewöhnlich fade.

Man findet in Ungarn eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Weine. In der Farbe zieht man in der Regel die weißen den rothen vor, obgleich es von leztern Sorten gibt, die mit den beſten franzöſiſchen wetteifern können. Viele derſelben werden im Auslande als ſolche verkauft, und man findet ſie alsdann vortrefflich, während man es gewiß nicht an Ausſtellungen fehlen laſſen würde, wenn ſie unter dem Namen von Ungarweinen auf die Tafel kämen. Einen neuen Abſatzweg hat die Bereitung des ungariſchen Champagners eröffnet. Hunderttauſende von Flaſchen werden unter dem Namen von franzöſiſchem ächtem Champagner getrunken, während ſie auf den Gebirgen Ungarns wachſen. Bekannt genug iſt der Tokaier. Mit dieſem geht es, wie mit allen renommirten Weinſorten. Er wird in Maſſe nachgemacht und unter der Firma des ächten verkauft. Selbſt in Ungarn, und zwar in den beiden Hauptſtädten Presburg und Peſt, hält es ſehr ſchwer, ächte Waare zu bekommen. Nur allzuhäufig iſt es blos ein Gebräu von gewöhnlichem Weine mit Korinthen. Wer vor ſolchem Betruge ſicher ſeyn will, muß in Verbindung mit den unmittelbaren Erzeugern des Tokaiers zu kommen ſuchen. Iſt er ächt, dann kann man ihn den beſten und feurigſten Weinen gleich ſtellen, welche die Reben nur irgendwo liefern. Berühmt ſind die Weine aus und um Oedenburg. Ein eigenthümlicher Wohlgeſchmack, verbunden mit vielem Feuer, charakteriſirt ſie. Gewiß iſt aber, daß ſie ihre beſondere Güte nur einer beſondern Behandlung der Erzeuger verdanken. Denn nicht allein die Lage der Gebirge, ſondern auch das Klima würde ſie hinter eine Menge der andern Ungarweine ſtellen, wenn man ihnen nicht durch eigene Behandlung einen beſondern Charakter gäbe. Verlauten will, daß Spiritus und Korinthen dabei ein paar Hauptpotenzen bilden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die lezte Roſe des Kallenfels.

(Beſchluß.)

Gertrud blieb noch allein wach; fromme, tiefe Gefühle hatten ſich ihrer bemeiſtert, und beſonders die lezten

Digitized by Google

Worte Annens machten ſie nachſinnen; ſie verfolgte in ihren Gedanken das menſchliche Geſchick, ſie vergegenwärtigte ſich ſo manches frühere Begebniß, gewohnt, das Leben in ſeiner Folge und Verknüpfung zu beobachten und ſich anzueignen, ſchöpfte ſie aus manchem Umſtand, mancher oft flüchtigen Andeutung Beſorgniſſe, die dem Unbefangenen nur unbedeutend erſcheinen. Unvermerkt, wie Perle ſich an Perle reihte, floſſen die Minuten dahin, und durch die Stille der Nacht tönte der zwölfte Glockenſchlag. Jezt zerreißt ein wilder Schrei die Luft, es ſtöhnt und ächzt Jemand im furchtbar angeſtrengten Lauf, es kommt die Reihe der Zimmer heran; mit nachſtrömendem Gewand, mit weit ausgeholten Sprüngen ſchießt Annens Geſtalt auf ſie zu, doch ſo fürchterlich ſchnell, daß, ſie im fernſten der ſechs Gemächer bemerken, und ſie dicht vor ſich ſehen, Ein Moment iſt. So flieht nicht der geſcheuchte Hirte, dem der verfolgende Stier mit geſenkten Hörnern dicht auf dem Fuße folgt; dieſer Lauf iſt wahrhaft entſetzlich. Jezt liegt ſie zu Gertruds Füßen, ſie zerreißt ihr Kleid, indem ſie ſich in deſſen Falten eingräbt, ihr eigenes Gewand zeigt ſich halb herabgeſunken, und das Pochen ihres Herzens iſt von ſo krampfhafter, wilder Stärke, daß ſich ſeine Bewegungen an der Oberfläche zeigen; in der Verwirrung und im Entſetzen weiß Gertrud nichts anders, als ihre Hand auf jene Stelle zu preſſen, und in dem Augenblick bricht die ſchöne Geſtalt zuſammen.

Der Vorfall hat Alle wach gerufen, aus allen Thüren kommen ſie herbei. Der trauernde junge Vermählte iſt einer der erſten; er findet ſeine Geliebte bleich am Boden, ohne Zeichen des Lebens in Gertruds Armen. Man iſt in Verzweiflung, keine ärztliche Hülfe in der Nähe zu haben, da zeigt ſich der Geiſtliche als ein mit den weſentlichſten Heilmitteln bekannter Mann; ſeinen Bemühungen wird die, die er am Altar des Lebens zum ſchönſten Glücke mit Segen begrüßt, jezt halb als Leiche in die Arme gegeben. Seiner geſchickten Sorge gelingt es, den bewußtloſen Zuſtand zu bannen; die Unglückliche erwacht zum Leben, aber die erſten Momente der erneuten Thätigkeit bezeichnen auch den Beginn eines Fiebers, das in reißender Schnelligkeit an Macht zunimmt. Man bringt ſie ins Bette, und die treue Gertrud wacht an ihrem Lager. Der Geiſtliche wendet ſich jezt an den jungen Mann, ihn um Auskunft über dieſe räthſelhafte Erſcheinung zu bitten; doch dieſer weiß nichts anderes anzugeben, als daß, wahrſcheinlich durch einen Traum geſchreckt, die Geliebte, im erſten leichten Schlummer begriffen, plötzlich mit einem Schrei dem Lager ſich entrafft und jenen entſetzlichen Lauf begonnen habe. Die Anſtalten zur Abreiſe werden natürlich verſchoben, obgleich Anna in den von Fieberphantaſien freien Augenblicken mit den eindringlichſten Bitten ihre Angehörigen beſchwört, ſie aus dem Schloſſe zu entfernen. Doch dieſes wird von Tage zu Tage immer weniger möglich, ſo ſehr verſchlimmert ſich der Zuſtand der Armen; zwei der geſchickteſten Aerzte aus der Stadt werden herausbeſchieden; ſie langen an, allein ihren vereinten Bemühungen ſezt ſich immer wieder der auf das Seltſamſte zerrüttete Gemüthszuſtand der Kranken entgegen. Gertruds innige Treue, ihre aufopfernde Vorſorge, das ſchonende Verbergen ihrer eigenen Troſtloſigkeit — an dieſe ſchönen Zeichen einer immer thätigen Liebeswärme kettet ſich die arme Verlorene wie an die lezten Lebensſtützen noch an; dieſe erkennt und fühlt ſie, als ſchon der Gruß der Freunde, die Thätigkeit und Theilnahme der Aerzte, die Worte des Geiſtlichen für ſie nicht mehr verſtändlich ſind; und ſo, die erkaltende Hand in Gertruds Rechte geſchloſſen, das goldene Kruzifix an die Lippen drückend, ſchlummert ſie hinüber. — Ihre Hülle ſtand in jenem Gemache aus, wo die drei Freundinnen einſt eine ſo glückliche Zuſammenkunft gefeiert. Mit Annens Sarg wurde die Familiengruft geſchloſſen, und ſo ſchlummert ein ganzes Geſchlecht mit ſeinen gebrochenen und beruhigten Herzen, mit ſeinen böſen und edlen Werken dem Gerichte entgegen. Sie, die lezte Roſe des Kallenfels, iſt bei den Ihrigen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Vidocqs Induſtrie.

Von Zeit zu Zeit läßt der berüchtigte Vidocq, welcher in der Polizei unter der Regierung Karls X. eine ſo wichtige Rolle ſpielte, und ſich von einem Galeerenbewohner zu einem Chef de la brigade de sureté emporgeſchwungen hatte, auch ſeitdem als Memoirenſchreiber in der literariſchen Welt aufgetreten iſt, noch etwas von ſich hören. Es ſcheint dieſes Mannes Trieb zu ſeyn, ſtets der Fama Unterhaltung zu geben. So hatte er vor einiger Zeit in ganz Paris Ankündigungen eines von ihm angelegten Büreaus anſchlagen laſſen, die ein merkwürdiges Aktenſtück enthielten. Der Mann hatte nämlich berechnet, wie viele Millionen die Kaufleute in Paris durch Unterſchleife und Betrügereien verlieren. Dieſe Betrügereien kommen aber daher, weil ſie die Leute, mit denen ſie zu ſchaffen haben, nicht kennen und daher nichtswürdigen Menſchen manchmal ein unverdientes Zutrauen ſchenken. Wollen ſie Erkundigungen über ſie einziehen, ſo kann dieß oft nur mit großen Koſten, vieler Mühe und dabei doch nur unvollkommen geſchehen. Gäbe es nun ein Büreau, in welchem man zuverläſſige Auskunft über die Leute erhalten könnte, ſo wäre eine ſolche Anſtalt etwas höchſt Erſprießliches für den Handel; er würde dadurch Millionen erſparen und die Geſchäfte würden mit weit mehr Sicherheit eingeleitet werden können, als jezt geſchieht, da man beſtändig fürchten muß, von Gaunern hintergangen zu werden. Vidocq war der Mann, der eine ſolche Anſtalt anzulegen im Stande war; denn wer beſaß mehr geheime Kenntniß vom Leben und Treiben in der Hauptſtadt, als er? wer hatte mehr

mit dem Abſchaum der Menſchheit, mit den vielen Gaunern und Betrügern in Paris zu ſchaffen gehabt, als er? wer war tiefer in die Geheimniſſe der Polizeimacht eingedrungen, als er? Aus der Polizeidirektion hatte er einen heimlichen Schaz von Erfahrung und Weisheit mitgebracht. Sicher konnte man von Niemand mehr lernen, als von dieſem vielerfahrnen und durchtriebenen Polizeimanne. Es war alſo ganz klug von ihm, daß er dirſe Erfahrung zu Gelde zu machen ſuchte. Sein Auskunftsbüreau, das er den Kaufleuten ſo geſchickt anzupreiſen gewußt hatte, kam auch wirklich zu Stande und mochte Anfangs guten Fortgang haben; allein ſein böſes Geſchick ſpielte ihm einen unerwarteten Streich. Ein Kaufmann nämlich, der Aufſchlüſſe über Jemand bedurfte, mit dem er ein Geſchäft abzuſchließen hatte, wandte ſich an Vidocq und erhielt von dieſem befriedigende Auskunft. Er ſchloß alſo das Geſchäft ab, und — ward betrogen. Jezt hielt er Vidocq beinahe für einen eben ſo argen Schelm, als denjenigen, der ihn hinter's Licht geführt hatte, und belangte beide vor Gericht. Vidocq behauptete, ſeine Nachforſchungen haben günſtig für den Mann gelautet, und ſeine Schuld ſey es nicht, wenn der Kaufmann hintergangen worden ſey. Ich beſinne mich nicht mehr genau auf das Urtheil, welches das Gericht in dieſer Sache fällte; wenn ich mich nicht irre, kam Vidocq mit einer Geldbuße davon; allein ſeine Anſtalt mußte durch dieſen mißlichen Vorfall einen bedeutenden Stoß erleiden. Ich zweifle, ob viele Kaufleute ſeitdem Luſt gehabt haben, ſeine polizeiliche Gelehrſamkeit zu Rathe zu ziehen; auch iſt von Vidocqs Büreau keine Rede mehr. Da der Mann nun aber einmal nicht raſten kann, ſo hat er vor einigen Wochen in den Zeitungen ankündigen laſſen, er habe ein Papier erfunden, auf welchem die Dinte ſo feſt hafte, daß ſie ſich durch nichts mehr auslöſchen laſſe. Eher hätte ich von ihm ein Papier erwartet, von welchem ſich die Dinte bis auf die geringſte Spur auslöſchen läßt; denn bei ſeinem häufigen Verkehr mit den Galeerenſchelmen muß er ſolche Kunſtſtückchen und Geheimniſſe in Menge erlernt haben.

Dg.

Stuttgart, November.

(Fortſezung.)

Etwas vom Volkscharakter. Stände. Theater.

Ich ſpreche nur den Eindruck aus, den ich als Fremder bekam, wenn ich ſage, es ſieht hier zu Lande konſtitutioneller aus, als irgend anderswo in Deutſchland; aber in der ernſten Weiſe, wie das Volk die Richtungen der neueſten Zeit aufgefaßt zu haben ſcheint, ſah ich weit weniger von dem demagogiſchen Element, das in andern Landen deutſcher Nation die Regierenden beunruhigt. Aus dem Weſen der Beſſern aller Stände, welche ich hier kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſprach mich eine vom ſanften Feuer der Begeiſterung durchwärmte Vernünftigkeit recht freundlich an, und der natürliche Verſtand, der ja überall da zu Hauſe iſt, wo Bulls, Gasconaden und Schwabenſtreiche, wie Kobolde über Schäzen, ſpuken, trat mir angenehm in der unbefangenen Weiſe entgegen, womit man die würtembergiſchen Celebritäten beurtheilte. Welches Völkchen hätte wohl mehr Urſache, mit den Wiſſenſchaftsmännern, den Philoſophen und Poeten, welche ſeit dreihundert Jahren aus ſeinem Schooße hervorgegangen, ſich gegen Fremde breit zu machen? welches hat mehr geiſtige Heroen — wenigſtens im Himmel? in was wäre der Particularismus natürlicher und verzeihlicher, als in geiſtiger Eitelkeit? Ich fand hier wenige Spuren davon; Alles, von den neuen ſchwäbiſchen Meiſterſängern bis zu den Kleinſten, welche den lyriſchen Bogen ſpannen, läßt man uneigennüzig für Gewächs der großen deutſchen Erde gelten; ſelbſt Schillern wird nur Einmal des Jahrs offiziell geopfert, vor einem improviſirten Altare, zu dem man von Dannecker die Büſte borgt. Ich möchte wegen dieſer Stimmung auf das Land nicht ſowohl den Spruch vom Propheten, der in ſeinem Vaterlande nichts gilt, anwenden, als vielmehr daſſelbe mit einer adeligen Dame vergleichen, welche die hervorſtechenden Eigenſchaften ihrer Sippſchaft als ein Faktum, als ein ſich von ſelbſt verſtehendes Naturprodukt betrachtet, und vielleicht unbewußt ſtolz, aber nicht eitel iſt.

Dieſe geiſtige Unbefangenheit, wie ich es nennen möchte, zeigt ſich auch im Leben und Treiben der hieſigen Gelehrten und ſchönen Geiſter. Stuttgart weißt eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl von ehrenwerthen Literatoren in allen Fächern auf, und daß es, oder, wenn man lieber will, Würtemberg auf dem deutſchen Parnaß einen eigenen Poets-corner beſizt, iſt bekannt. Aber von Coterien, Mittwochsgeſellſchaften u. dgl. iſt unter dieſen Männern nicht die Rede. Ich ſpreche damit weder ein Lob, noch einen Tadel, ſondern nur ein Faktum aus, bin aber, bis ich eines andern belehrt werde, geneigt, den Umſtand, daß ſie ſich weder beſingen und beräuchern, noch zerfleiſchen, ihrem Verſtand auf Rechnung zu ſchreiben. Jeder geht, ächt deutſch, ſtill ſeinen Weg für ſich und zieht ſeine Furche auf eigenem Grund und Boden. Im gegenwärtigen Augenblick ſind aber manche der Bedeutendſten vom wiſſenſchaftlichen Pfluge zu den Geſchäften der res publica abberufen, und dieß verſchaffte mir Gelegenheit, dieſe Herrn auf einmal von der Gallerie des Ständeſaals herab zu überſchauen, während ich ſie ſonſt, wollte ich ſie auch nur ſehen, Mann für Mann hätte aufſuchen müſſen.

Die Verhandlungen der Stände abſorbiren hier gegenwärtig ſo ziemlich alle Intereſſen. Ich war begierig darauf, zumal, wie geſagt — ein Zeichen der Zeit! — die hervorſtechendſten Celebritäten des Landes, Hiſtoriker, Literatoren, Poeten, als handelnde Perſonen dabei auftreten. — Für das Theater fand ich wenig Theilnahme im Publikum, und in dieſer Beziehung die Stimmung ſo ziemlich wie überall in Deutſchland, die großen Hauptſtädte etwa ausgenommen. Für mich aber war es nicht unintereſſant, gelegentlich die hier garniſonirende Mannſchaft der durch Roſſini, Auber und das franzöſiſche Vaudeville halb mediatiſirten deutſchen Thalia zu muſtern und den jezigen Standpunkt der Bühne mit dem vor einem Vierteljahrhundert zu vergleichen, da hier Rochus Pumpernickel — auch ein Nachdruck des Molièreſchen Pourceaugnac! — das Entzücken des Publikums und ein Buffo ſein erklärter Günſtling war. — Das Schickſal hat es hier beſſer mit mir gemeint, als ich vermuthen konnte; eben als ich ankam, wurden überall außerordentliche Vorſtellungen gegeben: in der Ständekammer kam die Motion des Abgeordneten Schott auf Wiederherſtellung der verfaſſungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Cenſur zur Debatte, und im Hoftheater gab Madame Stich-Krelinger Gaſtrollen. Eine konſtitutionelle Gala, wie die erwähnte, durfte nicht verſäumt werden, und ſo betrat ich denn das Haus, wo ich einer Rechtsverwahrung und feierlichen Proteſtation beiwohnen ſollte, die mich lebhaft an den Flug der Zeit, an des deutſchen Volks veränderte Looſe und an meine eigene Sterblichkeit erinnerte, indem ich der Zeit gedachte, da mir als Praktikanten bei dem Kammergericht des ſeligen deutſchen Reichs ſo manche Proteſtation durch die Hände gegangen war.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. November 1833.

Freilich ſind wir ein bildſamer Thon in der Hand des Klima; aber die Finger deſſelben bilden ſo mannigfaltig, auch ſind die Geſetze, die ihm entgegenwirken, ſo vielfach, daß vielleicht nur der Genius des Menſchengeſchlechts das Verhältniß aller dieſer Kräfte in eine Gleichung zu bringen vermöchte.

Herder.

Von der Macht des Klimas über die Seele.

Von G. H. Schubert.

Mit dem eigenen Leibe zugleich iſt dem Menſchen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt dieſe äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja ſelber nur als ein zugehöriger Theil dieſer Umgebung erſcheint. Doch wird auch hiebei eine eben ſo entſchiedene Unabhängigkeit der höchſten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klimas erkannt, als von jenem des Leibes. Wärme und Licht, aus dem gemeinſamen Quell der Sonne kommend, ſind ſelber mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden iſt und auf dieſe wirkt, ſo nahe verwandt, daß mit ihnen, in gewiſſem Maße, der Seele ein Mittel ihrer Wirkſamkeit ſelber gegeben oder entzogen, vermehrt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit werden indeß die Wirkſamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur ſo lange dienend und hülfreich unterſtützen, ſo lange ſie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele ſelber, denn in dieſem Falle werden ſie zu einem zerſtörenden Feuer, ſtatt zur wohlthätig mitgeſtaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von einem faſt beſtändig ſenkrechten Stande der Sonne gewirkt, der Temperatur des innern Leibes und ſeines Blutes nahe kommt, ja einen Theil des Tages dieſe noch übertrifft, wenn ſelbſt das aus tiefen Brunnen geſchöpfte Waſſer die Wärme der ausdünſtenden, entblößten Haut hat, da wird mit übermächtigerem Zuge das nährende und bildungsfähige Blut nach außen geführt, als nach der eigenthümlichen innern Bahn hin, und es erzeugen ſich im Uebermaß die Ausſonderungen des Schweißes und der Galle. Es iſt deßhalb die Leber von ungemeiner Größe, das Fell von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Hiemit aber iſt dann auch jenen innern Richtungen der Seelenthätigkeit, welche dieſen äußern Geſchäften des Leibes parallel ſtehen und entſprechen, ein eigenthümliches Maß der Bekräftigung oder der Entkräftung zugemeſſen; es fühlt der Leib durch jedes, auch das leiſeſte Anſtrengen, aufgelöst in Ermattung, das Bedürfniß, mehr durch die übermächtig eingreifende Gewalt des Klimas, als durch den bewegenden Willen der Seele ſich beherrſchen und durchwirken zu laſſen; der natürliche Drang nach Muskelbewegung äußert ſich nur wenig mächtig oder erſcheint ganz erloſchen, denn die Einwirkung des Lichtes und der Wärme iſt ſtärker als die Einwirkung des bewegenden Lebensprincips, das durch den Nerven zum Muskel geht. Die verwaltende Entwicklung der Leber und des

Digitized by Google

Geſchäfts der Gallenabſonderung gibt der Seele eine eigenthümliche Richtung zu dem Geſchäft des Zorns und einer zerſtörenden Wuth. Der Schwäche des leiblichen Ernährungsgeſchäfts und ſeiner Organe, welche der Aufreizung durch ungewöhnliche Mittel bedürfen, entſpricht meiſt eine ähnliche Schwäche der eigentlichen, tiefer gelegenen, innigern Gefühle der Seele. — Da, wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich iſt jener der geſunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünſten gekühlten Haut, da wo das Waſſer der Quellen ſelbſt im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erſcheint, ſind die verſchiedenen Syſteme des Leibes im vollkommenſten Ebenmaaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn ſie öfters jenes mittlere Maaß überſteigt und dann im ſchnellen Wechſel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabſinkt, in der Seele jene leicht ſich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das ſanguiniſche, denn das choleriſche Temperament bezeichnet. Es iſt der Menſch der wärmern temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnt ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei. — Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzern Genuß eines lieblichen Frühlings und Sommers, und in die Entbehrungen des Winters getheilt iſt, hat mit den hochſtämmigen Eichen zugleich die kräftigſte Menſchenform entwickelt. Es zeigt ſich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer beſondern Stärke und Tiefe des Gefühls. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmern Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, ſo wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verſtummten Lande hinwegweiſt, der Natur dieſer Zone, ſo wie vielleicht auch der des Menſchen, jenen ſtillen, tiefen Ernſt, jenen Zug der Melancholie, welcher die edlern Völker dieſes Erdſtrichs vor andern bezeichnet. Endlich ſcheint die faſt beſtändige Kälte des höchſten Nordens die Kraft des leiblichen Wachſens und Erzeugens, wie den innern Trieb der Seelenkräfte zu lähmen und zu ſchwächen. Es iſt der Wuchs nur gering und niedrig, die Knochen jedoch, wie das Gewebe der Muskeln ſind noch von ziemlicher Feſtigkeit und Stärke. Die Leber wird klein, und jene Abſonderungen, welche, wie oben erwähnt, die Hitze der Tropenländer befördert, werden nur in ſparſamem Maaß gefunden. Hiebei zeigt ſich ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und die Esquimaux des hohen Nordens, wenn ſie von See zu See, von Land zu Land durch die faſt grenzenloſe Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden hindurchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in dieſen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Und dennoch erſcheint als das vorherrſchende, der Menſchennatur durch die Polarzone aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters, das phlegmatiſche.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

Ein Gebrechen der ungariſchen Weingewinnung liegt, wie in den meiſten deutſchen weinerzeugenden Provinzen, in der Sorgloſigkeit bei der Behandlung dieſes edlen Gewächſes. Für's Erſte iſt man gar nicht ſorgſam genug in der Auswahl der Lagen, wo man die Reben pflanzt; zweitens iſt dieſe Sorgloſigkeit noch größer bei der Wahl der Reben; ferner wirft man bei der Leſe alle Trauben, weiß und blau, reif und unreif, durch einander und keltert Alles zuſammen; endlich behandelt man den Wein auf dem Lager mit einer Gleichgültigkeit, die von großer Unkenntniß zeugt, und hält auch wenig auf alte Weine, indem man ſie gewöhnlich ſchon im zweiten Jahre ausſtößt. Leider werden auch gute und alte Weine in Ungarn gar nicht nach Werth bezahlt, weßhalb es auch die Mühe nicht lohnt, darauf zu halten. Nur bei den großen Weinhändlern und in herrſchaftlichen Kellern findet man etwas Edles der Art. In den übrigen öſterreichiſchen Staaten wird der Ungarwein nicht ſonderlich geſchätzt. Seine Eigenſchaft, ſtark ins Blut zu gehen und dieſes zu erhitzen, gefällt dort nicht. Aber in den nordiſchen Ländern, in Rußland, Polen und Preußen, liebt man ihn gerade deßhalb, und die meiſte Ausfuhr geht auch dahin. Dem Fremden, welcher nach Ungarn kommt, mundet deſſen Wein trefflich, nur muß man jedem Vorſicht und Mäßigkeit empfehlen.

Doch es iſt Zeit, daß ich auf meiner Reiſe weiter gehe. Auf der Straße von Komorn nach Peſt berührt man Gran nicht. Da mein Weg mich ſpäter dahin brachte, ſo übergehe ich dieſe Stadt jezt. Die Straße wendet ſich von Dorogh aus durch die Gebirge, deren Formen denen der Alpen gleichen, obgleich ſie bei weitem niedriger ſind. Die Farben des Herbſtes fingen bereits an, ſich auf die Gebüſche zu ſenken, mit denen dieſe Berge bekleidet ſind. Zwiſchen rebenbedeckten Hügeln fuhren wir hin, allenthalben bot man uns Trauben und Obſt zum Kauf an, die Luft war heiter und rein, die ganze Natur ſchien ihr Feierkleid angethan zu haben und zeigte uns, wie die Menſchen, ein freundliches Geſicht. Störend hätte der Anblick halbnackter Zigeuner in dieſes Gemälde treten können, wenn es nicht deſſen bunten

Digitized by Google

Schmuck noch vermehrt hätte. Ob dieſes Volk wohl ſo elend ſeyn mag, wie es der äußere Anblick vermuthen läßt? Mich dünkt nicht. Man beobachte nur einmal ihre zufriedenen Geſichter, man ſehe, mit welchem Wohlbehagen ſie an der Straße und auf dem Raſen gelagert ſind; man denke ſich einmal lebhaft den freien Naturzuſtand, den ſie mit keinem andern in der Welt vertauſchen mögen. — Ruht denn nicht alles Glück des Menſchen im phyſiſchen und geiſtigen Gefühl? Dieſes Volk kennt kein wonnigeres, als herumzuſchweifen, aus dem Stegreif und unter einander wie das liebe Vieh zu leben. Freilich dürfen wir uns bei der Beurtheilung ſeines Glückes nicht auf den moraliſchen Standpunkt ſtellen. — Die Kinder, bis zu zehn Jahren, ja auch zuweilen darüber, faſt ganz nackend gehend, zeigen mitunter die ſchönſten plaſtiſchen Geſtalten. Auch ihre Geſichter, ſo widerlich grinſend viele derſelben ſind, zeigen hie und da vollendete Schönheiten, wobei der ſchwarze Teint mehr zur Erhöhung als zur Verminderung beiträgt.

Bei Ofen herrſchte in den ausgedehnten Weinbergen das regſte Leben. Man war ſchon (Mitte Septembers) in der vollen Weinleſe. Die Hitze im Mai und Juni hatte zur frühern Zeitigung der Trauben gewirkt, und die Näſſe im Juli und Auguſt machte ſie faulen und darum die Leſe dringend nöthig, wenn man nicht in Gefahr gerathen wollte, Alles zu verlieren. Es war ein Jammer, die Fülle der Trauben halb verfault zum Theil ſchon an der Erde liegen zu ſehen. Da man hier meiſtentheils blauen (rothen) Wein zieht, ſo bieten die Reben, wenn ſie voll Trauben hängen, einen beſonders ſchönen Anblick. — Jetzt hatten wir das alte Ofen vor uns; eine lange und höchſt langweilige Gaſſe wird allmählig immer belebter, bis man in die Nähe der Feſtung kommt, wo die Stadt ſich zwar ein wenig ausbreitet, immer aber noch zwiſchen den Bergen und der Donau eingeklemmt iſt. Jenſeits des Stroms blinkt Peſt herüber. Neue große Palläſte zeigen deſſen zunehmende Größe und den wachſenden Wohlſtand. Begrüßend ſtand der Blocksberg mit ſeiner Sternwarte vor uns und unten wimmelte die Menſchenmenge auf der Schiffbrücke. Die Donau war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt. — Peſt macht einen günſtigen Eindruck auf den Fremden, der es zum erſtenmale ſieht. An der Donau herab ſtehen eine Menge neuer, in gutem Style gebauter Häuſer; am Ufer wimmelt es von Landvolk, welches ſeine Erzeugniſſe feil bietet; um die Schiffe iſt ein ſtetes Treiben mit Auf- und Abladen, und alles dieß wird durch die Freiheit und Sorgloſigkeit, mit welcher hier ein jeder ſich bewegt und regt, zum charakteriſtiſchen Schauſpiele. An dieſer neu entſtandenen und jugendlich und kräftig aufſtrebenden Stadt ſieht man, welch ein Ueberfluß von phyſiſcher Kraft in Ungarn iſt. Der lebhafte Handel, welcher hier von Jahr zu Jahr zunimmt, beſchränkt ſich meiſtentheils auf Roherzeugniſſe, und doch bringt er ſo große Summen ein und bereichert leicht und ſchnell diejenigen, die ſich mit ihm befaſſen. Man denke ſich aber einmal nur die Hälfte dieſer rohen Erzeugniſſe in Kunſt- und Gewerbeprodukte umgeſtaltet, man rechne, um einen Maaßſtab zu haben, nur einmal, was z. B. England an der rohen Wolle gewinnt, welche es ein- und verarbeitet wieder ausführt, und wobei es mehr als den doppelten Werth derſelben einnimmt; man mache das Facit, ſo wird man finden, mit welch ungeheuern Rieſenſchritten Peſt in ſeiner Vergrößerung und Wohlhabenheit vorſchreiten müßte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

M., November.

Die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit in Europa.

Wenn auch die Summe der Welt- und Ordensgeiſtlichen der katholiſchen Kirche der meiſten Staaten, und insbeſondere der bedeutendſten derſelben genau bekannt iſt, ſo unterliegt dennoch eine Zuſammenſtellung im Ganzen einigen Schwierigkeiten; denn auch abgeſehen davon, daß die beſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Werke meiſtens nur dürftige Angaben enthalten, finden ſich auch wieder einige Staaten, welche aus der kirchlichen Eintheilung ein Geheimniß machen und die Zahl der dem Gottesdienſt gewidmeten Perſonen verſchweigen; außerdem mögen auch noch einige Angaben in dieſer Beziehung vorhanden ſeyn, welche nicht zur Kenntniß des Verfaſſers der gegenwärtigen Ueberſicht kamen, daher dieſe eine gewiſſe Unvollſtändigkeit haben könnte, die in wenigen und unwichtigen Fällen ergänzt werden müßte. Uebrigens glaubt man doch verſichern zu können, daß die Reichhaltigkeit der hier vorgelegten Materialien nicht leicht Jemand unbefriedigt laſſen werde.

Was die Zahl des hohen Klerus, nämlich der Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, betrifft; ſo iſt ſolche durchaus vollſtändig in dem Verzeichniß aufgeführt. Der Glanz und die Herrlichkeit des Gottesdienſtes, womit dieſe Fürſten der Kirche umgeben ſind, iſt jedoch ſehr verſchieden in der Ausdehnung, und richtet ſich weit mehr nach den vorhandenen Hülfsmitteln, als nach geſetzlichen Beſtimmungen; denn unter den Kapiteln befinden ſich Stiftungen aus den vergangenen Jahrhunderten, wodurch das Perſonal eines Kapitels oft auf 50 bis 90 Kanonici ſteigt, während daſſelbe bei den neuerrichteten, minder reich dotirten Stiften manchmal nur 4, 6 und 8 Kanonici beträgt. Von mehreren Biſthümern ſind die Dignitare, Kanonici und Domvikare nicht beſonders angegeben; damit aber dieſe den andern gleichgeſtellt werden, hat man im Durchſchnitt für die Erzbiſthümer 36 und für die Biſthümer 30 Perſonen angenommen, ein Zahlenverhältniß, das zuverläſſig eher zu niedrig, als zu hoch iſt, da die große Mehrzahl dieſer Kapitel Italien und Portugal angehört. Bei den Weltgeiſtlichen werden auch gemeiniglich die Summen der Pfarreien, Vikare, Kaplane, Almoſeniere, geiſtlichen Profeſſoren ꝛc. zuſammen, manchmal auch nur die Zahl der Pfarreien angegeben; da jedoch bei dergleichen ſummariſchen Angaben die ganze Zahl der Geiſtlichkeit ausgeworfen iſt, und dieſe blos bei einigen minder bedeutenden Staaten fehlt, ſo hat dieſer Umſtand keinen oder nur geringen Einfluß auf die Richtigkeit der nachſtehend berechneten Ueberſicht, indem eine irrige zu hohe Schätzung ſich durch eine andere niedrige wieder ausgleichen muß und ſtets die Totalſumme unverändert

bleibt. In Betreff des Näheren über die Menge der Weltprieſter, Ordensgeiſtlichen, Nonnen, Mönchs- und Frauenklöſter wird auf jeden der einzelnen Staaten Bezug genommen.

Zahl der römiſch-katholiſchen Geiſtlichen.

Se. Heiligkeit der Pabſt.		
Kardinäle	. . . .	27.
Erzbiſchöfe, worunter zwei den Titel Patriarchen und fünf den von Primaten führen	. . . . .	85.
Biſchöfe *)	. . . .	426.
Biſchöfe in partibus	. . . .	58.
Generalvikare, Pröbſte, Dombechanten, Kanonici und Domvikare	. . . .	17.841.
Weltgeiſtliche	Pfarrer, Vikare, ordinirte Prieſter, geiſtliche Profeſſoren, Kaplane ꝛc.	317.845.
Ordensgeiſtliche	Mönche	122.336.
	Nonnen	84.311.
Ganze Summe der Geiſtlichen		612.909.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Dazu kommen noch ſieben Biſchöfe für Parma und Piacenza, Modena und Lucca, nebſt den Geiſtlichen dieſer Staaten.

Stuttgart, November.

(Fortſetzung.)

Die Ständeverſammlung.

Die würtembergiſche Ständeverſammlung iſt inſofern eigenthümlich zuſammengeſezt, als mehrere Elemente, welche ſich in andern deutſchen Verfaſſungen in den erſten Kammern befinden, hier in der zweiten vereinigt ſind; dieß macht die leztere verhältnißmäßig ſehr zahlreich und durch die verſchiedenen Koſtüme bunt. Nach Analogie der alten Landesverfaſſung ſitzen hier geſondert Ritter, Prälaten, Landſchaft; Klerus, gens d'épée, gens de robe. Sie repräſentiren verſchiedene Intereſſen, ihre Rechte in der Verſammlung ſind aber durchaus gleich. Während der ſiebenſtündigen Debatte über Preßfreiheit und Cenſur hatte ich reichliche Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, was in den Verhältniſſen ganz natürlich begründet erſcheint, ausgebildete Beredſamkeit unter den hier verſammelten Männern eine Seltenheit iſt; ich konnte aber auch — und hier irrt entweder mein Urtheil, oder hat der Zufall ſein Spiel — wenig von natürlichen Rednertalenten bemerken. Deſto intereſſanter war es oft, den kräftigen Gedanken mit dem Worte ringen und das tiefe, ſchöne Gefühl ein oft weniger ſchönes Gewand umwerfen, es aber häufig deſto würdevoller drapiren zu ſehen. Ich war mit großen Begriffen von der Intelligenz dieſer Kammer hergekommen, und fand keine Urſache, im Allgemeinen mein Urtheil zu reformiren. Es gebührt ſich hier nicht, eine Charakteriſtik auch nur derjenigen Männer zu entwerfen, welche Deutſchland auf andern Feldern als dem parlamentariſchen hat kennen lernen, noch weniger, die Debatte, deren Zeuge ich war, aus dem politiſchen Standpunkte zu betrachten; daher nichts von der Taktik der Regierung, welche, obgleich tüchtig vertreten, in dieſem Falle ziemlich allein ſtand, nichts von den Motiven der vielen, nur heute in Einem Gefühl einigen Redner; nur ſo viel, daß der Gegenſtand wenigſtens von Einem Standpunkt aus intenſiv und extenſiv ſo ziemlich erſchöpft und die Geſchichte der Cenſur, von Domitian und Alexander VI., denen als Erfindern der Cenſur das gebührende Kompliment ward, bis zum Hagelſchlag, der die junge, auch hier nach der Juliusrevolution munter ſproſſende Saat der würtembergiſchen politiſchen Preſſe getroffen, anekdotiſch und epigrammatiſch durchgeſprochen wurde. Die dem geiſtlichen Stande angehörenden Hiſtoriker Pfiſter und Pahl faßten den Gegenſtand vorzugsweiſe vom moraliſchen und hiſtoriſchen, Uhland, Menzel, Pfizer (um nur der auch als nicht politiſche Charaktere bekannten Männer zu gedenken) vom politiſchen und ſtaatsrechtlichen Standpunkt auf. Wenn ich ſo den Schmerz über unauflösliche Widerſprüche im öffentlichen Leben in vollern oder leiſern Akkorden durch die Rede tönen hörte, ach! da dachte ich meiner Wezlarer Jugend, und es ward mir faſt wehmüthig um's Herz. So biſt du denn noch immer ein Labyrinth, du Staatsgebäude, auf deſſen Giebel zu leſen ſteht: renovirt Anno 1648, durchaus verändert i. J. 1806, in großartiger Einfachheit ganz neu hergeſtellt 1814! Aber o der goldnen Zeit der alten deutſchen Republik! naives Staatsrecht! behagliche Ordnung in der Unordnung! bedachtſame Konſequenz in der Inkonſequenz! ſüße Einheit in tauſendköpfiger Uneinigkeit! Wie wäre es uns jungen Aſpiranten, die von deinen goldenen Früchten zu koſten gedachten, in den Sinn gekommen, daß du mürbe ſeyeſt und hohl, du alter Baum! Wie friedlich ruhten unter deinem mächtigen Blätterdach von Diplomen, Patenten und Abſchieden Fürſt und Bürger, Ritter und Bauer, Prieſter und Jureconſultus! und wie harmlos ſchnarrte in deinem Schatten die deutſche Leier von Hermann, dem Cherusker! Aber ein Blitzſtrahl hat dich niedergeſtreckt und ein Cherub mit dem Flammenſchwerdt uns aus dem Paradieſe gejagt; das jetzige Geſchlecht hat die ſtaatsrechtliche Unſchuld verloren, es irrt umher, flüchtig und unſtät, und es iſt ihm, als müßte es in Schmerzen einen Zuſtand gebären, den es nicht zu nennen weiß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 275:
Die Orgel.

Rede-Räthſel. *)

Erſtes Wort.

Homonyme.

Unzahl von Bällen und ein einziger Ball;
Doch bin ich ſchön, ſo geh' ich gern zum Ball,
Und zeige mich bei allen Aſſembleen
Und fehle nicht beim Spiele, noch bei Theen;
Groß bin ich auch; ſo halt' ich oft im Lauf
Des Schickſals Rad, ſo mächtig rollend, auf;
Als beſte hört man wohl mich meine Weiſen,
Die Theologen eine andre preiſen;
Bin ich nur weit, ſo bin ich eng genug.
Mit meinem Namen nennt der Menſch mit Fug
Sich ſelbſt, doch immer mit dem Beiwort klein;
Fall' ich um alle Welt euch noch nicht ein?

Zweites Wort.

Allein beim erſten ſtehend ſag' ich nur,
Daß es beſteht, doch helf' ich auf die Spur
Davon, was eigentlich es ſey, nur dann,
Wenn hinter mir ein Wort ich zählen kann.

Drittes Wort, nebſt Artikel.

Erſt Chaos, dann vollkommne Harmonie
Bring' ich hervor, wer mir die Töne lieh,
Wer mich beherrſcht, es muß ein Meiſter ſeyn:
Fällt euch hiebei die Welt nicht ſelber ein?

J. G. M.

*) Man kennt Buchſtaben-, Sylben-, Wort-Räthſel. Eine weitere Gattung ſind Räthſel über ganze (einen oder mehrere) Sätze, wovon einige Proben folgen werden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. November 1833.

Siehe, es wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.

Schiller.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

Unſtreitig wird Peſt einſt eine der bedeutendſten Städte von Europa, und ich glaube, die Zeit liegt nicht mehr gar fern, wo ſie dieß ſeyn wird. Die Lage im Mittelpunkte eines, von der Natur ſo überaus reich ausgeſtatteten Landes, und noch dazu am größten Strome von Europa; der Vortheil, die Verbindungspforte zwiſchen Oſten und Weſten dieſes Welttheils zu ſeyn; die Leichtigkeit des Transportes aller Produkte auf der Donau; die Hingewöhnung des Volkes aus dem ganzen öſtlichen Theile von Ungarn, ja die unumgängliche Nothwendigkeit, alle Produkte dahin zu führen, will man ſie anders anbringen: dieß und eine Menge ähnlicher Umſtände geben dieſer Stadt einen Aufſchwung, den keine andere auf dem Kontinente in ſo hohem Grade haben kann. Die Märkte, im vollſten Sinne des Wortes Meſſen zu nennen, werden alle Jahre bedeutender, und nicht allein aus allen Gegenden von Europa werden ſie von Kaufleuten beſucht, ſondern es finden ſich auch viele Aſiaten ein. — Jedermann, der Peſt ſeit etwa 30 Jahren kennt, ſagt, es ſey vor jener Zeit nicht der vierte Theil deſſen geweſen, was es heute iſt, und alle Jahre vergrößert es ſich ſo, daß ganze neue Straßen entſtehen. Wie alle neuern Städte, wird es nach einem gewiſſen Plane gebaut: die Straßen ſind breit, die öffentlichen Plätze, deren es mehrere gibt, groß und geräumig. In den Kaufmannsläden herrſcht Pracht und Eleganz, und Alles iſt, wie in den beſten, welche Wien in der Art hat, aufgeſtellt und ausgelegt. Elegant und einladend ſind die Kaffeehäuſer und Reſtaurationen. Mit einem Worte, es fehlt hier nichts, was eine große, volkreiche und hoch civiliſirte Stadt charakteriſirt. Die Sprache, die man am meiſten hört, iſt die deutſche, wobei ungariſch, ſlowakiſch, wallachiſch und andere Mundarten vom Volke geſprochen werden.

Eines der ſchönſten Gebäude der Stadt iſt das Schauſpielhaus. Ich beſuchte es nur einmal, und fand das Lokal beſſer, als das Perſonal. Es iſt großartig im Innern; man hat aber beim Baue zu ſehr verſchwendet und die Logen und obern Gallerien allzuhoch gebaut. Gewinnt dadurch das Haus an impoſantem Anſehen, ſo thut dieſe Bauart doch einmal dem Raume für das Publikum Eintrag, und dann verhallt auch der Ton dermaßen darin, daß nur die kräftigſte und deutlichſte Ausſprache das Haus füllt. Ich fand hier ein ziemlich kunſtſinniges Publikum, und beſonders verriethen die Logen und das Parterre einen recht geläuterten Geſchmack. Sehr laut iſt die Gallerie, eine ganz natürliche Folge des Zuſammenſtrömens einer Population aus allen Weltgegenden.

Digitized by Google

Ich beſuchte an einem Sonntage früh mehrere Kirchen. In der katholiſchen fand ich, wie überall, einen fortwährenden Verkehr. Da knieten Andächtige vor den Altären, dort beſchauten Neugierige die Gemälde und Statuen, hier lag auf den Knieen ein Beichtkind und ſchüttete ſeine Sündenlaſt in den Buſen ſeines Beichtvaters, dort bekreuzte ſich der Haufe beim Ertönen der Meßglocke, hier ſtrömte eine Menſchenmenge herein, dort hinaus. — Was mir aber ein Gefühl ganz eigener Art erregte, das war der deutſche, nach altem Ritus vollzogene evangeliſche Gottesdienſt hier im Mittelpunkte von Ungarn. Die kräftige Rede des Predigers ſteigerte dieß Gefühl bis zur tiefen Rührung. Nichts weckt in der Fremde die Sehnſucht nach der Heimath mehr, als wenn man dort das Gewohnte wieder findet, und wenn freudige Bilder aus der Jugend zurückgerufen werden. Da kann das ferne Land noch ſo ſchön, noch ſo reizend ſeyn, da kann man in ihm alle Genüſſe des Lebens finden, da können neue Freunde an die Stelle der verlaſſenen getreten ſeyn, alles erſezt nicht die Heimath, und das wehmüthige Gefühl behauptet ſein Recht.

Der heiterſte Himmel umfing mich, als ich aus dieſem Gotteshauſe trat. Um meiner erweckten Sehnſucht nach dem fernen Vaterlande Nahrung zu geben, beſchloß ich, des andern Tages auf die Berge bei Ofen zu ſteigen. Mein erſter Gang war auf den Blocksberg. An dieſem hinauf ſind terraſſenartig eine Menge kleiner Häuſer gebaut, die mit ihren weißen Wänden und grauen Dächern, von unten geſehen, einen recht freundlichen Anblick gewähren. Anders aber iſt es, wenn man hinaufſteigt. Da hauſt Mangel und Dürftigkeit, welche durch Schmutz und Unreinlichkeit überall noch recht grell hervorgehoben werden.

Wie bei Erſteigung eines jeden Berges, bereitet man ſich auch hier den höchſten Genuß, wenn man es über ſich vermag, nicht eher um ſich zu ſchauen, bis man deſſen höchſte Höhe erſtiegen hat. Der Name dieſes Berges ſchon hatte mich angezogen, nicht etwa wegen ſeiner Lieblichkeit, ſondern weil er mich an meine Jugendjahre erinnerte, wo ich den Blocksberg im Harze erſtieg. Himmelweit aber ſind dieſe beide Namensverwandten verſchieden. Der lange Philiſter dort im Harze ſtreckt ſeine Arme in ein waldiges Revier, während dieſer hier von Weingebirgen eingeſchloſſen iſt; dort iſt die nahe Gegend wild romantiſch, hier lieblich, volkreich und mild, und ſonderbar genug muß jener im Mittelpunkte des dicht bevölkerten, hochgebildeten Deutſchlands gerade der Repräſentant eines rauhen Landſtriches ſeyn, während dieſer, im Mittelpunkte des dünn bevölkerten, in der Volksbildung zurückſtehenden Ungarns gelegen, gerade im klarſten Lichtpunkte dieſes Landes da ſteht. Aber die Ausſicht von beiden herab gleicht ſich wenigſtens darin, daß ſie über alle Beſchreibung weit, herrlich, erhaben iſt. Wenn man vom Könige des Harzes herab faſt nur in der Ferne Städte, Dörfer und Flecken an einander gereiht ſieht, ſo bietet ſich hier von der Krone der Donau herab eine Ausſicht in die Nähe, wie es wenige gibt, und eine Fernſicht, wo das Füllhorn der Natur das Land überſchüttet hat. In der Höhe ſehr verſchieden, (der Brocken oder Blocksberg im Harze gegen viertauſend, der bei Ofen nicht einmal tauſend Fuß hoch) beherrſchen beide wie Könige das Land ringsum; aber wie verſchieden ſind die Gefühle, die einen auf beiden bewegen! Freilich beſtieg ich den im Harze in meinem zwanzigſten, und den in Ungarn in meinem fünfzigſten Jahre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortſetzung.)

Ohnehin iſt es bei dieſen oder andern Verſchiedenheiten, welche unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen an der äußern und ſodann mittelbar auch an der innern Natur des Menſchen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrſchenden Ton der Leiblichkeit gibt. Schon die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft fügt der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es ſind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaaß der Feuchtigkeit beherrſcht, in der Regel die elendeſten und ſchlaffſten von allen, verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen, als die Bewohner des kälteſten europäiſchen Sumpflandes; ſie ſind in der Zeit der Jugend ſchon durch das Ausſehen und die Hülfloſigkeit des ſpäteſten Greiſenalters entſtellt. Dagegen wirkt auch in den heißeſten Länderſtrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Geſtaltung des Leibes und die zu dieſer hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als es nach unſern Theorien vermuthbar erſcheinen ſollte, und am günſtigſten wird vor allem andern für das Gedeihen des Menſchengeſchlechtes das nachbarliche Zuſammengeſellen von dem Gewäſſer des Meeres, oder der Seen und Ströme, mit einem hochgelegenen, trockenen Lande gefunden. Es iſt indeß nicht dieſe glückſelige Zuſammengeſellung von Meer und Land, von Berg und Thal allein geweſen, was den Bewohnern des ſüdweſtlichſten Aſiens und den Bewohnern Europas jene harmoniſchere Zuſammenſtimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andere Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukaſiſche Menſchenſtamm ſich auszeichnet, ſondern zu dem Entſtehen, ſo wie zu der Entwicklung der Stammverſchiedenheiten oder ſogenannten Menſchenracen haben

Digitized by Google

andere, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Waſſer und Luft und Wärme gelegenen. Da dieſe Verſchiedenheiten nicht blos den Leib und ſeine Kräfte, ſondern eben ſo ſehr auch die Seele und ihre Vermögen angehen, betrachten wir den Grund derſelben hier etwas näher.

Das, was die Geſammtform der Völkerphyſiognomien oder den Unterſchied der ſogenannten Menſchenſchläge erzeugte, das war der freiere oder beſchränktere Wechſelverkehr des Menſchen mit andern Menſchen. Dieſer lebendige Wechſelverkehr übt an uns, ſo lange wir leben, das fortgeſezte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einfluſſes fühlen wir ſtärker, ſo oft wir in neue Verhältniſſe des Bekanntwerdens und des Verkehrs mit andern Menſchen treten, und ſeine Wirkſamkeit wird durch längeres Zuſammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hiebei aber nichts weniger als geſchwächt; wie dieß ſchon jene bekannte Erfahrung beweiſt, daß Menſchen, welche ein inniges Band der Geſellſchaft, wie etwa die Ehe oder Freundſchaft, auf längere Zeit vereint, einander phyſiognomiſch verähnlicht werden. An unſern Hausthieren wird bemerkt, daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenſchaften ſich veredeln, wenn das einheimiſche Geſchlecht mit Thieren derſelben Art vermiſcht wird, welche in einem andern Lande geboren und erwachſen ſind. Dagegen entartet ein ſolches Geſchlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derſelben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Weſen ſich neu erzeugt, die von gleicher Familie entſprangen und leiblich unter ſich verwandt ſind. Bei dem Menſchen wirkt in ſolcher Hinſicht nicht die leibliche Zeugung allein, ſondern, wie ſchon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geſelligen Verkehrs, auf die Form ſeines äußern Erſcheinens bald veredelnd, bald entſtellend ein. Mehr als irgend ein anderes Lebendiges unſerer Sichtbarkeit iſt nämlich der Menſch zum Verkehr mit den Lebendigen ſeiner Art geſchaffen: der einzelne Menſch iſt für und um aller andern Menſchen willen da. Dieſes beweist der Drang in uns, andern das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinſames Werk zu ſchaffen; es beweiſt daſſelbe ſchon die unüberſehlich große Mannichfaltigkeit der innern Anlagen und Richtungen der Selbſtthätigkeit, worinnen kein anderes geſelliges Thiergeſchlecht dem Geſchlechte der Menſchen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menſchen, ſondern an ganzen Familien der Menſchen hier die eine, dort die andere Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche, für ſich allein wirkend, Einſeitiges ſchaffen würde, zuſammen aber mit den Kräften und Bemühungen anderer Menſchen ein harmoniſch-ſchönes Ganzes darſtellt. Darum, ſo unvollſtändig auch das ſichtbare Thun und Treiben des Einzelnen ohne die Wechſelbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erſcheinen würde, ſo bildet es dennoch in dieſem Wechſelverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Dieſe Schönheit der innern Vollendung iſt offenbar auch eine äußerlich ſichtbare geweſen, und iſt dieſes zum Theil noch, bei jenen Völkern, welche weniger die Lage des Wohnorts, an den Küſten des Mittelmeers und des ſchwarzen wie des kaſpiſchen Meers, oder an den andern europäiſchen Meeren, als vielmehr ein inneres Element der Bewegung ſeit Jahrtauſenden in beſtändigem geiſtigen, wie leiblichen Wechſelverkehr erhalten hat. Es iſt die urſprüngliche, ſchöne Art der Menſchennatur, welche hier nicht erſt erzeugt, ſondern erhalten wurde. Aber eben dieſe Natur, in welche urſprünglich die Möglichkeit zu allen den vielſeitigen Richtungen der Selbſtthätigkeit gelegt und welche deßhalb eine harmoniſch-ſchön geſtaltete war, iſt auch zur Einſeitigkeit entſtellt worden, indem ſich auf Koſten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn ſich durch ein Verfließen des einen, beſondern Familienſtammes in viele, ſämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter ſich und aus ſich erneut und ernährt wurden, die Einſeitigkeit des Hauſes feſt wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielſtimmige Geſchlecht aufzuführen beſtimmt iſt, weder Raum noch Kraft übrig: es entſtand die von der Urſchönheit abgefallene Form der Menſchenracen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

M., November.

(Fortſetzung.)

Die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit in Europa.

Spanien. Dieſes Königreich zählt 8 Erzbiſchöfe, wovon der von Toledo der erſte, 168 Biſchöfe, 4262 Kanonici und Präbendirte; der Pfarrer gibt es 16.481, der Vikare 4929, der Benefizirten 17.411, der ordinirten Prieſter 27.757, der Sakriſtane und der dienſtthuenden Perſonen 18.042, mithin Summe der Weltgeiſtlichen 84.620; die der Ordensgeiſtlichen iſt noch größer und beträgt 93.529, worunter 58.422 Mönche und 23.713 Nonnen, während die Uebrigen aus Novizen, Laienbrüdern und Dames seculières beſtehen; im Ganzen 182.279 geiſtliche Perſonen. Unter 77 Einwohnern des Königreichs gehört folglich Einer dem geiſtlichen Stande an.

Frankreich. Der Almanac du Clergé für 1833 enthält folgende Angaben: 5 Kardinäle, 14 Erzbiſchöfe, 66 Biſchöfe, 24 Biſchöfe in partibus, 174 Generalvikare, 660 Domherren, 1788 Ehrendomherren, 767 Pfarreien erſter Klaſſe, 2534 Pfarreien zweiter Klaſſe, 26.776 Weltprieſter, 9435 Vikare, Kapellane, Almoſeniere, und 3537 Profeſſoren der geiſtlichen Seminarien. Summe der Weltgeiſtlichen 43.049, wozu noch 19.340 Kloſterfrauen aller Kongregationen kommen; die Mannsklöſter und Ordensgeiſtlichen beſtehen nicht geſetzlich, weßhalb ihre Zahl auch nicht angegeben iſt. Die

Digitized by Google

Summe aller geiſtlichen Perſonen iſt daher nur 65.120. — Trappiſtenklöſter zählte man im Jahre 1827 neun und Jeſuitenkollegien ſiebenzehn. In demſelben Jahre befanden ſich unter den Weltprieſtern 13.493, welche über 60 Jahre alt, und 2358, welche wegen hohen Alters untüchtig zur Ausübung ihrer geiſtlichen Funktionen waren. Von 44.244 jungen Männern, welche ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatten, befanden ſich 28.879 in den Seminarien und geiſtlichen Kollegien, 13.010 auf Univerſitäten, um Theologie und Philoſophie zu ſtudiren, und 2355 waren bei den Pfarreien, um ſich auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten. — Nach einem der Deputirtenkammer vom Miniſter des Kultus erſtatteten Bericht war die Zahl der dienſtthuenden Geiſtlichen der katholiſchen Kirche nur 32.576 Pfarrer und Vikare, ſo daß auf 948 Individuen der Bevölkerung nur Ein Geiſtlicher kommt. Da nun überdieß in den großen Städten viele Geiſtliche angeſtellt ſind, ſo folgt natürlich, daß von den 39.379 Gemeinden des Königreichs ein großer Theil ohne Geiſtliche iſt. Im Ganzen iſt das Zahlenverhältniß der Geiſtlichkeit wie 1 zu 476.

Dſterreichiſche Monarchie. Die hohe Geiſtlichkeit dieſes Staates beſteht aus 3 Kardinälen, 13 Erzbiſchöfen, von denen fünf den Titel Primaten und einer den eines Patriarchen führen, und 70 Biſchöfen; nach der obigen Annahme zählten die Domkapitel ein Perſonale von 2568. Den offiziellen Angaben zufolge wurden im Jahre 1828, 69.515 Welt- und Ordensgeiſtliche gezählt; rechnet man für die beſtehenden 294 Abteien, 537 Mönchs- und 110 Frauenklöſter im Durchſchnitt je 10, im Ganzen 9410 Perſonen davon ab, ſo wäre die Zahl der Weltprieſter 60.105. Die ganze Summe der Geiſtlichkeit beträgt 72.169, wobei jedoch die geiſtlichen Ritterorden, die Profeſſoren der Seminarien und Kollegien, die Seminariſten ꝛc. ausgeſchloſſen ſind. Von 352 Köpfen der Volksmenge gehört alſo Einer dem geiſtlichen Stande an. — Die Menge der Klöſter hat ſich gegen die ältere Zeit außerordentlich vermindert; ſo waren z. B. allein in Böhmen 98 Mönchsklöſter mit 1934 Mönchen, und 13 Frauenklöſter mit 373 Nonnen, im Jahr 1787 theils wirklich ſchon aufgehoben, theils zur Reduktion beſtimmt; vierzehn Jahre ſpäter zählte man deſſenungeachtet noch 75 Mannsklöſter in dieſem Königreiche.

Im Königreich beider Sizilien bilden 22 Erzbiſchöfe und 77 Biſchöfe mit ihren Kapiteln von 9102 Dignitarien und Kanonici das oberſte Kirchenregiment. Der im Jahre 1832 vollzogenen Volkszählung zufolge befanden ſich im Königreiche dieſſeits des Faros 368 Aebte, 27.612 Weltgeiſtliche, 11.503 Ordensgeiſtliche und 9297 Nonnen, in Summa 51.983 Perſonen. Der Perſonalbeſtand der Geiſtlichkeit des Königreichs jenſeits des Faros (Inſel Sizilien) iſt nicht angemerkt; die Bevölkerung deſſelben beträgt beinahe den dritten Theil von jenem, und man wird jedenfalls die Zahl der Geiſtlichen in gleichem Verhältniß zu gering annehmen, da dieſe nach allen Berichten auf der Inſel außerordentlich groß ſeyn ſoll. *) Demnach finden ſich 9204 Weltprieſter, 3835 Ordensgeiſtliche und 3099 Nonnen, in Summa 68.121 Perſonen, alſo eine von 108 Perſonen der Bevölkerung. Kirchen gibt es auf dem feſten Lande 10 193 und 781 Kapellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Wollte man einigen Schätzungen vertrauen, ſo beſtände die Geiſtlichkeit aus dem zehnten, ſogar aus dem ſechsten Theile der Bevölkerung; dergleichen Angaben ſind freilich ſehr übertrieben, indeſſen iſt doch ſo viel ausgemacht, daß in keinem der übrigen Staaten verhältnißmäßig ſo viele Perſonen des geiſtlichen Standes als auf Sizilien angetroffen werden.

Stuttgart, November.

(Fortſetzung.)

Vom Drama.

Es gehört zu den Seltſamkeiten unſerer ſeltſamen Zeit, daß es in ihr Menſchen gibt, die im Alter jünger ſind als in ihrer Jugend; auch ich gehöre zu dieſen; dieß hindert mich aber nicht, es auszuſprechen: jene Zeit hatte noch einen, wenn auch noch ſo armſeligen Inhalt, die jetzige — ſucht erſt einen. Der Menſch muß noch an etwas außer Gott glauben; damals aber, im Decliniuın der Zeit, die uns jezt die alte heißt, fing man damit an, daß man ſich des Glaubens an Gott entſchlug, und an was man dann noch glaubte, nachdem man Gott aufgegeben, war des Glaubens nicht werth. Jezt glaubt man wieder an Gott, und das Uebrige wird ſich finden. Und ehe es ſich gefunden hat, ſind auch alle Klagen über den Verfall der Bühne, über die Inhaltloſigkeit dieſer ſpät gebornen Tochter der Zeit, eitle Jeremiaden.

Man thäte beſſer, man amüſirte ſich an dem, was einem geboten wird, und ſuchte ſich nur das Plumpſte vom Halſe zu halten. Es iſt einmal ſo: mit jenem politiſchen Sündenfalle geht der in der dramatiſchen Kunſt parallel. Wenn ich aber eben im Scherze ein laudator temporis acti war, ſo könnte ich es, wenn ich des ſpießbürgerlichen, aber naiven Theaters meiner jungen Jahre gedenke, faſt im Ernſte werden. Kein Vernünftiger wird wünſchen, daß Ifflands und Kotzebues Präſidenten, Hofräthe und ſentimentalen Schelme je wieder Typen deutſcher Art werden, weil dieß unmöglich iſt. Aber jene, mit dem Dekorationspinſel gemalten Charaktere waren doch Bilder unſeres, allerdings engen und proſaiſchen Lebens, aber immerhin doch unſeres Lebens. Jezt zeigt uns die komiſche Muſe, die ich hier, wie man ſieht, vorzugsweiſe im Auge habe, Alles, nur nicht uns und unſere Zuſtände. Wer fände dieß nicht begreiflich? wer weiß nicht, warum

— migravit ab aure voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana?

In einer Zeit, welche ſelbſt erſt einen Lebensinhalt ſucht, kann die Bühne keinen haben. Das glänzende Elend, das über unſere geſammte Dramatik hereingebrochen iſt, kann einen nicht einmal zur Wehmuth ſtimmen, weil es nicht, wie etwa in der griechiſchen und römiſchen Vergangenheit, der Nachſchimmer, das aufflammende Abendroth einer der Auflöſung entgegeneilenden großen Zeit im Leben und auf der Bühne iſt; aber einem, von den tauſend Farben, in denen ſich jezt das reine Licht der Kunſt zerſplittert, geblendeten Veteran iſt es nicht zu verargen, wenn er von dem ſinnlichen Sturme um Aug und Ohr an einem einfachen Bilde der Vergangenheit ausruht und der Zeit beſcheidenen Geiſtesgenuſſes gedenkt, wo Ifflands und Schröders bürgerliche Geſpenſter noch unter den Lebendigen wandelten, wo die Aktrice definitiv, für das ganze Stück, die Fontange auf den Puder und die ſchelmiſchen Muſchen auf die Schminke pflanzte, und die Zwiſchenakte ſich nicht zu Viertelſtunden dehnten, weil die Dame den Morgenanzug aus dem zweiten Akt, der Wahrheit zu Liebe, im dritten mit der vollen Toilette vertauſchen muß und darüber die Rolle vergißt; wo der Mondſchein, obgleich man die Stäbe der Laterne ſah, juſt ſo natürlich war, als er jezt abgeſchmackt iſt, da es der Theaeemeiſter unſerm Herrgott zuvor thun will; wo die ſpaniſche Halskrauſe und die gepufften Hoſen das ganze Mittelalter repräſentirten, und der Koſtumeur noch nicht alle Chroniken nachſchlug und ſich unſägliche Mühe gab, um die Gebildeten im Publikum von ſeiner Unwiſſenheit zu überzeugen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. November 1833.

Fliegt denn, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und ſchafft.

Herder.
Aus der griechiſchen Anthologie.

Gaselen.

Die Biene.

Bewundert hab' ich ſchon oft und beneidet die Biene;
Wer hat denn belehrt und wer hat vereidet die Biene?
O ſeht, wie ſicher und wohlfeil ohne Controle,
Ohn' Unterſchleif ihr Amt bekleidet die Biene,
Und doch verwaltet Schätze des lauterſten Goldes,
Wenn ſie im Sommer die Linden beweidet, die Biene.
Sie findet immer die richtigen Pfade und Straßen,
Und wohl vom Wachſe den Honig ſcheidet die Biene.
Frei fliegt mit köſtlichen Waaren über die Grenze,
Weil nirgends ein Zoll wird angekreidet, die Biene.
Ganz durchgeführt iſt im Bürgerſtand die Bewaffnung;
Sie führen Alle den Stachel; drum meidet die Biene!
Auch kann ich es nimmer tadeln, daß ungern im Korbe
Die faulen Ariſtokraten leidet die Biene.
Auch ſteuert ſie gern; doch tödtet der Hunger und Kummer,
Wenn man zu ſtark den Stock beſchneidet, die Biene.

Der hoffnungsloſe Lehrling.

Nie wird gerad ein Baum, ein krummer,
Und niemals reden lernt ein Stummer;
Du klagſt: der Lehrling, den du haſt,
Er werde alle Tage dummer.
Was Krebs heißt, das geht hinter ſich,
Der Taſchenkrebs, ſo wie der Hummer.
Zu der Melone Wohlſchmack reicht
Der Kürbis nie und die Kukummer.
Drum ſchüttle den Verdruß von dir,
Hör' auf zu ſeyn ein finſtrer Brummer!
Des Tölpels Zukunft raube nicht
Die ſüße Ruhe deinem Schlummer;
Denn oftmals fällt das größte Loos
Auf eine überſehne Nummer;
Du aber flickſt das blöde Hirn
Ihm nicht mit deinem Fleiß und Kummer.

Grabſchrift.

Geſegnet ſey, wer ruhet unter'm Mooſe,
Für den die Zeit ſteht ſtill, die ruheloſe!
Er ſchlummre, wie der goldgeſchuppte Gaſt
Im purpurfarbnen, weichen Kelch der Roſe,
Und wie ein Kind, das, von dem Weinen müd,
Entſchlafen iſt in ſeiner Mutter Schooſe.
Des Lebens Lärm und Frevel ſtöre nicht
Die heilig heimliche Metamorphoſe!
Denn noch empfindlich iſt der Todten Herz
Und zuckt, verlezt, wie Blätter der Mimoſe.
Tief in des Grabes ſchöpferiſcher Nacht
Bereitet vor ſich die Metempſychoſe.
Prophetiſch träumend ſinnt die Seele nach
Dem ſchon erfüllten und dem künft'gen Looſe.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

Zu den Füßen ausgebreitet liegt Ofen, dieſe alterthümliche, zerſtückelte, in mehreren Spalten des hieſigen Gebirges ſich herumziehende Stadt. Wendet man ſich nur ein wenig nach Nordweſt, ſo wird man von dem langen Silberbande, welches die Donau durch das Land zieht, geblendet. Senkrecht an dieſem Strome aufſteigend, bildet von dieſer Seite der Berg einen ungeheuren Felsblock, woher auch wohl ſein Name, an welchem kleine Häuſer, gleich Schwalbenneſtern angebaut ſind. Gegen Oſten ſchießt der Fluß hinab und bricht ſich an einer großen Inſel, wodurch er in zwei Arme getheilt wird, die ſich erſt nach einer Entfernung von nahe an zehn Meilen wieder verſchlingen. Ein unermeßliches Land breitet ſich links und rechts um ihn aus. Eine ſchwarze Wolke zog hochgethürmt über mein Haupt, ließ einige Regentropfen und Hagelkörner fallen und flog hinüber über die Ebene. Vor ihr her zog ihr rieſiger Schatten, der wie eine Schreckgeſtalt das Land verdunkelte. Ich malte mir ſo das Bild der Peſt, wenn ſie heranzieht und mit ihrem giftigen Hauche die Völker berührt. Aber das Phantom war vorübergehend; der Wind erfaßte die Wolke, zertheilte ſie, und die einzelnen Schatten wurden ſo klein, daß ich ſie von meiner Höhe aus kaum mehr unterſchied. Glänzender als je beleuchtete die Sonne die Gegend und zeigte mir im fernen Hintergrunde die ungeheuren Ebenen von Ketſchkemet, wo dem Menſchen noch ein ſo weites Feld zum Anbau offen ſteht, und wo Schätze vergraben und ungenützt liegen, die eine dreimal größere, als die bisherige Bevölkerung bereichern könnten. Gen Nordweſt ſtrömte der Fluß aus den Bergen von Sanct Andreas hervor. Auch dort hat er eine Inſel gebildet, auf welcher wohlhabende und volkreiche Dörfer liegen. Unten im Strome ſchwammen in einzelnen Gruppen eine Menge von Schiffmühlen, die wie kleine Dörfer da lagen und mit dem Geflacker ihrer Räder, welche das Waſſer in die Sonne ſchleuderten, ſo daß es wie flimmernde Kryſtalle in der Luft umherflog, ein höchſt intereſſantes Bild gaben. Um den Berg herum iſt die ganze Gegend ein einziger Weingarten. In dieſem lebte und regte es ſich auf allen Punkten. Die Winzer ſchritten mit ihren gefüllten Butten zu den Bottigen, und der neue Moſt ſchoß ſchäumend in die Höhe. Aus der Tiefe des Rebengeländes jubelte es an allen Ecken und Freudenſchüſſe knallten in jedem Winkel. Ich ſtand da, in Wonne getaucht, und doch ergriff mich in dieſer die Wehmuth: denn ich ſtand allein. Nach der Heimath, gen Nordweſten ſchaute ich, aber da ſtanden die Berge wie vorgezogene Vorhänge.

Mit der Ausſicht vom Blocksberge allein begnügte ich mich nicht; ich mußte auch die von der Feſtung Ofen herab genießen. Mit leichter Mühe, auf gut gebahntem Wege gelangt man auf dieſe. Ringsum auf den Feſtungswerken iſt das Gehen erlaubt, und es ſind dieſelben in angenehme Spaziergänge umgewandelt. Ueberraſchend iſt der fortwährende Wechſel der Anſicht, und man bleibt jeden Augenblick ſtehen und vergleicht immer fort und glaubt immer wieder eine ſchönere Seite dieſer herrlichen Natur entdeckt zu haben. Wie eine Krone liegt das königliche Schloß, die Reſidenz des Palatins von Ungarn, auf dem Gipfel der Höhe. – Ehemals ſchaute dieſe ſtolz hinab auf ihren Mantel, das alte Buda (Ofen); jetzt iſt dieſer Mantel verſchoſſen und ein anderer breitet ſich gegenüber aus. Der ganze Glanz von Ofen zieht ſich allmählig hinüber nach Peſt, und wenn auch erſtere Stadt von letzterer noch immer einiges Leben erhält, ſo wird ſie doch von ihrer rivaliſirenden Schweſter ſo verdunkelt, daß man ſie bald nur als ihre Schleppenträgerin wird betrachten können.

Eine unangenehme Störung machten mir die auf der Feſtung Ofen ſitzenden und hier zu Zwangsarbeit verurtheilten Gefangenen. Das Kettengeklirr war ein ſchrecklicher Mißton in dem allgemeinen Jubel der Gegend. Welche Lagen und Verhältniſſe des Lebens mögen einen jeden von dieſen Unglücklichen zum Verbrecher gemacht und zu dieſer harten Strafe verdammt haben? Manche verriethen eine düſtere Schwermuth, die einen ſchneidenden Kontraſt mit der Frechheit bildete, die auf vielen Geſichtern zu leſen war. — Meine Stimmung war ſehr ernſt. Es ſtiegen vor mir die Bilder all des Greuels und der Verwüſtung auf, welche Ungarn, ſo weit die Geſchichte reicht, mehr als jedes andere Land erfahren. Ich überſchaute ein weites Land, auf welchem in frühern Jahrhunderten Ströme von Blut gefloſſen waren, ein ſo reich geſegnetes Land, deſſen Gaben auch jetzt noch nicht von den Menſchen in dem Maße genoſſen werden, wie ſie es nach ihrer Fülle ſeyn könnten. Woher kommt wohl das harte Geſchick dieſes ſonſt ſo ſchönen Landes? fragte ich mich ſelbſt. Die Antwort war nicht ſchwer zu finden. Ungarn iſt gleichſam der Durchgang in dem großen Ländergebäude von Europa und Aſien. Alle Völkerwanderungen, Attilas Einbruch, ſo wie die Kreuzzüge, gingen durch Ungarn. In einem mit Erzeugniſſen ſo geſegneten Lande fanden die durchziehenden Schaaren alle Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, und es wurde, da ſeine Lage es ausdrücklich dazu beſtimmt zu haben ſchien, zur großen Völkerſtraße zwiſchen Europa und Aſien. Polen und Rußland waren dazu viel zu unwirthbar. Das unglückliche Ungarn konnte ſich von einem Schlage zum andern, von einer Verheerung zur andern viel zu wenig erholen, um den ſtets wiederholt eindringenden Nationen zu widerſtehen

und ſie von ſeinen Grenzen zurückzuweiſen. Verſucht ward es oft genug, und auch zuweilen mit glänzendem Erfolge, aber immer kehrte das alte Uebel wieder.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortſetzung.)

Da wo in der älteſten Zeit der Erdgeſchichte der Ueberreſt jenes alten Meeres thronte, in deſſen Schooß das Urgebirge ſich gebildet; da wo auch nach der großen Kataſtrophe das am höchſten an der Wolkenregion gelegene, ſalzige Meer unſers Planeten Jahrhunderte lang fluthete, in der Mitte von Aſien, hat ſich die Entartung zur mongoliſchen Menſchenform gebildet. Es iſt das Bette des vormalig höchſten Binnenmeeres der Erde, es iſt die Gobi eine Wiege ſolcher Völker geweſen, welche, vom Fleiſch und von der Milch der Heerden ſich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenſtandes kannten. Das Auge ſelbſt des ſchnellſten Zugvogels ſieht, auf lange Strecken hin, in dieſer Wüſte der Völker nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher, aus grünenden Steppen, ſo wie aus kieſigem oder ſandigem Grunde zuſammengewebt und hie und da mit kleinen Waſſerſpiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwiſchen den Trägern der Wolken, den Gebirgsketten des mittlern Aſiens, ausgebreitet liegt. Im Süden erglänzt der ewige Schnee des Hymalaya, im Weſten der des Belurgebirges, in Oſten wird der mächtige Keſſel von den Höhen des Brahmaputra, in Norden vom Amurgebirge umſchloſſen. Dieſe ſelber von Mauern umgebene Wüſte hegt wieder in ihrem Innern eine zahlloſe Menge von ſolchen Weideländern, welche, nach allen Seiten hin von unwegſamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umſchloſſen, dem Menſchen gebieten, hier mit ſeiner Familie und mit ſeinen Heerden allein zu ſeyn; ein Gebot, welches die dortige reiche Natur zu keinem überläſtigen macht; denn es gedeiht da am erfriſchenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, ſondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie ſie die Natur darbeut, werden dort ſtatt der Wunderſchöpfungen der Menſchenhand geſehen. Ein Saum der Wüſte, von der Breite der Tagreiſen, iſt ſo häufig mit bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn ſie, von der Luſt des Sammelns ergriffen, hier zuſammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyrſteine und des grünen wie des rothen Jaſpis nicht hinwegtragen würden, ſondern daß, wenn jeder Einzelne, ſo viel ihm beliebte, genommen, auch für die künftigen Geſchlechter noch eine unerſchöpfliche Fülle des bunten Geſteins zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in ſeltſamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblicks bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, ſo wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrſcht auf dieſer Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres; denn außer dem Geſang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf und niederem Geſträuch niſtenden Sylvien, wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen. Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüſte in das Menſchenangeſicht die feſtſtehenden Familienzüge des Mongolenſtammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des Auges, blinzelnd über die grenzenloſe Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth ſich ſelbſt in der äußern Form und Stellung dieſer Augen, deren zum Fernblick günſtige Lage die ſtark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Geſtaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß iſt kein Leib, welcher durch das beſtändig abwechſelnde Hinwegſchreiten über Berg und Thal oder durch das Geſchäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielſeitig ausgebildet iſt; Hände ſo wie Füße werden weniger entwickelt gefunden, als bei den Völkern des weſtlichen Aſiens und Europas; dieſer Körper ſcheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Laſtthiers oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, wie der mongoliſche Familienzug, hat ſich die Form der ſogenannten äthiopiſchen Menſchenrace gebildet. Umſchloſſen im Norden wie im Süden von Sandwüſten, deren glühenden Lufthauch ſelbſt der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menſchen, im Bunde mit dem genügſamen Kameel, wegſam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der ſenkrecht ſtehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der begehrenden Triebe ergießt. Da, wo im Weſten dieſes üppige Mittelland dem Weltmeere naht, zeigt ſich auf weit hinaus dem Auge nur ſelten eine Inſel, welche zum Erfinden der Schiffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küſte die grünenden Eilande nicht zu fern ſind, ſo liegen doch ſie ſelber zum Theil ſo weit von einander oder von den Küſten eines größern Feſtlandes entfernt, daß von hier aus der wander- und gewerbluſtige Menſch niemals, ſo wie etwa im Mittelmeere, von Inſel zu Inſel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach dieſen, wie nach andern Richtungen hin, die Menſchenfamilie, welche dort in der Behauſung des mächtigſten Sinnengenuſſes ihre Wohnung aufgeſchlagen, von dem Verkehr mit den andern Söhnen ihres Geſchlechts abgeſchloſſen, und verlor ſich hiedurch in die Einſeitigkeit der äthiopiſchen Abart.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Beſchluß.)

Seydelmann. Madame Stich-Krelinger.

Zu dieſen Betrachtungen gab mir nicht etwa das Stuttgarter Theater ſpeziell Anlaß. O nein! ich entlade mich nur der Galle, ſo oft das Wort Schauſpiel, deutſches Schauſpiel mir auf die Zunge oder unter die Feder kommt. Ich fand die hieſige Bühne ſo gut, als es nur ſeyn kann unter den obwaltenden Umſtänden und bei der von der allmächtigen Zeit gebotenen Obliegenheit, eine univerſale zu ſeyn, Trauerſpiel, Schauſpiel, Oper, Vaudeville, Ballet, Pantomime und Poſſe über dieſelben Bretter laufen zu laſſen. Den Ruf, deſſen das hieſige Orcheſter genießt, fand ich durchaus begründet. Meine üble Laune hinſichtlich der Dramatik der Zeit hinderte mich nicht, die ſchönen Talente, die ich hier fand, innig zu genießen; ja dieſe meine Stimmung zog mich deſto mehr zu ihnen hin. Seydelmann iſt ein hochſtehender, vielſeitiger Schauſpieler, gleich groß im Tragiſchen, wie im Komiſchen; im wahren Mimen, wie in der Poeſie ſelbſt, verſchmelzen ja dieſe beiden Richtungen deſto inniger, je höher man ſie erfaßt. Den ächten Zauberer erkannte ich in ihm, da er im ſogenannten récit de Theramène der Phädra die ganze franzöſiſche Tragik in meiner Seele mit jenem poetiſchen Schimmer übergoß, bei welchem man allein die Bedeutung und wahre Stellung eines ganzen Kunſtgenus erkennt. Er iſt einer jener von der Natur nicht verzärtelten Künſtler mit dominirendem Verſtande, welche allein geeignet ſind, die Tradition auf eine beſſere Zeit rein fortzupflanzen. Mlle. Stubenrauch ſoll den Kothurn mit vieler Majeſtät tragen; ich glaube es, obgleich ich ſie nur in Louiſe Müllers Pantoffeln ſah, in welchen ſie ſich übrigens mit vieler Grazie bewegte. Sie ſteht auf ihrer Höhe etwas vereinzelt da; namentlich ſchien es mir an gewandten weiblichen Füßen für den komiſchen Soccus zu fehlen, während das männliche Perſonale im Schauſpiel ungleich reichhaltiger beſezt iſt.

Vorzüglich große Freude machte es mir, Mad. Stich-Krelinger, der ich ſchon manchmal auf dem Lebenswege begegnet bin, auch hier bewundern zu können, und ſie von einem verſtändigen Publikum gewürdigt zu ſehen. Ich ſah ſie nur in drei Rollen: als Phädra, als Lady Milford und als des alten Danville junge Frau in der Delavigneſchen Komödie. Madame Krelinger liebt erſtere Rolle; die reich begabte Frau kann darin auch ihre äußere Erſcheinung in großartiger Mimik vielſeitig geltend machen. Am intereſſanteſten war ſie mir in der „Schule der Alten,“ weil ich das Stück in Deutſchland noch nicht geſehen hatte. Sie erſchien mir darin wie eine geiſtreiche Ueberſetzung der Mars, und ich war eben daran, das Spiel zweier ſo ausgezeichneten Typen von zwei verſchiedenen Nationalitäten zuſammenhaltend, über den beiderſeitigen weiblichen Charakter zu philoſophiren, als mir eine Bemerkung meines Nachbars den Genuß verdarb und die Leſer um meine Betrachtungen brachte. Er meinte, zu der Rolle einer ſo gar jungen Frau, wie Hortenſe, ſey die Schauſpielerin denn doch — zu alt. O über die Doppeltelescope, mit denen ſie den Schauſpielerinnen in das Geſicht ſehen, wie dem lieben Mond, und die Schatten meſſen! Eine Dame nach ihrem Alter zu fragen, iſt nur ungeſchliffen; bei einer Schauſpielerin darnach zu fragen, iſt abgeſchmackt, deſto abgeſchmackter, je mehr man ſonſt von überwundenen Schwierigkeiten zu erzählen weiß. Wißt ihr, daß die franzöſiſchen Poeten für die Mars, welche doch in den fünfzigen iſt, eigens Rollen junger Mädchen ſchreiben? Nein, Madame Krelinger iſt mir noch viel zu jung! Wenn die Mars noch ein paar Jahre aushält, kann ſie ihr fünfzigjähriges dramatiſches Jubiläum, originell genug, dadurch feiern, daß ſie eine Rolle ſpielt, in der ſie juſt jenes halbe Jahrhundert jünger erſcheint, als ſie iſt. Wenn man noch ſo weit in den Jahren zurück iſt, wie Mad. Krelinger, könnte man, ſo hoch man auch ſtehen mag, immerhin denken, man habe erſt recht angefangen, und wolle jedenfalls von der jetzigen, ſo gewaltig kurzſichtigen jungen Generation an dieſelbe Generation appelliren, wenn ſie Alters halber weitſichtig geworden iſt. Aber Madame Krelinger glaubt von alle dem nichts, ſo wenig als ich; müßte doch der Sinn der Zuſchauer ſich aus den incertis oculis dahin wenden, wohin er gehört, und dieſe Auswanderung werden kaum unſere Jüngſten erleben.

Ich habe hier ganz eigenes Glück mit den außerordentlichen Vorſtellungen. Eben da ich abreiſen will, kündigt man an: „Zum erſtenmal: Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt, Zauberpoſſe mit Geſang in drei Akten.“ — Ich bedaure, nicht bleiben zu können, und wünſche viel Vergnügen.

M., November.

(Fortſetzung.)

Die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit in Europa.

Das brittiſche Reich enthält mehr Katholiken, als das Königreich Neapel. Die Perſonenzahl des katholiſchen Klerus dieſer beiden Länder iſt jedoch ſehr verſchieden, da blos 4 Erzbiſchöfe und 26 Biſchöfe mit einem Kapitel von 924 Kanonici angeſtellt ſind, wovon 4 Biſchöfe auf England, alle übrigen auf Irland kommen. Noch geringfügiger iſt die Zahl der Weltprieſter, nämlich 1994, und der Curiatgeiſtlichen, 3100. Der Kirchen gibt es ſo wenige — in Irland 896 — daß der Gottesdienſt zum Theil in Zelten auf offenem Felde gefeiert wird. Auch die Klöſter ſind nicht zahlreich: 113 mit einem Perſonale von 2264, wovon 51 auf Irland kommen. Im Ganzen beläuft ſich die Kleriſei auf 8308 Perſonen, wovon eine auf 825 Individuen der Bevölkerung zu rechnen iſt.

Sardinien beſizt 5 Erzbisthümer, 28 Bisthümer und 6 Suffraganbiſchöfe, mit einem Kapitelperſonale von 1020 Mitgliedern; die Zahl der Pfarreien wird zu 3996 und die der Weltgeiſtlichen zu 9112 angegeben; jedoch iſt die leztere Zahl keine amtliche Angabe. Mönchsklöſter werden 293 und Nonnenklöſter 144 gezählt, deren Bevölkerung man auf 5300 Ordensgeiſtliche und 2300 Kloſterfrauen ſchäzt. Die Summe der Geiſtlichkeit beträgt ſomit 17,771, was aber höchſt wahrſcheinlich zu niedrig iſt. Das Zahlenverhältniß der Geiſtlichkeit zu den übrigen Landesbewohnern ſtellt ſich wie 1 zu 232.

Ruſſiſches Reich. Der Zählung vom Jahre 1829 zufolge beſtand der katholiſche Klerus von Rußland aus 5981 Weltprieſtern; höhere Kirchenwürden finden ſich nirgends aufgezeichnet. — Das Königreich Polen betreffend, eröffnete der Miniſter des Kultus dem Reichstag in ſeinen Sitzungen vom Jahr 1830: im Königreich belaufe ſich die Zahl der Pfarreien auf 1917, der Filialkirchen auf 309, der Weltprieſter auf 2369, der Mönchsklöſter auf 156 mit 1783 Mönchen, der Frauenklöſter auf 29 mit 354 Nonnen. An der Spitze des katholiſchen Klerus in Polen ſtehen: 1 Erzbiſchof und 8 Biſchöfe, deren Kapitel auf 276 Dignitäre, Kanonici ꝛc. ſteigt. Im Ganzen, Rußland einbegriffen, 10,772 Geiſtliche.

Der hohe Klerus im Königreich Preußen beſteht aus 2 Erzbiſchöfen, 2 Fürſtbiſchöfen, 3 Biſchöfen, 8 Weihbiſchöfen, 25 Prälaten und 99 Domherren. Die Zahl der Weltprieſter wird zu 3500, die der Vikare, Kaplane ꝛc. zu 1900 angegeben; die Kloſtergeiſtlichen werden auf 2000 und die Nonnen auf die Hälfte geſchäzt; in Summa 8537 Geiſtliche, folglich eine Perſon dieſes Standes auf 564 Individuen der katholiſchen Bevölkerung. (Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. November 1833.

— Du Menſch.
Gemacht ſo bildſam, daß dein feiner Staub
In Nord und Süd und Oſt und Weſten, dort
In Eisgebirgen, hier im Gluthſtrom lebt,
Im Meer hier, dort in dürrer Wüſtenei,
Und überall der Erden Herrſcher wird!

Herder.

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortſetzung.)

In dieſen beiden, neben der urſprünglichen Form der Menſchengeſtalt beſtehenden Nebenformen ſind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grundtypus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inſeln oder in abgeſchiedenen Gegenden des Feſtlandes einem einzelnen Häuflein der Menſchen das bildende Element des Wechſelverkehrs mit andern Menſchen auf lange Zeiten hin entzogen wurde; überall da, wo das verwandte Blut der Familien, ohne neue Vermiſchung, von einem Menſchenalter auf das andere ſich forterbte, iſt eine Mangelhaftigkeit und Einſeitigkeit der äußern wie der innern Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem andern jener Extreme ſich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit andern Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings ſchon die Berührung mit andern Länder- und Himmelsſtrichen bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongoliſche Familienzug hat ſich in den Urbewohnern Amerika's, welche großentheils mongoliſcher Abkunft waren, zwar nicht ganz verwiſcht, er iſt aber gemildert worden. Statt der älteren Einſeitigkeit der Geſtaltung iſt jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweicht, als die mongoliſche Geſtaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnorts und der Lebensweiſe, von welcher der mildernde Einfluß ausging. Daſſelbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflöſung der mongoliſchen Entartung entſtanden ſcheint. Die Malayen zeigen ſich in ihrer Geſichtsbildung dem kaukaſiſchen Stamme um ſo näher verwandt, je mehr ſie durch die Lage ihrer Inſeln oder ihrer Wohnung an den Küſten des Feſtlandes zum Verkehr mit andern Menſchen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit dieſen genöthigt waren. Veredelnd und verſchönend hat aber auf die äußere Natur des Menſchen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht blos die Einflüſſe eines neuen Himmelsſtrichs und Landes, ſondern hiemit zugleich auch den geiſtigern Einfluß anderer, gebildeter Völker erfuhren. Auf dieſe Weiſe hat ſich der alte Völkerſtamm der Deutſchen, auf ſeiner Fußreiſe durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Aſien hervor gen Europa, leiblich veredelt und geſtärkt, und zu ſeinem nachmaligen Wirken in der Geſchichte der Völker geſchickt gemacht.

So iſt es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein geweſen, was die Entſtehung der Abarten der Menſchenform oder der ſogenannten Menſchenracen begründet hat, ſondern die einſeitige Ausſcheidung der

Digitized by Google

einzelnen Völkerfamilien von den andern Geſchlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge ſowohl des äthiopiſchen als des mongoliſchen Menſchenſchlags niemals blos durch Veränderung des Wohnorts und Welttheils ganz verwiſcht werden; ſondern es wird nur durch Vermiſchung mit andern Menſchenſchlägen, vornehmlich aber mit dem Urſtamm, vollkommen aufgehoben. Es mag übrigens das Entſtehen der jezt ſichtbaren Nebenformen zunächſt nur in jener anfänglichen Zeit unſers Geſchlechts möglich geweſen ſeyn, wo den Völkern, außer dem Geſchäft der Fortgeſtaltung der äußern Leiblichkeit, das Werk der Fortbildung einer innern Leiblichkeit, nämlich der jetzigen Völkerſprachen, oblag.

Was wir hier ſchon von dem Entſtehen der mehr äußern Abänderungen der Menſchennatur ſagten, das gilt noch viel mehr von den mehr innern Abänderungen des Naturells oder gar des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klimas Schuld gegeben werden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Waſſer, ſie können an der Menſchennatur nur wenige Züge verändern, ſo lange in dieſer ein Element lebt und kräftig iſt, welches gleich der Sonne und dem nährenden Waſſer dem bewohnten Lande ſeine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden wie die ſtreitenden Elemente der Natur beherrſcht. In den heißen Ebenen Egyptens, deren Lufthauch, wie die Fülle des Bodens, den Menſchen abwechſelnd, jezt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen ſcheint, haben es in frühern Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, daß eine andere Kraft im Menſchen ſey, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernſt der Keuſchheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Weſen der Menſchennatur, welches am Peſcheräh des Feuerlandes geſehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsſtrichs wäre, warum hätte dieſelbe Urſache nicht in gleicher Kraft auf die Esquimaur der ähnlichen, im hohen Norden gelegenen Küſte des Polarmeers gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte ſich vor Zeiten der Menſchenfleiß an der nun ganz von Eis umſchloſſenen Oſtküſte von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erſchaffen. Ein Kloſter, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloſchenen Vulkans erbaut, da, wo dem verödeten Grunde beſtändig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewäſſers entſtiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und ſein Aushauch gab mitten in dieſer Heimath des Winters den Bäumen und Gemüſen einer gemäßigten Zone ihr Gedeihen; machte ſelbſt in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. So hat, nach dieſer Sage, in der äußern Natur ſelber der Menſch die Waffen gefunden, womit er die Schreckniſſe dieſer Natur beſiegte; er hat jedoch dieſe Waffe noch näher liegen, er trägt ſie ſelber in und bei ſich. (Der Beſchluß folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

Faſt von all den vielen eingedrungenen fremden Völkern blieben Reſte zurück, die ſich ſo leicht nicht zu einer Nation amalgamiren konnten, ſondern vielmehr einander nur allzuoft feindſelig gegenüber traten. So kam es denn, daß das unglückliche Land, wenn es auch von außen Ruhe hatte, ſich in ſeinem Innern zerfleiſchte. — Und auch jezt noch herrſcht, wie ich fürchte, nicht Einheit und Einigkeit genug, um das Land zu der Kraft zu erheben, zu welcher es ſo leicht gelangen könnte, und durch welche es zur vollen innern Wohlfahrt gelangen würde. — Die fremde Hoheit, unter welcher es jezt ſteht, könnte dieß eher fördern als hindern, da von ihr aus der gute Wille, das Reich auf eine hohe Stufe des Flors zu ſtellen, deutlich genug ſichtbar iſt. Nur Einheit und Einigkeit im Volke ſelbſt bedarf es, um dieſes Ziel zu erreichen. — Die Aufnahme der ungariſchen Sprache bei allen öffentlichen und Staatsverhandlungen iſt ein größerer und wichtigerer Schritt zu demſelben, als Viele glauben. Nur bleibe jeder Zwang in Privatangelegenheiten fern. Dort möge jeder die Sprache ſeiner Väter reden; ſie bindet ihn mehr, als die, welche er gezwungen ſprechen müßte, an ſein Vaterland. — Aber ein zweiter, noch wichtigerer Schritt iſt die Emancipation der Bauern, als des eigentlichen Körpers der Nation. Sobald dieſe wirkliches Eigenthum beſitzen werden, wird auch Vaterlandsliebe in ihrem Buſen einziehen. — Daß der gegenwärtige Landtag dieſe beiden Geſichtspunkte ſo richtig aufgefaßt und zu demſelben noch einen dritten, eben ſo wichtigen gefügt hat, nämlich die Verbeſſerung der Rechtspflege, iſt eine überaus merkwürdige Erſcheinung der Zeit. Jeder, dem das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, kann nur wünſchen, daß er ſeine große Aufgabe vollkommen löſen möge, und daß weder Privatintereſſe, noch Leidenſchaftlichkeit, noch auch politiſche Ereigniſſe dem Entwurf und der Vollendung des großen Werkes hemmend in den Weg treten.

Einen großen Schritt hat Ungarn zur Herſtellung der Einheit im Vaterlande ſchon in früherer Zeit dadurch gethan, daß es die Gewiſſens- und Religionsfreiheit herſtellte. Genießen gleich nicht alle Religionspartheien ganz gleiche Rechte, ſo haben ſie doch alle vollkommenen Schutz und freie äußere Uebung ihres Kultus.

Ich nahm von Peſt meinen Weg an der Donau hinauf über Altofen, welches von Juden wimmelt, nach

Digitized by Google

Szent-Andras (St. Andreas). Dieſer unbedeutende Ort gleicht einem Menſchen, der, wenn man ihn nicht genauer kennt, große Erwartungen erregt, dieſe aber gewaltig täuſcht, wenn man ihn in der Nähe beobachtet. Von fern machen die vielen Thürme (irre ich nicht, ſo ſind deren wohl acht), einen günſtigen Eindruck; zudem iſt der Ort an einem Bergabhange an der Donau gelegen. Kommt man aber hinein, ſo findet man ein erbärmliches, ſchmutziges Neſt. Der größte Theil der Einwohner ſind Raizen (Griechen). Betriebſamkeit rühmt man dieſem Volksſtamme nach, aber Nettigkeit und Reinlichkeit gehören wenigſtens hier nicht zu ſeinen Tugenden. Eine Eigenthümlichkeit in ihrem Religionskultus ſind ihre vielen Kirchen. Irre ich nicht, ſo haben ſie deren hier ſechs, obgleich die ganze Raiziſche Bevölkerung kaum 1000 Seelen beträgt. Wie ſchlecht dabei ihre Prieſter beſoldet ſeyn müſſen, läßt ſich leicht denken. In der That ſoll auch ihr Einkommen unglaublich gering und ſie darum gezwungen ſeyn, den ihnen als Dotation überwieſenen Acker mit eigener Hand zu bauen. — Wenn man an der Donau weiter hinauf reiſt, ſo findet man faſt in jedem Dorf eine andere Sprache und ein anderes Glaubensbekenntniß. Ungarn, Deutſche, Raitzen, Slowaken, alles wechſelt in buntem Treiben. Welch ein Kitt gehört dazu, alle dieſe verſchiedenen Elemente zu einem feſten Ganzen zu verbinden! Zum Theil indeſſen, möchte ich behaupten, iſt er ſchon vorhanden, und zwar in der Konſtitution des Landes und in der Vorſtellung, zum Theil auch im wirklichen Genuſſe der Freiheit, deren ſich jedes Individuum in Ungarn erfreut.

Ich beſtieg die Anhöhen bei St. Andreas und weidete mich noch einmal an dem Anblicke der herrlichen Gegend die Donau hinab. Ich nahm den lezten Abſchied von Peſt und Ofen; es ſchauten mich der Blocksberg, in ſeinen hellblauen Luftmantel gehüllt, und die Thürme der beiden Städte an, und luden mich, ſo war mir, ein, wiederzukehren und einmal im Frühjahr hier die Natur in ihrem Schmucke zu ſehen und die klingenden Stimmen der tauſend Nachtigallen zu bewundern.

Weiter hinauf wird das Thal immer enger und beſteht faſt nur aus der Inſel Szent-Andras. An dem breiten Arme oder der großen Donau liegt links die Stadt Waitzen, die, außer ihrem Dome und dem Sitze des Biſchofs, nichts Merkwürdiges hat. Hinter ihr ſtreicht das hier in einem breiten Zweige auslaufende Honter Gebirge. Auf der rechten Seite, d. i. an der kleinen Donau, reihen ſich Dörfer an Dörfer, deren Wohlhabenheit durch den Weinbau, welcher hier ſehr lohnend iſt, begründet wurde. Auf dieſer Seite begegnet man ſehr häufig den Pferdezügen, welche die beladenen Schiffe die Donau hinaufziehen. Nicht ſelten ſieht man deren 20 — 30 in Einem Zuge. Die Donau trägt hier ſchon bedeutende Laſten, und es laden die größten Schiffe, beſonders wenn ſie Militäreffekten führen, bis zu 12,000 Centnern auf. Für die, welche Getreide laden, ſind 7 bis 8000 Preßburger Metzen, d. i. etwa 6 bis 7000 Centner, die gewöhnliche Fracht.

Wenn die Donau viel Waſſer führt, ſo überfluthet ſie nicht ſelten die von hier nach Gran führende Straße. Ehemals war dieß noch häufiger der Fall; aber mit dem Straßenbau meint man es im Allgemeinen in Ungarn noch wenig ernſtlich; auch hat man ſich durch die Länge der Zeit an die ſchlechten Wege ſo gewöhnt, und die Kutſcher und Bauern haben eine ſolche Fertigkeit im Fahren auf den entſetzlichſten Strecken derſelben erworben, daß man das Bedürfniß beſſerer Straßen gar nicht lebhaft fühlt. Zudem will ſich kein Menſch zur Bezahlung eines Weggeldes verſtehen. Der Bauer allein iſt es, der dieß geben müßte, und doch wäre er es wieder allein, dem man die Herſtellung der Straßen aufbürden würde. Bei ſo bewandten Umſtänden geht es damit langſam, und es iſt in der That ein wenig viel, wenn man dicht vor Ofen nach Regenwetter eine Straße findet, auf der immer ein Wagen nach dem andern ſtecken bleibt, und wo ſelbſt ein leichtes Fuhrwerk nur von zwei ſtarken oder vier ungariſchen Pferden herausgezogen werden kann. Und dieß iſt die befahrenſte Straße in ganz Ungarn. — Ich traf, als ich hier reiſte, großes Waſſer, und die Donau füllte hie und da faſt das ganze enge Thal aus. An manchen Orten mußte man durch ziemlich tiefe Stellen fahren. Ich zog es vor, auszuſteigen und an den Bergen fort zu Fuße zu gehen. Ich genoß auf dieſem Gange einen intereſſanten Anblick. Wie eine üppige Dame wälzte die Donau ſich in ihrem Bette. Es war früh und das Thal mit einem dichten Nebel erfüllt, der, von der Sonne mächtig bekämpft, ſchon hie und da bedeutend zerſtückt war. Bald glänzte das Bild der Siegerin im Waſſer, bald flogen wieder neue Nebelmaſſen herbei, um ſie zu verhüllen. Sie tanzten freudig auf dem verwandten Elemente, und tauchten ſich in daſſelbe, um darin zu verſchwinden. Der Kampf war jedoch ſchnell genug entſchieden und die Sonne ſtrahlte in ihrer vollen Glorie. — Der Strom, deſſen, obgleich trüben Gewäſſer im Sonnenſtrahl wie polirter Stahl glänzten, trieb Holz und allerlei leichte Gegenſtände, deren er im Lauf hatte habhaft werden können, mit ſich; Felder und Wieſen ſtanden hie und da unter Waſſer, mitten auf ſeinem Rücken aber ſchwammen Schiffe und Kähne und freuten ſich der raſchen Fahrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

M., November.

(Beſchluß.)

Die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit in Europa.

Portugal zählt 3 Erzbiſchöfe, wovon der von Liſſabon den Titel Patriarch führt, 15 Biſchöfe, 51 Prälaten und 558

Digitized by Google

Generalvikare, Kanonici ꝛc. — Den Liſten zufolge, welche im Jahr 1823 den Cortes vorgelegt wurden, waren 9227 Weltprieſter, 360 Mannsklöſter mit 5612 Mönchen, und 138 Frauenklöſter mit 5903 Nonnen in das Verzeichniß eingetragen. Die Summe der ſämmtlichen Geiſtlichen beläuft ſich demnach auf 21.369 Perſonen; es kommt ſomit Einer auf 140 Individuen der Bevölkerung.

In **Belgien** iſt der Perſonalbeſtand der katholiſchen Geiſtlichkeit 1 Erzbiſchof, 5 Biſchöfe, 186 Dignitäre, Domherren ꝛc., Weltgeiſtliche 3728, in Summa 3910 Perſonen, eine auf 976 Individuen der Bevölkerung. Ueber die Zahl der Ordensgeiſtlichen und Klöſter fehlen alle Nachrichten.

Im Königreich **der Niederlande** gibt es 1 Erzbiſchof, 3 Biſchöfe, 126 Perſonen der Domkapitel und 874 Weltprieſter, in Summa 1004 Geiſtliche, wovon einer auf 836 Individuen der katholiſchen Bevölkerung. Von Ordensgeiſtlichen, Klöſtern ꝛc. iſt nichts bekannt.

Im Großherzogthum **Toskana** iſt die Geiſtlichkeit beſonders zahlreich; es beſtehen nämlich in dieſem kleinen Lande 3 Erzbiſchöfe, 16 Biſchöfe und 588 Dignitäre, Kanonici und Domvikare; ferner zählte man im Jahr 1828. 8355 Weltgeiſtliche, 6750 Mönche und 1060 Nonnen, in Summa 16.772 Perſonen geiſtlichen Standes. Wenn man die Verhältnißzahl derſelben zur Bevölkerung erwägt — 1 auf 78 Einwohner — ſo glaubt man ſich um Jahrhunderte zurückverſezt. — Mönchsklöſter waren 195 und Frauenklöſter 67 vorhanden.

Von den **deutſchen Bundesſtaaten**, Oeſterreich und Preußen nicht einbegriffen, iſt nur Baiern in Betreff der Geiſtlichkeit von Wichtigkeit. Nach dem Konkordat wurden 2 Erzbisthümer und 6 Bisthümer errichtet, welche jedes ein Kapitel von 1 Probſt, 1 Domdechanten, 6 Kanonici und 6 Vikaren, die Erzbisthümer 2 Kanonici mehr, erhielten. Die oberrheiniſche katholiſche Kirchenprovinz, wozu Würtemberg, Baden, Großherzogthum Heſſen, Kurheſſen und Naſſau gehören, zählt 5 Biſchöfe, in jedem der genannten Staaten einen, deren Kapitel nur aus einem Domdechanten, 4 bis 6 Kanonici und 2, 4 und 6 Domvikaren beſtehen. Im übrigen Deutſchland gibt es nur noch ein Bisthum, und zwar im Königreich Hannover. Demnach beſteht die hohe Geiſtlichkeit aus 2 Erzbiſchöfen, 12 Biſchöfen und 195 Geiſtlichen der Domkapitel. In den obgenannten ſieben Staaten werden 4657 Pfarreien gezählt; rechnet man hiezu die übrigen kleinen Bundesſtaaten, und für die in ihnen angeſtellten Pfarrer und Vikare überhaupt 1/3 hinzu, ſo würde die Summe der Weltgeiſtlichen 6209 betragen; wahrſcheinlich iſt dieſe Annahme etwas zu niedrig.

Von der **Schweiz** ſind die Angaben des Klerus nicht allein unvollſtändig, ſondern auch ſich widerſprechend, ſo daß mit Zuverläſſigkeit keine Zahl als die der 4 Biſchöfe als richtig angenommen werden kann. Das Perſonale der Kapitel, 210, iſt ſehr zahlreich; dasjenige vom Bisthum Baſel zählt allein 91 Kanonici. Außer den vielen geiſtlichen Stiften gibt es 59 Mönchs- und 61 Frauenklöſter. Die Zahl der Weltprieſter wird zu 1700, die der Ordensgeiſtlichen zu 1800 und die der Kloſterfrauen zu 1500, in Summa 5214 Perſonen angegeben.

Von den vier **italieniſchen Staaten**, Parma und Piacenza mit 3 Biſchöfen, Modena mit 3 Biſchöfen, Lucca mit 1 Biſchof und der kleinen Republik San Marino, iſt die Zahl der übrigen Geiſtlichen unbekannt; ſie ſind daher auch nicht in das Verzeichniß aufgenommen.

Der Freiſtaat **Krakau**, mit 1 Biſchof, 16 Domherren, 106 Weltprieſtern, 156 Ordensgeiſtlichen und 172 Nonnen, wird blos der Vollſtändigkeit wegen angeführt.

Den Beſchluß machen wir mit dem **Kirchenſtaate**. Seine Heiligkeit der Pabſt iſt von 19 Kardinälen umgeben; es beſtehen 6 Erzbisthümer und 72 Bisthümer, wovon jedoch nur 27 beſezt ſind. Die Kapitel enthalten 1012 Dignitäre und Kanonici, die 1532 Mönchsklöſter 10.598 Ordensgeiſtliche und die 1464 Frauenklöſter 8284 Nonnen. Pfarreien gibt es 2090 und Weltgeiſtliche 34.602; ſämmtliche Angaben ſind vom Jahr 1826. Die Summe der geiſtlichen Perſonen beträgt folglich 54.529, ſo daß von 45 Einwohnern des Kirchenſtaats einer dem geiſtlichen Stande angehört.

Berlin, November.

Ein Beitrag zu Kants Metaphyſik der Sitten.

Berlin iſt eine viel zu junge Hauptſtadt, als daß ſich ihre Phyſiognomie nicht noch mannigfach ausprägen und ändern ſollte. Man irrt ſich, wenn man hierin ſchon überall feſte Typen entdeckt haben will. Berlin hat verhältnißmäßig gegen jede andere Hauptſtadt eines größern Reichs weniger Begünſtigungen in den Ereigniſſen gefunden, ſeine Entwickelung geſchah langſam, und jede kriegeriſche Chance ſezt es noch heute allen Zufällen weit mehr aus, als Wien, Petersburg, Paris und London. Friedrichs des Großen Vater ging in Folge ſeines Erſparungsſyſtems abſichtlich darauf aus, ſeiner Hauptſtadt jeden großſtädtiſchen Charakter zu nehmen; er wußte, wie viel Summen ſeinen Vater die Eitelkeit gekoſtet hatte, aus ſeinen Umgebungen eine Kopie des franzöſiſchen glanzvollen und verſchwenderiſchen Hofes zu machen. Auch Friedrichs II. Regierung war nicht dazu gemacht, Berlin einen beſondern Glanz zu verleihen. Den Plünderungen der feindlichen Heere ausgeſezt, konnte die Hauptſtadt nicht zu jener ruhigen, genießenden Wohlhabenheit gelangen, welche immer die breite Unterlage für jedes großſtädtiſche, charakteriſtiſche Gepräge bildet. Der Frieden brachte nur dem Lieblingsaufenthalte des Königs, Potsdam, Früchte und Vortheile.

Wenn es wahr iſt, daß in den Bewohnern unſerer Hauptſtadt ſich eine gewiſſe traditionelle Eigenthümlichkeit erhalten hat, ſo wird man, wenn man von ihr die rechte Vorſtellung beſizt, die Mitte des vorigen Jahrhunderts als die Zeit annehmen müſſen, in welcher die Elemente derſelben zum erſten Male zuſammenfließen. Welche kann ich meinen? — Berlin iſt eine ſehr bürgerliche Stadt; ſelbſt die grenzenloſe Maſſe von Staatsbeamten, die von den niederſten bis zu den höchſten Stufen jezt in der Reſidenz wohnen, haben ihr dieſen Charakter nicht nehmen können. Der bei uns dominirende Bürger iſt aber kein Großbürger, ſondern ein Philiſter, ein Kleinſtädter, welcher auf dem ſchönſten Plaze Europas, im ehemaligen Luſtgarten, ſtehen kann und niemals ſeine Vorſtadt, ſeinen ſogenannten Kiez, vergeſſen wird. Friedrich der Große beſchäftigte durch die Lieferungen für ſeine Heere eine große Anzahl Bürger, man gab ihnen Vorſchüſſe, wenn ſie arm waren, lieferte den Poſamentirern Wolle, kurz, es waren weniger großartige Unternehmer, welche in Befriedigung der militäriſchen Bedürfniſſe ihre Rechnung fanden, als eine zahlreiche Menge kleiner Arbeiter, welche theils in die Stadt gezogen waren, um ſie zu bevölkern, theils ſie nicht verlaſſen wollten, weil ſie anderswo nicht das Privilegium der Kantonsfreiheit fanden. Nichtsdeſtoweniger hat dieſe bedeutende Anzahl von Handwerkern, dieſe ganze Kleinbürgerſchaft, ſeit dem ſiebenjährigen Kriege bis auf die unglücklichen Zeiten von 1807 und 1808 immer ſehr gute Ueberſchläge gemacht, ſie wurde reich; denn in jeder Zeit hat man, wie es in Berlin heißt, „etwas geſchafft.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. November 1833.

Da nun lagern ſie beiſammen,
Bunt an Sprache, Tracht und Sitten,
Fern dem Haupt, von dem ſie ſtammen.

H. Stieglitz.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

Bei Viſegrad (Wiſchegrad) iſt das Thal ganz eng und die Gegend über die Maßen romantiſch. Oben, wie ein Adlerhorſt, ſtehen die Ruinen der alten Veſte auf ſenkrechtem Felſen, der nur auf einer Seite zugänglich iſt. Merkwürdig in der Geſchichte iſt dieſe Burg, die Reſidenz mehrerer ungariſchen Könige. Sie widerſtand manchen Belagerungen, ſo wenig die neue Art Krieg zu führen dieß glaublich macht. Von hier herab bietet ſich ein vortreffliches Panorama dem Blicke dar, in welchem die Donau als Hauptſchönheit hervortritt. Auf allen Seiten erheben hohe Berge ihre Häupter und ſcheinen jeder den andern überragen zu wollen. An den Seiten ſind Weingelände und unten im Thale fruchtbare Aecker und Wieſen zerſtreut. Wenn nun, wie ich es traf, der Herbſt der Natur ſein buntes Kleid angezogen hat, und die Farbenmiſchungen ſo zart und doch ſo mannigfach, ſo ſchön und für die Vorſtellung doch düſter über das Ganze dahin ziehen, da erfüllen die Bruſt tiefe und ſtreitende Gefühle, welche unwillkührlich in ſtille Wehmuth übergehen.

Wer in Gran eine ſchöne, oder auch nur merkwürdige Stadt ſucht, der täuſcht ſich ſehr. Schlechte Häuſer, ſchmutzige Gaſſen, Dürftigkeit der Einwohner, viele Juden, alles dieß hat ſie mit den mittlern Städten Ungarns gemein. — Eine Merkwürdigkeit, auf welche man den Fremden hier aufmerkſam macht, iſt die von dem verſtorbenen Primas, Kardinal und Erzbiſchof Rudnay, angefangene Kathedralkirche. Man hatte mir viel von deren Pracht geſagt, und ich war erſtaunt, als ich die Höhe betrat, worauf ſie ſteht, und da zwar eine in großem und edlem Styl angelegte Kirche, aber um dieſelbe eine mit Trümmern, Hütten und altem Gemäuer bedeckte Wüſte fand. Es ſind nämlich noch die Ruinen der alten Feſtung hier, welche alle weggeräumt werden müßten, ſollte anders dieſer Tempel geſehen werden können. Neben der Kirche ſollte nach dem Plane des Baumeiſters auf einer Seite die Reſidenz des Erzbiſchofs, auf der andern ein Pallaſt für hohe Gäſte, rechts und links Seminarien erbaut werden, welche mit den neu aufgeführten und noch aufzuführenden Gebäuden der Domherrn ein Ganzes gebildet hätten. Ein Rieſenwerk, zu deſſen Ausführung kaum ein Menſchenalter hinreichen würde, und ein ſehr kühnes Unternehmen für einen ſchon ſo bejahrten Prälaten wie Kardinal Rudnay war. Er ſtarb mitten in der Ausführung dieſer Entwürfe, und die Kirche ſteht nun mit ihren bereits verfallenden Gerüſten da, und wird zur Ruine, noch ehe ſie halb vollendet war. Unſer Zeitalter ſcheint für dergleichen gigantiſche Bauten, wozu mehr als ein Menſchenalter erforderlich iſt, nicht geeignet.

Digitized by Google

Seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode des Erzbiſchofs iſt kein Stein mehr gelegt worden. Die einſtweilige Verwaltung ſteht unter dem Staatsärar, und dieß darf ſtatutenmäßig ſieben Jahre dauern. Daß während dieſer Periode an keine Fortſetzung des Baus gedacht wird, iſt entſchieden. Wenn nun aber auch ein neuer Primas gewählt und eingeſezt ſeyn wird, ſo iſt ſtark zu bezweifeln, daß er den Bau wieder aufnehmen und zur Vollendung führen werde.

Gran liegt auf einer Ebene an der Donau, dicht an eine Menge Rebenhügel gelehnt. Die Gegend iſt, von dieſen herab geſehen, ungemein ſchön, auch erſcheint ſie durch den Verkehr auf dem Fluſſe ziemlich belebt. Der hier wachſende Wein gehört nicht zu den vorzüglichſten, obgleich der Weinbau ein Haupterwerbszweig der Stadt ſeyn ſoll.

Ich eilte auf ebener Straße nördlich in die Gegenden, welche mich ſchon im Frühlinge entzückt hatten. Ein kleiner Abſtecher, den ich von Zeliz aus ins Honter Vorgebirge machte, war ſehr belohnend, indem ich hier das regſte Leben in der Weinleſe fand. Intereſſant war mir der deutſche Dialekt, welchen man hier in mehreren Ortſchaften ſpricht. Anfangs horchte ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und konnte durchaus nicht klug werden, in welcher Sprache ſich die Menſchen unterhielten. Hie und da klangen einige Wörter wie deutſche, verloren ſich aber im Ganzen ſo, daß ich nichts davon verſtand. Ein Ortsvorſtand, an den ich mich wandte, gab mir eine Erklärung und ſagte mir mehrere Worte und Redensarten. Jakob heißt: Kobal, Liſchen: Liſal, Kopf: Habt. J war dir das Habt zerknaien: ich werde dir den Kopf zerſchlagen. Statt W ſetzen ſie immer B und ſagen z. B. bas ſtatt was, Bind ſtatt Wind, Banlaſen ſtatt Weinleſe ꝛc. Dieſe Deutſchen ſollen aus den Berggegenden von Chemnitz, Neuſohl ꝛc. in uralten Zeiten hieher gekommen ſeyn. Troz ihres Jargons, verſtehen ſie das Hochdeutſche, und die meiſten können es auch ſprechen. Des Ungariſchen ſind ſie faſt alle mächtig. In ihrer Kleidertracht weichen ſie von den übrigen Landeseinwohnern nicht ab.

Es iſt hier wohl am Orte, ein paar Worte über die verſchiedenen in Ungarn angeſiedelten Nationen zu ſagen. Im nördlichen Theile des Landes ſind es meiſtentheils Slaven, nur einzelne Dörfer und Städte ſind dazwiſchen mit Deutſchen bevölkert. Im mittlern Ungarn wohnen die eigentlichen Ungarn (Magyaren). Jedoch ſind auch dieſe mit Deutſchen, Slaven, Raitzen, Slowaken und andern Volksſtämmen vermiſcht. In den Wirthshäuſern an den Hauptſtraßen trifft man faſt lauter deutſche Wirthe. Die eingewanderten Deutſchen ſind aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands hieher gekommen, wie auch die Namen der Ortſchaften beweiſen, die ſie angelegt haben. So findet man Frankenthal, Sachſendorf, Schwäbiſchdorf ꝛc. Meiſtentheils nennen die Magyaren und alle Slaven alle Deutſche mit dem Collektivnamen „Schwaben.“ Unverkennbar iſt es, daß die Deutſchen nicht alle zu gleicher Zeit in Ungarn eingewandert ſind, und daß Manche Jahrhunderte früher hieher kamen als Andere. Man rühmt faſt an Allen ohne Ausnahme Fleiß und gute Ordnung in der Führung ihres Hausweſens. Sonderbar aber ſoll dieß nur von denen gelten, welche abgeſondert unter ſich eigene Gemeinden bilden. Diejenigen dagegen, welche ſich mit den hier angeſiedelten andern Nationen vermiſchen, ſollen gar bald deren Untugenden: Liebe zum Trunke, Trägheit und Unſauberheit annehmen. So iſt mir wenigſtens erzählt worden, und indem ich dieß hier nacherzähle, bin ich fern von der Befangenheit und Partheilichkeit, unbedingt annehmen zu wollen, als gäbe es unter den andern in Ungarn wohnenden Nationen keine fleißigen und ordentlichen Wirthe. Vielmehr könnte ich ſelbſt Beiſpiele von Männern anführen, die ihr Haus- und Wirthſchaftsweſen muſterhaft betreiben und dadurch zu bedeutendem Wohlſtande gelangt ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Beſchluß.)

Im hohen Norden, ſchon jenſeits der Grenzen des Landes der Polarnacht, war jener Tempel erbaut, welchen ſich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnſitz geweiht. Es zeigt da beſtändig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach dem Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Geſtirne; nur am fernen Saume, gegen Süden hin, tauchen die Sterne des wärmern Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weicht niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das ſchmale Küſtenland bedeckt, da erblickt dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Granitklippen und das Gebüſch der ſumpfigen Ebenen; gegen Norden hinan aber, unermeßlich und ohne Grenzen, verbreitet ſich, mit dem ſchimmernden Eis bedeckt, das Meer des Pols. Es fühlt ſich hier der Menſch mit der eigenen athmenden Bruſt und mit Gott allein; hier iſt, ſelbſt am Saume des anbrandenden Meeres, das ernſte Schweigen eines Sterbenden, welcher, geſchieden von des Lebens Luſt und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seyns, wie nach einem unbegrenzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der ſelberkräftigen Seele um Weisheit, welche beſſer iſt als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die ſie an den milden Ufern des Ganges und an den Waſſerfällen des Nils hervorgebracht. Prieſter mit ergrautem Haare, deren Auge und ſchweigender Mund ſich gern zu dieſer ernſt ſchweigenden Natur geſellt, weil ſie den tiefen Sinn dieſer

Digitized by Google

Stille verſtanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einſicht in den Lauf der Geſtirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, deſſen Erfindung und erſte Einrichtung ſchon zu Olaus Magnus Zeiten, wie ſich dieß aus den aſtronomiſchen Rechnungen ſelber ergeben, 3300 Jahre alt ſeyn mußte. Denn es war, nach dieſem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahrs, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und ſechzig Tagen und ſechs Stunden beſtimmt, der Unterſchied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger iſt, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neujahrsfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim erſten Wiederkehren der Sonne, am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt. So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen ſcandinaviſchen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Urſprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Geſangs, ſo rührend, ſo mächtig und ſo tiefen Sinnes, als jene, welche ſich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden dieſen ſchönen Heldengeſtalten, wie den kräftigen Seelen des ſcandinaviſchen Stammes zu ſchaden vermocht? Wandelt da nicht ſeit Jahrtauſenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk neben dem arm- und mühſeligen, leidlich verkümmerten Geſchlechte der Lappen, deren Nähe ſelbſt der Stier des ſcandinaviſchen Hirten ſcheut? Es hat der ſchönkräftige Leib des Scandinaviers, ſeit den Jahrtauſenden der hier inwohnenden Väter, dieſelbe Macht des Winters, denſelben Ungeſtüm der Stürme ertragen, ſeine Väter wie ihn haben dieſelben Fiſche der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm geſellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unſrer Tage beſtrahlt, und jenem Geſchlecht, wie dem der Eichen, iſt dieſer alte Stand der Heimath nur zur beſſern Entfaltung des innern wie des äußern Menſchen förderlich geweſen. Denn es hat auch hier der Menſch gezeigt, daß in ihm ſelber ein Vermögen ſey, aus dem Schooße der nordiſchen Natur den Ernſt und die Ausdauer, die Kraft der Keuſchheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus dieſem kalten Himmel auf den Menſchen einzuwirken vermöchte, zu beſiegen. Darum ſtehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechiſchen Himmels in gleich hoher Geſtalt da, und es erſcheint das Gewand des Nordens, das jene umſchließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das dieſe ſchmückt.

Wahr und kräftig bezeichnend ſagt hierüber ein ſcandinaviſcher Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch begeiſterten Dichters lebt, E. Tegnér: „Zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernſt der Betrachtung vor; liebt ihr die rieſenhaften, aber bleichen Geſtalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimniſſen der Geiſterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre, flüſtern — dann muß ich euch hinweiſen zu dem eisgrauen, zu dem ſagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung ſang, während der Mond auf die Fjellen ſchien, der Bach ſeinen eintönigen Geſang ſchlug und die Droſſel im Wipfel einer vergoldeten Birke ſaß und ein Klagelied ſang über den kurzen Sommer, über die ſterbende Natur.“

So kann ſchon jenes Beiſpiel zweier, ſeit Jahrtauſenden dieſelbe Luft athmenden, unter demſelben Himmelsſtriche wohnenden, weit verſchiedenen Völker bezeugen, was das Klima über den Menſchen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite ſteht. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküſte auf demſelben heißen Boden, das Volk, welches Habeſch beherrſcht, neben den Schangallas (den Troglodyten der Alten) finden, oder in Kamtſchatkas kälterm Küſtenlande eine ſo lebensluſtige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit der Bewohner bemerken, als jene iſt, welche unſere Bücher den Völkern des lieblich warmen, ſüdlichen Himmels zuſchreiben. Immerhin mag die feuchte Wärme und der ſchweflichte Dunſt des Bodens bei den Anwohnern des Aetnas und des Veſuvs das Athmen beengen, wie ſie die Haut gelblich ätzen; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieſer warmen und ſchweflichten Luft die Macht zugeſtehen, das Gemüth des Menſchen zu verändern, und dieſen nicht blos grämlich zu machen, ſondern ihm ein böſes Herz und verderbte Sitten zu geben. Und wenn in ſolchen Fällen, wie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt, welcher alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler Witterung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von entſchiedenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erſchien, ſo darf man nicht vergeſſen, daß dieſes krankhafte Erſcheinungen waren. Es hat eine alte, beſſere Zeit auch über Siziliens reichen Gefilden den Beweis geführt, daß der innere Menſch überall — wie der äußere die Luft, welche ſeine Lunge athmet — jenes geiſtige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrſcher der Sinnlichkeit macht. Die Ueberkleidung mit dieſem Element einer neuen, inneren Geſtaltung erhebt die Seele aus der ſichtbaren und vergänglichen in eine andere Leiblichkeit, welche dem Wechſel der Zeiten nicht unterliegt, und welche — ſo wie derſelbe Himmel mit denſelben Sternen und mit derſelben unermeſſenen Tiefe über der öden Klippe, wie über dem

Digitized by Google

reichen Gartenlande, über dem Sumpfe, wie über dem Gebirge ſteht — über jeder Menſchenſeele in gleicher Macht und Fülle waltet, ohne Aufhören bereit, ſich jeder zu geben, welche ſein begehrt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beſchluß.)

Ein Beitrag zu Kants Metaphyſik der Sitten.

Dieſe Kleinbürger waren es, welche ſeither immer die breite Grundlage für die Bewohner Berlins bildeten. Die großen Ereigniſſe der Zeit, die mächtigen Fortſchritte des preußiſchen Staates waren für ſie Ueberraſchungen, an welche ſie ſich bald gewöhnten, und die ſie ſogleich in den Kreis ihres philiſterhaften Daſeyns herunterzogen. Es fehlte in dieſer Sphäre an dem rechten Sinn, der ſolchen erhabenen Thatſachen entgegen kommen muß, der Enthuſiasmus regte ſich ſchwer auf, ja viele Dinge wurden für unbedeutend gehalten, da man nicht die Einſicht beſaß, ſie im rechten Lichte zu ſehen. Dieß iſt der Urſprung jenes grenzenloſen Gleichmuthes, der noch heute den Berliner von der ächten, unverdorbenen Race charakteriſirt; dieß iſt aber auch ebenſo die Grundlage jenes naiven Sarkasmus, welchen man an meinen Landsleuten ſo oft belacht hat. Für Nichts entſchieden, von Nichts ergriffen, ohne irgend etwas in der Welt genau zu kennen, als etwa die Gegend vor dem ſchleſiſchen Thore, und durch ſeine Stellung, als Bürger der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, doch nicht ohne Beruf, ſeine Stimme abzugeben, urtheilt der Windbeutel in den Tag hinein, und läßt ſich auf Urtheilen ertappen, welche oft ſo ganz in der Luft hängen, daß man ſie für witzig halten und herzlich darüber lachen muß. In neuerer Zeit iſt über die Berliner Straßenſpäße ſo viel geſprochen worden, daß es nicht unintereſſant iſt, die Anlagen der Berliner kennen zu lernen, welche ihnen zu jenen dienen. Der Wiener lacht über den Schein der Albernheit, der Berliner über den Schein des Ernſtes. Es iſt für unſern Sand angemeſſen, daß bei uns der trockene Spaß zu Hauſe iſt. Man findet in unſern niedern Ständen die ſogenannten „Träumerigen,“ welche es hinter den Ohren haben, hundertfach; ſie ſind beliebt bis in die dritten und vierten Glieder ihrer Familie, und werden immer gern geſehen. In dieſem ſchalkhaften Ernſte ſieht man die Folgen der norddeutſchen Kultur, des Proteſtantismus, der eingezogenen Lebensweiſe. Die Jovialität wollte niemals bei uns gedeihen.

Alle dieſe Bemerkungen ſind nicht neu, und ich wiederhole ſie nur, um jezt zu ſagen, daß ſie bald unwahr ſeyn werden. Berlin iſt in einer Kriſis begriffen, die mit einer merklichen Aenderung ſeines bisherigen Charakters enden wird. Für Vieles, was bisher an dem Berliner eigenthümlich war und oft Lachen erregte, ſcheint die lezte Stunde geſchlagen zu haben. Es konnte auch nicht anders ſeyn. Die große Reiſeluſt meiner Landsleute, welche gegen die frühere Feſthäuſerung ſehr abſticht, muß ſie in mannichfache neue Berührungen führen; ſie lernen den Werth des Auslandes ſchätzen, und entheben ſich allmälig jenen alten Vorurtheilen, in welchen man ſie noch vor einigen Jahren gefangen überraſchen konnte. Dazu kommen einige Erſcheinungen innerhalb der Mauern ſelbſt. Jene Witzjägerei, der Sarkasmus der Gleichgültigkeit hat ſich verloren, ſeitdem die Eckenſteher und die Höckerinnen zu den Repräſentanten derſelben gemacht worden ſind. Man ſchämt ſich, dieſe Dinge in den Mund zu nehmen, welche auf dem Theater, auf hundert Bildern und in mehr als einem Dutzend Brochüren von den niedrigſten Pöbelklaſſen geſagt werden. Es macht einen widrigen Eindruck, dieſe Abgeſchmacktheiten gedruckt zu ſehen, und wie viel auch davon geleſen wurde, wie zahlreich das Publikum der Eckenſteher iſt, ſo hat dieſer ganzen ſpaßhaften Tendenz doch die Einführung in die Literatur geſchadet, und es iſt ſchon lange keine Rede mehr davon. Meine Landsleute werden wärmer, theilnehmender werden, ſie werden ſich für die Dinge intereſſiren und auf Koſten einer traurigen Spaßmacherei genießen und ſich hingeben lernen.

Die Volksbelnſtigungen geben für die Kriſis, welche ich bemerkt haben will, einen recht ſichern Maßſtab. Wer hätte uns je ſolche Surrogate des Vergnügens bieten dürfen, als ſie im verfloſſenen Oktober der erfinderiſche Beſitzer des Tivoli combinirte? Ein Volksfeſt, ein Weinfeſt, ein Hohenzollerntag, ein Jagdfeſt; man ſollte die Programme dieſer Spektakel leſen und würde ſich nach Wien verſezt glauben. Luftballons, Feuerwerk, Sackläufer, Policinells, ein menſchlicher Bär, eine ambulante Bacchusſtatue von Pappe, eine öffentlich ausgeſtellte Batterie von Weinflaſchen, eine lebensgroße Kopie der Burg Hohenzollern auf Leinwand, welche frei in die Ausſicht des Lokals aufgepflanzt iſt, das ſind Unterhaltungsvehikel, welche man früher unter uns nicht kannte, die dem Wiener ganz willkommen wären und dießmal auch unter uns die günſtigſte Aufnahme fanden. Dem Spott ſchienen alle ſeine Spitzen abgebogen, man fand die handgreiflichen Abgeſchmacktheiten der Feſtordner nicht einmal lächerlich, ſondern ließ ſich höchſtens verleiten, über die ſervirten Weine einige Späße zu machen. Dieſe konnten für den Spottpreis, um welchen ſie verabfolgt wurden, nur höchſt ſchlecht ſeyn, und es ſagte Jemand nicht mit Unrecht, auf den verſchuldeten Zuſtand des Tivoli hindeutend: „Dadurch, daß wir bei dieſen Weinen herunter kommen, will das Tivoli wieder herauf kommen.“ Allein das ſind matte Entgegnungen auf die barocken Erfindungen des Herrn Gerike, welcher die Spottluſt der Berliner beſiegt hat. Wie lange wird es noch währen, ſo fangen die Berliner an, an öffentlichen Orten nicht immer zu ſehen, wie ſich der Andere amüſirt, ſondern ſich ſelbſt zu amüſiren. Das wäre der größte Fortſchritt, den wir machen könnten, und würde unſerm öffentlichen Leben eine ganz andere Färbung geben.

Soll ich noch von der italieniſchen Oper unter dieſem heutigen Geſichtspunkte ſprechen? Nein, davon hören Sie nächſtens; hieher gehören nur noch ausſchließlich die vergrößerten Speiſezettel in den Trattorien. Alle Welt weiß, daß man bis jezt in Berlin ſchlecht gegeſſen hat. Die Gaſthöfe ſind verrufen und die Reſtaurationen nur für ein Mittageſſen von höchſtens einem Drittelsthaler eingerichtet. Wie ſehr hat ſich dieß ſeit Jahr und Tag verändert! Sie finden nach Wiener Art lange, unglaubliche, fabelhafte Speiſekarten, welche nach den neueſten Grundſätzen der Kochkunſt rubricirt und in verſchiedene Fächer eingetheilt ſind, welche alle die eleganteſten und duftendſten Namen tragen. Man ſpricht jezt in den Speiſehäuſern von Salami, von Fricandeaus, man macht den bei uns bisher völlig unbeachteten Unterſchied zwiſchen Backen und Braten, und lernt kleinen Nebenſpeiſen, welche der Italiener unter dem Namen Fritture zuſammenfaßt, eine verdiente Aufmerkſamkeit ſchenken. Ich ließ dieſen auffallenden Thatſachen meine frühern Bemerkungen vorangehen, um zu zeigen, daß ſie nicht einzeln ſtehen. Es bereiten ſich außerordentliche Dinge bei uns vor, und ich behaupte, wenn irgend ein äußerer Anſtoß, z. B. die Anlage eines neuen Theaters, hinzukäme, wir würden eine denkwürdige Revolution unſerer Sitten erleben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. November 1833.

Die Unterſuchung und Kenntniß der Natur der Thiere iſt nicht weniger ein Vorwurf der Künſtler der alten Griechen, als ihrer Weiſen geweſen.

Winkelmann.
Kunſtgeſchichte. V. 6.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere,

in Beziehung auf die Frage, ob ſeit den hiſtoriſchen Zeiten Thierarten ausgeſtorben ſind.

Eine der Fragen, welche die Neugierde des Menſchen vorzüglich deßhalb ſo mächtig in Anſpruch nehmen, weil er fühlt, daß ſie mit der Geſchichte ſeines eigenen Geſchlechts innig verbunden ſind, die Frage: ob ſeit dem Erſcheinen des Menſchen auf Erden Geſchlechter und Arten von Thieren ausgeſtorben ſind, und welche, iſt in neueſter Zeit von geologiſcher Seite viel beſprochen worden. Die Neugierde könnte aber noch von einer andern Seite her Befriedigung finden: einmal entdeckt man hin und wieder in alten Gräbern Reſte von Thieren, die, mit den ähnlichen, jezt lebenden zuſammengehalten, zu Reſultaten führen könnten; und dann ſind ja auf indiſchen, egyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Monumenten ſo manche Thiere abgebildet, unter denen ſich welche finden könnten, die keinem der unſrigen entſprechen. Indiſche und egyptiſche Kunſt kann freilich hiebei zum voraus kaum in Betracht kommen, und nur Griechen und Römer ſind im Stande, in dieſer Beziehung einiges Vertrauen einzuſtößen. Von den Denkmalen dieſer Völker fragt es ſich aber wirklich: wenn man auf denſelben, unter bekannten Geſchlechtern, Thiere abgebildet findet, welche keinem der jezt lebenden gleichen, aber in ihren Verhältniſſen nichts den allgemeinen Bildungsgeſetzen Widerſprechendes zeigen, könnte dieß nicht zu dem Schluß führen, daß dieſe ſeitdem von der Erde verſchwunden, ausgeſtorben ſind?

Der franzöſiſche Forſcher Marcel de Serres hat kürzlich eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht, und da er allgemein intereſſant iſt, verſuchen wir es, die Hauptſache in paſſender Form darzuſtellen.

Bevor man nach Abbildungen der Alten in dieſer Sache irgend abzuſprechen wagt, muß vor allem bewieſen werden, daß die griechiſchen und römiſchen Maler und Bildhauer von der verſchiedenen Natur der lebenden Weſen richtige Begriffe hatten, und daß ſie bei allen ihren Darſtellungen, ſelbſt bei den ausſchweifendſten, ſich in den einzelnen Theilen immer genau an die Wirklichkeit hielten, daß Naturwahrheit ihr oberſtes Geſetz war. Der Naturforſcher, der die antiken Bildwerke nicht blos aus dem äſthetiſchen, ſondern namentlich aus dem phyſiologiſchen Geſichtspunkt genau unterſucht, überzeugt ſich nun wirklich bald, daß ſie von Seiten der naturgetreuen Auffaſſung völliges Vertrauen verdienen, in ſo vollem Maaße, als nur immer Zeichnungen moderner Künſtler von neuentdeckten Thieren und Pflanzen.

Auf griechiſchen und italieniſchen Monumenten finden ſich eine Menge Thiere plaſtiſch dargeſtellt. Dieſe Bilder ſind zweierlei; es ſind entweder wirkliche Thiere, oder

phantaſtiſche Gebilde. Leztere ſind aber in ſofern nicht bloße müßige Spiele der Einbildungskraft, als die verſchiedenen Parthien, aus denen ſie zuſammengeſezt ſind, immer als völlig naturgetreu aufgefaßte Hälften oder Bruchſtücke wirklicher Thiere erſcheinen. Wenn ſich nun die Alten bei Bildung ihrer fabelhaften Weſen ſo ſtreng an die zoologiſche Wahrheit hielten, ſo wird man wohl ſchwerlich zweifeln, daß ſie, wenn es ſich von Abbildung wirklich lebender Weſen handelte, anders zu Werke gegangen ſeyn werden. Und wenn ſich unter den von ihnen abgebildeten Thieren welche finden, die ſpurlos von der jetzigen Erde verſchwunden ſind, ſo iſt, wenigſtens in Verbindung mit andern Thatſachen, der Schluß erlaubt, daß ſie ſeit den hiſtoriſchen Zeiten ausgeſtorben ſind.

Je näher man die plaſtiſchen Werke der griechiſchen und römiſchen Künſtler betrachtet, deſto mehr bewundert man ihren Beobachtungsgeiſt und die Sicherheit der Auffaſſung. Jene Geſetze vom ewigen, nothwendigen Nexus zwiſchen allen Theilen eines Thiers, wornach jedes Organ das andere bedingt und poſtulirt, die vornehmſten Sätze in jenem Codex der Organiſation, als deſſen Hauptſchöpfer Cuvier erſcheint, hatte, was wenigſtens die äußere Geſtaltung der Thierwelt betrifft, bereits das Genie eines Ariſtoteles geahnet und ausgeſprochen, ohne ſie beweiſen zu können; und bei den ausſchweifendſten Gebilden der Einbildungskraft der Alten, wie bei ihren aus dem wirklichen Leben gegriffenen Darſtellungen drängt ſich einem die Ueberzeugung aufs Lebhafteſte auf, daß ſie jene Geſetze, wenn auch nicht theoretiſch kannten, doch in der Praxis niemals verlezten. Von den egyptiſchen Künſtlern gilt aber dieſes nicht: bei ihren fabelhaften Weſen, wie bei ihren Darſtellungen von wirklichen Thieren, vermißt man meiſt jene geniale Beobachtungsgabe und jenes ſtrenge Naturſtudium; ihre Monumente ſind daher auch für den Gegenſtand, der uns hier beſchäftigt, von weit geringerem, oft von gar keinem Werth. Die Abbildungen anderer alten Völker tragen das Gepräge der Unwahrheit und Unbrauchbarkeit für unſern Zweck noch ſtärker an ſich, ſo namentlich die hieroglyphiſchen Bilder der amerikaniſchen Azteken, mit denen uns Humboldt bekannt gemacht hat. Hier ſieht man Tiger und Leoparden mit Hufen vorgeſtellt, eine Verwechslung, die ſich der ſchlimmſte griechiſche oder römiſche Sudler nie hätte zu Schulden kommen laſſen.

Gehen wir, um das, was wir von der Weiſe der Alten, ihre fabelhaften Weſen zu bilden, geſagt haben, leztere flüchtig durch. Immer wird man finden, daß die Glieder der mythologiſchen Ungeheuer den Sitten und Gewohnheiten, die man ihnen zuſchrieb, zoologiſch entſprechen; dem Charakter, den ſie repräſentirten, war immer die zuſagende animaliſche Organiſation angepaßt, und niemals liefen die gewählten Formen den allgemeinen Bildungsgeſetzen zuwider. Iſt ein ſolches Weſen ſtierähnlich, iſt es von Pferdenatur u. ſ. w., ſo hat es immer die entſprechenden Umriſſe und Extremitäten. Niemals ſieht man einen Centauren oder Hippocentauren mit geſpaltenen Klauen, immer mit dem charakteriſtiſchen Pferdehuf; die Bucentauren und Taurocentauren dagegen zeigen neben dem gehörnten Stierkopf beſtändig die geſpaltenen Klauen der Wiederkäuer. Bei den Satyrn, Faunen und den übrigen ländlichen Gottheiten dieſer Art war einmal mit der Menſchengeſtalt der Typus der Ziege gegattet, und ſo ſehen wir denn überall den leztern auf das Getreuſte, nach allen ſeinen Nüanzen reproducirt. Die nothwendigen Verhältniſſe der Formen zu einander ſind von den alten Künſtlern ſo trefflich aufgefaßt worden, daß ihnen ſogar die beſtändige Harmonie zwiſchen Organen, welche ſcheinbar lediglich nichts mit einander zu thun haben, nicht entgangen iſt; ſo wußten ſie recht gut, daß bei allen Thieren, welche Hörner auf der Stirne tragen, die Füße geſpalten ſind, und ſo haben denn bei ihnen wahre und eingebildete Weſen mit Hörnern und Geweihen ſtets die entſprechenden Bewegungsorgane, und wenn erſtere auf Menſchenköpfen ſäßen.

Sirenen und Harpien ſind Ungeheuer mit Menſchenantlitzen und Vogelbeinen; aber dem Charakter, den man ihnen beilegte, entſprechend, tragen ſie niemals die Füße ſcheuer Stelzenläufer oder flüchtiger Waſſervögel, ſondern die bezeichnenden Krallen der Raubvögel; Ledas Schwan dagegen erſcheint immer mit dem eigenthümlichen Schnabel und den Schwimmfüßen. Die wilden Stymphaliden werden mit ſtarkem, ſcharfem Schnabel und langen Krallen an den Beinen abgebildet; nie fiel es aber dem naturgetreuen Künſtler ein, ihnen auch Sporen an die Füße zu geben. Sporen kommen bekanntlich nur den hühnerartigen Vögeln, nie denen mit langen Krallen zu; ſicher aber hatten dieß die Alten nicht a priori gefunden. Das bisher Geſagte gilt in gleichem Maaße von der Sphinxen, Greifen, Tritonen, Nereiden u. ſ. w. Kurz, die Theile aller dieſer Weſen ſind immer ganz naturwahr, ſind treffender, ſchärfer aufgefaßt, als es gegenwärtig meiſtens geſchieht, da man ſich doch der Naturgeſetze ungleich klarer bewußt iſt, als im Alterthum. Aber wie in allen Künſten, ſo ſind auch in den zeichnenden die Muſter älter, als die Regeln und deren Anwendung.

Wenn nun die Alten bei ihren mythiſchen Gebilden ſo verfuhren, ſo läßt ſich zum voraus annehmen, daß ſie bei Darſtellung wirklicher, lebender Weſen, die ſie vor Augen hatten, ſich ebenſowenig von der Natur entfernt haben werden. Dem iſt auch wirklich ſo: Arten und Racen von Thieren ſind auf den Bildwerken der Alten meiſtens ſehr leicht zu erkennen, und die Sicherheit, womit ſie den Charakter der verſchiedenen Thiergeſchlechter auffaßten und wiedergaben, tritt einem beſonders auffallend

Digitized by Google

bei ihren Jagden entgegen, wo man oft eine Menge Thiere höchſt charakteriſtiſch abgebildet ſieht, Löwen, Tiger, Leoparden, Schweine, Nilpferde, Hirſche, Elendthiere, Haſen, Kaninchen, Stiere, Pferde, Hunde verſchiedener Racen, Jagdhunde, Schäferhunde, Windſpiele. Aus begreiflichen Gründen ſchlagen in dem antiquariſchen Schatz von Thierbildern diejenigen der größern Säugethiere bedeutend vor. Auf ſie beſchränkt haben ſich indeſſen die Griechen und Römer durchaus nicht: die, wenn auch ſeltenern Abbildungen von Reptilien, Vögeln, Fiſchen, Schaalthieren und Inſekten ſind gleich genau und treffend. Das Gleiche gilt von den Gewächſen, namentlich von den Bäumen. Beim erſten Blick erkennt man auf den Monumenten den Oelbaum, die Eiche, die Palme, den Granatbaum, den Lorbeer, die verſchiedenen Pinien, die Rebe, den Epheu, die Gerſte, den Weizen, den Lotus, die Melone, mehrere Mohnarten, namentlich die Klatſchroſe, und eine Menge anderer Vegetabilien. Sie gingen in der Genauigkeit ſo weit, daß ſie z. B. die kleinen Fußknochen verſchiedener Wiederkäuer (tali), deren man ſich zum Spielen bediente, treu genug abbildeten, um uns die Thierart, denen ſie angehörten, kenntlich zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortſetzung.)

So ſehr ſich auch die verſchiedenen in Ungarn angeſiedelten Nationen vermiſcht haben, ſo hat ſich doch in jeder derſelben eine gewiſſe Originalität und Eigenthümlichkeit erhalten. Die Magyaren tragen ihren unverkennbaren orientaliſchen Urſprung deutlich in ihren ſcharfen und ſprechenden Geſichtszügen; die Slaven zeigen ihre mittelaſiatiſche Abſtammung; denn ihre Geſichter ſind lebhaft, aber weniger ſcharf geſchnitten, als die der Magyaren, und es iſt auf vielen derſelben eine große Annäherung zur Plattheit. Die Deutſchen zeigen ihre nordiſche Abkunft in einer entſchiedenen Kräftigkeit, durchleuchtet von Gutmüthigkeit in ihren Phyſiognomien. Auch in ihrer äußern Haltung erräth man leicht die verſchiedenen Volksſtämme. Der Magyar (Ungar) zeigt ein gewiſſes Selbſtgefühl, welches ſich häufig dem Trotze nähert; der Slave iſt meiſtentheils unterwürfig, obgleich man es ihm ſehr bald anſieht, daß dieß von keiner wahren Ergebenheit herkommt; der Deutſche zeigt ſich ergeben, ohne unterwürfig zu ſeyn. Es iſt gar nicht ſchwer, beſonders nachdem man ſchon einige Zeit beobachtet hat, in jeder Ortſchaft, wohin man kommt, alsbald zu wiſſen, welche Nation da wohnt. Daß die Juden überall ſogleich herauszufinden ſind, iſt eine bekannte Thatſache. Gleiches gilt von den Zigeunern. Dieſe haben, obgleich ſie hie und da faſt ganze Ortſchaften bevölkern, dennoch keine bleibende Stätte. Sie üben auf ihren Wanderungen alle freien Künſte: ſie machen Muſik, zeigen gymnaſtiſche Kunſtſtücke, eignen ſich zu, was nur irgend in ihren Bereich kommt, wahrſagen ꝛc. Ihre Räubereien, wovon man ſich ſo viel erzählt, ſind aber nicht ſo gefährlich, wie man glaubt, indem ſie im Durchſchnitt, gleich den Juden, feig ſind, und darum lieber Diebereien treiben, wobei ſie weniger in körperliche Gefahr kommen.

Das Reiſen gehört im Allgemeinen in Ungarn nicht gerade zu den ſonderlichen Vergnügungen, weßhalb denn auch, außer Geſchäftsleuten und Vagabunden, wenig Reiſende getroffen werden. Die Straßen und Wege ſind größtentheils ſchlecht, und beſonders im Frühjahr und Herbſt in manchen Gegenden kaum zu paſſiren. Die öffentliche Sicherheit iſt geringer, als in Deutſchland, und namentlich reist man in den Gebirgsgegenden, unter andern in den Karpathen, nicht ohne Gefahr; die Wirthshäuſer ſind außer den Hauptſtraßen ſchlecht, ja abſcheulich, und wo ſie auch erträglich ſind, wird man gemeiniglich überſetzt. Zwar iſt die Gaſtfreundſchaft groß, wie ich ſchon in der Darſtellung meines erſten Ausflugs erzählt habe; aber es iſt nicht Jedem gegeben, dieſe ohne Weiteres in Anſpruch zu nehmen, obgleich es vielen Gutsbeſitzern eine Erholung und ein Genuß ſeyn muß, zuweilen gebildete Reiſende bei ſich aufzunehmen und ſich mit ihnen zu unterhalten. — Mit dem Fortkommen hat es in Ungarn auch ſeine Schwierigkeiten. Wahr iſt es, die gaſtfreien Gutsbeſitzer dehnen häufig ihre Güte ſo weit aus, daß ſie den aufgenommenen Fremden, der nicht mit eigenem oder für ſeine Weiterreiſe ſchon angenommenen Fuhrwerke ankommt, ganze Strecken weiter führen laſſen; aber dieß bringt den Reiſenden doch auch nicht ſelten in Verlegenheit. Eilwagen gehen, außer der Hauptroute von Wien nach Peſt, noch nirgends, und gewöhnliche Poſtwagen findet man auch nur auf einigen andern Hauptſtraßen. Auf dieſen fahren aber eine Menge Landkutſcher, und namentlich ſind deren viele in Preßburg und Peſt. Die Leiden und Freuden ſolcher Fahrten kennen die Leſer auch aus Deutſchland. Das enge Sitzen in den meiſten Wagen der Art, das langſame Fahren wegen der ſchweren Belaſtung, die mitunter nicht geringe Ungeſchliffenheit des Kutſchers, alles dieß ſind Dinge, die gewöhnlich das Ziel der Fahrt ſehnlich herbeiwünſchen laſſen. Eine gute, raſche und nicht theure Art fortzukommen bietet ſich dem, der ſeinen eigenen Wagen hat, in den ſogenannten Schnellbauern. Von Preßburg bis nach Peſt haben ſich nämlich die Bauern vereinigt, Vorſpann zu leiſten und die Reiſenden augenblicklich weiter zu ſchaffen. Man bekömmt

Digitized by Google

vier ungariſche Pferde vor den Wagen, die zwar klein, aber ſehr behend ſind. Jeder Bauer fährt zwei Stationen (vier Meilen) und wird dann ſchnell durch einen andern abgelöſt. In der Regel fahren ſie, wenn der Weg nur einigermaßen erträglich iſt, in drei Stunden die Strecke von vier Meilen, und man bezahlt dafür 9 Gulden Wiener Währung, d. i. 3 fl. 36 kr. Conv. Münze.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baſel, November.

Profeſſor Vinet und die franzöſiſchen Moraliſten.

Obſchon das akademiſche Leben hier in Baſel ſo ſtille geworden, daß man kaum noch die Exiſtenz einer Hochſchule wahrnimmt, ſo fehlt es doch dieſen Winter nicht an wiſſenſchaftlichen Vorleſungen und an gefüllten Auditorien. Ein Pfarrer Preiswerk hält Vorträge über Kulturgeſchichte, Profeſſor Hagenbach über Reformationsgeſchichte und Prof. Vinet in franzöſiſcher Sprache über die Moraliſten (Philoſophen) des 18ten Jahrhunderts, und alle dieſe Abendkurſe ſind von Bildungsluſtigen beiderlei Geſchlechts ſehr zahlreich beſucht. Ich war beſonders begierig, Vinet zu hören, und hoſpitirte daher bei ſeinem Eröffnungsvortrage. Vinet iſt anerkannt einer der erſten Moraliſten dieſer Zeit und ein ausgezeichneter Kanzelredner, gleich achtungswerth durch ſeine Kenntniſſe und ſeinen Geiſt, wie durch ſeinen moraliſchen Charakter und religiöſen Sinn. Oft auch iſt er ſchon zu Stellen berufen worden, die ihm einen ſeinen Fähigkeiten weit angemeſſenern Wirkungskreis darboten, als er hier findet. Seine Anhänglichkeit an Baſel macht dieſer Stadt Ehre, ſo wie ſeine politiſche Sympathie ihre ſchönſte Vertheidigung iſt. Seine religiöſen Anſichten gelten für mehr als orthodox; Manche halten ihn ſogar für einen Methodiſten. Ich glaube es nicht, und wie dem ſey, ſeine Meinungen, wie ſtreng ſie ſeyn mögen, können nie verletzen oder Unwillen erregen, weil ſichtbar, und nicht in Worten nur, ein Geiſt ohne Stolz ſich ausſpricht.

Als ich eintrat, und es war noch nicht ſieben Uhr, war der Saal ſchon überfüllt. Der Zuhörer mochten wohl an dreihundert ſeyn, und wie die fremde Sprache vermuthen läßt, gehörten ohne Zweifel faſt alle den höhern Klaſſen an. Nach einer kurzen, Geiſt und Gemüth anſprechenden Einleitung entwarf Vinet eine allgemeine Charakteriſtik der Moraliſten jener Periode. Sein Vortrag war durchaus ein freier, und doch fließend, gewählt und beredt. Seine Beredtſamkeit iſt nicht flammend, aber glühend, ohne Spur von dem Anwidernden der franzöſiſchen Deklamatorik. Seine Rede geht ins Innere, weil ſie aus dem Innerſten kommt. So ſehr indeſſen die geiſtvolle und tiefgedachte Entwickelung des Redners alle meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſo drängten ſich mir doch hie und da mancherlei Gedanken, ich will ſie kaum Einwendungen nennen, auf. Ich ſage nicht, daß ich oft bezweifeln mußte, ob wohl der größere Theil der Zuhörer nur das Geſprochene verſtehen möge; denn daſſelbe gilt ja überhaupt von dergleichen Vorleſungen vor einem gemiſchten Publikum, ſelbſt in der Mutterſprache, wenn auch der Redner nicht abſichtlich einen zu hohen Schwung nimmt, um deſto gewiſſer angeſtaunt zu werden. Vielen genügt einmal, was ſie hinführt, der Ton. Oft hingegen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich dem Redner eine andere als eben dieſe Zuhörerſchaft wünſchte.

Daß Vinet von jenen Moraliſten kein lichtes Gemälde entworfen, läßt ſich denken, und er bemerkte dennoch, daß er aus Scheu gar manchen Pinſelſtrich weglaſſen müſſe. So gern ich nun aber ein ſolches Gemälde denen vorhalten möchte, die noch immer einen vierzehnten Ludwig den Großen und das achtzehnte Jahrhundert das philoſophiſche heißen können, ſo zweifle ich ſehr, ob es da den wohlthätigſten Eindruck mache, wo man ohnehin ſchon alle jene Geiſter beinahe als lauter hölliſche betrachtet. Ich erlaube mir nur einige Bemerkungen.

Charakteriſtiſch findet Vinet, daß die ganze (franzöſiſche) Literatur jener Epoche rein didaktiſch, und eben darum keine geweſen, daß die Literatoren vor Allem populär ſeyn wollten, und eben deßhalb unwiſſenſchaftlich blieben. Früher ſeyen Gelehrte und Volk, wie durch einen Strom, von einander geſchieden geweſen. Sollte es aber wirklich ein Unglück heißen, daß endlich eine Brücke über denſelben geſchlagen wurde? haben in jenen Zeiten, da eine beſondere Sprache die Gelehrten abſchied, die Wiſſenſchaften denn wirklich an Intenſität gewonnen, was ſie an Extenſion verloren? hat denn irgend eine damals größere Fortſchritte gemacht, als in der neuern Zeit? gilt von vielen nicht unſtreitig das Gegentheil? Oder ſollten etwa die moraliſchen Wiſſenſchaften Jahrhunderte lang nur Adepten zugänglich ſeyn? Chriſtus ſelbſt hat doch die erhabenſten und neueſten Lehren ſogleich dem Volke mitgetheilt. Eben ſo kann Frankreich wohl nicht überhaupt der Unwiſſenſchaftlichkeit beſchuldigt werden; ſeine Gelehrten ſind in vielen Zweigen hinter keinen zurückgeblieben, und wenn ſie in einigen den Deutſchen zumal nachſtehen, ſo liegt wohl der Grund gerade in ihrer ſprachlichen Iſolirung.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Rede-Räthſels in Nr. 281:

Die Welt iſt ein Orcheſter.

Räthſel-Metamorphoſen.

1) Logogriph.

Nimm einer Kuh den Kopf
Und ſetz' ihr Herz ihr an;
Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Iſt, daß ſie fliegen kann.

2) Anagramm.

Dem kleinſten dummſten Thier
Gib ſeinen Hals zum Kopf,
Dann nähm' es wohl mit Luſt
Der Teufel gleich beim Schopf.

3) Palindrom.

Ein Pflänzchen iſt's, erzeuget Wein,
Doch umgeſtülpt wird's gleich ein Schwein.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. November 1833.

Das Land iſt reich, mit Gütern wohl begabt,
Das Volk willfährig, tapfer und voll Rührſamkeit.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Beſchluß.)

Außer den Schnellbauern beſteht die gewöhnliche Bauernvorſpann, womit zuweilen viel Mißbrauch getrieben wird. Es iſt nämlich jeder Ortsvorſtand verbunden, allen Reiſenden, welche ſich ausweiſen, daß ſie zur Forderung der Vorſpann berechtigt ſind, dieſe unweigerlich aus der Gemeinde zu leiſten. Man bezahlt dafür auf eine Poſt oder Station von zwei Meilen einen Gulden Conv. Geld, und außerdem aus gutem Willen noch ein kleines Trinkgeld. Alle Kavaliere (größere oder Rittergutsbeſitzer), ſo wie alle Beamte des Staats ſind hiezu berechtigt. Es fällt jedoch dem anſtändig auftretenden Reiſenden, namentlich wenn er der Landesſprache mächtig iſt, gar nicht ſchwer, dieſe Vorſpann zu erhalten, und es genügt nicht ſelten, dem Ortsvorſtande jedes beliebige Papier als Ausweis über die Berechtigung vorzuhalten. Hat man nun aber einmal auf der erſten Station die Pferde erhalten, ſo wird man durch ganz Ungarn, ſo weit es einem immer beliebt, weiter geführt. Wie wohlfeil man dabei reiſt und wie ſchnell man weiter kommt, iſt unglaublich. Dieſe Vorſpann iſt jedoch für die Bauern keine gar ſo drückende Laſt, wie es, kennt man die Verhältniſſe nicht näher, erſcheint. Die Unterhaltung ſeiner Pferde koſtet den Bauern äußerſt wenig, das baare Geld iſt bei ihm ſehr rar, billige Reiſende geben über die geſetzmäßige Gebühr wohl noch eben ſo viel Trinkgeld, in Zeit von höchſtens fünf Stunden hat der Bauer ſeine Vorſpann geleiſtet, iſt wieder zu Hauſe und hat dann meiſtens zwei Gulden Conv. Münze oder fünf Gulden Wiener Währung in der Taſche, die ihm ſehr zu ſtatten kommen. Für den Reiſenden aber hat dergleichen Vorſpann zuweilen große Unbequemlichkeit, ja Gefahr; denn nicht ſelten werden die Pferde von zwei bis drei Bauern zuſammengeſpannt, und es gehört dann eine große Geſchicklichkeit des Führers dazu, ſie ſo unter einander im Zügel zu halten, daß ſie nicht hin und her rennen und den Wagen auf unebenem Wege umwerfen. Die Geſchicklichkeit muß um ſo größer ſeyn, da er ſie alle vier vom Kutſcherſitze aus lenkt, und von Haus aus die Fahrt im raſchen Trabe und ſo fort bis ans Ziel geht.

Ob nun gleich das Land im Allgemeinen ſo manche Eigenthümlichkeit beſitzt, welche den Deutſchen im erſten Augenblick nicht ſonderlich anſpricht, ſo hat es doch auch das Eigene, daß man bald heimiſch wird und das, was einem nicht gefällt, leicht überſieht und vergißt. Hiezu tragen nun wohl unſtreitig nachſtehende Umſtände beſonders bei. Erſtens ſind die Einwohner Ungarns noch meiſtentheils auf einer Stufe, ziemlich nahe dem Naturſtande. Sie empfangen den Fremden nicht mit läſtiger

Digitized by Google

Höflichkeit, ſondern mit Geradheit, und ſind gefällig, ohne darauf einen großen Werth zu legen. Zweitens erregt es angenehme Gefühle, wenn man in ein fremdes Land kommt und dort einen geſunden, kräftigen und ſchönen Menſchenſchlag findet, und dieß iſt in Ungarn in hohem Grade der Fall. Insbeſondere ſind die Frauen wahrhaft ſchön und meiſtens reizend zu nennen. So kann ich unter andern behaupten, daß ich in Peſt wenig mittelmäßige, und nur äußerſt ſelten garſtige Frauengeſichter geſehen habe. Ferner ſind alle Naturerzeugniſſe vollkommen und wohlfeil. Ich nenne nur Fleiſch, Wein und Obſt; für geringe Koſten kann man hier ſchwelgen. Auch der unbemittelte und arme Reiſende kann ſich laben, denn er bedarf dazu nur weniger Kreuzer. Sodann hat Ungarn ein ſo mildes Klima und meiſtens einen ſo heitern Himmel, daß auch dadurch das Reiſen viele Reize gewinnt. Und endlich iſt für den beobachtenden Reiſenden nirgends ein weiteres Feld offen, wie hier. Die Menge der Naturſchönheiten, die vielen geſchichtlich merkwürdigen Orte, das bunte Gemiſch der Nationen, die fremden, den Orient und Occident verſchmelzenden Sitten, alles dieß und Aehnliches beſchäftigt fortwährend den Geiſt, verkürzt die Zeit und macht die Reiſe in hohem Grade intereſſant. — Noch iſt Ungarn von beobachtenden Reiſenden viel zu wenig beſucht worden, weßhalb es auch noch ſo ſchwer hält, Beſchreibungen davon zu bekommen, die als Wegweiſer dienen könnten. — Wenn einſt der Geiſt dieſe kräftige Maſſe wird völlig durchdrungen haben, dann muß dieß Land die Perle von Europa ſeyn. Daß keine ſtörenden Ereigniſſe es in ſeinen intellektuellen Fortſchritten hindern mögen, das wünſche ich ihm von ganzem Herzen, denn ich habe es bei meinem kurzen Aufenthalte ſehr lieb gewonnen.

Noch ſtehen in Ungarn die Stände einander zu fern. Vom großen Güterbeſitzer (Kavalier) bis herab zum Bauern, welch ungeheure Kluft! — Dieſe kann nur ein gebildeter und wohlhabender Mittelſtand ausfüllen, der jene ein wenig zu ſich herab, und dieſe zu ſich hinauf zieht. In Peſt kann der zunehmende Handel dieſen Mittelſtand bald bilden, aber dieſe Stadt bleibt dann immer noch eine Oaſe in der Wüſte. Eine lange Zeit wird erforderlich ſeyn, um andere Städte nachzuziehen. — Volksbildung von unten herauf iſt das kräftigſte Mittel, dieſes Gut dem Lande zu verſchaffen. Wie leicht es in Ungarn iſt, zu Wohlhabenheit und mit dieſer zugleich zu einem gewiſſen Grade von Unabhängigkeit zu gelangen, davon findet man bereits ſowohl auf dem Lande als in den Städten ſprechende Beiſpiele, die nothwendig aufmunternd auf ihre Umgebungen wirken müſſen. Daß es aber dort leichter als irgendwo iſt, wohlhabend zu werden, erklärt ſich aus den Verhältniſſen. Alle Naturerzeugniſſe ſind wohlfeiler, als in den meiſten benachbarten Ländern, ſomit muß der Handel mit denſelben, wenn er nur einigermaßen mit Verſtand und Umſicht unternommen und geführt wird, die Unternehmer bereichern. Und ſo iſt es auch in der That. Bis jezt gewinnen die Juden, dieſes ſpekulative Volk, dabei am meiſten. Wenn aber Manufakturen und Fabriken in Ungarn in Flor kämen und durch dieſelben der Werth der Roherzeugniſſe aufs Doppelte, ja Drei- und Mehrfache erhöht würde, ſo müßte der Wohlſtand der Nation reißend zunehmen. Es gibt aber in der Welt nichts Wirkſameres als dieſen, um die geiſtige Kultur eines Volkes zu heben und ihm mit dieſer alle höheren Güter des Lebens zu verſchaffen.

Meine Reiſe ging von Zeliz über Neutra nach Presburg zurück. Neutra hat außer ſeinem, auf einer die Stadt beherrſchenden Höhe gelegenen Dome nichts Merkwürdiges. Die Gegend, in welcher es liegt, iſt ſchön, ja ein wenig romantiſch. Nahe, ſchön gruppirte Berge, als Schutzmauer der daran ſtoßenden Weinberge, geben der Gegend ein empfehlendes Aeußere. Uebrigens herrſcht im Volke treue ungariſche Sitte und ungariſches Treiben.

Wie wenn man einen ſehr lieb gewonnenen, neugefundenen Freund verläßt, ſchied ich aus Ungarn und nahm mit einer Art von wehmüthigem Gefühl Abſchied von dem geſegneten Lande. So lange ich konnte, behielt ich den Presburger Schloßberg im Auge, bis er mir endlich, als mir Wolfsthal im Rücken lag, völlig verſchwunden war.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortſetzung.)

Bei Betrachtung der antiken Porträts von Naturgegenſtänden ſpringt es in die Augen, daß die Künſtler nach der Natur, nach dem Leben gezeichnet haben; denn meiſtens ſind bei den Thieren nicht nur die zoologiſchen Charaktere, ſondern auch Haltung und Gang vortrefflich wiedergegeben. Wenn wir modernen Abbildungen, die häufig von ziemlich ungeübten Händen herrühren, Treu und Glauben ſchenken, ſo können wir gegen Künſtler von ſo großer Virtuoſität, und die ungleich unbefangener ſahen und arbeiteten, unmöglich ungerechter ſeyn. Daß ihnen die lebende Natur zum Modell gedient, zeigt ſich wohl am beſten daran, daß wir nicht nur alle Hausthierarten, ſondern auch die Varietäten, oder Racen, der Stiere, Schaafe, Hunde, Pferde treu und treffend porträtirt ſehen. Hinſichtlich der leztern iſt beſonders der Unterſchied zwiſchen Zug- und Reitpferden vielfach hervorgehoben, ſowohl auf Malereien als an Sculpturen. Das Streitroß z. B., wie es Xenophon genau beſchreibt (von der Reitkunſt,

Digitized by Google

I. 1.), hat mit den Pferdebildern auf vielen Monumenten nichts gemein. Dagegen erkennt man es in den Pferdeſtatuen am Parthenon, auf manchen griechiſchen Basreliefs, an der Trajansſäule und überhaupt an den Sculpturen, wo der Typus des heroiſchen Pferdes erſcheint. Dieſen Typus hat Virgil (Georgica III.) und Varro in ſeinem ſchönen Buche de re rustica im Auge. Die Roſſe auf den karthagiſchen Münzen ſind von ganz anderer Race, und unterſcheiden ſich auch wieder von denen auf den Münzen des Alexander Thoas. Auch die auf den ſyrakuſaniſchen Münzen haben nur entfernte Aehnlichkeit mit den andern Racen. Der auf den Denkmalen von Perſepolis abgebildete perſiſche Schlag iſt ſehr verſchieden vom egyptiſchen, wie man ihn auf den Bauwerken von Theben ſieht; aber lezterer gleicht wieder ſehr den Streitroſſen des Xenophon, die aus Theſſalien kamen, ſo wie den venetianiſchen Bronzepferden und denen am Parthenon. Oppian hat gegen fünfzehn beſondere Pferderacen beſchrieben, und es ließen ſich am Ende auf den Monumenten, wo nicht alle, doch die meiſten zuſammenfinden.

Daß die alten Künſtler auch Thieren aus niedrigeren Ordnungen ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, davon liefern die Monumente vielfache Beweiſe. So findet man namentlich abgebildet den achtarmigen Polypen und die gemeine Sepie, die Auſter, den Taſchenkrebs, die Seeheuſchrecke, den Hummer und den Flußkrebs. Auch an Inſekten fehlt es nicht; manche Arten, worunter namentlich der heilige Käfer (Ateuchus sacer), finden ſich ziemlich getreu in Stein geſchnitten. Ferner kommen auf den Denkmalen Heuſchrecken vor, und ſodann zahlreiche Darſtellungen von Inſekten aus den in den gemäßigten Klimaten verbreitetſten Geſchlechtern Ameiſe, Weſpe, Biene, Breme, Mücke und Scorpion. Ganz beſonders aber bewundert man das Talent der alten Künſtler in Nachahmung der organiſchen Natur an ihren Schmetterlingen.

Das bisher Geſagte genügt wohl, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß die Alten ſtreng nach der Natur gezeichnet haben, und wie geſagt, wenn ſie ſogar bei Bildung ihrer fabelhaften Weſen ſich inſofern nicht von der Naturwahrheit losſagten, als jedes Glied derſelben für ſich organiſch richtig iſt, ſo haben ſie gewiß ſich ſtreng an das Modell gehalten, wenn es ſich von Abbildung wirklicher Weſen handelte. Wer ein Auge für Dinge der Art hat, dem ſagt dieß ein flüchtiger Blick auf die Bildwerke aus der guten griechiſchen und römiſchen Zeit; ja bis zu einem gewiſſen Grad gilt dieß ſogar von den Werken der Egypter.

Wir könnten nun zum eigentlichen Gegenſtand dieſer Betrachtungen übergehen: es handelt ſich nämlich jezt darum, nach den Thierbildern auf alten Denkmalen zu beweiſen, oder doch wahrſcheinlich zu machen, daß manche Thierarten ſeit den hiſtoriſchen Zeiten ausgeſtorben ſind. Denn allerdings finden ſich im zoologiſchen Muſeum des Alterthums Thierbilder, welchen keine jezt lebende Art ganz entſpricht, und der erwähnte Beweis wird ſich führen laſſen. Man darf indeſſen weder hoffen, noch fürchten, daß wir ſeltſame Ungeheuer zu Zeitgenoſſen der Griechen und Römer machen werden; nein, bei den Thieren, welche wir als ſeit jener Zeit ausgeſtorben werden bezeichnen müſſen, handelt es ſich nur von Arten, welche von ihren jezt lebenden Geſchlechtsverwandten weniger abweichen, als die jüngſten foſſilen Thierreſte von den ihnen gleichnamigen lebenden Weſen. Daß es übrigens nicht darauf ankommt, ob eine Thierbildung uns ſeltſam, oder gar unmöglich erſcheint, das beweiſt ſchon die Geſchichte jener rieſenhaften Brut der jungen Erde, jener Megaloſaurus, Pleſioſaurus, Ichthyoſaurus, mit denen die Leſer dieſer Blätter ſchon vielfach bekannt geworden ſind. Auf das Zeugniß eines griechiſchen oder egyptiſchen Bildwerks hätten wir ſchwerlich an die Möglichkeit einer Eidechſe, ſo groß wie ein Wallfiſch geglaubt, und ein Reptil mit vier Wallfiſchtatzen und einem ungeheuer langen Hals wäre ohne Zweifel auf Rechnung der fruchtbaren Einbildungskraft der Alten geſchrieben worden; und doch zweifelt jezt kein Menſch an der ehemaligen Exiſtenz dieſer Weſen. Man könnte ſagen, dieſes gigantiſche Gewürm der urweltlichen Sümpfe habe mit der jetzigen ſtabilen Schöpfung, in der der Menſch die Thiere der Erde um ſich verſammelt, nichts zu thun. Allein viel näher liegende Beiſpiele weiſen uns darauf hin, daß, wenn wir etwa auf alten Monumenten Thiere abgebildet ſehen, die in ihrer Bildung nichts den allgemeinen Geſetzen Widerſprechendes zeigen, wir deßhalb, weil wir ſie nirgends mehr auf Erden finden, nicht berechtigt ſind, dieſelben vorweg für phantaſtiſch zu erklären. Hätten uns die Alten die Abbildung eines vierfüßigen Landthiers mit einem Entenſchnabel aufbehalten, ſo würden wir vor noch nicht ſo gar langer Zeit den Ausſpruch gethan haben, ſo Widerſprechendes könne die Natur nicht in Einem Weſen gatten; aber mit Unrecht: denn in jenem zulezt entdeckten Welttheil, der uns ſo viele organiſche Wunder aufgeſchloſſen, haben wir auch das Schnabelthier kennen lernen. Wie mit dem Schnabelthier, wäre es uns auch mit der neuholländiſchen Echidna und dem Beutelthier gegangen, und wenn es einem Maler in Herkulanum oder Pompeji eingefallen wäre, Ledas Schwan mit ſchwarzem Gefieder darzuſtellen, ſo hätte ein Alterthümler vielleicht darin eine ſinnreiche Allegorie erblickt, überzeugt, daß dem Schwan in der Natur kein anderes als weißes Gefieder zukommen könne; jezt aber ſegeln Neuhollands rabenſchwarze Schwäne auf unſern Teichen. Des Ariſtoteles Erzählung von jenem Fiſch (gaubius niger L.), der ein Neſt baue und ſeine

Digitized by Google

Eier gleich den Vögeln ausbrüte, erſchien als fabelhaft. Nun hat aber in der neueſten Zeit Olivi dieſen Fiſch beobachtet und die Ausſage des großen alten Naturforſchers beſtätigt, und was das Schlagendſte iſt, Olivi wußte gar nicht, daß Ariſtoteles die Lebensart des Gaubius, der bei ihm Phycis heißt, beſchrieben hat.

In einem folgenden Artikel werden wir nun die auf den Monumenten des Alterthums abgebildeten Thiere beſchreiben, welche nicht mehr vorhanden zu ſeyn ſcheinen.

Aufmunterung.

Sey zum Kampf gerüſtet, ſey bereit:
Ob dir Krieg, ob Friede dir beſchieden;
Wahre nur den innern heil'gen Frieden,
Quell und Bürgen deiner Seligkeit.

Da die Welt ſo ſeltſam iſt gemiſcht,
Da dem Frieden kann auch Krieg entſpringen,
Da der Krieg ſelbſt muß den Frieden bringen
Und der Zwietracht Fackel nie verliſcht!

G. Zimmermann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, November.

(Beſchluß.)

Profeſſor Vinet und die franzöſiſchen Moraliſten.

Vinet war billig genug, die charakteriſtiſche Irreligioſität jener Moraliſten aus der damals ſo allgemeinen Schändung der Religion herzuleiten, die blos zur Beſchönigung aller Laſter und Schandthaten dienen mußte. Den größten Atheiſten des Alterthums hätte eine Bartholomäusnacht, eine Revokation des Edikts von Nantes noch zehnmal atheiſtiſcher machen müſſen. Eine ſchöne Stelle aus Voltaire zeigte zwar, daß dieſe Herabwürdigung der Religion auch einen ganz andern Einfluß haben dürfte. Daß überdieß die damalige politiſche Ruhe die Irreligioſität genährt habe, beleuchtete Vinet durch einen Ausſpruch Bakons: der Friede führe zum Atheismus und der Krieg zur Religion; und leichter, wie heilſamer möchte wohl ſeyn, die Wahrheit der lezten Behauptung nachzuweiſen. Vinet verkannte ferner nicht, daß jene Moraliſten eifrig an der Zerſtörung vieler und ſehr großer Uebel gearbeitet, und daß manche der ſchönſten Ideen, wie die von Vaterland, Humanität, Gemeinwohl, Menſchenwerth u. a. durch ſie erſt in Frankreich entſtanden. Bezweifeln möchte ich aber, daß ihre Lehren, die ſo viel Schönes enthielten, bloß darum nicht den Haß der Geiſtlichkeit überwinden konnten, weil die Unſittlichkeit der Lehrer ſie Lügen ſtrafte; denn war Jeſus, der ſündloſe, nicht dennoch von den Phariſäern verfolgt? Eben ſo ſcheint mir, daß ſie nicht eben ihrer Streitigkeiten wegen zu verdammen ſind, denn wohl noch heftiger ſtritten ſich die gepricſenen Reformatoren. Die ganze Geſchichte lehrt que du choc des opinions nait la lumière. Auch dieß dürfte ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß es allen jenen Männern nicht um Recht und Wahrheit, ſondern nur darum zu thun war, ihre Meinungen geltend zu machen, und daß ſie Anderer Vorurtheile nur durch die ihrigen verdrängen wollten. Sollte nicht dieſe Anſicht ſelbſt ein Vorurtheil ſeyn? Gern wird man endlich Vinet beiſtimmen, daß die Tendenz jener Moralphiloſophen eine negative, eine deſtruirende war. Zugegeben indeſſen, daß durch ſie vornämlich das Sozialgebäude untergraben, durch ſie hauptſächlich die franzöſiſche Umwälzung herbeigeführt wurde, ſo kann doch, welchen Abſcheu man vor jeder Revolution haben mag, Niemand läugnen, daß Frankreichs gegenwärtiger Zuſtand, und in jeder Beziehung ohne Vergleich, beſſer als der ehemalige heißen darf. Wer ſein Haus von Grund aus in beſſern Stand ſetzen will, hat manches Ungemach zu beſtehen; doch wenn das überſtanden, freut er ſich der Verbeſſerung, und verklagt nicht die unentbehrlichen Arbeiter, weil viele gefehlt haben und alle wohl nur aus Eigennutz thätig waren. Den Glücklichen und den, der ſich einbildet, daß er jedenfalls zur kleinen Klaſſe der Privilegirten gehört haben würde, rührt freilich oft wenig die tiefſte Erniedrigung von Millionen, und ihn beruhigt wohl der Gedanke, daß Gewohnheit jedes Loos erträglich mache. Er beſchuldigt, wenn das Volk klagt, nicht die, die es elend machten, ſondern die nur, die das Elend aufdecken. Der Edlere aber und der ächte Chriſt darf glauben, daß ein gütiger Gott jenen Zuſtand nicht ewig dauern laſſen werde. Und wenn eine ſolche Aenderung im Rathſchluſſe des Ewigen liegen muß, ſo mögen wir wohl wünſchen, daß ſie auf dem Wege allmähliger Verbeſſerung vor ſich gehe, zugleich aber fragen, ob ſie auf dieſem je möglich geweſen wäre. Verneinend antwortet die ganze Weltgeſchichte. Sie lehrt, daß unſere Natur gewaltſame Stürme nöthig macht, damit die Menſchheit vorrücke. Wie die kirchliche Umwälzung, ſo war die lezte politiſche und ſoziale durch die beſtehenden Verhältniſſe geboten. Wehe dem, der Aergerniß gibt; verdammen wir jedoch nicht die Werkzeuge, deren die Vorſehung ſich bediente, um Großes und Nothwendiges zu bewirken. An dem Moraliſten iſt es, die Cauſalverbindung dieſer Erſcheinungen nachzuweiſen und zu zeigen, was ſolche fürchterliche Kataſtrophen herbeiführt, was wir zu thun haben, um ſie zu verhüten, was uns entſchuldigen mag, wenn ſie dennoch einbrechen, und was tröſten ſoll, wenn wir aus einem höhern Geſichtspunkte ihre Folgen betrachten.

Dieſe und ähnliche Gedanken drängten ſich mir unwillkührlich während der Rede Vinets auf, ſo oft ich mir die Geſinnungen vorſtellte, die ich bei dem allergrößten Theile ſeiner Zuhörer vorausſetzen konnte. Wie viele Baſeler mögen nicht längſt ſchon alle ſogenannten Philoſophen verabſcheuen? wie viele nicht ohnehin alles, was Revolution heißt? Und jezt fühlen alle blos das Schmerzhafte einer jüngſt erlebten! Wo dürfte das Bedürfniß größer ſeyn, daß ein Mann von ächt philoſophiſchem Geiſt, ächt religiöſem Sinn die Widerſprüche der Weltregierung verſöhnend zu löſen verſuchte.

Auflöſung der Räthſel-Metamorphoſen in Nr. 286:

1) Kuh. Uhu. 2) Eſelchen. Seelchen. 3) Rebe. Eber.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 39 und Monatsregiſter November.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 5. November 1833.

Kunstausstellung zu Paris, im Jahr 1833.

(Fortſetzung.)

Bra. Dem Ulyſſes dieſes Bildhauers gebührt die zweite Stelle, wenn man die erſte dem oben erwähnten Etex einräumt. Die Bildſäule iſt von Marmor und ſtellt den ithaciſchen Helden vor, wie er auf der Kalypſoinſel gefangen gehalten ſich nach Ithaka hinſehnt; er ſitzt auf einem von den letzten Meereswellen benetzten Felſenſtücke, in einer edlen Stellung, wie die Bildſäulen aus dem Alterthum; ſein Geſicht mit der breiten Stirne verräth tiefes Sinnen und hohe Erwartung. Der Kopf iſt edel und etwas vorwärts gebeugt. Dieſe Bewegung theilt ſich dem ganzen Körper mit. Nur ein leichtes Gewand bedeckt ſeine linke Hüfte; ſonſt iſt er nackt; der rechte Arm iſt längs dem Körper niedergeſunken, der linke erhebt ſich auf das Schenkelbein. Die ganze Arbeit zeigt von einem anhaltenden Studium der antiken Bildhauerei.

Ein minderwichtiges Stück von Bra iſt ſein Modell der Bildſäule des berühmten Benjamin Conſtant. Da dieſes Modell noch nicht zur Ausführung gekommen iſt, ſo läßt ſich nicht viel darüber ſagen. Der Künſtler hat den großen Redner in ſeinem alltäglichen Koſtüm, nämlich im Ueberrocke, dargeſtellt, wie er ſich in der Deputirtenkammer zu tragen pflegte. Wahrſcheinlich wird die Bildſäule für Benjamin Conſtants Grabmal auf dem Gottesacker des Père Lachaise ausgeführt werden.

A. Preault. Ein noch wenig bekannter Bildhauer, der etwas Geniales ſchon durch die Auswahl ſeiner Gegenſtände verräth. Er hat ſich nämlich die Darſtellung der Armuth zum Ziele geſetzt. So erblickt man in einem Basrelief von ihm einen abgemergelten, die Hand vergeblich ausſtreckenden Armen; ein eben ſo abgezehrtes Kind ſitzt auf den Lumpen ſeines Schooßes; ein armes ſtumpfſinnig hinblickendes Kind kniet auf der Erde nieder, um die Vorübergehenden anzuflehen. Hinter dem Vater ſteht noch ein großes ſchlankes, aber eben ſo mageres Mädchen. Die ganze Gruppe erregt ein beengendes Gefühl.

Eine andere Gruppe, in terra cotta, ſtellt zwei alte zerlumpte Bettlerinnen dar, wovon die eine ſich etwas aufrichtet, jedoch mit Mühe, um die andere ſchwächere und kränkere zu unterſtützen. Dieſe Gruppe iſt jedoch weniger tiefſinnig aufgefaßt, als die auf dem Basrelief, wo Alles zu einem Ziele hinſtrebt.

Ein Basrelief von Gyps führt uns den im Hoſpital ſterbenden Dichter Gilbert vor Augen, wiederum ein Bild der Dürftigkeit und des Elendes.

Dantan. Es gibt zwei Künſtler dieſes Namens, wahrſcheinlich Brüder. Der ältere hat Maſaniello dargeſtellt, wie er ſeinen Mitbürgern zuruft: Es gibt keine Fruchtzölle mehr in Neapel. Dantan der jüngere hat eine Menge von Büſten geliefert, aber alle nur in Gyps. Man erblickt hier mehrere berühmte Dichter, Tonkünſtler, Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Ueberhaupt gibt es der Büſten verhältnißmäßig eben ſo viele, als der Portraite in der Gallerie der Malerei. Gayrard der Sohn hat 8 Büſten von Schauſpielern geliefert.

Pradier. Zwei Stücke: Cypariſſa mit dem Hirſche, eine Marmorgruppe, und eine junge Jägerin, in Marmor. Gut, doch ohne hervorſtechende Eigenſchaften.

Gérard. Drei Bildſäulen für das Giebelfeld der Magdalenenkirche: Die Religion und die heiligen Peter und Paul. Es iſt dies das erſtemal, daß man in Frankreich auf einem Fronton ganze Bildſäulen darſtellt. Bisher waren es immer Basreliefs wider den Gebrauch der alten Griechen, die ſtets ganze Figuren in den Giebelfeldern, die von weitem geſehen werden ſollten, ausführten. Dieſe Neuerung verdankt man der Bekanntſchaft, die man erſt ſeit einigen Jahren mit den Bildwerken des Parthenon gemacht hat.

Einige andere Stücke der Ausſtellung wollen wir, da ſie nicht zu den ausgezeichnetſten gehören, nur kurz anzeigen, als einen jungen Fechter von Daumas, einen den Künſtlern Kronen austheilenden Pericles von Debay,

Digitized by Google

die Bildſäule der Gerechtigkeit von Dumont (iſt für die Deputirtenkammer beſtimmt), Modelle von Basreliefs für den Triumphbogen der Barrière de l'étoile, von Morin, Feſtard, Gérard; das Erwachen eines Mädchens, von Flatters, ein Ajar und ein Mucius Scaevola, von Garnier, eine Nauſicaa von Elshoecht.

Einige Büſten ſind in franzöſiſchem Marmor ausgeführt, und dieſe Verſuche beweiſen, daß, für kleinere Gegenſtände wenigſtens, der Marmor aus den Pyrenäen den carrariſchen wohl erſetzen kann.

Kupferſtiche und lithographirte Bilder. Hier können wir uns kurz faſſen; denn die meiſten der ausgeſtellten Stücke ſind bereits in den Handel gekommen und in Deutſchland nicht mehr unbekannt.

Die Kupferſtecherkunſt iſt diesmal nicht ſo glänzend als die Bildhauerei, und überhaupt verliert dieſelbe viel von ihrem ehemaligen Verdienſt ſeit der Einführung der engliſchen Manier, und mehr noch ſeit der Verbreitung der ſchnellern, wohlfeilern und daher populärern Steindruckerei. Auch haben ſich die ältern Meiſter ſo wenig gezeigt, als bei der Bildhauerei und Malerei. Dagegen haben ſich einige bisher wenig bekannte Kupferſtecher ausgezeichnet.

Henriquet Dupont. Dieſer Künſtler hatte ſich vorher durch ein einziges Blatt, ſeinen Guſtav Waſa, nach dem Gemälde Herſents, einen Ruf in der Künſtlerwelt erworben. Seitdem ſcheint es ihm an Beſchäftigung oder Aufmunterung zu fehlen; wenigſtens ſticht er meiſtens in ſchwarzer Manier, welches leichter fertig wird und beſſer abgeht. Doch weiß er auch dieſe Kunſt zu vervollkommnen. Er hat diesmal das bei der vorigen Kunſtausſtellung bekannt gewordene Gemälde Laroches in Kupfer geſtochen, Cromwell, wie er den Deckel des Sarges König Karls I. aufhebt und noch die Geſichtszüge des enthaupteten Königs anblickt. Das Derbe und Kecke der Laroche'ſchen Malerei findet ſich hier nur zum geringen Theile wieder. Indeſſen iſt das Blatt mit vielem Fleiße behandelt, und in einem eigenen Style.

Dupont hat auch noch zwei Portraite ausgeſtellt; mit Portraiten ſcheint er ſich leider zu viel abzugeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Fortſetzung.)

Der Meiſter AR. 1480.

1) In dem St. Johannisſpital zu Brügge iſt ein kleines Altarbild, welches oben im Rahmen mit der Jahreszahl 1480 und unten mit den Buchſtaben AR bezeichnet iſt, die wahrſcheinlicherweiſe ſich auf den Namen des Malers beziehen, weswegen wir ihn Meiſter AR vom Jahr 1480 nennen. Aus der Jahreszahl erſehen wir, daß er ein Zeitgenoſſe Memlings war, dem er in der Art zu malen und darzuſtellen ſehr verwandt iſt, ohne jedoch deſſen Kraft der Färbung, noch deſſen Lebendigkeit der Charaktere und richtiges Verſtändniß der Zeichnung zu erreichen.

Das Mittelbild ſtellt den vom Kreuze abgenommenen Chriſtus vor, welcher von den zwei Marien und dem Johannes beweint wird. Im linken Flügelbilde kniet der Donatar und bei ihm ſteht ein heiliger Ritter, Schwert und Ambos haltend; zur Seite hat er einen Löwen. Im rechten Flügelbilde iſt die heil. Barbara dargeſtellt.

2) Ein anderes Gemälde, welches demſelben Meiſter anzugehören ſcheint, im Johannisſpital aber für ein Werk des Memling ausgegeben wird, ſtellt die Sibylle Zambeth, oder vielmehr ein weibliches Portrait vor; es iſt ein Bruſtbild von ²/₃ Lebensgröße. Sie hat nach damaliger Tracht eine hohe Haube mit weißem Schleier auf; über ein rothes Bruſttuch ſchließt ſich ein ſchwarzes, mit weißem Pelz beſetztes Kleid an. Die Hände ruhen übereinander gelegt auf einem Getäfel; ſieben Ringe zieren die Finger, wovon drei paarweiſe zuſammengeſteckt ſind. Oben links im Grunde lieſt man: Sibylla Sambetha quae et Persica an: ante Christ. nat. 2010. Unten auf dem Rahmen ſteht die ihr zugeſchriebene Prophezeihung: Ecce bestiam conculcaberis gignetur dominus in orbem terrarum et gremium virginis erit salus gentium, invisibile verbum palpabitur. und oben die Jahreszahl 1480.

3) Noch ein Bild in Brügge, welches dem Meiſter von 1480 dürfte zugeſchrieben werden, iſt in der Frauenkirche, in einer Kapelle rechts, und ſtellt die Verklärung vor. Links der Donatar mit 5 Söhnen und rechts die Mutter mit 3 Töchtern. Es iſt ſehr blaß in Ton.

Anton Claeſſens, der ältere.

Von dieſem Meiſter beſitzt die Akademie zu Brügge zwei ausgezeichnete Gemälde, die ſich ehedem in dem Stadthauſe dieſer Stadt befanden und wie ſo viele andere Kunſtwerke die Wanderung durch's Muſée Napoleon gemacht haben. Sie ſtellen das Urtheil des Cambyſes vor.

1) Wie dieſer König der Perſer einen falſchen Richter auf ſeinem Richterſtuhle ergreifen läßt. Der König mit andern Richtern ſteht vor ihm und dabei noch viele Bürger, meiſt Portraite; vorn ſind zwei Hunde, wovon der eine ein weißes Windſpiel.

2) Wie Cambyſes den falſchen Richter ſchinden läßt. Im Hintergrunde ſitzt deſſen Sohn, der ſeinen Vater

Digitized by Google

nicht von der Strafe hatte retten können, auf dem mit der Haut des Verurtheilten überzogenen Richterſtuhl.

Die Figuren haben zwei Drittel Lebensgröße. Haltung und Farbe ſind ſehr kräftig, die Schatten ſtark braun, die Zeichnung richtig. Bei allen dieſen Vorzügen fehlt den Bildern doch ein gewiſſes Leben, ſowohl in der Farbe, als in der Behandlungsweiſe; Eigenſchaften, welche ſeinem Vorgänger in Brügge, dem Hans Memling, in ſo hohem Grade eigen ſind. Er verhält ſich zu den Malern der flamändiſchen Schule ohngefähr wie Ridolfo Ghirlandajo zu den Florentinern. Unſere Bilder ſind mit der Jahreszahl 1498 gezeichnet.

3) In der Akademie ſieht man noch ein Gemälde, welches demſelben Meiſter zugeſchrieben wird. Es ſtellt ein jüngſtes Gericht vor, deſſen oberer Theil manches Gute hat; doch iſt darin nicht mehr die Einfalt der alten Schule zu bemerken, ſondern die moderne oberflächliche Manier ſchon ſehr überwiegend, ſo daß dieſes Bild wohl einem jüngern Ant. Claeſſens zuzuſchreiben iſt, oder auch dem Peter Claeſſens, von welchem in der Sammlung des Prinzen von Oranien ſich ein braves Bild eines knienden Ritters mit vier Söhnen befindet. Ein ſehr manierirtes Bild, den Triumph des Friedens, eine reiche Allegorie auf die Zeiten Karls V. vorſtellend, iſt mit Petrus Claeis fecit. gezeichnet und befindet ſich gleichfalls in der Akademie zu Brügge.

Gerard Lucas Horenbout.

Obgleich dieſer Maler erſt um 1498 in Gent geboren wurde, hat er doch noch in der Art der alten Schule gemalt, iſt aber kraftlos in der Farbe, ſteif in den Stellungen und ſelten correkt in der Zeichnung. Da er ſich längere Zeit in England aufhielt, wo er Horneband genannt wird, ſo dürften wohl mehrere im Pallaſt von Kenſington aufbewahrte alt-niederländiſche Bilder von ihm herrühren.

1) In der Sammlung des Prinzen von Oranien iſt ein Bild, welches ihm zugeſchrieben wird. Es ſtellt Maria mit dem Chriſtkinde im Schooße der heil. Anna vor; zu der einen Seite Johannes der Täufer und die heil. Catharina, auf der andern die heil. Barbara und St. Ludwig, König von Frankreich. In der Behandlungsweiſe erinnert es an die Schule von Memling, doch iſt es hart und ſteif.

2) Ein kleines Doppelbild, welches wohl unſerm Meiſter angehört, beſitzt Hr. van Huyvetter in Gent. Auf der einen Seite iſt das Bruſtbild der Maria mit dem ſie umarmenden Chriſtkinde dargeſtellt. Auf der Tafel links iſt das Portrait von Lievin Hughenois, Abt des alten Kloſters vom heil. Bavo, welches Karl V. niederreißen ließ, da es auf dem Platz der jetzigen Citadelle ſtand. Der ehrwürdige Abt hat den Hirtenſtab auf der Schulter liegen und faltet die Hände. Auf dem untern Rande des Rahmens lieſt man:

Per hoc dulce gaudium Virgo Mater Dei
Apud tuum filium memor esto mei.

Da L. Hughenois erſt 1517 zur Würde eines Abtes gelangte, ſo iſt unſer Bild nothwendigerweiſe erſt nach dieſer Zeit entſtanden.

Quintyn Meſſys.

Wir übergehen hier als ſchon öfters beſchrieben das köſtlichſte der auf uns gekommenen Werke des Quintyn Meſſys, nämlich das Altarblatt mit Chriſtus vom Kreuze abgenommen, von den Frauen und ſeinen Freunden beweint, welches ſich in der Akademie zu Antwerpen befindet, und beſchränken uns auf die Angabe folgender Bilder.

1) In der ſchon öfters erwähnten reichen Sammlung des Prinzen von Oranien iſt ein ſchönes Altarblatt unſers Meiſters: Maria mit dem Chriſtkinde in dem Arm ſteht auf dem halben Mond als Himmelskönigin. Der Mond iſt mit Gold aufgetragen, ſo auch der Schein um die Jungfrau. Das Chriſtkind hält einen Roſenkranz; vier Engel umſchweben ſie: zwei derſelben ſind in der Art der van Eyckiſchen Schule, die zwei andern dagegen bekleidete Knaben mit Flügeln; oben Gott Vater mit der weißen Taube, dem Symbol des heil. Geiſtes; unten im Bilde ſind ſieben Figuren, worunter zwei Propheten und eine Sibylle; ſodann rechts König David knieend und bei ihm eine ſtehende weibliche Heilige; links ein anderer knieender König, gleichfalls mit einer Heiligen (die ſieben Büßenden?). Dieſe Figuren haben ein Drittheil Lebensgröße. Der Ton der Farbe iſt ſehr klar und kräftig; die Zuſammenſtellung der untern Gruppen macht eine etwas zerſtreute Wirkung und erinnert ſchon an den Verfall der Kunſt. Sonſt iſt viel Schönes im Bilde. Ehedem befand es ſich in der St. Donats- oder Hauptkirche zu Brügge, allein ſchon zur Zeit der Spanier in den Religionsunruhen wurde es hinter eine davor gebaute Backſteinwand verſteckt; in dieſem Zuſtande blieb es, bis die Franzoſen 1795 dieſe herrliche Kirche abreißen ließen, wo dann das Bild von Quintyn Meſſys vollkommen erhalten herunterfiel; durch dieſen Sturz wurde es in mehrere Stücke zerſplittert, aber nachmals vortrefflich wieder hergeſtellt.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtliteratur.

Ueber deutſche Kunſt oder biographiſch-techniſche Nachrichten von den vorzüglichſten Meiſtern in der Malerei, dem Kupferſtechen, der Formſchneidekunſt und Lythographie (sic) in Deutſchland. Als Stoff zu Vorleſungen auf

Digitized by Google

Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Schulen. Aus den vorzüglichſten Quellen bearbeitet von Lct. C. A. Nilſon, quiesc. Sekretaire bei dem Magiſtrate der k. b. Kreis- und Hauptſtadt Augsburg. Augsburg und Leipzig, in der von Jeniſch und Stage'ſchen Verlagshandlung. 1833. 8. S. VIII. 222.

Laut der Vorrede iſt dieſes Buch die Arbeit eines 70jährigen Mannes, und es iſt inſofern erfreulich, darin den rüſtigen Fleiß des Alters wahrzunehmen. Auch geſteht der Verfaſſer in ſeinem Vorworte, „daß ſich Nachrichten der Art, wie ſie hier vorliegen, nicht erfinden laſſen, ſondern aus hierüber vorhandenen Quellen geſchöpft werden müſſen, auch dieſe aus den vorzüglichſten hierzu vorhandenen Quellen der Sandrarte, der Füßly, der Meuſel, der Fiorillo, eines neuen Converſations-Lexicons und mehrerer anderer erholt worden ſeyen.“ Aber es iſt doch wahrlich ein Unterſchied zwiſchen einer Benutzung und einer Abſchrift der genannten Quellen, zwiſchen einem auswählenden und raiſonnirenden Gebrauch und einem wörtlichen Abdruck, wie ihn z. B. Ref. von ſeiner eigenen mühſamen Arbeit, der Zuſammenſtellung des Lebens und der Werke der jetzt lebenden deutſchen Künſtler im Converſationslexicon der neueſten Zeit und Literatur hier gefunden hat. So iſt Bücherſchreiben eine bequeme Sache; ob aber die Wiſſenſchaft und Geſchichtskunde dadurch gewinnen könne, wenn gar nichts Neues weder von Thatſachen noch von Reflexionen beigebracht wird, ob die Verlagshandlung ſich durch ſolche Artikel ehre, iſt nicht ſchwer zu beantworten. Und wie kann ein Buch, das ſchon auf dem Titelblatte zeigt, daß man darin nicht einmal die gewöhnlichen Kunſtausdrücke richtig zu ſchreiben wiſſe, zur wirklichen Belehrung von Kunſtjüngern, oder auch nur zur angenehmen Wiederholung des bereits Bekannten für ältere Künſtler und Kunſtfreunde dienen?

—en.

Kunstsammlungen.

Unterm 29. Auguſt hat der General-Intendant der Civilliſte, Graf Montalivet, dem Könige der Franzoſen über die neue Geſtalt und Beſtimmung des Königl. Schloſſes zu Verſailles Bericht erſtattet. Bei ſeinem letzten Beſuche daſelbſt nämlich hatte ſich der König dahin ausgeſprochen, daß — ohne den Louvre der Sammlung von Meiſterwerken der Malerei und Sculptur und anderer ſowohl antiker als moderner Kunſtgegenſtände, welche daſelbſt das Eigenthum der Krone ſeyen, zu berauben, — Verſailles für Frankreich eine Vereinigung ſeiner geſchichtlichen Erinnerungen werden, und daß daſelbſt alle Denkmäler des Nationalruhms niedergelegt und ſo gleichſam von der großartigen Pracht Ludwigs XIV. umgeben ſeyn ſollen. Der Architekt Neveu ward mit dem Entwurf der Ausführung beauftragt. Der Entwurf umfaßt die Verwendung ſämmtlicher Gemächer des Erdgeſchoſſes und erſten Stockes im ſüdlichen Flügel, des ganzen Mittelbaues und des nördlichen Flügels vom Schloſſe. Der ſüdliche Flügel wird in den dafür erweiterten und zugerichteten dreizehn Gemächern des Erdgeſchoſſes eine Reihe von Bildniſſen der Connetabeln und Marſchälle von Frankreich, der Admiräle und anderer für den Nationalruhm merkwürdigſten Kriegsmänner vereinigen. Die Vorhalle, das Treppengeländer und die ſteinerne Gallerie werden marmorne Statuen, Reliefs und Büſten aufnehmen. Der erſte Stock und die Attike dieſes Flügels bilden eine Gallerie mit chronologiſch geordneten Gemälden franzöſiſcher Kriegsthaten von der Schlacht von Tolbiac bis zur Einnahme der Citadelle von Antwerpen. Zwiſchen den Fenſtern ſollen über den Spiegeln Trophäen zum Andenken an die Feldherrn hängen, welche das Loos der dargeſtellten Schlachten entſchieden haben. Eben ſolche Bilder ſollen einen erſt noch zu bauenden Saal in dem Pavillon, mit welchem ſich der ſüdliche Flügel abſchließt, füllen. — Im Mittelbau, in den Zimmern des Erdgeſchoſſes, die gegen den Park liegen, würden die Bildniſſe aller hiſtoriſchen und ſonſt berühmt gewordenen Perſonen Raum finden, gleichfalls nach der Zeitordnung; in dieſen Gemächern ſollen auch Modelle der wichtigſten Kriegsplätze und andre Kunſtgegenſtände aufgeſtellt werden. Im erſten Stockwerke werden die Zimmer, welche vor der Gallerie des Oeil de Boeuf und den zwei Salons der Königin liegen, zu Ergänzungsſälen für die Sammlung der Schlachtenbilder dienen. In die großen Gemächer mit ihrer reichen und glänzenden Decoration werden die Gemälde, die ihnen einſt zugehörten, zurückgebracht und nur die Tapeten hergeſtellt werden. — Der Nordflügel endlich ſoll gleichfalls Bilder aus der franzöſiſchen Geſchichte erhalten und auf ähnliche Weiſe eine bedeutende Umgeſtaltung erfahren. — Der Vorſchlag des Grafen Montalivet geht dahin, daß ſobald als möglich, und zwar mit dem ſüdlichen Flügel, der Umbau angefangen werde. Der König hat nach der Zurückkunft von ſeiner Departementalreiſe Verſailles beſucht, die Vorſchläge genehmigt und zum ſchleunigen Beginn und Fortgange der Arbeiten Befehl gegeben.

Die intereſſante und reichhaltige Münzen- und Medaillen-Sammlung des Herrn Huß in Eger iſt von dem Fürſten Metternich angekauft und nach deſſen Stammſchloß Königswart in Böhmen geſchickt worden, wo ſie von ihrem ehemaligen Eigenthümer, nebſt andern Seltenheiten, alten Waffen und Kunſtſachen in demſelben Schloſſe, den Fremden gezeigt wird.

Der Municipalrath von Metz hat um 12.000 Franken aus dem Kabinet des vormaligen Maires der Stadt, Herrn Marchant, die Sammlung lothringiſcher Medaillen, und andere für die Stadt und Umgegend wichtigen Kunſtgegenſtände und Handſchriften angekauft. Das geſammte Kabinet, das um 40.000 Fr. geboten war, anzuwerben, geſtatten leider die ökonomiſchen Verhältniſſe der Stadt nicht.

Nekrolog.

Am 13. September iſt zu Paris der Hiſtorienmaler Felix Auvray, einer der ausgezeichnetſten Schüler von Gros, im 33ſten Jahre an einer Bruſtkrankheit geſtorben. Die frohe Nachricht, daß ihm der Kunſtverein zu Douai eine Ehrenmedaille zuerkannt habe, traf erſt bei dem Trauerzuge ſeiner Beſtattung ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 90.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 7. November 1833.

Nachrichten über die alt-niederländiſche Malerſchule.

(Beſchluß.)

2) Ein Bild von bewunderungswürdiger Wahrheit in den Charakteren und ſehr vollendet in der Ausführung, obgleich etwas carricaturartig, ſind die zwei Geizhälſe im Pallaſt zu Windſor: der eine von ihnen zählt Geld und links ſieht man einen kleinen Papagay. Es iſt das Original von vielen darnach gemachten Wiederholungen oder Copien.

3) Noch ein hübſches Bild des Meiſters in England iſt im Beſitz des Grafen von Scarsdale zu Keddleſton-Hall, ſeinem Landſitze in Derbyſhire. Es ſtellt Maria mit dem Chriſtkinde herzend und freudig küſſend vor. Vorn liegen Trauben; im Hintergrund rechts etwas Landſchaft. Die Zeichnung daran iſt ſehr gefühlt und ſelbſt nicht ohne Grazie; nur die Magerkeit des Kindes iſt daran ſehr unangenehm.

4) Ein Portrait von außerordentlicher Wahrheit und voll Leben und ſicher Original von Quintyn Meſſys, beſitzt das Städel'ſche Kunſtinſtitut zu Frankfurt a. M. Es ſtellt einen Mann von mittleren Jahren vor, der etwas links gewendet, wie im Begriff der Rede, die rechte Hand aufhebt; die linke, in welcher er eine Brille hält, liegt auf einem vor ihm aufgeſchlagenen Buche. Die Landſchaft des Hintergrundes bildet ein mit Gebirgen begrenzter Fluß und rechts eine Burg auf einem Felſen. Oben auf dem alten Rahmen liest man: KNIPPER-DOLLING PROPHET' BVRGMAISTER VND KOENIG' THO MVNSTER. und unten: QVINT. METSIIS. EFFIGIABAT. MENS. IVL. ZI. AÑ. 1534. Dieſe Schrift, obgleich ganz in der Art des 16ten Jahrhunderts, iſt jedoch apokryphiſch: nicht nur ſtimmt unſer Bildniß keinesweges mit dem des Knipper Dolling, von Heinrich Aldegrever im Jahr 1536 geſtochen, überein, und das ſicher ächt iſt, da der Künſtler ein Weſtphale aus Soeſt gebürtig war; ſondern Quintyn Meſſys ſtarb bekanntlich ſchon im Jahr 1529, während jener Prophet der Anabaptiſten ſich erſt ſeit 1533 mit Johann von Leyden verband und eines der Häupter der Secte wurde. Dieſe Thatſachen ſind hinreichend, um zu beweiſen, daß obiges ſchöne Portrait eine andere als jene berüchtigte Perſon vorſtellen muß.

Johann Meſſys.

Von dem Sohn oder Schüler des Quintyn ſind in der Sammlung des Prinzen von Oranien zwei Gemälde: das eine iſt ein Ecce Homo, das andere eine Kreuztragung. Halbe, lebensgroße Figuren; ſie ſind mit vieler anatomiſcher Kenntniß gezeichnet, aber ſehr ſcharf in den Umriſſen, die Charaktere ſind meiſt gemein und bis zur Carricatur übertrieben; die Färbung iſt zwar kräftig. Doch ohne allen Reiz, die Schatten beſtimmt braun. Nach dieſen Angaben iſt leicht zu ermeſſen, daß ſie keinen angenehmen oder erhebenden Eindruck machen können.

Joan Mabuſe.

Von den verſchiedenen in der Kunſtreiſe beſchriebenen Bildern unſers Meiſters ſollen hier nur folgende erwähnt werden.

1) Die Kinder Heinrichs VII., zwei Knaben, Prinz Arthur und der nachmalige Heinrich VIII., nebſt einem Mädchen, der Prinzeſſin Margaretha, ſitzen an einem Tiſche mit Früchten; halbe Figuren unter Lebensgröße. Dieſes kleine ſehr vollendete Bild befindet ſich im Pallaſt zu Kenſington; leider iſt es in der Fleiſchfarbe ſehr verblichen, ſonſt gut erhalten und wohl das Original vieler Wiederholungen, welche man in England antrifft, wie z. B. in Wiltonhouſe, Corshamhouſe u. a. m.

Dieſes Bildchen belehrt uns über die Zeit, in welcher Johann Mabuſe ſich in England befand: denn da der Knabe Heinrich VIII. (geb. 1491) in einem Alter von etwa 6 Jahren dargeſtellt iſt, ſo muß unſer Meiſter in den neunziger Jahren des 15ten Jahrhunderts ſeine Kunſt in England ausgeübt haben.

Digitized by Google

2) Ein ſehr ausgeführtes Bild iſt ein ehemaliges Altarblatt aus der St. Donatskirche zu Brügge, jetzt im Beſitz des Hrn. Solly in London. Das Mittelbild ſtellt die Kreuzabnahme dar und die beiden Flügel die Figuren von Johannes dem Täufer und dem Apoſtel Petrus in reicher Architektur. Es hat folgende Unterſchrift: JOÃES MALBOGI. PINGEBAT. ANNO.1531. — Mabuſe war alſo um dieſes Jahr wieder aus Italien in die Niederlande zurückgekehrt, wenn dieſes nicht ſchon vor ſeiner Reiſe nach England der Fall war, indem ſich in letzterem Lande mehrere Gemälde, obgleich ohne Jahreszahl, befinden, die ſicher während oder nach ſeinem Aufenthalt in Italien gemalt ſind.

Bernard van Orley.

1) Ein Bild aus des Meiſters früherer Zeit, als er noch mehr der vaterländiſchen Art und Weiſe und einer tiefern Empfindung folgte, noch freier von dem Einfluß der Italiener war, befindet ſich im Muſeum zu Brüſſel. Ehedem ſoll es ſich hinter dem Altarbild von Rubens (St. Petrus in Begleitung zweier anderer Apoſtel die Schlüſſel durch Chriſtus empfangend, nun im Beſitz des Prinzen von Oranien) in der St. Sakramentskapelle der St. Gudulakirche zu Brüſſel befunden haben. Das Mittelbild zeigt Chriſti Leiche (bis an die Knie geſehen) von ſeinen Freunden und den Frauen beweint: Maria, ſich über ihn hinneigend, umfaßt den Körper ihres göttlichen Sohnes und iſt vom tiefen Schmerz ergriffen. Sehr ſchön iſt der Kopf des Johannes und voll Ausdruck des Mitleides, ſo auch der zweier jungen Frauen von anmuthsvoller Bildung. Die halben Figuren ſind beinahe lebensgroß. Der vergoldete Grund iſt mit dunkeln Muſchen und etwas brauner Farbe gedämpft. Im linken Flügelbilde ſind viele übereinander gehäufte Männerportraite und in dem rechten eben ſo die weiblichen.

2) Ein Bild ganz ähnlicher Art, ſowohl rückſichtlich des Hauptgegenſtandes als der Behandlungsweiſe, befindet ſich im Städel'ſchen Kunſtinſtitut zu Frankfurt a. M. Es hat aber keine Flügelbilder; ſtatt des goldenen Grundes iſt eine Landſchaft angebracht, und in der Behandlungsweiſe der nicht erneuten Theile zeigt ſich der Einfluß der venetianiſchen Schule. Da dieſes Gemälde aus Rom nach Frankfurt gekommen iſt, ſo erſcheint es mehr als wahrſcheinlich, daß es Bernard van Orley zu Anfang ſeines Aufenthalts in jener Stadt gemalt und noch ergriffen von den Werken, die er in Venedig geſehen, dieſe in etwas nachgeahmt habe. Irrig hängt dieſes Bild im Städel'ſchen Kunſtinſtitut unter denen der italieniſchen Schule und wird im gedruckten alten Catalog für Giov. Bellini ausgegeben.

3) Wie ſehr Bernard van Orley ſeine Art des Vortrags und des Malens in Italien änderte, beweist unter andern auch ein ſehr ſchönes Portrait einer Dame, welche eine Katze im Arm hält, nun in der Sammlung des Prinzen von Oranien. Es iſt ſchön wie eines von Andrea del Sarto, mit deſſen Werken es auch in etwas übereinſtimmt.

Joas van Cleeve.

1) In der Gemäldeſammlung des Pallaſtes zu Kenſington iſt ſein und ſeiner Frau Portrait, Bruſtbilder. Er hat eine ſchwarze Kappe auf und ein mit Pelz beſetztes Oberkleid an; der Grund iſt grün. Dieſe Portraite ſind ſehr ſchön und klar im Ton.

2) Ein anderes Portrait von ihm, Bruſtbild mit Händen von vorzüglicher Schönheit, beſitzt der Graf Spencer auf ſeinem Landſitze Althorp. Er hat hier einen braunen Bart und den Kopf mit einem ſchwarzen Barett bedeckt.

Es gibt einen Kupferſtich nach ſeinem Bildniß, welches die Aufſchrift hat: Vivebat Antwerpiae in patriâ 1544, und einen Andern mit: Justo Clivensi, Antwerpiano pictori.

Der Meiſter

Zum Schluß ſoll hier noch eines Gemäldes erwähnt werden, welches mit obigem Monogramm gezeichnet, deſſen Meiſter aber unbekannt iſt.

Es befindet ſich in der St. Salvatorskirche zu Brügge, und ſcheint, der Behandlungsweiſe nach zu ſchließen, aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Es ſtellt Maria mit dem Chriſtkinde auf einem Throne ſitzend dar, und vor ihr kniet ein Biſchof in Carmeliter-Kleidung. Die Umgebung bildet eine Landſchaft, worin mehrere Darſtellungen aus dem Leben der Maria. Die Figuren von 2/3 Lebensgröße ſind alle ſehr edel in ihrer Haltung und frei von aller Manier in der Zeichnung und dem Ausdruck. Die Färbung iſt hell und klar. Möge das darauf befindliche Monogramm, welches man für H. v. P. nehmen kann, zur Entdeckung ſeines verdienſtvollen Meiſters führen.

Kunstausstellung zu Paris, im Jahr 1833.

(Beſchluß.)

Forſter. So wie H. Dupont ſich zuvor durch ein Blatt von Herſent ausgezeichnet hatte, ſo hatte Forſter eine Darſtellung nach Guerin geliefert. Jetzt ſtellt er ein Blatt nach dem bekannten Gemälde Gros aus, nämlich König Franz der Erſte wie er Kaiſer Karl V. die Kirche und das Grabgewölbe zu St. Denis zeigte. Baron Gros hatte eben kein großes Meiſterſtück der Kunſt geliefert, wie denn überhaupt dieſer Maler ſich

Digitized by Google

beſſer zu großartigen Darſtellungen, z. B. Schlachten eignet. Indeſſen hatte er ſehr gut das verſchmitzte Anſehen des rothköpfigen Karls V. im Gegenſatze zu dem ritterlichen und galanten Franz I. dargeſtellt. Forſter hebt in ſeinem Kupferſtiche die hervorſtechenden Theile nicht genug hervor, und läßt die andern nicht genug in den Schatten treten, wodurch dieſes Blatt etwas Flaches bekömmt. Einige behaupten, da er nicht das beſte Muſter vor Augen gehabt habe, ſo liege die Schuld an dem Maler. Vermuthlich haben Beide es zu verſchulden, daß der Kupferſtich nicht ein Meiſterſtück geworden iſt.

Jazet. Dieſer thätige Kupferſtecher in Aquatinta-Manier hat ſich durch das Stechen nach beliebten Gemälden ein Vermögen erworben. Beſonders hat er viel nach Horaz und Carl Vernet gearbeitet. Diesmal hat er 3 Stücke geliefert. Der Cavalcatur, nach Horaz Vernet, die auswandernde Familie des Liederlichen, nach Grenier, wo die leidende Figur der Frau mit dem Kinde und die durch Leidenſchaften abgeſtumpfte Geſichtsbildung des Liederlichen einen ſonderbaren Abſtich bilden. Das dritte Blatt iſt wieder nach Horaz Vernet; es ſtellt die Beichte eines Räubers dar. Jazets vorige Blätter ſind ſo bekannt, daß es unnöthig iſt, ſie hier anzuführen.

Lorichon. Ohne eben ein Rafael Morghen zu ſeyn, wagt ſich doch dieſer Künſtler an die größten Meiſter der Kunſt. Zuvor hatte er ein Blatt nach Correggio geliefert. Diesmal ſtellt er die Rafaeliſche Madonna aus, die der Lord von Bridgewater beſitzt. Seitdem hat er auch noch einen Ecce Homo nach Tizian geliefert, aber ohne Kraft.

Pradier, den man nicht mit dem Bildhauer gleichen Namens verwechſeln darf, hat nach Ingres Virgil geſtochen, wie er Auguſt das ſechste Buch der Aeneis vorlieſt. Ingres hat jetzt einen bedeutenden Anhang und Schüler, die ſich ſeines Ruhmes gewaltig eifrig annehmen. Daher hat dieſer Kupferſtich auch mehr Aufſehen erregt, als er ſonſt würde gethan haben. Schon im Jahr 1824 hatte Ingres von demſelben Kupferſtecher ſein Gemälde: Raphael und die Fornarina, ſtechen laſſen. Nun hat er dieſem auch ſein älteres, in der Villa Miollis zu Rom ſich befindendes Gemälde: Virgil, Vorleſer der Aeneis, ſtechen laſſen. Da aber das Original vom J. 1812 herrührt, als Ingres noch nicht ſo weit gekommen war als jetzt, und die Steifheit der ältern klaſſiſchen Schule nicht abgelegt hatte, ſo hat er den Kupferſtich nach ſeinem jetzigen Geſchmacke verbeſſert, aber nicht gänzlich, ſo daß die Livia noch immer etwas ſteif und bildſäulenartig ausſieht, wogegen die Virgiliſche Figur vortrefflich iſt. Camuccini ſoll von dem Original eine ſchlechte Abbildung geliefert haben.

Die Menge von niedlichen Vignetten nach Johannot und andern Zeichnern, meiſtens für neue Schriften beſtimmt, müſſen wir übergehen, um auch noch ein Wort von den lithographirten Blättern ſagen zu können. Dieſer ſind in Allem 110, manche ſind für Prachtwerke beſtimmt, als: Histoire du Palais-royal, Voyage pittoresque de la France, an welcher eine Menge von Künſtlern arbeiten, Portraits d'illustres Polonais, Habitations des personnages les plus célèbres de France, von Champin, eine ſonderbare Vereinigung von Häuſern berühmter oder berüchtigter Perſonen, Cathédrales françaises, von Chapuy; manche lithographirte Darſtellungen ſind nach neueren franzöſiſchen Gemälden: ſo hat Aubry le Comte le Thiers Gemälde: Ludwig Philipp auf dem Rathhauſe, die ſchöne Eliſabeth nach Girodet, und Childe-Harold nach Dejuine geliefert, ſo wie das Portrait der Mad. Paſta nach Gérard. Der Portraite findet man hier ebenfalls eine Menge; ſo hat H. Garnier des Dichters Beranger und des Deputirten Dupont de l'Eure Portraite nach A. Scheffer in Stein gezeichnet; von Gigout ſind mehrere Künſtlerportraite da. Von Noel verdient die Waſſerſüchtige nach Gérard Dow bemerkt zu werden. Manche Anſichten haben das Verdienſt einer getreuen Darſtellung.

Dg.

Stahlſtich.

(Under the Superintendence of the Society for the diffusion of useful Knowledge) The Gallery of Portraits: with Memoirs. London. Charles Knight, Pall-mall east 1833. gr. 8. Vol. I. (Preis 1 Guinee broſchirt.) Vol. II. Nro. IX. X. XI. XII. XIII. (Preis jedes Hefts ½ Krone.)

Dies Werk iſt eine von den jetzt in England häufigen Buchhändler-Unternehmungen, welche Schönheit mit Wohlfeilheit verbinden. Jeden Monat erſcheint ein Heft mit drei Biographien, die dazu gehörigen Bildniſſe ſind mit großer Vollkommenheit nach werthvollen und authentiſchen Originalen in Stahl geſtochen, und der Text noch überdieß zu Anfang und Ende mit ſchön in Holz geſchnittenen Vignetten verſehen, die zum Theil von hiſtoriſcher Merkwürdigkeit ſind. Acht Hefte oder 24 Biographien mit eben ſo viel Bildniſſen machen den erſten Band aus; der Inhalt des erſten Bandes iſt folgender: Dante, Sir Humphry Davy, Koſciuſko, Flaxmann, Copernicus, Milton, James Watt, Turenne, R. Boyle, Newton, Michel Angelo, Moliere, C. J. Fox, Boſſuet, Lorenzo di Medici, G. Buchanan, Fenelon, Sir C. Wren, Corneille, Halley, Sully, N. Pouſſin, Harvey, Sir J. Banks. Die Stahlſtiche übertreffen weit Alles, was wir an Kupferſtichen in den letzten Jahrzehnten in Deutſchland erhalten haben. Ausgezeichnet ſind die Bildniſſe des

Digitized by Google

Dante, James Watt, Lor. di Medici, Sir J. Banks, von Wagſtaff; S. Humphry Davy, Newton, Harvey, von Scriven; Kosciusko, Turenne, S. Chr. Wren, Sully, v. Holl; Flaxmann, Boſſuet, von Woodmann; Fox, von W. Cook; Fenelon, von J. Thomſon; Pouſſin, von Poſſelwhite; und im zweiten Bande: Lord Sommers von T. A. Dean; Büffon, La Grange, von R. Hart; Thomas Moore, von Woodmann; Händel, von Thomſon; Tizian, von Holl; Lord Rodney, von Scriven; Rubens, von Poſſelwhite.

Bauwerke.

Fürſt Metternich läßt ſein großes Stammſchloß zu Königswart in Böhmen neu einrichten und eine daſelbſt in einfachem, aber edlem Styl erbaute Kapelle vollenden, welche in Kurzem durch den Erzbiſchof von Prag geweiht werden ſoll.

Am 25. Februar d. J. wurde zu Buenos-Ayres der Grundſtein zu einer ſchottiſch-presbyterianiſchen Kirche, der erſten in Südamerika, die dem heiligen Andreas gewidmet ſeyn ſoll, am 18. Juli in New-York zu einer neuen Univerſität, und am 23. Auguſt in Moskau zu einer katholiſchen Kirche feierlich gelegt.

Ein noch nicht ganz vollendetes ungeheures Gebäude in Brighton, das ſogenannte Anthäum, ſtürzte am 30. Auguſt mit furchtbarem Gekrach ein, ohne indeſſen einen Menſchen zu beſchädigen. Es war vor einem Jahr unter der Leitung eines ausgezeichneten Londoner Botanikers, Herrn Phillips, begonnen worden; es beſtand ganz aus Eiſen, an Gewicht 4—500 Tonnen, und ſeine Kuppel überſtieg ſogar die der Peterskirche zu Rom um 8000 Fuß Flächeninhalt. Der Bau war ſchnell vorgeſchritten, und das Gebäude verſprach eines der ſchönſten Denkmäler architektoniſcher Schönheit zu werden. Aber die ungeheuern eiſernen Rippen zerſprangen in tauſend Stücke, und mehrere derſelben gruben ſich, durch die Schwere des Falles von ſolcher Höhe herab, viele Fuß tief in die Erde hinein. Der Einſturz ſoll davon herrühren, daß ſich in der Kuppel eine zu große Laſt von Eiſen befand, die hinabſtürzen mußte, als ſie nicht mehr von dem Gerüſte unterſtützt wurde.

Unterm 8. Auguſt wird aus Nauplia gemeldet, daß am 1. Januar 1834 Athen als künftige Reſidenz König Otto's bezogen werden ſoll, und daß hingegen der Architekt Guttenſohn nach dem Iſthmus von Corinth beordert worden ſey, um den angemeſſenſten Platz zur Gründung einer großen Handelsſtadt auszumitteln. Die nunmehr aus Griechenland abgezogenen Franzoſen haben in den Provinzen, wo ſie garniſonirten, die Städte verſchönert, Brücken und Straßen gebaut und Gärten angelegt. Die ſchöne Kaſerne in Modon, die Brücke über den Pamiſus zwiſchen Modon und Kalamata, die Straße von Modon nach Navarin und die Feſtung von Navarin ſelbſt, die ſie von Grund aus neu gebaut haben, ſind bleibende Denkmale ihrer Gegenwart.

Am 28. September iſt die neue Brücke über die Loire bei Cosne eingeweiht und den folgenden Tag zum öffentlichen Gebrauche freigegeben worden.

Der Bau der neuen lutheriſchen St. Petrikirche in St. Petersburg wird nach dem Plan des Hrn. Brülloff durch den Baumeiſter Herrn Zollikoffer ausgeführt werden.

Das neue Reſidenzſchloß in Braunſchweig, an welchem unabläſſig gearbeitet wird, iſt nun bereits in ſeinen Grundlagen und Grundgewölben vollendet, ſo daß in Kurzem der Bau des Erdgeſchoſſes beginnen wird. Um einen feſten Boden zu gewinnen zur Aufführung dieſes großen Gebäudes, hat ein ganzer Wald von Bäumen — man ſagt 5000 — vorher in den Grund eingeſenkt werden müſſen. Das Ganze wird, wenn es beendigt ſeyn wird, eines der ſchönſten Gebäude in ganz Deutſchland werden. Die Leitung des Baues hat der Hofbaumeiſter, Herr Ottmer, der Erbauer des Königſtädter Theaters in Berlin. Das Schloß wird aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln beſtehen; die Kapelle wird in gothiſchem Styl aufgeführt. Auch hofft man, daß im neuen Schloſſe ein paſſendes Local für die Aufſtellung der Bildergallerie ſich finden werde, welche bisher in einigen Sälen des Muſeums im Zeughauſe zu ſehen war, wo aber der Raum ſo beengt iſt, daß eine große Anzahl von Gemälden noch gar nicht hat aufgeſtellt werden können. Die Koſten des Baues mit der innern Einrichtung ſollen ſich indeſſen auf etwa zwei Millionen Thaler belaufen, was die Vollendung des Ganzen verzögern wird.

Zu Mainz wurde am 21. September das neue Theater eröffnet. Das Haus iſt prachtvoll, und, da es ſich auch in akuſtiſcher Hinſicht bewährt, überaus zweckmäßig. Gebäude, Dekorationen, Maſchinen und Ausſchmückung koſten die Stadt 300,000 fl. Die ausgezeichnet ſchönen Dekorationen, wahre Kunſtwerke in ihrer Art, ſind von den Gebrüdern Orth aus dem Württembergiſchen gemalt.

Der Herzog von Coburg läßt ſein Luſtſchluß Reinhardsbrunn bei Gotha im altdeutſchen Style umbauen und einrichten. Das Hauptgebäude, ſo wie ein Theil des Innern iſt bereits vollendet. Der vortreffliche Sandſtein des Mauerwerks kommt größtentheils von Seeberg bei Gotha, und die Steinmetzenarbeit iſt von Werkleuten aus der Gegend gefertiget. Das Ganze iſt nach der Angabe des Baumeiſters Eberhardt aus Coburg, welcher fortwährend dem Bauwerke vorſteht; einige Details ſind nach Zeichnungen von Heideloff in Nürnberg. Die vortrefflichen Park-Anlagen, welche der Herzog rings um das Schloß hat machen laſſen, verſchönern dieſen Aufenthalt um Vieles, und zeugen, wie das Gebäude ſelbſt, von der großen Einſicht und dem lebendigen Kunſtgefühl ihres fürſtl. Begründers.

Die Großherzogin von Weimar läßt in dem neuen Flügel ihres Reſidenzſchloſſes eine gewölbte Gallerie bauen, welche ganz mit Alabaſter aus der Gegend von Eiſenach bekleidet wird; die Wände ſind von graulicher, die Pfeiler von dunkelrother, mit Grün gemiſchter Farbe. Beide erſt kürzlich entdeckte Arten brechen in großen Stücken und erlauben daher eine ſehr ſchöne vollkommen regelmäßige Zuſammenſetzung. Dieſe zur Aufſtellung von Kunſtwerken beſtimmte Gallerie wird unter der Leitung des Oberbau-Direktors Coudray in Weimar ausgeführt. — Kürzlich iſt auch unter der Leitung des Bauraths Steinert daſelbſt eine Kettenbrücke über die Ilm am Ende des Parks errichtet worden.

Nekrolog.

Am 8. September iſt zu Bologna der Profeſſor der Anatomie Dr. Johann Baptiſt Salbatini bei der dortigen Akademie der ſchönen Künſte während einer Sitzung der Akademie an einem Hirnſchlag geſtorben.

Am 2. Oktober in Ludwigsburg: der Königl. Würtembergiſche Hofbildhauer, Profeſſor von Iſopi, gebürtig aus Rom, im 75ſten Lebensjahre.

Am 11. Oktober zu Karlsruhe: der Landſchaftmaler und Großherzogliche Hofmaler Ernſt Fries aus Heidelberg, 32 Jahre alt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 91.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 12. November 1833.

Das neue Theater in Mainz,
gebaut von G. Moller, großherzogl. heſſiſchem Hofbaudirektor.

Mit Erwartung ſah man bisher der Vollendung des Schauſpielhauſes in Mainz entgegen, und die nun begonnenen Vorſtellungen berechtigen jeden Freund der Künſte zu einem Urtheile über dieſes neue architektoniſche Werk. Im Voraus hatte ſich die allgemeine Stimme in Mainz außerordentlich vortheilhaft für dieſes Gebäude ausgeſprochen, und der Erfolg hat nun alle Erwartungen mehr als gerechtfertigt. Es wäre zu wenig geſagt, wollte man behaupten, daß Moller nur die Erfahrungen, welche er bei dem früheren Baue des Theaters in Darmſtadt gemacht hat, mit Einſicht und Vortheil zu benutzen gewußt hätte, denn das neue Theater in Mainz unterſcheidet ſich weſentlich von jenem erſten, und dürfte wohl unter allen neueren Theatern Deutſchlands eines der vorzüglichſten ſeyn.

Wenn die Schöpfungen jeder Kunſt in ihrer Erſcheinung durch den Zweck bedungen werden, und die Kompoſitionen der Architektur vorzugsweiſe aus dem Grundriſſe hervorgehen, der die Beſtimmung eines Gebäudes zuerſt ausſpricht: ſo wird ſich nicht leicht eine Theater-Conſtruktion denken laſſen, welche mehr aus dem Bedürfniſſe hervorgegangen wäre, als die des ebengenannten Baues. Zwei Haupttheile, Bühne und Parterre, beſtimmen durch ihre nothwendige Form die Ausdehnung des Gebäudes, welches in zwei Flügeln die geräumigen und geſchmackvollen Haupttreppen enthält, die eben ſo ſchön als nützlich ihrer Beſtimmung entſprechen.

Keine gelogene Architektur, kein griechiſches Portal, keine überflüſſige Façade zeigt ſich hier als fremder Schmuck, ſondern nur in der eigenen Gediegenheit beurkundet ſich die Schönheit der Erfindung.

Die Hauptanſicht des Theaters bietet einen Halbzirkel, der durch die Form des Parterres bedungen iſt, mit drei Etagen geſchmackvoll gezierter Bogenfenſter und einem fortlaufenden Balkone, der den davorliegenden Platz beherrſcht. Gegen die Größe des Umfangs des Gebäudes überraſcht die Weite des innern Raumes, und wenn es ein hauptſächliches Verdienſt des Architekten iſt, durch eine glückliche Eintheilung die Räume möglichſt groß zu erhalten, ſo hat ſich hier Moller durch eine höchſt originelle Anordnung alle Anſprüche auf unſere Anerkennung erworben. Das ſchon bedeutend ſteigende Parterre iſt durch zwei Reihen von Logen umſchloſſen, welche amphitheatraliſch hinter demſelben aufſteigen, ohne durch Säulen getragen zu ſeyn, und gewähren dem Blicke die freie Ueberſicht bis zur hinteren Begrenzungsmauer, auf welcher ſich oben eine Colonnade befindet, welche die Decke trägt, und zwiſchen welcher zwei Galerien für Zuſchauer angebracht ſind. Auf den Seiten, wo man von dieſen Galerien nicht mehr ungehindert in die Scene ſehen könnte, verwandeln ſich die Säulen in Pilaſter, in deren Mitte, in zwei Niſchen, die Statuen der Melpomene und Thalia, als der hier gefeierten Göttinnen, beſtimmt ſind.

Mit Recht gedachte der Architekt der Muſen, und der heitere Ueberblick, den das Ganze in jedem Punkte des Theaters gewährt, erinnert an das öffentliche Leben der antiken Theater. Es iſt vielleicht das größte Verdienſt Mollers, daß er uns zu der antiken Form zurückgeführt und durch eine ſo glückliche Auflöſung aller Schwierigkeiten gezeigt hat, wie ſehr dieſe Form auch den Anforderungen einer verſchiedenen Rangeintheilung entſprechen kann. Doch nicht unmittelbare Nachahmung der Alten zeigt ſich hier dem forſchenden Blicke, ſondern das Erkennen und Betreten des gleichen Weges, den jene gingen, um für ihren Zweck die beſten und ſchönſten Mittel zu wählen. Die gemeinſchaftliche Erheiterung, welche die Künſte dem Leben gewähren, ſpricht ſich hier deutlich als Beſtimmung aus; keine abgeſchloſſene Logen, worin ſich der enge Kreis des täglichen Lebens wiederholt, ſelbſt keine ſtützende Säulchen oder Pfeiler trennen die Zuſchauer, welche ein gleicher Zweck hier vereint, und frei ſtreift der Blick über die ganze Verſammlung.

Digitized by Google

Die Heiterkeit, welche das Theater dadurch gewinnt, iſt nicht der größte Vortheil dieſer originellen Kompoſition; außerordentlich ſind die Wirkungen derſelben für die Akuſtik, kein hämiſcher Widerhall ſtört die Kunſt des Sängers, kein überflüſſiger Zierrath verſchluckt die Stimme der Muſik, frei und harmoniſch tönt der Geſang, und die Stimmen früher gekannter Sänger ſcheinen an Kraft gewonnen zu haben. Künſtler und Publikum wünſchen ſich Glück zu dieſer harmoniſchen Einheit, und die ſchöne, wohlberechnete Form des Theaters, welche dem Auge eben ſo günſtig iſt als dem Ohre, rechtfertigt den Ruf des Architekten.

Die innere Verzierung erinnert an das heitere Pompeji; lebhafte Farben zieren die Decke und die Wände des Theaters, und mit Wohlgefallen ruht in den Zwiſchenakten das Auge auf der Flora von Mainz in der heiteren Umgebung, während ungeſtört bei der Vorſtellung der Blick in's Innere der Scene dringt. Ein mildes Blau bildet die Felder zwiſchen den Säulen des Proſceniums, und mit lichten Ornamenten und Vergoldungen geziert, laſſen ſie anſpruchlos und ungeſtört den Blick in die Scene gleiten; eben ſolche Felder mit Ornamenten bekleiden den vordern Theil oder die Bruſtwehre der Logenreihen, in denen ſelbſt ſich das lebhafteſte Farbenſpiel bewegt. Die hintere Mauer, welche als eigentlich conſtruktiver Theil durch den Eindruck der Solidität die daraufſtehenden Säulen rechtfertigen mußte, konnte durch keine architektoniſche Ornamente geziert ſeyn, ſelbſt nicht durch gemalte, ſobald ſie Reliefs vorſtellten, und ſo hat der Architekt ſehr ſinnreich durch eine mit den Bänken übereinſtimmende, hochrothe Draperie dieſen Theil bekleiden laſſen, auf welchem das Auge angenehm ruht, und auf dieſe Art iſt noch die Täuſchung reicher Ausſtattung mit der Conſequenz der Feſtigkeit vereint. Hinter dem Gange, welcher die Logen des erſten Ranges verbindet, befindet ſich eine halbrunde Galerie (Foyer), welche von einer Haupttreppe zur andern führt und den eleganten Verſammlungsplatz der Zuſchauer in den Zwiſchenakten oder den kleinern Kreis der Beluſtigungen des Carnevals ausmacht. Dieſer längere Spaziergang, verbunden mit dem Balkone, gehört mit zu den ſchönſten Eigenthümlichkeiten des Mainzer Theaters. Die erleuchteten Fenſter dieſer runden Façade gewähren für den Vorübergehenden einen erfreulichen Anblick, und das Ganze trägt das Gepräge eines Gebäudes, welches eben ſo zur Bildung des Geſchmackes, des Herzens und der Sittlichkeit, wie zur Erheiterung beſtimmt iſt.

Mainz, im Oktober 1833.

F.

Archäologie.

1. **Antike Bildwerke**, zum erſten Male bekannt gemacht von **Eduard Gerhard**. 1 Centur. III. IV. Heft. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. **Cotta'ſchen** Buchhandlung. 1830.
2. **Monuments inédits d'Antiquité figurée grecque, étrusque et romaine**, recueillis pendant un voyage en Italie et Sicile dans les années 1826 et 1827, par M. **Raoul-Rochette**. Deux Volumes in-folio. Imprimés par autorisation du Roi à l'imprimerie royale avec 200 planches. III et IV livraisons. A Paris chez l'auteur, à la bibliothèque du Roi et chez les éditeurs Dufour et C. 1828.

(Vergl. die Anzeige der erſten Hefte beider Werke im Kunſtbl. 1829. Nr. 54 ff.)

Das dritte Heft von Gerhards Bildwerken liefert eine Folge von **Myſterienbildern**, deren oft ſchwer zu ergründende Bedeutung auch nach den kurzen, aber ſcharfſinnigen und gelehrten Andeutungen in dem Inhalts-Verzeichniß noch nicht einer ganz geläufigen Auffaſſung fähig iſt. Wir wagen nicht, dem gelehrten Verf. des Prodromus vorzugreifen und der Erklärung auch nur eine erläuternde Auseinanderſetzung beizufügen, und halten uns im Allgemeinen an ſeine eigenen Worte, der Zeit und ſeinen vielverſprechenden Bemühungen das Weitere in dem Verſtändniß der hier gleichſam neuentdeckten Welt überlaſſend.

Taf. XLI. 1 — 3. **Gottheiten von Samothrace**: Dionyſos, Kora und Hermes (nach Mnaſeus), Apollo, Venus und Amor (von Plinius unter dem Namen Venus, Phaëthon und Pothos angeführt). Dreiſeitige Herme mit den entſprechenden Reliefdarſtellungen am Fuße derſelben, aus der Sammlung Chablois in das Vaticaniſche Muſeum gekommen, ungefähr vier röm. Palmen hoch. Vergl. Kunſtblatt 1823, S. 211, und die Erläuterungen des Herausgebers im Prodromus zu Taf. X. Anm. 23, nebſt den **Stammtafeln Pelasgiſcher Götterſyſteme**, ebend. S. 113.

4. **Bacchus und ſein Satyr**, neben einer Herme des **Bacchus Sabazios** in dem Frontiſpiz eines Reliefs des Muſeo Chiaramonti, Nr. 499. Hoch 4 Palmen 7 Zoll, breit 3 Palmen 11 Zoll. Die Reſtaurationen ſind vom Herausgeber und finden ſich nicht am Original.

Taf. XLII. **Myſteriengottheiten** auf drei zuſammengehörigen Basreliefs am Pavillon des Palaſtes Colonna in Rom. Figuren in Lebensgröße: 1) **Hermaphrodit und Amor**, der als Myſteriengenius die

Digitized by Google

Herme eines bärtigen Bacchus bekränzt; auf der andern Seite die Statue der Libera. Dieſes Relief iſt von Montfaucon Antiq. Expl. Suppl. Tom. I. p. 88, aber ohne Angabe des Orts und der Erklärung herausgegeben. S. Prodromus Taf. II. Anm. 88. 2. Satyr vor der Herme des Pan auf einer Syrinx ſpielend. 3. Jugendlicher Bacchus zwiſchen den Bildern des Pan und der Telete oder irgend einer ähnlichen Myſteriengöttin.

Taf. XLIII. Libera auf einem Thron, umgeben von anderen Myſteriengottheiten, Hermes und Telete, Athene, Artemis und Aphrodite. Vaſengemälde des Hrn. Pacileo zu Neapel. Die Reſtaurationen, die ſich nicht am Original finden, ſind vom Herausgeber.

Taf. XLIV. Libera an dem Meere geboren und von einem Schwan emporgetragen; über ihr ſchwebt Eros, zu beiden Seiten ein Satyr (der eine reſtaurirt) und eine weibliche Figur. Vaſengemälde im Beſitz der Gr. von Ingenheim. Die beträchtlichen Reſtaurationen, die ſich nicht am Original finden, ſind vom Herausgeber.

Taf. XLV. 1. 2. Pan und die Horen, Dionyſos, Libera und Thyaſoten, Relief eines marmornen Kraters im königl. Muſeum zu Neapel, herausgegeben von Gargiulo.

3. Dionyſos, Pan und die Horen, Relief eines ähnlichen Kraters im Campo Santo zu Piſa, herausgegeben von Laſinio. (Sculture del Campo Santo 61.)

Taf. XLVI. 1. 2. Apollo und die Grazien, alterthümliches Gemälde auf einer Vaſe in der Sammlung des Barons von Koller, jetzt in Berlin.

3. 4. Minerva auf einem Viergeſpann, von Thyaſoten umgeben, ähnliches Gemälde auf einer Vaſe aus derſelben Sammlung.

Taf. XLVII. Herkules und Methe, Gemälde auf einer Vaſe, die ſich im Jahre 1825 zu Neapel befand.

Taf. XLVIII. Telete und Dionyſos von Satyrn umgeben, Vaſe der Kollerſchen, jetzt königlich preußiſchen Sammlung.

Taf. XLIX. Telete zwiſchen zwei eingeweihten ſitzenden Frauen. Vaſe derſelben Sammlung.

Taf. L. Weihe einer Frau und eines Mädchens. Vaſe derſelben Sammlung.

Taf. LI. Weihe eines Kindes. Vaſe im Beſitz des Hrn. Gargiulo zu Neapel.

Taf. LII. Weihe eines Jünglings. Vaſe deſſelben Beſitzers.

Taf. LIII. LIV. LV. Reinigungen durch Luft. S. Panofka Museo Bartoldiano, pag. 120 sq. LIII. Bretſchaukel, Vaſengemälde des Hrn. Catalani zu Neapel. LIV. Strickſchaukel, Vaſengemälde im Beſitz des Hrn. Rogers in London. LV. 1. 2. Strickſchaukel, Vaſe im Muſeum Bartholdy, mit der vorigen herausgegeben von Millingen. Uned. Monum. fasc. VII. pl. 30.

Taf. LV. 3. 4. In knieender Stellung ſchwebender Amor mit der Myſterienbinde. Vaſe im Beſitz des Hrn. Gargiulo.

Taf. LVI. 1. Horizontal ſchwebender Amor mit einem Kaninchen. Rückſeite derſelben Vaſe.

2. 3. Silenopappas, d. i. ein ganz behaarter hier auf allen Vieren kriechender Silen: Graffito auf einem Bronzehelm im Muſeum Bartholdy. S. Panofka Museo Bartold. p. 56 sq.

LVII. 1. Krieger, wovon einer den Kopf eines Silen auf dem Schilde trägt. Vaſe des Caval. Saraveſi zu Neapel.

2. Myſtiſche Ceremonie vor einer Blume. Unedirte Vaſe aus der Tiſchbein'ſchen Sammlung, mitgetheilt durch Hrn. Hofrath Thierſch.

LVIII. Siegreicher Citharöde: auf der Rückſeite die Einweihungsgöttin. Vaſe, in der Nähe von Girgenti gefunden, und herausgegeben von Hrn. Politi.

LIX. Myſterien- und Hochzeitgötter, viele und mannigfaltige Figuren mit einzelnen Inſchriften, zu deren Verſtändniß aber dieſe Bezeichnung des Herausgebers kaum hinreichend ſeyn möchte. Vaſe in der Bibliothek des Kloſters S. Martino zu Palermo, herausgegeben von Hrn. B. Deuti (Illustr. di un Vaso Greco-Siculo. Palermo 1823. 4.) S. Kunſtblatt 1824. Nr. 49. 1825. Nr. 19, S. 75.

LX. Libera, von Victorien umgeben. Berühmter goldener Kranz, in einem griechiſchen Grabe mit den Vaſen zu Canoſa gefunden; mit dieſen und den übrigen Alterthümern aus der Sammlung der Madame Murat, jetzt im Beſitz Sr. Maj. des Königs von Bayern. S. die Erläuterungen des Hrn. Avellino in der Memorie della R. Accademia Ercolanese. Vol. I.

Die Abbildungen des vierten Heftes gehen mehr das Privatleben an, und die einzelnen Darſtellungen ſind von dem Herausgeber folgendermaßen beſtimmt worden:

Taf. LXI. Prometheus. Sarkophag in der Gegend von Pozzuoli gefunden, jetzt im königl. Muſeum zu Neapel. S. Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke I. Marmorbilder Nr. 179. Breite 8 neap. Palmen. Höhe 3 Palmen.

Taf. LXII. 1. Pſyche, verſtümmelte aber ſchöne Statue im königl. Muſeum zu Neapel, nach einer Zeichnung in der Sammlung des Hrn. Gargiulo. Höhe 3 neap. Palmen.

2. 3. Spiele des Amor und der Pſyche. Wandgemälde im Pantheon oder Cäſareum zu Pompeji, jetzt faſt zerſtört.

Taf. LXIII. 1. Fackellauf, zwei Figuren mit runden Schilden; ſchwarzes Muſaik in der Villa Albani in

Digitized by Google

der Indicaz. antiquaria. Nr. 253. als Musaico con due incendiarj bezeichnet.

2. Opferzug. Fragment eines Basreliefs im Muſeum Chiaramonti. Höhe 3½ Palmen

Taf. LXIV. Hausaltar (Lucerna Larum) mit Darſtellung der Laren. Terracotta im Muſ. Bartholdy. S. Panofka. Mus. Bart. p. 152 sq. Gr. d. Orig.

Taf. LXV. Kinderſpiele. Sarkophag zu Oſtia gefunden, jetzt im vatican. Muſeum. Breite 4 Palmen 10 Zoll. Höhe 1 P. 10 Z. S. Kunſtbl. 1825. S. 236.

Taf. LXVI. Unterricht im Tanz. Vaſe des Hrn. Gargiulo zu Neapel.

Taf. XLVII. Paläſtriten. Vaſe in der Kollerſchen, jetzt königl. preuß. Sammlung.

Taf. LXVIII. 1. 2. Discobolus. Vaſe des Hrn. Catalani zu Neapel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue engliſche Kupferwerke.

1. Valpy's National Gallery of Painting and Sculpture. Enthält Gemälde der Nationalgalerie und Sculpturen aus dem britiſchen Muſeum; Stahlſtiche in Oktav, mit kurzem Text zu jedem Blatt. Erſcheint in monatlichen Heften, jedes mit zwei Kupfern, zu dem Preis von 2 Sch. 6 Pf. Das Ganze ſoll in 18 monatlichen Lieferungen beendigt ſeyn. (Die Stiche der erſten Hefte ſind rein und zierlich, doch ohne höheres Verdienſt.) London, bei A. J. Valpy, Red Lion court.

2. Byron Gallery, die 6te Lieferung, womit dies Werk geſchleſſen iſt, enthält das Bildniß des „Mädchens v. Athen" Thereſa Macri, nach Cockerell und Chalon von Ryall geſtochen; ferner Scenen aus dem Korſar, der Braut von Abydos, Sardanapalus und der Inſel. Preis jeder Abtheilung 4 Sch. 6 Pf. London, bei Smith d. Aelt. u. Cornhill.

3. Batty's Views of the principal cities of Europe. Anſichten von Oporto, Liſſabon, Brüſſel, Antwerpen, Amſterdam, Rotterdam, Edinburg, Gibraltar, nach Zeichnungen von Batty geſt. von Pye, Coote, Goodall, Miller, Le Keux, Wallis ꝛc. 1 Bd. London bei Moon, Boys und Graves, Pall Mall. 1. Bd. 8. Preis 4 Pfd.

4. Coney's Ancient Cathedrals, Hotels de ville, Town Halls and other public Buildings of celebrity in France, Germany and Italy. Nach Zeichnungen von Coney. London, bei demſ. 1r Bd. Imp. Fol. Preis 10 Pfd.

5. Landseer's Animals from the zoological gardens. Enthält 64 charakteriſtiſche Skizzen nach Thieren des zoologiſchen Gartens, gez. und geſt. v. Landſeer, mit Erklärungen von John Henry Barrow Esq. London, bei demſ. 1r Bd. in 4. Preis 3 Pfd. 3 Sch. 6 Pf.

6. Turners Views in England and Wales, mit Erklärungen von H. E. Lloyd Esq. London, bei demſ. 2 Bde. 4. Preis 10 Pfd. 10 Sch. Die 16te Lieferung, oder die 1ſte des 2ten Theils iſt ausgegeben. Sie enthält Ely Cathedral, Blenheim, Upnor Caſtle in Kent, Langharne Caſtle in Caermarthenſhire.

7. Swan and Fleming's Select Views of the Lakes of Scotland. Part. XI, enthält Loch Arkey, Loch Oig und Invergarry Caſtle, und Loch Neß. London, bei demſ. Preis 5 Sch. 6 Pf.

8. Major's Gallery of Pictures, with Descriptions, Dissertations etc. by Allan Cunningham. Der erſte Band mit 36 Blättern iſt vollendet. Das Ganze ſoll aus 3 Bänden beſtehen. Jeder Band beſteht aus 12 Nummern in 8., jede zu 2 Sch. 6 Pf. London, John Major 50 Fleet-Street.

Russland.

Ein vom 1. Jan. 1834 an erſcheinendes Journal des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichtes ſoll auch die Fortſchritte der Kunſt im Inlande darſtellen und Nachrichten über die merkwürdigſten Erſcheinungen und Anſtalten derſelben im Ausland aufnehmen.

Neue Bücher und Kunstsachen,

welche 1833 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Hirt, A., die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. gr. 8. 2 Thlr.

„Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten in diesem Fache, und empfiehlt sich besonders durch die Klarheit der Thatsachen, einfache fassliche Darstellung derselben, und ungewöhnliche Kenntniss der alten Denkmäler, allen Freunden der alten Kunstgeschichte. Namentlich möchten diejenigen, welche eine Hauptübersicht der alten Kunstgeschichte sich klar zu vergegenwärtigen wünschen, dieses in keinem uns bekannten Werke so leicht und gründlich zugleich erreichen." (Museum 1833. Nr. 32.)

Studien, hyperboreisch-römische, für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungsberichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Deimos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhobenen Arbeiten am Friese des Pronaos vom Theseustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope; von dems. — 9. Die Enkaustik; von dems. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinckel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel. Neunzehntes Heft: Sechs Entwürfe zu einem Denkmale Friedrichs des Grossen. Preis 3 Thlr.

— — Zwanzigstes Heft: Sechs Entwürfe zu der jetzt in Berlin im Bau begriffenen allgemeinen Bauschule. Preis 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 92.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 14. November 1833.

Polniſche Kunſtſachen.

Auch die Künſtler des Nordens zeigen ſich in unſerer jetzigen produktiven Kunſtzeit regſam durch ihre Werke, und es iſt höchſt erfreuend, daß gerade da, wo politiſche Stürme die Gemüther bewegt haben und Viele durch herbe Erfahrungen ſich gekränkt finden, der freundliche Genius noch gegenwärtig bleibt, um das ſtille und beruhigende Licht geiſtiger Ausbildung zu nähren und zu erhalten.

Herr Anton Oleſczynski, *) ein talentvoller Zeichner und Kupferſtecher, aus Polen gebürtig und gegenwärtig in Paris unter vielen ſeiner Landsleute lebend, hat es unternommen, eine Reihenfolge der merkwürdigſten Scenen der polniſchen Geſchichte, Bildniſſe berühmter Männer aller Klaſſen, Fac Simile's, Miniaturen aus alten Manuſcripten und ſonſtige Merkwürdigkeiten durch Zeichnung und Grabſtichel, theils nach ſeinen eigenen Erfindungen, theils nach anderen, und beſonders nach ältern polniſchen Kunſtwerken zu vervielfältigen. Der Künſtler wählte verſchiedene Größen der Platten zu ſeinen Arbeiten, die aber auf gleichgroßem ſchönem Papier im Folioformat ein ſchönes Ganze bilden. **)

Die Bearbeitung der Blätter ſelbſt empfiehlt ſich in verſchiedenen Manieren, ſowohl durch einen kräftigen, auch zum Theil äußerſt zarten Grabſtichel, mit Anwendung der kalten oder trockenen Nadel, als durch eine geiſtreiche Aetzarbeit. Mehrere Blätter ſind ſehr für den Effekt ausgeführt, andere nur einfach und faſt im Umriß behandelt; vorherrſchend zeigen ſich jedoch immer Zeichnung und Ausdruck beſonders in den Köpfen; auch in mehreren hiſtoriſchen Scenen, wo es darauf ankam, die Bildniſſe der darauf handelnden Figuren wiederzugeben, ſind dieſe ſelbſt in dem kleinen Maaßſtab ſprechend dargeſtellt.

*) Vergl. Kunſtbl. 1833. Nr. 63. S. 252.

**) Die Blätter führen die Ueberſchrift; Rozmaitosci Polskie.

Der Künſtler hat unter oder über jedem Blatt den Inhalt des Gegenſtandes mit höchſt merkwürdigen Notizen in polniſcher und franzöſiſcher Sprache in kleiner Schrift angedeutet, und jedes Blatt aus reinem Patriotismus verſchiedenen ausgezeichneten Männern oder Frauen ſeines Vaterlandes geweiht.

Das erſte Heft, welches 59 Blätter enthält, liegt vor uns, und wir theilen den Kunſtfreunden einiges Einzelne daraus mit.

Das Frontiſpiz enthält den polniſchen weißen Adler nach einer Skulptur der Kapelle des Herzogs Jagello zu Krakau, worüber die Namen Koſciusko, Dombrowsky und Poniatowsky ſich befinden. Als Ex voto folgt hierauf ein gekrönter Engel, entnommen aus Edelinck's nach Le Brun geſtochenem Blatt: Le Christ aux Anges. Dieſer Gegenſtand iſt hier als Denkmal auf den Erzbiſchof von Warſchau Joh. Paul Woronicz gegeben.

Hierauf finden wir eine Reihe der merkwürdigſten Ereigniſſe aus der ſo thatenreichen polniſchen Geſchichte, wo aber an Scenen des Heldenmuths und der Größe oft auch Gräuel ſich anſchließen. Bemerkenswerth ſind darin: 1. Conſtantin Oſtrowsky fordert in Gegenwart des Königs Sigismund einen Ritter zum Zweikampf. — 2. Die grauſenerregende Scene, wo der unglückliche Wiſniowiaki bei Konſtantinopel an einem eiſernen Haken an den Rippen aufgehangen, durch den Pfeil eines Muſelmannes ſein Leben endet. *) 3. Die Scene zwiſchen Steph. Czarniecki und der gefangenen Gattin des Schwediſchen Feldherrn. — 4. Die Einſegnung des kühnen Marcus Jaromowski mit der ſchönen Katharina zu Rom durch Pabſt Paul III. nach einer Zeichnung des berühmten della Bella. — 5. Das Gaſtmahl, welches der reiche Krakauer Bürger Wierzinck bei der

*) Der Pfeil ſoll ſich noch in Pulawy in der ſchönen Sammlung der Alterthümer befunden haben.

Digitized by Google

Hochzeitsfeier der Enkelin Caſimir des Großen mit Kaiſer Karl IV. ausrichtete, und wo er den erlauchten Gäſten, die er bewirthete, ein Geſchenk von 100,000 Dukaten machte. — 6. Schön und ein wahrhaft Rembrandtſches Blatt von großer Wirkung, die Scene, wo der polniſche Arzt Joſeph Struß, berühmt durch die Lehre über den Puls, dem türkiſchen Kaiſer Soliman II. das Leben rettet. — 7. Intereſſant und wegen ſeinen Figuren komiſch iſt die allegoriſche Scene, wo der Zwerg Kraſowski an Heinrich von Valois Krone und Scepter Polens überreicht. *) (Nach einem alten in Schleſien aufgefundenen Gemälde.) — 8. Die Ehrenrettung der Königin Hedwig von Polen im Jahr 1400 in Gegenwart von 12 Rittern, und die Beſtrafung des Verläumders Gniewocz, welcher einem Hunde gleich unter dem Tiſch zu bellen verurtheilt ward. Endlich muß uns Deutſchen auch 9. eine Scene des polniſchen Fauſt willkommen ſeyn, der dort unter dem Namen Fauſtus Twardoski vorkommt. Der Gegenſtand iſt nach einem in Marſeille aufgefundenen alten Bilde und mit ſchönen ſinnbildlichen Randverzierungen in Moritz Retzſch's Manier umgeben.

Die Folge der alterthümlichen Werke zeigt uns Mehreres, was uns für die Geſchichte der zeichnenden Kunſt in Polen bisher unbekannt war. Dahin gehören die in ganzen Figuren dargeſtellten polniſchen Frauen, welche früher Künſte und Wiſſenſchaften beſchützten; das Bild des Biſchofs St. Adalbert Woycieck (gegen 929) mit dem Geſang: Ho Spo Dij etc., oder Domine miserere etc., und unten die Gruppe der fünf berühmten polniſchen Muſiker und Sänger, H. Finck, Kapellmeiſter Königs Alexander in Polen gegen 1500. Diomedes Caton, berühmter Sänger bei Staniſl. Kotska. — Jak. Niderland, berühmter Muſiker und erſter Violinſpieler Sigismunds III. — Chr. Clabon, berühmter Sänger aus Italien am Hof Batory's und Zamoyski's und Ant. Fluvio, berühmter Sänger aus Friaul, welcher in Dienſten des Königs Sigismund III. war. Auf dieſem Blatt iſt zugleich eine kleine Abhandlung über die Muſik in Polen, welche von früher Zeit her dort in großer Achtung ſtand.

Als Fac Simile's und Kopien nach Alterthümern in Polen gehören mehrere reich verzierte Initialen nach Miniaturen aus Manuſkripten und Miſſalen hierher, ſo wie andere Denkmäler, z. B. das von Leo Sapieha, dann die drei Bildniſſe des unglücklichen Moscowiters Dimitri, ſeiner Frau Marpna und des Woywoden Mniszck, welche am Tage ihres Hochzeitfeſtes 1605 vom Volk ermordet wurden. Auch das des Coſaken-Hetmans Bogdan Clemielnicki zur Zeit Caſimirs. Unter den Bildniſſen in verſchiedenen Größen und von verſchiedener Ausführung, da einige höchſt vollendet, andere nur leicht radirt und wieder andere in der ſo einfachen mit nur einer Taille ausgeführten Claude Mellan'ſchen Manier gearbeitet ſind, bemerken wir beſonders: Thomas Treter (geb. 1550), Geheimſchreiber der Königin Anna Jagello und berühmt auch als Kupferſtecher, indem er 100 Bl. der Schutzheiligen Polens in Claude Mellan's Manier in Kupfer ſtach. — Martin de Leopol, Muſikus beim König Sigismund. — Wencesl. Szamotorski, berühmter Dichter und Muſiker zu Krakau. — Simon Czechowicz, berühmter Maler und Schüler von Carlo Maratti. — Franz Lericki, (ganze Figur) Benedictiner-Mönch, welcher, als er nach Rom kam, um Theologie zu ſtudiren, von Raphael Sanzio's und Michel Angelo's Werken ſo begeiſtert wurde, daß er ſich zum Maler bildete und bei ſeiner Rückkehr in's Vaterland viele Kirchen mit ſeinen Arbeiten ausſchmückte.

Als höchſt ausgeführt unter den Bildniſſen nennen wir das von Kosciusko, ferner das des Rectors der Univerſität zu Wilna, Sniadecki, dann im kleinen Format das von Poniatowski, Dombrowski, des Generals Kniaziewicz, Joſeph Kimbar, Deputirten in Grodno 1793, und vieler anderen berühmten Männer.

Den Sammlern von Handſchriften dürften endlich die zwei Tafeln mit den ſehr täuſchenden Fac Simile's berühmter Polen älterer und neuerer Zeit nicht unwillkommen ſeyn, wobei ſich auch unter den Theilnehmern an den letzten politiſchen Ereigniſſen die von Lafayette als polniſchen Nationalgardiſten befindet. Eben ſo merkwürdig iſt auch für die Muſik das von Ignaz Kraſicki und Sabinski bearbeitete Volkslied: Swieta mitósci Kochanij etc., mit franzöſiſchem Text: Amour sacrée de la douce patrie, etc.

Es wäre zu wünſchen, daß der Künſtler manchen Gegenſtänden ein größeres oder vielmehr mit den andern gleiches Format gegeben, auch die Unterſchriften etwas deutlicher bezeichnet hätte. Im Ganzen können wir aber dieſes neue Kunſtprodukt jedem Sammler von Novitäten empfehlen und den Künſtler zur Fortſetzung aufmuntern.

Frenzel.

---

*) Der Zwerg Kraſowski ſoll zur Zeit Carl IX. in Paris geweſen ſeyn und bei ſeiner Rückkehr in Polen den Enthuſiasmus für Frankreich durch ſeine Erzählungen erhöht haben.

Archäologie.

1. Antike Bildwerke — von Eduard Gerhard. 1 Centur. III. IV. Heft.

2. Monuments inédits — par M. Raoul-Rochette. III et IV livr.

(Fortſetzung.)

Taf. LXVIII. 3. Fauſtkämpfer. Statue im Palaſt Gentili zu Rom. Lebensgroß.

Taf. LXIX. Diadumenos. Statue im Palaſt Farneſe zu Rom. Lebensgroß.

Taf. LXX. Jäger, eher Opfernde, von denen der vorderſte ein Schwein trägt, während der dritte mit Laterne und Reißigbündel nachfolgt. Vaſe des Hrn. Rainone zu S. Agata de' Goti.

Taf. LXXI. Gaſtmahl. Vaſe zu Girgenti gefunden und herausgegeben von Hrn. Politi.

Taf. LXXII. Ländliche Feſtſpiele. Vaſe des Hrn. Rainone zu St. Agata de' Goti.

Taf. LXXIII. Römiſche Schauſpiele. Vaſe ebendaher.

Taf. LXXIV. Römiſche Vermählungsſcene. Großer Sarkophag im Hofe des Belvedere im Vatikan.

Taf. LXXV. 1. Todtenopfer. Basrelief in gebrannter Erde, nach einer Copie, die ſich bei Hrn. Fraticelli, Kaufmann in Rom, befand. Das Original iſt etwa um die Hälfte größer als die Zeichnung.

2. Vermählung und Grabes-Pforte. Großes Sarkophagrelief, eingelaſſen in die Mauer des Belvedere.

Taf. LXXVI. 1. Grabesabſchied. Basrelief, gewöhnlich Proteſilaos und Laodamia genannt, in der Galerie der Ariadne im Vatikan. Höhe 3 römiſche Palmen.

2. Todtenmahl. Basrelief aus Griechenland gebracht, einem Privatmann in Rom gehörig.

Taf. LXXVII. Genien des Todes und der Todten. 1. Herme einer Frau mit dem Genius der Verſtorbenen im Relief im Caſino des Pirro Ligorio im Garten des Vatikans, Lebensgroß. 2. Genius eines Verſtorbenen mit der Grabesinſchrift. Statue aus der Sammlung des Grafen von Ingenheim, in das königliche Muſeum zu Berlin übergegangen. Breite 2 Palmen 3 Zoll. 3. Amor, Todesgenius, auf eine Pſyche tretend. Fragmente einer Gruppe im Magazin des Vatikans. H. 5 P. Br. 3 P. 10 Z.

Taf. LXXVIII. 1. Wagenrennen, ein Mann ſucht die vier Roſſe im ſtärkſten Lauf aus allen Kräften anzuhalten. 2. Ein Stier von zwei Löwen zerfleiſcht. Reliefs in gebrannter Erde, ungefähr dreimal ſo groß als die Zeichnung, von gleicher Größe und Ausführung; 1835 im Beſitz des Hrn. Garginlo zu Neapel. Sie finden ſich öfters wiederholt und gehörten wahrſcheinlich zum Fries eines Grabes.

Taf. LXXIX. 1. Zähmung von Löwen. Fragment eines Sarkophags auf der Treppe der Villa Miollis auf Monte Cavallo, über 1 P. hoch. 2. 3. Löwen im Kampf, das heißt zwei Löwen, zu beiden Seiten einer arabeskenartigen Verzierung, jeder ein Thier, was den Kopf eines Ebers und den Leib eines Widders zeigt, zerreißend; hinter dem einen ſieht man einen bärtigen Mann, hinter dem andern einen Knaben. Sarkophag der Villa Miollis, über 15 P. hoch.

Taf. LXXX. 1. Hirſch, von einem Panther und einem Eber (?) zerfleiſcht. Graffitto in Bronze, aus der Sammlung Bartholdy. 2. Umzäunung eines Gartens mit Kämpfen eines Wolfs und Ebers, Stiers und Bären, einer Hündin und eines Löwen. Basrelief eines Tiſchfußes im Muſeo Chiaramonti. Br. 4 P. 9 Z., H. 4 P. 7 Z.

Auch dieſe vorläufige Angabe der in dieſer Sammlung vereinigten Vorſtellungen zeigt von der Beſonnenheit und der Umſicht, mit welcher dieſe Unternehmung angelegt und ausgeführt iſt. Eine Menge bedeutſamer Züge der mythiſchplaſtiſchen Anſchauung des Alterthums, welche nach oben und unten Licht über ſo viele oft ſehr räthſelhafte, noch öfters aber ganz überſehene Erſcheinungen verbreiten, treten erſt ſo mit einer Beſtimmtheit hervor, welche allein zu weitern Unterſuchungen auffordern kann. Auch die durchaus anſpruchsloſe Weiſe, mit welcher ſie dem Publikum übergeben werden, iſt zu loben, nach der eine ſcharfe Beſtimmung des oft noch zweifelhaften Gegenſtandes wenigſtens möglich macht, ihn beim Namen anzuſprechen, und wenn es auch in vielen Fällen recht wünſchenswerth erſcheint, eine Erklärung zu beſitzen, ſo würde es doch unbillig ſeyn, etwas von einem Einzelnen zu verlangen, was der ganze Umfang der Wiſſenſchaft vielleicht erſt bei glücklich fortſchreitender Entwickelung zu geben im Stande iſt. Daß dies Werk übrigens zu denen gehört, welche Jeder, der ſich mit dem Alterthum nur etwas mehr als aus einer einſeitigen Lektüre der Schriftſteller bekannt machen will, kennen und beſitzen zu müſſen im Voraus überzeugt ſeyn kann, brauchen wir kaum noch hinzuzufügen, wenn wir vorausſetzen dürfen, daß der viel umfaſſende Plan, den der Herausgeber verfolgt, Allen hinlänglich bekannt iſt. Da die Zeit gekommen iſt, wo die Archäologie als Wiſſenſchaft nicht mehr von den Zweigen einer gründlichen Disciplin ausgeſchloſſen werden kann, ſo muß es allen Bibliotheken, denen es Pflicht iſt, für den Bedarf von Univerſitäten und gelehrten Schulen gewiſſenhafte Sorge zu tragen, ſehr erwünſcht erſcheinen, daß ein Werk wie das vorliegende unter ſo billigen Bedingungen angeſchafft werden kann.

Digitized by Google

Was Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit betrifft, ſo können wir ein Gleiches nicht von der Sammlung des Hrn. Raoul-R. rühmen. Die beiden Hefte, welche unſere Anzeige zu beſprechen hat, ſind zwar in jeder Hinſicht reicher an unedirten Bildwerken als die früheren, aber für die Bequemlichkeit desjenigen, welcher ſich den Inhalt der Vorſtellungen aneignen will, iſt wiederum faſt nichts geſchehen. Um den oft ſehr untergeordneten oder zweifelhaften Sinn von höchſt unbedeutenden Bildwerken zu erfahren, wird der Leſer durch Paragraphen und Anmerkungen hindurch geführt, und in gelehrten Erörterungen mit Dingen bekannt gemacht, die dem Betrachtenden in dieſem Augenblick vergeſſen zu machen der Herausgeber Sorge tragen ſollte. Hr. Panofka (Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica Tom. II. p. 127 sq.) hat in einer gehaltvollen Recenſion dieſes Werks ſehr richtig bemerkt, daß Hr. Raoul-R. bereits den Platz verbraucht hat, welcher den langweiligen Philologen der holländiſchen Schule des vorigen Jahrhunderts zu ihren höchſt unerquicklichen Anmerkungen und Excurſen eingeräumt war. Wir müſſen noch jetzt dazu rathen, daß der Herausgeber ſeinen Abbildungen ein beſtimmendes Inhaltsverzeichniß beigibt, wenn er nicht im entgegengeſetzten Falle Gefahr laufen will, daß ſeine Entdeckungen unbekannt und unberückſichtigt bleiben. Die unglückliche vornehme Weiſe, nach welcher er die Erklärung an Orten beibringt, wo man ſie ganz und gar nicht zu ſuchen geneigt iſt, ſchützt nicht einmal denjenigen, welcher die Reſignation hat, das ganze Werk zu durchleſen, dafür, daß er nicht manche Erklärung überſieht, oder wenn er etwas bedarf, es nicht wiederfindet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alterthümer.

Mit dem Obelisken von Luxor kommt ein Sarkophag von grünem Baſalt nach Paris, der auf dem Grunde von Theben, hinter dem Rhameſſeum oder Palaſt des Seſoſtris in einem Begräbnißſchacht von 125 Fuß Tiefe gefunden worden, und außen und innen, ſo wie an dem Deckel, mit Hieroglyphen und Skulpturen bedeckt iſt. Die mittelſte Figur auf dem Deckel ſtellt die Göttin Athyr, die ägyptiſche Venus, dar; die hieroglyphiſchen Inſchriften des Deckels enthalten nach Champollion des Aeltern Deutung ſechsmal den Namen einer Königin, welcher Onkhnas geleſen wird. Der dabeiſtehende Name des Königs ihres Gemahls iſt Aahmos (Amaſis) und ſie wird Tochter des königlichen Pſammetik (Pſammetichus II. Sohns Nechao II.) genannt. Demnach wäre dieſer ſchöne Sarkophag das Begräbniß der Gemahlin des Amaſis, welche nicht, wie Herodot angibt, eine Griechin, Namens Ladike, aus Cyrene, ſondern die Schweſter des Apries geweſen wäre, deſſen Thron Amaſis gewaltſam an ſich riß. Cambyſes mißhandelte, wie Herodot erzählt, die Mumie des Amaſis. Auch bei dieſem Sarkophag haben ſich Spuren früherer Mißhandlung und Verbrennung der Leiche gefunden, weßhalb wohl angenommen werden darf, daß die Mumie der Königin daſſelbe Schickſal wie die ihres Gatten erfahren habe. Der Tod der Königin Onkhnas fällt zwiſchen 567 und 525 v. Chr.; im Jahr 52 war Cambyſes in Thebä und mißhandelte die Gräber der Könige. Die Wiederherſtellung des Begräbniſſes kann erſt 120 Jahre ſpäter unter dem Pharao Amyrtäos von Saïs geſchehen ſeyn, der nach dem Tode Darius II. ſich wieder in Beſitz der Macht ſetzte. (Champollion Figeac im Monit. 25. Juli 1833.)

Ein in Valparaiſo anſäßiger deutſcher Kaufmann, der ein großer Freund wiſſenſchaftlicher Forſchungen iſt, hat durch einen geſchickten däniſchen Matroſen, Namens Kenus, einige verwilderte und vielleicht noch nie von einem europäiſchen Reiſenden beſuchte Gegenden von Chili durchforſchen laſſen. Dieſer Matroſe ſoll in den Anden von Chillan eine mit Ruinen einer großen Stadt bedeckte Ebene gefunden haben.

Im Regierungsbezirke Düſſeldorf bei Xanten iſt im Jahr 1832 ein römiſcher Grabſtein, im Bereich des ehemaligen römiſchen Lagers Burginatium, ausgegraben worden, auf dem ſich ein ſchlechtes Relief und folgende Inſchrift befindet:

C. IVLSO. ADARIT (ico)
PRIMO. TREVERO (rum)
EQ. ALAE. NORIC (ae)
STATORI. AN. XXVII.
STIP. VII. H. A. S. F. C.

Gegenwärtig befindet ſich Dr. Dorow, königl. preuß. Hofrath, in Paris und will daſelbſt eine Schrift über ſeine Entdeckungen in Etrurien mit Zeichnungen der ausgegrabenen Vaſen und einem Plane der Gegenden, wo die Ausgrabungen ſtattgefunden haben, herausgeben. Auch mit der im Berliner Muſeum befindlichen Vaſenſammlung des Generals Koller will er in Zeichnungen, die in Neapel davon genommen worden, das archäologiſche Publikum bekannt machen.

In Württemberg hat ſich, auf Anregen des Pfarrers Keller im Dorf Hohenſtaufen, ein Verein gebildet, unter deſſen Mitgliedern ſich der Hiſtorienmaler Profeſſor Dieterich, Hofrath Reinbeck, Profeſſor Schwab u. A. m. befinden, und welcher einen Aufruf an alle Deutſche hat ergehen laſſen, um Beiträge zur Herſtellung der alten Dorfkapelle Hohenſtaufen zu erhalten, welche, da aus Staats- und Gemeindekoſten das Dorf eine neue geräumige Kirche bekommt, in einer dem Zeitalter ihres Urſprungs angemeſſenen Geſtalt hergerichtet werden und anſtatt des kaum etliche hundert Jahre alten ſchlechten Temperabildes, welches den Kaiſer Friedrich Barbaroſſa neben der Pforte, durch welche er in die Kapelle einzutreten gewohnt geweſen war, darſtellt, ein neues Gemälde a Fresco von der Hand eines der erſten vaterländiſchen Geſchichtsmaler erhalten ſoll. Zugleich iſt im Plan, auf dem Bergkegel bei den wenigen Ruinen der hochberühmten hohenſtaufiſchen Burg eine Warte zu erbauen, welche den fremden Beſuchern den Aufenthalt und die Ausſicht auf den weiten Geſichtskreis der ſchwäbiſchen Landſchaft zu erleichtern beſtimmt wäre.

Paris.

Der König hat dem ruſſiſchen Grafen Paul Demidoff wegen des Verdienſtes, das er ſich durch Beſchäftigung der franzöſiſchen Künſtler um die franzöſiſche Kunſt erworben, das Ritterkreuz der Ehrenlegion ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 93.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 19. November 1833.

Fragmente über die letzte Münchner Kunſt-Ausſtellung.

(Fortſetzung von Nr. 84.)

Heinrich Heß.

Kartons zu den Wandgemälden der neuen königlichen Allerheiligenkapelle. Noah, Abraham, Iſaak, Jakob; St. Johannes, St. Matthäus, die Evangeliſten.

Wenn Ref. nicht gleich anfänglich erklärt hätte, daß gegenwärtige Fragmente durchaus keinen Anſpruch machen auf Methode, Umfang und Haltung einer kritiſchen Durchmuſterung, zumal in dem Sinne, wie ſolche herkömmlich iſt; ſo würde er jetzt in Verlegenheit gerathen, ſollte er ein beſonderes und dabei erſchöpfendes Votum abgeben über die Werke, womit Heinrich Heß den Glanz der letzten Ausſtellung vielfältig vermehrt hat. Denn was zuvörderſt die religiöſen Darſtellungen betrifft, ſo dürfte dann kaum etwas anders übrig bleiben, als das günſtige Endurtheil zu wiederholen, allenfalls in andern Wendungen, welches bei einer frühern Veranlaſſung bereits im Kunſtblatte niedergelegt worden iſt. In Bezug auf daſſelbe ſey es verſucht, in wenigen Zügen die Charakteriſtik unſers Meiſters auf dem Felde der dargebotenen Anſchauungen weiter auszuführen. Der Grundton ſeiner künſtleriſchen Stimmung und Erzeugniſſe ſcheint auf klare, ſtete Beſonnenheit hinzudeuten, beherrſcht von richtigem Denken, genährt von einem geſunden und feinen Gefühl. Was die Beſonnenheit vermag, wenn ſie ſich bis zur Begeiſterung ſteigert oder vielmehr mit ihr rein zuſammenfällt, zeigt die Geſchichte der Kunſt in vollendeten Werken.

Läßt ſich nun auch, nach dem Maaßſtabe der letzten Ausſtellung beurtheilt, von Heinrich Heß nicht geradezu ſagen, daß ſeine Beſonnenheit nach jener höhern Gegend in ſichtbarem Fluge aufwärts ſtrebe; ſo bleibt ſie ihm deſto treuer in den mittleren Richtungen und behauptet hier ihre völlige Sicherheit. In der Zeichnung gibt ſie ſich als durchgeführte Correktheit zu erkennen. Die Geſtaltung offenbart vom Kopf bis zu den Zehen einen gleichmäßigen Bezug; nichts iſt auf einzelne, hervorſtechende Wirkungen angelegt, Alles auf die Einhelligkeit des Ganzen. Damit aber dieſes ſein Verdienſt auf der andern Seite nicht überſchätzt werde, müßte eine ſtrenge Prüfung ſchon jetzt und noch mehr in der Zukunft darauf ſehen, ob jene Tugend unſers Künſtlers mehr negativer oder poſitiver Art iſt, mit andern Worten, ob ſie ſich hauptſächlich dahin neigt, ihn vor leicht nachweislichen Fehlern zu bewahren, oder ihm zugleich eine freie Gewalt zuſichert über die tiefern und mannichfaltigern Geſetze der Erſcheinung.

Unter dem Geſichtspunkte der Kirchenmalerei allein dürfte es ſchwer fallen, die Weite des fraglichen Vermögens hinreichend zu beſtimmen, da ſie ihrer Natur nach auf ſtrenge Gemeſſenheit dringt und beſonders in Wandgemälden ohne Beiwerk und Hintergrund, wie die gegenwärtigen, jene Forderung noch ſtärker geltend macht. Mithin iſt in dieſem Falle der Raum für die vollſtändige Entwickelung eines Talents etwas beengt, ſobald man zuverläßig wiſſen will, wie es ſich denn eigentlich in letzter Inſtanz zu der angeregten Beziehung verhalte.

Eine andere empfehlende Eigenſchaft unſers Künſtlers iſt ein Sinn für Schönheit, wie er unter deutſchen Malern eben nicht häufig angetroffen wird, daher überall mehr oder weniger ſehnſüchtige Nachfrage erregt, wenn ſie gleich in den meiſten Fällen, vorzüglich bei Abfaſſung kritiſcher Gutachten, ein beſcheidenes Stillſchweigen behauptet. Auch wird unbefangenes Urtheil unſerm Künſtler in dem Bereiche ſeiner bisherigen Leiſtungen keineswegs Schönheitsſinn in einem ungewöhnlichen Grade zuſchreiben wollen und dürfen, jenen reichen Quell innerer Anſchauungen, der durch neue, kühne, ſtralende Ergießungen ſein Daſeyn verkündigt. Statt jener ſchöpferiſchen Gabe, die zu allen Zeiten nur das Erbtheil einiger Auserleſenen war, beſitzt er aber ein Reife des Geſchmacks, einen Takt für das Zweckmäßige und Einſtimmige, und beſonders eine

Digitized by Google

Antipathie gegen alles Verkehrte, Häßliche und Uebertriebene, die ihm zuſammengenommen das Bürgerrecht im Reiche der Schönheit zuſprechen, wenn auch nicht das Anſehen eines Koryphäen. Er wird jeder Kritik zu ſchaffen machen, die in ſeinem Lobe nicht parteiiſch ſeyn will, denn, wie es ſcheint, gehört er ſelbſt zu den kritiſchen Naturen, die einen angeborenen Schönheitsſinn unabläßig in die Zucht der Aufmerkſamkeit nehmen.

Dieß vorausgeſetzt, nebſt den Beifallsäußerungen, welche das Kunſtblatt den Vorläufern dieſer Kartons ertheilt hat, da ſie in der jetzigen Folge ſich abermals bewährt finden, bietet ſich zuvörderſt eine allgemeine Bemerkung über die Perſonen des alten Teſtaments dar. Es ſind Geſtalten der jüdiſchen Urwelt, der tiefen Vorzeit; als ſolche ſtehen ſie den Umarmungen der Natur, den Einwirkungen des Göttlichen auf eine ganz beſondere Weiſe nahe; ſie ſtellen außerdem die Heroen, oder wenn dieſe Bezeichnung mißfällig iſt, die Häupter und Träger jener Entwickelungsperiode vor, ſie beurkunden inſofern gleichſam die Elementarkräfte der damaligen Menſchheit. Dieſen Abdruck, dieſen Anklang des vollgehaltigen Alterthums kann Ref. in den Kartons nicht entdecken, möge der Grund davon ein objektiver oder ſubjektiver ſeyn. Schon um den Gegenſatz zwiſchen dem Jüdiſchen und Chriſtlichen gehörig zu betonen und vermittelſt deſſelben hinlänglichen Spielraum für die Mannichfaltigkeit der Darſtellungen zu gewinnen, hätte der Künſtler ſeinem Noah, Abraham, Iſaak, Jakob das Mark eines gewaltigern Daſeyns verleihen ſollen. Dieſe Nothwendigkeit fühlte Michel Angelo, als er mit originaler Verwegenheit die Statue ſeines Moſes ſchuf. Der Witz hat über das bewußte Wageſtück des Kopfes leichtfertig geſpottet; der Ernſt wird immer darin den Inſtinkt für das Urkräftige ehren, ſollte auch nicht geläugnet werden können, daß ein Mißgriff dabei obwalte. Aber auch abgeſehen von dem Punkt der angedeuteten Vergleichung, iſt eine befriedigende Ausführung an und für ſich kaum anders möglich. Es wird vergönnt ſeyn, unſern Meiſter an ein großes dichteriſches Beiſpiel zu erinnern, an Göthe's Pandora, welche den Sinn jener Aufgabe und das Mittel der Löſung durch den Zwiſchenſchein der Poeſie in's hellſte Licht ſetzt, trotz aller dabei vorkommenden Verſchiedenheiten. Niemand wird hoffentlich in Abrede ſtellen, am wenigſten ein wahrer Künſtler, wie Heß, daß man das Verfahren der Poeſie für die Entſcheidung des fraglichen Gegenſtandes als Beweisgrund zu Hülfe rufen könne. Wie Göthe in ſeiner lange nicht genug erkannten Pandora die Repräſentanten des früheſten Griechenthums geſchildert hat, in Zügen, die freilich nur ſeinem olympiſchen Geiſte zu Gebote ſtanden, ſo ſollten in verwandter maleriſcher Weiſe auch die Patriarchen der jüdiſchen Vorzeit dargeſtellt werden, wie mir vorkommen will, natürlich mit allen den Unterſchieden, die in der Abweichung der Verhältniſſe liegen. Vergleicht man die Pandora mit der Iphigenia, ſo herrſcht dort nicht nur eine ganz andere Sprache, wie aus Stahl erbaut, — dieſe Mitgift der ſchönſten Eigenthümlichkeit iſt noch keiner von den größeren Vorzügen, — ſondern auch eine ganz anders gefärbte Denk- und Empfindungsweiſe, in welcher man das unausbleibliche Kommen aller ſpätern Ausflüſſe des griechiſchen Sinnes im Voraus zu ſchmecken meint; das Gedicht quillt hin, wie Gletſchermilch, die aus der Höhe nach der grünen, duftenden Thalebene dringt. Eine ähnliche Behandlungsweiſe hätte H. vielleicht anwenden ſollen; dann dürfte es ihm auch gelungen ſeyn, den Fortſchritt der Zeit in ſeinen Wendepunkten kräftig nachzubilden. Hyperkritiſch darf kein Maler von Verſtand und Gefühl das Anſinnen nennen; übrigens iſt es bloß darum ſo auf die Spitze geſtellt worden, damit Ref. ſich nach Erforderniß der Sache mit den Leſern über die Beſchaffenheit des Mangelnden verſtändigen könne. Es kam darauf an, mit einiger Beſtimmtheit die Richtſchnur zu bezeichnen, worauf die vorgebrachte Meinung ſich ſtützt, gelte ſie übrigens ſo viel ſie kann.

Der gediegene Ernſt, die würdige Einfalt, die feierliche Ruhe der Figuren bietet der Anſchauung gewiſſermaßen einen annehmlichen Erſatz für das Vermißte; die Geſtalten treten dadurch in eine willkommene Ferne zurück und erhalten zugleich etwas Gemeinſchaftliches, das ihrer verwandten Natur und ihrer kirchlichen Beſtimmung gleich gut zuſagt. Nur ſcheint eben dies Gepräge des Gemeinſchaftlichen auf der andern Seite der individuellen Beſtimmtheit einigen Abbruch gethan zu haben. Ernſt, Ruhe, Einfalt dürften im gegenwärtigen Falle erſt dann vollkommen wirken, wenn ſie mit geiſtiger Lebendigkeit, den Bewegungen des Willens, den Aeußerungen des Gemüths ſichtbar vereinigt ſind; ohne dieſe Begleitung laufen ſie leicht Gefahr, ſich dem Kalten und Einförmigen zu nähern, was jedoch hier bloß im Allgemeinen geſagt wird, ohne unmittelbare Anwendung auf vorſtehende Kartons. Gehen wir ſie jetzt der Reihe nach durch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Archäologie.

1. Antike Bildwerke — von Eduard Gerhard. 1 Centur. III. IV. Heft.
2. Monuments inédits — par M. Raoul-Rochette. III et IV livr.

(Fortſetzung.)

So ſteht diesmal die Erklärung von Taf. XLVI. 2. u. XLVII. 3. in Not. 1 zu S. 171; Vignette

Digitized by Google

S. 154, N. 2, S. 183; Taf. XLV. S. 179, Note 3; XLIII. 2, S. 215, Note 1; Taf. XLVI. . Note 3? Die S. 228, Note 2. citirte Taf. XLII. B. vermiſſen wir in unſerm Exemplar. Vignette 6, S. 205, ein Todtengenius auf eine Pſyche tretend, wird S. 226, Note 3, erläutert. Andere Abbildungen finden gar keine Erklärung, wie XLVI. 2. 3. XLIII. 1. XLVII. 1 — 3, oder wir ſind in dem Fall, ſie überſehen zu haben. Die Abbildung einer großen, ſchon bei Gerhard edirten Vaſe wird nur an einer Stelle des Notentextes, S. 230, Note 3, berückſichtigt und dort bloß einer myſtiſchen Krone wegen angezogen. Wir müſſen ſolche Bemerkungen mit um ſo größerm Bedauern vorbringen, als Hr. Raoul-R. auch in dieſer Abtheilung ſeines Werks ſich wiederum große Verdienſte durch Bekanntmachung und äußerſt gelehrte und ſcharfſinnige Erklärung, ſo wie durch die Zuſammenſtellung des Gleichartigen zur Erläuterung eines Sagenkreiſes, wie er aus den poetiſchen Denkmälern allbekannt vorliegt, erworben hat.

Die Abbildungen beziehen ſich nämlich auf den Sagenkreis der Oreſtie, und an dieſe Vorſtellungen hat der Herausgeber zuletzt noch in einem Excurs einige andere Darſtellungen angereiht, von denen unten das Nöthige gemeldet werden wird. Es iſt bekannt, daß Hr. Raoul-R. zu den glücklichen Menſchen gehört, die alles, was ſie ſuchen, ohne große Mühe finden. So ſieht er in der Abbildung, welche dieſe Abtheilung eröffnet, den Agamemnon, welcher ſeine Frau der Obhut eines Sängers anvertraut. Trotz der ſehr gelehrten und ſcharfſinnigen Erläuterung trägt uns unſere Einbildungskraft nicht ſo weit, da ihr zumal in der fehlenden Figur des Sängers aller Schluß- und Haltpunkt mangelt. Das Monument war übrigens nach d. Verf. einer Dekoration eines Tempels angehörig.

Um ſeiner Darſtellung nie die geiſtreiche Einkleidung mangeln zu laſſen, ſtreut der Verf. überall Bemerkungen von allgemeinem Intereſſe, obwohl in Bezug auf den ſpeziellen Fall, ein. Nicht zu den glücklichſten der Art gehört unſeres Bedünkens die, welche er Anm. 2. S. 120 (vergl. S. 135, Note 4) vorbringt, daß nämlich die höchſt poetiſchen Worte des Aeſchylus: πρέπουσα θ᾽ ὡς ἐν γραφαῖς in Bezug zu denken ſeyen auf Darſtellungen des Opfers der Iphigenia, welche der Dichter vor Augen gehabt. Dies wäre eben ſo unpoetiſch, wie man die in deutſchen Gedichten ſo oft wiederkehrende ähnliche Wendung von den Pergamentgemälden der Handſchriften verſtehen wollte, wie man wohl bei der hieher gehörigen ſo ſchönen Stelle der Nibelungen 285 Lachm. gethan, wo es ganz ähnlich heißt:

Dô stuont sô minnechliche daz Siglinde kint,
Sam er entworfen wære an ein permint
von gutes meisters listen, so man in iach
das man helt nehemen sô schonen nie gesach.

Die Darſtellungen der Opfers des Iphigenia, welche ſonſt ſeltener waren, hat der Verf. durch die Aufdeckung mehrerer früher unbekannter Denkmäler vermehrt. Dahin gehören zwei Urnen aus Volterra, aus denen die eine XXVI. 1. in der Galerie zu Florenz (aus dem Alabaſter des Landes und von guter Ausführung, aber nicht ſo guter Erhaltung, indem der ganze obere Theil mit den Köpfen fehlt) in der Mitte zwei Altäre zeigt, einen größeren und einen kleineren, Ara und Altare. Zwiſchen beiden ſteht Kalchas, die Rechte wahrſcheinlich mit einer Patera über die Jungfrau haltend, welche zwei Männer herbeiſchleppen. Iphigenia ſtreckt die Arme aus, die Gnade der Götter zu erflehen. Eine dritte Figur wäre ein griechiſcher Feldherr als Zeuge der Handlung. Auf dem höhern Altar ſteht zwiſchen zwei Säulen ein eiförmiger Körper mit Bändern und einer Schlange umwunden, am Fuße des kleineren ſieht man eine Schlange liegen, als ein „génie funebre“. Auf der andern Seite eilt eine Jagdnymphe mit einer Hirſchkuh auf den Händen herbei. Die andere der beiden Vaſen XXVI. A. N. 1. aus der Sammlung der Familie Cinci zu Volterra zeigt die Darſtellung derſelben Handlung in nachläßiger Ausführung. Das darin befindliche Pferd bezieht der Verf. auf den Todtendienſt. Eine griechiſche Vaſe aus der Sammlung des Hrn. Durand XXVI. B. iſt die erſte, auf welcher dieſe Darſtellung erſcheint. Kalchas ſteht, mit dem hieratiſchen Sceptron in der Linken und in der Rechten das Opfermeſſer, hinter einem Altar mit Stufen. Vor demſelben ſteht Iphigenia, von reichen Locken umweht, ſanft vorwärts geneigt und geduldig des verhängnißvollen Streiches, welchen der Prieſter der erzürnten Göttin zu führen im Begriffe iſt, harrend. Hinter ihr ſteht eine gefleckte Hirſchkuh, von der die Extremitäten ſichtbar ſind. Auf der andern Seite nahen die Opferdiener mit einer Wanne, und eine Frau, in deren Hand man den von dem Verf. beſprochenen Kranz vergeblich ſucht. In der Höhe befindet ſich Apollo und Diana, jener mit dem Lorbeerzweig in der Hand auf einem Stein ſitzend, dieſe in Jägerkleidung mit Halbſtiefeln, zwei Lanzen und Bogen.

Das XXVI. 1. mitgetheilte Monument iſt anderwärts ſchon bekannt, und Welckers Erklärung in der Trilogie S. 412 — 415 ſtimmt im Allgemeinen mit der des Verf., der die beigeſchriebenen Buchſtaben ΛΑΟΣ lieſt und ſie auf den Chor deutet, überein. Der Name des Künſtlers Cleomenes iſt anders als die bisher bekannten. Von dem dieſelbe Handlung darſtellenden, auch anderwärts bekannten Pompejaniſchen Wandgemälde aus dem Haus eines tragiſchen Poeten (vergl. Kunſtblatt 1826, Nr. 9.

Digitized by Google

S. 33. deſsgl. 1828. Nr. 75. S. 298) gibt der Verf. eine analyſirende Beſchreibung.

XXVI. A. 2. wird auf dieſelbe Vorſtellung gedeutet, aber die Beſtimmung finden wir nirgends begründet, was bei der abweichenden Darſtellung um ſo nöthiger geweſen wäre.

Der Tod des Agamemnon iſt eine andere der Haupthandlungen in der Oreſtie, und dieſe in bildlichen Darſtellungen nachzuweiſen und beizubringen hat der Verf. Sorge getragen. In einem Vaſengemälde des Don Angelo Trani zu Neapel ſucht er die einzelnen Züge dieſes Vorgangs nachzuweiſen; Hr. Panofka hatte ſchon vorher eine andere Beſtimmung darüber gegeben, nach der wir hier den Tod des Buſiris wieder zu erkennen haben. Die erwähnte Recenſion verſpricht uns eine weitere Ausführung dieſer Behauptung, und wir können nur im Allgemeinen bemerken, daß Kleidung und Geſtalt des am Boden liegenden Fürſten, ſowie einer der mit einem Schnauzbart verſehenen Diener wenig an eine Darſtellung der griechiſchen Heroenwelt erinnern. Unzweideutiger wird der fragliche Gegenſtand in einem etruskiſchen Sarkophag wieder erkannt, der aus der älteren Schule von Volterra ſtammt und nach Panofka auf ein ſchönes griechiſches Vorbild ſchließen läßt. Agamemnon hat ſich auf einen Hausaltar geflüchtet und ſucht ſich vergebens einer über ihn geworfenen Hülle (dem verhängnißvollen Netz des Aeſchylus) zu entwinden. Aegiſth dringt mit dem Schwerte und Clytemneſtra mit einem Fußſchemel auf ihn ein. Links ſteht eine geflügelte weibliche Figur mit geſchloſſenen Augen und einem Diadem in Jägerkleidung, auf die auch wegen der Fackel in ihren Händen die Benennung einer Erinnys gut paßt. Ganz ähnlich zeigt dieſe Handlung Taf. XXIX. A. 2, nur daß Agamemnon hier auf dem Lager überraſcht wird. Auch die Figur der Erinnys ſtimmt ganz mit der vorigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunstausstellungen.

Die zweite Kunſtausſtellung, welche der braunſchweigiſche Kunſtverein veranſtaltet hat, begann am 18. Juli 1833 und dauerte bis gegen Ende Auguſts. Das gedruckte Verzeichniß enthielt 418 Nummern, faſt lauter Gemälde, beſonders viele von Münchner Künſtlern aus den Fächern der Genre- und Landſchaftmalerei.

Am 1. Auguſt begann die Ausſtellung der ſächſiſchen Akademie zu Dresden. Die ausgeſtellten Arbeiten der Schüler theilten ſich in die der erſten oder unterſten Klaſſe, welche unter Leitung der Profeſſoren Arnold und Richter und der Zeichnenlehrer Renſch und Stölzel ſteht und 61 Nummern, meiſt Zeichnungen nach Vorbildern, geliefert hatte; die der zweiten oder mittelſten Klaſſe, unter Leitung der Prof. Näcke, Krüger und Richter, mit 50 Zeichnungen meiſt nach Gyps; die der dritten oder oberſten, unter Leitung der Profeſſoren Hartmann, Matthäi, Vogel, Rößler und Näcke, 69 Nummern, theils Akt-Zeichnungen, theils Oel-Gemälde nach Vorbildern und nach der Natur; in die der Bauſchule unter Leitung der Profeſſoren Thürmer und Heine und des Hülfslehrers Wagner, mit 139 Zeichnungen, theils Studien nach Vorbildern, theils eigene Entwürfe. An dieſe ſchloſſen ſich 46 vermiſchte Zeichnungen nach Vorlegeblättern aus der techniſchen Bildungsanſtalt, die unter Leitung des Prof. Heine und dreier Zeichnenmeiſter ſteht; dann 57 Studien der Kunſtakademie zu Leipzig, und 28 von der Meißner Zeichenſchule. Neben dieſen 450 Schüler-Arbeiten ſah man noch 277 Beiträge von Künſtlern, der größte Theil Oelgemälde einheimiſcher und auswärtiger Künſtler. Von einheimiſchen war ein Seeſturm von Prof. Dahl, mehrere Landſchaften von Hofr. Carus, ein weibl. Portrait von Prof. Vogel, ein Amor, ein Bacchus und ein Bildniß von Prof. Hartmann, einige Skizzen v. Prof. Matthäi, Boas und Ruth von Prof. Näcke, und ein Glasgemälde von Hörtel, Madonna mit dem Kinde, bemerkenswerth. Unter den Kupferſtichen war der Einzug Chriſti in Jeruſalem, nach einer Zeichnung von Prof. Rietſchel, geſt. von Prof. Ant. Krüger; das Weib eines Banditen von Sonnino nach eigener Erfindung, geſtochen von Stölzel, und Hiob und ſeine Freunde, nach Jäger geſt. von demſelben. Mehrere architektoniſche Zeichnungen und Entwürfe von Prof. Thürmer wurden mit Intereſſe geſehen; eben ſo eine allegoriſche Figur in Gyps, die Milde darſtellend, zu dem Denkmale des leztverſtorbenen Königs von Prof. Rietſchel modellirt.

Persönliches.

Zur Aufbringung und Aufbewahrung der griechiſchen Alterthümer ſind von der griechiſchen Regierung vier Inſpektoren ernannt worden: der deutſche Architekt Weißenburg, früher in Rom, Pitheky und ein anderer Grieche, und Dr. Roß aus Holſtein, welcher lezte aber die Ernennung abgelehnt hat.

In der am 14. September ſtattgefundenen Plenar-Verſammlung der königl. Akademie der Künſte zu Berlin ſind, außer den neuernannten Mitgliedern der neugeſtifteten muſikaliſchen Sektion der Akademie, der Architekt Jakob Hittorf in Paris und der Geſchichtsmaler Carl Sohn in Düſſeldorf zu auswärtigen ordentlichen Mitgliedern der Akademie erwählt worden.

Der Kupferſtecher Pradier in Paris hat das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

Der Maler Paul Delaroche iſt zum Profeſſor an der königl. Kunſtſchule zu Paris ernannt worden.

Die Hrn. Guſtav Wappers und Eugen Verboeckhoven zu Brüſſel, ſowie der franzöſiſche Maler Hr. Gudin zu Paris, und der engliſche, Hr. John Martin in London, ſind mit dem belgiſchen Leopoldsorden beſchenkt worden. Die königl. Verordnungen beſagen, daß der König Leopold jenen Künſtlern durch dieſe Auszeichnung einen Beweis ſeiner großen Zufriedenheit mit den für die dießjährige Kunſtausſtellung von ihnen gelieferten Arbeiten geben wolle.

Die Stelle des Profeſſors der Kupferſtecherkunſt an der Akademie der ſchönen Künſte von Florenz, welche Raphael Morghen bekleidet hatte, hat jezt Hr. Giovita Garavaglia, ein Schüler Longhi's, erhalten.

Hr. Colin iſt zum Vorſtand der Malerſchule in Nimes ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 94.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 21. November 1833.

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Fortſetzung.)

Noah, auf deſſen Familie die Erhaltung des Menſchengeſchlechts beruht, den ſeine Frömmigkeit vor dem Untergang bewahrt, ſtellt beide Beziehungen im glücklichen Einverſtändniſſe dar; er mahnt durch eine gewiſſe Fülle von Perſönlichkeit an die ſinnlichen und überſinnlichen Bedingungen des äußern wie des innern Lebens; eine Auffaſſung, die dem Gegenſtande ſeine weſentlichen Eigenſchaften zurückgeben dürfte. Abraham, Iſaak und Jakob bilden der Geſchichte zufolge als Patriarchen im Laufe der Zeit, in den Familienverhältniſſen, in den Richtungen der Sinnesart eine unverkennbare Abſtufung, welche aber künſtleriſch nicht recht offen am Tage liegt. Da jedoch ſchon das einzelne getroffene Charakterbild zu den ſeltenen Dingen gehört und die Billigkeit bei ſolcher Gelegenheit gern Nachſicht übt, um ſo mehr, je klarer ſie die Schwierigkeit der Forderung einſieht, ſo könnte ſich unſer Meiſter in der That über Ungebühr beklagen, wollte irgend jemand von ihm verlangen, ſein Talent hätte gleichſam mit einem Schlage drei namhafte Siege erringen ſollen. Abraham iſt indeſſen jedenfalls zu ſchwach geartet, er ragt an der Hauptſtelle als Glaubensheld und friſcher Begründer ſeines Volkes immer noch zu wenig hervor, wiewohl der Künſtler darauf ausgegangen iſt, ihm eine ausgezeichnete Bedeutung zu geben. Iſaak füllt ſeinen Platz, wie mich dünkt, genügender aus, unter andern ſchon darum, weil bei ihm an und für ſich ein geringeres Gewicht in die Waagſchale zu legen war. Daß ihn Heß im Zuſtande der Erblindung dargeſtellt hat, thut nicht nur der Individualität wohl, ſondern verbreitet von der Mitte aus auch über die beiden Nebengeſtalten die Farbe des Alterthümlichen. Jakob iſt eine mißliche Prüfung für jeden Maler, der ihn auf die Linie der pſychologiſchen Wahrheit ſtellen will, ohne dem nöthigen Geſammteindrucke und den Bedingungen des Kirchenſtyls etwas zu vergeben. Es regt ſich in Jakobs Charakter nach einer und der andern Seite etwas Feines und Weiches, das von der kernhaften Einfachheit ſeiner nächſten Vorfahren merklich abſticht. Heß wählte daher vielleicht den zweckmäßigen Ausweg, indem er Jakob einer mehr allgemeinen Vorſtellungsweiſe unterwarf und die genauern Abſchattungen auf der Seite liegen ließ, nach dem Beiſpiele von Vorgängern, die ſich häufig ebenfalls mit einem ungefähren Grundriß des Charakters begnügten.

Ein Urtheil über die Art und Weiſe, wie unſer Künſtler den Geiſt des neuen Teſtaments zu ergreifen ſucht, würde zu voreilig ſeyn, da bloß die zwei Evangeliſten Matthäus und Johannes auf der Ausſtellung zu ſehen waren. Matthäus iſt ganz ſchlicht aufgefaßt, mit vollkommenem Recht, denn naturgemäße Einfachheit muß wohl in allen dieſen Darſtellungen durchherrſchen, nur nicht auf Koſten der tiefern Bedeutung. In letzterer Hinſicht dürfte dieſe Figur vielleicht nicht völlig genügen; er erinnert zwar an den geweſenen Zöllner, aber nicht genugſam an den gegenwärtigen Evangeliſten. Das geſchichtliche Charakterbild des Matthäus tritt eben nicht mit beſonderer Schärfe hervor; der Künſtler findet inſofern, will ſein Nachahmungstrieb ſchöpferiſch zu Werke gehen, keine ausreichende Handhabe, an die er ſich mit Sicherheit halten kann. Hat er es in ſeiner Gewalt, dem an und für ſich etwas unbeſtimmten Gegenſtande das Gepräge ſprechender Eigenthümlichkeit aufzudrücken, ohne den allgemeinen Erforderniſſen zu ſchaden; ſo iſt die Klippe des Unzulänglichen glücklich überwunden und das Lückenhafte künſtleriſch ausgefüllt. Die Betrachtung muß ſich dann vor dem Bilde gefangen geben, ſie iſt überraſcht, und da ſie geſchichtlich keine feſte Vergleichung ziehen kann, ſo läßt ſie ſich mit Vergnügen dann überreden, daß eben das Mögliche, was ſie vor ſich erblickt, verſtärkt durch das Gewicht des Intereſſanten, einſt in

Digitized by Google

der Vergangenheit ein Wirkliches war. Dieſer Anſicht kommt der Matthäus von Cornelius, eine ſeiner letzten Arbeiten, im gelegenen Augenblick mit der Kraft eines Hülfsarguments entgegen. Er dient in ſeiner lebendigen Einfachheit, die unter dem Zutritt des Religiöſen zugleich das Ungemeine vergegenwärtigt, dem Geſagten zum anſchaulichen Beweis. Setzt Ref. nun noch hinzu, daß der Lukas deſſelben Meiſters in ſeiner geiſtreichen Faſſung, ſeiner tiefen Klarheit den Charakter eines Evangeliſten im engern Sinn, nämlich den eines Geſchichtſchreibers, unvergleichlich ausſpricht, wenn die Bewunderung nicht wider Willen etwas parteiiſch redet; ſo iſt ungefähr Alles berührt, worin der vorliegende Matthäus nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten etwa zurückbleiben dürfte. Johannes iſt jugendlich dargeſtellt; eine Auffaſſung, die ſtreng genommen, dem Weſen eines Evangeliſten kaum zuſagen möchte, weil man geneigt iſt, und wohl mit Recht, bei demſelben eine gewiſſe Reife der Jahre vorauszuſetzen. Unſer Künſtler wollte Johannes mit den Reizen der Schönheit umgeben, deßhalb zeigte er in ihm wahrſcheinlich die Blüthe des Lebens. Kann und will man den Johannes vergeſſen, ſo iſt der Kopf wirklich ſchön zu nennen, ſchön ſogar in einem ſeltenen Grade, verglichen mit dem Geſammtertrage von Schönheit, der auf der letzten Ausſtellung zum Vorſchein gekommen iſt. Es darf jedoch nicht verſchwiegen werden, daß auch im gegenwärtigen Johannes ein beträchtlicher Ausfluß des Antikiſchen zu ſpüren iſt, nicht auf ſteinernem, ſondern auf weichem Wege. Ueber dieſen Aſſimilationsprozeß iſt ſchon früher geſprochen worden, alſo genug davon. Um aber die Vergleichung zu vervollſtändigen, und dießmal zu Gunſten unſeres in Rede ſtehenden Künſtlers, iſt zu bemerken, daß der Johannes von Heß jenen von Cornelius, eine neuere, für ſich beſtehende Arbeit, an Schönheit merklich überwiegt. Neuern Künſtlern kann bei dieſer ſchweren Aufgabe zur Ermuthigung dienen, daß ſelbſt manche geprieſene Vorgänger, deren Namen ewig leben, mit dem eigentlichen Charakterbilde des Johannes nicht haben zu Stande kommen können. Man darf nur die Münchner Centralgalerie betreten, dieſen glänzenden Schauplatz ſo vieles Guten und Großen, um ſich augenſcheinlich davon zu überzeugen. Dürers Johannes iſt ein höchſt rechtſchaffener, verſtändiger, gründlicher Mann, ein exemplariſcher Bürger aus Nürnberg, wie es ſcheint, aber den Evangeliſten ſoll mir Niemand an ihm herausfinden, ſobald es auf Gründe und nicht auf Machtſprüche ankommt. Der Johannes des Perugino iſt überaus zart, rein, voll der ſanfteſten Empfindungen, wäre ihm nur nicht der Eindruck des Weiblichen und Mattherzigen beigeſellt. Der Johannes des Guido zeigt wieder zu viel vornehme Politur, und ſo ließen ſich noch mehrere Bemerkungen der Art beibringen. Seyen wir daher in dieſer Hinſicht milde gegen die Neuern, und mögen ſich dieſe dagegen auch in ihren Anſprüchen beſcheiden; eine Erinnerung, die in Beziehung auf Heß überflüßig ſeyn dürfte.

In Abſicht auf die Gewandung, deren Würde ſich ſelbſt am beſten lobt, läßt ſich beiläufig vielleicht die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich geweſen wäre, durch eine geſchickt angebrachte Mannichfaltigkeit den Reiz und die Wahrheit des Individuellen zu erhöhen, ohne der Nothwendigkeit des allgemeinen Einklangs zu nahe zu treten. Göthe hat dergleichen feine Kunſtmittel an den Apoſteln Raphaels mit Vorliebe nachgewieſen, namentlich beim Johannes, wiewohl es ſcheinen könnte, und mir wirklich ſo ſcheint, als habe der unſterbliche Urbiner, indem er den Adler die Flügel heben läßt, die das Gewand des Jüngers wie zufällig mit in die Höhe nehmen, noch etwas Tieferes beabſichtigt, als der materielle Anblick zeigt. Hat er nicht vielleicht mit dem Geſtus des Adlers auf die geiſtige Erhebung, auf den himmliſchen Gedankenflug des Johannes anſpielen wollen? Das Symbol des Adlers, wie es die Alten zur Verewigung gefeierter oder beſchmeichelter Namen brauchten, konnte ſich Raphael leicht als Vehikel darbieten, um in verändertem Sinn eine chriſtliche Bedeutung daran zu knüpfen. Johannes ſcheint zufrieden, ſagt Göthe, ruhig die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch zu beſitzen und vorzuzeigen. Seine Ruhe ergänzt ſich mit der angedeuteten ſymboliſchen Bewegung zu einem erſchöpfenden Bilde ſeiner Natur. Mögen die Kritiker entſcheiden, ob Ref. geträumt oder gewacht hat.

Wenn die Leſer mit den Bemerkungen die Lobſprüche vergleichen wollen, die das Kunſtblatt früher unſerm Künſtler ertheilt hat, ſo dürften ſie mit Vergnügen eingeſtehen, daß Heß unter den Genoſſen, die mit ihm auf die Wiedererweckung der echten Kirchenmalerei hinarbeiten, einen der ehrenvollſten Plätze einnimmt. Noch mehr verbürgt ſeine erwieſene Tüchtigkeit, ſein raſtloſes Streben der Zukunft. Alles und Jedes kann der Einzelne nicht ſogleich vollbringen, auf einem Felde, wo erſt langfortgeſetzte, vereinigte Bemühungen zum Ziele führen. Um endlich ſein Verdienſt vollkommen zu würdigen, darf die Betrachtung nicht bei den Kartons ſtehen bleiben, ſie muß vielmehr an Ort und Stelle die Ausführung auf ſich wirken laſſen, wo mancherlei günſtige Mitwirkungen hinzutreten und den Werth der Entwürfe in's hellſte Licht ſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Archäologie.

1. **Antike Bildwerke — von Eduard Gerhard. 1 Centur. III. IV. Heft.**
2. **Monuments inédits — par M. Raoul-Rochette. III et IV livr.**

(Fortſetzung.)

Ein Excurs über das Grab des Agamemnon führt den Verf. zur Erklärung eines unedirten Vaſengemäldes, in dem er gern die Elektra und den Oreſtes und auf den anderen Seite den Pylades und die Chryſothemis bei dem Heroon des Agamemnon ſähe, wenn ihm nicht ſelbſt annehmlicher ſchiene, der Darſtellung wegen ihrer künftigen Wiederkehr ihre allgemeinere Bedeutung zu laſſen.

Ein Gleiches hätte mit einem Lekythos aus der Sammlung des Grafen Pourtalès-Gorgier zu Paris geſchehen können, den er auf die Darſtellung der Choephoren bezieht. Hier und anderwärts hat übrigens der Verf. die freiere Bedeutung der joniſchen Stele und der häufig damit verbundenen Palmette nachgewieſen. Eine ähnliche Vaſe Taf. XXXI. aus dem Muſeo Borbonico zu Neapel iſt ſchon bei Millingen edirt und wird ebenfalls ohne beſondere Nothwendigkeit mit dem Todtenopfer, welches an dem Grabe des Agamemnon gebracht wurde, in Verbindung geſetzt. Die Verzierung an dem Fronton dieſes Heroons nennt der Verf. eine Krone und ertheilt dieſer ſehr unbedeutenden Verzierung, ſowie den Palmetten auf den Akroterien eine Bedeutung als weſentliches Gräberſymbol.

Taf. XXXIV. zeigt eine ganz in den Peplos gehüllte trauernde Frauengeſtalt auf den Stufen eines Grabmals, hinter dem man eine joniſche Säule mit Binden umwunden ſieht, ſitzend. Rechts ſteht Hermes mit übereinander geſchlagenen Füßen und an dem Petaſus, der Chlamys und dem Schlangenſtab kenntlich. Ihm gegenüber Oreſtes in der Rechten eine Patera. Der Verf. ſetzt dieſe Darſtellung in beſonderen Bezug mit der Stelle in den Choephoren des Aeſchylus, wo Oreſtes den Hermes: Φθόνιε πατρῷε anruft. Darauf deutet er auch die zur Seite befindlichen Perſonen, von denen ihm der eine Oreſtes iſt, wie er auf einem Sack, dem Bündel, das er als Fremdling und Trauerbote trägt, ſitzt; die anderen erklärt er der Reihe nach für Pylades, Chryſothemis, den Pädagog und den Chor. Eine kleinere Darſtellung derſelben Vaſe auf dem oberen Rande zeigt den Phryxus wie er den Widder mit dem goldenen Vließ opfert. Bei dem Altare ſtehen Aeetes und Chalciope. Auf einen Pilaſter gelehnt rechts ſteht Artemis in aſiatiſcher Tracht, einen Hund zur Seite. Die Statue des Pio-Clementino, nebſt dem Fragment Chiaramonti, welche Thierſch und der Verf. (abgebildet Taf. XXXII. N. 1. und XXXIII. N. 3), der Vergeſſenheit entriſſen und erſterer für Penelope erklärt, nimmt der Verf. merkwürdig genug und wohl nur, weil er eine Darſtellung der Art zur Ausfüllung ſeines Cyklus nöthig hat, für die trauernde Electra. Vergl. dagegen Thierſch im Kunſtbl. 1831. Nr. 53.

Glücklicher iſt er in der Erklärung der unter der Benennung Mercur und Vulkan allbekannten Marmorgruppe des Louvre, die er nach einer XXXIII. 1. edirten Gruppe von Neapel, welche mit ganz ähnlichen Zügen und Motiven Oreſtes und Elektra darſtellt, auf den Oreſtes und ſeinen Freund Pylades deutet, der hier ganz mit derſelben Geſichtsbildung und dem gleichen Haarputz an der Stelle der weiblichen Figur erſcheint. Die Art und der Caduceus oder Scepter, welche gewöhnlich für Attribute des Vulkan und Mercur genommen werden, befinden ſich nun in Bezug mit der That der beiden Rächer des Agamemnon.

Es folgt jetzt eine Reihe von Darſtellungen des Muttermords des Oreſtes. In der erſten derſelben XXV. 2. auf einem Basrelief des Muſeum Chiaramonti liegt Clytemneſtra bereits am Boden. Auf den Oreſtes ſtürmen gleich nach verübter That zwei Furien herein, die man hinter dem Vorhang erblickt, welchen eine Figur, nach dem Verf. Hermes, hält. Eine dritte Erinnys iſt bei dem delphiſchen Dreifuß eingeſchlafen, mit wild herabhängenden Haaren; in ihren welk herabhängenden Händen windet ſich eine Schlange und vor ihr ſteht eine Bipennis, welche der Verf. dieſen Grauenweſen vindicirt. Auf einem etruskiſchen Sarkophag von Volterra, den der Verf. nach einer Zeichnung Inghiramis nach Micali wiederum edirt, erſcheinen die zur Mordſcene vereinigten Perſonen mit den etruskiſchen Namen: VRSTE (Oreſtes) CLVTMSTA (Klytemneſtra). Bei einer anderen Gruppe, wo die beiden Mörder auf einem Altar knien, ſteht neben dem des Oreſtes auch der Name des Pylades: PVLVCTRE. Unterhalb dieſes Altars iſt eine Erinnys mit brennender Fackel und ein alter Kopf mit Satyrohren, einen großen Hammer in beiden Händen haltend, den die Inſchrift CHARVN unzweideutig als Charon bezeichnet.

Taf. XXXVI. — XXXVII. liefern die Abbildung einer Vaſe aus dem Muſ. Borbon. zu Neapel, deren eine Seite den Oreſtes zeigt, wie er gegen zwei Erinnyen, die ihn von beiden Seiten bedrängen, das Schwert gezogen hat. Die eine hat in beiden Händen ziſchende Schlangen, die andere hält in der einen ebenfalls eine Schlange, in der anderen aber einen Spiegel, in dem ſich das Bild der Clytemneſtra reflektirt. Auf der Rückſeite erſcheint Oreſtes vor dem Apollo, welcher auf

Digitized by Google

dem Omphalos ſitzt, die Leier in der Linken, einen Lorbeerzweig in der Rechten; hinter ihm Pylades und die Pythia auf dem Dreifuß. Hinter dem Oreſtes ſteht Elektra. Denſelben Gegenſtand mit merkwürdigen Particularitäten liefert eine ſchon edirte Vaſe des Vaticans XXXVIII., vor deren Deutung aber Panofka ohne vorherige Unterſuchung der Echtheit der einzelnen Theile warnt. Denſelben Gegenſtand geht eine große Kollerſche Vaſe in Berlin an, die der Verfaſſer nach ihren vier Vorſtellungen zu erklären verſucht (Taf. XXXV.): 1. Oreſtes auf dem Altar mit dem Omphalos, vor ihm Apollo auf dem Dreifuß ſitzend und der mit Fackeln und Schwert heranſtürmenden Erinnys wehrend. Hinter ihm der Schatten der Clytemneſtra und die fliehende Pythia mit einer Patera. 2. Auf einem Widder, aus deſſen Halswunde ein großer Blutſtrom hervorbricht, ſitzt Eris mit dem Opfermeſſer als die perſonifizirte Zwietracht der Söhne des Pelops. Dahinter links Demeter und Kora und Herkules. Rechts Pelops in der phrygiſchen Mütze und Oreſtes, ſo daß wir hier Anfang und Ende der Mühen und Drangſale des vom grauſen Geſchick verfolgten Geſchlechts angedeutet ſehen. 3. Athene auf dem Altar ſitzend, rechts neben ihr an einen Cippus gelehnt ein Heros mit dem Spiegel, eine hieratiſche Perſon, dahinter Demeter und Kora mit der myſtiſchen Krone, die eine etwas höher ſitzend als die andere. Links Oreſtes mit Schild und Lanze, und hinter ihm Arete, Eukleia oder Dike ſitzend, welche ihm den Weg nach Athen zeigt. 4. Fünf Knaben auf Pferden bei einer joniſchen Säule als Andeutung der Leichenſpiele. Panofka macht auf den verſchiedenen Styl aufmerkſam, der zwiſchen der erſten und den drei übrigen Darſtellungen herrſcht. Auch eine Lampe, welche Vignette 5, S. 155 abgebildet iſt, liefert eine Darſtellung des beim Omphalos knienden Oreſtes, welcher ſich gegen eine auf ihn ſchießende Schlange mit dem Schwert vertheidigt. Dieſe Anticaglie zeigt übrigens die Merkwürdigkeit, daß einige in ſie eingeſchloſſene Steine beim Schütteln einen ſtarken Schall von ſich geben, welchen der Verf. höchſt glücklich mit dem bisher unverſtandenen Ausdruck des Eubulus beim Athenäus XI. 42. 471. D. ψηφοπεριβομβητρίαν bezeichnet.

(Der Beſchluß folgt.)

Medaillenkunde.

Von Berlin und Halberſtadt aus wird ein intereſſantes Werk des Conſervators der mittelalterlichen und modernen Münzen des königl. Muſeums zu Berlin, Dr. Bolzenthal, unter dem Titel: Denkmünzen zur Geſchichte des jetzt regierenden Königs Friedrich Wilhelm III. gehörig, in Royal-Quart, verlegt von Brüggemann in Halberſtadt, 30 Kupfertafeln und Text, angekündigt und zur Subſkription mit 6 Thlrn. für das ganze Werk aufgefordert. Es wird nicht nur alle Denkmünzen der Monarchie und des königl. Hauſes, ſondern auch die auf die ausgezeichneten Männer des preußiſchen Staats in dieſer Periode ausgeprägten Medaillen umfaſſen. Die erſchienene Probetafel enthält die Elberfelder Huldigungsmünze, die auf den Feldmarſchall Blücher geprägte und die mit Luthers und Calvins Kopf bezeichnete Unions-Münze zum Reformationsjubiläum 1817.

Herr Melchior Miſſirini hat eine Medaille gefunden mit dem Kopfe des Dichters Dante auf der einen Seite, umgeben von den Worten Danthes Florentinus auf der Rückſeite ſieht man einen Berg, von dem aus der Löwe, die Wölfin und der Pardel den Dichter bedräuen. Man hält ſie für gleichzeitig, was um ſo wichtiger auch deßhalb wäre, weil bis jetzt die Medaille auf Franz Cecco III. Ordelaffi, Fürſten von Forli, vom J. 1407, für die älteſte italieniſche galt.

In Copenhagen hat ſich ein Verein gebildet in der Abſicht, auf die Geneſung und Heimkehr des Königs von Dänemark eine Denkmünze zu prägen, deren Beſorgung der Biſchof und Profeſſor Dr. Müller und der Profeſſor Freund übernommen haben. Zur Ausführung derſelben iſt der in Rom befindliche däniſche Künſtler Chriſtenſen erwählt worden.

Die unter die holländiſchen Truppen vertheilte Medaille ſtellt auf der einen Seite die Citadelle von Antwerpen und auf der andern einen Lorbeerkranz mit der gekrönten Namens-Chiffre König Wilhelms und mit den Worten „Dezember 1832“ vor.

Der königl. Münz-Medailleur Leſſer in Breslau hat auf die Jubelfeier der Domkirche zu Königsberg (S. Kunſtbl. Nr. 60. S. 240) eine Denkmünze angefertigt, die auf der Vorderſeite die Weſtfaçade der Kirche mit dem Haupteingange und der Umſchrift: Ecclesia Cathedralis Regiomontana Quinque Saeculorum Cursu prospere peracto, zeigt; unten im Abſchnitt das Wappen des Stadtbezirks der Kirche mit: D. XIII. September 1833. Die Kehrſeite ſchmücken die Wappen des Hochmeiſters vom Deutſchorden, Herzogs Luther von Braunſchweig, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und des jetzigen Königs von Preußen, der drei großen Beförderer des chriſtlichen Glaubens durch Gründung, Reformation und Beſchützung jener Kirche.

Medaille auf den Arzt und Profeſſor Hufeland in Berlin; ſie ſtellt auf der Vorderſeite das Bruſtbild deſſelben nach Rauchs Büſte, vom Profeſſor Brandt in großer Aehnlichkeit ausgeführt, dar, auf der Rückſeite den Thron des Aeskulap, auf welchem der Schlangenſtab und eine Rolle mit der Aufſchrift: Macrobiotice, ruhen und vor welchem Genien eine dahingeſunkene weibliche Figur hülfreich erheben. Die Unterſchrift lautet:

Naturae praecepta colens, morbisque medetur,
Filaque Parcarum lentius ire docet.

In Zürich iſt zu Ehren des verewigten Eſcher von der Linth eine goldene Schaumünze geprägt und am 29. Aug. der Familie deſſelben feierlich übergeben worden.

Nekrolog.

Am 13. Auguſt ſtarb auf ſeinem Landgute bei Mailand der Marcheſe Luigi Cagnola, k. k. Kammerherr und Mitglied der Akademie von S. Luka, einer der erſten Architekten Italiens, im 74ſten Lebensjahre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 95.

Kunst-Blatt.

Dienſtag, 26. November 1833.

Fragmente über die letzte Münchner Kunst-Ausstellung.

(Fortſetzung und Schluß).

Apollo nnd die Muſen. Oelgemälde.

Eine römiſche Arbeit aus der frühern Periode des Künſtlers und ſchon als ſolche für die Geſchichte ſeiner fortſchreitenden Entwickelung beſonders intereſſant. Sie wird es noch mehr durch die Größe des Gegenſtandes, welcher wohl noch in manchem kommenden Jahrhundert die Verſuchung und Verzweiflung ausgezeichneter Talente bleiben wird. Das Bild verdiente in jeder Hinſicht eine ſorgfältige Beſchreibung, allein aus der nachdunkelnden Erinnerung wagt Ref. nicht, dieſelbe zu entwerfen; vielleicht iſt dieſe Enthaltſamkeit ein beſſerer Beweis von Achtung, als eine auf Gerathewohl hingeſchleuderte Skizze. Die Betrachtung erlebt vor dem Bilde, wie mich dünkt, drei verſchiedene Stimmungen. Im erſten Augenblicke reißt es hin, dann kündigen ſich nach und nach die Schwächen an, und hat man dieſe in's Reine gebracht, ſo drängt ſich zuletzt unaufhaltſam das Geſtändniß hervor, daß, Alles gegeneinander abgewogen, beſonders mit Rückſicht auf den heutigen Stand der Dinge, der Parnaß unſers Meiſters zu den hervorragenden Schöpfungen gehöre. Der Grundmangel iſt das Durchblicken der Modernität. Sie ſcheint aber, ſoweit mein Auge reicht, auch anderswo vielfältig durch, mitunter ſogar in einzelnen Theilen hochgerühmter Werke, und zuweilen noch auffallender; warum alſo ſtrenger ſeyn gegen Heß als gegen ſeine Nachbarn? Ein gewiſſer Anflug von Modernität dürfte bei der Nachbildung des Antiken überall unvermeidlich ſeyn; er gehört zur Farbe der Zeit und iſt als ſolcher eben ſo unverwerflich als nothwendig. Könnten wir in unſerer verholzten Gegenwart es dem feurigen Alterthum gleichthun, dann ſtänden wir über ihm, und eine ſolche Standeserhöhung wird uns ſchwerlich einfallen. Es kann mithin in der Betrachtung nur von dem Grade des Modernen die Rede ſeyn, und da wird leicht jeder Beſonnene zugeben, es ſey in unſerm Bilde von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß wir ſehr wohl damit zufrieden ſeyn können, ja müſſen, wollen wir uns nicht auf ein unnatürliches Warten legen. Verglichen mit dem erhabenen Schmuck der Glyptothek, dem Apollo Citharödus, gehalten an den Apollo Muſagetes und deſſen wahrhaft göttliches Vorſchreiten, hinter welchem gleichſam der ganze Parnaß hervorzuſchweben ſcheint, hält unſer Apollo freilich den Blick nicht aus, aber eben ſo wenig mancher andere. Paralleleu ſind an und für ſich widerwärtige Dinge, aber die öffentliche Meinung hängt nun einmal klettenartig daran, und ſo muß man der allmächtigen Schwäche nachgeben, um für die Würdigung des Verdienſtes Raum zu gewinnen. Neun gelehrte Damen, noch dazu Griechinnen, vollends Muſen, gehörig zu beſchäftigen, zu bekleiden, zu gruppiren für den Moment, wo Apollo in die Saiten gegriffen hat, iſt für den beſten Mann eine künſtleriſche Herkulesarbeit, eine faſt überſchwengliche Aufgabe. Leichter würde es ſich Heß gemacht haben, hätte er Apollo nicht in voller Thätigkeit vorgeſtellt, ſondern im Zuſtande der Meditation, wenn von dem Gott der dichteriſchen Inſpiration ein ſo ſchulhafter Ausdruck gebraucht werden darf. Bewegte Orpheus durch ſeinen Geſang Felſen, Thiere und Bäume, rief Amphion mit ſeiner Leier die Steine zum Bau von Theben zuſammen, ſo müſſen die Muſen nothwendig als die erſten Kennerinnen all ihr Seyn und Thun auf Apollo hinwenden, wofern ſie nicht Luſt haben, ihn zu kritiſiren. Dieſen Knoten der Aufmerkſamkeit hat denu auch Heß nicht ganz befriedigend löſen können. Er hätte abermals freiere Hand gehabt, wäre er mehr von dem urſprünglichen und daher loſern Gedanken des Alterthums ausgegangen, nach welchem die Muſen noch nicht beſondere äſthetiſche Catheder inne haben, ſondern in einer gemiſchten runden Gemeinſchaft ihre Stellen einnehmen. Die Durchführung einer ſtrikten Obſervanz legt dem Künſtler einen unnöthigen Zwang auf. Beiſpielweiſe ſey nur an die Urania

Digitized by Google

erinnert; ſie ſcheint himmelwärts zu blicken, was denn doch etwas zu modern herauskommt, beinahe ſentimental. Apollo muß für ihr Ohr die Sphärenmuſik übermeiſtern; geſchieht dieß nicht, ſo iſt er entweder kein rechter Apollo, oder Urania iſt keine rechte Muſe. Einige Motive der Gruppirung ſind nicht edel genug, greifen in das Allzubequeme hinüber. Daß nicht alle Muſen den Forderungen der Schönheit in gleichem Maaße entſprechen, wird Niemanden befremden, der die Natur der Sache erwägt. Mannichfaltigkeit iſt ſicherlich der Monotonie vorzuziehen. Und wo iſt der Neuere, der es vermöchte, ohne auf Kopien auszugehen, neun hohe Schönheiten aus Einer Seele und zugleich in verſchiedenem Guß darzuſtellen? Heß hat auch in dieſer Beziehung viel geleiſtet, Ungewöhnliches, darf man vergleichungsweiſe ſagen. Glanz und Pracht der Farben erheben vielleicht zu laut ihre Anſprüche, aber ſie ſtimmen zum Geiſte des Ganzen und wirken daher durchaus harmoniſch. Heß ſteht namentlich auch als Maler bedeutend hervor, ein Vorzug, der ihm hoch angerechnet werden muß. Vom Anfange bis zum Ende der Ausſtellung hat das Bild ſeine Macht über das Publikum bewährt. Erfreulich, ja ergötzlich wär es zu ſehen, wenn dieſelbe Schaar von Beſchauern Apollo und die Muſen umringte, nachdem ſie das Schlachtbild von Peter Heß mit den Augen des Erſtaunens gemeſſen und verſchlungen hatte. Das Bild würde eine edle Zierde ſeyn für jeden Aufenthalt, jedes Landhaus, wo Anbeter des Parnaſſes wohnen.

Johann Ramboux.

Scene aus der Einleitung zu den zehn Tagen (Dekameron) von Giov. Bocazzio. Eine Geſellſchaft junger Leute, die ſich vor der Peſt in Florenz (1348) auf eine benachbarte Villa geflüchtet, erheitert ſich durch Erzählung von Novellen.

Der Gegenſtand kann ſeinem dichteriſchen Gehalt nach ein Kleinod heißen. Daß Ramboux daſſelbe für Deutſchland zuerſt ans Licht zog, macht ſeinem Entdeckungsgeiſte Ehre; daß er daraus einen durchſichtigen Juwel zu ſchaffen und ihn meiſterlich zu ſchleifen wußte, beweiſt ſeinen entſchiedenen Beruf für originale Kompoſition. Die Anmuth der Behandlung könnte die Beſchreibung in einen Irrgarten verlocken; ſie muß deßhalb ein wachſames Auge auf ſich ſelbſt haben, um ihren Weg in gerader Linie zu durchlaufen.

Während die Peſt in Florenz wüthet (1348), begeben ſich drei Jünglinge und ſieben Jungfrauen aus der Stadt nach einem nahen Landhauſe und ſuchen im Vergnügen geſelliger Mittheilungen Schutz vor den Mahnungen der furchtbaren Zeit. Eine aus der Mitte der ſchönen Sieben iſt für jeden Tag das Oberhaupt der Geſellſchaft, jeden Tag wechſelt das Scepter, jeden Tag ruft ein Quell die ſämmtlichen Mitglieder des arkadiſchen Zwiſchenreichs in ſeine Nähe. (Vicino alla fonte secondo l'usato modo si ragunarono. Boc.) Den Inhalt dieſer Vorſtellung vergegenwärtigt das Haupt- und Mittelbild des Kartons; eine gedankenreiche, überaus anmuthige Einfaſſung ſchlingt ſich faſt in der Art der Blumenſprache um den Hauptgegenſtand und erörtert ihn ebenſo mannichfaltig als treffend. Säulen zur Rechten und Linken, umwunden von zwei breiten Bändern, begränzen den Raum des Mittelbildes und heben es ſo von den Nebendingen ab. Auf den Bändern erblickt man die Namen der vorkommenden Perſonen; auf der einen Seite Pamfilio, Neifile, Filomena, Dioneo, Fiammetta; auf der andern Pampinea (die Königin des Tages), Eliſa, Lauretta, Filoſtrato, Emilia. Die Namen wirken gleich einer muſikaliſchen Begleitung, man glaubt Bocazzio reden zu hören und wünſcht mit den Augen ſeine Worte einzuſangen. Jenes Namenverzeichniß iſt kein Beiwerk, es lebt und webt in und mit dem Ganzen. In der obern Einfaſſung haben die allegoriſchen Abbildungen das Uebergewicht, in der untern die hiſtoriſchen; jene ſtreben luftig nach der Höhe; dieſe verweilen, ſchwerer beladen, auf dem Boden der Wirklichkeit. Die obere rechte Ecke wird von der Muſe der Geſchichte ausgefüllt, die entgegengeſetzte von der Geſtalt des Dichters, der am Leſepult vor einem aufgeſchlagenen Buche ſitzt; ihm in der Nähe erſcheint das perſonifizirte Florenz. Die Abgeſchiedenheit des Dichters von dem, was unter ihm vorgeht, ſeine objektive Ruhe, erläutert, verherrlicht durch die Muſe der Geſchichte, wie durch einen Akt geiſtiger Trauung, winkt mit dem Zauber einer Apotheoſe herab und ſetzt Fernes und Nahes in die erwünſchteſte Verbindung. Eine weibliche Geſtalt mit einer Geiſel und ein Wolf, über einen Leichnam ſchreitend, beide zweckmäßig angebracht, verſinnbilden die Peſt. Neben dieſen Vorſtellungen in der Mitte der obern Einfaſſung treten die drei Parzen hervor; eine derſelben gibt einem Entfliehenden zu verſtehen, daß er den Tod im Bündel auf ſeinen Schultern trage. Die untere Einfaſſung rollt das Geſchichtsgemälde jener Schreckenstage auf; man ſieht in der Mitte einen Kirchhof, wo Geiſtliche an den Peſttodten die Pflichten der Beſtattung erfüllen; Flüchtlinge, welche das Entſetzen aus dem Schooße ihrer Familie treibt; Wüſtlinge, welche die Neige der Zeit im raſenden Vollleben auszuſchöpfen ſuchen.

Der Grundgedanke des Kartons, um den ſich Alles bewegt und dreht, ſtellt, wie mir ſcheinen will, die Verherrlichung der Poeſie vor im Lichte der hiſtoriſchen Anſchauung. Selbſt das Schrecken der Umgebung kann ihre wunderbare Macht nicht brechen, ſie bildet die Schlagbrücke, auf welcher die bedrohte beängſtigte Menſchheit dem vordringenden Verderben zu entrinnen ſucht und auch im Angeſichte des Todes nicht verzagt. So iſt jede Forderung der

Digitized by Google

Kompoſition erfüllt, ſie hat einen feſten Mittelpunkt, ſie beleuchtet ihn von den verſchiedenſten Seiten, ſie gibt auch dem ſcheinbaren Zufalle den Gehalt des Nothwendigen, ſie verſüßt endlich den Eindruck durch ſinnvolle Abwechslung und hebt dieſe noch überdem durch die Verſchmelzung der Kontraſte. Rambour hat nicht bloß richtig, ſondern auch ſchön gedacht. Ref. freut ſich, daß er nicht gerade zur Beſtätigung, aber doch zur Verſtärkung der aufgeſtellten Anſicht ein beifälliges Urtheil des Kunſtblattes (1829, Nr. 21) anführen kann, wo das Kompoſitions-Talent unſers Künſtlers ebenfalls mit lautem Nachdruck anerkannt iſt. Er dringt tief in den Geiſt der Zeit, des Orts, des Gegenſtandes ein; deßhalb dürfen ſeine Kompoſitionen vorzugsweiſe hiſtoriſch heißen.

Die techniſche Ausführung des Kartons ſteht merklich gegen den Werth der Kompoſition zurück. Uebrigens ſind die ſichtbaren Schwächen von der Art, daß die letzte Hand ihnen hoffentlich abhelfen wird. Einem Talente, das noch nicht hinlänglich anerkannt ſeyn dürfte, aber der öffentlichen Gunſt werth iſt, ſoll ein Kunſtblatt nicht kalt entgegentreten, indem es auf das Detail der Mängel eingeht. Wer ſich hingegen als Künſtler bereits einen gewichtigen Namen gemacht hat und ihn durch ſeine Werke fort und fort rechtfertigen will, der muß ſich billig auch gefallen laſſen, daß ſeine Leiſtungen etwas genauer erwogen werden. Jede Krone hat ihre Unbequemlichkeiten.

Nach dem Flächenraume der Zeilen wird die Einſicht der Leſer die Grade der Meiſterſchaft nicht abſchätzen. Sonſt berechneten die Statiſtiker die Kräfte der Völker nach der Quadratur der Länder und ähnlichen Größen; gegenwärtig haben ſie einen natürlichern Maaßſtab gefunden, und dieſer möchte ſich in gewiſſem Sinne auch auf die Kunſtbetrachtung anwenden laſſen. Wenn endlich Ref. in dem Publikum jenes Gefühl erregt hat, welches man gründliche Langeweile zu nennen pflegt, ſo kann er zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß er, weil er ſchlechterdings keine Autorität ſeyn kann und will, um ſo dringender die Nothwendigkeit fühlte, ſeine unvorgreifliche Meinung, ſo gut oder ſchlecht es gelingen wollte, zu motiviren. Tadeln muß er an ſeinen Bemerkungen, daß die Beifallsäußerungen hier und da etwas zu lebhaft ausgedrückt ſind. Der Fehler hat ſeinen überlegten Grund. Seit mehreren Jahren herrſcht in der Kunſtliteratur ein eigener enkomiaſtiſcher Ton. Der Einzelne kann ihn nicht umſtimmen, er muß Takt halten. Iſt es ihm verſagt, auf den untern Taſten zu ſpielen, wenn es Noth thut, ſo iſt er gezwungen, ſeine Modulationen auf die höhern zu beſchränken. Wenn ſolchergeſtalt die Region der Skala im Ganzen richtig behandelt iſt, ſo hebt ſich das Mißverhältniß vor dem Urtheil des vergleichenden Leſers von ſelbſt wieder auf. —ver.

Archäologie.

1. **Antike Bildwerke — von Eduard Gerhard. 1 Centur. III. IV. Heft.**
2. **Monuments inédits — par M. Raoul-Rochette. III et IV livr.**

(Beſchluß.)

Dieſe Darſtellungen beſchließt ein Basrelief, Taf. XXXII. 2, auf welchem Oreſtes in der Stellung des Diomedes auf den berühmten Steinen des Dioscorides und Gnaios auf einem Altar knieend, neben welchem ein Baum mit einer Schlange und ein Dreifuß, ſowie die Bildſäule des Apollo, an deren Fußgeſtell eine Erinnys ermattet niedergeſunken iſt.

Auf die Drangſale des Oreſtes und Pylades bezieht der Verf. zwei Denkmale von ſehr ſchlechter Arbeit, das eine Vaſe, die an häßlicher Zeichnung keiner nachſteht, Taf. XLI., mit den beiden Fremdlingen vor der Iphigenie auf Tauris. Das andere iſt ein etruskiſcher Spiegel, Vignette N. 7, S. 238, auf dem er die beiden Freunde wieder zu erkennen meint bei einer Säule mit einem Aufſatz, der ihn an das Grab des Porſenna erinnert.

Die Ermordung des Neoptolemos durch den Oreſtes iſt die letzte Darſtellung, welche unſer Verf. in Kunſtwerken nachzuweiſen bemüht iſt. Er bringt zu dieſem Zweck zwei höchſt intereſſante Monumente in Abbildungen bei, und verſucht von dem erſten derſelben, einem Cantharus aus der Sammlung des Grafen von Pourtalès, eine Erklärung, nach der wir in demſelben den Mord des Neoptolemos durch den Oreſtes in dem Tempel zu Delphi zu ſehen haben. In einem zur Seite befindlichen bärtigen Mann, mit einem Stock in der Hand, welcher mit Steinwürfen einen Angriff macht, ſieht er das Volk von Delphi, und den bärtigen Genius, welcher den Neoptolemos gefaßt hat und forttragt, hält er für Thanatos, den Todesgenius. Die andere Seite derſelben Vaſe zeigt den Oreſtes bärtig und nackt von einem Krieger und dem Merkur vor den Thron einer ganz in ihr Kleid gehüllten Frau geführt. Auf der andern Seite erſcheint Minerva nur mit dem Helm verſehen, und die linke Hand auf ein geflügeltes Rad geſetzt, während ſie mit der Rechten die Anrede an den Merkur zu unterſtützen ſcheint. Herr Raoul-R. iſt geneigt darin die Darſtellung des Oreſtes vor der Iphigenie auf Tauris zu ſehen. Hr. Panofka iſt dieſer Erklärung aus gewichtigen Gründen entgegen und gibt dafür eine ſehr geiſtreiche Deutung, nach der wir hier den Oreſtes durch den Merkur und den Mars vor die perſonifizirte Gerechtigkeit des Areopag führen ſehen. Die Gegenwart der Minerva paßt gut zu der von dem Oreſtes ihr bei dem Areopag errichteten Kapelle und dem damit

verbundenen Kult der Athene Areia. Die Geſtalt aber, welche in der einen Hand eine Fackel und in der andern eine Rolle hält, iſt nicht, wie R. Rochette meint, eine Furie, ſondern ein Diener des Gerichts, welcher durch ſeine brennende Fackel darauf deutet, daß das Gericht in der Nacht gehalten wurde. Das geflügelte Rad hat Raoul-R. ſelbſt ſehr geſchickt auf die Erfindung des geflügelten Wagens durch die Minerva gedeutet, indem er zugleich nachgewieſen, daß das Rad als Attribut der Nemeſis nicht anders als auf Monumenten der römiſchen Kunſt vorkömmt. — Denſelben Gegenſtand die Ermordung des Neoptolemos zeigt ein Sarkophag von Volterra. Neoptolemos hat das Rad gefaßt, welches in den Händen einer neben dem Altar ſtehenden Frau befindlich iſt und das man bisher allgemein für das Rad der Nemeſis genommen hat, von dem aber Bröndſted nachgewieſen, daß es ein weſentliches Glied des prophetiſchen Dreifußes iſt.

Der auf der erſten der beiden eben beſprochenen Darſtellungen befindliche Todesgenius, welcher den Neoptolemos wegzutragen im Begriff iſt, gibt dem Verf. Gelegenheit zu einem weitläufigen Excurs über einen der Oreſtie eigentlich ganz fern liegenden Gegenſtand, über die Darſtellung des Todes und des Todesgenius ſowie der Genien überhaupt. Eine Vaſe des Hrn. Durand, welche zu Baſilicate entdeckt worden, zeigt einen bärtigen Mann mit großen Flügeln, welcher eine Frau fortſchleppt, Taf. XLIV. A, und den Hr. Raoul-R. auf den Heros von Temeſſe deutet, welcher jedes Jahr eine Jungfrau raubt. Auf Taf. XLIV. B. ſieht der Verf. den Thanatos, welcher eine Jungfrau raubt, ſtatt des Boreas und der Orithyia. Taf. XLIV. 2. zeigt einen horizontal ſchwebenden Genius mit einem Kaninchen darunter, welchen der Verf. mit Glück für einen Todtengenius erklärt. Taf. XLII. 1. dieſelbe Darſtellung wie bei Gerhard LXXVII. 3. und eben ſo erklärt. Auf Taf. XLII. A. N. 1. erblickt man zwei bärtige Männer mit Tunica und Flügeln, welche zu beiden Seiten einer Art von Alkoven ſtehen, in welchem eine todte Frau liegt, und die der Verf. für die Genien des Todes nimmt. Auf der einen Seite erblickt man den Herkules mit dem Cerberus, auf der anderen den Charon in ſeinem Nachen, an deſſen Vordertheil ein Auge ſichtbar iſt. Taf. XLII. A. 2. bringt der Verf. eine Abbildung einer Vaſe des Fürſten von Belvedere zu Neapel bei, welche dem Canova oder einem ſeiner Schüler zuſteht. Die Zeichnung davon iſt aus Millins Mappen auf der Pariſer Bibliothek in die Hände des Hrn. Raoul-R. gekommen, der ſie hier ſehr gelehrt erläutert. Von einer ſchon bei Gori edirten Bronze, die der Verf. in Abbildung XLII. 2. mittheilt und für den Genius Amphidromus des Aeſchylus, den Genius Myſtagogus des Menander, das iſt für einen Genius der Geburt erklärt, welcher ein neugebornes bekleidetes Kind in den Armen trägt, verſpricht Hr. Panofka neue Aufklärungen. Taf. XLIV. 1. zeigt auf einer Vaſe des Hrn. Durand einen fliegenden myrtenbekränzten Genius, der auf der Rechten einen Vogel (aber keinen Hahn, ἀλεκτρύων, wie der Verf. will) trägt, in der Linken ein Stäbchen, mit welchem er wahrſcheinlich den vor ihm befindlichen Reif in Bewegung ſetzte. Der Verf. ſieht darin den Genius der Ephebie und in dem auf der Rückſeite befindlichen Jüngling den Epheben, auf welchen die Inſchrift ΔΙΟΚΛΕΕΣ ΚΑΛΟΣ Bezug hat.

Br.

Plaſtik.

Die Gypsmodelle des großen Mauſoleums, welches der Graf Eugen von Méan ſeinem Oheim, dem verſtorbenen Erzbiſchof von Mecheln, errichtet, ſind in Antwerpen nach Carrara eingeſchifft worden, um daſelbſt im Marmor vorbereitet zu werden, von wo man dieſe Kunſtwerke nach Brüſſel ſchaffen wird, damit der Bildhauer Schotte die vollendende Hand daran lege. Dieſer ſelbe Künſtler verfertigt gegenwärtig die Büſte des Generals Desprez für deſſen Geburtsſtadt Amiens.

Der Hyacinth von Boſio, in der Galerie Luxemburg zu Paris, iſt in einem bronzenen Abguß im Muſeum zu Berlin aufgeſtellt und der Künſtler zum Mitglied der dortigen Akademie der Künſte erwählt worden.

Hr. Verſchuylen, ein ausgezeichneter Künſtler in Antwerpen, hat eine Samaritanerin in Silber ciſelirt, welche dem Könige der Belgier bei ſeiner letzten Reiſe dahin als Geſchenk überreicht worden iſt.

Der König von England hat den Artillerie-Offizieren in London einen koſtbaren Candelaber zum Geſchenke gemacht. Derſelbe iſt von den Hrn. Bridge gearbeitet und hat eine dreiſeitige Baſis, auf deren einer Seite das königl. Wappen, auf der andern die Fahne der königl. Artillerie, auf der dritten eine paſſende Inſchrift befindlich iſt. Der Leuchter hat zwölf Arme, die mit dem Stiel zuſammen einen Palmbaum, als Symbol des Sieges, bilden; auf dem Wipfel ruht der brittiſche Löwe.

Mit Ausführung der koloſſalen Basreliefs am Portal des Triumphbogens de l'Etoile in Paris ſind die Bildhauer Rude, Cortot und Etex beauftragt. Letzterer iſt ein junger Künſtler, welcher bei der letzten Ausſtellung die ausgezeichnet ſchöne Gruppe Cain und ſeine Familie, nach dem Tod Abels, gezeigt hatte. Die vier Figuren von Göttinnen des Ruhmes (rénommées) an den Giebelfeldern der Thore hat Hr. Pradier übernommen. Der große Fries iſt den Hrn. Jacquot, Leitié, Seurre d. A., Rude, Brun und Caillouet übertragen. Die Reliefs an den Haupt- und Nebenſeiten werden von den Hrn. Lemaire, Seurre d. A., Chaponnière, Feuchères, Marochetti und Gechter ausgeführt.

Die für die Stadt Rouen beſtimmte ſchöne Statue Corneille's aus weißem Marmor iſt gegenwärtig in den Werkſtätten der Akademie der Künſte zu Paris der Beendigung nahe.

In der Stadt St. Gallen ſind unlängſt zu den Seiten des Thores der ſtädtiſchen Reitſchule die koloſſalen Büſten des Kaſtor und Pollux aufgeſtellt worden. Sie ſind von dem Bildhauer Theodor Wagner in Stuttgart modellirt und in Wetterſtuck ausgegoſſen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 96.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 28. November 1833.

Kunstausstellung in Nürnberg.

An den feſtlichen Tagen des 25., 26. und 27. Auguſt Nürnberg nicht beſucht zu haben, galt für uns Bewohner der benachbarten Städte für ein Vergehen, deſſen ich mich nicht wollte ſchuldig machen. Wirklich hatten die Bewohner mit rühmlichem Wetteifer Alles aufgeboten, was das Doppelfeſt des Geburts- und Namenstages ihres Königes, dießmal erhöhet durch die perſönliche Anweſenheit der königl. Majeſtäten ſelbſt, würdig auszeichnen mochte. Dieſe feſtlich geſchmückten Straßen und Häuſer, dieſer pompöſe Zug zum Wettrennen und zur Preiſevertheilung auf der Peterheide, dieſe höchſt ausgezeichnete Gewerbs-Ausſtellung auf dem Rathhauſe, dieſe wohlgelungenen Feſte auf dem Crameriſchen Schmauſenbuck und der Wyßiſchen Roſenau, dazu das Theater in der Stadt und auf dem Feſtplatze, der Ball im Muſeum, die Vorträge der vereinigten Liedertafeln von Nürnberg, Fürth, Erlangen und Schwabach boten für den Fremden eben ſo viele Unterhaltung als Zerſtreuung dar. Die alte kunſtliebende Noris unterließ es nicht, auch noch von einer andern Seite die Feſte auszuzeichnen. Der neu entſtandene Alterthumsverein bot ſeine Sammlungen zur täglichen Beſchauung dar, die Hrn. Maler Hanff und Handelsgerichts-Aſſeſſor Hertel hatten ihre höchſt intereſſanten Kunſtſchätze dem Publikum geöffnet, und der rühmlich bekannte Verein Nürnberger Künſtler und Kunſtfreunde, der mit geringen Mitteln ſchon manches ſchöne Unternehmen würdig ausgeführt hat, hatte in den obern Zimmern des Muſeums eine Ausſtellung von den Werken der gegenwärtig in Nürnberg lebenden Künſtler veranſtaltet. Wie ich hörte, ſo war man auf dieſe Ausſtellung nicht vorbereitet, ſondern der Entſchluß dazu fiel mit der Ausführung ſelbſt zuſammen, weßhalb außer ein paar auswärtigen Vereins-Mitgliedern kein auswärtiger Künſtler etwas geliefert hatte. Wenn auch ärmer an Zahl, ſo war die Ausſtellung auf der andern Seite eben darum wieder von beſonderem Intereſſe. Sie zeigte recht eigentlich, was Nürnbergs Künſtler gegenwärtig leiſten. Nur muß ich bedauern, daß das Zuſammentreffen der Hanffiſchen und Hertelſchen Ausſtellungen mit der des Kunſtvereins eine Zerſplitterung zur Folge hatte, welche ſich als durchaus ungünſtig erwies. Wenigſtens fand ich auch dort mehrere ganz neue Werke Nürnberger Künſtler, welche dieſer Ausſtellung zur großen Zierde gereicht hätten. Zum Beweiſe hievon will ich nur auf die Klein'ſchen Gemälde und auf die zahlreichen Sauterleute'ſchen Glasmalereien bei Hertel hinweiſen, deren Betrachtung einen einzigen Genuß bot. Mir wollte dieß Theilen und Zerſpalten nicht recht zu Sinne, am wenigſten in einer Stadt, wo man ſo gerne mit patriotiſcher Eiferſucht dem Ruhm der Stadt das eigene Lob zum Opfer bringt.

Der Katalog zählte 190 Nummern. Ich werde dasjenige, was mir am vorzüglichſten ſchien, kurz beſchreiben.

Nr. 5. 6. J. G. Buchner jun., Maler. Zwei Portraite, ein männliches und ein weibliches, ſorgfältig gemalt, und wie ich hörte, wohl getroffen. Ich wünſche dem jugendlichen Künſtler Glück zu ſeiner Laufbahn, möchte ihm jedoch auch mehr Wärme und weniger Härte empfehlen.

Nr. 7. A. P. Dallinger jun., Medailleur und Steinſchneider, ein Rahmen mit Siegelabdrücken. Dallinger reiht ſich würdig ſeinem trefflichen Vater an, und es iſt zu hoffen, daß er bei fortgeſetztem Studium ihm gleichkommen werde. Vorzüglich iſt das Siegel des Alterthumsvereins, der Liedertafel, des Freiherrn Hans v. Aufſeß u. a.

Nr. 12 u. 13. Fr. W. Doppelmayr, Bürgermeiſter zu Nördlingen, zwei Landſchaften aus dem Gebirge, Federzeichnungen. Treue in der Auffaſſung der landſchaftlichen Gegenſtände, Nettigkeit in der Behandlung und Wahrheit in der Charakteriſtik der verſchiedenen Baumgattungen zeichnen ſie aus.

Nr. 21. Joh. Andr. Engelhardt. Ein Knabe in macedoniſcher Kleidung, Aquarellzeichnung, ein Bild von guter Zeichnung und fleißiger Ausführung. Es that

Digitized by Google

mir leid, kein Oelgemälde von dem Verf. bei der Ausſtellung gefunden zu haben.

Nr. 23. 24. 25. J. M. Enzingmüller, Kupferſtecher. Eine ſehr gelungene Copie des Johannes von Müller, ein Chriſtus nach eigenem Entwurf, als Gegenſtück dazu, und eine Kreidezeichnung nach van Dyck, die Grablegung Chriſti. Der Künſtler führt einen ſchönen und kühnen Stichel, aber ſein Chriſtus iſt an mehreren Stellen, beſonders in den Händen fehlerhaft gezeichnet; correkter, wenn gleich auch nicht ganz fehlerfrei, iſt die Kreidezeichnung nach v. Dyck.

Nr. 27. Chr. Fues, Maler, Oelgemälde, eine Bauernkirchweihe voll Leben und guter Anordnung; der Effekt iſt wohlbedacht und das Ganze in warmem Lichte gehalten, nur wäre mehr Studium der Natur zu wünſchen.

Nr. 28 — 36. J. M. Fr. Geißler, Kupferſtecher, mehrere Kupferſtiche und Aezdrücke, darunter vorzüglich das Portal vom Dom zu Cöln zu Boiſſerées Werk, das Panorama von Prag nach Morſtädt, zu einem umfaſſenderen, bei Borroſch und André erſcheinenden Werke gehörig. Hr. Geißler gehört zu den ausgezeichnetſten Kupferſtechern Deutſchlands im landſchaftlichen Fache, was er durch ſeine Arbeiten für das franzöſiſche Muſeum zur Genüge beurkundet hat. Das Portal des Cölner Doms iſt herrlich gelungen und reiht ſich in der ſorgfältigen und verſtändigen Ausführung an die ſchönſten Blätter des Boiſſerée'ſchen Werkes, welche in Frankreich und Deutſchland geſtochen wurden. Das Panorama von Prag iſt mit dem höchſten Fleiße, und ſowohl im architektoniſchen, als im landſchaftlichen Theil mit gleicher Vorzüglichkeit behandelt. Die ſchwierige Aufgabe, eine maleriſche Wirkung in dieſe Häuſermaſſe zu bringen, hat der Künſtler auf's rühmlichſte gelöst. Die andern kleinern Blätter des Meiſters ſtehen dieſen beiden nicht nach.

Nr. 37. 38. P. C. Geißler, Maler und Kupferſtecher, eine Auction und ein Liebhaber-Theater, Original-Zeichnung in Aquarell. Der Meiſter hat ſich beſonders im Liebhaber-Theater als Erfinder und Zeichner vorzüglich hervorgethan. Er verſtand es, dem Ganzen eine komiſche Seite abzugewinnen, die Charaktere auf's treffendſte zu bezeichnen und mit der effektvollen Beleuchtung Wärme zu verbinden. Die Ausführung iſt weniger fleißig.

Nr. 40 — 42. M. C. Hartmann, Maler. Hier zeichne ich vorzüglich ein Miniaturgemälde aus: eine alte Frau, mit ihrem Suppentopfe vor ſich; ein überaus fleißiges und der Natur getreues Bild. Auch die Kreidezeichnung, ein alter Mann, iſt zwar trocken behandelt, doch mit vieler Sachkenntniß und Liebe ausgeführt. In dem Gouachegemälde: ein Jude überraſcht ſeine beiden Söhne in der Garküche über dem Bratwurſteſſen, iſt die Idee ganz klar, mit voller Wahrheit und ſehr gelungener Charakteriſtik gelöst, wenn gleich die Ausführung der Idee nachſteht.

Nr. 43. J. W. Henſchel, Bildhauer zu Caſſel, ein betender Engel, Gypsabguß nach einem in Erz gegoſſenen Original dieſes Meiſters; eine vortreffliche, mit aller Zartheit, welche die Jugend darbietet, mit Weichheit und graziöſer Anordnung ausgeführte Figur. Die ſanfte Himmelsmilde, welche ſich in den Zügen des Engels ausdrückt, feſſelt jeden Kenner, und man fühlt ſich zu dem Wunſche gedrungen, daß Henſchel noch mehr und größere Werke auf die Nachwelt kommen laſſen möge.

Nr. 45 — 66. J. A. Klein, Maler und Kupferſtecher, mehrere Oelgemälde und Aquarell-Zeichnungen. Ich erinnere mich in dem heurigen Kunſtblatte ſchon eine ausführliche Charakteriſtik der Werke dieſes berühmten Künſtlers geleſen zu haben, weßhalb ich nur bemerke, daß auch die hier ausgeſtellten Werke ſeine Meiſterſchaft wieder beurkunden. Ganz vorzüglich hebe ich den Bivouak wallachiſcher Fuhrleute an der Donau, ein Oelgemälde, aus, das mit der ſorgfältigen Ausführung reiche und gut gewählte Compoſition und herrlichen Effekt verbindet. Der graue Ton, welcher bisweilen über den Klein'ſchen Landſchaften ruht, iſt hier gänzlich vermieden.

Nr. 67. Lor. Kreul sen., Maler, ein männliches Portrait in Paſtell. Der Künſtler hat hier in einem warmen, kraftvollen Colorit ein Portrait geliefert, welches ihm alle Ehre macht und nach der Ausſage der Einheimiſchen überaus ähnlich iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford.

(Geſchrieben im Winter 1831) *)

Dieſes marmorne Puteal wurde von dem bekannten Engländer Dodwell in Korinth aufgefunden, und ſo viel

*) Dem Hrn. Verf. des nachfolgenden Aufſatzes war durch zufällige Umſtände bis zur Einſendung deſſelben an den Herausgeber die von Hrn. Panofka in den Annali dell' Instituto 1830. 1. p. 145 mitgetheilte Erklärung deſſelben Denkmals ganz unbekannt geblieben, mit welcher er in der Hauptſache übereinſtimmt. Hr. Panofka ſagt: J'y reconnais Hébé conduite par Junon et par Venus, et que précèdent Apollon, Diane, Latone et Mercure: elle dirige ses pas vers Hercule, conduit par Minerve et par Pitho. J'ai supposé Junon conduisant Hébé, non seulement parce que cette déesse préside aux mariages, et par conséquent figure une νυμφεύτρια par excellence, mais bien plus encore parce que c'est elle qui donna Hébé pour épouse à Hercule après l'avoir adopté comme fils légitime. (Diod. IV. 244; p. 284.) Auch

ich weiß, auch zuerſt von ihm bekannt gemacht in den Alcuni Bassir. della Grecia, und wiederum in ſeinem Classical tour through Greece. Vol. II. p. 200 sqq. Ueber den Fundort und den Zuſtand dieſes merkwürdigen Kunſtdenkmals hieratiſchen Styles gibt er Folgendes an: „When J saw it at Corinth, it was still used as the mouth of a well; but it had evidently been removed from its original position, as it was turned the wrong side upwards, and, consequently, very difficult to draw; and from the Friction occasioned by those who drew water from it, the figures were much injured, and most of the heads destroyed. It belonged to the noble and ancient family of Notara, who are mentioned by the Byzantine writers as a powerful house, when the Palaeologi were emperors of the East.“

In ſeiner Erklärung der Basreliefs, die dieſen Brunnenrand zieren, gibt er als Hauptmomente der Darſtellung die Verſöhnung des Herakles mit Apollo an, eine Anſicht, welcher Ottfried Müller folgt. Siehe ſeine Dorier I. S. 358 und S. 431. Archäologie der Kunſt S. 70, 15, wo auch Gerhard's Meinung angeführt iſt, der in ihnen den „Zug der neugebornen Aphrodite nach dem Olymp“ ſieht. Es iſt dem Verf. nicht vergönnt geweſen, die antiken Bildwerke Hrn. Gerhard's einzuſehen und die ſcharfſinnige Behauptung dieſes berühmten Alterthumsforſchers näher zu unterſuchen; allein ſchon bei einiger Bekanntſchaft mit unſerm Puteal, die wir vorausſetzen zu dürfen glauben, wird Jeder von ſelbſt finden, wie richtig der Gedanke iſt, eine der drei mit einander verbundenen weiblichen Figuren (doch wahrſcheinlich die mittlere?) für eine ἀγομένη zu halten und von den begleitenden zu unterſcheiden.

Es iſt wohl außer Zweifel, daß unſer Puteal früher einem heiligen Brunnen angehört hat, und es läßt ſich ſogar mit einiger Sicherheit nachweiſen, welchem unter den vielen Brunnen Korinths. Selbſt ohne der Meinung Dodwell's zu folgen, dürfen wir Herakles und Apollo, die Hauptperſonen der zwei einander entgegenkommenden Züge, beſonders in's Auge faſſen und aus ihrer mythiſch-geſchichtlichen Bedeutung für Korinth einen Schluß ziehen, der die ſymboliſche Erklärung des Ganzen herbeiführt. Wie nämlich Herakles γενάρχας des Doriſchen Stammes in alten Inſchrift genannt wird, ſo iſt auch Φοῖβος-Ἥλιος Ahnherr der korinthiſchen Aeoliden zu nennen. Es wird vielleicht auffallen, daß Ἥλιος mit dem jüngeren Ἀπόλλων ſcheinbar identificirt wird; allein, wie ſehr auch der Verf., nach den unbeſtrittenen Zeugniſſen der Alten, überzeugt iſt, daß Helios in der früheſten Zeit ein durchaus ſelbſtſtändiges Weſen iſt, ſo kann er doch nicht Ottfried Müller beiſtimmen, der in ſeinen Doriern behauptet, erſt durch die Dorier ſey der Apollodienſt nach dem Peloponneſe gekommen und dort auch unvermiſcht geblieben. Wir dagegen fühlen uns gedrungen, anzunehmen, daß die Beſtandtheile des apolliniſchen Weſens, die im Helios ſchon vorhanden waren, ſchon vor der Zeit der Herakliden, am frühſten aber in den Küſtenſtädten des Peloponneſos, den von den Inſeln herüberkommenden Apollodienſt zulieſſen und ſo ein gemeinſchaftlicher Cult entſtand, in welchem allmählig die neuere Idee die ältere überwältigte. Die alte Sage aber vom Kampfe des Helios und Poſeidon um den Beſitz des Iſthmos, und, wie dem erſten durch den Ausſpruch des Briareus „die Höhe ob der Stadt“ (ἡ ἄκρα ἡ ὑπὲρ τῆς πόλεως) als Beſitzthum zuerkannt wird, motivirt den alten Namen derſelben, Ἡλιούπολις beſſer, als was Stephanus von Byzanz und Euſtathius über ihn ſagen. Dieſer Mythos, der mit der Erzählung Pindars zuſammengehalten zu werden verdient, wo Rhodos aus den Fluthen auftaucht, des Aëlios Braut, begründet zugleich den Urſprung der heliadiſchen Herrſchaft in Korinth und wird Vermittelung zwiſchen dem Sagenkreiſe von Jolkos und Kolchis. Erwägen wir nun ferner, daß ſelbſt Medeia, des Heliaden Aietes Tochter, deſſen ganzes Geſchlecht noch die Strahlenkrone des Ahnen trägt (Apollon. Rhod. IV. 727 sq.), auf den Grund dieſer Abſtammung ihre Anſprüche auf Korinths Herrſchaft geltend macht, und als ſie fliehen muß, ihren Geliebten, den Aeoliten Siſyphos (Schol. Pind. Ol. XIII. 74. nach Theopompos), zum Nachfolger auf dem Throne und ſomit auch zum Mitgliede ihrer Familie erwählt, ſo tritt uns die Idee weit näher, daß Helios, und durch ihn Apollon, Stammvater der korinthiſchen Aeoliden iſt, wie Herakles der erobernden Dorier. Doch nicht durch vernichtende Gewalt, ſondern durch kluge Verbindung und Einverſtändniß mit den Ariſtokraten (S. Thuc. III. 42. Paus. p. 120. und beſ. Strabo p. 365) bemächtigen ſich die Dorier des Peloponneſos, und auch der Herakllide Aletes gewinnt Korinth nicht durch Sturm,

---

iſt er, da ihm die Stackelbergiſche Abbildung des Reliefs in Gerhards antiken Bildwerken nicht zugänglich war, über mehrere Einzelnheiten der Darſtellung im Irrthum geblieben. So hält in der Stackelberg'ſchen Zeichnung die Figur hinter Diana, vom Verf. Aphrodite genannt, wirklich mit der Rechten den Zipfel des Gewandes, nicht die tabulae nuptiales, wie der Verf. meint; ob Merkur bärtig ſey, iſt bei St. wenigſtens ganz beſtimmt angedeutet; eben ſo wenig iſt deutlich, ob das, was Hebe mit der rechten Hand faßt, ein ῥοισκός oder etwa eine Granatblüthe ſey (obgleich das Erſtere wahrſcheinlicher als von der καλύπτρα herabhängend). Troy dieſer Mängel enthält jedoch die Abhandlung ſo viel Eigenthümliches, daß die Redaktion, indem ſie dem Wunſche des Verf. nachkommt, dieſelbe unverändert abgedruckt zu ſehen, ohne Zweifel auf den Beifall der Leſer rechnen darf. S.

Digitized by Google

ſondern durch Benutzung der angebotenen günſtigen Gelegenheit, um die Stadt zu überraſchen. (Schol. Pind. ζ, 155. Hes. v. Διό; Κόρινθος.) In Betracht alles bisher Geſagten und mit vorzüglicher Berückſichtigung des Herakles und des Apollo in unſerm Basrelief, würde daſſelbe zunächſt die Vereinigung der heliadiſchen Siſyphiden mit Aletes, dem Führer der eingedrungnen Dorier, und zugleich die Vereinigung der beiden Hauptculte der Dorier und Aeoler darſtellen können.

Allein es läßt ſich noch ein anderer Geſichtspunkt gewinnen, von dem aus Apollon keineswegs die eine Hauptperſon in der dargeſtellten Handlung ausmacht, wohl aber Herakles und die Figur, welche wir bereits als ἀγομένη bezeichnet haben.

Betrachten wir unſer Puteal genauer, ſo ergibt ſich zunächſt, daß das vorgeſtellte Drama ſich ſchicklich in drei Haupttheile oder Akte zerlegen läßt, in welchem drei hervortretende Figuren, Athene, Apollon und die fünfte von Dodwell und Ottfr. Müller bisher für die Letho ausgegebene Figur die Anfangspunkte bilden und nach dieſer Theilung würde unſer Relief enthalten: des Herakles Einführung in den Olympos, in den zugewandten drei Figuren; ſeine Verſöhnung mit Artemis, nicht mit Apollon, und endlich die Brautführung der Hebe.

Was nun zunächſt die Verbindung der Athene mit Herakles betrifft, ſo iſt ſie durch die Mythologie ſo allgemein bekannt, daß wir für unnütz halten, die Zeugniſſe der Alten beizubringen. Viele Vaſengemälde zeigen die Athene als σύμμαχος des Herakles, entweder allein (wie bei Tischb. Engrav. tom. II. und in Millingen's Peint. ined. de Vases Grecs.) oder in Geſellſchaft des Hermes (ſo bei de la Borde, tom. I. Milling. op. c. Hamilton's Engravings tom. IV.); hier tritt ſie in derſelben Funktion auf, in welcher ſie nach Pauſanias Bathykles gebildet hatte: „Ἀθηνᾶ ἄγουσα Ἡρακλέα συνοικήσοντα ἀπὸ τούτου θεοῖς.“ Sie iſt in den ihr eigenthümlichen Peplos mit dem Ueberſchlage gekleidet, der mit doriſchen Aermeln (κόραις) verſehen iſt und in reichen Falten niederfällt; ihre Bruſt deckt die Aegis. In der linken Hand hält ſie einen langen Speer, deſſen Spitze geſenkt iſt, zum Zeichen, daß ſie ſich freundlich naht; aus gleicher Urſache trägt ſie den Helm nicht auf dem Haupte, ſondern in der rechten ausgeſtreckten Hand. Herakles, der ihr nachfolgt, iſt durch nichts beſonders ausgezeichnet; die Figur unmittelbar hinter ihm iſt Niemand als Alkmena ſelbſt, die erſtaunt über das Geſchehende ihrem Sohne folgt. Sie iſt in einen von dem ζωστὴρ gegürteten Peplos und einen weiten Chiton faſt ganz eingehüllt. Dieſem erſten Zuge, der als eben von der Erde angelangt gedacht werden kann, ſchreiten die zwei anderen entgegen. Apollon zunächſt mit der Kithara und dem Plektron, in das ἱμάτιον τετράγωνον gekleidet, — auf ihn folgend Artemis, den Bogen in der erhobenen Linken, den Köcher auf dem Rücken, mit der Rechten die ſcheue kerinitiſche Hindin an ſich heranziehend, über das doriſche wollene Untergewand den gegürteten Peplos gezogen, mit zurückfallendem Ueberſchlage.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueste Denkmale.

Das von Simoni in Marmor ausgeführte Bruſtbild des Königs von Preußen iſt, ein Geſchenk Sr. M. an die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, in der öffentlichen Sitzung derſelben am 8. Aug. d. J. zuerſt aufgeſtellt geweſen.

Mit Erlaubniß des Kaiſers hat die ruſſiſche Armee die Summe von 10,000 Rubeln zur Errichtung der Monumente zum Andenken an ihre berühmten Mitglieder Derſchawin und Karamſin beigetragen.

Auf den Wunſch des Adels im Gouvernement Simbirsk, dem aus dieſem Gouvernement gebürtigen Geſchichtsſchreiber Karamſin in der Stadt Simbirsk ein Denkmal zu errichten, hat der ruſſiſche Kaiſer befohlen, zur Ausführung dieſes Plans im ganzen Reiche eine Subſkription zu eröffnen. Die Akademie der Künſte zu St. Petersburg ſoll mehrere Entwürfe zu einem Monument zur Auswahl einreichen.

Ebenſo wird eine Geſellſchaft von Einwohnern in Hull dem von dort gebürtigen Wilberforce ein Denkmal in der Hauptkirche aufſtellen.

Die franzöſiſche Regierung wird demnächſt zur Ausführung des Monuments ſchreiten, welches auf dem Baſtillenplatze zum Andenken an die für die Freiheit in den Jahren 1789 und 1830 Gefallenen errichtet werden ſoll; der frühere Plan von 1831 iſt aufgegeben, und dagegen ein von dem Architekten Allavoine entworfener genehmigt, der unter dieſes Künſtlers Aufſicht und Leitung bis zum Juliusfeſte 1834 ausgeführt ſeyn ſoll. Eine bronzene Säule ſoll auf den weiß-marmornen Sockel zu ſtehen kommen. Sie wird jener vom Platze Vendome im Durchmeſſer gleich, aber ein wenig höher ſeyn. Die Namen der geſtorbenen Helden werden in Relief mit großen Lettern um den Schaft geſchrieben werden.

Die freiwillige Geſellſchaft der Nacheiferung zu nRoue hat in ihrer Sitzung vom 29. Aug. beſchloſſen, den König der Franzoſen bitten, daß er den Grundſtein zu dem Monumente des großen Corneille legen möge, wozu ſich derſelbe vorlängſt in der Liſte der Theilnehmer unterzeichnet hatte. Die Statue iſt in den Ateliers des franzöſiſchen Inſtituts zu Paris bereits fertig geworden.

In Lyon wird dem Wohlthäter ſeiner Vaterſtadt, dem Generalmajor Martin, ein Denkmal errichtet, beſtehend aus einer Statue, die von einem Lyoner Bildhauer ausgeführt, und auf einer den St. Petersplatz verſchönernden Fontaine aufgeſtellt werden ſoll.

Persönliches.

Hrn. Gatteaux, Mitgliede der königl. Münz- und Medaillenkommiſſion zu Paris, iſt bei Veranlaſſung des königl. Beſuches im Münzgebäude das Ritterkreuz der Ehrenlegion ertheilt worden.

Der Kaiſer von Rußland hat den Maler Carl Brülloff in Rom zum Ritter des St. Wladimirordens ernannt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 111. — 1. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortſetzung.)

13) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Biſchoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. v. Leonhard und F. S. Leuckart, akad. Lehrern zu Heidelberg. Mit Abbildungen. Erſte bis neunte Lieferung. Stuttgart, Schweizerbart, 1832, 33.

14) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände von Hofrath Oken. Mit Abbildungen. Erſte bis ſechste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann, 1833.

Beide Werke haben den Zweck, dem größern Publikum ein gemeinverſtändliches und zugleich umfaſſendes Lehrbuch der geſammten Naturgeſchichte in die Hand zu geben, populärer und gedrängter als die großen und gelehrten Spezialgeſchichten der einzelnen Naturreiche oder Gattungen, aber auch ausführlicher als die bisherigen Handbücher der Naturgeſchichte, und vorzüglich reichhaltiger durch Aufnahme der ſtets ſich mehrenden neuen Entdeckungen, welche die ältern Lehrbücher noch nicht kannten.

Beide Werke verfolgen dieſen Zweck auf verſchiednen Wegen. Die Heidelberger Naturforſcher ſind, wie man zu ſagen pflegt, derbe, tüchtige Empiriker, die nur auf treue Auffaſſung und Beſchreibung der einzelnen Naturgegenſtände ausgehn; Oken dagegen iſt zugleich Naturphiloſoph, der das Einzelne ſtets auf das Ganze der Natur bezieht. Sowohl die Heidelberger als Oken haben einen gefeierten Namen und große Verdienſte, und wenn ſie verſchiedene Wege gehn, ſo entſpricht dies der allgemeinen Divergenz, die wir überhaupt in der Naturforſchung der älteſten wie der neueſten Zeit wahrnehmen. Es muß immer Leute geben, welche die Natur im Einzelnen, und andre, die ſie im Ganzen ſtudiren. Eins erfordert das andre. Die Empiriker geben ſich oft einem geiſtloſen Beſchreiben einzelner Dinge hin, die das Gedächtniß überladen und keine Ueberſicht, keinen Totalblick zulaſſen; ſie werden auch oft, indem ſie nur engherzig auf ein Naturreich ſehn, ohne die andern damit zu vergleichen, zu ganz falſchen Folgerungen und Erklärungsarten verleitet. Darum iſt die Naturphiloſophie dringend nothwendig, welche durch Vergleichung ein Naturreich durch das andre erklärt, aus ihrem Zuſammenhange, aus ihrem Ineinandergreifen, aus der Korreſpondenz ihrer Reihen, aus gewiſſen ihnen allen gemeinſchaftlichen Geſetzen das Einzelne noch ſchärfer charakteriſirt, als es ohne dieſe Vergleichung möglich wäre, und zugleich das Ganze der Natur zur Ueberſicht bringt. Es genügt z. B. nicht die bloße Mineralogie, um durch Beſchreibung

Digitized by Google

des Salzes, deſſen Urſprung und Weſen zu erklären. Dazu muß man auch die phyſiſche Aſtronomie, die Phyſik und Chemie herbeiziehn. Ich kenne ein ſehr berühmtes Lehrbuch der Mineralogie, worin das Meerſalz aus der Auflöſung unter dem Meer verborgner Steinſalzlager abgeleitet iſt; und doch kann es wegen ſeiner gleichmäßigen Vertheilung und beſondern Beſchaffenheit nur Folge eines kosmiſchen Einfluſſes ſeyn und die Lehre von den Wirkungen der Sonne gibt darüber allein Aufſchluß.

Es iſt aber eben ſo gewiß, daß die Philoſophen oft über dem Ganzen das Einzelne vergeſſen, und zu begierig, das Ganze zu erklären, auf ungenügende Erfahrungen oder bloße Vermuthungen ein falſches Syſtem bauen. Dann ſind wieder die Empiriker unentbehrlich, die durch treue und ſorgfältige Prüfung des Einzelnen jenen falſchen Syſtemen ihre Unhaltbarkeit nachweiſen. Wie in dem ſo eben angeführten Beiſpiel der Empiriker mit ſeiner willkührlichen Hypotheſe vom Urſprung des Meerſalzes durch den Philoſophen widerlegt wurde, ſo iſt mir, gerade umgekehrt, auch wieder ein Beiſpiel bekannt, daß eine gute Anzahl Naturphiloſophen durch eine einfache mineralogiſche Erfahrung widerlegt wurden. Man weiß, daß die Philoſophen gewetteifert haben, auf die willkührliche Annahme einer Veränderung der Erdaxe allerlei Hypotheſen in Betreff der Sündfluth, der foſſilien Thiere und Pflanzen, des Untergangs der Inſel Atlantis, eines großen klimatiſchen Wechſels, eines Umtauſches des Kontinents und Waſſers ꝛc. zu gründen. Aber alle dieſe Hypotheſen ſind durch die einfache mineralogiſche Erfahrung widerlegt, daß die Metalle im Innern der Erde eine beſtimmte Lage gegen die Pole haben, daß ſie ſich nach den Zonen gruppiren. Da nun wenigſtens die großen Metall-Lager, z. B. das nordiſche Eiſen, ganz gewiß ſo alt als die Erde ſelbſt iſt, ſo folgt daraus, daß ſich auch die Erdaxe nicht verändert haben kann. Ich will noch ein Beiſpiel anführen. Wie viele Hypotheſen ſind nicht auf Newtons Gravitationslehre gebaut worden, ſofern man die Bewegung der Planeten um die Sonne mit der Lichtempfänglichkeit, und die ſie alle regierende Schwerkraft der Sonne mit ihrer Lichtkraft identificirte. Aber alle dieſe, in unſern ſämmtlichen Naturphiloſophien ſich wiederholenden und nur mehr oder weniger modificirten Hypotheſen fallen in Nichts zuſammen, ſeitdem es eine aſtronomiſche Erfahrung iſt, daß Sonnen, die beide gleiche Lichtkraft haben, ſich auch um einander bewegen (die Doppelſterne). Zu geſchweigen ſo mancher philoſophiſchen Hypotheſe, die auf den Magnetismus, die Elektricität und die chemiſchen Urſtoffe gegründet worden ſind, bevor man dieſe Elementarkräfte und Stoffe durch empiriſchen Fleiß näher kennen lernte.

Aus dieſen Beiſpielen wird man erkennen, wie nothwendig die aufs Einzelne gehende Empirie und die, immer durch Vergleichung des Einzelnen das Ganze vermittelnde Philoſophie ſich einander ergänzen müſſen. Und darum iſt es tadelnswerth, daß ſich Leuckart in der Einleitung der Heidelberger Naturgeſchichte ſo feindſelig gegen die Naturphiloſophie erklärt, während Oken weit gerechter gegen die Empirie iſt, die er nicht zu beſeitigen, ſondern deren Erfahrungen er nur durch die Philoſophie, (bei ihm nicht anders als vergleichende Anatomie der ganzen Natur) zu ſichten und in Einklang zu bringen ſucht.

Das Heidelberger Werk enthält in den vorliegenden erſten Lieferungen außer der allgemeinen theotetiſch-geſchichtlichen Einleitung Leuckarts in einer, Biſchoffs Botanik in zwei, Blums Oryktognoſie in vier, v. Leonhards Geologie und Geognoſie in zwei Lieferungen. Die Botanik iſt noch nicht vollendet, aber in ihrem erſten die einzelnen Pflanzenorgane beſchreibenden und die Pflanzenphyſiologie enthaltenden Theile ſo reichhaltig als klar, und erweckt für dieſe ſchöne Wiſſenſchaft das wärmſte Intereſſe. Selbſt ein berühmter Botaniker hat der Verfaſſer auch alle neuen Erfahrungen und Vermuthungen andrer Koryphäen ſeines Fachs über die ſo geheimnißvolle Lehre des Pflanzenlebens benuzt, und dem Leſer Kenntniſſe mitgetheilt, die ſich derſelbe ſonſt nur durch die Anſchaffung koſtbarer Werke hätte aneignen können. Wir werden auf dieſen intereſſanten Gegenſtand bei Betrachtung des großen Werks von Candolle zurückkommen.

Blums Oryktognoſie (Kenntniß der einzelnen Beſtandtheile des Erdkörpers oder eigentliche Mineralogie) enthält zuerſt eine Aufzählung aller möglichen mineralogiſchen Kennzeichen (Kriſtalliſation, Dichtigkeit, Richtung, Durchſichtigkeit, Farbe, Elektricität, Magnetismus, chemiſche Beſchaffenheit), und geht dann auf die Klaſſifikation über, indem ſie ohne einen Ueberblick über das Ganze des Mineralreichs, ſogleich jedes einzelne Mineral, wie es in der Schachtel auf Baumwolle vor ihm liegt, beſchreibt. Hier verwirrt ſich der Blick, das Gedächtniß kann ſo viel Namen nicht faſſen. Doch der Mann vom Fach wird dieſes ſorgfältige Regiſter der Mineralien zum Nachſchlagen ſehr nützlich finden. Jede abweichende Kriſtalliſationsform iſt in Holzſchnitt neben dem Text anſchaulich gemacht, ſo wie überhaupt die äußere Ausſtattung des Buchs nichts zu wünſchen übrig läßt.

Von Leonhards Geologie und Geognoſie dient zur nothwendigen Ergänzung des vorigen Werks, indem ſie die Konſtruktion und Phyſiognomie der Gebirge und Erdſchichten im Ganzen betrachtet. Hierbei leiſten beſonders die zahlreichen Abbildungen, welche Gebirgsdurchſchnitte und Entblößungen der Erdſchichten darſtellen,

Digitized by Google

dem Leſer großen Nutzen. Der Verfaſſer iſt bekanntlich Vulkaniſt. —

In der Naturgeſchichte von Oken ſpricht uns der klare, tiefe, durchaus konſequente, darum die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur wie mit einem Talisman leicht beherrſchende Geiſt dieſes großen Denkers und Forſchers auf erfreuliche Weiſe an. Schon in frühern Blättern haben wir über ſein Syſtem geſprochen. Es bleibt ſich immer gleich. Hier, wo ihm mehr Raum geſtattet iſt, geht er ſehr ins Detail, ohne je das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Die vorliegenden Lieferungen enthalten das Thierreich, das Oken ſeinem Weſen nach als ein einziges großes, nur in der Erſcheinung in viele Thierarten zerfallenes Thier betrachtet. Alle dieſe Thierarten entſtehn blos dadurch, das jede nur ein Theil des idealen Urthiers iſt, das jede nur das eine oder andre Organ vorzugsweiſe entwickelt hat, und andre nicht. Zuerſt behandelt daher der Verfaſſer die thieriſchen Beſtandtheile, Eigenſchaften und Organe überhaupt, und verfolgt jede dieſer Eigenſchaften, jedes dieſer Organe durch das ganze Thierreich, aufſteigend vom niedrigſten Vorkommen bis zur vollendetſten Ausbildung. Folgendes iſt die erſte Bildung des thieriſchen Organismus: „Man mag einen organiſchen Theil, ſey es von Pflanze oder Thier, auf jede denkbare Weiſe zubereiten, ob durch mechaniſche Theilung oder Ausſieden oder durch Fäulniß: ſo wird man immer auf unendlich kleine Kügelchen oder Bläschen kommen, die unter dem Mikroskop oft kaum den tauſendſten Theil eines Zolls dick ſind. a) Grundform. 1) Beim Auskochen der Pflanzen erhält man einen Schleim; beim Auskochen der thieriſchen Theile eine Gallert oder einen Leim, welche beide aus nichts als kleinen Kügelchen beſtehen, die in Waſſer ſchwimmen. Der Grundſtoff des Pflanzenkörpers iſt mithin Schleim, der des thieriſchen ein etwas veränderter Schleim, nämlich Gallert. 2) Betrachtet man friſche Pflanzentheile durch das Mikroskop, ſo zeigen ſie ſich durch und durch aus ſechseckigen Bläschen zuſammengeſezt, die man Zellen nennt. Betrachtet man dünne Blättchen von thieriſchen Häuten, Muskelfaſern, Nervermark; ſo ſieht man ebenfalls nichts als Kügelchen, die dicht an einander liegen, dort unregelmäßig, hier in Linien geordnet, nur durch die Subſtanz und Geſtalt von den Pflanzenzellen verſchieden. Aber auch die Pflanzenzellen waren urſprünglich rund, ſo lang ſie nämlich jung, ſehr ſaftreich waren, und nur locker an einander lagen. Die ſechseckige Geſtalt bekommen ſie erſt durch wechſelſeitigen Druck. 3) Läßt man organiſche Stoffe friſch oder gekocht faulen, ſo bemerkt man bei der Auflöſung derſelben, unter Trübung der Flüſſigkeit, Millionen von Bläschen, welche frei herumſchwimmen und ſich ſowohl durch ihre Bewegung als auch oft ſelbſt durch Verſchlucken mit einem Munde als thieriſche Weſen kund geben. Man nennt ſie Infuſionsthierchen. Mögen ſie nun unmittelbar aus der Trennung der organiſchen Stoffe oder aus Eiern entſtanden ſeyn; ſo beweiſen ſie in beiden Fällen, daß der Uranfang des Thierreichs ebenfalls aus unendlich kleinen Bläschen beſteht. Die Subſtanz dieſer kleinen Thierchen iſt ebenfalls ſchleimartig. Unterſucht man aber dergleichen Schleimthiere, die größer ſind, Polypen oder ſogenannte Quallen aus dem Meere; ſo iſt die Subſtanz ein Mittelding zwiſchen Schleim und Eiweiß. Auf dieſe Weiſe ſehen wir, daß die organiſche Maſſe, indem ſie aus dem Pflanzenreich heraufſteigt ins Thierreich, ſich allmählich etwas verändert und veredelt. Zuerſt iſt ſie Schleim; in den thieriſchen Theilen wird ſie Gallert; in den ſelbſtſtändigen niederen Thieren endlich Eiweiß, welches ſich auch in den Eiern der höheren Thiere und ſelbſt in allen ihren Theilen forterhält. Die Urform der organiſchen Welt iſt mithin das Bläschen; die Urſubſtanz der Schleim, beim Thier Gallert, auf einer höhern Stufe Eiweiß. b) Grundgewebe. 1) Das aus ſolchen Bläschen beſtehende Gewebe heißt Zellgewebe, bei den Thieren wegen ſeiner Weichheit auch Schleimgewebe. Es findet ſich in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zwiſchen allen an einander ſtoßenden Theilen des Leibes, beſonders ſolchen, welche ſich auf einander bewegen, wie die Muskeln. Es iſt das Gewebe, welches die Fleiſcher aufzublaſen pflegen, um dem Fleiſch ein beſſeres Anſehen zu geben. In dieſem Zuſtand erſcheint es aus großen Zellen von verſchiedener Geſtalt zuſammengeſezt, welche Zellen aber nicht die urſprünglichen Bläschen ſind, ſondern vielmehr nur zuſammenhängende Wände, welche aus den eigentlichen Zellgewebs-Bläschen beſtehen. Dieſes urſprüngliche Zellgewebe verbindet ferner die Gefäße und Ausführungskanäle in den Eingeweiden, wie in der Milz, der Leber, den Nieren u. ſ. w.; es enthält das Fett und erſcheint mehr gefilzt in den Häuten des Darms, der Gefäße u. ſ. w. Alle anderen Gewebe ſind nichts als Verwandlungen des Zellgewebes oder der Zellen. Die Zellen beſtehen nämlich immer aus zwei Theilen, der Haut oder der Wand und dem wäſſerigen Inhalt, der Hülle und der Fülle. Dieſe beiden Theile wechſeln entweder in der Menge, oder in der Feſtigkeit, oder in der Geſtalt. 2) Wenn der Inhalt ſelbſt feſt wird und ſich von der Wand nicht mehr unterſcheidet; ſo entſteht eine Kugel, wie in den Knochen. Die Knochen ſind ein Zellgewebe, deſſen Inhalt ſich ganz in die Kalkerde verwandelt hat. 3) Wenn dagegen die Wand weich bleibt und dadurch die Konſiſtenz des Inhalts bekommt; ſo entſteht ein weiches Kügelchen oder ein Korn, gleichſam nur Punkte, wie in der Nervenmaſſe, welche mithin der gerade Gegenſatz vom Knochengewebe iſt. 4) Bleibt dagegen die Wand in ihrem gewöhnlichen Zellzuſtand,

Digitized by Google

verliert ſie aber ihren wäſſerigen Inhalt und zieht ſie ſich in die Länge, oder legen ſich dergleichen leere Zellen der Länge nach an einander, ſo entſteht die Faſer in den Muskeln, welche mithin der grade Gegenſatz des Zellgewebes iſt. Es gibt alſo viererlei Gewebe, deren Urſprung aber ſich aus dem Zellgewebe nachweiſen läßt: 1) Das Zellgewebe oder das unveränderte Bläschengewebe. Es beſteht aus Schleim oder Leim. 2) Das Punktgewebe in den Nerven, worin nur der Inhalt der Zellen etwas geronnen geblieben iſt. Es beſteht aus Eiweiß. 3) Das Faſergewebe in den Muskeln, worin nur die Wand der Bläschen geblieben iſt. Es beſteht aus gerinnbarer Lymphe oder Faſerſtoff. 4) Das Kugelgewebe in den Knochen, worin der Inhalt und die Wand der Zellen verhärtet geblieben iſt. Es beſteht aus phosphorſaurer Kalkerde. Aus dieſen vier Geweben laſſen ſich alle anatomiſchen Syſteme und Organe entwickeln, und es gibt keines mehr, welches den Namen eines einfachen Gewebes verdiente. Das ſogenannte Horngewebe, Haargewebe u. ſ. w. iſt nichts anders als eine veränderte Haut, mithin Zellgewebe. Wenn ſich das Zellgewebe ſelbſtſtändig ausbildet; ſo entſteht das Hautſyſtem, wozu auch der Darm, die Gefäße und alle ächten Eingeweide gehören. Wenn das Punktgewebe ſich ſelbſtſtändig entwickelt, ſo entſteht das Nervenſyſtem. Wenn das Faſergewebe ſich ſelbſtſtändig ausbildet, das Muskelſyſtem. Wenn endlich das Kugelgewebe ſelbſtſtändig wird, das Knochenſyſtem. Es gibt daher ſtreng genommen nur 4 anatomiſche Syſteme, wovon aber das erſte, nämlich das Hautſyſtem, in mehrere untergeordnete zerfällt, in die Gefäße, den Darm und die Lunge.“

In derſelben Klarheit wird nun der ganze Organismus bis in ſeine feinſten Theile und Eigenſchaften verfolgt, und die Ausbildung, das Vorherrſchen dieſes oder jenes Organs wird zugleich als der natürliche Eintheilungsgrund bei der Klaſſifikation der Thierarten feſtgehalten. Ueber die frühere Methode, die Thiere willkührlich nach oberflächlichen Unterſcheidungszeichen einzutheilen, äußerte ſich der Verfaſſer ſehr energiſch und überzeugend: „Wenn man die vorſtehende Menge der Verſuche betrachtet, welche man gemacht hat, um die Thiere zu klaſſifiziren (und es gibt noch viele andere, beſonders aus der neuern Zeit, die wir weggelaſſen haben); ſo wird man gewiß erſtaunen, daß faſt in jedem eine andere Zahl von Klaſſen und Ordnungen, andere Eintheilungsgründe und eine andere Reihenfolge vorkommt. Man ſollte glauben, die Natur wäre völlig planlos und nur nach Einfällen oder Zufällen bei der Hervorbringung der Thiere verfahren, und dieſe lägen bunt durcheinander wie etwa ein Haufen der verſchiedenſten Steine, die von allen Gebirgen zuſammengeſchwemmt worden. Die ſogenannten äußeren Kennzeichen der Thiere, wie Zehen, Klauen, Floſſen, Zähne, Haare, Federn, Schuppen und dergleichen, ſind nur kleine Theile von irgend einem anatomiſchen Syſtem, etwa von Sinnorganen, von der Haut, dem Knochenſyſtem u. ſ. w., und können daher nie das ganze Thier charakteriſiren oder deſſen Natur beſtimmen, obſchon ſie zur Unterſcheidung deſſelben von ſeinen Nachbarn hinreichen mögen. Wenn man daher klaſſifiziren will, ſo muß man auf die ganzen anatomiſchen Syſteme, die ganzen Sinnorgane Rückſicht nehmen; ob ſie z. B. an- oder abweſend ſind, ob ſie früher oder ſpäter in der Entwickelung des einzelnen Thiers oder des Thierreichs erſcheinen. Dieſe allein können große Abſchnitte bilden, nicht aber die Klauen, Schuppen, Haare u. ſ. w. Die Organe haben wieder ihre Entwickelungsſtufen, und dieſe bilden die kleineren Unterſchiede. So muß ein Darm, an dem noch keine Leber, keine Milz, keine Speicheldrüſen, keine Zunge und keine Zähne ſich entwickelt haben, nothwendig unvollkommener ſeyn und alſo auf einer tieferen Stufe ſtehen, als ein anderer, welcher mit dieſen Organen reichlich verſehen iſt. Thiere alſo mit einem einfachen Darm ſtehen niedriger als ſolche, welche noch eine Leber haben, und dieſe niedriger als diejenigen, bei welchen Speicheldrüſen, Zähne Lippen u. ſ. w. vorkommen. Hieraus ergibt es ſich ſchon, daß die größeren Abtheilungen durch ganze anatomiſche Syſteme, die kleineren durch Theile derſelben, die noch kleineren endlich durch Verzweigungen dieſer Theile, ob z. B. zwei oder drei Zehen u. ſ. w. vorhanden ſind, beſtimmt werden. Es kommt alſo nur darauf an, auszumachen, was ganze Syſteme oder Organe ſind, was nur Theile derſelben, was Verzweigungen u. ſ. w. Kennt man noch den Rang derſelben oder ihre Entwickelungsgeſchichte, ſo läßt ſich auch die Reihenfolge der Thiere beſtimmen. Wir müſſen demnach das geſammte Thierreich betrachten als einen auseinander gelegten thieriſchen Leib, deſſen Organe, bald mehr bald weniger vollſtändig, ein eigenes Leben führen und für ſich herumſchwimmen oder herumkriechen, herumlaufen, herumfliegen u. ſ. w., ſo daß das eine Thier z. B. nichts anderes wäre als ein Darm, wie die Polypen, ein anderes noch die Leber hinzubrächte, wie die Muſcheln, ein anderes noch die Speicheldrüſen, wie die Schnecken, ein anderes gegliederte Füße, wie die Krebſe, ein anderes Knochen, wie die Fiſche u. ſ. w. Das niederſte und nothwendigſte Organ, wie der Darm, wird ganz allein da ſeyn und ein Thier bilden können, wie es beim Polypen der Fall iſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Oken.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 112. — 4. November 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

„Das Gefäßſyſtem aber kann nicht wohl ohne Darm gedacht werden, und die Lunge nicht ohne Gefäße u. ſ. f.: daher kann es nur eine Reihe von Thieren mit einem einzigen Organe geben; alle anderen müſſen zuſammengeſezt ſeyn aus zwei, drei, vier u. ſ. w. Syſtemen oder Organen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich das Princip finden, wornach der Rang der Thiere zu beſtimmen iſt. — Wir haben bei der Entwicklung der Organe geſehen, daß ſie in zwei Haufen oder Stockwerke zerfallen, in vegative und animale, oder in ſolche, welche Materien zu verarbeiten haben, wie die Verdauungs-, Ernährungs- und Athmungsorgane, und in ſolche, welche nur geiſtige Verrichtungen ausüben, wie die Bewegungs- und Empfindungsorgane. Unter dieſen nehmen die leztern offenbar den höchſten Rang ein, und ſind diejenigen, welche das weſentliche Merkmal des Thieres ausmachen. Die Thierentwicklung muß ſich daher vorzüglich nach ihnen richten, und ſo werden ſie es ſeyn, welche die Hauptſtufen des Thierreichs beſtimmen. Die Empfindungsorgane ſind aber keine anderen als Sinnorgane, deren Rang wir ſo genau kennen, daß kein Zweifel darüber beſteht. Nehmen wir daher an, daß ſich die Thiere zunächſt nach den Sinnorganen entwickeln; ſo haben wir vor Allem nachzuſehen, ob das wirklich in der Natur ſo ſtatt findet. Es gibt fünf Sinnorgane, und demnach müßte es auch fünf Thierhaufen geben, bei welchen dieſe Organe allmählich hervortreten, oder wo ſie in ihrer Vollkommenheit entwickelt ſind. Der Maaßſtab für dieſe Vollkommenheit muß immer ihr Bau im Menſchen ſeyn. Nun beſteht aber das Auge des Menſchen aus Hüllen und drei Feuchtigkeiten, dem Glaskörper, der Linſe und dem Augenwaſſer; es iſt ferner von Muskeln umgeben, welche es nach allen Seiten bewegen, ſo daß der Menſch nicht nöthig hat, den Kopf zu drehen, wenn er ſeitwärts ſehen will; dann iſt es von zwei Augenliedern bedeckt, wovon das obere das Hauptſtück bildet. Endlich iſt eine Thränendrüſe da mit einem Thränenkanal, der ſich in die Naſe öffnet. Solch ein Auge findet ſich nur bei den Säugthieren. Das der Vögel hat zwar auch Muskeln, kann ſich aber doch nicht nach allen Seiten wenden, ſondern der Kopf muß ſich zu dieſem Behufe drehen. Das untere Augenlied iſt das größere und eigentlich das bedeckende; auch iſt noch ein drittes Augenlied vorhanden, die durchſichtige Nickhaut, welche unter den ächten Augenliedern ſich vom inneren Winkel nach dem äußern über das Auge zieht. Das Auge der Amphibien iſt auch unbeweglich, und wird durch das untere Augenlied geſchloſſen. Den Schlangen fehlen ſogar die Lieder. Ganz ſo verhält es ſich mit den Fiſchen, bei denen ſogar kaum eine Thränendrüſe vorkommt. Bei den

Digitized by Google

niederen Thieren, den Inſekten und Schnecken fehlen die meiſten dieſer Theile, und nur bei den leztern iſt ſtatt alles Inhaltes noch ein Glaskörper vorhanden. Vollkommene Augen finden ſich daher nur bei den Säugthieren. Das Ohr des Menſchen beſteht aus der Schnecke, den drei Bogengängen, der Paukenhöhle mit ihren Knöcheln, dem äußern Gehörgang und der Muſchel. So iſt es auch bei den Säugthieren, mit Ausnahme der Wallfiſche, welchen die Ohrmuſcheln fehlen, ſo wie den Vögeln. Bei den Amphibien iſt ſelten eine Spur vom äußern Gehörgang und von der Schnecke vorhanden, und bei den Fiſchen bleibt nichts mehr übrig, als die Bogengänge. Denn, wenn auch gleich der Kiemendeckel dem Schläfenbein und den Gehörknöcheln entſpricht, ſo ſteht er doch noch nicht in Verbindung mit dem Hören; auch fehlt das Paukenfell gänzlich. Unter den niedern Thieren findet man nur noch bei dem Krebs und der Dintenſchnecke eine Spur von einem Ohr, nämlich eine Paukenhöhle. Ein vollkommenes Ohr kommt daher nur bei den Säugthieren und Vögeln vor, bei welchen ſich allein auch eine Modulation der Stimme findet. Die Naſe des Menſchen iſt fleiſchig, und auch nach hinten in den Mund geöffnet; dient daher ſowohl zum Athmen als zum Riechen. Das leztere gilt auch bei den Säugthieren, Vögeln und Amphibien, denen man mithin eine vollkommene Naſe zuſchreiben muß, obſchon ihre Naslöcher fleiſchlos und daher unbeweglich ſind. Den Fiſchen fehlen die hintern Naslöcher, und ſie können daher nicht durch die Naſe athmen, ſondern müſſen es durch den Mund thun. Tiefer in der Reihe der Thiere findet ſich keine Spur mehr von Naslöchern. Die Zunge des Menſchen iſt fleiſchig, und wird von einem Zungenbein getragen; er hat Speicheldrüſen und Zähne. So findet es ſich, mit Ausnahme der Zähne, welche großem Wechſel unterworfen ſind, bei den Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen. Ueberall ſind zwei Paar Kiefer vorhanden, welche vorn entweder unmittelbar oder durch weiche Theile mit einander verwachſen ſind und ſenkrecht gegen einander wirken. Eine ſolche Zunge, ſolche Kiefer finden ſich bei keinem tiefer ſtehenden Thier. Beide fehlen entweder gänzlich, oder ſind nur als eine unvollkommene Spur vorhanden. Die Kiefer ſind in der Regel vorn getrennt, und wirken ſcheerenartig gegen einander wie bei den Inſekten. Der Gefühlſinn des Menſchen wird durch die Haut gebildet und zwei Paare von Gliedern, welche ſich in fünf Finger oder Zehen ſpalten. So findet es ſich im Ganzen bei den vier oberen Thierklaſſen, jedoch mit großem Wechſel der Zehen. Bei allen unteren Thieren iſt die Haut entweder weich, ungefähr wie beim Menſchen, oder hornig wie deſſen Nägel. Im leztern Falle wird der Gefühlſinn durch mehr als zwei Gliederpaare vermittelt, welche jedoch eher unſern einzelnen Zehen als den Gliedern ſelbſt entſprechen. Vollkommen entwickelt bei den niederen Thieren iſt demnach nur der Gefühlſinn. Man kann daher ſagen, der Gefühlſinn oder die Haut tritt ſogleich bei den unteren Thieren auf; die Zunge zuerſt bei den Fiſchen, die vollkommene Naſe zuerſt bei den Amphibien, das vollkommene Ohr zuerſt bei den Vögeln und das vollkommene Auge endlich erſt bei den Säugthieren. Es ſind daher zunächſt die Sinnorgane, nach welchen die Thierſtufen ſich entwickeln, und durch welche mithin ihre Natur und ihr Rang beſtimmt werden: demnach gibt es 1) St. Gefühlthiere: alle niederen Thiere, wie Polypen, Schnecken und Inſekten. 2) St. Zungenthiere: Fiſche. 3) St. Naſenthiere: Amphibien. 4) St. Ohrenthiere: Vögel. 5) St. Augenthiere: Säugthiere. Da der Gefühlſinn dem ganzen Rumpf angehört, die vier obern Sinne aber eigentlich den Kopf ausmachen, ſo kann man das ganze Reich der Thiere in zwei Länder theilen, nämlich in I. Land. Rumpfthiere: die Gefühlthiere. II. Land. Kopfthiere: die Zungen-, Naſen-, Ohren- und Augenthiere."

„Alle oberen Thiere haben ein Knochen-, ein Muskel- und ein Rückenmarkſyſtem; aber ihre Syſteme treten nicht überall in gleicher Vollendung auf, ſondern erreichen dieſelbe auch nur nach und nach. Zuerſt erſcheint das Knochenſyſtem bei den Fiſchen, und zwar mit einer Vollſtändigkeit, wie es ſich nachher nirgends wieder zeigt. Hier ſind noch keine Knochen miteinander verwachſen, und man kann ſelbſt beim Unterkiefer jedes Stück zählen und vom andern lostrennen, was bei den Amphibien und Vögeln nur ſchwer, bei den Säugthieren gar nicht mehr möglich iſt. Selbſt die Stachelfortſätze der Rückenwirbel gliedern ſich ab und treten als Rückenſtacheln hervor. Ebenſo bemerkt man unten an den Schwanzwirbeln abgegliederte Fortſätze, die als Strahlen der After- und Schwanzfloſſe erſcheinen. Auch ſind alle Kopfknochen gänzlich zerfallen, und nur die Gliederknochen, eigentlich nur die der Zehen, haben eine Verkümmerung erlitten, wenn man nicht die Floſſenſtrahlen dafür anſehen darf. Will man daher irgendwo die ganze Zahl der Knochen kennen lernen, ſo muß es bei den Fiſchen geſchehen; da ſchon bei den Amphibien manche Knochen verwachſen ſind, bei den Vögeln die ganze Hirnſchale und der Rückgrath, bei den Säugthieren die Stücke der Schulter, des Ober- und Unterkiefers und ſelbſt des Stirn- und Hinterhauptbeins. Sogar die Subſtanz der Knochen iſt bei den Fiſchen verſchieden, indem ſie nur bei einem Theile wirklich hart und kalkartig, beim andern aber blos knorpelartig erſcheinen, und daſelbſt auch größtentheils verwachſen ſind. Die Klaſſifikation der Fiſche muß daher vom Knochenſyſtem genommen werden. Da aber dieſes Syſtem doch nur ein einziges Ganzes iſt, und keine weſentlichen Verſchiedenheiten in ſich trägt wie die Eingeweide, welche in Darm-, Ader- und Athemorgane ſich ſcheiden; ſo muß auch die Stufe der Fiſche beiſammen bleiben, und kann nur eine ſolche Reihe von Thieren

Digitized by Google

darſtellen, welche man unter dem Namen Klaſſe zu begreifen gewohnt iſt. Die Unterſchiede des Knochenſyſtems können daher nur kleinere Abtheilungen der Klaſſe begründen, welche man Ordnungen nennt. Die Muskeln ſind beim Fiſche noch keineswegs wie bei den folgenden Thieren entwickelt. Die Hauptmaſſe derſelben iſt weiß, nicht in einzelne Bündel mit Sehnen geſchieden, ſondern gleichſam in einen ungeheuern Hautmuskel um den ganzen Leib verwachſen. Nur an den Gliedern ſind die Muskeln roth, in Bündel getrennt, und laufen in deutliche Sehnen aus. Zwar haben ſie Rückenmark und Hirn; das lezte aber ohne alle Windungen, undeutlich in großes und kleines geſchieden, und gleichſam im Rückenmark ſelbſt ſteckend, indem es durch keinen Hals vom Rumpfe geſchieden iſt, und der Kopf daher mit ſeinen Sinnen keine freie Bewegung hat, ſondern denen des Rumpfes folgen muß. Solch ein Nervenſyſtem kann man daher kein vollkommenes und kein freies nennen. Sie ſind die Knochenthiere. Bei den Amphibien iſt das Knochenſyſtem durchaus hart und kalkartig, aber die freien, abgegliederten Stachelfortſätze ſind größtentheils verſchwunden, und die Kieferknochen fangen an zu verwachſen, ſo wie die Zähne ſich zu vermindern; indem nur hin und wieder noch dergleichen in den Gaumenbeinen, aber nie im Pflugſchaarbein und auf der Zunge vorkommen. Dagegen tritt das Muskelſyſtem in einer Vollkommenheit und in einem Reichthum auf wie nie wieder. Es iſt roth und in eine Menge einzelner Bündel geſchieden, welche in vollkommene Sehnen auslaufen. Wo ſich Glieder finden, ſind ſie überall von vielen und dicken Muskeln umgeben. Die Kraft, welche dieſe Muskeln ausüben, überſteigt alle Begriffe. Die Rieſenſchlange zerdrückt Rinder und Tiger, der Froſch ſpringt ein Dutzendmal höher als er ſelbſt groß iſt. Das Rückenmark, das Hirn und der Hals verhalten ſich wie bei den Fiſchen, und die Amphibien können ſich eben ſo wenig beſchauen als die lezteren. Von der Unterabtheilung dieſer Thierſtufe gilt daſſelbe. Weil auch das Muskelſyſtem nur ein einziges iſt, kann dieſe Stufe nicht in mehrere Klaſſen, ſondern nur in Ordnungen zerfallen. Sie ſind die Muskelthiere. Bei den Vögeln iſt das Knochenſyſtem kalkig und ſpröd, die hohlen Knochen enthalten kein Mark, ſondern Luft. Die Muskeln ſind geſchieden wie bei den Amphibien, aber das Rückenmark und Hirn haben eine große Vollendung erfahren. Jenes iſt, ſo wie die Nerven, nicht mehr dick und plump, ſondern dünn und zart; das Hirn hat Windungen und iſt ſtark in großes und kleines geſchieden, überdies durch einen unverhältnißmäßig langen Hals weit vom Rumpfe abgeſondert, wodurch es völlige Freiheit der Bewegung erhält, und es dem Vogel möglich wird, ſich nach allen Seiten zu beſchauen. Auch ſind die geiſtigen Kräfte der Vögel plözlich und auffallend vermehrt und geſteigert. Sie ſind die Nerventhiere, und bilden blos eine Klaſſe, blos trennbar in Ordnungen. Bei den Säugthieren ſind alle animalen Syſteme im Gleichgewichte entwickelt ſo wie ihre Sinnorgane: ſie ſind daher der Komplex und die Darſtellung aller anatomiſchen Syſteme und aller Sinne. Sie ſind die Sinnenthiere, und bilden auch nur eine untrennbare Klaſſe. Die fünf Thierſtufen laſſen ſich daher auch auf folgende Art charakteriſiren. A. Rumpfthiere ſind fleiſchloſe oder wirbelloſe. I. Gefühlthiere ſind Eingeweidthiere. B. Kopfthiere ſind Fleiſchthiere oder Wirbelthiere. II. Zungenthiere ſind Knochenthiere — Fiſche. III. Naſenthiere ſind Muskelthiere — Amphibien. IV. Ohrenthiere ſind Nerventhiere — Vögel. V. Augenthiere ſind Sinnenthiere — Säugthiere.“

15) Pflanzengeographie nach Alexander von Humboldts Werke über die geographiſche Vertheilung der Gewächſe, mit Anmerkungen, Beilagen ꝛc. von C. T. Beilſchmied. Mit einem Chärtchen. Breslau, W. G. Korn, 1831.

Eine höchſt intereſſante Ueberſicht der Pflanzenwelt, wie aus folgenden ſtatiſtiſchen Reſumés erhellen mag.

„Nach Vergleichung der Angaben deutſcher, franzöſiſcher und anderer europäiſcher Autoren, ſo wie der Floriſten und Erforſcher Amerikas, ergab ſich der Pflanzenreichthum auf gleichem Raume unter den Parallelen von 0°, 45° und 68° als gleich den Zahlen: 12. 4. 1., die mittlere jährl. Temperatur iſt dabei = 27°, 5.; 13°; O, °2 C.; die mittlere Sommertemperatur = 28°; 21°; 12° Centigr. Obgleich die Zahl der auf der Erde verbreiteten Pflanzenarten um das Mehrfache größer iſt als die jezt bekannte Menge, ſo iſt doch zu bemerken, daß bis jezt 44000 Arten beſchrieben oder in europäiſchen Herbarien befindlich ſind, während die Griechen, Römer und Araber zuſammen kaum 1500 erwähnen. (R. Brown zählt 33000; de Candolle über 40000. Von obigen 44000 ſind 6000 Agamen blos zelligen Baues; von den 38000 Phanerogamen (und Farrnkräuter) gehören:

Europa	7000	incl. der mit andern Welttheilen gemeinſchaftl.
Dem gemäßigten Aſien (eigenthüml.)	1500	(excl. Herbarien.)
Dem äquatorial. Aſien nebſt Inſeln	4500	
Afrika	3000	
Dem gemäßigten Amerika beider Hemiſphären	4000	
Amerika in der heißeren Zone .	13000	incl. Pflanz. der Herbarien.
Neuholland und den Südſeeinſeln	5000	
	38000	

Vorzügliches Intereſſe dürfte folgende Bemerkung verdienen. „Man kann übrigens bemerken, daß die Entwickelung der Pflanzen verſchiedener Familien und die Vertheilung der Formen weder von den geographiſchen

Digitized by Google

Breiten, noch ſelbſt von den iſothermen Breiten allein abhängt, ſondern daß die Quotienten auf einer und derſelben iſothermen *) Linie der gemäßigten Zone nicht immer gleich ſind, z. B. in den Ebenen Amerikas und des alten Kontinents. Zwiſchen den Wendekreiſen beſteht ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen Amerika, Oſtindien und den Weſtküſten von Afrika. Die Vertheilung der organiſirten Weſen auf der Erde hängt nicht allein von ſehr zuſammengeſezten klimatiſchen Verhältniſſen ab, ſondern auch von geologiſchen Urſachen, welche uns ganz unbekannt ſind, da ſie mit dem urſprünglichen Zuſtande der Erde zuſammenhängen. Die großen Dickhäuter fehlen heutzutage in der neuen Welt, während wir ſie in Aſien und Afrika noch unter analogen Klimaten antreffen. Im tropiſchen Afrika iſt die Familie der Palmen wenig zahlreich im Vergleich mit der großen Menge ihrer amerikaniſchen Arten. Dieſe Verſchiedenheiten müſſen uns, weit entfernt uns vom Spähen nach den Naturgeſetzen abzuwenden, vielmehr reizen, dieſe in allen ihren Verwickelungen zu ſtudiren. Die Linien gleicher mittleren jährl. Wärme **) folgen nicht den Breitekreiſen; ſie haben, wie Verf. anderwärts gezeigt hat, ihre konvexen (Polarbiegungen) und konkaven (d. i. Aequatorial-) Gipfel oder Biegungen, welche ſehr regelmäßig über die Erde vertheilt ſind, und längs der Oſtküſten und der weſtlichen Küſten der alten und der neuen Welt, in der Mitte der Kontinente und in der Nähe der großen Meeresbecken verſchiedene Syſteme bilden. Wahrſcheinlich wird man, wenn erſt phyſikaliſche Botaniker einen größeren Theil der Erde durchreiſet haben werden, finden, daß oft die Linien der Maxima der Zuſammengruppirungen (die Linien, die durch die Punkte gezogen ſind, wo die Brüche die kleinſten Nenner bekommen haben) iſotherme Linien (Linien gleicher mittl. Wärme) werden. Theilt man den Erdball nach zwiſchen zwei Meridianen liegenden Streifen, und vergleicht die numeriſchen Verhältniſſe der Pflanzen unter denſelben Iſothermenbreiten, ſo findet man, daß verſchiedene Zuſammengruppirungs-Syſteme da ſind. Schon können wir bei dem jetzigen Zuſtande unſerer Kenntniſſe vier Haupt-Vegetations-Syſteme annehmen: das des neuen Kontinents, des weſtlichen Afrika, das von Oſtindien und das von Neuholland. So wie, ungeachtet der regelmäßigen Zunahme der mittleren jährl. Wärme vom Pole nach dem Aequator zu, das Maximum der Wärme in den verſchiedenen Gegenden unter verſchiedenen Längengraden nicht gleich iſt, ſo gibt es auch Orte, wo gewiſſe Familien eine größere Entwickelung erreichen als irgendwo anderwärts; dies iſt der Fall bei den Compositae in der gemäßigten Zone in Nordamerika und beſonders an der Südſpitze von Afrika. Dieſe theilweiſen Anhäufungen beſtimmen die Phyſiognomie der Vegetation, bilden das, was man die charakteriſtiſchen Züge einer Landſchaft nennt.“

Von der Pflanzenwelt liegt der Schluß auf die Thierwelt nicht fern. „Dieſe Art der Unterſuchung, wie ſie der Verf. an den Pflanzen verſucht hat, wird einſt mit Erfolge bei den verſchiedenen Klaſſen der Wirbelthiere angewandt werden. Die ungeheuren Sammlungen des Musée d'histoire naturelle zu Paris enthalten 56,000 Arten phanerogamiſcher und kryptogamiſcher Pflanzen, 44,000 Inſekten, 2500 Fiſche, 700 Reptilien, 4000 Vögel und 500 Säugethierarten. Europa beſizt ungefähr 80 Säugethiere, 400 Vögel, 30 Reptilien; es gibt alſo in der nördlichen gemäßigten Zone fünfmal ſo viel Vögelarten als Säugethiere (wie es in Europa fünfmal ſo viel Compositae als Amentaceae und Coniferae, fünfmal ſo viel Leguminosae als Orchideae und Euphorbiaceae gibt). In der ſüdlichen gemäßigten Zone verhalten ſich auch auffallend genug übereinſtimmend, die Säugethiere zu den Vögeln = 1 : 4, 3. Die Vögel und mehr die Reptilien, nehmen gegen die heiße Zone viel mehr zu als die Säugethiere. Man könnte nach Cuviers Forſchungen glauben, daß das Verhältniß früher anders geweſen, daß viel mehr Säugethiere durch Umwälzungen untergegangen ſind, als Vögel. Latreille hat gezeigt, welche Gruppen der Inſekten nach dem Pole, welche nach dem Aequator hin zunehmen. Illiger hat die Heimath von 3800 Vögeln nach den Welttheilen angegeben — weit weniger belehrend als es nach den Zonen geſchehen ſeyn würde. — Es läßt ſich erklären, wie auf einem gegebenen Erdraume die Individuen einer Pflanzen- oder Thierklaſſe einander nach Anzahl beſchränken, wie nach Kampfe und langem Schwanken ſich nach den Bedürfniſſen der Nahrung und Lebensart ein Zuſtand des Gleichgewichtes einſtellte; aber die Urſachen, welche die Formen räumlich abgegränzt haben, liegen unter dem undurchdringlichen Schleier, der unſern Augen alles verdeckt, was den Anfang der Dinge und das erſte Erſcheinen des organiſchen Lebens betrifft.“

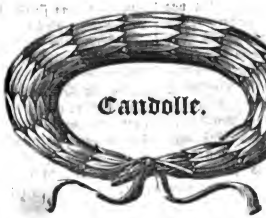
Andeutungen dieſer Art mögen beweiſen, welche außerordentliche Fortſchritte die Naturkunde in jüngerer Zeit gemacht hat. Nach Darlegung dieſer allgemeinen Grundzüge geht der Verf. ins Detail und ſpricht in verſchiedenen Abhandlungen über die klimatiſche Vertheilung der wichtigſten Pflanzenfamilien, über das geſellige und iſolirte Vorkommen der Pflanzen, über die Pflanzenkontraſte der alten und neuen Welt, über den Einfluß der Höhenverſchiedenheit auf die Vegetation, und zwar zugleich in den verſchiedenen Zonen, über das Klima der Kulturpflanzen ꝛc.

(Die Fortſezung folgt.)

*) und **) iſotherme Linien: A. v. H. zog aus meteorol. Beobachtungen von ſehr verſchiedenen Orten allgemeine Geſeze für die Vertheilung der Wärme auf der Erde; bildlich machte er dieſe dadurch anſchaulich, daß er Linien durch diejenigen Punkte zog, welche die nämliche jährliche Mitteltemperatur genießen. Er bezeichnete dabei zugleich die Sommer- und Winterwärme in Form eines Bruches. Die nach den bisherigen Materiallen aufgeſtellten Zahlen ſind nur approximativ, bedürfen der Beſtätigung oder Berichtigung durch Beobachtungen an mehreren Orten, damit dann die durch Lokalität entſtandenen Abnormitäten ohne Wirkung bleiben. Die iſoth. Linien laufen in der heißen Zone ungefähr mit dem Aequator parallel, weichen aber in der temperirten und kalten mehr und mehr von dieſer Richtung ab, und erleiden im Weſten von den Meridianen Europas und des nördlichen Afrikas bedeutende Aequatorial-Biegungen, eben ſo gegen Oſten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 113. — 6. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortſetzung.)

16) Auguſtin Pyramus de Candolle's Vorleſungen über Botanik. Zweiter Theil. Pflanzenphyſiologie oder Darſtellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächſe. Erſter Band. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit Anmerkungen verſehen von J. Röper, Prof. in Baſel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

Der berühmte Candolle hat in dieſem klaſſiſchen Werke die geprüfteſten und umfaſſendſten Erfahrungen über das geheimnißvolle Pflanzenleben in ein Syſtem gebracht. Er ſagt über dieſe ſchwierige Wiſſenſchaft: „Die Pflanzen-Phyſiologie mit der Phyſiologie der Thiere verglichen, bietet in zahlreichen und wichtigen Punkten Aehnlichkeiten dar; dieſe ſoll man würdigen, aber ja nicht übertreiben; denn je nachdem dieſe Vergleichungen zwiſchen zwei verwandten Wiſſenſchaften mit größerem oder geringerem Scharfſinn angeſtellt wurden, haben ſie die Fortſchritte derjenigen von beiden, welche als die jüngere dem Einfluſſe der Nachahmung am meiſten ausgeſezt war, bald gefördert, bald aufgehalten. In einzelnen Zweigen iſt die Phyſiologie der Thiere weiter vorgerückt, als die der Gewächſe, und zwar iſt dies der Fall mit denjenigen Zweigen, bei welchen eine genaue Kenntniß der innern Anatomie am nöthigſten iſt; mit denen ferner, wo die inſtinktartige Kenntniß, die der Menſch von der Thiernatur, welcher ja auch er angehört, beſizt, ihm Aufſchlüſſe geben und ihn leiten konnte, und mit denen endlich, in welchen der ſchnelle Verlauf gewiſſer Erſcheinungen des thieriſchen Lebens, geſtattete, ihre Reſultate leichter zu würdigen. In anderen Theilen der Wiſſenſchaft hat dahingegen die Pflanzen-Phyſiologie mehr Fortſchritte gemacht. So z. B. iſt der chemiſche Einfluß der zur Ernährung erforderlichen Stoffe bei den Gewächſen beſſer bekannt, weil die Nahrungsſtoffe derſelben weniger mannichfaltig und weniger zuſammengeſezt ſind, als die der Thiere; ſo kennt man ferner den Einfluß der äußeren Potenzen auf die Pflanzen beſſer, weil er bedeutender iſt und daher auch beſſer berechnet werden kann; und ſo ſind endlich diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft weiter vorgerückt, in welchen Verſuche anzuſtellen waren; dieſe nämlich waren an Pflanzen leichter zu machen, als an Thieren, weil dem Verſuchanſteller bei erſteren keine Schmerzen ſtörend entgegentreten, und dahingegen eine Menge von Thatſachen, welche der Phyſiologie der Thiere angehören, durch den Schmerz entſtellt werden."

Digitized by Google

Daß in der Pflanze, wie im Thier, Leben und ſelbſtſtändige Thätigkeit ſey, iſt unverkennbar. „Der Nahrungsſaft ſteigt in den lebenden Gewächſen mit Kraft in die Höhe, und ſein Aufſteigen kann man keineswegs mit dem langſamen und ſtufenweiſen Aufſaugen der Flüſſigkeiten in dem abgeſtorbenen Pflanzengewebe vergleichen. Das Licht übt ſowohl auf das Aufſteigen des Nahrungsſaftes, als auf die Menge des durch die lebenden Blätter verdunſteten Waſſers, einen bedeutenden Einfluß aus, und ſcheint hingegen auf die nämlichen Organe nach ihrem Tode gar nicht einzuwirken; lebend zerſetzen die Blätter mit Hülfe des Lichtes das kohlenſaure Gas, todt verändern ſie es gar nicht. Die chemiſchen Verwandlungen, die während des Lebens im Pflanzengewebe vorgehen, ſind ganz anderer Art als diejenigen, welche an abgeſtorbenen Gewächſen durch äußere Potenzen hervorgebracht werden; oft ſind leztere geradezu das Gegentheil von erſteren. Die Entwicklung in die Länge und Breite, der Orgasmus, welcher der Befruchtung vorangeht und das Erwachen des thätigen Lebens im Embryo, der im Samen gleichſam ſchlief, ſind eben ſo viele Erſcheinungen, die von keiner einzigen rein phyſikaliſchen Urſache abgeleitet werden können, und die wir, theils durch die Analogie mit dem Thierreiche, theils unmittelbar durch die Betrachtung der Gewächſe belehrt, nur zur vitalen Excitabilität rechnen dürfen. — Ich nehme nun an, daß die Pflanzenzellen, welche bald mehr oder weniger getrennt, bald mehr oder minder verwachſen ſind, aus häutigen Bläschen beſtehen, die während ihres Lebens, und vorzüglich in ihrer Jugend, eine vitale Contraktilität beſitzen. Dieſe fällt freilich nicht ſehr in die Augen, iſt aber nichtsdeſtoweniger den ſyſtoliſchen und diaſtoliſchen Bewegungen der Thierherzen analog, oder richtiger, ſie entſpricht den abwechſelnden Zuſammenziehungen und Ausdehnungen der Hydatiden und gewiſſer mikroſkopiſcher Infuſorien. Knight nimmt ebenfalls die Zuſammenziehungen der Zellen als Hauptgrund der Saftbewegungen bei den Pflanzen an. Ich weiche von dieſem berühmten Phyſiologen nur darin ab, daß er die Temperatur als weſentlichen Grund dieſer Zuſammenziehungen angibt, während ſie meiner Meinung nach eine Wirkung der durch den Einfluß der Wärme, oder in gewiſſen Fällen durch den Einfluß des Lichtes oder anderer Reize erregten Lebensthätigkeit ſind.“

Ueber dieſe Urkraft alles Pflanzenlebens äußert ſich der tiefſinnige Forſcher noch ausführlicher. „Den Urſprung oder die eigenthümliche Natur der Membran, welche die Grundlage des organiſchen Baues bildet, kennen wir bei den Gewächſen eben ſo wenig als bei den Thieren. Dieſe Membran, die ſich in ihrer früheſten Jugend dem Auge als dünnes, durchſichtiges und unorganiſches Häutchen darſtellt, verbirgt nichtsdeſtoweniger unergründliche Geheimniſſe; denn ſie iſt es, die, je nach ihrer beſonderen Beſchaffenheit, die ſpecielle Zubereitung der Säfte beſtimmt. Je unveränderter ſie bleibt, deſto fähiger iſt ſie in der Regel, Feuchtigkeit einzuſaugen und ſich mit Nachdruck zuſammenzuziehen. Vorzüglich aus dieſem Grund entwickeln die Zellen der ſich immer erneuernden Wurzelſchwämmchen, und überhaupt die Zellen der jungen Pflanzentheile, eine bei anderen ſelten vorkommende Thätigkeit. In gleichem Verhältniſſe, wie nun die Zellen die ſie umgebende Feuchtigkeit einſaugen, und in ihrer Höhle verarbeiten, erzeugen ſie in derſelben Holzſtoff, oder Satzmehl, oder Farbſtoff (chromule), oder Oel u. dgl. m., und zugleich werden ihre Wanderungen ſtarrer und verlieren um ſo mehr von ihrer hygroſkopiſchen und Zuſammenziehungs-Kraft. Auf dieſe Weiſe verlieren die Blattzellen, mit Farbſtoff und erdigen Ablagerungen ausgekleidet, am Ende des Sommers ihre Thätigkeit. Auf gleiche Weiſe vermehren die langgeſtreckten Zellen (clostres) des Splintes allmählich die Menge des Holzſtoffes, den ſie enthalten. So lange als der Prozeß dauert, vermögen ſie noch, ſich zuſammenzuziehen; haben ſie aber einmal ſo viel Flüſſigkeit, als ſie enthalten können, aufgenommen, und ſind, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, geſättigt (saturés), ſo verwandeln ſie ſich in Holz und verlieren die Kontraktilität vollkommen, oder werden doch auf eine dem leidenden Zuſtande ſehr nahe Thätigkeit beſchränkt.“

Wir übergehn, was der Verfaſſer über das durch dieſe Lebens-Kontraktilität der Wurzelſchwämmchen bewirkte Einſaugen des Nahrungsſafts und über das Aufſteigen deſſelben in den Intercellulargängen der Pflanzen ſagt. Ueber die Einwirkung des Lichts und der Wärme auf dieſe Erſcheinungen finden wir noch folgende wichtige Bemerkung: „Ich habe es gewagt, zu glauben, die Zellen beſäßen eine Lebens-Kontraktilität, die den ſyſtoliſchen und diaſtoliſchen Bewegungen analog ſey, welche man ſowohl am Herzen der Wirbelthiere als an den Hydatiden und anderen ähnlichen Thieren wahrnehme, und dieſe zuſammenziehende Bewegung, welche die Zellen und Intercellulargänge abwechſelnd erweitere und verengere, diene auch dazu, die Bewegung des rohen Nahrungsſaftes zu veranlaſſen. Bei dieſer Anſicht begreift man, wie das Licht und die Wärme, welche Reizmittel für alle lebenden Körper ſind, auch die Lebensthätigkeit der Pflanzenzellen anreizen. Man begreift ferner, wie die Erſcheinungen eben ſo gut in der Tiefe der Gewäſſer ſtattfinden können, als an der Luft; wie ſie in allen Höhen und zu allen Zeiten vorkommen können, und endlich, wie es zugehe, daß ſie mit dem Leben verſchwinden.“

So viel von der erſten Lebenskraft der Pflanze. Ueber die Wirkungen derſeben in dem Leben und der

Digitized by Google

Entwicklung der Pflanzen erhalten wir folgende Ueberſicht: „1) Das Waſſer, welches durch die Wurzeln in die Gewächſe eindringt, enthält Kohlenſäure. Dieſe wird durch den rohen Nahrungsſaft den grünen Theilen zugeführt, und dort durch die Einwirkung des Sonnenlichtes zerſezt; der Kohlenſtoff bleibt in den erwähnten Theilen, und der Sauerſtoff entweicht in Gasgeſtalt. 2) Die von den farbigen Theilen der Pflanzen mit dem Sauerſtoffe der Luft gebildete Kohlenſäure entweicht zum Theil in die Atmoſphäre, und wird zum Theil in dem Vegetations-Waſſer aufgelöst, gleichwie die von den Wurzeln eingeſogene Kohlenſäure den blattartigen Theilen zugeführt, und dort zerſezt. 3) In dem von den Wurzeln eingeſogenen Waſſer findet ſich eine gewiſſe Menge auflöslicher vegetabiliſcher oder thieriſcher Subſtanz, die Kohlenſtoff enthält. Dieſer Kohlenſtoff wird durch den Nahrungsſaft den grünen Pflanzentheilen zugeführt; zur Nachtzeit verbindet er ſich mit dem von ihnen eingeſogenen Sauerſtoffe, und den folgenden Tag wird dieſe in den Blättern gebildete Kohlenſäure durch das Sonnenlicht zerſezt; gleichſam als könnte ſich der Kohlenſtoff nicht anders auf eine für das Pflanzenleben vortheilhafte Weiſe im Nahrungsſaft abſetzen, als wenn er von zerſeztem kohlenſaurem Gaſe herrühre. 4) Die grünen Pflanzentheile, die mit einem Mittel (Luft oder Waſſer) in Berührung kommen, welches eine kleine Menge Kohlenſäure enthält, bemächtigen ſich dieſer, zerſetzen ſie, und ſtoßen den Sauerſtoff aus; iſt zu viel Kohlenſäure vorhanden (mehr als ein Zwölftheil), ſo wirkt ſie auf das Blatt wie eine Art Gift, und wird demſelben nachtheilig oder tödtlich. Das Hauptreſultat dieſer weitläuftigen Verrichtung, welche man als das Athemholen der Pflanzen betrachten kann, iſt alſo, daß Kohlenſtoff an die Pflanze gebunden wird. Das Athemholen der Thiere hingegen geht beſonders darauf aus, die Menge des Kohlenſtoffes zu vermindern. Es iſt folglich das Athemholen in dem einen Reiche gerade das Gegentheil von dem, was es im andern iſt.“

Aus dem nicht verdunſteten, ſondern in der Pflanze zurückbleibenden Waſſer, in welchem der Kohlenſtoff durch Zerſetzung der Kohlenſäure gebunden wird, entſteht ein neuer Saft, der in der Pflanze rückwärts und abwärts ſteigt. „Dieſe abfließenden Säfte ſind aber weit entfernt, alle von gleicher Beſchaffenheit zu ſeyn. Einige unter ihnen, wie z. B. die gummöſen Stoffe und andere analoge, ſind einander bei allen Gewächſen ſehr ähnlich; andere ſind durch ihre Beſtandtheile und ihre Bildungsgeſchichte himmelweit von einander verſchieden. Welches Geſchäft ſollen wir nun einem jeden dieſer Säfte anweiſen? Dieſe Frage iſt in der Pflanzen-Phyſiologie von allen die ſchwierigſte.“ Der Verfaſſer muß ſich begnügen, die einzelnen Erſcheinungen zu ſchildern und auf ihre wahrſcheinliche Verwandtſchaft aufmerkſam zu machen. So identificirt er das Gummi und Stärkmehl, als die Hauptprodukte jenes abſteigenden Safts. „Iſt, wie aus Allem wahrſcheinlich wird, das Gummi wirklich die natürliche Nahrung der Gewächſe, ſo bilden die Stärkmehlkörnchen einen Haufen abgeſpeicherten und vor der unmittelbaren Einwirkung des Vegetations-Waſſers geſchützten Gummis. — Die Rolle, welche das Stärkmehl bei den Pflanzen ſpielt, ſtimmt inſofern ſehr mit derjenigen des Fettes bei den Thieren überein, als daſſelbe eine Niederlage aufgeſpeicherten und durch die Lebenskräfte wieder einſaugbaren Nahrungsſtoffes bildet. Raſpail, der dieſe Uebereinſtimmung ſehr glücklich aufgefaßt hat, verſichert, das Fett ſey eben ſo beſchaffen wie das Stärkmehl, d. h. es beſtehe aus einer Hülle und einer flüſſigen Subſtanz; außerdem bemerkt er, ſchon Swammerdam habe dieſe Meinung in ſeiner Biblia naturae geäußert. Mir ſcheint die Aehnlichkeit zwiſchen dem Fett und den fetten Oelen größer zu ſeyn. — Der Zucker iſt eine Subſtanz, die mit dem Stärkmehl und Gummi in vielen Stücken übereinſtimmt, und ſich dadurch auszeichnet, daß ſie ſüß ſchmeckt, und unter günſtigen Umſtänden kann in Kohlenſäure und Weingeiſt verwandelt werden. Leztere Eigenſchaft macht, daß die Menge des in jedem Pflanzentheil enthaltenen Zuckers zu gleicher Zeit den Maaßſtab für die Menge weingeiſtiger Subſtanz abgibt, welche durch die Gährung aus dieſem Theile kann dargeſtellt werden. Es iſt ganz allgemein bekannt, daß in allen gährungsfähigen Früchten Zucker vorkommt. — Es enthalten mehrere Samen, unter andern die Erbſen, vor ihrer Reife eine zuckerartige Subſtanz, welche ſich bei der Reife in Stärkmehl verwandelt, aus dem bei der Keimung wieder eine zuckerartige Subſtanz wird. Aehnliche Verwandlungen bieten mehrere andere keimende Samen dar, und auch den Chemikern iſt es gelungen, Stärkmehl in Zucker zu verwandeln; aus Zucker konnten ſie aber bis jezt noch kein Stärkmehl wieder herſtellen. Lezterer Umſtand ſpricht für diejenigen, deren Meinung zufolge die Hülle des Stärkmehls eine organiſche Membran iſt. Auch das Reifen der Früchte bietet analoge Verwandlungen dar; die Stängel des Zuckerrohrs, welche vor der Blüthe ſo reich an Zucker ſind, enthalten deſſen viel weniger, ſo wie die Blüthezeit begonnen hat. Den Runkelrübenpflanzern iſt auch ſehr wohl bekannt, daß die Menge zuckeriger Subſtanz, je nach der Jahreszeit, in welcher man die Runkelrüben ausgräbt, und je nach dem Boden, in welchem ſie wuchſen, ſehr verſchieden ausfallen könne. Man weiß, daß ſie, zu ſpät eingeſammelt, faſt gar keinen Zucker mehr geben, woher es denn auch kam, daß man im ſüdlichen Frankreich ſo lange gar keinen Zucker aus den Runkelrüben gewann, als man ſie zu gleicher Zeit ausgrub, wie im nördlichen Frankreich; ſobald man

Digitized by Google

ſie aber zwei Monate früher ausgräbt, erhält man von hundert Pfund Wurzeln 3½ bis 4 Pfund Zucker.“

Ueber das Holz ſagt der Verfaſſer: „Man muß darauf achten, daß die Chemiker unter dem Namen Holzſtoff (lignine) oder Holzfaſer (ligneux) zwei phyſiologiſch verſchiedene Subſtanzen verwechſeln, erſtens nämlich verſtehen ſie darunter die Pflanzen-Membranen, welche die Wanderungen der Zellen und Gefäße bilden, und von denen Raspail, jedoch ohne Beweiſe anzuführen, glaubt, ſie beſtehen aus Gummi und Kalk, und zweitens die holzigen Subſtanzen, welche ſich durch den Vegetations-Akt in größerer oder geringerer Menge in den Zellen abſetzen. Ob dieſe beiden Subſtanzen auf gleiche Weiſe zuſammengeſetzt ſeyen, iſt bis jezt unbekannt. Dutrochet bemerkt, die Membranen ſeyen immer durchſichtig, und, ſo weit man es beurtheilen könne, alle von gleicher Beſchaffenheit; die Verſchiedenheiten zwiſchen den einzelnen Holzarten rührten alſo von den in den Zellen abgelagerten Subſtanzen her. Sind leztere aber nur durch beigemengte Stoffe verſchieden (durch ſolche Stoffe, die man vermittelſt der Auflöſungsmittel entfernt, deren man ſich bedient, um die Holzfaſer — ligneux — darzuſtellen), oder ſind ſie dem eigentlichen Weſen nach verſchieden? Auch hierüber weiß man noch nichts Gewiſſes.“

Von dem Gummi, Stärkmehl, Zucker und Holz die zur Pflanzenernährung nothwendig ſind, unterſcheidet Candolle die Pflanzenprodukte, die mit den thieriſchen Abſonderungen zu vergleichen ſind.

„Erſtlich gibt es Säfte, die von augenſcheinlich drüſigen Körpern erzeugt werden, und die eben ſo augenſcheinlich dazu beſtimmt ſind, nach außen entleert zu werden; dieſes ſind die wahren Auswurfs-Stoffe (sécrétions excrémentitielles) oder Ausſonderungen (excrétions). Hierher gehören bei den Thieren der Harn, ſo wie die ölige Flüſſigkeit, mit welcher die Waſſervögel ihre Federn beſtreichen, bei den Pflanzen der Honigſaft (nectar) oder auch der abgeſonderte Saft, den man in der an der Wurzel des Neſſel-Haares gelegenen Höhle findet. Zweitens gibt es andere Säfte, die auch von drüſigen Körpern bereitet werden, die aber dazu beſtimmt ſind, im Organismus zu bleiben, oder doch denſelben nur nebenbei oder zufällig verlaſſen. Zu dieſen gehören bei den Thieren die Galle und der Speichel, bei den Pflanzen das flüchtige Oel und die harzigen Säfte. Drittens endlich exiſtiren eigenthümliche Säfte, welche von Organen abgeſchieden werden, bei denen wir keinen drüſigen Bau wahrnehmen, die wir aber zu den Abſonderungen zählen, weil ſie nur bei gewiſſen Weſen und nicht bei einem großen Theile des Naturreichs vorkommen; zu dieſen zählt man im Thierreiche den Schleim, der die Haut färbt, die Abſonderung der Zahnſubſtanz, der Muſchelſchalen, Molluskenſchalen und der Eierſchalen; im Pflanzenreiche eine Menge beſonderer Produkte, deren Entſtehungsweiſe wenig oder gar nicht bekannt iſt, und deren wahre Verrichtung wir nicht ausfindig machen können. Ich will verſuchen die wirkliche Schwierigkeit ihrer Würdigung begreiflich zu machen. Wenn anders ich mir eine richtige Vorſtellung vom Pflanzenbaue gemacht habe, ſo kann jede einzelne Zelle in dieſer Beziehung als ein organiſches und lebendes Bläschen betrachtet werden, welche entweder von Höhlen umgeben iſt, in denen Flüſſigkeiten anlangen, oder auch von Zellen, die ſelbſt mit Flüſſigkeiten angefüllt ſind. In beiden Fällen, vorzüglich aber in erſterem Falle, ſaugt die Zelle vermöge ihrer eigenen Lebensthätigkeit einen Theil der ſie umgebenden Flüſſigkeit ein. Leztere iſt entweder faſt reines Waſſer, und dann wird die Zelle von derſelben blos erfüllt und ſchlüpfrig gemacht (lubrifior); oder ſie beſteht auch aus Waſſer, welches mit der in den Blättern bereiteten gummichten Subſtanz und auch mit andern Nahrungsſtoffen geſchwängert iſt, welche mit dem Safte können in die verſchiedenen Pflanzentheile gebracht ſeyn. Das Bläschen, welches dieſe Flüſſigkeit eingeſogen, unterwirft dieſelbe nun einer durch ihre eigenthümliche Natur bedingten Einwirkung, und durch leztere werden die in ihr enthaltenen Subſtanzen auf eine ſolche Weiſe abgeändert, daß ſie entweder zu einem dieſer allgemeinen, im vorhergehenden Kapitel betrachteten Stoffe werden, oder auch zu einer derjenigen Subſtanzen, welche wir bald zu unterſuchen haben, flüchtigen Oelen z. B., Harzen u. ſ. w. Gewiſſe Gefäße von einer den Zellen entſprechenden Beſchaffenheit ſpielen in dieſer Beziehung die gleiche Rolle. Es iſt einigermaaßen wahrſcheinlich, daß die merkwürdigen Bewegungen der Partikelchen (molécules), welche man entweder in den Zellen oder in gewiſſen Gefäßen wahrgenommen hat, mit dieſer großen Erſcheinung der Abſonderungen in Verbindung ſtehen. Die ſo örtlich zubereiteten Subſtanzen können entweder in den Zellen oder Gefäßen bleiben, in denen ſie erzeugt worden, oder ſich nach außen ergießen, und bald Ausſonderungen veranlaſſen, bald Stoffe von einem Orte des Gewebes nach einem andern ſchaffen; beide Vorgänge können entweder regelmäßig ſtattfinden oder zufällig.“

Nun werden alle dieſe Auswurfsſtoffe, flüchtige Gaſe, Gerüche, Oele, Säuren, brennende Subſtanzen, Gifte, Wachs, Staub, ſchleimige Ueberzüge, ſalzige, zuckerartige Auswürfe, krankhafte Säuren, Galläpfel ꝛc. nach der Reihe aufgezählt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Candolle.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 114. — 8. November 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſezung.)

Ueber die in den Pflanzen enthaltene Luft ſagt Candolle, „daß wenn die Beſtimmung der in den Gefäßen enthaltenen Luft derjenigen der inden Luftgefäßen (tracheae) der Inſekten enthaltenen analog iſt, man kaum annehmen dürfe, ſie werde durch eine Abſonderung der Wurzeln erzeugt; wenigſtens hat man bis jezt noch kein Beiſpiel von einer durch abgeſonderte Luft unterhaltenen Reſpiration, ſondern immer findet ſie durch in Luftgeſtalt eingeſchluckte atmoſphäriſche Luft ſtatt. Ich würde daher eher der Meinung ſeyn, die erwähnte Luft komme von der eingeſogenen atmoſphäriſchen Luft her, welche mit einer geringen Menge, von der Zerſetzung des kohlenſauren Gaſes des rohen Nahrungsſaftes herrührenden Sauerſtoffes vermengt iſt. Nicht blos die Gefäße enthalten Luft, ſondern auch gewiſſe Höhlen, welche bald durch das Zerreißen eines Theiles des Zellgewebes, oder die Ausdehnung der Intercellulargänge hervorgebracht werden, bald auch eine Folge der allgemeinen Anordnung gewiſſer unverſehrt bleibender Theile ſind. Zur erſten Abtheilung gehören die Höhlen, welche ſich im Marke der Dikotyledonen, im Stängel der Gräſer und mehrerer Waſſerpflanzen, in den Blattſtielen der Waſſernuß (Trapa natans), in den Schläuchen der Utrikularia-Arten, in den Abdoppelungen (dédouplément) der Fruchthüllen (pericarpium) des Cysticapnos oder auch der Nigella damascena erzeugen u. ſ. w. Zur zweiten Abtheilung muß man die Höhlen der Hülſen des Blaſenſtrauches (Colutea) und der Cardioſpermum-Arten, ſo wie aller übrigen blaſenförmigen Früchte bringen, ferner die hohlen Räume, welche in den Knoſpen einiger Blumen durch das Auftreiben der Blumenblätter vor dem Aufbrechen entſtehen u. ſ. w. Obgleich dieſe beiden Arten von Höhlen rückſichtlich ihrer Entſtehungsweiſe ſehr verſchieden ſind, ſo beſtimmt mich doch das Wenige, was wir von der Beſchaffenheit der in ihnen enthaltenen Luft wiſſen, dazu, ſie nicht zu trennen. In mehreren Fällen ſcheint mir dieſe Luft offenbar von der Pflanze abgeſondert worden zu ſeyn, ungefähr auf die nämliche Weiſe, wie die Thiere in den Eingeweiden, in den Schwimmblaſen und in den Windgeſchwulſten (Emphysema) Luft abzuſondern ſcheinen. Einige der erwähnten Luftblaſen dienen, gleich wirklichen Schwimmblaſen, dazu die Waſſerpflanzen im Waſſer aufrecht zu erhalten; dieſes ſieht man ſehr deutlich bei der Waſſernuß (Trapa natans), den Utrikularien, der Lemma gibba und, bei den kryptogamiſchen Gewächſen, beim Fucus natans, vesiculosus u. e. a. Muthmaßlich dienen noch bei andern Waſſerpflanzen die Lufthöhlen der Blattſtiele und Blumenſtiele (z. B. bei den Nymphaeaceae) und der Stängel

Digitized by Google

(z. B. bei den Ceratophylleen, den Najaden u. e. a.) dazu, dieſelben im Waſſer aufrecht zu halten. Von den Blaſen, welche die Blumenknoſpen bilden, läßt ſich noch ſagen, ſie dienen dazu den Blumenſtaub (pollen) vor der Einwirkung des Waſſers oder der Feuchtigkeit zu bewahren. Wozu nützen aber die Höhlen des Markkanals, die Höhlen im Stängel der Gräſer und der nicht im Waſſer wachſenden Schaft-Halm-Arten (Equisetum), die Höhlen der blaſenförmigen Fruchthüllen? Will man nicht ganz zum Kreiſe der Beobachtungen heraustreten, ſo laſſen ſich dieſe Fragen ſchwer beantworten."

Sodann gibt uns Candolle ein anſchauliches Bild des Pflanzenwachsthums. „Im Anfang des Frühlings finden folgende zwei Erſcheinungen ſtatt: erſtlich wirkt die Sonnenwärme auf die Rinde ein, und zwar um ſo kräftiger, je jünger dieſe iſt; ſie erregt ihre Lebensthätigkeit, und dieſe zieht den rohen Nahrungsſaft aus der Wurzel zu ſich in die Höhe. Außer dieſer Einwirkung der atmoſphäriſchen Wärme tritt, zweitens, am Ende des Winters eine andere Wirkung ein, welche freilich minder in die Augen fällt, nichts deſto weniger aber ſehr wichtig iſt; der Boden nämlich iſt um dieſe Zeit wärmer als die Luft mitten im Winter, und dieſe Wärme erregt die Lebensthätigkeit der Stämme und Wurzeln, welche gerade dann mit allem während des verfloſſenen Jahres angehäuften Nahrungsſtoff angefüllt ſind, und veranlaßt, daß ſich gegen das Ende des Winters an dieſen Theilen neue Würzelchen entwickeln. Leztere, welche jugendlich friſch und thätig ſind, fangen an ihre Thätigkeit auszuüben und ſaugen die Feuchtigkeit der Erde ein. Das Pflanzenleben wird alſo durch das Zuſammentreffen von zwei Urſachen aus ſeinem Schlummer geweckt: einmal durch die Thätigkeit der neuen Wurzeln, die den rohen Nahrungsſaft von hinten (a tergo) vorwärtstreiben, und zweitens durch die Thätigkeit der den Saft an ſich ziehenden Zellenhülle. Wenn der Nahrungsſaft in den blattartigen Theilen anlangt, ſo verurſacht er dort die Entfaltung der Knoſpen. Zuerſt ſtrömt er zu den Knoſpen an den Spitzen der Zweige, ſey es nun, daß er vielleicht geradeaus leichter fließt als ſeitwärts, ſey es vornehmlich, weil das Holz und die Rinde in den Zweig-Enden noch mehr krautartig ſind, und die Zellen folglich in dieſen Theilen eine kräftigere Lebensthätigkeit behalten." Jedoch nimmt der Verfaſſer auch noch eine dritte geheimere Kraft der Entwicklung in der Pflanze ſelbſt an, eine urſprüngliche und zwar periodiſche Empfänglichkeit, die jenen äußern Einwirkungen entgegen kommt und zuweilen auch zuvorkommt."

Wenn uns in dieſem bewundernswürdigen Werke des menſchlichen Scharfſinns und Beobachtungsfleißes noch etwas zu wünſchen übrig bliebe, ſo wäre es eine genauere Unterſcheidung der auf Seite 437 und 439 erwähnten Erſcheinungen. Die erſtere iſt das Inkruſtiren der Blätter (beſonders der italieniſchen Pappel) und die zweite das Welken der Blätter. Indem der Verfaſſer auch das leztere aus der Inkruſtation herleitet, und in beiden Fällen eine Ablagerung erdiger und kohliger Subſtanzen als die Urſache dieſer Inkruſtirung annimmt, ſcheint der Unterſchied nicht genug beachtet, der darin beſteht, daß im erſten Fall die Blätter ſich durch Ueberfülle mit erdigen Stoffen anſchwellen, während ſie im leztern Falle aus Mangel an Ausfüllung ſchlapp werden.

Am Schluſſe dieſes inhaltreichen Werkes hebt Candolle den Unterſchied der Zellenpflanzen (Schwämme ꝛc.) von den Gefäßpflanzen hervor; allein hier herrſcht noch große Dunkelheit und der Verfaſſer beſchränkt ſich darauf, einige unhaltbare Hypotheſen zu widerlegen, ohne ſelbſt das eigenthümliche Wachsthum der Schwämme erklären zu können. Indeß läßt ſich von der Beobachtung kleiner regelmäßig und ſelbſtſtändig im Kreis ſich drehender Kügelchen innerhalb der Zellen eines Schwamms noch mancher Aufſchluß über das organiſche Lebensprincip der Pflanzen und deſſen Verhältniß zum thieriſchen erwarten.

17) Inländiſche Giftpflanzen. 1s und 2s Heft. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Eine kurze Beſchreibung, nebſt treuen Abbildungen (in Steindruck und illuminirt) von allen in Deutſchland vorkommenden Giftpflanzen; — gewiß ein ſehr nützliches Unternehmen, dem man noch eine größere Ausdehnung geben ſollte. Keiner Schule ſollte ein ſolches Buch fehlen, damit jedes Kind von Jugend auf die Giftpflanzen kennen und vermeiden lerne. In dieſer Beziehung, wie in ſo mancher Andern, iſt unſere ſo oft geprieſene Kultur doch noch außerordentlich zurück. Eine Bibel der Geſundheit, die für den Körper wäre, was die h. Schrift für den Geiſt, haben wir noch nicht zu Stande gebracht. Die leichte Mühe, ein populäres Werk für den Bürger und Landmann wie für die Schulen zuſammenſchreiben zu laſſen, worin die wichtigſten ſomatiſchen Lebensregeln, die natürlichſten Vorſchriften für die Geſundheit, und Warnungen vor ſchädlichen Pflanzen, Thieren ꝛc. enthalten wären, dieſe leichte Mühe hat ſich noch keine Regierung genommen, und auch noch keine der hohen Akademien. Es fehlt nicht viel, ſo kennen die Gelehrten die Giftpflanzen der Urwelt, aber viele im Volk kennen nicht einmal die einheimiſchen Giftpflanzen.

18) Kurzer Abriß der Pflanzenkunde zum Unterricht der höhern Lehranſtalten. Von L. B. Jüngſt. Bielefeld, Velhagen, 1833.

Eine Beſchreibung der einzelnen Pflanzentheile, Wurzel, Stängel, Blatt, Nebenblatt, Ranke, Dorn,

Digitized by Google

Deckblatt, Blume, Frucht — und dann am Schluß eine kurze Ueberſicht des Linne'ſchen Syſtems. Für den erſten Unterricht iſt dieſes Büchlein deswegen gut, weil es das Auge des Schülers ſchärft, an jeder gegebenen Pflanze die Theile zu erkennen, und nicht blos ſein Gedächtniß mit einer unendlichen Menge von fremden Namen und Klaſſificirungen nie geſehener Pflanzen erdrückt.

19) Dr. Willdenows Anleitung zum Selbſtſtudium der Botanik. Vierte Auflage, herausgegeben von Dr. A. Dietreich. Berlin, Oehmigke, 1833.

Das Verdienſt dieſes Werks beſteht in der treuen Beſchreibung der einzelnen Pflanzenarten, wobei der Verfaſſer keinen Anſpruch auf den Ruhm eines großen Syſtematikers macht. Er folgt Linné, deſſen Syſtem einmal das bekannteſte iſt und kommt ohne viele Umſchweife gleich zur Sache, alſo erſte Klaſſe Menandria, erſte Ordnung Menogynia, erſte Familie Scitamineae, erſte Gruppe Cannaceae, 1. Canna etc. Außer der ſorgfältigen Schilderung der Theile und Kennzeichen jeder Pflanze, iſt es beſonders die Rückſicht auf den praktiſchen Gebrauch in der Landwirthſchaft, der Küche, Apotheke ꝛc., welche dieſem Buche die verdiente Gunſt des Publikums erhält.

Derſelbe Herausgeber edirt auch eine

20) Flora des Königreichs Preußen oder Abbildung und Beſchreibung der in Preußen wildwachſenden Pflanzen. Von Dr. A. Dietreich. Erſter Band, 1s Heft mit 6 kolorirten Abbildungen. Daſelbſt, 1833.

Das erſte Heft enthält Orchisarten, die recht gut in Stein gedruckt und illuminirt ſind. Da Preußen bisher noch keine Flora hatte, (obgleich einzelne Theile Preußens allerdings), ſo iſt das Unternehmen ſchätzbar.

(Die Fortſetzung folgt.)

Biographie.

Vie de Linnée, redigée sur les documens autographes laissés par ce grand homme et suivie de l'analyse de sa correspondance avec les principaux naturalistes de son époque, par A. L. Fée. Paris 1833.

Wir ſehen in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwei Männer, Linné und Buffon, die ſich durch die Natur ihres Geiſtes ganz entgegen geſezt ſind, aber doch die Wiſſenſchaft ſehr ausgebreitet haben. Nur war Linnés Einfluß größer und dauernder, weil ſeine Bemühung ſelbſt wiſſenſchaftlicher iſt. Buffon war immer durch Umſtände begünſtigt, Linné hingegen mußte ſtets gegen ſie kämpfen. Aber gerade dieſer Kampf gibt ſeiner Lebensgeſchichte beſondern Reiz, der Buffons Leben ganz abgeht.

Ueber die Eintheilung und Einrichtung des Buchs ließe ſich manches ſagen und daran ausſetzen, beſonders wegen der vielen Wiederholungen, da unter andern die ſechs Selbſtbiographien wörtlich abgedruckt ſind, die er zu verſchiedenen Zeiten an befreundete Gelehrte oder an Akademien ſandte. Linné ließ als Kind durchaus nicht vermuthen, was er einſt werden würde; ſeine Fortſchritte waren auch ſo gering, daß ſein Vater, ein armer Dorfpfarrer, ihn zu einem Handwerk beſtimmte. Er ſoll ihn auch wirklich bei einem Schumacher in die Lehre gethan haben. Davon ſagt Linné freilich in ſeinen Selbſtbiographien nichts, darum kann es aber doch wahr ſeyn, denn der große Naturforſcher war manchmal gar ſonderbar eitel. So viel iſt gewiß, daß ihm der Rektor des Werioer Gymnaſiums ein ſehr ungünſtiges Zeugniß gab, als er von dieſer Schule weg und auf die Univerſität Lund zog. Es lautete folgendermaaßen: „Die Studenten können mit den Bäumen einer Baumſchule verglichen werden; da finden ſich zuweilen, welche in der Schule nicht gedeihen wollen, ſo viel man ſich auch Mühe mit ihnen gibt; es ſind wahre Wildlinge. Wenn man ſie aber ſpäterhin verpflanzt, ſo ändern ſie ihre Natur und tragen bisweilen treffliche Früchte. Lediglich in dieſer Hoffnung ſende ich dieſen jungen Menſchen auf die Akademie, wo vielleicht eine andere Luft ſeine Entwicklung begünſtigen wird." Der brave Rektor hatte ganz Recht. Denn kaum war der Wildling verpflanzt, ſo entwickelte er ſich mit auffallender Schnelligkeit. Er kam als Penſionär beim Profeſſor Stoboeus in die Koſt und da brachte er bald die Nacht mit Leſung der Bücher zu, die er heimlich aus deſſen Bibliothek genommen hatte. Als dies Stoboeus bemerkte, rührte ihn dieſe Lernbegierde des jungen Menſchen, daß er ihm einen Schlüſſel zu ſeiner Bibliothek gab, ihm alle Mittel zum Unterricht erleichterte, ihm ſelbſt in einigen Zweigen der Naturwiſſenſchaft Stunden gab und ihn überhaupt wie einen Sohn behandelte. Für ſo viel Güte war Linné nicht dankbar gegen Stoboeus, denn er verließ plötzlich ſein Haus und zog auf die Univerſität Upſala, die man ihm ſehr gerühmt hatte. Wie zur Strafe dieſer Undankbarkeit ging es ihm ſchlecht da, er kam ſo in Noth, daß er zu ſeinem alten Handwerke greifen, d. h. die Schuhe ſeiner Mitſchüler ausbeſſern mußte. Indeſſen fand er doch bald einige Gönner, unter andern den Profeſſor Celſius, den Verfaſſer des Kommentars über die Pflanzen, die in der Bibel vorkommen, denn dieſer fand den jungen Linné einmal im botaniſchen

Digitized by Google

Garten der Univerſität, wie er eine Blume zerlegte, fragte ihn und fand, daß er ſchon weit in der Pflanzenkenntniß gekommen ſey; er brauchte ihn alſo von nun an zum Gehülfen bei ſeinen Unterſuchungen und gab ihm dafür Koſt und Wohnung. Bald darauf vertraute ihm Olaus Rudbeck, ein anderer Profeſſor der Univerſität, die Erziehung ſeines Sohnes an und übertrug ihm manchmal ſogar ſeinen botaniſchen Lehrſtuhl, wobei Linnés Vorträge großen Beifall fanden. Dies gab ihm einen Augenblick Hoffnung, außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität zu werden. Rudbeck gab ſich auch große Mühe deshalb, aber umſonſt. Darum nahm er eine Sendung zur Ausforſchung Lapplands an, zu der er im Mai 1732 abreiste und zwar zu Fuß und ohne alle Begleitung. So reiste er unter tauſend Gefahren durch ein fremdes Land, wo er nur ſelten einige Menſchen antraf, deren Sprache er nicht ſprechen konnte und die ihn ſehr glücklich machten, wenn ſie ihm ein wenig getrockneten Fiſch zu eſſen gaben, worin lange Zeit ſeine einzige Nahrung beſtand. Von dieſer Reiſe brachte er eine Menge koſtbarer Kenntniſſe und eine ſo vollkommene Sammlung mit, als ſeine Kräfte ihm zu tragen erlaubten. Hierauf machte er neue Verſuche, einen Lehrſtuhl der Univerſität zu erhalten, aber wieder vergebens; ja, als er öffentliche Vorträge über Mineralogie halten wollte, widerſezte ſich der ordentliche Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft und er reiste mit einigen jungen Leuten nach Dalekarlien. Dieſe Reiſe, die auf Koſten eines reichen Privatmannes unternommen wurde, war der Wiſſenſchaft nicht wenig nützlich. Hierauf ließ er ſich in Falun nieder und gab dort, wo bedeutende Eiſengruben ſind, Unterricht in Mineralogie. Bald darauf verliebte er ſich in die Tochter eines dortigen Arztes, und in einer ſeiner Biographien erzählt er mit großem Gefallen, daß ihn das Mädchen einem Edelmann vorgezogen habe, ihre Eltern dachten aber anders, denn als Linné bei ihnen um des Mädchens Hand anhielt, wurde er wegen ſeiner Armuth abgewieſen und mit Mühe erhielt er nur ſo viel, daß man ihm bei der Jugend des Mädchens drei Jahre Zeit geben wolle, um ſich indeſſen ein hinlängliches Auskommen zu verſchaffen. Wahrſcheinlich hätte er es aber troz alles Genies und troz alles Fleißes nicht ſo weit gebracht und die Geliebte wäre ihm beinahe verloren gegangen, wenn ihm in Holland nicht ein günſtiger Stern geleuchtet hätte. Dort wurde er dem großen Boerhave vorgeſtellt und dieſer empfahl ihn wieder dem reichen Wechsler Cliffort, der ihm die Leitung ſeines herrlichen Gartens in Hartecamp übertrug. Hier ſtanden in großen warmen Gewächshäuſern eine Menge Tropenpflanzen zuſammen. Linné ſtellte nun über ihre Erziehung ſehr intereſſante Verſuche an. Bisher hatte man ſich begnügt, ſie in gleicher Temperatur zu erhalten und ſie immer tüchtig zu begießen. Linné glaubte von dieſer Art ganz abgehen und durch Kunſt die Pflanzen ihren heimathlichen tropiſchen Verhältniſſen möglichſt nähern zu müſſen, worin große Hitze mit gewaltigen Regen abwechſelt. Durch dies Verfahren brachte er es bald dahin, daß Tropenpflanzen, die bisher in Europa nicht zur Entwicklung hatten kommen können, nun ganz in den neu behandelten Gewächshäuſern gediehen. Während ſeines Aufenthalts in Hartecamp ſchrieb er ſeine erſten Werke: Die Fundamenta botanica, die bibliotheca botanica und die Musa Cliffortiana, worin er ſeine neue Methode der Pflanzenerziehung beſchreibt. Im Jahr 1735 gab er ſein Systema naturae heraus, zuerſt nur in drei Heften, desgleichen ſeine Anſicht über die Eintheilung der Pflanzen nach ihren Geſchlechtsorganen und 1736 die Genera plantarum, worin er hinſichtlich der Pflanzeneintheilung in Arten und Gattungen ſehr von Tournefort abwich. Im Jahr 1737 gab er ſeine Flora Laponica, ſeine Critica botanica und ſeinen Hortus Cliffortianus heraus. 1738 endlich ſeine Species plantarum, wo er die Pflanzenarten wieder in Gattungen und Familien eintheilt. Cliffort unterſtüzte ihn zu einer Reiſe nach England, wo er jedoch bei Sloane und Dillenius in London eine kalte Aufnahme fand. Von hier ging er nach Frankreich, wo er glücklicher war, denn Juſſieu empfing ihn hier viel beſſer und theilte ihm die Herbarien von Tournefort und Vaillant mit. Bei ſeiner Zurückkunft ließ er ſich in Stockholm nieder und ſuchte ſich abermals mit mediciniſcher Praxis fortzuhelfen. Es wollte jedoch auch hier nicht gehen, denn der Mann, der überall in Europa den Ruf eines Gelehrten erſten Rangs hatte, galt bei ſeinen Landsleuten nichts. Um mehr zu verdienen, griff er zu einem erniedrigenden Mittel, das ihm gewiß ſchwer und ſauer wurde. Er hielt ſich viel an den Orten auf, wo ausſchweifende und reiche junge Leute zuſammen kamen, die ſich durch Sinnengenüſſe aller Art erſchöpft und ihrer Geſundheit geſchadet hatten. Er verſprach ſie mit neuen und angenehmen Mitteln wiederherzuſtellen und dies gelang ihm auch ſchnell unter andern durch Anwendung des Rheinweines. Bald darauf machte er die Bekanntſchaft des Grafen Teſſin, der Linnés großes Verdienſt gleich recht zu ſchätzen wußte. Auf ſeine Verwendung wurde er zuerſt zum ordentlichen Arzte der Admiralität, dann zum Profeſſor der Botanik für die Seechirurgen und endlich mit vielen Schwierigkeiten zum Profeſſor der Univerſität ernannt. Nun heirathete er die lang und treu Geliebte und ſeitdem wendete ihm das Glück den Rücken nicht mehr.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 115. — 11. November 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

21) Charakteriſtiſche Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt. Herausgegeben von Dr. Rudolph Meyer. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1833.

Obgleich dieſe Darſtellungen treue Schilderungen der wirklichen Thiere enthalten, hat ihnen der Verfaſſer doch einen eignen poetiſchen Reiz dadurch zu verleihen gewußt, daß er mit feiner Ironie überall in den Thieren zugleich Menſchen zeichnet. So iſt die Farbe dieſer Bilder auf eine merkwürdige Weiſe changeant, bald glauben wir nur eine reine Naturidylle, ein ächtes naives Thierſtück, bald glauben wir eine boshafte Satire vor uns zu haben. In der leztern Beziehung ſind uns einige Bilder nicht ganz verſtändlich geweſen. Der Verfaſſer ſcheint zuweilen blos Perſönlichkeiten und Lokalitäten und vorübergehende Partheizänkereien ſeiner ſchweizeriſchen Heimath im Auge zu haben. Dagegen haben die meiſten Bilder einen allgemein verſtändlichen Charakter. Wer denkt nicht z. B. bei folgender maleriſchen Schilderung des Ochſen ſogleich an die anglikaniſche Kirche?

„Mit der Würde eines Patriarchen wandelt, auf ſeiner Alp, der ſtämmige Ochſe unter den weidenden Kühen, umher. Sein Auge mit dem ſchwarzen Glanz, die breite, büſchige Stirn, verrathen Ernſt und Starrſinn. Er fällt in die Knie und ſinkt auf das grüne Ruhebett hin, ſchlägt das langbewimperte Augenlied nieder, während er die Kinnladen und die breiten, wulſtigen Lippen übereinander ſchiebt; nur zuweilen blickt er auf und ſchielt zur Nachbarin. Keinem Chorherrn iſt es ſo behaglich, keiner iſt glückſeliger, als dieſer Hüter der Heerde, umgeben von ſchmackhaften Kräutern; nur kitzeln Fliegen und Bremſen auch ſeine weiten Naſenlöcher. Er ſchüttelt Haupt und Wampe und ſchlägt mit dem langen, buſchigen Zopf, der ihm bis zu den Füßen reicht, wie mit einer Klatſche in den Schwarm; daß dieſer als Dampfwolke auffliegt. Das iſt ihm ein Zeitvertreib, wenn er nicht allzu ſchläfrig und die Gäſte nicht gar zudringlich ſich zeigen. Nichts ſtört ihn weiter in der Ruhe; er bleibt liegen, und der Raſen verbrennt unter ſeiner Laſt. Nahet Jemand ſeiner Heerde, gleich argwöhnt er einen Nebenbuhler. Er ſteht von ſeinem Lager auf, ſtreckt den Kopf, den fleiſchigen, kurzen Nacken gerade aus, ſtüzt die breiten, wulſtigen Lippen auf, öffnet die Nüſtern, ſchnaubt, und brüllt im tiefen Baß dem Fremdling entgegen. Sein eignes Brüllen ſcheint

Digitized by Google

ihn noch mehr zu erboſen; immer höher hebt ſich ſeine Stimme, bis ſie in ſchneidenden Diskant ſich verſteigt. Ein rothes Kleid erweckt ihm noch beſondern Verdacht und Groll, mit geſenktem Haupt, die Hörner vorgeſtreckt, mit zornfunkelndem Auge rennt er dem Feinde entgegen. — Wird er älter, ſo kommt er unter klöſterlichen Zwang, gedeiht aber auch um ſo beſſer im Wohlleben. Seine böſen Gewohnheiten verſchwinden, bis auf den heimlichen Groll. Er befleißigt ſich der Demuth und Geduld. In düſterer Zelle wird er bedient, erhält vollauf, was er bedarf. Er trinkt viel, er ißt viel, wiederkaut langſam und halbſchlummernd, und arbeitet nichts. Man bettet ihm gut; mit unterſchlagenen Beinen liegt er auf weichem Pfühl; das drückt er zuſammen durch ſeine ſchwere Laſt. Er bleibt liegen, Tag und Nacht; kaum erhebt er ſich, wenn man ihm die Rippen ſtößt. Er iſt ſo geduldig, ſo friedfertig geworden, und nimmt wie an Frömmigkeit ſo auch zu an Umfang und Gewicht. Er ſchlummert ſo viel, ſo ſanft, und keucht in Fülle der Geſundheit; zuletzt erreicht er ein glückliches Ende; denn eh er in ſeinem eignen Fett erſtickt, rührt ihn der Schlag. Er ruhe im Frieden.“

Kann man in folgender Schilderung des Hamſters den ſoliden Kaufmann verkennen? „Das Saatfeld ſteht in hohen Halmen aufgeſchoſſen über der Ebene; kaum noch hält es unter ſeinem ſchönen Grün den hellen Blick der Aehren zurück; da ſchaut der Mohn, mit glühendem Auge, aus dem Feld empor, die Kornblume in ihrem blauen Strahl. Wachteln laſſen laut den lockenden Ruf erſchallen; zum offenen Himmel ſteigt das Lied der Lerche, es zieht ſie mit. Die Sonne ſinkt, ſie löſt und wirkt, mit ihren lezten Strahlen noch, die Lebensfäden in Blüthen und Laub. Da wandelt im grünen Halmenwald der Hamſter bedächtig und ſinnend umher. Es iſt ein junger, der ſo eben mit fünf Geſchwiſtern der Eltern Haus verlaſſen hat, ſich ſelber zu etabliren; er ſchaut ſich überall vorſichtig um; dann baut er, nur im Kleinen erſt, ſeine eigne Wohnung, die günſtige Zeit noch nützlich zu verwenden; doch das ganze Kapital, welches er im erſten Jahre ſich erwirbt, beträgt nur wenige Pfunde. Auch der alte Herr Hamſter läßt ſich erblicken, er hat ſeine Keller ſchon angefüllt, wie wohl ihm erſt noch die Erndte bevorſteht, und neue Gewölbe muß er aufbrechen, um die Schätze alle zu verwahren. Man ſieht's ihm an, daß er ſorgenlos, und doch auf neuen Erwerb bedacht iſt. Aufrecht ſizt er, als ein Principal, vor ſeiner Wohnung; ernſt und faſt finſter ſieht ſein ſchiefes, hervorſtehendes Auge vor ſich hin; es zeugt von ſpleenartiger und zorniger Natur; ſeine breiten Backen hängen herab; die nackten, runden Ohren ſtechen etwas keck hervor; er lüpft gar hoch und ſpöttiſch zur langen Naſe die geſpaltene, mit ſparſamen Haaren beſezte, Lippe; daß man immer ſein Paar langer, gelber Zähne ſehen mag. Auch dreht er das große Haupt halb übermüthig, halb mürriſch, auf kurzem, dickem Halſe; der iſt mit Drüſen behangen, als ob vom Aufenthalt in dunkler und feuchter Höhle der Hamſter ſich die Scropheln zugezogen. Doch ſtattlich iſt er gekleidet; den langen, ſchön gewölbten Leib bedeckt eine ſchwarze Sammtweſte, ſie ſchließt ſich an die engen Hoſen ſeiner kurzen Beine. Der braune Rock reicht ihm bis zur Ferſe herab. Jahr aus, Jahr ein, hat er das gleiche, freilich etwas altväteriſche Gewand; auch hinten noch ein kleines Zöpfchen ꝛc.“

In der Schilderung der Kanarienvögel ſind die deutſchen Zeitungen zwar arg mitgenommen, aber ein Journal unter Cenſur kann allerdings nur den lächerlichen Eifer eines Kanarienvogels im Bauer zeigen. „Die Kanarienvögel, dieſe Publiciſten eigener Art — „Was? das ſchöne, niedliche Vögelchen, aus dem Geſchlechte der Finken, den Schreiern beizuzählen!“ Eben ſind ſie Schreier und Ruheſtörer! — „Nein, das iſt unverſchämt! wähle zur Vergleichung eher den Putter oder die Nachteule.“ — Nur Geduld! Putter und Nachteule ſind bereits ſchon in unſerm Thiergarten inſtallirt, und nun keine Unterbrechung weiter! — Alſo, die Kanarienvögel ſind Trompeter und Leiermänner von Profeſſion. Woher ſie ſtammen, weiß man eigentlich gar nicht mit Gewißheit; doch ſind ſie jezt überall verbreitet, und durchſchreien die Welt, obgleich ſie ſelten nur ins Freie gelangen, und die ärgſten Stubenſitzer ſind. Drum iſt ihr Schnabel beſonders ſtark. Sie erſcheinen in allerlei Tracht, und beſitzen vor lauter Kultur oft keine beſtimmte Farbe mehr; ſind grau, grün, gefleckt und oft von Neid und Schmähſucht ganz gelb gefärbt und mit rothen, am radikalen Fieber entzündeten, Augen. Mit der Farbe haben ſie auch ihren eigenthümlichen Geſang verloren. Sie nehmen bald den des eiteln Stiglitz an, bald den des Zeiſigs, ja ſogar das einfältige Geſchwätz des Sperlings, und faſt möchte man glauben, ſie hätten mit den Leimfinken einen Lob- und Gratulationsvertrag abgeſchloſſen, weil ſie gegenſeitig ihre Lieder ſingen. Nur eines iſt ihnen eigenthümlich geblieben, das ſchmetternde Trompeten: Tertäng! Tertäng! Sind gar mehrere beiſammen, ſo iſt es kaum auszuhalten; ſie überſchreien einander und ſchimpfen ärger, wie die gelbſchnäbelige Appenzellerkrähe. Ja! ſie gebehrden ſich ſo hochmüthig und blähen ſich auf, daß man glaubt, ſie wollen närriſch werden; hat man doch Beiſpiele, daß ſie, in ihrer Haſt, wirklich der Schlag getroffen und von dem Sedel herunterſtürzten, beſonders in der Heckzeit. — Aber auch in andern Künſten ſind ſie erfahren, wirklich affenartig: ſie lernen ſogar ſchießen, ſchreiben wie ſich's von ſelbſt verſteht.

Digitized by Google

Dann können ſie wieder ſich ganz unſchuldig, ja ſogar todt ſtellen. Sie ſind ſo launiſch und charakterlos, wie man ſich nur irgend ein Thierchen denken mag, bald freundlich, bald zänkiſch, bald kalt, bald hitzig, mürriſch und heiter, und wenn ſie heute einen Vogel ſchnäbeln, ſo fallen ſie ihn morgen an. Sie paaren ſich mit Zeiſig und Stiglitz, mit Bergfink und Girlitz, machen ſich mit dem einfältigen Gimpel und dem ſchlechten Spatz gemein, wenn dieſe nur freundlich thun. Jahr aus Jahr ein hört man ihr Pfeifen, ja ſogar, wiewohl etwas ſchwächer, während dem Mauſern; beſonders ſchreien diejenigen, welche das Dunkel verſteckt, und einer allein kann in vielen Stimmen ſich hören laſſen, daß man glauben ſollte, es ſeyen Meiſter und Schüler beiſammen. — Sie ſind ſehr hitzig, und haben ſie nur ein Tannenreis im Beſitz, ſo thun ſie gleich, als wären ſie Herren über einen ganzen Wald. Dann gibt man ihnen Papierabſchnitzel und Federn, das tragen ſie zu Neſte und ſitzen mitten drin, immer lärmend, bis tief in die Nacht hinein. Eins iſt ihnen aber unentbehrlich, vieles Trinken und viele Körner; darauf ſcheint ihr ganzes Streben gerichtet. — Die Kanarienvögel ſind übrigens vielen Krankheiten unterworfen, bekommen zuweilen den Pips, wobei ſie ganz ſtumm und dumm werden; die Darre, eine Art Goldader, von eingeſchloſſener Lebensart herrührend; dann thut man wohl, ihnen die Bürzeldrüſe etwas zu ritzen; auch werden ſie ſehr von Ungeziefer geplagt, wogegen Tabak Dienſte leiſten ſoll. — Dies iſt meine Naturgeſchichte der Kanarienvögel.“

Mehrere Schilderungen ſind in der lieblichen ſchweizeriſchen Mundart niedergeſchrieben, alle ſind maleriſch, naturtreu und durch die Beziehung auf menſchliches Treiben geiſtreich.

22) Schlangenkunde. Von Dr. Harald Othmar Lenz, Lehrer zu Schnepfenthal. Mit 29 Abbildungen. Gotha, Becker, 1832.

Von jeher hat es Menſchen gegeben, die eine unerklärliche Sympathie mit dieſer oder jener Stein-, Pflanzen- oder Thierart verband. Aus der köſtlichen Novelle des unvergeßlichen Callot-Hoffmann „Fräulein Scuderi“ iſt Jedermann der Pariſer Juwelier bekannt, der aus raſender Leidenſchaft für edle Steine die Beſitzer derſelben ermordete. Die Goldanbeter ſind zu gemein geworden, als daß ihr Vater Midas und die alten Adepten hier beſondere Erwähnung verdienten. Roſen-, Tulpen-, Nelken-, und Aurikel-Liebhaber, Bienenväter, Muſcheln-, Eier- und Inſekten-Sammler ſind häufig, einige Aerzte haben immer beſondere Vorliebe für Mißgeburten gehabt und ſicher wäre die Lehre von den Eingeweidwürmern nicht ſo weit gediehen, wenn ſich nicht einige Naturforſcher mit wahrer Paſſion dem ſchmutzigen Geſchäft ihrer Auffindung hingäben. Es iſt merkwürdig, daß ſolche Liebhabereien immer nur gewiſſe Naturweſen zum Gegenſtande haben, mit Ausſchluß anderer. Warum legt man keine Sammlungen von lebendigen Fröſchen, Kröten und Eidechſen an, warum gerade von Schlangen? woher kommt die alte Vorliebe für die Schlangen, die eine ganze Zunft von Schlangenbeſchwörern hervorgerufen hat? Zwar iſt die Schlange vielen rohen Völkern heilig, aber warum denn eben gerade die Schlange? Die Sympathie iſt älter, als der Glaube. Wahrſcheinlich iſt hier die Gefährlichkeit der geheime Reiz. Der Menſch ſucht gern die Dinge auf, die ſonderbar, mühevoll oder gefährlich ſind. Das Fangen der Schmetterlinge hat ſeinen Hauptreiz nicht in der Farbe, ſondern in der Zartheit dieſer Thiere, die aufs ſorgfältigſte geſchont ſeyn will, in der jungfräulichen Unberührbarkeit. Und ſo ſcheint das gefährliche Spiel mit dem Schlangengift auch der Hauptreiz bei der Schlangenliebhaberei zu ſeyn. Dies ſpricht ſich in dem vorliegenden Werk beinahe auf jeder Seite aus. Der Verfaſſer iſt ſtolz auf ſeine genaue Kenntniß dieſer feindſeligen Thiere und auf ſeine Geſchicklichkeit im Umgang mit denſelben.

In Bezug auf unſere einheimiſchen Ottern und Nattern bemerkt er, daß dieſelben ſich zum Biß nie höher als 10 Zoll erheben, daß man alſo in Stiefeln vor ihnen geſchützt iſt. Er gibt den Rath, ihnen, wo man ſie findet, mit dem Fuß auf den Kopf zu treten. Wird man gebiſſen, ſo ſoll ſoll man die Wunde augenblicklich feſt mit dem Daumen drücken oder einen Stein darauf binden, denn ſo lange die Wunde gedrückt iſt, tritt das Gift nicht ins Blut. Zu Hauſe kann man ſich dann ärztlich behandeln laſſen. Als Gegenmittel gegen Schlangengift werden Chlor, Guaco, Chiococca, Arſenik und Ammoniak zu innerlichem Gebrauch, ſodann Schwitzen, Sich betrinken (Hauptmittel in Dalmatien), Auswaſchen der Wunde, Ausſchneiden, Ausbrennen, Ausſaugen und Schröpfen empfohlen.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Natur der Schlangen überhaupt, geht der Verfaſſer zur ſehr detaillirten Schilderung der einzelnen Arten über, und verweilt beſonders bei den einheimiſchen, mit denen er täglich umgeht. Er bemerkt, daß die Kreuzottern ſchon in dem Augenblick, wenn ſie aus dem Ei ſchlüpfen, züngeln und grimmig um ſich beißen, und daß durchaus keine Eltern- und Kinderliebe bei ihnen zu finden iſt. Reizt man ſie, ſo beißen ſie in der Wuth ſich ſelbſt und der Zuſchauer ermüdet eher, als ſie. Der Verfaſſer berichtet, er habe einer ſolchen Otter den Kopf abgeſchnitten und dieſer Kopf habe noch drei viertel Stunden

Digitized by Google

lang, ſo oft er ihn berührt, gegen ihn geziſcht und gebiſſen. Nur mit Tabakſaft kann man ſie in etwa ſieben Minuten völlig tödten. Ihre eignen Biſſe ſchaden ihnen nichts, nach des Verfaſſers Beobachtung. Doch wollen andere bemerkt haben, daß ſie ſich zuweilen ſelbſt tödten. Merkwürdig iſt das verſchiedene Verhalten der Thiere gegen ſie. Während faſt alle Thiere, ſelbſt viel ſtärkere, ſie fliehen, verſpeist ſie der Storch lebendig mit größter Gemächlichkeit, oft mit dem Schwanze zuerſt, ſo daß ſie noch mit dem Kopf herausſchauen und um ſich beißen, ohne daß es ihnen etwas hilft; ihre einzige Vertheidigungsart beſteht darin, ſich um den langen Schnabel des Storchs zu wickeln und denſelben zuſammenzuſchnüren. Auch der Igel iſt feſt gegen das Schlangengift, er läßt ſich blutig beißen, ohne daß es ihn im mindeſten anficht. Eulen, Schweine, Füchſe, Dachſe, Sperber, Weihen, Raben, Krähen und einige andere Thiere gehen ihnen ebenfalls dreiſt auf den Leib.

Wir wollen hier nicht alle einzelnen Schlangenarten rekapituliren, deren Beſchreibung hier durch gute Abbildungen unterſtützt iſt. Nur aus der Geſchichte derſelben einige Anekdoten. Dellon erzählt, während ſeines Aufenthalts in Indien ſey ein vornehmer Staatsbeamter von einer Brillenſchlange gebiſſen worden; man habe nun ſogleich die Braminen holen und der für heilig gehaltenen Schlange die demüthigſten Vorſtellungen machen laſſen, ſie möchte doch den Mann leben laſſen, die Schlange aber ſey ungerührt geblieben, und ſtatt ſie zu tödten, habe man ſie unter vielen Bücklingen ins Freie entlaſſen. Core erzählt, eine ſchwangere Frau ſey von einer Klapperſchlange gebiſſen worden und geſund geblieben, aber das Kind, das ſie geboren, habe, ſobald ſie es an die Bruſt gelegt, die Farben der Klapperſchlange angenommen, ſey geſchwollen und geſtorben. Poligot-Beauvais ſah eine Klapperſchlange, die ihre Jungen verſchlang und lebendig wieder von ſich gab. Mehrere Männer ſtarben nach einander an dem in einem Stiefel ſtecken gebliebenen Giftzahn einer Klapperſchlange, bis man endlich die Urſache entdeckte. Audulon behauptet von den Klapperſchlangen, ſie bildeten während der Begattung einen ſogenannten Schlangenkönig, einen Knäul von zwanzig bis dreißig in einander gewickelter Schlangen, die alle zugleich die Köpfe nach außen kehren und ziſchen. Daß die Blindſchleichen ſolche Knäule bilden, wenn ſie ruhig im Verſteck liegen, iſt bekannt. Bemerkenswerth ſind auch die Notizen über die großen Seeſchlangen, die man hin und wieder, auch noch vor nicht langer Zeit, im Meere geſehen haben will, die mehrere hundert Ellen lang ſeyn ſollen, von denen man aber noch nie ein Exemplar hat habhaft werden können. Am Schluß gibt der Verfaſſer noch Auszüge aus des Ariſtoteles und Plinius Beſchreibung der Schlangen, ſo daß dieſes Werk ſeinen Gegenſtand, ſo weit es möglich iſt, erſchöpft.

23) Kupfertafeln zur Naturgeſchichte der Vögel von F. H. von Kittlitz. Erſtes Heft mit zwölf ausgemalten Kupfern. (Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.) Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

Es kommt dem Verfaſſer nur darauf an, eine wohlfeile und nicht ſehr voluminöſe Bilderſammlung zu liefern, die zu jeder Naturgeſchichte der Vögel paßt, welches Syſtem der Eintheilung ſie auch befolge. Auf einem Blatt in groß Oktav ſind in der Regel zwei bis vier Vögel abgebildet, recht gut gezeichnet und eben ſo illuminirt. Auf wenig Blättern Text iſt nur das Nöthigſte über den Namen und die Geſchichte jeder der hier abgebildeten Vogelarten beigefügt. Das erſte Heft iſt ſehr mannichfaltig und enthält Adler, Tauben, Waſſerthiere, Spechte ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jugendſchriften.

Hiſtoriſche Erzählungen aus der Geſchichte von England. Chronologiſch geordnet. Für Kinder. Nach der zehnten engliſchen Ausgabe, mit Kupfern. München, Franz, 1834.

Eine freundliche Gabe. Die Geſchichten ſind alle einfach und ohne Affektation erzählt und ſo gewählt, daß ſie ein romantiſches Intereſſe mit einem moraliſchen verbinden. Die zahlreichen Kupfer gereichen dem Buch zur beſondern Zierde. Obgleich es an den engliſchen, nicht deutſchen Patriotismus adreſſirt iſt, ſo iſt doch der Deutſche, ſelbſt ſeine Jugend, ſchon überall ſo zu Hauſe, daß der fremde Stoff nicht in Betracht kommt. Gleichwohl können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daß ein ähnliches Werk aus deutſchen Geſchichten geſammelt würde. Es fehlt uns zwar nicht an hundert Bearbeitungen unſrer Reichs- und Provinzialgeſchichte für die liebe Jugend, aber ſie ſind zu weitläuftig oder geſchmacklos. Eine zwangloſe Sammlung von Charakterzügen, wie die vorliegende, wäre noch zu erwarten. Wir haben dergleichen in den Romanzen unſrer Dichter, aber ſie ſind noch nicht für das zartere Alter behandelt worden, obgleich die Kinderſchriften-Fabrikanten jeden Winkel der Literatur plündern, um aus den abgelegten Kleidern der Alten den Jungen Höschen zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 116. — 13. November 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

24) Einleitung in die Entomologie: oder Elemente der Naturgeſchichte der Inſekten. Von Wilhelm Kirby und Wilhelm Spence. Herausg. von Oken. Vierter und lezter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

Dieſer lezte Theil eines der ſeltenſten Werke des gelehrten Fleißes enthält phyſiologiſche Abhandlungen über die Empfindung, Athmung, den Kreislauf, die Verdauung, Abſonderung, Fortpflanzung, Bewegung, die Krankheiten und Sinne der Inſekten; endlich über die geographiſche Verbreitung dieſer Thiere, über die Geſchichte der Entomologie, über die zu dieſer Wiſſenſchaft erforderlichen Werkzeuge und Verzeichniſſe ihrer Schriftſteller, ihrer Kunſtausdrücke und vollſtändige Regiſter über alle Theile derſelben.

Da es ſich hier von der kleinſten Thierklaſſe handelt, die zugleich die feinſten und in ihrer Art vollendetſten Organe hat, ſo kann man ſich einen Begriff machen, welchen Scharfblick, welche Geduld es erfordert, die innern Theile dieſer Thiere und ihre Lebensverrichtungen zu ſtudiren. Man denke z. B. nur an die Mühſeligkeit, die Eingeweidwürmer der Inſekten zu unterſuchen, die in den kleinſten Thierchen wieder enthaltenen noch kleinern, wie etwa in Ameiſen, in denen man eine Art von Bandwürmern entdeckt hat ꝛc. Das Studium der Inſekten (hier ſtets Kerfe genannt) wird aber vorzüglich dadurch verwickelt, daß dieſe kleinen Thiere die feinſten und zahlreichſten Organe und Glieder haben, wodurch ſie den vollkommenſten Thieren, den Säugthieren, nicht nur gleich kommen, ſondern ſie oft ſogar noch zu übertreffen ſcheinen. Denn kein Säugthier hat eine Muskelkraft wie der Floh, oder eine Produktionskraft wie die Biene, oder Kunſttriebe wie die Spinne ꝛc.

Unter den Organen und Gliedmaßen der Inſekten erregen beſonders die *Fühlhörner* Aufmerkſamkeit, weil ſie etwas ganz Eigenthümliches ſind. Der Verfaſſer erklärt ſie für Stellvertreter der Ohren. „Ihre Zahl ſtimmt überein; ſie gehen auch vom Kopfe aus; und was bei mir das meiſte Gewicht hat, ſo findet ſich kein anderes Organ, daß man als Stellvertreter der Ohren betrachten könnte, inſofern man ſie nicht als ſolche gelten läßt. Bedenken wir, daß der Kopf der Kerfe in jedem anderen Theil und Organ ſeine Analogie mit dem der Säugthiere hat; ſo muß es uns ſehr unwahrſcheinlich vorkommen, daß die vorſpringenden Organe nicht auch ihre Stellvertreter haben ſollten. Zugegeben alſo, daß ſie die Analoga der Ohren ſeyen, ſo folgt zwar nicht mit Gewißheit, aber mit Wahrſcheinlichkeit, daß ihre Grundverrichtung einigen Bezug auf das Hören haben müſſe.

Digitized by Google

Ich ſage nicht geradezu, daß ſie Hören ſelbſt ſey, oder daß die Schwingungen des Tones durch einen zuſammengeſezten, dem inneren Ohr der Säugthiere analogen Bau dem Sensorium mitgetheilt werden, ſondern nur, daß ſie Bezug auf das Hören habe. Ich denke, daß die Fühlhörner durch einen beſonderen Bau Kunde von der Luft einziehen, Stöße oder Schwingungen erhalten, und dieſelben dem Sensorium mittheilen, welches, wenn auch nicht genau Hören verdient genannt zu werden, doch demſelben Zweck entſprechen kann. In den Zuſammengeſezten Augen der Kerfe muß das Sehen ſehr von dem der Wirbelthiere verſchieden ſeyn, dennoch nennen wir es ohne Bedenken Sehen; da aber die Fühlhörner, wie wir ſehen werden, eine gemiſchte Empfindung fortleiten, ſo habe ich nichts dagegen, wenn man ihre Grundfunktion mit Lehmann Aeroſkepſie nennt. — Zieht man den Bau der Fühlhörner in Betracht, ſo liefert er uns noch mehr Gründe zu Gunſten der obigen Hypotheſe über ihre Grundverrichtung. Wir werden finden, daß dieſe Organe in den meiſten derjenigen Kerfe, welche ihre Nahrung durch Saugen erhalten, in der Regel ſich weniger bewegen können, als bei denen mit Kiefern, ſo daß ſie in der Mehrzahl der gleichflügeligen Wanzen und der Mucken, wie es auch allgemein anerkannt iſt, nicht wie Taſter gebraucht werden können. In dieſer Hinſicht kann man ſie in aktive und paſſive Fühlhörner eintheilen: die aktivſten und beweglichſten ſind die der Immen. — Unterſuchen Sie das Verfahren eines dieſer kleinen Thierchen, ſo werden Sie finden, daß es vor dem Anfange ſeiner Bewegung die Fühlhörner vorſtreckt und die Blätter öffnet; ſie legen ſie aber nicht an Oberflächen, um den Weg zu unterſuchen, ſondern halten ſie blos offen, um Kunde von der Luft einzuziehen. Selbſt einfache Fühlhörner werden eben ſo oft auf dieſe Art angewendet, als zum Berühren. Ich bemerkte einmal eine Gattung Phryganea (eine von denen, wo dieſe Organe ſehr lang ſind), die auf einem Grasblatte ſaß; ihre Fühlhörner ſchwangen, und ſie bewegte dieſelben in der Luft von einer Seite zur anderen, als wenn ſie durch Aeroſkepſie unterſuchen wollte, was um ſie vorgeht. Dr. Wollaſton hat eine Bemerkung gemacht, welche ſo genau auf unſere Unterſuchung paßt und unſeren Behauptungen im Allgemeinen ſo ſehr gleicht, daß ich ſie Ihnen zur Betrachtung hier vorlegen will. „Da in der Konſtitution der Atmoſphäre nichts iſt, was viel häufigere Schwingungen, als wir wahrnehmen können, verhinderte; ſo können wir denken, daß Thiere, wie Grillen, deren Kräfte ziemlich da anfangen, wo die unſerigen aufhören, viel ſchärfere Töne hören können, als wir jezt kennen, und daß es andere Kerfe gebe, welche nicht hören wie wir, aber ſo reizbar ſind, und einen Sinn haben, welche Schwingungen zwar von derſelben Natur, wie diejenigen, welche unſere gewöhnlichen Töne ausmachen, aber aus ſo großer Ferne wahrnimmt, daß man von ſolchen Thieren ſagen kann, ſie beſäßen einen anderen Sinn, welcher mit dem unſerigen nur in dem Medium übereinſtimmt, durch das er erregt wird, und der möglicherweiſe von den langſameren Schwingungen, welche wir wahrnehmen, gar nicht berührt wird.“ Daß Kerfe übrigens nichts mit uns gemeinſchaftlich hörten, widerſpricht den Thatſachen, wenigſtens einer Menge derſelben. Sie hören unſere Töne und wir die übrigen; aber ihr Gehör oder ihr analoger Sinn iſt viel feiner als der unſerige, und empfängt auch die allerſchwächſten Schwingungen, welche andere Kerfe u. ſ. w. der Luft mittheilen. Fragt man, wie dieſes zugeht, ſo kann man fragen: wiſſen wir, ob nicht jedes Glied eines Fühlhornes ein akuſtiſches Organ iſt, und verſchieden in gewiſſem Sinne von den übrigen? Wir wiſſen, daß die Kerfaugen in der Regel zuſammengeſezt ſind, und daß ſie aus beſonderen Linſen beſtehen; warum könnten ihre äußeren Ohren oder deren Analoga nicht eben ſo vervielfältigt ſeyn, ſo daß ſie im Stande wären, mit mehr Sicherheit die feinen Schwingungen aufzunehmen, welche ſie bekanntlich empfinden, obſchon ſie auf unſere größeren Organe nicht wirken? Aber außer den wahrnehmungen, welche die Fühlhörner aus der Luft empfangen, von Tönen, von der Annäherung oder der Nachbarſchaft anderer Kerfe u. ſ. w., ſind ſie wahrſcheinlich auch die Organe, womit die Kerfe Veränderungen in der Atmoſphäre wahrnehmen und durch gewiſſe Zeichen den baldigen Witterungswechſel vorherſagen. Bienen beſitzen dieſes Vermögen in einem bewunderungswürdigen Grade. Wenn während der Beſchäftigung mit ihren täglichen Arbeiten ein Regenſchauer anrückt, ſo ſehen ſie ihn vorher und kehren plötzlich zu ihren Stöcken zurück, obſchon wir noch keine Zeichen davon wahrnehmen. Wandern ſie weit von ihrer Heimath und kehren ſie erſt ſpät am Abend zurück; ſo iſt es eine ſichere Vorbedeutung, daß der folgende Tag heiter ſeyn werde. Bleiben ſie aber in der Nähe ihrer Wohnungen und gehen ſie häufig hin und her, ſo werden bald Wolken und Regen ankommen, obſchon man keine andere Anzeige von Feuchtigkeit in der Luft hat. — Die paſſiven Fühlhörner, welche gewöhnlich am Ende oder zur Seite eine Borſte haben, ſo wie die feder- und kammförmigen ſcheinen für die Wirkung der elektriſchen und anderen in der Luft zerſtreuten Flüſſigkeiten berechnet zu ſeyn; dieſe mögen in gewiſſen Zuſtänden und Verhältniſſen die Annäherung eines Gewitters oder Schauers oder eines Regenwetters anzeigen und ſo auf dieſe Organe wirken, daß das Kerf im Stande iſt, einen baldigen Wechſel mit Sicherheit anzukündigen: wir kennen wenigſtens kein anderes Organ, welches eher dieſes Vermögen haben könnte. Ich ſage

elektriſche Flüſſigkeit, weil zur Zeit, wo die Luft ſich in einem ſtarken elektriſchen Zuſtande befindet und ein Gewitter ſich nähert, die Kerſe ſich am häufigſten in der Luft befinden, beſonders gegen Abend, und dann viele Gattungen gefangen werden, welche man ſonſt nicht antrifft. Kommt aber der Sturm an, ſo verſchwinden alle, und man wird kaum hin und wieder ein einzelnes fliegen ſehen. Dieſes ſcheint anzuzeigen, daß die Kerſe vorzüglich durch Elektricität angeregt werden.“ Dagegen bemerkt der Verfaſſer, daß die ſogenannten Palpen die eigentlichen Organe des unmittelbaren Anfühlens ſeyen, zum Unterſchied von den blos aus der Ferne ſpürenden Fühlhörnern.

Nicht minder intereſſant iſt die Unterſuchung der Inſekten-Abſonderungen, unter denen Honig, Wachs, Seide, Färbeſtoffe, Säuren und mediciniſche Materien eine ſo große Rolle ſpielen. Das Merkwürdigſte von den Inſekten bleibt aber ihre Verwandtſchaft mit dem Menſchen in Bezug auf Kunſtfertigkeit, geſellſchaftliche Verbindung und insbeſondere Erwerbs- und Kriegsanſtalten. Wie ärmlich erſcheint der Affe, wenn er den Menſchen nachahmt, und doch iſt er das vollendetſte Thier. Die Inſektenſtaaten aber ſind, ſo niedrig auch dieſe kleinen Thiere ſtehen mögen, vollkommene Abbilder menſchlicher Staaten und könnten zuweilen ihre Vorbilder ſeyn. Der Gegenſatz von friedlichen Arbeitern und Räubern iſt hier viel ſchärfer ausgedrückt, als bei den Säugethieren. Das Rind produzirt, aber wie viel mehr thut dies in ihrer Art die Biene; der Tiger zerſtört, aber wie viel mehr thut dies in ihrer Art die Schlupfweſpe. Ueber die leztern hat der Verfaſſer eine ſehr ausführliche Abhandlung geſchrieben. Alle Gattungen dieſes merkwürdigen Inſekts legen ihre Eier in lebende Larven oder Raupen anderer Inſekten, und können auf keine andere Weiſe ſich fortpflanzen. Sie dienen dadurch zur Zerſtörung unzähliger, der Pflanzenwelt ſchädlicher Würmer. Aber welcher Grauſamkeit bedient ſich die Natur zu dem Zwecke dieſer Ausrottung? Welche Qualen leiden in jedem Sommer Milliarden von Raupen, bis die in ihrem Leibe ausſchlüpfenden Weſpen ſie allmählich zernagen? Ueberhaupt hat die Natur ihr feinſtes Raffinement von Grauſamkeit, ſo wie auch ihre diaboliſcheſten Formen in der Inſektenwelt ausgeſprochen. Hätte ſie vollends den Inſekten die Größe der Säugethiere gegeben, ſo würde der Erde nichts fehlen, um Hölle zu ſeyn.

25) Syſtematiſche Beſchreibung der europäiſchen Schmetterlinge mit Abbildungen und Steintafeln. Von J. W. Meigen. Drei Bände. 4. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829—1832.

Dieſes mit vieler Mühe und Liebe verfaßte Werk enthält außer dem ausführlichen Text auf 125 Tafeln 1585 Figuren, und koſtet mit ſchwarzen Tafeln 17 Thlr. 16 gGr. mit illuminirten aber 68 Thlr. Er ſteht in der Mitte zwiſchen den großen, allzu koſtbaren Prachtwerken, die der Privatmann ſich nicht anſchaffen kann, und zwiſchen den kleinern Handbüchern, die dem Liebhaber nicht Vollſtändigkeit genug gewähren, und es verdient um ſo mehr Anerkennung, als die Schmetterlinge hier in ſo großer Anzahl äußerſt naturgetreu lithographirt ſind. Der Steindruck begünſtigt Darſtellungen dieſer Art ausnehmend, indem er den feinen Staub der Schmetterlingsflügel aufs zarteſte auszudrücken vermag.

Was den Text betrifft, ſo iſt der Verfaſſer in Bezug auf die Klaſſifikation der Schmetterlinge im Weſentlichen dem Syſtem Ochſenheimers gefolgt, doch ohne ſich ſtreng an ihn zu binden, wenn ihn die Erfahrung veranlaßte, einzelne Abweichungen zu machen. Bei jeder Art führt er mit diplomatiſcher Treue das Vorkommen derſelben bei den ältern Naturforſchern an, namentlich Linné, Gmelin, Fabricius, Ochſenheimer, Röſel, Eſper, Hübner, Herbſt, Panzer, Ahrens, Godart, Sepp, Treitſchke, Freier ꝛc., und gibt eine genaue Beſchreibung des Schmetterlings, ſeiner Lebensart, ſeiner Heimath. Es würde uns zu weit führen, in die oft intereſſanten Einzelheiten einzugehen, die ſich z. B. bei Seidenraupen und andern beſonders merkwürdigen Inſekten dieſer Gattung darbieten. Bei dem Todtenkopf hätte der Verfaſſer wohl deſſen merkwürdigen Kampf mit den Bienen erwähnen dürfen, denen er den Honig zu rauben pflegt. Mitten unter den europäiſchen Schmetterlingen, die der Verfaſſer hier ſo ſorgfältig verzeichnet und treu abgebildet hat, befindet ſich auch ein amerikaniſcher, den ein Freund des Verfaſſers vor einigen Jahren auf einer Wieſe bei Mühlheim am Rhein gefangen hat, und der wahrſcheinlich aus einer Puppe ausgeſchlüpft war, die ſich in dem häufig bei Köln ausgeladenen braſilianiſchen Holz verborgen gehalten hatte. Dies könnte für die Liebhaber ein Wink ſeyn, einige beſonders ſchöne Schmetterlingsarten der andern Welttheile bei uns einheimiſch zu machen, wenn die Oekonomen nicht proteſtiren.

Die Poeſie der Natur, die ſich in dieſen reizenden Geſchöpfen ausſpricht, hat wohl unter allen Naturforſchern Oken am ſchönſten aufgefaßt, wenn er ſagt: „Die Falter ſind in jeder Hinſicht die höchſten Inſekten. Ihr vollendetes Leben iſt nur ein Flattern: Sitzen, Kriechen, Laufen ſind nur Zwiſchenblicke. Ein Schmetterling lebt blos in der Luft und im Licht. Die Fittiche machen beinahe den Leib allein aus, das Freſſen iſt ſo zu ſagen vergeſſen. Nur der Liebe leben ſie. Die ſchönſten Farben haben ſich in den Schmetterlingen niedergelaſſen. Die Farbenzier iſt nicht von geringem Werth im Thierreich. Sie ſtellen die Augen dar in Materialen.

Digitized by Google

Der Falter iſt das höchſte pflanzliche Thier, die Blüthe, welche, ſich losreißend vom Baume, der Sonne folgt. Das Ei iſt die Wurzel, die Raupe der Stängel, die Puppe das Blatt dieſer Thierpflanzen, der Schmetterling aber iſt die ſich begattende Blume.“

26) Naturhiſtoriſche Abhandlungen von J. G. Schläpfer, Dr. med. in Trogen. St. Gallen, Wegelin und Wartmann, 1833.

Beobachtungen und Anſichten eines Mannes, der ſeinen eignen Weg gegangen iſt, und von ſehr mannichfaltigem Inhalt. Die erſte Abhandlung beſchäftigt ſich mit der Stufenleiter der Naturkörper und den Uebergängen aus dem unorganiſchen ins organiſche, aus dem Pflanzen- ins Thierreich. Wenn er Seite 21 die Bewegungen der Infuſionsthierchen für unfreiwillige, durch Polariſirung bewirkte Oscillation hält, und ſie mit dem Anziehen und Abſtoßen unorganiſcher Dinge vergleicht, ſo ſcheint er dieſen Urthierchen doch nicht die gehörige Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben. Referent, der die Infuſorien viel und oft beobachtet hat, kennt in dem ganzen Umfang der Natur kein Thier, das ſich ſo willkührlich, ſo lebendig, ſo launig, muthwillig, kindiſch und ſchelmiſch bewegt, als das queckſilberfarbne Tröpfchen, deren tauſende in einem Waſſertropfen umherſchwimmen, mit einander ſpielen, an einander prellen, ſich verfolgen und nicht ſelten verſchlingen. In der Kugelform dieſer mikroſkopiſchen Thierchen iſt das ganze raſche Leben der Thierwelt als ſchon im erſten Keim enthalten, und wenn man ſieht, wie ſie vollkommen regellos durcheinander, einander entgegen drüber und drunter ſich bewegen, ſo fällt jeder Gedanke an Polarität und äußere Beſtimmung der Bewegung weg. — In einer Betrachtung über den Menſchen ſagt der Verfaſſer, wenn ein menſchlicher Embryo entſtehe, ſo käme wahrſcheinlich allemal ein Geiſt aus einem andern Planeten herab und gehe in dieſen Embryo über. — Dann folgt die Biographie eines Affen, ein Verzeichniß mythologiſcher Thiere, dann Beobachtungen über den Blinddarm der Säugethiere, über die Stufenleiter der Amphibien, über die Eingeweidwürmer, über den Bau und die Organe verſchiedener Seethiere, über Verſteinerungen bei St. Gallen, Beſchreibung einer Erſteigung des Veſuvs, Bemerkungen über Mißgeburten, Pferdeſteine, giftige Nahrungsmittel ꝛc. Gewiß wird der Mann vom Fach in dieſen geſammelten Erfahrungen manches Schätzbare finden. Sollen wir das Publikum mit einer gewählten Beſchreibung der verſchiedenartigen Mißgeburten oder Eingeweidwürmer unterhalten? mit der coalitio der ſiameſiſchen Zwillinge, oder mit der deprivatio posterior, der zu Liebe die cule de Paris erfunden wurden, oder mit der deprivatio capitalis, an der unſer Jahrhundert leidet, oder mit der translocatio superior (Mißbildung durch Verſetzung unterer Theile nach oben), was eine natürliche Folge der deprivatio capitalis ſeyn dürfte, (ſo ſtritten ſich, nachdem Frankreich mit Napoleon den Kopf verloren, die untern Organe um die Ehre, ſtatt des Kopfs zu funktioniren); oder mit der mutatio magnitudinis, woran wir alle leiden, Fürſten und Schriftſteller, Papierſpekulanten und Aerzte, denn immer wird uns unſer Verdienſt und Talent zu groß, unſer Glück, Beſitz und Ruhm zu klein vorkommen? Doch der Leſer mag ſich die Gallerie der Mißgeburten in dem Buche ſelber anſehen. Es iſt ein Kapitel, das zum Nachdenken auffordert, und ſehr geeignet iſt, menſchliche Hoffahrt zu demüthigen. Bedenken wir vollends, daß dieſen körperlichen Mißbildungen auch ganz ähnliche der Seele parallel gehen, nicht blos Seelenkrankheiten, ſondern ſchon urſprünglich ſchiefe Grundanlagen der Seele. Wo bleibt da die menſchliche Freiheit, und der edle Stolz, der von ihr unzertrennlich iſt? Erklärt nicht ein angebornes Uebergewicht von Jähzorn, Sinnlichkeit, erklären nicht angeborne Neigungen und Idioſynkraſien ſo manches Laſter und Verbrechen? Und wenn wir die Thäter dann nicht für zurechnungsfähig halten, dürfen wir etwa die Tugendhaften und die Talentvollen, denen eine glücklichere Naturanlage, ein ſchönes Gleichmaß der Kräfte oder ein Uebergewicht der edlen Neigungen und Fähigkeiten geworden iſt, beſonders loben? Iſt, was wir für ihr eignes Werk halten, nicht vielmehr ein Werk der Natur? iſt, was ſie auszeichnet, Verdienſt, oder iſt es nicht vielmehr Glück? Da der Menſch an körperlichen Mißbildungen, aber nicht an geiſtigen ſtirbt, ſo ſcheinen die leztern viel häufiger zu ſeyn. So gibt es ohne Zweifel eine coalitio bei gewiſſen wetterwendiſchen Charakteren, oder auch Genies, die Jean Paul ſchon in aktive und paſſive theilt, die aber oft beides zugleich, männlich und weiblich ſind. So gibt es eine translocatio bei allen ſchreibenden Damen, welche ſich in Männer, und bei allen ſentimentalen Dichtern, welche ſich in Weiber verwandelt haben. So gibt es eine deprivatio bald des Gemüths bei den Advokaten und Kaufleuten, bald des Verſtandes bei den Geiſtlichen und Poeten, ja die Menſchen, in denen die Hauptorgane der Seele im Gleichmaß ſind, dürften ſelten gefunden werden. In der Regel ſchließt das Herz den Kopf, der Ernſt den Scherz, die Phantaſie die Vernunft, das moraliſch-äſthetiſche Gefühl das ſinnlich-äſthetiſche, der Rechtsſinn den hiſtoriſchen, Klugheit den Stolz, Eitelkeit jedes andere Laſter und Liebe jede andere Tugend aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 117. — 15. November 1833.

Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

Obgleich nicht mehr in ſo großer Anzahl, ſind doch noch immer neue Schriften über die Cholera erſchienen. Wir beſchränken uns, hier nur noch auf wenige aufmerkſam zu machen, die ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Die eigentlich mediciniſchen Werke können uns hier nicht beſchäftigen.

27) Mittheilungen über die morgenländiſche Brechruhr von Dr. W. A. Rieke. Zweiter und dritter Band. Mit einer Charte. Stuttgart, Hoffmann, 1832.

Ueber den erſten Theil dieſes alle Erſcheinungen der Cholera in ihrem mediciniſchen, geographiſchen und geſchichtlichen Verlauf umfaſſenden Werks haben wir ſchon in Nr. 12 des Literaturblatts von 1831 rühmend geſprochen. Dieſe Fortſetzungen enthalten Berichte über die Verheerungen der Cholera in Rußland, Polen, Indien, Ueberſichten über die Verbreitung der Cholera überhaupt, über die Literatur dieſer Krankheit, endlich über die Symptome und Behandlung derſelben. Auf der beigegebenen großen Charte iſt die geographiſche Ausbreitung der Cholera augenſcheinlich gemacht.

28) Der ſchwarze Tod, im vierzehnten Jahrhundert. Nach den Quellen, von Dr. Hecker. Berlin, Herbig, 1832.

Dieſe vortreffliche Schrift iſt durch die Erſcheinung der Cholera veranlaßt worden. Sie ſtellt das Bild einer ältern völkervertilgenden Seuche auf, des berühmten ſchwarzen Todes, der im 14ten Jahrhundert Europa durchzog, und der unſern Leſern vorzüglich aus dem Dekamerone des Boccaccio bekannt ſeyn wird. Der Verf. beweiſt, daß derſelbe nicht die Cholera, ſondern die gewöhnliche orientaliſche Peſt (mit Beulen) war, daß ſein Ausbruch aber eben ſo wie die neuere Cholera, mit allgemeinen Erdrevolutionen und atmoſphäriſchen Veränderungen zuſammenhing. Im Jahr 1333 begannen in China die furchtbaren Ueberſchwemmungen (wie wir ſie 1824 erlebten), dann folgten Mißwachs, Regenjahre, Erdbeben, vulkaniſche Ausbrüche, und zahlreiche, auffallende Meteore von China bis zum weſtlichen Europa. „Im Jahr 1348 traten in Europa die Zeichen des telluriſchen Aufruhrs ein, nachdem die zwiſchenliegenden Länderſtriche Aſiens wahrſcheinlich auf gleiche Weiſe heimgeſucht worden waren. Auf der Inſel Cypern war die Peſt von Oſten her ſchon hereingebrochen, als ein Erdbeben die Grundfeſten der Inſel erſchütterte, begleitet von einem ſo furchtbaren Orkan, daß die Einwohner,

Digitized by Google

die ihre muhamedaniſchen Sklaven getödtet hatten, um nicht von ihnen ſelbſt unterjocht zu werden, in ſinnloſem Schrecken hierhin und dorthin flohen. Das Meer fluthete über, die Schiffe zerſchellten an den Felſen, und wenige überlebten das wunderbare Ereigniß, wodurch dies blühende Eiland einer Wüſte gleich verödet wurde. Vor dem Erdbeben hatte ein verpeſtender Wind einen ſo giftigen Geruch verbreitet, daß viele Einwohner, davon überwältigt, zu Boden ſtürzten und in grauſem Todeskampfe ihre Seele aushauchten. — Verfolgen wir nun den Gang der großartigen Umwälzungen weiter, ſo erhalten wir Kunde von einem Erdbeben ohne Beiſpiel, das am 25. Januar 1348 Griechenland, Italien und die angränzenden Länder erſchütterte. Neapel, Rom, Piſa, Bologna, Padua, Venedig und viele andere Städte litten bedeutend, ganze Ortſchaften verſanken, Burgen, Häuſer und Kirchen ſtürzten zuſammen, und Hunderte von Menſchen wurden unter Trümmern begraben. In Kärnthen fielen dreißig Ortſchaften und alle Kirchen zuſammen, mehr als tauſend Leichen wurden unter dem Schutt hervorgezogen, die Stadt Villach wurde ſo von Grund aus zerſtört, daß nur wenige Einwohner ſich retteten, und als der Boden aufhörte zu ſchwanken, ſah man Berge von ihrer Stelle gerückt und viele Dörfer verſchüttet. Bei dieſem Erdbeben ſoll der Wein in den Fäſſern trübe geworden ſeyn, eine Angabe, die den Beweis ſtattgefundener entmiſchender Luftveränderungen darbietet. Wir wiſſen aber noch außerdem, daß während dieſes Erdbebens, deſſen Dauer von einigen auf acht, von anderen ſelbſt auf vierzehn Tage angegeben wird, die Menſchen eine ungewöhnliche Betäubung und Kopfſchmerz empfanden, viele ſogar ohnmächtig wurden. Bis in die Gegend von Baſel erſtreckten ſich die zerſtörenden Erderſchütterungen, und ſie wiederholten ſich bis gegen 1360 in ganz Deutſchland, Frankreich, Schleſien, Polen, England und Dänemark, und weiter hinauf im hohen Norden. Große und ſeltene Meteore erſchienen an vielen Orten, und wurden mit dem Grauſen des Aberglaubens angeſtaunt; eine Feuerſäule, die am 20. December 1348 bei Sonnenaufgang eine Stunde lang über dem Pallaſte des Papſtes in Avignon ſtand, und eine Feuerkugel, die im Auguſt deſſelben Jahres bei Sonnenuntergang über Paris geſehen wurde, und ſich vor ähnlichen Erſcheinungen durch längere Dauer auszeichnete, anderes nicht zu erwähnen, was die Chroniken dieſes Jahrhunderts, vermiſcht mit wunderſamen Sagen und Deutungen darbieten.“

Dieſe Naturerſcheinungen waren unmittelbar von der Peſt begleitet, die ſchon 1348 in ganz Europa um ſich griff, und nur nach Rußland erſt 1351 kam (die Cholera umgekehrt zuerſt nach Rußland). Man hat ausgerechnet, daß dieſe Peſt in dieſer kurzen Zeit 25 Millionen Menſchen in Europa hingerafft habe. Merkwürdig iſt, was der Verfaſſer über die phyſiſchen Folgen ſagt. „Nach dem Aufhören der großen Peſt war eine größere Fruchtbarkeit der Weiber überall auffallend — dieſelbe großartige Erſcheinung, die nach jeder verheerenden Seuche das Walten einer höheren Macht in der Richtung des organiſchen Geſammtlebens — wenn irgend ein anderer Vorgang — überzeugend beweiſt. Die Ehen waren faſt ohne Ausnahme geſegnet, und häufiger als ſonſt wurden Zwillinge und Drillinge geboren.“

Noch auffallender waren die moraliſchen Folgen. In jenem Zeitalter der Gottesfurcht mußte die Peſt natürlicherweiſe als eine Strafe des Himmels angeſehen werden, und daraus entſtanden die Schwärmereien der Geißler (Flagellanten), die in wilden Schaaren umherzogen, Buße predigten und ſich und nicht ſelten auch die, die ihnen begegneten, geißelten.

Der furchtbare Wahn, daß die Peſt aus Vergiftung entſtanden ſey, der ſich auch in unſrer Zeit bei Erſcheinung der Cholera in Ungarn, Petersburg, Paris ꝛc. zeigte, ergriff auch damals den Pöbel und man gab den Juden Schuld, ſie wollten alle Chriſten vergiften. Da begann ein furchtbares Morden der Juden, grauſamer als es zu den Zeiten des erſten Kreuzzugs der Fall geweſen. „Schon im Herbſt 1348 verbreitete ſich ein paniſcher Schrecken ob der geglaubten Vergiftung unter alle Völker, und vornehmlich in Deutſchland überbaute man ängſtlich alle Quellen und Brunnen, damit Niemand aus ihnen trinken, oder die Speiſen mit ihrem Waſſer bereiten möchte; die Einwohner unzähliger Städte und Dörfer bedienten ſich lange Zeit hindurch nur des Regen- und Flußwaſſers. Auch verwahrte man mit großer Strenge die Stadtthore, nur Zuverläſſige wurden eingelaſſen, und fand man bei Fremden Arzneien oder andere Dinge, die man für giftig halten konnte — viele mögen dergleichen zu eigenem Schutz bei ſich geführt haben — ſo zwang man ſie, davon einzunehmen. Durch dieſen peinlichen Zuſtand von Entbehrung, Mißtrauen und Argwohn ſteigerte ſich begreiflich der Haß gegen die vermeinten Vergifter, und artete oftmals in große Volksbewegungen aus, die nur noch mehr geeignet waren, die wildeſten Leidenſchaften durcheinander toben zu laſſen. Vornehme und geringe verſchworen ſich ohne Scheu, die Juden mit Feuer und Schwert zu vertilgen und ſie ihren Beſchützern zu entreißen, deren ſich ſo wenige fanden, daß in ganz Deutſchland nur einige Orte genannt werden konnten, an denen man jene Unglücklichen nicht als Geächtete betrachtet und ſie gemartert und verbrannt hätte. Von Bern ergingen feierliche Aufforderungen an die Städte Baſel, Freiburg im Breisgau und Straßburg, die Juden als Giftmiſcher zu verfolgen. Nun widerſezten ſich zwar die Burgemeiſter und

Digitized by Google

Rathsherren dieſem Anmuthen, in Baſel nöthigte ſie aber das Volk zu dem eidlichen Verſprechen, die Juden zu verbrennen, und ihren Religionsverwandten auf zweihundert Jahre die Stadt zu unterſagen. Hierauf wurden ſämmtliche Juden in Baſel, deren Anzahl gewiß nicht unbedeutend war, in ein hölzernes, hierzu erbautes Behältniß eingeſperrt, und mit dieſem verbrannt, blos auf das Geſchrei des Volkes, und ohne Urtheil und Recht, das ihnen überdies nichts gefrommt haben würde. Bald darauf geſchah daſſelbe in Freiburg. Nun wurde auch ein förmlicher Landtag in Bennefeld im Elſaß gehalten, wo die Biſchöfe, Herren und Barone, ſo wie Abgeordnete der Grafen und der Städte ſich beriethen, wie fernerhin gegen die Juden zu verfahren ſey, und als ſich hier die Abgeordneten von Straßburg — nicht aber der Biſchof dieſer Stadt, der ſich als ein wüthender Fanatiker zeigte — zu Gunſten der Verfolgten vernehmen ließen, da ſie nichts Nachtheiliges von ihnen wußten, ſo erregten ſie lauten Unwillen, und man fragte ſie ſtürmiſch, warum ſie denn ihre Brunnen verdeckt und die Eimer abgenommen? So kam ein blutiger Beſchluß zu Stande, und fand unter dem Pöbel, der dem Rufe der Großen und der hohen Geiſtlichkeit folgte, nur allzubereitwillige Vollſtrecker. Wo man nun die Juden nicht verbrannte, da verjagte man ſie wenigſtens, und ſo fielen ſie umherirrend den Landleuten in die Hände, die mit Feuer und Schwert gegen ſie wütheten, ohne menſchliches Gefühl und ohne Scheu vor irgend einem Geſetz. In Speier verſammelten ſich die Juden in wilder Verzweifelung in ihren Häuſern, und verbrannten ſich ſelbſt mit den Ihrigen. Die wenigen übrig gebliebenen wurden zur Taufe genöthigt, die Leichen der Ermordeten aber, die auf den Straßen umherlagen, ſteckte man in leere Weinfäſſer und rollte ſie in den Rhein, damit ſie nicht die Luft verpeſteten. Zugleich wurde das Volk verhindert, in die Brandſtätten der Judengaſſe einzudringen, denn der Rath ließ ſelbſt nach den Schätzen ſuchen, und ſoll deren beträchtliche gefunden haben. In Straßburg wurden zweitauſend Juden auf ihrem Begräbnißplatze verbrannt, wo man ein großes Gerüſt aufgebaut hatte; wenige, die verſprachen Chriſten zu werden, ließ man leben, und nahm ihre Kinder wieder vom Scheiterhaufen. Auch erregte die Jugend und Schönheit einiger Jungfrauen Mitleid, und man entriß ſie wider ihren Willen dem Tode, viele aber, die von der Brandſtätte gewaltſam entſprangen, wurden in den Straßen ermordet. Alle Pfänder und Schuldbriefe ließ der Rath den Schuldnern zurückgeben, und das vorgefundene Geld unter die Handwerker vertheilen. Doch wollten viele ein ſo ſchnödes Blutgeld nicht annehmen, ſondern ſchenkten es nach der Beſtimmung ihrer Beichtväter Klöſtern, empört über die Auftritte mordgieriger Habſucht, über die das wuthberauſchte Volk der Peſt zu vergeſſen ſchien. In allen rheiniſchen Städten wiederholten ſich während der nächſten Monate dieſe Gräuel, und nachdem einige Ruhe wiederhergeſtellt war, glaubte man ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn man von den Steinen der verbrannten Häuſer und den Grabmälern der Juden verfallene Kirchen wiederherſtellte und Glockenthürme erbauete. In Mainz allein ſollen 12,000 Juden einen qualvollen Tod gefunden haben. Geißeler hielten hier im Auguſt ihren Einzug: Juden geriethen hierbei mit Chriſten in Streit, und tödteten deren viele; als ſie aber ſahen, daß ſie der anwachſenden Uebermacht weichen mußten, und nichts ſie vom Untergange retten konnte, ſo verbrannten ſie ſich in ihren Häuſern mit allen Ihrigen. So gaben denn auch an anderen Orten fanatiſche Geißelfahrten die Loſung zu blutigen Auftritten, und da man überall mit der Mordgier eine unſelige Bekehrungsſucht verband, ſo wurde auch unter den Juden ein fanatiſcher Eifer rege, als Märtyrer ihres alten Glaubens zu ſterben. Wie hätten ſie ſich auch mit Ueberzeugung dem Chriſtenthum in die Arme werfen können, deſſen Gebote nie frevelhafter übertreten worden ſind? In Eßlingen verbrannte ſich die ganze jüdiſche Gemeinde in ihrer Synagoge, und oftmals ſah man Mütter mit eigenen Händen ihre Kinder auf den Scheiterhaufen werfen, damit ſie nicht getauft werden ſollten, und dann ſelbſt in die Gluth nachſpringen; kurz, wozu Fanatismus, Rachſucht, Habgier und Verzweifelung im furchtbaren Vereine den Menſchen irgend treiben können — und wo iſt hier die Gränze? — das geſchah im Jahr 1349 in ganz Deutſchland, Italien und Frankreich ungeſtraft und vor aller Welt Augen. Es ſchien, als wären der Peſt nur Schandthaten und wahnſinniger Taumel, nicht aber Trauer und Betrübniß gefolgt; die meiſten, welche Erziehung und Standpunkt beriefen, die Stimme der Vernunft zu reden, führten ſelbſt den rohen Haufen zu Mord und Plünderung. Faſt alle Juden, die in der Taufe das Mittel zu ihrer Rettung gefunden, wurden ſpäterhin nach und nach verbrannt, denn man ließ nicht ab, ſie der Vergiftung des Waſſers und der Luft zu beſchuldigen, auch wurden mit ihnen viele Chriſten gefoltert und hingerichtet, die ihnen aus Menſchenliebe oder Eigennutz Schutz hatten angedeihen laſſen. Andere zum Chriſtenthum Uebergetretene bereueten ihren Abfall, und ſuchten, ihrem Glauben treu, den Tod. — Der Menſchlichkeit und Vernunft Clemens VI. iſt auch in dieſer Angelegenheit mit ehrender Anerkennung zu gedenken; doch war ſelbſt die höchſte kirchliche Macht unzureichend, der zügelloſen Wuth Einhalt zu thun. Er beſchützte nicht nur die Juden in Avignon, ſo viel er vermochte, ſondern erließ auch zwei Bullen, in denen er ſie für unſchuldig erklärte, und die

Digitized by Google

chriſtlichen Völker, wenn auch ohne Erfolg, ermahnte, von einer ſo grundloſen Verfolgung abzuſtehen. Auch Kaiſer Karl IV. war ihnen günſtig, und ſuchte das Verderben von ihnen abzuwenden, wo er nur immer konnte; doch durfte er nicht das Schwert der Gerechtigkeit ziehen, und ſah ſich ſogar genöthigt, dem Eigennutz der böhmiſchen Edelleute nachzugeben, die eine ſo erwünſchte Gelegenheit nicht unbenuzt laſſen wollten, ſich ihren jüdiſchen Gläubigern mit Hülfe eines kaiſerlichen Mandates zu entziehen. Herzog Albert von Oeſtreich brandſchazte und plünderte ſeine Städte, die ſich Judenverfolgungen erlaubt hatten, ein zweckloſes und unmenſchliches Verfahren, das überdies vom Verdachte der Habſucht nicht frei iſt, — doch konnte er in ſeiner eigenen Feſte Kyburg einige hundert aufgenommene Juden nicht ſchützen, die von den Einwohnern ſchonungslos verbrannt wurden. Noch einige andere Fürſten und Grafen, wie Ruprecht von der Pfalz, nahmen ſich der Juden gegen großes Schutzgeld an; dafür nannte man ſie aber Judenherren, und ſie geriethen in Gefahr, von dem Volke und ihren mächtigen Nachbarn bekämpft zu werden. Den Verfolgten und Gemißhandelten blieb zulezt, wenn nicht Menſchenfreunde auf eigene Gefahr ſich ihrer erbarmten, oder ihnen Reichthümer zu Gebote ſtanden, ſich Schutz zu verſchaffen, keine Freiſtätte, als das ferne Litthauen, wo der Herzog von Polen, Boleslav V. (1227 — 1279) ihnen ſchon früher Gewiſſensfreiheit bewilligt hatte, und König Caſimir der Große (1333 — 1370), den Bitten ſeiner jüdiſchen Geliebten Eſther nachgebend, ſie aufnahm und ihnen ferneren Schutz angedeihen ließ, woher dies Land noch gegenwärtig von einer großen Anzahl Juden bewohnt wird, die, wenn irgend eine Völkerſchaft in Europa, die Erinnerung an das Mittelalter in eigenthümlicher Abgeſchloſſenheit feſtgehalten haben."

Die Aerzte waren damals ſo unwiſſend, als heute, und wenn ſie auch mit Recht ein großes Gewicht auf den atmoſphäriſchen Urſprung der Peſt legten, ſo verloren ſie ſich doch bei der Erklärung derſelben in aſtrologiſche Träumereien. „Allgemein wurde eine große Konjunktion der drei oberen Planeten, Saturn, Jupiter und Mars, im Zeichen des Waſſermannes, welche nach Guy von Chauliac am 24. März 1345 erfolgt war, als Haupturſache der ſchwarzen Peſt angenommen."

Zum Schluß gibt der Verfaſſer einige intereſſante Akten aus den damaligen Judenverfolgungsprozeſſen, und das alte Geißlerlied, aus dem wir nur einige ſchöne Stellen herausheben:

Die Erde bebet, auch klaffen die Steine:
Liebes Herze, du ſollſt weinen! —
Maria ſtand in großen Nöthen,
Da ſie ihr liebes Kind ſah tödten:
Ein Schwert durch ihre Seele ſchnitt,
Sünder, das laß dir ſeyn leid!
In kurzer Friſt
Gott zornig iſt!
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Dafür ſollen wir kreuzweis niederfallen,
Erhebet euch mit euren Armen:
Daß ſich Gott über uns erbarme!
Jeſus, durch deine Namen drei
Nu mach uns hier von Sünde frei!
Jeſus, durch deine Wunden roth.

29) Récherches Etimologiques sur le Cholera-Morbus, par E. H. Smith. Paris, Pinard, 1833.

Der Verfaſſer macht darauf aufmerkſam, daß der Name der Cholera choli - ra oft in der Bibel vorkommt. Choli heißt Krankheit oder Leiden von chala leiden, ra heißt böſe. Beide Wörter finden ſich bald einzeln, bald beiſammen, und viele hieher gehörige Stellen werden desfalls angeführt.

(Der Beſchluß folgt.)

Taſchenbücher auf 1834.

Urania.

Titelkupfer: Zelters Porträt. Unter den übrigen Stahlſtichen zeichnen ſich der politiſche Schuſter, die Schmuggler und die Pilgerinnen vor Rom aus, die Klubbiſten ſind ſchlecht. Die Zierde des Almanachs iſt „eine Sommerreiſe, Novelle von Ludwig Tieck," worin derſelbe „Wahrheit und Dichtung," nach ſeiner Weiſe und um mit Goethe zu reden „anmuthigſt" in ein Bouquet verflochten hat. „Der lezte Savello" von Rumohr iſt das ſeltſame Produkt einer vor dem Braten ſitzenden Behaglichkeit, die den ſüßen Duft einſchlürft, das Meſſer anſezt und doch zugleich eine Mordgeſchichte erzählt. Wer einen Italiener, in dem Augenblick, wo derſelbe die Untreue ſeiner geliebten Gattin erfährt, ſagen laſſen kann: „ich fühle etwas, ich denke, es iſt, was die Menſchen Eiferſucht nennen;" und wer ſagen kann, daß eine Italienerin beim Anblick des gemordeten Geliebten nicht in Schreck und Verzweiflung, Zornwuth und Rache verſezt worden ſey, ſondern nur „Rührung und Mitleid" empfunden habe, der kann wohl lange in Italien gelebt haben, aber nur, um dort zu eſſen. Ueber die Novelle der Madame Schopenhauer werde ich viel Schönes ſagen, wenn ich ſie werde geleſen haben. Die kleine Idylle, Miß Jenny Harrower von Eduard Mörike iſt artig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 118. — 18. November 1833.

Literar-Geſchichte.

Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich und ihr Verhältniß zur geiſtigen Entwickelung des franzöſiſchen Volks. Von Dr. V. A. Huber. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hat allerdings der neufranzöſiſchen Romantik einen Dienſt erwieſen; denn er vertheidigt ſie und ſelbſt ihre Auswüchſe beſtimmen ihn nicht, ſie zu verdammen; aber wie ſoll man ſich gegen Dienſte verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthumes geleiſtet werden? Unſer Apologet iſt in Täuſchungen befangen, die weniger auffallend ſind, weil ſie einer Sache zu Gnte kommen, der man nicht abgeneigt iſt. Seine Behauptnngen ſind da unſicher, wo ſie nur charakteriſiren wollen, und ungerecht, wo ſie ausſchließlich werden. Seine Partheinahme überraſcht, aber ſie iſt ſo wenig energiſch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird. Herr Hnber hat aus der Zeit, da er unabhängig lebte, die beſten Sympathien ererbt; jezt, nachdem er die Profeſſur einer norddeutſchen Univerſität bekleidet, theilt er ſie in der ungenießbarſten Art mit. Kann man denn einem Katheder keine andre Huldigung darbringen, als daß man langweilig und kurzſichtig wird?

Die Achtung vor der nenern franzöſiſchen Romantik wird in dieſem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterſchreiben kann. Nicht jeder hat ein ſo kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm nicht erlaubt iſt, die Andern dafür zu haſſen. Die Gerechtigkeit verlangt, jedem das Seine zu geben. Ich will unſern Leſern den Beweis für mein Urtheil nicht ſchuldig bleiben.

Ein deutſcher Profeſſor fängt vom Ei an. Herr Huber will uns einige neuere Theorien der franzöſiſchen Dichtkunſt erklären, und beginnt mit dem Feudalſyſtem des Mittelalters. Er ſpricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunſt, von der Reformation. Er ſollte längſt ſchon beim zweiten Decennium unſers Jahrhunderts angelangt ſeyn, der ungeduldige Leſer harrt, doch es währt lange, ehe der Verfaſſer aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philoſophie und Aufklärung zurückkommt, über die Leichen der Revolution ſteigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den reſtaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch ein ausſchweifender, unlakoniſcher Mann! Jezt endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläuftigen Gerede einige ſeiner Behauptungen auszuziehen.

Unſere Schrift will die Quelle der neufranzöſiſchen Romantik in jener Geiſtesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält ſie für deutſchen Urſprungs

Digitized by Google

und bezeichnet ſie als die reinſte Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt ſich dagegen einwenden, wenn man fremden Ausdrücken einen willkührlichen Sinn unterlegt? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politiſchen Richtung und verſtand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heutigen Tages noch nicht ausgeſtorben iſt, die keiner Parthei erwünſcht ſeyn kann, weil ſie allen gefährlich iſt. Wenn es ſich alſo auch hören läßt, daß die Klätſcher aus Deutſchland ſtammen; wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zuſammen?

Man kann ſelbſt zweifeln, ob der Verfaſſer von ſeinem Gegenſtande eine richtige Definition zu geben verſtanden hat. Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in ſeiner ganzen Ausdehnung, nach allen ſeinen Richtungen, auf allen ſeinen Stufen in das Gebiet der Poeſie, der Kunſt, der höhern Bildung wieder hineinziehen, und für unſere Zeit das ſeyn, was die alte Romantik für das Mittelalter war.“ Es hält ſchwer, den Grund dieſer Begriffsverwechſelung anzugeben. Iſt die Romantik jene träumeriſch-ſehnſüchtige Geiſtesrichtung, die an der Hand der deutſchen Philoſophie ſich in eine Zeit flüchtet, welche ſie nach ihrem Gefallen ausſchmücken kann, iſt ſie dieſe Hingebung an das Mittelalter, für welche ſie der Verfaſſer in ſeinem Buche überall ausgibt, wie kann ſie mit jener neueſten Tendenz der franzöſiſchen Literatur, der eingeriſſenen Novelliſtik und Genremalerei, verwechſelt werden? Hat die von dem Beiſpiele Chateaubriands, Lamartines und Viktor Hugos geſchützte Poeſie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand ſie ihre Stoffe nicht immer in verſchwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die dieſen verwandter ſind, als den unſerigen? Das innerſte Weſen der Romantik iſt noch nicht ausgeſprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorſätze, er iſt Dilettant, und verſenkt ſich in Alles, was ſeine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüthe ab. Warum ſoll Romantik Poeſie des Mittelalters ſeyn, wie Herr Huber auf der einen Seite ſagt? Warum ſoll ſie die Poeſie der Gegenwart ſeyn, wie er ſich auf der andern verbeſſert? Sie iſt die Poeſie aller Zeiten, weil ſie ſich für Alles intereſſirt. Friedrich Schlegel hatte nicht nöthig, katholiſch zu werden, um zu beweiſen, daß ſeine Gedichte romantiſch ſind. Tieck und Arnim waren immer indifferent, und Niemand wird anſtehen, ihre Werke für die ſchönſten Blüthen der neuern Romantik zu halten. Man irrt ſich, wenn man in unſerer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben vorausſezt.

Es freut mich, durch dieſe Bemerkung Herrn Huber die Einſicht in ſeinen Gegenſtand erleichtert zu haben. Er wird die Irrthümer ſeiner Definitionen zugeſtehen; er wird nicht mehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn z. B. frage, wohin ſeine Unterſcheidungen Jouys Schriften unterbringen? Jouy begann die Vergötterung der Gegenwart, um uns eines Ausdrucks zu bedienen, vor dem ſein l'Hermite erröthen wird: er brachte dieſe kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genreſtücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfaſſer der romantiſchen Schule zugetheilt werden. Jouy iſt aber Akademiker, die neue Schule überſieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klaſſikern. Hier war ein Feld, wo ſich Herr Huber zu ſcharfen Kombinationen hätte veranlaßt fühlen ſollen. Er mußte nachweiſen, welche Phaſen der Romantik zwiſchen den Threnodien eines Lamartine und den Pariſer Hunden eines Janin liegen, und zulezt würde er zu dem Geſtändniß gezwungen ſeyn, daß eine Verſöhnung der beiden in Frankreich ſtreitenden Partheien vor der Thür, wenn nicht gar ſchon geſchehen iſt.

Niemanden wird dieſe Thatſache ſo ſehr überraſchen, als den Verfaſſer des vorliegenden Buches. Herr Huber ſieht in ſeinen Schützlingen weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Myſterien dürſten, ſich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutſche Philoſophie ſtudiren. Aber das ſind nur Ausnahmen. Die Neuromantiker ſind lebensfrohe, heitere Menſchen, die ſich ein Reitpferd halten, ſehr gut eſſen und trinken, und nichts von der Verzweifelung kennen, die Goethe ihnen anzudichten beliebte. Wenn ihr ſie Nachmittags bei einer Tänzerin antrefft, können ſie da Vormittags nicht ſehr eifrig ſtudirt und zarte, ſinnige Gedanken niedergeſchrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu ſeyn, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu ſchreiben, ſondern ſelbſt tief zu empfinden? Ich verſtehe die Menſchen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthuſiasmus für die Kunſt, die Wahrheit, die Freiheit unverträglich halten. Viktor Hugo beſingt Napoleon. Warum ſoll er dem Helden ſeine Bewunderung verſagen? Er iſt ein energiſcher Charakter, hat einen freien, poetiſchen Blick, und iſt eiferſüchtig auf die Macht, welche die patriotiſche Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr Huber urtheilt darüber anders. Es iſt ihm Alles darum zu thun, in Viktor Hugo einen Chriſten zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der chriſtlichen Liebe auf die Weltgeſchichte!“ Kann bei ſolchen Maaßſtaben eine geſunde Anſicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn Huber zu verſichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der franzöſiſchen Klaſſiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker ſelbſt. Die Aufgabe der wahren Kritik iſt nicht, wie der Verfaſſer will, chriſtliche Liebe zu üben, ſondern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Und wer wollte ſie den Koryphäen der franzöſiſchen Literatur des

Digitized by Google

17ten und 18ten Jahrhunderts verſagen? Es iſt kleinlich, ſich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr Huber verräth den deutſchen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über den Kopf zuſammenzuſchlagen. Können alle ſeine grammatikaliſchen Antipathien jene geiſtvollen, freien und dreiſten Sprüche auslöſchen, die wir dem Munde der franzöſiſchen, von ihren Perrücken nie ſo, wie die deutſchen Profeſſoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man iſt auch in Frankreich von dieſer Ungerechtigkeit zurückgekommen, oder um einen richtigern Ausdruck zu wählen, nie darin ſo weit gegangen, als es uns deutſche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr Huber ſagt, das Volk habe ſchon in der Revolution die Philoſophen überſehen. Nein, das franzöſiſche Volk hatte immer Achtung vor ſeinen Geiſtern, und die Geiſter waren dieſer Achtung würdig. Warum verſtehen wir Deutſche das nicht? Es iſt freilich Thatſache, daß unſre Geiſter von der Menge nicht geachtet werden. Es frägt ſich nur, ob ſie es werth ſind? G.

Naturwiſſenſchaften.

(Beſchluß.)

30) Die Medicin des neunzehnten Jahrhunderts, wie ſie iſt und ſeyn ſoll. Mit vorzugsweiſer Berückſichtigung des gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Medicin. Von Dr. J. Braun. Leipzig, Baumgärtner, 1832.

Der Verfaſſer beklagt ſich ſehr bitter über die Abſonderung ärztlicher und chirurgiſcher Schulen von den eigentlichen Univerſitäten und über Zulaſſung roher, durch keine klaſſiſche Schulbildung vorbereiteter Jünglinge zum ärztlichen Studium. Er verlangt nicht Abrichtungsanſtalten für Pfuſcher, ſondern eine gründliche Bildung. Sodann geht er zu den Lehrgegenſtänden über und fordert auch hier eine durchgreifendere Regel, da bisher nach der Willkühr der Lehrer oder des Zufalls manch wichtiger Theil der Wiſſenſchaft vernachläßigt wurde, und überhaupt wenig Syſtem in der Wahl der Lehrgegenſtände herrſchte. Endlich will er die Zahl der Aerzte beſchränkt wiſſen. Er hat ganz recht, wenn ihm wenig gute Aerzte lieber ſind, als viele mittelmäßige und ſchlechte. Darin aber ſcheint er zu weit zu gehn, wenn er verlangt, der Arzt ſoll Staatsdiener, und keineswegs wie bisher Gewerbsmann ſeyn. Allerdings führt die Konkurrenz und der Brodneid zu Charlatanerie, aber ſollte der Beamtenſtolz nicht ebenfalls dazu oder zu noch etwas weit Schlimmern führen? Es wäre eine Leibeigenſchaft ganz eigner Art, wenn man gezwungen wäre, ſich von einem Staatsbeamten kuriren zu laſſen, und da der Verfaſſer die Aerzte den Gerichtsbehörden zutheilt, ſo könnte dadurch vielleicht der Henker entbehrlich gemacht werden.

Dagegen verdient volle Beherzigung, was der Verfaſſer über die Nothwendigkeit einer allgemeinen Pharmacopöe für ganz Deutſchland, über Verbeſſerung der Armenmedicin und über ärztliche Gebühren ſagt. Die Hoſpitäler ſind ſehr häufig prachtvolle Gebäude, welche die Wohlthätigkeit fürſtlicher oder ſtädtiſcher Stifter zur Schau tragen, in denen aber der Arme Pfuſchern, aufſichtsloſen Schülern und pflichtvergeſſenen Aufſehern überlaſſen bleibt. Wenn die gerechten Vorwürfe, welche der Verfaſſer dem geſammten Medicinalweſen macht, durch irgend etwas gemildert werden, ſo iſt es die große Schwierigkeit, hierin Verbeſſerungen einzuführen. Der Staat kann allerdings über Hoſpitäler, über Apotheken, über offenkundige Quackſalber Aufſicht führen, aber er kann weder gute Aerzte machen, wenn ſie es nicht ſind, noch eine Heilmethode oder Arzneimittellehre als unabänderliches Geſetz dekretiren. Dies bleibt immer nur Sache des Genies, des Zufalls, und der Weiterentwicklung der Wiſſenſchaften. Eben deshalb aber möchte ich nicht wie der Verf. dem Staat eine Einſchränkung, ſondern vielmehr die freieſte Ausdehnung der Konkurrenz empfehlen.

31) Darſtellung der Medicinalverfaſſung in den k. k. Staaten Oeſterreichs, in Beziehung auf den Wirkungskreis der Kreiswundärzte, der Civil-, Stadt- und Landwundärzte und der Landesthierärzte, zum Gebrauch derſelben. Von Knolz. Wien, Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung.

Dieſes ſtarke Buch beweiſt die Sorgfalt der k. k. Adminiſtration für Medicinalangelegenheiten und dürfte auch in andern Ländern als ein nützliches Handbuch insbeſondre für Aerzte und Chirurgen auf dem Lande benuzt werden können, da es ausführlich das Benehmen bei allen wichtigen Vorkommniſſen im Beruf derſelben vorſchreibt.

32) Grundriß der Epizoonologie oder Thierſeuchen-Lehre. Von Prof. Dr. Plank. München, Röſl, 1833.

Wir führen dieſes Schriftchen hier an, weil es ſehr populär geſchrieben iſt und den Beſitzern von Pferden, Vieh oder auch nur Hausthieren nützlich ſeyn kann, ohne ärztliche Vorkenntniſſe bei ihnen vorauszuſetzen. Tabellariſch ſind darin die allgemeinen und dann die beſondern Thierſeuchen verzeichnet, und bei jeder die Urſache, der Verlauf, der Ausgang, das Vorbeugungsmittel, die

Digitized by Google

Kurart und endlich die je zuweilen erforderlichen polizeilichen Maaßregeln angegeben. Außerdem findet man hier die Schriftſteller über Thierarzneikunde verzeichnet, deren Zahl ſehr groß iſt.

Unter den vielen Streitſchriften für und wider die Homöopathie erlauben wir uns nur Zwei hervorzuheben, weil ſie gewiſſermaaßen politiſchen Inhalts ſind.

33) Das homöopathiſche Syſtem, in ſeinem Zuſammenhange mit der Geſchichte der Medicin und dem jetzigen Zeitgeiſt. Von Dr. H. Fränkel. Leipzig, Köhler, 1833.

Das alte Sprichwort „der Keſſel ſtraft den Ofentopf" bewährt ſich vorzüglich in der Geſchichte der Arzneikunde. Die Syſtematiker werfen einander wechſelſeitig ihre Syſtemſucht vor, und wer des Andern Hypotheſe durch ſeine eigne zu widerlegen ſucht, ſchreit über Hypotheſenmacherei. Die der Zeit nach ältere Parthei glaubt ſteif und feſt, ihr Syſtem ſey das natürliche, gewiſſe, unumſtößliche, und vergißt, daß dieſes Syſtem auch einmal nur war und ſo hypothetiſch, als irgend ein anderes. Ueberhaupt bewegt ſich die ganze Medicin im Zickzack wie ein betrunkener Bauer, taumelnd von Extrem zu Extrem, vom phyſiſchen Pol zum pſychiſchen, vom Blutpol zum Nervenpol, von der Heilung durch das Gleiche zur Heilung durch das Andre oder Entgegengeſetzte, von der Rieſenkolbe, die nach einem meilenlangen Rezept alle Arzneien durcheinanderſchüttelt bis zum unmöglichen Bruchtheil eines homöopathiſchen Atoms von Dr. Hahnemann. Der wechſelſeitige Haß der Aerzte ſcheint hauptſächlich aus dem Gefühle zu entſpringen, daß die Wahrheit doch nicht zu finden iſt. Nur die Hoffnungsloſen haſſen ſich. Vielleicht wird aber auch die Gehäſſigkeit des Kampfs durch die Art der Waffen beſtimmt. Die Aerzte kämpfen immer nur mit Brechmitteln, Purganzen und Giften, und ihre Streitſchriften haben keine beſſern Wirkungen, als ihre Rezepte. Wenn der Verfaſſer die giftige Bemerkung macht, die Homöopathen ſchlöſſen ſich der liberalen Richtung im politiſchen Leben an, und beſtünden größtentheils aus Leuten, die auf Univerſitäten ſich der Demagogie befliſſen, ſo möchte ihm zwar der Beweis ſchwer fallen, aber er könnte doch damit erreichen, daß irgend eine Regierung ſich dieſe kollegialiſche Bemerkung des Herrn Doktors ad notam nähme und damit wäre der armen Homöopathie ein Bein geſtellt, denn „verläumde nur, es bleibt immer etwas hängen." Es iſt ganz in der Ordnung, daß die ſtabilen Aerzte der heutigen Zeit die jungen Neuerer Demagogen ſchelten, eben ſo wie die Aerzte früherer Zeit ſie als Zauberer und Hexenmeiſter verſchrien. Damals machte man ſie der Kirche, heute macht man ſie dem Staate verdächtig. Der alte Hahnemann und ſeine unſchuldigen Schüler ſollen nicht nur Demagogen geweſen ſeyn, nein, ſie ſollen auch (Seite 113) dieſe „früher bedeutende Richtung noch nicht abgethan haben." Doch, die polizeilichen Spürnaſen ſchnüffeln immer da am längſten, wo nichts zu riechen iſt. Wenn die Hahnemann'ſchen Doſen nicht ſo gar dünn und geruchlos wären, wenn er ganze Näpfe voll Aſſafötida recipirte, ſo wüßten die hungrigen Naſen doch wie und wo der Teufel ſtäcke? Man hat viel Tolles in dieſer Zeit behauptet, aber den alten Hahnemann einen Demagogenvater zu nennen, das iſt doch, wie man zu ſagen pflegt, zu toll!

34) Ueber die Homöopathie und ihre Beziehungen zu dem Selbſtdiſpenſiren der Aerzte. Von Rupertus dem Zweiten. Leipzig, Baumgärtner, 1833.

Dieſe kleine Schrift ſucht zu beweiſen, daß es Pflicht des Staates ſey, Verbeſſerungen, die in einer ſo wichtigen und gemeinnützigen Wiſſenſchaft, als es die Arzneikunde iſt, vorgenommen werden, nicht durch unvernünftige und partheiiſche Verbote zu hintertreiben, ſondern jedem Verſuch dieſer Art freie Konkurrenz zu gewähren, es ſey denn, daß die abſolute Schädlichkeit deſſelben bereits nachgewieſen wäre. Er hat von Anfang bis zu Ende Recht und es iſt nur zu bedauern, daß ſolche Rechtsverwahrungen in unſrer aufgeklärten Zeit noch nöthig ſind.

35) Das Blut und die aus dem Blut entſpringenden Krankheiten von Dr. A. F. Fiſcher. Leipzig, Göſchen, 1832.

Eine populäre Anweiſung für alle Perſonen beiderlei Geſchlechts, die am Blut leiden, faßlich und um ſo belehrender, als jede einzelne Blutkrankheit die andere erklären hilft. Viele Beiſpiele dienen überdies zur nähern Vergleichung und Warnung, beſonders in Bezug auf Diät, und wenn auch ein ſolches Buch den Arzt weder entbehrlich machen kann noch will, ſo dürfte es doch denen, die Anlage zu Blutkrankheiten haben, manchen Rath ertheilen, dem Ausbruch des Uebels vorzubeugen.

Bei Gelegenheit erwähnen wir hier noch den

36) Verſuch einer Chronologie und Literatur nebſt einem Syſtem der Blutentziehungen, von Dr. Rogitſch, (Nürnberg, Winter, 1833),

worin nicht weniger als 1210 Aerzte verzeichnet ſind, die über den Aderlaß geſchrieben haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Wolf.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 119. — 22. November 1833.

Biographien.

1) Leben und Studien Fr. A. Wolfs, des Philologen. Von Dr. Wilhelm Körte. Zwei Theile. Eſſen, Bädecker, 1833.

Schon vor acht Jahren haben wir in dieſen Blättern des verdienſtvollen Rektor Hanhart Beiträge zur Biographie Wolfs in der Ueberzeugung zur Anzeige gebracht, daß das Leben jedes wahrhaft ausgezeichneten Mannes, in welchem Fache er es auch geweſen ſey, für jeden gebildeten Menſchen das größte Intereſſe habe. Die Befriedigung dieſes Intereſſes wird aber in dem Maaße größer ſeyn, in welchem ſolche Lebensdarſtellung treu, wahr und gelungen iſt; und dieſe drei Vorzüge ſind es, welche der gegenwärtigen ſehr nachgerühmt werden dürfen. Zwar läßt ſich nicht verkennen, daß der Biograph, ein warmer Verehrer Wolfs, von dieſem ſelbſt zu ſeinem Biographen beſtellt und mit den nöthigen Materialien ausgeſtattet, dieſe warme Verehrung überall vorherrſchen läßt und es ſich zur Pflicht gemacht hat, Wolf'en gegen manchen Vorwurf, der gegen denſelben in und nach dem Leben von Mißgünſtigen und Neidern, oder auch von Mißkennern geäußert worden iſt, zu vertheidigen; aber weder dieſes noch jenes verdient Tadel, wenn es zu gleicher Zeit mit ſolcher Offenheit, Umſicht und Beſonnenheit, wie hier, geſchieht. Nur hie und da hätten wir einige gehäſſige, zu ſehr ins Perſönliche gehende Invektiven gegen literariſche Nebenbuhler Wolfs weggewünſcht, wenn es gleich leider zugeſtanden werden muß, daß ſolche zu vermeiden, gerade beim Leben eines Philologen ſehr große Schwierigkeiten hat, und daß es zur hiſtoriſchen Wahrheit gehört, menſchliche Schwächen und Erbärmlichkeiten, mit denen ein ausgezeichneter Mann äußerlich, wie innerlich, zu kämpfen hat, aufzuwecken. — Jedenfalls gewährt gegenwärtige Biographie eine vollſtändige und klare Kunde von Allem, was das Publikum nur immer vom Leben und Wirken Wolfs zu erfahren wünſchen kann; vorzüglich wird inzwiſchen der Gelehrte, der Philolog und der Pädagog Belehrung und Unterhaltung aus derſelben gewinnen. Wir deuten nur Einiges an, was von allgemeinerem Intereſſe ſcheint. — Wolfs Bildungsgeſchichte zeigt unter anderm klar, daß die Erlernung der alten Sprachen mindeſtens nicht allein auf dem Wege zu erzielen iſt, auf welchem ſie auf unſern Gelehrtenſchulen noch immer erzielt wird; denn Wolf hat ſie ſelbſt nicht auf dem Wege von der Grammatik zur Lektüre, ſondern auf dem entgegengeſezten ſich angeeignet. Nicht als ob er die Grammatik vernachläßigt hätte, ſondern indem er das Gerippe der Sprache nicht für deren Fleiſch und Blut nahm. Auch als Lehrer an Schulen ließ er immer viel und gründlich, aber nicht blos ſtatariſch leſen, aus dem Geleſenen die Regeln abſtrahiren und die Regeln ſammt

Digitized by Google

den im Zuſammenhange der Rede gefundenen Beiſpielen merken. Er beobachtete alſo cum grano salis die Hamiltonſch=Jacotot'ſche Methode, ja ſelbſt das Auswendiglernen ganzer Geſänge, Reden ꝛc. trieb er früher und mpfahl er ſpäter. Was ſetzen die Philologen vom Fach dazu? Wir ſagen: um es ſo treiben zu können, muß man der Sprache ganz mächtig ſeyn, ſie können, nicht blos wiſſen, und dann eine große Lebhaftigkeit und Rüſtigkeit des Geiſtes beſitzen; was nicht Jedermanns Sache iſt.

Von ausgezeichnetem, allgemein entſprechendem Werthe ſind die Mittheilungen über das Entſtehen der weltberühmten Wolf'ſchen Ideen über Homer, die nur zum Theil in den Prolagomenen zu Homer entwickelt und eben deshalb damals und jetzt vielfach mißverſtanden worden ſind. Hier findet man nun, ſammt einigen Erläuterungen, Alles bei einander, was die ſtimmberechtigten Zeitgenoſſen damals dafür und dawider gemeint haben, und was man wiſſen muß, um einzuſehen, daß damals Keiner war, der auf gleicher Stufe der Gelehrſamkeit und philologiſch=hiſtoriſcher Kritik ſtand, um Wolfs Arbeit gehörig würdigen zu können. Wenn Wolf darüber ungehalten war, ſeine mühevolle Arbeit nur nach dem hiſtoriſchen, philoſophiſchen oder äſthetiſchen Reſultat beurtheilt zu ſehen, ſo wird ihm das Niemand verdenken. Wenn aber Herr Körte noch jezt darüber zürnt und Männer, wie Herder z. B., deshalb wie Schulknaben behandelt, ihnen wohl gar ein Verbrechen daraus macht, daß ſie es damals gewagt, zu erklären, ſie hätten früher aus allgemeineren Gründen Aehnliches gemuthmaßt; ſo darf man billig fragen: wer iſt befugt, ſich ſo etwas heraus zu nehmen? Etwas anderes iſt es mit Heine und Voß, von denen zu verlangen war, daß ſie als Philologen urtheilten und von denen freilich nur zu wahrſcheinlich iſt, daß ſie nicht frei von Neid und Eiferſucht handelten, wenn jener Wolfs Forſchungen als unbedeutend und ihr Ergebniß als alte Paradorie ſchilderte, dieſer ſie mit kraſſer, philologiſcher Altgläubigkeit verwarf. — Daß die Homeriſchen Geſänge in der uns überlieferten Geſtalt nicht von einem Dichter herrühren, bleibt unbezweifelt; die Annahme, daß urſprünglich doch wohl ein Dichter ſie koncipirt und im Großen und Ganzen ausgeführt habe, wenn gleich einer die Ilias, ein anderer die Odyſſee, dieſe Annahme widerſpricht wenigſtens Wolfs Ideen nicht.

Wir können nicht umhin, zu erwähnen, daß Wolfs Benehmen bei und nach der Kataſtrophe von 1806, bei welcher er ſich noch als Profeſſor in Halle befand, nicht nur tadelfrei, ſondern durchaus ehrenwerth war. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigt ſich der Mann von ächtem Geiſt und Charakter. Während andere, vom Preußenthum trunkene Männer ſeiner Umgebung von Nichts, als von Siegen träumten, ſah er aus dieſer, auch im Heere herrſchenden Trunkenheit gerade den traurigen Erfolg voraus und verſchwieg, obgleich deswegen als ſchlechter Patriot verläumdet, ſeine trüben Ahndungen nicht. Als Halle von dem Feinde beſezt war, that er ungezwungen keinen Schritt, ſich demſelben zu empfehlen. Vielmehr zog er es vor, Halle zu verlaſſen und nach Berlin zu gehen, wie höchſt ſchmerzlich es ihm auch war, ſeinen bisherigen Wirkungskreis auf immer zu verlieren und nur halb getröſtet durch einen Brief Goethes, der ihm rieth, von der allgemeinen Calamität zu abſtrahiren und ſich ganz auf ſeine Studien zu beſchränken. Zwar that er dies, weil ihm nichts anderes übrig blieb, aber den Fall des preuſſiſchen Staates aus einem großen hiſtoriſchen Geſichtspunkt betrachtend. Er ſagte ſich und andern: „Ohne den Krieg wären wir nur langſamer gefallen; durch einen glücklichen Ausgang würde der militäriſche Adel ſeinen Uebermuth noch geſteigert und als Sieger ſelbſt das Volk unterworfen haben. Der Staat hätte freilich ſeine Unabhängigkeit nicht ſo gar auf Einmal verloren; aber er hätte ſich um ſo ſchlimmer im Innern aufgelöſet." In dieſem negativen Ausſpruch ſchimmert deutlich genug die Hoffnung auf eine Regeneration von innen heraus durch, für welche er denn auch von ſeiner Seite Alles that, was er als einzelner Mann und als Gelehrter nur irgend zu thun im Stande war. Nach gegenwärtiger Biographie iſt er es vornehmlich geweſen, der die Idee, in Berlin eine Univerſität zu gründen, gefaßt und zu deren Verwirklichung den Miniſter von Stein, welcher anfangs durchaus dagegen war, bewogen hat, eben ſo rieth er zu allen Verbeſſerungen, deren ſich die Gelehrtenſchulen Preußens nach dem Tilſiter Frieden zu erfreuen hatten, und es iſt nur zu bedauern, daß ſeinen Vorſchlägen nicht unbeſchränkter Gehör gegeben worden iſt. Abſtoßendes Benehmen gegen Nichtdeutſche, Verachtung der Franzoſen und ihrer Sprache zur Regel des Denkens und Thuns zu erheben, iſt kleinlich und unfrei, während des Krieges mit ihnen aber Pflicht und unter ihrer Herrſchaft freilich nicht klug, aber achtunggebietend. Lezteres war auch Wolfs Betragen gegen die Franzoſen in Berlin, wie folgende Anekdote lehrt: Der franzöſiſche Intendant=General, Darü, ein gelehrter Mann, der Wolf'en auszeichnungsweiſe eine Penſion von 450 Rthlr. zahlen ließ, berief einſt alle Männer Berlins, denen man Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf die Jugend zumuthete, zu einer öffentlichen Audienz. Wolf, auch dazu berufen, erſchien zulezt und verlor ſich im Hintergrunde der Verſammlung, erzürnt zu vernehmen, wie gefällig das, übrigens ſchlechte, franzöſiſch über die Lippen der Deutſchen floß. Da fragte Darü nach ihm, und Wolf trat ſtraff auf jenen zu und erwiderte deſſen verbindliche Begrüßungen eben ſo höflich und zierlich, aber — deutſch. Darü, der nichts davon verſtand, erſuchte ihn, franzöſiſch zu ſprechen.

Digitized by Google

Wolf verſezte: „Das möge der Herr Intendant=General von ihm nicht verlangen; es ſeyen hier intrikate Sachen zu verhandeln, wo man ſich gar wohl vorzuſehen habe, daß man ſich recht ausdrücke und weder zu viel noch zu wenig ſage. Der Herr Intendant=General kenne ihm, der hier ſchon allein durch die gegenſeitige Verhältniſſe ſo ſehr im Nachtheil gegen ihn ſtehe, nicht zumuthen, ſich in den noch größeren Nachtheil zu ſetzen, daß er ſich einer Sprache bedienen ſolle, die der Gegentheil vortrefflich, er ſelbſt aber nur höchſt mittelmäßig oder vielmehr gar nicht zu reden verſtehe.“ — Als Daru hierauf lächelnd bemerkte, wie es einem ſo groſſen Sprachgelehrten ja nicht ſchwer fallen kann, ſich eines ſo leichten Idioms zu bedienen; erwiderte Wolf gleichſam verſuchsweiſe: cela ne vaut pas la peine! peine „Pein“ ausſprechend. Endlich ſezte er's durch, daß Lateiniſch geſprochen wurde. — Wie dieſes Benehmen nur Aeußerung ſeines verlezten Vaterlandsgefühles war, zeigt ſich noch ſchöner darin, daß er gerade in dieſer Zeit anfing, die deutſche Sprache zu ſtudiren; und in ihrem Studium Vergeſſenheit der Dinge um ihn her ſuchte. Dieſes Studium hat herrliche Früchte getragen. Wolf gehörte zu den wenigen Philologen, welche ein muſterhaftes deutſch zu ſchreiben und zu ſprechen wiſſen; und ſeine durch ſpecielle Studien und Uebungen erworbene Meiſterſchaft in der Mutterſprache hat er am ſchönſten in ſeinen wenigen, aber vortrefflichen Ueberſetzungen, vor allen durch die der Wolken des Ariſtophanes, an den Tag gelegt. Freilich ging er dabei von andern Grundſätzen aus, als Voß und die Voſſiden. Es war ihm um das Wiedergeben des Geiſtes, des Geſammteindruckes zu thun und er opferte Worttreue im Einzelnen auf, wo durch dieſe die Geiſttreue gefährdet ſchien, oder der Geiſt der Mutterſprache. Ja in der Achtung vor dieſem Geiſt, wie vor dem der deutſchen Sitte ging er ſo weit, daß er keinen Anſtand nahm, jene, das ſittliche Zartgefühl verletzende Stellen des Griechen ſo weit umzuformen, als erforderlich ſchien, damit ſie dem deutſchen Ohre nicht wie Plattheiten klängen. Wieland, der mit ſo vielem feinen Takt die Alten zu übertragen verſtand, erklärte Wolfs Wolken für „ein Wunder, welches dem Voß beweiſe, daß es möglich ſey, allen Bedingungen, die dieſer von einem vollkommen getreuen Ueberſetzer von Gedichten fordere, genug zu thun, ohne daß man darum der deutſchen Sprache Gewalt anzuthun brauche.“ Voß war ganz andrer Meinung und erbittert, daß Wolf es gewagt, ſich mit ſolchem Glück früher und nach andern Grundſätzen, als er, an die Ueberſetzung des Ariſtophanes zu wagen, und ließ ihn dafür durch den eignen Sohn in einer Recenſion belehren, wie ſehr er gegen die Geſetze und Regeln verſtoßen, die in dem Voſſiſchen Dollmetſchungs=Hammerwerk befolgt wurden. — Wolf dagegen erzählte zur Würdigung Voſſiſcher Ueberſetzungkunſt manchmal folgende gaſtronomiſche Parabel: „Einſt kam ein Märker zu J. H. Voß und rühmte dieſem die Teltower Rübchen. Da rümpfte Voß die Naſe und führte den Fremden an ein Beet ſeines Gartens, ſprechend: „Hier, mein Herr, ſollen ſie Rüben ſehen, ächte Teltower Rüben, aber gezogen und überſiedelt von mir, dem Kundigen!“ — Alsbald nun zog er eine Rübe aus dem Beete und zeigte ſie dar, triumphirend; ſie war — eines Mannsarms lang und dick! — So überſiedelt der Mann nun eben auch die Griechen und Römer; was eines zarten Frauenfingers Feinheit haben ſoll, wird armsdick; was dagegen armsdick ſeyn ſoll, wird meiſt fingersdünn bei ihm, dem Kundigen.“ Was ſagen die Voſſiden dazu? Die thatſächlich bewährte Achtung vor der Mutterſprache bewog Wolfen auch, die Aufnahme derſelben in den Schulunterricht zu empfehlen, aber freilich in anderer Weiſe, als ſie gewöhnlich betrieben wird, nicht als Gegenſtand des Wiſſens, ſondern als Gegenſtand der Kunſt, des Könnens, daher als Uebung im ſprachlichen Darſtellen, als Kunſt: meiſterhafte Proſa und Poeſie recht zu leſen, zu verſtehen und in Rückſicht auf Form nachzubilden. Nicht dichten ſollte man lehren — was unmöglich, — aber Verſemachen. Referent weiß aus Erfahrung, daß das Ueben deutſcher Verskunſt eine überraſchend ſprachbildende Kraft hat. Wolf ging von dem Grundſatz des römiſchen Dichters aus: „Bildung gewährt dem Munde des lallenden Knaben der Dichter.“ Und wenn er neben andern Uebungen, in der Mutterſprache zu komponiren, die metriſchen Uebungen beſonders empfiehlt, weil er von ihnen erwartet, „daß ſie auch der proſaiſchen Kompoſition die ſchönſte Ausbildung geben und die Jünglinge bald mit innigerer Empfindung die kunſtreichen Dichter ſtudiren werden;“ ſo können wir ihm nur Recht geben. Was ſagt aber Herr Hofrath Thierſch, was ſagen alle die Philologen dazu, die nichts vom Treiben der Mutterſprache auf Schulen wiſſen, oder nur ein grammatiſches und grammatiſch=hiſtoriſches, überhaupt keine Bildung durch Poeſie wollen? Wir ſagen, daß die Zeit kommen werde, in welcher es für den deutſchen Schulmann eine Schande ſeyn wird, die Jugend nicht durch Studium klaſſiſcher, deutſcher Gedichte zu bilden, wie es für den griechiſchen Schulmann eine Schande war, wenn in ſeiner Schule der Homer vermißt wurde. —

Und hiemit genug der Andeutungen aus der Biographie eines Mannes, der darum der erſte Philolog Deutſchlands geweſen iſt, der die Philologie zur Alterthumswiſſenſchaft erhoben hat, weil er einer jener wenigen Männer von urgeiſtiger Kraft war, welche überall, wohin ſie das Schickſal geſtellt hat, neue Bahnen brechen, in der Entwicklung des Lebens, oder der Kunſt, oder der Wiſſenſchaft neue Epochen bezeichnen. W. B. M.

Digitized by Google

2) Neuer Nekrolog der Deutſchen. Neunter Jahrgang, 1831. Zwei Bände. Ilmenau, Voigt, 1833.

Wir haben ſchon die frühern Jahrgänge dieſes Unternehmens rühmlichſt erwähnt. Dieſer neueſte enthält wieder die Biographien aller im Jahr 1831 verſtorbenen, nur einigermaßen berühmten oder angeſehenen Deutſchen. Mit beiſpielloſem Fleiß ſind 433 förmliche Biographien und 1180 kurze Notizen von zuſammen 1610 Todten geſammelt. Zu den Vornehmen, die der Tod in gedachtem Jahre gemäht, gehören Niebuhr, Ludwig Achim von Arnim, Klingemann, Klinger, Matthiſſon, Uſteri, Bohnenberger, Lafontaine, Hegel, Koch, Schultes, Leßmann, Feilmoſer, Bürde, Schmalz, Dinter, Schmidt, Graf Diebitſch, Freiherr v. Stein, Julius Graf von Soden, Graf Gneiſenau, Oberthür, Plank, Jaſſoy, Horner, Schnabel, Gruner, Wedekind ꝛc. Wir vermiſſen Niemand, als den Komponiſten Kreuzer.

Vielleicht würde dieſes ſchöne und nützliche Unternehmen beſſern Eingang im Publikum finden, wenn die Bogenzahl etwas abgekürzt würde. Dies könnte geſchehn durch Hinweglaſſung mancher Notiz, die minder bedeutende Todte betrifft, ſolche, die nur in einem engen Kreis der Mitwelt, aber nicht in dem weiten der Nachwelt Geltung haben. Die Redaktion wird ſich vorzüglich vor ſolchen Mittheilungen in Acht zu nehmen haben, die ihr von eiteln Verwandten, oder von Schmarozzern der verwaiſten Familie, oder von den überall emporſchießenden, um Stoff verlegenen, darum in Wortſchwall ſich ergießenden Schreibergeſellen zugeſchickt werden. Dieſe bringen in alle noch ſo gute literariſche Unternehmungen eine unheilbare Waſſerſucht. Wenn die Redaktion es ſich zum Geſetz machte, daß über keinen unbedeutenden Mann, d. h. über keinen, der nicht als wirklich einflußreicher Staatsmann, als durch ſeltne Schickſale berühmter Krieger, als bekannter Künſtler, Gelehrter oder Dichter oder durch irgend etwas Außerordentliches ſich ausgezeichnet hat (wie etwa Caspar Hauſer), mehr als eine Seite geſchrieben werden dürfte, ſo würde dies dem Werk ſehr förderlich ſeyn. Ich finde z. B. in dieſem Jahrgange die fünf Seiten lange Biographie eines alten Hofmanns in einem kleinen Staate, eines Mannes, der ſich außerhalb ſeines Hofes durch nichts bemerklich gemacht hat, eines Mannes, wie es deren tauſende in allen Antichambern von jeher gegeben hat. Zu deſſen Biographie waren ſchon 5 Zeilen zu viel, geſchweige ein Panegyrikus von fünf Seiten. Eben ſo iſt es mit den alten Paſtoren, Superintendenten und Konſiſtorialräthen. Wer mag die langen Berichte über das Leben und Streben und die vielen Predigten dieſer langweiligen Herren leſen. Man greife einige nahmhafte heraus, um zu zeigen, daß der Tod Schwarz ſo gut als Roth abtrumpft, aber man zähle dieſe Hochehrwürden und Hochwürden nicht alle auf, ſie ſinken ſonſt im Preiſe. Wer z. B. unſre Literatur aus dem alten Jöcher ſtudiren wollte, der die reichſte Gallerie von Allongeperrücken aller drei Fakultäten aufweiſt, der würde lieber ganz auf die Ehre verzichten, ein ſo ſtupend gelehrtes Volk kennen zu lernen.

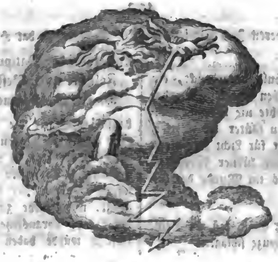
Taſchenbücher auf 1834.

Hiſtoriſches Taſchenbuch von F. v. Raumer.

Der Herausgeber hat diesmal keinen eignen Aufſatz dem Taſchenbuche einverleibt. Das Geiſtreichſte ſind zwei Vorleſungen von Gans über die Geſchichte der lezten fünfzig Jahre, die aber nur zur Einleitung gehören und ins Zeitalter Ludwigs XIV. und des Regenten zurückgreifen. Die Notizen Stieglitz des ältern über die Sage von Doktor Fauſt und die dahin einſchlagende Literatur müſſen dem Liebhaber von Werth ſeyn. F. Förſter gibt, Schottkys Beiſpiel nachahmend, Notizen zu Wallenſteins Leben in Bezug auf die Adminiſtration ſeiner Erblande. Löbell ſchreibt über das Principat des Auguſtus, eine kurze aber inhaltreiche Darſtellung der Uſurpation dieſes Imperators, worin der Verfaſſer unter anderm hauptſächlich nachzuweiſen ſucht, daß Auguſtus die Form, die er dem römiſchen Reich gab, nur als eine Uebergangsform aus der kriegeriſchen Republik in die friedliche Erb-Monarchie betrachtet habe, daß aber ſeine Nachfolger, ohne auf dieſem Wege fortzuſchreiten, vielmehr jene erſte Form feſthielten, anfangs aus angebornem Hange zu Liſt und Trug (wie Tiberius) und nachher aus Noth, da das Mittel der Unterdrückung, die Armee, ſich ſelbſt Zweck geworden war. Dadurch, meint der Verfaſſer, ſey die von Auguſt beabſichtigte Friedensmonarchie verhindert worden. Doch war ſie wohl nicht möglich, wenn auch die Antonine unmittelbar auf Auguſt gefolgt wären, denn Frieden und Ruhe konnte in keinem Staate herrſchend werden, der auf Unterdrückung aller fremden Nationalitäten gebaut war. Hätten ſich die Armeen nicht empört, ſo hätten es die Völker gethan. — Eine Ueberſicht der Bauernaufſtände im Mittelalter von Wachsmuth iſt recht intereſſant, obgleich ſie nichts Neues enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 120. — 25. November 1833.

?chrĭſten über die Emancipation der Juden.

Unter den Schriftſtellern von Ruf, die in Deutſch-
and am heftigſten gegen die Juden-Emancipation ge-
chrieben haben, ſteht der Herr Geh. Kirchenrath Paulus
n Heidelberg oben an. Dieſer große Kämpfer für Licht
md Recht par excellance beſizt außer ſeiner weltbe-
ühmten Tapferkeit auch noch die ſeltne Gabe, ſich unter
einen, d. h. unter den Feinden des Lichts und des Rechts
uch immer die mächtigſten und gefährlichſten auszufu-
hen. Wofür und gegen wen hat er geſtritten? Er hat
ür die Rettung des Proteſtantismus gegen die Gefahren
es Jeſuitismus geſchrieben. O welche Tapferkeit! Hatte
icht jener furchtbare Stollberg ſchon die ganze Refor-
nation in ihre Quelle zurückgedrängt, war nicht Preuſ-
en, die Stütze des Proteſtantismus, ſchon dahin?
Hatte nicht der einzige Katerkamp alle Kirchenlichter auf
roteſtantiſchen Univerſitäten ausgelöſcht? war nicht die
veltliche Macht entwaffnet, die akademiſche vernichtet,
var nicht ganz Deutſchland ſchon wieder katholiſch? —
md nur Er, nur der große Kämpfer für Licht und
Recht in Heidelberg konnte den Proteſtantismus, konnte
ie in ihm begründeten Staaten, namentlich Preußen,
etten. Ohne ihn wäre Alles verloren geweſen. — Dann
hat er für die alte heimliche Rechtspflege gegen die öf-
fentliche geſchrieben. Drohte nicht dieſes öffentliche Recht, eine von den Höllengeburten der Revolution, die ſchöne alte Heimlichkeit zu verdrängen? Hatte es nicht ſchon — durch ein räthſelhaftes Verſäumniß im deutſchen Bunde Wurzel gefaßt? waren die Herrſcher, waren die Juriſten wohl noch im Stande, den Drachen, der aus der alten Höhle am Drachenfels plötzlich verjüngt heraustrat, zu bekämpfen, wenn nicht der heilige Mann in Heidelberg ihn mit ſeinem Weihwaſſer beſprengt hätte? Ob er nun gleich das Recht ohne Licht will, ſo heißt er doch der Kämpfer für Licht und Recht, denn wenn der Deutſche einmal bewundert, ſo fragt er immer bloß wen, aber nicht was? — Nun endlich ſtreitet der tapfre Mann für die unterdrückte Chriſtenheit gegen die gräuliche Tyrannei der Juden. Und wahrlich, es iſt Zeit, daß der Retter naht. Schon haben die Juden alle ſtaatsbürgerlichen Rechte allein, und wir armen Chriſten ſind davon ausgeſchloſſen; nur Juden ſitzen in den Regierungen und Pariamenten, Juden haben ausſchließliche Zunftrechte, kein Chriſt darf mehr ein ehrliches Handwerk ergreifen, ja es iſt ſo weit gekommen, daß in Frankfurt jährlich nur 15 chriſtliche Paare getraut werden dürfen, während der Saamen Abrahams ſich wie Sand am Meere vermehrt. Gegen dieſe Tyrannei iſt nun ein Held unter uns aufgeſtanden, der große Paulus in Heidelberg, ihm ſingt Hoſiannah, er wird für uns ſeyn, was Judas

Digitized by Google

Makkabäus für die war, unter deren Joch wir jezt ſo ſchmählich ſeufzen.

So wurde niemals eine Unſchuld unterdrückt, ein Recht gekränkt, eine Ehre mit Füßen getreten, ſo erhob ſich nie ungefüge Gewalt und bedrohte nie herriſche Willkühr die Freiheit und die geiſtigen Güter der Völker, es hätte denn jener große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg ſich erhoben, und mit kühner Prophetenſtirne und mit dem Schwert Gottes im Munde der Gefahr getrozt.

Du reiner, edler, großmüthiger Geiſt, laß, in Deine Betrachtung verſenkt, mich drei Kreuze ſchlagen!

Einfältige Leute wollen behaupten, der Proteſtantismus ſey nie in Gefahr geweſen, die wenigen Proſelyten und Romantiker hätten nur Mitleid, aber keine Furcht erregt, und der Herr Paulus habe nur ein recht ſchreckliches Bild von dem Feinde an die Wand gemacht, und dagegen gekämpft, um den Leuten tapfer zu erſcheinen. Die einfältigen Leute ſagen ferner, Fonk ſey wirklich ein Mörder geweſen, und man habe ihn nur ſo eifrig vertheidigt, um ſich da, wie man zu ſagen pflegt, ein Bildchen zu verdienen, wo das Inſtitut der Aſſiſen mißliebig war. Die einfältigen Leute wollen endlich auch behaupten, es ſey eine Verwechslung, nicht 15 chriſtliche, ſondern 15 jüdiſche Paare dürften jährlich in Frankfurt getraut werden, und nicht die Juden, ſondern die Chriſten ſeyen die tyranniſchen Unterdrücker.

Herr Paulus hat in allen ſeinen theologiſchen Schriften, und vornehmlich im Leben Jeſu, das Chriſtenthum ſo ſauber alles Chriſtlichen entkleidet und ausgeſchält, daß nichts als ein nackter Deismus übrig geblieben iſt; er iſt nicht gläubiger als Voltaire, ſo wenig als er witziger iſt. Ja, wenn einfältige Leute recht geſehn und gehört haben, ſo iſt es gerade dieſer Krypto-Voltairianismus, der dem großen Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg einen ſo bedeutenden Ruf unter den Halbwiſſern und jeder Art geiſtigen Pöbels verſchafft hat. Er gilt als der erſte Freidenker unter den deutſchen Theologen, als der Heros der Denkfreiheit. Wie kommt es nun, daß er ſich auf einmal in der Rolle eines wüthenden Judenverfolgers, eines Mönchs Radulf, eines Flagellanten, der dem Krucifix vor Liebe die Zehen abbeißt, eines verrückten Herz-Jeſu-Freſſers gefällt? Sollte der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg nicht toleranter ſeyn? Er ſollte, ja — doch einfältige Leute wiſſen, daß es eine Konſequenz reiner und großer Seelen gibt, durch welche die Inkonſequenz des Verſtandes ſich erklären läßt. Der Edle handelt immer edel, wenn er ſich auch zuweilen widerſpricht.

Bekanntlich hat Herr Paulus die Schrift:

Die jüdiſche Nationalabſonderung nach Urſprung, Folgen und Beſſerungs-Mitteln. Von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, Winter, 1830,

hauptſächlich für die badiſche Kammer geſchrieben, um dieſe gegen die Juden-Emancipation zu ſtimmen, und ein Judenadvokat in Norddeutſchland hat nachher in einer andern Broſchüre naiv gejammert, daß die Schrift, welche Dr. Rieſſer derjenigen von Paulus entgegengeſezt, nicht mehr zu rechter Zeit in Karlsruhe angelangt ſey, vorausſetzend, daß die badiſche Kammer ſich elaſtiſch würde haben rechtshin oder linkshin ziehen laſſen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo haben doch einfältige Leute den Kopf geſchüttelt, als ſie laſen, daß die badiſche Kammer ſich nicht an den Spruch von Sieyes erinnert hat: „ihr wollt frey ſeyn, und ihr ſeyd nicht einmal gerecht.“ Es hätte dieſen berühmten Liberalen nicht paſſiren ſollen, gegen die Juden-Emancipation zu ſtimmen; ſie, die aus dreizehn Ehrenbechern ſich in Popularität berauſchen, ſollten daran denken, daß eine einzige Judenthräne all den Ehrenwein vergiften kann. Es gibt nur Ein Recht, hat ein großer Vernunftrechtslehrer in der badiſchen Kammer oft genug geſagt — warum mißt er nun ſelbſt den Chriſten mit einem Recht und den Juden mit einem andern?

Die Gegenſchrift von Rieſſer heißt:

Vertheidigung der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden gegen Dr. Paulus. Von Dr. Gabriel Rieſſer. Altona, Hammerich, 1831.

Dieſer Schrift ſchließen ſich noch an:

Ueber die Stellung der Bekenner des Moſaiſchen Glaubens in Deutſchland. Zweite Auflage. Von Demſelben, Daſelbſt, 1831.

Der Jude. Periodiſche Blätter für Religion und Gewiſſensfreiheit. Von Demſelben, Daſelbſt, 1832, 1833.

Kritiſche Beleuchtung der in den Jahren 1831 und 1832 in Deutſchland vorgekommenen ſtändiſchen Verhandlungen über die Emancipation der Juden. Von Demſelben, Daſelbſt, 1833.

Ich weiß den Ton des Herrn Paulus mit keinem Wort beſſer zu bezeichnen, als mit dem eines Phariſäers. Scheinheilig, gleichſam mitleidig, weiß er gleichwohl durch alle rabuliſtiſche Künſte, durch die eine einfache Sache verwirrt, das Kleine vergrößert, das Große verkleinert, das Gewiſſe ignorirt und Ungewiſſes wahrſcheinlich gemacht wird, die Gemüther gegen die Juden

Digitized by Google

zu erbittern, ja er erröthet nicht, ihnen mit dem Pöbel zu drohen. — Die Sprache Rieſſers dagegen iſt würdevoll, rein von jeder Anmaßung wie von jedem Sophisma, durchſichtig klar, überredend und ſo ſiegreich, daß er ſich ſolchem geiſtigen Pöbel und ſolchen Demagogen der Pöbelweisheit gegenüber befinden muß, um ſtatt des Siegs nur rohes Gelächter und ſchadenfrohes Grinſen zu ernten. Selten ſtanden ſich Recht und Unrecht, Edelmuth und Gemeinheit, Wahrheit und Lüge ſo ſcharf gegenüber, als in dieſen beiden Streitſchriften zwiſchen dem edlen Vertheidiger eines im 19ten Jahrhundert noch immer unwürdig mißhandelten Volks und dem neuen Mönch Radulf, dem kleinen Hepp Hepp Schreier in Heidelberg.

Die Franzoſen haben das Vorurtheil gegen die Juden längſt abgelegt, und dieſe, jenen bürgerlich gleich geſtellt, haben ſich dieſer Gleichheit werth bewieſen. Nie hat man in Frankreich Chriſten über dieſe Gleichheit klagen hören, und noch unlängſt gab der Miniſter Merilhou den franzöſiſchen Juden das Zeugniß: „dans les fonctions publiques, où ils ont été appelés, sous les drapeaux de nos phalanges immortelles, dans les lettres, les arts, les sciences, l'industrie ils ont en un quart de siècle donné parmi nous le plus noble démenti aux calomnies de leurs adversaires.“ Auch in Deutſchland haben die Juden überall da, wo man ihnen größere Freiheit gegönnt, ſich derſelben würdig gezeigt, und nur da, wo ſie im alten, oder nur wenig gemilderten Zwange bleiben, mußten ſie auch bei dem alten verhaßten Lebenswandel beharren. Was kann denn der Jude anders als ſchachern, wenn man ihm nicht erlaubt, ein Handwerk zu ergreifen? Oder wie ſollen ſie die Vorurtheile des Talmud ablegen, wenn man ihnen, wie es in Preußen geſchah, ausdrücklich eine deutſche Liturgie verbietet? Dagegen iſt Thatſache, daß im bayriſchen Mainkreiſe, wo vor 1813, in welchem Jahr den bayriſchen Juden Gewerbefreiheit geſtattet wurde, 1400 Judenfamilien vom Schacher lebten, von denen im Jahr 1828 nur noch 280 Familien bei dieſem alten Gewerbe geblieben waren, während die übrigen alle ſich gewöhnlichen Handwerken oder dem Ackerbau gewidmet hatten. Daſſelbe würde überall der Fall ſeyn, wenn die Juden vollſtändig emancipirt würden und es iſt über allen Zweifel erhaben, daß *erſt die Emancipation die Uebel beſeitigen wird, um derentwillen man keine Emanzipation ertheilen will*, daß die Juden erſt dann aufhören werden, uns um ihrer Einſeitigkeit, Abgeſchloſſenheit und um ihres Schacherns willen zu mißfallen, wenn ſie nicht mehr von uns ausgeſchloſſen ſind, wenn ſie uns ſo gleich ſtehen werden, wie dies längſt in Frankreich der Fall iſt. Die Abgeſchloſſenheit iſt eine künſtliche, durch unſre eigne Grauſamkeit und unverantwortliches Feſthalten an verſchimmelten Unterdrückungsgeſetzen fortgepflanzte, keineswegs eine natürliche. Seit tauſend, ſeit noch mehr Jahren leben Juden unter uns, ſie ſtanden unſern Edeln zu Karls des Großen Zeit wahrlich nicht ferner, als die damaligen chriſtlichen Leibeignen; dieſe Leibeignen haben wir endlich emancipirt und die Juden ſollen uns immer noch fremd bleiben. Man hat lange genug Glaubensfreiheit gepredigt, man geſteht ſie allen chriſtlichen Konfeſſionen, ſelbſt den Heiden umſonſt zu, nur den Juden verkauft man ſie und haßt ſie noch darum. Denke ſich doch jeder Chriſt in die Lage eines vernünftigen Juden, deſſen Ururahnen ſchon in Deutſchland lebten, der in Deutſchland geboren und erzogen iſt, der deutſch ſpricht, der nur durch eine ſeltſame Tradition noch mit einem fernen aſiatiſchen Heimathlande zuſammenhängt, wohin ihm nicht einmal ein Rückweg geöffnet iſt. Als Was ſoll ein ſolcher vernünftiger Jude ſich denn betrachten, wenn nicht als Deutſcher, als Bürger der freien Erde, auf der er geboren war, auf der ſchon ſeines Urältervaters Hütte ſtand? Und wenn er dem Staat ſteuert, den Geſetzen des Staats gemäß lebt, dem Staat durch ſeine Talente dient, ja ſogar ſein Leben im Kampf für das gemeinſame Vaterland läßt, wie dies nicht nur in Frankreich, ſondern auch ſchon in Deutſchland geſchah, warum ſollte dieſer vernünftige, dieſer edle Jude von uns verſtoßen ſeyn, warum ſollte er ſchmerzlich ausrufen: ich bin um meine angebornen Menſchenrechte betrogen, weil ich ein Deutſcher bin! Oder verſetze ſich der Chriſt in die Lage eines unvernünftigen Juden, eines Elenden, der halb Dieb, halb Bettler in ſeinem Schmutz umherſchleicht, und mit Lumpen ſein Profitchen macht? Man denke ſich in dieſe Lage, und frage, wer ſie verſchuldet hat, ob der Jude, der in dieſem Elend geboren iſt, den Zwang und Unterdrückung in dieſem Elend feſſeln, oder ob der chriſtliche Staat, der dieſen Zwang ihm aufgelegt? Der deutſche Boden ſoll frei machen; wer auf ihm geboren iſt, darf nicht Sklave ſeyn. Und wir dulden mitten unter uns tauſendjährige Kinder des freien deutſchen Bodens im Zuſtand der Heloten und wundern uns, daß ſie nichts Beſſeres ſind. Eine dumme Grauſamkeit iſt doch die ärgſte von allen, und ach! wir haben allzu lange mit ehrlichem Geſicht Tyrannei geübt.

Der verewigte Gründer dieſer Blätter, Freiherr von Cotta, ſprach einſt in der Würtembergiſchen Kammer die ſchönen Worte: „Müſſen wir nicht Alle den Iſraeliten achten, der, treu und aus Ueberzeugung am Glauben ſeiner Väter hangend, denſelben wegen ſchnöden Gewinns nicht verläßt; müſſen wir dagegen den nicht verachten, der denſelben zeitlicher Vortheile wegen gegen den chriſtlichen wechſelt? Dieſem, den wir verachten, können wir aber die Rechte nicht verſagen, die wir

Digitized by Google

Jenem, den wir achten und ſchätzen müſſen, verweigern wollten, während er doch ſchon längſt alle Laſten und Pflichten des Würtembergiſchen Unterthanen tragen und erfüllen muß?" Dieſer ſchlagende Satz widerlegt all das bornirte Gerede von der jüdiſchen Immoralität, vor der ſich die ſcheinheiligen Chriſten immer ſo ſehr zu fürchten vorgeben. Ein ſchlechter Jude wird gewiß allemal ein Chriſt, wenn er mit ſeiner Schlechtigkeit unter dieſer Firma mehr profitiren kann. Man verhindert den Juden nicht, ſeine Schlechtigkeit als Chriſt fortzuſetzen, aber man will ihn verhindern, ein ehrliches Gewerbe zu treiben, ehe er ein Chriſt iſt. Das heißt eine Prämie auf die Schlechtigkeit ſetzen, ſtatt ihr entgegenzuwirken und verräth eine Geſetzgebung, die nur im Mittelalter gegeben und nur in unſerm lügenhaften Zeitalter vertheidigt werden konnte.

Die Unvernunft des Judenzwanges ſtellt ſich noch klarer durch ein Argument Rieſſers heraus. Ihr Chriſten, ſagt er, ſteht nicht an, euch jüdiſcher Aerzte zu bedienen, und den jüdiſchen Verſtand in ſchwierigen Rechtsfragen zu Rathe zu ziehen, und doch glaubt ihr den Staat in Gefahr, wenn euch ein armer Jude nicht mehr alte Schuhe abkaufen, ſondern neue machen will. Es entſteht Aufruhr in der Stadt, die Zünfte ordnen ſich, jegliches mit dem Banner voran, welchem ſchrecklichen Feinde gilt es? — ach nur einem armen Juden, der zur Nadel gegriffen hat und die ſchwindſüchtige Zunft vermehren will, ohne etwas Anderes zu kreuzen, als die Beine. Der ſpießbürgerliche Zirkelſchluß, den auch der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg adoptirt, iſt folgender: *obgleich die Juden nur deswegen nicht ſo ſind wie wir, weil wir ſie ausſtoßen, ſo ſtoßen wir ſie doch eben deswegen aus, weil ſie nicht ſo ſind wie wir!*

Auch darüber äußert ſich Rieſſer in ſchlagenden Sätzen, daß es ein unvernünftiges Vorurtheil ſey, im Talmud Gefahren für den Staat zu ſuchen. Der Jude müſſe nach allen Geſetzen des chriſtlichen Staats leben, ja er werde ſtrenger gehalten als der Chriſt ſelbſt; der Talmud diſpenſire ihn weder von einer bürgerlichen Pflicht noch Strafe. Der Talmud enthalte Vorurtheile und meintwegen Albernheiten, aber ob dergleichen nicht auch in den Kommentaren chriſtlicher Kirchenſchriftſteller zu finden ſeyen? (Ja wohl!) „Nach eignen Geſetzen über Heirathen, Eheſcheidungen, Erbſchaften, Kontrakte und ähnliche Verhältniſſe leben die Juden ſicherlich nicht in dem zwanzigſten, eigne Gerichte zur Entſcheidung nach dieſen Geſetzen haben ſie nicht in dem fünfzigſten Theile von Deutſchland mehr. Wo dergleichen noch exiſtirt, wird ſein kümmerliches Daſeyn nur durch die unverzeihliche Trägheit einer Geſetzgebung gefriſtet, die den alten Wuſt anzurühren ſich ſcheuen muß, um nicht an die Forderungen des Rechts und der Staats-Klugheit, rückſichtlich der Juden überhaupt, gemahnt zu werden. Allenthalben aber wird die Geſammtheit der Juden mit Freuden alles dahin Gehörige aufgeben, wenn man ihnen nur ein beſchränktes Bürgerrecht, geſchweige denn, wenn man ihnen die volle rechtliche Gleichheit dafür geſtattet. Aber in den Staaten, wo die Juden Bürger ſind, dürften ſolche Eigenheiten ohnehin auf keine Weiſe geduldet werden, da ſie der Stellung des Bürgers durchaus widerſprechen; die allgemeine Erfahrung zeigt aber auch, daß die Juden ihrer Aufhebung nie und nirgends Schwierigkeiten in den Weg legen." Die Juden ſelbſt haben längſt eine deutſche Liturgie gewünſcht und zum Theil unter ſich eingeführt und die Aufklärung unter ihnen würde ſchon weit mehr um ſich gegriffen haben, wenn man ihnen nicht, wie in Preußen, dieſelbe verboten und ſie *gezwungen* hätte, beim Alten zu verharren. „Es iſt eine augenſcheinliche Erfahrung, daß die Juden gerade an den Orten, wo ſich die Regierungen nicht im Allermindeſten um ihre Religions-Angelegenheiten bekümmert haben, viel, ſehr viel weiter fortgeſchritten ſind. Es hat ſich zuerſt im Jahre 1817 in Hamburg, wo die Regierung dieſen Gegenſtand mit der höchſten Weisheit behandelt hat, — keinerlei Unfrieden duldend, aber die freie Anordnung ihres Gottesdienſtes den Anhängern der verſchiedenen Meinungen überlaſſend, — ein Gottesdienſt mit deutſchen Geſängen, Gebeten und religiöſen Vorträgen gebildet, der allen jenen Forderungen der Aufklärung nach dem Urtheile Aller, die ihn kennen, vollkommen entſpricht, und zu welchem ſich ein großer Theil der Gemeinde hält. Von Hamburg aus hat ſich dieſe Reform nach Berlin und Leipzig, und hätte ſich von Berlin aus über ganz Preußen und weiter verbreitet, wenn nicht die preußiſche Regierung durch ihr gewaltſames Einſchreiten jene Verbreitung verhindert hätte. Auch in Frankfurt a. M. beſteht ſeit mehreren Jahren eine ähnliche gottesdienſtliche Anſtalt unter der Leitung trefflicher Lehrer. Herr Dr. P. hat die Herren Salomon, Johlſon und Auerbach als Religionslehrer, die im Sinne der Aufklärung wirken, angeführt; es iſt außer ihnen noch eine zehn Mal ſo große Anzahl Anderer zu nennen, die in gleichem Sinne und mit gleicher Tüchtigkeit wirken. Auch Herr Rehfuß in Heidelberg, deſſen Herr Dr. P. lobend erwähnt, iſt gewiß ein wackerer Mann; aber Jeder, der mehr als eine jüdiſche Gemeinde aus der Erfahrung kennt, weiß es, und ich bin erbötig, es durch Zeugniſſe, Schulſchriften und Belege aller Art zu beweiſen, daß es ſehr wenigen irgend anſehnlichen Gemeinden an Lehrern von mindeſtens gleicher Tüchtigkeit fehlt."

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 121. — 29. November 1833.

Schriften über die Emancipation der Juden.

(Beſchluß.)

„Es iſt mithin alles Das, was Herr Dr. P. über den gewaltigen Einfluß der Rabbinen und über die Abhängigkeit der Juden von denſelben fabelt, von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen. Die Rabbinen haben durch ihren eigenen Einfluß, wo die Regierung nicht ihre Anſichten theilte und gewaltſam geltend machte, einen großen Theil der Juden nicht daran verhindert, einen Gottesdienſt nach Grundſätzen, den ihrigen entgegenſezt, zu gründen; ſie haben einen ſehr großen Theil der Gemeinde, und zwar Arme ſo gut wie Reiche, nirgends dann gehindert, ſich nach ihrer religiöſen Ueberzeugung von dem Ceremonial-Geſetze, ganz oder theilweiſe, loszuſagen; Diejenigen, die ihren Lehren anhängen, thun es aus einer durchaus freien und unabhängigen, gewiſſenhaften religiöſen Ueberzeugung. Ich glaube mit Zuverſicht behaupten zu können, — und ich weiß, daß Männer von einer der des Herrn Dr. P. entgegenſezten religiöſen Meinung, dieſe Behauptung nicht als ein Lob für uns werden gelten laſſen, — daß die Bekenner keiner chriſtlichen Konfeſſion von der Meinung ihrer orthodoxen Geiſtlichen ſo durchaus in jeder Beziehung unabhängig ſind, wie wir von der Unſrigen; daß ſich die allerunbedingteſte Meinungs-Verſchiedenheit in Religionsſachen nirgends mit ſo ungebundener Freiheit äußert, wie unter uns, wo Gottlob! keinerlei äuſſere Gewalt den Lehren und Vorſchriften der Religion zur Seite ſteht."

Da man nun doch die Religion zum Ausſchließungsgrund der Juden von den bürgerlichen Rechten gemacht hat, bemerkt Herr Rieſſer: „Es wäre des praktiſchen Erfolgs wegen vielleicht zu wünſchen, daß ſich die verſchiedenen Geſetzgebungen Deutſchlands wirklich einmal damit beſchäftigen, feſtzuſtellen, was denn die Juden, um vollkommene Bürger zu ſeyn, glauben, und was ſie nicht glauben ſollen: es würde eine ſo bunte Mannichfaltigkeit der Syſteme, eine ſo unbeſchreibliche Verwirrung herauskommen, daß man bald einſehen würde, man müſſe allerdings die Frage, was die Juden glauben, wie es alle verſtändige Geſetzgebungen, und zulezt auch nach vielem leeren Hin- und Herreden die Würtembergiſche, gethan haben, ganz bei Seite laſſen, mindeſtens ſo lange, bis man ſelbſt zu einer größeren Gewißheit und Einheit der Ueberzeugungen in Glaubensſachen gelangt iſt."

Unwiderleglich iſt folgende Erklärung im Namen aller deutſchen Juden: „Ich ſehe in der Frage der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden keine andere, als eine Frage der religiöſen Freiheit, deren einfacher Ausdruck der iſt, ob es dem Staat, ob es der Religion heutzutage frommt, daß das äußere Bekenntniß eines beſtimmten

Digitized by Google

Glaubens — denn mehr kann nur Gott fordern, der die Herzen prüft — vor anderen privilegirt ſey. Der Beurtheiler aber will in den Juden nicht blos Andersglaubende, er will Fremde in ihnen ſehen. Er wird es mir und meinen Glaubensgenoſſen nicht verargen, wenn wir uns gegen dieſe Anſicht mit allen Kräften ſträuben, die uns zur Verzweiflung bringen würde, wenn etwas Wahres an ihr wäre. Wenn uns Einer ungläubig nennt, und von Gott verſtoßen, ſo ſagen wir ihm, daß wir einen Gott glauben, der keines ſeiner Kinder verſtößt; wenn aber der Deutſche uns Deutſche fremd nennen dürfte, ſo wären wir ohne Heimath und ohne Vaterland. Was den juriſtiſchen Standpunkt der Gegenwart betrifft, ſo fällt das ganze Gebäude durch die eine Bemerkung zuſammen, daß die Geſetze aller civiliſirten Staaten dem im Inlande gebornen und herangewachſenen Sohn des Eingewanderten, der auf keine andere Heimath Anſpruch hat, einen erworbenen Anſpruch auf das Bürgerrecht zuſprechen, ohne alle Rückſicht darauf, unter welchen Bedingungen der Vater aufgenommen. Die poſitive Begründung, das Fundament ihrer Anſprüche ſteht alſo für die eingebornen Juden unerſchütterlich feſt, und es iſt nur das Geſetz der religiöſen Ausſchließung, das man ihnen entgegenſtellen kann. Daß das wirklich der rechtliche Stand der Dinge iſt, tritt deutlich genug darin hervor, daß kein Staat dem zum Chriſtenthum übergetretenen Juden das volle Bürgerrecht verweigert, und, ſo wenig hie und da die öffentliche Meinung dem Uebertritt günſtig ſeyn mag, ſo kann und darf und wird ihnen ein ſolcher Anſpruch nie und nirgend beſtritten werden. Es iſt alſo klar genug, daß es das Bekenntniß und nicht die Abkunft, daß es eine religiöſe, nicht eine nationale Verſchiedenheit iſt, die die Ausſchließung rechtlich begründet.“ Dies iſt unzweifelhaft. Soll der Jude, weil er vom Saamen Abrahams iſt, ausgeſchloſſen werden, ſo muß er es auch, wenn er Chriſt wird, denn die Abkunft kann man nicht ablegen, und ſo würde ein chriſtlicher Phariſäer, z. B. wie Paulus, wenn er zufällig in der zweiten oder dritten Generation von jüdiſchen Eltern abſtammte, eine eben ſo unmögliche Erſcheinung ſeyn, als ſein Chriſtenhaß wahrſcheinlich nie in Judenhaß umgetauft worden wäre. Soll der Jude aber nicht ſeiner Abkunft, ſondern ſeines Glaubens wegen ausgeſchloſſen ſeyn, ſo ſtreitet dies gegen die ſo geprieſene Glaubensfreiheit und führt uns in die barbariſchen Zeiten zurück.

Iſt es nicht Barbarei, daß man in der Marienkirche zu Lübeck die Namen der Juden lieſt, die im hanſeatiſchen Korps gegen Napoleon dienend ihr Leben rühmlich auf dem Schlachtfeld ließen, während die Brüder und Verwandten dieſer Juden unmittelbar nach dem Kriege aus Lübeck ausgetrieben wurden, weil dieſe freie Stadt hauptſächlich eine judenfreie ſeyn wollte, ganz im Sinn des großen Kämpfers für Licht und Recht in Heidelberg, der das deutſche Vaterland nicht ſowohl frei, als judenfrei zu ſehn wünſcht.

Meiſterhaft, von tief ergreifender Wahrheit iſt das Gemälde, welches der Verfaſſer in der Schrift über die Stellung ꝛc. entwirft. „Daß die beſondere Religion mit der bürgerlichen Thätigkeit gar nichts zu thun hat, daß es nicht nöthig ſeyn darf, in einer beſtimmten Konfeſſion geboren zu ſeyn oder ſie angenommen zu haben, um ſich auf irgend eine Weiſe redlich ernähren und nach Maaßgabe ſeiner Kräfte ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft ſeyn zu dürfen — das iſt etwas ſo einfaches, daß es auch die ungebildetſte Maſſe leicht begreift, wenn es einmal geſetzlich feſtſteht (wie in Nordamerika). So lange aber eine beſtimmte Klaſſe im Staat einmal der Religion wegen als rechtlich zurückgeſezt erſcheint, ſo lange insbeſondere dieſe Zurückſetzung nicht allein in den weniger alltäglichen Beziehungen des politiſchen Lebens, ſondern in der Ausſchließung von vielen Zweigen bürgerlicher Thätigkeit hervortritt; ſo lange die Luſt zu unterdrücken und auszuſchließen, von der nur die Beſſern frei ſind, in vielen Stücken Nahrung findet: ſo lange wird ſie von allen Seiten um ſich greifen wollen; ſo lange wird in den Köpfen der großen Menge von Ungebildeten und der wenigen, aber oft einflußreichen Schlechten und Neidiſchen der für alles Recht, für alle Sittlichkeit, wie für die öffentliche Ruhe tödtliche Grundſatz ſpuken, daß jene Klaſſe eigentlich ohne alles Recht, und daß der redlichſte Erwerb, die nützlichſte Thätigkeit eine Art von Uſurpation von ihrer Seite ſey. Ich frage, jeden gewiſſenhaften Beobachter, ob nicht unter hundert Aeußerungen des Unmuths gegen die Juden neun und neunzig auf dieſem Boden gewachſen ſind. Derjenige, der in ſeinem Erwerbszweige mit Juden konkurrirt, glaubt, es geſchähe ihm Unrecht, weil Andere in ihrem Erwerbszweige dieſer Konkurrenz überhoben ſind, und ſinnt darauf, ſich für den ſeinigen ein ähnliches Privilegium zu verſchaffen; Diejenigen, die ſolche Privilegien haben, wollen ſie ſo weit, wie möglich, ausdehnen und gegen jede angebliche Umgehung bewahren. Beide Klaſſen ſind daher in einem fortwährenden Zuſtand neidiſcher Spannung, die jeden Augenblick neue Nahrung erhält. Hat eine Anzahl Juden einen einzelnen von den wenigen Erwerbszweigen, die ihnen frei gelaſſen ſind, mit einer durch die Noth geſteigerten und durch Beengung koncentrirten Thätigkeit benuzt, — außer welcher ſie ja nie durch irgend einen Vortheil die Konkurrenz zu hemmen im Stande ſind — ſo hört man das alte unſinnige Geſchrei, daß die Juden alles an ſich reißen, und was dergleichen mehr iſt; es iſt wahrhaftig, als wenn Jeder glaubt, die Früchte des Fleißes der Juden ſollten von Gottes und Rechts wegen

Digitized by Google

ihm zu Gute kommen. Die lächerlichſten Anmaßungen, die ſchmutzigſten Leidenſchaften machen ſich in dieſer Sphäre Raum. Die Beſchränktheit glaubt gegen überlegene Geſchicklichkeit, die Trägheit gegen angeſtrengte Thätigkeit ein Privilegium in Anſpruch nehmen zu dürfen. Der Neid, der ſonſt ſo gern ſein häßliches Antlitz vor den Blicken der Menſchen ſchamhaft verhüllt, zeigt ſich hier in ſchamloſer Nacktheit. Die ächten Judenfeinde unſerer Tage beneiden erſt dem Reichen ſeine Schätze, dann dem Beſchäftigten ſeine Thätigkeit, und zulezt dem Bettler die Lumpen, die ſeine Blöße bedecken. Man halte das für keine redneriſche Uebertreibung: es gibt Judenfeinde, die ſich nicht entblöden, mit einer gewiſſen Bitterkeit die Bemerkung zu machen, daß die jüdiſchen Armen durch die Wohlthätigkeit ihrer Glaubensgenoſſen ſo gut verſorgt werden. Die Zahl der hier Geſchilderten iſt freilich gering, ſehr gering; aber ſie iſt reich an unverſchämten Schreiern, an armſeligen Scribenten: die vor 10 Jahren eine Anzahl von Flugſchriften verbreiteten, über die man ſämmtlich das eine Motto „Audacter calumniare: semper aliquid haeret" ſetzen ſollte; zu ihr gehören die Helden der Kaffeehäuſer, jener Schlag von Menſchen, die, ehrlichen Leuten gegenüber, bei öffentlichen Händeln den unberechenbaren Vortheil für ſich haben, daß ſie keine Ehre zu verlieren haben: ſie trägt daher bei aller Schwäche gerade die erforderlichen Elemente zum Lärmmachen in ſich. — Wenn ſolche Leute einen dürftigen durch die Laſt ſeines kümmerlichen Erwerbs ſo recht zu Boden gedrückten Juden ſehen, ſo iſt ihnen dieſer Anblick keineswegs unangenehm: im Gegentheil, es kitzelt ihre Feigheit, einen noch Feigeren, es behagt ihrer niedrigen Geſinnung, eine der äußeren Form nach noch größere Niedrigkeit wahrzunehmen; in dieſen Zuſtand möchten ſie gern alle Juden für alle Ewigkeit gebannt wiſſen. Verargt es ihnen nicht! es wird ihnen ſo ſchwer, eine Folie zu finden, gegen welche ſie den eignen Unwerth halten könnten, damit er noch einen Werth zu haben ſcheine. Wundert Euch auch nicht über die ekelhafte Häßlichkeit dieſer Erſcheinungen! Wenn die Hefen des edelſten Weines ſelbſt trübe und übel ſchmeckend ſind, wie ſollten die lezten Tropfen eines ſchlammigen ſchmutzigen Getränks denn glänzend und wohlſchmeckend ſeyn? Wenn die ſtolzeſten Werke des Menſchengeiſtes, Staatsverfaſſungen und Kirchen, in den Augenblicken ihres Verfalls traurige Bilder darbieten, wie ſollten die lezten krampfhaften Zuckungen der beiden Vampyre des Menſchengeſchlechts — Kaſtengeiſt und Religionshaß — anders als ſcheußlich und Ekel erregend ſeyn? Wohl iſt es wahr, daß Druck und Ausſchließung ſittlich verderben; aber ſie verderben den Unterdrücker mehr noch als den Unterdrückten. Eine Ariſtokratie der Minorität, wie alle anderen es ſind bis auf dieſe eine, kann doch noch manches Edle entwickeln; ſie macht doch wenigſtens Anſpruch darauf, ſich durch eine ſittliche Macht, durch ein geiſtiges Uebergewicht der Maſſe gegenüber zu behaupten; ſie flößt der herrſchenden Kaſte einen edlen Stolz, ein mächtiges Streben nach Ehre und Auszeichnung ein. Aber jene leichte Bedrückung einer geringen Zahl durch eine ungeheure Uebermacht kann nur feigem Uebermuth, elenden Leidenſchaften Nahrung geben. Nur ein Volk von Knechten kann Gefallen finden an der Afterknechtſchaft Weniger; nur eine kraftloſe feige Nation kann in dem Gegenſatz einer geringen Anzahl Unterdrückter ein Mittel der Spannung ihres Selbſtbewußtſeyns, ein Reizmittel für ihre krankhafte Ohnmacht ſuchen. Fragt den ſtolzen Britten, fragt die Helden Frankreichs: ob ſie nicht ſchamroth werden würden über den bloſſen Verdacht, als wenn ſie Gefallen finden könnten an der Unterdrückung des hundertſten Theils ihrer Landsleute? Darum wohl uns, daß der Deutſche immer mehr und mehr zu einem ächten männlichen Bewußtſeyn der Menſchenwürde und der Volkswürde heranreift, daß der feſte muthige Wille, keine Unterdrückung irgend einer Art zu dulden, dem Geſetz unbedingt, aber nie der Willkühr zu gehorchen, in Deutſchland immer mehr und mehr Wurzel faßt! Denn der Muthige iſt gerecht und edel; der Freie findet kein Behagen am Unterdrücken; über den rohen Uebermuth ſeiner Flegeljahre erröthet der gereifte Mann; der Unthaten des Sklaven, da er die Feſſel brach, ſchämt ſich der Freigewordene und der Freigeborne verabſcheut ſie. Der ſiegende Genius der Freiheit hat unſere Bande in Amerika und in Frankreich gelöſt; er löſt ſie in England; er wird ſie in Deutſchland löſen."

In demſelben humanen Sinn ſprechen ſich auch folgende Schriften aus:

Ueber die Lage der Juden nach gemeinem deutſchen Rechte und die Mittel, dieſelbe zu verbeſſern, mit beſonderer Berückſichtigung des Königreichs Hannover. Von Dr. Cohen. Hannover, Hahn, 1832.

Gegenbemerkungen zu der Schrift des H. Geh. Ober-Regierungsrath Streckfuß über das Verhältniß der Juden zu den chriſtlichen Staaten, von Frhr. von Ulmenſtein. Dresden, Grimmer, 1835.

Beide ſind reich an Notizen über die neuere Geſchichte der Juden und Judengeſetzgebung in Norddeutſchland, während beide den Zweck der zeitgemäßen Emancipation verfolgen.

Bedenkt man, was die armen Juden unter uns gelitten haben, nicht nur wie ſie im Anbeginn der Kreuzzüge und beim Ausbruch der großen Peſt im 14ten Jahrhundert zu tauſenden grauſam ermordet wurden, nicht nur wie Kaiſer Wenzel ſie ſyſtematiſch ausplünderte, ſondern wie ſie noch gegenwärtig im 19ten Jahrhundert der ſtaatsbürgerlichen und ſomit einen großen Theil der natürlichen

Digitized by Google

Menſchenrechte entbehren, ſo muß man ausrufen: Wahrlich, es iſt Zeit, ſo großes, ſo altes Unrecht zu vergüten! Gräßlich waren jene Morde, jene Judenfeuer, welche die heiligen Hepp Hepp Schreier unſerer Tage wohl ſchadenfroh gern erneuern möchten; aber die 12,000 Juden, die man in Mainz erwürgte, die 2000 Juden, die man in Straßburg alle zumal auf einem Scheiterhaufen verbrannte, ſie ſind immer noch glücklicher zu preiſen, als die Millionen, die unter dem Joch der Judengeſetze und unter der noch härtern Zucht unbarmherziger *deutſcher* Dummheit — die unſer heiliger Mann in Heidelberg gern verewigen möchte — tauſend Jahre lang leben, tauſend Jahre lang ihr Leben durch Noth und Schande fortſtehlen mußten. Der alte Rabbi, der ſich mit all den Seinigen im eignen Hauſe verbrannte, er war glücklicher zu preiſen, als ein heutiger genialer Schriftſteller jüdiſcher Abkunft, dem, je geiſtreicher, je humaner, je erhabner er über jedes Vorurtheil iſt, deſto gewiſſer die Hunde aller chriſtlich-deutſchen Hauptſtädte nachlaufen, und ihn zu dem lebenslänglichen Seelenmorde verdammen, Hunde führen zu müſſen, ohne es zu wollen. Leſſings liebenswürdige Weisheit hat man nicht geachtet, kaum erinnert ſich das Volk, daß Nathan je geſchrieben wurde, Nathan, dem gegenüber der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg keine beſſere Rolle ſpielt, als der Patriarch. Doch wie ſoll Weisheit und Menſchenliebe ins Volk dringen, wo ſolche Demagogen der Pöbelweisheit, wo Vernunft-Pfaffen den natürlichen Sinn für das Edle und für die Gerechtigkeit verwirren. Ihnen entgegen zu treten halte ich als Deutſcher, als Chriſt, als Menſch des 19ten Jahrhunderts für heilige Pflicht. Wenn wir den Juden nicht endlich ihr Menſchenrecht ungekränkt wiedergeben, verdienen wir, das unſere auf ewig zu verlieren.

Schauſpiele.

Dramatiſches. Von J. E. Mand. Erſter Band. Berlin, Jonas, 1834.

Es wird ſo wenig für das Theater geſchrieben, daß Jeder, welcher dazu Beruf fühlt, die beſonderſte Aufmunterung verdient. Selbſt die Mittelmäßigkeit iſt auf der Bühne nicht ohne Werth, ſo lange ſie die Stelle des Beſſern vertritt. Die Theater exiſtiren, die Repertoire bedürfen einiger Mannichfaltigkeit, und wir nennen jeden Verſuch willkommen, der uns einmal von den alten bekannten und den überſezten Stücken Abwechſelung gewährt.

Dieſe Luſtſpiele, welche den Pſeudonamen des Verfaſſers tragen, ſind nicht ohne Beifall über die deutſchen Bretter gegangen. Sie ſind gut angelegt, ſie verwirren ſich, indem ſie uns beluſtigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre erſten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante" iſt ein artiger Scherz, welcher auf Verwechſelungen beruht, und durch einige komiſche Charaktere belebt wird. „Die Räuberbräute," ein fünfaktiges Luſtſpiel, ſchweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen, wirkliche und vorgeſtellte Räuber, Aehnlichkeiten mit Raupachs Schleichhändlern gehören zu den Hebeln dieſer in der Hauptſache übertrieben unwahrſcheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man ſich keine rechte Vorſtellung machen kann. Es müßten doch ſonderbare Ehemänner ſeyn, in welche ſich ihre Frauen als Mädchen nicht als das, was ſie ſind, ſondern als etwas Abentheuerliches, das ſie vorſtellten, verliebten, und welche damit auf alle Zeit zufrieden ſeyn könnten. Allein es gibt ſolche Mädchen nicht, wie ſie hier auftreten. Den Franzoſen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, ſie in Schutz zu nehmen.

In einer Vorrede, welche mehr als ein Drittel des Buches einnimmt, fertigt der Verf. in einer am Luſtſpieldichter auffallend ſchwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogiſcher Form eine Reihe von Fragen ab, welche das deutſche Theater betreffen und zum großen Theil nur dem Kenner der Theaterverhältniſſe Berlins verſtändlich ſind. Ich ſehe nicht ein, warum die Anwaldſchaft der vernünftigſten Dinge in dieſem Geſpräche gerade einem verrückten Profeſſor übertragen iſt? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr ausſprechen dürfen, daß die Intendanz des königl. Theaters nicht in den beſten Händen, wenn auch in den Händen eines Grafen, iſt; daß eine unglückliche Leidenſchaft des Hofes dem Ballet und der Oper ein unmäßiges Uebergewicht über das recitirende Drama gibt? Nein, dieſer Dialog würde weit genießbarer geworden ſeyn, hätte der Verf. ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatſachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit; allein der Verf. thut Unrecht, ſie mehr durch den Geiſt unſeres Publikums, durch die Zeitumſtände und unſer Jahrhundert, als durch gewiſſe verfehlte kleine Rückſichten entſchuldigen zu wollen. Er hält das Geld für eine Nebenſache. Das Geld iſt niemals Nebenſache. Es iſt baare, blanke Proſa, daß die Theater unnationaler werden, weil ſie den dramatiſchen Schriftſtellern kein Geld geben. Würden die Autoren nach Verdienſten belohnt, würden ſie von der Cenſur und der Prüfungsregie nicht geſchoren, ſo würden ſich hundert Köpfe mehr verſucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden. Allein es gibt hier nichts zu verdienen, die Kleidung einer Primadonna koſtet mehr, als zur Hälfte genug ſeyn würde, einen dramatiſchen Schriftſteller zu befriedigen, und deshalb ſchreiben wir Novellen, Romane, Phantaſieſtücke, Genrebilder, Reiſebilder, Briefe aus Paris, Kritiken, aber nichts Dramatiſches. Ehre dem, der ſich dazu entſchließt, quand même. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

№ 33.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[457] **Handbuch für Kaufleute.**

Nach dem Engliſchen

des

J. R. Mac Culloch,

von

C. F. E. Richter.

Erſte Lieferung Aal — Canal, Bogen 1 — 20.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Indem wir dem Publikum hiemit das Erſcheinen einer erſten Lieferung dieſes Werkes von 20 Bogen anzeigen, bemerken wir, daß ſolches 2 Theile, in etwa 100 bis 120 Bogen enthalten und in 4 Abtheilungen ſpäteſtens binnen Jahresfriſt herausgegeben wird. Der vollſtändige Titel wird der 2ten ungleich ſtärkern Lieferung beigelegt, die zugleich den erſten Band ſchließt. Um dieſes im höchſten Grade gemeinnützige Buch auch minder Bemittelten zugänglich zu machen, haben wir den Preis wie oben ſo niedrig als möglich geſtellt und werden die nachfolgenden Hefte in gleichem Verhältniß berechnen.

Der reiche Inhalt deſſelben iſt aus den vorliegenden 20 Bogen hinreichend erſichtlich, und wir erlauben uns, ſtatt weitläufiger Anzeige und Empfehlung, nur in kurzen Andeutungen darauf hinzuweiſen. Ein flüchtiger Durchblick wird am beſten zu der Ueberzeugung führen, daß es dem Verfaſſer gelungen iſt, in dieſem Werk vereinigt zu geben, was ſonſt in mehreren Lehrbüchern und Compendien mühſam und oft vergeblich geſucht werden mußte.

Ohne allzuſehr in's Detail einzugehen, weitſchweifig oder ermüdend zu werden, umfaßt es das ganze Gebiet des Handels und — ſoweit dieſe Wiſſenſchaften auf den Handel Bezug haben — das der Staatswirthſchaft, der Erd-, Schifffahrts-, Gewerbs- und Naturkunde, Statiſtik, Geſchichte und Geſetzgebung. Es gibt ein vollſtändiges Bild von dem Verkehr der Nationen, von den vielfachen Einrichtungen und Anſtrengungen die der menſchliche Geiſt gemacht hat, um ihn zu fördern, oder auch oft, um ihm widernatürliche Feſſeln anzulegen.

In einer Zeit wie die jetzige, wo die Fragen über Zölle, indirekte Beſteuerung und gewerbliche Einrichtungen ſo vielfach angeregt werden, muß ein Werk dieſer Art von doppeltem Intereſſe ſeyn, und nothwendig zur Berichtigung und Verſchmelzung der verſchiedenen Anſichten führen.

Nicht nur der Kaufmann, der Schifffahrt-, Fabrik- oder Gewerbtreibende, ſondern der Gebildete jeden Standes, wird den reichhaltigſten Stoff zu Belehrung und Unterhaltung darin finden.

Die alphabetiſche Form hat dem Verfaſſer erlaubt, kurze Notizen, beſchreibende und erklärende Artikel neben ſpekulativen Forſchungen über die Grundbedingungen jeden Verkehrs in reicher Abwechslung aufzuführen, und an großartige allgemeine Anſichten immer Thatſachen und Erfahrungen belegend und ergänzend anzureihen.

Er durchgeht die Geſchichte aller kaufmänniſchen und gewerblichen Einrichtungen, der Steuer-, Schifffahrts und Zollgeſetze, des Flors und Abnehmens von Ländern und Städten, überall zählt er Urſachen und Wirkungen auf, und indem er eine klare Anſchauung gibt von dem was einſt war oder noch iſt, mit ſeinen Vorzügen und Mängeln, entwickelt ſich von ſelbſt, ohne das Trockene eines Lehrvortrages, ein Syſtem wie es ſeyn ſollte, und vielleicht noch in aufgeklärteren Zeiten einſt überall ſeyn wird.

Die Grundlage dieſes Syſtemes iſt unbedingte allgemeine Freiheit des Verkehres über die ganze Erde, damit jedes Land und jedes Individuum die Sphäre ungehindert ausfülle, die ihm von der Natur zugewieſen iſt. So lange aber die Zeit nicht reif iſt für dieſe Idee, ſo lange die Völker noch für weiſe und nöthig halten, ſich gegenſeitig den Genuß der Gottesgaben zu erſchweren, iſt wenigſtens die Warnungstafel ausgeſteckt gegen Irrthum, Mißbrauch, und als unabweisbare, unwiderlegliche Grundſätze bleiben feſtgeſtellt:

Schutz der Geſetze für Eigenthum und Sicherung des Verkehrs, aber kein direktes Einmiſchen der Regierungen in Handel und Gewerbe, kein Monopol, kein Zunft- und Kaſtenzwang;

Mäßiger Anſatz von Zoll- und Verbrauchſteuern, wenn zuverläſſige ſteigende Einnahme Statt finden ſoll;

Zulaſſung fremder Erzeugniſſe, wenn für die eigenen ein Verkehr nach Außen verlangt wird.

Der Verfaſſer belegt dieſe Sätze durch eine Reihe von Thatſachen und Erfahrungen aus allen Zeiten und Ländern, gegen deren ſiegreichen Spruch keine Einwendung möglich bleibt.

Wir beziehen uns in den vorliegenden Bogen nur beiſpielsweiſe auf die Artikel Bank, Bier, Branntwein, Bordeaux ꝛc.

In dem Erſteren (einem der längſten und intereſſanteſten des Werkes — er umfaßt auf 88 Seiten Grundſätze und Geſchichte des Bankweſens in ihrem ganzen Umfange) findet ſich eine einfache Nebeneinanderſtellung der engliſchen und ſchottiſchen Bankgeſetzgebung, und ihrer Folgen in den Kriſen von 1793 und 1826. Kann man ſchlagender beweiſen, daß ein und dieſelbe Einrichtung bei demſelben Volke, in ganz gleichen Verhältniſſen und Zeiten, entweder zum mächtigen Beförderungsmittel der Induſtrie, der Sparſamkeit und des allgemeinen Wohlſtandes werden, oder aber auch das Vermögen Einzelner, wie den Wohlſtand und Credit einer reichen und mächtigen Nation bis in die innerſten Tiefen erſchüttern kann, je nachdem die Regierung bloß eine weiſe Oberaufſicht übt, oder als mithandelnde Perſon hemmend und beſchränkend eintritt?

Die Mittheilungen über die engl. Malz- und Tranksteuergeſetze im Art. Bier ergeben klar, daß übermäßige Taxen auf Lebensbedürfniſſe ſelbſt langjährige Gewohnheiten eines ganzen Volkes ändern, und es zwingen können, geſunde kräftige Nahrungsmittel aufzugeben, und nach ſchlechtern, Leib und Seele verderbenden zu greifen.

Digitized by Google

Wie kann dem Finanz-Plusmacher augenfälliger nachgewieſen werden, daß in der Arithmetik des Staates 2 mal 2 nicht immer 4, ſondern ſehr oft kaum 1 mache, oder mit andern Worten, daß verdoppelte und verdreifachte Abgaben die Einnahme nicht in gleicher Progreſſion hinauf, ſondern herabſetzen, als durch Anführung von Thatſachen, wie in den Artikeln Branntwein und Kaffee? Was läßt ſich erwidern, wenn durch offizielle Dokumente gezeigt wird, daß eine Verdreifachung des Zolles auf Branntwein das Sinken der Einnahme auf den 8ten Theil zur Folge hatte, während durch Herabſetzung des Zolles auf Kaffee um 70 pCt. der Ertrag um das Dreifache erhöht wurde?

Wie kann die Verkehrtheit und Verderblichkeit der Prohibitivſyſteme klarer bezeichnet werden, als durch eine Beleuchtung ihrer Folgen, wie ſie in den Artikeln Bordeaux, Handel, Lyon ꝛc. gegeben wird?

Es iſt in dieſer Beziehung ein ſolcher Schatz von praktiſcher Erfahrung, umfaſſender Kenntniß und freiſinnigen erleuchteten Urtheils in dieſem Buche niedergelegt, daß wir überzeugt ſind die bei weitem größere Mehrzahl der Leſer werden nachſtehendem Urtheil eines competenten Richters im Foreign Quaterly Review aus voller Ueberzeugung beipflichten.

„Die Verbreitung dieſes Buches durch Europa wird mehr dazu beitragen, die Täuſchungen und Vorurtheile zu zerſtreuen, denen ſich Regierungen ebenſo wie Maſſen von Individuen in Handelsſachen noch hingeben, und ſie über ihre wirklichen Intereſſen aufzuklären, als irgend ein theoretiſches Werk, das bis jetzt erſchienen iſt.“

Der jüngere Theil des Handelſtandes findet überdieß hier, was er ſonſt in geographiſchen und ſtatiſtiſchen Handbüchern, Waarenlexikons, erklärten Courszetteln und Compendien über Schifffahrts- und Handelsgeſetzgebung zu ſuchen hatte: Auskunft über jeden Waarenartikel, der irgend eine wichtige Rolle im Welthandel ſpielt, nach ſeiner Benennung in den Hauptſprachen der Erde, nach Herkunft, Erzeugung, Wichtigkeit für Lebensbedarf, Gewerbe oder Luxus, Größe des Umſatzes in Gewicht und Werth ꝛc. Siehe in vorliegenden Bogen die Art. Arak, Arſenik, Auſtern, Balſam, Baumrinde, Baumwolle 18 S., Beeren, Berlinerblau, Bier 10 S., Blauholz, Branntwein 6 S., Brod 3 S., Butter 5 S. ꝛc. Von Ländern und Städten, (außer hiſtoriſchen, geographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen, die Wechſel-, Münz- und Gewichts-Uſancen, Ein- und Ausfuhr mit genauen Tabellen, Landes- und Platzgebräuche ꝛc.) ſ. Algier, Alicante, Altona, Amſterdam 17 S., Antwerpen, Augsburg, Barcellona, Batavia, Bombey 5 S., Bordeaux 14 S., Cadix 4 S., Calcutta 19 S. ꝛc. Darſtellung und Erläuterung der Handels- und Schifffahrts-Geſetzgebung. S. Abandonnirung, Abmachung, Abrechnung, Accise, Anweiſung, Bank, Bankrut, Barbareskenpaß, Baratrie, Bergelohn, Bodmerei ꝛc. Erklärung aller fremden und ungewöhnlichen Ausdrücke u. ſ. w., mit einem Worte, er erhält in dieſen 2 Bänden eine gemeinfaßliche und vollſtändige Handelsencyklopädie, wie ſie bisher vergeblich gewünſcht worden iſt.

Wir berufen uns zu Beſtätigung des Geſagten wiederholt auf das Werk ſelbſt und fügen nur noch die Bemerkung bei, daß daſſelbe dem Herrn Ueberſetzer manche Zuſätze und Ergänzungen verdankt, die für den deutſchen Leſer ſehr wichtig und ſchätzbar ſind.

Stuttgart und Tübingen im Oktober 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[436] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

National-Kalender
für
die deutſchen Bundesſtaaten
auf
das Jahr 1834.
Für
Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Ruſſen,
(nach dem Stuttgarter Meridian)
zum
Unterricht und Vergnügen
für
Geiſtliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute.

Begründet
von
Chriſtian Carl André,
fortgeſetzt
von
Johann Heinrich Meyer.

Zehnter Jahrgang.

(Mit 2 Abbildungen, 1 Muſikblatt und einigen Holzſchnitten.)

Preis 1 fl. 12 kr. früher 2 fl.

Inhalt.

Nekrolog. Chriſtian Carl André. — Eigenthümlicher Kalender für 1834, für die Länder wo er zuläſſig iſt. — Das Gedenkbuch. — Die Mannichfaltigkeiten. — I. Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortſetzung.) 1. Die merkwürdigen Erſcheinungen am Himmelsgewölbe im Jahre 1834. 2. Kurze Beſchreibung derjenigen Sternbilder, welche in den Monaten Februar und März das Himmelsgewölb ſchmücken, vom Prof. Dr. Gelpke. — II. Kurze Erklärung des Kalenders. — III. Kalender-Beſtimmungen. (Fortſetzung.) Zehnjährige Ueberſicht der beweglichen Feſte. — IV. Von der Witterung. — V. Die ſieben Schläfer. — VI. Praktiſches Verfahren, Taſchen- und Stubenuhren zu reguliren. — VII. Allgemeine Bemerkungen von Conſtant. — VIII. Gottvertrauen. — IX. Conrad Berger, der ehrenwerthe Landmann. — X. Ein Beſuch beim Grabe Franklin's. — XI. Ein Abentheuer im baltiſchen Meere. — XII. Sechzehn Stunden in England. — XIII. Die erſte Erſteigung des Montblanc. — XIV. Ueber die verſchiedenen Kleidertrachten. — XV. Gedenkſprüche des weiſen Miniſters Haycar an ſeinen Neffen. — XVI. Meine Luftſchlöſſer. — XVII. Vandille. Ein Muſter für Alle, die da reich werden wollen. — XVIII. Nachtwächterlied. (Muſikbeilage.) — XIX. Das Goldmacherdorf. (Fortſetzung.) — XX. Gute und böſe, vernünftige und unvernünftige Menſchen, Wohlthäter und Feinde des Menſchengeſchlechts. A. Die Edlern, Beſſern, Vernünftigern. Vermächtniſſe und Stiftungen wohlthätiger Menſchenfreunde. a. In Preußen. 1. Wittwe Kunze zu Breslau. b. In Bayern, 2. Pfarrer Betz zu Bamberg. 3. Magiſtratsrath Leers in Bayreuth. c. In Sachſen. 4. Kaufmann Hartz in

Leipzig. b. Im Weimarſchen. 5. Hofrath Meyer. B. Die Schlechtern, weniger Vernünſtigen. I. Mörder. 1. Der Raubmörder in Berlin. 2. Ein unnatürlicher Ehemann. 3. Mord aus Brodneid. 4. Unthat einer Mutter. 5. Ein Selbſtmörder, nach fünffachem Morde. 6. Eine Muttermörderin. 7. Die Chouans. 8. Fürchterliche Rache. 9. Dreifacher Raubmord und Brandſtiftung. 10. Ein anderes trauriges Beiſpiel. 11. Langſamer Mord. II. Brandſtiftung aus Gewinnſucht. III. Ein Kirchenräuber. IV. Giftmiſcher. a. In Frankreich. b. Der unnatürliche Vater. V. Falſchmünzer. VI. Betrüger anderer Art. 1. In Paris. 2. In Oſtende. — XXI. Jubelfeſt eines Dienſtboten. — XXII. Nützliche Anſtalten und Vereine. Zur Nachahmung empfohlen. 1. Die Kinderbewahranſtalt zu Wien. 2. Die Pflegeanſtalt für kleine Kinder in Pankow. 3. Das Martinsſtift zu Erfurt. 4. Die Franke'ſchen Stiftungen in Halle. 5. Sonntagsſchulen in Sachſen. 6. Vereine zur Förderung der Handwerke unter den iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen. 7. Die Blinden-Unterrichtsanſtalt zu Breslau. 8. Stiftung zu Beförderung der Sittlichkeit unbegüterter Landmädchen zu Oels. 9. Die Dankbarkeitsſtiftung in Plauen. 10. Die Geſellſchaft zu Rath und That in Dresden. 11. Die Geſellſchaft zu Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck. — XXIII. Zunftlieder. — XXIV. Beſchreibung eines neuen Spar-Kochofens. (Mit Abbild.) — XXV. Careme's Recepte zur Bereitung der Gallerte-Suppen und Gallerte-Ragouts für Arme. — XXVI. Kriegsſcenen. — XXVII. Ehrendenkmal eines Roßbacher Helden. — XXVIII. Vortheile in der Landwirthſchaft. Anweiſung zur Anlegung einer Baumſchule. — XXIX. Beſchreibung einer Obſtdarre. (Mit Abbild.) — XXX. Wie lange braucht man um eine Billion zu zählen? — XXXI. Frauenmuth und Entſchloſſenheit. — XXXII. Der Hund des Schauſpieldichters. — XXXIII. Rache eines Elephanten. — XXXIV. Zimmermanns-Spruch. — XXXV. Für Auswanderungsluſtige. (Fortſetzung.) Die Auswanderung nach Amerika. — XXXVI. Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Deutſchland in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten. — XXXVII. Wohlgemeinter Rath der Vorſteher der deutſchen Geſellſchaft in New-York an Deutſche, die nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern beabſichtigen. — XXXVIII. Die aus Curland zurückgekehrten Auswanderer. — XXXIX. Ländliche Bauten von maſſiver Erde. (Mit Abbild.) — XL. Gewittergefahren. (Fortſetzung.) 1. Blitzſchlag bei Königsberg. 2. Bei Treuenbrietzen. 3. Zu Preßburg. 4. Ein anderer Unglücksfall. 5. Das gefährliche Ackern. 6. Gefährlichkeit des Flüchtens unter Bäume. 7. Noch ein Beiſpiel. — XLI. Wie bewirkt man, daß Wetterfahnen richtig gehen? — XLII. Der Graf und ſein Pächter. — XLIII. Aberglauben und Vorurtheile. (Fortſetzung.) Was ſind Ahnungen? — XLIV. Vorſchriften. — XLV. Feuersgefahren. (Fortſetzung.) 1. In Sachſen. a. In Reichenbach. b. In Finſterwalde. 2. Im Hannoverſchen. a. In Tappenbeck. b. In Bucken. c. In Bockenem. 3. In Preußen. a. In Wernigerode. b. In Lüdinghauſen. c. In Toſt. d. Ein Schiffbrand in Stettin. 4. In Bayern. 5. In Rußland. — XLVI. Häckſel löſcht das Feuer. — XLVII. Ueber Ausrottung der Ratten. — XLVIII. Der treue Pudel. — XLIX. Alte Leute. Beiſpiele aus neuerer Zeit. (Fortſetzung.) — L. Der Wunderknabe. — LI. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortſetzung.) — A. Durch Stürme und Ungewitter. 1. Im Preußiſchen. 2. Im Bayeriſchen. B. Durch ein Naturereigniß anderer Art. Verwüſtungen einer Windhoſe. C. Durch Einſturz. D. Durch Gift. Vergiftung durch Mutterkorn. E. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Explosion in Antwerpen. 2. Rache eines Handlungslehrlings. 3. Ein Knabe erſchießt aus Unvorſichtigkeit ein 14jähriges Mädchen. F. Durch Dämpfe und deren Entzündung. 1. Durch Stickluft. Im Preußiſchen. 2. Im Bayeriſchen. 3. Der Kohlendampf erſtickt zwei Menſchen. 4. Gasexploſion zu London. G. Unglücksfall durch das Getriebe in einer Mühle. H. Bei Kindern durch Mangel an gehöriger Aufſicht. — LII. Armuth und Kinderſegen. — LIII. Der letzte Liebesdienſt. — LIV. Empfehlenswerthe Schriften. — LV. Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[396] Anzeige für Geiſtliche, Schullehrer, Bürger und Landleute.

Zwei Hundert und Sechzig frohe Geſänge
für
Bürger und Landleute
zur
Aufheiterung bei ihren häuslichen Geſchäften und Feldarbeiten, ſo wie auch zur Erhöhung und Veredlung ländlicher Feſte,
in zwei Abtheilungen.
Anhang:
Verſchiedene Wort- und Sacherklärungen, gemeinnützige Erfindungen, biographiſche Notizen ꝛc.
Bearbeitet
von
Dr. Carl Weitershauſen,
Lehrer an der Großh. Militärſchule zu Darmſtadt.
Mit und ohne Melodien. 12. geh.

Der Zweck der Herausgabe dieſer Liederſammlung, deren Inhalt der Titel der Hauptſache nach angibt, iſt: unſere Bürger und Landleute nicht gewiſſermaßen in die Nothwendigkeit zu verſetzen, an Kirchweihen und Markttagen, um die ihnen angeborne Singluſt zu befriedigen, abgeſchmackte, ſinn- und ſittenloſe Lieder zu kaufen, und ſo ſchon gleichzeitig ihren Kindern das gefährlichſte Gift einzuſtößen, und ſie mit der Luſt und Liebe zur Sünde, der die That nur zu bald nachfolgt, bekannt zu machen. Dieß durch beſagtes Werkchen zu verhindern, iſt alſo die Abſicht, für deren Erreichung ſchon viel gewonnen wäre, wenn vorerſt auch nur ein Exemplar in jedem Dorfe, und namentlich in den Händen des Schullehrers ſich fände, welches unter Umſtänden von Seiten der Gemeinde ich um ſo eher hoffen darf, da ich mir ſchmeichle, auf die Unterſtützung der Herren Land- und Kreisräthe und Herren Geiſtlichen, der Herren Bürgermeiſter und Herren Schullehrer, wie überhaupt aller derer rechnen zu können, denen die Beförderung des Guten und Nützlichen, die Belebung echter Bürgertugenden, und des Sinnes für veredeltes Familienleben nicht gleichgültig iſt.

Digitized by Google

Seit dem beliebten Mildheimiſchen Liederbuch iſt keine derartige Sammlung erſchienen, und wie viele ſchöne Lieder ſind nicht während dieſer langen Zeit gedichtet worden, welche hier einen Platz gefunden haben.

Um das Werkchen möglichſt gemeinnützlich zu machen, iſt der Ladenpreis des gehefteten Exemplars der Geſänge (346 Seiten Text) zu 8 Gr. oder 36 kr. geſetzt und wenn 25 Exemplare zuſammen genommen werden, ſoll noch der erſte Subſkriptionspreis von 6 Gr. oder 24 kr. ſtatt finden, welchen Vortheil jede Buchhandlung gewähren wird.

Die Melodien dazu,

zweiſtimmig geſetzt und in quer Oktav-Format auf gutem Schreibpapier deutlich und correkt lithographirt, koſten 12 Gr. oder 48 kr. und werden an allen Orten, wo dieſe Liederſammlung in mehreren Händen ſich befindet, eine willkommene Zugabe ſeyn.

Alle beliebten Volksweiſen ſind möglichſt benutzt und ihnen zum Theil neuer Text unterlegt worden. Viele Melodien rühren von allbekannten und beliebten Componiſten her, und viele ſind neu componirt. — Ein doppeltes vollſtändiges Regiſter bei dem Liederbuch und ein ſolches bei den Melodien erhöhet die Nützlichkeit des Büchleins für den Schulgebrauch. —

In allen guten Buchhandlungen ſind Exempl. vorräthig.

Darmſtadt, im September 1833.

Carl Wilhelm Leske.

---

[420] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt zu beziehen:

Urania.

Taſchenbuch auf das Jahr 1834.

Mit Zelter's Bildniß und ſechs Stahlſtichen nach engliſchen Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldſchnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Der letzte Savello. Novelle von C. F. von Rumohr. II. Eine Sommerreiſe. Novelle von Ludwig Tieck. III. Margaretha von Schottland. Hiſtoriſche Novelle von Johanna Schopenhauer. IV. Miß Jenny Harrower. Eine Skizze von Eduard Mörike.

Zelters ſehr ähnliches Bildniß koſtet in erleſenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 ſind ſämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 koſtet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 — 33 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im September 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[424] So eben iſt neu an alle Buchhandlungen verſandt:

Friedrich des Zweiten

eigenhändige Briefe

an ſeinen geheimen Kämmerer Fredersdorf.

Mit 2 Fac Simile.

Leipzig, Friedrich Fleiſcher. ½ Thaler.

Dieſe bisher noch nie gekannten Briefe des großen Königs an einen trauten Freund, theils vom Schlachtfelde, theils aus der Reſidenz geſchrieben, ganz ſo abgedruckt, wie er ſie ſchrieb, liefern einen ſehr werthvollen Beitrag zur Charakterſchilderung des großen Mannes. Sie werden gewiß von jedem Deutſchen, und insbeſondere jedem Preußen, als eine werthvolle Reliquie mit Achtung und Theilnahme aufgenommen werden.

---

[363] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Chemiker Dr. J. Liebig in Giessen vor das Gericht der öffentlichen Meinung gestellt von Dr. C. Löwig.

gr. 8. geh. 4 Gr. — 15 kr.

---

[407] Nachſtehendes, allen Freunden der Statiſtik, Topographie und Länderſchilderung durch ſeine Gründlichkeit ſehr zu empfehlendes Werk iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die deutſchen Rheinlande, oder ſpeciell topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Herzogl. Sachſen-Coburg-Gothaiſchen Fürſtenthums Lichtenberg, und geographiſche Ueberſicht der Königl. Preußiſchen, Baieriſchen, Großherzogl. Oldenburgiſchen und Landgräfl. Heſſen-Homburgiſchen Rheinlande, nebſt einem Anhang von Briefen über dieſelben von J. v. Plaenckner, Herzogl. Sachſen-Coburg-Gothaiſchen Major. gr. 8. Ladenpreis 1 Rthlr. 12 Gr.

Hennings'ſche Buchhandlung in Gotha.

---

[368] In Baumgärtners Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet worden:

CHOIX DU LIVRE DES CENT-ET-UN.

Ein französisches Lesebuch für Deutsche. Nebst Erläuterungen, Erklärungen und Wörterbuch. 310 Seiten in 8. broch. Preis 16 Gr.

Gewiß wird der Gedanke einer Auswahl für den Schulgebrauch aus einem ſo allgemein anerkannten Werke, beſonders da dieſelbe mit Sachkenntniß geſchehen iſt, ſo daß dabei beſonders die Neuheit und Eleganz der franzöſiſchen Sprache der gegenwärtigen Zeit berückſichtigt worden iſt, Beifall erhalten. Die Noten ſind erklärend und dem Deutſchen, bei der oft übergroßen Fülle fremdartiger Dinge im Texte unumgänglich nöthig.

Studienblätter für die Perſpektive in der Zeichnung,

in landſchaftlichen Darſtellungen von Werken der Baukunſt und ihrem Gegenbilde auf der ſpiegelnden, ruhigen Waſſerfläche; auszuführen durch gegebene perſpectiviſch-katoptriſche Conſtruktionen und begleitet von einer faßlichen, das Verfahren leitenden Unterweiſung für den Selbſtunterricht, ſo wie zu der Unterſtützung des Lehrers. Von Karl Friedrich Muhlert. in 4. Mit 6 Tafeln theils in quer Folio. Preis 18 Gr.

Wir liefern hier ein Werkchen, deſſen Werth von jedem Künſtler anerkannt werden und welches Künſtlern, die mit vollkommenem Verſtändniß ihre Kunſt üben wollen, unentbehrlich ſeyn dürfte, um ſo mehr, da die darin enthaltenen ſchön gezeichneten Tafeln gute Muſter zur Uebung in der perſpectiviſchen Darſtellung des Sichtbaren in Kunſt und Natur, beſonders aber in der des Spiegelbildes der Waſſerfläche geben, an denen es trotz aller erſchienenen ähnlichen Bücher dennoch fehlt.

Wir erwähnen hierbei deſſelben Verfaſſers früher erſchienenes, beifällig aufgenommenes Werkchen. Die Perſpektive in der Glastafel und der Grundlinienconſtruktion mit 8 Kupfern. 18 Gr.

Digitized by Google

(*Kleinkinderbücher.*)

AVENTURES PLAISANTES DE
MADAME GAUDICHON
ET DE SON CHIEN.

in 16. Mit 16 illum. Kupfern. cart. Preis 8 Gr.

Daſſelbe deutſch unter dem Titel:

Unterhaltende Geſchichte der Madame Kickebuſch und ihres Hundes Azor.

in 16. Mit 16 illum. Kupfern. cart. Preis 8 Gr.

Dieſe beiden wohlfeilen Bücher ſind in jeder Beziehung für ihren Zweck: Spielwerk und Anſpornung zum Leſen, für kleine Kinder, ſehr geeignet und werden Beifall finden.

Tavernier's Blitz- und Hagelableiter, genannt Anti-Jupiter oder Tavernier's gewitterableitende Säule (Colonne anti-foudroyante d'Alcibiade), von Alcibiades de Tavernier, Doctor, Ritter und vormaliger erſter Arzt der allgemeinen Geſundheits-Inſpektion der Walachei zur Zeit der Peſt im Oſten Europa's in den Jahren 1829 — 31, Mitglied mehrerer Akademien ꝛc. ꝛc. ꝛc. 8. Mit 1 Abbildung. Preis 8 Gr.

Wir veröffentlichen hier eine eben ſo intereſſante als nützliche Entdeckung, welche beſonders die Aufmerkſamkeit der Städte- und Dörferbehörden, der Gutsbeſitzer und Bauern verdient. Nach Angabe des Verfaſſers reicht ein einziger Anti-Jupiter hin, um eine Stadt von einer Quadratſtunde im Umkreis vor dem Blitz zu ſchützen; eben ſo wirkſam und ſo ausgedehnt wirkend iſt derſelbe als Hagelableiter und als ſchützende Aegide auf den Maſten der Schiffe.

Anweiſung zur Herſtellung und Unterhaltung der feuerſichern Lehmſchindelbedachung, nebſt Vergleichung mit dem Ziegel- und Strohdache. Nach eigener Erfahrung von Friedrich Teichmann. Aus der Schrift: das Ganze der Lehmſchindelbedachung ꝛc. beſonders abgedruckt. 86 Seiten in 8. Mit 2 Kupfern. Preis 6 Gr.

Eben ſo nützlich als die obige Erfindung iſt dieſe neue Art der Bedachung, welche die allgemeinſte Beachtung verdient. Die königl. ſächſ. Regierung hat Exemplaria zur Vertheilung in größerer Anzahl ankaufen laſſen und der Autor hat die Civil-Verdienſt-Medaille erhalten.

---

[434] Bei L. F. Fues in Tübingen ſind erſchienen:

Baur, Dr. F. C., Prof. Der Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit beſonderer Rückſicht auf Hrn. Dr. Möhlers Symbolik. gr. 8. 28 Bog. broch 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Dann, C. A.; die Abendmahlsfeier junger Chriſten. 5te Aufl. 5 Gr. oder 18 kr.

Eliſabeth oder die ſibiriſchen Verbannten, von Madame Cottin, in's Deutſche übergetragen und durch fortgehende grammatiſche und philologiſche Anmerkungen zum Ueberſetzen in's Franzöſiſche bearbeitet, mit beſtändiger Hinweiſung auf die Sprachlehren von Hölder, Frings, Hirzel, Mozin und Sanguin, 11ter Kurs, und mit Belegen aus den beſten franz. Schriftſtellern begleitet von L. B. Dupuis. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Inhalt der ganzen heil. Schrift. (In kleinem Format 128 Seiten auf ½ Bogen.) 1 Gr. oder 4 kr.

Katechismus, größerer, der chriſtkatholiſchen Lehre. Zum Gebrauch in Kirchen und Schulen, beſonders für die Schüler der dritten Klaſſe und für die Sonntagsſchüler. Vom Domdekan v. Jaumann. 8. 8 Gr. oder 30 kr.

Katechismus, kleinerer, der chriſtkatholiſchen Lehre ꝛc. 4 Gr. oder 15 kr.

Kirchenblätter für das Bisthum Rottenburg. Herausg. von Domkaplan L. Lang. 4ter Jahrg. 6 Doppelhefte. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl.

Reyſcher, Dr. A. L., Prof. Sammlung altwürttembergiſcher Statutarrechte, mit hiſtoriſch-kritiſchen Anmerkungen. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 12 kr.

— — Beiträge zur Kunde des deutſchen Rechts. 1r Beitr. Ueber die Symbolik des germaniſchen Rechts. 8. broch. 9 Gr oder 36 kr.

Richter, L. H., vorm. O. A. Richter, Aufſätze über verſchiedene Rechtsfragen, gezogen aus Civil-Rechtsſprüchen der höhern Gerichtsſtellen in Würtemberg. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 42 kr.

Zeitſchrift, Tübinger, für Theologie. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausg. von den Mitgliedern der ev. theol. Fak.: Dr. Baur, Dr. Kern, Dr. Schmid und Dr. Steudel. Jahrg. 1833. 4 Hefte. 3 Thlr. 3 Gr. oder 5 fl. 30 kr.

---

[373] Bei den Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

Sagen und Miscellen aus Berlin's Vorzeit. Nach Chroniken und Traditionen, herausgegeben von Alexander Cosmar. Zweites Bändchen, mit drei Kupfern. geh. 1⅓ Rthlr.

Cosmar und Krauſe, in Berlin.

---

[430] In meinem Verlage iſt ſo eben erſchienen, und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart bei F. L. Löflund und Sohn) zu haben:

Braunſchweig, J. D. v., Umriſſe einer allgemeinen Geſchichte der Völker. Für Staats- und Geſchäftsmänner in Grundzügen entworfen. 1833. gr. 8. 3 Thlr.

Meissner, Dr. Fr. Ludw., Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe; Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 4r—6r Bd, oder: Was hat das neunzehnte Jahrhundert für die Geburtshülfe, die Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten gethan? Zeitraum 1826 bis 1832. (Nebst einem Register über sämmtliche 6 Bände.) 1833. gr. 8. 6 Thlr.

NB. Die 3 erſten 1826—1827 erſchienenen Bände dieſes Werkes enthalten den Zeitraum von 1801—1825, und koſten 5 Thlr.

Wiggers, Jul., de Cornelii Nepotis Alcibiade quaestiones criticae et historicae. Commentatio de sententia decanorum Academiae Rostochiensis maxime spectabilium praemio ornata. 1833. 8 maj. 12 Gr.

Leipzig, den 4. Oktober 1833.

August Lehnhold.

Digitized by Google

[414] **Neue ſchöngeiſtige Schriften**
im Verlage der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und zu haben in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

A. Bronikowski, die Frauen Koniecpolskie. 3r Theil. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Eugenia. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.
F. Mannſtein, des Schmalkaldiſchen Bundes Untergang und Rächer. Eine hiſtor. romant. Erzählung. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Der Herzog von R....... und ſeine Freunde. Mit deſſen Bildniß. 2 Theile. 1 Thlr. 21 Gr.
v. Tſchabuſchnigg, Gedichte. broch. 21 Gr.
J. Kreuſer, die Overſtolzen. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 1 Thlr.
Th. Hell, Robert der Teufel, Oper in 5 Aufzügen von Meyerbeer. broch. 6 Gr.
— — Lucrezia Borgia, Drama aus dem Franz. 8 Gr.
v. Jäniſch, das Nordlicht. Proben der neueren ruſſiſchen Literatur. 1 Thlr. 8 Gr.

Dresden und Leipzig, im Oktober 1833.

Neue Unterrichtbücher.

J. A. Schubert, Prof., mathematiſche Uebungs-Aufgaben und deren Auflöſungen, zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. Zweiter Band: Buchſtaben-Rechnung und Algebra. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erſte Band, welcher die Zahlenrechnung enthält, koſtet 2 Thlr.

Dresden und Leipzig, 1. Oktober 1833.

Arnold'ſche Buchhandlung.

---

[415] **Anzeige**
über die ſeither wieder im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung in Hannover erſchienenen neueſten Ausgaben der geographiſchen und hiſtoriſchen Hand- und Lehrbücher
des Herrn Dr. W. F. Volger,
Rektor am Johanneum in Lüneburg.

I. Handbuch der Geographie.

Von Dr. W. F. Volger.

Dritte ſehr vermehrte Auflage mit Tabellen und vollſtändigem Namen-Regiſter zum Nachſchlagen. 2 Bände. circa 80 Bogen auf feinem Velin-Druckpapier. gr. 8. 1833. 2⅔ Rthlr.

Wenn ſchon die erſte Auflage dieſes Handbuchs von zahlreichen Beurtheilern einſtimmig als eins der ausgezeichnetſten Werke im Fache der Geographie empfohlen wurde, ſo hat dies Lob den thätigen Herrn Verfaſſer nur aufgemuntert, demſelben ferner die größte Sorgfalt zu widmen und alle ihm irgend zu Gebote ſtehenden Quellen zu weiterer Vervollkommnung ſeiner Arbeit anzuwenden. Wie ſehr ihm dies gelungen, beweiſet der ſchnelle Abſatz der zweiten Auflage, die ſtark vermehrt und zum Theil ganz umgearbeitet war. Nicht weniger aber zeichnet ſich auch dieſe dritte Auflage von der vorhergehenden aus. Der Hr. Verfaſſer hat nicht allein ſeinem urſprünglichen Plane getreu auf die naturgemäße Schilderung der Länder und Hervorhebung der beſondern Eigenthümlichkeiten des Bodens, Klima's, der Einwohner und Erzeugniſſe, ſondern auch beſonders auf die Darſtellung der wichtigſten Momente der Geſchichte und Verfaſſung in kurzen, aber deutlichen Umriſſen ſein Hauptaugenmerk gerichtet, und daneben nicht weniger für möglichſte Vervollſtändigung der eigentlichen Topographie geſorgt. Vorzüglich hat die Schilderung des deutſchen Vaterlandes bedeutend durch Berückſichtigung der Verfaſſung, genauere Darſtellung des Einzelnen und Anordnung des Ganzen gewonnen. Daß er bei der Verbeſſerung ſeiner Arbeit ſich der Unterſtützung mehrer ausgezeichneter Geographen und Statiſtiker Deutſchlands erfreute, darf nicht unerwähnt bleiben. Noch muß auf die Reichhaltigkeit des Regiſters aufmerkſam gemacht werden, welches in dieſer Geſtalt vollſtändig genannt und wodurch dieſes Handbuch zugleich als Zeitungs-Lexikon gebraucht werden kann. Die Verlagshandlung hat, in Anerkennung der vielfachen Theilnahme für dieſes gemeinnützige Unternehmen, nicht nur für eine vorzügliche äußere Ausſtattung des Werkes geſorgt, ſondern ungeachtet des großen Umfangs von circa 80 Bogen compreſſen Drucks und mehrer Tabellen, mit ſcharfen Lettern auf feinem Papiere, den Preis zu 2⅔ Rthlr. höchſt billig angeſetzt, ſo daß dieſem für jeden Gebildeten unentbehrlichen und praktiſch-brauchbaren Werke in aller Rückſicht die erlangten Vorzüge und die fernere allgemeinſte Verbreitung unter allen Ständen wieder um ſo mehr geſichert worden ſind.

II. Lehrbuch der Geographie,

von Dr. W. F. Volger

in 3 Curſus für die verſchiedenen Schul-Claſſen. gr. 8. Erſter Curſus oder Leitfaden. 6te Auflage. 1833. 4 gGr. Zweiter Curſus oder Schul-Geographie. 2te Auflage. 1833. 12 gGr. Dritter Curſus oder vergleichende Darſtellung der alten, mittlern und neuern Geographie. 1832. 18 gGr. Alle 3 Curſus 1 Rthlr. 10 gGr.

III. Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.

Für Bürger- und Landſchulen, ſo wie zum Selbſt-Unterrichte.

Von Dr. W. F. Volger.

I. Theil: Europa, mit 3 Tabellen. II. Theil: die übrigen Welttheile, mit 5 Tabellen. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis für's Ganze, 45 Bogen in gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr. Jeder Theil auch einzeln à 16 gGr.

IV. Lehrbuch der Geſchichte.

Von Dr. W. F. Volger.

Erſter Curſus oder Leitfaden für den erſten Unterricht in der Geſchichte. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 6 gGr. Zweiter Curſus oder Abriß der Geſchichte für die mittleren Gymnaſial-Claſſen. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 10 gGr. Beide Curſus 16 gGr.

---

[412] **Schriftſteller-Anekdote.**

Wer hat Recht?

Als dem Verfaſſer des politiſchen Büchleins der Aufenthalt in Leipzig und Sachſen unterſagt wurde, und er

Digitized by Google

nicht hatte, de quo er leben konnte und ſollte, wendete er ſich nach Halle an den Dr. Friedrich Weidemann, und ſchloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem er, der irrende Jude, ein Buch zur Kenntniß der jüdiſchen Verhältniſſe ſchreiben, und binnen 4 Wochen daſſelbe wenigſtens 17 Druckbogen Manuſcript ſtark liefern, Dr. Weidemann aber ihm zu ſeiner Exiſtenz von 14 Tagen zu 14 Tagen 25 Rthlr. bis auf eine Höhe von 150 Rthlr. zahlen ſollte, worüber letzterer in gutem Glauben der Erfüllung Seiten Jacobi's Anweiſungen deſſelben im voraus acceptirte. Herr Jacobi hatte einige Bogen Manuſcript fertig und arbeitete auch die erſten 7 Bogen, fand ſich aber durch den Umgang einer Sängerin, Dem. Belleville, ſo hingezogen, daß er ſeine Juden und ihre Verhältniſſe vergaß.

Die Zeit der Ablieferung und der Verſendung des Buchs im Welthandel rückte näher; der Verleger verreiste. Ein kluger Kopf weiß immer Rath, ſtatt ſelbſt zu denken und zu ſchreiben, läßt Herr Jacobi 2 früher gedruckte Abhandlungen von Rießer und Dohm gleich hinter den 7ten Druckbogen abdrucken, und gedachte ſo die noch fehlenden 10 Bogen Druck an Manuſcript zu liefern. Beim Druck des 15ten Bogens kehrt der Verleger von ſeiner Reiſe zurück, bemerkt das contraktwidrige Plagiat, läßt den ferneren Abdruck des Plagiats einhalten, und das Werk, nachdem ohnehin 12 Wochen verfloſſen waren, ſchließen.

Indeß reiste Dem. Belleville zu dieſer Zeit auch in die Welt, und nun verlangt Herr Jacobi, daß er ſeinem Kinde, in fremde Lumpen gehüllt, noch eine Taufrede, Beſchneidungsgruß und zugleich eine Leichenrede (Vorrede und Nachſchrift) nachſchreiben und mitgeben könne.

Zu ſolchen Standreden hielt ſich der Verleger nicht für verpflichtet und ſendete das Buch nun unter einem, den Inhalt genau bezeichnenden Titel: „die Verhältniſſe der Juden zum Staat,“ an ſeine Collegen zum Verkauf, klagt aber gerichtlich gegen Herrn Jacobi auf Herausgabe dreier noch nicht discontirter Anweiſungen und Schadenerſatz, welchen letztern er wegen des Plagiats aber kaum wird ermitteln laſſen können. Jetzt ſchreit Herr Jacobi über Widerrechtlichkeit, daß der Verleger ſein Plagiat nicht habe vollſtändig abdrucken laſſen, daß ſeine noch im Dintenfaſſe herumfließende Vor- und Nachrede nicht nachträglich angenommen worden iſt, und dem Aehnliches, ja er iſt ſo arrogant geweſen, ſeinen Verleger und Erhalter in der Zeit der Angſt und Noth deshalb im Leipziger Tageblatte zu beſchimpfen, und um demſelben auch finanziell zu ſchaden, hat er ſein eigenes Buch, deſſen Correktur und Druck unter ſeinen Augen bewirkt worden iſt, für werthlos erklärt. Das Buch handelt von Emancipation der Juden, und der Verleger hat ſich begnügt, blos darauf zu entgegnen:

„daß er die Emancipation der ganzen Judenſchaft wünſche, mit alleinigem Ausſchluß des Herrn Joel Jacobi.“

Wer hat nun wohl Recht?

---

[387] Für Mineralogen und Reiſende am Harz.

So eben iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet:

Zimmermann, Dr. Chr. (Bergſecretär zu Clausthal und Lehrer an der Königl. Berg- und Forſtſchule daſ.), Das Harzgebirge, in beſonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geſchildert. Ein Handbuch für Reiſende und Alle, die das Gebirge näher kennen zu lernen wünſchen; mit Nachweiſungen über die Naturſchönheiten deſſelben. In Verbindung mit Freunden unternommen. Zwei Theile, mit 14 Kupfertafeln und einer großen Karte. gr. 8. auf fein Velin-Druckpapier. geh. Preis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

So häufig das Harzgebirge theils wegen des Genuſſes ſeiner Naturſchönheiten, theils um der Belehrung in naturhiſtoriſcher und technologiſcher Hinſicht willen auch bereiſt wird, ſo vermißt man doch noch immer eine umfaſſende Beſchreibung dieſes ſo merkwürdigen Gebirges. Der Verfaſſer dieſes Werks, unterſtüzt von Freunden, hat es unternommen, dieſe Aufgabe zu löſen und gibt hier ſowohl eine Gebirgsbeſchreibung in geologiſcher Beziehung, als zugleich ein Handbuch für Reiſende. Der erſte Theil dieſes Werks gibt demnach die Reiſewiſſenſchaft und das Allgemeine, der zweite dagegen die Reiſemethode und das Beſondere.

Die reſp. Subſcribenten erhalten das Werk zu dem angekündigten wohlfeilen Subſcriptionspreis. —

Einzeln iſt der erſte oder naturwiſſenſchaftliche und technologiſche Theil zu 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.; — der zweite — die Anleitung zur Bereiſung des Harzes enthaltende Theil, ſammt den 14 Kupfertafeln und der colorirten Karte à 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr. zu haben.

Die Karte allein koſtet 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

---

[416] Anzeige für gebildete Leſer aller Stände über die

Vierte verbeſſerte Ausgabe der

populären Himmelskunde

oder

allgemein faßlichen Betrachtungen über die

großen Wunderwerke des Weltalls.

Nach den neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen für gebildete Leſer, ſo wie zum Privat-Unterrichte.

Von

Dr. A. H. Chr. Gelpke.

Herzogl. Braunſchw. Schulrathe und Profeſſor u. ſ. w.

Mit 5 Kupfertafeln, worunter eine genaue Mond-Karte. 8. geh. 1832. Hannover, in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 1 Rthlr. 8 gGr.

Der allgemeine Beifall, deſſen ſich dieſes Werk ſeit her nicht nur in Deutſchland, ſondern auch durch Ueberſetzungen im Auslande, namentlich in England, erfreute, ſo wie die vielfachen günſtigen Beurtheilungen deſſelben, haben den rühmlichſt bekannten Herrn Verfaſſer zu deſto größerer Fürſorge und Vorliebe bei dieſer neuen Bearbeitung veranlaßt, welche faſt auf jeder Seite mit lehrreichen Zuſätzen und im Ganzen mit 3 Bogen und einer fünften Kupfertafel vermehrt, auch von der Verlagshandlung vorzüglicher ausgeſtattet worden iſt, und deßhalb

Digitized by Google

in dieſer neuen Geſtalt jedem denkenden Verehrer der groſſen Wunderwerke der Schöpfung, zur belehrenden Lectüre, ſo wie zum Geſchenk für die Jugend um ſo mehr empfohlen werden kann. Der Vortrag iſt unterhaltend und durchaus populär: auch ſind zum Verſtändniß deſſelben keine mathemathiſche Vorkenntniſſe erforderlich.

---

[435] Im Verlag des Literatur-Comptoir in Altenburg ſind ſo eben erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Encyclopädiſches Wörterbuch
der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe,

in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von H. A. Pierer. 20r Bd. erſte Abtheilung (Schlürfen bis Schweinsmaus). gr. Lex. Format. Preis des ganzen Bandes auf weiß Druckpapier 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein., Schreibpapier 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Karten und Schlachtpläne
ZUR ERLÄUTERUNG
der
GESCHICHTE DES POLNISCHEN KRIEGES,
besonders in Bezug auf
Spazier's Geschichte des polnischen Aufstandes.

quer 4. 1 Bogen Text und 10 Karten, eleg. broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Herabgeſetzter Preis.

Pierer, Dr. J. F. und Dr. L. Choulant
anatomiſch-phyſiologiſches Real-Wörterbuch
zu umfaſſender Kenntniß der körperlichen und geiſtigen Natur des Menſchen im geſunden Zuſtande. 8 Bände, ſonſt 30 Thlr., jetzt herabgeſetzt auf nur
Zehn Thaler baar.

Jeder Band einzeln:
Ein Thaler acht Groſchen Sächſiſch.

In Kurzem erſcheint:

Bunte Briefe
von
Dr. Woldemar Seyffarth,
Verfaſſer der Reiſetage.
2 Bände, 12. elegant brochirt 2 Thlr.

---

[432] Neue ſchönwiſſenſchaftliche Werke:

Bei mir ſind im Laufe dieſes Jahres erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra, überſetzt von J. D. Gries. 5 Theile. Auf Velinpapier, geheftet. 5 Rthlr. oder 9 fl. —

Bei ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1738 wurde dieſes Gedicht in Italien mit dem größten Beifall aufgenommen, ſehr oft wieder aufgelegt und in mehrere Sprachen überſetzt. Man kann es gewiſſermaßen eine Fortſetzung von Arioſts raſendem Roland nennen.

Die Ueberſetzung betreffend, ſo dürfte ſie wohl vorzüglich genannt werden, da ſich Herr Gries als einen der ausgezeichnetſten Ueberſetzer bewährt hat.

Die Luſiaden des Luis de Camoens, verdeutſcht von J. J. C. Damer. 27 Bogen auf Velinpapier in geſchmackvollem Umſchlag geheftet. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Tieck fällt von dieſem Gedicht in ſeinem Novellenkranz für 1834 ein ſehr günſtiges Urtheil; ſo ſagt er z. B. Seite 222 davon: „Und ſo wie Arioſt der Glanzpunkt und leuchtende Kranz jener luſtigen Fabeln iſt, die nur in der Phantaſie, nie auf Erden einen Wohnplatz finden können, ſo iſt Euer Camoens und ſein unſterbliches Gedicht der Zauberkranz, in allen Farben ſpielend, in welchem am lieblichſten dieſer Sinn für Vaterland, Ruhm, Heldenthat, Aufopferung glänzt, und jeder Portugieſe findet ſich und ſeine ſchönſten Wünſche, ſein edelſtes Streben in jedem Verſe wieder: und Alles iſt Wahrheit, nicht Fabel; Geſchichte, nicht Erfindung, das Erlebte, was nun ſo leuchtend wie die wirkliche Natur mit Meer und Gebirge aus der Nacht in den Glanz des Morgenroths, ſchöner wie ein Traum in das verklärende Licht der erwachenden Natur, hinein tritt.“ Auch Seite 255, 307 und 311, ſo wie an vielen andern Orten geſchieht darin ſehr rühmlicher Erwähnung, überhaupt iſt die ganze Novelle eine Verherrlichung des Camoens und ſeines Gedichts.

Von der Ueberſetzung ſagt ein ſehr geachteter Gelehrter, der zugleich der portugieſiſchen Sprache ganz mächtig iſt: „Ich kenne ſie aus mehreren Proben, ſie iſt nicht allein ſehr viel beſſer, als die früher erſchienen, ſondern ſie iſt ſo, daß ſchwerlich ein Anderer ſie beſſer machen könnte.“

Auch iſt hinlänglich bekannt, daß Voß die Ueberſetzungen des Juvenal und Perſius von Damer ungemein lobte.

Der Cid, ein Romanzenkranz; im Versmaaße der Urſchrift aus dem Spaniſchen vollſtändig überſetzt von F. M. Duttenhofer. 15 Bogen auf Velinpapier in geſchmackvollen Umſchlag geheftet. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Ueberſetzer hat ſich zur Aufgabe gemacht, eine in Wort und Form treue Ueberſetzung der Cid-Romanzen zu geben, während die frühere Herder'ſche Bearbeitung mehr dem Grundſatz huldigte, den Gegenſtand, den ſie behandelte, frei zu beſingen. Es wird daher auch dieſe für den Beſitzer der Herder'ſchen nicht ohne Intereſſe ſeyn, da ſie in vielen Punkten weſentlich von ihr abweicht.

Auch die äußere Ausſtattung dieſer drei Werke iſt empfehlend, und ſie eignen ſich auch dadurch vorzüglich zu Geſchenken.

C. W. Löflund.

Von dem geiſtreichen Verfaſſer, der auf den meiſten deutſchen Theatern mit allgemeinem Beifall gegebenen „Demoiſelle Bock“, erſchien ſo eben:

J. C. Mand, dramatiſches 1s Bdchn., enthaltend: Der verrückte Profeſſor, einleitendes Vorſpiel. Sein Onkel und ihre Tante, Luſtſpiel in einem Akt. Die Räuberbräute, Komödie in 5 Akten. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin.

C. H. Jonas, Schloßfreiheit Nr. 9.

Digitized by Google

№ 34.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[438] **Sternbergs Novellen.**

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen
von
A. Freiherrn von Sternberg.
Zweiter Theil
oder
Eduard.
Fortſetzung der Novelle:
Die Zerriſſenen.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 2 fl. 24 kr.

Der Name des eben ſo geiſtreichen als gemüthvollen Verfaſſers überhebt uns jeden Lobes. Seine Erfindungs-Gabe, ſeine reiche Phantaſie ſo wie ſein reiner und edler Styl reihen ihn in die erſte Linie der jetztlebenden Schriftſteller des Erzählungsfaches.

Der dritte Theil dieſer Novellen erſcheint unfehlbar zur Oſtermeſſe 1834.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[437] **Für Leſebibliotheken und Leſevereine.**

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maha Guru.
Geſchichte eines Gottes.
Ein Roman
von
Carl Gutzkow.

Zwei Theile. 8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr., 2 Thlr.
Stuttgart und Tübingen im Oktober 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[465] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauſpiele
von
Eduard v. Schenk.

2ter Theil. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr.

Inhalt: Widmung an J. M. die regierende Königin von Bayern. Henriette von England. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, mit geſchichtlichen Erläuterungen. Albrecht Dürer in Venedig. Luſtſpiel in einem Aufzug. Der Untersberg. Singſpiel in drei Aufzügen.

Der Inhalt dieſes zweiten Theiles iſt eben ſo reich und anziehend als der des erſten, welcher mit ſo allgemeinem Beifall durch ganz Deutſchland aufgenommen worden iſt, daß er neben dem Namen des gefeierten Verfaſſers keine weitere Empfehlung bedarf.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[431] **Literariſche Ankündigung.**

Das Correſpondenzblatt des K. würt. landw. Vereines, welches ſeit dem Jahre 1822 beſteht, und mit dem Jahre 1832 in ſeiner „neuen Folge" eine, auf größere Mannigfaltigkeit des Inhalts berechnete, veränderte Form erhalten hat, wird auch künftig, wie bisher, die, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach ihm vorgeſetzten Zwecke zu erfüllen ſuchen. Dieſe beſtehen, gemäß den organiſchen Beſtimmungen des landw. Vereins in Würtemberg (Corr. Bl. 1822, Bd. I. Heft 1. Beil. S. 67), in Verbreitung von nützlichen Belehrungen, gemeinnützigen Entdeckungen und Erfahrungen, Reſultaten vorgenommener Prüfungen, Vorſchlägen und Anfragen ebenſowohl aus den praktiſchen, als den wiſſenſchaftlichen Gebieten der Landwirthſchaft, der Gewerbs- und der vaterländiſchen Naturkunde, ſo wie in Mittheilung der Beſchäftigungen der Centralſtelle des l. V. in Stuttgart und der Partikular- und Privatvereine für landwirthſchaftliche und techniſche Zwecke, ſofern letztere das Correſpondenzblatt hiefür benutzen wollen. Die eigenthümliche und urſprüngliche Beſtimmung dieſes Correſpondenzblattes iſt demnach, wie es ſchon in ſeinem Titel liegt, der Vereinigungspunkt nicht nur für die im Inlande verbreiteten Mitglieder des von Sr. K. Majeſtät geſtifteten landwirthſchaftlichen Vereines, ſondern auch für die verſchiedenen Partikular- und Privat-Vereine, und ſomit das Organ zu ſeyn, durch welches ein Zuſammenwirken der mannigfachen, im Vaterlande verbreiteten Kräfte für Emporbringung der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Beſtrebungen in der Landwirthſchaft, den Gewerben und in den, dieſen beiden zu Grunde liegenden Fächern der Naturkunde, insbeſondere der vaterländiſchen, herbeigeführt werden ſoll; gleichwie es in dem Begriffe der Centralſtelle als ſolcher liegt, den Mittelpunkt dieſer verſchiedenen öffentlichen und Privatvereine zu bilden.

Der Plan dieſer Zeitſchrift (vgl. Corr. Bl. Jahrg. 1833, H. I. S. 1) wurde mit dem Jahrgang 1832 dahin abgeändert, daß dieſelbe vermöge der, den einzelnen Heften ertheilten Form eine Mannigfaltigkeit der Gegenſtände mit ſich bringen ſoll, wodurch Jeder der verſchiedenen Leſer, der Theoretiker wie der Praktiker, der Landwirth wie der Gewerbtreibende und der Naturkundige, Befriedigung finden könnte. In der gegründeten Vorausſetzung, daß es dem Manne der Wiſſenſchaft wie dem Geſchäftsmanne nicht erwünſcht ſeyn könne, Mittheilungen von größerem Umfange in einer, durch blattweiſe Herausgabe der Zeitſchrift nothwendigen Zerſplitterung des Zuſammenhangs zu erhalten, ſondern daß es

Digitized by Google

für ihn erwünſchter ſeyn werde, diejenigen Artikel, welche ihn ſpeziell intereſſiren, mit Muſe und im Zuſammenhang zu leſen, zugleich auch um den Raum zu Rathe zu halten, wurde die Herausgabe der Zeitſchrift in Heften gewählt. Jedes der ſechs jährlich erſcheinenden Hefte enthält ſeinen Inhalt in Rubriken geordnet. Dieſe ſind:

I. (Größere) Aufſätze und Abhandlungen (theoretiſchen und praktiſchen Inhalts) aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthſchaft, der Gewerbs- und Naturkunde.

II. Mittheilung der (zur öffentlichen Bekanntmachung geeigneten) Arbeiten der Centralſtelle, ſo wie der übrigen öffentlichen und Privatvereine, insbeſondere Mittheilungen von der land- und forſtwirthſchaftlichen Lehranſtalt in Hohenheim, Berichte über die Vertheilung der Induſtrie- und andere Preiſe, über die Induſtrie-Ausſtellung u. ſ. w.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde in landwirthſchaftlicher, induſtrieller und naturhiſtoriſcher Hinſicht, Schilderung der natürlichen Verhältniſſe des Vaterlandes, Reſultate der Wirkſamkeit des meteorologiſchen Beobachter-Vereins ꝛc.

IV. Auszüge und Notizen, d. h. Mittheilungen kürzerer Aufſätze wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Inhalts, ſowohl von inländiſchen als ausländiſchen Beſtrebungen, Entdeckungen, Vorſchlägen, Verſuchen u. ſ. w., ſo weit dieſe für die vaterländiſchen Zwecke von irgend einer Bedeutung ſeyn können; Anfragen, Vorſchläge und Aufforderungen der Vereine, ſo wie einzelner Mitglieder derſelben.

V. Literatur, d. h. kurze Anzeigen und Beurtheilungen der vorzüglicheren neueren Schriften, namentlich der im Inlande erſchienenen, aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthſchaft, der Gewerbs- und der Naturkunde, deren Anzeige und Beurtheilung von den Verlegern unter Einſendung der Schrift an die Centralſtelle gewünſcht wird.

Alle zwei Monate erſcheint ein Heft von 8 Bogen in gr. Oktav-Format. Der Preis iſt 3 fl. für den Jahrgang. Man abonnirt im Inlande bei dem nächſtgelegenen Poſtamte, oder bei der Verlagshandlung ſelbſt auf dem Weg des Buchhandels.

Alle das Correſpondenzblatt betreffenden Zuſendungen und Correſpondenzen können unter der Adreſſe der Centralſtelle des landw. Vereines unfrankirt eingeſendet werden.

Stuttgart, im Oktober 1833.

Die Redaktion und die
J. G. Cotta'ſche Verlagshandlung.

---

[439] **Neue Muſikalien,**

welche in der Lampert'ſchen Buch- und Muſikhandlung in Gotha mit Eigenthumsrecht erſchienen und in allen Buch- und Muſikhandlungen zu haben ſind:

Umbreit's, C. G., Muſikaliſcher Nachlaß; Vorſpiele und Phantaſien für die Orgel, herausgeg. von deſſen Sohne, Dr. F. W. K. Umbreit, Großherzoglich Baden'ſchen Kirchenrathe und ordentl. Profeſſor der Theologie zu Heidelberg. Lief. 1. à 6 gGr.

Wird fortgeſetzt, und Freunden gediegener Muſik für die Orgel eine um ſo willkommnere Gabe ſeyn, da der ohnlängſt verſt. Componiſt, überall rühmlichſt bekannt — ſein Choralbuch fand ſogar in Paris Anerkennung — ſämmtl. Vorſpiele und Phantaſien, welche der eben angezeigte muſikaliſche Nachlaß enthält, auf das Sorgfältigſte ausarbeitete und ſelbige ſeinen Hinterbliebenen und zahlreichen Verehrern als ſeine beſten Arbeiten zu verſchiedenen Malen bezeichnete.

Haushaelter, C. G., Introd. et Variat. brill. et non difficil. Pour le Violon avec acc. de Pianof., ded. aux amateurs. 8 gGr.

Lübcke, A., Geſänge für Männerſtimmen. 16 gGr.

— — Ouverture zur Oper: Der Glockengießer, für Pfte. 8 gGr.

Michel, H., das große Halleluja von Klopſtock. für 4 Singſt. mit Orgel- oder Pfte.-Begl., für Geſangvereine und zum Gebrauch in Kirchen. 18 gGr.

Stahlknecht, 6 Divertissements agréables pour le Pianoforte, Oe. 8. 18 gGr.

In Stuttgart bei G. A. Zumſteeg zu haben.

---

[467] **Subscriptions-Anzeige**

von

Mozart's Opern im Clavierauszuge.

Neue wohlfeile Ausgabe in Hochformat

mit folgenden Subscriptions-Preisen, welche bis 1834 beibehalten werden. Nach dieser Zeit tritt ein um die Hälfte erhöhter Ladenpreis ein.

Don Juan	Frs.	8	oder	3 fl.	44	rhein.
Figaro	"	10	"	4 "	40	"
Die Entführung . .	"	7	"	3 "	16	"
Die Zauberflöte . .	"	6	"	2 "	48	"
Cosi fan tutte . . .	"	10	"	4 "	40	"
Titus	"	4	"	1 "	52	"

für 6 Opern im Ganzen Fr. 45 oder 21 fl. rhein.

Bonn, im August 1833.

N. Simrock.

---

[382] Anzeige für Elementar- und Volksſchullehrer.

Bei unterzeichnetem Verleger iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. E. Th. Piſtor, kurze Geographie nach den neueſten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. Zweite Aufl. 8.

Auf mehrfache Anforderungen nach dem Plane ſeines Lehrbuchs der Geographie für Gymnaſien und höhere Bürgerſchulen ein Elementarbuch auszuarbeiten, welches durch Kürze und Wohlfeilheit vorzüglich für das Bedürfniß der Volksſchulen und der unterſten Klaſſen in Gelehrtenſchulen geeignet wäre, hat ſich der geachtete Hr. Verf. zur Herausgabe dieſes kurzen Lehrbuchs entſchloſſen. Die Anerkennung ſeiner Brauchbarkeit iſt ihm auch nicht entgangen, indem ſchon im erſten Jahre eine zweite Auflage nöthig wurde. Der Verleger hat ſeinerſeits dies Büchlein möglichſt gemeinnützlich zu machen geſucht, indem er den Preis nur zu 4 Gr. oder 18 kr. geſetzt hat, und bei Einführung in Schulen auf 25 Exemplare 3, auf 50 Exempl. 8, auf 75 Exempl. 16 und auf 100 Exempl. 25 Frei-Exemplare gibt, welchen Vortheil auch jede andere Buchhandlung gewähren wird. — Für die Schulen des Großherzogthums Heſſen und Herzogthums Naſſau wird die ausführlichere Beſchreibung dieſer Länder hinzugegeben. Als Anhang findet man die Beſchreibung von Paläſtina, ausführlicher behandelt, abgedruckt.

Zum Gebrauche bei dieſem Lehrbuch, ſo wie bei jedem andern empfiehlt ſich

Kleiner Schulatlas der neueſten Erdbeſchreibung in 9 colorirten Blättern. Preis 54 kr. oder 12 Gr.

welcher beſonders für das Bedürfniß der Bürger- und Elementarſchulen berechnet iſt. Er enthält nämlich: 1. Die öſtliche Halbkugel. 2. Die weſtliche Halbkugel. 3. Europa. 4. Aſien. 5. Afrika. 6. Nordamerika. 7. Südamerika. 8. Deutſchland. 9. Großherzogthum Heſſen oder Herzogthum Naſſau, oder ſtatt dieſen, ſobald wenigſtens 100 Exemplare zugleich beſtellt werden, denjenigen Bundesſtaat, in deſſen Schulen der Atlas gebraucht werden ſoll, wodurch dem Lehrer der ſpeciellere Vortrag der Geographie des Inlandes erleichtert wird. Die einzelnen Kärtchen ſind ſämmtlich einzeln à 8 kr. oder 2 Gr. zu haben.

Weicker, L. E., Kalligraphiſche Wandfibel der Currentſchrift in methodiſcher Stufenfolge zum Gebrauch in Schulen. Auf 20 Tafeln mit 5 Zoll hoher Schrift.

Durch dieſe Tafeln iſt dem Lehrer, beſonders in Elementarklaſſen, ein Mittel gegeben, die Kinder ſo im Schönſchreiben zu unterrichten, daß dieſer Unterricht ihnen keine Zeit koſtet, die Kinder angenehm beſchäftigt und ſchnelle Fortſchritte befördert. Der Uebergang vom Leichteren zum Schwereren, ſo wie die Entwickelung der Buchſtaben iſt gehörig berückſichtigt. —

Schon das verſendete Probeblatt hat vielen Beifall gefunden und es verdienen dieſe Wandtafeln für jede Elementarſchule angeſchafft zu werden. — Für dieſen Endzweck ſoll auch noch der billige Subſcriptionspreis von 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. fortbeſtehen, auch Sammlern von Unterzeichnungen auf 10 Exempl. ein Freiexemplar gegeben werden.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

---

[409] Anzeige für das geſammte philologiſche Publikum und alle Freunde der griechiſchen Sprache.

Durch mehrfache Anfragen veranlaßt, zeigen wir hiermit an, daß wir die in unſerm Verlage erſchienene und noch erſcheinende rühmlichſt anerkannte Bibliotheca graeca curantibus Fr. Jacobs et V. Ch. F. Rost bei Abnahme der ganzen Sammlung noch zum erſten Subſkriptions-Preis erlaſſen wollen, (jedoch bei einzelnen Bänden findet derſelbe nicht ſtatt,) und dafür durch alle Buchhandlungen, ſo wie ein ausführlicher Conſpektus dieſes Unternehmens in lateiniſcher Sprache zu beziehen iſt.

Gotha, den 1. September 1833.

Henning'ſche Buchhandlung.

---

[462] In der Gerſtenberg'ſchen Buchhandlung in Hildesheim ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biermann, Dr. J. C. A., Beiträge zur Pſychologie. Eine Sammlung ärztlicher Gutachten über pſychatriſche Heilkuren. gr. 8. 8 gGr.

— — Noſologiſch-therapeutiſche Beobachtungen. gr. 8. 8 gGr.

Kocken, K. L., Beiträge zur Niederſächſiſchen Geſchichte in Verſuchen hiſtoriſcher Monographieen der Häuſer Winzenburg, Peine und Daſſel, und ihrer auf die Hildesheim'ſche Kirche übergegangenen Beſitzungen. Erſter Band. Die Winzenburg und ihre Vorbeſitzer. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Mittheilungen geſchichtlichen und gemeinnützigen Inhalts, eine Zeitſchrift für das Fürſtenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, herausgegeben von Kocken und Läntzel. Erſter Band. 4 Hefte. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Schröder, Dr. J. F., Hebräisch-Deutsches Schul-Lexicon. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gGr.

— — Deutscher Index zum Hebräisch-Deutschen Schul Lexicon. gr. 8. 18 gGr.

---

[441] Ueberſetzungen alter klaſſiſcher Dichter.

Von dem Werke: „Griechiſche und Römiſche Dichter in neuen metriſchen Ueberſetzungen, herausgegeben von den Profeſſoren Tafel, Oſiander und Schwab" (Stuttgart, Metzler'ſche Buchhandlung) iſt ſo eben erſchienen:

Ovid's Verwandlungen, überſetzt v. H. E. Pfitz, Pfarrer in Eishauſen. Vollſtändig in 5 Bändchen. 2 fl. oder 1¼ Thlr. Preuß.

Früher ſind von dieſer Sammlung erſchienen:

Homers Odyſſee, überſetzt v. E. Wiedaſch, Direktor des Pädagogiums zu Ilfeld. Vollſtändig in 5 Bdchn. 2 fl. oder 1¼ Thlr. Preuß.

Virgils Aeneis, überſetzt von Ludw. Neuffer, Stadtpfarrer zu Ulm. Zweite durchaus verbeſſerte Aufl. Vollſtändig in 4 Bdchn. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. Preuß.

Zunächſt werden nun die übrigen Werke Homer's, Ovid's und Virgil's, Kallimachus, Plautus und Terenz in durchaus gelungenen Uebertragungen folgen, von welchen bereits mehrere unter der Preſſe ſind. Der Subſkriptionspreis für jedes Bändchen von ungefähr 128 Seiten in Taſchenformat iſt nur 24 kr. oder ¼ Thlr. Preuß.

Durch dieſe Sammlung von Uebertragungen der vorzüglichſten Dichter des Alterthums, in Verbindung mit den von denſelben Hrn. Herausgebern in gleichem Formate bei uns erſcheinenden „Griechiſchen und Römiſchen Proſaikern in neuen Ueberſetzungen," von welchen bis jetzt 213 Bändchen ausgegeben ſind und, bei dem nunmehr vorhandenen Vorrathe von Manuſkripten, in der nächſten Zeit die Fortſetzung raſcher folgen kann, erhält Deutſchland zum erſtenmal eine vollſtändige Reihe von deutſchen Uebertragungen aller vorzüglichern Klaſſiker des Alterthums; ein Werk, wie keine andere Nation, ſelbſt England und Frankreich nicht, ein ähnliches in ihrer Literatur aufzuweiſen im Stande iſt. Zu beziehen durch alle gute Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und Oeſterreichs.

---

[426] So eben iſt erſchienen:

Kupferſammlung
zu Göthe's ſämmtlichen Werken

15 Supplementbände
oder zum 41 — 55 Band.

Leipzig, bei Friedrich Fleiſcher.

Ausgabe in groß Octav 1½ Thlr.
— — Taſchenformat 1 Thlr.

Das 1ſte Heft iſt verſandt. Das 2te erſcheint Ende November und das 3te bald nach Oſtern 1834. Die

Digitized by Google

Zeichnungen ſind ſämmtlich von Moritz Retzſch, die Stiche von Künſtlern wie D. Weiß, Eißner, Beyer, Schwerd=geburth, Langer u. a. m. geliefert. Mit obigem koſtet nun die vollſtändige Kupferſammlung von 55 Blättern in gr. Octav $5\frac{1}{2}$ Thlr.; in Taſchenformat $5\frac{2}{3}$ Thlr. und bietet gewiß eine eben ſo freundliche als würdige Zierde der Werke des großen Meiſters dar.

---

[433] Bei Georg Franz in München iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Das
Weſen und Unweſen
der
Gothaiſchen
Feuerverſicherungsbank,
von
Ernſt Warold,
gr. 8. broch. 30 kr. oder 8 Gr.

---

[457] Im Induſtrie=Comptoir (Baumgärtner) in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

VIELLIEBCHEN

hiſtoriſch=romantiſches Taſchenbuch für 1834 von A. v. Tromlitz. 7r Jahrgang. Mit 8 feinen Stahlſtichen. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Günſtlinge. — Schloß Rödelheim. — Conſtanze von Clermont.

Der Inhalt ſowohl als die Ausſtattung dieſes Taſchenbuchs, weiſen demſelben einen der erſten Plätze in dieſer eleganten Literatur an. Tromlitz iſt des zarten Geiſtes wegen, der durch ſeine wahrhaft romantiſchen Dichtungen weht, der Liebling beſonders des ſchönen Geſchlechts, und dieſes und jeden Kunſtfreund werden auch die köſtlichen Kunſtblätter eines Ender, Retzſch, Armann, Stöber und Heinr. Meyer, mit welchen dieſer Jahrgang wiederum herrlich prunkt, anziehen.

(Volksſchrift.)

DAS HELLER-MAGAZIN

zur
Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe,
beſorgt von einer Geſellſchaft Gelehrter.

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groſchen vierteljähriger Vorausbezahlung.

Fortwährend erſcheint allwöchentlich mit immer wachſendem Beifall und wachſender Wichtigkeit, ja bereits Unentbehrlichkeit für die Wiſſenſchaft:

Die allgemeine

HOMÖOPATHISCHE ZEITUNG.

Herausgegeben von den DD. der Medicin G. W. Groß, F. Hartmann und F. Rummel. Der Preis eines Bandes von 24 Nummern in 4. iſt 2 Thlr. Der dritte Band iſt jetzt im Erſcheinen.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, bei Baumgärtner.

---

[421] Durch alle Buchhandlungen des In= und Auslandes iſt zu beziehen:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Fünfter Jahrgang.
Mit den Fauſt'ſchen Bildern aus Auerbach's Keller zu Leipzig.
gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Wallenſtein als regierender Herzog und Landesherr. Von Friedrich Förſter. II. Die Sage vom Doctor Fauſt. Von Chriſtian Ludwig Stieglitz d. Aelt. III. Ueber das Principat des Auguſtus. Von Johann Wilhelm Loebell. IV. Aufſtände und Kriege der Bauern im Mittelalter. Von Wilhelm Wachsmuth. V. Vorleſungen über die Geſchichte der letzten fünfzig Jahre. Von Eduard Gans. Dritte und vierte Vorleſung.

Die vier erſten Jahrgänge koſten 7 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im September 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[444] Bei Hinrichs in Leipzig und in allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Penelope.

Taſchenbuch für das Jahr 1834.

Herausgegeben von Th. Hell. 23ſter Jahrgang. Mit 8 Kupfern. 16. In neuem geſchmackvollem Umſchlag. $1\frac{2}{3}$ Thlr. In Seide $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: Bilderchronik der theatraliſchen Zeiterſcheinungen. Die Brüder von L. Kruſe. Die Sängerin von Augsburg von Laun. Die Stiefmutter von Blumenhagen. Die Florentiner von Albano. Eliſabeth Endleigh von H. May. Die Pagode von v. Miltitz. — Gedichte von Grillparzer, v. Lüdemann, von Deuern, Prätzel, Würkert ꝛc.

---

[429] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

W. G. Campe
gemeinnütziger

Brieſſteller

für alle Fälle des menſchlichen Lebens. Oder: Anweiſung, alle Gattungen von Briefen und Aufſätzen nach den neueſten Regeln ſchreiben und einrichten zu lernen, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände. Nebſt einer Sammlung von 160 vorzüglichen Briefmuſtern zur Nachahmung und Bildung. So wie auch 72 Formulare zur zweckmäßigen Abfaſſung von Eingaben, Geſuchen und Klageſchriften an Behörden, Kauf=, Mieth=, Pacht=, Tauſch=, Bau=, Lehrkontrakte und Erbverträge, Teſtamente, Schuldverſchreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweiſungen, Wechſel, Reverſe, Atteſtate, Anzeigen und Rechnungen zu gelieferten Waaren. 8. broch. Preis 12 Gr.

Quedlinburg, im Verlage der Ernſt'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

[459] Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auswahl von Fabeln des Phädrus und Elegien aus den Trauerbüchern des Publius Ovidius Naſo; mit Anmerkungen und einem Wörterbuche zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. J. H. Brillowski. 8. 20 Sgr. (16 gGr.)

J. A. Friedemann, gründliches und faßliches Rechenbuch zum Selbſtunterricht für Jünglinge, welche nach geiſtiger Bildung ſtreben. 1r Theil. 8. 1 Thlr.

Dr. Eduard Heinel, Tobias. Eine idylliſche Erzählung in 3 Geſängen frei nach der heiligen Urkunde. 8. 12½ Sgr. (10 gGr.)

Deſſen Pfingſtfeſt. Eine erzählende Dichtung in 3 Geſängen. 8. ſauber gebunden. 1 Thlr.

Dr. Ludwig Aug. Kähler, chriſtliche Sittenlehre. 1r Band. 1ſte Abtheilung. A. u. d. Titel: Religion und Chriſtenthum in ſittlicher Beziehung. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Wilh. Traug. Krug, Syſtem der theoretiſchen Philoſophie. 1r Theil. (Logik.) 2te Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr. (2⅔ Thlr.)

Dr. K. F. Merleker, de Achaicis rebus antiquissimis Dissertatio. 8. maj. 10 Sgr. (8 gGr.)

Napoleon und die Churheſſiſchen Capitalſchuldner. Ein Erkenntniß über den Rechtsbeſtand der, in Napoleons Auftrage einem Churheſſiſchen Capitalſchuldner ertheilten Quittung. Mit Anmerkungen herausgegeben vom Profeſſor ꝛc. Dr. F. C. Schweikart. 8. 15 Sgr. (12 gGr.)

Dr. A. C. J. Ohlert, die höhere Bürgerſchule. Mit beſonderer Rückſicht auf die, von dem K. P. Miniſterium der Geiſtlichen ꝛc. Angelegenheiten unterm 8. März 1832 erlaſſene vorläufige Inſtruction für die von den höhern Bürger- und Realſchulen anzuordnende Entlaſſungs-Prüfungen. 8. 15 Sgr. (12 gGr.)

Dr. Herm. Olshauſen, bibliſcher Commentar über ſämmtliche Schriften des Neuen Teſtaments, zunächſt für Prediger und Studirende. 1r Band. Die drei erſten Evangelien bis zur Leidensgeſchichte enthaltend. 2te verbeſſerte Auflage. gr. 8. Subſcriptions-Preis 5 Thlr.

Dr. J. G. Roſenheyn, Ueber den deutſchen Unterricht in den Gymnaſien. gr. 8. 15 Sgr. (12 gGr.)

Dr. F. D. Sanio, de antiquis regulis juris originem atque progressum disciplinae ICtorum Rom. optime declarantibus. Spec. I. et II. 8. 12½ Sgr. (10 gGr.)

Eſaias Tegner, die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Olof Berg. 2te Auflage. 12. 7½ Sgr. (6 gGr.)

Ueber richtige Auslegung des Königlichen Miniſterial-Reſcripts vom 19. März 1799 wegen Injurien zwiſchen Militair- und Civil-Perſonen. 8. 2½ Sgr. (2 gGr.)

---

[472] In der C. J. Edler'ſchen Buchhandlung in Hanau iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schuppius, Dr. G. Ph., Handbuch der neuern Geſchichte für die obern Klaſſen höherer Lehranſtalten und zum Selbſtunterricht. 1r Band. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Dieſes Werk iſt, wie ſchon der Titel beſagt, nicht allein für die höhere Lehranſtalten beſuchenden Jünglinge beſtimmt, im Gegentheil beabſichtigte der Herr Verfaſſer auch Solchen, denen die mündliche Unterweiſung eines Lehrers abgeht, ein Hülfsmittel zu bieten, ſowohl die Begebenheiten der allgemeinen Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems in ihrem politiſchen Zuſammenhange, als auch die merkwürdigſten Ereigniſſe der einzelnen Hauptſtaaten in ihrer chronologiſchen Folge gründlich aufzufaſſen und mit Leichtigkeit zu überſehen. Um dieſem doppelten Zweck zu entſprechen, ſetzte der Herr Verfaſſer ſich die Erreichung einer ſolchen Vollſtändigkeit zum Ziel, daß das Buch ſowohl zum Selbſtunterricht ausreichen kann, als beim Gebrauch in Schulen den Lehrer des zeitraubenden Dictirens, den Schüler des mühſeligen Nachſchreibens überhebt, und Letzteren bei der Vorbereitung und Wiederholung vollkommen befriedigen wird.

Es ſteht daher zu hoffen, daß dieſes Handbuch bei den Herren Lehrern Beifall finden und von ihnen den Schülern empfohlen werden wird. Der zweite Band verläßt nächſtens die Preſſe.

---

[463] Bei J. A. Mayer in Aachen, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

VARSOVIE,

Tableaux guerriers et poétiques,

traduits de A. van der Hoop jr.

par Auguste Clavareau,

chevalier de l'ordre du Lion des Pays-Bas.

Dédié à sa Majesté impériale et royale Nicolas I., empereur de toutes les Russes et roi de Pologne.

12. 1833. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

---

[464] In der Joſ. Lindauer'ſchen Buchhandlung in München iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hiſtoriſch romantiſches Taſchenbuch

des Abentheuerlichen, Außerordentlichen, Wundervollen und Seltſamen in den wirklichen Schickſalen größtentheils geſchichtlich berühmter Perſonen. Für das Jahr 1834. Herausgegeben durch Adolph von Schaden. Mit dem Bildniſſe der Joſephine von Beauharnais, lithographirt von Hanfſtängl. 12. elegant gebunden. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Armin der Cheruskerfürſt.

Ein Gedicht in vierzehn Geſängen von Joh. von Hinsberg. 8. cart. 10 gGr. oder $\frac{1}{3}$ Rthlr.

---

[469] Bei N. G. Elwert in Marburg iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Briefe Guntram Adalberts an einen Theologen. Von L. Schmid. 10 Bogen 12. brochirt. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Eyter, J. L., Pfarrer, Grundzüge einer Apologie des Sonntags und der öffentlichen Gottesverehrung. Nebſt

einem Anhang über Leichenpredigten. 4 Bogen gr. 8. brochirt. 6 Gr. oder 24 kr.

Lips, Dr. A., die Unanwendbarkeit der engliſchen Eiſenbahnen auf Deutſchland und deren Erſatz durch Dampffuhrwerk auf verbeſſerten Chauſſeen, am Anfange einer neuen Aera, welcher das Transportweſen und der Straßenbau und mit dieſen zugleich der Handel in Deutſchland nothwendig entgegen geht. 6 Bogen gr. 8. brochirt. 10 Gr. oder 45 kr.

Flügel, J. P., Pfarrer, das Leben Jeſu für die oberen Klaſſen der Bürger- und Landſchulen. 9 Bogen 8. 5 Gr. oder 20 kr.

Geiße, H. F., Pfarrer, die Rechtfertigung durch den Glauben. 14 Bogen gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Gedichte von G. A. Lambeck. 6 Bogen 8. brochirt. 8 Gr. oder 36 kr.

Geſchichte der Churheſſiſchen Kirchenverfaſſung von W. Bach, Pfarrer. 11 Bogen gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Pädagogik und Katechetik. Grundſätze der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Geſchichte nach Niemeyer und Ruhkopf; ergänzend, abkürzend, berichtigend ohne Polemik. Herausgegeben von Dr. Chr. Koch, Profeſſor in Marburg. 16 Bogen gr. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Hach, Dr. L. C., Ideen über Natur und Weſen, Umfang, Hülfsmittel, Werth und Gebrauch, Geſchichte und Literatur des phyſiognomiſchen Studiums. 5 Bogen gr. 8. brochirt. 4 Gr. oder 18 kr.

Vangerow, Dr. C. A. v., über die Latini Juniani. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. 11 Bogen gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Quaestiones genealogicae historicae in antiquitatem heroicam graecam. Scripsit Dr. J. H. Chr. Schubart. Cum praefat. Frid. Creuzeri. 11 Bogen 8 maj. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Poësies françoises et italiennes de F. T. Kühne, Prof. à Marburg. 17 Bogen 12. relié. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Wagneri, C. Fr. Chr., Prof. à Marburg., opuscula academica. Vol. I. 15 Bogen 8 maj. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

---

[419] Empfehlungswerthes Weihnachtsgeſchenk.

Durch alle Buchhandlungen ſind zu erhalten:

Gellerts ſämmtliche Fabeln und Erzählungen. Neue Ausgabe mit 13 Kupfern nach Romberg. gr 8. Leipzig in der Hahn'ſchen Verlagsbuchhandlung. Elegant cartonnirt. 1 Rthlr. 16 gGr.

Dieſelben, ordinäre Ausgabe mit 1 Titelkupfer nach Romberg. gr. 8. deſ. 8 gGr.

Der Werth dieſer Fabeln, welche in der deutſchen Literatur noch unübertroffen daſtehen, iſt längſt und allgemein anerkannt, daher dieſelben zu Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken für die Jugend mit Recht empfohlen zu werden verdienen. —

---

[113] Bei Ch. F. Grimmer in Dresden iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben: in München bei der lit. art. Anſtalt.

Gegenbemerkungen zu der Schrift des Herrn Geh. O. R. R. Streckfuß: Ueber das Verhältniß der Juden zu den chriſtlichen Staaten von H. Ch. Freiherrn von Ulmenſtein, K. Pr. R. R. zu Düſſeldorf. Anhang: Die Erklärungen der Stände ſämmtlicher Provinzen der Preußiſchen Monarchie, über die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden. Brochirt 15 gGr. — 20 Sgr. — 1 fl. 10 kr. rheinl.

---

[456] Bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig iſt erſchienen und durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen:

Sir Isaak Newton's Leben

nebſt einer Darſtellung ſeiner Entdeckungen

von

Dr. David Brewſter.

Ueberſetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes, Profeſſor in Leipzig.

Mit Newton's Portrait und einer Kupfertafel.

gr. 8. 23 Bogen, Patent-Velinpapier brochirt. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk erntete in England bei ſeinem Erſcheinen den größten Beifall, und erregte allgemeines Intereſſe. Mit Recht läßt ſich daher erwarten, daß daſſelbe auch in Deutſchland willkommen ſeyn wird, da es über das Leben und Wirken dieſes großen Mannes das klarſte Licht verbreitet. Die Ueberſetzung iſt gelungen und gibt das Original getreu wieder. Die Anmerkungen des Herrn Profeſſor Brandes enthalten theils Nachträge, theils einige Berichtigungen, und bilden eine ſehr ſchätzenswerthe Zugabe. Das Portrait iſt dem engliſchen Original ganz ähnlich; und von Fleiſchmann vortrefflich geſtochen.

---

[360] Bei J. F. Hammerich in Altona iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Juden

und die öffentliche Meinung im Preußiſchen Staat. Mit beſonderer Rückſicht auf die Preußiſchen Provinzialſtände und deren Bedeutung.

Zur Erwiderung auf die Schrift des Herrn Karl Streckfuß: „Ueber die Verhältniſſe der Juden zu den chriſtlichen Staaten."

gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 4 gGr.

---

[364] In allen Buchhandlung iſt zu haben:

Matthiſſon, Fr. von, Gedichte.

12te Originalausgabe, 12. br. 20 Gr. 1 fl. 15 kr.

☞ Dieſe 12te Auflage, erſt ſeit einigen Wochen vollendet, wurde vom Verfaſſer kurz vor ſeinem Tode noch ſelbſt revidirt und mit mehrern neuen Gedichten bereichert.

Matthiſſon, Fr. von, Leben.

Nach den zuverläſſigſten Quellen bearbeitet von Dr. H. Döring. 12.

Auf weiß Druckpapier 16 Gr. 1 fl.
Auf Poſtpapier 20 Gr. 1 fl. 15 kr.
Auf Velinpapier 1 Rthlr. 1 fl. 30 kr.

☞ Dieſe Lebensgeſchichte dient zugleich als Suplementband zu ſeinen ſämmtlichen Schriften.

Digitized by Google

[381] Für Freunde der Geſchichte und Militärs.

Durch alle gute Buchhandlungen iſt zu haben:

Allgemeine Geſchichte der Kriege der Franzoſen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zu Napoleons Ende, für Leſer aller Stände. Aus dem Franzöſiſchen. Mit Schlachtplänen. 1ſtes bis 26ſtes Bändchen. 16. Subſcriptionspreis für die Abnehmer des ganzen Werkes 6 Thlr. 6 Gr. oder 10 fl. 15 kr. Einzelne Feldzüge ꝛc. pr. Band 9 Gr. oder 40 kr.

Erſchienen ſind:

1. Die Feldzüge in Frankreich, 1814 und 1815, von Mortonval. 3 Bändchen. Mit Planen der Schlachten von Paris, Toulouſe und Waterloo.

2. Der Feldzug in Aegypten und Syrien. Von Ader. 2 Bändchen. Mit den Planen der Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir und einem Kärtchen von Syrien.

3. Napoleon vor ſeinen Zeitgenoſſen. 3 Bändchen. Mit den Bildniſſen Napoleons als Obergeneral, als Kaiſer und auf St. Helena.

4. Die Feldzüge in Italien. I. Theil, die Feldzüge von 1792 — 1796. Von Saintine. Mit dem Plane der Schlacht von Loano.

5. Die Kriege der Vendee, von 1792 — 1796. Von Mortonval. 2 Bändchen. Mit der Karte des Kriegsſchauplatzes, einem Operationskärtchen und dem Plane der Halbinſel Quiberon.

Die Feldzüge in Italien. II. Theil. Der Feldzug von 1796 und 97. Von Saintine. 1s und 2s Bändchen. Mit dem Plan von Mantua und der Schlacht von Caſtiglione.

7. Die Revolutionsfeldzüge im Norden und Oſten von Frankreich. Von Viennet. 1s, 2s, 3s, und 4s Bändchen. Mit den Planen der Schlachten von Valmy, Kaiſerslautern, Fleurus und Neresheim.

8. Die Feldzüge in Deutſchland ſeit dem Frieden von Amiens bis zum Frieden von Wien (1802 — 1809). Von Saint-Maurice und Mortonval, 4 Bändchen. Mit den Planen der Schlachten von Auſterlitz, Jena, Eylau und Wagram.

9. Der Feldzug in Rußland, 1812. Von Mortonval. 3 Bändchen. Mit einer Ueberſichtskarte des Kriegsſchauplatzes und den Planen der Schlachten von Smolensk und an der Moskwa.

10. Der Feldzug von 1813. Von v. Norvins. 1s und 2s Bändchen. Mit den Planen der Schlacht von Lützen und Leipzig.

Da das franzöſiſche Originalwerk, nach welchem dieſe Reihenfolge der Kriegsgeſchichten weniger überſetzt als neu bearbeitet wurde, in Folge der neuern Zeitereigniſſe gänzlich in Stocken gerathen iſt, ſo iſt der Herausgeber genöthigt, die noch fehlenden Feldzüge nach andern Quellen zu bearbeiten. Bei ſeinen Berufsgeſchäften kann dieſe ungleich mühſamere Arbeit nur langſam voranſchreiten, doch kann der Verleger nach der Zuſage des Herausgebers den Käufern des Werkes die allmählige Lieferung dieſer Bändchen, namentlich der Feldzüge in Italien, verſprechen.

Ohngeachtet durch dieſes Werk der Zweck einer für alle Gebildete hinlänglich verſtändliche und gut geſchriebene Erzählung der Kriegsereigniſſe von 1792 bis zum Jahr 1815 vollſtändig erreicht iſt, kündigt ſich doch eine Geſchichte der Kriege der Völker des Continents, aus 50 Heften, jedes zu 40 kr. — alſo für 37 fl. 30 kr. neuerdings an. Man bittet alle diejenigen, welche trotz der großen Verſchiedenheit des Preiſes, ſich dieſes neue Werk anzuſchaffen beabſichtigen, vorerſt ein oder einige Bändchen des oben angekündigten Werks ſich zur Einſicht zu verſchaffen und erſt dann ſich für das eine oder andere zu entſcheiden.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

---

[442] So eben iſt bei uns erſchienen:

Witting, Dr. E., Populäre Darſtellung der Naturkunde, zum Gebrauch für das gebildete Publikum im Allgemeinen und für höhere Bürger- und Realſchulen, ſo wie auch für angehende Pharmaceuten im Beſondern.

Zweiter Theil,
enthaltend:

Die Beſchreibung der Gebirgsformationen unſerer Erde, ihre Entſtehung, ſodann die Metalle, Lagerſtätte derſelben, ihre Gewinnung und techniſcher Nutzen derſelben. Mit 6 lithographirten Zeichnungen. Preis 1 Rthlr.

Der erſte Theil erſchien im vorigen Jahre, enthält die phyſikaliſche Chemie und koſtet 15 gGr.

Lemgo, den 10. Oktober 1833.

Meyer'ſche Hofbuchhandlung.

---

[166] Durch alle Buchhandlungen iſt gratis zu haben: Verzeichniß der Kunſtwerke, Bücher, Zeichnungen, Modelle, des verſtorbenen Oberbaudirektors Weinbrenner, welche die D. R. Marx'ſche Kunſt- und Buchhandlung an ſich gekauft und nun zu den beigeſetzten Preiſen einzeln von derſelben zu erhalten ſind.

---

[473] Neuer Verlag von B. C. Ferber in Gießen:

Haupolder, Joſ., Uebungsbuch für Anfänger in der lateiniſchen Sprache, enthaltend auserleſene deutſche Beiſpiele zum Ueberſetzen in das Lateiniſche ꝛc., nebſt 2 Tabellen. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 12 gGr. oder 54 kr.

Die ſchönen, ganz dem Kindesalter angepaßten Beiſpiele, welche dies Uebungsbuch enthält, haben ſchon die Einführung der erſten Auflage in vielen Schulen veranlaßt. Wahrhaft bereichert iſt jedoch die hier angezeigte zweite Auflage, welche durch die neuerliche Anfügung der „Grundformen der deutſchen und lateiniſchen Sprache, ſo wie der zwei Geſchlechts- und Conjugationstabellen" eine ſo hohe Brauchbarkeit erlangt hat, daß nach dem Urtheil von Sachkennern jungen Lateinern kein beſſeres Anfangsbuch in die Hände gegeben werden kann. Bei direkten Beſtellungen in Parthieen werde ich die Einführung erleichtern.

Koch, Dr. A. L. Th., Weiheſtunden des Lebens. Mit einem ſchönen Titelkupfer. broch. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

In gemüthlichen Schilderungen eines veredelten häuslichen Lebens und beigefügten Betrachtungen verbreitet

Digitized by Google

ſich der Herr Verfaſſer über die wichtigſten Wahrheiten des Chriſtenthums. Jünglinge und Jungfrauen werden durch ſeine Darſtellungen zu einem frommen Wandel ſich angeregt finden; gereiftere Glieder der Chriſtenheit jedes Standes und jedes kirchlichen Bekenntniſſes aber aus ihnen Feſtigkeit und Ausdauer in dem oft vielfach bewegten Leben erlangen.

Puchta, Dr. W. H. (Landrichter in Erlangen), **über die gerichtlichen Klagen, beſonders in Streitigkeiten der Landeigenthümer.** gr. 8. 2 Rthlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Der berühmte Herr Verfaſſer hat ſich durch die Herausgabe dieſes Werks unſtreitig ein neues bleibendes Verdienſt um die Wiſſenſchaft erworben, und dadurch eine gefühlte Lücke in der deutſchen Literatur ausgefüllt. Wie glücklich er ſeine Aufgabe gelöſt, beweiſt ſchon jetzt gleich nach Erſcheinen der auſſerordentliche Beifall des juriſtiſchen Publikums, daher dies Werk bei keinem Juriſten vermißt werden ſollte.

Snells, C. W. und F. W. D., Handbuch der Philoſophie für Liebhaber. Erſter Band: Empiriſche Pſychologie. Dritte Auflage. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Das ganze Werk beſteht aus acht Bänden und koſtet 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr., auf einmal genommen aber nur 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Inhalt der übrigen Bände:

2ter Band: Aeſthetik oder Geſchmackslehre. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr. III. 1. Logik, oder Verſtandeslehre. 3te Auflage. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr. III. 2. Metaphyſik. 2te Auflage. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr. IV. Moral-Philoſophie. 2te Auflage. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. V. Philoſophiſche Religionslehre. 2te Auflage 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. VI. Philoſophiſche Rechtslehre. 1 Rthlr 16 gGr. oder 3 fl. VII. Einleitung in das Studium der Philoſophie. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. VIII. Geſchichte und Literatur der Philoſophie. 2 Theile. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Abermals die dritte Auflage des 1ſten Bandes eines Werks, ſo ſehr geeignet, das für jeden nach Bildung ſtrebenden Menſchen, und namentlich für jeden Studirenden unentbehrliche Studium der Philoſophie durch lichtvolle und faßliche Darſtellung ungemein zu erleichtern, und dadurch das menſchliche Wiſſen vielſeitig zu fördern. Es ſollte aber auch dies Werk in keiner höhern Schulanſtalt mangeln, und habe ich zur leichteren Erreichung dieſes Zweckes den an ſich billigen Ladenpreis bei Abnahme aller Bände von 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr. abermals bedeutend ermäßigt. — Bei Einführung einzelner Theile werde ich bei direkten Beſtellungen den Schulgebrauch durch Parthiepreiſe erleichtern.

Zeitſchrift für Civilrecht und Prozeß. Herausgegeben von Linde, Marezoll, v. Schröter. VI. Band in 3 Heften, gr. 8. broch. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Fortwährend ſind auch vollſtändige Exemplare der erſten 5 Bände dieſes hinreichend bekannten Werks zum Ladenpreis von 10 Rthlr. oder 18 fl. zu erhalten. Des VII. Bandes erſtes Heft erſcheint in der Kürze. Zu erhalten durch alle Buchhandlungen.

Gießen, im September 1833.

B. C. Ferber.

---

[458] **Literariſche Anzeige.**

Im Verlag von C. L. Rautenbergs Schulbuchhandlung in Mohrungen erſchien, und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1. **Altpreußiſche Eichenblätter.** Eine Sammlung von Aufſätzen zur gemüthlichen Unterhaltung für die Winterabende. Jahrgang 1831, 1832, 1833 und 1834; jeder koſtet ſauber geheftet 4 Gr. oder 5 Sgr. Dieſe Sammlung von Aufſätzen wird Niemand unbefriedigt aus der Hand legen; es iſt der Inhalt des „redlichen Preußen" von den bezeichneten Jahren.
2. **Braun, 6 Geſänge für gebildete Soldaten** zu zwei, drei und vier Männerſtimmen, oder einer Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte, oder auch der Guitarre, 2 Hefte, jedes 12 gGr. oder 15 Sgr. beide alſo von 12 Geſängen koſten 1 Rthlr.
3. **Grunenberg, die nöthigſten Vorkenntniſſe zum Kopf- und Tafelrechnen,** als Sprechübungen. 100 Seiten. 8. geb. 8 gGr. oder 10 Sgr.
4. **Herbſtblumen,** eine Sammlung Erzählungen von der Verfaſſerin der Bertha von Roſen, der Thalmühle u. a. m. In vier Bändchen. Taſchenformat, anſtändig gebunden 2 Rthlr. 8 gGr. oder 2 Rthlr. 10 Sgr. Das vierte Bändchen wird auch allein für 8 gGr. oder 10 Sgr. geliefert.
5. **Oberon, oder das Reich der Phantaſie;** Mährchen und Erzählungen für artige und fleißige Kinder zum Weihnachts- oder Geburtstagsgeſchenk. Erſte Sammlung von 14 Erzählungen. Herausgegeben von Joſephine von Hanſen, Ferdinand v. d. Oſtſee, Rödder, Brankowski, und F. Satori. In ſauberem Einbande mit einem colorirten Titel und Kupfer. 213 Seiten. Preis 16 gGr. oder 20 Sgr.
6. **Preußenſchule. Zeitſchrift für Lehrer und Freunde der Menſchenbildung von allen Confeſſionen.** Herausgegeben von Schulmännern in Preußen. Der Jahrgang enthält circa 70 bis 75 Bogen in Quart, und koſtet monatlich durch Buchhandlungen bezogen 2 Rthlr., wöchentlich durch die Poſt 2 Rthlr. 20 Sgr.
7. **Rödder, F. O., Kopfrechnungsaufgaben.** Erſtes Bändchen. Aufgaben ohne Brüche, 149 Seiten. 8. Preis 12 gGr. oder 15 Sgr.
8. **Rödder, deutſche Fibel,** oder Elementarbuch zum Leſenlernen, ſowohl beim Lautiren, als auch beim Buchſtabiren zu gebrauchen. Nr. 1. gebunden 2 gGr. oder $2\frac{1}{2}$ Sgr.
9. **Satori, J., Mährchen und moraliſche Erzählungen** für die Jugend beiderlei Geſchlechts (Fortſetzung der Großmama). Mit 7 colorirten Bildern. geb. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.
10. **Schmidt, K. W., das Orakel oder Belehrungen,** die vaterländiſchen Erzeugniſſe als Surrogate ausländiſchen Produkten gleich zu ſtellen und zu benutzen, nebſt mehreren für die ſtädtiſchen und ländlichen Haushaltungen unentbehrlichen Mitteln. Ein nützliches und belehrendes Handbuch für Jedermann. 307 Seiten. 8. Preiß 1 Rthlr. 6 gGr. oder 1 Rthlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Digitized by Google

№ 35.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[493] In unterzeichneter Verlags-Buchhandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hauff, J. G., bibliſche Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetiſch geordnetes bibliſches Handbuch, zunächſt für Religionslehrer, ſodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Zweiten Bandes erſte Abtheilung: J bis Q. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Die zweite und lezte Abtheilung iſt bereits unter der Preſſe und wird in möglichſter Bälde geliefert werden können.

Stuttgart und Tübingen im Oktober 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[490] Im Jahre 1833 ſind bei C. W. Löflund in Stuttgart erſchienen:

Aufruf an die den 15. Januar 1833 einberufenen würtembergiſchen Volks-Repräſentanten; von einem Volksfreunde. 8. broch. 9 kr. od. 2 Gr.

Bibliotheca theologica, oder Verzeichniß aller brauchbaren in älterer und neuerer Zeit bis zum Schluſſe des Jahrs 1831 in Deutſchland erſchienenen Werke über alle Theile der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen, beſonders proteſtantiſchen Theologie, nach dem „Handbuch der theologiſchen Literatur des Herrn Profeſſor Wiener", mit Zuziehung anderer zuverläſſiger literariſcher Hülfsmittel zuerſt bearbeitet und herausgegeben von Th. Chr. Fr. Enslin, von Neuem durchgeſehen und fortgeſezt von C. W. Löflund, nebſt einem Materienregiſter. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1833. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Binder, A., Predigt zur Feier des Geburtsfeſtes Seiner Majeſtät des Königs Wilhelm von Würtemberg am 27. September 1832. 8. 1832. broch. 6 kr od. 2 Gr.

Camoens, Luis de, die Lusiaden. Verdeutscht von J. J. C. Donner. gr. 8. 1833. broch. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr.

Cid, der, ein Romanzen-Kranz. Im Versmaasse der Urschrift aus dem Spanischen vollständig übersezt von F. M. Duttenhofer. gr. 8. 1833. broch. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Dietſch, C. F., Andeutungen zu Vorträgen über die in Würtemberg neu eingeführten Evangelien an Sonn-, Feſt- und Feiertagen. Erſten Bandes erſtes Heft. 8. 1833. broch. 1 fl. 20 kr. od. 16 Gr.

Fortiguerra, Niccolo, Richardett, ein Rittergedicht, übersezt von J. D. Gries. 3 Bde. gr. 8. 1831—33. br. 9 fl. od. 5 Rthlr.

Hähnl, J. D., G. L. Holzer und J. A. Walker, Uebungsſtücke zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, für die mittlern Claſſen der Gelehrten-Schulen, in drei Kurſen, mit Anmerkungen. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1833. 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Hochſtetter, Ch. F., Beiträge zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß und chriſtlichen Lebens, in 30 Predigten, nebſt Vorrede und Anhang, Gedanken über Repräſentation der proteſtantiſchen Kirche, beſonders in Würtemberg, und Vorſchläge zur Verbeſſerung der Lutheriſchen Bibel-Ueberſetzung enthaltend. gr. 8. 1833. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 10 Gr.

Hölder, B. G., Uebungen zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache nach der Hamilton'ſchen Lehrart, mit einer kurzen Anleitung. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1833. 40 kr. od. 10 Gr.

Jäger, V. A., und G. A. Riecke, Anleitung zum Unterricht taubſtummer Kinder in der Sprache und den andern Schullehrgegenſtänden, nebſt Vorlegeblättern, einer Bilder-Sammlung und einem Leſe- und Wörterbuche. Zweite Lieferung. gr. 8. 1833. brochirt Subſcriptionspreis mit ſchwarzen Abbildungen 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 8 Gr.
Mit illum. Abbildungen 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr.

Hieraus ſind beſonders abgedruckt zu haben:

— Leſe- und Bilderbuch für taubſtumme Kinder. Zweite Lieferung mit 20 lithographirten Blättern. gr. 8. 1832. broch.
Mit ſchwarzen Abbildungen 51 kr. od. 12 Gr.
Mit illum. Abbildungen 2 fl. 6 kr. od. 1 Rthlr. 4 Gr.

— Vorlegeblätter zu dem Sprachunterricht für taubſtumme Kinder. Zweite Lieferung. gr. 8. 1832. 54 kr. od. 12 Gr.

Jahr, das, 1836. Von dem Verfaſſer der Schrift: „Der vierzehnte Oktober 1832." 8. 1833. broch. 12 kr. od. 3 Gr.

Klaiber, C. B., Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs. V. Band. 1s und 2s Heft. gr. 8. 1833. broch. 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Kling, C. F., Predigten über verſchiedene Texte. gr. 8. 1833. 45 kr. od. 10 Gr.

Knapp, H., Andeutungen zur Verbeſſerung der Rechtspflege im Königreich Würtemberg. gr. 8. 1833. broch. 1 fl. od. 14 Gr.

Oktober, der vierzehnte, 1832. Zweite Auflage. gr. 8. 1832. broch. 6 kr. od. 2 Gr.

Plieninger, Th., über Leiſtungen und Bedürfniſſe des mathematiſchen Unterrichts auf den Gelehrtenſchulen. Ein Beitrag zur Würdigung und Förderung deſſelben, mit beſonderer Beziehung auf die Anſtalten Würtembergs. Nebſt einem Anhang, die niederen theologiſchen Seminarien, die Gymnaſien, die Lyceen, die Real- und Gewerbeſchulen betreffend. gr. 8. 1833. 1 fl. 30 kr od. 20 Gr.

Salat, J., Iſt der Cölibat ein Ideal? Und kann die Aufhebung des Cölibatgeſetzes füglich geſchehen? Deutſchen Ständeverſammlungen, zunächſt den im Königreich Würtemberg verſammelten Ständen zugeeignet. gr. 8. broch. 1 fl. od. 14 Gr.

Digitized by Google

Schilling, G., Briefe über die äußere Canzel-Beredſamkeit oder die kirchliche Deklamation und Aktion. Erſter Band. 5 Hefte. gr. 8. 1833.
Subſcriptionspreis 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Schloßmann, K. J., (Peregrin) Jakob Waldis, oder der Glaube überwindet. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 8. 1833. broch. 30 kr. od. 8 Gr.

Seubert, G. C., chriſtliche Ermunterungen in ſchwieriger Zeit. Eine Auswahl aus den in den Jahren 1830 bis 1832 gehaltenen kirchlichen Vorträgen. gr. 8. 1833. 3 fl. 48 kr. od. 2 Rthlr. 4 Gr.

— Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des Jahrs. Zweiter Jahrgang. Erſter Theil. gr. 8. 1833. 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Tafel, L., Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache nach Hamilton'ſchen Grundſätzen. Zweiter Kurs. 8. 1833. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Weitbrecht, C., Ornamentenzeichnungsſchule in 100 Blättern, für Künſtler, Manufakturiſten und Gewerbsleute. 5 Hefte. gr. Fol. 1833. 28 fl. od. 16 Rthlr.

Wunderlich, C. G., G. A. Hauff und C. W. Klaiber, die ehemaligen Kloſterſchulen und die jetzigen niedern evangeliſchen Seminarien in Würtemberg. gr. 8. 1833. 48 kr. od. 12 Gr.

---

[363] Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich iſt erſchienen:

C. Müller von Friedberg
ſchweizeriſche Annalen,
oder die Geſchichte unſerer Tage ſeit dem Julius 1830. 2ter Bd. 4 Hefte. gr. 8. br. 1 Rthlr. 20 Gr. 2 fl. 45 kr.

---

[423] In meinem Verlage erſchienen ſo eben nachſtehende intereſſante Schriften, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

Alexis (W.), Wiener Bilder. gr. 12. VI und 453 Seiten. Auf feinem Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 6 Gr.

Huber (V. A.), Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geiſtigen Entwickelung des franzöſiſchen Volkes. gr. 12. 181 Seiten. Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

Wieſe (Sigismund), Theodor. Ein Roman. 8. 363 Seiten. Auf Velindruckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im September 1833.
F. A. Brockhaus.

---

[489] Tübingen. In der unterzeichneten Buchhandlung iſt erſchienen und zu haben:

Geſänge zu dem Schauſpiel „die kleine Lautenſpielerin", für Kinder und Kinderfreunde, vom Verfaſſer der Oſtereyer, komponirt von Fr. Silcher. Preis 1 fl. 24 kr.

In der in ſo mancher Familie bereits bekannten und beliebten Lautenſpielerin des verehrten Verfaſſers der Oſtereyer erſchienen hier einfache und anſprechende Melodien und mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre, wodurch das Ganze bei der Aufführung in muſikaliſchen Familien ein erhöhtes Intereſſe gewinnen dürfte. Indeſſen werden dieſe Muſikſtücke auch da, wo die Lautenſpielerin etwa nicht aufgeführt werden kann, immer ein angenehmes Muſikheft beim Geſang-, Klavier- und Guitarre-Unterricht bleiben und ſich namentlich auch als Geſchenk für die bevorſtehenden Weihnachten eignen.

H. Laupp.

---

[480] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Dr. F. Bennati über die physiologischen und pathologischen
Verhältnisse der menschlichen Stimme
oder Untersuchungen über das Wesen und die Bildung der menschlichen Stimme, ihre krankhaften Zustände und die Beseitigung derselben. Für Aerzte und Sänger. Nach dem Franz. Mit 3 Kupfert. gr. 8. Ilmenau, Voigt. ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieſe Schrift umfaßt die beiden Werke: sur le mécanisme und sur les maladies de la voix humaine von Bennati, Arzt an der italieniſchen Oper in Paris. Dieſem gelehrten Arzte und ausgezeichneten Kenner der Muſik und des Geſanges insbeſondere genügten alle bisherigen Theorien nicht. Die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften zollte beiden Schriften eine ausgezeichnete Anerkennung und würdigte ſie eines Preiſes. Auch deutſche Gelehrte haben bereits ihr hohes Verdienſt erkannt. (S. Frorieps Not., allg. mediz. Ztg., Mediz. Conv. Bl. u. Gerſons Journal.)

---

[481] In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderſtraße Nr. 11.) erſchien und iſt ebendaſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Ausführlicher Rathgeber in der franzöſiſchen Sprache,

oder alphabetiſch geordnetes Hilfswörterbuch zur grammatiſchen Rechtſchreibung und richtigen Ausſprache, ſo wie zum Gebrauch und zur Stellung der Wörter in ſchwierigen und zweifelhaften Fällen; nebſt einer Erklärung der nothwendigſten franzöſiſchen Synonymen, nach den von Girard, Roubaud, Beauzée und Laveaux über dieſelben erſchienenen Werken.

Von Auguſt Iſe,
Lehrer der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache.

34 Bog. im größten 8. in geſpaltenen Columnen. 1 Thlr. 12 gGr. oder 15 Sgr.

Schon ſeit geraumer Zeit hat die franzöſiſche Sprache in einem großen Theile Europa's, beſonders aber auch in Deutſchland, ſo an Ausbreitung zugenommen, daß es faſt Bedürfniß geworden, ſie gleich der Mutterſprache zu erlernen. Wenn nun ſchon in dieſer letztern uns zuweilen Fälle vorkommen, wo wir wegen der Rechtſchreibung oder wegen des richtigen Gebrauchs mancher Wörter in Zweifel ſind, ſo dürften wohl in der franzöſiſchen Sprache, die wir in frühern oder ſpätern Jahren mehr oder minder gründlich erlernen, dergleichen Fälle um ſo öfterer eintreten, als hier noch beſonders die Ausſprache und die von der deutſchen häufig ſo abweichende Stellung mancher Wörter wohl zu berückſichtigen ſind. Es hat daher

Digitized by Google

er Herr Verfaſſer, der bereits durch ſeine frühern, mit Beifall aufgenommenen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten ich als Sachkundigen bewährt hat, mit dieſem Rathgeber ein ſehr nützliches Werk geliefert und dadurch in obiger Beziehung einem längſt gefühlten Bedürfniß abgeholfen, und mit voller Ueberzeugung darf Ref. verſichern, daß der Inhalt des Buchs dem Titel deſſelben vollkommen entſpricht, ſo daß Niemand es unbefriedigt aus der Hand legen wird. Auch zeichnet es ſich, bei einem verhältnißmäßig ſehr geringen Preiſe, durch gutes Papier und einen reinen, correkten Druck ganz beſonders aus.

Dr. S—l—.

471] In der E. J. Edler'ſchen Buchhandlung in Hanau iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Prediger oder die Kirche in Leben und Siechthum von Dr. H. G. Zehner. 8. broch. 8 gGr. oder 36 kr. rhein.

Den organiſchen Weg als den natürlichſten jedem andern vorziehend, ſucht der Verfaſſer darzulegen, daß der Proteſtantismus ſchon in ſeinem Keime das Siechthum trug, und entwickelt dieß in dem Abſchnitte, in welchem er von den inneren Urſachen des verfallenen Kirchenthums redet. In Darlegung der äußern Urſachen beginnt der Verfaſſer von dem Aeußern des Predigers, und verfolgt ſeinen Gegenſtand durch das Innere der Kirchen und des Pfarrerlebens bis zu den Blutzehnten und den Pönitenzpfarreien, welche er als einen Frevel gegen die Humanität rügt. Religiöſe Wärme durchdringt und belebt die Darſtellung, deren Inhalt von dem Lichte der Vernunft durchdrungen iſt.

484] **Für Leihbibliotheken.**

Durch alle Buchhandlungen ſind zu bekommen (in Wien bei Mörſchner und Jasper)

Bartels, Fr., der Calabreſe oder der ſchreckliche Frankenwürger. Romantiſch-hiſtoriſche Räubergeſchicht. Mit Kupfer. 8. 3 Bde. 1833. 3½ Thlr.

Bertrant, G., Himlo Himlini, der Räuber-Häuptling in Spanien mit ſeiner gefürchteten Bande. Großes Räubergemälde. 8. 2 Bde. 1834. 2 Thlr.

Fröhlich, E. F., der verwegene Seeräuber Patorſch und ſeine wilden Gefährten. 8. 1833. 1 Thlr.

Maſſalony, V., die Belagerung von Malaga. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert. 8. 1833. 1½ Thlr.

---

[468] In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz verſendet worden:

Becker, Dr. K. F., Leitfaden für den erſten Unterricht in der deutſchen Sprachlehre. gr. 8. 8½ Bogen. Preis 8 Gr. oder 36 kr. rhein.

Wir hoffen mit Zuverſicht, daß dieſes neue Werkchen des um die Sprachwiſſenſchaften hochverdienten Herrn Verfaſſers bei allen mit den Fortſchritten derſelben Befreundeten eine eben ſo günſtige Aufnahme finden werde, wie deſſen frühere Arbeiten. Um die Einführung dieſes Buches in Schulanſtalten zu erleichtern, werden wir gerne denjenigen Herren Lehrern, welche es vorziehen, ſich bei Beſtellung von Parthieen direkt an uns zu wenden, einen verhältnißmäßig größeren Rabatt bewilligen.

Frankfurt a. M., den 1. Oktober 1833.

Joh. Chr. Hermann'ſche Buchhandlung.

---

[394] **Luther'ſche Handconcordanz.**

Das unter dem Titel:

Geiſt aus Luthers Schriften, oder Concordanz der Anſichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigſten Gegenſtände des Glaubens, der Wiſſenſchaft und des Lebens, herausgegeben von F. W. Lucius, F. Ruſt, L. Sackreuter und Ernſt Zimmermann,

in vier Bänden großen Octavformates erſchienene, in vielfachen öffentlichen Beurtheilungen als höchſt brauchbar und zweckmäßig anerkannte Werk iſt fortdauernd noch durch jede gute Buchhandlung zu dem billigen Subſcriptionspreiſe (für 257 Bogen) auf gutem Druckpapier zu 6 Thlr. oder 10 fl. 30 kr., auf Velindruckp. zu 10 Thlr. 8 Gr. oder 18 fl. — zu haben. —

Dieſe vollſtändigſte Zuſammenſtellung aller Aeußerungen dieſes Heroen ſeiner Zeit, verdient nicht allein in der Hand jedes evangeliſchen Geiſtlichen zu ſeyn, ſondern iſt eben ſo ſehr jedem ächten Proteſtanten und Freunde der Wahrheit zu empfehlen.

Darmſtadt, den 7. September 1833.

C. W. Leske.

---

[443] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Preußen und Frankreich

ſtaatswirthſchaftlich und politiſch unter vorzüglicher Berückſichtigung der Rheinprovinzen.

Von

David Hanſemann.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

gr. 8. Leipzig, Rein'ſche Buchhandlung.

Velinpapier, 19 Bogen mit 10 Tabellen, in ſaubern Umſchlag. broch. 1⅓ Rthlr.

Ein Buch, in welchem die ſämmtlichen Steuern, Staats-Revenüen und Staatskräfte, ſo wie die vorzüglichſten Staatsausgaben und Staatslaſten jeder preußiſchen Provinz, des geſammten Preußens und Frankreichs vergleichend dargeſtellt werden; welches zeigt, wie viel Steuern die preußiſche Rheinprovinz unter franzöſiſcher Herrſchaft aufbrachte, und wie viel ſie deren jetzt zu zahlen hat, mußte natürlich Aufmerkſamkeit erregen. Noch mehr mußte dieß geſchehen durch die wahrheitsliebende und genaue Darſtellung der Thatſachen, und durch die aus derſelben auf das ſcharfſinnigſte hergeleiteten wichtigen ſtaatswirtſchaftlichen und politiſchen Folgerungen. Der Verfaſſer liefert zuerſt in Deutſchland ein Werk, in welchem der rein politiſche Standpunkt mit der größten Partheiloſigkeit feſtgehalten iſt; er zeigt mit ſcharfer Auffaſſung und in ruhiger, würdiger Sprache das eigentliche Weſen und die künftige Entwickelung der politiſchen Staatsverhältniſſe. So iſt dieſes höchſt wichtige Werk beim Erſcheinen der erſten Auflage in allen Rezenſionen der geachtetſten Zeitſchriften beurtheilt worden.

Die Verlagshandlung hat die zweite Auflage, hinſichtlich des Druckes und Papiers, auf würdige Weiſe ausgeſtattet.

Digitized by Google

[461] Höchſt wichtige Schrift für Theologen.

So eben iſt erſchienen:

Allſeitige wiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Unterſuchung der Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf ſymboliſche Bücher überhaupt und die Augsburgiſche Konfeſſion insbeſondere

Von J. C. G. Johannſen,

Dr. der Theologie und Philoſophie, Hauptprediger in Kopenhagen.

gr. 8. 42 Bogen 3¼ Rthlr.

Kein Theolog wird dieſe Schrift unbefriedigt aus den Händen legen. Noch nie iſt dieſer Gegenſtand ſo ausführlich und mit ſo vieler Gelehrſamkeit behandelt, und man kann wohl mit Recht annehmen, daß dieſes Werk als eine der wichtigſten Erſcheinungen der neueſten theologiſchen Literatur anerkannt und ſtets eine Zierde derſelben bleiben wird.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz iſt das Werk vorräthig.

Altona, Oktober 1833.

J. F. Hammerich.

---

[427] An alle Buchhandlungen iſt ſo eben verſandt:

Actenmäßige Geſchichte

der neuſten Unternehmung einer Union zwiſchen der reformirten und lutheriſchen Kirche, vorzüglich durch gemeinſchaftliche Agende in Deutſchland und beſonders in dem preußiſchen Staate. Von Dr. J. G. Scheibel. 1ſter Theil die Geſchichtserzählung, 2ter Theil 132 Aktenſtücke enthaltend.

40 Bogen gr. 8. Preis 2¼ Thaler.

Leipzig, Verlag v. Friedrich Fleiſcher.

---

[440] Politiſch-literariſche Memoiren.

So eben iſt erſchienen:

Selbſtbiographie von Dr. Aug. Friedr. Wilhelm Crome, Senior der Univerſität Gießen und mehrerer europäiſchen Akademien Mitglied, Großh. heſſ. Geheimen-Rath und Kommandeur des Königl. däniſchen Dannebrogs-, ſo wie des Großh. heſſ. Ludwig-Ordens. Ein Beitrag zu den gelehrten und politiſchen Memoiren des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts. gr. 8. Stuttgart, Metzler'ſche Buchhdlg. 5 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Der Verf., der wenige Tage nach Vollendung des Drucks dieſer Schrift im 79ſten Jahre ſtarb, verwob in dieſe Schilderung ſeines viel bewegten Lebens eine Reihe noch unbekannter und höchſt intereſſanter Notizen und Anekdoten aus der Geſchichte ſeiner Zeit und von merkwürdigen Zeitgenoſſen. Ueber das Philantropin und den Hof zu Deſſau, Salzmanns Inſtitut zu Schnepfenthal, die Kaiſerwahlen Leopolds II. nud Fränz II., die Revolutionskriege, die gelungenen Unterhandlungen des Verf. mit Bernadotte wegen einer Pacifikation zwiſchen Heſſen-Darmſtadt und Frankreich, über Baſedow, Peſtalozzi, v. Weſſenberg und eine Menge anderer geſchichtlicher Ereigniſſe und politiſch und literariſch ausgezeichneter Männer finden ſich mannichfaltige, wichtige und neue Daten in dieſen anziehenden Memoiren. Vorräthe in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und Oeſterreichs.

---

[445] So eben iſt verſandt:

Schedels vollſtändiges, allgemeines Waaren-Lexikon.

Fünfte ganz umgearbeitete und verbeſſ. Aufl. in Verbindung mit Mehrern herausg. von D. L. Erdmann, ord. Prof. der techn. Chemie zu Leipzig ꝛc. 2 Bände in 8 Lief. 1ſte Liefg. (12 Bog. in gr. 8.) 1833. 16 gGr.; auf Schreibp. 21 gGr.

Zur Erleichterung der Anſchaffung und zur ſchnellern Verbreitung dieſes, jedem Waarenhändler, Commiſſionär, Fabrikanten, Mäckler, ganz beſonders aber dem angehenden Kaufmanne höchſt nützlichen, man möchte faſt ſagen unentbehrlichen Werks, haben wir uns entſchloſſen, dieſe 5te Auflage in Lieferungen zu obigen Preiſen erſcheinen zu laſſen. — Das ganze Werk wird im Sommer 1834 vollendet ſeyn. Eine ausführlichere Anzeige iſt in allen Buchhandlungen zu erlangen.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[455] Fortdauernde Subſcription.

Bei Juſtus Perthes in Gotha iſt ſo eben erſchienen:

H. Luden's **Geſchichte des deutſchen Volkes.** VIII. Bd. Subſcriptionspreis der Velin-Ausgabe 3½ Thlr. (6 fl. 18 kr.) der Ausg. auf weiß Druckp. 2½ Thlr. (4 fl. 30 kr.)

Dieſem Bande, welcher die Geſchichte des deutſchen Reiches unter den fränkiſchen Kaiſern Konrad II. und Heinrich III. und IV. enthält, wird der folgende IX. in längſtens einem halben Jahre folgen.

Exemplare der erſten 8 Theile ſind noch im Subſcriptionspreis zu 17 Thlr. 20 Gr. oder 32 fl. 6 kr. zu haben.

---

[417] Hannover. Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Geſchichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. oder Geſchichte der italieniſch-franzöſiſchen Kriege von 1494 bis 1515 von Wilh. Havemann, Lehrer am Kgl. Pädagogio zu Ilfeld. gr. 8. 1833. Velinpapier. broch. 21 gGr.

Sowohl für Geſchichtsfreunde als auch für Militairs, wird dieſe gründliche und anziehende Schilderung der ſo thatenreichen und merkwürdigen Zeitepoche eines Bayards, Frunsbergs, Gonzalo de Cordova's u. ſ. w. eben ſo belehrend als unterhaltend ſeyn, indem ſich darin das Ritterweſen des Mittelalters noch einmal von ſeiner glänzenden Seite zeigt, ehe es den neueren Inſtituten weicht, und da in jener Zeitperiode die erſte Bildung des jetzigen Kriegweſens und die frühеſte Entwickelung der neuen Politik zu ſuchen ſind.

Digitized by Google

№ 36.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[494] **Weishaars Privatrecht.**
3ter und lezter Theil.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
des
Würtembergiſchen Privatrechts.

Von

Dr. J. F. von Weishaar,
Commenthur des Ordens der Würtembergiſchen Krone.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Dritter und letzter Theil. Subſcriptionspreis 3 fl. Ladenpreis 3 fl. 45 kr.

Inhalt: Perſönliche Rechte. Entſtehungsgründe der perſönlichen Rechte. Ueber Verträge. Allgemeine Grundſätze. I. Erforderniſſe zur Gültigkeit eines Vertrags. II. Von der Verbindlichkeit der Verträge. III. Evictionsleiſtung. IV. Gewähr der Mängel. V. Verletzung durch einen Vertrag. VI. Grundſätze über einzelne Verträge. Von den Hauptverträgen. Von den Realcontracten. . Den Genannten. 1. Darlehen. 2. Vom Leihvertrag. . Hinterlegungsvertrag. II. Von den ungenannten Realcontracten. Von den Conſenſual-Contracten. 1. Kaufs- und Verkaufs-Vertrag. Loſungsrecht. . Schenkungsvertrag. A. Schenkung unter den Lebenden. B. Schenkung von Todeswegen. 3. Miethvertrag. . Aufnahmevertrag. 5. Bevollmächtigungsvertrag. 6. Geſellſchaftsvertrag. 7. Vergleich. 8. Leibrentenvertrag. . Spielvertrag. 10. Wette. — Anweiſung. Von der Acceptation einer Tratte. Rechte und Pflichten eines Wechſelinhabers, wenn der Wechſel nicht honorirt wird. Intervention zur Ehre des Wechſelbriefs. Rechte und Verbindlichkeiten eines Wechſelgläubigers, wenn ein Wechſelbrief verloren wird. Beſondere Grundſätze von eigenen Wechſeln. Bürgſchaftsvertrag. Pfandvertrag. Von Verbrechen. 1. Von Injurien. Schwächung. Erlöſchungsgründe der perſönlichen Rechte. Alphabetiſch geordnetes Regiſter über alle Bände.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[470] **H. von Malten's**

Bibliothek der neueſten Weltkunde.

Jahrgang 1833. 12 Theile. 8 Thlr. oder 12 fl.

Während ſechs Jahren hat dieſe intereſſante Sammlung zeitgemäßer Mittheilungen den ungetheilten Beifall der Gebildeten erhalten; ſie wird als eine der vorzüglichern Zeitſchriften beurtheilt.

Es erſcheint dieſe Bibliothek auch im nächſten Jahr 1834 in unveränderter Form, und mannichfaltig und ausgewählt an Inhalt, wie bisher, in monatlichen Lieferungen und zu demſelben Preis à 8 Thlr. oder 12 fl. per Jahrgang.

Den Freunden der heutigen Zeitgeſchichte, welche dieſe Bibliothek der Weltkunde noch nicht beſitzen, wird hiermit Veranlaſſung gegeben, ſich die erſten vier Jahrgänge von 1828 bis 1831 um die Hälfte des Preiſes nun zu verſchaffen. Es iſt nur ein kleiner Vorrath vollſtändiger Exemplare davon noch vorhanden, die, aus 48 Theilen beſtehend, ſtatt 48 fl. oder 32 Thlr. nun um 16 Thlr. oder 24 fl. zu erhalten ſind. Jedoch können die neuen Jahrgänge von 1832 und 1833, wegen dem ſehr geringen Vorrath, nur im bisherigen Ladenpreis à 8 Thlr. oder 12 fl. erlaſſen werden.

H. R. Sauerländer in Aarau.

---

[390] **Für Geiſtliche und Lehrer.**

Unter der großen Anzahl der vorhandenen Lehrbücher des Chriſtenthums verdient folgendes neu erſchienene eine vorzugsweiſe Beachtung:

Dreuttel, J. G. Fr., (Stadtpfarrer in Heidelberg), die Heilslehre des Chriſtenthums in einem ausführlichen Katechismus mit beigefügten Bibelſtellen. Für den Unterricht der reifern Jugend in evangeliſch-proteſtantiſchen Kirchen und Schulen. gr. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Diejenigen kritiſchen Blätter, welche bereits dies Buch angezeigt haben, (z. B. das Theol. Literaturblatt Jahrgang 1833. Nr. 44.) ertheilen ihm hinſichtlich der Klarheit und Brauchbarkeit für höhere Bürgerſchulen, Gymnaſien und zum Privatgebrauch das größte Lob. — Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, findet bei Abnahme von 25 Exemplaren zugleich genommen ein Parthiepreis von 6 Gr. oder 27 kr. ſtatt und noch außerdem bei 50 Exempl. 10, bei 100 Exempl. 30 Freiexempl.; welche Vortheile jede gute Buchhandlung zu gewähren in den Stand geſezt iſt.

Darmſtadt, den 10. Sept. 1833.

C. W. Leske.

---

[485] Bei E. F. Fürſt in Nordhauſen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen (in Wien bei Mörſchner und Jasper, in Gräz bei Damian und Sorge) zu bekommen:

Der luſtige Declamator
im fröhlichen Zirkel.

Enthaltend 45 ſcherzhafte Gedichte zum Declamiren. Zweite, verbeſſerte Auflage. 12. 1834. Eleg. broch. Preis ⅓ Thlr.

Gewiß wird dieſes Werkchen den Frohſinn erhöhen, da es wahrhaft ſchöne und heitere Gedichte enthält, welche

Digitized by Google

eine Erſchütterung des Zwerchfelles hervorzubringen vermögen. Der ſchnelle Abſatz von 1000 Exemplaren beweiſt die wohlwollende Aufnahme des Publikums.

---

[446] In Leipzig bei Hinrichs iſt erſchienen:

Conversations-Taschenbuch

oder

Anleitung sich mit den nöthigsten Ausdrücken im Leben, besonders auf Reisen bekannt zu machen. Nach Frau von Genlis u. A. In sechs Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage in mehr als 80 Gesprächen, Aufsätzen etc. 12. 27 Bog. 1833. cart. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dasselbe mit Neugriechischem Texte (statt Spanisch). 27 Bog. cart. 1 Rthlr. 12 Gr.

Den beſten Beweis der Brauchbarkeit liefert die Verbreitung dieſes Buchs in einer Unzahl von Ausgaben und Ueberſetzungen in allen kultivirten Staaten der Erde. Die vorliegende 6te Auflage iſt ſorgfältig von Sprachkennern durchgeſehen, von Fehlern gereinigt, die Ausdrücke der neueſten Zeit angepaßt und mit Geſpräch über Dampfſchiffahrt ꝛc. vermehrt; auf ſchönes Velinp. eleg. gedruckt, kurz durchaus anſtändig und empfehlungswerth.

---

[422] In meinem Verlage erſchienen ſo eben und ſind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Karamsin,

Geſchichte des ruſſiſchen Reichs.

Nach der Originalausgabe überſezt.

Elfter Band.

Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben vom Miniſter des Innern Bludow.

gr. 8. XVI und 348 Seiten. Auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 20 Gr.

Die erſten zehn Bände, mit des Verfaſſers Bildniß (1820—27), koſten jezt im herabgeſezten Preiſe 10 Thlr.

Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entſtehung, Fortſchritte und Wirkungen der ſogenannten neuen Philoſophie in dieſem Lande. Sechster Theil. gr. 8. VIII und 200 Seiten. Auf feinem Schreibpapier 1 Thlr.

Der erſte bis fünfte Theil (1826—30) koſten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Sept. 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[509] Anzeige

eines eben ſo nützlichen, jedem Gebildeten unentbehrlichen, als wohlfeilen Werkes, welches mit Recht ein Haus- und Familienbuch für Jedermann genannt und als ein ganz beſonders paſſendes Weihnachtsgeſchenk empfohlen werden kann.

Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der

Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, ſo wie zum Selbſtunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blanc, Domprediger und Profeſſor zu Halle. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. In drei Bänden. gr. 8. 90—100 Bogen. Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium. Subſcriptions-Preis für alle drei Bände Drei Thaler.

Halle, bei C. A. Schwetſchke und Sohn.

Der 1ſte und 2te Band dieſes trefflichen Werkes ſind erſchienen; der 3te folgt nächſtens.

Durch alle gute Buchhandlungen iſt es zu erhalten.

---

[425] So eben iſt beendigt und verſandt:

Handbuch
der
klaſſiſchen Bibliographie
von Dr. F. L. A. Schweiger.

2ter Band 2te Abtheilung.

Römiſche Schriftſteller M—V.

Leipzig, bei Friedrich Fleiſcher. 3⅙ Thlr.

Damit iſt nun ein Werk beendigt, deſſen Werth und Brauchbarkeit bereits allgemein anerkannt iſt. Der ſehr geringe Preis für das Ganze (7 Thlr. für faſt 100 Bogen des größten Formats und engſten Druckes) iſt nur auf die Hoffnung einer lebendigen Theilnahme, deren ſich ein gutes Buch bisher ja immer in Deutſchland zu erfreuen hatte, gegründet.

---

[482] In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderſtraße Nr. 11.) erſchien und iſt ebendaſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Homöopathiſches Kochbuch.

Eine gedrängte und zugleich gründliche Anweiſung zur Vereinbarung unſrer gewohnten Küche mit den Erforderniſſen der Homöopathie; von Friederike Hehn, geb. Ritter.

Mit einem Vorworte vom Medizinalrath Dr. Stüler in Berlin.

Octav. Geheftet 18 gGr. oder 22½ Sgr.

Das homöopathiſche Heilverfahren, das in neuerer Zeit immer allgemeiner zu werden ſcheint, erfordert bei denjenigen Kranken, die ſich dieſer neuen Kurart unterwerfen, unter anderem die genaueſte Befolgung der ärztlichen Vorſchriften, hinſichts der dabei zu beobachtenden Diät, und namentlich auch bei Zubereitung der Speiſen. Das hier angezeigte homöopathiſche Kochbuch wird ſich daher ohne Zweifel der günſtigſten Aufnahme zu erfreuen haben, und dies um ſo mehr, da aus demſelben zugleich hervorgeht, daß die homöopathiſche Lebensweiſe

Digitized by Google

eineswegs auf zu wenig Genüſſe beſchränkt iſt, im Ge-
jentheil eine große Mannichfaltigkeit derſelben darbietet. Aber nicht blos bei einer homöopathiſchen Kur, ſondern uch dem Geſunden iſt im Allgemeinen die Beobachtung er hier mitgetheilten 317 verſchiedenen Vorſchriften zu mpfehlen, ſo wie nicht minder allen Müttern und Pflegerinnen bei der Ernährung von Kindern.

476] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Freund in der Noth.

Ein Buch für Jedermann, oder geprüfter Rathgeber für das beſte und zweckmäßigſte Verhalten in den wichtigſten und ſchwierigſten Lagen des Lebens, beſonders aber in ſolchen Verhältniſſen, bei welchen man ſich leicht irren und Mißgriffe begehen kann. Aus dem Quell der Erfahrung geſchöpft und zum gemeinnützigen Gebrauche bearbeitet von Fr. v. Sydow, königl. preuß. Major a. D. 8. Preis 1¼ Rthlr. oder 2 fl. 15 kr.

Wer den geſchäzten Herrn Verfaſſer auch nur aus einem: „Weltbürger im Umgange mit Menſchen“ und us ſeinem: „Buche der Erfahrung“ kennen ſollte, der vird ſeinen Beruf zu vorſtehender Schrift beachten und Zutrauen zu derſelben faſſen. Sonſt würde eine Berufung auf die mehrfachen höchſt ehrenvollen Recenſionen enügen, die ſeinen genannten Werken zu Theil wurden. Sein Freund in der Noth ſtehet ihnen in keiner Hinſicht n gediegenem Werthe nach, vielmehr greift er mit erſchöpfender Gründlichkeit in das Leben und zeigt in einer us dem Herzen kommenden und zu dem Herzen dringenden Sprache ſeinen Freunden die beſten und richtigſten Wege, ſich in den ſchwierigſten Lebenslagen vor Irrungen und Mißgriffen zu bewahren. Gewiß gibt auch dieſes Werk die vollſtändigſten Beweiſe von des Verfaſſers vielumfaſſender Menſchenkenntniß, wie von ſeinem rühmichen Eifer, ſeinen Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn.

491] Wichtige literariſche Anzeige.

So eben iſt die erſte Lieferung des

Welttheaters,

oder:

Das Ganze der Weltgeſchichte, in fünf Abtheilungen mit 240 hiſtoriſchen Stahlſtichen und 300 Bildniſſen, von C. Strahlheim, dem Verfaſſer des Werkes „Unſere Zeit,“ u. ſ. w.

rſchienen.

Sie enthält die verſchiedenen Sagen von der Schöpfung und die Mythologie und Sagengeſchichte der Inder, Chineſen, Baktrer, Aſſyrer, Babylonier, die Urgeſchichte der Hebräer ꝛc. Die Stahlſtiche ſtellen die Schöpfung, die Sündfluth, die Zerſtörung von Ninive (nach Martin), Stahlſtich in aqua tinta dar; die Bildniſſe ſind die des Nimrod, der Semiramis, des Abraham und des Moſes. Der erſte Band enthält ferner: Die Sagengeſchichte ſämmtlicher Völker Kleinaſiens, der Colchier, Iberier, Meder, Perſer, Araber, Aegypter, Aethiopier, Carthaginenſer, Griechen, der alten Völker Italiens, der Römer, Gallier, Hiſpanier, Britanier, Germanen ꝛc. ꝛc. Die Stahlſtiche ſtellen unter andern dar: Den Durchgang durch das rothe Meer, das Feſt der Iſis, den Triumphzug des Seſoſtris, die Gründung Carthagos, den griechiſchen Olymp ſammt allen Obergöttern, das Höllenreich des Pluto (Tartarus), die Zerſtörung von Troja, die Gründung Roms u. ſ. w. nebſt den in Stahl geſtochenen Bildniſſen des Cecrops, Herkules, Theſeus, Priamus, Achilles, Romulus, der Artemiſia, Dido u. ſ. w.

Vom Januar 1834 an erſcheint jeden Monat eine Lieferung, in ſauberem Umſchlag geheftet, mindeſtens 4 Bogen ſtark, mit 5 Stahlſtichen und 4 Porträts. Fünf bis ſechs Lieferungen formiren einen Band, von denen ein Jeder noch einen geſtochenen Prachttitel nebſt einem trefflichen Titelſtahlſtich gratis erhält. Mit 72 ſolcher Hefte iſt das ganze Werk bis zum Jahr 1840 beendigt. Der Subſcriptionspreis iſt 54 Kreuzer rheinl. oder 14 gGr. ſächſiſch per Lieferung, und man macht ſich auf das Ganze verbindlich.

Der Pränumerationspreis, der aber nur bei wirklicher Vorauszahlung der erſten 6 Bände und nach deren Beendigung wieder auf die lezten 6 Bände ſtatt findet, iſt nur 45 Kr. rheinl. oder 12 gGr. ſächſ. Sammler erhalten das 11te Exemplar gratis.

Man ſubſcribirt und pränumerirt bei allen wahrhaft ſoliden Buchhandlungen, bei denen auch ausführlichere Anzeigen in Kurzem gratis zu haben ſind.

Dieſes Buch bildet ein Prachtwerk der Geſchichte, wie bis jezt keine Nation ein ähnliches aufzuweiſen hat; dabei ſind die Preiſe und Zahlungsweiſe ſo geſtellt, daß auch der Unbemittelte im Stande iſt, ſich daſſelbe anzuſchaffen. Koſtet doch die billigſte Zeitung per Jahr mehr, als 12 ſolcher Lieferungen ſammt den Stahlſtichen!

Frankfurt, a. M., im Nov. 1833.

Das Verlagsmagazin für Literatur und Kunſt.

---

[505] Neue Verlagsartikel bei F. Rubach in Magdeburg.

Jan van Vliet, oder der Geiger von Amſterdam. Romantiſche Erzählung aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. 1 Rthlr. 6 gGr.

Triſtram Shandy's Leben von Sterne, neu übertragen von W. H. 5 Bde. 1 Rthlr. 21 gGr.

Taſchenbuch für die elegante Welt auf das Jahr 1834. 1 Rthlr. 6 gGr.

Eunomia. Sammlung lehrreicher Erzählungen zur Bildung des Geiſtes und Herzens für die Jugend, beſonders für Kinder von 8—12 Jahren. Mit 8 ſauber illuminirten Kupfern. 1 Rthlr. 8 gGr.

Sprengel, Curt., Ueber Homöopathie. Zwei Programme, geſchrieben 1821 und 1832. Aus dem Lateiniſchen von Dr. L. Schragge. 8 gGr.

Medl, C., der Zeichnenunterricht in der Bürger- und Volksſchule. Eine Anweiſung für Alle, welche dieſen Unterricht mit Nutzen betreiben wollen, auch für den Privat- und Selbſtunterricht. Mit beſonderer Beziehung auf den wechſelſeitigen Unterricht zuſammengeſtellt und mit 24 erläuternden Probeblättern begleitet. 1 Rthlr. 6 gGr.

Schäffer, C., Uebungsaufgaben im Briefſtyl, mit beſonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern und ſie im Briefſchreiben und andern ſchriftlichen Arbeiten ſchnell auszubilden. Für Knaben-Klaſſen an Bürgerſchulen und zum Privatunterricht. 10 gGr.

Digitized by Google

Brückner, E., 12 kalligraphiſche Vorlegeblätter in deutſcher und lateiniſcher Schrift. 8 gGr.
Lucas, erſter Unterricht im Leſen. 4te Aufl. 2 gGr.
Allgemeiner Volkskalender, 11ter Jahrgang, auf das Jahr 1834. 8 gGr.
König, Alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher Ortſchaften und einzeln liegender Grundſtücke des preußiſchen Staats. In 25 Regierungs-Bezirken eingetheilt. 8 Rthlr. 8 gGr.
Deſſen, Handbuch des preußiſchen Staates, oder alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher Ortſchaften der ganzen preußiſchen Monarchie mit genauer Bezeichnung, zu welchem landräthlichen Kreiſe, Regierungsbezirke und zu welcher Provinz ein jeder Ort gehört ꝛc. Zum praktiſchen Gebrauch für Verwaltungsbehörden, Kaufleute, Fabrikanten und ſonſtige Geſchäftsmänner. Subſcriptionspreis. 2 Rthlr.
Amts-Kalender für Kreis und Ortsbehörden, Prediger und Schullehrer in dem Regierungsbezirk Magdeburg, auf das Jahr 1834.
Blume's Allgemeiner Atlas über alle Theile der Erde, 18 Blätter illum. 1 Rthlr. 4 gGr.
Scholand, J. M., Geſundheits- und Schönheitspflege, oder die ſicherſten und unentbehrlichſten Regeln zur Erhaltung der Geſundheit im Allgemeinen, ſo wie zur Pflege und zur Behandlung geſunder und kranker Augen, Zähne und Haupthaare im Beſondern. 2te verm. Auflage. 12 gGr.
Vorſchriften für Volksſchulen. Nach dem Methodenbuche von C. C. G. Zerrenner. 6 Hefte. à 8 gGr.
Schäffer, C., der Neujahrs-Gratulant, oder Sammlung von 51 Neujahrswünſchen für Kinder an ihre Eltern mit beſonderem Bezug auf Bildung und Alter der Kinder. 8 gGr.
Buntes Allerlei, in merkwürdigen und unterhaltenden Geſchichten ꝛc. 10ter u. 11ter Band. (Auch Volkskalender 1833. 34.)
Luther's kleiner Katechismus, nebſt Frageſtücken und einigen Gebeten, einer nützlichen Tabelle, einigen aufgelöſten Brüchen und einem großen Einmaleins. (Das Hundert roh 1 Rthlr.)

---

[500] Zu herabgeſeztem Preiſe ſind zu haben:

Gottfried's von Straßburg Werke,

aus den beſten Handſchriften mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

2 Bände, mit 1 Kupfer. gr. 8. 50 Bogen ſtark.
Ladenpreis 5 Rthlr. 18 Gr.

Herabgeſezter Preis 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Triſtan und Iſolde, mit Ulrichs von Turheim Fortſetzung. 3) Triſtan und Iſolde. Fortſetzung von Heinrich Friberg. 4) Gottfrieds Minnelieder. 5) Triſtan und Iſolde nach Thomas von Erceldouen. 6) Walter Scott's Ergänzung des altengliſchen Gedichts, nach dem Altfranzöſiſchen. 7) Wörterbuch zu Thomas von Erceldouen. 8) Inhalt der Eigennamen. 9) Triſtan und Iſolde. Altfranzöſiſche Gedichte. 10) Bruchſtücke aus Eilharts von Hobergen, Triſtan und Iſolde ergänzt aus der Dresdener Handſchrift. 11) Vollſtändiges Wörterbuch zu Triſtan und Iſolde.

Zu dem ungemein wohlfeilen Preiſe von 1 Rthlr. für 50 Bogen in gr. 8., mit einem ſchönen Kupfer, gezeichnet von Ruhl, nach einem alten Bilde in dem Münchener Koder, wird obiges Werk den Freunden altdeutſcher Literatur angeboten. — Ueber den Werth der wunderherrlichen Dichtung: Triſtan und Iſolde, etwas zu ſagen, würde überflüſſig ſeyn, da dieſer allen, welche in der deutſchen Literatur nicht fremd ſind, genügend bekannt iſt. Es ſey daher nur erlaubt, die Herren Direktoren und Profeſſoren an Gymnaſien auf dieſes Werk von neuem aufmerkſam zu machen, da es zum Leſen auf Schulen ſich eben ſo gut eignet, wie das Nibelungenlied.

Buchhandlung Joſef Max und Komp.
in Breslau.

---

[511] *English Classics.*

Im Verlage der Unterzeichneten ſind erſchienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LORD BYRON'S complete Works. 32 Volumes.
à 4 Gr. — 5 Thlr. 8 Gr.
(Einzelne Bändchen à 6 Groſchen.)

WALTER SCOTT'S complete Works. 156 Vol.
à 4 Gr. — 26 Thlr.
(Einzelne Bändchen à 6 Groſchen.)

J. F. COOPER'S Works. 33 Volumes.
à 4 Gr. — 5 Thlr. 12 Gr.
(Einzelne Bändchen à 6 Groſchen.)

THOM. MOORE'S Works. 6 Volumes.
à 6 Gr. — 1 Thlr. 12 Gr.

WASHINGTON IRVING'S Sketch Book. 3 Vol.
à 6 Gr. — 18 Gr.

Dieſe Ausgaben, welche ſauber geheftet und mit Kupfern geziert ſind, zeichnen ſich nicht allein durch höchſte Wohlfeilheit, ſondern auch durch Eleganz und vorzügliche Korrektheit aus.

Zwickau, im November 1833.
Gebrüder Schumann.

---

[391] Neue empfehlungswerthe Jugendſchrift.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die intereſſanteſten und wichtigſten
Kämpfe, Schlachten und Belagerungen
in der alten Geſchichte
vorzüglich der Griechen und Römer.

Ein Leſebuch zur Unterhaltung und Belehrung, zunächſt für die reifere Jugend der Gymnaſien, der Militär- und anderer Bildungsanſtalten,
aus den Quellen dargeſtellt
von
Georg Graff,
Oberlehrer am Königl. Gymnaſium zu Wezlar.

1s Bändchen. 8. kartonnirt. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.
Das zweite Bändchen erſcheint zur Oſtermeſſe 1834.

Darmſtadt, im Sept. 1833.
Carl Wilhelm Leske.

№ 37.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[492] In unterzeichneter Verlags-Buchhandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der Staatswiſſenſchaft von J. Weitzel.

2ter Theil. Preis 5 fl. 24 kr.

Inhalt:

Einfluß der franzöſiſchen Revolution auf die Staatswiſſenſchaft. — Die National-Verſammlung. — Die geſetzgebende Verſammlung. — Der Nationalconvent. — Verfaſſung der franzöſiſchen Republik von 1795 — Die Conſularregierung — Das Kaiſerreich. — Ueber den Wahlſpruch: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk. — Sieyes. (Geb. 1748, geſt. —). — Die Hiſtoriſchen — Burke (Geb. 1730, geſt. 1797. — For. Geb. 1748, geſt. 1806.) — Thomas Paine. (Geb. 1736, geſt. 1809.) — Kant. (Geb. 1724, geſt. 1804. — Fichte. Geb. 1762, geſt. 1814.) — Conſtituirende Verſammlung deutſcher Staatsgelehrten. — Widerſtreit der Anſichten. — Seltſames Recht. — Von Haller. (Geb. 1786, geſt. —) — De Maiſtre. (Geb. 1753, geſt. 1821.)

Der Werth dieſer Schrift hat ſich mit deren erſtem Theil ſchon ſo allgemeine Geltung erworben, daß zu deren Empfehlung durchaus nichts geſagt zu werden braucht. Der Staatsmann wie der Abgeordnete, der Gelehrte vom Fach wie der ſchlichte Bürger, alle werden ſie gleich befriedigt aus der Hand legen: bei keinem aber ſollte ſie fehlen in einer Zeit wie die unſrige, wo jeder ſich berufen fühlt, über den Staat und ſeine Einrichtungen nachzudenken.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[384] Für Freunde der engliſchen Sprache und Literatur.

Welcher Freund der Geſchichte möchte nicht vorzugsweiſe von einem gefeierten Dichter die Geſchichte deſſen eignen Vaterlandes leſen? Walter Scott hat dazu die Hand geboten durch ſeine

HISTORY OF SCOTTLAND.

In two Volumes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat davon einen correkten und eleganten Abdruck in Octav-Format mit deutlichen Lettern veranſtaltet und bietet denſelben, um das Buch namentlich für Schulanſtalten zugänglich zu machen, zum herabgeſetzten Preis von

1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. geheftet

an, um welchen Preis daſſelbe durch jede gute Buchhandlung zu beziehen iſt. Der bisherige Preis war 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl. —

Für diejenigen, welche der engliſchen Sprache nicht kundig ſind, oder ſolche, welche zum Selbſtſtudium eine gute Ueberſetzung neben dem Original zu beſitzen wünſchen, hat die Verlagshandlung durch Herrn Hauptmann F. Vogel eine ſorgfältig und getreu bearbeitete Ueberſetzung dieſes klaſſiſchen Werks beſorgen laſſen und will auch dieſe zum herabgeſetzten Preis von

1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

für das vollſtändige Werk erlaſſen. Der Ladenpreis iſt 3 Thlr. 8 Gr. oder 5 fl. 54 kr. Dieſe herabgeſetzten Preiſe hören jedoch mit Ende des Jahres 1834 wieder auf.

Darmſtadt, im September 1833.

Carl Wilhelm Leske.

---

[488] **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.**

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe und zur Unterhaltung.

In alphabetiſcher Ordnung.

Mit vielen Landkarten und bildlichen Darstellungen.

In vier ſtarken Bänden in Quartformat. Gedruckt auf ſchönem weißen Papier mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von 8 Bogen, welche im Subcriptionspreise sechs Groschen kosten

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das ſich auf mehrfache Weiſe kundgebende Bedürfniß eines Werkes, wie des unter obigem Titel angedeuteten, konnte der unterzeichneten Verlagshandlung um ſo weniger fremd bleiben, da ſie wegen ihrer zum Theil ſpeciell auf die Intereſſen der Gegenwart berechneten Unternehmungen Veranlaſſung und Beruf erhielt, ſorgſam auf die Forderungen der Zeit zu achten. Schon lange mit dem Plane und der ganzen Anlage eines ſolchen Werkes und mit den zur Ausführung deſſelben nöthigen Vorbereitungen beſchäftigt, würde ſie ſchon früher mit der Ankündigung deſſelben hervorgetreten ſeyn, wenn nicht namentlich die achte Auflage des Converſations-Lexikons, das Converſations-Lexikon der neueſten Zeit und Literatur, ſowie eine bedeutende Anzahl anderer wichtigen Unternehmungen ihre Thätigkeit ſehr in Anſpruch genommen hätte. Um indeß einer möglichen Concurrenz zu begegnen, findet ſie ſich veranlaßt, das Publikum auf das nahe Erſcheinen des obigen Werkes aufmerkſam zu machen, und indem ſie auf das bald auszugebende erſte Heft verweiſt, das am beſten

Digitized by Google

darlegen wird, was ſie dem Publikum zu bieten beabſichtigt, bemerkt ſie jetzt über den Plan nur Folgendes:

Das **Bilder-Conversations-Lexikon** wird, mit beſonderer Beziehung auf das geſammte deutſche Volk, in allgemein faßlicher, populärer Darſtellung über alle im allgewöhnlichen Leben vorkommende Gegenſtände ſich verbreiten und mit Uebergehung alles Strengwiſſenſchaftlichen durch Hervorheben des Intereſſanteſten und geſchmackvolle Behandlung des Nützlichſten und Wiſſenswertheſten zu unterhalten und zu belehren ſuchen.

Zu größerer Zweckdienlichkeit und um dem in neueſter Zeit beurkundeten Verlangen des Publikums nach

bildlichen Darstellungen

zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, beſonders der verſchiedenen Theile Deutſchlands, ſowie mit vielen hundert Abbildungen, namentlich Anſichten merkwürdiger Gegenden, Städte, Orte und Denkmale, Darſtellungen einzelner Momente geſchichtlicher Begebenheiten, Bildniſſe ausgezeichneter, im Volke allgemein bekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeſchichte, Gewerbskunde u. ſ. w., u. ſ. w., kurz der Geſammtmaſſe alles Deſſen, was die einzelnen Artikel in bildlicher Darſtellung wünſchenswerth machen, ausgeſtattet werden.

Indem aber das Werk in alphabetiſcher Ordnung erſcheint, wird neben der natürlich ſich ergebenden Abwechslung und Mannichfaltigkeit des Stoffs, zugleich der Zweck erreicht, dem Publikum etwas mehr als ein intereſſantes Quodlibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erſcheinen der einzelnen Lieferungen eine unterhaltende und belehrende Lectüre, ſo ſtets das nützlichſte Nachſchlagebuch bilden und auf dieſe Weiſe ſeinem Titel wahrhaft entſprechen.

Um den Forderungen, welche das Publikum an ein ſolches Werk zu machen berechtigt iſt, in jeder Beziehung zu genügen, wird die Verlagshandlung keine Mühe und Koſten ſcheuen, und ſie ſchmeichelt ſich, beim Publikum in ſo gutem Credit zu ſtehen, daß man dieſen Verſprechungen Glauben beimeſſen wird. Mehrere achtungswerthe Gelehrte, welche ſich im Fache der populären, Unterhaltung mit Belehrung verbindenden Darſtellung ſchon erprobt haben, ſind für das Unternehmen gewonnen: die Theilnahme geſchickter Künſtler iſt der Verlagshandlung geſichert, und die Redaktion beſchäftigt, die Maſſe der einzeln abzuhandelnden und darzuſtellenden Gegenſtände zu einem zweckmäßig ineinander greifenden Ganzen zu vereinigen.

Das ganze Werk wird aus vier ſtarken Quartbänden beſtehen und mit grober, auch für ſchwache Augen deutlicher Schrift auf ſchönem weißen Papier gedruckt werden. Die Bilder und Landkarten werden in der Regel in den Text eingedruckt ſeyn und nur in ſeltenen Fällen, wo es das Format nicht geſtattet, beſonders beigelegt werden.

Der Preis einer jeden Lieferung, die aus acht Bogen beſtehen ſoll, wird ſechs Groſchen nicht überſchreiten, aber die Verlagshandlung hofft durch eine zu erwartende bedeutende Theilnahme des Publikums in den Stand geſetzt zu werden, ihn noch niedriger ſtellen zu können.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an, die als nicht geſchehen betrachtet werden ſollen, wenn die vorgelegte erſte Lieferung des Werkes den Erwartungen nicht entſpricht.

Privatſammler wenden ſich mit ihren Beſtellungen an die ihnen zunächſt gelegenen Buchhandlungen, die ihnen ungewöhnliche Vortheile zugeſtehen können.

Leipzig, im Oktober 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[483] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt folgendes empfehlungswerthe Werk zu haben:

Allgemeines deutſches Kochbuch

für bürgerliche Haushaltungen; oder gründliche Anweiſung, wie man ohne Vorkenntniſſe alle Arten Speiſen und Backwerk auf die wohlfeilſte und ſchmackhafteſte Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Herausgegeben von Sophie Wilhelmine Scheibler, geb. Koblanck.

Zweiter Theil. 8. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit einem Titelkupfer und 2 erläuternden Kupfertafeln. 16 gGr. oder 20 Sgr.

(Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Das Allgemeine deutſche Kochbuch von Sophie Wilhelmine Scheibler fand bald nach ſeinem Erſcheinen eine ſo günſtige Aufnahme, daß bis jetzt acht ſehr ſtarke Auflagen nöthig wurden; es muß daher das Erſcheinen eines zweiten Theils dieſes ſo gemeinnützigen Buchs nicht allein den Beſitzern des erſten Theils, ſondern auch allen Hausmüttern, Wirthſchafterinnen, und überhaupt den mit dem Zubereiten der Speiſen Beſchäftigten um ſo angenehmer ſeyn, als ſie ſich nun ein in jeder Hinſicht vollſtändiges Ganzes über Kochkunſt für einen überaus mäßigen Preis anſchaffen können. Wenn ſchon der erſte Theil zum Bereiten wohlſchmeckender Gerichte ꝛc. Anleitung gibt, ſo wird in dieſem zweiten Theile vorzugsweiſe auf das Bereiten der feinern Speiſen ꝛc. Rückſicht genommen, aber auch noch manche andere ſchätzbare hauswirthſchaftliche, bis jetzt noch wenig oder gar nicht bekannte Vorſchrift ertheilt. Eben ſo wird die darin gegebene Anleitung zum Anordnen aller Arten Frühſtücke, Mittags-Eſſen, einer Kaffee- und einer Thee-Geſellſchaft und Abend-Eſſen, nicht minder ein ausführlicher Küchenzettel, nach den Jahreszeiten geordnet, gewiß keine unwillkommene Zugabe ſeyn. Wie der erſte Theil, ſo iſt auch dieſer zweite mit einem ſehr hübſchen Titelkupfer geziert, und außerdem noch mit zwei erläuternden Kupfertafeln verſehen.

Der erſte Theil dieſes Werkes koſtet 1 Thlr., mithin beide Theile jetzt vollſtändig 1 Thlr. 16 gGr. oder 20 Sgr.

---

[477] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Leiden und Schicksale

meines jugendlichen Herzens: Worte des Troſtes und der Theilnahme für unglücklich Liebende, von Aurelius Stern. 8. Ilmenau, Voigt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Liebe iſt eine Leidenſchaft, welche dem gefühlvollen Herzen zwar den Himmel auf Erden verſpricht,

Digitized by Google

aber ſchon Tauſende von Individuen unglücklich gemacht hat. Dieſes vortreffliche, im Geiſte der Stunden der Andacht geſchriebene Buch, in welches eine höchſt intereſſante wahre Erzählung eingeflochten iſt und das ſich wie ein ſchöner Roman leſen läßt, ſoll jenes verzehrende Feuer mäßigen und Lebensmuth und Heiterkeit in die jugendlichen Herzen zurückrufen.

---

[519] Zu einem paſſenden Weihnachtsgeſchenk eignen ſich:

Belehrende

Darſtellungen

für

das höhere Jugendalter.

Aus den Werken

von

Buch, Dippold, Engel, Erhardt, Forſter, Funk, Garve, Goethe, Hammer, Herder, Heydenreich, Hirſchfeld, Humboldt, Jakobs, Leſſing, Lichtenberg, Martius, Matthiſſon, J. Müller, Niebuhr, Peſtalozzi, Ranke, Raumer, Rehm, Reinhard, Reinwardt, J. P. Fr. Richter, Roſenmüller, Rühs, Schiller, Schleiermacher, Schubert, Speth, Spix, Steffens, Tillier, Varnhagen, Weiſſer, Wieland, Winkelmann, Zimmermann, Zollikofer u. A.

zuſammengetragen und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. Georg Ludwig Kriegk.

Mit zwei Anſichten von Pompeji.

Elegant gebunden 2 Rthlr. 4 Gr. oder 3 fl. 45 kr.

Von demſelben Herausgeber beſitzen wir:

Philokalos.

Blüthen und Früchte zur Belehrung der Jugend.

Geſchmackvoll gebunden 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 fl. 42 kr.

☞ Für Schulen beſteht für jedes der beiden Bücher ein ſehr niedriger Parthiepreis.

Modèles

de

Narration.

Extraits de Chateaubriand, Barante, Fénélon, Montesquieu, Walsh, Mad. Ducrest, Ségur, Péron et A. Avec des notes historiques, biographiques et littéraires. Précédés d'un essai sur l'éducation des jeunes personnes.

Preis 12 gGr., auf Velinpapier 18 gGr.

Vorſtehende Werke von anerkanntem Werthe ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M.

---

[499] Novellen von Posgaru, Tieck und Steffens im Verlage der

Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu erhalten.

Novellen von Posgaru. 2te verbeſſerte Auflage. Mit 3 Stahlſtichen. 3 Bändchen. 1tes u. 2tes Bändchen: Die Liebesgeſchichten. 2 Thl. 3tes Bändchen: Germanos. 8. 1833. Geheftet. 2 Rthlr. 18 Gr.

Der Alte vom Berge. Die Geſellſchaft auf dem Lande. Zwei Novellen von Ludwig Tieck. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Pietro von Abano oder Petrus Apone. Eine Zaubergeſchichte von Ludwig Tieck. 8. Kart. 14 Gr.

Die Familien Walſeth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. 2te verb. Auflage. 5 Bändchen. gr. 12. Geheft. 3 Rthlr. 12 Gr.

Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. 6 Bändchen. 8. 5 Rthlr. 20 Gr.

Malkolm. Eine norwegiſche Novelle von Henrich Steffens. 2 Bde. 8. 4 Rthlr.

---

[486] Bei E. F. Fürſt in Nordhauſen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen (in Wien bei Mörſchner und Jasper) zu bekommen:

Rath und Hülfe für diejenigen Perſonen,

welche an

ſchlechter Verdauung und Unterleibsbeſchwerden leiden, wodurch die hartnäckigſten Krankheiten entſtehen können. Von J. C. Marker. 8. 1832. broch. 8 gGr. ⅓ Thlr.

Durch eine fehlerhafte Verdauung wird auch die Ernährung des Körpers höchſt mangelhaft, Krankheiten ſtellen ſich ein und dem Leben wird ein frühes Ziel geſetzt. Mögen diejenigen, welche an obigen Uebeln leiden, die in dieſer Schrift angegebenen Rathſchläge befolgen, und es wird auch die Hülfe da ſeyn!

---

[512] Von

Walter Scott's

ſämmtlichen Werken

iſt eine vollſtändige, auf das ſchönſte Velinpapier elegant gedruckte Taſchenausgabe im Verlage der Unterzeichneten erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu folgenden höchſt wohlfeilen Preiſen (das Bändchen nur 3 Groſchen) zu erhalten:

I. Sämmtliche Romane; 112 Theile 14 Thlr.
II. Sämmtliche poetiſche Werke; 20 Theile. 2 Thlr. 12 gGr.
III. Das Leben Napoleons; 21 Theile. 2 Thlr. 15 gGr.
IV. Die Geſchichte von Schottland; 7 Theile. 21 Gr.
V. Biographien der Romandichter; 5 Theile. 9 Gr.

Zu dieſen Preiſen werden die Bändchen roh und ohne Kupfer ausgegeben; man kann dieſelbe Ausgabe aber auch ſauber geheftet mit Titelkupfern erhalten, und beträgt der Preis derſelben nicht mehr als 4 Groſchen für das Bändchen.

Von beiden Ausgaben werden auch einzelne Bändchen geheftet mit Kupfern zu 4 Gr., und roh ohne Kupfer zu 3 Gr. abgelaſſen.

Unter allen in Deutſchland herausgekommenen Ausgaben von Scott's Werken iſt dieſe Ausgabe die einzige vollſtändige. Sie zeichnet ſich vor allen andern durch Eleganz aus, und kann deßhalb beſonders zu Geſchenken der Liebe und Freundſchaft mit Recht empfohlen werden.

Zwickau, im Oktober 1833.

Gebrüder Schumann.

Digitized by Google

[513] Leſezirkeln, Leihanſtalten, Freunden der Belletriſtik.

Wir haben ſo eben an alle Buchhandlungen verſandt:

Maja,

Bibliothek neuer

Originalnovellen,

erſter und zweiter Band,

welche Bände unter dem beſondern, das Genre des Inhalts bezeichnenden Titel:

Amor's und Satyr's,

Erzählungen vom Verfaſſer des Maſaniello, W. Zimmermann, enthalten. Der Preis beider Bände iſt 3 fl. oder 2 Thlr.

Die Bibliothek von Novellen, kleinen Romanen und Erzählungen, welche dieſe beiden Bände eröffnen, iſt auf 10 — 12 Bände berechnet, die im Laufe des nächſten (vielleicht auch erſt, da wir uns nicht damit übereilen werden, um nur Anziehendes zu liefern, des darauf folgenden) Jahres erſcheinen werden. Die Gaben jedes einzelnen Verfaſſers werden unter beſondern Titeln zuſammengeſtellt und ſind beſonders zu haben. Wir enthalten uns, Maja mit einer Anpreiſung in die Leſewelt einzuführen. Das Werk mag ſelbſt für ſich ſprechen. Der dritte Band, welcher unter der Preſſe iſt, wird Novellen und Erzählungen von Fr. Seybold enthalten.

Stuttgart, im November 1833.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[503] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Briefwechſel

zwiſchen

Goethe und Zelter

in den Jahren 1796 bis 1832.

Herausgegeben von Dr. H. W. Riemer.

Erſter und zweiter Theil (61½ Bogen).

Druck-Velinpapier 4 Thlr.
Schreib-Velinpapier 5½ Thlr.

Ausführlichere Anzeigen mit einigen abgedruckten Goethe-Zelter'ſchen Briefen werden in allen Buchhandlungen ausgegeben.

---

[502] Bei uns iſt erſchienen, und durch alle ſolide Buchhandlungen zu haben:

Dr. Johann Severin Vater's

Jahrbuch

der

häuslichen Andacht

und

Erhebung des Herzens.

Mit Beiträgen von Breithaupt, Breveher, Freudentheil, Girordet, Gittermann, Greiling, Heſekiel, Hohlfeld, Hungari, Prätzel, Schläger, Schmalz, Schottin, Jon. Schuderoff, Terlan, Weber, Witſchel, und dem Herausgeber A. G. Eberhard, für das Jahr 1834. Mit einem Kupfer. Taſchenbuch-Format, elegant gebunden, mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr. 12 gGr. (15 Sgr.).

Renger'ſche Verlagsbuchhandlung in Halle.

---

[508] Die

Hallische Allgemeine Literatur-Zeitung

wird, indem sie vom künftigen Jahre an neben den Recensionen auch vollständige Literarhistorische Uebersichten gibt, eine Veränderung und Erweiterung erhalten, die wohl des einstimmigen und ungetheiltesten Beifalls gewiss seyn dürfte. Wir verweisen auf den deshalb erlassenen ausführlichen Prospectus, der in allen Buchhandlungen und durch alle Postämter zu haben ist, und bitten die Bestellungen auf den Jahrgang 1834 uns möglichst zeitig zugehen zu lassen.

Halle, am 1. October 1833.

Expedition der Allgem. Lit.-Zeitung bei C. A. Schwetschke und Sohn.

---

[447] Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Dr. Chriſt. Gottfr. Dan. Steins Handbuch der Geographie und Statiſtik für die gebildeten Stände, nach den neuern Anſichten bearbeitet von Oberlehrer Dr. Ferd. Hörſchelmann am Gymnaſium zum grauen Kloſter in Berlin, Mitglied der berlin. Geſellſch. für Erdkunde. Sechste vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1833. gr. 8. Drei Bände. 5⅔ Rthlr. Erſter Band (48 Bog.) 2 Rthlr.

Dieſes Werk, ein ſchöner Beweis deutſchen Fleißes, iſt von dem jetzigen Herausgeber mit Eifer und Sachkenntniß neu bearbeitet. Die von dem ſel. Verf. ſo reich ausgeſtattete Statiſtik hat nichts an ihrer Vollſtändigkeit verloren; die Topographie hat auf jeder Seite zahlreiche Verbeſſerungen und Zuſätze erhalten; kurz, dieſe 6te Auflage dürfte an Vollſtändigkeit nur von dem theuern und bändereichen Haſſel'ſchen Handbuche, an Neuheit und Beſtimmtheit der Angaben aber von keinem andern übertroffen werden.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[516] Bei Fr. Tendler iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Huldigung den Frauen,

Tachenbuch für das Jahr 1834.

Herausgegeben

von

J. F. Caſtelli.

12r Jahrg. mit 6 Kupfern elegant geb.
2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Inhalt: I. Proſa. Novellen und Erzählungen von L. Kruſe, H. Meynert, L. Reland, Andr. Schumacher und Luiſe Beck. II. Gedichte: von Bauernfeld, Ebert, Anaſtaſius, Grün, A. v. Maltitz, Raupach, Seidl, dem Herausgeber, u. a. m.

Digitized by Google

№ 38.
Intelligenz-Blatt.
1 8 3 3.

[494] **Weishaars Privatrecht.**
3ter und lezter Theil.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
des
Würtembergiſchen Privatrechts.
Von
Dr. J. F. von Weishaar,
Commenthur des Ordens der Würtembergiſchen Krone.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.
Dritter und letzter Theil. Subſcriptionspreis 3 fl. Ladenpreis 3 fl. 45 kr.

Inhalt: Perſönliche Rechte. Entſtehungsgründe der perſönlichen Rechte. Ueber Verträge. Allgemeine Grundſätze. I. Erforderniſſe zur Gültigkeit eines Vertrags. II. Von der Verbindlichkeit der Verträge. III. Evictionsleiſtung. IV. Gewähr der Mängel. V. Verletzung durch einen Vertrag. VI. Grundſätze über einzelne Verträge. Von den Hauptverträgen. Von den Realcontracten. I. Den Genannten. 1. Darlehen. 2. Vom Leihvertrag. 3. Hinterlegungsvertrag. II. Von den ungenannten Realcontracten. Von den Conſenſual-Contracten. 1. Kaufs- und Verkaufs-Vertrag. Loſungsrecht. 2. Schenkungsvertrag. A. Schenkung unter den Lebenden. B. Schenkung von Todeswegen. 3. Miethvertrag. 4. Aufnahmevertrag. 5. Bevollmächtigungsvertrag. 6. Geſellſchaftsvertrag. 7. Vergleich. 8. Leibrentenvertrag. 9. Spielvertrag. 10. Wette. — Anweiſung. Von der Acceptation einer Tratte. Rechte und Pflichten eines Wechſelinhabers, wenn der Wechſel nicht honorirt wird. Intervention zur Ehre des Wechſelbriefs. Rechte und Verbindlichkeiten eines Wechſelgläubigers, wenn ein Wechſelbrief verloren wird. Beſondere Grundſätze von eigenen Wechſeln. Bürgſchaftsvertrag. Pfandvertrag. Von Verbrechen. 1. Von Injurien. 2. Schwächung. Erlöſchungsgründe der perſönlichen Rechte. Alphabetiſch geordnetes Regiſter über alle 3 Bände.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1833.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[515] **Neue Musikalien,**
welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Herold, Der Zweikampf, vollständiger Clav.-Auszug. 14 fl. 24 kr.
Herz, H., Récréations. Rondo Variat. Fantas. üb. 24 Fav.-Themas f. Pfte. Op. 71. 4 Hefte, jedes 2 fl. 6 kr.
Janssens, Fav.-Walzer f. Pfte. Nr. 418. 8 kr.
Küffner arrangirte 6 Stücke und Zwischen-Akte aus einer Japanesischen Comödie f. Pfte. 54 kr.
Lemoine, Bagatelle üb. e. Rondo a. d. Zweikampf f. Pfte. 36 kr.
Mazas La Babillarde, Scène-Caprice f. Violine mit Quart.-Begl. Op. 37. 1 fl. 21 kr.
— — Dasselbe f. Violine mit Pfte.-Begl. 1 fl. 12 kr.
Neumann, Amusement f. d. Clarinette. Nr. 1. 1 fl. 21 kr.
Ries, gr. Ouverture und Triumph-Marsch. Op. 172. für Militär-Musik arrg. von Küffner. 6 fl.
Sagrini, Récréation des amateurs. 7 Stücke aus den schönsten Opern f. 1 Guittare arrg. Op. 13. 54 kr.
Textbuch der Oper „der Zweikampf“ nach d. franz. des Planard zur beibehaltenen Musik von Herold f. d. deutsche Bühne bearbeitet von Lichtenstein. 54 kr.

In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[389] **Für höhere Bürger- und Töchterſchulen.**

Bei mir iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet:

Ritſert, Friedr., Verdeutſchendes und erklärendes Fremdwörterbuch zum Schul- und Hausgebrauch, beſonders für höhere Bürger- und Töchterſchulen. gr. 8.

Die Verdeutſchung und Erklärung der Fremdwörter iſt ſonder Zweifel in den meiſten Bürger- und Töchterſchulen, in welchen die Sprachen nicht gelehrt werden, aus welchen ſie abſtammen, ein nothwendiger Gegenſtand des Unterrichts geworden, da ſolche in die Bücher- wie in die Unterhaltungsſprache übergegangen ſind und keinem Gebildeten unbekannt ſeyn dürfen. Trotz der großen Zahl von Wörterbüchern der Art, hat man doch noch keines, welches beſonders für den Schulunterricht bearbeitet und woraus namentlich alles Ueberflüſſige, und die Unſchuld oder das Schamgefühl Verletzende weggelaſſen wäre. Der Herausgeber hat ſich darum gewiß um dieſen Unterrichtsgegenſtand ein bleibendes Verdienſt erworben, welches hoffentlich durch den häufigen Gebrauch ſeines Buches in den genannten Schulen Anerkennung finden wird.

Der Preis iſt 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, werden auf 20 Exempl. 3 Freiexempl., auf 100 Exempl., zugleich genommen, aber 30 Freiexempl. gegeben.

Darmſtadt, im Sept. 1833.
Carl Wilhelm Leske.

---

[448] Seit Juni 1833 haben wir u. a. verſandt und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Hohenthal-Städteln, W. Graf v., vom liturgiſchen Rechte des evangeliſchen Fürſten. Nach Dr. C. E. Schmidt frei verdeutſcht. gr. 8. (3¼ Bog.) 1833. geh. 6 Gr.

Digitized by Google

Jahrbücher der Geſchichte und Staatskunſt. Herausg. vom Geh. Rathe K. H. L. Pölitz. 6r Jahrg. 1833. 7s bis 10s Heft. Mit Beiträgen von Zachariä, Murhard, Paulus, Schulze, Merk, Günther, Bretſchneider, Rau, Emmermann, Holzhauſen und 33 Recenſionen. gr. 8. (Der Jahrg. 6 Thlr.)

Pölitz, Geh. Rath und Prof. K. H. L., Staatswiſſenſchaftliche Vorleſungen für die gebildeten Stände in konſtitutionellen Staaten. Dritter Band. gr. 8. (20½ Bog.) 1 Thlr. 6 Gr.

In 15 Vorleſungen werden hier das philoſ. Strafrecht, das prakt. Völkerrecht, die Diplomatie, Sprache und Styl im konſtitut. Leben, parlament. und konſt. Oppoſition, Andeutungen über den Staatsdienſt, gegeben.

Prätzel, K. G., geſammelte kleine Romane und Erzählungen. 8 Bändchen. 8. (114 Bog. mit 3 Kpfrn.) wohlfeile Ausg. geh. 3 Thlr. 16 Gr.

Stein's, Dr. C. G. D., kleine Geographie oder Abriß der geſammten Erdkunde für Gymnaſien und Schulen. Nach den neuern Anſichten bearbeitet vom Dr. Ferd. Hörſchelmann, Oberlehrer am berlin. Gymnaſium z. gr. Kloſter ꝛc. Neunzehnte, rechtmäßige Auflage mit vollſtändigem Regiſter. gr. 8. (28½ Bog.) 16 Gr.

Verzeichniß der Bücher, Landkarten ꝛc., welche vom Januar bis Juni 1833 neu erſchienen oder neu aufgelegt worden ſind, mit Angabe der Bogenzahl, der Verleger und der Preiſe, nebſt literariſchen und bibliographiſchen Nachweiſungen und wiſſenſchaftliche Ueberſicht. 70ſte Fortſetzung. 8. (17 Bog.) 10 Gr.

Wegweiſer, hiſtoriſch-topographiſcher in die Umgegend und auf die Schlachtfelder von Leipzig. Mit 1 Specialkarte. 8. (9⅓ Bog.) karton. 16 Gr.

Ausführliche Beſchreibung der Lage, Schlachten und Ortſchaften ꝛc.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[496] Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ſind vollſtändig, noch zu dem wohlfeilen Subſcriptions-Preiſe zu erhalten:

Adam Oehlenſchlägers Schriften

zum erſtenmal geſammelt

als Ausgabe lezter Hand.

Voran

des Verfaſſers Selbſtbiographie.

In elegantem Taſchenformat. 241 Druckbogen zu 16 Seiten, auf Velin-Druckpapier.

Breslau, im Verlage von Joſef Max u. Komp.

Pränumerations-Preis 9 Rthlr. 8 Gr.

Nächſt Schiller nimmt Oehlenſchläger unſtreitig den erſten Platz unter den dramatiſchen Dichtern Deutſchlands ein, und ſeine dramatiſchen Werke reihen ſich auf eine glänzende Weiſe denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin iſt ein vollendetes Meiſterwerk, begabt mit allem Zauber romantiſcher Poeſie, und wir wüßten ihm nichts in der deutſchen Literatur gleich zu ſtellen. Eben ſo gehören ſeine Proſa-Schriften unter die beſten Erzeugniſſe deutſcher Romanen-Literatur, und ſeine lyriſchen Gedichte ſind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit, und Vollendung. Die vorangehende Selbſtbiographie wird das allgemeinſte Intereſſe erregen, indem des Autors Jugend in die ſchöne Blüthen- und Früchte-Zeit deutſcher Poeſie fällt, in welcher er, von Goethe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, ſeine Dichterlaufbahn begonnen hat.

Tauſend und Eine Nacht. Arabiſche Erzählungen. Zum erſtenmal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt, und vollſtändig überſezt von M. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 15 Bändchen, mit 15 höchſt geiſtreich gezeichneten Titel-Vignetten. gr. 16. Velindruckpapier. Pränumerationspreis 6 Rthlr. 6 Gr.

---

[527] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſendet worden:

Luſtſpiele,

oder:

dramatiſcher Almanach

für das Jahr 1834.

Von F. A. v. Kurländer.

24ſter Jahrgang mit 6 illuminirten Kupfern. in 12. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Ewig, Luſtſpiel in 3 Aufzügen. — Die Freunde als Nebenbuhler, Luſtſpiel in 2 Aufzügen. — Siegmund, Schauſpiel in 2 Aufzügen. — Warum? Eheſtandsſcene in 1 Aufzug.

Kurländers dramatiſche Leiſtungen erhalten ſich fortwährend in der Gunſt des Publikums; auch ſind wiederum einige der Stücke dieſes Jahrgangs bereits mit Erfolg in die Scene geſezt worden. Für Privatbühnen eignet ſich auch der diesmalige Cyclus in jeder Beziehung.

---

[525] Zu weiterer Verbreitung für das nächſte Jahr empfehlen wir die bei uns erſcheinende Zeitſchrift:

Der Geſellſchafter,

herausgegeben von F. W. Gubitz.

Achtzehnter Jahrgang.

Anerkannt das geleſenſte der von Berlin ausgehenden Journale, welches mit der Unterhaltung und den mannichfachen Berichten über Tages-Ereigniſſe Belehrendes verbindet. Der Jahrgang koſtet 8 Thaler und beſteht aus 272 Blättern — einſchließlich der Beilagen: „Literariſche Blätter“ (zuweilen mit Bildniſſen berühmter Schriftſteller); Kunſt- und Gewerbeblatt; „Bemerker“ (für literariſche und artiſtiſche Streitigkeiten); — außerdem ſind oft Vignetten und Darſtellungen im Holzſchnitt (von Gubitz und unter deſſen Leitung gefertigt) beigefügt.

Alle wohllöbl. Poſtämter und ſolide Buchhandlungen nehmen Beſtellungin an.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Digitized by Google

[507] **Subſcriptions-Anzeige.**

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erſcheint zur Oſtermeſſe 1834 auf Subſcription:

Die

göttliche Komödie

des

Dante Alighieri,

überſezt und erläutert

von

Karl Streckfuss.

Zweite, durchaus verbeſſerte Ausgabe in Einem Bande.

Auf Maſchinen-Velinpapier. Subſcriptionspreis 2 Rthlr.

Die Theilnahme, welche die erſte Ausgabe der Streckfuß'ſchen Ueberſetzung des großen Dichters gefunden, ſetzt uns in den Stand, ſchon jezt die zweite Ausgabe folgen zu laſſen, und wir hoffen zuverſichtlich, daß ihr dieſelbe Gunſt um ſo gewiſſer zu Theil werde, da ſie eine durchaus und weſentlich verbeſſerte, elegante, ganz zur Bequemlichkeit der Leſer eingerichtete und dabei ſehr wohlfeile ſeyn wird.

Wenige Geſänge des Textes ſind ohne weſentliche Aenderung geblieben, viele derſelben ſind zum großen Theil neu bearbeitet worden. Die Anmerkungen, beſonders zur Hölle, ſind ſehr erweitert, und werden zur Bequemlichkeit der Leſer unter den Text gedruckt.

Hinſichtlich der äußern Form und der typographiſchen Ausſtattung wird ſich die gegenwärtige Ausgabe ganz an die Geſammt-Ausgabe von Schiller's und Körner's Werken in Einem Bande anſchließen.

Diejenigen, welche bis zum erſten April 1834 auf das Werk ſubſcribiren, erhalten es zur Oſtermeſſe für den Preis von Zwei Thalern gegen baare Zahlung abgeliefert.

Der alsdann eintretende Ladenpreis wird bedeutend erhöhet werden.

In allen Buchhandlungen wird Subſcription angenommen.

Mögen dieſe außerordentlich günſtigen Bedingungen dazu beitragen, das herrliche Werk in immer weitern Kreiſen zu verbreiten und dem allgemein erwachten Streben nach näherer Kenntniß dieſer wunderbaren Dichtung entgegen zu kommen.

Halle, am 1. Oktober 1833.

C. A. Schwetſchke und Sohn.

---

[478] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der schöne Halley, ein Komet,

den wir mit dem Jahr 1834 wieder zu erwarten haben. Mit einer gemeinfaßlichen, Jedermann verſtändlichen Belehrung über Kometen überhaupt von H. A. Hecht. Mit 3 Zeichnungen. gr. 8. Ilmenau, Voigt. ½ Rthlr. oder 36 kr.

Erwartungsvoll ſehen wir mit dem Jahr 1834 der Wiedererſcheinung des Halley'ſchen Kometen entgegen, deſſelben, der ſchon in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682 unſern Vorfahren Erſtaunen, Verwunderung, ja damals oft noch Furcht einflößte. Gegenwärtige Schrift beſchäftigt ſich außer der Geſchichte und Natur dieſes Kometen mit dieſen Phänomenen überhaupt, die unter die prachtvollſten Erſcheinungen in der Natur gehören und deren Anblick einen ſo erhabenen Genuß gewährt und ſo manche wichtige Einflüſſe auf unſere Erde äußert.

---

[510] Höchſt elegante und beiſpiellos wohlfeile

Taschenausgaben.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau ſind herausgekommen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten und der Schweiz zu erhalten:

Lord Byron's ſämmtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe. 31 Theile à 3 Gr. 3 Thlr. 21 Gr.

Alfieri's Trauerſpiele. 8 Theile à 3 Gr. 1 Thlr.

Calderon's Schauſpiele. 12 Theile à 3 Gr. 1 Thlr. 12 Gr.

Cervantes Don Quixote von der Mancha. 8 Theile à 3 Gr. 1 Thlr.

Cervantes ſämmtliche Werke (mit Inbegriff des Don Quixote). 16 Theile à 3 Gr. 2 Thlr.

Voltaire's ausgewählte Werke. 7 Theile à 3 Gr. 21 Gr.

Dieſe Werke werden zu den dabei bemerkten Preiſen roh und ohne Kupfer ausgegeben; man kann ſolche aber auch ſauber geheftet mit Kupfern, und zwar zu dem billigen Preis von 4 Groſchen per Bändchen erhalten.

Vermöge ihrer ſchönen Ausſtattung eignen ſich dieſe Ausgaben vorzüglich zu Geſchenken.

---

[520] Bei F. Velten in Karlsruhe iſt erſchienen:

Der Cavalcatore nach Horace Vernet — Gegenſtück des Pferderennens in Rom, welches früher erſchien — beide zuſammen koſten 8 fl. 6 kr. bei 5 Exempl. das 6te gratis.

Dieſes Bild zeichnet ſich durch Kompoſition und maleriſche Auffaſſung ſowohl, als durch kräftige korrekte und ſorgfältige Behandlung des Lithographen aus.

Zu Verſtändniß des Gegenſtandes Folgendes:

Die Treiber und Wächter der italieniſchen Büffelheerden ſind meiſtens beritten, indem ſie nicht in dem friedlichen Verhältniß der Hirten zu ihren Heerden ſtehen, da dieſes Thier noch ziemlich wild und ſcheu iſt, und jede Gelegenheit benüzt, um die Freiheit zu ſuchen. Gegenwärtiges Bild ſtellt einen ſolchen Verſuch zu entfliehen dar; ein Stück der nach dem Hintergrunde den Staub der Campagna di Roma aufwühlenden Büffelheerde hatte die Gelegenheit benützen wollen, durch die ſumpfige Gegend des Vordergrundes von der Heerde zu entweichen; der kühne, wohlberittene, zu Schutz und Trutz gegen Flucht und Widerſtand dieſer ſtarken, mit gewaltigen Hörnern bewaffneten Thiere, mit einem Spieß bewaffnete Reiter ſezt dem Flüchtigen über Stock und Stein nach, und iſt eben im Begriff mit Hülfe ſeines Stachels, deſſen ſich ſchon die Alten zu gleichem Zweck bedienten, ihn zur Rückkehr zu ermahnen.

Digitized by Google

Moſes, wie er die Töchter des Midianiters am Brunnen gegen Hirten vertheidigt, nach N. Pouſſin, Gegenſtück der Ehebrecherin nach Titian. 5 fl. 30 kr. Beide zuſammen 11 fl. bei 5 Exempl. das 6te gratis.

Dieſes ſtellt den Moment dar, wo Moſes die gewaltthätigen Hirten, welche die Jungfrauen und Töchter des reichen Midianiter-Fürſten Jethro anmaßend vom Gebrauche des Hamniſchen Brunnens verdrängen; mit drohender Gebärde erhebt er mit einer Hand den Stab, mit der andern legt er Hand an einen der Hirten, dem er den vollen Eimer aus der Hand geſchlagen hat, wie auf der einen Seite die verſchiedenartigen Aeußerungen des Trotzes und der Brutalität ſich kund geben, kontraſtirt auf der andern Seite die Schüchternheit die Furchtſamkeit aufs Trefflichſte.

Moſes ſteht in ſchöner männlicher Blüthe, als der Unbild rächende Retter in der Mitte, und zieht vor Allen die Aufmerkſamkeit an, nach ihm tritt die ſchöne anmuthige Geſtalt eines Mädchens zunächſt hinter ihm den Blick auf ſich; höchſt wahrſcheinlich dachte ſich der Maler in ihr die ſchöne Zipora, die nachmalige Gattin des großen Volksführers.

---

[521] So eben iſt erſchienen und zu haben in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands:

Jules Janins

Anſichten der Zeit und des Lebens, überſezt von

A. Lewald.

1ſter Band. broch. 8. 1 Rthlr.

Der bekannte Belletriſt A. Lewald übergibt uns hier in einer freien, deutſchen Bearbeitung, (die durchaus nichts von dem Duft und der natürlichen Lieblichkeit des Originals verloren hat), des genialen J. Janins, Frankreichs **H. Heine**, auserleſene Phantaſien und humoriſtiſche Lebensgemälde aus deſſen Contes nouveaux, und ſind die ſämmtlichen in dieſem erſten Bande enthaltenen Artikel: „Aus meinem Leben — die Parodie — der Tod des Herzogs von Reichſtadt — Lord Byron — das Stelldichein — Kleine Freuden — Freron und Voltaire — der Kritiker auf dem Lande — Voltaire und Frau von Pompadour“ — auf eine höchſt geiſtreiche und joviale Art behandelt.

Quedlinburg, Michaelismeſſe 1833.

Hanewald's Verlagshandlung.

---

[506] Bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig iſt erſchienen und durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen:

Buch für Kinder gebildeter Stände

von

Ernst von Houwald.

Neue verbeſſerte Ausgabe in 2 Bänden mit 15 gemalten Kupfern.

8. Velinpapier, elegant gebunden 4 Thaler.

Des gefeierten Verfaſſers Erzählungen, Mährchen, Romane, Schauſpiele u. ſ. w. erfreuen und erquicken Geiſt und Herz inniglich; in die jugendlichen Gemüther pflanzen ſie den Keim der Tugend, ſie gewöhnen an Nachdenken, reizen die Wißbegierde, veredeln den Geſchmack, und kein Vater, keine Mutter kann ihren Lieblingen ein köſtlicheres Geſchenk machen, als mit dieſem Buche. Die vorliegende neue Ausgabe iſt mit zwei neuen Erzählungen bereichert, alle übrigen ſind verbeſſert, und die neu bearbeiteten Kupfer ſind eine Zierde des Buchs, welche eben ſo angenehm für's Auge, als für den Verſtand belehrend ſind.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner erſchienen:

Abend-Unterhaltungen für Kinder.

1ſtes Bändchen mit 4 Kupfern.

8. Velinpapier, gebunden 1 Thlr.

Bilder für die Jugend.

3 Bände mit 32 Kupfern. 8. gebunden $5\frac{5}{6}$ Thlr.

Die günſtigſte Aufnahme iſt bereits auch dieſen Werken zu Theil geworden, und ſie bedürfen daher keiner weitern Empfehlung.

---

[514] **Carl Spindler.**

In der eleganten Geſammtausgabe der Werke Carl Spindlers iſt neuerdings erſchienen:

Eugen von Kronstein

oder

des Lebens und der Liebe Masken.

Zweite Auflage.

2 Bände. 8. br. 4 fl. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

oder:

C. Spindlers sämmtliche Werke,

21r, 22r Band.

Ferner verſandten wir von Carl Spindler im Laufe dieſes Jahres:

Die Nonne von Gnadenzell, 5 Bände. 9 fl. oder 5 Rthlr. 6 Gr.

Winterſpenden, Novellen und Erzählungen, 2 Bde. 6 fl. oder 3 Rthlr.

Vergißmeinnicht, Taſchenbuch für 1834. 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Unter der Preſſe befindet ſich:

Lenzblüthen,

Erzählungen und Novellen,

2 Bände,

oder:

C. Spindlers sämmtliche Werke,

23, 24r Band.

Stuttgart, im Herbſt 1834.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[525] So eben erſchien in Kommiſſion bei Unterzeichneten nachſtehende kleine intereſſante Schrift und iſt durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

G. Spontini und L. Rellstab.

Einige Worte zur Beherzigung der Partheien.

Von C. F. Müller, Komponiſten in Berlin.

8. broch. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Berlin, im November 1833.

Bechtold und Hartje.

Digitized by Google

№ 39.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[531] **Warnung und Anzeige.**

Es erscheinen von Zeit zu Zeit Bücheranzeigen in öffentlichen Blättern, welche als Empfehlungsgrund der angekündigten Schriften anführen, „es entwickle sich darin Schellings neueste Lehre.“ Wäre dem so, so dürfte man die Verfasser fragen, was sie berechtigt habe, eine Lehre zu entwickeln, ehe sie der Urheber bekannt gemacht. Allein es ist vielmehr Pflicht, das Publikum zu warnen, wenn man, wie wir, aus der besten Quelle versichern kann, dass von Schelling'scher Entwicklung in diesen Schriften keine Spur sich finde, und, auch blos materiell betrachtet, diejenigen sehr betrogen seyn würden, welche den grössten Theil der philosophischen, theologischen u. a. Aussprüche solcher Schriften als Schelling'sche Sätze annehmen wollten. Um so mehr gereicht es uns zum Vergnügen, zugleich anzeigen zu können, dass Herr Geh. Rath von Schelling, unerachtet seiner, zum Bedauern des wissenschaftlichen Publikums durch andere Geschäfte beschränkten Musse, sich jezt entschlossen hat, den Inhalt seiner Vorträge an der Hochschule zu München (der einzigen Quelle, aus der die Verfasser oben bezeichneter Schriften geschöpft haben könnten) selbst bekannt zu machen, worüber wir uns die nähere baldige Anzeige vorbehalten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

[524] **Literariſche Anzeige.**

Bei uns ſind ſo eben erſchienen:

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele, herausgegeben von F. W. Gubitz, für 1834. (Inhalt: das Räthſel, Luſtſpiel in 5 Akten, von J. E. Mand. — Studenten-Abentheuer, oder: eine Helene des 19. Jahrhunderts, Poſſe in 2 Akten, von Albini. — Schildwach-Abentheuer, Poſſe in 2 Akten, von Leop. Bartſch. — Des Königs Befehl, Luſtſpiel in 4 Akten, von Dr. Carl Töpfer. — Der brave Mann, Drama in 2 Akten, nach Bürger's Lied, von Alex. Cosmar.) 1½ Thlr.

Die Heidenmühle. Letztes Wort von Dan. Leßmann. Erſter Theil (der zweite folgt in nächſter Woche). Beide Theile 3 Thlr.

Das neueſte gute Buch für die Jugend, oder: Moraliſche Geſchichten aus Amerika. Dem Engliſchen der Miß Mitford, nacherzählt von Dr. G. N. Bärmann. (Neunzehn treffliche Erzählungen). ⅔ Thlr.

Früher ſind in dieſem Jahre von uns verſandt:

Die Ungarn, wie ſie ſind. Von Auguſt Ellrich. Zweite Auflage. 1¼ Thlr.

Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Dan. Leßmann, beendet von Aug. Ellrich. 2 Thle. 5¼ Thlr.

Liederbuch für deutſche Künſtler. Mit 150 Melodien in den Noten und vielen Vignetten in Holzſchnitt. 1¼ Thlr.

Der Märkiſche Stadt- und Landfreund. (Volks-Zeitung, zum Theil politiſchen, zum Theil mannigfachen Inhalts.) Erſter Halbjahrgang 1½ Thlr.

Berlin und Königsberg in der Neumark.

Vereins-Buchhandlung.

[392] **Für Aerzte und Apotheker.**

Von dem

Lehrbuche der pharmaceutiſchen Chemie und Pharmacognoſie von Dr. F. L. Winkler

iſt die erſte Lieferung des zweiten Theiles, die Gewächſe der 4 erſten Klaſſen des Linnéiſchen Syſtems enthaltend, erſchienen und an ſämmtliche Buchhandlungen verſendet worden.

Nach der Erklärung des Verfaſſers ſollen nur die bekannteſten und wichtigſten Arzneimittel des Pflanzen- und Thierreichs abgehandelt werden, um den Umfang des Buchs möglichſt zu beſchränken. Der Druck der Fortſetzung wird nicht unterbrochen und von dem Verfaſſer ſo ſchnell, als es die Schwierigkeit der Ausarbeitung nur immer geſtattet, gefördert werden.

Der Preis des 2ten Bandes iſt 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr., wofür die zweite Abtheilung nachgeliefert wird.

Der erſte Band hat denſelben Preis, es koſtet demnach das vollſtändige Werk 5 Thlr. 8 Gr. oder 9 fl. 36 kr.

Ueber den Werth des erſten Bandes dieſes Werks hat ſich bereits die Kritik ſehr günſtig ausgeſprochen; man verweiſt namentlich auf die Nr. 178 der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1831. Der Raum erlaubt es hier nicht, auch nur theilweiſe dieſe Würdigung der Verdienſte des Hrn. Verf. abdrucken zu laſſen.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

[475] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Weydemanns 100 deutsche Volkslieder, 2s Heft. Mit Begleitung des Claviers. In elegantem Umſchlag geh. Ilmenau, Voigt. ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr.

Obſchon es früher nicht in der Abſicht des Hrn. Verfs. lag, dieſe Sammlung auf mehr als ein Heft auszudehnen, ſo hat er ſich ſpäter dennoch durch den allgemein großen Beifall, den das erſte fand, und die von allen Seiten ergangenen Aufforderungen dazu bewegen laſſen, und hier beſonders viele beliebte neuere Geſänge geliefert. Das erſte Heft erhielt die günſtigſten Urtheile, z. B. in Becks Repert. 1832 III. 2, wo es heißt: „Dieſe Volkslieder verdienen denſelben großen Beifall, den ſich des Verfs. geſammelte Kinderlieder erfreuten, da auch ſie zur angenehmſten Unterhaltung dienen, welches durch die getroffene herrliche Auswahl verbürgt wird.“ Die Literaturzeitung

Digitized by Google

für Volksſchull. 1 Heft ſagt: „Eben ſo trefflich als dieſe auserleſenen Lieder gewählt ſind, eben ſo anſprechend ſind die ihnen beigegebenen Melodien und zeugen von dem feinen Takt des Herausgebers. Auch die äußere Ausſtattung iſt zu loben und der Preis im Verhältniß überaus billig.“

---

[449] In der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Dr. Joh. Schön, Prof. der Staatswiſſenſchaft in Breslau, allgemeine Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Civiliſation. gr. 8. (20¼ B.) 1833. 1 Thlr. 12 Gr.; 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſes neue Werk des geiſtreichen und gründlichen Forſchers hat das größte Intereſſe und iſt nicht blos für den Gelehrten, ſondern für jeden gebildeten Staatsbürger beſtimmt. Den reichen Inhalt möge eine kurze Zuſammenſtellung der 30 Kapitel beurkunden: Einleitung. Geſchichte: die vorgeſchichtliche, griechiſche, römiſche, urchriſtl., muhamedan., romaniſt. Civiliſation, Geſtaltung des Kirchenthums, Umbildung der Staats- und bürgerlichen Verhältniſſe. — Statiſtik: die Naturwelt, Menſchenwelt, Einfluß derſ., Stoffgewinnung und Verbreitung, Umtauſch und Vertheilung der Güter, Unterricht, Lektüre, Kunſtbildung, das bürgerliche Weſen, Kirchenweſen, Lebensart, Kriminalität, Wohlthätigkeit, Verhältniß der Moralität und Civiliſation.

---

[497] Neueſtes Werk des Herrn Prediger Nöſſelt.

Lehrbuch der deutſchen Literatur
für
das weibliche Geſchlecht
beſonders
für höhere Töchterſchulen.
Von
Friedrich Nöſſelt.

4 Bände. gr. 8. 1833. Breslau, im Verlage bei Joſef Max und Komp. Preis 4 Rthlr. 10 Gr.

Der 1ſte Band unter dem beſondern Titel:

Lehrbuch zur Kenntniß der verſchiedenen Gattungen der Poeſie und Proſa

für das weibliche Geſchlecht, beſonders für höhere Töchterſchulen. Preis 22 Gr.

Der 2te, 3te und 4te Band unter dem beſonderen Titel:

Geſchichte der deutſchen Literatur

für das weibliche Geſchlecht, beſonders für höhere Töchter-Schulen.

1r Theil: von der früheſten Zeit bis auf Göthe.
2r Theil: von Göthe bis auf die neueſte Zeit.
3r Theil: die umſtändlichere Geſchichte der Literatur und die Lebensbeſchreibungen der Dichter und Proſaiſten enthaltend.

Preis eines jeden Theiles: 1 Rthlr. 4 Gr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verſchiedenen Arten des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks auseinander zu ſetzen und durch paſſende Muſterſtellen zu belegen; 2) das heranwachſende weibliche Geſchlecht mit dem Gange unſerer Literatur und mit den berühmteſten Schriftſtellern, deren Kenntniß ihnen nöthig iſt, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt ſeyn, und über den Beruf des Herrn Verfaſſers zur Herausgabe eines ſolchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung deſſelben, ſowohl bei der Leitung einer höhern Töchterſchule, als auch beim Unterrichte ſelbſt, genügende Bürgſchaft leiſten. Es wird daher genanntes Werk nicht nur allen Töchterſchulen zu empfehlen ſeyn, ſondern auch allen gebildeten Mädchen und Frauen überhaupt, weil es ganz dazu geeignet iſt, die Kenntniß unſerer National-Literatur, und ſomit die Bildung des Geiſtes und Herzens zu fördern. Aus dieſem Grunde wird ſich daſſelbe auch zu einem ſo nützlichen, als angenehmen Weihnachtsgeſchenke vorzüglich eignen.

---

[528] Belletriſtiſche Zeitſchrift. —

Mit Anfang des neuen Jahres wird regelmäßig in monatlichen Lieferungen erſcheinen, die mit ſo außerordentlichem Beifall aufgenommene Zeitſchrift:

Kosmorama
oder
Gemälde des Schönſten und Merkwürdigſten
aus
Natur, Kunſt und Menſchenleben,
verbunden mit
Novellen, Erzählungen und humoriſtiſchen Aufſätzen
in monatlichen Lieferungen à 6 Gr.

3s Heft enthält:

1) Beſchreibung in Reiſebildern von Leopold Schefer zu folgenden Bildern:
   a. Anſicht von Conſtantinopel. Fol.
   b. Sophienmoſchee daſelbſt.
   c. Prinzeninſeln bei Conſtantinopel.
   d. Bosphorus von Terapia aus.
2) Die gefährliche Verſchwiegenheit, däniſche Novelle von L. Kruſe.

4s Heft enthält: Abbildungen aus Großbrittanien, (Generalanſicht von London, Greemrich ꝛc.) und Novelle von L. Kruſe. (Schluß).

5s Heft wird enthalten: Abbildungen aus Griechenland, in Reiſebildern von Leopold Schefer und Novelle von Dr. O. L. B. Wolff.

6s Heft wird enthalten: Schweden und Norwegen, in Reiſebildern von Willibald Alexis.

NB. Dieſes mit ſo bedeutendem Aufwande unternommene Werk zeichnet ſich vor allen ähnlichen Unternehmungen, ſowohl durch ſehr elegante, äußere Ausſtattung, als durch geiſtreiche Behandlung des Textes (Originalreiſebilder und Novellen) vortheilhaft aus, und beſtrebt ſich durch ſeine eigenthümliche Tendenz bei der Mitwirkung unſerer gefeiertſten ſchöngeiſtigen Literatoren (Adrian — Will. Alexis — Bechetem — Birch-Pfeiffer — Blumenhagen — Kablert — L. Kruſe — H. Laube — A. Lewald — Lotichius — Prätzel — Leop. Schefer — Dr. O. L. B. Wolff — Zimmermann und Andere) zu einem belletriſtiſchen Univerſalblatt zu erheben.

Quedlinburg, Michaelis-Meſſe 1833.

Hanewald's Verlagsbuchhandlung.

[529] Im Jahre 1833 ſind bei Perthes und Beſſer in Hamburg erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ballin, S. J., observationes de cholera asiatica. 8 maj. Haoniae. geh. 12 Gr.

Blätter, hippologiſche. Eine Zeitſchrift für veredelte Pferdezucht. Herausgegeben vom Grafen Holmer. 1833. gr. 8. geh. Kiel. 1s und 2s Halbjahr. à 3 Rthlr. 12 Gr.

Fricke, J. C. G., Annalen der chirurgiſchen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauſes in Hamburg. 2r Bd. gr. 8. 2 Rthlr.

Geſangbuch, allgemeines iſraelitiſches, eingeführt in dem neuen iſraelitiſchen Tempel zu Hamburg. gr. 12. 1 Rthlr.

Hippocratis coi de aëre, aquis et locis liber denuo recensitus a Chr. Petersen. 8 maj. 8 Gr.

Lehmann, J. G. Ch., novarum et minus cognitarum stirpium pug. V. 4 maj. 1 Rthlr. 4 Gr.

Magazin der ausländiſchen Literatur der geſammten Heilkunde, und Arbeiten des ärztlichen Vereins zu Hamburg. Herausgegeben von G. H. Gerſon und N. H. Julius. 1833. 6 Hefte. gr. 8. geh. 6 Rthlr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der geſammten Heilkunde. Herausgegeben von einer mediciniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft in Hamburg. 2r Band. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Oppenheim, F. W., über den Zuſtand der Heilkunde in der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei. gr. 8. geh. 16 Gr.

Petersen, Ch., index scholarum in Gymnasio Hamburgensium academico a die festo Michaelis 1833 usque ad Pascha 1834 habendarum. Phaedri epicurei, vulgo anonymi herculanensis, de natura deorum fragmentum instaurátum et illustratum. 4 maj. geh. 10 Gr.

Rautenberg, J. W., Denkblätter der Predigten, welche in der Kirche zu St. Georg in Hamburg gehalten worden ſind. 12te Sammlung. gr. 4. 1 Rthlr. 6 Gr.

Steinheim, S. L., doctrina veterum de lieue. 4 maj. geh. 8 Gr.

Derſelbe, die Humoralpathologie aus praktiſchem Intereſſe und auf zoochemiſcher Baſis. Nach dem Engliſchen des Dr. W. Stevens. gr. 8. geh. 8 Gr.

Struve, H. T., der Weg zu Gott. Confirmanden-Leitfaden. Reiſebüchlein und Wegweiſer für Jung und Alt, zu täglicher Selbſterinnerung und Selbſtunterricht. gr. 12. 4 Gr.

Wedekind, A. Ch., Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des deutſchen Mittelalters. 3r Band 9s Heft. Als Anhang dazu: Nekrologium des Kloſters St. Michaelis in Lüneburg. gr. 8. Beide zuſammen geheftet. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[504] Literariſche Anzeige.

Taſchenbuch der Geographie.

Nebſt 21 Landkärtchen.

Es bedarf nur einer kurzen Bezeichnung dieſes, in jeder Hinſicht mit der äußerſten Genauigkeit ausgearbeiteten Werkes, um demſelben eine allgemeine günſtige Aufnahme zu bereiten. Nach einer gedrängten, alles Weſentliche der ſ. g. mathematiſchen, phyſiſchen und politiſchen Geographie umfaſſenden Einleitung folgen die neueſten und ſicherſten Nachrichten über: Lage, Grenze, Boden, Gebirge, Flüſſe, Seen, Kanäle, Klima, Naturprodukte, Gewerbe, Handel, Münzen, Einwohner, Religion, wiſſenſchaftliche Cultur, Staatsverfaſſung, Regenten (Geburts-Jahr und Tag), Staatseinkünfte, Kriegsmacht, Größe Eintheilung, Städte ꝛc. — Ein weſentlicher Vorzug beſteht in einer genauen Angabe der richtigen Ausſprache der am wenigſten bekannten ausländiſchen Namen. Nicht minder erhöhet ein vollſtändiges Regiſter den Werth und die Brauchbarkeit des Werkes, ſo wie es ſich durch ſchönen Druck auf feinem Velinpapier und durch ein gefälliges, bequemes Format und ſaubern Einband auszeichnet. Die an Ort und Stelle beigefügten, deutlich und ſchön geſtochenen kleinen Landkarten können nicht anders als höchſt willkommen ſeyn.

So eignet ſich dieſes Werk, deſſen vorläufige Anzeige zahlreiche auswärtige Beſtellungen veranlaßte, nicht nur zu einem ſichern und gründlichen Leitfaden für Schüler, ſondern wird auch in jedem Arbeits- und Geſchäftszimmer, ſo wie im Familienkreiſe ein willkommener, kurz und bündig, aber überall Aufſchluß gewährender Rathgeber und Begleiter ſeyn.

Der Preis iſt, des großen Koſtenaufwandes ungeachtet, nur auf 1¼ Rthlr. feſtgeſetzt.

Magdeburg.

Creutz'ſche Buchhandlung.

---

[517] Unentbehrliches Handbuch für

Maler, Architekten, Zimmer- u. Theater-Maler

ſo wie für jeden gebildeten Gewerbsmann.

So eben iſt in Commiſſion bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. complett erſchienen und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz vorräthig:

Die

Linear-Perſpective

angewendet auf die

zeichnenden Künſte

von

J. T. Thibault,

Maler und Architekt, Mitglied des Inſtituts von Frankreich, Profeſſor an der Schule der ſchönen Künſte,

herausgegeben von

Chapuis.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Mit 54 ſauber geſtochenen Platten in klein Fol. in einer Mappe, nebſt 14 Bogen Text.

Frankfurt am Main,

in der Lithographiſchen Anſtalt von Ph. C. Stern.

Ladenpreis 15 fl. rhein. oder 8 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

Längſt hat Frankreich den entſchiedenen Werth dieſes Werkes anerkannt, und wird die deutſche Ausgabe deſſelben in Deutſchland gewiß gleiche Anerkennung hervorrufen, denn Alles, was ſeit „Valencienne's Anleitung“ im

Digitized by Google

Fache der Perſpective erſchienen iſt, kann weder auf die Vollſtändigkeit noch auf die Faßlichkeit der Methode von Thibault's Werk Anſpruch machen.

Der Verfaſſer ſetzt — wie dies bei ſeinen franzöſiſchen Zuhörern beinahe nicht anders denkbar — allerdings einige Vorkenntniſſe in der Elementargeometrie voraus, doch ſind dieſe ſo gering, daß ſie von Unkundigen in der Geometrie, aus dem Theil ſeines Werkes, der davon handelt, leicht entnommen werden können, und hinreichen, alle Lehrſätze und Aufgaben der Perſpective zu verſtehen.

Da im Uebrigen die ganze Lehrmethode, vom praktiſchen Standpunkt aus genommen, ſo eignet ſich obiges Werk ſowohl für den Schul- als wie für den Selbſtunterricht um ſo mehr, als die Deutlichkeit, Zweckmäßigkeit und gute Ausführung der Zeichnungen in vielen Fällen ſchon allein, ohne Text, hinreicht, dem Lehrling einen Begriff deſſen zu geben, was er zu leiſten hat. Zudem iſt das Werk ſehr reichlich mit Zeichnungen verſehen, ein Vorzug, den die meiſten ältern Werke über Perſpective entbehren; wie ſehr aber eine unzeitige Sparſamkeit in Zeichnungen das Selbſtſtudiren erſchwere, iſt Jedermann, der nur einigermaßen hierin Erfahrungen gemacht hat, bekannt. Bei dem billigen Preis leiſtet die deutſche Unternehmung in dieſer Beziehung Ungewöhnliches.

Der frühere Subſkriptionspreis hat mit dem Erſcheinen des vollſtändigen Werks aufgehört und gibt der Verleger jetzt die Exemplare zum Ladenpreiſe ab.

---

[518] So eben iſt bei C. F. Oſiander in Tübingen erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu beziehen:

Chriſtoterpe,

ein Taſchenbuch für chriſtliche Leſer auf das Jahr 1834.

Herausgegeben
in Verbindung mit mehreren Andern
von

Albert Knapp.

Mit 4 Stahlſtichen.
340 Seiten in kl. 8. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

Auch für das kommende Jahr erſcheinen hier wieder eine Anzahl chriſtlicher Aufſätze und Gedichte, deren Tendenz im erſten Jahrgange bereits hinreichend ausgedrückt iſt. Bei größerer Einfachheit und reichhaltigerer Wahl des Stoffes dürfte übrigens dieſer zweite Jahrgang einem größeren Theile des chriſtlichen Publikums zuſagen, als der erſtere. Die Zahl der vorjährigen Mitarbeiter hat ſich um einige bewährte Männer vermehrt.

---

[532] So eben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Wort des Andenkens an Ildef. ab Arx, Verfaſſer der Geſchichte des Kantons St. Gallen ꝛc. 1½ Bogen gr. 8. St. Gallen, 1834, geheftet. 10 kr.

Dieſe Blume auf das Grab des Verewigten, eine gerechte Würdigung ſeiner Verdienſte, wird von ſeinen vielſeitigen Freunden gewiß mit Liebe und Dank gegen den Verfaſſer aufgenommen werden.

Huber und Comp.

---

[522] In der Univerſitäts-Buchhandlung zu Kiel iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Erik

und die Geächteten.

Ein Zeit- und Sittengemälde aus den letzten Tagen des 13ten Jahrhunderts,
von

B. S. Ingemann.

Aus dem Däniſchen. 3 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Friſche Darſtellung eines reichbewegten Lebens auf einem höchſt intereſſanten hiſtoriſchen Hintergrunde und pſychologiſch wahre Schilderung anziehender Charaktere ſichern dieſem ausgezeichneten Roman einen Platz unmittelbar neben den früher erſchienenen: Waldemar der Sieger und Erik Manred's erſte Jugend, deren Beſitzer auch dieſen neueſten deſſelben Verfaſſers als eine höchſt willkommene Gabe empfangen werden.

---

[526] Im Verlage der Gebrüder Bornträger zu Königsberg erſchien ſo eben:

Gedichte von L. H. C. Hölty.

Neu beſorgt und vermehrt
von

Johann Heinrich Voss.

Dritte allein rechtmäßige Ausgabe.

Auf weißem Druckpapier	18 gGr.
Sauber cartonnirt	21 gGr.
Velinpapier, ſauber gebunden mit Goldſchnitt	1 Rthlr. 4 gGr.

Dieſe Ausgabe des beliebten Dichters empfiehlt ſich ſowohl durch einen correkten und ſchönen Druck, als auch durch einen überaus billigen Preis und ſchließt ſich den Geſammtausgaben deutſcher Klaſſiker würdig an.

---

[397] An alle Buchhandlungen iſt verſendet:

Berggren, J., Reiſen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwediſchen überſezt von Dr. F. H. Ungewitter. 2r Theil mit dem Plane von Jeruſalem und der Karte von Syrien. 8. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Der bereits vor 3 Jahren erſchienene erſte Band dieſer intereſſanten Reiſebeſchreibung iſt damals mit Beifall aufgenommen worden. (Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.) — Der dritte Band, der die Reiſe durch Aegypten und die Heimreiſe enthält, iſt unter der Preſſe und beſchließt das Werk, — welches der Verleger hiermit den Freunden der Länder- und Völkerkunde beſtens empfiehlt. —

Der Plan von Jeruſalem iſt auch beſonders à 6 Gr. oder 27 kr.

Die Karte von Syrien, entworfen und berichtigt nach der Angabe von Volney, Burkhardt, Irby und Mangles von C. P. Hällſtröm à 8 Gr. oder 36 kr.

zu haben.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenundzwanzigſter Jahrgang.

1833.

December.

> Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
> Dann werden ſelbſt der Apollonia
> Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.
>
> Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

*

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Freiheitsbaum. 289.
Tſchitoſch Jurys Tod. 290.
Gaſelen. 293. 307.
Der Polenflüchtling, von Lenau. 300.
Rom, den 25. Jul. 1832. 310.
Sylveſter. 313.
Räthſel-Korreſpondenzen. 293. 311.
Logogriphiſche Mißgeburten. 299. 305.

Erzählung.

Aus dem Tagebuche eines Dichters von Beer. 288 — 312.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner. 288. 289. — 301. 302. 303. 304. 305.

Naturgeſchichtliches.

Darſtellung neuer Forſchungen und Ideen in den Natur- und Gewerbswiſſenſchaften, von Nürnberger. 291 — 294.
Verſchiedenes vom Himmel. 300. 306.
Geologiſche Grillen. 308 — 313.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Von der tönenden Memnonsſäule. 295. 296.
Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs. 297. 298. 299.

Korreſpondenz.

Paris. 288. 289. 290. 291. 295. 297. 298. 299. 304. 305. 306. 307. — München. 290. 291. 299. — Aus Piemont. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. — Stuttgart. 296. 302. 303. 304. 305. — Berlin. 300. 301. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. — Dresden. 308. 309.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Kunſtausſtellung in Nürnberg. (Beſchl.) — Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford. (Fortſ.) — Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt, über die Ausgrabung der Ueberreſte Raphaels. — Nekrolog.

Nro. 98.

Stempelſchneidekunſt. — Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford. (Fortſ.) — Dresden. Kupferſtichverſteigerung. — Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt. (Beſchl.) — Perſönliches.

Nro. 99.

Kunſtlitteratur. Liederbuch für deutſche Künſtler. — Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford. (Beſchl.) — Nekrolog badiſcher Künſtler. — Kunſtausſtellungen. — Perſönliches. — Für Maler und Architekten.

Digitized by Google

Nro. 100.

Nekrolog badiſcher Künſtler. — Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms, von Karl Jäger. — Fabelbuch von Otto Spekter. — Kunſtausſtellungen. (Beſchl.) Kunſtliteratur.

Nro. 101.

Nekrolog badiſcher Künſtler. — Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms. (Fortſ.) — Erklärung. — Raphaels Grabſchrift im Pantheon. — Kunſtliteratur.

Nro. 102.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms. (Fortſ.) — Neuer Kupferſtich. La sacra famiglia, gemalt von Raphael, geſtochen von Anderloni. — Neuere Monumente.

Nro. 103.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms. (Fortſ.) Literatur der Alterthümer. Beſchreibung römiſcher und deutſcher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinheſſen, zu Tage gefördert durch Dr. J. Emele in Mainz. — Plaſtik und Bildhauer. — Kunſtliteratur.

Nro. 104.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms. (Fortſ.) Kunſtliteratur. Neues Malerlexikon zum Handgebrauch für Kunſtfreunde. Nebſt Monogrammen. — Neuere Monumente. — Kunſtvereine. — Perſönliches. — Kunſtliteratur.

Nro. 105.

Ueber die Schönheit der menſchlichen Geſtalt. — Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms. (Beſchl.)

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Kritik. Kritiſche Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft unſrer Zeit, von Th. Mundt. — Mechanik. Neue Ideen über die Beſchiffung der Luft. — Biographie. Giuſeppe Balſamo, der berüchtigte Abentheurer und Betrüger ſeines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Caglioſtro. Kriminalgeſchichte, nach den vorzüglichſten Hülfsquellen bearbeitet von J. K. v. Train.

Nro. 123.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Don Juan. Dramatiſche Phantaſie in ſieben Akten, von einem deutſchen Theaterdichter. — 2) Johanne Gray. Trauerſpiel in fünf Akten, von Dr. Gommer. — Literargeſchichte. C. F. Gellerts Leben. Nach ſeinen Briefen und andern Mittheilungen dargeſtellt von Dr. H. Döring.

Nro. 124.

Schau- und Trauerſpiele. 3) Arwed Gyllenſtierna. Drama in vier Akten, nach Van der Veldes Roman bearbeitet von Dr. Lindner. — 4) Prinz Hugo. Trauerſpiel in fünf Akten von C. Lauter. — 5) Der Tod der Malachowsky. Hiſtoriſches Drama von G. Callenius. — 6) Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen von E. Duller. — 7) Ludwig der Eilfte. Trauerſpiel in fünf Aufzügen des Caſimir Delavigne. Aus dem Franzöſiſchen von Kälb. — 8) König Wollmar auf Hardenſtein. Vaterländiſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Korte.

Nro. 125.

Schau- und Trauerſpiele. 9) Sakuntala, oder der Erkennungsring. Ein indiſches Drama von Kalidaſa. Aus dem Sanſkrit und Prakrit überſetzt von Bernhard Hirzel.

Nro. 126.

Schau- und Trauerſpiele. 10) Die Inſel der Glückſeligkeit. Sagenſpiel in fünf Abtheilungen, von D. A. Atterbom. Aus dem Schwediſchen überſetzt von H. Neus. — 11) Ruſſiſche Bibliothek für Deutſche, von Knorring. 12) Cain, ein Myſterium. Aus dem Engliſchen des Lord Byron. — 13) The works of the late right honorable Richard Brinsley Sheridan, collected by Thomas Moore.

Nro. 127.

Schriften über die Homöopathie.

Nro. 128.

Schriften über die Homöopathie. (Fortſ.) — Taſchenbücher auf 1834. Huldigung der Frauen.

Nro. 129.

Schriften über die Homöopathie. (Beſchl.)

Nro. 130.

Schau- und Trauerſpiele. 14) Marion de Lorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Franzöſiſchen von Kathinka Halein. — 15) Ida. Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Falſen. Aus dem Däniſchen von Wettwer. — 16) Robespierre oder der neunte Thermidor. Ein Gemälde der franzöſiſchen Revolution im Jahre 1794. Nach Anicet-Bourgois und Francis, von Georg Ball. — 17) Die Overſtolzen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Kreuſer. — 18) Peter Viſcher, romantiſch-dramatiſches Gemälde aus der Vorzeit Nürnbergs in zwei Abtheilungen, von Wilhelmine Soſtmann, geb. Blumenhagen. — Chronologie. Tagebuch der Weltbegebenheiten, von Dr. Schilling.

Nro. 131.

Schriften über Ungarn. 1) Geſchichte der Magyaren, von J. Grafen Mailath. — 2) Neueſte ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien, Slavonien und der ungariſchen Militärgränze. — 3) Reiſe in Ungarn im Jahr 1831, von S. v. Ludwigh. — 4) Umriſſe einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiſte des Juſte Milieu.

Nro. 132.

Schriften über Ungarn. 5) Ungarn, das Reich, Land und Volk wie es iſt. Nebſt freimüthiger Beleuchtung der ungariſchen Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1830, 1832 und 1833, von Hans Normann. — 6) Ungarns Weinbau, in ſeinem ganzen Umfange, in ſtatiſtiſch-topographiſch-naturhiſtoriſcher und ökonomiſcher Hinſicht, von Franz Schams. — 7) Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Széchenyi, von Pius Deſiderius. — Schau- und Trauerſpiele. 19) Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt, von Georg Döring.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. December 1833.

Sie kommen und ſie gehn,
Und mir wird immer ſeltſam weh,
So oft ich rufen muß: Ade!
Auf Nimmerwiederſehn!

Wilhelm Hauff.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

Eine Novelle.

Wenn Jemand Italien bereiſen wollte und mich über die zweckmäßigſte Art des Reiſewagens befragte, ſo würde ich ohne Bedenken meine Stimme geben für eine leichte, zweckmäßige Kutſche, mit dem Bocke hinten. Die vier großen Fenſter gewähren, wenn man ſie herunterläßt, der Luft freien Durchzug, während das Oberverdeck vor der Sonne ſchüzt; die Ausſicht iſt jedenfalls faſt ungehindert; der Mangel eines Kutſcherſitzes ſchlichtet von ſelbſt alle Streitfragen über zwei oder vier Pferde, welche ſonſt Urſache zu ewigen Feindſeligkeiten auf den Stationen geben, denn ohne Bock wird nur in England mit zweien gefahren, und bei üblem Wetter endlich iſt man ganz gewiß beſſer aufgehoben, als in den halbgedeckten Mitteldingern, welche die Unannehmlichkeiten aller Fuhrwerke in ſich vereinigen. — Dieſe Betrachtungen beſchäftigten mich, als ich in meinem bequemen Reiſewagen mich die Alpen hinaufziehen ließ, Italien im Rücken, blauen Himmel und ſteile Felſen im Auge. Es war ſtill und ſchwül, die heiße Mittagsluft war noch von keinem friſchen Abendhauche abgekühlt, aber dennoch hatte man das angenehme Gefühl, daß die größte Hitze überſtanden ſey. Gegen fünf Uhr kamen wir in den Schatten einer Bergwand; ich ließ halten, ſtieg mit der dem Reiſenden gewöhnlichen Steifheit aus und wedelte mit dem Taſchentuche meiner Stirne Kühlung zu. Dann ging ich gemächlich neben meinem Wagen her, deſſen Knarren, wenn er über Wurzeln rollte, das Einzige war, was die allgemeine Stille unterbrach, ohne jedoch unharmoniſch darein zu klingen. Das Aufſchreien einer Krähe machte mir den Eindruck, als ob in einem Konzerte bei irgend einem pianissimo smorzando auf einmal eine Dame laut zu ſprechen anfängt; ich wendete mich unwillkührlich, wie verweiſend nach dem Thiere um, das mich in meinen Träumereien ſtörte, mußte aber über mich ſelbſt lächeln, als es, ohne auf mich zu achten, ſchwerfällig und immer lauter krächzend über meinem Haupte hinflog. Nun hörte ich entferntes Gelächter und gewahrte, als ich gleich darauf, dem Wege folgend, eine Wendung machte, zwei junge Mädchen in eleganten Reiſekleidern, die, fröhlich lachend, im niedrigen Gebüſch nach Beeren ſuchten. Mit freundlichem Gruß nahte ich mich ihnen und — es war etwas in ihrem Tone, was mich auf den Einfall brachte — redete ſie auf gut wieneriſch an, was ſogleich, mit überſprudelnder Freude, einem Landsmanne zu begegnen, in demſelben Dialekt erwidert ward. Mein Wagen folgte nach und ich hatte meinem Bedienten einen Befehl zu geben, den ich, da er ein Engländer war, natürlich in ſeiner Sprache ertheilte. Dieſer Umſtand und das Anſehen meines engliſchen Reiſewagens machte die Mädchen auf einmal ſtutzig; ſie ſahen mich fragend an,

Digitized by Google

ich aber bemerkte ihre Neugierde gar nicht, ſondern erkundigte mich, wie ſie hierher kämen, und erfuhr, daß ihr Wagen mit Mama und Gouvernante ein paar hundert Schritte vor ihnen ſey und ſie nun eilen müßten, ihnen nachzukommen. Ich bot mich zu ihrem Begleiter an; mein nüchternes, ältliches Anſehen mochte wohl Urſache ſeyn, daß ſie mein Anerbieten ohne Zögern annahmen, und nun ſezten wir, unter Schäkern und Lachen, allmählig ſteigend unſern Weg fort. Als wir den Wagen erreichten, war die Bekanntſchaft ſchon völlig etablirt; ich wußte, daß Mama wegen ihrer Geſundheit reiſe, daß die Gouvernante eine alte Franzöſin ſey, die, treu dem ſtereotypen Charakter der Race, ſeit dreißig Jahre deutſch lerne, ohne ſonderliche Fortſchritte gemacht zu haben, und alle Hunde Sie, alle Menſchen Du nenne; daß die Reiſegeſellſchaft Anfangs neun Wagen ſtark geweſen, und deßhalb in keinem Wirthshauſe Platz, wohl aber in jedem Urſache gefunden habe zu Zank und übler Laune, indem Jedes das beſte Zimmer und Bett für ſich habe erobern wollen; daß Mama endlich deßhalb beſchloſſen, ſich von den Uebrigen zu trennen, und nun mit den Töchtern und der Gouvernante allein den Rückweg nach Wien fortſetze. „Wohin Sie gewiß auch gehen?“ ſagte die Braune neugierig. Ich lächelte und erwiderte nichts. Als die Mutter ihre Töchter in Begleitung eines Herrn ankommen ſah, lehnte ſie ſich weit aus dem Fenſter der Kutſche und waffnete die nicht genügende Sehkraft mit Brille und Lorgnette; doch jemehr der Nebel der Ferne ſchwand, je mehr meine Equipage und endlich auch mein graues Haar ſichtbar ward, deſto mehr wich ihre Spannung aus Haltung und Geſicht. Als wir dem bergan ſchleichenden Wagen ganz nahe waren, ließ Mama halten und ſchlug Madame Larive vor, auch ein Stückchen zu Fuße zu gehen. Ich eilte, mich ihr — in franzöſiſcher Sprache — als ein Glückskind vorzuſtellen, das ihre allerliebſten Töchter am Rande des Weges gefunden. Ah, Monsieur est français!“ unterbrach mich die Gouvernante mit Entzücken. Ich verbeugte mich zweideutig, die Mädchen ſahen mich wieder zweifelhaft an, und ich ergözte mich abermals an ihrer Neugierde. Die Station war nahe, auf der Höhe des Gebirgs; die Mutter ſtieg bald wieder in ihren Wagen, wir Andern aber erreichten das Haus vor ihr, die Mädchen in fröhlichem Geſpräch an meiner Seite hüpfend, die Gouvernante in Muthmaßungen über das zu erwartende Souper vertieft und auf die chère allemande ſchimpfend. Auf der Station fanden ſich nicht mehr als vier Pferde, die für mich beſtellt waren. Die Ausſicht für den andern Wagen war troſtlos; denn mit der charakteriſtiſchen Raſtloſigkeit der meiſten vornehmen reiſenden Damen ſchien es die Gräfin T. wirklich für eine ernſthafte Widerwärtigkeit anzuſehen, ein paar ſchöne Nachmittagsſtunden im Tyroler Gebirge aufgehalten zu werden. Daher empfing ich für die Abtretung meiner Pferde, wozu ich mich leicht entſchloß, weit mehr als den verdienten Dank, ſah bald darauf den Wagen, der meine neuen Bekannten einſchloß, mit einer Art wehmüthigen Gefühles die Straße hinabrollen, und hing einer ganzen Reihe oftgedachter Gedanken nach, wie man ſich auf dieſer weiten Erde berührt und wieder trennt, und manchmal ohne Spur ſich aus den Augen ſchwindet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Anſiedlung.

Meinem in meinem lezten Briefe gegebenen Verſprechen gemäß, führe ich Sie nun in die Wildniß zu den Anſiedlern.

Der Staat verkauft die Gründe in Sektionen zu tauſend Morgen, wobei der Morgen zu einem Dollar angeſchlagen wird. Ländereien, die die entfernteſte Ausſicht zu einſtigem Ertrage geben, ſind ſchon alle in Händen von Privatſpekulanten, und von dieſen iſt es ſchon gefährlich zu kaufen; denn da keine obrigkeitlichen Grundbücher beſtehen, ſo iſt der Kaufkontrakt der einzige Beſitztitel, wobei natürlich der ältere den Vorzug hat. Es verkauft z. B. A. an C. einen Grund, den A. urſprünglich vom Staate gekauft hat. C. bringt nun auf demſelben eine Hütte zu Stande, nach einigen Jahren werden auch Waldgründe zu Aeckern umgeſchaffen, nicht lange, ſo iſt das Gut zehnmal den Ankaufspreis werth. Es erſtehen noch einige Hütten im Umkreis einer Quadratmeile, und dieſes iſt nun eine Stadt, bekommt einen Platz auf der Landkarte und einen berühmten Namen, wie Paris, Athen, London, Rom, Theben, Mancheſter und dergl. Dieſe aufblühenden Städte ſind die amerikaniſche Fata Morgana. Indeſſen ſchlägt ihr meiſtens ephemeres Daſeyn tiefe Wurzeln in den patriotiſchen Gehirnen, und von der Landkarte verſchwindet ihr Name nimmermehr. Auf dieſe Weiſe iſt C's. Gut hundertfach den Ankaufspreis werth. C. würde ſich aber gerne mit einem weit geringern Profit begnügen und den Wald, reſpektive Stadt, wieder veräußern; es iſt aber ein begreiflicher Finanzgrundſatz der Länderſpekulationskompagnien, daß ſie den Preis der Güter nicht unter ihren angenommenen Werth ſinken laſſen, weil allein auf dem Reiz der außerordentlichen Vermehrung des Güterwerths durch Kultur die Möglichkeit beruht, die noch ganz wilden Gründe theilweiſe zu veräußern, und das Land nach und nach in Kulturſtand zu bringen. Ein ſo gemeinnütziger Zweck heiligt die die Mittel. Wenn alſo C. Miene macht, verkaufen zu

wollen, ſo kommt B., der Croupier des A., zeigt einen beſſern Titel, d. h. einen ältern Kaufkontrakt vor und wirft den C. hinaus. Dieſer kann dann ſeinen Regreß an A. ſuchen, wenn er Geld zum Prozeß hat; dann erfährt er aber, daß eigentlich nicht A., ſondern X. der Grundeigenthümer war, und A. iſt verſchwunden. B. ſetzt einen angeblichen Pächter auf das Gut, und die fingirte Pachtſumme beſtimmt dann den Kapitalwerth deſſelben.

Man hat keinen Begriff davon, mit welch uneigennütziger Philanthropie die Ländereigeſellſchaften verfahren. Nicht nur zu 25 Cents tragen ſie den Morgen rohen Landes an, nein, ſie verſchenken zu zwanzig Morgen Grund an den, der die Verpflichtung übernimmt, die Ländereien zu kultiviren und Haus und Hof aufzurichten, und der über die Mittel, es auszuführen, ſich ausweist, was freilich nicht wenig ſagen will. So wie dann die Fata Morgana erſcheint, bekommt die Gegend einen Ruf, und der Grundwerth ſteigt in raſcher Progreſſion. Man braucht nicht erſt weit in die innern Wüſten zu dringen, um ſolche Güter zu bekommen; in den am dichteſten bevölkerten Staaten, in Newyork ſelbſt, ſind deren noch genug, und in der ganzen Hamilton County, einem Land von 81 deutſchen Quadratmeilen Flächeninhalt, ſteht noch nicht Ein Haus, und ſo iſt es auch in den angrenzenden Ländern.

Dieß ſind die Nachrichten und Erfahrungen, die mein Gemahl bei ſeiner erſten Reiſe durch den Staat Newyork geſammelt hat. Bevor er ſich auf den Weg machte, hatte er ſich ſo viele Vorkenntniſſe erworben, als immer möglich war, hatte ſich nicht nur bei allen ſeinen Bekannten erkundigt, ſondern auch die vorzüglichſten Agenten im Fache zu Rathe gezogen. Das Ländereibüreau, welches am reichſten mit Planen und Landkarten ausgeſtattet iſt und die größte Auswahl an Realitäten darbietet, iſt auf dem Water-Market zu Newyork ſo gelegen, daß die Ankömmlinge, die meiſtens hier landen, ſich von ſelbſt hineinfinden. Der Vorſteher deſſelben iſt Maſter Blabber, der ſogleich dem Eintretenden in Folianten die vortheilhafteſten Güteranſchläge vorlegt und über alle Anſtände genaue Auskunft verſpricht, wofür er perſönlich und mit ſeinem ganzen Vermögen hafte. Bei der erſten Frage, die man an ihn ſtellt, fließt ihm ein Redeſtrom vom Munde, die eine gute Viertelſtunde in einem Athem dauert; da hilft kein Unterbrechen, er läßt ſich nicht irre machen, bis er zu Ende iſt, und ſeine kräftige Baßſtimme übertönt alle Einwürfe. Iſt er fertig, ſo wird er ganz ſtille, er ruht aus, zündet ſich ſeine Cigarre an, ſcheint zerſtreut, kümmert ſich nicht weiter um die Zuhörer, die ſich dann aus der langen Rede ausſuchen mögen, was ihnen taugt, und auf jede weitere Frage erwiedert er immer nur: „eben ſagte ich es Ihnen,“ oder: „ſo wie ich Ihnen ſagte.“ Hat er endlich ausgeraucht und ausgeſchnaubt, haben ſich neue Kaufluſtige geſammelt und wird eine neue, ganz andere Frage aufgeworfen, ſo beginnt Maſter Blabber ſeinen Vortrag von Neuem, ohne eine Sylbe daran zu ändern. Seit fünf Jahren hat er in ſeinem Büreau kein anderes Wort geſprochen, wöchentlich viele hundert Perſonen in April geſchickt, und iſt dick und ſtark dabei geworden.

Hat ein Anſiedler einen Platz gefunden, wo er ſein Glück verſuchen will, ſo trifft er in der zunächſt gelegenen Ortſchaft einen bevollmächtigten Agenten, der ihm mit Hinweiſung auf die Karte einen Kaufkontrakt ausfertigt. Wie er dann die auf der Mappe ihm gezeigte Parzelle aus dem großen Territorium herausfinden mag, darum kümmert ſich Niemand, und er greift zu, wo er Luſt hat, und läßt es auf die Gefahr ankommen, in der Folge nur als Pächter anerkannt zu werden, weil er dann doch, ohne Pachtzins zu entrichten, im phyſiſchen Beſitz gelaſſen wird, indem ſeine Gegenwart andere Anſiedler herbeizieht, wodurch der Grundwerth in der ganzen Umgegend ſteigt. Nun läßt er einen Aufruf in die Zeitung des County ſetzen, der ungefähr ſo lautet: „Der Unterzeichnete, welcher ſich da und da anſiedelt, ladet ſeine Freunde und Nachbarn zum Hüttenbau reſpektsvoll ein. Zum Sammelplatz ſind die nördlichen Wohnungen der Stadt N. auf den 15ten dieſes Monats beſtimmt. Als Mundvorrath hat der Unterzeichner zwei Fäſſer Branntwein, einen Büffel und Brod in gehöriger Menge beſorgt.“ Sind die Nachbarn von zwanzig und mehr Meilen zuſammengekommen, ſo wird in den Wald gezogen und der gelegenſte Platz ausgeſucht. Dann werden Bäume gefällt, die Aeſte abgehauen und die Stämme in einem Viereck über einander gelegt. Hat das Gebäude eine Höhe von etwa ſieben Schuhen erreicht, ſo werden mit der Säge die Oeffnungen für Fenſter und Thüren eingeſchnitten; dann werden die rohen Schlußbalken aufgelegt, die Sparren aufgeſetzt, Aeſte darüber gebreitet, dieſe mit Laub überſchüttet, auf welches man Erde wirft und zuletzt Gras legt, und damit iſt das Wirthſchaftsgebäude fertig, deſſen Vollendung ſelten mehr als zwei Tag erfordert. Papier vertritt die Stelle der Fenſterſcheiben, die Zwiſchenräume, die die ungezimmerten Bäume laſſen, werden bei Zeit und Gelegenheit mit Lehm und Moos verſtopft, nach und nach Thüren gezimmert und dann ſofort gewirthſchaftet. Jeder Wirth umgibt ſein Gut mit irgend einer Einfriedigung, und ſo entſtehen zerſtreute Anſiedelungen, die in keine geſchloſſenen Ortſchaften zuſammenfließen können. Bisweilen trifft man in ſolchen Hütten Leute, die in Europa in Palläſten gewohnt haben, und ſieht in der trübſeligen Eremitage Trümmer von Luxus, welche die gefallene Größe beurkunden. Wenn nun vollends ein ſibiriſcher Winter das Land überzogen hat, ſo haben wir das Bild, welches Fenimore Cooper

Digitized by Google

in ſeinen Quellen der Suſquehanna mit ſo poetiſchen Farben ausmalt und mit dem tröſtlichen Motto ausſtattet: „Der König hat nicht dich, du haſt den König verbannt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die vier Sergeanten von Larochelle.

Vor einigen Tagen war wieder eine außerordentliche Vorſtellung zum Benefiz eines Ungenannten im Odeontheater, zu welcher ſich Schauſpieler aus drei Theatern vereinigt hatten, nämlich aus dem Ambigu comique, dem Palais-royal-Theater und dem Vaudeville. Es waren vier Stücke angekündigt, wovon das eine ein Schauſpiel oder Trauerſpiel in fünf oder ſechs Aufzügen war. Deßhalb fing man ſchon vor ſechs Uhr an, was in den großen Pariſer Theatern etwas ſehr Seltenes iſt. Mit Recht hieß dieſe Vorſtellung daher auch eine außerordentliche. Der Saal war wieder recht voll, und das Parterre beſtand wiederum großentheils aus Studenten; jedoch machten ſie dießmal keine ſo gedrängte Maſſe aus, wie bei der lezten Benefizvorſtellung; es ging daher auch ſtiller und anſtändiger zu. Die Schauſpieler des Ambigu comique, welches bekanntlich zu den Boulevardstheatern gehört, gaben zuerſt das Schau- oder Trauerſpiel: „Die vier Sergeanten von Larochelle;“ ein Stück im Geſchmacke der Melodramen, wie die Boulevardstheater ſie Jahr aus Jahr ein dem Volke auftiſchen. Ein recht ſchwarzer Verräther iſt darin eine unentbehrliche Perſon. Daran fehlt es denn auch in dieſem Stücke nicht, das noch das Eigene hat, daß es nach einer wirklichen Begebenheit gedichtet iſt, nämlich nach dem Kriminalprozeſſe der vier Feldwebel oder Sergeanten, die unter der Regierung Ludwigs XVIII. des Hochverraths beſchuldigt, zum Tode verurtheilt und auf dem Grèveplatze hingerichtet wurden. Es waren vier edle Jünglinge, deren Seele die jämmerliche damalige Regierung mit Unwillen erfüllte, die aber wahrſcheinlich es nicht zu einer völligen Verſchwörung trieben; denn wie konnten ſie hoffen, daß vier Sergeanten damals ſchon eine Staatsumwälzung hervorbringen würden? Die Bourbons wollten aber dem Militär Schrecken einflößen und verfuhren bei dieſer traurigen Gelegenheit mit übertriebener Strenge, man kann ſagen, mit Grauſamkeit. Die vier Freunde ſtarben mit einem Muthe, der Paris und ganz Frankreich mit Bewunderung erfüllte. Seit der Julirevolution hat man verſucht, die ihnen vom Gerichte angethane Schande wieder auszulöſchen; einmal iſt der Jahrestag ihrer Hinrichtung ſogar feierlich begangen worden. Die republikaniſche Parthei beſonders hat ſich ihres Andenkens ſehr lebhaft angenommen und die vier jungen Feldwebel als Märtyrer der Freiheit dargeſtellt. Kaltblütigere Perſonen aus andern Partheien haben jedoch behauptet, man müſſe das Urtheil eines Gerichtshofes ehren und daſſelbe als unwiderruflich anſehen; ſonſt ſey es aus mit der Gerechtigkeit in Frankreich. Somit hat die verlangte Rehabilitation nicht ſtattgehabt. Die Freunde und Verehrer der vier jungen Krieger haben aber deßhalb nicht nachgelaſſen, ihr Angedenken zu feiern, und das erwähnte Schauſpiel iſt eine Art von Apotheoſe ihrer That. Sie erſcheinen darin als ächte Vaterlandsfreunde, die mit Unwillen ſehen, daß die Bourbons den kriegeriſchen Ruhm Frankreichs verdunkeln wollen, und ſich mehrmals über die Lage ihres Vaterlandes beſprechen. Dieß wird von dem Aumonier oder Beichtvater des Regiments als eine Verſchwörung angeſehen. Dieſer Beichtvater iſt der Verräther im Melodram, und die Dichter haben ihn ſo ſchwarz und heimtückiſch geſchildert, als nur immer möglich war. Er belauſcht alle Schritte der Soldaten, miſcht ſich in Alles, ſpielt den Angeber, droht mit Ungnade und Beſtrafung, klagt vor Gericht und ruht nicht eher, als bis er die vier Jünglinge auf das Blutgerüſte gebracht hat. Solch ein verruchter Charakter iſt unnatürlich; allein auf den Boulevardstheatern müſſen die Farben ſtark aufgetragen werden, ſonſt findet das Volk kein Behagen daran; entweder müſſen die Leute rein und unſchuldig wie die Engel, oder hölliſch wie die Teufel ſeyn. Gewöhnlich ſtellen die Dichter beide Ingredienzien in ihren Stücken einander gegenüber, und dieſes iſt es eben, was die Zuſchauer lieben. Faſt alle Melodramen ſind nach dieſer Patrone zugeſchnitten. Es kommt in dem Stücke noch ein recht vernünftiger Hauptmann vor, welcher mit dem Almoſenier in einen Wortwechſel geräth, weil ihm der Geiſtliche vorwirft, er halte nicht genug auf die Andachtsübungen bei ſeinen Soldaten, worauf der Hauptmann recht geſcheidte Worte erwidert. Dergleichen Geſpräche mögen unter der Regierung der Bourbons zuweilen in den Kaſernen vorgefallen ſeyn. Damals war die Geiſtlichkeit ihres Einfluſſes wegen ſehr furchtbar, ſogar bei dem Kriegsheere, und mehr als ein Offizier ſoll abgeſezt worden ſeyn, weil er den geiſtlichen Herren nicht Achtung genug bewies. Bories iſt im Stücke, wie in der wirklichen Begebenheit, der ausgezeichnetſte der vier Vaterlandsfreunde, und mithin derjenige, den der Almoſenier am meiſten haßt und deſſen Unglück er am eifrigſten befördert. Er erlauſcht im Geſpräche des Bories mit ſeinen Freunden, daß jener Briefe von einem gleichgeſinnten Freunde in der Provinz erwartet. Er fängt die Briefe auf; es kommen verdächtige Ausdrücke darin vor; dieſe werden von der Polizei als Hochverrath ausgelegt, und ein Kriminalprozeß wird gegen die vier Sergeanten eingeleitet. Hiemit endigt der dritte Aufzug. Ich glaubte, das Stück ſey nun aus und der Verfaſſer habe ſeinen Zuſchauern das Weitere erſparen wollen; allein ſo barmherzig ſind die Boulevardsdichter nicht; ſie müſſen die Qualen ihrer Helden bis zum lezten Augenblick mit grellen Farben ausmalen. Im vierten Aufzuge geht die Handlung im Saale des Greffiers oder Gerichtsſchreibers vor. Die Advokaten haben eine Unterredung mit den vier Angeklagten; der Geiſtliche ſchleicht herbei, macht dem Advokaten des Bories Vorwürfe über ſeine Vertheidigung eines Verräthers und ſchlägt ihm vor, deſſen Schuld einzugeſtehen, wofür der Anwalt auch vom Staate belohnt werden ſolle. Der Advokat lehnt die Anträge ſtolz ab und ſagt recht gute Dinge über die Pflichten eines Vertheidigers der Beklagten. Hernach macht ſich der Geiſtliche ſogar an einen Kameraden, welcher die Gefangenen beſucht und tröſtet, und hat auch dieſem etwas, ich weiß nicht mehr was, vorzuwerfen; aber dieſer fertigt ihn ebenfalls ſchnöde ab. Im lezten Aufzuge ward uns der Eingang des Aſſiſenhofes dargeſtellt, um die Sache recht anſchaulich zu machen, und man konnte ſich wirklich in den Juſtizpallaſt verſezt glauben. Das Ganze endigt mit der Verurtheilung der Angeklagten. Der Hauptmann ſucht Bories und die Andern zu retten, allein der überall herumſchleichende Almoſenier verhindert es, und ſie werden zulezt geknebelt zum Richtplatze abgeführt. Hiemit endigte der fünfte Aufzug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 3. December 1833.

— Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet?

Goethe.
Fauſt. 2ter Theil.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſezung.)

Wenn der Wirth und ſeine Familie hier zehen Jahre arbeiten, und zwar mit einer Anſtrengung, die der Amerikaner bewundert und die ihnen daheim ſelbſt fremd war, wenn er noch einiges Geld in der Hand behalten, um die Koſten der erſten Einrichtung zu beſtreiten, ſo hat er am Ende die Mittel, das animaliſche Leben zu friſten, in Fülle. Aber außer den Milizübungen, denen er auf viele Tagereiſen entfernten Sammelplätzen jährlich einmal beiwohnen muß, bekommt er nie eine menſchliche Geſtalt zu Geſicht, nie erfreut der Glocken freundlicher Ruf ſein Ohr, und das gemeinſchaftliche Gebet im Gotteshaus, das neben ſeinem religiöſen Werthe ein Band iſt, welches die Menſchen brüderlich vereint, den Sonntag, der in jedem deutſchen Dorfe ein Feſt- und Freudentag iſt, entbehrt er ganz. Er verwildert, fühlt ſich elend, und ergibt ſich endlich dem Trunke, da ihn die amerikaniſchen Händler für ſeine Produkte meiſtens mit Branntwein bezahlen. Man gehe dieſe Koloniſten durch, faſt alle ſind Trunkenbolde, ohne deßhalb ihres Lebens froh zu werden; ihr Rauſch iſt amerikaniſch, er gleicht einer Fiebergluth mit Bewußtloſigkeit und Ohnmacht. Das, und kein anderes, iſt meiſtens das geprieſene Loos, das Ziel, welches der Landmann im beſten Fall erreicht, wenn er ein hinlängliches Kapital mitbringt. Aber er hat keinen Herrn und König; was Jeder hat, beſizt er als ſein eigen und genießt es ganz allein für ſich. Kein Glanz eines Hofſtaates, kein Prunk der Großen machen ihm ſeine Entbehrungen fühlbar, und die Tauſende, die der Luxus in andern Ländern beſchäftigt und nährt, darben hier im dolce far-niente. Jeder ſcharrt für ſich, und der Reiche iſt glücklich im Anſchauen ſeiner Dollars, ohne nur zu ahnen, welchen Genuß er davon haben könnte. Seine Lebensweiſe bleibt einfach, und gibt er den Armen keinen Verdienſt, ſo gibt er ihnen auch keinen Anlaß zum Neid. Keine Staatsbauten werden unternommen, um in Zeiten der Noth den Dürftigen zu erhalten; im Gegentheil, man erzeugt künſtliche Noth, lockt unzählige Arbeiter herbei, und der Taglohn wird herabgeſezt. So bringt eine Aktiengeſellſchaft mit wenig Koſten Kanäle, Eiſenbahnen und dergleichen zu Stande.

Und wenn einmal Alles ſo mit Dampf wird betrieben werden, was ſollen dann die Menſchen anfangen? Wenn ſie ſich ſo ſtark vermehrten, wie in Europa, ſo wäre es allerdings eine bedenkliche Sache. Die amerikaniſchen Frauen ſind aber nicht ſo fruchtbar. Aeußerſt ſelten trifft man mehr als drei Kinder in einer Familie. Zwar iſt der Volkszufluß von Außen ungeheuer, aber eben ſo der

Digitized by Google

Abgang, und nicht der fünfte Theil überſteht die Arbeit, die ſein Leben friſten ſollte, oder unterliegt dem Einfluſſe des Klimas, an das ſich ſelbſt die Nachkommen der älteſten Einwanderer noch nicht ganz gewöhnt haben. Wer all den furchtbaren Seuchen entrinnt, die ſich regelmäßig folgen, ſtirbt an der Auszehrung. Ein bejahrter Menſch iſt eine große Seltenheit, und hohes Alter ſezt ein mit indianiſchem vermiſchtes Blut voraus.

Die rüſtigſte ſchwäbiſche Anſiedlerin verliert hier alsbald ihre Fruchtbarkeit, und die Urſache davon muß vornehmlich in der Nahrung liegen. Alles Fleiſch — nur der Büffel, und auch an ihm nur der zum Ekel fette Höcker macht eine Ausnahme — iſt unſchmackhaft, deßgleichen alle Vegetabilien. Dem Anſehen nach hat man hier ſehr ſchönes Obſt, beſonders viel Pfirſiche, aber wenig Aprikoſen und gar keine Pflaumen. Ananas und Pomeranzen kommen in Frachten von den beiden Carolinen und liegen hier in Newyork auf dem Markte wie bei Ihnen Kraut und Kartoffeln, aber ſie ſtehen ſammt und ſonders den Früchten Europas an Feinheit, Arom und Gehalt faſt ſo weit nach, als das Cichorienſurrogat dem Kaffee.

Hat nun der Koloniſt den Reſt ſeines mitgebrachten Vermögens zu Organiſirung ſeiner Wirthſchaft gänzlich aufgewandt, ſo ſoll er ſich nur ja nicht einbilden, daß er je wieder einen Heller davon zu ſehen bekommt; dafür iſt geſorgt. — Die Amerikaner, die ſich den Viktualienhandel angeeignet haben, dulden nicht, daß ihnen Jemand ins Handwerk pfuſche; ſie bilden eine mächtige Innung, ſie haben Kaufhäuſer und Magazine im ganzen Lande umher. Dahin bringt der Landmann ſeine Produkte, wo ſie geſchäzt und ihm mit Branntwein, Tuch, Wollenzeugen, Leinwand, Schaufeln, Pflügen und ſonſtigen Fabrikaten bezahlt werden. Fleiſch muß geräuchert in dieſe Magazine gebracht werden, der Weizen wird gleich vermahlen und dann in die Städte verführt; ſehr viel davon geht nach Braſilien. Landmärkte gibt es nicht, und die Innung wird nie welche aufkommen laſſen. Manche induſtriöſen Gemeinden haben Verſuche gemacht, Lebensbedürfniſſe ſelbſt in große Städte zu ſchaffen; ſogleich haben aber dann die Viktualienhändler die Preiſe ſo herabgeſezt, daß die Landleute bei weitem nicht die Transportkoſten herausſchlugen. Dieſen Winter hat ein Karren Holz in Newyork vier Dollars gekoſtet; plözlich fuhren die Karren durch die Stadt und boten die Ladung um einen Dollar an, weil eine Landgemeinde ein Schiff befrachtet hatte und damit den Hudſon herab gefahren war. Nach acht Tagen trat wieder der alte Preis ein und die Landleute waren mit Verluſt nach Hauſe gegangen. Das Nämliche geſchieht mit andern Lebensmitteln, die außer ſolchen zufälligen Ereigniſſen immer gleich hoch im Preiſe ſtehen, obgleich ſie ſich manchmal ungeheuer anhäufen, auf dem Markte verderben und dann zu ganzen Laſten in das Waſſer geworfen werden. Größere deutſche Gemeinden in Penſylvanien und am Ohio haben verſucht, nach amerikaniſcher Art Kommunalbanken zu bilden und ihre Noten in Umlauf zu bringen, um den Tauſchhandel in einen Geldverkehr zu verwandeln. Ihre Noten ſind aber ſogleich um 75 Procent gefallen und die Landbank iſt gebrochen. Zwar beſtehen noch einige ſolche Lankbanken, aber der Kurs ihrer Noten beſchränkt ſich auf den Gemeindebezirk.

Das nächſtemal führe ich Sie an den Niagara.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſezung.)

Als ich mich allein ſah, ging ich ſeitwärts vom Wege ab in eine der vielen Klüfte und trank in durſtigen Zügen die reine Kühlung des Abends, die gleichſam von den Felſen auf mich herabſtrömte. Ich habe die Stunde nie vergeſſen, die ich dort, im Graſe gelagert und das leichte Tanzen der Blätter belauſchend, verträumte. Bald gab der verſtohlene Schritt eines Wildes meinen Gedanken eine andere Richtung, bald das Picken des Spechts, das den ſtummen Lerchenwald durchhallte, wie der entfernte Schlag einer Axt. Auf einmal hoben ſich die abgefallenen Blätter vor mir im tollen Tanz und wurden weit hinweggeſchleudert; ein Schrei tönte durch die Luft und die hohen Bäume beugten ihre Wipfel tief, um ſie im nächſten Augenblick wieder zu heben und ihre Häupter wie im Troz zu ſchütteln. — Ich fuhr auf; der Himmel war plözlich mit ſchweren, düſtern Wolken bedeckt, deren eine, gleich einem ſchwarzen Vorhange, den Wald zu berühren ſchien. Ich eilte dem Wirthshauſe zu und erreichte es nicht, ohne daß einzelne, ſchwere Tropfen mich erreichten. Kaum hatte ich die Thüre hinter mir geſchloſſen, als ein wüthender Plazregen vom Himmel ſtürzte. Ein undurchdringlicher Waſſervorhang raubte mir alle Ausſicht aus meinem Zimmer; doch das war nur ein kleines Uebel; daß aber nach und nach mehrere Waſſerrinnen durch das Fenſter in die Stube floſſen und endlich gar einzelne dicke, trübe Tropfen durch die Decke des Gemaches drangen, das war ein Zufall unangenehmerer Art. Ich ging jezt eilig hinaus, um die Wirthin zu fragen, ob ſie denn kein dichteres Zimmer habe; allein der Regen, der mir aus allen Theilen des Hauſes entgegenſtrömte, gab genügende Antwort. In das meinige zurückgekehrt, ſuchte ich nach einem Orte, wo ich mein Portefeuille und andere von der Näſſe leidende Reiſegeräthſchaften in Sicherheit bringen könnte, fand aber nichts als einen Wandſchrank, deſſen Schlüſſel fehlte. Unterdeſſen hatten ſich am Fenſter einige regelmäßige Waſſerkommunikationen gebildet und der Sturm peitſchte unaufhörlich neue

Digitized by Google

Ströme durch die Spalten und Scheibenlücken. Das Unwetter hatte die Nacht vorzeitig herbeigerufen; ich verlangte Licht und befahl meinem mit der Lampe eintretenden Bedienten, eine dichte, warme Decke, die ich bei mir hatte, an die Leiſte über den Fenſtern zu befeſtigen, wozu er ſich auch gleich anſchickte. Aber kaum hing der Vorhang, als er mitſammt der Leiſte praſſelnd in das Zimmer fiel und mir einen Schlüſſel, der oben auf dem Geſims gelegen haben mochte, ans Bein ſchleuderte. Während ich den Unfug melancholiſch anſah, hatte mein treuer Jack ſchon begonnen, ihn nach beſten Kräften wieder gut zu machen; unterdeſſen hob ich den Schlüſſel, der ganz verroſtet war, auf und verſuchte, ob er etwa zu dem Wandſchrank paſſe. Zu meiner Freude drehte er ſich leicht im Schloſſe und die Thüre ging auf. Ein verſchloſſener Geruch, der mir entgegenſtieg, war bald verflogen, und nun ſah ich im Schranke eine bunte Sammlung der verſchiedenartigſten Sachen liegen: einen Shawl, ein paar Ridicules, etwas Wäſche, Pelzſchuhe, zerfreſſene Fußſäcke, Liqueurflaſchen, Luſtkiſſen, Bücher und ſogar ein Päckchen zuſammengebundener Hefte. Als Jack eben mit ſeiner Arbeit fertig war und auf mein Geheiß anfing, den Schrank auszuräumen, kam die Wirthin mit dem Abendeſſen und zugleich mit der Nachricht, daß der Wolkenbruch die Wege gänzlich unfahrbar gemacht habe und daß daher das Weiterreiſen für jezt außer aller Möglichkeit ſey. Ich mußte mich in mein Schickſal fügen. „Aber," ſagte ſie plötzlich, die Augen nach dem Schranke gerichtet, „wie haben Sie den geöffnet?" Ich erklärte es ihr und fügte hinzu, als ich von ihr erfuhr, daß der Schlüſſel zwei Jahre verlegt geweſen; „ei, dann wundert mich, daß Sie das Schloß noch nicht haben öffnen laſſen." — „Man läßt hier oben bei uns nicht ſo leicht einen Schloſſer holen, als bei Ihnen in der Stadt," gab ſie zur Antwort; „und überdieß war nichts Wichtiges darin, nichts als ein paar Sachen, die Reiſende hier vergeſſen haben und nach welchen nicht gefragt worden iſt." — „Gehört dieß auch mit dazu?" fragte ich, auf das Manuſcript zeigend. — „Ja wohl," antwortete ſie, „und wenn Sie es leſen wollen, ſo thun Sie es nur; ich weiß nicht, wer der Eigenthümer iſt, und wenn ihm etwas daran gelegen geweſen wäre, ſo würde er ſich in den zwei Jahren wohl gemeldet haben."

Und dieß, lieber Leſer, iſt die Geſchichte des Urſprungs dieſer Blätter, die du jezt eben vor dir haſt. Die Hefte enthielten nämlich ein in den Jahren 1826 bis 1828 geführtes Tagebuch, das durch den oben erzählten Zufall in meine Hände gerieth und auch bis jezt darin geblieben iſt. Schon einmal habe ich im Allgemeinen Anzeiger Nr. — meinen Fund zur öffentlichen Kunde gebracht; dann nochmals in der .... Literaturzeitung Nr. 27; beide Male habe ich den Eigenthümer gebeten, ſich zu melden; umſonſt, kein Menſch hat ſich gemeldet. Jezt ergreife ich das lezte verzweifelte Mittel, nämlich den Druck des ganzen Inhalts jener Hefte in den vorliegenden Blättern; vielleicht gelingt es mir, in dieſer erweiterten Geſtalt dem Gegenſtande eine Aufmerkſamkeit zu verſchaffen, die ich in jenen kurzen Anzeigen vergebens erſtrebte. Uebrigens iſt es nicht meine Abſicht, das Tagebuch in ſeiner ganzen Ausdehnung dem Publikum mitzutheilen; ich werde manchmal Stellen daraus anführen, gewöhnlich aber den Inhalt in eigene Worte zuſammenfaſſen, wäre es auch nur, um mir die Langeweile des Abſchreibens zu erſparen. Die löbliche Discretion in Betreff der Namen wird mir um ſo leichter fallen, da kein einziger Zuname im Manuſcript genannt iſt, was mich leider in meinen eigenen Forſchungen ſehr genirt hat. Die zur Vermeidung allzugroßer Undeutlichkeit angeführten Namen der Orte und Menſchen ſind von meiner Erfindung. Noch will ich erwähnen, daß mir manchmal der Verdacht gekommen iſt, als ob die Hefte vielleicht urſprünglich zum Druck beſtimmt geweſen ſeyen und ſich gar nicht auf wirkliche Begebenheiten beziehen? Nun, wäre dieſer Verdacht beſſer begründet, ſo würde ja durch die Herausgabe der urſprüngliche Zweck erfüllt, und in dieſem Falle kann der Eigenthümer das Honorar, welches ein gütiger Verleger mir etwa zukommen läßt, bei mir abfordern; ich denke, wir werden uns dann leicht darüber verſtändigen; denn ich will es nur geſtehen, ich bin eigentlich kein Schriftſteller, und glaube dadurch, daß ich dießmal ihrer Fahne folge, nur meiner Pflicht zu genügen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Freiheitsbaum.

Ob in des ganzen Landes Raum
Die, Freiheitsbaum, ein andrer gleiche?
So fragen wir die liebe Eiche
Und fragen dort den Apfelbaum.

Ob's feſter ſich im leichten Stand,
Ob tief im Grunde feſter fuße,
Und ob der friſchen Luft zum Gruße
Nicht beſſer taug' ein friſches Laub.

Und fragen dort, die ungehärmt,
Die Kinder, feiern ihre Feſte;
Den Vogel auch, der hoch im Neſte
Die Schaar der Jungen ſingend wärmt.

So wollen fragen wir im Angſt,
Den Ackersmann, den müden Wandrer,
Ob beſſer du als je ein andrer
Zum Schatten und zur Labe taugſt.

Digitized by Google

So wollen fragen wir im Herbſt
  Die Bauern, ob du etwa reicher
  Für ihre Keller, ihre Speicher
Mit Früchten deinen Wipfel färbſt.

So wollen fragen wir den Wind:
  Der wird es doch zulezt entſcheiden,
  Ob beſſer von den Bäumen beiden
Die kahlen oder grünen ſind.

Baſel, im Sommer 1833.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Cotillon III.

Als kurz darauf nochmals der Vorhang aufging, fürchtete ich, die Dichter wollten uns nun gar noch die Guillotine vorführen. Glücklicherweiſe irrte ich mich; dieſer ſechste Aufzug ſollte eine dichteriſche Apotheoſe der vier Jünglinge ſeyn. Man ſieht darin nämlich einen Haufen Menſchen verſammelt, vor welchen der Advokat des Vortes ein Gedicht zu Ehren der vier Hingerichteten abſingt, worin ſie denn wirklich als Helden und Märtyrer ihrer Freiheitsliebe beſungen werden. Der zuhörende Hauſe wiederholt den Refrain jeder Strophe. Dieſer Zuſaz gefiel mir beſſer, als zwei oder drei Aufzüge des Stückes.

Hiemit war der ernſthafte Theil der Vorſtellung beendigt, und für das Tragiſche ſollten die Zuſchauer nun durch drei Schwänke entſchädigt werden. Zuerſt gab man den „Ball der Ouvriers,“ von dem ich bereits geſprochen habe, ein Stück vom Vaudevilletheater, das ziemlich oft gegeben und mit vieler Laune geſpielt wird. Dann folgte eine andere Poſſe, „Cotillon III.,“ vom Ambiguthéater, die beſonders dazu geſchrieben ſcheint, die Zeit der Regierung Ludwigs XV. verächtlich zu machen, wie die oben erwähnten vier Sergeanten ganz dazu geeignet ſind, die Regierung der lezten Bourbons verhaßt zu machen. Cotillon III. iſt ein Ausdruck, der von Friedrich dem Großen, in Anwendung auf die Madame Dubarri, Maitreſſe Ludwigs XV. und Nachfolgerin der Chateauroux und der Pompadour, herrühren ſoll. Das Stück hat nur einen Aufzug und ſpielt in dem Gemache der Favoritin. Jeder Zug in dieſem beißenden ſatiriſchen Stücke dient dazu, die Verruchtheit jener Zeit darzuſtellen. Ein Erzbiſchof tritt auf, um der Favoritin aufzuwarten. Er rühmt ſich, daß er es durch die Fürſprache der Favoritinnen bereits vom Abbé zum Erzbiſchof gebracht habe, und er meint, ſollte ein Cotillon IV. kommen, könnte er vielleicht Kardinal werden. Er wird ins Boudoir der Maitreſſe aufgenommen und legt eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit im Ankleiden der Damen ab. Dann tritt die Dubarri mit ihrer Hofdame auf. Der König iſt auf die Jagd gegangen; ſie hat Luſt, ſich heute auf eine beſondere Art zu ergözen. Die beiden Damen erinnern ſich mit Wonne der Zeit, wo ſie noch in einem Modemagazin arbeiteten und frei ihren Liebſchaften nachgehen konnten. Eben hat ein Tambour eine Bittſchrift an die Dubarri gerichtet, worin er ſich ihrer Gnade empfiehlt und ihren Schuz in Anſpruch nimmt, damit er wieder aus dem gezwungenen Kriegsdienſt treten dürfe. Die Dubarri hat in dem Bittſteller ihren erſten Liebhaber, einen garçon pâtissier, erkannt und will ſich auf ſeine Koſten beluſtigen. Sie läßt ihn alſo kommen und er ſoll heute tête à tête mit ihr eſſen. Dieſer Tambour iſt ein drolliger Charakter und das Beſte in dem Schwanke. Er weiß gar nicht, wie er ſich bei der ſo herablaſſenden vornehmen Dame benehmen ſoll, und als er die ehemalige Modiſtin in ihr erkennt, iſt ſein Erſtaunen höchſt komiſch. Während ſie am Eſſen ſind, wird geklopft; ein Herzog meldet ſich an; die Dubarri läßt ihm aber ſagen, er ſolle ein ander Mal wiederkommen. Bei dem Worte Herzog geräth der Tambour in Schrecken; er kommt aber völlig außer Faſſung, als nun auch der König, den das ſchlechte Wetter von der Jagd abgehalten hat, ſich anmeldet und hereintritt. Schon bei dem Worte König iſt der Tambour unter den Tiſch geſchlüpft. Ludwig XV. bezeigt ſein Erſtaunen über den ſtark beſezten Tiſch und über den gewaltigen Appetit der Geliebten. Dieſe geſteht oder lügt ihm vor, ſie habe ihren Milchbruder bewirthen wollen. Der König will den Milchbruder ſehen und verſezt zufällig dem Tambour unter dem Tiſche einen Stoß, worauf dieſer laut aufſchreit und hervorkommt. Ludwig XV. beluſtigt ſich an ſeinem Schrecken und will, er ſoll ſich ihm gegenüber ſezen und mit ihm eſſen, was dann wieder zu einer ſehr drolligen Scene Anlaß gibt. Der König fragt ihn unter andern, was man im Heere von ſeiner Regierung ſage, worauf der Tambour antwortet, in ſeiner Kaſerne bekümmere man ſich wenig um den König; nur ſage man, es ſey jezt die Regierung des Cotillon Nr. 3; der König will faſt vor Lachen zerplazen und ſagt, dieß ſey das erſtemal, daß er die Wahrheit erfahre. Die Dubarri, welche den königlichen Geliebten bei guter Laune ſieht, läßt ihn die Ernennung eines Protégé des oben erwähnten Erzbiſchofs unterſchreiben, welcher ſchon vorher angekündigt hat, dieſelbe werde ihm ein gutes Douceur eintragen. Den Namen dieſes Protégé weiß die Maitreſſe nicht; es wird alſo der Plaz für den Namen offen gelaſſen, und der König unterſchreibt nichtsdeſtoweniger die Ernennung des noch Unbekannten zum Generaleinnehmer. Da nun der Tambour von der guten Laune des Königs auch etwas abbekommen ſoll, ſo wird ihm eine Stelle mit 10,000 Livres Gehalt gegeben, wofür er ſich komiſch bedankt, mit dem Zuſaze, wenn der König ihm noch eine beſſere Stelle zu ſchenken habe, werde er ſie eben ſo dankbar annehmen. Schwerlich könnte ein Satiriker den Maitreſſenunfug unter Ludwigs XV. Regierung ſchärfer ſchildern, als es in dieſem Vaudeville geſchehen iſt. Iſt der Zweck der Dichter geweſen, dem Publikum Ekel wider die Cotillonsherrſchaft einzuflößen, ſo haben ſie denſelben erreicht; allein deſſen bedurfte es wahrlich beim franzöſiſchen Volke nicht, denn gerade aus dem Unmuth wegen ſolch empörenden Unfugs iſt die franzöſiſche Revolution entſtanden und die alte Dynaſtie entthront worden. Aeſthetiſch iſt eine ſolche Darſtellung auch keineswegs. Ueberhaupt gehören dergleichen Dinge mehr in die Schilderung eines Tacitus, als auf die Bühne oder auf Gemälde. Bei der lezten Kunſtausſtellung war ein kleines Gemälde zu ſehen, die aus dem Bette ſteigende und faſt ganz entkleidete Dubarri, welcher ein Prälat, vielleicht der Erzbiſchof in dem eben erwähnten Vaudeville, die Pantoffeln anlegt. Das Bild war nicht übel gemalt; allein wer möchte ſo etwas in ſeinem Zimmer aufhängen? So viel läßt ſich indeſſen aus dieſen Darſtellungen ſchließen, daß in Frankreich die Maitreſſenherrſchaft zu verachtlich geworden iſt, als daß ſie ſobald wieder aufleben könnte. Ueberhaupt iſt ein ſolcher Unfug mit der Preß- und Redefreiheit nicht wohl vereinbar.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. December 1833.

Der Augenblick iſt da; der Todesweihe
Freiwillig Opferfeſt beginnt. —

Th. Körner.

Tſchikoſch Jurys *) Tod.

Ein Spiegelbild aus dem Plattenſee.

„Heißer brennen meine Wunden;
„Kameraden ſeyd bereit!
„Nimmermehr kann ich geſunden,
„Thut mir an das Sterbekleid! —
„Kann den Fokoſch nimmer ſchwingen
„Nach dem todtverfall'nen Ziel,
„Auch kein Heldenlied mehr ſingen,
„Todt bin ich für Kampf und Spiel.“
Tſchikoſch Jury, matt und leis,
Spricht es zu den Raubgenoſſen,
Die um ihn den finſtern Kreis
Schließen auf beſchäumten Roſſen. —
„Eile, Miska, **) denn es dunkelt;
„Lezter Sonnenuntergang!
„Nur das Kloſterkreuz noch funkelt,
„Und der dumpfe Glockenklang
„Weht den Plattenſee herüber,
„Und ſchon wird mein Auge trüber. —
„Mit dem leichten Nachen eile
„Fort die dunkle Wogenbahn,
„Bringe mir mit Windeseile
„Her den alten Kapellan!“
Und vorüber ziehn den Abend
Läßt die Bande, ſchweigſam grabend
In der finſtern Räuberſchluft
Eine weite, tiefe Gruft.
Während dumpf die Kloſterglocken
Zum Gebet andächtig locken
Greiſe Sünder, fromme Kinder,
Fördert ſich das Werk geſchwinder.
Und es iſt das Todtenkleid
Und des Hauptmanns Grab bereit. —
Nun erſchallen Hufeſchläge
Von des Walds geheimſtem Wege,
Und mit ſcheu verzagtem Tritte,
In die grauſe Räubermitte,
Unter Miska's Schutzgeleite,
Wankt der alte Gottgeweihte.
Und er ſchlägt ein Kreuz erſchrocken
Ueber Stirn und Bruſt geſchwind,
Durch des Prieſters weiße Locken
Irrt der nächtlich kühle Wind;
Einer Fackel ſchwankes Licht
Zittert um ſein Angeſicht. —

*) Ungariſch für Georg.
**) Ungariſch für Michael.

Digitized by Google

Hoch erhebt er die Monſtranze,
Die durch all' die Nachtgeſtalten
Blicket mit verklärtem Glanze,
Voll verſöhnender Gewalten,
Wie der Sonne helles Leuchten,
Aus dem ſchwarzen Wetterflor,
Durch die Stürme, die verſcheuchten,
Ruhig ſieghaft blickt hervor.

Langſam von dem Sterbelager
Hebt ſich Jury, bleich und hager:
„Seyd zum leztenmal willkommen,
„Alter Prieſter, Gott ergeben;
„Wenn dieß Feuer iſt verglommen,"
„Iſt es auch mein Räuberleben.
„Brechend ſieht mein Blick noch jag
„Auf der Haide die Huſaren,
„Meine lezten Pulſe ſchlagen
„Noch nach Kämpfen voll Gefahren
„Mit dem finſteren Pandur,
„Der den Rachetod mir ſchwur. —
„Rauſchet nur in dunkler Luft
„Zornig über dieſe Gruft,
„Rufet nur, ihr Leichenraben,
„Eure Beute werd' ich nicht,
„Denn es wird mein Leib begraben,
„Eh' herauf der Morgen bricht. —
„Kameraden — ich will ſterben!
„Wer den Fokoſch wacker ſchwingt,
„Daß er tief ins Haupt mir dringt,
„Der ſoll meine Waffen erben. —
„Frommer Prieſter, ſegne mich,
„Meiner Schuld Vergebung ſprich,
„Und die lezte Oelung reiche,
„Daß ich vor dem Todesſtreiche,
„Eh' mein Leben ich verſtöhne,
„Mich der Ewigkeit verſöhne."

Und zur ſelt'nen Andacht nieder
Knieen ſeine finſtern Brüder:
Auf des Hauptmanns lezten Wink
Schleudert Miska, ſturmesflink,
Seinen Fokoſch durch die Luft.
Abgrundwärts zum Todtenreiche
Sinket in die kühle Gruft
Jury vom gewalt'gen Streiche. —
Einen Hügel ſchnell von Steinen
Thürmt die Bande himmelan,
Und die Raubkam'raden weinen
Um den todten Feldhauptmann.
Früh am Morgen zu den Heerden
Jagen durch der Haide Sand
Auf den flinken Ungarpferden
Die Tſchikoſchen unerkannt. —
An dem fernen Himmelsbogen
Dunkle Wetterwolken zogen,
Unter ihnen rieſengroß
Jury auf dem ſchwarzen Roß.

Sandor v. S.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Die erſten Worte, die ich in jenen Heften las und die mich, ich weiß ſelbſt kaum wodurch, dringend einluden, weiter zu leſen, waren folgende:

Venedig, den 2ten April 1826.

„Welche Schwere liegt auf dieſer Stadt! der April begann und doch wird kein Frühlingshauch von warmen Winden hergetragen; es ſcheint ein ewiges Weh durch die Luft der Stadt zu ſeufzen, die eine zweifache Fluth zu verſchlingen droht, die Fluth der Zeit und die des unendlichen Meeres, das allein unverändert geblieben iſt in dieſer ſtolzen Venetia. Und doch, wie unvergleichlich lag ſie dieſen Morgen vor mir! die Säule mit dem Löwen, der Pallaſt des Dogen, gothiſch-mauriſch, phantaſtiſch wie das alte Reich, von unübertrefflichem Eindruck! Was blieb dir übrig, Venedig, von deinem Ernſt, als dieſe Denkmale und der Zoll der Thränen, den Jeder, der dich berührt, dir ſpendet, und den dein Element verſchlingt? Rialto, S. Marco, S. Georgio Maggiore, und die Bettler, die deine Straßen füllen, welche Kontraſte! — Auch der Süden Italiens wimmelt von ſolchen Elenden, doch ihnen bleibt der Blumen Duft, die goldne Frucht, das weiche Gras unverkümmert; hier ſtiert aus öden Palläſten und verfallenen Steinmaſſen die herbe Noth ſie an, und Gewürme aus der See, das die Fluth zurückläßt, iſt die einzige Hülfsquelle, welche die Natur darbietet. Niemand hat die Lagunen bei Nachtzeit durchſchifft, ohne von einem Eindrucke ergriffen zu werden, der inmitten keiner andern Stadt hervorgebracht wird; er iſt unzählige Male beſchrieben worden und bleibt dennoch jedem Einzelnen überraſchend. — Der lange Ruf der Gondolieri in wohlklingenden, unverſtändlichen Lauten, die Ruhe der Nacht, die Schwere der Luft, das düſtere Anſehen der Palläſte, Gondeln und Kanäle — Tod, Tod überall. Ich habe eine Reihe von Sonetten auf die wunderbare Stadt gemacht und ſie meinem Freunde A. geſandt; er mag ſie drucken laſſen, wenn ſie ihm gut genug ſcheinen, nur nicht unter meinem Namen. Ich dichte, ohne an den Druck zu denken, und für A. iſt ſo ein Heftchen Sonnette eine Unterſtützung, die er gern von mir annimmt. Er ſagt: gibſt Du mir Geld, ſo mußt Du es Dir ſelber entziehen, die Gedichte aber würden nutzlos und unbekannt in Deinem Schreibtiſche liegen; mir helfen ſie

Digitized by Google

eine Mutter erhalten. Wenn A. zu den Menſchen gehörte, die ſich ſchämen, etwas von einem Freunde anzunehmen, dann wäre er mir nicht das, was er mir iſt. Ein ſolcher Stolz iſt mit chriſtlichen Beweggründen unverträglich; wenn dem Reichen geboten wird, den Hungrigen zu ſpeiſen, ſo kann unmöglich dem Hungrigen unterſagt ſeyn, die Speiſe anzunehmen. Wer mir wohlthut, der liebt mich, wer ſich von mir wohl thun läßt, liebt mich noch mehr.

Den 30ſten. Ich hänge noch feſt hier, obgleich ich zu Hauſe erwartet werde. Ein hoher Reiz liegt im „Caſtall" der Gondolieri und in den Kunſtwerken ein höherer. Eh' ich in die Heimath zurückkehre, möchte ich die empfangenen Eindrücke ordnen. Ganz Europa habe ich durchreiſt, in Egypten geſchwärmt und gedichtet, und jezt an der Schwelle der Heimath befällt mich eine Angſt, wie nie beim Betreten eines fremden Landes. Woher dieſe Bangigkeit? Iſt mir Deutſchland fremd geworden? Gewiß nicht. Aber werde ich dort finden, was ich ſuche — die Seele, die die meinige ganz verſteht? Das iſt es wohl, was ich fürchte. Meine Mutter wünſcht mich verheirathet zu ſehen; ich habe ihr verſprochen, jedes Mädchen, das ſie mir vorſchlagen wird, zu prüfen, und wenn ich kann, zu heirathen. Doch warum habe ich noch nicht geliebt? Ich bin ſieben und zwanzig Jahre alt, und noch hat Keine einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, außer der kleinen Couſine Suſanna, die nachher — Aber damals war ſie ein ſüßes Kind, ſo blondlockig, ſo heiter und gut. Sie war vierzehn Jahre, als ich ſie zulezt ſah, und ich kaum älter, und dennoch habe ich ſie nie vergeſſen. Ich glaube, ſie war mir zu Braut beſtimmt. Wie glücklich wäre ich mit ihr geweſen! Ich Thor, ein Kind, und noch dazu eines, das ſich durch eigene Schuld auf immer uns entzogen hat! Nicht weil ich der kleinen Suſanne treu war, hat mich keine Andere berückt, ſondern weil keine Andere mich berückt hat, denke ich noch an das unbedeutende Kind."

So weit hatte ich im Tagebuche geleſen, als ein dicker gelber Regentropfen mir gerade auf die Naſe fiel. Das brachte mich um die Geduld; gegeſſen hatte ich, was ſollte ich in dem Hauſe thun, das nicht viel beſſer war als ein Sieb? Ich rief Jack, ließ mir die Leſelaterne in meinem Wagen anzünden und richtete mich dort gemächlich für die Nacht ein, den Befehl hinterlaſſend, daß in aller Frühe die Pferde da ſeyn ſollten. So konnte ich eine lange Zeit ungeſtört weiter leſen, und will jezt am Schreibtiſche den Leſern in meinen eigenen Worten berichten, was ich las.

Graf Albrecht (denn das iſt der Name, den er im Manuſcripte führt) erreichte ſeine Heimath. Wer je nach langer Abweſenheit ein ſolches Wiederſehen erlebt hat, wird begreifen, was in ihm vorging. Seine Mutter war eine großartige, ſtolze, aber durchaus edle Frau, die ihren einzigen Sohn über Alles liebte; eine äußerſt ſorgfältige, faſt gelehrte Erziehung hatte ihrer Sprache eine ungewöhnliche Korrektheit und Vollendung gegeben, die ſich in des Sohnes dichteriſchen Verſuchen noch höher ausgebildet haben mag; und wie würde ſie ſich gefreut haben, wenn ſie gewußt hätte, daß dieſer Sohn einer der bewundertſten Dichter war, bei deſſen angenommenen Namen die jungen Damen ſeufzten und fragten, ob und wo er wohl leben möge, weil jede die Fähigkeit und den Beruf in ſich fühlte, ein ſo empfindungsreiches Herz, wie das ſeinige, zu tröſten und zu heilen. In den Eltern ward durch ſeine Lieder manche halb vergeſſene Sehnſucht aufs Neue geweckt; ſie konnten beſſer als ihre Töchter beurtheilen, wie wahr er ſinge; aber die Töchter meinten es doch eben ſo gut zu wiſſen. Gelehrte Herren und Profeſſoren unterſuchten ſeine Metra und fanden ſie höchſt gelehrt, den Meiſten erſchienen ſie ganz tadellos und immer dem Gegenſtande angemeſſen, und Manche ſchworen, daß eine neue Epoche der deutſchen Dichtkunſt mit dieſen Liedern angefangen habe. Alle bouts rimés, die damals in der Reſidenz gemacht wurden, mußten, gleichviel, ob in dem Kauderwelſch ein verſtändlicher Sinn lag oder nicht, auf drei bis vier Sylben reimen, weil der neue Dichter ſich manchmal in dieſem Spiele gefiel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

La cheminée de 1748. Pfennigmagazine.

Der Cotillon III. war von den Schauſpielern des Ambiguëtheaters geſpielt worden, die ſich beſſer auf die hochtrabenden Phraſen des Melodrams, als auf Vaudevilles verſtehen. Daher wurde auch die Dubarri nicht zum Beſten gegeben, und als ſie einmal falſch ſang, pfiff das parterre ſie ganz unbarmherzig aus. Auf den Boulevards war ihr ſolch ein Schimpf vielleicht nimmer widerfahren. Dennoch mußte ſie heiter und ungezwungen fortſpielen, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Lage der armen Schauſpielerin ging mir wirklich zu Herzen. Das Publikum war dieſen Abend ziemlich ſtill geweſen, aber nach gefallenem Vorhange verlangte es, wie gewöhnlich, den Marſeillermarſch vom Orcheſter. Nach einigem Zögern gab dieſes nach und ſpielte in ziemlich ſchnellem Tempo das beliebte republikaniſche Lied, das eine Menge von Zuſchauern mitſangen. Es wurde ſogar verlangt, Jedermann ſolle während des Geſangs den Hut abnehmen; vielleicht kommt es noch dahin, daß man das Marſeillerlied ſtehend und mit Andacht, wie das engliſche Publikum ſein God save the King, abſingt. Zulezt wurde noch ein Vaudeville vom Theater des Palais-royal gegeben: la cheminée de 1748. Zufolge der Chronique scandaleuse hatte der Marſchall von Richelieu, ein leider nur allzuberüchtigter Verführer der Weiber, Mittel gefunden, ſich vermittelſt einer ſich umdrehenden Kaminplatte in das Gemach der Frau v. Poplinière einzuſchleichen. Das Hotel mit dieſem Kamine ſoll noch vorhanden ſeyn, wenigſtens wird es in dem Stücke ſo angenommen. Ein Marchand de comestibles oder Eßwaarenhändler, der ſich zur Ruhe geſezt, hat dieſes Hotel gekauft und will hier ruhig und gemächlich leben. Dieſen Kaufmann

Digitized by Google

ſtellte der dicke Philippe mit ſeiner gewöhnlichen Jovialität dar. Der Kaufmann hat eine junge, ſchöne Frau, iſt folglich ſehr verliebt und furchtbar eiferſüchtig, und hat ſeine liebe Noth, um alle ſeinem häuslichen Glücke drohenden Gefahren abzuwehren. Sein Portier, der immer von den Abentheuern ſpricht, worin ihn ſeine ſelige, unglückliche Ehehälfte verwickelt hat, macht ihm tauſend Aengſte: Madame hat ſich ein Briefchen zuſtecken laſſen, Madame hat mit Jemanden heimlich geſprochen u. ſ. w. Der arme Ehemann mag gar nicht mehr ausgehen vor lauter Eiferſucht. Dazu kommt nun noch, daß die heimlich verheirathete Köchin zuweilen von ihrem Manne Beſuche erhält und demſelben gute Biſſen zuſteckt. Nun hat aber der Kaufmann verſäumt, als Nationalgardiſt auf die Wache zu ziehen; er wird vor das Kriegsgericht gefordert, und kann nun nicht umhin, doch einmal auszugehen. Er vertraut ſeinem alten Diener ſeine Ruhe und Ehre an. Allein nun kommt ein Neffe der Frau durch die Kaminplatte, die ehemals dem Herzoge v. Richelieu ſo förderlich war, und unterhält ſich mit ihr von einer Ehe, die er zu ſchließen wünſcht und die auch nach dem Sinne der Frau iſt. Nach getroffener Uebereinkunft trennen ſich beide; der Portier hat reden hören, weiß aber nicht wo, und macht dem nach Hauſe zurückkehrenden Ehemanne bange wegen der Treue ſeiner Frau. Dieſer trifft den Mann der Köchin an, welcher gute Biſſen verſchlingt; er glaubt, dieß ſey der Verführer ſeiner Frau, und will über ihn herfallen; allein aus Vorſicht verſteckt er ſich ins Kamin und fällt in das Nachbarhaus u. ſ. w. Zulezt klärt ſich der Wirrwarr auf. Philippe iſt faſt beſtändig auf der Bühne und weiß den Schwank außerordentlich zu beleben. Die Dichter haben ihm mehrere witzige Anſpielungen auf Tagesbegebenheiten und politiſche Dinge in den Mund gelegt. Philippe iſt zu ſolchen Rollen eines ſpießbürgerlichen, von der leidigen Eiferſucht geplagten Ehemanns wie geſchaffen; ſie ſtehen dieſem jovialen Schauſpieler vortrefflich an, weßhalb man auch ſchon mehrere ähnliche Rollen, wie die obige, für ihn gedichtet hat; er iſt unſtreitig der beſte Komiker des kleinen Palais-royal-Theaters. — Dießmal wurde im Opernſaale das bekannte ſeichte Journal L'entr'acte nicht feilgeboten, ſondern zwei kleine literariſche Werke, nämlich eine Biographie des acteurs et actrices und ein Musée des familles. Natürlich enthält die Biographie der Schauſpieler und Schauſpielerinnen nur ihr öffentliches Leben; ginge es ins Privatleben ein, ſo würden die Schauſpieler ſie wohl nicht in ihrem Saale verkaufen laſſen. Das zweite Werk, Musée des familles, iſt eine Tagesſpekulation. Es iſt etwas Schlimmes in einer ſo großen Stadt, daß Niemand einen guten Einfall haben kann, ohne daß ſogleich ein Dutzend Andere dieſelbe Spekulation treiben und bald das Ganze verderben. Kaum hatte Jemand aus England das bekannte Penny-Magazine nach Frankreich übertragen und in ein Musée pittoresque umgewandelt, als auch ſchon ein Schwarm von Buchhändlern ähnliche Unternehmen veranſtaltete, nämlich ſchön gedruckte Hefte mit Holzſchnitten zu 2 Sous. So haben wir jezt ein Musée pittoresque, ein Musée des familles, ein Magazin universelle, eine France pittoresque, eine Mosaïque, und wie die Werke ſonſt heißen mögen. Wenn die Hefte nur Holzſchnitte haben und 2 Sous koſten, iſt der Zweck erreicht. Man ſpekulirt nur auf Holzſchnitte und 2 Sousheſte. Wahrſcheinlich geht der Unfug nun immer weiter, und zulezt fallen Unternehmer und Anſtalten durch den Mißbrauch. Uebrigens bin ich weit entfernt davon, zu läugnen, daß manche nützliche Kenntniſſe dadurch unter das Volk kommen; nur ſollte die Verleger die im Grunde gute Spekulation einander nicht verderben und nicht jeder ſein Penny-Magazin haben wollen, um Louisdor zu gewinnen. Da.

München, November.

(Fortſetzung von Nr. 271.)

Roſſinis Wilhelm Tell.

Meinem Verſprechen gemäß, ſage ich dießmal etwas von unſerm Theater, deſſen in dieſen Blättern ſchon lange nicht mehr Erwähnung geſchehen iſt, und zwar beginne ich mit der Oper.

Dem Umſtande, daß der Impreſſario der italieniſchen Oper in Madrid fallirte, haben wir es zu verdanken, daß Santini den Sommer hier zubrachte, und vermuthlich einem glücklichen Zufalle, daß Madame Kraus-Wranitzky während der Abweſenheit der Madame Schechner-Waagen hier geſungen. Durch die Gegenwart dieſer Künſtler und dadurch, daß die hieſigen Sänger größtentheils ſich nach italieniſcher Schule gebildet haben und alſo auch italieniſch reziliren können, ward die Aufführung des Don Giovanni, des Matrimonio ſegreto und der Cenerentola möglich, und uns hiemit ein Genuß gewährt, um den man uns in allen andern Hauptſtädten Deutſchlands beneiden mochte. Außer dieſen italieniſchen Opern und ohne Santini bekamen wir auch mehrere deutſch geſungene, größtentheils aus dem Franzöſiſchen überſezte, zum erſtenmals zu hören. Die leztern, die urſprünglich franzöſiſchen, waren und ſind an der Tagesordnung. Unſere deutſchen Maeſtri ſchlafen; oder träumen ſie vielleicht? oder machen ſie Variationen, Sonaten, Symphonien und Quartetten? Sie komponiren vermuthlich Quartetten, damit ſie ihren ausländiſchen Kollegen hübſch Stoff zu Opern in die Hände ſpielen. Unter den deutſch geſungenen Opern machte Roſſinis Wilhelm Tell durch den Aufwand, mit dem er auf unſerer Bühne gegeben wurde, außerordentliches Aufſehen. Dreimal gegeben, überfüllte er jedesmal das Haus, und unſere Blätter, wie faſt Alle, die noch von ihm geſprochen haben, fanden keine Worte nicht genug, um all die Bewunderung, all den Enthuſiasmus, all den Furore an den Tag zu legen. Es iſt mir unmöglich, mit einzuſtimmen. Wenn ich mir die Schweiz denke, ihre Natur und ihre Menſchen, wenn ich mir recht die Geſchichte Tells vergegenwärtige und höre Schillers Felſenſchläge dabei, o! ſo umſchwebt mich eine ganz andere Oper als die von Roſſini! Man führte dieſe Roſſiniſche Oper auch während der Dult einmal auf, und da war mir, als ſtehe ich in einer der Dultbuden, wo die vorgeblichen Panoramen gezeigt wurden; mir war, als einer dieſer Buden, die ſich rieſenmäßig ihren Raum gedehnt hätte, ſtehe ich mitten in dem Gedränge des großen, verwunderten Haufens und höre nun, wie der Budenherr eine vorgebliche Anſicht der Schweiz zum Beſten gebe und dabei von allen Trompeten und Pauken, Geigen und Pfeifen der Seiltänzer, Poſſenreißer, Affenwärter und Bänkelſänger der Dult Muſik machen laſſe. Dieß iſt der Totaleffekt, den dieſe Roſſiniſche Muſik auf mich gemacht; im Einzelnen freilich fehlte es nicht an Glanzmomenten: im erſten Akte ein ſchönes Duett, von Mad. Spitzeder und Bayer wunderſchön geſungen, die Scene auf dem Berge, da, wo ſie die Schwüre nicht entſtellen, außerordentlich dramatiſch, ergreifend, bewunderungswürdig, der bekannte Weiberchor, helvetiſch, lieblich, ſchwellend, von friſchem Kolorit, die Farben und die Töne der Schweiz wiedergebend, und dann die Scene Tells mit ſeinem Sohne, rührend, obgleich durch die Länge wieder ermüdend: dieß ſind die Schönheiten, die aus dieſer Oper heraustreten, bei denen man aber auch gleich wieder die unangenehme Ahnung verſpürt, als möchten ſie geſtohlenes Gut ſeyn. Der Reſt kam mir vor, wie ich oben geſagt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 133.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. December 1833.

Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.

Goethe.

Darstellung neuerer Forſchungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenſchaften.

Dritter Bericht. *)

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in unſerem vorigen Berichte zunächſt auf die nahe bevorſtehende Erſcheinung pneumatiſch-portativer Erdgloben, d. h. ſolcher Globen aufmerkſam gemacht, die aus einer Hülle von Papier, Perkal, oder Seidenzeug beſtehen, auf welcher die Zeichnung abgedruckt iſt, und welche ſodann durch ein Cylindergebläſe zu einer vollkommenen Kugelgeſtalt aufgeblaſen werden. Dieſes ſchöne Werk iſt unterdeß wirklich in das Leben getreten und hängt in ſeiner ganzen Pracht vor des Referenten Augen. Es iſt das geographiſche Verlagskomptoir zu Berlin, welches ſich dieſes große Verdienſt um die Wiſſenſchaft ſowohl als um die Verzierung eines Bibliothekzimmers erworben hat; denn in der That kann man nichts Paßlicheres und zugleich Hübſcheres in eine Bibliothek hängen. Man muß die Schnur, woran der Globus aufgehängt iſt, über Rollen laufen laſſen, um ihn erhöhen oder erniedrigen und ſo auf allen Punkten betrachten zu können. Der Umfang iſt von zwölf Fuß *), und alſo ſchon ſehr bedeutend. Die Zeichnung iſt von Grimm, der Stich von Schorrer, äußerſt ſauber. Der Preis eines ſolchen Globus ſteigt nach Maßgabe des Materials, woraus man ihn verlangt, von 12 bis 52 Thaler; für leztern Preis erhält man eine Hülle von Atlas. Für Schulen oder öffentliche Bibliotheken, wo ein öfterer Gebrauch vorausgeſezt wird, möchten die Exemplare auf Perkal oder gewöhnlicher Seide (zu 16 Thaler) am meiſten zu empfehlen ſeyn. Eine kleine Unvollkommenheit iſt dem Referenten an ſeinem Exemplar (von Papier) aufgefallen, ohne daß er damit ſagen will, daß dieſelbe allen übrigen gemein ſey: die vollkommene Kugelſpannung dauert nur einige Stunden, nach deren Verlaufe die Hülle ſchlaff wird. Indeß reichen dann einige Stöße des Gebläſes hin, um die Spannung vollkommen herzuſtellen. Die Terraindarſtellung auf dieſen neuen Globen iſt ſehr ſchön, und man erhält hier, vielleicht zum erſten Male, ein zuſammenhängendes Tableau der ganzen Erde nach ihrer Gebirgsbeſchaffenheit. Auch ſind die neueſten Entdeckungen und Reiſerouten benuzt und angegeben, und man hat vielleicht

*) Vergl. Nr. 120 u. ſ. w. unſerer dießjährigen Blätter.

*) Vielleicht entſchließt ſich die wackere Handlung, bald Globen von etwas kleineren Dimenſionen folgen zu laſſen.

Digitized by Google

nur zu bedauern, daß Kapitän Roß, deſſen endliche Befreiung aus den Eisſchollen des Nordens uns die öffentlichen Blätter heute melden, den Rückweg aus den arktiſchen Gewäſſern nicht früh genug hat finden können, um ſeine Bereicherungen der Geographie der Nordpolarländer noch mitzutheilen. — Unter allen Bedingungen ſind dieſe pneumatiſchen Erdgloben ein ſehr ſchönes Werk, deſſen Anſchaffung wir allen wohlhabenden Liebhabern der Erdkunde zur geſchmackvollen Ausſchmückung eines Studier- oder Bibliothekzimmers mit vollem Rechte empfehlen können.

Ein anderer, in unſerm vorigen Berichte vorläufig behandelter Gegenſtand, und auf den wir zunächſt zurückkommen müſſen, iſt die feuerlöſchende Kraft des Häckſels. Die von uns beſchriebenen Verſuche hatten namentlich die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs Karl von Oeſterreich erregt und mußten nach den Befehlen dieſes menſchenfreundlichen Prinzen auf ſeinen verſchiedenen Beſitzungen, unter immer veränderten Bedingungen und im Beiſeyn mehrerer Naturkundigen, aus deren Mittheilungen wir hier ſchöpfen, wiederholt werden. Diejenigen dieſer Verſuche, welche ein beſonderes praktiſches Intereſſe haben, ſind die folgenden. Um zunächſt die reſpektive Löſchkraft des reinen Waſſers und des Häckſels zu vergleichen, wurden zwei Pyramiden, jede aus zwölf Stücken recht trockner Reiſigbündel beſtehend, angezündet und, als das Feuer im beſten Brennen war, die eine durch Ueberſtreuen mit Häckſel, die andere durch Begießen mit Waſſer gelöſcht, wobei ſich als Reſultat ergab, daß zwölf Metzen Häckſel eben ſo viel Löſchkraft bewieſen hatten, als zehn Eimer Waſſer, bei deſſen Gebrauche noch überdieß eine gute Spritze angewendet worden war. Dieſe Erfahrung ſcheint dem Referenten ſehr bedeutend, indem ſie anzeigt, wie viel Häckſel man für die Vorausſetzung einer Feuersbrunſt, im Verhältniſſe zum gewöhnlichen Waſſervorrathe, etwa bereit zu halten habe. Bei einem andern Verſuche wurden vier Buch Schreibpapier in ein Taſchentuch gebunden und einen Zoll hoch mit Häckſel überſchüttet, auf welchen man ſodann ein Bund Stroh legte und verbrannte. Tuch und Papier waren hiebei durch die Zwiſchenlage des Häckſels vor den Wirkungen des Feuers gänzlich geſchützt geblieben, ja das Papier befand ſich in ſo unverſehrtem Zuſtande, daß man daſſelbe zu dem über dieſen Erfolg an die Behörde zu erſtattenden Berichte anwenden konnte. Auch dieſe Erfahrung ſcheint ſehr wichtig. Eiſerne Kiſten z. B. haben ſich zu Verwahrung von wichtigen Papieren bei Feuersbrünſten oft nicht hinreichend bewieſen, indem ſie glühend werden, wobei ihr Inhalt verkohlt. Dem Referenten iſt ſelbſt ein ſolcher Fall bekannt, wo ein Handelshaus auf dieſe Weiſe ſein Hauptbuch und alle ſeine Wechſel einbüßte. Es wäre alſo dann weiter nichts nöthig, als die Papiere noch mit einer Lage Häckſel zu überſchütten. Noch wichtiger aber ſcheint der Verſuch, Ströme brennenden Terpentinöls und Alkohols durch Häckſel zu löſchen, welcher ebenfalls vollkommen gelang. Waſſer würde hier ſeine Dienſte faſt ganz verſagt haben, da Oel und Alkohol leichter ſind und, wie die Erfahrung lehrt, brennend auf der Waſſerfluth fortgetragen werden. Letzterer Fall hat ſich ganz kürzlich in einer bedeutenden norddeutſchen Handelsſtadt zugetragen. Waſſer ſchien die Gewalt der Oelflamme nur noch zu vermehren, wogegen einige Metzen Häckſel, auf welche man freilich noch nicht fallen konnte, großem Unglück vorgebeugt haben würden. — Die feuerlöſchende Kraft des Häckſels iſt hiernach entſchieden, und man ſieht ſelbſt, daß dieſes Material in einzeinen Fällen mehr als das Waſſer leiſtet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Es war kein Wunder, wenn Albrecht nach ſeiner Rückkehr von dem Lobe ſeiner Poeſien bald berauſcht ward, zumal da er nie geglaubt hatte, daß ſo alltägliche Gefühle, wie er ſie hinſchrieb, in die einfachſte, natürlichſte Sprache gekleidet, der Welt mehr als einen lauen Beifall abnöthigen könnten. Aber das war es gerade: man war des Schwulſtes müde und wollte kein Pathos mehr. Man forderte Nacktheit, Einfachheit, und was die Zeit fordert, geht auch immer aus ihr hervor. Bei unſerm Dichter war es mehr ein richtig ahnendes Gefühl, als Kunſt und Nachdenken, wodurch es ihm gelang, immer zu berühren, was in jeder Bruſt Antwort findet; ſein Ohr, von Kindheit an gewöhnt, jede Feinheit zu beachten, hatte jeden Mißlaut, jede Härte aus ſeiner Sprache entfernt. Daß ſich dieß Alles ſo verhielt, geht aus den vielen Urtheilen hervor, die ganz unbefangen in ſeiner Gegenwart über ihn ſelbſt ausgeſprochen wurden, und die er ſorgfältig in ſeinem Tagebuche aufnotirt hat. Ich aber habe mich über dieſen Dichterruhm, der nicht nur lokal, ſondern deutſch zu ſeyn ſcheint, in unendliches Grübeln vertieft; denn da der Pſeudonymus nirgends in meinem Hefte genannt iſt, ſo weiß ich durchaus nicht, welchen unſerer Poeten ich mir als Autor meines Manuſcripts denken ſoll. Rückert, Uhland, Platen, Hölderlin, Heine, Müller und noch viele Andere fielen mir ein, denn es mangelt uns im lezten Jahrzehend gerade nicht an Talenten, aber Keiner ſchien mir zu meinem Unbekannten zu paſſen, und im ganzen Buche iſt auch nicht eine Zeile wörtlich von ihm citirt. — Ueber Venedig hat er Stanzen gemacht, aber wer hat das nicht? Daraus iſt mithin gar

Digitized by Google

nichts zu entnehmen. Vielleicht könnte der ſeltene Umſtand, daß er beinahe die ganze Welt bereiſt hat, ohne ſeine Reiſe beſchrieben zu haben, einen meiner Leſer auf die richtige Spur führen; ich will unterdeſſen ſeinem Schickſale folgen, vielleicht läßt ſich daraus noch etwas abnehmen, wenn nämlich die ganze Geſchichte nicht erdichtet iſt.

Sein Beruf führte ihn zunächſt vom Parnaß in die Kanzlei; er ſuchte und erhielt eine Anſtellung in ſeinem Vaterlande. Sich wieder in das juriſtiſche Fach hineinzuarbeiten, ward ihm leicht, und binnen einem Jahre hatte er ſich das Vertrauen ſeiner Vorgeſezten in ſolchem Grade erworben, daß er in nicht unwichtigen Geſchäften gebraucht ward.

Eines Abends hatte ſich im Hauſe der Mutter unſeres jungen Grafen ein kleiner Zirkel verſammelt. Eine alte Dame, mit verwelkten, unangenehmen Zügen, ſchnupfte heftig Tabak, während zwei junge, hübſchere, die nachläſſig auf Stramin arbeiteten, in gedämpftem Tone belachten, was ein junger Herr, den ſein Schnurrbart als einen Offizier kund gab, gleichfalls nur halblaut zu ihnen ſagte, aber ſie lachten weit mehr, als er ſprach; zwei ältliche Herrn ſpielten Schach; ein junger Arzt, deſſen Geſichtszüge Jedem als ſcharf und geiſtreich auffielen, ſprach mit der alten Gräfin, und auf einer chaise longue ruhte, mehr liegend als ſitzend, eine junge, ſehr hübſche Frau und tändelte mit Graf Albrecht. „Doktor Orter hat uns ein neues Gedicht von unſerm Liebling mitgebracht,“ ſagte die alte Gräfin zu den beiden Mädchen, die ſich aus der nachläſſigen Haltung, in welcher ſie ſich ungern ertappt ſahen, augenblicklich in eine ſorgfältigere warfen. Die junge Frau bemühte ſich, ein vielleicht abſichtliches Gähnen zu verſtecken; die Verwelkte ſah faſt ängſtlich nach den Schachſpielern und ſchnupfte noch heftiger als zuvor, da der ſtille Eifer dieſer Herrn ihr noch keine nahe Hoffnung auf die erſehnte L'hombreparthie erlaubte; der Offizier machte jenes Gelegenheitsgeſicht, das faſt allen Militärs eigen iſt, wenn ſie ſich gezwungen ſehen, vorleſen zu hören; der kurzſichtige Doktor aber brachte das Buch in die gehörige Augennähe und begann ohne Weiteres:

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑

„O Gott, Hexameter!“ rief die ſchmachtende Schöne; „das greift mir die Nerven an.“ Die alte Gräfin blickte ein wenig ſtrenge auf und ſagte halb ſpöttiſch: „Sie halten es wohl aus, liebe Amalie. Bitte, fahren Sie fort, Herr Doktor.“ — Der Doktor las. Seine Stimme war etwas ſcharf, aber die reine, norddeutſche Ausſprache paßte wohl zu den in ſtrengem Styl geſchriebenen Verſen, deren Vortrag vor Allem Korrektheit erfordert. Nachdem die Vorleſung ungeſtört beendigt war, brach Amalie das kurze Schweigen mit der Bemerkung: „Warum ſo leicht faßliche Gedanken in eine ſo ſchwerfällige Form kleiden! Neapel liegt vor uns da, wie unſere gute Vaterſtadt; gerade ſo würde es Jeder von uns in ſeinen Briefen in die Heimath beſchrieben haben.“ — „Ja wohl,“ ſagte der Beſchnurrbarte, der wohl in ſeinem Leben keinen andern Brief zu Stande gebracht hatte, als über ſein eigenes Befinden; „juſt, als wenn man ſelbſt nach Hauſe ſchriebe.“ Der Doktor, der, in ſeine Gedanken vertieft, dieſe geiſtreichen Bemerkungen zum Glück überhört hatte, ſchien plötzlich zu erwachen und rief: „Es iſt eine erſtaunliche Kunſt in der Behandlung des Stoffes! Wie ſchön wird gleich in der erſten Periode die wohlangebrachte Hendiadys durch die folgenden originellen Hyphen gleichſam aufgewogen; wie klaſſiſch-komiſch iſt der Effekt des Hyſteron-Proteron in der dritten Periode, und der ganze Introitus, wie reich an eben ſo neuen, als ungezwungenen Inverſionen! Wahrlich, ein ſolches Werk kann nur das Reſultat des tiefſten Studiums ſeyn!“ Graf Albrecht hatte dem begeiſterten Doktor ſtill lächelnd zugehört und ſich vergeblich bemüht, den Sinn ſeiner gelehrten Bemerkungen zu faſſen. Die beiden Fräulein ſahen verwundert erſt die Tante, dann den Profeſſor und endlich Gräfin Amalie an, und wünſchten, obgleich bis dahin ihre Leſeluſt ſich nie über das Gebiet der Romane verſtiegen hatte, dieſes Gedicht, welches ſie kaum gehört, viel weniger verſtanden hatten, ſelbſt zu leſen, weil die ſeltſam kontraſtirenden Urtheile ihre Neugierde erregt hatten. Die alte Dame, die ſchon längſt kaum fähig war, ihre Ungeduld zu zähmen, rief laut: „C'est ennuyant comme la peste,“ und ſezte dann aufſpringend hinzu: „mais, Messieurs, notre partie, vous oubliez notre partie!“ Bei dieſen Worten konnte ſich Albrecht eines lauten Lachens nicht enthalten, das ihm einen verweiſenden Blick von ſeiner Mutter zuzog; ſie hatte ihren Erinnerungen an Italien ungeſtört nachgehangen, und ward nun unangenehm durch des Sohnes Gelächter daraus aufgeſchreckt.

Den Eindruck, den dieſe und ähnliche, ſich täglich wiederholende Urtheile über ſeine Gedichte auf ihn ſelbſt machten, wollen wir nicht beſchreiben; daß ſie ihn gegen den Beifall der Welt abſtumpften, wird der Leſer natürlich finden, und ſich mit uns freuen, wenn wir hinzufügen, daß er hinfort ſang, wie der Vogel ſingt, ohne an etwas Anderes zu denken, als an die Befriedigung ſeiner eigenen, ſtets wachſenden Anſprüche. In der nächſtfolgenden Zeit jedoch ließen ihm praktiſche Geſchäfte um ſo weniger Muße zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, als er weder ſeine Mutter, noch den geſellſchaftlichen Umgang vernachläſſigen mochte, wenn er auch an den leztern durch kein anderes Intereſſe gebunden ward, als durch kleine Koketterien rechts und links, zwei oder drei wiſſenſchaftliche Verbindungen und ein vortreffliches

Digitized by Google

Schauſpiel. Zum größten Kummer der Mutter, die nichts ſehnlicher wünſchte, als ſeine Verheirathung, blieb ſein Herz noch immer ungerührt; ihre eindringlichen Bitten ſuchte er hinweg zu ſcherzen, da er ihnen nicht willfahren konnte. Ein- oder zweimal lenkte er das Geſpräch auf ſeine Couſine Suſanne; aber bei der Nennung ihres Namens verdoppelte ſich der ſtrenge Ausdruck in den Zügen ſeiner Mutter, und er konnte nichts von jener erfahren, als was er längſt gewußt: daß ſie vor zehn Jahren mit einem Manne entflohen war, der in allen äußern Verhältniſſen ſo weit unter ihr ſtand, daß die Familie ſich bewogen ſah, ſie auf Verlangen ihres Vaters, eines Generallieutenants in *ſchen Dienſten, aus ihren Liſten gänzlich auszuſtreichen. Albrecht war empört über dieſe Härte, aber eine dunkle Scheu hinderte ihn, ſich offen darüber zu erklären, und nach wie vor verſenkte er ſich in mancher einſamen Stunde in das Andenken ſeiner kleinen Geſpielin, deren ganzes Schickſal ihm höchſt traurig erſchien. Ungefähr ein Jahr nach ſeiner Rückkehr in die Heimath ward er, durch ein Ereigniß von ganz verſchiedenem Charakter, von dieſer Schwärmerei abgezogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortſetzung.)

F i d e l i o.

Beinahe hätte ich etwas vergeſſen, ſo ſchwer es mir noch auf dem Herzen liegt: den eingeflochtenen Tanz nämlich. Etwas Abgeſchmackteres habe ich noch nicht geſehen. Die Schweizerinnen wie Griſetten des Palais-royal tanzen zu laſſen! Ein ſolcher Spuk fehlte noch, um aus dieſem Tell einen Alp zu machen! Roſſini hatte von Schiller etwas gehört, hatte im Vorbeifahren die Schweiz geſehen, der Freiburgiſche Kuhreihen, den Jean-Jacques aufgeſchrieben, war ihm unter die Hand gekommen, einige andere Reminiscenzen, die das ſchweizeriſche Lokalkolorit trugen, gingen ihm auf, und Roſſini glaubte, dieß ſey Begeiſterung genug, und ſezte ſeinen Tell zuſammen. Wenn mich etwas empört, könnte ich ſtundenlang darüber ſchwatzen. Ich gehe alſo ſchnell auf eine andere von den Opern über, die hier deutſch geſungen wurden, und zwar nicht allein eine deutſch geſungene, ſondern auch eine deutſch komponirte. Es war Fidelio. Madame Schechner-Waagen trat darin nach langer Abweſenheit zum erſtenmale wieder vor dem Münchner Publikum auf. Sie wurde vielſeitig begrüßt, doch nicht ſo allgemein, wie man zu ſagen beliebt. Alle Plätze waren beſezt, Alles geſtopft voll, ſo daß viele Zuſchauer in den Corridors vorlieb nehmen mußten; allein wir fanden uns in unſerer Erwartung getäuſcht. Madame Schechner konnte mit drei warmen Athemzügen, die ſie that, unmöglich ihren Geſang erwärmen und beleben, Pellegrini hatte nicht viel zu thun und Bayer glaubte wahrſcheinlich, die Oper ſey eingeſchlafen und vielleicht durch ein tüchtiges Geſchrei zu wecken. Dadurch ruinirte er eine der wundervollſten Scenen, die je geſchrieben worden ſind, die Scene mit dem Gouverneur im Gefängniſſe, und die Oper war um ihren ſchönſten Schmuck gebracht. Ich wage es kaum, Beethovens Meiſterwerk nach dem Eindrucke, den es an jenem Abend, wo ich es zum erſtenmale ſah, auf mich machte, zu beurtheilen. Lange lauſchte ich dem Orcheſter und dem Geſange zugleich. Dieß ward mir ſchwer, denn oft ſchienen ſich Geſang und Orcheſter abſichtlich zu trennen und zu verlaſſen. Wenn ſie ſich dann auf einmal wieder fanden und ihre Begegnung überraſchend und entzückend war, ſo machte dieſe dennoch das Peinliche, das ich bei der vorangegangenen Trennung, Abſonderung, Vereinzelung empfunden hatte, nicht vergeſſen. Ich fühlte, wie ſchwer es den Sängern dabei werden mußte, und wenn ich auch den größten Theil der Schuld daran, daß ſie mir das Peinliche ihrer Lage mittheilten, auf ſie ſelber ſchob, ſo konnte ich doch nicht umhin, Beethoven anzuklagen, als habe er bei der Kompoſition ſeiner Oper Augen und Ohren mehr dem Orcheſter, als dem Geſang geliehen, als habe ihm jenes als das wahre Spiel und dieſer nur als eine Begleitung gegolten, als habe er ſich keineswegs in die Lage des Zuſchauers, der über das Orcheſter auf die Bühne ſchaut, zu verſetzen gewußt. Ich that nun auch, wie mir Beethoven gethan zu haben ſchien: ich lauſchte und folgte vorzugsweiſe dem Orcheſter, und bald that ich es ausſchließlich. Da vergaß ich gänzlich der Sänger, oder ich bewegte mich in ſo weithin ausgreifenden Kreiſen um ſie herum, daß ſie in der Mitte wie kleine Punkte ſtanden. Denn jeder Accord ſchlug Welle auf Welle, deren Kreiſe eine ungeheure Ausdehnung erhielten, jeder Moment hatte Höhe und Breite, wo ſich Gedanken auf Gedanken, Bilder auf Bilder drängten, und dieſe Fülle begleitete ſelbſt die Auflöſungen und die Uebergänge. Alles neu, ſpannend, überraſchend, aber auch gerade deßhalb ermüdend. Ich wußte nicht, welcher von all den Schönheiten ich mich vorzugsweiſe hingeben ſollte, da ich ſie unmöglich alle bannen konnte. Es that die Wahl weh, und wenn ich gewählt, wenn ich die Gefühle, die ſie in mir geweckt, ſich entfalten ließ, ſo that ich es immer mit der Furcht, es möchte indeſſen noch Schöneres vorüber und ſo für mich verloren gehen. Kurz, Beethoven ſchien mir zu reich, zu überſchwenglich, und da er dieſen Reichthum auf einem kleinen Raume ausgeſtellt, ſo ſchien er mir auch zu künſtlich, zu ſtudirt. Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck zeigte er mir zu gleicher Zeit: die Manier Michel Angelos, aber Manier! So wie bei den ſchönſten Geſtalten des Leztern immer das Gerippe durchſchaut, ſo ſcheint in der Tonfluth Beethovens immer der Grund heraus, auf welchem ſie dahinfließt, welchem ſie ihre Bewegung verdankt. Aber mächtig wird dieſe Fluth, von einer unendlichen Tiefe, wie von den erhabenſten Geiſtern bewegt, in der Scene mit dem Gouverneur im Gefängniſſe. Da ergriff ſie mich eben ſo, wie das Finale des erſten Akts in Don Giovanni mich ergreift, und ich weiß nicht, wie weit meine Verzückung gegangen wäre, hätte mich nicht Floreſtans Geſchrei geweckt und entzaubert. Hiemit hätte ich den Eindruck, den Fidelio auf mich machte, angedeutet; ich unterlaſſe es, weiter davon zu ſprechen, und komme auf Don Giovanni, il Matrimonio segreto und la Cenerentola.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. December 1833.

Falſtaff. — 's iſt mein Beruf, Heinz! 's iſt einem Menſchen nicht zu verargen, daß er in ſeinem Beruf arbeitet.

Shakeſpeare.
Heinrich IV.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Vor langen Jahren hatte die Erbauung eines fürſtlichen Schloſſes viele Arbeiter aus fremden Landſtrichen in eine Gegend gezogen, welche dieſen Leuten, nach ſchleuniger Vollendung des Bau's, keine hinreichende Nahrungsquelle mehr eröffnen konnte, was ſie Anfangs zu Bettlern und Landſtreichern, ſpäter zu Dieben und Räubern machte. Unter der großen Anzahl dieſer Unglücklichen müſſen einige Männer von mehr als gewöhnlichen Gaben geweſen ſeyn, die, beſſer erzogen und geleitet, ausgezeichnete Staatsbürger hätten werden können; denn es gelang ihnen, ihre weniger begabten Gefährten, bei ihren wüſten Streichen und gefährlichen Unternehmungen, einer gewiſſermaßen geſetzlichen Autorität zu unterwerfen, unter welcher, bei faſt unbegrenzter Freiheit jedes Einzelnen, die ſtets wachſende Maſſe des Geſindels ſich nach und nach in eine große, in verſchiedene Klaſſen getheilte und für jeden einzelnen Fall ſtreng disciplinirte Bande vereinte.

Hier gab es Taſchendiebe, Hausdiebe, Straßenräuber, Kundſchafter und Hehler, und zulezt ſogar Kaufleute mit feſtem Eigenthum in Dörfern und Städten, die ſich durch Wohlhabenheit und ſcheirbar tadelloſes Benehmen Anſehen und Achtung zu verſchaffen wußten, und dennoch keine günſtige Gelegenheit verſäumten, um ſich, mit unerhörter Keckheit, durch Raub zu bereichern. Aber nicht weniger merkwürdig war es, daß ihre Raubluſt faſt ausſchließlich auf den Inhalt öffentlicher Kaſſen gerichtet war. Ihrer Anſicht nach war es die Regierung, die ſie durch Verwahrloſung und Zurückſetzung in Brodloſigkeit und Verbrechen geſtürzt hatte; die Regierung ſollte daher ihre Rache empfinden. Daß das Volk die geleerten Kaſſen wieder füllen mußte, das kümmerte ſie nicht. Sie hatten einen Staat im Staate gebildet und waren gar nicht ſchwierig in der Aufnahme neuer Mitglieder. Mord lag nie in ihrem Plan, doch waren ſie bei allen größern Unternehmungen hinlänglich bewaffnet, um ſich nöthigenfalls aufs Aeußerſte gegen die von ihnen nicht anerkannte Behörde zu vertheidigen. Brachte einer der Kundſchafter in Erfahrung, daß Geld transportirt werden ſollte, oder daß eine erreichbare Kaſſe eben gefüllt ſey, ſo meldete er ſeine Entdeckung irgend Einem der unternehmenden Mitglieder. Dieſer berief eine beliebige Anzahl Raubgenoſſen zu ſich, und nun ward für dieſen beſondern Fall ein Anführer gewählt und mit diktatoriſcher Gewalt bekleidet, die jedoch mit dem Unternehmen ſelbſt erloſch und ihm auch für den beſtimmten Fall durchaus keinen Vortheil vor den Andern verſchaffte. Gelang die Unternehmung, ſo ward die Beute nach einer feſtgeſezten Regel

Digitized by Google

vertheilt, und es herrſchte ſo viel Gemeinſinn unter dieſen Menſchen, daß Leute, die ihnen früher wichtige Dienſte geleiſtet, ſeit Jahren aber gar nichts mehr für ſie gethan hatten, immer noch bei der Vertheilung bedacht wurden.

Ein entfernter Verwandter Albrechts, der Graf **, war Chef des Regierungsbezirks N. N., wohnte jedoch in ſeinem eigenen gutsherrlichen Hauſe, das ehemals ein königliches Schloß geweſen war, und hatte die Allerhöchſte Erlaubniß bekommen, das Archiv und die Kaſſe dahin bringen zu laſſen. Gleich nach Oſtern war ein allgemeiner Zahlungstermin; mancher Bauer hatte, ſich den Kopf krauend und ſeufzend, ſein Scherflein auf das Schloß gebracht; die Beamten dagegen hatten gerechnet und quittirt, oder, wo es nöthig war, das Deficit in die Reſtantenbücher eingetragen, nicht ohne ein Wort der Ermahnung oder Drohung hinzuzufügen. Dieſe Geſchäfte hatten manches Verdrießliche, aber auch manches Befriedigende, denn ſeine Autorität geltend zu machen, das kitzelt jeden Beamten, und Graf ** hätte ſich die Ehre, auf dem Herrſcherſtuhle zu präſidiren, auch bei dieſer Gelegenheit nicht nehmen laſſen, wenn ihn nicht ein hitziges Fieber ans Bett gefeſſelt hätte. Frau und Tochter ſaßen abwechſelnd am Krankenlager, ungeduldig über das Zuwerfen der Thüren, das dröhnend durch die langen Corridors hallte, und ärgerlich über den Schmutz und Schnee, den die Landleute mit ihren ſchweren Stiefeln auf die Flur brachten. Den kranken Grafen beunruhigte ſein Unvermögen, die Aufſicht über dieſe Geſchäfte zu führen, in einem Grade, daß ſein Uebel dadurch bedeutend verſchlimmert ward. Am Sonnabend vor dem Zahlungstermin hatte er noch ſpät Abends verlangt, die Kaſſe, die in einem entfernten, unbewohnten Winkel des Schloſſes ſtand, ſolle in ſein Kabinet gebracht werden. Wiewohl man den Grund davon nicht einſah, mußte man ihm doch willfahren; vier Bedienten faßten, des Grafen unnütze Angſt verwünſchend, die ſchwere eiſerne Kiſte, um ſie die Treppe hinunter zu transportiren; doch in einem Zimmer, das mit der Rentſtube in Verbindung ſtand, ſtolperte einer der Leute, ſo daß ihm die ganze Laſt aufs Bein fiel und daſſelbe zerſchmetterte. Jetzt war natürlich die ganze Aufmerkſamkeit auf den Unglücklichen gerichtet; die Kiſte blieb ſtehen, wo ſie war, und ſelbſt der Graf, dem man in der erſten Beſtürzung das Ereigniß nicht zu verſchweigen bedacht war, ſchien nicht mehr an die übrigens wohlverwahrten Gelder zu denken. Aber ein Zweig jener Räuberbande war eben von einem ihrer Kundſchafter von der Exiſtenz dieſer gefüllten Kaſſe benachrichtigt worden und hatte beſchloſſen, ſich dieſelbe zu holen. Ein dichtes Schneegeſtöber, das plötzlich nach eingebrochener Dunkelheit die hartgefrorene Erde in einen weißen Mantel hüllte, begünſtigte ihr Vorhaben. Mit einem Wagen und Feuerleitern verſehen, nahten ſie ſich gegen acht Uhr dem, von einem tiefen Graben umgebenen Schloſſe. Das Fenſter des Zimmers, worin die Gelder bisher aufbewahrt wurden, war ihnen genau bekannt. Mit der ihnen eigenthümlichen Kühnheit banden ſie mehrere Leitern zuſammen, warfen dieſelben quer über den Graben an die Schloßwand und brachten ſie mit vieler Mühe ſeitwärts bis an das bezeichnete Fenſter; dann kletterten drei von ihnen raſch den ſchwindlichten Weg hinan, ſchnitten eine Scheibe aus und ſtiegen in das Gemach, von wo ſie die Kaſſe, deren Gewicht für die Leiter zu groß war, der Abrede gemäß, an Stricken bis in den Graben hinab laſſen ſollten, um ſie dann an der andern Seite wieder hinauf zu ziehen; allein dieſer Maßregel ſtellte ſich der unerwartete Umſtand entgegen, daß die Kaſſe nicht vorhanden war. Sie durchſuchten die drei nächſten Zimmer, ohne ſie zu finden; die Thüre des vierten Zimmers war verſchloſſen. Darauf waren ſie nicht vorbereitet; einer von ihnen mußte den ganzen gefährlichen Weg zurück machen, um von ſeinen Kameraden die nöthigen Werkzeuge zu holen. Mit dieſen ward die Thüre leicht geöffnet und die Beharrlichkeit durch Entdeckung des Geſuchten belohnt. Aber die Fenſter dieſes Zimmers gingen auf den innern Hofraum, und das Zimmer ſelbſt war dem bewohnten Theile des Schloſſes ſo nahe, daß ſelbſt ein leiſes Geräuſch die Diener aufmerkſam machen konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Darſtellung neuerer Forſchungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

Aus dem Gebiete des Feuers verſetze ich meine Leſer auf das ſo nahe Gebiet des Lichtes, indem ich ihnen ein optiſches Inſtrument, ein wahres Rieſenfernrohr, beſchreibe, welches kürzlich im Münchner optiſchen Inſtitute des Herrn von Utzſchneider fertig geworden iſt. Man erinnert ſich, daß aus dem nämlichen vortrefflichen Atelier früher ein ähnliches Rieſeninſtrument für die Sternwarte zu Dorpat hervorgegangen iſt, mit welchem der dortige berühmte Aſtronom Struve ſo bedeutende Entdeckungen am Firſternhimmel gemacht, und namentlich unſere Kenntniß der Doppelſterne ſo ſehr erweitert hat. Allein das hier in Rede ſtehende neue Inſtrument übertrifft jenen Dorpat'ſchen Refraktor noch bedeutend. Denn dieſer hat 13 Pariſer Fuß Brennweite und 9 Zoll Oeffnung; das Objektivglas des neuen Inſtruments dagegen hat 15 Fuß Brennweite und 10½ Zoll Oeffnung. Die Verdeutlichung und Genauigkeit eines dadurch betrachteten himmliſchen Gegenſtandes verhält ſich zu dem, was das Dorpater Inſtrument in dieſer doppelten Rückſicht leiſtet,

Digitized by Google

wie 21 zu 18, und ſeine Lichtſtärke zu der des Struve'ſchen Refraktors wie 136 zu 100. Dieſes neue Fernrohr, welches von Kennern als ein ganz vortreffliches Kunſtwerk bezeichnet wird, verträgt, ohne an Deutlichkeit zu verlieren, außerordentliche Vergrößerungen, und zieht die Himmelskörper aus den ungeheuren Tiefen des Firmaments mächtig heran. Saturn z. B. wird aus ſeiner Entfernung von 200 Millionen Meilen, bei angebrachter achthundertfacher Vergrößerung, bis auf eine tauſendfach größere Nähe, d. h. ſo herbeigezogen, als wenn er nur noch etwa zweimalhunderttauſend Meilen vom Beobachter abſtände; ja unſer Mond, welcher von der Erde etwa 50,000 Meilen entfernt iſt, wird durch dieſen neuen Utzſchneider'ſchen Refraktor ſcheinbar bis auf 68 Meilen genähert. So viel Referent erfährt, iſt dieſes ſchöne Inſtrument noch unverkauft, und es wird alſo darauf ankommen, ob einer der reichen Leſer des Morgenblatts durch unſere Beſchreibung ſo bezaubert werden kann, um den Handel auf daſſelbe einzugehen.

Bei der Umgeſtaltung, welche der bürgerlichen Welt durch den Dampf und ſeine Anwendung zum Reiſen bevorſteht, und worüber ſich unſere früheren Berichte prophetiſch ebenfalls ſchon verbreiten, erſcheint jede Verbeſſerung in der Konſtruktion der Dampfwagen und Dampfboote unendlich wichtig. Leztern hatte man bis jezt immer, und zwar mit vollem Rechte, ihre Schaufelräder zum Vorwurfe gemacht, da dieſelben durch ihre unbehülfliche Konſtruktion der Schnelligkeit und leichten Handhabung des Schiffes hinderlich ſind, und namentlich die „Widerwogen“ erzeugen, welche den Lauf unbeſchreiblich aufhalten. Wer ſelbſt Reiſen auf Dampfſchiffen gemacht und die ſchwerfällige Bewegung der Schaufelräder und jene nachtheilige Wirkung beobachtet hat, wird hierin mit uns einſtimmen. Um ſo bedeutender zeigt ſich daher eine Erfindung von Grant, Aufſeher des königlichen Marinemagazins zu Gasport bei Portsmouth, bei welcher jene Schaufelräder durch einen eben ſo ſinnreichen als einfachen Mechanismus verdrängt werden, der keinem von den Nachtheilen der frühern Einrichtung unterworfen iſt. Bei Grants neuem Mechanismus, welchen wir übrigens ohne Zeichnung ganz deutlich zu beſchreiben verzweifeln, und uns deßhalb auf das Hiſtoriſche beſchränken, wird die ganze Kraft der Dampfmaſchine auf Fortbewegung des Fahrzeugs verwendet und deſſen Lauf daher noch außerordentlich beſchleunigt. Leztern Umſtand heben wir ganz beſonders hervor, da es eben dieſe Schnelligkeit der Verſezung von Ort zu Ort iſt, wovon für die civiliſirte Welt ſo außerordentlich viel zu erwarten ſteht. Das Leben mit ſeinen Genüſſen muß ein ganz anderes werden, wenn der entfernteſte Erdwinkel ſeine Erzeugniſſe mit reißender Eile und ungeahnter Leichtigkeit jedem Markte zuführen kann; und wohin wird ſich die Wiſſenſchaft mit ihren Forſchungen erheben, ſobald der Gelehrte in einem Nu dem entlegenſten Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen zufliegen kann?

Ein Deutſcher (Weiß) hat vor Kurzem zu London die Beobachtung gemacht, daß Eiſen durch längeres Liegen in der Erde die Eigenſchaft erhält, einen ganz vorzüglichen Stahl zu liefern. Allerdings iſt dieſe Erfahrung eben ſo intereſſant, als wichtig für das Gewerbe; allein die Sache ſelbſt iſt nicht neu, ſondern ſchon den Alten bekannt geweſen, und wahrſcheinlich verhält es ſich mit dem größern Theile vermeinter neuer Erfindungen ſo. Jene Stahlbereitung durch Vergraben des Eiſens in die Erde betreffend, erzählen uns Diodor und Plutarch übereinſtimmend, daß dieſelbe ſchon den Celtiberiern bekannt geweſen ſey. Sie verſcharrten das zu Fertigung ihrer Waffen beſtimmte Eiſen in die Erde und ließen es ſo lange darin liegen, bis der größte Theil in Roſt verwandelt war, worauf ſie den Reſt anwendeten, um ihre Schwerdter daraus zu ſchmieden, deren Härte ſo groß war, daß ſie Eiſen damit durchhauen konnten. Ein ähnliches Verfahren wenden, nach Verſicherung älterer Reiſebeſchreiber, noch jezt die Japaneſen an, um ſich ausgezeichnet guten Stahl zu verſchaffen. Sie ſchmieden das Eiſen in Stangen aus und verſenken dieſe an ſumpfigen Orten. Das vom Roſte nicht verzehrte Eiſen wird aus dem Sumpfe herausgenommen, nochmals ausgeſchmiedet und neuerdings, zuweilen acht bis zehn Jahre lang, verſenkt und dann erſt zur Verfertigung ſchneidender Inſtrumente angewendet. Wahrſcheinlich rührt daher die Vortrefflichkeit der japaniſchen Säbelklingen, welche von den Reiſenden übereinſtimmend gelobt werden. Welche geheime Kräfte wendet aber die Natur im Grunde der Erde oder der Sümpfe an, um dieſe Verwandlung des Eiſens in Stahl zu bewirken? Worin beſtehen die verborgenen Stoffe, welche ſie dem erſtern beimiſcht, um es in den leztern umzugeſtalten? Wird uns dieſe alt-neue Methode der Stahlbereitung über den bei Umformung des Eiſens in Stahl vorgehenden Prozeß ein helleres Licht anzünden? Es wäre zu wünſchen; aber gewöhnt daran, die wohlthätige Natur zwar immer bereit zu finden, ihre Schätze dem ſuchenden Menſchen zur Verbeſſerung ſeines äußern Lebens zu überlaſſen, ohne daß ſie darum ein Eindringen in das Wie ihres Innerſten geſtattete, wagen wir es kaum, uns mit der Hoffnung zu ſchmeicheln.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beſchluß.)

Mozart, Cimaroſa und Roſſini.

In Italien bekümmert man ſich faſt eben ſo wenig um die alten Meiſter italieniſcher, als um die neuern deutſcher und franzöſiſcher Schule, und begnügt ſich mit den Opern von Roſſini, Meyer, Generali, Paer, Meyerbeer, Pacini

Vaccai, Morlacchi, Mercadante, Bellini, Donizetti u. a. In Italien wollte man die Dame blanche blos aus Neugierde ſehen, die Stumme von Portici aus politiſchen Gründen, und vom Freiſchüz und ſeinen Stregherie oder Hexereien wollte man gar nichts wiſſen. „Don Giovanni“ war mir alſo gleichſam unbekannt, ehe ich ihn hier aufführen ſah. Aber wie wird man gleich vertraut mit dieſer Muſik! Sie bezaubert uns, aber es liegt in dieſem Zauber nichts Fremdartiges, nichts Uebernatürliches; wir lernen nur unſere eigenen Gefühle beſſer kennen; unſer eigenes Ich ſcheint ſeine heimlichſten Saiten anzuſchlagen, unſere Seele ſcheint uns vorzuſchweben in ihrer ganzen Farbenpracht, mit der ganzen Macht ihrer verſchiedenartigſten Regungen; wir wohnen dem Conflikte des Göttlichen und Irdiſchen in uns bei, gleichſam als Zuſchauer: das iſt der Zauber dieſer Oper. Einige Längen darin ſind nicht zu verkennen, die, wenn der Sänger nicht alle Kunſt dabei aufbietet, ſogar ſehr langweilig werden. Es ſind Opfer, die Mozart theils der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur, theils dem Geſchmacke ſeines Jahrhunderts bringen mußte; aber nichtsdeſtoweniger ermangeln keineswegs dieſe Opfer ihrer ſie ſchmückenden Kränze, wenn ſie von Sängern, die wahre Prieſter der Kunſt ſind, vorgeführt werden. Abgeſehen davon, iſt Alles in dieſer Oper vollkommen. Wie ſich da der Geſang mit dem Orcheſter verbindet, und wie im Orcheſter jedes Inſtrument ſeine eigene Rolle ſpielt, und dennoch mit dem Ganzen verſchmilzt! Das Orcheſter läßt nie den Geſang im Stich, es trägt ihn, hebt ihn, füllt ſeine Lücken, und wenn es ihn, man könnte ſagen in himmliſche Höhen, geſchwungen, dann fällt es in ſich ſelbſt zurück, wird ihm zum Spiegel und läßt ſeine Töne rauſchen wie ſpielende Wellen einer ſanften Brandung; und wenn es ſich mit dem Geſange wie ein Wetter erhebt, wie donnert, leuchtet und blizt da Alles! aber die Donner betäuben nicht, ſie ſind hehr und erhaben, ergreifend und erſchütternd; aber die Blitze lähmen nicht, ſie elektriſiren. Dieſe Muſik iſt ein Zaubermeer, an deſſen Ufern das menſchliche Leben ſpielt: der Ernſt des Lebens mit all ſeinen Schrecken, Schmerzen und Phantomen, der Scherz des Lebens mit all ſeinen Grazien, Freuden und Späſſen.

In Cimaroſas „Matrimonio segreto“ ſpricht ſich Alles im Geſange aus, die Seele der Handlung und die Belebung der Begleitung. Man braucht da nur Töne zu hören und keine Worte, um Alles zu verſtehen, man denkt nicht an die Dekorationen und an die Koſtüme, man denkt auch nicht an das Orcheſter, da es nie aufhört, bloſe Begleitung zu ſeyn, da es immer mit dem Geſange Eins macht, kurz man könnte dieſe Oper hinter einer Wand hören und man würde ſie zu ſehen glauben. Wie da Alles ſo einfach iſt und ſo leicht! aber wie fein iſt da das Einfache, wie tief das, was ſo leicht ſcheint! Was tief lag, dem gemeinen Geiſte unergründlich, das hat Cimaroſa auf die Oberfläche gerufen und läßt es da ſpielen, ſo heiter, ſo erfreulich, ſo ergötzend ſonder Unterlaß. Niemals kommen da phantaſtiſche oder gar geiſterhafte Anklänge ins Spiel, die lauernde Nemeſis ſtört es mit keinem, auch nicht mit dem geringſten Laute, und wir überlaſſen uns ganz dem Vergnügen und lachen über unſere Gebrechen, über unſere Leidenſchaften, ohne daß wir die Moral einen Augenblick dabei verletzen. Dieſe Oper wird immer neu bleiben. Man hat ſie oft beſtohlen, aber ſo lange man ſie nicht ganz ſtehlen kann, was unmöglich iſt, wird ihr das Geſtohlene, ſo verbraucht es ſeyn mag, immer wiederkehren und mit ſeinem alten Platz auch wieder ſeine vorige Friſche bekommen.

Die „Cenerentola“ von Roſſini enthält Schönheiten vom erſten Range, ein herrliches Stretto, ein prächtiges Finale und ein köſtliches Duett; aber ſie ſtrozt auch wieder von Gebrechen und Fehlern. Was Roſſinis Gebrechen und Fehler ſind, weiß Jedermann. Indeſſen muß man nicht zu weit gehen und ihn und ſeine Schule ſo gar gering ſchätzen, wie es unſere Herrn der Quartetten thun. Roſſini hat ihre Quartetten trefflich zu benutzen gewußt, und man wird ſie ihm als ſein Eigenthum zuſchreiben, ſo lange ihre wahren Väter im Dunkeln bleiben. In dem großen Strome verlieren ſich die kleinen Bäche, das iſt ein Sprüchwort und ein wahres Wort, ſeitdem es Berge, Thäler und Menſchen gibt, und ein Sprüchwort wird ſtets als eine Lehre oder wenigſtens als ein Wink ausgeſprochen.

Ein andermal von den ausgezeichneten Sängern, welche es möglich machten, daß wir dieſe drei Opern kurz hintereinander zu ſehen bekamen. L........k.

Aus Piemont, November.

Zwei Pole im Leben.

Seit ich Ihnen das leztemal aus Turin ſchrieb, haben wir hier die einander entgegengeſezteſten Pole des Lebens geſehen, und der lezte hat ſo heftig auf uns gewirkt, daß wir uns bis jezt noch nicht haben erholen können. Erſt war es der Südpol, wo der vulkaniſche König von Neapel unſere ſchöne Königstochter freite und heimführte. Da gab es eine Reihe Feierlichkeiten, die freilich nichts Eigenthümliches hatten, da ſie denen aller katholiſchen Höfe in Europa gleichen. Die alte Doriaſtadt, das herrliche Genua, war dießmal der Schauplatz der Vermählung, nicht des Dogen mit ſeinem Meer, ſondern des Königs beider Sizilien mit einer der reizendſten Prinzeſſinnen, die ich je geſehen. Die Trauung geſchah in der Kirche der Madona dell' acqua santa, wo die Menge dem König hernach zurief, wie die Einwohner der Abruzzen: Iddio ti faccia immortale e sempre felice! Abends war die Stadt glänzend erleuchtet, was, beſonders vom Meer aus geſehen, eine herrliche Wirkung machte. Ungeachtet des unfreundlichen Herbſtwetters und der hohen Wellen, wagten ſich doch eine Menge Schiffe hinaus. In einiger Entfernung, wo ſich alles Einzelne verlor, ſchien das amphitheatraliſche Genua ein leuchtender Berg, ein Anblick, den die von den Forts aufſteigenden Raketen und Leuchtkugeln noch reizender machten. Zum Andenken des Feſtes wurden zwölf arme Mädchen von den Decurionen der Stadt ausgeſtattet. Sie ſahen in ihren weißen Mantillen gar lieblich aus, die bekanntlich die Genueſerinnen mit der ihnen eigenen Anmuth umzuwerfen und zu halten verſtehen.

Das Leben hat keinen ſchreiendern Abſtand, als dieſe heitern Liebes- und Ehefeſte und die Hinrichtungen und Metzeleien in Folge der politiſchen Bewegungen in Piemont. Hier zeigte ſich das Leben in ſeinem tragiſchſten Wechſel. Man kann unwillig ſeyn über Plan, Beginnen und Unternehmen der von Frankreich herüber inſtruirten und inſpirirten Bewegungsmänner, ohne doch die Grauſamkeit zu billigen, mit der gegen ſie und ihre Angehörigen verfahren wurde, da, wo es das Militärgeſetz nicht erforderte. Es iſt leicht zu denken, wie dieſe Ereigniſſe auf unſer ganzes Familien- und Geſellſchaftsleben ſtörend und zerſtörend gewirkt haben, wozu denn auch das furchtbare Spionier- und Angebungsſyſtem wirkt. Wie möchte da noch Offenheit und Vertrauen möglich ſeyn? Nahe Verwandte hat man zu Angebern und Verräthern werden ſehen; ja ſelbſt die Liebe — verſteht ſich die italieniſche — iſt nicht frei von ſolchem Verdachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. December 1833.

— Tenui deducta poemata filo.

Horat.

Gaselen.

Bekehrung.

Oft wünſcht' ich eine Nachtigall zu ſeyn,
Ein Echo nur, ein leerer Hall zu ſeyn:
Statt jeder Glückeslaune, jeder Welle
Und jedes Sturmes Spiel und Ball zu ſeyn!
Was ſie von Geiſteskraft und Würde reden,
Schien mir oft leerer Worte Schwall zu ſeyn.
Nicht Polſter und nicht Teppich ziemt dem Pilger;
Ihm fiel das Loos, der Zeit Vaſall zu ſeyn.
Der Knabe blüht und wächst, um ſpäter Zeuge
Von ſeinem eigenen Verfall zu ſeyn.
Durch welchen Zauber wähnſt du dich zu retten,
Und ſicher hinter welchem Wall zu ſeyn?
Das Leben ſchien mir kindiſch, wie das Treiben
Von Larven auf dem Maskenball zu ſeyn.
Doch jezt iſt ſtolz und freut ſich meine Seele,
Lebendig im belebten All zu ſeyn.
Sie hat entſagt des Wunſches Widerſpruche,
Unſterblich, wie des Bergs Metall, zu ſeyn,
Vergnügt, nur kurze Zeit von Gottes Glanze
Der widerleuchtende Kryſtall zu ſeyn.

Der Sybarite.

Wer zieht der Arbeit vor die Spiele nicht,
Und Einem Feiertage viele nicht?
Ich drücke meines Mädchens Hand ſo gerne,
Sie aber liebt bei mir die Schwiele nicht,
Und größres Unglück weiß ich nicht zu denken,
Als wenn ich ihr einmal gefiele nicht.
Streut Roſen, Knaben, breitet Teppiche!
Mein Fuß betritt die nackte Diele nicht.
Den Bogen weg! ich bin ein ſchlechter Schütze;
Ich zittre viel zu ſehr und ziele nicht.
Gebt Schreibzeug her, daß ich ein Liedchen ſchreibe,
Doch wählet mir zu harte Kiele nicht!
Bringt Kirſchen auch und ſaft'ge Pomeranzen;
Ach, hätten ſie nur Kern und Stiele nicht!

Zukunft.

Die heitre Blüthe wächst aus dunklem Kerne,
Aus braunen Zwiebeln ſilberweiße Sterne;
Nicht nach der trüben Gegenwart berechne,
Was kommen mag aus weiter Schickſalsferne!
Wohl ſchwerlich hat von einem Fürſtenſtuhle
Joſeph geträumt im Rachen der Ciſterne.
Doch Maaß zu halten, wiſſen nicht die Menſchen;
Nur an den Enden tummeln ſie ſich gerne.
Der läßt die Flügel ſinken und der Andre
Verſpricht auf jedes Loos ſich eine Terne.
Auf welche Hoffnung du verzichten müſſeſt,
Und welche hegen dürfeſt, das erlerne.
Nur Wen'ge ſind, die's wiſſen, und man fände
Kaum Einen mit Diogenes Laterne.

Digitized by Google

Unglück.

Ich darf, ſo oft ich nur ein wenig naſche,
Gewiß ſeyn, daß mich Jemand überraſche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze ſtricke,
Entwiſcht gewiß mir immer eine Maſche.
Bei Tiſche gieß ich aus die braune Tunke;
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch und Flaſche.
Ich habe ſelten Geld, und hab' ich Einmal,
So hat auch ſicherlich ein Loch die Taſche.
Stets färben Tintenſpuren meine Finger,
So oft ich ſie mit Roſenwaſſer waſche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe haſche.
Beim Kartenſpiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Paſche.
Ich wollte jüngſt geſchälte Pflaumen dörren:
Da fielen ſie mir leider in die Aſche.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Es war eben ſo unthunlich, die Kiſte zu erbrechen, als ſie an ihren vorigen Platz zurück zu transportiren; die Sache aufzugeben, war aber nicht nur gegen den Vortheil, ſondern auch gegen die Ehre der Räuber, die deßhalb nicht anſtanden, ein eben ſo kühnes als verzweifeltes Mittel zu ergreifen. Einer von ihnen mußte abermals die Leiter hinab, um die Kameraden von dem Stande der Dinge zu unterrichten und den mitgebrachten Wagen ohne Verzug in den Schloßhof fahren zu laſſen, deſſen Thor immer bis zehn Uhr offen ſtand. In dem Augenblicke, da dieſer durch das Thor raſſelte, warfen die Zurückgebliebenen die ſchwere Kiſte auf den Hof hinunter, die Andern hoben ſie augenblicklich auf den Wagen und rollten in vollem Galopp ins Weite, ehe irgend Jemand Zeit gefunden hatte, nach der Urſache des betäubenden Gepraſſels zu ſehen. Die beiden Geſellen im Schloſſe hatten inzwiſchen den mitgebrachten Strick benutzt, um die Thüre der Rentſtube zuzubinden, dann eilten ſie zurück, zündeten einen Schrank mit Papieren und ein paar Vorhänge an, ſtiegen die Leiter hinab, warfen ſie in den Graben und liefen davon. Sobald die Bewohner des Schloſſes ſich vom erſten Schreck erholt hatten, eilten ſie nach dem Zimmer, wo die Kaſſe ſich befand; der Umſtand, daß die Thüre von der andern Seite befeſtigt war, vermehrte ihre Angſt, man ſprengte die Thüre und fand das Zimmer leer. Die Kiſte war dicht unter des Grafen Fenſter auf das Pflaſter des Hofes gefallen, und der Schreck hatte für den Augenblick das Fieber des Kranken ſo bewältigt, daß er aufſprang, in die Kleider fuhr und in den Stall ſtürzte, um ſich ſelbſt auf ein Pferd zu werfen; es mußte indeſſen einige Zeit vergehen, ehe eines geſattelt werden konnte. So kamen Frau und Tochter, halb todt vor Angſt, gleichfalls in den Stall und baten den Grafen fußfällig, einen Andern zu ſchicken und ſich nicht muthwillig zu tödten. Er mußte nachgeben, weil ſeine Kräfte ihm verſagten. Jetzt eilte man, zu unterſuchen, auf welchem Wege die Räuber ins Schloß hineingekommen ſeyn konnten; man wollte den Graben rings durchſuchen, aber die aus den Fenſtern herausſchlagenden Flammen gaben der Beſtürzung eine andere Richtung. Man lief zurück, die Treppen hinan, und fand die Kanzlei, worin ſich das Archiv befand, in lichten Flammen. Als der arme Graf dieſe Nachricht erhielt, ſank er ohnmächtig nieder, und alle Verſuche, ihn ins Leben zurück zu rufen, ſchienen vergeblich. Die Flammen griffen indeſſen in dem trocknen, alten Holze und den Papieren mit reißender Schnelligkeit um ſich, Waſſer war kaum vorhanden, und ſo konnte es nicht gelingen, das Feuer zu dämpfen, bevor der obere Stock des einen Flügels völlig ausgebrannt war. Der bewohnte Theil des Schloſſes blieb jedoch gänzlich verſchont. Der Graf lag ausgeſtreckt auf ſeinem Ruhebette mit gläſernen Augen, die keinen Gegenſtand mehr zu unterſcheiden vermochten; weinend ſaßen Frau und Tochter neben ihm, aber ihre Thränen konnten ihn nicht retten; er ſtarb, ehe noch der kurze Wintertag zu Ende war.

Diejenigen, welche dem Wagen folgten, konnten nur mit Mühe die Spuren deſſelben entdecken, weil das fortwährende Schneegeſtöber Alles verwiſchte; ſie kamen jedoch, ohne irgend eine Seitenſpur zu gewahren, bis an die Thore der eine Meile entfernten Stadt L., wandten ſich ſofort an die Behörden und ließen es an keiner Mühe fehlen; aber ſie wußten ja nicht einmal die Geſtalt des Wagens anzugeben, und ſo war es unmöglich, irgend eine Auskunft zu erlangen. Gleich am folgenden Tage ward ein amtlicher Bericht aufgeſezt und in die Reſidenz befördert, wo er die Behörden in nicht geringe Bewegung ſezte. Die beiſpielloſe Frechheit des Diebſtahls war wohl geeignet, den Eifer zu vermehren, um die Urheber deſſelben zu entdecken. Es ward ſogleich eine Kommiſſion ernannt, mit dem doppelten Auftrage: den Thatbeſtand an Ort und Stelle zu unterſuchen und zugleich das Steuer- und Rechnungsweſen zu reguliren, ein Geſchäft, das nach der Vernichtung aller Dokumente natürlich höchſt ſchwierig war. Als aber die Kommiſſion nach Verlauf einer geraumen Zeit noch gar nicht aus der Stelle gerückt war, konnte die Regierung ihre Unzufriedenheit nicht verhehlen, und entſchloß ſich daher im Juni, den Grafen Albrecht nachzuſchicken, von deſſen Geſchicklichkeit man Proben hatte und auf deſſen Eifer man doppelt zählte, da für den jungen Beamten ein ſolcher Auftrag eine Ehre war.

Die alte Gräfin, welche mit der Gemahlin und Tochter des verſtorbenen Grafen ** ziemlich genau verbunden war,

Digitized by Google

benuzte den Abſchied von ihrem Sohne, um dieſen auf die Vorzüge der jungen Gräfin aufmerkſam zu machen und ihn zu bitten, ſie ohne Vorurtheil zu beobachten und zu prüfen, ob er nicht die Eigenſchaften in ihr vereinigt finde, die er in ſeiner künftigen Lebensgefährtin zu finden wünſchen müſſe. Er verſprach ſehr ernſthaft, ihren Rath zu beherzigen, aber ein gewiſſer ſchalkhafter Zug in ſeinen Augenwinkeln raubte der alten Dame alles Vertrauen auf ſeine Worte. Als ſie jedoch ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, war augenblicklich des guten Sohnes Ironie ſpurlos verſchwunden, und er verſprach mit wahrer Treuherzigkeit, die Gräfin Octavie zu ſeiner Braut zu erwählen, wenn ſie ihm ein klein wenig und er ihr ſehr wohl gefalle. So ſchied er von der Mutter und traf am dritten Nachmittage nach ſeiner Abreiſe in Varnau ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Darſtellung neuerer Forſchungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

In daſſelbe Gebiet der unterirdiſchen Geheimniſſe der Natur gehört die bewundernswürdige, neuerlich in Frankreich entdeckte, aber ihrer Theorie nach ebenfalls noch nicht hinreichend aufgeklärte Kunſt, *lebendige Quellen, wie tief ſie auch unter der Erdoberfläche verborgen ſeyn mögen, jederzeit mit vollkommener Gewißheit anzugeben.* Der Entdecker iſt ein ehemaliger Pfarrer, Paramelle, aus Perigueur, und die Sache macht, wie man wohl denken kann, in ganz Frankreich außerordentliches Aufſehen. Man darf Paramelles Methode nicht etwa in das Gebiet der ſo trüglichen magnetiſchen Hellſeherei verweiſen; ſie iſt vielmehr ganz praktiſch und hat ſich ſo erwieſen, indem der merkwürdige Mann im Departement du Lot, dem es bisher an Quellwaſſer faſt ganz gebrach, zahlloſe Waſſeradern nachgewieſen und ihre Gewäſſer zu Tage gebracht hat. Unzweifelhaft wird dieß durch die Thatſache, daß ihm das Generalkonſeil dieſes Departements zur Belohnung eine Penſion von 2000 Franks aus dem Kommunalfonds der von ihm mit Quellwaſſer verſorgten Ortſchaften angewieſen hat. Paramelle hält übrigens ſein eigentliches Verfahren noch geheim, hat aber, was die Sache noch merkwürdiger macht, erklärt, daß, wenn er es einſt veröffentlichen werde, Jedermann über die Einfachheit und Untrüglichkeit deſſelben erſtaunen und ſich verwundern werde, daſſelbe nicht ſelbſt aufgefunden zu haben. Wir werden auf dieſen anziehenden Gegenſtand zurückkommen. In Erwartung der Aufklärung deſſelben will ich aber eine Conjectur wagen, die vielleicht eine Prophezeihung werden wird und auf welche ich durch eine kürzlich ſelbſt gemachte Erfahrung geleitet worden bin. Ich war nämlich beſchäftigt, auf meinen Feldern Kies zu ſuchen, und hatte Leute bei mir, welche vielmals vergeblich einſchlugen. Endlich geſellte ſich ein alter Landmann zu uns, der über unſer Bemühen den Kopf ſchüttelte und mir eine einfache gelbe Blume (ſie wird vom Volk Hungerblume genannt) wies, deren häufiges Vorkommen allemal ein Kieslager ankündige. Die Sache befand ſich auch wirklich ſo; wir trafen die gelbe Hungerblume bald in größerer Menge und entdeckten auch allemal Kies in der Nähe. Aehnlich nun wird es ſich mit Paramelle's Entdeckung verhalten: er wird ein Kennzeichen, vielleicht auch eine wenig in das Auge fallende Pflanze, aufgefunden haben, wodurch die Stelle auf der Erdoberfläche bezeichnet wird, unter welcher Waſſeradern liegen. Wenn ſich meine Conjectur, wie mir wahrſcheinlich iſt, als richtig erweist, ſo bitte ich mir auch einen Theil an den Belohnungen aus, welche dem wackern Paramelle in Deutſchland votirt werden könnten.

Ein *hydrographiſches Papier*, welches jezt in Paris verfertigt wird, macht daſelbſt viel Aufſehen. Auf dieſem Papiere nämlich kann man, wenn man ſeine Feder blos mit Speichel befeuchtet, die ſchönſten ſchwarzen Buchſtaben hervorzaubern, als wenn man mit der beſten Dinte geſchrieben hätte. Dieſes Papier wird nach einer Anleitung, welche ſich im Journal des connaissances utiles befindet, ſo verfertigt, daß man daſſelbe in eine ſchwache Auflöſung von Galläpfeln taucht und hernach im Schatten allmählig trocknen läßt. Sodann reibt man es mit einem feinen Staube von ſchwefelſaurem Eiſen und Sanderach (lezteres, damit die Feuchtigkeit nicht durchſchlage) ein, und hat nun alle Dintenelemente auf dem Papier, wozu alſo nur noch die Feuchtigkeit, der Speichel, treten darf, um ſchwarze Buchſtaben hervorzurufen. Man begreift, von welchem Nutzen dieſe artige Erfindung in vielen Fällen werden kann, indem man zwar überall ein Blättchen Papier, nicht aber allemal auch ein Dintenfaß mit ſich zu führen im Stande iſt.

Da die Erwähnung dieſes hydrographiſchen Papiers uns einmal auf chemiſches Gebiet geführt hat, wollen wir gelegentlich auch noch anführen, daß es dem Profeſſor Runge in Breslau neuerlich gelungen iſt, in unſerm gemeinen Fichten- oder Kieferholz ein höchſt empfindliches chemiſches Reagens für beſtimmte Stoffe aufzufinden. Der wackere Chemiker hat nämlich zunächſt aus dem Steinkohlenöl zwei ganz neue Alkalien ausgeſchieden, wovon er, ihrer reſpektiven Eigenſchaften wegen, das eine *Blauöl*, das andere *Feueröl* nennt. Dieſe beiden Alkalien nun bilden mit Säuren farbloſe Salze, welche ſich leicht in Waſſer auflöſen, ohne dieſem eine Farbe mitzutheilen.

Digitized by Google

Benezt man mit einer ſolchen Auflöſung Papier, Leinwand oder dergleichen, ſo erfolgt keinerlei Färbung; gießt man ſie aber auf eine reine Platte von Fichtenholz, ſo wird daſſelbe bei der Anwendung von Blauöl wunderbar ſchön dunkelgoldgelb, und vom Feueröl dunkel purpurfarben. Die Farben ſind vom größten Glanze und von außerordentlicher Energie, ſo daß dieſe Entdeckung, welche wir nur noch in ihrer Kindheit erblicken, für die Färbekunſt von der größten Wichtigkeit zu werden verſpricht.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortſetzung.)

Kunſt und Induſtrie.

Turin, das ſo reich an egyptiſchen Kunſtſachen iſt, hatte doch bisher keine öffentliche Gemäldeſammlung. Vieles war in mehreren königlichen Schlöſſern zerſtreut und großentheils unzugänglich. Emanuel Philibert und Karl Emanuel I. hatten ſchon den Gedanken, Alles zu vereinigen, aber immer kam er nicht zur Ausführung. Als Grundlage zu einer Gemäldegallerie dienten die vielen Gemälde, welche von dem Kardinal Moritz von Savoyen angekauft worden ſind, und die in den verſchiedenen königlichen Schlöſſern zerſtreut waren; dieſe waren nach und nach durch Ankäufe vermehrt worden, außerdem kam die Gemäldeſammlung im Pallaſt Carignan und die dem Staate vermachten Bilder des Erzbiſchofs Moſſi hinzu. Leztere nehmen allein fünf Säle ein und heißen die Gallerie Moſſi. Die ganze Sammlung iſt beſonders reich an Flamändern, und zeichnet ſich dadurch vor den meiſten Gemäldeſammlungen Italiens aus. Durch die Vereinigung und gute Aufſtellung in einem günſtigen Lokal ſcheint ſie viel reicher, als man geglaubt hätte. Dieſe Gallerie royale und Gallerie Moſſi ſind für's Erſte zuſammen in dem königlichen Pallaſt aufgeſtellt; ſpäterhin aber wird leztere ihre Stelle in der Akademie der ſchönen Künſte finden, wo ſie die Schüler der Akademie beſſer benuzen können, was die Abſicht ihres Stifters war. Wir werden im Kunſtblatt weiter von dieſen beiden Gallerien und von dem ſprechen, was ſie auszeichnet.

Die lezte Induſtrieausſtellung hat die angenehme Ueberzeugung gegeben, daß der Gewerbsfleiß in Piemont und Savoyen ſehr im Zunehmen iſt. Die Induſtrieerzeugniſſe, die wir ehemals von Frankreich oder ſonſt vom Ausland beziehen und theuer bezahlen mußten, werden jezt gleich gut und bedeutend wohlfeiler im Land gemacht. So war es mit den Seidenſtoffen von Blanc Duport u. Comp. zu Taverges (im Genevois), die vor einigen Jahren ſchon die goldene Medaille bekamen und ſeitdem ihr Gewerb immer vervollkommnet haben. Eine andere Fabrik in Chambery lieferte treffliche Gaze aller Art. Beide Fabriken arbeiten ſchon für das Ausland. Durch die Ereigniſſe in Lyon ſeit dem November 1831, durch die Unzuverläſſigkeit aller dort gemachten Beſtellungen und durch die Auswanderung vieler geſchickten Arbeiter haben nicht nur die ſchweizeriſchen Seidenfabriken ſehr gewonnen, ſondern auch die unſrigen. Auch in der Fabrikation des Tuchs und der gedruckten Baumwollenzeuge war Fortſchreiten zu bemerken. Glas und Kryſtalle der Fabrik Laffin und Peraver in Alex waren wieder ſehr zu loben wegen ihrer Reinheit, Farbloſigkeit und Durchſichtigkeit; auch in Formen und Schleifung hat ſie gute Fortſchritte gemacht. Neben den glänzenden Kryſtallen war doch der Greyerzkäſe nicht zu verachten, den der Graf Bellecombe auf ſeinem Gut in der gebirgigen, unfruchtbaren Tarentaiſe verfertigt hatte und der dem beſten Schweizerkäſe gleichkam; eine ſehr bedeutende Induſtrie für das an Alpenkräutern ſo reiche Savoyen. Sehr Lobenswerthes hatte auch die Eiſengießerei zu Cran bei Annecy ausgeſtellt; darunter führe ich nur an die zierlichen Teller, die Geländer, die durchbrochenen Medaillons, die Pateren und die Druckerpreſſen. François Burdin u. Comp. in Chambery ſind im Inland und auch in der Nachbarſchaft wohl bekannt durch ihre großen Baum-, Blumen- und Gewächsſchulen, die nicht allein zahlreichen Arbeitern Nahrung geben, ſondern auch dem Anbau und der Verſchönerung des Landes weſentlich nützen. Aber nicht blos die Fabrikanten und Künſtler des Landes hatten zu der Induſtrieausſtellung beigetragen, ſondern auch die Stadt Turin, die Akademie der Wiſſenſchaften, das Artilleriekorps, die königliche Adminiſtration des Innern, die Hautte-lice-Fabrik, Staatsräthe, Profeſſoren, Freunde der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; Damen ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel-Korreſpondenz.

Erſtes Wort.

Räthſel.

Wem es allzugut gefällt,
Den nennt Egoiſt die Welt.

Zweites Wort.

a. Anagramm.

Wir geboten über Römer-Leben.

b. Räthſel.

Ich kann dir Tod oder Leben geben.

Drittes Wort.

Palindrom.

Ich bin ein Spiegel, den dein Hauch nicht trübt,
Doch ſterb' ich, wird er oft an mir verübt.

Antwort.

Erſtes Wort.

Räthſel.

Mein beſter Freund iſt dieſes Wort,
Bleibt gern im alten Stand und Ort.

Zweites Wort.

a. Logogryph.

Setz' e ſtatt a darin, ſo iſt's ein deutſcher Stamm;

b. Homonyme.

Dem Wort mit a entſteigt kein Bräutigam.

Drittes Wort.

Räthſel.

Es hält die Menſchen in der rechten Ferne;
Mit Ihnen ſpräch' ich auch nicht gröber gerne.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. December 1833.

> Nicht Hermia, Helena iſt jezt mein Leben.
> Wer will die Kräh' nicht für die Taube geben?
> Der Wille wird von der Vernunft regiert,
> Mir ſagt Vernunft, daß Euch der Preis gebührt.
>
> Shakeſpeare.
> Ein Sommernachtstraum.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſezung.)

Im Wirthshauſe abgeſtiegen, verlangte Graf Albrecht ſogleich einen Burſchen, der ihn aufs Schloß bringen könne, weil er noch an demſelben Tage der Gräfin ſeine Aufwartung zu machen wünſchte, erfuhr jedoch, daß ſie nicht auf dem Schloſſe, ſondern im Dorfe wohne, weil jener ſchreckliche Zufall ihr den Aufenthalt im Herrenhauſe verleidet habe. Er ließ ſich mithin durchs Dorf führen und kam am Ende einer Allee an ein Gärtchen, durch deſſen weißes Gitterwerk ſich volle Roſen drängten. Mitten im Garten lag ein freundliches Häuschen, deſſen weiße Vorderwand nur durch grüne Jalouſien unterbrochen ward, die bei der ſinkenden Sonne kaum mehr nöthig ſchienen. Als er nun, um den Eingang zum Hauſe zu ſuchen, der Länge nach an dieſen Jalouſien vorbeiging, ließ ſich hinter einer derſelben eine angenehme Stimme mit den Worten vernehmen: „Margarethe! biſt du es?“ — „Ja,“ erwiderte er mit unterdrückter Stimme. — „Schlage die Jalouſien zurück, damit ich die Abendluft noch ein wenig genieße.“ In nicht geringer Angſt, bemerkt zu werden, that er, was ihm geheißen war, und ſah ſich plötzlich einem ältlichen Frauenantlitz gegenüber, das kein Zeichen der Ueberraſchung gab, weil deſſen Augen, wie ein zweiter Blick ihn überzeugte, nichts ſahen. Weiter vom Fenſter, an einem Tiſche ſaß eine ſchlanke Geſtalt in lieblicher Stellung, den Kopf eifrig über eine weiße Arbeit gebückt. Albrecht zog ſich ſchnell zurück und dachte ſich, wenn die junge Gräfin ſo einnehmend von Geſicht wie von Geſtalt ſey, ſo ließe ſich hier etwas hoffen; aber die Blindheit der Mutter war ihm unbegreiflich. Er ging darauf ins Haus hinein und nahm, da er Niemanden fand, ihn anzumelden, keinen Anſtand, anzuklopfen und, ſich der ländlichen Freiheit bedienend, ohne Weiteres ins Zimmer zu treten. Erſt jezt fiel es ihm auf, daß die beiden Frauen nicht in Trauer ſeyen und daß er ſich alſo geirrt haben könne; oder es war ihm ſchon früher aufgefallen und er hatte nur keine Luſt, der Bedenklichkeit eher nachzugeben, als bis er nicht mehr zu befürchten hatte, dadurch von der Gegenwart dieſer Damen ausgeſchloſſen zu werden, die nun einmal eine Neugierde in ihm erregt hatten, zu deren Bekämpfung er eigentlich keine Urſache ſah. — In Folge dieſer unwillkührlichen oder willkührlichen Verwechslung befand er ſich jezt in einem ſehr angenehm eingerichteten Zimmer; ein ſanfter Blumenduft durchzog die Luft, hübſche Bilder zierten die Wände, und in der Stellung und Form der Mobilien war ein gewiſſes Etwas, das Eleganz und Geſchmack ankündigte. Eine Frau von etwa ſechs-und-zwanzig Jahren, im dunklen, einfachen Hauskleide, trat ihm artig, doch

Digitized by Google

gleichſam fragend entgegen, und auch die Blinde erhob ſich horchend von ihrem Lehnſtuhl am Fenſter.

„Ich fürchte beinahe fehlgegangen zu ſeyn,“ ſagte er entſchuldigend. „Doch wohl nicht,“ meinte die Blinde; „Sie ſind gewiß ein Verwandter der Frau Paſtorin.“ — „Gewiß nicht,“ fiel die junge Frau erröthend ein. „Wahrſcheinlich gilt Ihr Beſuch der Gräfin **, die im obern Stockwerke wohnt.“ Er bejahte dieß und entſchuldigte ſich mit ſeiner Unbekanntſchaft der Gegend und der Perſonen. „Sonderbar,“ ſagte die Blinde nachdenklich, „es iſt eine auffallende Familienähnlichkeit zwiſchen des Herrn Stimme und der deinigen.“ Albrecht benutzte dieſe Aeußerung, um einen Augenblick über dieß Thema fortzuſchwatzen; er wäre gar zu gern länger geblieben, da es ihm aber ſchien, als ſey dieſer Wunſch ziemlich einſeitig der ſeinige, ſo mußte er ſich doch bald zum Abſchied entſchließen, um ſeinen Weg eine Treppe höher hinauf zu nehmen. Welcher Kontraſt! Zwei Damen in modernſter Trauer, mit ungeheuren ſchwarzen Aermeln und ellenbreiten Krepphauben traten ihm entgegen, von denen die eine unſtreitig ſehr ſchön und in der erſten Blüthe der Jugend war; allein Albrecht war jetzt eben geneigt, die Reize des gereifteren Alters anziehender zu finden, obgleich er ſich doch nicht bis zur Anerkennung der mehr als vierzigjährigen, welche die gräfliche Mutter in übergroßer Fülle beſaß, erheben konnte. Die Bekanntſchaft war ſchnell gemacht, denn ein Brief ſeiner Mutter hatte ihn ſchon für die Zeit ſeines Aufenthalts in Barnau der Güte der Damen empfohlen. Die Gräfin vergoß noch reichliche Thränen in der Erinnerung ihres ſchmerzlichen Verluſtes; die Tochter ſchien bereits getröſtet, und es gefiel ihm, daß ſie nicht einen Schmerz affektirte, den ſie nicht empfand. Er erzählte ſein Abentheuer im Erdgeſchoſſe und erkundigte ſich, wer die Damen dort ſeyen. Die Wittwe des vorigen Paſtors, war die Antwort, welcher Papa die Wohnung gelaſſen habe, weil ſie eine brave Frau ſey und nicht nur für ihre kleinen Kinder, ſondern auch für eine alte blinde Freundin zu ſorgen habe. Dieſe Auskunft war einfach und proſaiſch genug, um alles romantiſche Intereſſe niederzuſchlagen; dennoch war der junge Graf nur halb bei dem Beſuch, den er mehr abkürzte, als es ſonſt wohl der Fall geweſen ſeyn dürfte.

Den nächſten Tag hatte er vollauf zu thun, um ſich über den Stand der Geſchäfte, die ihn hergeführt hatten, zu orientiren; er arbeitete den ganzen Tag mit ſeinen Kollegen und ging dann wieder zur Gräfin, deren Einladung zu einem ſpäten Diner er angenommen hatte. Hier ward ihm Gelegenheit gegeben, den Witz der jungen Gräfin Octavie zu bewundern, die ſich unbefangener zeigte, als am erſten Tage; man ſprach über mehrere gemeinſchaftliche Bekannte, und über Jeden hatte ſie ein Bonmot, nicht immer der harmloſeſten Art, zur Hand. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß dieſes einen widrigen Eindruck auf Graf Albrecht machte; vor nichts in der Welt hatte er eine größere Angſt, als vor Prüden, und dieſe Angſt hatte ihren Grund darin, daß in ſeiner Vaterſtadt eine Generation von Koketten, und mehr als Koketten, ein Geſchlecht von ſo langweiligen Heiligen hervorgebracht und aufgezogen hatte, daß die Damen nicht nur kein pikantes Wort in ihrer Gegenwart duldeten, ſondern auch den Herrn, die ſich erkühnten, ſie anzureden, nur mit der größten Vorſicht antworteten, aus Furcht, in ihre Netze zu fallen; kurz, eine junge Frauenwelt, deren Zuſtand dem einer Feſtung glich, welche ſich vertheidigt, ohne attakirt zu werden; wenigſtens läßt ſich aus einigen unzweideutigen Winken unſeres Autors abnehmen, daß im Augenblicke der Gefahr die Maßregeln nicht immer ſo energiſch durchgeführt wurden, als ſie im Voraus angekündigt waren. — Nun, Comteſſe Octavie war keine Prüde; ſie ſcherzte frei, lachte viel, machte noch mehr lachen, und der Abend verging ihm angenehm, ohne daß er jedoch einige Nebengedanken, deren Ziel um eine Region niedriger lag, gänzlich hätte beſeitigen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Darſtellung neuerer Forſchungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswiſſenſchaften.

(Beſchluß.)

Die Bearbeitung eines andern Naturſtoffes, des Kautſchuck, Gummi elasticum, von welchem in unſern Berichten auch ſchon einmal die Rede geweſen iſt, macht gegenwärtig immer größere Fortſchritte. Daß daſſelbe zu Sonden, Bougies, in neuern Zeiten aber auch zu Hoſenträgern, Ueberſchuhen u. d. m. angewendet worden, iſt bekannt genug; ganz kürzlich hat man indeß auch angefangen, dieſes Harz, welches ſich erweichen läßt, zu ſpinnen, und dem königlichen Inſtitut zu London iſt neulich ein Faden von der Länge einer deutſchen Meile vorgelegt worden, welcher aus einem einzigen Pfunde deſſelben gewonnen worden. Mittelſt der Dampfmaſchine zieht man den Kautſchuck zur Feinheit des Zwirns aus, und verfertigt von dieſen Fäden beſonders Harpunleinen. Da dieſelben elaſtiſch ſind, ſo widerſtehen ſie dem Schneller, mittelſt deſſen der Wallfiſch oft die ſtärkſten gewöhnlichen Taue zerreißt, ſehr gut. Vielleicht laſſen ſie ſich auch zu Ankertauen anwenden; wenigſtens ſcheint es, als ob dieſer Gedanke ſehr nahe liege.

Wahrſcheinlich haben die Leſer kürzlich viel von einem neuen, höchſt merkwürdigen, in verzweifelten Fällen der Caries mit Glücke angewendeten Arzneikörper, dem

Digitized by Google

Kreoſot, gehört. Sie werden nach ſeiner Natur, ſeinen Beſtandtheilen fragen, und auch darüber werde ich hier zu berichten die Ehre haben, da die Entdeckung dieſer intereſſanten Subſtanz zu den wichtigſten Bereicherungen der Chemie gehört. Der Chemiker Reichenbach zu Blanko in Mähren hat nämlich einem von ihm entdeckten eigenthümlichen Beſtandtheile des Theers, welcher von öliger Beſchaffenheit und äußerſt fäulnißwidriger Natur iſt, den aus dieſen Eigenſchaften abgeleiteten griechiſchen Namen Kreoſot beigelegt. Dieſes fäulnißwidrige Princip ward, unbewußt, ſchon von den alten Egyptiern bei der Einbalſamirung ihrer Todten angewendet, indem es ſich unter den Stoffen befindet, zu welchen ſie ihre wohlriechenden Hölzer verkohlten. Man ſieht alſo auch hier, daß die Entdeckungen der Neuern oft nur das Wiederfinden eines ſchon Bekanntgeweſenen ſind, wiewohl ſie freilich auf rationellere Weiſe erfolgen, wogegen die Alten faſt nur den Inſtinkt der Empirie beſaßen. Die glänzendſte Eigenſchaft dieſes Kreoſot aber iſt, wie geſagt, ſeine Kraft in den verzweifeltſten Fällen des Caries. So bietet die Natur oft im Unſcheinbarſten, wie hier im Theer, das Wichtigſte dar; und wer weiß, über welche Stoffe wir jezt noch verächtlich wegſehen, ohne ihren koſtbarſten Inhalt zu ahnen, bis eine glückliche Hand das Geheimniß plötzlich an das Licht zieht.

Schließlich erwähnen wir noch einer neuen, äußerſt ergötzlichen optiſchen Spielerei: nämlich der vom Profeſſor Stampfer zu Wien kürzlich erfundenen, ſogenannten ſtroboskopiſchen Scheiben; eine Erfindung, welche ſich auch noch in ihrer Kindheit befindet, wahrſcheinlich aber, unter geſchickter Hand, bald eine bedeutende Erweiterung der ſogenannten natürlichen Magie werden wird. Ich weiß nicht, wie viele meiner Leſer vergleichen „ſtroboskopiſche Scheiben" und die unendlich überraſchenden optiſchen Täuſchungen, welche man damit hervorzaubert, ſchon ſelbſt geſehen haben? für diejenigen aber, denen die Sache noch neu iſt, will ich hier anführen, daß jene Scheiben kreisförmig, der Leichtigkeit wegen von Pappe ſind und etwa einen Fuß im Durchmeſſer halten. Den Mittelpunkt umgeben in concentriſchen Kreiſen Figuren, welche nach einem gewiſſen Geſetze, deſſen allgemeine Natur ſich aus unſerer Darſtellung ſogleich ergeben wird, entworfen ſind; gegen den Rand hin aber iſt die Kreisſcheibe mit einer Anzahl gleichweit von einander abſtehender viereckigen Löcher durchbrochen. Die Scheibe befindet ſich vertikal auf einem Geſtell, welches erlaubt, ſie in dieſer Lage in eine ſchnelle drehende Bewegung zu verſetzen, und ihr parallel gegenüber befindet ſich ein gewöhnlicher Planſpiegel. Man richtet das Auge durch eines jener Randlöcher auf dieſen Spiegel und läßt die Scheibe ſodann in möglichſt ſchnelle Drehung verſetzen. In demſelben Augenblicke fängt im Spiegel die bewegteſte, bunteſte Scene an. Nach Maßgabe der auf der Scheibe entworfenen verſchiedenartigen Sujets ſieht man bald Luftſpringer die wunderbarſten Jongleurkünſte treiben, bald Räderwerke in ungeheurer Eile in Thätigkeit treten, Hämmer auf Amboſſe ſchlagen, Windmühlenflügel ſich drehen u. ſ. w., daß das erſtaunte und überraſchte Auge gar nicht weiß, wohin es blicken ſoll. Indem man nämlich den Blick durch das eine Randloch auf den Spiegel fixirt und nun die Scheibe ſchnell dreht, paſſiren alle übrigen Randlöcher ſo ſchnell vor dem Auge vorbei, daß man meint, immer noch durch jenes erſtere zu ſchauen, weil der Trennungsmoment zwiſchen den ſucceſſiv folgenden Löchern zu kurz iſt, um zur Perception zu gelangen. Eben ſo ſchnell gleiten aber auch die entſprechenden Bilder vorbei, und wenn alſo z. B. ein Knabe in verſchiedenen Stellungen, Kopf oben, Kopf unten, gemalt wäre, ſo muß es dem Beſchauer genau ſo vorkommen, als wenn dieſer Knabe ein Rad ſchlüge. Eben ſo verhält es ſich mit den oben erwähnten Windmühlenflügeln, und im Allgemeinen mit allen Sujets: es kommt, wie wir dieß Geſetz auch oben angedeutet haben, nur darauf an, dieſen Sujets in den koncentriſchen Kreiſen, in denen ſie ſich folgen, ſucceſſiv die angemeſſene Stellung zu geben; und man braucht dabei nicht einmal beſonders exakt zu ſeyn, eben weil die große Schnelligkeit der Drehung das Bemerken einer kleinen Unregelmäßigkeit in der Zeichnung verhindert. Denkt man ſich Scheibe, Randloch und Spiegel recht groß, und die rotatoriſche Bewegung recht ſchnell, ſo erhellt, daß mittelſt dieſer Vorrichtung ganz wunderbare Effekte bewirkt werden können. Ich gehe aber in den Erwartungen von dieſer Erfindung noch weiter, indem ich die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Anwendung, z. B. einer Verſinnlichung der planetariſchen Bewegungen unſeres Sonnenſyſtems, davon hoffe, welche Idee ſich vielleicht durch Verbindung mehrerer Spiegel mit der ſtroboskopiſchen Scheibe verwirklichen läßt. In jedem Falle iſt dieß ein Fingerzeig für den wackern Erfinder, auf dem betretenen intereſſanten Wege muthig fortzuſchreiten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortſetzung.)

Von der Volkserziehung.

Man hat beſonders in Frankreich Piemont ſehr zum Vorwurf gemacht, daß es den gegenſeitigen Unterricht nicht begünſtige und durch ſein unverzeihliches Vorurtheil gegen dieſe herrliche Methode die Ausbildung des Volks zurückhalte; dieß ſey aber gerade der Hauptzweck der Regierung und der Geiſtlichkeit u. ſ. w. Um auf dieſe Vorwürfe zu antworten, ſind mehrere kleine Schriften erſchienen, aus denen ich Einiges ausziehen will, was ich ſehr wahr finde und was auch zur

Rechtfertigung der deutſchen Regierungen dienen kann, die den gegenſeitigen Unterricht bisher nicht in ihren Ländern eingeführt haben. Der Verfaſſer des ami des hommes oder der réflexions sur l'éducation commune, considérée dans ses rapports avec la morale et avec le bonheur du peuple, ein erfahrener, vorurtheilsfreier Schulmann, der lange in Frankreich thätig war, ſagt in der Einleitung ſeiner trefflichen Schrift: „Man hat viel geſtritten und viel geſchrieben, welcher Lehrmethode zur Verbreitung des Unterrichts der Vorzug zu geben ſey. Gleich hat ſich die Leidenſchaft eingemiſcht, die Frage iſt zur biſſigen Polemik geworden und die ruhige Prüfung verſchwunden. So hat man auch ausgebreitet, wer das Entzücken über den gegenſeitigen Unterricht nicht theile, der ſey ein Obſkurant, der wolle die Verdummung (abrutissement) der niedern Klaſſen, um nach Willkühr über die Beſchränkten herrſchen zu können. Dergleichen Säze bedürfen keiner Widerlegung, ſo lange in Ländern der gegenſeitige Unterricht nicht eingeführt iſt, wo — wie in Preußen — Volksbildung und Unterricht einen ſehr hohen, ja einen ganz andern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, als in Frankreich und England, deren Einwohner der gegenſeitige Unterricht noch nicht aus ihrer kraſſen Unwiſſenheit hat reißen können. Viele von denen aber, die ſich ſo ſchnell und feurig für die neue Methode erklärten, waren weder durch Kenntniſſe, noch durch Erfahrung im Stande, ſie mit den frühern zu vergleichen; ſie ließen ſich durch etwas augenblicklichen Schein irreführen, und wer nicht mit ihnen in Ein Horn blies, der war wenigſtens ein am Alten hängender Pedant. Es läßt ſich nicht läugnen, daß unſere Zeit reich iſt an neuen Lehrmethoden, von denen einige wirklich ein Schritt zum Beſſern ſind; aber vor Allem entſteht die Frage, ob man ſich bei der Erziehung des Kindes lediglich darauf beſchränken darf, daß es mehr oder weniger Kenntniſſe erhält? Ehemals glaubte man immer, daß der Unterricht nur ein Theil der Erziehung ſey; alle Methoden haben aber immer nur den Unterricht vor Augen, und könnten ſie auch unbedingt als trefflich angeſehen werden, ſo iſt durch ſie doch nur ein Theil der Volkserziehung verbeſſert worden. Wollte man aber dieſen Lerntheil über den Bildungstheil Herr werden laſſen, ſo könnte man vielleicht zwar ſehr früh, ſehr leicht und ſehr gut unterrichtete Kinder haben; es fragt ſich aber, ob dieſe Kinder ſittlich, anſtändig, kindlich und religiös erzogen ſind? Die Erziehung in den niedern Sphären, alſo vorzugsweiſe die Volkserziehung, hat häufig das Geſchäft, wieder gut zu machen, was durch die Natur und das häusliche Beiſpiel übel gemacht worden iſt. Die Erziehung iſt dann eine zweite Natur, und ihr Einfluß kann und darf nur langſam ſeyn, um ſicher zu wirken... Je mehr man mir die Schnelligkeit im Unterricht, je mehr man mir die raſchen Fortſchritte des Kindes im Lernen bei irgend einer Methode rühmt, um ſo gefährlicher ſcheint mir dieſe Methode für die Volkserziehung, die gar viele Eltern für beendigt bei ihren Kindern halten, wenn dieſe nur gute Kenntniſſe haben. Mit ein Bischen Ueberlegung kann man einſehen, daß die Moraldisciplin mit der Lerndisciplin gleichen Schritt gehen, daß ſich beide gegenſeitig helfen, unterſtützen und bedingen müſſen, ſo daß keine der andern voraneilt. Durch dieſe Verbindung wird auch die Dauer der Erziehung beſtimmt, die ſo lange anhalten muß, bis das Gemüth und der Geiſt des Kindes gleich ſehr entwickele und befeſtigt ſind. Dieß kann aber für Erſteres nicht ſchnell, nicht durch Sprünge geſchehen, ſondern nur durch langſame, beſonnene Entwickelung, zumal wenn vorher böſe Gewohnheiten ausgerottet werden müſſen, ehe Gutes an ihre Stelle geſäet wird.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, December.

Thiers. St. Madelaine.

Obſchon die Jahreszeit weit vorgerückt iſt, ſo werden doch die öffentlichen Bauten keineswegs unterbrochen, ſondern im Gegentheil mit außerordentlicher Thätigkeit fortgeſezt. Dem Miniſterium der öffentlichen Arbeiten ſteht ein junger Staatsmann vor, der dreimal ſo geſchäftig und eilig iſt, als ſeine ältern Kollegen, und auch die jungen Künſtler gern anſtellt oder beſchäftigt, ſogar lieber, als die ältern. Ein alter Maler ſagte mir neulich mit betrübtem Blicke, als er wie ſonſt um Beſtellung eines Gemäldes für Rechnung der Regierung gebeten, habe man ihm geantwortet, man müſſe die jüngern vorzüglich aufmuntern. Die Antwort wäre freilich ein wenig hart und betrübend für die ältern Künſtler; aber wahrſcheinlich ertheilt man ſie nur denen, von welchen kein Meiſterſtück zu erwarten iſt. So viel iſt gewiß, daß jezt weit mehr junge Künſtler Beſchäftigung erhalten, als zuvor, und daß alſo das verborgene, aufkeimende Talent mehr Gelegenheit hat, ſich zu entwickeln, als da ihm ältere Künſtler, die zuweilen Alles an ſich zogen, den Weg zum Lichte verrammelten. Man hat es mehrmals den Pariſern und der franzöſiſchen Regierung vorgeworfen, daß ſie mehr beginnen, als vollenden, und in der That ſtanden eine Menge Monumente unvollendet da. Dieſen Vorwurf will die jezige Regierung nicht auf ſich ſitzen laſſen, und daran thut ſie recht wohl. So wird denn raſch an dem Magdalenentempel gearbeitet, an dem ſchon im vorigen Jahrhundert einige Millionen Livres mochten verbaut worden ſeyn. Bekanntlich wollte Napoleon einen Tempel des Ruhms daraus machen; allein er fiel, ehe der Tempel fertig war; eigentlich hat er auch wenig daran bauen laſſen, und vielleicht ſollte der Tempel dem Friedensruhme gewidmet werden; unter ſeiner Herrſchaft war aber ſtets Krieg, und der Kriegsruhm hat eben nicht nöthig, in einen Tempel eingeſchloſſen zu werden. Die Bourbons ließen den Bau nach dem alten Plane wieder fortſetzen, jedoch mit zweckmäßigen Abänderungen; aber auch ſie fielen, ehe der Tempel fertig war. Das Monument hat alle Regierungen, welche Hand an daſſelbe gelegt haben, fallen ſehen, und wäre ich Ludwig Philipp, ſo hätte ich mich lange bedacht, ehe ich den Bau fortgeſezt hätte. Aber dießmal ſcheint es doch, als ob das Gebäude wirklich zu Stande kommen ſollte, ohne daß deßhalb wiederum eine Regierung fällt. Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Alles iſt in Bewegung, um das der Vollendung nahe Gebäude zu verſchönern. Es ſteht auf einem freien Platze, um welchen ſich ſchon längſt neue Häuſer erhoben haben; es wird wie die Börſe mit einem Säulengange und einem eiſernen Gitter umgeben; leztere Vorſicht iſt bisher auch nur bei der Börſe angewendet, und eben wegen Mangels derſelben ſehen die meiſten großen Gebäude in Paris ſchmutzig und beſchädigt aus. Eine Schwierigkeit ſtellte ſich dar; das Gewölbe der Kirche ſollte bemalt werden; nun fehlt es aber jezt an Malern, welche in geiſtlichen Sujets geübt ſind. Man hat ſich an Laroche gewandt, einen Künſtler der neuern franzöſiſchen Schule, der ſich bisher um Heiligenbilder wenig bekümmert und nur Scenen aus der romantiſchen Geſchichte des Mittelalters dargeſtellt hat. Er hat das Anerbieten angenommen, will aber erſt nach Italien reiſen, den alten Künſtlern das Darſtellen heiliger Geſchichten abſehen und ſich dann ſchnell ans Malen begeben. Schon in zwei Jahren ſollen ſeine großen Gemälde fertig ſeyn. Wir werden ſehen, was daraus wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 10. December 1833.

Es liegen da zwei Koloſſe, jeder aus Einem Stein, nahe bei einander; der eine iſt noch wohl erhalten, vom andern aber iſt der obere Theil vom Sitze herabgeſtürzt, in Folge eines Erdbebens, wie behauptet wird. Es herrſcht die Meinung, daß einmal jeden Tag von dem noch auf dem Throne und der Baſis befindlichen Theile ſich ein Schall, wie von einem nicht ſtarken Schlag, hören laſſe. Auch ich habe, als ich an dieſem Ort war, mit Aelius Gallus und der Menge der ihn begleitenden Freunde und Soldaten, um die erſte Tagesſtunde den Schall gehört; ob er aber von der Baſis oder dem Koloſſe kam, oder ob einer von den rings herum und auch bei der Baſis ſtehenden Menſchen ihn abſichtlich hervorgebracht, darüber kann ich nicht entſcheiden. —

Strabo. XVII. 1.

Von der tönenden Memnonsſäule.

Was für eine Bewandtniß hat es mit jenem egyptiſchen Memnon, mit jener vielbeſprochenen Statue, welche die aufgehende Sonne mit harmoniſchen Klängen begrüßte? — „Iſt es ein Symbol, das auf der Scheidewand zwiſchen Tag und Nacht ſchwebt, der Jahrescyklus der Pſalmen, die Frühwache und der Horencyklus, der tönende Einklang der Sphären, das verkörperte Wahrzeichen des ewigen Lichts, ein Sonnenzeiger, der auf die Incarnationen der Sonne deutet? — Dieß ſind die eigenen Worte des berühmten Creuzers in ſeiner Symbolik, in welcher nur gar zu oft ſtatt klarer Ideen prächtige Worte ſtehen und poetiſche Träumereien für Geſchichte gelten müſſen. Wahrhaftig! da iſt mir, Gleichniß um Gleichniß, Phraſe um Phraſe, Molières populärer Memnon lieber: „Ne plus ne moins, Mademoiselle, que la statue de Memnon rendait un son harmonieux lorsqu'elle venait à être éclairée des rayons du soleil, tout de même me sens-je animé d'un doux transport à l'apparition du soleil de vos beautés.“ Sollte man nicht meinen, Molière habe das gelehrte Deutſchland und ſeine großmächtigen Worte, die Symbolik und ihre Orakel im Geiſte vorausgeſchaut? nur daß er klarer iſt. Es war einmal Zeit, daß man die Geſchichte des ſogenannten Memnon ernſtlich nach den authentiſchen Texten und Inſchriften aufzuklären ſuchte; denn wahrhaftig, es wurde einem nachgerade ſchwindlicht vor Metaphern und Gleichniſſen. Wenn man, theoretiſchen Grübeleien entſagend, ſich ſtreng an die Thatſachen hält, wird Memnon in dem Grade hiſtoriſch intereſſanter, in dem ſich das die Einbildungskraft beſtechende myſtiſche Dunkel aufhellt.“

So ſpricht ein Franzoſe in einer Beurtheilung des kürzlich erſchienenen Werks des Archäologen Letronne: La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce. Man ſieht, die Franzoſen leſen nachgerade unſere Geſchichtspoeten; aber Creuzer iſt der wahre Mann, über dem der oberflächliche Franzoſe, der nichts Seltſameres kennt, als die teutoniſchen Nebelgebilde, ſich zu todt lachen, derjenige Franzoſe aber, der ſich in ſein Studium beharrlich verſenkte, närriſch werden könnte. Den Alterthumsforſchern und Philologen unter unſern Leſern, welche gerne recht grell abſtechende Muſter von deutſcher und franzöſiſcher Einbildungskraft neben einander ſehen möchten, empfehlen wir, Creuzers Abhandlung über den Memnon mit Letronnes erwähnter Schrift zu vergleichen. Dem größern Kreis der Leſer aber erzählen wir der Hauptſache nach, was der nüchterne Franzoſe aus dem wunderbaren Memnon macht.

Herodot und Diodor ſagen kein Wort von der tönenden Bildſäule, und nicht nach ihnen, ſondern nach weit unzuverläßigern Schriftſtellern hat einer dem andern

Digitized by Google

nachgeſagt, die Statue ſey von Cambyſes zerbrochen worden. Der erſte Text, in welchem das Phänomen des Tönens erwähnt wird, iſt der des Strabo: bei der Beſchreibung der beiden Monolithen in der Ebene von Theben erzählt er, der eine derſelben, den er aber, wohlgemerkt, nicht Memnon nennt, habe durch ein Erdbeben ſeinen obern Theil eingebüßt, und erwähnt mit ſichtbarem Mißtrauen des Tons, den die Statue einmal des Tags hören laſſen ſolle. Dieſelbe Geſchichte wird nun, in verſchiedenen Ausdrücken, aber mit dem Namen Memnon, von Juvenal, Dio, Lucian, Pauſanias, Tacitus und den Neuern erwähnt. An Erklärungen fehlte es nicht, und man durfte endlich hoffen, über die Sache mehr ins Reine zu kommen, als um das Jahr 1740 Pococke auf dem linken Nilufer die Statue wieder auffand, die er an den zahlreichen daran befindlichen Inſchriften bald erkennen mußte. Er machte die Inſcriptionen, ſo weit er ſie leſen konnte, bekannt, und man hätte denken ſollen, dieſer Punkt werde nun durch hiſtoriſche Kritik ſeine Erledigung finden; dem war aber nicht ſo, und ſogar die große Déscription de l'Egypte der Franzoſen ſezte den Träumereien der Männer vom Fache kein Ziel; man ſehe nur, ſagt unſer franzöſiſcher Kritiker, mit welch phantaſtiſchen Ideen man ſich im hochgelehrten Deutſchland trägt!

Durch die Unterſuchung des gegenwärtigen Zuſtands der Bildſäule, mittelſt ſorgfältiger Reviſion der Texte, in denen von ihr die Rede iſt, und nach einer Menge bisher nicht bekannt gemachter Inſchriften an den Beinen und dem Fußgeſtelle, iſt *Letronne* zu folgenden Reſultaten gelangt. Das vielbeſprochene Granitbild iſt die Statue des egyptiſchen Königs Amenophis III.; ſie wurde durch das Erdbeben im Jahr 27 vor der chriſtlichen Zeitrechnung zerbrochen; erſt von dieſer Zeit an, und zwar nicht auf einmal, ſondern allmählig, kam ſie in großen Ruf wegen des eigenthümlichen Klanges, den man aus dem noch ſtehengebliebenen Theile bei Aufgang der Sonne zu vernehmen meinte; die griechiſche Phantaſie ſchuf nach falſchen Analogien den alten König in den Sohn der Aurora, Memnon, um; der Zudrang der Neugierigen zu dem Wunder fing erſt zu den Zeiten Neros an und hörte nach zweihundert fünfzig Jahren unter Septimius Severus auf; der Ton hängt mit der Verſtümmlung der Statue genau zuſammen, denn von der Zeit an, wo ſie reſtaurirt worden, wird ſeiner nur noch traditionell erwähnt; kaum iſt der Koloß wieder ganz, ſo verſtummt von Neuem ſein Morgengeſang, deſſen Niemand *vor* dem Unglück, das ihn betroffen, Erwähnung thut.

Von den Details der Unterſuchung nur einiges Wenige. Wie kam jener Amenophis am Ende zu dem Namen Memnon? Einfach ſo: einmal ſtand der Koloß in dem Stadttheil von Theben, der bei den Griechen, nach den Egyptern, *Memnonium*, das Quartier der Denkmäler, der Gräber hieß; und dann war es den Griechen bei ihrer Neigung, etwas Natürliches zu einem Wunder zu ſtempeln, und mit ihrer von mythologiſchen Bildern erfüllten Einbildungskraft ein Leichtes, auf Memnon zu verfallen, der alle Morgen ſeine Mutter Aurora mit harmoniſchen Lauten begrüße. Ein augenfälliger Beweis, daß die Egypter von jeher mit dieſem Homeriſchen Mythus rein nichts zu ſchaffen hatten, liegt darin, daß nicht ein einziger ſeinen Namen auf die Bildſäule geſchrieben hat.

Welche Bewandtniß hat es aber nun mit der wunderbaren Stimme? Sollte blos Prieſtertrug im Spiele geweſen ſeyn, wie ſchon Strabo zu glauben ſcheint und ſo viele nach ihm kecklich behauptet haben? Von dieſer ſchaalen Erklärung will der franzöſiſche Kritiker nichts wiſſen, und hält ſich an eine rein phyſikaliſche Urſache. In den zuverläſſigſten Stellen der alten Schriftſteller iſt nur von einem harmoniſchen *Krachen* die Rede, und man vernahm den Laut bei Sonnenaufgang oder etwas nachher. Nun weiß man aber nach verſchiedenen Beobachtungen, daß Granite und Breccien, namentlich wenn ſie zerklüftet ſind, um dieſelbe Zeit einen Ton von ſich geben, was daher rührt, daß, indem auf die kalte Morgenluft raſch ein bedeutender Wärmegrad eintritt, ihre kleinſten Theile in eigenthümliche Schwingung verſezt werden. Poetiſch iſt dieſe Anſicht nicht, aber höchſt wahrſcheinlich, und der einfache Ausdruck des Plinius: contactum radiis *crepare* dicunt, „wenn die Sonne ihn beſcheint, ſoll er *krachen*," könnte nicht beſſer dazu paſſen. Das Phänomen war juſt dadurch bedingt, daß der Stein *zerbrochen* war; denn an einem ganzen, über fünfzig Fuß hohen Block, den man zwei deutſche Meilen weit ſieht, wäre es wohl unmöglich geweſen. Sehr bezeichnend iſt in dieſer Beziehung das Beiwort, deſſen ſich Juvenal bedient: *dimidio* Memnone,

„wo aus dem halben Memnon das magiſche Saitengetön hallt."

(Der Beſchluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſezung.)

Als Graf Albrecht zu Hauſe war, gedachte er ſonderbarerweiſe weniger des ſchönen Mädchens, das ihn ſo wohl unterhalten, als der jungen Wittwe, die er nicht einmal im Vorbeigehen wieder erblickt hatte. — Am andern Morgen ließ er ſich bei ihr anmelden, und kaum hatte er den Beſcheid erhalten, ſie ſey nicht zu Hauſe, als er, wir vermuthen, um ſie aufzuſuchen, ins Feld eilte, wo er ſie nicht fand, was freilich in der wildfremden Gegend mit gutem Grund zu vermuthen war. So vergingen ein paar Wochen, getheilt zwiſchen Geſchäften, Beſuchen bei der Gräfin und vergeblichen Verſuchen, die nur einmal

Digitized by Google

Geſehene wieder zu erblicken. Er ergoß ſeinen Mißmuth in Verſe, und mag auf dieſe Weiſe bedeutend mehr Süßes daraus geſogen haben, als ihm vielleicht die Erfüllung des Wunſches gewährt hätte; aber leider iſt im Manuſcripte wieder keine Zeile wörtlich angeführt. Endlich kam der Zufall ihm zu Hülfe; in einem entfernten Wäldchen traf er die junge Frau mit den Ihrigen in der größten Verlegenheit. Die blinde Alte hatte ſich durch einen unvorſichtigen Schritt den Fuß verſtaucht und ſaß, augenſcheinlich ſehr leidend, auf einem Stein. Vor ihr, auf der Erde, ſaß die Wittwe, den leidenden Theil auf ihrem Schooße haltend, zwei kleine Mädchen ſtanden in geringer Entfernung und ſahen ängſtlich nach der Gruppe hin. Graf Albrecht ſprang auf der Stelle hinzu, bot ſeine Dienſte an und ward ohne Bedenken gebeten, einen Wagen zu beſorgen; er that dieß mit größtmöglicher Eile und nahm dießmal nicht Abſchied, ohne die Erlaubniß erhalten zu haben, ſich nach dem Befinden der Leidenden erkundigen zu dürfen. Er that dieß gleich am folgenden Tage, ward in das Wohnzimmer geführt und traf dort die Frau des Hauſes, Madame Warner, allein. Sie beruhigte ihn über den Zuſtand ihrer alten Freundin, der ihn in der That geängſtigt hatte, und war dabei ſo lieblich anzuſchauen, daß ihr ganzes Weſen ihn, wo möglich noch mehr, als das erſtemal, entzückte. Er fand ein gewiſſes Etwas an ihr, das ihn in Erſtaunen ſezte, weil er es bis jezt nur in der erſten Geſellſchaft gefunden hatte: in ihrer Zurückhaltung, wie in ihrer Freundlichkeit war der vollkommenſte gute Ton; auch kam es ihm, wenn er allein war, ſonderbar vor, daß Comteſſe Octavie ihm durchaus den Eindruck einer jungen Frau, Madame Warner hingegen den einer lieblichen Jungfrau hinterließ, obgleich ſie Mutter und offenbar älter als jene war. Er ſuchte das Geſpräch zu verlängern, erkundigte ſich nach ihren Kindern und erfuhr, daß der Nachfolger ihres Mannes die Güte habe, den Mädchen täglich einige Unterrichtsſtunden zu geben, weßhalb ſie eben jezt bei ihm ſeyen. Auf Albrechts Bemerkung, daß die Sorge für die alte blinde Frau ihr eine Laſt mehr ſeyn müſſe, erwiderte ſie: „Meine alte Sophie iſt mir die thätigſte Gehülfin bei der Erziehung meiner Kleinen.“ — „Wie iſt es möglich,“ fragte er, „daß Sie ihr die Aufſicht über die Kinder auch nur einen Augenblick anvertrauen können?“ — „Das kann ich mit Zuverſicht, denn ihre ſchöne Seele hat eine ſolche Herrſchaft über die Gemüther meiner Kleinen, daß ſie ihr auf den erſten Wink gehorchen.“ — „Das iſt viel! Iſt ſie ſchon lange bei Ihnen?“ — „Seit meiner Verheirathung, ſeit zehn Jahren; aber ſchon vorher war ſie der Familie meines Mannes nahe verbunden. Doch ich müßte Sie mit Umſtänden bekannt machen, die für Sie kein Intereſſe haben, wenn ich Ihnen ganz erklären wollte, wie unſer Verhältniß eigentlich iſt.“ — „Wenn es keine Geheimniſſe ſind,“ ſagte Albrecht dringend, „ſo würden Sie mich ſehr glücklich dadurch machen.“

Nach einer kurzen Pauſe nahm Madame Warner folgendermaßen das Wort: „Mein Schwiegervater war Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie. Seine Zöglinge daſelbſt waren zwei Knaben und ein blindes Mädchen. Anfangs zog ihn nur Mitleid zu dem unglücklichen Kinde hin, deſſen langſame Faſſungskraft das äußere Hinderniß der Bildung nicht erſezte. Aber je mehr ſie ſich dem jungfräulichen Alter näherte, deſto ſchöner entwickelte ſich ihr religiöſer Sinn, und geſtaltete ſich nach und nach zu einem Charakter, deſſen eigenthümliche Liebenswürdigkeit ſein ganzes Herz erfüllte. Wiewohl ſie der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit der ganzen Familie war, ließ ſich doch nie jene Reizbarkeit des Temperaments an ihr bemerken, die Kränklichen und Verwöhnten ſo oft eigen iſt. Sie pflegte zu ſagen: „Die Liebe der Meinigen iſt das Einzige, was mein Leben erträglich macht; ich muß dieſelbe durch Dankbarkeit, Nachgiebigkeit und Gefälligkeit zu verdienen und mir zu bewahren ſuchen. Vielleicht hätte ich Hang zum Hochmuth gehabt, wenn ich ſehend wäre, und Gott hat mir die Blindheit beſchieden, damit ich jeden Augenblick daran denke, daß ich für mich allein ein hülfloſes Geſchöpf bin und Alles den freundlichen Geſinnungen meiner Nebenmenſchen verdanke.“ Wenn ſie, in Bezug auf einen ausgezeichneten Menſchen, bedauern hörte, daß ihm ſein Aeußeres gar zu ſehr im Wege ſtehe, ſagte ſie lächelnd: „Gott ſey gedankt! mich ſtört keine Häßlichkeit, für mich iſt nur die Seele da.“ — Und doch iſt ſie für einen äußern Reiz ſehr empfänglich: für den Ton der Stimme. Nach dieſer beurtheilt ſie die Menſchen, wie wir nach der Phyſiognomie; ein ſanftes oder bedeutendes Sprachorgan kann ſich in ihr Herz einſchleichen, wie die Züge geliebter Perſonen in das unſere. Auch in der Haushaltung war ſie keineswegs unbrauchbar; die feinſten Nähte und Säume wußte ſie vortrefflich zu nähen, und das zunehmende Alter, das durch Abnahme der Sehkraft ſo manche früher erworbene Geſchicklichkeit ſtört oder vernichtet, war der ihrigen durchaus nicht hinderlich, denn dieſe beruht auf der bewundernswürdigen und bis jezt ganz ungeſchwächten Zartheit ihrer Fingernerven. Auch wußte ſie ſich im eigenen Hauſe und in jedem, worin ſie ein paar Mal geweſen war, genau zurechtzufinden, freute ſich, daß die Dunkelheit ſie nicht, wie andere Menſchen, in Gefahr ſezte, ſich zu ſtoßen, und neckte oft ihre Freunde, wenn dieſe ſich über die kurze Dauer der Wintertage beklagten.“

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortſetzung.)

Von der Volkserziehung.

„Leibniz," fährt der Verfaſſer des ami des hommes etc. fort, „ſagte ſehr richtig, man würde die Welt umgeſtalten und reformiren, wenn man die Erziehung recht leitete. Er meinte damit vor Allem die ſittliche Erziehung, als die bei weitem wichtigſte, aber am meiſten vernachläſſigte. Wollte Jemand einwenden, daß der Unterricht die Hauptſache bei der Erziehung ſey, und daß Unrecht und Laſter in dem Verhältniß abnehmen, wie der Unterricht allgemeiner und tiefgreifender werde, daß wohlunterrichtete Leute auch gute Leute werden, ſo möchten wir den Sprecher erſuchen, die höhern, gebildetern und unterrichtetern Stände in Frankreich, beſonders in Paris anzuſehen; was hat dieſen ihr Unterricht geholfen? finden wir nicht überhaupt mehr Recht, Wahrheit, Sitte und Tugend in den Mittelſtänden, gerade darum, weil bei ihnen die Lerndisziplin und die Moraldisziplin mehr Hand in Hand gegangen ſind? Gewiß, wer leſen kann, wird vielleicht vor ſchlechten Handlungen eine gewiſſe Scheu haben; aber warum? Nicht etwa, weil er leſen kann, ſondern weil ihm glücklicherweiſe beim Leſen gute und ſittliche Bücher in die Hände gefallen ſind; wären es im Gegentheil Verbrecherromane oder Theaterſtücke aus der neueſten Zeit geweſen, ſo würden ſie wahrſcheinlich ganz das Gegentheil bewirkt haben. Immer aber müſſen gute Bücher Zeit haben, durch Lehre und Beiſpiele gute Geſinnungen zu entwickeln, die Gemüther zu erheben und zu durchdringen; es gehört dazu Zeit, die Zeit, welche keine Lehrmethode verkürzen kann." Hierauf geht der Verfaſſer in das Einzelne des wechſelſeitigen Unterrichts ein. „Treten wir in eine Schule dieſer Art, ſo finden wir nicht mehr die Ruhe, Stille und Sammlung wie ſonſt in der Schule; dafür werden die Uebungen und Exerzitien auf das Kommando des Moniteur général mit lärmender Genauigkeit ausgeführt; er läßt auch nach Willkühr die Bewegungen von Neuem anfangen, wenn ſie nicht recht augenblicklich und zugleich ausgeführt wurden, wenn die Schiefertafeln nicht zugleich auf die Tiſche gelegt worden ſind, oder Hände und Füße nicht taktmäßig genug die vorgeſchriebene Bewegung ausgeführt haben u. ſ. w. Die zahlreichen Schulkinder, denen es nicht immer um Nachdenken und Lernen zu thun iſt, wiederholen mit Vergnügen dieß Soldatenſpiel. Da ſtehen ſie auf das gegebene Zeichen zuſammen auf, gehen aus ihrer Bank und ſetzen ſich nach der Stelle in Marſch, wo ſie leſen ſollen, ſie erſchüttern den Schulſaal mit ihren derben Schritten u. ſ. w. Dieß ſoldatiſche, dieß rauhe, herrſchende oder dienende Weſen theilt ſich bald auch ihren Spielen, ihren andern Beſchäftigungen und ihrem häuslichen Leben mit. Ein Fehler entwickelt ſich am frühſten und ſchnellſten in uns, ein Fehler, der unſern Müttern und erſten Erziehern am meiſten zu ſorgen und zu thun gegeben hat, ich meine die Sucht zu herrſchen. Sie zeigte ſich ſchon frühe bei uns in Zappeln und Fußtrampeln, in Zorn und Schreien, wenn man nicht thun wollte, oder nicht thun konnte, was wir verlangten. Bedeutungsvoll ſcheint, daß das Kind in den Windeln ſchon ein kleiner Tyrann iſt; ſchon bei dem ganz ſchwachen Geſchöpf entwickelt ſich ein Fehler, der nur erſt mit dem Gefühl der Kraft entſtehen zu können ſcheint. Dugald-Stewart, dieſer treffliche ſchottiſche Denker, ſagt ſehr richtig: „Das Kind an der Mutter Bruſt entwickelt ſchon ſeine kaum keimende Kraft an Allem, was es erreichen kann. Die Spiele und Zeitvertreibe der Knaben haben faſt alle dieſe Richtung und dieſen Charakter: ſie geben ihnen die Ahnung ihrer Macht."

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, December.

(Beſchluß.)

Der Obelisk von Luxor.

Bei dem Baue der Magdalenenkirche bietet ſich eine vortreffliche Gelegenheit für Künſtler dar, ſich durch Arbeiten im großen und erhabenen Style zu verewigen. Sie werden ſobald keine große Kirche in Paris zu bauen und zu verzieren bekommen; ein Glück iſt es, daß dieſe ſchon vor der Revolution zum Theil erbaut war; in dieſem Jahrhundert hätte man wahrſcheinlich nicht den Grundſtein dazu gelegt. Eine andere Verſchönerung der Stadt ſoll der egyptiſche Obelisk werden, den man mit großen Koſten aus Egypten geholt hat und der ſich jezt in Havre befindet. Man ſieht es als eine Kleinigkeit an, ihn nach Paris die Seine herauf zu ſchaffen; ich fürchte aber, man wird hiebei auf große Schwierigkeiten ſtoßen. Man geſteht ſchon ein, daß die ſchwerſten Böte, welche bei hohem Waſſerſtande die Seine hinaufſchiffen, kaum ein Viertel der Schwere des Schiffes mit dem Obelisk haben; wie wird man alſo eine ſo ungeheure Laſt den Fluß hinaufbringen können? Jedoch ſind die Franzoſen ſinnreich; ſie haben andere, eben ſo große Schwierigkeiten überwunden, und vielleicht gibt die Nothwendigkeit, den Obelisk die Seine hinaufzubringen, zu neuen mechaniſchen Erfindungen Anlaß. Schon ehe der Obelisk in Frankreich angelangt war, fragte es ſich, wo man ihn aufſtellen ſolle. Am beſten nähme er ſich vielleicht an der Spitze der großen Seineinſel aus, wo man ihn von Weitem erblicken könnte. Auch ſollte unter Napoleons Herrſchaft hier eine Säule errichtet werden, was aber ſpäter abgeändert wurde. Da man jedoch eines Monuments auf dem Platze vor den Champs elysées bedurfte, auf welchem Ludwig XVIII. ſeinem Bruder, dem hier hingerichteten Ludwig XVI., eine Bildſäule errichten wollte, wozu bereits das Fußgeſtell fertig war, ſo ward beſchloſſen, ihn hier aufzurichten. Es fehlte nun nicht an tadelnden Stimmen, beſonders von Seiten derjenigen Künſtler, welche Egypten beſucht haben oder in egyptiſchen Alterthümern bewandert zu ſeyn meinen. Ihr Ungelehrten! riefen ſie, wißt ihr denn nicht, daß die alten Egypter nie einen Obelisk mitten auf einem Platze errichtet, ſondern dieſe ſpitzen Säulen vor dem Eingang großer Gebäude aufgeſtellt haben? wie ſoll ſich auf dem geräumigen Platze eine ſo ſchmale und niedrige Säule ausnehmen? Und wozu nun vollends das Poſtament, worauf ihr ſie errichten wollt? Der ſchwere Obelisk wird es erdrücken; die Egypter ließen die Obelisken geradezu aus dem Sande in die Höhe ſteigen. Dieſe gelehrten Redensarten machten die Regierung etwas ſtutzig, und ſie beſchloß vorſichtigerweiſe, an jenem Orte einen hölzernen, mit Leinwand umzogenen Obelisk aufzuſtellen. Dieß geſchah bei der lezten Jahresfeier der Julirevolution, und ſiehe da, der nachgeahmte Obelisk nahm ſich ſehr gut aus und ſchien weder zu groß, noch zu klein, weder unklaſſiſch, noch ungereimt; die Tadler mußten ſelbſt geſtehen, daß ſie ſich geirrt hatten. Seitdem iſt man feſt entſchloſſen, den Obelisk dort und nirgends anders aufzurichten. Es iſt noch Allerlei ausgeſonnen worden, um den ungeheuer großen Platz zu verſchönern. Die zweckmäßigſte Verſchönerung wären ein paar Reihen von Pappelbäumen; allein dieß werden die Herren Baumeiſter ſicher nicht vorſchlagen, denn es würde weder Ruhm, noch Gewinn abwerfen.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. December 1833.

— Wie kann die arme Blinde
Dem Lebensfrohen Glück bereiten wollen?
Wie kann ich wünſchen, daß durch meine Nacht
Er ſeinen heitern Tag verdunkeln ſolle?

Houwald.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

„Dabei war Sophie nicht unempfänglich für die Freuden des Sommers,“ fuhr Madame Warner fort, „und nicht nur der Duft des Laubes und der Blüthen ergözte ſie, ſondern auch die Klarheit des Himmels fühlte ſie, und oft richtete ſie ihr Antlitz mit den geſchloſſenen Augen nach der blauen Wölbung, als hätte ſie dieſelbe erblicken können. Mein Schwiegervater ſang ſehr ſchön; ihm zuzuhören, war ihr größter Genuß, und manchmal ſagte ſie zu den Ihrigen: „Macht doch die Augen zu, wenn er ſingt, damit ihr es einmal hören könnt, wie ich, denn das Sehen muß euch nothwendig ſtören. Warum beſingen die Dichter nur immer die Schönheit und ſo ſelten den Wohllaut? Ich kann mir's gar nicht denken, daß Schönheit ſo mächtig auf die Seele wirken kann, als Muſik.“ Mein Schwiegervater pflegte dieſes weiche Herz mit treuer Sorge und Liebe, und auch ihren Geiſt wußte er, obgleich der Gebrauch der Bücher ihr verſagt war und ihre Liebenswürdigkeit keineswegs in ſchneller Auffaſſungsgabe beſtand, ſo weit heranzubilden, daß ſie allen gewöhnlichen Anſprüchen genügen konnte. Allein die ächt chriſtliche Ergebung, mit welcher ſie nicht nur in das Nothwendige ſich zu fügen, ſondern ihm auch eine heitere Seite abzugewinnen wußte, die Originalität ihrer Bemerkungen, ihr reiner Sinn, ihre Arbeitſamkeit, ihr ſtets lebendiger Wunſch, nützlich zu ſeyn, das war es, was ſie ihm und Jedermann in ihrer Umgebung beſonders theuer machte. Als Sophie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, erhielt mein Schwiegervater eine längſtverdiente, doch ſeinen beſcheidenen Anſprüchen genügende Anſtellung und eilte nun, ſeiner Schülerin einen förmlichen Heirathsantrag zu machen. Sie war Anfangs heftig bewegt, verlangte allein gelaſſen zu werden, und zum erſten Male waren auf ihrem ſtillen Geſichte die unverkennbaren Zeichen eines innern Kampfes ſichtbar, als ſie am nächſten Morgen den Freier auf ihr Zimmer beſcheiden ließ. Sie ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, doch ohne in den erſten Augenblicken ſprechen zu können; endlich ſagte ſie mit mühſam errungener Faſſung: „Lieber Warner, Sie haben mich zum erſten Male in den Stand geſezt, ſelbſt zu beurtheilen, wie unglücklich ich durch meine Blindheit bin; denn ſehen Sie, ich gäbe jezt den Reſt eines langen Lebens gerne hin, um ein Jahr ſehend und die Ihrige zu ſeyn.“ — „Wie Du biſt,“ erwiderte er (er nannte ſie aus alter Gewohnheit Du), „wie Du biſt, theure Sophie, hängt mein Glück von Dir ab, ich wünſche nie ein anderes.“ — „Sie täuſchen ſich,“ ſagte ſie wehmüthig, „und würden den ganz unerſetzlichen Mangel nur zu bald fühlen. Wie ſollte ich Ihre Pflegerin, wie die Führerin

Digitized by Google

Ihres Hausweſens ſeyn, die ich ſelbſt immerwährender Pflege und Leitung bedarf!“

Nachdem mein Schwiegervater alle Gründe erſchöpft hatte, um ſie zu einer bejahenden Antwort zu bewegen, fügte er noch hinzu: „Kehre den Fall einmal um; wenn ich blind wäre, würdeſt Du mich darum nicht heirathen wollen?“ — „Gewiß nicht!“ ſagte ſie, „aber der Fall iſt ein anderer. Der Wirkungskreis des Mannes im Hauſe iſt ganz verſchieden von dem der Frau, ſein Einfluß braucht ſich nicht in Aeußerlichkeiten zu zeigen; die Frau aber muß nothwendig ſehen können, um ihre Pflichten zu erfüllen. Wie ſollte ich, um nur Einen Fall anzuführen, für die erforderliche Reinlichkeit ſorgen, da mein eigener Anzug mich jeden Morgen in Angſt und Noth verſezt, weil ich mich nicht durch die Augen überzeugen kann, ob ich auch äußerlich in einem Zuſtande bin, der mich nicht dem Spott oder gar dem Ekel der Menſchen ausſezt? Sie würden Verſehen dieſer Art oft, vielleicht immer entſchuldigen; aber Sie würden bald das Auge der Hausfrau, der Mutter vermiſſen. Gewiß, Sie würden es, und mein Entſchluß iſt feſt. Er mag mich gekoſtet haben, was er will, bleibt mir doch das Bewußtſeyn, den geliebteſten Menſchen nicht an mein Unglück geknüpft zu haben, denn als ſolches erſcheint es mir jezt.“ — Mein Schwiegervater heirathete einige Jahre ſpäter ein anderes, vortreffliches Mädchen. Sophiens Eltern verloren ihr Vermögen, und ſie ſtand um ſo weniger an, der dringenden Einladung meiner Schwiegermutter zu folgen und zu ihr zu ziehen, da eine kleine Leibrente die Unkoſten ihres Aufenthalts deckte und mithin von dieſer Seite ihr Zartgefühl nicht verlezt werden konnte. Die treue Pflege, die ihr von jezt an im fremden Hauſe zu Theil ward, hat ſie durch die thätigſte Mitwirkung an der Erziehung der Kinder ihrer Freunde reichlich vergolten. Mein Mann ſagte mir, daß der Antheil, den ſie an ſeiner Ausbildung gehabt habe, für ihn ganz unſchätzbar ſey; und jezt iſt ſie auch ſeinen Kindern eine zweite Mutter, denn ſie wollte mich nicht verlaſſen, als ich ihn verlor.“

Es iſt deutlich in dem Tagebuche zu bemerken, daß dieſe Erzählung Graf Albrecht weit mehr für die Erzählerin, als für den Gegenſtand intereſſirte, was er ſich aber wohl hütete, damals laut werden zu laſſen, indem er im Gegentheil das ſchwächere Gefühl ſo geltend zu machen wußte, daß ihm lächelnd erlaubt ward, die Bekanntſchaft der lieben Alten, ſobald ſie wieder hergeſtellt ſey, zu erneuern. Natürlich nahm er dieſe Erlaubniß mit Dank an und machte darauf für dießmal ſeinem Beſuch ein Ende, vermuthlich um die Ereigniſſe des Tages ſogleich in ſein Tagebuch einzutragen; denn hier findet ſich eine ſehr genaue Beſchreibung der allerliebſten Wittwe. Er ſcheint jedes ihrer Worte im Gedächtniſſe behalten zu haben; findet einen beſondern Reiz in ihrer etwas ſüddeutſchen Ausſprache und in ihrer lebhaften Geſtikulation beim Sprechen, die ihre kleinen weißen Hände in beſonderem Vortheil zeigt; ja ſelbſt ein gewiſſes plözliches Zurückwerfen der Schultern, was ich mir nicht ſehr reizend vorſtellen kann, muß es in ſeinen Augen doch geweſen ſeyn, ſonſt hätte er es nicht ſo wohlgefällig bemerkt; es mahnt ihn übrigens an ſeine eigenen Verwandtinnen, bei denen er es immer auf der ſtrengen Mutter peremptoriſches „tenez-vous droite, Mademoiselle!“ geſchoben hatte. „Alles zuſammen genommen,“ ſagte er, „hat nie eine Frau einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht, und ich will jezt das Licht auslöſchen, um mir ihr ſüßes Bild noch lebhafter zu vergegenwärtigen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Von der tönenden Memnonsſäule.

(Beſchluß.)

Man reſtaurirt die Statue wieder, und das Wunder iſt vorbei. Der alte Glaube wurde damals immer mehr vom Chriſtenthum verdrängt, und die Vertheidiger des erſten, befeuert von des Septimius Severus frommem Eifer, mochten es für zweckdienlich halten, ein ſeit langer Zeit verſtümmeltes religiöſes Denkmal wieder herzuſtellen. Aber ſeltſames Mißgeſchick! juſt, da die armen Heiden der Wunder am meiſten bedurft hätten, läßt die myſtiſche Stimme ſie im Stich; ſie ſenden einen Steinmetzen hin, er ſezt ein paar Steine auf, und der Sohn der Aurora verſtummt auf ewige Zeit. Salverte, der in ſeiner Abhandlung von den geheimen Wiſſenſchaften ſich von dem Gedanken an Prieſtertrug und geheime Vorrichtungen nicht losmachen kann, ſcheint anzunehmen, die Stimme habe geſchwiegen, nachdem der Koloß zerbrochen worden. „Das Wunder,“ ſagt er, „nahm mit den Prieſtern Abſchied, und Allem nach brauchte es keiner weitern Verſtümmelungen, um die ſingende Statue zum Schweigen zu bringen.“ Letronne iſt, wie wir geſehen haben, gerade der entgegengeſezten Anſicht: nach ihm tönte der Koloß Morgens nur in den zweihundert fünfzig Jahren, in denen er nicht reparirt war. Seine Idee iſt neu, denn die kindiſche, ganz unphyſikaliſche Hypotheſe, welche Duſaulx, der Ueberſezer des Juvenal, aufſtellt, wird man nicht damit zuſammenwerfen wollen; dem Ausſpruch ſeines eigenen Autors zum Troz, glaubt dieſer, die Statue ſey unverſehrt geweſen, da ſie geklungen habe, und fährt fort: „da das Standbild hohl war, ſo erwärmte die Sonne die darin eingeſchloſſene Luft; indem dieſe nun durch eine Oeffnung ausſtrömte, erzeugten ſich Töne, welche die Prieſter nach Gefallen auslegten.“ Ganz unbegreiflich iſt es aber, daß die Mitglieder der egyptiſchen Kommiſſion im franzöſiſchen Feldzug aus den ungeheuren Granitblöcken im Pallaſt zu Karnac häufig Morgens ein Klingen, ähnlich dem Ton einer angeſchlagenen Saite, vernommen haben und nicht auf den Gedanken

Digitized by Google

gekommen ſind, davon die Anwendung auf den Koloß des Memnon zu machen.

„Es mag Leute geben,“ ſagt wiederum unſer Kritiker, „welche ſich durch dieſe ganz materielle Erklärung von ihren hochfliegenden Conjekturen nicht werden abbringen laſſen wollen. Einerſeits Quarzkryſtalle, welche ſich von der Feldſpatmaſſe, in der ſie ſtecken, theilweiſe losreißen, eine Sphärenmuſik, welche unter ein paar Schichten Bruchſteinen und Mörtel erſtirbt; andernſeits Creuzers myſtiſche Symbole, der goldene Jahrescyklus, der Siebenlaut des Sabbaths, der große Prytan von Theben, das Symbol der Seelenwanderung, die Incarnationen der Sonne: das ſind allerdings große Kontraſte. Iſt es aber doch faſt immer ſo mit der realen Welt: die Wirklichkeit iſt weit proſaiſcher und viel weniger transcendental als die Fiction. Der Natur der Sache nach mußte Letronne hin und wieder den Verfaſſer der Symbolik etwas rauh anlaſſen; und Creuzer ſeinerſeits könnte vielleicht einen ſolchen Richter für inkompetent erklären. Sie können einander nie verſtehen: der eine ſpricht die Götterſprache, die prophetiſche, die Orakelſprache, der andere die der gemeinen Menſchenkinder. Der eine lebt in einer idealen Welt, benennt keck, was Niemand zu nennen weiß, und ſezt ſich über alles Reale, in die Sinne Fallende weg; der andere durchwühlt den Boden, betaſtet den Granit, buchſtabirt die Inſchriften, und weiß nicht mehr, als was er geſehen hat; dort ſchwingt ſich die Phantaſie kühn empor und wiegt ſich in poetiſchen Träumen, hier wandelt die Gelehrſamkeit gemach von Conjektur zu Conjektur und hütet ſich, vom ſchmalen Pfade der Texte abzuweichen. Letronnes Conjektur über den Memnon iſt, wie man ſieht, natürlich und wahrſcheinlich; Einwürfe laſſen ſich allerdings denken, und es wird auch nicht daran fehlen; iſt doch in der gelehrten, wie in der politiſchen Welt der Zank das Lebenselement.“

Von vorzüglichem Intereſſe ſind die griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften, welche ſich an der Memnonsſäule befinden. Letronne führt hundert dreißig auf, von denen viele bis jezt nicht bekannt waren.

Wir erzählen Einiges davon. Neun-und-dreißig ſind mit dem Datum verſehen; die älteſte iſt vom 15ten März im eilften Jahr von Neros Regierung, dem 64ſten unſerer Zeitrechnung; keine geht über den Anfang des dritten Jahrhunderts herauf. Die folgende Inſchrift iſt ein Typus, der ſich oft wiederholt: Tiberius Julius Lupus, praefectus Aegypti, audii Memnonem hora prima feliciter. Forbin irrt ſich, wenn er den Namen des berühmten Germanicus auf der Statue zu finden meinte; es iſt dieß hier nur ein Beiname Domitians. Bekanntlich ließ Kaiſer Hadrian, wahrſcheinlich durch einen Griechen, blos die Worte hinſchreiben: Imperat. Adrianos. Aber ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Sabina, kommt mehrmals vor. Bei ihrem erſten Beſuch hatte ſich Memnon nicht hören laſſen; allem nach ſchwieg er auch, als Septimius Severus ihn beſuchte. Das Stillſchweigen Memnons den Großen und Mächtigen gegenüber widerlegt wohl für ſich ſchon die Annahme, daß die Prieſter ſeine Organe geweſen ſeyen.

Die Inſchriften ſind meiſtens ganz kurz; manche indeſſen, beſonders unter den griechiſchen, entfernen ſich von dieſer etwas monotonen Einfalt, wie man ja auch in der Schweiz und in Italien in den Fremdenbüchern oder gar an den Wirthsſtubenwänden neben den einfachen Namen der Reiſenden und dem Datum ihrer Ankunft und Abfahrt nicht ſelten Gedanken oder Verſe antrifft, als flüchtige Spuren ihres Witzes, oder wenigſtens ihrer Anſprüche darauf. Dieſe ganze Literatur, Proſa wie Verſe, geht, da ſie ſo vielen Unfällen ausgeſezt und nicht in einer Wüſte großartig iſolirt iſt, bald ſpurlos zu Grunde; Niemand behält ſie der Nachwelt auf, und es ſollte mir um manche unſerer Zeitgenoſſen leid thun, wenn ihre Reiſegedanken an einer Memnonsſäule zur Unſterblichkeit verdammt wären.

Es finden ſich viele griechiſche Verſe von einer Julia Balbilla, einem poetiſchen Frauenzimmer aus dem Gefolge der Kaiſerin Sabina; der Koloß iſt vielfältig bedeckt mit ihren ziemlich pedantiſch klingenden Impromptüs, deren Sinn durch die affektirten doriſchen Wendungen und den pretiöſen Styl ſehr dunkel wird. Letronne iſt es indeſſen gelungen, ſie ſehr gelehrt und ſcharfſinnig zu reſtituiren, ein Stück Arbeit, das Jakobs nicht zu Stande gebracht hatte. Balbilla hätte aber doch ein wenig mehr an die Leute denken ſollen, die nach ihr kamen; denn als Gemellus um das Jahr 150 den Memnon beſuchte, fand ſich nur noch ganz wenig Raum an den Beinen, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Homeriſchen Hexameter auf das Fußgeſtelle zu ſchreiben, das man bis jezt zu dieſem Zweck verſchmäht hatte. Dieſer Römer iſt doch nur ein Nachahmer, aber von einem griechiſchen Poeten aus dem Alexandriniſchen Muſeum lieſt man vier Strophen, die von Anfang bis zu Ende ein Cento aus Homer ſind. Ein anderes Frauenzimmer, Trebulla, die weniger oder beſſere Verſe hätte machen dürfen, meint, die Bildſäule müſſe weit klangreicher geweſen ſeyn, als ſie noch ihren Kopf hatte. Gleich irrthümlich beklagt ſie ſich über Cambyſes, daß er ſie verſtümmelt; dieſe Sage kam erſt zu Hadrians Zeit in Umlauf, und man findet ihrer auch noch in andern Inſchriften der Bildſäule Erwähnung gethan. Am beſten geſchrieben, überhaupt wohl die vorzüglichſte, iſt die Inſchrift des Poeten Asclepiodotes, eines kaiſerl. Prokurators: „Vernimm, Göttin der Meere, Thetis, daß Memnon noch lebt, daß er, erwärmt von der mütterlichen Flamme, ſeine Stimme ertönen läßt durch Egypten am Fuß der libyſchen Berge, da, wo der Nil auf ſeinem Laufe Theben mit den herrlichen Thoren durchſchneidet; vernimm es,

Digitized by Google

du, von deren Sohne, dem unerbittlichen Achilles, keines Menſchen Ohr mehr hört, weder in der Ebene von Troja, noch in den theſſaliſchen Gefilden.“ Es bezieht ſich dieß auf den Mythus, nach welchem Memnon von Achill vor Troja erſchlagen worden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Offener Brief an die Deutſchen.

In Folge einer dem Publikum bereits bekannten Aufforderung von Eduard Keller, Pfarrer im Dorf Hohenſtaufen, im würtembergiſchen Oberamt Göppingen, ſind die Unterzeichneten in einen Verein zur Erhaltung und theilweiſen Herſtellung der in genanntem Ort befindlichen Kirche, eines der wenigen Ueberbleibſel aus der Zeit des Hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, zuſammengetreten. Indem ſie ſich in dieſer Hinſicht mit Vertrauen und Ehrerbietung an den vaterländiſchen Sinn aller Deutſchen wenden, glauben ſie nicht erſt darauf hindeuten zu müſſen, wie ſehr dieſe Reliquie aus einer der großartigſten Zeiten der deutſchen Nation es verdiene, auf die Nachkommen überzugehen; wie es ſich hier keineswegs um die beſondere Angelegenheit irgend einer Provinz, ſondern um eine allgemeine deutſche Sache handle. Sie ſind der Anſicht, ſchon die Hervorhebung der Thatſache, daß die Kirche durch Umänderung des gegenwärtigen Baues ihren urſprünglichen Werth in nächſter Zeit verlieren müßte, falls dem gottesdienſtlichen Bedürfniß der anwachſenden Gemeinde nicht auf anderm Wege abgeholfen wird, dürfte genügen, eine gewünſchte Theilnahme zu erregen. Zwar ſind in Folge eines frühern Aufrufs bereits mehrere Beiträge zur Erbauung eines neuen Gotteshauſes, als dem einzigen Mittel zur Erhaltung des ältern, eingegangen; allein nur bei gleich reger Theilnahme des größern deutſchen Publikums iſt zu hoffen, daß die alte Kirche nicht nur in ihrer jetzigen Geſtalt erhalten, ſondern auch auf eine Weiſe ausgeſchmückt und in einzelnen Theilen hergeſtellt werden könne, die ihrem geſchichtlichen Charakter entſpricht. Zwei vaterländiſche Künſtler, Dieterich, Hiſtorienmaler, und Wagner, Bildhauer, haben ſich erboten, ihr Talent zu leztgenanntem Zweck in Anwendung zu bringen, und ſo dürfte, eine allgemeine Unterſtützung vorausgeſezt, der Andachtsort der Hohenſtaufen, an deſſen alte Bedeutung noch heute die im Innern angeſchriebenen Worte: Hic transibat Caesar, erinnern, nicht unwürdig hinter Dem zurückbleiben, was neuerer Zeit an andern Orten zum Andenken an deutſche Größe ausgeführet worden iſt. Sollte die Summe der eingehenden Beiträge, über welche von Zeit zu Zeit durch den Kaſſier des Vereins, Kaufmann Heinrich Rapp, öffentliche Rechenſchaft abgelegt werden wird, es geſtatten, ſo würde an einem ſchicklichen Ort noch ein Obdach für das Bedürfniß der Reiſenden aufgeführt werden, welche von der Kirche aus den Berggipfel beſuchen wollen, der ehemals die Burg Hohenſtaufen trug. Die Kuppe ſelbſt, worauf ſich nur noch ein kleines, geſtaltloſes Mauerſtück befindet, ſoll in ihrem gegenwärtigen Zuſtand bleiben, da bei der Höhe des Berges auch ein ſchon ziemlich koſtſpieliges Denkmal oder Unterkunftsgebäude winzig und unwürdig erſcheinen müßte.

Sämmtliche Unterzeichnete ſind zum Empfang der Beiträge bereit. Auch die kleinſte Gabe wird da werthvoll und dankwürdig, wo die Sache, für welche ſie gereicht wird, eine allgemeine iſt.

Stuttgart, im November 1833.

v. Pfiſter, Prälat, Vorſtand. Abel, Ober-Tribunals-Prokurator. G. Freiherr von Berlichingen. Freiherr von Cotta. Deffner, Fabrikbeſitzer. Graf von Degenfeld-Schonberg auf Eybach. Dieterich, Profeſſor und Hiſtorienmaler. Freiherr von Eyb. Carl Elben, Redakteur des ſchwäb. Merkurs. v. Flatt, Prälat. Grüneiſen, Hofkaplan. Freiherr von Holz. Kaußlee, Archivar. Dr. Keller. v. Köſtlin, Ober-Regierungs-Rath. Carl Neef, Kaufmann. Dr. Notter. v. Pahl, Prälat. v. Piſtorius, Geh. Legations-Rath. Heinrich Rapp, Kaufmann. Graf v. Rechberg, k. bair. Miniſter. Reinbeck, Hofrath. Schwab, Profeſſor. v. Wächter, Ober-Regierungs-Rath. Keller, Pfarrer zu Hohenſtaufen. Müller, Gemeinde-Pfleger. Weyhmüller, Schultheiß daſelbſt.

Aus Piemont, November.

(Fortſetzung.)

Von der Volkserziehung.

„Da ſich dieſe Neigung,“ fährt der Verfaſſer des ami des hommes etc. fort, „die ſo oft die erſte Urſache unſers Unglücks iſt, ſo früh und ſo heftig in uns zeigt, ſo ſcheint es nöthig und weiſe, ſie zu brechen, zu bekämpfen, zu mildern und richtig zu leiten. Beim gegenſeitigen Unterricht geſchieht aber gerade das Gegentheil. Man beauftragt das blos nach ſeinem Wiſſen und nach ſeinem Imponiren am meiſten dazu geeignete Kind, die Andern auszufragen, ihnen zu befehlen, ihnen eine Art Reſpekt einzuflößen. Das mag vielen Leuten gefallen; wer aber weiter denkt, wird manchmal ein Mißbehagen dabei fühlen. Ich war einmal in der Ecole-modèle zu Paris; ein Knabe von lebhaften und angenehmen Geſichtszügen war gerade Moniteur-général; er trug den Kopf hoch und ſtolz, ſein Geſicht war roth und ſeine Augen funkelten; mit ausgeſtrecktem Arm und angeſchwollenen Halsmuskeln und Adern ſtand er da wie ein junger Gladiator, aber nach ſeiner lauten, volltönenden Stimme, nach dem feſten und abſoluten Ton zu urtheilen, ſchien er ein Militärchef, der eben eine Evolution kommandirt. Frankreich ſtand damals unter einem ſeltenen Mann, in dem Einige den Helden bewunderten, Andere aber nur den Despoten ſehen wollten. Glücklicherweiſe für die Menſchheit gibt es nur wenige dergleichen. Was wird aber daraus entſtehen, wenn in unſern Städten und beſonders auf dem Lande eine Menge kleiner Tyrannen oder Befehlshaber entſtehen, die ſich in alle Geſchäfte miſchen, überall die Hände im Spiel haben, Alles beſſer wiſſen und verſtehen wollen? wenn ſich neben ihnen die weniger gebieteriſchen importants erheben, die jedoch für die Ordnung und Ruhe nicht weniger drohend ſind? Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß bis auf die heutige Stunde von dem gegenſeitigen Unterricht keine ſolche Folgen zu bemerken geweſen ſeyen; man vergißt aber, daß ſich in Allem, was die Sitten betreffe, Veränderungen nicht ſchnell, ſondern immer erſt in der nächſten Generation zeigen. Wer indeß in Frankreich einen prüfenden Blick auf die heutige männliche Jugend wirft, dem kann ihr dünkelhaftes, ſchroffes und herrſchſüchtiges Weſen ſo wenig entgehen, als die Luſt, ſich in Alles zu miſchen und ſelbſt da Einfluß zu haben, wo ihr noch alle Kenntniſſe und Erfahrungen abgehen.“ — Nicht weniger wahr iſt, was im Ermite de Saint-Saturnin über dieſe heutige Jugend geſagt wird: „Ich kenne Doktoren von vierzehn und fünfzehn Jahren, die freilich noch auf den niedern Schulbänken ſitzen, hier aber ihre Plätze nur aus Gefälligkeit für ihre Eltern einnehmen, denn ſie lachen über ihre Lehrer, über dieſe Leute voll lächerlicher Vorurtheile, die außer den eigentlichen Lehrgegenſtänden ſich noch die komiſche Mühe geben, ihnen von Religion und Moral zu ſprechen und ihnen Regeln für ihre Aufführung zu geben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. December 1833.

Des Bildners Werkſtatt wimmelt von Emſigkeit,
Es haſcht der Maler ſelten gebot'nen Stoff.

Platen.

Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs. *)

(Fortſetzung von Nr. 264.)

München.

Wer geſund iſt und meint, Gott werde ihm noch ein paar Jahre ſchenken, der warte und reiſe erſt in fünf Jahren nach München. In fünf Jahren ſind die großen Bauten, die ſich daſelbſt erheben, vollendet; in fünf Jahren ſind die Wunder der Malerei, der Skulptur, der Architektur fertig. Dann gehe einer nach München und betrachte dieſen neuen Sitz der ſchönen Künſte. Denkt er aber, in fünf Jahren möchte der Geiſt des Pfahlbürgerthums über ihn gekommen ſeyn und ihn an ſeinen Lehnſtuhl feſſeln, ſo mache er ſich flugs auf den Weg; denn München muß man geſehen haben; München muß ſehen, wer einen Begriff von Kunſtleben bekommen will. Es fehlt uns zu Paris nicht an Künſtlern, an Ausſtellungen; bedeutende Bauten entſteigen dem Boden, wenn auch langſam, kurz, die Kunſt lebt bei uns; leben aber etwa wir in ihr und für ſie? iſt die Kunſt unſer Dichten und Trachten? iſt ſie unſere Tagesgeſchichte? Nichts weniger. Nach München muß kommen, wer ſehen will, wie man im Elemente der Kunſt lebt und webt, wie man für ſie glüht und ſchwärmt, wie durch ein Basrelief, ein Gemälde, ein Gebäude geſchäftiges Leben in ein ganzes Volk kommt. Es fragte mich einer, was man in München denke? In München denkt man nicht, man ſieht blos. Künſtler, die malen, meißeln, bauen, Schauluſtige, die malen, meißeln, bauen ſehen: da hat man München. Ich traf in München Gelehrte, Myſtiker, einen großen Philoſophen, Herrn v. Schelling; alle dieſe Herrn denken und ſchreiben, aber nicht für München, das kann ich verſichern. München hat die Augen zum ſehen, nicht zum leſen.

So wie man München betritt, ſezt einen das ungeheure Bauweſen in der ganzen Stadt in Verwunderung. Ich kam Morgens ſechs Uhr an, da eben Handwerker in ganzen Schwärmen, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, ſich an die Arbeit begaben. Wo gehen dieſe hin? Zur Pinakothek: dieß wird ein Louvre zur Aufnahme der Gemälde. Jene dort? Zur neuen Reſidenz. Was iſt dieß für ein großes fertiges Gebäude? Die Glyptothek, das Muſeum der Antiken. Und der ungeheure Bau hier? Eine gothiſche Kirche. Und dort? Eine byzantiniſche Kapelle. Und dieß? Eine Bibliothek. Weiterhin ſieht man eine Kaſerne, ein Miniſterium; man kann ſich nicht genug wundern über ſolche Rührigkeit. Und wer macht dieß

*) Wir verweiſen die Leſer auf das Vorwort zur erſten Mittheilung.

Alles? Der König. Er hat alſo wohl eine tüchtige Civilliſte? Sechs Millionen; er iſt ſparſam in Allem, nur für die Kunſt iſt ihm nichts zu viel. Und dann lebt man in München ſo wohlfeil, die Künſtler haben keinen Aufwand; ſo richtet man mit geringen Mitteln viel aus. Mit den hundert Millionen, die in Frankreich für öffentliche Bauten verwilligt worden, ſtellte der König von Baiern aus Marmor eine Stadt her, ſo groß wie London. Der Feuereifer des Königs hat ſich den Unterthanen mitgetheilt, und ſo ſind aller Orten prächtige Häuſer dem Boden entſtiegen. Straßen wurden kühn ins Feld hinaus abgeſteckt: die Häuſer werden ſchon kommen, dachte der König, und die Häuſer kamen auch, oder vielmehr Palläſte, und ſo erſtand eine ganze neue Stadt neben der alten, die ſich ihrerſeits in regem Wetteifer gleichfalls erweitert, vergrößert, verſchönert hat. So iſt das heutige München. Allerdings fehlt es in dieſer neuen Welt nicht an Spuren des Chaos, aus dem ſie hervorgegangen: hin und wieder macht noch das occupirte Brachfeld ſeine alten Anſprüche in einem Raſenſtück, einem Ackerfeld, einer Baumgruppe geltend. München wächst einem gegenwärtig unter den Augen. Kaum iſt man einen Monat weggeweſen, ſo findet man einen neuen Flügel am königlichen Pallaſt, einen Plafond in der byzantiniſchen Kapelle ausgemalt, einen Saal in der Pinakothek dekorirt. Nie und nirgends ſah ich ein regeres Leben; aber unheimlich iſt der Gedanke, daß es vielleicht am Leben des Königs hängt und daß mit ſeinem Tode München das Schickſal des Kölner Doms haben könnte, wo auf dem halbausgebauten Thurme noch der Krahn ſteht, mit dem man die Steine heraufzog.

Ganz beſonderes Intereſſe gewinnt das Münchner Kunſtleben dadurch, daß es mit dem Gange der Wiſſenſchaft gleichen Schritt hält. Von welcher Seite in der neuſten Zeit die Theorie der ſchönen Künſte bereichert worden iſt, ſey es durch die pompejaniſchen Ausgrabungen, durch das Studium der griechiſchen Vaſen und der neuen griechiſchen Bildwerke, wie der äginetiſchen, olympiſchen und atheniensiſchen Marmore, ſey es durch die Forſchungen über die alte Kunſt in Sicilien, Griechenland, Egypten, Etrurien, über mittelalterliche Kunſt, über byzantiniſche und gothiſche Baukunſt, über die italieniſchen und deutſchen Bildhauer- und Malerſchulen — alles dieß hat ſich München in ſeinen Bauwerken zu Nutze gemacht. In München ſieht man gegenwärtig die Ideen der modernen Archäologie verwirklicht, verkörpert. Anderswo ſteckt die Wiſſenſchaft in den Büchern, todt, formlos, farblos; hier lebt und athmet ſie in den Monumenten, die dem Boden entſteigen.

Lange Zeit ſah man herkömmlicherweiſe auf die mittelalterliche, die byzantiniſche und gothiſche Baukunſt hoch herab. Seit Kurzem aber hat man denn doch einſehen gelernt, daß dieſe Architektur eine ganz originelle iſt und dieſelben Anſprüche darauf hat, vorurtheilsfrei betrachtet und aufgefaßt zu werden, wie die egyptiſche und griechiſche. Man brauchte ſich auch nicht lange damit zu beſchäftigen, um ſie hochachten zu lernen; die großartige Pracht der byzantiniſchen Baukunſt, deren Schöpfer St. Sernin von Toulouſe iſt, und der gothiſchen, welche Werke aufzuweiſen hat wie Notre Dame von Paris und die Münſter von Rheims, Amiens, Straßburg und Chartres, iſt zu ſehr in die Augen fallend. Wir bauen täglich nach egyptiſchen und griechiſchen Muſtern; warum nicht auch nach mittelalterlichen? Zur Zeit des glühenden Deutſchthums legten ſie zu Berlin eine gothiſche Kirche an; fehlte es nun aber an Ausdauer oder an Geld, die arme gothiſche Kirche ſteht jezt da, plump und klotzig, ohne zierliche Steinarbeit, ohne Spitzſäulen, faſt ohne Spitzbogen, mit einem ſchmalen, faſt platten Portal ohne alle Tiefe, mit zwei armſeligen Glockenthürmen, als ein abſchreckendes Beiſpiel unglücklicher Nachahmung, als eine Zielſcheibe für den Witz der ſüddeutſchen Katholiken, nach welchen der Proteſtantismus nimmermehr im Stande iſt, eine große Kathedrale zu ſchaffen, und die ſchönen Kirchen, die er dem Katholizismus in der Reformation abgewonnen hat, nur verderbt. In München ſteigt eine gothiſche Kirche bereits in großartigen, impoſanten Maſſen empor und die byzantiniſche Kirche iſt vollendet; ſie darf nur noch innen ausgemalt werden, und ſie wird durchaus auf Goldgrund nach byzantiniſcher Manier bemalt. Neben dieſen mittelalterlichen Bauwerken erheben ſich Palläſte im florentiniſchen Geſchmack, wie die neue Reſidenz. Leztere wird innen ganz mit Malereien bedeckt; in den untern Sälen hat Schnorr die Nibelungen dargeſtellt, und an dieſen Malereien iſt es recht augenfällig, welch mächtige Kunſtmittel man im Studium der alten deutſchen Malereien finden kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Graf Albrechts Geſchäfte gingen indeſſen ihren langſamen, regelmäßigen Gang; in der Kriminalunterſuchung war man faſt gar nicht fortgeſchritten, das Einzige, was gleich Anfangs auf eine Spur hätte leiten können, waren die Leitern, nach dortigem Gebrauch mit den Nummern der Häuſer bezeichnet, zu deren Löſchapparat ſie gehörten; allein es hatte ſich ſehr bald ergeben, daß ſie den Beſitzern eben vor der That entwendet worden waren. Die Unterſuchung des Steuerkaſſenbeſtandes brachte einen andern Umſtand zur Sprache, auf dem jezt die lezte noch übrige Hoffnung beruhte. Ein Bauer nämlich hatte ausgeſagt und eidlich erhärtet, daß er gerade damals einen Rückſtand von zwanzig Thalern in einer nicht mehr kurrenten

Digitized by Google

Münze bezahlt habe, die von ſeinem Großvater, am Tage ſeiner Geburt, neugeprägt in ſeine Sparbüchſe gelegt worden, deren Kennzeichen mithin genau zu beſtimmen waren. Dieſe Thalerſtücke haben bis dahin unberührt in ſeiner Truhe gelegen und nur die Unmöglichkeit, die ſchuldige Summe, deren Nichtzahlung unmittelbare Pfändung zur Folge gehabt haben würde, anderweitig aufzubringen, habe ihn vermocht, dieſen langbewahrten kleinen Schatz aus den Händen zu geben. In Folge dieſer Ausſage wurden an alle Beamte der Umgegend geheime Inſtruktionen erlaſſen, wonach ein Jeder, der eine Münze der bezeichneten Art ausgeben würde, ſofort einer ſtrengen Unterſuchung unterworfen werden ſollte. — Graf Albrecht hatte unter dieſen Umſtänden ziemlich viele Muße und vernachläſſigte auch ſeine Beſuche bei der Gräfin keineswegs, kam aber, aus begreiflichen Urſachen, der Comteſſe Octavie um keinen Schritt näher. Die Mutter bot wenig Intereſſe dar; ſie war im Aeußern das koloſſale Ebenbild der Tochter, die auch etwas zur Corpulenz neigte, was aber in der erſten Jugend recht reizend ſeyn kann. Den lebhaften Verſtand mußte dieſe wohl vom Vater ererbt haben, denn Mama war einfältig und eitel und mit einer gewiſſen leutſeligen Gutmüthigkeit begabt, die ſich aber um kein Titelchen weiter erſtreckte, als der eingewurzeltſte ariſtokratiſche Stolz es erlaubte. Sie war immer gleich freundlich mit Graf Albrecht, den ſie nicht nur als eine excellente Parthie für ihre Tochter, ſondern auch, in dieſer überlangweiligen Zeit, deren Einförmigkeit durch nichts als gelegentliche Thränengüſſe über ihr Unglück unterbrochen ward, als ihre einzige Reſſource anſah; denn daß ſie aus der Geſellſchaft der höchſtgebildeten, anmuthigen jungen Frau, die mit ihr in demſelben Hauſe wohnte, für Octaviens und ihren eigenen Umgang große Vortheile hätte ziehen können, das war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, die Paſtorin gehörte ja nicht zu den Ihrigen.

Die Gräfin war frühe aufgeblüht und, als älteſte Tochter, der Stolz ihres Vaters geweſen. Dieſer hatte, in der feſten Ueberzeugung, daß eine gute Heirath für ſie zu den allerwahrſcheinlichſten Begebenheiten gehöre, um ſo weniger den Wunſch gehegt, ein ſolches Ereigniß zu übereilen, weil ihm vorläufig noch weit mehr daran lag, mit der Tochter zu glänzen. Und wirklich ward dieſe allgemein bewundert, vielleicht — wie Graf Albrecht andeutet — weil ihr Verſtand Niemandens beſcheidenſte Gabe verdunkeln konnte. Sie ward bei jeder Gelegenheit auf das Schönſte herausgeputzt, paradirte auf Maskeraden, figurirte in Tableaux, ſpielte ſogar eingelernte Rollen mit großem Erfolg; denn ſie hatte es ganz gefaßt, wie man die Augen zum Himmel richten und die Hand auf den wallenden Buſen legen muß, ja ſogar, wie man einige ſtereotype Intonationen für naive und gefühlvolle Affekte hervorbringt. So hatte ſie die Zwanzig überſchritten, und unter den Dutzenden von Anbetern, die ſie umſchwärmten, hatte ſich immer noch kein Freier gefunden. Mittlerweile waren des Vaters Vermögensumſtände weniger als mittelmäßig geworden, und die ſchnell verbreitete Kunde, daß derjenige, welcher ſich die ſchöne, an Gewicht bedeutend zunehmende Laſt der Tochter aufbürden wolle, auch den ſchuldenbelaſteten Vater auf die Schultern nehmen müſſe, ſchreckte gewiß Manchen zurück. Inzwiſchen fing das Mädchen an zu merken, daß ihre Lage keineswegs dieſelbe blieb; in den Tableaux ward ſie nicht mehr ganz nach vorne, ſondern gewöhnlich, als Folie irgend einer jüngern Schönheit, etwas in den Hintergrund geſtellt; im Urtheile des Paris ward ihr nicht mehr die Rolle der Venus, ſondern die der Juno übertragen; ja beim Tanzen ward ſie zwar noch recht fleißig engagirt, aber nicht mehr von den eleganteſten Tänzern. Sie begriff das Alles ebenſowenig, als daß ſie nicht verheirathet ward, und würde noch lange in völligem Dunkel darüber geblieben ſeyn, wenn der Vater ihr nicht eines Tages ohne Vorrede geſagt hätte: „Laura, Du wirſt eine alte Jungfer." — Tiefer hatte ſie nie etwas in ihrem Leben geſchmerzt, und je mehr ſie dem Worte nachdachte, je mehr Gewicht gewann es. Da kam ein alter Kunſtkenner aus Italien zurück; der wußte beim erſten Anblick die Schönheit ihrer Formen zu ſchätzen, der ſchalt auf die Schlankheit unſerer deutſchen Frauen, behauptete, nur ein geſundes Gewächs in der ganzen Heimath gefunden zu haben, und führte ſeine nachherige Gemahlin als dieſes Muſter an. Sie hingegen behauptete, nie einen Mann von feinerem Geſchmacke gekannt zu haben, als ihn, den ſie denn auch bald als den Ihrigen zu umarmen die Freude hatte. Die Frucht und das traurige Ende dieſer Ehe ſind uns bekannt.

Albrecht hatte im Verlauf der Zeit auch Gelegenheit gehabt, die Bekanntſchaft des Predigers zu machen und, wie wir aus dem Tagebuche erſehen, in ihm einen etwas pedantiſchen jungen Mann gefunden, der lieber „ſtets" als „immer," lieber „jedoch" als „aber" ſagte, allein dennoch viel Zartgefühl und wahre Bildung verrieth, und überdieß mit einem Enthuſiasmus von Frau Warner ſprach, daß er den Verdacht erweckte, als wäre er wohl eben ſo gern in der menſchlichen Ehe mit der Frau, als in der geiſtigen mit der Kirche ſeines Vorgängers Nachfolger geworden. Graf Albrecht erfuhr durch ihn, daß die bedeutende, gelehrte Bücherſammlung des verſtorbenen Predigers mehr eine Laſt, als eine Freude für deſſen Wittwe ſey, und daß dieſe, zumal da ſie keinen Sohn hatte, dem die Bücher dereinſt von Nutzen hätten werden können, dieſelben zu verkaufen wünſchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Victor Hugos Marie Tudor.

Es iſt in dieſem Monate außerordentlich rege in der Pariſer Dramatik, und ſeit langer Zeit iſt nicht ſo viel über Theater geſprochen und geſchrieben worden, als jezt. Dieß rührt daher, weil die beiden Sterne der franzöſiſchen Dramatik, Victor Hugo und Scribe, wieder neue Strahlen haben leuchten laſſen, aber freilich jeder auf ſeine Art. Es war eine Art von Ermüdung über dem immer zunehmenden Theaterwirrwarr und den vielen unbedeutenden oder abſcheulich romantiſchen Neuigkeiten eingetreten. Eine folgte auf die andere, und kaum hatten die Tageblätter Zeit, ſie alle einzuregiſtriren. Nun trat Victor Hugo mit ſeiner „Marie Tudor“ auf. Einige erwarteten ein hiſtoriſches Gemälde in Shakespeares Manier. Daran hatten ſie wohl Unrecht; denn von ſeiner Lucrezia Borgia und ſeinem le Roi s'amuse her hätten ſie ſich erinnern können, daß V. Hugo die Großen der Geſchichte noch weit ſchlimmer und laſterhafter ſchildert, als ſie wirklich waren. Die „Marie Tudor“ iſt aber doch auch gar zu arg und auch nicht im Geringſten hiſtoriſch. Wozu brauchte denn der Dichter eine geſchichtliche Perſon zu nehmen? Die Geſchichte Englands iſt ja ſo bekannt, daß die Zuſchauer unmöglich ſich der Bemerkung enthalten können, die hier auf der Bühne des Porte St. Martintheaters dargeſtellte Königin habe beinahe nichts mit der wirklichen gemein. Er hätte beſſer gethan, irgend einen Namen zu erſinnen und das Ganze blos als ein phantaſtiſches Gebilde ſeines Genius darzuſtellen. Wozu bedurfte er einer Marie Tudor? Alle unpartheiiſchen Kunſtrichter haben ihn getadelt, und zwar mit Recht, daß er eine Königin Englands unter einem ganz falſchen Geſichtspunkte dargeſtellt habe. Schon als Lucrezia Borgia gegeben wurde, bemerkten ſeine Gegner, er habe es verſtanden, ſogar ein in der Geſchichte wirklich abſcheuliches Weib zu verläumden. Dieß läßt ſich in gewiſſer Beziehung auch auf ſeine „Marie Tudor“ anwenden. Sie hat ſchon Gehäſſiges genug in der Geſchichte, beſonders ihren blinden religiöſen Fanatismus und ihre Verfolgungsſucht. Man glaubte, dieſe wolle uns der Dichter vor Augen ſtellen, und obſchon unter der jezigen Regierung keine religiöſe Verfolgung zu fürchten iſt, ſo konnte doch ein mit genialer Hand gemaltes Bild des Fanatismus einer irregeleiteten Königin ſein Gutes haben; allein darauf hatte es V. Hugo gar nicht abgeſehen. Es ſcheint, ſein Kopf war noch voll vom Studium der Borgiaſchen Familie, und ſo iſt denn unter ſeiner Feder eine neue Borgia, aber mit dem Namen Marie Tudor entſtanden. Dieſes Wiederholen eines und deſſelben Stoffes und der tragiſchen Mittel zur Entwickelung der Handlung läßt befürchten, daß V. Hugos Genie nicht die Mannigfaltigkeit und den Reichthum beſizt, den man von ihm erwartete. Dazu kommt, daß er ſich über die Sprachregeln hinausſezt und ſogar der Königin gemeine Redensarten in den Mund legt, die auf einer franzöſiſchen Bühne beſonders widerlich klingen. Dieſer Tadel verhinderte jedoch nicht, daß das Stück bei der erſten Vorſtellung leidenſchaftlichen Beifall erhielt. V. Hugo hat eben ſo eifrige Freunde, als heftige Gegner. Indeß ihn die Erſten als den Stifter einer neuen dramatiſchen Schule in Frankreich verehren, greifen ihn die Andern als einen Verderber des guten Geſchmacks, als einen Sprachverdreher und einen unſinnigen Sonderling an, und ſchonen ihn in ihren Kritiken eben ſo wenig, als als ob ſie mit einem Stümper in der dramatiſchen Kunſt zu thun hätten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Piemont, November.

(Fortſetzung.)

Von der Volkserziehung.

„Für den Zwang, der den Schülern zweimal des Tages durch den Beſuch der Schule auferlegt iſt,“ heißt es im Ermite de Saint-Saturnin weiter, „halten ſie ſich ſchadlos; ſie bilden Lignen gegen ihre Lehrer, bereden ſich klug untereinander, auf daß ihre Bemühungen zuſammen und auf Einen Zweck wirken. Hauptſache dabei iſt, ihren Geiſt der Unordnung und des Widerſtrebens zu verbreiten und fortzupflanzen, ihren Einfluß zu vermehren und neue Anhänger zu werben. So bemühen ſie ſich, ſo viel Mitſchüler als möglich in ihre Aſſociation zu ziehen, und Alles wird zu dieſem Zweck angewendet: Verführung, Ueberredung, Beleidigungen, Drohungen, Scherz und Spott. Selten bleibt irgend eines dieſer Mittel ohne Erfolg. Wehe dem gutgearteten Schüler, der fortan vertrauend an ſeinem Lehrer und an ſeiner Pflicht hängt; die Andern ruhen und raſten nicht eher, bis er zu ihnen hält. Aber Alles dieß haben wir mehr oder weniger in unſerer Jugend erfahren und ſelbſt mitgemacht; es liegt in der ſtürmiſchen, heftigen Natur des Knabenalters; ſelbſt auf den beſten und berühmteſten Schulen Deutſchlands finden ſich dergleichen Umtriebe. Was ſich aber noch nicht dort findet — man muß jedoch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es bald ſo kommen wird — das ſind die Beweggründe, die Reden dieſer jungen Leute. Die émancipation intellectuelle iſt die Sonne, um die ſich Alles dreht, und zu ihrem Dienſt gehört vor Allem Verachtung alles Religiöſen und Heiligen, Spott über die erhabenſten und innigſten Gefühle, Angehen gegen alles Beſtehende, das von Neuem in Frage geſtellt werden muß, Umſturz alter Formen, Annahme neuer, im Geiſt der jungen Schule. Von all dieſer Emancipation wußten wir in unſerer Jugend nichts; wir lehnten uns auf, weil das Eſſen zu ſchlecht war, weil wir gegen dieſen oder jenen Lehrer etwas hatten, weil die Frau des Famulus zu kleine Brode verkaufte oder weil ihre Aepfel faul waren; weiter verſtiegen wir uns nicht.“

Bei dieſer Stimmung der Schuljugend in Frankreich iſt es unſerer Regierung vielleicht nicht ſehr zu verdenken, daß ſie die Erziehung vorzüglich in die Hände der Jeſuiten legt, deren ſtrenge Aufmerkſamkeit und Disziplin, deren Dringen auf unbedingten Gehorſam bekannt iſt, den auch gewiß jeder Erziehungsmann, ohne Jeſuit zu ſeyn, jener émancipation intellectuelle und ihren Beſtrebungen vorziehen wird, bei der überdieß die Schüler nichts lernen. Dieß iſt aber den Jeſuitenſchulen nicht vorzuwerfen.

Vor Kurzem kam der Graf de Fortis in Turin an, der ſich ſchon durch mehrere Schriften vortheilhaft ausgezeichnet hat. Früher ſprachen wir in dieſen Blättern von ſeinem intereſſanten Werkchen über die Bäder von Aix, das Geiſt mit reicher Phantaſie eint. Unter dem verſtorbenen König Karl Felix hatte Fortis das Projekt zu einer Statiſtik über alle ſardiniſche Staaten vorgelegt, das nächſtens zur Ausführung kommen wird. Seine neueſte Schrift iſt: de la puissance en France du talent de la parole et de celui d'écrire, et de son influence sur les diverses révolutions que le royaume a subies depuis 1789 jusques et y comprise la révolution de Juillet 1830. Manches daraus hat der Verfaſſer in gebildeten Cirkeln Turins im Manuſkript vorgeleſen, und da in Allem die Richtung nicht zu verkennen iſt, die unſerm Hof gefällt, ſo konnte ihm großer Beifall nicht entgehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. December 1833.

Wie werd' ich erſt durchglüht ſeyn, kenn' ich ſie,
Da ich ſie liebte, ohne ſie zu kennen!

Shakespeare.
Die beiden Veroneſer.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Begierig ergriff unſer junger Feuerkopf dieſen höchſt plauſibeln Vorwand, um ſich ungehinderten Eintritt in das Haus zu verſchaffen; ſchon am andern Tage ging er zu Frau Warner und äußerte ſeinen Wunſch, ihre Bibliothek an ſich zu bringen, wenn deren Inhalt, nach näherer Unterſuchung, ſeinem Geſchmack entſpräche. Das Bibliothekzimmer hatte einen eigenen Ausgang nach der Flur, zu deſſen Benutzung ihm gleich der Schlüſſel überreicht ward; dießmal aber führte ihn die Beſitzerin unmittelbar aus ihrem Wohnzimmer hin und ließ ihn dann allein. Er vertiefte ſich, ſo gut er konnte, in die Folianten und Quartanten, horchte aber auf jedes leiſe Geräuſch im Nebenzimmer, und fand bald den Schrank, welcher der Thür am nächſten ſtand, bei weitem am intereſſanteſten, indem er daſelbſt dem Unterrichte lauſchen konnte, den ſie ihren Kindern ertheilte. Die Geduld und Liebe, mit der ſie jedem Wunſch der alten Sophie zu willfahren ſuchte, und auch dieſer edlen Seele ſtilles Walten vermehrte noch ſeinen Antheil an dieſer kleinen, anſpruchsloſen Häuslichkeit. Als er nach wenigen Tagen wieder Muße hatte, die Bibliothek zu beſuchen, nahm er ſeinen Weg nicht über die Flur, ſondern zunächſt in das Wohnzimmer, angeblich in der Abſicht, ſich einige nothwendige Erläuterungen zu erbitten. Es traf ſich, höchſt ſonderbarerweiſe, auch dießmal, daß die Kinder beim Paſtor waren und Sophie ihre Mittagsruhe hielt. Er ſezte ſich Frau Warner gegenüber und lenkte das Geſpräch Anfangs auf Geſchäftsverhältniſſe, dann bald auf Sophie, weil ihm das ein unverfänglicher Gegenſtand ſchien, der immer Anklang bei ihr fand. „Mademoiſelle Sophie,“ nahm er das Wort, „meinte einmal, eine Familienähnlichkeit zwiſchen unſern Stimmen zu entdecken; ich finde auch etwas in Ihnen, das mir dunkle Erinnerungen zurückruft.“ Er ſagte dieß ohne alle Nebenabſicht, blos um zu ergründen, ob ſie wohl geneigt wäre, Aehnlichkeiten zwiſchen ihm und ihr anzuerkennen; aber die Wirkung war ganz anders, als er ſie erwartet hatte. Ein dunkles Roth überzog ihr die Wangen und den Hals; ihre kleinen Hände, die eine Arbeit hielten, zitterten ſo, daß ſie dieſelbe niederlegen mußte, und die peinlichſte Verlegenheit machte ihr jede Antwort unmöglich. Albrecht ſah ſie verwundert an und ward kaum weniger roth, ohne zu wiſſen, warum. Um das Geſpräch ſchnell auf irgend etwas Anderes zu lenken, nahm er einen Fingerhut, auf welchem ein S. eingegraben war, vom Tiſche und fragte: „Sophiens?“ Sie antwortete zögernd: „Nein, der meinige.“ — „Heißen Sie auch Sophie? — „Nein,“ erwiderte ſie, immer verlegener werdend.

Digitized by Google

Von Neugierde getrieben und in dem Glauben, ihre ſichtbare Verlegenheit werde ſich geben, wenn er dieſelbe gar nicht zu bemerken ſcheine, fragte er geradezu nach ihrem Taufnamen. Kaum hörbar ſagte ſie: „Suſanne.“ Da durchzuckte ihn ein ſchnelles Begreifen; er ſah ſie forſchend an, ſie war ihrer kaum mächtig. Sein Herz pochte laut; als er aber, unſchlüſſig, was er thun ſollte, eine Weile vor ſich hin geblickt hatte und dann wieder die Augen zu ihr aufſchlug, war ihr ganzes Geſicht verändert; ſie ſaß ruhig vor ihm, mit würdiger, faſt zurückweiſender Geberde, und fragte ihn, wie weit er eigentlich mit der Unterſuchung der Bibliothek gekommen ſey. Sich außer Stande fühlend, wieder ins gewöhnliche Gleis zu kommen, antwortete er kurz und ging nach Hauſe. Dort traf er einen Brief von ſeiner Mutter, worin beiläufig erwähnt war, daß ſein Onkel, der General, an einem rheumatiſchen Fieber leide. Dieſe an ſich unbedeutende Nachricht ſollte ihm Gewißheit über eine Vermuthung verſchaffen, die ſein ganzes Herz beſchäftigte und ihn mit Angſt und freudiger Hoffnung erfüllte. Unter dem nämlichen Vorwande, über Bibliothekgeſchäfte mit ihr ſprechen zu müſſen, trat er am folgenden Tage unangemeldet zu Frau Warner ins Zimmer, und wußte ſich ein ſo trübes, zerſtreutes Anſehen zu geben, daß ſie endlich nicht umhin konnte, zu fragen, ob er etwa unangenehme Nachrichten erhalten habe. „Ja,“ ſagte er, „mein Onkel *** iſt ſehr krank.“ Die Wirkung dieſer Liſt war plötzlich und unzweideutig; ſie faltete unwillkührlich die Hände und fragte mit augenſcheinlicher Angſt: „Um Gottes Willen, was fehlt ihm?“ Albrecht konnte nicht länger zweifeln, und eh' ſie es hindern konnte, ſchloß er ſie in ſeine Arme, mit den Worten: „Suſanne, Du biſt es! Couſine Suſanne, hab' ich Dich wieder?“

Sie hatte beide Hände vor das Geſicht gelegt, und als er ſie ſanft wegſchob, war es mit vielen Thränen überſtrömt; dennoch leuchtete ein ſüßes Lächeln daraus hervor, das aber ſchnell verflog, als ſie fragte: „Und mein Vater?“ — „Hat nur ein leichtes Schnupfenfieber,“ antwortete er; „verzeihe mir die Liſt, liebe Suſanne.“ Jezt erwiderte auch ſie herzlich ſeine Umarmung und ſagte unbefangen: „Da Du mich von ſelbſt aufgefunden und erkannt haſt, lieber Albrecht, ſo hilft auch kein Verbergen und Verſtellen mehr. Ich habe übrigens weniger meinetwegen ſo lange geſchwiegen, als um Dich vor einer unangenehmen Lage zu bewahren. Gleich nach Deinem erſten zufälligen Beſuche bei mir erfuhr ich, wer Du ſeyeſt, und daß ich meinem lieben Bruder, dem Geſpielen meiner Kindheit, nur mühſam verbarg, was ich ihm ſo gern gleich entdeckt hätte, begreifſt Du wohl. Aber jezt verlange ich Verſchwiegenheit von Dir — und für immer; Du weißt, daß meiner Familie nur ein ſchlechter Dienſt erwieſen würde, wenn Du ihr unſer Zuſammentreffen entdeckteſt.“

Albrecht konnte nicht begreifen, wie ſeine Mutter ihn ſo ruhig an den Ort hatte gehen laſſen, wo Suſanne wohnte; aber dieſe gab ihm hinlänglichen Aufſchluß darüber, indem ſie ihm erzählte, daß alle ihre Briefe in die Heimath von der frühern Pfarrei ihres Mannes datirt geweſen ſeyen und daß ſie, ſeit ihrem Aufenthalte hier, nur einmal, beim Tode ihres Mannes, ſich an die Ihrigen ſchriftlich gewandt, dieſen lezten Brief aber uneröffnet zurück erhalten habe. Die arme Frau weinte viel über die harte Behandlung, die ſie von den Ihrigen hatte erfahren müſſen, aber ſie war ihnen in der innerſten Kammer ihres Herzens nicht böſe darum, ſondern liebte ſie, nach wie vor, mit großer Zärtlichkeit.

In Graf Albrechts Herzen ward der glimmende Funke natürlich zur hellen Flamme angefacht, ſobald er wußte, wer das reizende Weſen war, das ihn, auch als Fremde, ſo mächtig angezogen hatte. War es doch ſeine erſte, einzige Liebe, das Bild ſeiner Träume, die Muſe ſeiner Dichtkunſt. — Seine häufigen Beſuche bei der Predigerwittwe fingen indeſſen bald an aufzufallen. Comteſſe Octavie neckte ihn ganz unverholen damit, obgleich nur wie mit einer Sache, der durchaus keine Wichtigkeit beizulegen wäre; er mochte, ſo viel er wollte, verſichern, daß er in der Bibliothek ſtudire und dieſelbe anzukaufen gedenke, man glaubte ihm nicht. Es ward ihm daher höchſt unbequem, dieſe ſcharfe Beobachterin ſo nahe zu haben, und er ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, durch viele gewichtige Gründe die Gräfin zu vermögen, wieder aufs Schloß zu ziehen. Beim Umziehen ſagte ihm Comteſſe Octavie durch einen ſchlauen Blick, daß ſie recht gut wiſſe, warum ſie nicht länger in dem beſcheidenen Aſyl bleiben ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs.

(Fortſetzung.)

Die mittelalterlichen Maler hatten bei ihren Darſtellungen von Heiligen den Vortheil, daß ſie ihren Gegenſtänden in jedem Betracht näher ſtanden, als wir. Der heil. Bernhard ſah wohl dem heil. Auguſtin ähnlicher als unſere heutigen Biſchöfe, und der heil. Franz von Aſſiſi konnte immer als Muſter für die Einſiedler in der Thebais gelten. Jedes Jahrhundert hat ſeine eigenthümlichen Geſtalten und Geſichter; man vergleiche einmal die Porträts aus dem ſechzehnten Jahrhundert mit denen aus dem achtzehnten; die ganzen Geſtalten haben ſich ſo gut geändert als die Tracht, und dieß iſt ganz begreiflich:

Digitized by Google

Sitte und Denkweiſe prägen ſich den Geſichtern ein und modifiziren ſie nach dem Zeitalter. Sitten und religiöſe Gebräuche im Mittelalter hatten ungleich mehr Aehnlichkeit mit den Zuſtänden in den erſten Zeiten des Chriſtenthums als die unſrigen, und ſo hatten die Maler jener Zeit Figuren für ihre Apoſtel und Heilige weit mehr zur Hand. Daſſelbe gilt von den Kriegern; hatte z. B. ein Künſtler im Mittelalter einen Etzel zu malen, ſo fand er im ganzen wilden Weſen der Ritter und Herrn, ihrer Haltung, ihren Geſichtern die trefflichſten Muſter. Was für ein Modell hat aber der jetzige Maler, der einen Etzel malen ſoll? einen hübſchen Küraſſieroffizier. Alles iſt anders geworden, Tracht, Sitten, Waffen, Geſichter. Am beſten machen wir alſo, wenn es ſich um Darſtellung von Perſonen aus den heroiſchen Zeiten des modernen Europas handelt, an den Malereien des Mittelalters unſere Studien. So hat es Schnorr gemacht und viel Talent dabei bewieſen. Nicht allein die Tracht des Mittelalters, auch ſeine Geſichtsbildungen hat er ſtudirt, und ſo die Helden der Nibelungen, Siegfried, Günther, Etzel, Hagen, wieder ins Leben gerufen; auf gleiche Weiſe ſind ihm die reinen, ruhigen Geſichter der alten deutſchen und italieniſchen Schule Vorbilder für ſeine Chriemhild und Brunhild geworden.

Einer der intereſſanteſten Säle in der Reſidenz iſt der ſogenannte Heſiodiſche und Argonautenſaal, wozu die Cartons von Schwanthaler ſind. Dieſe Malereien ſind der beſte Commentar zu Heſiod, den ich kenne; nirgends fühlt man ſich dem Geiſt dieſer alten Poeſie näher, und was die Argonauten betrifft, ſo iſt es, als ob hier Fragmente der cycliſchen Gedichte, welche ihre Abentheuer beſangen, wieder gefunden wären. Dieſe Schöpfungen hat nicht das Gedicht des Apollonius von Rhodus, jenes Poeten aus der alexandriniſchen Schule, eingegeben; hier herrſcht ein antikerer, ein großartigerer Genius. Nirgends iſt das Unförmliche, Geſtaltloſe, Gigantiſche, Phantaſtiſche, das die Uranfänge der griechiſchen Mythologie, jene Figuren, halb Gottheit, halb Symbol, die Nacht, die Erde, den Erebus, die Zeit, bezeichnet, nirgends das Liebenswürdige in manchen der ſich nun geſtaltenden Fabeln, wie in der von der Venus, den Grazien, den Muſen, ſo treffend, ſo ſinnreich dargeſtellt. Nebelhaft verſchwimmend erſcheinen hier die phantasmagoriſchen Weſen, capriciös, formlos, überraſchend furchtbar die Ungeheuer und Giganten der griechiſchen Mythen, in feſten Umriſſen, in majeſtätiſcher Schönheit die lezten Herrſcher im heidniſchen Olymp, Jupiter, Juno, Minerva. Bei den Cartons zu den Fresken im Saale des Heſiod und der Argonauten hat Schwanthaler die griechiſchen Vaſen vor Augen gehabt: Haltung, Form, die ſteifen, ſtrengen Umriſſe, das ſcharfe Relief, Alles wie auf jenen Vaſengemälden. In Cornelius Cartons zu der Anbetung der Könige und der Kreuzigung erkennt man die Nachahmung von Raphaels Manier in der Disputa und in der Schule von Athen, und man ſieht, daß er mit dem großen Styl der florentiniſchen Schule unter Michel Angelo gerungen hat. Kurz, überall blickt aus den Beſtrebungen der Münchner Schule die Wiſſenſchaftlichkeit; überall begegnet man den Spuren der Nachahmung, hier des antiken Griechenlands, dort Italiens oder des deutſchen Mittelalters; aber immer zeigt ſich dieſe Nachahmung kühn, frei, genial. Am wenigſten iſt ſie Nachahmung eines ausſchließenden Geſchmacks, eines einzigen Syſtems; die Münchner Schule borgt von allen Zeiten und Ländern, zum großen Unterſchied von der Schule Davids, die den Fehler hatte, daß ſie zu ausſchließend war und der Zeichnung zu Vieles opferte. Die Münchner Schule iſt nicht ſo ſtreng, als die Schule Davids, aber um nichts origineller, wie hoch man auch an der Iſar dafür begeiſtert ſeyn mag. Sie iſt geſchmeidiger, vielſeitiger; ſie kann damit mehr Leuten und längere Zeit gefallen, und es kommt ihr dabei die Richtung unſerer Zeit zu gut, in der ſich einmal abſolute Prinzipien nirgends geltend machen können. Sie iſt eklektiſch, und das ſind wir ja ſammt und ſonders von einem Ende Europa's zum andern.

Man hat die Münchner Schule mit der der Carracchis verglichen: ſie iſt wiſſenſchaftlicher, ernſter, aber weniger kunſtfertig. Die Carracchis waren Eklektiker in der Malerei, ſie hielten ſich aber dabei blos an die Form; ſie vermiſchten Manier und Styl aller Schulen, aber nicht ſowohl hinſichtlich der geiſtigen Auffaſſung, als der Ausführung. Sie fragten nicht viel nach den geiſtigen Quellen, aus denen ihre Vorgänger geſchöpft, und es fiel ihnen nicht ein, nach dieſen verſchiedenen Richtungen ſich eine Kunſtphiloſophie, einen Geiſt zu bilden, der fortan ihre Schule charakteriſiren ſollte; nein, ſie ſtudirten nicht ſowohl den Maler, als das Gemälde, nicht ſowohl den Schöpfer, als das Werk. Die Carracchis verhalten ſich in ihrem Einfluß zur Malerei, wie die Kultur zum Völkerleben: die Kultur wirkt auf die Einheit der Völker hin, indem ſie die Provinzialcharaktere verwiſcht; die Carracchis gaben der Malerei Einheit durch Einſchmelzung der Charaktere der verſchiedenen Schulen. Sie centraliſirten die Malerei, wenn ich ſo ſagen darf, und das feſte Gepräge, das dieſe dadurch erhielt, war nicht ſowohl das der Großartigkeit, als das der Gleichförmigkeit. So verhält es ſich mit der Schule der Carracchis: ſie war in Italien die Nachfolgerin ſo vieler und ſo großer Schulen und konnte, ihrer Stellung in der Zeit nach, nicht wohl ein anderes Verdienſt als das größerer Fertigkeit in der Ausführung haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Bertrand et Raton.

Bei einer erſten Vorſtellung eines V. Hugoſchen Stücks hüten ſich ſeine Gegner wohl, ihren Tadel laut werden zu laſſen; denn bei dieſer Gelegenheit iſt ſein Anhang in der höchſten Spannung, und dabei macht er die Mehrzahl im Theater aus. Ohne Gefahr, geprügelt zu werden, würde daher kein Pfeifchen eines Tadlers ertönen können. Eine ſolche erſte Vorſtellung gewährt dem ruhigen Zuſchauer das Vergnügen einer Komödie. Die Anweſenheit der ſämmtlichen neu-romantiſchen Schule, ihre Lebhaftigkeit, ihr Entzücken, ihre Wachſamkeit, um jeden Ausbruch von Mißbilligung zu verhüten, ihre Wuth, wenn hie und da Jemand die Kühnheit hat, nur ein wenig laut zu murren, Alles dieſes nimmt ſich ſehr kurzweilig aus, beſonders neben der originellen Darſtellung und der ſonderbaren Sprache, die man von der Bühne herab vernimmt. V. Hugo iſt noch jung, und man kann nicht wiſſen, wie hoch ſein Genie ſich noch erheben wird; allein aus ſeinen bisherigen dramatiſchen Leiſtungen läßt ſich leider kein ſehr vortheilhafter Schluß ziehen, und es ſteht zu befürchten, daß ſein dauernder Ruhm ſich nicht auf ſeine Schauſpiele ſtützen wird; aber das Verdienſt hat er, daß er zur Erweiterung der Theaterfreiheit in Frankreich weſentlich beigetragen. Niemand hat den konventionellen Zwang, welcher dieſelbe früher feſſelte, mit ſo vieler Keckheit angegriffen, als er. Die Vorrede jedes ſeiner Schauſpiele iſt eine Philippica gegen die Regeln der franzöſiſchen Kunſt, und jedes ſeiner Stücke ein Beiſpiel, wie man es anders machen müſſe.

Die klaſſiſche Parthei war noch in vollem Aerger über das Gelingen des neuen Verſuchs V. Hugos, und hatte kaum ihre Galle in die Feuilletons der Journale ausgeſchüttet, als Scribe ſein neues Luſtſpiel Bertrand et Raton auf der Bühne des Théâtre français aufführen ließ. Dieſem kam all das Böſe zu Gute, was ſie dem V. Hugo wünſchten und nachſagten; denn nun griffen ſie nach Bertrand und Raton, hielten dieſes Stück der widerlichen Marie Tudor entgegen und riefen: ſo muß man Schauſpiele ſchreiben! auf dieſe gefällige Art muß man ein gebildetes Publikum unterhalten! Scribe muß über dieſe plötzliche Rückkehr der Gunſt der Feuilletons erſtaunt geweſen ſeyn, die ihm ſeit langer Zeit ſeine Geldgier, ſeine Schreibſeligkeit, ſeine reichen Agens de change, ſeine charmanten Oberſten und ſeine mit einer halben Million ausgeſteuerten Bräute vorwarfen. Der Mann iſt auf einmal wieder bei der theaterluſtigen Welt in Gunſt gekommen, und wenn ſein Kredit auf der Börſe notirt würde, ſo ſtände er jezt um zwanzig Prozent höher, als vor einem Monate. Ich denke, Scribe iſt, ſeitdem er Dichter iſt, an dieſen Wechſel der Dinge gewöhnt; ſonſt müßte er recht ernſthafte Betrachtungen darüber anſtellen, was er nun wahrſcheinlich nicht thut. Man hätte glauben ſollen, dieß ſey das erſtemal, daß ſich Scribe an ein großes Theaterſtück wagt, an ein Luſtſpiel im großen Style; allein er hat ja ſchon Valérie und die Geldheirath geliefert; alſo wußte man recht gut, daß er auch ein großes Luſtſpiel zu ſchreiben verſtehe. Man ſcheint es aber über dem Auftreten der böſen Marie Tudor vergeſſen zu haben, und hat ihn in den Zeitungen verherrlicht, als ob er jezt erſt einen Beweis vom ganzen Umfang ſeines Talents gegeben habe. Nur eines oder zwei Tageblätter haben ſein Stück nicht gelobt und ihm vorgeworfen, er habe wiederum mit den Gebrechen der Menſchheit unzeitigen und unbarmherzigen Hohn getrieben. Dieß iſt aber nicht die Meinung des Publikums. Man urtheilt allgemein, Bertrand und Raton gehöre zu den geiſtreichſten und beſten Stücken Scribes. Dießmal gebührt ihm auch das Verdienſt, daß er ein fünfaktiges Luſtſpiel ganz allein geſchrieben und den Stoff ganz allein erfunden hat. Alles dieſes iſt ihm zu Gute gekommen; wie geſagt, die abſcheuliche Marie Tudor am Theater der Porte St. Martin hat das Ihrige dabei gethan, und der Triumph des Dichters iſt dießmal glänzend ausgefallen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Piemont, November.

(Beſchluß.)

Fortis über die Franzoſen. Das Feſt vom 8ten September.

Ich bin mit de Fortis ſchroffer Anſicht Frankreichs, der Franzoſen und der franzöſiſchen Revolution nicht einverſtanden, finde aber doch in manchen ſeiner Aeußerungen viel Geiſt und großen Schein. So ſagt er z. B. in ſeiner Vorrede: „In dem ſo mannigfaltigen Gemälde einer geiſtreichen Nation, eines lebhaften und leichtſinnigen Volks, das dem Talent der Rede Alles zugeſteht und Alles verzeiht, bei dieſem Volke findet der aufmerkſame Beobachter etwas Sonderbares, Merkwürdiges und Unbegreifliches, nämlich ein abgeſchmacktes und bizarres Zuſammenfügen von beredten Phraſen, von Benennungen, die der Partheigeiſt erfunden hat, von Volksgeſchrei, von parlamentariſchen Beleidigungen, Spitz- und Witzworten, Sarkasmen, Epigrammen und falſchen Lehren, welche zu verſchiedenen Zeiten den politiſchen Faktionen als mächtige Waffen zu ihrer Erhebung und Herrſchaft, ſo wie zur Niederhaltung anderer Partheien gedient haben. Wenn man ſieht, wie ſich ein ganzes Volk vierzig Jahre lang durch einige große Phraſen (!) bewegen, erregen und entflammen läßt, wie es bei dem lärmenden Echo der Leidenſchaften in Einem Augenblick ſeinen Gottglauben, ſeine Kirchen und Altäre, ſeine Geſetze und Inſtitutionen und ſeine Regierung über den Haufen werfen ſieht, um hernach über ſeinen Irrthum zu ſeufzen und um zu geſtehen, daß es Thorheiten auf Thorheiten gehäuft habe, ja daß es ſich ſelbſt zerſtöre, wenn man dieſe traurige Erſcheinung ſieht, dann kann man ſich vielleicht eine richtige Vorſtellung von dem Charakter dieſes Volkes machen, und ſein Schickſal, ſo wie das Reſultat des großen Kampfes vorausſehen, auf den jezt alle Blicke in Europa mit Unruhe geheftet ſind.“

Der 8te September iſt in Turin immer ein großes Feſt zum Angedenken dieſes Tages im Jahr 1709, wo die franzöſiſche Belagerung von dieſer Stadt glücklich zurückgeſchlagen und aufgehoben wurde. Am Tage waren nicht nur nach dem Herkommen prächtige Kirchenceremonien und Umgänge, ſondern auch Kanonaden und Paraden. Abends ſahen wir ſämmtliche königliche Palläſte, alle öffentlichen und viele Privatgebäude erleuchtet, was bei der großen Regelmäßigkeit Turins und ſeinen großen architektoniſchen Maſſen einen herrlichen Effekt macht. Noch großartiger aber war die Erleuchtung der herrlichen Superga, die mit Recht den Namen einer Baſilica trägt. Dieſe Lichtmaſſe auf dem entlegenen Berg hatte etwas Vulkaniſches und glich einem breiten Lavaſtrom. Es freut mich immer, dieſes ächte Landes- und Nationalfeſt wieder begehen zu ſehen. Ich kenne dagegen ein Land, wo man nicht ſo dankbar gegen die Vorſehung iſt. Von der Feier des 18ten Oktobers iſt nirgends mehr in dem befreiten Deutſchland die Rede.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. December 1833.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.

Goethe.
Fauſt, 2ter Theil.

Bemerkungen eines in Deutſchland reiſenden Doktrinärs.

(Fortſetzung.)

So verhält es ſich nicht mit der Münchner Schule: ſie kommt nicht auf zwei, drei große deutſche Schulen, ſondern auf eine lange Kunſtfinſterniß. Neben ihr beſtehen nicht mehrere Manieren, mehrere Style, die ſie nur, wie die Carracchis, in Eine Manier, Einen Styl zuſammenzufaſſen brauchte; ſie kann auf ein höheres Verdienſt, als das der Ausführung Anſpruch machen, und ſomit gilt ihr das Studium der Alten, und zwar der Alten im weiteſten Sinne, als Hauptſache, wobei ſie in das Verſtändniß des Genius der verſchiedenen Schulen einzudringen und überall ſich zum Abſoluten durchzuarbeiten ſucht. Die Münchner Schule erſteht, wie in der Literatur der Griechen die Alexandriniſche Schule, nach einer längſt dahingegangenen, dem Gedächtniß der Mitwelt faſt entſchwundenen großen Zeit. Die Zeit der Dürer, der Holbein, Cranach, Hemling, Burgmayer, im ſechzehnten Jahrhundert, liegt für Deutſchland ſo weit rückwärts, als die Zeit des Eſchylus und Sophokles für die Alexandriniſchen Griechen. Die Münchner Schule ſtrebt nach Wiederherſtellung der Malerei, wie die Alexandriniſche nach Wiederherſtellung der Literatur. Dort wie hier ſtudirt man die alte Zeit und vergöttert ſie; ja, in München wird das Mittelalter vergöttert, wie die alte griechiſche Mythologie zu Alexandrien. In beiden Fällen iſt wohl das Mißtrauen in die eigene Kraft, das Gefühl des Mangels an wahrer Originalität, und daraus entſpringend, der Eifer in Nachahmung des Alten gleich groß. München und Alexandrien verſenken ſich um die Wette, jenes in der Kunſt, dieſes in der Literatur, in jene alte Zeit, auf welche ſie mit abgöttiſcher Verehrung zurückblicken, in jene unwiderbringliche Zeit, wo der Glaube naiv war und die Begeiſterung nicht aus dem Verſtande kam. Doch dieß iſt nicht Alles: mit welch brennendem Eifer zu München dem Mittelalter, zu Alexandrien den heroiſchen Zeiten Griechenlands geopfert werden mag, beide Schulen erſtanden zu einer Zeit lebhaften Verkehrs, wo ſich Alles durchdringt, und ſo wird denn München vom Geiſte Italiens, Alexandrien vom Geiſte des Orients beſtrahlt. Der Orient athmet in der alexandriniſchen Poeſie, wie das mittelalterliche Italien in der Münchner Schule. Die Münchner Schule dort am Fuße der Tyroler Alpen hat gleichſam zwei Pole, das deutſche Mittelalter und das fünfzehnte italieniſche Jahrhundert, Nürnberg und Florenz; ſie wird vom einen wie vom andern angezogen und ſucht die Bekräftigungen beider in ihrem Focus zu ſammeln.

Noch eine Seite der Münchner Schule kann ich hier unmöglich unberührt laſſen. Noch nicht lange las ich in

Digitized by Google

dem trefflichen Briefe über den Vatikan von Delécluze die Bemerkung, jede groſse Maler- und Bildhauerſchule habe von jeher eine philoſophiſche Schule zur Begleiterin gehabt. Auch der Münchner Schule ſteht eine ſolche zur Seite; ich meine die myſtiſche Schule der Herren Goerres und Bader. Goerres und Bader ſind ſehr gelehrte Männer von glühender Einbildungskraft, die ſich die Aufgabe geſtellt haben, den Katholizismus zu erneuen, zu verjüngen. Der Katholizismus des Herrn de Lamennais hat etwas Schroffes, Hartes; ſein Syſtem iſt auf ein abſolutes Prinzip, wie auf einen Felszacken hingebaut; der Katholizismus der Herren Goerres und Bader iſt geſchmeidiger, verſchwommener, elaſtiſcher. Im Praktiſchen hält er ſich an die Beobachtung der Kirchengeſetze; aber von der idealen Seite ſchiebt er, vermittelſt der Symbole, der Allegorien, beſonders aber der philoſophiſchen Interpretationen, Allerlei in den Katholizismus hinein, was Gregor VII. und Boſſuet nie darin wahrgenommen haben. Dieſer katholiſche Myſticismus, über den ich hier kein erſchöpfendes Urtheil zu fällen gemeint bin, unterhält in den Gemüthern eine Art von religiös-philoſophiſcher Gährung, welche dem Kunſtleben förderlich iſt. Die ſchönen Künſte brauchen keine ſtrenge, klare Philoſophie neben ſich. Die platoniſche Philoſophie, deren Geiſt im fünfzehnten Jahrhundert die florentiniſche Schule durchdrang und Raphael zu ſeiner Diſputa di St. Sacramento und ſeiner Schule von Athen Anlaß gab, war nichts weniger als ein methodiſches, regelmäßiges Syſtem. Was kümmerte aber das die florentiniſchen Maler? Sie gaben ſich dem Einfluſſe der Philoſophie hin, athmeten, ſo zu ſagen, ihren Duft ein, ohne darnach zu fragen, ob ſie auf feſte Prinzipien und Schlüſſe gebaut ſey. In dieſer Beziehung nun ſcheint mir der Myſticismus der Herren Goerres und Bader trefflich neben die Münchner Schule geſtellt; in ihrer Philoſophie herrſcht mehr Reichthum an Ideen als Logik, und ſie ſpricht ungleich ſtärker zum Gemüth als zum Verſtand; die Gedanken befinden ſich nicht im feſten, ſondern im luftigen Zuſtand; juſt dadurch aber gewinnen ſie eine berauſchende Kraft, die dem Künſtler zuſagt.

Was einem, der von Paris kommt, an der Münchner Schule ganz beſonders auffallen muß, das iſt die Leichtigkeit und Natürlichkeit, womit man hier religiöſe Sujets behandelt. Unſere franzöſiſchen Maler fühlen einen gewiſſen Zwang, wenn ſie mit dergleichen zu thun haben, und aus ihren Gemälden in dieſem Fach ſpricht eine traditionelle, konventionelle Manier, welche augenfällig zeigt, daß ſie mit dem Gemüthe nicht dabei waren. In München werden ſolche Sujets frei, kühn, natürlich aufgefaßt; da iſt nichts Gezwungenes, nichts Handwerkmäßiges. Auf dieſe Richtung iſt allerdings der katholiſche Myſticismus nicht ohne Einfluß, ſie iſt aber im Ganzen durch den in Deutſchland im Allgemeinen herrſchenden religiöſen Sinn und die Frömmigkeit der katholiſchen Bayern bedingt. Im dreiſſigjährigen Krieg war Bayern der Vorfechter des Katholizismus, und dieſer fromme Eifer hat ſich in den Geſchlechtern fortgepflanzt. Die Maler ſind gute Chriſten, und ſie arbeiten für ein Volk von guten Chriſten. Bei ſolcher Stimmung geben ſich die Künſte der Begeiſterung von der religiöſen Seite ganz unbefangen hin; kein wenn und aber, keine falſche Schaam, ſie ſind ihrer ſelbſt und ihres Publikums gewiß.

Ernſte Studien, deren Frucht ein ſchöpferiſcher Eklekticismus war, der fromme Sinn des Volks, den der katholiſche Myſticismus durch leiſe Gährung unterhält — dieß iſt die Geneſis der Münchner Schule, der forten ihr Platz in der Kunſtgeſchichte gebührt.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Die alte Sophie ward ſehr bald in das Geheimniß der Verwandtſchaft gezogen und erfuhr durch dieſe erſt jetzt die vornehme Herkunft ihrer jungen Freundin; aber es ſtörte ihr Verhältniß nicht im Geringſten; die Vorurtheile des Standes waren ihrem innern Auge eben ſo fremd, wie die der Schönheit ihrem äußern. Wohlgefällig lächelte ſie über den Umſtand, daß ſie die Verwandtſchaft ſo ſchnell und ſicher an der Stimme entdeckt habe, und da ſie nicht ſehen konnte, entging ihr lange die Richtung, die das Verhältniß zwiſchen ihrer Freundin und dem Vetter zu nehmen drohte. — Eine der erſten Stunden gegenſeitigen Erguſſes ward dazu angewandt, den leztern von den ihm faſt fremden Schickſalen der Couſine in Kenntniß zu ſetzen. Er erfuhr im Weſentlichen Folgendes.

Schon im vierten Lebensjahre hatte Suſanne ihre Mutter verloren und ſich daher ſehr frühe ſchon gezwungen geſehen, in gewiſſem Maaße dem Hauſe vorzuſtehen, wobei ihr Sinn ſich natürlich vorzugsweiſe auf die Erlangung äußerer Fähigkeiten und Talente richten mußte. Ihr Vater betete ſie an, war aber auch zu Zeiten ſoldatiſch ſtrenge mit ihr; ſie mußte als Kind ſchon mit ihm reiten, ja ſogar, weil ſie einen etwas gezwungenen Gang hatte, exerciren lernen. Kaum fing indeß ihre Vernunft an zu erwachen, als ſie auch zu fühlen begann, daß ihr beſſeres Selbſt ſich in dieſen Umgebungen und Beſchäftigungen nicht entwickeln könnte; ſie empfand dieß mit tiefem Gram und erheiterte ſich nur bei ihrer Tante, der Mutter des Grafen Albrecht, mit welchem eine frühe Freundſchaft ſie verband. Die Gräfin hielt ſie oft auf dem Schooße, nannte ſie ſcherzend ihre liebe Schwiegertochter und hofmeiſterte und belehrte ſie wie ihr eigenes Kind. Da kam Albrecht auf eine, viele Meilen weit entfernte Schule

Digitized by Google

und Suſanne blieb allein. Ihr Vater hatte einen Adjutanten bei ſich, einen Herrn von Berg (dieß iſt der einzige im Tagebuche genannte Name), der ihr von früher Kindheit an in tiefſter Seele zuwider war; als ſie aber einſt dieſes Gefühl in Gegenwart des Vaters laut werden ließ, ward ſie mit der Bemerkung: es zieme ihr nicht, Menſchen zu tadeln, die er liebe, ſo ſtreng abgewieſen, daß ſie nie wieder etwas über Berg zu äußern wagte. Sie wußte ſich auch in Bezug auf dieſen Gegenſtand in ewiges Verſtummen zu fügen, doch wenn der widrige Menſch ihr ein Geſchenk machte, oder ſie ſonſt zu erfreuen ſuchte, überkam ſie faſt ein Gefühl körperlichen Uebelbefindens. Als der übliche Zeitpunkt zur Konfirmation herannahte, fiel dem Vater ein, daß in ihrem bisherigen Leben nichts gelegen hatte, was ihren religiöſen Sinn hätte wecken können; er wünſchte daher einen jungen Mann von ausgezeichneten Gaben für dieſen Zweck ins Haus zu nehmen. Seine Wahl fiel auf den Kandidaten Warner. „Er betrat das Haus," ſagte Suſanne, „an einem Weihnachtsabend, als ich, aller Freuden, die Andern an dieſem Tage bereitet werden, entbehrend, an einem Fenſter ſtand und die Straße hinunter ſah. Als nach und nach die hellen Weihnachtsbäume durch die Fenſter ſchimmerten, wandte ich die Augen weinend hinauf zum Himmel und bat ihn, mir an dieſem heiligen Abend einen Weg zu zeigen, der mein Herz zu ihm leiten möge. In dem Augenblick hörte ich meinen Vater mich rufen, und Warner ſtand vor mir, ein ſchöner, blühender Jüngling, mit edler Stirn und weichem, blondem Haar. Das Zuſammentreffen war zu wunderbar; ich liebte ihn gleich, wie den verkörperten Schutzgeiſt, den mir Gott ſandte, da ich ihn eben am eifrigſten darum bat." So weit Suſanne. Wen wird es wundern — Albrecht begriff es ganz — daß dieſe Liebe bald gegenſeitig war? Begierig ſog ſie alle ſeine Lehren ein und fühlte und verſtand erſt jezt ihr Daſeyn; auch gelang es ihr bald, ein anderes Leben im Hauſe einzuführen, was der Vater gewähren ließ, ohne eigentlich Theil daran zu nehmen. Des Morgens verſammelte ſie die Dienſtleute zu einem Gebet, und bald zeigten ſich die wohlthätigen Folgen des neuen Geiſtes, der im Hauſe waltete; Liebe, Treue und Arbeitſamkeit nahmen zu, und Suſanne gab ſich dem ſchönen Wahne hin, unter der Leitung ihres Lehrers, mitten im Geräuſche der Welt ein ſeliges Eiland ſchaffen zu können. Die beiden jungen Leute ahnten nicht, welchem Abgrunde ſie ſich entgegen ſtürzten, obgleich ſie lange ſchon wußten, daß ſie ſich liebten, und daß ihnen die ganze Welt nichts wäre, wenn Eines dem Andern entſagen müßte. Da verdunkelte ſich plötzlich ihr reiner Himmel, ein unerwartetes Gewitter brach über ſie herein. Der General kündigte Suſannen in kurzen Worten an, daß ſie ſeinem ehemaligen Adjutanten, dem jetzigen Major von Berg, die Hand reichen müſſe. Mit dem Entſetzen, in das der unvermuthete Anblick einer giftigen Schlange uns verſetzen würde, ſchauderte ſie bei dieſer Zumuthung zuſammen und erklärte dem Vater auf der Stelle, daß keine Macht der Welt ſie je zu dieſem Schritte vermögen werde. Der Vater, anſtatt zu toben, wie er es ſonſt bei direktem Widerſpruch zu thun pflegte, ſah ihr traurig ins Auge und ſagte weich: „Armes Kind, Dich kann kein Sträuben retten; Du mußt ihn nehmen, ſo gewiß ich Dein Vater bin!" — Sie hat auf ihren Knien um Gnade, weit demüthiger, herzzerreißender, als ſie um ihr Leben würde gefleht haben; es half nichts, der Vater küßte ſie mit thränenden Augen und ſprach, wie früher, das entſetzliche: „Du mußt ihn nehmen." Als ſie des Vaters bekümmerte Miene nicht mehr ſah, die ſeltſam weichen Töne ſeiner Stimme nicht mehr hörte, trat die Willkühr und Grauſamkeit dieſes Befehls immer greller hervor; ſie faßte Muth, warf ſich Warnern in die Arme und beſchwor ihn, ſie zu retten. Ehrgefühl und Gewiſſen ſträubten ſich zwar in ihm; aber ſie wußte beide zu übertäuben, und gleich nach der Konfirmation entfloh ſie mit dem Geliebten ihrer Seele. Er führte ſie zunächſt zu einem eben erſt angeſtellten Freunde, der ſie, nachdem er von der ganzen Lage unterrichtet war, ohne Bedenken traute und ſchwor, lieber ſein Amt verlieren, als die beiden ſchuld- und hülfloſen Weſen dem Verderben überlaſſen zu wollen. Darauf zog Warner mit ſeiner jungen Frau in die Nähe von Leipzig und nährte ſich durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten; doch ziemlich bald erhielt er, durch Fürſprache des Freundes und mancher von dieſem aufgeforderten Gönner, eine Anſtellung in ſeinem Vaterlande und brachte ſeine Suſanne als eine Waiſe den entzückten Eltern. Wohl bemerkten dieſe, daß irgend ein Geheimniß um die Schwiegertochter walte, aber ihrem und des Sohnes Werth vertrauend, forſchten ſie nicht nach dem, was beide nicht mitzutheilen wünſchten. Bald ſtarb die fromme Mutter, und als nach kurzer Friſt auch der Vater ihr in beſſere Regionen folgte, erhielt Warner deſſen Stelle in Barnau. Wie jeder Verſuch der Annäherung an ihre Familie der armen Suſanne fehlſchlug, wiſſen wir; ſie ſchrieb daher mehrere Jahre gar nicht. Fünf Jahre vor dem Zuſammentreffen mit Albrecht verlor ſie ihren geliebten Mann, und fand nur in ihrem frommen, ergebenen Sinn, in der Freundſchaft Sophiens und dem Gefühle, daß ihr allein jezt die Pflicht der Erziehung ihrer Kinder obliege, die Kraft, den unermeßlichen Verluſt zu tragen. Nachdem auch der lezte Brief an ihren Vater, worin ſie den Verluſt des Mannes gemeldet und nochmals kindlich um Verzeihung und Verſöhnung gebeten hatte, nicht nur erfolglos geblieben, ſondern uneröffnet zurückgeſchickt war, fühlte ſie ſich zu ſtolz, noch einen Schritt der Art zu

Digitized by Google

verſuchen. Ihre weltlichen Angelegenheiten machten ihr keine Sorge. Die Freundlichkeit des Grafen, der ihr die Wohnung im bisherigen Pfarrhauſe um ſo lieber überließ, da der Bau eines neuen bereits begonnen war, als Warner ſtarb, des jetzigen Pfarrers thätige Hülfe bei der Erziehung ihrer Tochter, Sophiens kleines Vermögen und ein anſehnlicher Wittwengehalt verſezten ſie in eine ganz gemächliche äußere Lage, und allmählig blühten auch die Roſen auf ihren Wangen wieder auf, während des Herzens Wunde unabläſſig blutete.

So fand ſie Albrecht, und um der edlen Liebe willen, die ſie ihrem Manne bewahrte, liebte er ſie um ſo mehr; doch gegen den Oheim war er im höchſten Grade aufgebracht. Was in der Welt konnte den ſonſt ſo gutmüthigen, wenn auch ſonderbaren Mann zu ſo grenzenloſer Härte gegen die arme Tochter bewogen haben? — Das war und blieb ihm ein unangenehmes Räthſel. Sie dagegen dachte nur mit Rührung des greiſen Mannes, dem ſie durch ihre Trennung von ihm Alles geraubt hatte; ſie hätte den Reſt eines langen Lebens hingegeben, wenn es ihr vergönnt geweſen wäre, ihn bis an ſein Ende zu pflegen und dann mit ſeinem Segen zu ſterben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Bertrand et Raton.

In der That muß man den ſinnreichen Dichter bewundern, der, von der Darſtellung eines neuen Melodramas: Struenſee, angeregt, auch etwas aus dieſer tragiſchen Kataſtrophe hat auf die Bühne bringen wollen, deſſen heiterer Geiſt aber bald von der tragiſchen Geſchichte abgewichen iſt, um etwas ganz Anderes zu liefern. Struenſee, Königin, König, Kriminalprozeß, Alles iſt verſchwunden; dagegen hat die geübte Hand des Dichters einen ſchlauen Staatsmann, den Grafen von Ranzau, geſchildert, der einziger Miniſter unter dem anſcheinenden Einfluſſe der Königin Mutter werden will, und ſich deßhalb der Einfalt eines reichen Kaufmanns bedient; dieſer muß ſich allen Gefahren ausſetzen, oder iſt vielmehr ſo einfältig, daß er ſich denſelben bloßſtellt, obſchon ihm von der Verſchwörung nichts zu Gute kommt, als Verluſt und Ungemach. Er iſt die Katze oder der Raton der Lafontaineſchen Fabel, welcher ſeinem Freunde Bertrand die gebratenen Kaſtanien aus der glühenden Aſche zieht, ſich die Pfoten verbrennt und doch von den Kaſtanien nichts zu genießen bekommt. Dieſem ſich ſo leichtfertig hingebenden Kaufmann ſteht eine weltkluge Frau zur Seite, die ihm ſtets anräth, bei ſeinem Handel zu bleiben und die großen Herren gehen zu laſſen. Dieſe Frau wirft ſich aber ſelbſt in die Empörung, als ihr Sohn dabei in Gefahr kommt. Eben dieſer Kaufmann hat einen ſehr eifrigen Ladendiener, dem nichts ſo ſehr gefällt, als die außerordentliche Bewegung im Staate, der alſo ein geborner Theilnehmer an allen Empörungen iſt, eine komiſche Figur, wozu, wie man in den Tageblättern bemerkt, die Originalien in Paris zu Dutzenden herumlaufen. Auf die Zergliederung und Kritik des Scribeſchen Luſtſpiels brauche ich mich hier nicht einzulaſſen. Es gibt kein Pariſer Tageblatt, das nicht umſtändlich darüber geſprochen hätte. Nur will ich noch die Schlauheit des Dichters bemerklich machen, der das Stück ſo kunſtreich eingerichtet hat, daß jede Parthei eine in ihr Syſtem paſſende Moral aus demſelben hat ziehen können, und ſo iſt es auch wirklich gekommen. Die miniſterielle Parthei lobt den Dichter, daß er eine wichtige Wahrheit in ein helles und heiteres Licht geſtellt habe, die nämlich, daß die Bürger ſich nur Schaden zuziehen, wenn ſie aus ihrem Geſchäftskreiſe treten und ſich in Staatsſachen mengen. Dagegen hat die republikaniſche Parthei (denn eine ſolche beſteht augenſcheinlich und läßt ſich weder wegläugnen, noch wegraiſonniren) etwas ganz Anderes in dieſem Stücke geſehen: nämlich eine dramatiſche Darſtellung der Folgen der lezten Revolution, bei welcher das Volk auch ſo gutmüthig war, ſich allen Gefahren auszuſetzen, um die nothwendig gewordene Staatsumwälzung zu Stande zu bringen, und, mit der Fabel zu reden, die gebratenen Kaſtanien aus dem Feuer holte, welche jezt Andere, die ſich gar keiner Gefahr bloßgeſtellt haben, gemächlich verzehren und diejenigen auslachen, die ſie ihnen mit verbrannten Pfoten dargereicht haben. Ich bin überzeugt, daß gerade dieſe doppelte Moral in dem Zwecke des Dichters lag, und daß er auf dieſen Umſtand gerechnet hat, um des guten Erfolgs ſeines Stücks gewiß zu ſeyn. Scribe hat außerordentlich viel Witz in den 171 oder 181 vorhergehenden Stücken verſchwendet; aber in keinem hat er ſich ſo geiſtreich gezeigt, als in dieſem. Wahrſcheinlich wird dieſes Stück bald ſo allgemein bekannt werden, als irgend eines ſeiner vorhergehenden; deßhalb würde es unnütz ſeyn, es hier umſtändlicher zu erörtern, obſchon es offenbar eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuern franzöſiſchen Dramatik iſt.

Dg.

Auflöſung der Räthſel-Korreſpondenz in Nr. 293:

Ich liebe Sie. Ich haſſe Sie.

Logogriphiſche Miſsgeburten.

Je fünf bis ſieben Köpfe auf Einem Rumpf.

Ein Junggeſelle h.
Verſtand ſich gut auf L.,
Erobert ſich ein Herz.
Und bald ward Ernſt aus Scherz.
Bald paßt ihr nicht das M.,
Bald kam ſie freudig n.,
Und manches Jährchen w.
Spät ſtarb an einem Tage
Das Pärchen ohne Klage.

Hart iſt's, unter rohen B.
Leben, welche durch die G.
Schicken und ſich fremde K.
Ohne weiters holen,
Die ſelbſt fremde Sohlen
Nicht verſchonen; und in M.
Köpfen l.,
Während ſie vom Rand der feinſten T.
Ganz behaglich ſchwarzen Nektar ſchlürfen
Dürfen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. December 1833.

D'une terre chérie
C'est un fils désolé,
Rendons une patrie
Au pauvre exilé!

Béranger.

Der Polenflüchtling.

Von N. Lenau.

Im quellenarmen Wüſtenland
Arabiſcher Nomaden
Irrt ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterſprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkuſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten;
Der ſänke gern zur kühlen Ruh
In ſeinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier ſeine eigne Thränenflut;

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefres Kränken.
Er ſchreitet fort, vom Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.

Manchmal ſein Mund Kosciusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Und als der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle,
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft; der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Nun kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heiß gejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegen wiehern.

Digitized by Google

Die Reiter rufen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſehen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie ſehn der Narben Heiligthum
Auf blaſſer Stirn und Wange.
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunknen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad,
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt' er ihm heimlich vor ins Gras;

Nimmt wieder ſeine Stelle dann.
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlafe fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild,
Und ſingen ihm zu Ehre
Geſänge, tief und ſchlachtenwild,
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
Er ſteht auf Oſtrolenka's Feld,
Wie lauſchet der Entzückte,
Von ſtürmiſchem Geſang umweht!
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint;
Da wirft er ſich zur Erd' und weint.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Jenem Tage, der zwei, nur durch des Schickſals Laune ſo lange getrennte Herzen wieder zuſammenführte, folgte eine in Schmerz und Wonne durchwachte Nacht. Suſanne hatte von den Freunden und Geſpielen ihrer Kindheit, obgleich ihre Seele darnach lechzte, ſeit zehn Jahren nicht einen einzigen geſehen; faſt Jeder, der als ein Bote aus jener Zeit zu ihr getreten wäre, hätte ihr regſtes Intereſſe in Anſpruch genommen, und nun erſchien ihr der liebende Vetter, deſſen ſie immer wie des theuerſten Jugendfreundes gedacht hatte, und er erſchien nicht nur ohne Groll, ohne Tadel, ſondern nur mitfühlend, mitweinend. Die Freude war zu groß für ihre Ruhe, und ſie hob ängſtlich die Hände im Gebet empor und flehte Gott und den reinen Geiſt ihres Mannes um Beiſtand an in dieſer ſchweren Lage. Albrecht fühlte nichts als Wonne; er hatte ſie, er hielt ſie, ſeine Suſanne. Nichts ſollte ſich zwiſchen ſie ſtellen, und ſelbſt ſeine Mutter, was müßte ſie für ein Herz haben, wenn ſie ihr nicht vergäbe, nachdem ſie ſie gehört und geſehen, nachdem ſie ſich überzeugt hätte, wie veredelt und geläutert, wie engelgleich an Körper und Geiſt er die Wiedergefundene den Ihrigen zurückbringe. Er war überzeugt, daß ſeine Mutter von den Umſtänden, die Suſannens Flucht entſchuldigten, ja faſt rechtfertigten, nicht unterrichtet ſey, und baute darauf große Hoffnungen. Wie bewunderte er ſeine Geliebte in ihrer Frömmigkeit, in der beſcheidenen Ausdauer, mit der ſie ihre Pflichten erfüllte; wie glänzend erſchien ſie im Vergleiche mit jedem andern Weibe; ſie, der die Welt offen ſtand, wählte eine Pfarrwohnung, um der Tugend treu bleiben zu können. Kurz, er betete ſie an, konnte den Augenblick nicht erwarten, da er wieder an ihren Augen hängen dürfte — und was Verliebte ſonſt in ihrem Paroxysmus fabeln.

Comteſſe Octaviens ſtechende Blicke waren ihm jezt unausſtehlich, dennoch ſezte er, der Mutter wegen, ſeine Beſuche auf dem Schloſſe regelmäßig fort. Seine Geſchäfte konnte er Vormittags abmachen, die Nachmittage waren der Couſine, die Abende der Gräfin gewidmet. Nach und nach wurden dieſe jedoch immer kürzer, die Nachmittage immer länger; aber kein Wort der Liebe war noch zwiſchen ihnen ausgeſprochen worden; es mochte ihnen auch nicht nöthig ſcheinen, denn Keines zweifelte daran, des Andern Herz zu beſitzen. So ſehr dieſe Ueberzeugung Albrechts Entzücken erregte, ſo bange Zweifel ſchlichen ſich in Suſannens Seele ein. Sie hatte zu lange Jahre unter den Folgen des unverſöhnlichen Stolzes ihrer Verwandten gelitten, um ſich dem Glauben hingeben zu können, daß ihre Tante je in eine Verbindung willigen würde, die den Sohn in ihren Augen herabwürdigen mußte. Daher that ſie in dieſen erſten Tagen ſich ſelbſt

das feſte Gelübde, ihn unter keinen Umſtänden ohne den Willen ſeiner Verwandten zu heirathen. Auch ließ ſie ſich durch den Vorwand, daß die Sache noch im weiten Felde ſey, keineswegs von dieſem Gedanken abbringen, ſondern machte ſichs im Gegentheil zur Pflicht, jezt, da ſie ihrer noch mächtig war, ſich einen feſten Plan vorzuzeichnen, an dem ſie einen Halt finden könnte, wenn ſie dereinſt ſchwanken ſollte. Ohne ſich die Möglichkeit einer glücklichen Fügung abzuleugnen, hatte ſie doch, ihrer Meinung nach, durch dieſen tugendhaften Entſchluß aller Wahrſcheinlichkeit auf irdiſches Glück entſagt. Oft dachte ſie in dieſer Zeit an das Beiſpiel ihrer alten Sophie, die in ſchlichter Ausübung ihrer Pflicht ein ruhiges, glückliches Alter errungen hatte, und deren blindes Geſicht eine Heiterkeit und einen Frieden ausdrückte, wie ſie nur ein zufriedenes Bewußtſeyn und eine Seele, die mit ſich ſelbſt im Reinen iſt, gewähren kann. Bedachte ſie nun noch, daß ſie Kinder hatte, ſie zu tröſten und zur Erfüllung der Mutterpflichten aufzufordern, und Augen, deren liebe Geſichter und alle Herrlichkeiten der Welt zu ſehen, ſo ſchien es ihr, als müſſe ſie, wie es auch kommen möchte, ſich in ihr Geſchick zu finden wiſſen. Aber ſie bedachte nicht, daß eben dieſe Augen ihr die Ausübung ihres Vorſatzes erſchweren würden. Eine Blinde entſagt ihrem Geliebten gewiß leichter, als eine Sehende; ſo warm jene auch fühlen mag, den Ausdruck der Liebe, des Schmerzes, des ſtummen Grams auf den theuren Zügen hat ſie nicht zu bekämpfen, kein Traum ruft ihr dieſe Züge, dieſen Ausdruck zurück; und mögen auch Rigoriſten die Naſe rümpfen bei der Behauptung, daß die Augen die bequemſte Straße zum Herzen ſind, Keiner, der irgend Erfahrungen in dieſem Fache gemacht hat, wird es leugnen, daß Gefühle, deren Gewicht die ganze Seele füllt und oft erdrückt, ſo leicht und aufwandlos durch einen Blick in dieſelbe eingeführt werden können, daß die vollendetſte Eiſenbahn mit ſolchen Beförderungsmitteln keinen Vergleich aushält. Die Liebe der Seele iſt unſtreitig die wahrſte und reinſte, aber eben deßhalb auch die, welche man höhern Rückſichten am erſten opfern kann, während die gröbern Beſtandtheile ihr gerade das verleihen, was am ſchwerſten aufzugeben und zu überwinden iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſchiedenes vom Himmel.

Nach J. Herſchel.

Sir John Herſchel, der würdige Sohn eines groſſen Vaters, hat vor Kurzem in Lardners Cyclopedia ein Handbuch der Aſtronomie bekannt gemacht, welches, in geiſtreicher Popularität gehalten, beim Leſer blos allgemeine Kenntniſſe in der Mathematik, Mechanik und Optik vorausſezt. Dieſes Werk, auf das wir hiemit unſre Leſer aufmerkſam machen, hat auf jeden Fall ein Verdienſt, das populären Schriften nur zu oft abgeht, wiſſenſchaftliche Genauigkeit. In den folgenden Bruchſtücken, welche wir zur Probe mittheilen, wird man zwar nichts Neues, vielleicht aber hie und da eine intereſſante Schlußfolge aus bekannten Thatſachen finden.

Die Mondſcheibe.

Die Mondberge ſind im Allgemeinen höchſt einförmig, dabei aber ſehr ſeltſam gebildet. Ihre Zahl iſt ungemein groß, denn ſie nehmen bei weitem den größten Theil der Mondsfläche ein; faſt alle ſind genau kreisrund oder becherförmig, jedoch am Rande elliptiſch gedehnt. Die höchſten erheben ſich, wie ſich aus dem Maße ihrer Schatten abnehmen läßt, ſenkrecht etwa eine dreiviertel Meilen hoch, und die bedeutendſten zeigen meiſtens in ihrem Innern ebene Gründe, aus welchen gegen den Mittelpunkt zu eine kleine ſteile, kegelförmige Erhöhung aufſteigt. Sie geben mit Einem Worte ein Bild vom wahren vulkaniſchen Charakter in ſeinem vollſten Umfang, wie man ihn auf einer Karte der Phlegreiſchen Gefilde bei Neapel oder des Puy du Dome in der Auvergne vor Augen hat. Bei einigen der gewaltigſten laſſen ſich mit ſehr kräftigen Fernröhren entſchiedene Spuren von vulkaniſcher Schichtung, von ſucceſſiven Niederſchlägen ausgeworfener Stoffe unterſcheiden. Ein vorzüglich merkwürdiger Umſtand in der Geologie des Monds iſt der, daß man zwar rein nichts entdeckt, was eigentlich einem Meere gleichſähe (denn die dunkeln Flecke, welche man gemeiniglich ſo nennt, zeigen bei genauer Betrachtung Merkmale, welche der Vorausſetzung eines tiefen Gewäſſers durchaus widerſtreiten), gleichwohl aber große, völlig gleichförmige Strecken bemerkt, welche angeſchwemmtem Land täuſchend ähnlich ſehen.

Der Mond zeigt keine Wolken, noch ſonſt eine Spur einer Atmoſphäre. Hätte er eine, ſo müßte ſie bei Sternbedeckungen und Sonnenfinſterniſſen ſich bemerklich machen. Mit dem Wechſel des Klimas muß es eine ganz eigene Bewandniß haben; vierzehn Tage lang muß die Sonne heißer brennen, als bei uns um Mittag unter dem Aequator, und zwar ohne Unterlaß; eben ſo lang dagegen herrſcht der ſtrengſte Froſt, ſtrenger, als im Winter unſerer Pole. Unter dieſen Umſtänden muß fortwährend ſämmtliche Feuchtigkeit, die ſich etwa auf der Oberfläche findet, von dem unter der Sonne gelegenen Punkt zum entgegengeſezten hinüberwandern. Daraus folgt abſolute Dürre gerade unter der Sonne, und beſtändige Anhäufung von Eis in der entgegengeſezten Region. Vielleicht daß ſich eine ſchmale Zone mit flüſſigem Waſſer an den Rändern der erleuchteten Hemiſphäre hält, und die Verdunſtung des Waſſers auf der einen,

und ſeine Verdichtung auf der andern Seite mag bis auf einen gewiſſen Grad ein Gleichgewicht in der Temperatur bedingen und die Strenge der beiden Extreme des Klimas mildern.

Ein Kreis von einer Sekunde Durchmeſſer, wie man ihn von der Erde aus auf der Mondfläche ſieht, hält etwa eine Quadratmeile. Die Teleſcope müſſen alſo noch bedeutend vervollkommt werden, bis wir auf dem Monde Spuren der Bevölkerung, wie Gebäude oder Aenderungen in der Oberfläche des Bodens gewahren können. Es iſt indeſſen dabei zu bemerken, daß, in Folge der geringen Dichtigkeit der Maſſe des Monds und der verhältnißmäßig geringern Schwere der Körper an ſeiner Oberfläche, die Muskelkraft in Ueberwindung des Gewichts der Materien ſechsmal mehr vermag, als bei uns. Aber der Mangel an Luft ſcheint die Exiſtenz von lebenden, denen der Erde analogen Weſen unmöglich zu machen. Es läßt ſich an der Scheibe rein nichts bemerken, was auf Vegetation hinwieſe, ſo wenig, als nur die kleinſte Veränderung, welche man auf einen Wechſel der Jahreszeiten deuten könnte.

Hat der Mond Bewohner, ſo erſcheint ihnen die Erde als ein Mond von beinahe zwei Graden Durchmeſſer, der dieſelben Phaſen zeigt, wie wir an unſerm beobachten, aber unverrückt an ihrem Himmel ſteht oder doch nur um das Wenige, was die Schwankung ausmacht, ſeine Stellung ändert, während die Sterne langſam hinter ihm emporſteigen. Dieſen großen Mond bedecken veränderliche Flecke, und über den Aequator und die Tropen ziehen ſich Streifen, welche dem Strich unſerer Paſſatwinde entſprechen. Es läßt ſich bezweifeln, ob, bei dem ewigen Wechſel in unſerer Atmoſphäre, die Umriſſe unſerer Kontinente und Meere je genau geſehen werden können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Allerlei aus der Stadt.

Die Politik, welche aus dem geſelligen Leben ſeit lange verbannt ſchien, oder beſſer, daraus entwichen war, hat ſeit den lezten ſpaniſchen Ereigniſſen hier wieder ihre Rechte geltend gemacht. Man diskutirt das pro und contra für die Königin Chriſtine, nicht das juridiſche pro, ſondern das faktiſche, und wirklich, ich glaube, daß dießmal neun Zehntel der Bevölkerung ſich für die junge Königin Vormünderin und die noch jüngere Königin Tochter intereſſiren, und nicht blos aus Galanterie für die Parthei der Damen, noch aus liberalem Widerwillem gegen den abſoluten Prätendenten Carlos, ſondern weil von den neun Zehntel einige Zehntel gewiß ſpaniſche Papiere haben. Die Furcht, daß ſie ihr Kapital verlieren könnten, ſteht freilich nur weit im Hintergrunde, denn auch für den möglichen und betrübten Fall, daß Carlos ſiegte, müßten die Anleihen, in denen unſere ſoliden Häuſer ſpekulirt, anerkannt bleiben; aber auch ſchon die andere, die Zinſen nicht zu erhalten, kann politiſche Grundſäze erſchüttern. Wirklich ſieht man von unſern ſehr loyalen Börſenmännern Einige, was Spanien anlangt, ſich jezt zu liberalen Anſichten umſtimmen. Es ſey doch eine Verwaltung, wie ſie nicht bleiben könne; wenn jezt zu viel gefordert werde, trage man ſelbſt die Schuld, weil man früher zu wenig bewilligt; und wenn auch die Königin genöthigt werde, ſich den Konſtitutionellen in die Arme zu werfen, was denn das Unglück ſey, da ſich erwieſen habe, daß das entgegengeſezte Regierungsſyſtem nicht auf die Dauer beſtehen könne, und, unter jener Vorausſezung, die Einziehung der ungeheuern geiſtlichen Güter doch möglich und damit die Bezahlung der Staatsſchulden leicht werde. Hierauf läuft es hinaus, oder hier haeret aqua. Ob das ein durchaus konſtitutionelles Miniſterium in Spanien benebſt den Cortes heute möglich machen kann, iſt eine Frage, welche an der Berliner Börſe wohl ſchwerlich entſchieden wird. Sonſt iſt die Stimme von hier ſo ziemlich der Abklang der offiziellen, ob in dieſem Falle auch, will ich nicht behaupten.

Bei uns beſchäftigt keine Staats-, höchſtens eine Stadtfrage die Gemüther. Der unangenehme Zwiſt zwiſchen dem Oberbürgermeiſter von Bärenſprung einerſeits und dem Magiſtrat und den Stadtverordneten andrerſeits über die Einquartirungslaſten iſt noch nicht zur völligen Zufriedenheit und Beruhigung erledigt; indeſſen haben die politiſchen Blätter ihn ſchon zuviel beſprochen, als daß er noch vor das Forum der gewöhnlichen Korreſpondenz gezogen zu werden brauchte. Das eben gefeierte fünf-und-zwanzigjährige Beſtehen der neuen Städteordnung gilt bei Einigen für eine Art offizieller Verſöhnung. Indeſſen hat Se. Majeſtät der König durch die Verfügung, daß eine neue Kaſerne gebaut werden ſolle, für die Zukunft den Stein des Anſtoßes und Streites beſeitigt, welcher ſich bekanntlich um das den Einquartirten zu ſchaffende Bette drehte.

Der Herbſt als Wintersanfang macht ſich durch nichts irgend Bemerkenswerthes bemerklich. Es werden keine hohen oder großen Gäſte zu Lande oder Waſſer erwartet, keine Obelisken von Luxor, ja, was wichtiger, nicht einmal neue Opern und Tänzerinnen. Ebenſowenig werden von hier aus bedeutende Entdeckungsreiſen oder ſonſtige Expeditionen projektirt. Unſer Kronprinz iſt von ſeiner viel gefeierten Reiſe durch Weſtphalen und die Rheinprovinzen glücklich zurückgekehrt. Schleiermacher war in Schweden und Norwegen, Link und v. Buch ſind noch, die erſten wiſſenſchaftlich dahin reiſenden Preußen, in Griechenland. Vom Theater hat unſere Crelinger in Süddeutſchland, und auch bei Ihnen, gaſtirt und wird zurück erwartet. Doch vergaß ich vorhin den Beſuch eines Fremden, der allerdings zu den bedeutendern gehört. Der junge franzöſiſche Rechtsgelehrte L'herminier, ein Name, bekannt genug auch außer Frankreich durch ſeine geiſtreichen Schriften, vielleicht bei Einigen noch mehr durch ſeine frühere Annäherung an den St. Simonismus bei deſſen Entſtehen, verweilte bei einer größern Reiſe durch Deutſchland auch hier längere Zeit, und ſchien ſich unter uns zu gefallen. Das Reiſen der Franzoſen ins Ausland, namentlich nach Deutſchland, nimmt bekanntlich mit jedem Jahre zu; hier ſcheint es indeß, als löſe immer ein junger Mann den andern ab, und als ſey Berlin eine literariſche Reſidenz, in die literariſche Geſandte geſchickt werden, damit Paris durch Augenzeugen mit den hieſigen Vorfällen ſtets au courant bleibe. Neben dieſen außerordentlichen Ambaſſaden gibt es jedoch auch einige ſtehende Chargés d'Affaires. Zum Beiſpiel befindet ſich ſeit einigen Jahren hier ein junger verheiratheter Franzoſe, in keiner andern Abſicht, als um die Nibelungen zu überſezen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. December 1833.

Gleichwie im Herbſte bei des Nordwinds Stoß
Ein Blatt zum andern fällt, bis daß ſie alle
Der Baum erſtattet hat dem Erdenſchoß:
So ſtürzen, hergewinkt, in jähem Falle
Sich Adams ſchlechte Söhne in den Kahn,
Wie angelockte Vögel in die Falle.

Dante. Die Hölle.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Der Zug nach Weſten.

So wenig aufmunternd auch die in meinem vorigen Briefe beſchriebenen Verhältniſſe waren, wie ſie mein Gemahl auf ſeinen Ausflügen im Staate Newyork hatte kennen lernen, ſo war dieß alles doch nicht im Stande, einen Mann von ſeiner Ausdauer abzuſchrecken. Er wollte volle Gewißheit haben, er machte ſich alſo im nächſten Frühjahr wieder auf und folgte dem gewöhnlichen Zug der europäiſchen Auswanderer, um ihre Lebensweiſe und den Gang ihrer Unternehmungen genau zu beobachten. Ich laſſe ihn im Folgenden ſelbſt reden.

Während die Koloniſten zu Hunderten, auf kleinere und größere Fahrzeuge zuſammengepreßt, den Hudſon hinauffahren, ſezt man ſich für vier Dollars auf ein prächtiges, elegantes, äußerſt bequemes Dampfboot, durchfliegt in anderthalb Tagen die ſchönſte Gegend und holt ſie in Albany, ſechzig deutſche Meilen nördlich von Newyork, wieder ein. Dieſes iſt der angenehmſte Theil der Reiſe, eine wahre Luſtparthie; die Damen erſcheinen dabei im größten Putz, zum Theil auch die Herrn, und das Dampfboot vertritt die Stelle der europäiſchen Geſellſchaftsſalons, wobei Niemand die Angelegenheit hat, die Honneurs zu machen. Indeſſen beſteht das geſellſchaftliche Vergnügen allein im Produziren des Anzugs, wobei Jede durch geſchmackvolle Anordnung glänzen will. Geſprochen wird wenig, weil ſich Niemand durch eine Unterredung mit einem Unbekannten kompromittiren will, deſſen Stand vielleicht niederer iſt, da man ſein Einkommen nicht kennt. Dafür entſchädigt aber hinlänglich die herrliche Ausſicht. Iſt man ein paar Stunden gefahren, ſo erweitert ſich der Fluß in ein faſt meilenweites Becken, welches man den Tappanſee nennt. Die Ufer dieſes See's ſind mit niedlichen Ortſchaften beſezt, hinter welchen ſich eine wohlbebaute Gegend allmählig erhebt. Hier ſind die erſten Landungsplätze für landwirthſchaftliche Produkte, hier ſtehen die erſten Kaufhäuſer, wo der Tauſchhandel anfängt. Der Strom verengt ſich ſodann wieder und führt durch eine reizende Waldgegend, in deren Einſamkeit man bald auf dem linken Ufer durch den Anblick eines prächtigen Gebäudes erfreut wird. Das iſt Weſtpoint, die Kadettenakademie. Die Gegend gehört zu den ſchönſten, die ich je geſehen habe. Aber eben weil ſie ihren großartigen, jedoch ſanften, melancholiſchen Charakter bis Albany beibehält, fängt ſie an zu ermüden, und man erblickt mit Vergnügen das Ziel der Fahrt, das offene, weitſchichtige Albany. Nun fängt die Schifffahrt auf dem Eriekanal an, die bis Buffalo am Erieſee, ſiebzig deutſche Meilen weit, geht, wobei man ſich durch 82 Schleuſſen zu einer Höhe von 600 Fuß

Digitized by Google

über Albany erhebt. Dieſer Theil der Reiſe iſt qualvoll, denn da werden auf die langen ſchmalen Transportſchiffe, für fünf Dollars der Kopf, ſo viele Menſchen zuſammengedrückt, als nur immer möglich; der Andrang iſt ſo groß, daß dieſe Schiffe ſtets erſtürmt werden, und dem Einſtrömen der Menſchen wird nur durch ein von Innen herausſchallendes Angſtgeſchrei Schranken geſezt. Unter dem glühenden Sonnenſtrahl hat endlich das belaſtete Fahrzeug nach vier peinlichen Wochen ſeine Bahn zurückgelegt, und nachdem es unterwegs von je hundert Köpfen fünf Todte ausgeworfen, ſezt es die übrigen halbtodt in Buffalo aus.

Von allen Richtungen vereinigen ſich Straßen und Eiſenbahnen mit dieſem Kanal, oder andere Kanäle verbinden ihn mit Flüſſen, dabei iſt aber das ganze Land nur mit zerſtreuten Höfen oder einzelnen Hütten weitſchichtig beſät. Es macht einen unbeſchreiblich wehmüthigen Eindruck, dieſe erſtaunlichen Werke des menſchlichen Fleißes zu ſehen, die die ungeheuren Einöden durchkreuzen. Das ganze Land gleicht nicht einem jungen Lande, ſondern mehr einem ausgeſtorbenen. Wie ſind ſie entſtanden, dieſe Rieſenwerke, welche Heloten haben dieſem Handelsvolke ſolche erſtaunliche Bauten zu ſeiner Bequemlichkeit aufgeführt? Niemand anders, als die armen verblendeten europäiſchen Auswanderer, die, nachdem ſie ihr leztes Vermögen auf mühſamen Karavanen vergeudet oder bei Ankauf von Gründen überliſtet worden, ſich auch die lezten Schweißtropfen auspreſſen ließen, um eine Exiſtenz zu friſten, die kein Negerſklave beneidet haben würde. Der Ruf des hohen Taglohns treibt Tauſende an die Arbeit; ſo wie aber der Zulauf ſich mehrt, wird der Lohn vermindert, und der die erſte Woche täglich einen Dollar bekam, muß ſich in vierzehn Tagen mit einem Viertelsdollar begnügen, weil er kein Geld mehr zur Weiterreiſe hat. Der ihn gemiethet, verkauft ihm auch das Brod ſo theuer, daß er ſich für ſeinen ganzen Lohn nicht ſatt eſſen kann, und wenn Entkräftung ihm den kümmerlichen Verdienſt raubt, ſo ſchleppt er ſich unter den nächſten Baum und haucht ſeinen lezten Seufzer aus. So ſind ſie entſtanden, dieſe Wunderwerke, die man in der einſamen Wildniß anſtaunt. Todtenſtille umgibt den neugierigen Wanderer, hie und da ragt ein menſchliches Gebein aus dem lockern Grunde hervor und verräth das endloſe, ſeichte Grab der unglücklichen Arbeiter, das ſich längs den Werken ihrer Arme, gleich einem Schlachtfelde hinzieht, und den Europäer an die Geſpenſtern des Hungers und des Elends, die hier Schöpfer waren, gräßlich mahnt.

Theils um dieſe ſchauerlich intereſſanten Gegenſtände zu ſehen, theils um verkäufliche Ländereien zu beſichtigen, begleitete ich den Argonautenzug auf dem Landwege; das langſame Vorrücken auf dem Kanal gab mir Zeit, nord- und ſüdwärts abzuſchweifen, ohne den Zug aus dem Auge zu verlieren. Die erſte Woche legt man auf dem Eriekanal täglich ungefähr eine deutſche Meile Weges zurück, da man hier gleich einige zwanzig Schleuſſen paſſirt. Dieſe Zeit benuzte ich nun, das eine halbe Tagreiſe nördlich gelegene Bad Saratoga zu beſuchen. Von der Heilkraft des Brunnens hat ſelbſt durch die amerikaniſche Ruhmredigkeit noch wenig verlautet, die Gegend gehört auch nicht zu den ſchönſten, die Gaſt- und Koſthäuſer aber zu den ſchlechteſten. Muſik hört man da keine, und machen ja einmal ein paar Mohren in einem Wirthshauſe Lärm, ſo nennt man das einen brillanten Ball, obgleich Niemand tanzt. Die ſonſtige geſellſchaftliche Unterhaltung iſt noch viel beſchränkter als in den Kajüten auf den Dampfbooten. Indeſſen iſt es Mode, in ein Bad zu gehen, und ſomit flüchtet die ſchöne Welt von Newyork mit eintretender Sommerhitze nach den kühleren Gebirgen von Saratoga; ihnen folgen alle die reichen Leute, die das gelbe und andere Fieber von Neworleans, Charlestown und überhaupt aus dem Süden jagen, und faſt alljährlich kam auch Graf Survilliers auf einige Monate dahin. Deſſenungeachtet gibt es keine Unterhaltung, und es iſt, als ob die Kurgäſte nur Geſchäfte, Winteroperationen ausbrüteten. Dem Fremden empfiehlt man, ja nicht zu verſäumen, das nahe gelegene Spaa zu beſuchen, das ſeinen Namen ſo gut verdient, wie die am Kanal gelegenen ſogenannten Städte Rom, Wien, Amſterdam. Man verläßt die beiden Bäder höchſt unbefriedigt und mit widrigem Gefühl.

Deſto intereſſanter und lehrreicher war der lezte Ausflug, den ich nach dem Falle des Niagara machte. In Pendleton, wo ſich der künſtliche Kanal in einen ſchiffbaren Fluß endet, der ſich nach zwei Meilen unweit Buffalo in den Niagara ergießt, nahm ich Pferde und fuhr nach Mancheſter, welches hart am Waſſerfalle liegt. In weiter Ferne ſchon hört man das Geräuſch, welches allmählig zu einem furchtbaren Getöſe wird, und noch hat man mehrere Stunden zu fahren, ehe man nur das Städtchen erreicht. Der Name Mancheſter iſt gut gewählt, denn jedes Haus iſt ein Fabrikchen und enthält eine fleißige, arbeitſame Dampfmaſchine, die die Familie ernährt. Es iſt ein zweites Pittsburg, das ich Ihnen ſchon beſchrieben, und die Bewohner bekümmern ſich bloß um ihre Geſchäfte, ſo daß Reiſende daſelbſt faſt kein Unterkommen finden und daher meiſtens auf die engliſche Seite nach Chippewa gehen. Zwar hat man auf jener Seite eine weit vollkommenere Anſicht des Falls; da aber dieſes Naturwunder das amerikaniſche Mekka iſt, wo Jeder wenigſtens einmal geweſen ſeyn muß, ſo iſt es doch zu verwundern, daß der gewiß ſehr einträgliche Betrieb von Gaſthäuſern von den Bürgern von Mancheſter ſo ganz überſehen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Die Gräfin ſchrieb in dieſer Zeit einen langen Brief, in welchem ſie beiläufig folgende Bemerkung anbrachte: „Ihren Sohn ſehen wir jezt nicht oft;“ (das war eine etwas ſtarke Abweichung von der Wahrheit, denn er kam, wie geſagt, faſt jeden Abend, nur auf kürzere Zeit, als früher) „er gedenkt die theologiſche Bibliothek unſeres verſtorbenen Predigers anzukaufen und bringt daher ſeine meiſte Zeit bei deſſen Wittwe zu. Ich wünſche der armen jungen Frau, deren Schönheit und gute Eigenſchaften mich lebhaft für ſie intereſſiren, recht von Herzen, daß ihr der Handel gelingen möge.“ Man kann ſich denken, welchen Tumult dieſe boshafte Notiz in dem Herzen der alten ſtolzen Dame hervorbrachte; doch hatte ſie nicht den Muth, ihrem Sohne eine direkte Erklärung abzuverlangen, da ihr die Eigenwilligkeit der Söhne zu wohl bekannt war, um nicht zu fürchten, daß eine ſolche Maßregel die Lage der Dinge nur verſchlimmern möchte. Sie überlegte daher, was zu thun ſeyn, entſchloß ſich kurz, den Miniſter zu bitten, ihren Sohn, wichtiger Familienverhältniſſe halber, zurückzurufen, und erhielt das Verſprechen, daß ihr Wunſch, wenn auch nicht gleich, doch ſo bald es die Umſtände erlaubten, erfüllt werden ſolle.

In dem weißen, friedlichen Häuschen zu Barnau wohnte indeſſen das „Glück ohne Ruh,“ die Liebe. Graf Albrecht verlängerte ſeine Beſuche täglich, und Suſanne war nicht ſtark genug, ſie zurückzuweiſen, da er ſtets in den Schranken verwandtſchaftlicher Beziehungen blieb. Es iſt in ſolchen Lagen weit leichter, der innern Würde treu zu bleiben, als den äußern Schein ungetrübt zu erhalten. Im erſten Falle wird das Opfer dem geliebten Gegenſtande und dem eigenen Gewiſſen gebracht; im andern hingegen, bei der Vermeidung jedes Anlaſſes zu übler Nachrede, ſoll es einer Welt gebracht werden, die gewiß nie weniger Werth in unſern Augen hat, als im Rauſche der Liebe. Will man den geliebten Gegenſtand mit in das Ich hinein ziehen, dann ſind die Menſchen gewiß nie größere Egoiſten, als in ſolchen Augenblicken; trennt man aber jenen von dieſem, ſo ſind ſie nie aufopfernder, ſelbſtvergeſſener, als wenn ſie lieben. Warum Gott, wenigſtens für einen beſtimmten Zeitpunkt, jedes menſchliche Weſen dieſer Raſerei unterworfen hat, kann ich nicht begreifen, um ſo weniger wohl, da ſie mich ſelbſt nie ſo ſtark ergriffen hat, daß mir nicht *ein* ruhiger Standpunkt übrig geblieben wäre, von welchem aus es mir vergönnt war, mich ſelbſt zu betrachten und gemüthlich zu lächeln, wenn ich mich jeden Morgen auf dem nämlichen Gange, jeden Augenblick auf dem nämlichen Gedanken, jede Nacht auf dem nämlichen Traume ertappte. Darum mußte ich aber nicht minder gehen, denken und träumen, und hatte nur den Vortheil, wenn es einer war, mit Bewußtſeyn zu raſen.

Graf Albrecht hat, nach den Erzählungen und Bekenntniſſen in ſeinem Tagebuche, nicht über ſich gelächelt, vielmehr ſeine Lage als eine höchſt wichtige, als das einzige Intereſſe ſeines Lebens angeſehen. Suſannens ſüße Befangenheit, die zurückgehaltene Schwermuth, Folge ihrer innerſten, ihm unbewußten Vorſätze, machten ſie ihm immer reizender, immer theurer. Wenn ſie, von häuslichen Geſchäften abgerufen, ihn manchmal allein in ihrem Zimmer ließ, wie ſchwelgte er dann in ihren Umgebungen, wie trunken ruhte ſein Auge auf ihrem Schreibpulte, auf ihrem Arbeitstiſche, wie ſchwebte ihr Bild überall vor ſeiner Seele! Wenn er dann ihre Tritte vernahm, war es ihm, als würde es ſtille und ſtiller im Gemach, und der aufgeregten Phantaſie ſchien das eigene Schweigen nur der Ruhe vergleichbar, die, dem Aufgang der Sonne vorausgehend, die Natur gleichſam vorbereitet auf das Erſcheinen des prächtigen Taggeſtirns, bis es nun endlich hervortritt am Himmel und Alles um ſich erleuchtet und erwärmt. Solche und ähnliche poetiſche Bilder erfüllten damals ſeine Seele; er hat ſie auch gewiß in ſchöne Formen gekleidet, doch in unſerm Manuſkripte iſt nichts davon zu finden. Die damals ſchon gedruckten Gedichte aber fand er eines Tages in der Hand der Geliebten und dieſe in jene vertieft. Der Prediger hatte ihr das Bändchen mitgetheilt, worin einige Sonette über Venedig ſtanden. Er blieb, wiederum in *ihren* Anblick verloren, ſtill in geringer Entfernung ſtehen und verglich ſeine gegenwärtige Stimmung mit der frühern, die ihn zu jenen Dichtungen begeiſtert hatte. Suſanne war — damals, wie jezt — der Duft, der ſeine Seele erfüllte (wie er ſelbſt ſich etwas preciös ausdrückt). „Wie ſchön!“ ſagte ſie zu Albrecht, als ſie ihn bemerkte. „Kennſt Du dieſe Gedichte von N. N.? Ich leſe zum erſten Male etwas von ihm; aber ich glaube, er könnte mein Liebling werden. Seit geſtern Abend hat er mich ordentlich von der Arbeit abgehalten. Lebt er noch?“ — „Man zerbricht ſich den Kopf darüber, wer es ſeyn mag,“ erwiderte Albrecht; „und wenn wir beide das ausfindig machen können, ſo erweiſen wir den —er Salons einen großen Dienſt. Aber zeige mir doch, was Dir beſonders gefällt.“

Sie las ihm, in Folge dieſer Bitte, mehrere Sonette vor, die er damals, in heißer Sehnſucht nach ihrem Schattenbilde, gedichtet hatte. Zum Dank für ihre Mühe küßte er ihr die Fingerſpitzen und konnte ſich kaum halten vor Luſt, ſie an ſein Herz zu drücken. Doch dieſe Luſt kam ihm oft und ward nur ſchlecht verhehlt. Suſanne mußte es bald merken; ihre Furcht vor einer Störung in den ſeligen Tagen, die ſie jezt verlebten,

Digitized by Google

ward daher immer lebendiger, ſie ſelbſt immer ſtiller und zurückhaltender. Auch konnte es, ſo wie es war, unmöglich lange bleiben. Albrechts Liebe war zu heiß, ſein Umgang mit ihr zu ungeſtört.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beſchluß.)

Neues in der Literatur und auf der Bühne.

Es heißt, Tieck habe von unſerm Kronprinzen die Aufforderung erhalten, nach Berlin zu kommen. Die Aufforderung mag ihre Richtigkeit haben, und es kann nicht anders als angenommen werden, daß ein ſo hochgebildeter und kunſtliebender Prinz die Anweſenheit des großen Genius in der Hauptſtadt Preußens, in der er das Licht der Welt erblickt, wünſchen muß, ſowohl zur Zierde der Stadt, als daß ihm dadurch der Zoll der Dankbarkeit, die das Vaterland ihm ſchuldig iſt, gewiſſermaßen abgetragen erſcheine; allein mit einer Aufforderung iſt es heute nicht abgethan, und ehe nicht etwas Reelles geſchieht, Tieck den Aufenthalt hier wünſchenswerth zu machen, darf man wohl nicht auf ſein Herkommen rechnen.

Unter den neueſten literariſchen Erſcheinungen, die hier publicirt ſind, erregen und erregten nur zwei allgemeine Theilnahme, die beide aber, ihrem Entſtehen nach, einer frühern Epoche angehören. Die von Varnhagen herausgegebenen Briefe ſeiner verſtorbenen Gattin, einer Schweſter des ihr vorausgegangenen Ludwig Robert, waren unter dem Titel Rahel bekanntlich nur als Handſchrift für Freunde gedruckt, haben aber einen ſo merkwürdigen Succeß gehabt, und ſind ſchon theilweiſe in Journalen abgedruckt und recenſirt worden, daß ſie mit allem Fug der Oeffentlichkeit angehören. Ihr ehrenwerther Herausgeber überläßt ſie daher jezt ohne Einrede der Bahn, welche ſie ſich ſelbſt gebrochen haben, und proteſtirt nicht gegen einen Nachdruck, von dem in Wien geſprochen wird. Die Briefe waren gewiß nicht für den Druck geſchrieben; um deſto wirkſamer iſt die Sprache einer geiſtreichen Frau, welche keine Rückſichten zu nehmen hatte, wenn ſie unter Freunden über alle Erſcheinungen des Lebens mit der Schärfe des Verſtandes urtheilte, welchen ihr die Natur geſchenkt. Wenn auch keine Werke, hat Frau von Varnhagen doch an Briefen und Aufſätzen ſo viel Manuſkript hinterlaſſen, daß ſie mehrere Bände, alle gewiß geiſtvollen Inhalts, füllen würden. Man darf erwarten, daß Varnhagen noch Mehreres davon ſeiner Zeit dem Publikum mittheilen wird. — Das andere Werk iſt der Briefwechſel Goethes mit Zelter. Man hat, ehe er erſchienen, ſo viel davon geſprochen, daß die Aufmerkſamkeit wohl allzuſehr dadurch rege geworden war. Man hatte geſagt, Goethe habe ſich in keinen Briefen ſo geben laſſen, ſo gezeigt, wie er war, ſo ſeine derbe Herzensmeinung ausgeſprochen, als in den Mittheilungen an ſeinen derben Herzensfreund Zelter; man wußte ferner, wie hoch Goethe ſelbſt und jezt Zelters Erben, denen die Briefe vermacht worden, den literariſch kaufmänniſchen Werth derſelben angeſchlagen; alſo hoffte man etwas ganz Neues, Aufſchlüſſe über Goethes Charakter, neue Urtheile, recht Pikantes und vielleicht manche Scandala. Statt deſſen findet man nun, daß Goethe auch gegen Zelter immer Goethe bleibt, und die Herzensergüſſe einmal nicht vergeſſen laſſen, welcher Mann der, der ſie ſchrieb, war, und dann ſich zumeiſt auf die Kompoſitionen des Muſikers zu Goethes Gedichten beziehen. Zelter meldet Goethe'n Mancherlei von Berlin aus, und dabei fällt von hüben und drüben manch kurzes, ſtrenges Urtheil ab, was wohl hie und da Lachen erregen wird und Verdruß daneben; aber ſo weit wir den Briefwechſel bis jezt kennen, ſo hätte man ſich das allenfalls denken können, und das Außerordentliche iſt noch zu erwarten. Nichtsdeſtoweniger bleibt der Briefwechſel eine intereſſante Publikation. Man wird nicht alterirt davon; man legt ihn aber auch nicht aus den Händen, wenn man ſich einmal hineingeleſen hat. Das iſt der Zauber der Wahrheit, die nicht immer prägnant zu ſeyn braucht. Schade, daß Zelter außer Berlin nur in gewiſſen beſtimmten Kreiſen bekannt iſt.

Die Theater wollen ihre Wirkſamkeit erſt anfangen, man hofft es wenigſtens, wer überhaupt noch etwas vom Theater hofft. Auf dem Königsſtädtiſchen iſt die Oper auch in dieſem, wie im vorigen Jahre, Alles, und es geſchieht dafür in der That etwas. Das Perſonal iſt ziemlich vollſtändig, und es fehlt nicht an Ausgezeichnetem. Leztlich haben die Gaſtvorſtellungen der Heinefetter brillirt, einer Sängerin, welche ſich indeß nicht gewinnen läßt. Man hat es für das königliche Theater verſucht, ihre Forderungen jedoch ſo außerordentlich gefunden, daß man ohne Handel davon abſtehen mußte. Dießmal hat das Publikum mitgeſpielt, welches zuweilen in ſo wichtigen Angelegenheiten, als das Theaterbudget, jezt ſeine Stimme mit abgibt. Man will nämlich behaupten, es habe, als die Heinefetter, nachdem ihre Forderungen bekannt geworden, zum erſten Mal aufgetreten, ein tiefes Schweigen beobachtet. Dieß habe die Sängerin dermaßen außer Faſſung gebracht, daß ſie den ganzen Abend nicht wieder hineingekommen und ohne Abſchied das undankbare Berlin zu verlaſſen beſchloſſen habe. So erzählt man, und ich wiederhole, was erzählt wird. Die Sache iſt zu wichtig, als daß ich auf's Gerathewohl das als Wahrheit geben ſollte, was doch bis jezt nur Gerücht iſt. Ob der Direktor dieſer Bühne damit umgeht, auch das Schauſpiel wieder auf erträglichen Fuß zu bringen, weiß ich nicht. Herr von Holtei, der durch ſeine Arbeiten wenigſtens immer Leben hineingebracht hat und auch als Schauſpieler günſtig wirken würde, iſt von ſeinen Gaſtreiſen zurückgekehrt, noch verlautet aber nicht, daß er ſich dieſem Theater wieder näher angeſchloſſen hätte.

Ueber das königliche und Hoftheater gehen ſo wunderliche Gerüchte, daß ich ſie erſt ausklingen laſſen will, ehe ich das Papier damit befrachte. Namentlich hat Raupachs Stellung zu demſelben zum ſeltſamſten Gerede Anlaß gegeben. Mein nächſter Brief wird Ihnen ſagen, ob das Gerede der Rede werth iſt. Vorläufig iſt der Bauchredner aus Frankreich, Alexander, die beſte Stütze deſſelben. Seine Talente und Verdienſte ſind überall bekannt, und auch hier wird ihm der verdiente Beifall. Sein Engagement würde ein Gewinn für die Bühne ſeyn, da er ganze Luſtſpiele nicht allein ſpielt, ſondern auch macht. Wenn Raupach abginge, wäre wirklich Mangel an einem Dichter, wie ihn dieß Theater braucht, nämlich einen Dichter, der nicht mehr von den Schauſpielern verlangt, als daß ſie in ſeinen Rollen ſich ſelbſt ſpielen, und da könnte Alexander, der am beſten weiß, was ein Schauſpieler leiſten kann, auch am beſten aushelfen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. December 1833.

— Laß Geduld uns durch die Prüfung lernen,
Weil Leid der Liebe ſo geeignet iſt,
Wie Träume, Seufzer, ſtille Wünſche, Thränen,
Der armen kranken Leidenſchaft Gefolge.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Eines Abend war Graf Albrecht länger als gewöhnlich geblieben; Sophie und die Kinder waren zu Bette gegangen, ſie ſelbſt war aufgeſtanden, hatte wiederholt angedeutet, daß er ſie verlaſſen möge; er konnte ſich durchaus nicht zum Abſchied entſchließen. Da faßte ſie Muth und ſprach ſanft, aber ernſt: „Albrecht, Du darfſt wahrlich nicht ſo lange und auch nicht ſo oft bei mir ſeyn; es iſt nicht gut für uns beide.“ Seine Antwort war ein ſtummer Druck der Hand, ſie aber fuhr fort: „Du haſt unſere Lage gewiß noch nie ernſthaft ins Auge gefaßt; wir gehen keiner heitern Zukunft entgegen, Albrecht, und ich fürchte, die Freude des Wiederfindens wird eben ſo kurz ſeyn, als ſie ſchön war.“ Er ſah ſie verwundert an und ſchwieg. „Lieber Vetter,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „ich kann nicht daran denken, je wieder zu meinem Vater zurückzukehren; er hat mich, fürchte ich, auf immer verſtoßen. Deine Liebe und Güte kann in der Hauptſache nichts ändern, ſie könnte vielleicht mein Verhältniß zu mehreren meiner Verwandten noch verſchlimmern. Deßhalb, lieber Albrecht,“ ſezte ſie leiſe, mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „verlaß mich wieder und vergiß, daß Du mich je wiedergeſehen haſt.“ Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſe Rede auf den überraſchten Vetter machte; er war in der That wie vom Himmel, oder vielmehr aus ſeinem Himmel gefallen; doch bald machten ſeine Gefühle ſich in Worten Luft. „Suſanne! ich Dich verlaſſen, oder gar vergeſſen? Dich, nach der ich geſucht habe, wie nach der Perle meines Lebens! Zehn Familien und alle Rückſichten der Welt ſollen mich nicht von Dir trennen, wenn Du mich liebſt! und das thuſt Du, nicht wahr?“ — „Albrecht!“ ſagte ſie in einem Tone, der jeden möglichen Zweifel hob, obgleich er eigentlich hätte abweiſend ſeyn ſollen. Ob eine Umarmung darauf folgte, darüber läßt mich mein Mannſcript in Ungewißheit; doch bald nachher war Suſanne wieder gefaßt und zwang den Vetter, an ſeine Mutter zu denken. Nach ſchmerzlichem Sinnen ſagte er: „Ja, Suſanne, wenn ich wüßte, daß ſie unverſöhnlich wäre, ſo könnte ich faſt wünſchen, Dich nicht gefunden zu haben. Da aber dieß einmal geſchehen iſt, ſo kann auch ſie kein Hinderniß mehr ſeyn; denn jezt iſt mir die ganze Erde nichts, gar nichts ohne Dich; es gibt für mich keine Bande mehr, als die, welche mich an Dich feſſeln, kein Glück, keine Pflicht mehr, als durch Dich und für Dich. Du kannſt es nicht ahnen, wie feſt Du in meiner Seele wohnſt; ich habe nie ein anderes Weſen geliebt, als Dich, meine Gefühle ſind glühend wie Feuer, und Du biſt der einzige Gegenſtand, auf den ſie je gerichtet waren. Mit Dir möchte ich mich vor der ganzen Welt

Digitized by Google

verbergen, möchte nichts um uns ſehen, als die Natur und Licht und Liebe.“ In Liebe aufgelöst und dennoch feſt entſchloſſen, ihm nicht nachzugeben, erwiderte ſie: „Geliebter Albrecht, Du malſt da ein Leben, das Deiner gewiß nicht würdig wäre; denke an die Gaben, die Dir Gott verliehen hat, nicht um ſie zu verträumen, ſondern damit zu wuchern und zu wirken für eine Welt, der Du nützlich ſeyn kannſt und wirſt.“ — „Das iſt es eben,“ fiel er ein, „was ſo viele Menſchen zu Geſchöpfen ohne Saft und Kraft macht, daß ſie, anſtatt ein Weſen recht zu beglücken, ſich zerſplittern, um Allen etwas zu ſeyn, und ſich wohl gar am Ziele wähnen, wenn ſie es mühſam dahin bringen, Keinem etwas zu werden, als eine mitgenießende, mitjammernde Kreatur. Und was iſt es denn am Ende, was dieſe Menſchen einen ehrenvollen Wirkungskreis nennen? Mich preiſen ſie glücklich, weil ich ſo frühe ſchon das hohe Ziel erreicht habe, und worin beſteht es, wenn man es nun in der Nähe betrachtet? Höchſtens in der Ehre, ein paar armen Schelmen an den Galgen zu verhelfen, oder einem armen Bauern zu beweiſen, daß er die oder die Steuer ſchuldig iſt, die er unmöglich erſchwingen kann, eine Huldigung am Altar der hochweiſen Staatsökonomie, die unvermeidlich zu Revolutionen führt und dadurch das unbeſtrittene Recht begründet, neue Galgen zu errichten, wodurch wiederum dem unſeligen Uebel der Uebervölkerung ein wenig abgeholfen wird. — Und ein Glied dieſer ſchönen Kette zu ſeyn, das ſollte ich für das Ziel meines Erdenlebens erkennen? Nein, dahin trachtet mein Ehrgeiz nicht. Das ſchlichte Mahl, das Du mir im Schatten unſrer Linde reichſt, das iſt das Einzige, was ich für mich begehre, wenn ich es nur mit dem Bewußtſeyn genießen kann, Dir, ganz Dir und Deinen Kindern zu leben. Wollen andere Menſchen ſich feindlich zwiſchen uns drängen, laß uns ihnen entſagen; folge mir!“ — „Ich folge Dir nicht,“ unterbrach ſie ihn feſt, „wenn Deine Mutter nicht in unſern Bund willigt. Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuſer, und ich — muß bei meinem Worte bleiben; in durchwachten Nächten, in heißen Gebeten hab' ich mir dieſen Muth errungen. Was uns nach ſolchen Momenten als das Beſte erſcheint, das iſt es, und davon ſollten wir nie abweichen.“

Das Reſultat dieſes Geſprächs war Graf Albrechts Entſchluß, ſeine Mutter zu ſehen und zu ſprechen. Jezt kam ihm daher die bald darauf eintreffende Poſt nicht mehr ungelegen, die des Miniſters Befehl überbrachte: er habe ſich unmittelbar nach der Reſidenz zurück zu verfügen, da vor der Hand in Barnau nichts Dringendes mehr vorzunehmen ſey. Er drückte die Geliebte an die Bruſt, ſchwur — troz ihrem wehmüthig verweiſenden Kopfſchütteln — bald wieder bei ihr zu ſeyn, und eilte mit einer Ungeduld von ihr, als gälte es noch, ſie aufzuſuchen. — In der Reſidenz fand es Alles beim Alten: N.N. ward geleſen, die Schauſpielerinnen wurden bekrittelt, und über Politik ward nicht diſputirt, ſondern, weil alle Welt derſelben Meinung war, nur geſchwazt; denn in der vornehmen Welt wird darüber vom Aufgang bis zum Niedergang nur Eine Stimme vernommen, indem der einzelne Kluge, der eine eigene Meinung hat, ſie entweder zu verbergen, oder doch gefällig zu accommodiren verſucht. Albrecht nahm jezt die erſte einſame Stunde wahr, um der Mutter Gefühle für Suſanne zu erforſchen. Anfangs ſuchte ſie den Gegenſtand zu vermeiden; als er ihr aber geradezu erklärte, er wünſche gar ſehr, denſelben einmal mit ihr zu beſprechen, weigerte ſie ſich länger nicht, bemühte ſich, ihm ihre Flucht aus dem elterlichen Hauſe, freilich von einer Anſicht ausgehend, die der ſeinigen ſchroff entgegengeſezt war, als einen albernen Romanenſtreich darzuſtellen, der ſie des Reſultates wegen auf immer der Anerkennung ihrer Verwandten unwürdig gemacht habe, ward noch jezt höchſt aufgebracht, ſo oft ſie daran dachte, daß ihre Nichte, ihrer leiblichen Schweſter Tochter, ſich mit einem Manne ohne Namen und Stand verheirathet habe, ſprach nur mit Bitterkeit von dem Undankbaren, der, von ihrem Schwager mit Wohlthaten überhäuft, ſich nicht der Niederträchtigkeit geſchämt habe, ihm ſein eigenes Kind zu entführen, ſchien es als ein wahres Unglück anzuſehen, daß aus dieſer unſeligen Ehe Kinder vorhanden waren, und wußte ſich gar nicht zu tröſten über die Exiſtenz dieſer unglücklichen Geſchöpfe ohne Namen und ohne Blut.

(Die Fortſezung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſezung.)

Eine Viertelſtunde von Chippewa iſt ein engliſches Gaſthaus ſo gebaut, daß aus den Fenſtern des Saales das erſtaunliche Phänomen in ſeiner ganzen Größe und Pracht ins Auge gefaßt werden kann. Der Boden bebt, das Gebäude zittert, und einen 600 Klafter breiten Strom ſieht man, in weißen Staub aufgelöst, mit unbeſchreiblichem Donnerkrachen von einer 160 Fuß hohen Felſenwand herabſtürzen. Vergebens würde ich einen Anblick zu ſchildern ſuchen, der ſich kaum denken läßt. Erſt nach einer vollen Stunde gedankenvollen Anſchauens wurde es mir wieder möglich, andere Gegenſtände zu bemerken. Der Saal hatte ſich mit Menſchen gefüllt, die an nichts weniger dachten, als ans Fenſter zu treten. Ich blickte aus meinem Fenſter rechts und links: überall ragten aus den Fenſtern Stiefeln und Schuhe heraus, deren Eigenthümer rückwärts auf den Stühlen lagen und kommerzielle Angelegenheiten oder Wahlen verhandelten. Unter den Gäſten befand ſich ein Irländer, man nannte ihn

Digitized by Google

Jack Hond, der alle großen Waſſerfälle bereist und daſelbſt ſeine Spring- und Schwimmkunſt produzirt.

Man ließ ſich wieder auf die amerikaniſche Seite überſetzen, weil von da eine Brücke mit verwegener Kunſt auf den Felſen hinüber geführt iſt, der den Waſſerfall in zwei Theile ſpaltet und eine geräumige Inſel bildet, auf welcher ein kleines Wirthshaus ſteht, auch das Eigenthum eines Engländers. Vom Rand dieſer Inſel iſt in den Felſen eine Stiege gehauen, die in den Abgrund hinunter führt. Da nun der Strom durch die Gewalt des Andranges in einem großen Bogen nach vorne ſtürzt, ſo gelangt man auf dieſer Treppe unter den Fall in das Flußbett. Unwillkührlich umgeben einen hier Heſiods und Virgils Bilder des Tartarus, aber nur ihre Kunſt dürfte den Verſuch wagen, die Scene mit Worten zu malen. Die letzten Stufen ſind etwas ſchwierig zu überſchreiten, aber dann ſteht man ganz ſicher unter einem herabſtürzenden Meere und befindet ſich nur in einem gelinden Regen, etwa wie im Tropfbad. Hier, wer wird es glauben? hier ſah ich Leute, die gar nichts zu empfinden ſchienen. Zwei Gentlemen, die mir zunächſt ſtanden, ſchrien einander in die Ohren; ich ſtrengte mein Gehörorgan aufs Aeußerſte an, in der Hoffnung, etwas Intereſſantes zu erlauſchen, und vernahm die Worte: „für zehntauſend Dollars aſſekurirt;“ mehr konnte ich nicht hören, und es war auch genug.

Wer außer dem Handel für irgend etwas Sinn hat, muß an dieſem Orte wenigſtens die ganze Ohnmacht des Menſchen fühlen. Um ſo verwegener erſchien das Kunſtſtück des erwähnten Irländers. Der Abgrund mußte dem Luftſpringer nicht tief genug ſeyn; er hatte auf der Inſel ein Gerüſt aufſchlagen laſſen, damit er noch fünfzig Schuh höher hinaufklettern könne. Während er hinaufklimmte, ſezte ſich ſein treuer Bär, der ſo zahm war wie ein Hund, ruhig unter das Gerüſt und verwandte kein Auge von ſeinem Herrn. Der Irländer begrüßte von oben die Geſellſchaft nach allen Seiten, forderte ſie auf, eine Kleinigkeit für ihn zuſammenzuſchießen, und ſtürzte ſich in die Fluth. Als der fallende Körper den Waſſerſturz erreicht hatte, ſprang der Bär haſtig nach, und in Zeit von einer halben Stunde kamen Mann und Bär ganz wohlbehalten, langſam und gleichgültig wieder über die Brücke den Felſen herauf ſpazirt, ſezten ſich an einen Tiſch und ließen ſich's recht gut ſchmecken. Dieſer ächte Salto mortale, der ſeines Gleichen nicht hat, wurde von Jack im Laufe dieſes Sommers noch oft wiederholt; doch eines Tages ſprang er zweimal hintereinander, ohne abzuwarten, bis das Brettchen oben am Gerüſte, auf welchem er ſtand, völlig abgetrocknet war, er glitſchte aus, und noch im Fall hörte man ihn rufen: Ich komme nicht mehr. Er hielt leider Wort, und ſein gutes Thier, das nie verſäumte, ihm nachzuſpringen, kam auch nicht mehr zum Vorſchein.

Vom Niagara reiſte ich nach Buffalo, wo die Argonauten eben auch in einem bedauernswürdigen Zuſtand ankamen. Erſchöpft an Kraft und Muth, waren ſie am vorhergehenden Abend bis an die lezte Schleuſe gekommen; weil aber dieſe des Nachts nicht mehr geöffnet wird, ſo mußten ſie da kurz vor dem Ziel, wo ihre Leiden enden, oder wenigſtens ſich ändern ſollten, übernachten; umſonſt baten ſie, eingelaſſen zu werden, und wollten gerne zu Fuß nach Buffalo gehen; es iſt einmal ſo die Regel: was in Albany für Buffalo verpackt wird, das muß in Buffalo und darf nicht eher ausgeladen werden. Das mag recht gut für Waare ſeyn, aber für Menſchen iſt es nicht ganz ſo, wie der Erfolg gezeigt hat; denn von den hundert ſiebzig Menſchen, die das Schiff beſtiegen, waren acht unterwegs geſtorben, und ein-und-zwanzig ſtarben auf dem Schiff in dieſer lezten ſchrecklichen Nacht. Als die Ueberlebenden nach Buffalo kamen, wollte man ſie wieder nicht ausſteigen laſſen, weil man meinte, es ſey eine anſteckende Krankheit unter ihnen ausgebrochen; doch endlich war man ſo barmherzig, ihnen die Landung zu geſtatten; ſie mußten ſich aber abſeits der Stadt gegen den Wald zu ziehen, wo ihnen ein Lagerplatz zur Quarantaine angewieſen wurde.

Von hier aus ſetzen die Anſiedler ihre Reiſe auf dem Erieſee weiter fort und zerſtreuen ſich ſodann in den weſtlichen Ländern. Ihr ferneres Schickſal läßt ſich aus den bisherigen Andeutungen abnehmen. Die Maſſe wurde wie mit der Fluth nach Weſten gedrängt, Manche aber werden wie von der Ebbe nach Oſten zurückgeworfen, und zu dieſen Wenigen gehörten jene Hungergeſtalten, die wir auf den Werften zu Newyork gleich bei unſerer Ankunft erblickten.

Buffalo iſt eine wirre Zuſammenhäufung unanſehnlicher, garſtiger hölzerner Häuſer und Hütten auf einem ungepflaſterten Grunde; man ſchleppt ſich meiſtens in tiefem Koth durch die Straßen. Der Raum, den man von der Straße aus betritt, iſt zugleich Küche und Vorhaus, und die Thüre iſt meiſtens mit einem Baum verlegt, der durch das ganze Gemach reicht und mit dem äußerſten Ende auf dem Kamin liegt und brennt; er wird nach Erforderniß nachgeſchoben, um die Mühe des Holzſpaltens zu erſparen. Dabei ſteht ein Topf mit Waſſer, um den Thee zu bereiten; alle ſonſtigen Beſtandtheile der Mahlzeit ſind kalt, geſalzen oder geräuchert. Mit ſolch kunſtloſer Küche begnügen ſich die ſtumpfen Bewohner dieſer Stadt, unter welchen jedoch eine große kommerzielle Regſamkeit herrſcht; denn Buffalo iſt das Hauptentrepot, der wahre Centralpunkt des innern Tauſch- und Pelzhandels; hier überzeugt man ſich vollends von der Unmöglichkeit, landwirthſchaftliche Produkte in Geld umzuſetzen; man ſieht faſt gar keines mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Bei der Muſik machen wir die ſtrengſten Forderungen, beſonders wo ſie als Kunſt der Meiſter auftritt. Man bedenke aber auch, daß das Annähernde bei ihr gerade das Widrigſte iſt. Lieber ſingt uns Einer um eine Terze zu tief oder zu hoch, als um einen Viertelston, und wir verzeihen leichter ein Verſehen von einem ganzen Takt, als von einer Sechzehntelsnote. Man behauptet, die Muſik mildere den Sinn; im Ganzen zugegeben; im Einzelnen macht ſie uns reizbarer, wir fühlen alle Uebelſtände in ihr und im Leben ſtärker, und ein Mißton erregt leicht das ſtärkſte Unbehagen, wo nicht gar einen lauten Grimm. Namentlich hat es unſere Zeit auf ſich, daß ſich die Lichtſeiten des muſikaliſchen Genuſſes gewöhnlich an ſtarken Schattenparthien abheben. Wenn aber bei einem etwas rigoröſen Muſikfreunde ſich Vieles wie Tadel ausnimmt, ſo bedenke man, daß das Lob, wenn man nicht die gangbare Terminologie, die Allerweltsphraſen ausbringen will, viel weniger Worte hat, als der Tadel. Treffen iſt nur Eines, Fehlen iſt Legion; das Centrum iſt ein Punkt, die übrige Scheibe iſt eine Fläche. Doch zur Sache.

Die Naſe iſt der vorderſte Sinn, der alſo zuerſt in den Opern- und Konzertſaal tritt, und er iſt erfreut, wenn er die Beleuchtung nicht riecht. Ungereinigtes Lampenöhl iſt ihm die erſte und ärgſte Diſſonanz. Fatal, wenn ſich durch die Harmonienfolge ſtets dieſer ſtörende Naſalton hindurchzieht. In meiner Jugend begann mir der Konzertgenuß mit dem A, nämlich mit dem des erſten Klarinetiſten, nach welchem der erſte Violiniſt ſein Inſtrument ſtimmte, dann von Mann zu Mann ging und ſo die Bogeninſtrumente ins reinſte Einvernehmen ſetzen ließ. Die willkührliche Art, mit welcher zwiſchen ein anorgiſches Präludiren hinein dieſe geſetzmäßige Uebereinſtimmung von jedem Geiger beliebig beſorgt wird, bringt nur eine mangelhafte Annäherung an die Reinheit, eine oberflächliche Scheinkonſonanz zuwege. Ich bin gewiß, daß bei genauer Abhör die wenigſten Inſtrumente der meiſten Orcheſter in die rechte Temperatur geſtimmt erfunden werden würden. Die höchſte Blüthe auch dieſer Kunſt entſteht aber nur durch die reinſte Uebereinſtimmung ſämmtlicher Organe. —

Die Symphonie beginnt. Sie iſt von Haydn. Man iſt darüber einig, daß das wahre Schöne, das Klaſſiſche, ewig, unſterblich ſey. Nur eine gewiſſe Parthei unſerer Zeit möchte gern, daß auch das Wahre, Gute und Schöne einen Zeitverlauf, ein Leben habe, und nach einigen Jahrzehnten oder nach einem Jahrhundert andern Vorzüglichkeiten, zeitgemäßern Virtuoſitäten den Platz räumen müſſe. So hörten wir bei einer vortrefflichen Symphonie vom Abt Vogler von „Zopf" reden, worunter muſikaliſche Neologen ſtarren Schulpedantismus verſtehen. Dieſe falſche Neuheits- und Ausbildungsſucht erzeugt Werke, die nur eine geſchmackloſe Zeit Kunſtwerke nennen kann. Wo einmal ein Höchſtes, Vollendetſtes in ſeiner Kunſtart erreicht iſt, da ſollte man nicht mehr verlangen, und jeder Künſtler ſich nur bemühen, dieſe reine Kunſthöhe des ältern zu erreichen, ſein Eigenes in dieſer gelungenſten Form auszuprägen. Haydns Symphonien ſind ein ſolches Vollendetes, und deßhalb wäre zu wünſchen, daß jedes Jahr vier bis ſechs derſelben zu einer ſolchen Aufführung kämen, wie ſie unſer Orcheſter zu leiſten vermag. Von Mozarts freierer Form mag daſſelbe gelten. Das Meiſte, was wir hören, iſt moderne Muſik, das Seltenſte eine ganz alte. Die häufigſten Leiſtungen ſind Virtuoſenkonzerte oder konzertmäßige kleinere Kombinationen, z. B. Variationen, Quodlibets, Potpourris ꝛc., die ſparſamſten ſind Chöre, vier- und mehrſtimmige Geſänge. Die Virtuoſen freuen ſich ihrer Kunſt und wollen das Publikum erfreuen. Sie haben, wie man ſagen möchte, ſtets geladen. Inſtituts- und andere Rückſichten fordern, daß man den Notabilitäten unter ihnen den Vortritt zur wohlverdienten Beifallsernte laſſe, den jüngern, aufſtrebenden Talenten aber Gelegenheit ſchaffe, aufmunternde Anerkennung zu finden. Ein Sängerchor iſt aber ſchwerer in Bewegung zu ſetzen und zur Erlangung der erwünſchten reinen Harmonie zu bringen. So geſchieht es, daß wir höchſt ſelten ein recht altes, vielſtimmiges Geſangwerk, deſto mehr aber neueſte Virtuoſitäten auf allen Inſtrumenten vernehmen.

Ich kann über die Inſtrumental-Virtuoſen unſerer Tage eine allgemeine Bemerkung nicht zurückhalten. Jeder Menſch, dem es mit ſeiner Bildung — ich meine die bis ans Lebensende fortgehende — Ernſt iſt, der muß je eher je lieber den mäßigenden Gegenſatz ſeines Naturells, Hanges, ſeiner animaliſch-geiſtig-ſittlichen Neigungen und Eigenheiten zu gewinnen und feſtzuhalten ſuchen. Wer ſeiner Natur in gerader, fortſtrebender Richtung folgt, der wird kein bedeutender Menſch. Noch mehr als der Menſch muß dieß der Dichter, der Künſtler ſich angewöhnen. Mancher brauſende Geiſt hat ſich, wie Goethe, durch Studium, genaues Anſchauen, gründlichſtes Erforſchen, durch die Geſetze der Schönheit, des Geſchmacks, durch Alt- und Neu-Klaſſiſches gebändigt. Der trübſinnigere Schiller hat ſeine zur Krankheit neigende Subjektivität durch anhaltende Beſchäftigung mit großen Objektivitäten ausgeweitet und erhoben. Wie iſt von den alten Philoſophen, Geſchichtſchreibern, Dichtern und Künſtlern der überſchwängliche Reichthum ihres Lebensſtoffes durch die ſtrengſte Geſetzmäßigkeit, durch die großartigſten Typen des Geſchmacks und der Geſinnung auf das Erfreulichſte zuſammengehalten worden! Ueberall treffen wir auf eine Bändigung der natürlichen Triebe durch ihren Gegenſatz. Die Meiſten unſerer Denker, Dichter, Künſtler und Virtuoſen glauben aber, als Söhne ihrer Zeit, die im Ganzen in ihre momentanen Neigungen und Anwandlungen verliebt iſt, nichts Beſſeres thun zu können, als ihrer eigenthümlichen, angebornen und anerzogenen Neigung zu folgen; ſie thun ſich etwas darauf zu gut, nach ihres Herzens Wunſch ſich auszubilden und der Welt ihr werthes Ich dichtend, tondichtend und ſpielend zu genießen zu geben. Die Virtuoſen alſo folgen ihrem Hang, die materielle Virtuoſität, wie ſie unſere, die Strapatzen ſchätzende und Waghalſerei anſtaunende Zeit zu wünſchen, zu verlangen ſcheint, bei weitem mehr auszubilden, als die ideale. So begegnen uns denn immer: ſinnliche Gewalt, ungemeine Fertigkeit, Künſtlichkeit, und wir lechzen vergebens nach Gemüthlichkeit, Anmuth, Beſeelung des einzelnen Tones, der Tonglieder bis ins Tiefſte, nach einem großartig innigen Vortrag. Nur hie und da läßt der Meiſter ſo eine ſchöne Stelle durchblicken, mehr um uns zu zeigen, was er geben könnte, als um uns wirklich damit zu beglücken. Das Uebrige iſt eine materielle Gewandtheit, möglichſt viele Noten in den kleinſtmöglichen Zeitraum zuſammenzudrängen. Wenn doch die Virtuoſen ahnen könnten, wie oft ihre höchſten Künſtlichkeiten, Paſſagen, die ſie für den Triumph ihrer Fertigkeit, für die Blüthe ihrer Kunſtbildung halten, an ganzen Auditorien ungehört vorüberrauſchen, weil ſie durch vorhergehende Künſtlichkeiten ſchon geſättigt ſind; während eine einfache Stelle, worin ſich die Seele des Tondichters und Virtuoſen begegnen, alle Gemüther ergreift, und ein wohlberechneter Wechſel ſolcher Stellen mit jenen künſtlichen alle Sinne wach erhält.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. December 1833.

Was ſagt Ihr von Kent? —
Nichts als dieß: es iſt bona terra, mala gens.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Mit der größten Beharrlichkeit verfolgte ich meine ökonomiſche Expedition in den weſtlichen Staaten, aber das Reſultat meiner mühſamen Forſchungen blieb ſich überall ziemlich gleich, und läßt ſich im Allgemeinen aus den vorhergehenden Berichten entnehmen. Ein bemerkenswerther Fall iſt mir jedoch noch vorgekommen, der die Aufmerkſamkeit derjenigen verdient, die Spekulationen auf Güter in Nordamerika beabſichtigen. Die Anſtrengungen einer ſo beſchwerlichen ſechsmonatlichen Reiſe hatten meine Geſundheit angegriffen, zu deren Herſtellung ich zu Frankfurt in Kentucki verweilte. Darüber brach der Winter ein, der mich nöthigte, die beſſere Jahreszeit abzuwarten. In meinem Koſthaus traf ich mit einem jungen Hannoveraner zuſammen, deſſen Familie ich wohl kannte. Der Hannoveraner war als ein zwölfjähriger Knabe mit ſeinem Vater nach Amerika gekommen, der Vater hatte ein anſehnliches Vermögen dahin gebracht und Ländereien vom Staate gekauft, und zwar noch in der ſchönſten, fruchtbarſten und ganz kultivirten Gegend, nämlich in Penſylvanien am Delaware, da wo der Fluß dieſen Staat von Newyerſey ſcheidet. Mit vielen Koſten ſchuf er ſich hier einen reizenden Landſitz nach europäiſcher Art, ſeine ſchönen Wirthsſchaftsgebäude waren eine Zierde der ganzen Gegend, und hätten auch verdient, ein Muſter zu ſeyn. Es gelang ihm, was noch wenigen andern gelungen iſt, ſeinen Wald auf einen Ertrag zu bringen; freilich gehörte er zu den ſeltenen Koloniſten, die mit einem ſo großen Vermögen dahin kommen, daß ſie viele Jahre ihre Unabhängigkeit behaupten können, ohne in Mangel zu gerathen, wogegen die Meiſten, ja faſt Alle, in beſchränktern Umſtänden ſich zu ſolchen Unternehmungen entſchließen. Der alte Hannoveraner holte ſich Arbeiter aus den nächſten Hafenplätzen, aber nicht etwa übermüthige Ankömmlinge, ſondern ſolche, die aus dem Innern wieder zurückgekommen waren. Durch dieſe ließ er Bauholz zimmern, welches er auf dem Delaware nach Philadelphia ſchaffte und daſelbſt auf einem gemietheten Platz aufſchichtete. Fünf Jahre lang verkaufte er gar nichts, weil er ſeine Preiſe Anfangs feſt hielt; wogegen die Andern mit ihren Preiſen bedeutend herunter gingen. Um ſie noch mehr zu drücken, ging er dem ſinkenden Preis immer etwas näher. Dieſe und andere Mittel ermüdeten endlich ſeine Gegner, und im ſechsten Jahre kam ſein Holzhandel in Aufnahme. Es war die höchſte Zeit, denn er hätte es kaum mehr länger ausgehalten. Nach und nach gewann ſein Geſchäft eine ſolche Ausdehnung, daß er zu der Klaſſe der Hochverehrlichen gezählt wurde, und weil er ſeinen nunmehr

Digitized by Google

vier-und-zwanzigjährigen Sohn als Theilnehmer des Geſchäfts angenommen und zu ſeinem einzigen Erben erklärt hatte, ſo wurde der junge Mann eine geſuchte Parthie, und eben befand er ſich in Heirathsangelegenheiten hier. Die Hochzeit ſollte beim nächſten Independenzfeſte zu Waſhington Statt finden; einſtweilen reiste der junge Mann wieder nach Hauſe, und ich mußte ihm verſprechen, ihn und ſeinen Vater, ſo bald es Geſundheit und Witterung geſtatten würden, zu beſuchen.

Dieſer Einladung entſprach ich, da ich im nächſten Mai nach Milford kam. Eine Stunde von dieſem Städtchen abwärts, am Delaware, bilden die Berge am rechten Ufer ein allerliebſtes Thal, welches noch von einem kleinen Flüßchen bewäſſert wird, das ſich aus der hintern perſpektiviſchen Schlucht herauswindet und hier in den Strom fällt. An dieſem für kleine Fahrzeuge ſchiffbaren Bache liegen die ſchönen Wirthſchaftsgebäude des Hannoveraners in einem großen regelmäßigen Vierecke beiſammen, umgeben von einem, zierlich mit Pfeilern und Staketen eingefaßten, geſchmackvoll angelegten Park, den ein abgeleiteter Arm des Baches mit ſeinen klaren Wellen in malerischen, künſtlichen Krümmungen durchrauſcht. Dieſes reizende Landgut fand ich verödet, keine Seele war da zu ſehen, und die Gebände waren mehrere Klafter weit durchgebrochen. In ziemlicher Entfernung gewahrte man ein anderes Wohnhaus; dorthin beſchloß ich zu gehen und über dieſes ſonderbare Verhältniß Aufklärung zu holen. Nach einer Stunde erreichte ich das Haus, welches ganz hübſch und gut gebaut war; allein man hatte es ſeiner ganzen Länge nach um ein Klafter ſchmäler gemacht, mithin die ganze vordere Mauer abgebrochen, den Schutt weggeräumt und dem weitern Einſturz der Ruine durch Sprießen und Stützen Einhalt gethan. Eine Meile von da abwärts am Delaware iſt ein Landungsplatz, wo eines der früher erwähnten Kaufhäuſer ſteht. Hier legen die Dampfboote an, ſetzen Reiſende ab oder nehmen andere auf; dahin begab ich mich, um eine Gelegenheit abzuwarten, die mich wieder nach Milford brächte. Es hatten ſich ſchon mehrere ſehr verehrliche Leute in der nämlichen Abſicht da geſammelt, die ſich die Zeit mit Branntweintrinken vertrieben. Mit vieler Mühe erfuhr ich von dieſen einſylbigen Herrn, daß der Hannoveraner vor vierzehn Tagen in Philadelphia geſtorben ſey, daß ſein Sohn ſich daſelbſt wegen eines Prozeſſes aufhalte und daß jene Verwüſtungen von der Korporation herrühren. Was dieſe Korporation für ein Geſpenſt ſey, das wollte Niemand ſagen, mit ehrerbietiger Scheu wurde der gefürchtete Name ausgeſprochen, ein Schauer befiel die Glieder der Anweſenden, und die Gläſer mußten neuerdings gefüllt werden.

Als ich nach Milford zurückkam, ſuchte ich den Advokaten des Hannoveraners auf, deſſen Adreſſe ich in Frankfurt bekommen hatte. Der Advokat war aber in Philadelphia, ſich mit ſeinem Klienten zu beſprechen, und ich mußte mich noch ein paar Tage gedulden. Man denke ſich nun die Lage eines Fremden in einem kleinen, langweiligen, garſtigen, von Sümpfen umgebenen Landſtädtchen, deſſen Bewohner lauter anſpruchsvolle Schöngeiſter ſind, meiſtens Buchdrucker und Landzeitungsfabrikanten, die ihre ganze Gelehrſamkeit im Geſetzbuch, und ihren Witz in der Bibel holen. Ihre Milizübungen nennen ſie olympiſche Spiele, und daher rechnen ſie die Jahre nach Milforder Olympiaden, um ſich von den Wilden in Canada zu unterſcheiden, die nach dem gefallenen Schnee rechnen; ſie behaupten, ihr moraſtiges Neſt ſey der moderne Parnaſſus, der die neue Welt erleuchtet habe und tauſendfach den alten überſtrahle; insbeſondere aber behaupten ſie, die Wiege aller Jurisprudenz zu ſeyn, daher ſie auch die Fremden, die zufällig dahin kommen, nöthigen, einer Sitzung ihres Gerichtshofes beizuwohnen. Man halte ſie deßhalb ja nicht für die Abderiten von Amerika, das ſind ſie ganz und gar nicht, ſie ſind nur etwas redſeliger und zuvorkommender gegen Fremde, ihre Gasconnaden aber ſind rein nationell, ihr Gerichtshof iſt wie jeder in der Union, und der Richter ſelbſt nicht einmal ein Bürger der Stadt, ſondern ein Advokat aus Philadelphia.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Die lezte Aeußerung hätte dem armen Albrecht unter andern Verhältniſſen gewiß ein Lächeln abgezwungen, durch den gar zu auffallenden Kontraſt mit den blühenden Wangen und dem durchaus ehrenvollen und glücklichen Daſeyn der Kleinen. Allein die Sache dieſer Kinder lag ihm zu nahe, und da die Mutter eben ſchwieg und ihn fragend anſah, ſagte er mit gewaltſam erzwungener Ruhe: „Ja, es iſt ein großes Unglück für die Familie; ich ſehe wirklich nur eine einzige Hoffnung für die arme Suſanne, und das iſt der Tod ihres erſten Mannes und die Verbindung mit einem Andern, der ſie in die Geſellſchaft zurückführen könnte, aus welcher jener ſie geriſſen hat.“ — „Wer ſollte wohl der Mann ſeyn,“ erwiderte die Mutter, „der unſern Anſprüchen genügte und zugleich einen ſolchen Mangel an Ehrgefühl hätte, der Nachfolger eines Kandidaten der Theologie ſeyn zu wollen?“ — „Man kann nicht wiſſen,“ ſagte Albrecht mit gezwungenem Lächeln; „Suſanne war ſehr ſchön; ich zum Beiſpiel nehme ſie gleich, wenn ſie mich will.“

Durch dieſen unzeitigen Scherz gereizt, ſah die Mutter ihn ſcharf an und ſagte: „Du haſt überhaupt wohl neuerlich

Digitized by Google

viel Geſchmack für die Theologie bekommen.“ — „Wie ſo?“ fragte er, und das Blut ſchoß ihm ins Geſicht. „O, laſſen wir das lieber unerörtert!“ ſagte ſie ausweichend; „doch ſage Du mir, liegt Deinerſeits irgend eine Abſicht in dieſem Geſpräche, das Du offenbar geſucht und angefangen haſt?“ — „Die Abſicht, Mutter, Dein Herz zu erweichen für die Geſpielin meiner Jugend,“ erwiderte Albrecht. „Man hat mir geſagt, ihr Vater habe ſie zwingen wollen, den Major Berg zu heirathen, ſie ſey nur aus Angſt vor dieſer Heirath entflohen. Du mußt geſtehen, daß ein ſolcher Umſtand ihr Benehmen ſehr entſchuldigen würde.“ Die Gräfin ſah wieder beruhigt aus, als ſie fragte: „Wer hat Dir das Mährchen aufgebunden? Berg wäre der Mann, den mein Schwager ſeiner Tochter aufdringen wollte? Er iſt ja nicht von Familie, hat nicht einmal Vermögen; nein, glaube mir, an der Sache iſt nichts.“ — „Wenn es aber doch ſo wäre, würdeſt Du dann Suſanne nicht entſchuldigen können?“ — „Nie, denn ſie hat ſich weggeworfen und allen Anſprüchen auf die Anerkennung ihrer Familie für immer entſagt.“

Albrecht verſtummte und zitterte. Endlich ſagte er entſchloſſen: „Mutter! wenn Du die Wahl hätteſt, Deinen Sohn ewig unglücklich, oder mit Suſanne vermählt zu ſehen, was würdeſt Du wählen?“ Die Gräfin ſah ihm wieder ſcharf ins Auge, noch ſchärfer als zuvor; nach langer Pauſe ſagte ſie: „Ich hoffe zu Gott, Albrecht, Du ſprichſt ohne Beziehung!“ Er ſchwieg und es folgte wieder eine lange, peinliche Pauſe. Endlich fuhr ſie fort: „Wenn Du in einem hitzigen Fieber Gift begehrteſt, ſo würde ich es Dir verweigern; eben ſo wenig würde ich in dieſem Falle je zugeben, was Dich nie glücklich machen könnte.“ Sie hatte bei dieſen Worten die Augen niedergeſchlagen; als ſie den Sohn wieder anſah, war deſſen ganze Miene verändert, und ſcherzend ſagte er: „Damit müßte ich mich denn freilich beruhigen, wenn ich wirklich eine ſolche Frage thäte, und kann es um ſo leichter heute.“

Dieſen Ton wieder anzuſtimmen, hatte er ſeine ganze Kraft zuſammengenommen; denn er fühlte tief, jezt ſey nicht der Augenblick, die Wahrheit ahnen zu laſſen, und hoffte deren Aufdämmern in der Seele ſeiner Mutter durch ein ſorgloſes Betragen wieder verwiſchen zu können. In ſtarker Gemüthsbewegung ging er auf ſein Zimmer; unter den tauſend Planen, die er hier durchdachte, der Mutter Herz zu erweichen, kam er auch auf einen Gedanken, dem er, gegen ſeinen beſſern Willen, immer wieder nachhängen mußte; er wollte ihr nicht geradezu ſagen, aber doch andeuten, Suſanne ſey bereits die Seinige, und ihre Liebe werde wohl nicht ohne Folgen bleiben; dadurch dachte er der Mutter Moralität mit ihrem Stolze in einen Kampf zu bringen, in welchem die erſtere ohne Zweifel ſiegen würde. Aber ſollte er ſich zur Lüge erniedrigen, um, wenn auch nur auf einen Augenblick, Zweifel zu erregen gegen die reine Seele ſeiner Geliebten? Zu dieſer Anſicht gelangt, warf er jenen Gedanken von ſich, wie eine Schlange.

So hatte er einige Tage in Furcht und Zweifel zugebracht, als ein Donnerſchlag aus blauem Himmel ſeine Familie aus ihrer gemächlichen Ruhe aufſchreckte. Man war, wie gewöhnlich Abends, am Theetiſch verſammelt; Albrecht in nicht zu verbergender Schwermuth, Gräfin Amalie auf der, dem Leſer ſchon bekannten, chaise longue, aber dießmal ohne Anbeter. Die alte Gräfin ſah träumeriſch auf ihren Sohn und ein paar junge Herrn laſen die Zeitungen; da trat ein Neffe des Kriegsminiſters in den Salon, der nach kurzem, unbehaglichem Stillſchweigen ſeinem Freunde Albrecht winkte, ihm in das anſtoßende Kabinet zu folgen, und dort mit zitternder Stimme zu ihm ſagte: „Albrecht, mein Onkel ſchickt mich zu Dir mit dem peinlichſten Auftrage.“ — Albrecht ſchwieg geſpannt. — „Ich ſoll Dich bitten, Deiner Mutter die Nachricht mitzutheilen, daß Dein Onkel, der General ***, in Folge einer ſchweren Anklage, jezt eben verhaftet wird. Die Sache wird unfehlbar binnen einer Stunde bekannt ſeyn; daher iſt keine Zeit zu verlieren.“ — Albrecht bebten die Lippen, als er, unterbrechend, fragte: „Worauf geht die Anklage?“ — „Auf Unterſchlagung einer Kaſſe,“ war die halblaute Antwort. „Ha!“ rief Albrecht, und ſchlug ſich gegen die Stirne, und Suſanne, Suſanne! rief es in ſeinem zerriſſenen Herzen. Da trat ſeine Mutter in die Thüre; der junge Mann verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und verließ das Kabinet. Was blieb Albrecht übrig, als ſich ſogleich des ſchrecklichen Auftrags zu entledigen? Er that dieß mit aller nur möglichen Schonung. Die Gräfin war Anfangs einer Ohnmacht nahe, faßte ſich aber bald und bat ihren Sohn, augenblicklich zum Miniſter zu gehen, um die nähern Umſtände zu erforſchen. Hier erfuhr Albrecht, daß vor ein paar Stunden der Major Berg, nach vorhergegangener förmlicher Anmeldung, in exaltirter Stimmung und dem Anſchein nach von Wein erhizt, vor dem Miniſter erſchienen ſey und in Gegenwart zweier Zeugen deponirt habe: vor zwölf Jahren ſey eine königlich .....ſche Regimentskaſſe durch den General *** unterſchlagen und den damals feindlichen ——en überliefert worden; er, der Major, habe als Adjudant des Generals die Sache zwar bald erfahren, allein aus Schonung gegen ſeinen Vorgeſezten ſich nicht entſchließen können, ſie anzugeben, bis ſtets wachſende Gewiſſensbiſſe ihn endlich vermocht hätten, das Schweigen zu brechen. — Leider lag in der Sache ſelbſt nichts Unwahrſcheinliches; der General war nicht nur ein geborner, ſondern auch notoriſch ein ſehr eifriger ——er, und daß die Kaſſe ſeines Regiments in dem

Digitized by Google

genannten Jahre verloren gegangen und angeblich vom Feinde genommen worden, das war dem Miniſter ſelbſt ſehr wohl erinnerlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

(Fortſetzung.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Auch die Mehrzahl der Tondichter folgt dieſem Hange der Selbſtheit. Wie haben die alten Komponiſten die höhern Eingebungen, die Fülle der Melodie und Harmonie den Schönheitsregeln, dem Geſetz haushälteriſcher Sparſamkeit getreu dargelegt! Wie wenig Ueberdrang bei Händel und Bach, bei Gluck, Graun, und ſelbſt noch bei Haydn und Mozart! Wohin iſt ſchon Beethoven mit ſeinem Hange zur Extravaganz in vielen ſeiner Werke gekommen? Viele der Neuern glauben auf den Schultern jener Männer zu ſtehen, ſie zu überbieten, und wir möchten fragen, ob ſie ihnen das Trinkwaſſer reichen oder ihnen die Schuhriemen auflöſen können?

So wenig eine Folge von Redefiguren, Gemeinplätzen, Floskeln ein ſchöner, anziehender Styl genannt werden kann, ſo wenig iſt jede Folge von melodiſchen, harmoniſchen Gliedern ſchon Muſik. In unſerer Zeit iſt es keine beſondere Kunſt mehr, dergleichen zu ſchreiben, ſo wenig es eine ſolche iſt, erträgliche Verſe zu machen. Wer möchte aber nicht lieber gar nichts leſen, als mittelmäßige Verſe oder Proſa? Und ſo ſoll auch in der Muſik in jeder kleinſten Gliederung ein Gedanke ſich enthüllen, entfalten, und im ganzen Stücke nicht etwa eine Reihe zerſtreuter Gedanken ſich entwickeln, ſondern der Grundgedanke, das Thema, dieſes nicht pedantiſch, ſondern als Typus der rhythmiſch-melodiſchen Bewegung genommen, durch das muſikaliſche Gemüth verſchiedenartig bewegt, gewendet, wiederholt, kombinirt werden, ſo daß wir bei jeder Gliederung in Geiſt und Herzen immer den Grundgedanken durchhören und empfinden, wodurch allein das Muſikſtück für uns Klarheit, Individualität und Totalität erhält. Das Geheimniß des organiſchen Baues ſcheint vielen Muſikern verborgen zu ſeyn. In der Pflanze ſehen wir von unten nach oben eine leiſe Umbildung deſſelben ſpezifiken Typus durch die Blätter zur Krone, Blüthe, den Staubwerkzeugen, endlich zur Frucht. Die muſikaliſchen Schöpfer ſetzen aber, das Tonſtück als Pflanze genommen, auf die Wurzel der Nelke den Stengel der Roſe; dieſem laſſen ſie entſprießen Blätter der Diſtel, dann erſcheint die Krone der Narziſſe, der Kelch der Aurikel u. ſ. w.

Die allgemeine Klage der Muſikfreunde unſerer Tage iſt, daß ſie aus Oper und Konzert ſo wenig heimbringen. Das kommt wohl daher, weil die einzelnen Theile der größern Muſikwerke nicht klar geſchieden, individuell organiſirt ſind. Die Conception jedes Stücks der ältern bekannten guten Opern iſt einfach, klar, anſprechend, rein menſchlich; die Kunſt liegt allein in der anmuthigen Ausſpinnung des goldenen Fadens. Bei Mozart geht dieſe klare Scheidung der Momente, dieſe anſchauliche Gliederung und Individualiſirung von der Auffaſſung der Hauptfaktoren des Textes (die ältern, wenn auch oft ein wenig unſinnig oder trivial, waren doch meiſt dankbarer, als die neuern), durch die Charaktere, die Hauptparthien, die einzelnen Muſikſtücke bis in deren kleinſten Gelenke und Abſchnitte hindurch. Wie wir durch ein Sonnenmikroskop den Blutlauf eines organiſchen Weſens ſehen, ſo hören wir bei ihm das leiſe Weben des Muſiklebens durch alle Adern des Kunſtwerks hindurch. Das Vergeſſen moderner Muſik iſt eine Folge des unklaren Anſchauens; dieſes aber iſt verurſacht durch ein unklares Darſtellen des Tondichters. Das Moderne kündigt ſich meiſt durch kennbare Zeichen an. Es ſind ſchroffe Gegenſätze, häufige Uebergänge, öfterer Wechſel des Tempo, kurzes Verweilen bei melodiſchen Gedanken, Auskramen verſchiedenartiger Melismen ꝛc. Den Neuern kann man auch ein zu ängſtliches Kleben am Text zum Vorwurf machen. Roſſini freilich würde hiedurch gewinnen, wodurch die Deutſchen und Franzoſen verlieren. Die Muſik vergibt ihre Selbſtſtändigkeit an den Dichter, ſie iſt zu deklamatoriſch, ja zu rhetoriſch, rezitativiſch. Daher dieſes ewige Wechſeln der Rhythmen, Ton- und Taktarten, dieſe Ausweichungen, deren man oft in einem einzigen Muſikſtück ein paar Dutzend zählen kann. Welche Verletzung des Gefühls! Soll man denn die Worte komponiren oder die Stimmung, die durch eine Situation hindurchgeht? Wofür iſt denn Muſik eine eigene, ſpezifike Sprache, wenn ſie die Wortſprache nicht etwa erhöhen, ſondern ihr dienen, wenn ſie, die ihren eigenen melodiſch-rhythmiſchen Gefühlsweg gehen möchte, den einzelnen hindeutenden Bezeichnungen jener in alle Wendungen folgen ſoll?

Fern ſey es von mir, den Verdienſten unſerer Tondichter und Tonkünſtler zu nahe treten zu wollen; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie zu oft ſich als Söhne ihrer Zeit anlaſſen. Dieſe unſere neueſte Zeit charakteriſirt ſich eben auch als eine ſolche, die einem ſelbſtgefälligen, einſeitigen Hange eigenwillig folgt, ohne ſich durch deſſen Gegenſatz beſchränken, lenken zu laſſen. Der gute Sinn, das geſunde Naturell, das ſie beſitzt, wird dadurch unbändig, ausſchweifend, und ſo ſteht ſie ſich bei ihrem Streben ſelbſt im Wege. Was ſie will, das geſchieht nicht, weil ſie ein Enormes will, während alles wahre Leben nur durch ein Ausgleichen von Gegenſätzen, von Wirkung und Gegenwirkung entſteht. Wie die Zeit, ſo ſchweift auch die Kunſt, namentlich die muſikaliſche, in zwei Extravaganzen aus: in einen maſſiven, draſtiſchen Materialismus, eine zu derbe Sinnlichkeit, einen Verbrauch unerlaubter, geſchmackverderblicher Mittel, und in ein Theoretiſiren, einen gelehrten Wahn, ein Schul- und Scheinleben, das entweder pedantiſch ſein Wiſſen auskramt, oder in Sehnſucht nach einem Unerreichbaren ſich ausathmet und dahinſchmachtet. Von ſolcher Ueberſättigung, Ueberreizung, der allopathiſchen Kur vergleichbar, ſollte die Muſik zur Homöopathie ſich bekehren, das heißt: zu einer zweckmäßigen Diät und Anwendung der wirkſamſten ſpezifiſchen Mittel in kleinſter Gabe. Wer da weiß, wie unſer Gemüth ſchon durch einen einzigen Ton, einen Glockenklang, den Ton einer Menſchenſtimme, den Akkord eines Klaviers, einer Orgel, der in dem Kirchengewölbe verhallt, ergriffen werden kann, wer ſich erinnert, wie ihn eine Stelle wahrer Muſik ergriff und ſich dem innern Sinn zu immerwährender Wiederholung einprägte, der muß wünſchen, daß alle Muſik mit Hinblick auf ſolche Wirkungen gedichtet, geſpielt werden möchte; er bedauert, daß die größten Bemühungen der raffinirten Kunſt faſt wirkungslos an uns vorübergehen, was nicht geſchehen würde, wenn die äußere, mechaniſche Virtuoſität in gehöriges Verhältniß, in wohlberechnete Abwechslung mit der intenſiven, pſychiſchen Kunſt treten wollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. December 1833.

Sey ſtark, Gebieterin, ſtähle dein Herz!
Mit Faſſung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

Schiller.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſezung.)

Die große Nachricht von der Arreſtation eines Generals war ſchnell in der ganzen Stadt bekannt, und als Albrecht mit ſeiner traurigen Kunde nach Hauſe kam, fand er die Mutter ſchon umringt von weinenden Nichten und theilnehmenden Freunden. Alles was er wußte, mußte er berichten, dieſelben Fragen mußte er immer wieder anhören und beantworten; aber er ſaß wie auf der Folter, denn es trieb ihn gewaltig, ſich gleich aufs Pferd zu werfen und der unglücklichen Tochter den harten Schlag zu mildern; es waren indeß zarte Intereſſen zu berückſichtigen, und er zwang ſich, zu warten, bis die Fremden ſich zurückgezogen hatten, um dann mit der Mutter allein zu ſprechen. Kaum ſah ſich dieſe ihren Gefühlen ruhig überlaſſen, als ſie ſich weinend in ſeine Arme warf und ausrief: „Zum erſten Male danke ich Gott, daß er meine Schweſter ſo frühe zu ſich genommen hat, wie hätte ſie das ertragen!“ — „O Mutter, ſteht denn dieſer Schweſter Tochter ihm nicht eben ſo nahe? ſoll ſie den Schlag ohne Stütze tragen?“ — „Weißt Du, wo Suſanne iſt?“ — „Ja.“ — „Dann hole ſie, hole ſie zu mir, wenn ſie zu erreichen iſt; in ſolchem Verhängniß muß Alles vergeſſen ſeyn; ſage ihr, daß ich ſie bitten laſſe, Dir ohne Zeitverluſt zu folgen. Zu Dir aber habe ich das Vertrauen, daß Du Deine Mutter nicht kränken wirſt.“

Albrecht fiel vor ihr auf die Knie und bedeckte ihre Hände mit brennenden Küſſen und Thränen. Nach zwei Stunden war er vor den Thoren der Reſidenz. Welch ein Gemiſch von Empfindungen ihn auf dieſer Reiſe beſtürmte, zeigt der Umſtand, daß er nichts darüber in ſein Tagebuch notirt hat.

Suſanne erſchrack freudig, als er in ihre Thüre trat; aber es lag etwas in ſeinem Blicke, was ihre Freude dämpfte. Als die Kinder zu Bette waren, ſezte er ſich neben ſie aufs Sopha, legte ſeine Arme um ſie und drückte ſie feſt und zärtlich an ſich, doch mit ſolchem auffallenden Ernſt, daß ſie nicht den Muth hatte, ſich ihm zu entziehen, ſondern ihm ängſtlich ins Auge ſah. „Suſanne,“ hob er an, das Klopfen ſeines Herzens bezwingend, „meine Mutter ſendet mich zu Dir,“ (ſie legte, freudig überraſcht, ihren Kopf an ſeine Bruſt) „Du ſollſt zu ihr kommen, mit mir.“ — „O Gott!“ rief ſie erſchrocken, „ſie iſt doch nicht krank? denn Du ſiehſt nicht aus, als brächteſt Du mir eine Freudenbotſchaft.“ — „O nein, nein,“ ſagte er, „ſie iſt wohl, aber Dein Vater —“ Bei dieſem Worte entriß ſie ſich ſeinen Armen und ſchrie laut auf: „Iſt todt!“ — „Nein, nein, ganz geſund. Aber Berg, der Elende! Er hat ihn verklagt, hat ihn angegeben, eines Kaſſenunterſchleifs wegen, und — unmöglich iſt es nicht,

Digitized by Google

daß ein patriotiſches Gefühl Deinen Vater zu dieſem politiſchen Verbrechen wirklich verleitet hat.“

Suſanne ſaß da wie eine Leiche, mit weit offenen Augen, am ganzen Leibe zitternd. Ihr Zuſtand verſezte Albrecht in die größte Angſt; er wollte Sophie rufen, doch ſie wehrte ihm mit der Hand; dann faßte er dieſe, drückte ſie an ſeine Lippen, und als ſie fühlte, wie ſeine Thränen darauf herabfielen, da brachen endlich auch die ihrigen unaufhaltſam hervor; und er dankte Gott dafür, küßte die Perlen von ihren Wangen und liebkoſete und tröſtete ſie, bis ſie ihre Faſſung ſo weit wieder gewann, daß ſie ſeiner Erzählung von dem ihm bekannten Hergange der Sache zu folgen vermochte. Der Entſchluß zur Reiſe war ſchnell gefaßt, und ſchon am nächſten Vormittage waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen. Die Kinder ſollten mit, Sophie aber zog es vor, die Zeit der Trennung im Hauſe des Predigers zuzubringen, der ſie mit Freuden aufnahm. Albrecht konnte die unangenehme Pflicht, einen Beſuch auf dem Schloſſe zu machen, nicht umgehen, machte jedoch den bald beginnenden Neckereien ein ſchnelles Ende, indem er unumwunden erklärte, was ſeine Reiſe nach Barnau veranlaßt habe, und zugleich, daß Frau Warner die Tochter des unglücklichen Generals und ſeine Couſine ſey. Die Damen äußerten unverholen ihr Erſtaunen über dieſe Nachrichten und geſtanden, ſeinen häufigen Beſuchen bei der jungen Wittwe eine ganz andere Deutung gegeben zu haben. Er verneigte ſich, gleichſam dankend für die réparation d'honneur, und eilte zu ſeiner Suſanne zurück.

Verſchiedene Umſtände, Vorkehrungen und Anordnungen nahmen den Reſt des Tages hin; doch der nächſte Sonnenaufgang begrüßte die Reiſenden auf dem Wege zur Reſidenz. Suſannens Herz war ſo von dem Bilde ihres Vaters erfüllt, daß ſelbſt der Geliebte für jezt in den Hintergrund treten mußte, und dieſer liebte ſie nicht nur um ſo inniger darum, ſondern verſprach ihr, auch während des Aufenthalts in ſeiner Mutter Hauſe nichts zu thun, was dieſe auf kränkende Vermuthungen führen könnte.

Ich will indeſſen verſuchen, dem Leſer einige Aufklärung über das Schickſal des alten Generals zu geben, wie ich ſie aus den abgeriſſenen Notizen eines Neffen, der bis jezt einen tiefen Groll gegen dieſen Oheim gehegt hatte, geſammelt habe. Er erwähnt ſeiner ſelten, und nur wo der Zuſammenhang der Begebenheiten es unvermeidlich macht; doch ſcheinen mancherlei mildernde Umſtände in dem Schickſale dieſes Mannes zu liegen, der dem Leſer bisher nur als ein Tyrann und jezt gar als ein Staatsverbrecher der gehäſſigſten Art erſchienen iſt. Daß er während des Feldzugs im Jahre 1813 eine bedeutende Kaſſe unterſchlagen hatte, iſt bereits erwähnt worden. Das Motiv zu dieſer Handlung war die Rettung eines Freundes geweſen, dem er die größte Verbindlichkeit ſchuldig war, und deſſen Exiſtenz, troz ſeiner erhabenen Stellung, in jenem Augenblicke von der Möglichkeit abhing, ſich Geld zu verſchaffen. So viel läßt ſich im Allgemeinen aus den vorhandenen Papieren mit Sicherheit entnehmen, obgleich durchaus keine nähern Umſtände erwähnt ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſezung.)

Um die Zeit zu verkürzen, wohnte ich einer Gerichtsſizung bei. Ein deutſcher Landmann belangte einen Kaufmann, weil er ihm, da er, Kläger, nicht gut rechnen könne, auf eine größere Bankbill unrichtig herausgegeben und des andern Tages die Rückerſtattung verweigert habe. Zur Bekräftigung ſeiner Angabe führte er einige allerdings ſehr auffallende Umſtände an. Der Kaufmann ſagte, durch das Organ ſeines Vertreters: wäre das Geld nicht richtig geweſen, ſo hätte es der Kläger gleich ſehen ſollen; denn daß er nicht rechnen kann, iſt nicht meine Schuld; es gibt Schulen genug in Amerika, wo es Jeder lernen kann und ſoll. Ich kann rechnen, es ſpricht alſo die Vorausſezung, daß ich ihm richtig zugezählt habe, für mich. Auf die nähern Umſtände kann ich mich nicht beſinnen, und bringt der Kläger Zeugen dafür, ſo gibt es noch mehr dawider. Dieſe Schlüſſe waren alle zu folgerecht, um eine Einwendung zu geſtatten, um ſo mehr, als der Kaufmann ſich auf einen bereit ſtehenden gültigen Zeugen berief, nämlich ſeinen Commis, der ſein Sohn war, wogegen der Bauer nur das ungültige Zeugniß ſeines Weibes vorbringen konnte; er verfiel daher in die Koſten. Unter andern trat auch ein zwölfjähriger Knabe vor die Schranken, der ſeinen Vater wegen Mißhandlung verklagte. Der Vater entſchuldigte ſich damit, daß er den Knaben wegen wiederholter Lügen, da keine Ermahnung fruchten wollen, mit einem Backenſtreich gezüchtigt habe. Der Kläger ſtellte das nicht in Abrede, verlangte aber Entſchädigung für die erlittene Unbilde. „Wie viel verlangt Ihr?“ frägte der Richter. „Zehn Dollars!“ rief der Knabe. Eiligſt ſchloß der Richter das Protokoll, damit der Beleidigte nicht etwa noch mehr begehre; der Vater wurde zur verlangten Genugthuung und in die Koſten verurtheilt. Aehnliche Fälle ſind nicht ſelten, doch es ſey der Menſchheit zur Ehre geſagt, ſie erregen immer allgemeinen Abſcheu. Aber liberale Einrichtungen dieſer Art, in auffallendem Widerſpruch mit der disziplinariſchen Strenge, die in Knabenſchulen ſo kraftvoll gehandhabt wird, löſen bei Zeiten jeden Familienverband auf; auch ſieht man die Kinder, wenn ſie das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht haben, und ſich noch im väterlichen Hauſe befinden, was ſelten iſt, gleich andern Fremden auf Lohn und

Digitized by Google

Rechnung ſtehen und kein anderes Oberhaupt mehr anerkennen, als das Geſetz. — In den höchſten Cirkeln wird zwar äußerlich der Anſtand beobachtet, er wird jedoch nicht ſo weit getrieben, daß z. B. eine Tochter ihrer Mutter Rechenſchaft gäbe, wohin ſie gehe oder wo ſie geweſen ſey. Ich habe oft gehört, wie kaum herangewachſene junge Ladies eine zu neugierige Frage ihrer Mutter lachend mit den Worten abwieſen: „Oh Ma'! Sie glauben wohl, ich ſey eine Sklavin, oder eine Europäerin? Ich gehe ſpazieren, Adieu Ma'!“ Dieſes Ma' iſt eine Abkürzung, oder vielmehr ein Diminutivum des franzöſiſchen Maman, und klingt für ein amerikaniſches Ohr ungefähr wie ma chère petite maman. So etymologiſiren wenigſtens die zärtlichen Mütter, von denen ich dieſe Erläuterung habe. Zur Charakteriſirung des amerikaniſchen Dialekts muß noch erwähnt werden, daß dieſer Laut, dem das Ohr ſo oft begegnet, mit gähnendem Munde kurz ausgeblökt wird; man ſollte nicht meinen, wie allerliebſt das einer junger Perſon ſteht. Ich habe geſagt amerikaniſcher Dialekt, weil mir außer dem ausdrucksvollen Wörtchen Ma' viele andere, der Sprache beigemengte Worte ganz fremd, oder wenn ſie auch urſprünglich engliſche waren, in der Ausſprache ganz anders geklungen haben, als in England, oder von einem Engländer. Indeſſen war ich in einer Geſellſchaft in Newyork, wo ein gelehrter Amerikaner einem engliſchen Schriftſteller ſehr logiſch und erſchöpfend bewies, daß man nicht in England, ſondern in Amerika rein und gut engliſch ſpreche. Das gelehrte Milford wäre allenfalls der Ort, wo in einer ſolchen Controverſe ein kompetentes Urtheil gefällt werden könnte.

Nach ein paar Tagen kam der Advokat aus Philadelphia zurück und erzählte mir nun die Unglücksfälle des Hannoveraners, die wir hier kurz zuſammenfaſſen wollen. Die Korporation iſt ein Kollegium, welches über das Straßenweſen im Lande verfügt. Bevor der Hannoveraner ſeine Bauten ausführte, ſtellte er eine amtliche Anfrage an dieſe Stelle, ob der Bauplatz, den er wähle, nicht einſtens zu einem Weg in Anſpruch genommen werden dürfte, und wo er in dieſem Fall mit Sicherheit bauen könne. Er erhielt den Beſcheid, die Korporation ſey zu keiner Antwort auf derlei Anfragen durch das Geſetz verpflichtet. Es blieb nichts übrig, als die Gebäude da aufzuſtellen, den Park da anzulegen, wo augenſcheinlich eine Hauptſtraße nicht ohne Fehler angelegt werden konnte, wenn gleich ein anderer Platz in ökonomiſcher Hinſicht vortheilhafter geweſen wäre. Zwölf Jahre waren glücklich herumgegangen, und erſt noch vor zwei Jahren hatte er das andere, entlegene Haus gebaut und es mit einigen Gründen an einen Franzoſen ſehr gut verkauft. Da kamen auf einmal den verfloſſenen Winter zwei Herrn mit Stangen und Schnüren; ſie beſchäftigten ſich eine Stunde mit Meſſungen, ſprachen dann beim Hannoveraner ein und verlangten ſich die Füße zu wärmen. Das iſt ſo Sitte im ganzen Lande; wenn man bei kaltem oder naſſem Wetter bei Jemand eintritt, ſo ſagt man, ſtatt aller anderwärts üblichen Gemeinplätze: „Erlauben Sie, daß ich mir die Füße wärme.“ Der Hausherr ſchürte ſelbſt das Feuer an, gab ihnen Rum und Cigarren und wartete, was da kommen würde. Nach einer guten Weile ſtanden die Gäſte auf, gaben ihrem Wirthe einen gedruckten Zettel mit einigen ſchriftlich ausgefüllten Zeilen, und verließen den Hof. Es war die Weiſung, das Haus und die Garteneinfriedigung an den bezeichneten Stellen abzubrechen, das künſtliche Flußbett auszufüllen u. dgl., Alles binnen vier Wochen, weil zwei Wege durch das Territorium geführt würden, die ſich gerade im Hofe durchkreuzen ſollten. Dagegen habe der Eigenthümer eine Entſchädigung von einem Dollar für jeden Morgen, den man ihm nehme, anzuſprechen. Kaum war die Friſt verſtrichen, ſo waren die Kommiſſäre wieder da, und da ſie Alles in statu quo fanden, ſo gingen ſie nach Milford, brachten Arbeiter mit und fingen an die Möbel aus dem Hauſe zu tragen, das Vieh aus den Ställen zu laſſen und das Gebäude einzureißen. Der alte, troſtloſe Mann ſchwur, er wolle ſich unter den Trümmern ſeines Hauſes begraben laſſen. „Wie es beliebt,“ ſagten die Korporationiſten ganz kalt, und es wäre auch ſo geworden, hätte der Sohn nicht ſeinen Vater mit Gewalt entfernt und ihn endlich überredet, dieſem ſchmerzlichen Anblick zu entgehen und nach Philadelphia zu fahren. Unterdeſſen ſchritt die Verwüſtung gemächlich vorwärts, und der Schutt wurde in den ſchönen Bach geführt, der den Park bewäſſerte. Nach ein paar Wochen kam die Reihe an das hübſche Landhaus, welches dem Franzoſen gehörte, und dieſem wurde begreiflich gemacht, daß ihn der Hannoveraner entſchädigen müſſe, weil der Kaufkontrakt an einem Sonntag geſchloſſen worden, und an dieſem Tage jede Arbeit verboten, keine eingegangene Verbindlichkeit rechtskräftig iſt, ausgenommen was unmittelbar die Schifffahrt betrifft. — So wußte eine weiſe Geſetzgebung den frommen Schein zu bewahren, aber doch für das Hauptintereſſe, den Handel, eine lobenswerthe Ausnahme zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Musée Dioclétian.

Nicht Alle, die in Paris ſpekuliren, haben ſich eines guten Erfolges zu erfreuen, und Mancher verrechnet ſich ganz. So kam vor einigen Jahren ein italieniſcher Oberſt Namens Bernardini nach Paris, mit dem Entſchluſſe, hier eine große Kunſtſammlung anzulegen. Er mochte ungefähr alſo gerechnet

Digitized by Google

haben: Paris iſt der Ort, wo Künſte Gedeihen finden. Wenn ich alſo den Pariſern eine große Mannigfaltigkeit von Kunſtgegenſtänden bringe und ſie elegant zur Schau ſtelle, ſo bin ich des Zuſpruchs der Pariſer gewiß und kann mein Glück machen. Im äußerſten Nothfalle kann ich ja meine Kunſtſammlung verkaufen und bin ſomit ein geborgener Mann. Allein entweder fehlte es dem Manne an ächten Kenntniſſen in der Kunſt, oder er meinte, es fehle den Pariſern daran, und ſie werden auf den Werth der Gegenſtände nicht ſo genau ſehen, wenn er ſie ihnen nur auf glänzende Weiſe vor Augen bringe. Genug, er kam mit einer ſehr bedeutenden Anzahl von Gemälden nach Paris, die er wahrſcheinlich in Italien überall angekauft hatte und die meiſtens alt waren, wenigſtens ſahen ſie ſchwarz genug aus. Natürlich wurden ſie für lauter Titians, Albanos, Correggios ausgegeben; allein daran iſt man in Paris ſo gewöhnt, daß über einen ſolchen Kunſtfrevel ſich Niemand mehr ärgert. Hie und da erblickte man einige gute Gemälde; allein ſie ſtellten eine Heiligenlegende oder eine alte, längſt vergeſſene Schlacht vor, und hatten wenig Anziehendes für die Zuſchauer. Oberſt Bernardini miethete nun eine große Wohnung mit vielen Sälen in einem der volkreichſten und theuerſten Stadtreviere; er ließ die Gemälde mit koſtbar vergoldeten Rahmen verſehen und gab ſeiner Ausſtellung ein ſehr üppiges Anſehen. Das Inſtitut erhielt den Namen Musée Dioclétian, ich weiß nicht warum, denn auf Kaiſer Diocletian hatte dieſe Ausſtellung nicht den geringſten Bezug, ausgenommen etwa, daß zu Diocletians Zeiten ungefähr ſo viel Luxus in Rom herrſchte, als jezt in Paris. Es wurden keine Ankündigungen geſpart, und man hätte wirklich glauben können, Paris ſey nun um ein treffliches Inſtitut reicher. Anfangs war der Eintrittspreis auch ziemlich theuer; allein als die Pariſer merkten, daß man viel Geld von ihnen fordere, um alte, rußige Gemälde zu beſchauen, blieben ſie aus, und nach und nach mußte der Eintrittspreis herabgeſezt werden. Zulezt ging faſt Niemand mehr hin. Oberſt Bernardini hatte aber Schulden gemacht, um Gemälde anzukaufen und ſeine Anſtalt zu verſchönern oder doch zu vermehren. Zulezt konnte er die Koſten nicht mehr tragen und mußte ſich dazu entſchließen, ſeine Sammlung zu verkaufen; nun gingen die vorgeblichen Meiſterſtücke der Kunſt, aus denen der Eigenthümer Millionen zu löſen gehofft hatte, für Spottpreiſe weg, weil ſich Niemand durch die hochtrabenden Namen, die man den Gemälden beilegen wollte, täuſchen ließ, und man ſie für das hielt, was ſie wirklich waren, für mittelmäßige, unbedeutende Stücke. Der Beſitzer büßte Alles ein, was er auf ſeine Sammlung ſo unſinnigerweiſe verwendet hatte, verfiel in Armuth, und da er neulich ſtarb, ſo blieb ſeinen Töchtern ſo wenig übrig, daß ſie das Mitleiden des Publikums in Anſpruch nehmen mußten.

(Die Fortſezung folgt.)

Stuttgart. December.

(Fortſezung.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Gern möchten wir die Namen der beliebten, zum Theil berühmten Künſtler nennen, welche beſonders unſere Abonnementskonzerte mit ihren Leiſtungen begünſtigt haben; aber es iſt uns lieber, wenn wir, ſie als hinreichend bekannt vorausſezend, mehr die Stimmung im Allgemeinen andeuten dürfen, in welche dieſe muſikaliſchen Abende uns und gewiß noch mehrere Muſikfreunde verſezt, welche Reflexionen der Genuß in uns erweckt hat.

Es gibt eine Kopulation von Kunſtmitteln, Kunſtarten, die, an ſich unſtatthaft, den Eindruck derſelben eher ſchwächt, als verſtärkt: ſo eine gewiſſe Verbindung von Muſik und Deklamation. Den Vortrag der alten Rhapſoden mag man ſich ſo wirkſam denken, als möglich; die gewiß höchſt einfache Begleitung in wiederkehrenden Melodien trug den Text in behaglicher Bewegung fort. Auch lyriſche Melodramen mögen ſelbſt als dramatiſche Scene wirkſam auftreten, was auch eine ſtrenge Kritik Werken, wie „Ariadne, Medea ꝛc.“ anhaben dürfte. Aber Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer“ will uns melodramatiſch nicht behagen. Die Romanze ſoll man ſingen, die Ballade ſingen oder rezitiren, aber nicht unter Begleitung unſerer draſtiſchen Muſik deklamiren. Das heißt Oel ins Feuer gießen. Und wenn nun vollends das einſt Geſchehene, Erzählte zum Theil als Gegenwärtiges ganz dramatiſch in die Scene geſezt und ein Stück Meſſe wirklich aufgeführt wird, ſo iſt man genöthigt, mit Einbildungskraft und Gefühl in verſchiedenen Jahrhunderten und Orten zugleich zu ſeyn, und weiß ſich nicht zu helfen. Und ſo wüßten wir auch keine Muſikbegleitung, die leicht und duftig genug wäre, um dem deklamatoriſchen Vortrag von Schillers „Lied von der Glocke“ zur erhöhenden Folie zu dienen. Auch möchte durch Vertheilung der ernſtmännlichen, betrachtenden Lyrik des Meiſters Glockengießer an zwei Deklamatoren verſchiedenen Geſchlechts das dramatiſch-monologiſche Element des Gedichts wie durch ein Gerinnen getrübt werden. Der Muſik-, der Kunſtfreund, noch mehr der einfache Genießer erfreut ſich mancher Darſtellung, gegen welche die Kunſtkritik ihre theoretiſchen Skrupel hegt; wie denn der Menſch überhaupt bei einem beziehungsweiſe Schönen nicht lange fragt, wie es etwa noch ſchöner ſeyn könnte oder ſollte. Aber ſo viel muſikaliſches Verdienſt auch die Begleitungen der beiden vorgenannten Dichtungen zweier anerkannter Komponiſten haben mögen, und ſo gelungen auch die Darſtellungen waren, ſo fühlte ſich doch gewiß kein mit einigem Bewußtſeyn Genießender wie von Kunſtwerken aus Einem Guſſe befriedigt, und gehören ſolche Melodramen zur Abwechslung in die muſikaliſchen Unterhaltungen, ſo muß einem Referenten, wenn nicht ein Veto, doch eine gleichſam zu Protokoll gegebene Bemerkung erlaubt ſeyn, daß ſie eine Ausnahme von der Regel des reinen Geſchmacks ſeyen.

Daß aber von Lezterm noch genug in unſerm muſikaliſchen Publikum webe, thut ſich, wie man es überhaupt im öffentlichen Leben findet, mehr noch an ſeinem Bejahen des Wahren und Rechten, als an ſeinem Verneinen und Zurückweiſen des Un- oder Uebermäßigen kund. So wurde, wenn wir zurückblicken, der als zweite Konzertabtheilung gegebene erſte Akt von „Cosi fan tutte“ von Mozart ſehr beifällig aufgenommen; nicht minder eine Folge von neun Stücken aus der „Geiſterinſel“ von Zumſteeg, Darſtellungen, die bei Vielen die Sehnſucht nach der Aufführung dieſer zurückgelegten Opern erweckten. Auch das Bedürfniß nach vierſtimmigem Geſang, der ſeit längerer Zeit in den Konzerten verſtummt iſt, meldet ſich bei den Muſikfreunden. Auf die Combination der Stimmen dürfte hier beſondere Rückſicht genommen werden, indem nicht jedes kunſtgeübte Organ ſich mit dem andern zum reinſten Wohllaut verbindet. Und warum ſollten nicht nach dem Wunſche der Alten, wenn auch gegen den Sinn moderner Jugend, hiebei auch ältere Geſangſtücke, z. B. einige Pſalmen von Marcello ꝛc., an die Reihe kommen? Weiß und empfindet doch der Geſchmack des neunzehnten Jahrhunderts erſt dann recht, was er an der Muſik ſeiner lebenden Lieblinge beſizt, wenn er zuweilen wider ſeinen Willen zu Anhörung ſo verſchollener Dinge, wie die Schöpfungen der ältern Italiener und Deutſchen ſind, genöthigt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. December 1833.

Auch hier geſchieht, was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.

Goethe.

Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortſetzung.)

Als der Vater mit ſeinem Sohn nach Philadelphia kam, fand er ſeinen Holzgarten ſequeſtrirt; die dortigen Holzhändler hatten ihm verſchiedene Prozeſſe an den Hals geworfen, dazu kam die Rechnung der Korporation für Vermeſſen, Unterſuchen, Abreißen in ſo unverſchämten Anſätzen, daß dem Manne ſein ganzes ſchönes Vermögen nicht hinreichte, alle Prozeß- und andere Unkoſten zu bezahlen. Er ſtarb aus Gram, und wider ſeinen Sohn ſezte der Franzoſe den Prozeß wegen Entſchädigung fort. Eben hatte er ihn gewonnen, allein es war nichts mehr da, wornach man greifen konnte, daher fielen nicht nur die Prozeßkoſten und Advokatenhonorare dem gewinnenden Franzoſen zur Laſt, ſondern er mußte auch die Demolirung ſeines Hauſes theuer bezahlen. Der Anwald der Korporation nahm alſo von dieſem kleinen Gut Beſitz, und der Franzoſe mußte ſeinem Advokaten das ſchuldiggewordene Honorar abverdienen. Der Advokat ſchlug ſeinem Klienten ein Mittel vor, ſchneller damit zu Stande zu kommen. Lezterer mußte nämlich Briefe in ſeine Heimath ſchreiben, ſchildern, wie gut es ihm hier gehe, ſeine Landsleute bereden, auch herüber zu kommen, beſonders aber ihnen ans Herz legen, ſie möchten, da jezt zufällig bei Milford ſo herrliche Güter um einen Spottpreis feil ſeyen, die Gelegenheit ja nicht verſäumen. Man ermangelte nicht, um die Sache lockender zu machen, die zum Abſatz von Produkten vortheilhafte Lage am Delaware zu ſchildern, und der zwei Hauptſtraßen zu erwähnen, die auf Staatskoſten mitten durch die Güter geführt werden ſollten und ſchon begonnen ſeyen; man überging aber mit Stillſchweigen die Einrichtung mit den Kaufhäuſern, noch weniger wurde der Korporation gedacht, die ſeit der vorgenommenen Verwüſtung an einen Straßenbau in jener Gegend gar nicht mehr denkt. Jeder Brief der Art, deſſen Ankunft an ſeinen Beſtimmungsort ſich beſtätigte, ſollte dem Schreiber fünf Dollars eintragen, und für jede Familie, die auf dieſe Veranlaſſung einwanderte und da Gründe kaufte, ward eine Gratifikation von zwanzig Dollars feſtgeſezt. Man ſchmeichelte dem Franzoſen, auf dieſe Art könnte er vielleicht wieder zum Beſitz ſeines Gutes gelangen; ſein Advokat war offenbar mit der Korporation im Einverſtändniſſe. Redlicher handelte der Rechtsfreund des jungen Hannoveraners, von dem ich dieſe Nachrichten habe; obgleich im Voraus auf Bezahlung verzichtend, gab er ſich alle Mühe, von ſeiner Parthei ſo viel Unglück abzuwenden, als möglich, und iſt noch fortwährend bemüht, den jungen Mann zu tröſten und ihm ein anſtändiges Unterkommen zu verſchaffen.

Digitized by Google

Es wird dem beliebigen Patriotismus eines Jeden zu rathen überlaſſen, in welchem Lande dieſer Phönix geboren wurde. — So weit mein Gemahl.

Einſt ging ich in Newyork ſpazieren, um die neue Eiſenbahn zu ſehen, die von Cheſter über Manhattan hierher geführt wurde, und die faſt ſchon bis City-Hall durch die ſchöne Straße Boweri vollendet war. Der Boweri iſt eine lange, ebene, breite, größtentheils ſchnurgerade Gaſſe, wo die Bahn gar keine Schwierigkeit fand. An ihrem obern Ende macht ſie jedoch nicht nur verſchiedene Krümmungen, ſondern iſt auch hügelicht; auf dieſen Anhöhen ſtehen ſehr hübſche Häuſer, die eine reizende Ausſicht genießen und von ſchönen Gärten umgeben waren. Verwüſtend hatte ſich die Eiſenbahn durch dieſen kürzlich noch ſo anmuthigen Theil der Stadt hindurch gearbeitet, Häuſer waren ganz verſchwunden, oder theilweiſe abgeſchnitten, oder mitten durchgebrochen, Zäune ausgeriſſen, Bäume gefällt, Berge abgegraben, an deren äußerſtem, ſcharf abgeſchnittenen Rande noch ſchöne Gebäude ſtanden, die durch Stützen über dem Abgrund gehalten wurden; auf Leitern ſah man die Bewohner auf- und niederklettern und mit Gefahr ihre ſchwebenden Wohnungen erreichen. Trübſelig war der Anblick, trübſelig waren auch die Menſchen, die man hier ſah, doch kein Murren, nicht eine Klage ließ ſich hören. Aeußerte man ſein Erſtaunen, fragte man Jemanden, ſo wurde man argwöhniſch angeſehen, und erſt wenn man als fremd erkannt wurde, erfolgte die immer gleiche, kurze, mit einem Achſelzucken begleitete Antwort: „die Korporation.“ Verſtimmt durch eine Verwüſtung, dergleichen man einer europäiſchen Regierung, und zwar mit Recht, nie verziehen, die man als Beiſpiel der abſcheulichſten Tyrannei aufbewahrt hätte, dergleichen aber hier ſo ruhig und friedlich vorüber geht und ſich täglich wiederholt, wandte ich meine Schritte dem Broadway zu, um mich durch freundlichere Gegenſtände zu erheitern; allein heute verfolgte mich dieſes Geſpenſt, denn auch hier wurde ein Haus niedergeriſſen, und als ich abwärts gegen die ſogenannte Batterie kam, ſah ich in Pine Street die ganze linke Häuſerreihe, der Vordermauern beraubt und die Gemächer um 2½ Schuh verkürzt, der freien Luft ganz offen ſtehen. Ein einziges Haus hatte man ſtehen laſſen, obgleich es einen bedeutenden Vorſprung in der Gaſſe machte; warum dieſe Ausnahme bei dem ſtrengen Geſetze, vor dem alle gleich ſind? Die Gaſſe lag voll Schutt, und hie und da bemerkte man noch Meubeln darunter, ſelbſt in den Zimmern war noch Manches ſtehen geblieben. — Anfangs glaubte ich, es habe gebrannt, aber davon war keine Spur zu ſehen; ich fragte einen Mann, der ruhig mit übereinandergeſchlagenen Armen daſtand und ſtarr auf den Schutt blickte, ob das nicht etwa die Folgen eines Erdſtoßes ſeyen; er deutete mit dem Fuße auf einen Strick, der längs der abgeſägten Häuſer hinunter geſpannt war. „Sehen Sie nicht? die Korporation.“ Nun, dachte ich, was für ein Ding auch die Korporation ſeyn mag, ſo begreife ich doch nicht, daß es ſolche Eile gehabt hätte. Was die Korporation eigentlich ſey, wurde mir erſt klar, als ich bald darauf meines Gemahls Brief erhielt, in welchem er mir ſeine Reiſeabentheuer ſeit Frankfurt erzählte und die ich Ihnen eben im Weſentlichen mitgetheilt habe.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Ein ſolches Verbrechen läßt ſich nicht allein ausführen; um der verdienten Strafe zu entgehen, wurden bald Beſtechungen, Zeugenerkaufungen, falſche Unterſchriften und eidliche Erklärungen nothwendig; und wie ſehr auch das lichtſcheue Gewebe ſolcher Handlungen einem Manne widerſtehen mochte, der ſich bisher ein ruhiges Gewiſſen bewahrt und ſich als Menſch und Soldat der allgemeinen Achtung erfreut hatte, ſo war doch die Idee, für ſeinen Herrn und Wohlthäter ſich der Schande, vielleicht dem Tode auszuſetzen, ſtark genug, um ihm gegen das nie ganz zu beſchwichtigende Bewußtſeyn leidlichen Schutz zu gewähren. — Es gehört kein hoher Grad von Seelenſtärke dazu, ſich vor Verbrechen zu bewahren, bei denen man ſich unverholen geſtehen muß: du begehſt zu deinem eigenen Vortheil ein Bubenſtück; weit mehr Kraft erfordert es, der Verſuchung zu ſolchen Verbrechen zu widerſtehen, die ſich in das Gewand der Aufopferung und der Tugend hüllen. Der General hatte die Kraft nicht, er fiel tief vor dem Richter in ſeinem Innern und hatte überdieß fortwährend mit der Angſt zu kämpfen, ſein Verbrechen entdeckt zu ſehen. — Wunderbarerweiſe geſchah dieß nicht; die wenigen Menſchen, die er nothgedrungen ins Vertrauen ziehen mußte, wurden durch Kriegs- oder andere Ereigniſſe bald entfernt. Einer derſelben, des Generals Adjudant, ein Bruder des mehrerwähnten Majors von Berg, verlor durch eine Kanonenkugel beide Beine; ins Lazareth gebracht, verlangte er ſeinen Bruder zu ſprechen, und dieſem eröffnete er nicht nur, kurz vor ſeinem Ende, ſeine Theilnahme an jener That, deren quälendes Bewußtſeyn ihm den Tod als wünſchenswerth erſcheinen ließ, ſondern er übergab ihm auch ſeine Brieftaſche, worin einzelne Notizen über die ganze Verhandlung aufgezeichnet waren. Der Major verlor keine Zeit, dieſe Papiere zu unterſuchen, und erſah mit Befriedigung, daß ſie hinlängliche Beweiſe enthielten, um eine Anklage darauf begründen zu können, was jedoch zur Zeit nicht der Gebrauch war, den er davon zu machen wünſchte. Vorläufig bewarb er ſich um ſeines Bruders Stelle und erhielt ſie ohne

Digitized by Google

Mühe. Der General hatte den verſtorbenen Adjudanten geſchäzt und geliebt, er wußte, in welchem Grade er deſſen Ruhe geſtört hatte, daher war ihm jede Genugthuung, die er dem nächſten Verwandten deſſelben geben konnte, willkommen. Der Major war klug und gewandt; Manche nannten ihn einen ſchönen Mann, manche zurückſtoßend häßlich. Seine von Natur regelmäßigen Züge waren durch ſtarke Blatternarben entſtellt, ſein Kolorit war gelb und ſein Mund faſt ohne Lippen, was jedem Geſichte einen höchſt unvortheilhaften Ausdruck gibt. Suſannen war er ein Gegenſtand des Abſcheus, zumal da ſie mit zwölf Jahren ſchon bemerkte, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Der Tod ereilte indeſſen denjenigen, für deſſen Glück ihr Vater ein ſo unwiderbringliches Gut geopfert hatte, und dieſer Umſtand ſchärfte ſeine Reue noch mehr. Als der General bei dieſer Gelegenheit ſeinen Schmerz nicht verbergen konnte und wollte, ließ Berg einige theilnehmende Worte fallen, die in jenem den Verdacht erregten, daß dieſer um die unglücklichen Verhältniſſe wiſſe. Er forſchte vorſichtig weiter und erhielt von ſeinem Adjudanten das ehrfurchtsvolle, beſcheidene Bekenntniß: daß ſein Bruder ihn allerdings zum Mitwiſſer eines inhaltſchweren Geheimniſſes gemacht habe, daß aber eben dadurch ſeine Hochachtung für den edlen Mann, der allen Vorurtheilen um des großen Zweckes willen zu trotzen gewagt, wo möglich noch vermehrt worden ſey, und daß es jezt wohl kaum noch einer Verſicherung ſeines gewiſſenhafteſten Schweigens bedürfe. — Dem armen General war dieſe Entdeckung ein Donnerſchlag; er, den die Umſtände von allen äußern Urſachen der Unruhe befreit hatten, ſah ſich plözlich wieder ſo zu ſagen an den Fuß des Prangers gebettet. Mochte er ſich auch Glück wünſchen, daß ſein Geheimniß in die Hände eines Mannes gefallen war, der edel genug dachte, um bisher auch nicht im Mindeſten darauf gefußt zu haben, ſo war er doch nicht im Sta de, ſeine neuerregte Angſt zu beſchwichtigen. Inzwiſchen wuchs Suſanne heran. Berg legte eine ehrfurchtsvolle Liebe für ſie an den Tag, die ihn endlich in einen Zuſtand ſo auffallender Melancholie verſezte, daß ſein Chef ihn theilnehmend nach der Urſache fragte. Berg legte die Hand an die Stirne, ergriff die Rechte des alten Mannes und bedeckte ſie mit Küſſen, ohne ein Wort herauszubringen. Nach immer dringender wiederholten Fragen, erfuhr dieſer endlich, daß die Urſache der Qual keine andere ſey, als die unbezwinglichſte Leidenſchaft für ſeine Tochter. Dieß Geſtändniß verſezte den Vater in eine unbeſchreibliche Verlegenheit; um den Freier abzuweiſen, ſprach er freundlich von Suſannens Jugend, von der Nothwendigkeit, ihre eigene Neigung zu Rathe zu ziehen, und dergleichen mehr; denn den Hauptgrund, daß Berg in Betreff des Standes ihm keineswegs eine erwünſchte Parthie war, wagte er nicht auszuſprechen. Aber ſo leicht war der Major nicht abzuweiſen, er fand es ſogar für gut, anzudeuten, daß nichts wünſchenswerther für den General ſelbſt erſcheinen könne, als denjenigen, der ein ſo gefährliches Geheimniß mit ihm theile, auf das Engſte an ſeine Intereſſen zu knüpfen, weil er ſonſt gewiß nie in den Beſiz voller Ruhe und Zuverſicht gelangen würde. Der gepeinigte Vater, der das Wahre dieſer Bemerkung nur zu gut fühlte, faßte nach ſchmerzlichem Kampfe den Entſchluß, der Tochter Glück der Ehre ſeines und ihres Hauſes zu opfern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

(Beſchluß.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Schon ſeit zwei Jahren erfreuen wir uns großer Muſikfeſte: der Aufführung Händelſcher Oratorien in der Stadtkirche, des „Meſſias“ und „Judas Makkabäus.“ In Ermangelung der Mozartſchen Bearbeitung des Leztern — eine endlich erlangte Partitur zeigte ſich ſo ſpärlich inſtrumentirt, daß wohl nur das ungemeine Orgelſpiel des Altmeiſters den Eindruck des Grandioſen hatte bewirken können — entſchloß ſich unſer würdiger Kapellmeiſter Lindpaintner, die ſchwierige Arbeit einer ſachgemäßen Inſtrumentirung zu übernehmen, welche er, durchdrungen von dem Geiſte des Originals, mit gewiſſenhafter Hervorhebung alles Gegebenen und nach dem vorleuchtenden Beiſpiele des Händel-Mozartſchen „Meſſias“ vollbrachte. Im Vorrücken wuchſen ihm Kraft, Liebe und Eifer; die Ahnung des Gelingens half zur Vollendung. Wie unſer talent- und gemüthvoller neuerer Meiſter dieſe ſeine Aufgabe gelöst, haben Tauſende herzerquicklich vernommen. Die Darſtellung des „Meſſias“ legte die Vergleichung näher, und zeigte, daß er ſich mit Ueberwindung des ſich ſo gern zudrängenden modernen Geiſtes eher noch ſparſamer in ſeinen Kunſtmitteln erwieſen, als Mozart.

Man möchte, Händels Werke mit denen der alten Klaſſiker vergleichend, ſagen: nur wer ſo großartig ſeinen Stoff entfaltet, darf ſo einfach ſeyn. Wenn wir an die etwaige Möglichkeit ſolcher grandioſen Schöpfungen in unſern Tagen denken wollten, ſo müßten wir uns vorhalten, daß hiezu nur das glücklichſte Zuſammentreffen einiger Hauptmomente führen könnte: ein auf Angebornem beruhender, durch Aneignung erhöhter Reichthum des muſikaliſchen Geiſtes, deſſen einzelnſte Aeußerung ſchon ein Tongedanke iſt; eine theoretiſch praktiſche Ausbildung, welche die tiefſte Gelehrſamkeit mit lebendiger Anmuth durchdringt; Sinn, Maaß, Selbſtbeherrſchung, Einfalt, welche gerade nur die nothwendigſten Mittel aufwenden, um ihren Stoff zu vergeiſtigen, ſo daß Glied an Glied ſich organiſch reiht und durch ſolche ungeſuchte, gleichſam nothwendige Verknüpfung ein wohlgebildeter Muſikkörper ins Leben tritt; endlich aber auch eine Zeit, welche das Streben nach ſolcher einfachen Größe weckt und ihre Werke mit Sehnſucht, mit Enthuſiasmus aufnimmt, mit Beifall und Ehre krönt und wohl auch irdiſch glänzend belohnt. Was dürfen wir in dieſer Beziehung hoffen? Es iſt wohl nichts als die Verlegenheit der Kunſtarmuth, und dann wieder ein Hochmuth, der jene Einfalt zu überbieten trachtet, wenn manche moderne Tonſeyer zu ſo draſtiſch-maſſiven Mitteln

Digitized by Google

greifen, daß alle Idealität der Muſik in Materialismus untergeht. Wohl könnte ſich jedes Publikum durch den Genuß ſolcher Werke klaſſiſcher Art in ſeinen Kunſtirrſalen zurecht finden. Inſofern möchte die Bemühung unſers Lindpaintner um den „Judas Makkabäus“ ein weit über den augenblicklichen Zweck hinaus wirkſames Unternehmen ſeyn. Treibt der Ungeſchmack ſein Weſen in Wort, Ton und That ſo laut in unſern Tagen, warum ſollte man läſſig ſeyn und nicht auch im Dienſte wahrer Kunſt für Verbreitung unvergänglicher Schönheit ein Wort ſprechen?

Haben wir des Verdienſtlichen dieſer, jedem Orcheſter nun zugänglichen Bearbeitung und der erhebenden, reinigenden Genüſſe der gedrängt die Kirchenhallen füllenden Hörer gedacht, ſo bleibt uns noch übrig, die Wirkung auf die große Maſſe der Darſteller ſelbſt zu erwägen. Bemerkenswerth und rührend war es für den ſinnigen Mithelfer, in den Vorübungen und Proben wahrzunehmen, wie aus ſo ſchwachen Elementen — denn das eigentliche Kunſtvermögen vieler Geſangsliebhaber beiderlei Geſchlechts können wir doch nur ein ſpärliches Mittel zum großen Zwecke nennen — ein ſo bedeutendes, vollendetes Ganzes erwachſen konnte. Dieſe Wahrnehmung veranlaßte wohl einen Seitenblick in das Leben der Menſchen überhaupt, wo durch Anleitung, Führung, liebenden Eifer und ein glückliches Zuſammenwirken Werke entſtehen, die nicht nur eine Addition der einzelnen, oft ſchwachen Kräfte, ſondern eine Multiplikation derſelben mit ſich ſelbſt ſind. Die Einübungen und Proben der Händelſchen Werke aber ſind es, wo der Theilnehmende dem herrlichen Weben und Walten des großen Geiſtes näher kommen kann, weil gewiſſermaßen das „Werden“ jedes Muſikſtücks noch einmal vor ihm aufgethan wird. Er folgt der Entfaltung, Wendung, Wandlung, Wiederkehr jedes Gedanken durch alle Gliederungen. So geſchieht es denn, daß die Melodien Händels uns folgen, lange nachgeben, täglich wieder mit uns erſtehen, alſo in uns leben und geheim fortwirken, und ſo eine anziehende Gewalt über unſer Gemüth ausüben, während uns von manchen beliebten Neuen aus ihren wie verrückt herumfahrenden Melodien und Harmonien nur hie und da irgend ein Tanzthema wie ein Tarantelſtich verfolgt.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

C i r c e n ſ e s.

Hätte Bernardini Künſtler zu Rathe gezogen, oder Paris beſſer gekannt, ſo würde er ſich Verluſt und manche Verdrießlichkeit erſpart und ſeine Familie nicht ins Elend geſtürzt haben. In einer Stadt, wo Jedermann unentgeldlich die zahlloſen Meiſterſtücke der Kunſt im Louvre und im Luxemburger Pallaſt beſchauen und ſich daran ſatt ſehen kann, wäre es wahrlich thöricht, ſein Geld auszugeben, um mittelmäßige Kunſtſachen zu ſehen. Ich fürchte, nicht viel beſſer wird es einem andern Unternehmen gehen, womit man ſich ſchon ſeit beinahe einem Jahre trägt, mit dem Spectacle nautique. Da nämlich der ſchöne Operettenſaal ſchon lange leer ſteht, weil ſich die Truppe mit dem kleinen Saale des Nouveautéstheaters begnügt, ſo iſt Jemand auf den Einfall gerathen, hier Schauſpiele auf dem Waſſer zu geben. Es ſoll in England etwas Aehnliches beſtehen. Nun nimmt ſich aber nichts einfältiger aus, als ein wirklicher Waſſerbehälter auf der Bühne; da ein ſolcher Behälter doch immer nur ſehr klein ſeyn kann, ſo erſcheint die Darſtellung von Schiffen und Gefechten auf demſelben wie eine Kinderei, und wenn man auch der Neuheit halber einmal hingeht, ſo kommt man doch ſchwerlich zum zweitenmal. Auch wäre es ſchade um den prächtigen Operettenſaal, wenn er durch ein Waſchbecken verdorben werden ſollte; lieber möchte ich ihn noch eine Zeitlang leer ſtehen ſehen. Ueberhaupt können Schauſpiele, die auf bloße Augenweide berechnet ſind und ſich durch keinen Kunſtwerth auszeichnen, auf keinen langen Beifall rechnen, und ſind daher übel angelegte Spekulationen. Dieß hat der Cirque olympique erfahren, der auch mit großen Koſten für Reiterkünſte und große mimiſche Darſtellungen von Schlachten, militäriſchen Aufzügen und dergleichen eingerichtet worden war. Einem Theil des Publikums gefiel dieß allerdings; allein es hatte ſich bald ſatt geſehen, und um es zu reizen, mußten die Unternehmer Franconi mit ungeheuern Koſten neue Stücke arrangiren. Dazu kam, daß ihr Saal einmal abbrannte und ſie dadurch ihre Habe einbüßten, denn aus einem brennenden Schauſpielhauſe wird faſt niemals etwas von Werth gerettet. Bären, Elephanten, Hirſche, Pferde und andere vierfüßige Thiere ſind über die Bühne geſchritten; allein an all dieſem hat ſich das Publikum ſatt geſehen, und man müßte jetzt Krokodille und Nashörner abrichten, wenn man ihm etwas Neues auftiſchen wollte. Dieſes Theater iſt daher auch in einem ſchlechten Zuſtande, wie es jedes Theater ſeyn wird, das nur mit großem Aufwande eine Zeitlang die Aufmerkſamkeit des Publikums feſſeln kann, ohne ihm Produkte von äſthetiſchem Werthe liefern zu können. Auch muß ein Unternehmer wahrlich große Luſt haben, ſein Geld auf's Spiel zu ſetzen, wenn er bei dem Ueberfluſſe an Schauſpielen in und um Paris noch ein neues, großes Schauſpiel in Gang bringt. Wo ſollen denn die Zuſchauer herkommen? denn die Bevölkerung von Paris nimmt doch nicht ſo ſchnell zu, beſonders nachdem die Cholera im vorigen Jahre 20.000 und mehr Menſchen weggerafft hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der logogriphiſchen Mißgeburten in Nr. 299:

B i e d e r ꝛc. W a ſ ſ e n ꝛc.

Logogriphiſche Miſsgeburten.

Glaubſt du gern aus berühmte B.,
Das Münchhauſen dem Bär zum H.
Warf in den Mund und an den K.
Den er ſchlug, ſich zu retten am S.?
Suche nur für Warum kein W.

•

Siehſt du mit B.
Nur an dein L.?
Den Muth zu h.,
Denk' an die R.
Und an die H.,
Die Roſen w.
Laß von den R.
Dir Nektar g.,
Laß Roſen w.
Die ſchönſten H.
So wird dein L.
Dir Wonne g.

J. G. M.

B e i l a g e: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. December 1833.

Sol. Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſnem Arm,
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Goethe.

Verſchiedenes vom Himmel.

Nach J. Herſchel.

Die Planeten.

Wir berichten in aller Kürze, was ſich nach Herſchel bis jezt an den Planetenſcheiben mit Gewißheit beobachten läßt.

An Merkur läßt ſich nicht viel mehr ſehen, als daß er rund iſt und Phaſen zeigt. Venus übertrifft zwar an ſcheinbarem Durchmeſſer ſämmtliche Planeten — er beträgt oft mehr als eine Minute — ſie iſt aber am allerſchwierigſten mit Fernröhren zu beobachten. Das grelle Licht des beleuchteten Theils der Scheibe blendet das Auge und ſteigert alle Mängel des optiſchen Werkzeugs. So viel ſieht man indeſſen deutlich, daß die Oberfläche keine beſtändigen Flecken hat wie der Mond; man bemerkt weder Berge noch Schatten, ſondern nur einen gleichförmigen Schimmer, wobei man zuweilen dunklere Stellen unterſcheidet. Aus einigen Beobachtungen der Art hat man den Schluß gemacht, daß ſich Venus, wie Merkur, ungefähr in derſelben Zeit wie die Erde um ihre Achſe drehen. Die Seltenheit und Unbeſtändigkeit dieſer Flecken berechtigen zu der Annahme, daß wir nicht, wie am Monde, die wirkliche Oberfläche dieſer Planeten, ſondern nur ihre Atmoſphären erblicken, die ſehr dicht, wolkigt ſind und dazu dienen mögen, den Einfluß des Sonnenlichts zu mäßigen. — Ganz anders ſtellt ſich Mars dar. Ganz deutlich unterſcheidet man auf ihm die Ränder ſeiner vorausſetzlichen Kontinente und Meere. Erſtere zeigen eine röthliche Farbe, die überhaupt das Licht dieſes Planeten charakteriſirt und ohne Zweifel von einer okerartigen Färbung ſeiner Oberfläche herrührt, ähnlich dem Ton unſerer Diſtrikte auf der Erde, wo der rothe Sandſtein vorherrſcht, nur daß dort die Farbe tiefer iſt. Was wir Meer auf dem Mars nennen, erſcheint grünlich, und zwar in Folge des Kontraſtes, wovon überhaupt in der Optik ſo viele Beiſpiele vorkommen. Dieſe Flecken erſcheinen indeſſen nicht immer gleich deutlich; wenn man ſie aber ſieht, zeigen ſie ſich das einemal wie das andere. Dieß mag daher rühren, daß es dem Planeten nicht ganz an einer Atmoſphäre und an Wolken fehlt, und dieß wird vollends dadurch wahrſcheinlich, daß man an den Polen ſtark glänzende Flecken bemerkt, welche von Eis und Schnee herzurühren ſcheinen, weil ſie verſchwinden, wenn ſie lange der Sonne ausgeſezt waren, und dann am mächtigſten erſcheinen, wenn ſie aus der langen Polarnacht hervortreten.

Ueber die Scheibe des Jupiters ziehen ſich immer in einer gewiſſen Richtung dunkle Streifen hin, die ſich nicht immer gleich ſind, indem ſie, hinſichtlich der Ausdehnung und Stellung auf der Scheibe, ſich verändern, während die Richtung im Allgemeinen immer dieſelbe

Digitized by Google

bleibt. Man hat ſie ſchon, wie zerblaſen, über die ganze Fläche der Planeten zerſtreut geſehen; dieſes Phänomen iſt aber äußerſt ſelten. Häufiger beobachtet man, daß ſich die Streifen ſeitlich verzweigen; man ſieht auch entſchiedene dunkle Flecken. Nach der ſorgfältigen Beobachtung der leztern hat man berechnet, daß ſich der Planet ſehr raſch, nämlich in 9 Stunden 55 Minuten 50 Sekunden ſideriſcher Zeit um ſeine Achſe ſchwingt, wobei leztere ſenkrecht ſteht auf der Richtung der Streifen. Es iſt höchſt intereſſant, daß die Jupiterſcheibe ſichtbar nicht kreisrund, ſondern elliptiſch, nämlich in der Richtung der Rotationsachſe im Verhältniß von 100 zu 107 abgeplattet iſt; die Schlüſſe, nach denen man die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde von ihrem täglichen Umſchwung herrühren läßt, erhalten dadurch eine höchſt befriedigende Beſtätigung, und jenes Verhältniß bei Jupiter paßt nach den für die Erde angeſtellten Rechnungen vollkommen zu ſeinem Durchmeſſer und der Zeit ſeiner Rotation. Der Umſtand, daß jene Streifen parallel laufen mit dem Aequator des Jupiters, die Art, wie ſie ſich accidentell verändern, und der ganze Charakter der beobachteten Flecken machen höchſt wahrſcheinlich, daß es Lücken in der Atmoſphäre des Planeten, verhältnißmäßig helle Zonen ſind, bedingt durch Luftſtröme, analog unſern Paſſatwinden, nur entſchiedener, konſtanter, wie es ſich vom außerordentlich raſchen Umſchwung Jupiters nicht anders erwarten läßt. Daß es der verhältnißmäßig dunklere Planetenkörper iſt, was in den Streifen durchſcheint, geht augenfällig daraus hervor, daß ſie nicht bis zum Rande der Scheibe dunkelfarbig bleiben, ſondern allmählich bläſſer werden, je näher ſie ihm rücken.

Der Ring des Saturn, die größte Merkwürdigkeit nicht nur an dieſem Planeten, ſondern faſt am Himmel, verſezt uns in der Phantaſie unwillkührlich auf den Körper des Planeten. Der Ring, oder vielmehr die Ringe müſſen ſich für die Bewohner derjenigen Strecken der Oberfläche des Hauptkörpers, welche über den beleuchteten Theilen der Ringe liegen, als ungeheure Bogen von einem Ende des Horizonts zum andern hinziehen, wobei ſie hinſichtlich der Sterne unverrückt dieſelbe Stellung behalten. Andernſeits muß in den unter dem dunkeln Theil der Ringe gelegenen Strecken, in Folge der Beſchattung durch dieſelben, eine fünfzehnjährige Sonnenfinſterniß herrichen; nach unſern Begriffen ein ſehr unglückliches Verhältniß für lebende Weſen, indem das ſchwache Licht der Trabanten nur geringen Erſatz in der langen Nacht bietet. Wie kämen wir aber dazu, über das Glück oder Unglück ſolcher Weſen nach unſern Begriffen abſprechen zu wollen? können doch juſt Naturverhältniſſe, mit denen wir nur ſchauerliche Bilder zu verbinden vermögen, in der Wirklichkeit die herrlichſten Anſtalten zu Glück und Lebensfülle ſeyn.

Am Uranus ſehen wir nichts als eine kleine runde, gleichförmig beleuchtete Scheibe, ohne Ringe, Streifen oder Flecken. Wenn wir ſeiner ungeheuern Entfernung wegen daran verzweifeln müſſen, über ſeine phyſiſchen Verhältniſſe je große Aufklärung zu erhalten, ſo erwächst uns bei den vier ſogenannten ultrazodiakaliſchen Planeten aus ihrer Kleinheit ein gleich großes Hinderniß. Einer derſelben, Pallas, hat für den Beobachter ein nebelhaftes Anſehen, was auf eine ausgedehnte, dunſtige, wegen der geringen Schwere einer ſo kleinen planetariſchen Maſſe ſehr diffuſe Atmoſphäre deutet. Dieſe geringe Schwere iſt es auch ohne Zweifel, was dieſe vier Himmelskörper vorzugsweiſe charakteriſirt. Ein Erdenbewohner, der auf einem derſelben ſtände, könnte mit Leichtigkeit ſechzig Fuß hoch ſpringen und fiele nicht härter nieder, als wenn er auf der Erde drei Fuß hoch geſprungen wäre. Auf ſolchen Planeten kann es immerhin Rieſen geben, und die ungeheuren Thiere, welche bei uns zur Ausgleichung ihres Gewichts des ſtützenden Waſſers bedürfen, könnten dort auf trockenem Boden leben.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnitts verſuchen wir es, den Leſern die relativen Größen der Planeten und ihre Entfernungen von der Sonne und unter ſich anſchaulich zu machen. Man wird ſich darnach überzeugen, daß es unmöglich iſt, ein überſichtliches Planetarium zu konſtruiren, auf welchem die Momente der Größen und der Entfernungen zugleich berückſichtigt ſind. Mitten auf einer Ebene ſteht eine Kugel von zwei Fuß Durchmeſſer, welche die Sonne vorſtellt. Merkur gleicht dann einem Senfkorn und ſeine Bahn einem Kreiſe von 164 Fuß Durchmeſſer. Venus ſteht, in der Größe einer Erbſe, auf einem 284 Fuß im Durchmeſſer haltenden Kreiſe, die Erde, in derſelben Größe, auf einem von 430 Fuß; Mars, ſo groß wie ein Stecknadelkopf, befindet ſich auf einem Kreiſe von 654 Fuß; Juno, Ceres, Veſta, Pallas ſind Sandkörner, welche Bahnen von 1000 — 1200 Fuß Durchmeſſer beſchreiben. Jupiter ſteht, als Pomeranze von mittlerer Größe, auf einem Kreiſe, der faſt eine halbe engliſche Meile Durchmeſſer hat, Saturn, als kleine Pomeranze, auf einem, der vierfünftel Meilen mißt. Uranus endlich, eine große Kirſche oder kleine Pflaume, durchläuft einen Kreis, der über anderthalb Meilen weit iſt. Noch führen wir an, wie ſchnell ſich die Planeten auf ihren Bahnen um die Sonne nach dem Maaße ihrer eigenen Durchmeſſer bewegen. Merkur beſchreibt einen Raum, der ſeinem eigenen Durchmeſſer gleich kommt, in 41 Sekunden, Venus in vier Minuten 14 Sek., die Erde in 7 Min., Mars in 4 Min. 48 Sek., Jupiter in 2 Stunden 56 Min., Saturn in 3 Stunden 13 Min., Uranus in 2 Stunden 16 Minuten.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Wir wiſſen, wie Suſanne die Zumuthung ihres Vaters aufnahm. Endlich entſchloß ſich dieſer, ſich ſo tief zu demüthigen und der Tochter Alles zu entdecken, ſein Schickſal in ihre Hand zu legen. Nachdem er eine Nacht — der lezten eines verurtheilten Verbrechers nicht unähnlich — durchwacht hatte, trat er den ſchweren Gang nach ihrem Zimmer an. Die Thüre war verſchloſſen; er klopfte, er rief — keine Antwort. In der Angſt ſeiner Seele lief er zum jungen Warner, allein auch deſſen Zimmer war verſchloſſen. Der Gedanke, ſie könnten zuſammen auf einem frühen Spaziergange ſeyn, mäßigte ſeine Unruhe ein wenig; doch bald ſtieg dieſe wieder, und als nach Verlauf einer Stunde weder Suſanne noch Warner ſich ſehen ließ, befahl er, die Thüre ſeiner Tochter mit Gewalt zu öffnen. Man kann ſich vorſtellen, welch ein Schreck den Unglücklichen ergriff, als er das Gemach leer, das Bett unbenuzt und auf dem Tiſche einen Brief fand, mit dem vollen Aufſchluß über das ſchreckliche Ereigniß, das ihn dem doppelten Schmerze eines entehrten Staatsbeamten und eines verwaiſeten Vaters hingab.

Berg erſchien zur gewöhnlichen Stunde. Der General hatte gezittert vor dem Eindruck, den die Nachricht auf ihn machen würde, und er hatte nicht zu viel gefürchtet. Mit verbiſſenem Grimm hörte der Adjudant ſeines Vorgeſezten Bericht und war nahe daran, alle Schranken zu durchbrechen. „Noch iſt nicht Alles verloren,“ ſagte endlich der unglückliche Vater, „vielleicht iſt es möglich, ihre Spur zu finden und ſie einzuholen.“ Aber mit Bitterkeit entgegnete Berg: „Es wäre nicht gerade der Gegenſtand meiner Ambition, meine Frau einem Andern abzujagen; ich muß daher auf die Ehre, Ihr Schwiegerſohn zu werden, verzichten; im Uebrigen bleibt jedoch, wie ich hoffe, unſer Verhältniß daſſelbe.“ Es lag etwas in dem Ton dieſer Aeußerung, was dem General einen grauenvollen Blick in ſeine Zukunft eröffnete; er mußte jedoch ſchweigen und dulden, was er ſelbſt über ſich verhängt hatte. Eine kurze Zeit war vergangen, als Berg mit einer kleinen Geldforderung zu ihm kam; ſie ward natürlich gewährt, und bald wiederholt, und verdoppelt und abermals wiederholt. Die Lage des alten Mannes war in der That entſetzlich; die Forderungen ſeines böſen Dämons nahmen in einem Grade zu, daß ſie nach und nach ſeine Hülfsquellen überſchritten. Endlich ſah er ſich durch ein Avancement von der täglichen Gegenwart dieſes Menſchen, den er jezt ganz durchſchaute, befreit; aber ſeine Lage ward dadurch nur um ein Geringes verbeſſert. Der Leſer wird mir die unerfreuliche Darſtellung der Einzelnheiten gern erlaſſen; Berg war ein Spieler, daher war der Abgrund, in welchen jede Beihülfe fiel, unermeßlich; er ward immer unverſchämter und überſchäzte in ſeinen Forderungen die Kräfte des Generals bei weitem. Je höher aber des Leztern Verlegenheit ſtieg, je ſchwärzer erſchien ihm das Vergehen ſeiner Tochter, die ihn, wie er meinte, allein hätte retten können, und der er mithin ſein ganzes Elend zu danken habe. Eine Urlaubsreiſe des Majors nach Weſtphalen verſchaffte dem General auf einige Monate Ruhe. Im Sommer kam Berg zurück, doch ohne Geld zu verlangen; er verkehrte viel mit reichen jungen Leuten der Hauptſtadt, die er zu Hazardſpielen aller Art verführte. Zu Anfang Winters kam er plözlich mit einer ungeheuren Forderung zum General, die ihm dieſer rund abſchlagen mußte. Berg ſagte, er wolle noch einen Verſuch machen, ob er ohne ſeine Hülfe beſtehen könne, und ihm dann unumwundenen Beſcheid bringen. Zwei Stunden darauf kam er wieder, halbberauſcht und ſichtlich von den heftigſten Leidenſchaften bewegt. Er erneute und verdoppelte ſeine Forderung, und verlangte auf das Beſtimmteſte augenblickliche Befriedigung. Bleich und zitternd vor Angſt und Zorn, ſprach der General von ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden, von der völligen Unmöglichkeit, auf der Stelle eine ſolche Anſchaffung zu machen, und dergleichen mehr. Die fernern Details der Unterhaltung ſind mir unbekannt geblieben; allein in der nächſten Stunde war Berg beim Miniſter — der Würfel war geworfen.

Es war Abend und noch ſummte die Glocke des nahen Kirchthums vom achten Schlage, als Albrecht und Suſanne vor dem Thore ſeines Hauſes anhielten. Die Pforten wurden aufgeriſſen und der Wagen raſſelte in den hellerleuchteten Thorweg hinein. Vom plözlichen Lichtglanz geblendet, rieben die Kinder ſich die Augen; Suſanne wollte jedes derſelben an eine Hand nehmen, um die Treppe hinaufzuſteigen; aber ſie war ſo heftig bewegt, daß ſie haſtig nach des Vetters Arm griff und von ihm geführt dem Vorzimmer zuwankte. Ehe er eintrat, drückte er ihr noch einmal die Hand und ſah ihr mit der zärtlichſten Liebe ins Geſicht; ſie konnte vor Thränen den Blick nicht ſehen. Im erſten Salon befahl er den Leuten, draußen zu bleiben, ſezte Suſanne auf einen Divan und eilte ins Kabinet ſeiner Mutter. „Iſt ſie mit Dir?“ fragte dieſe nach dem erſten Gruße. — „Sie erwartet Dich,“ erwiderte er. — „O Gott!“ ſagte ſie gerührt, „das arme Kind wird noch viele Leiden zu tragen haben; der Vater will ſie nicht ſehen, will nichts von ihr wiſſen.“ — „Der Tyrann!“ rief Albrecht und knirſchte mit den Zähnen. Dann ergriff er die Hände der ehrwürdigen Frau, drückte ſie an ſeine Lippen und bat: „Sey Du ihr eine Mutter!“ — „Ja, das will ich,“ ſagte die Gräfin; „führe ſie zu mir.“

Das Wiederſehen war erſchütternd; wie konnte es anders ſeyn? Tante und Nichte weinten viel bittere

Digitized by Google

Thränen, doch war beſonders Suſanne in der leidenſchaftlichſten Aufregung. Krampfhaft drückte ſie der Gräfin Hände an ihre Bruſt, ſah ſie fragend an und konnte durchaus nicht Worte finden für das, was ihr auf dem Herzen laſtete. Endlich ſagte die Tante: „Dein Vater iſt geſund, mein Kind.“ — „Das war es nicht allein,“ nahm Suſanne das Wort; „aber weiß er, daß ich hier bin?“ — „Noch nicht, liebe Suſanne,“ antwortete die Gräfin; „und wie ſollte er es auch wiſſen? ich denke, wir ſagen es ihm auch noch nicht; er hat der Unruhe und Aufregung genug; morgen iſt noch immer Zeit.“ — „O Tante!“ rief Suſanne aus, „daß ich Sie wieder ſprechen höre, Ihre geliebte Stimme! wie lange habe ich mich darnach geſehnt, und nun ſo — ſo —“ — Thränen erſtickten ihre Sprache, doch nach kurzer Pauſe fuhr ſie plötzlich fort: „Darf ich Ihnen die Kinder zeigen?“ — „Deine Kinder!“ rief die Gräfin erſchrocken; „ſind die mitgekommen? Mein Gott! was werde ich mit denen anfangen? als was ſoll ich ſie vorſtellen?“ — Suſanne ſah ſie groß an. — „Als das, was ſie ſind,“ erwiderte ſie ernſt; „oder wenn Sie die Kleinen nicht bei ſich aufnehmen können, ſo werden Sie erlauben, daß ich mit ihnen in ein Wirthshaus ziehe.“ — „Nicht ſo, Suſanne, nicht ſo!“ entgegnete die Tante; „verzeihe die augenblickliche Schwäche; es überraſchte mich. Sonſt habe ich mein Herz vor Gott gedemüthigt, habe in dieſen ſchweren Zeiten erkannt, was Rang und weltliche Ehre iſt, und mir feſt vorgenommen, mit milden Augen auf Dich und die vergangene Zeit zu ſehen. Ihr wohnt bei mir, und wenn Du die ganze Familie Warner mitgebracht hätteſt,“ — Bei den lezten Worten klopfte ſie ihr faſt ſcherzend die glühenden Wangen, und Suſanne zwang ſich, eine etwas bittere Antwort zu unterdrücken; denn die ſichtliche Verlegenheit der Gräfin über die Anweſenheit der Kleinen hatte ſie gereizt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Spekulationsgeiſt. Die Börſe.

Wir leben in einem höchſt ſpekulativen Zeitalter, und hier, wie in England, wo ſich der Gewerbfleiß frei regen kann und durch keine alterthümlichen Feſſeln gehemmt wird, folgt eine große Spekulation auf die andere. In England zeigt ſich dieſer Geiſt hauptſächlich in Eiſenbahnen, Dampfſchiffen und Wagen u. ſ. w. In dieſem Fache iſt man in Frankreich nicht ſo weit fortgeſchritten; allein man geht damit um, und gewiß werden keine drei Jahre vergehen, ohne daß wir auch hier merkwürdige Anlagen dieſer Art ſähen. Von Paris nach Havre, dem jezigen größten und regſamſten Hafen Frankreichs im atlantiſchen Meere, wird ſicher entweder eine Eiſenbahn, oder ein Kanal angelegt werden. Das Kürzeſte wäre, dünkt mich, geweſen, die Krümmungen der Seine, welche von hier bis Havre die Schifffahrt ſo ſehr verlängern, durch gerade Verbindungslinien abzuſchneiden; allein daran denkt Niemand; auch iſt die Seine im Sommer ſehr niedrig und würde daher nur für Boote ſchiffbar ſeyn. Aber auch die Eiſenbahnen haben ihre Schwierigkeit. In Frankreich verarbeitet man das Eiſen nicht ſo leicht und gut, als in England, und eine Strecke, wie die zwiſchen Paris und Havre, iſt auch in England noch nicht mit Eiſen belegt worden. Wahrſcheinlich wird noch viel davon geredet werden, ehe man Hand ans Werk legt; aber zulezt wird doch etwas geſchehen, und in Frankreich arbeitet man raſch. Paris bekommt ja jezt ein Entrepot, oder eine Niederlage von zollbaren Waaren. Es wird rüſtig daran gebaut. Iſt dieſe Anſtalt einmal im Gange, ſo hat die Stadt ein doppeltes Intereſſe, die Herbeiſchaffung der in Havre gelandeten Waaren zu erleichtern, und dann wird auch gewiß mehr geſchehen, um durch Eiſen und Dampf dieſen Zweck zu erreichen. Kämen ähnliche Verbindungsmittel zwiſchen Paris und Straßburg, zwiſchen Paris und Brüſſel zu Stande, ſo hätten auch andere Länder den Vortheil zu genießen. Vielleicht kommt es noch zu allem dieſem, wenn die Völker klug bleiben und nicht um politiſcher Glaubensbekenntniſſe willen ſich die Annehmlichkeiten des Friedens verderben. — Da von Spekulationsgeiſt hier die Rede iſt, muß ich noch einer Aeußerung deſſelben und deren Folgen erwähnen, welche auch außer Frankreich Aufſehen erregt haben. Bei dem Schwanken des Werthes der Staatspapiere, der ſich nicht nach den Reden der Staatsmänner und Staatszeitungen, ſondern nach den Staatsbegebenheiten richtet, wird es bei manchen Perſonen, ſogar bei Frauenzimmern, zur Leidenſchaft, auf das Steigen oder Sinken derſelben im Laufe des Monats zu ſpekuliren, und daher geht es auf der Börſe, dem Tummelplaze der Spekulanten beider Geſchlechter, auch immer ſehr lebhaft zu. Dieſes Spekuliren verbieten zu wollen, wäre unmöglich und noch dazu abgeſchmackt; denn ſo lange die Regierungen Lotterien begünſtigen, können ſie es keineswegs übel nehmen, daß man auch auf etwas Anderes ſpekulirt, als auf Looſe, und was ſind die Begebenheiten, welche die Staatspapiere zum Fallen und Steigen bringen, anders, als Looſe aus dem großen Glücks- und Unglückstopfe, den das Schickſal beſtändig anfüllt? Bekanntlich hat man dieſer Börſenfortuna einen ſchönen Tempel in Paris gebaut, ſchöner, als die meiſten Pfarrkirchen, und ſeitdem dieſer Tempel es Jedem ſo leicht macht, ſich in das Börſengewühl zu miſchen, hat es vielen Perſonen, welche aus dem Glückstopfe ein gutes Loos zu bekommen hoffen, angenehm gedünkt, ſelbſt oben von der Gallerie herab den politiſchen Thermometer zu überſchauen und zur Stunde zu erfahren, ob ſie arm oder reich werden. Oben um den Börſenſaal läuft nämlich eine breite Gallerie, wodurch man zu den Sälen des Kommerztribunals, des Falliſſements- und Concoursſaales u. ſ. w. gelangt, und die als eine zweite Börſe angeſehen werden kann, ſo bequem und ſchön iſt ſie eingerichtet. Dieſe Gallerie kann Jedermann beſuchen, und es fehlt daher auch nimmer an Zuſchauern, welche ſich eine Zeitlang an dem unten im Börſenſaale beſtändig herrſchenden Gewühle, Geſumſe und Ausrufen der fallenden oder ſteigenden Kurſe weiden, oder es als Theilnehmer mit Herzklopfen bemerken und verfolgen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 24. December 1833.

Meine Habe ſind Gedanken, Worte ſind es, Töne ſind's;
Wenn ſie dir gefallen, horche! wenn ſie dich ermüden, flieh!

Platen.

Gaselen.

Hoffnung.

Nie ſinke ſo dahin dein Muth, als ob nichts mehr zu retten wäre,
Ob auch gefeſſelt deine Kraft von Krankheit und von Ketten wäre.
Nie thürmet ſich des Meeres Fluth ſo hoch, ſo ungeſtüm empor,
Daß durch den goldnen Sonnenſtrahl ſie nimmermehr zu glätten wäre.
Ein Spiel iſt nie ſo hoffnungslos, daß nicht noch möglich ein Gewinn,
Kein Roß ſo ſchlecht, daß gar nichts mehr auf ſeinen Sieg zu wetten wäre.
Es kann ein unbeachtet Haupt mit Gold und Lorbeer prangen noch,
Wenn es auch jezt zum Hohn geſchmückt mit einem Kranz von Kletten wäre.
Das Haupt, darauf des Glückes Gott ſein mächt'ges Siegel hat gedrückt,
Iſt ſicher, ob es auch bedroht von tauſend Bajonetten wäre.
Wer in dem Buch des Lebens ſteht und deß ſich in der Bruſt bewußt,
Schläft furchtlos an des Aetna Rand, als ob's in Flammenbetten wäre.
Dieß iſt des Dichters frommer Spruch, der längſt ſchon des Verderbens Raub,
Wenn Himmelsmächte ſeine Noth nicht ſtets gewendet hätten, wäre.

Lebensmuth.

Das Leben will gewaltig kühne Ritter,
Die aufrecht ſtehn in Sturm und in Gewitter,
Die ſtarken Herzens, in des Todes Nähe
Ein fröhlich Lied anſtimmen noch zur Zither.
Denn wenig Roſen bringt das Feld entgegen;
Mit Diſteln mehrt das Tagwerk es dem Schnitter,
Und will er Abends von der Arbeit raſten,
Iſt oft ſein Labetrank wie Galle bitter.
Wer nicht geheime, tiefre Schätze ahnet,
Den dünket Alles Tand zu ſeyn und Flitter;
Und jedem, der ihm auf dem Weg begegnet,
Weicht ſcheu er aus, wie einem Leichenbitter.
Drum Männer heiſcht die Welt, die nicht der Trauer
Nachhängen hinterm trüben Kloſtergitter,
Die tapfer ſelbſt die Heldenlanze ſchwingen,
Wovon der träge Mönch verehrt den Splitter.

Vorſehung.

Kennſt du die Macht, die ſicher des Fiſches Floſſe lenkt?
Die der Geſtirne Ballen mit gleichem Stoße lenkt?

Digitized by Google

Nur Einer iſt, der kundig ihr Maß den Weſen ſezt,
Der an dem Schickſalswagen die ſtürm'ſchen Roſſe lenkt,
Der, wenn die Fluren dürſten, auf eine wohlbedacht
Den Regen, auf die andre die harte Schloße lenkt.
Nicht deiner Kraft vertraue, nicht deiner Liſt! nur Ihm,
Der in der Schlacht die Schwerdter und die Geſchoſſe lenkt.
Beim Sturm die ſchwanke Leiter klimmt auf in Zuverſicht,
Wem er die leichte Sohle von Sproß' zu Sproſſe lenkt.
Er wählt verborgne Wege, wenn er das Spiel zum Ernſt
Und tragiſches Beginnen zur hohlen Poſſe lenkt.
Doch jener Arm iſt gütig, der jedes Pilgers Pfad,
Ob er darob ſich freue, ob ſich erboße, lenkt.
Denn Er, der aus dem Abgrund der Liebe ſchuf die Welt,
Er iſt es, der das Kleine ſo wie das Große lenkt.

Schlimme Zeit.

Iſt es nicht ein trübes Leben unter ſo viel faden Schreiern,
Unter ſo viel hohlen Schädeln und ſo viel verſtimmten Leiern?
Heim geflogen ſind die Tauben, ſind die ſchönen Goldfaſanen,
Und es kreuzen in den Lüften ſich die Raben mit den Geiern.
Heimwärts von des Tempels Pforten wimmelt's von betrübten Frommen,
Die verſcheucht ſind und geplündert von des Heiligthums Entweihern.
Alles trägt die Werktagskleider; auf dem Feſtland, auf dem Meere,
Auf den Inſeln, in den Lüften iſt verwehrt ein Feſt zu feiern.
Aus der Mädchen Himmelsaugen quillt nicht mehr der Strahl der Jugend,
Alle blicken trüb zur Erde, eingehüllt von ſchwarzen Schleiern.
Die ein Kleid von Morgenröthe trug, die vielgeliebte Freude,
Sie verbirgt ſich jezt und kehret ſtumm den Rücken ihren Freiern.
Eingedorrt, im Kern vernichtet iſt die Schöpferkraft des Lebens;
Die Geduld, die ſanfte, brütet krank ſich über hohlen Eiern.
Grau, von Qualm und Dampf verdunkelt, iſt das Angeſicht der Sonne,
Und der Zeit erlahmter Fittig rauſcht um's Haupt mir ſchwer und bleiern.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Albrecht wünſchte von Herzen, daß dieſe erſte Stunde glücklich vorüber wäre, konnte aber doch im Ganzen nicht anders als zufrieden ſeyn mit dem Empfange, welcher der Geliebten ſeiner Seele zu Theil geworden war. — Die kleinen Mädchen mit ihren unſchuldigen Geſichtern, ihrer reinen deutſchen und franzöſiſchen Ausſprache, der geraden Haltung und dem allgemeinen Gepräge wahrer Wohlerzogenheit, hatten bald das Herz der guten alten Dame gewonnen, und zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie einmal mit Thränen in den Augen zu Albrecht ſagte: „Ach, könnte doch meine ſelige Schweſter die lieben Kleinen noch ſehen!“

Gleich am erſten Abend, nachdem Suſanne mit den Kleinen zur Ruhe war, eilte Albrecht, ſeiner Mutter genauen und aufrichtigen Bericht zu erſtatten über ſeine Bekanntſchaft und ſein ganzes Verhältniß mit der Couſine, wobei er nicht verfehlte, Alles, wovon er wußte, daß es ihren Werth in den Augen der Mutter erhöhen würde, mit Sorgfalt, doch ohne Uebertreibung hervorzuheben. Suſannens ſtandhafte Weigerung, ihm je ohne den Willen ſeiner Familie anzugehören, machte ſichtlich einen vortheilhaften Eindruck auf die Gräfin, in deren Augen jedoch der Umſtand, daß ſie die Flucht nur als das einzige Mittel ergriffen habe, um der Verheirathung mit dem abſcheulichen Berg zu entgehen, das meiſte Gewicht hatte. Albrecht hatte die Freude, ſeine Offenheit belohnt zu ſehen, indem die Mutter ihm verſprach, Suſannens Charakter aufmerkſam zu beobachten, und wenn ſie die Bürgſchaft ſeines Glückes in demſelben finde, der Verbindung nichts in den Weg zu legen. Mit naſſen Augen fügte ſie hinzu: „Ein Troſt muß dem Kinde meiner ſeligen Schweſter doch bleiben, wenn ſie in Folge ihres Ungehorſams den alten Vater verurtheilt ſieht.“ Albrecht wollte das Wort nehmen, aber die Gräfin legte die Hand auf ſeinen Mund und fügte hinzu: „Ich ſage nur: in Folge; ſähe ich jezt noch Schuld von ihrer Seite, ich würde nicht an ihr handeln, wie ich thue.“

Am nächſten Tage, ſobald es möglich war, ſich Eingang beim General zu verſchaffen, eilte Albrecht zu ihm, mit einem Briefe von ſeiner Mutter bewaffnet. Er kündigte ihm an, daß Suſanne hier ſey und der Erlaubniß harre, den Vater zu ſehen. Ein Zug der Rührung flog einen Augenblick über ſein Geſicht, ward aber eben ſo ſchnell vom Ausdruck des unbändigſten Stolzes verdrängt. „Meint ſie, jezt ſeyen wir uns gleich? beide entehrt? Wagt ſie darum, vor mir zu erſcheinen? Sie irrt ſich; das Unglück, in das ihr Starrſinn mich geſtürzt hat, bringt mich ihr um keinen Schritt näher; ich werde ſie nicht ſehen!“ Albrecht ſchauderte; er bat, er flehte, Alles vergebens. Endlich ward er ſo aufgebracht, daß er dem General mit glatten Worten erklärte, daß, was Suſannen auch für Unfälle getroffen haben, er allein die Schuld trage und Gott danken ſolle, daß der Augenblick gekommen ſey, ſein Unrecht wieder gut zu machen. — Der gereizte General gebot dem Neffen, ſich augenblicklich zu entfernen

Digitized by Google

und ſich nicht mehr in die Verhältniſſe zwiſchen ihm und ſeiner Tochter zu miſchen.

Es war ein fürchterlicher Auftrag, Suſanne von dem Reſultat dieſer Scene zu benachrichtigen. Da es indeß unmöglich war, ihr die Weigerung des Vaters zu verhehlen, ſo entſchloß ſich die Gräfin, die traurige Pflicht zu übernehmen. Troß der ſchonendſten Ausdrücke, in welche ſie dieſe Weigerung einzukleiden ſtrebte, fiel Suſanne doch wie vernichtet vom Stuhl auf die Knie, rang in Verzweiflung die Hände und rief: „Tante! Tante! ich hätte den Vater nicht verlaſſen ſollen! ich bin Schuld an Allem! Gott, verzeihe mir! ach Gott, verzeihe mir!“ Suſannens Zuſtand war ſchrecklich. Nichts vermochte ihr Troſt zu gewähren, weder die Tante, noch Albrecht, ſelbſt die Kinder nicht, und erſt ſpät gelang es ihr, ſich wieder zu faſſen.

So waren zwei Monate vergangen, Suſanne blieb fortwährend traurig, und dieſe Traurigkeit bedeckte auch Albrechts Seele wie ein Schatten, der jeder Freude ihren Glanz nahm. Ihm blieb indeß die tröſtende Gewißheit ihrer ungeſchwächten Liebe, denn die hätte ſich im Sonnenſtrahl der Freude nicht deutlicher zeigen können, als in der Thränenwolke, deſſen Regenbogen ſie war. Er fing auch allmählig wieder an, ſeinen alten Gewohnheiten nachzugehen; ſein Onkel ſtand ihm nicht ſo nahe, daß deſſen Prozeß ihn von allem Umgang hätte ausſchließen müſſen. Nach und nach machte er wieder Beſuche bei den genaueren Bekannten, und bei einem derſelben erneuerte Albrecht zufällig die Bekanntſchaft eines etwas leichtſinnigen jungen Mannes, des Grafen Alexander S., der, eben in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens getreten, den lebhaften Wunſch zu hegen ſchien, einen Theil deſſelben Andern zufließen zu laſſen, indem er, wo es nur irgend thunlich war, zum Ecarté aufforderte und faſt immer unglücklich ſpielte. Albrecht war eben kein ſonderlicher Freund dieſes Modeſpiels; da jedoch ein paar hübſche junge Damen, die nicht abgeneigt ſchienen, ihn oder den andern jungen Grafen für ſich zu gewinnen, geradezu den Wunſch äußerten, für und wieder Graf Albrecht zu wetten, ſo nahm er aus Höflichkeit die Aufforderung an, und auch er gewann einen Thaler nach dem andern. Als darauf ein neuer Spieler ihn ablöſte, veranlaßte ihn der ungewöhnliche Glanz einer der gewonnenen Münzen, dieſelbe näher zu betrachten. Das Gepräge war ihm nicht bekannt und der Glanz der Neuheit ward noch auffallender durch die Jahrszahl 1781. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieß die Jahrszahl ſey, womit, nach der Ausſage des Bauern in Barnau, die von ihm in die Kaſſe gelieferten Thalerſtücke bezeichnet waren. Als Graf Alexander den Kartentiſch verließ, fragte ihn Albrecht gleichgültig: „Wo haſt Du das Geld her, das ich Dir eben abgewonnen habe?“ Dieſer ward blutroth und erwiderte kurz, er wiſſe es nicht. „Alexander,“ ſagte jener, „Du weißt es gewiß; beſinne Dich nur einen Augenblick.“ — Halb ſcherzend, halb beleidigt entgegnete der Bedrängte: „Biſt Du mir zum Sittenrichter beſtellt?“ — Albrecht erwiderte: „Nein gewiß nicht; aber glaube mir, ich habe eine ſehr ernſthafte Urſache, Dich darnach zu fragen, und es iſt nichts weniger als Neugierde, was mich dazu treibt.“ — „Nun, wenn das iſt,“ ſagte Alexander, „ſo magſt Du es auch wiſſen; ich wünſche nur, daß Mama es nicht erfährt. Wir ſpielten neulich Pharo bei X., da habe ich's von Berg gewonnen.“ — „Bitte, wenn Du ihn wieder triffſt, ſo thue mir den Gefallen, ihn zu fragen, von wem er das Geld hat; Du begreifſt, daß ich mich nicht ſelbſt an ihn wenden kann.“ — Auf die oberflächliche Frage des jungen Mannes, in der nichts als Neugierde zu liegen ſchien, gab Berg einen Juden im Weſtphäliſchen an, bei dem er die Münzen eingewechſelt habe; allein bei näherer Erkundigung an dem bezeichneten Orte fand ſich daſelbſt kein Jude des Namens vor. Albrecht hielt es für ſeine Pflicht, der Kommiſſion in Barnau, zu welcher er nicht mehr gehörte, den ganzen Hergang der Sache zu berichten, und in Folge davon ward die kompetente Behörde ſogleich erſucht, den Major v. Berg zu befragen, von wem er die Münzen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach aus der Barnauer Amtskaſſe entwendet ſeyen, erhalten habe, um dann durch ferneres Nachforſchen wo möglich die einzige Spur zu verfolgen, die zur Entdeckung des Thäters führen könnte. Auf Verlangen der Kommiſſion vor Gericht geladen und befragt, erwiderte Berg trotzig: er habe zwar Niemanden Rechenſchaft darüber abzulegen, um jedoch den Herrn Kommiſſionsräthen gefällig zu ſeyn, wolle er geſtehen, daß er dieſes Geld vor längerer Zeit im Spiele gewonnen habe. Albrecht fand in dieſen widerſprechenden Antworten Verdachtsgrund genug, um ſich eine Audienz beim Juſtizminiſter zu erbitten, welche zur Folge hatte, daß er den Befehl erhielt, nach Barnau zurückzukehren und der Unterſuchung aufs Neue ſeine Thätigkeit zu widmen. Dienſteifer und Hoffnung erleichterten ihm den Abſchied von der Mutter und Suſanne, und ſchon am nächſten Tage eilte er zum drittenmale nach Barnau.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Berlin, December. *)

Die Homöopathie.

Regen, Nebel, naſſe Abende, dazwiſchen Homöopathie, die beendete italieniſche Oper, das ſiſtirte Eiſenbahnprojekt, das Inſtitut der Schiedsmänner, der Oberbürgermeiſter mit den hadernden Stadtverordneten, das ſind die Dinge, welche unſere

*) Wir werden in Zukunft unſere verſchiedenen Berliner Korreſpondenten mittelſt verſchiedener Zeichen unterſcheiden.

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit erregen und uns den Schnupfen zuziehen. In lezterer Hinſicht kenne ich Ihr Klima und weiß, daß es bei Ihnen nicht beſſer iſt; in erſterer gebe ich Ihnen am Kamine folgende Auseinanderſetzungen.

Die Sache der Homöopathie war für Berlin noch neu, als ſie längſt in Sachſen ihre härteſten Kämpfe beſtanden und ihre beſten Triumphe gefeiert hatte. Für uns exiſtirte ſie lange Zeit in einer mehr belachten, als gefürchteten Zurückgezogenheit, man hörte von außen ſehr viel über ſie und zeigte auf den Medizinalrath Stüler, um auch uns von ihr einen Begriff zu geben. Die Aerzte nannten Stülers verlornen Siz im Medizinalkollegio eine gerechte Strafe des Apoſtaten, das Publikum hielt denſelben Verluſt für die erſte Erfahrung, welche ihn zum Märtyrer ſtempelte. Die Siechen holten ſich ſeinen Rath, den er mit der gewiſſenhafteſten Uneigennüzigkeit ertheilte; ſein mildes, freundliches Weſen ſchreckte ſelbſt jene Verſucher ab, die ſich eine leichte Krankheit andichteten, um ſich wirklich von jenen mährchenhaften kleinen Pülverchen zu überzeugen. Damals ſprach man von der Homöopathie wie von einer alten Frau, welche den Kindern ſteife Hälſe einrenkt, wie von der fixen Idee eines Mannes, welcher eine Stelle verloren hatte, kurz, wie von einer kleinen, unſcheinbaren Sache, welche mit dem nächſten Frühlinge vielleicht aufzuleben vergeſſen könnte. Wie iſt das jezt alles anders geworden! Die Aerzte lärmen, weil ihre Geheimniſſe profanirt ſind, deren Wirkſamkeit in Zweifel geſezt, ihrer Exiſtenz das Meſſer an die Kehle geſezt iſt. Die Apotheker ſchreien, um ſich hörbar zu machen, um aller Welt zu zeigen, daß ſie noch nicht dem Erdboden gleichgemacht ſind, daß ſie noch exiſtiren und mit ihnen die Latwergen, die Dekokte, das Misce cum diligentia und das ſeit den Griechen und Römern ebenſo koſtbare, als widrige: Alle Stunden zwei Eßlöffel voll! Wer wollte es dieſen Leuten verdenken! Es handelt ſich um einen totalen Ruin, um die Ehre oder Schande einer zwanzigjährigen Praxis, um die fixen Gehalte des genußreichen Hausdoktorats, um die Nothwendigkeit, einen alten, vertrockneten, denkensmatten Kopf mit neuen Erfahrungen, Lehrſäzen und einem ganz friſchen Syſteme anzufüllen. Und was die Milchbrüder der Aerzte, die Apotheker, betrifft, wer wird ſie des Schwures entbinden, welchen ſie einſt auf die Pharmacopoea borussica ablegten? wer die 80.000 Thaler erſezen, welche ſie für ihr Privilegium von ihrer Freundſchaft oder von reichen Schwiegereltern geliehen? was ſollen ſie von einer Zukunft erwarten, welche die Apothekerei aus dem Bereiche der Wiſſenſchaften ſtreichen und aus ihr nichts als den verklungenen Namen einer längſt vergeſſenen, alten Marktſchreierkunſt machen will? Unter ſolchen Umſtänden läßt es ſich entſchuldigen, wenn ſich die Bedrohten mit Händen und Füßen ſträuben, wenn ſie Alles aufbieten, um ihre Rezepte, ihre Retorten, ihre Privilegien, ihre Zukunft zu ſichern.

Woher dieſe ſchnelle Veränderung? Die Allopathen wiſſen ſelbſt nicht, wie ſie ſich ſolche erklären ſollen; ſie reden von Myſticismus, Demagogismus, von einem anſteckenden Neuerungsmiasma, von Beſtechungsgeldern, von einer homöopathiſchen Propaganda, welche ihren Foyer in Köthen haben ſoll, kurz von allen Dingen, welche der Verzweiflung und dem Sykophantismus im Augenblicke zu Gebote ſtehen, nur von der Cholera und dem Publikum nicht. Die Cholera war es aber, welche den Glauben an die approbirten Aerzte vernichtete, welche die Autorität des Hippokrates ſtürzte und das Publikum für eine Wiſſenſchaft gleichgültig machte, die ihm im Augenblick der Gefahr nicht helfen konnte. Damals hätte ſich die öffentliche Theilnahme jedem andern Syſteme des körperlichen Heils zugewandt, es brauchte gerade die Homöopathie nicht zu ſeyn. Aber dieſe lag vor, ſie ſuchte das verwittwete Intereſſe zu gewinnen, und ſo wurde bald aus einem Geheimniſſe eine Sache der beſprochenſten Oeffentlichkeit. Stüler erhielt einen Succurs von Gehülfen, und ſie hatten alle vollauf zu thun. Die Einen, welche ſich an ſie wandten, waren wirklich krank, die Andern wollten nur experimentiren, und ſie wurden Alle geſund, entweder von ihren Zweifeln, oder von ihren Gebrechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, December.

(Beſchluß.)

Die Frauen an der Börſe.

Auf dieſer Gallerie haben die ſpekulirenden Frauen ihren Siz aufgeſchlagen, und wer dieſe Verſammlung zum erſtenmale ſieht, ſtaunt über den Anblick all dieſer weiblichen Geſtalten, wovon einige mit philoſophiſchem Gleichmuthe ihre Handarbeit ſizend verrichteten, indeß andere, ſtehend und unruhig umherſchauend, ſchon durch ihre Miene andeuten, daß ihnen die unten vorgehende Bewegung in den Staatspapieren keineswegs gleichgültig ſey. Indeſſen ſieht man doch wenig Damen aus den reichen Ständen. Die meiſten ſind Frauenzimmer, die von ihrer Handarbeit oder vom Kleinhandel zu leben ſcheinen, oder eine kleine Rente beziehen; auch ſind ſie meiſtens ſchon über die Jugend hinaus. Die jungen denken wenig an den Glückstopf der Börſe und ſuchen ihr Heil in einer andern Lotterie, wo es auch der Nieten nur zu viele gibt. Es ſcheint, die Zahl der ſpekulirenden Frauen hatte ſich ſo ſehr gehäuft, daß es zulezt den Präſidenten des Handelsgerichts, welcher mit der Polizei im Börſenſaale beauftragt iſt, verdroß und er Befehl gab, dieſe Verſammlungen weiblicher Spekulanten aufzuheben. Nun hat es gleich in den deutſchen Zeitungen geheißen: man hat in Paris den Damen verboten, an der Börſe zu ſpekuliren, und ſie auf ihre Haushaltung verwieſen. Allein ſolch ein Verbot würde wenig bedeuten; denn iſt die Frau Eigenthümerin irgend eines Vermögens und braucht ſie Niemand über die Verwendung deſſelben Rechenſchaft abzulegen, ſo kann ſie es ſo gut in Börſenſpekulationen anlegen, als irgend ein Mann; wollte man ihr den Zutritt zur Börſe verwehren, ſo würde ſie dieß doch nicht abhalten, durch einen Wechſelagenten ſo viel Geld auf's Spiel zu ſezen, als ihr beliebte. Nun iſt aber der Zutritt zur Börſe den Frauenzimmern keineswegs verboten und kann es auch nicht ſeyn, da ſie beſtändig, als Handelsfrauen, am Handelstribunale und im Konkursſaale ſo gut als die Männer zu thun haben. Das Verbot des Präſidenten beſchränkt ſich alſo auf das Beiſammenſizen und Rathhalten der Frauen oben auf der Gallerie des Börſengebäudes. Man glaubt aber, daß der Herr Präſident mit ſeinem Verbote wenig ausrichten wird; denn wenn ſie nun ſtehend berathſchlagen und ſich über Börſengeſchäfte und die Bewegung der Staatspapiere unterhalten, was wird er dann thun können, um ſie davon abzuhalten? oder wenn ſie ſpazierend ſich ihre Beſorgniſſe, Hoffnung und Furcht mittheilen, ſoll ſich dann ein Huiſſier, Pedell oder dergleichen unter ſie mengen und ſie unbefugt auseinanderſtöbern? Vermuthlich ſoll das angebliche Verbot nur ein Wink für die Frauen ſeyn, ſich nicht allzuſehr auf der Börſengallerie anzuhäufen und dadurch die andern Neugierigen im Umhergehen zu hindern. Ich habe geglaubt, dieſe Erläuterung über eine in den Zeitungen vielbeſprochene Angelegenheit geben zu müſſen, weil man zuweilen im Auslande auf ein in Paris erſchienenes Verbot ſonderbare Schlüſſe baut.

Dz.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. December 1833.

Pygmäen. — Haben wirklich Plaz genommen,
Wiſſen nicht, wie es geſchah.
Fraget nicht, woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!

Goethe,
Fauſt, 2ter Theil.

Geologiſche Grillen.

Vierter Artikel.

Wir haben in den bisherigen Abſchnitten die vornehmſten Repräſentanten der Thierwelt der Vorzeit unbefangen gemuſtert, ohne dabei der Phantaſie den Zügel zu ſehr ſchießen zu laſſen. Wir haben dabei die Krone der Schöpfung, den Menſchen, als noch nicht exiſtirend vorausgeſezt. Wenn es uns nun aber drängt, der Wurzel der Menſchheit, welche ſich in der Nacht der Zeit und der Erde birgt, wenn auch nur oberflächlich nachzugraben, ſo iſt unſere Aufgabe ungleich ſchwieriger und gefährlicher. Nicht nur ſind wir dabei dem poſitiven Boden der Thatſachen faſt ganz entrückt, nicht nur fliegt die Einbildungskraft, weil der Kern der Thatſachen ſo gar locker iſt, der Gravitation entbunden, nach allen Seiten ins Weite: die Frage iſt auch kitzlicher, diplomatiſcher. Wie man in unſerer politiſchen Literatur chineſiſche und marokkaniſche Zuſtände rückſichtslos beſpricht, dagegen von den Geſchichten, die ſich unmittelbar vor unſern Augen abſpinnen, mit vorſichtiger, gewitzigter Hand ſchreibt: ſo mag man mit foſſilen Schildkröten und Kaimans, mit Elephanten und Nashörnern beliebig verfahren, und ihre Stammbäume zuſtutzen, wie man will; aber der eigenliebige und eigenwillige Zögling der Elohim hat von ſeinem Herkommen gar eigene Begriffe. Allein die Art, wie man ſich die aller Geſchichte vorangegangenen Schickſale der Menſchheit denken, wie man die, wenn auch nicht ſpärlichen, doch verwirrten und verwiſchten Spuren einer Vorzeit gruppiren und deuten will, muß einmal gleichſam dem poetiſchen Gefühle eines jeden überlaſſen bleiben, und ſo wird man denn auch uns unbefangen folgen, wenn wir im Nachſtehenden neben Anderm aphoriſtiſch die Frage beſprechen, ob es denn wirklich wahr iſt, daß in der ungeheuern, bunten Völkermaskerade nur der Kaukaſier das ächte urſprüngliche Menſchengeſicht trägt, ob all den Sterblichen unter der Sonne der Tropen, im öden Steppenland und am ſtarren Rande des Polarmeers phyſiſches und ſittliches Verderbniß nur Larven angeheftet hat.

Der Menſch, ſagt man gewöhnlich, iſt die Krone der Schöpfung, die Frucht ihres reifſten Fleißes, die Spitze auf der Pyramide der Lebendigen. Die Natur durchlief von den unterſten, einfachſten Organismen an eine Stufenleiter von immer vollkommenern, ausgebildetern, bis ſie endlich in den fertigen Garten der Schöpfung ein Weſen ſezte mit jenem Aufblick nach oben, mit jenem beſeelten Auge, in dem ſich der Gedanke des Schöpfers ſelbſt ſpiegelt. Aber die Art und Weiſe, wie die Naturkraft in allen ihren Gebilden unter unſern Augen zu Werke geht, wie ſie ſich auch in der Bildungsgeſchichte der Erde offenbart, ſpricht für nichts weniger als für dieſe Anſicht.

Digitized by Google

Nirgends in der Natur erſcheint das Vollkommenſte, das Geiſtigſte zuletzt, nirgends der Leib vor der Seele; im bebrüteten Ei ſproſſen nicht die niedrigen, dienenden Glieder zuerſt hervor, ſondern das Auge, der unmittelbare Ausfluß der Seele. Selbſt im Menſchengeiſte kündigt ſich dieſes Geſetz an: in der Kunſt, ſeiner höchſten Blüthe, durchſchreitet er keine mühſelige Stufenleiter, das Erhabene ſpringt, ein Deus ex machina, ohne Mittelglieder hervor. Jene phantaſtiſche Pyramide, deren Baſis aus Muſchelkalk gemauert iſt, während ein idealiſirtes Menſchenbild ihren Gipfel krönt, hat aber durch die neuen Forſchungen in der Erdrinde, namentlich im älteſten Flötzgebirge, auch einen materiellen Stoß erlitten. Schon im Uebergangsgebirge treten neben den Weſen aus den niedrigſten Ordnungen ſchon ſehr vollkommene Waſſerthiere auf, und manche Spuren weiſen in dieſer fernen Zeit ſogar ſchon auf Landthiere hin. Ueberall, das erkennt man deutlich, wo Leben entſtehen konnte, im Waſſer und auf dem Trocknen, da ſproßte es auch in den mannigfaltigſten Formen; Säugethiere, die vollkommenſten der Lebendigen, erſcheinen ſchon ſehr früh, jedenfalls ſind vor jener großen Fluth, welche wir ſchon öfters beſprochen haben und auch im Folgenden beſprechen werden, ſchon alle Klaſſen und Familien der Thiere und Pflanzen vorhanden, und der Menſch ſelbſt war Zeuge dieſer Fluth. Und nur wenig rückwärts von dieſer lezten Revolution der Erde ſollte der Menſch plötzlich, nackt und hülflos, in eine Welt von Thieren geſezt worden ſeyn! Wenn das, was wir in einem frühern Abſchnitt über die Art und Weiſe geſagt haben, wie ſich die Arten der Thiere rückwärts in den Perioden der Erde zu ſimplificiren und am Ende von einer kleinen Anzahl von Urtypen ausgegangen ſcheinen, nicht ganz ohne Grund iſt, ſo ſieht man nicht ein, warum Alles dieß nicht auf den Menſchen ſeine Anwendung finden ſollte; und wer kann dann ſagen, wann und wo ihm ſeine Wiege bereitet worden?

Das Wunder der Schöpfung des Menſchen geht auf im Wunder alles Seyns, nur daß es, wenigſtens unſerm Gefühle nach, deſto unfaßlicher iſt, je ſpäter man ihn auf Erden ſezt. Es handelt ſich hier aber nicht von einer Traumgeſchichte der Menſchheit vom Ei an, ſondern nur um wenige, freilich irre Blicke in eine nicht ferne Vergangenheit, aus der dem Menſchen, dem vergeßlichen Kinde, nichts geblieben iſt, als der Nachhall der Mährchen ſeiner Kindheit, auf deren Deutung er ſich vergeblich beſinnt.

Die Fackel der Geſchichte beleuchtet nur eine kurze Reihe von Jahrhunderten lang ein mannigfaltiges Völkergemälde, wo ſich in den Mittelgründen die Bilder am bunteſten verſchlingen und das Auge verwirren. Blickt es über den ſchwach beleuchteten, aber großartigen Hintergrund weg, ſo taucht es raſch in ein mattes Dämmerlicht, in welchem ſich rieſenhafte Schatten von mythiſchen Geſtalten und Reihen von Königen, gleich Säulenreihen ohne Ende, in die finſtere Nacht hinabziehen, und wo der Schimmer, der hin und wieder ſtreift, gleich dem Mondlicht, geeigneter iſt, die Gegenſtände zu entſtellen, als zu beleuchten. Der Hiſtoriker ſtößt indeſſen bald auf eine geologiſche Grenzmarke der Geſchichte und ſieht ſich hier nach der leitenden Hand des Naturforſchers um, der ſich aber leider, gleich nach den erſten Schritten, im Falle ſieht, mit dem anzufangen, womit jener aufgehört hat, mit Hypotheſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Obgleich Berg ſich nie beſtimmt über ſeine Familie erklärt hatte, war es Albrecht doch gelungen, einige Nachrichten zu ſammeln; namentlich hatte er gehört, daß Berg etwa fünf Meilen von Barnau, in W., eine kleine Beſitzung habe, wahrſcheinlich eine Erbſchaft von ſeinen Eltern. Um nichts zu verſäumen, was zur Fortſpinnung des ſchwachen Fadens beitragen konnte, fuhr er gleich nach W., in der Hoffnung, dort einige Auskunft über die Verhältniſſe des Majors erlangen zu können. Mittags ſtieg er in dem erſten Wirthshauſe, das er gewahrte, ab; eine lächelnde Wirthin führte ihn in die Gaſtſtube, das einzige gewärmte Zimmer des Hauſes. Hier ſaßen ein paar ehrſame Bürger mit brennenden Thonpfeifen am Kaffeetiſch und ſchwazten über die Neuigkeiten des Tages; der Wirth aber kam dem Eintretenden mit einer Art vornehmen Anſtandes entgegen und fragte nach ſeinem Begehren. Albrecht verlangte ein eigenes Zimmer, hatte jedoch nichts dawider, bis dieſes durchwärmt wäre, in der Gaſtſtube zu verweilen und daſelbſt ſein Mittageſſen einzunehmen. Herr Preis, ſo nannte ſich der Wirth, ſezte ſich zu ihm und leitete das Geſpräch mit der Art eines Mannes, dem der Verkehr mit Vornehmen und Gebildeten keineswegs fremd iſt. Dem jungen Grafen war es eben um Verkehr mit den Bewohnern des Ortes zu thun, daher wies er ſein Entgegenkommen nicht zurück und fand ſich bald bewogen, den Reden des würdig ausſehenden Mannes mit wachſendem Intereſſe zuzuhören. Zu ſeiner Verwunderung war dieſer in allen neuern Welthändeln vollkommen zu Hauſe, hatte ſeine eigenen liberalen Anſichten und ſprach ſie mit Geiſt und Einfachheit aus.

Im Laufe des Geſprächs überzeugte ſich Albrecht auch, daß der Mann nicht nur ein großer Liebhaber der Botanik ſey, ſondern auch ſehr ſchöne Kenntniſſe darin beſitze. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Verwunderung an den

Digitized by Google

Tag zu legen, nicht nur, daß er an einem ſo kleinen Ort einen ſo ungewöhnlichen Gaſtwirth finde, ſondern mehr noch darüber, daß Herr Preis ſich nicht ſeinem Lieblingsfache gewidmet habe, in welchem er gewiß eine ſehr ehrenvolle Stufe würde errungen haben. „Herr Graf," erwiderte der Wirth, „der Menſch thut wohl, auf dem Platze zu bleiben, den ihm die Vorſehung angewieſen hat. Ich habe in meinem langen Leben viele Beiſpiele theils ſelbſt erlebt, theils erzählen gehört, daß es dem Menſchen nie wohl geht, wenn er das Haus ſeiner Väter verachtet. Ich befinde mich hier in meinem Erbe wohl und habe überdieß manche Gelegenheit, Gutes zu thun. Das Wirthshausleben gereicht in ſo manchen Orten den jungen Leuten zum Verderben, hier nicht: es iſt mir gelungen, unſern Flecken vor ſolchem Unglück zu bewahren. Ich wache ſtets über die Erholungen unſerer Jugend, halte ſie von Ausſchweifungen ab, dulde kein hohes Spiel und weiß es doch dabei ſo einzurichten, daß faſt kein Menſch im Orte iſt, der nicht ſein Glas Wein am liebſten bei Preis trinkt. Leider haben wir auch hier ein paar traurige Beiſpiele erlebt, wie ſchlecht es ablaufen kann, wenn Jemand über ſeinen Stand und über ſeine Erziehung hinaus will. So hatte mein Nachbar, ein Lohgerber, zwei Jungen; zwar ſagte die böſe Welt, es ſeyen nicht die ſeinen, er gebe nur gutmüthig den Namen her zur Frucht des Umgangs ſeiner Frau mit einem großen Herrn, der jezt geſtorben iſt; kurz, die Knaben wurden beide in eine Militärakademie geſteckt und waren bald Offiziere. Dem Einen riß in der Schlacht von L. eine Kanonenkugel beide Beine weg; der Andere — nun ja, der lebt noch, iſt auch Major geworden, aber — es wäre eben ſo gut, die Kanonenkugel hätte ſich auch ſeiner erbarmt; — er taugt nichts." — „Wie heißt der Lohgerber?" fragte Albrecht geſpannt. „Berg," erwiderte der Wirth; „das da drüben war ſein Haus, aber der Sohn hat es im vorigen Frühjahr veräußert." — „So war Major Berg im vorigen Frühjahr hier?" fragte Albrecht; „vielleicht um die Zeit, als in Barnau die Kaſſe geraubt ward?" — „Damals litt er gerade am Fieber, und ich brauchte mich einige Tage nicht über ihn zu ärgern," antwortete Preis; „denn ſehen Sie, der Menſch — Sie kennen ihn wohl — kann nicht leben ohne Karten, und wollte mir alle jungen Leute zu unerlaubten Spielen verführen, und das iſt es, was ich ihm nie verzeihen kann."

Albrecht drückte dem braven Alten herzlich die Hand und bat, ihm noch zu ſagen, ob Berg damals lange in der Gegend geweſen ſey, worauf jener berichtete, daß er, kaum vom Fieber geneſen, den Ort verlaſſen und den Erlös des Hauſes mitgenommen habe; hoffentlich werde er künftig den Ort mit ſeinen Beſuchen verſchonen. Albrecht ging auf ſein Zimmer, um Alles, was er gehört hatte, reiflich zu erwägen; aber es war doch nur von geringem Gewicht und konnte ſelbſt in ſeinen eigenen Augen den Verdacht nicht rechtfertigen, den er gegen Berg in ſich aufkeimen fühlte. Er fuhr indeſſen fort, wo er konnte, Erkundigungen einzuziehen, die aber zu keinem andern Reſultat führten, als daß Berg und ſein Bruder die übrigen Knaben des Orts immer mit einer gewiſſen Geringſchätzung behandelt hatten, als wären ſie höhern Standes; nur mit Einem, dem Sohne eines Kaufmanns, Namens Schneider, hatten ſie eine Ausnahme gemacht; dieſer ſchien im Gegentheil immer einen großen Einfluß auf die beiden Brüder zu haben, der ſich jedoch in ſpäterer Zeit nur auf Franz Berg, den jetzigen Major, erſtreckte. Ueber dem Reichthum des alten Schneider ſchien ein Geheimniß zu walten; man hatte ihn ziemlich allgemein im Verdacht eines beträchtlichen Schleichhandels; aber Niemand hatte den Beruf gefühlt, dieſe Sache näher zu erforſchen. Franz Berg und Michael Schneider (ſo ward der Sohn genannt) wurden immer unzertrennlicher und gaben ſich, da die Väter ihnen freien Spielraum ließen, zügellos den wildeſten Knabenfreuden hin. Ja ſelbſt, nachdem Franz auf die Militärſchule geſandt war, ſchien bei jedem Urlaub das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Knaben noch enger zu werden. Zum Mannesalter gelangt, gab jedoch Michael Schneider ſeine wilden Vergnügungen ganz auf; wenn nicht Handelsreiſen ſeine Abweſenheit von W. erheiſchten, lebte er ruhig zu Hauſe, erwarb ſich die ungetheilte Achtung ſeiner Mitbürger und ſuchte ſogar den Freund, der ihn auch nach dem Tode ſeiner Eltern häufig beſuchte, von ſeiner heftigen Spielſucht zu heilen, indem er wenigſtens in ſeinem Hauſe deren Befriedigung durchaus nicht duldete. Nur bei dem allerlezten Beſuche des Majors ſchien es, als ob die Freundſchaft einen Stoß erlitten habe, wo nicht gänzlich gebrochen ſey; ſie hatten ſich in der lezten Zeit faſt gar nicht mehr geſehen und waren dann, wie es hieß, in Folge eines heftigen Wortſtreits, deſſen Veranlaſſung Jedem ein Geheimniß war, ohne Abſchied von einander gegangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Raupachs Nibelungenhort.

Unſrer Bühne iſt mehreres Heil widerfahren. Dahin gehört manch neues Luſtſpielchen, die Aufführung des „Kalifen von Bagdad" von Boieldieu, und beſonders die beliebte Marſchnerſche Oper: „Der Templer und die Jüdin." Madame Schröder-Devrient war, wie immer, eine beſondere Zierde auch dieſes Stückes.

Am 2ten November wurde zum erſten Male „der Nibelungen Hort," mythiſche Tragödie in fünf Akten, nebſt Vorſpiel, von Raupach gegeben. Der bühnenkundige Dichter

Digitized by Google

hat in der That viel geleiſtet, um das Unmögliche möglich zu machen; allein der viel zu reiche und viel zu widerſtrebende Stoff bot doch auch ſeiner Gewandtheit unüberſteigliche Hinderniſſe. Zum wahrhaften Genuſſe des Liedes der Nibelungen gehören durchaus alle Eigenthümlichkeiten der Darſtellungsweiſe und ſogar der alten Sprache. Es muß ihm ein ſorgſames Studium von beiden vorausgehen, ohne welches wohl allenfalls dann und wann, mit Hülfe eines Gloſſariums, das Weſentliche ſeines Sinnes erfaßt, aber die Andacht keineswegs gewonnen werden kann, die der Leſer hinzuzubringen hat, um für ſeine Schönheiten in Begeiſterung zu gerathen. Schon eine, vielleicht Manchem rathſam vorkommende Abänderung und Abkürzung der ehrwürdigen Epopöe würde jedem mit ihr Vertrauten als ein gewaltiger Mißgriff erſcheinen. Wie viel gewagter aber noch, aus der ſo innigen Verwebung von Stoff und Form einen Theil des erſtern herauszunehmen und ihn mit willkührlicher Umſchaffung zum Drama zu geſtalten. Und gleichwohl hat Raupach auf der andern Seite mit dieſem Drama einen gewiß nicht verunglückten Verſuch gemacht, ſolchen Schauluſtigen, die es nie über ſich gewinnen würden, das Nibelungenlied, auch nur flüchtig, bis zum Schluſſe zu leſen, d. h. der großen Majorität des feinern Publikums, daſſelbe, von dem doch ſeit geraumer Zeit ſo viel geſprochen worden, endlich einmal mundrecht zuzubereiten. Raupachs Kunſt in Anlegung pikanter Situationen, ſeine kraftvolle und glänzende Diktion, ein Reichthum an ergreifenden Antitheſen und Stellen überhaupt, deren jede in Frankreich gewiß durch lauten Beifall beſondere Anerkennung gefunden hätte, feſſelte die Aufmerkſamkeit des überaus vollen Hauſes die ganze, lange Dauer des Stückes (vier Stunden) hindurch. Erſt gegen das Ende, wo allerdings die Handlung zu wild durcheinander fluthet und der Tod eine allzureiche Ernte hält, ſchien hie und da etwas Ungeduld auszubrechen. Auch ließ ſich in der Mitte des Stücks beim Todtſchlage Siegfrieds darüber Unzufriedenheit vernehmen, daß der gefeierte Held Hagen, ſein Freund, während der Durſtige, von ihm zur Quelle hingewieſen, ſich niederbeugt, ihm den Stahl von hinten zwiſchen die Schultern ſtößt. Allerdings war der durch Zauber gegen den Tod Geſchützte nur an Einer Stelle des Leibes umzubringen; auch ſpiegelt ſich Hagen vor, daß durch ſolchen Mord allein des Königs Ehre zu retten ſey. Gleichwohl macht die That ſelbſt, vor das Auge geführt, einen höchſt widrigen Eindruck. Ihr Empörendes erſcheint ſogar noch auffallender als im Gedichte, wo Siegfried von Hagen nicht erſtochen, ſondern durch das Kreuz geſchoſſen wird. Uebrigens heißt es ſelbſt im alten Liede tadelnd von dieſem Meuchelmorde:

„ſo groſer miſſewende (Miſſethat) ein helt nu nimmer mer begat.“

Unbehagen erregten bei der Aufführung ferner die von dem Nibelungenkönige angeführten Zwerge. Das Lachen über die großen weißen Bärte der kleinen Knaben kam hie und da unwillkührlich zum Ausbruch.

(Der Beſchluß folgt.)

† Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Die Homöopathie.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Anhang der Homöopathie groß iſt, daß Alles bei einer gelinden Krankheit, oder bei einer ſchon gänzlich aufgegebenen ſich an ſie zu wenden bereit iſt; es wird nur wenige Laien geben, die, falls ſie keinen Arzt oder Apotheker zu Verwandten oder einen alten Hausarzt haben, der ihren Heiland, Maitre de plaisir, ihre Fama der Stadtneuigkeiten, den Vertrauten der Hausfeen vorſtellt, unter dieſen Umſtänden nicht wenigſtens gleichgültig ſich in der Mitte hielten. Einige Schauſpieler (z. B. Lemm), die durch Kränklichkeit fortwährend vom Spielen abgehalten wurden und deren Verluſt uns unerſetzlich ſcheint, ſind durch die Homöopathie ſo geheilt worden, daß wir ſie in allen klaſſiſchen Stücken wieder auftreten ſehen. Man muß wiſſen, in welchem hohen Grade ein Schauſpieler bei uns öffentliche Perſon iſt. Dazu kamen glückliche Kuren an bedeutenden Staatsbeamten, welche auf unſere Ehrfurcht und unſere eigenen Entſchlüſſe doch ſo entſchieden wirken. Das halbe Miniſterium des Unterrichts iſt durch die Homöopathie von den Folgen des zu vielen Sitzens geheilt worden, ein Drittel des Finanzweſens verlor durch die Hahnemann'ſchen Grundſätze die Gelbſucht, dem Obertribunal wurden ſeine alten, grauen Stützen gerettet, und die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften iſt ſeitdem auf dem Wege, alle Spuren von Hektik und Monomanie zu verlieren, welche ihrem Ruhme und ihrer Geſundheit ſo ſchädlich hätten werden können. Grund genug, uns kleinen, gouvernirten Geiſtern, die wir nur noch als Seelen gerechnet werden, uns Bevormundeten, die man nur als Bürger, als Subalterne, als Petitionäre mit runden Zahlen beſtimmt, kurz allen denen, auf welche es zuletzt doch immer ankommt, die Homöopathie plauſibel zu machen. Se. Exzellenz der geheime Oberfinanzrath P. iſt von ſeinem Uebel befreit worden, warum ſollten wir dieſe Thatſache in Zweifel ziehen? und es iſt unſere Pflicht, für ein Pülverchen, das Sr. Eminenz dem Biſchof in partibus N. geholfen hat, ſo viel Glauben zu haben, als Sonntags für ſeine Predigten in der Domkirche.

Dieß ſind die bedenklichen Fortſchritte, welche die Homöopathie bei uns gemacht hat. Sie entſchuldigen den Eifer der Aerzte, welche einen Phalanx bilden, wie man ihn noch nirgends gegen das Syſtem der einfachen Heilmittel hat anrücken ſehen. Man kann es ihnen nicht verdenken, daß ſie auf Vernichtung ihrer Gegner ausgehen, aber es iſt zum Erſtaunen, welcher Mittel ſie ſich dabei bedienen. Die Homöopathie wird in ihren Darſtellungen und Angriffen, welche den Markt überfluthen, mit Dingen in Verbindung gebracht, deren Gehäſſigkeit auf ihren Werth nicht nur das unvortheilhafteſte, ſondern ſelbſt das gefährlichſte Licht wirft. Unter den Händen der Verläumdung iſt ſie eine Frucht des Pietismus geworden, ja ihre Verdächtigung iſt ſo weit gegangen, daß die revolutionäre Phyſiognomie, welche immer einer neuen Lehre aufgeprägt iſt, ihr als Demagogismus ausgelegt wird. Hahnemann ſoll ein gefährlicher Menſch ſeyn, mit dem Comité directeur in Paris in Verbindung ſtehen, und mit ſeinem ganzen Weſen, mit Worten und Mienen nichts als eine hartnäckige Emeute vorſtellen. Die Angegriffenen ſchweigen dazu ſtill; ſie ſagen, ſie haben mit ihren Kuren zu viel zu thun, als daß ſie ſchlechte Inſinuationen und oberflächliche Nachbetereien alter Kollegienheftweisheit widerlegen ſollten, und überlaſſen es ihren geneſenen Patienten, in einer öffentlichen Anzeige der Wiſſenſchaft, welcher ſie dienen, gerechte Anerkennung zu geben. Beſonders gefiel mir eine als Manuſkript gedruckte Anzeige des Eskadronchefs von P., deſſen ganze Familie an Augenübeln bis zur Erblindung litt und nach langen, vergeblichen Kuren der Allopathie durch ihre Gegnerin glücklich geheilt wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. December 1833.

— Macht fort! 's iſt Zeit,
Der Heuchlerbrut die Larven abzureißen!

W. Hugo.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Unter dem Vorwand, irgend einen Einkauf machen zu wollen, ging Graf Albrecht in Schneiders Haus; eigentlich nur, weil er nichts verſäumen wollte, dem Zweck ſeiner Reiſe näher zu kommen, und weil er ſich auch in Betreff dieſes Mannes eines dunkeln, unheimlichen Verdachts nicht erwehren konnte; allein er fand nicht das Mindeſte, was den leztern hätte rechtfertigen können. Schneider war ein Mann von gewöhnlichem Aeußern und trockenem Weſen, doch von auffallend ſcharfem Verſtande. Als Albrecht beiläufig erwähnte, daß die Unterſuchung des Kaſſendiebſtahls ihn nach Barnau, Blumenliebhaberei aber und der Wunſch, ſich einmal zu zerſtreuen, in das liebliche W. geführt habe, verſezte Schneider mit vollkommener Ruhe: „Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſem Diebſtahl, und wenn der Herr Graf nicht ſelbſt zu der Kommiſſion gehörten, ſo möchte ich meine Verwunderung nicht verhehlen, daß dieſelbe ſo ganz ohne Spur geblieben iſt.“ — „Vielleicht iſt man nicht ſo ganz im Dunkeln mehr, Herr Schneider,“ entgegnete Albrecht, „ſondern findet es nur nicht rathſam, die Entdeckungen gleich an die große Glocke zu hängen; ich meines Theils denke beim Botaniſiren in Preiſens Garten eben ſo oft an mein Geſchäft als an die Blumen.“ Ein ſehr ſcharfer und erfahrener Beobachter hätte vielleicht in den Blicken des Kaufmanns bei dieſen Worten ein heimliches Forſchen erkannt. Auch Albrecht glaubte zu bemerken, daß er ihn einen Augenblick wie aus der innerſten Tiefe anſah; doch der Mann ſezte augenblicklich das Geſpräch mit unveränderter Ruhe fort, und bald darauf ging Albrecht wieder nach Hauſe.

Es ſcheint mir paſſender, den Gang des Tagebuchs hier zu verlaſſen und dem Leſer einige Blicke hinter die Kouliſſen zu gewähren. Graf Albrecht hatte eines jener Glückloſe gezogen, die nur ſelten den Sterblichen zu Theil werden; der faſt grundloſe Verdacht, den er auf Schneider und Berg geworfen hatte, war vollkommen gegründet. Beide nämlich gehörten jener Bande an, welche die Gegenden, die ſie zum Schauplaz ihrer Unternehmungen gewählt hatte, Jahrzehende hindurch brandſchazte und mit Schrecken erfüllte. Schneiders Vater war einer der Stifter geweſen und hatte durch glücklich ausgeführte Raubzüge bald den Grund zu einem Vermögen gelegt, das er ſpäter durch Handel, und namentlich durch geſchickten Vertrieb der Beute ſeiner Genoſſen, zu verdoppeln und zu verdreifachen wußte. Obgleich er Hausbeſizer und Bürger in W. ward, entſagte er keines-

Digitized by Google

wegs der Verbindung mit den eigentlichen Räubern, ſondern benuzte vielmehr ſeinen tadelloſen Ruf, um ihnen fortwährend hülfreiche Hand zu leiſten, wenn er auch längſt keinen thätigen Antheil mehr an ihren Abentheuern nahm. Der kluge Michael merkte ſchon früh ſo viel von des Vaters Verhältniſſen, daß dieſer es für gerathen fand, ihn in das ganze Geheimniß einzuweihen. Welch eine Ausſicht nie gehoffter Wonne erſchloß ſich da dem wilden Sinne des Knaben; die eigene Bruſt ſchien ihm zu eng, er mußte die Seligkeit mit ſeinem Freunde, mit Franz Berg, theilen, und mit ihm ſchwelgen im Vorgefühl des romantiſchen Lebens, zu dem ihnen der Weg ſchon gebahnt war. Rinaldo Rinaldini, Abelino, Karl Moor, alle dieſe Helden der Knabenjahre ſtanden jezt als erreichbare Vorbilder vor ihren Augen; ſie konnten ja eben ſo kühn, geſetzlos und großmüthig ſeyn wie ſie. Und in der That, wo es eines kecken Arms, eines raſchen Witzes und ſcharfen Auges bedurfte, da waren die beiden Jünglinge bald an der Spitze jeder Unternehmung. Ganz beſonders ward ihr jugendlicher Muth durch einen Räuber von ſeltener Kühnheit entflammt, der ſich Kohlhans nannte und längere Zeit in dem ſchönen Walde bei W. hauſete, wo Berg und Schneider auf ihren angeblichen Jagdſtreifereien mit ihm zuſammenkamen. Dieſer Mann verband mit einem imponirenden Aeußern eine grenzenloſe Keckheit und ein hohes, wenn auch verſchrobenes Ehrgefühl, wodurch ſeine ganze, ſich ſtets widerſprechende Rolle mehr auf Freiheitsliebe und ſchwärmeriſchen Ideen von allgemeinen Menſchenrechten zu beruhen ſchien, als auf Eigennutz. Als ſie zu Jahren und Vernunft gekommen waren und außerdem in der Welt einen ehrenvollen Platz erlangt hatten, wäre ihnen eine gänzliche Trennung von den frühern Verbindungen ſehr willkommen geweſen; allein das Losreißen von ſchlechten Genoſſen iſt nicht ſo leicht, als das Anſchließen an dieſelben. Auch war Berg in fortwährender Geldnoth, weil er, beſtändig mit den höhern Ständen verkehrend, ſelbſt die Rolle eines vornehmen Herrn durchzuführen wünſchte und ſehr jung anfing, hoch zu ſpielen. Hätte er Suſanne zur Frau bekommen, ſo würde er wohl ſein Vaterland verlaſſen und ſich dadurch auch auf immer den frühern Verbindungen entzogen haben. Sein Vater war längſt geſtorben, ſein Bruder gefallen, und er hätte den Schauplatz ſeiner wilden Jugend gewiß nicht mehr beſucht, wenn ſeine gelegentliche Anweſenheit nicht auf eine ſo dringende Weiſe von Schneider verlangt worden wäre, daß er ihm zu willfahren ſich gezwungen ſah. Dieſer wollte wahrſcheinlich das Schickſal eines Mannes, den er für einflußreich hielt, nicht von dem ſeinigen getrennt wiſſen; aber die gegenſeitige Zuneigung war längſt erkaltet. Der Offizier konnte dem Kaufmann die Abhängigkeit nicht verzeihen, in der er ſich ihm gegenüber fühlte; dieſer dagegen haßte den Stolz des frühern Freundes, der ihm offenbar nur wider Willen treu blieb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

In der Sagengeſchichte faſt aller Völker ſtoßen wir bekanntlich hinter den dunſtigen Geſtalten von Heroen, Volksführern und Königen auf eine große Kataſtrophe, eine Fluth, welche eine beinahe gänzliche Regeneration des Menſchengeſchlechts zur Folge gehabt. Setzen wir die einfachſte, reinſte und zugleich älteſte geſchriebene Urkunde, welche dieſes Ereigniß erzählt, die Moſaiſche, in die Mitte, ſo ſehen wir, wie weſtwärts eine Menge Völkerſchaften, welche eigenthümliche Sagen beſaßen, ihre Geſchichte mit einer Fluth und wenigen Geretteten beginnen, und wie ſich die Tradition vom Orte, wo die Ueberlebenden wieder den trockenen Boden betraten, vom aſiatiſchen Rücken an bis herab an den Ida und Parnaſſus an zahlreiche Berge knüpft. Im Xiſuthrus der Chaldäer, im Ogyges der attiſchen Autochthonen, dem Dardanus der Pelasger, dem Deucalion der Hellenen, in allen tritt uns mehr oder weniger die einfache Erzählung des Moſes entgegen, nur nach nationalen Begriffen und Vorurtheilen modifizirt. Selbſt die ausgeſandte Taube, der Kaſten und die Thiere, welche der Schiffer um ſich verſammelt, erſcheinen in mannigfacher Geſtalt. Was nun aber allen dieſen Sagen den Stempel der Naturwahrheit aufdrückt, das iſt der Umſtand, daß keine derſelben das große Ereigniß in ein ſehr hohes Alterthum hinaufrückt, da doch der Mythus ſo gerne mit unendlichen Zahlen ſpielt. Die Angaben ſind allerdings in den Chronologien der verſchiedenen Völker verſchieden; indeſſen ſind die Abweichungen nicht nur überhaupt nicht ſo groß, als man an ſich begreiflich fände, hin und wieder treffen ſogar dieſe ſchwankenden Zahlen wunderbar zuſammen, und überdieß iſt es der kritiſchen Chronologie gelungen, alle die verſchiedenen Daten ſo zu rectificiren, daß ſich die überraſchendſte Uebereinſtimmung mit der Moſaiſchen Angabe herausſtellt, welche nach den berichtigten Texten die Sündfluth in das Jahr 1656 der Welt, alſo 2536 Jahre vor Chriſtus und 4336 Jahre vor unſerer Zeit ſezt. — Oſt- und ſüdwärts vom Hochgebirge Aſiens, da, wo ſich die zwei älteſten Völker verſchiedenen Stammes, Indier und Chineſen, berühren, ſpielt die Fluth, oder vielmehr die Fluthen, in den ungeheuren Sagenkreiſen eine noch viel größere Rolle als im Abendlande. So verworren, ausſchweifend und ungeheuer indeſſen die Mythologie der Indier iſt, ſo begegnen wir doch auch hier den offenbaren Spuren jenes

Naturereigniſſes. Satyavrata, freilich in der Zeit unendlich weit hinaufgerückt, ſpielt in ſeinem Schiffe, wenn man die Geſchichte des phantaſtiſchen Schmucks entkleidet, vollkommen Noahs Rolle. Sehr auffallend aber ſetzen die Braminen unter all den Umwälzungen, welche nach ihren heiligen Büchern ſeit undenklicher Zeit die Erde betroffen haben und ferner treffen werden, die jüngſte dieſer Kataſtrophen doch nicht höher als etwa 5000 Jahre hinauf, und man möchte darin einen ſogar von einer fabelnden Theokratie der Naturwahrheit gebrachten Tribut erkennen. Die Chineſen am fernſten Rande Aſiens, ſichtbar einer andern Hauptform des Menſchengeſchlechts angehörend, als die bisher berührten Völker und Stämme, ſetzen die Fluth ungefähr in dieſelbe Zeit wie wir. Ihre vornehmſte Urkunde, der Chuking, beginnt die Geſchichte des Landes mit einem Kaiſer Yao, der beſchäftigt iſt, die Waſſer ablaufen zu laſſen, welche noch immer die Ebenen und niedrigen Hügel bedeckten, nachdem ſie ſich bis zum Himmel erhoben hatten. Das Zeitalter dieſes Herrſchers wird nach den verſchiedenen Angaben im Durchſchnitt 4000 Jahre hinaufgeſezt.

Wäre es auch der neuen hiſtoriſchen Kritik nicht gelungen, in die Zeitrechnung dieſer alten Völker mehr Licht und ſie mit den Erinnerungen anderer Völker in befriedigenden Einklang zu bringen, ſo ſind bei Ueberlieferungen von Mund zu Mund durch lange Jahrhunderte, in Zeiten, wo das Wort noch nicht in die Feſſel der Schrift gelegt war, bedeutende Abweichungen in den Zeitangaben für ein Ereigniß, das die Menſchheit, wenn auch nicht ausrottete, doch zerſchlug, an und für ſich ſo begreiflich, daß ſie nimmermehr als Beweiſe gegen das wichtige Faktum gelten könnten: alle jene Geſchichten von einer groſſen Fluth bei den verſchiedenſten Völkern ſind Erinnerungen an eine und dieſelbe Kataſtrophe, welche das alte Geſchichtsbuch der Menſchheit raſch geſchloſſen und ihre Schickſale vor der Fluth für die Nachgebornen zu einem Traumbilde gemacht hat.

Es gibt Geologen, welche an keine gewaltſamen Revolutionen in der Geſchichte der Erde glauben; ihnen liegt Alles daran, ſämmtliche Veränderungen, deren Spuren die Oberfläche der Erde wie ihr Schooß zeigt, von dem allgemach umwandelnden, nur in beſchränkten Kreiſen zerſtörenden Gange der Natur abzuleiten, und ſo ſind ihnen denn jene Fluthen, von denen alle alten Völker zu erzählen wiſſen, nichts als lokale Ueberſchwemmungen, vom Durchbruch aufgeſtauter Waſſerbecken erzeugt. Dieſe Männer gleichen den Politikern, welche an die Möglichkeit groſſer Wandlungen im Leben der Völker auf dem Wege „der allmähligen Entwicklung der Inſtitutionen“ glauben. Der Augenſchein wie die Erfahrung widerſprechen beiden Anſichten gleich ſehr: weder Natur noch Geſchichte zeigen in ihrer Entwicklung jenen ruhigen Gang; in der einen wie in der andern ſind die Epochen immer nur durch jähes Aufheben des Gleichgewichts, durch Umwälzungen bezeichnet worden. Alles drängt uns zu der Ueberzeugung hin, daß die im Gedächtniß der Menſchheit haftende Fluth mit der lezten groſſen Veränderung, welche das Verhältniß des Meers zum feſten Lande gewaltſam geändert, zuſammenfalle, daß dieſe Kataſtrophe die Menſchheit, in was immer für einem Zuſtande, in weitern oder beſchränktern Wohnſitzen, überraſcht und mitſammt der gleichzeitigen Thierwelt zum Theil vernichtet, zum Theil zerriſſen und zerſtreut habe, daß jene Sagen, als deren reinſter Typus die Moſaiſche erſcheint, ihrem Kerne nach ein hiſtoriſches Faktum erzählen, zu welchem freilich unſere Geſchichtsforſchung auf keinem Punkte der Erde hinaufreicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Beſchluß.)

Schauſpiele. Magnetiſche Kuren. Allerlei.

In der Aufführung des „Nibelungen Horts“ (welche ſeitdem einige Male wiederholt wurde) war bei der Mehrzahl der Künſtler ein Aufgebot aller Kräfte nicht zu verkennen. Für das Aeuſſere war beſonders auch in Hinſicht auf das Koſtüm ſehr viel geſchehen. Ueber deſſen Richtigkeit mögen Antiquare entſcheiden; mit Recht aber kommt es gewiß der Mehrheit der Gebildeten hauptſächlich darauf an, daß ſich ſolches maleriſch darſtelle. Gar leicht könnte wohl durch eine antiquariſch-vollkommene Koſtümirung manches gute Schauſpiel bei der Aufführung getödtet werden, während durch eine maleriſch-vorzügliche auch ſehr mittelmäßigen Stücken zuweilen zum Leben zu helfen iſt.

Offenbar reicht für die Stadt Dresden bei Schauſpielen und Opern, von denen das Publikum etwas erwarten zu können glaubt, oder die ſich bereits entweder durch ſich ſelbſt, oder eine vorzügliche Darſtellung als intereſſant bewährten, der Raum des privilegirten Theaters bei weitem nicht aus. Daher iſt es um ſo weniger zu verwundern, wenn Thalien und Melpomenen ſeit einiger Zeit nebenher noch, nach Analogie der beliebten Taſchen- und Pfennigliteratur, eine Art von Taſchen-Opferaltären errichtet wird. Der hieſige Anzeiger kündigt faſt täglich Trauer- und Luſtſpiele, zum Theil bedeutenden Umfangs, an, welche ſich beſcheidentlich in die mitunter gewiß wenig geräumigen Säle öffentlicher Tabagien zu ſchmiegen wiſſen. Beſonders oft erſcheinen die Namen zweier Unternehmer ſolcher Darſtellungen: Laniſch und Magnus. Sie ſollen transportable, allenthalben anzubringende Dekorationen dabei zu Hülfe nehmen. Als nahe Kunſtverwandte laſſen ſich auch die an denſelben oder ähnlichen Orten auftretenden örtlichen Deklamatoren betrachten. Ueberhaupt fehlt es im Allgemeinen, für den Augenblick, an nichts ſo wenig hier, als an Befriedigung der Schauluſt. Unter andern findet ſich eine ungemeine Menſchenzahl gewöhnlich in dem Cirkus der ausgezeichneten Reitergeſellſchaft des Herrn von Bach

ein, und eine Madame Daburger aus Tyrol ſammelt ſich Lorbeern durch ihre Unverbrennbarkeit, und ihr Gemahl erntet dergleichen mit der Maultrommel ein. Während andere Tyroler mit Lorbeerblättern zum Verkauf ſich hier einſtellen, beziehen dieſe ihr kleines Lorbeerbedürfniß in Dresden und andern Städten Deutſchlands. So greift denn auch bei dem Artikel das vielverſchlungene Gewebe wechſelſeitigen Verkehrs recht anmuthig in einander.

Der Ruf der Somsdorfer Wunderfrau, von der mein lezter Brief hauptſächlich handelte, iſt fortdauernd im Steigen. Mehrere öffentliche Blätter ſind davon voll; auch hat die „Ameiſe“ Einiges aus erwähntem Briefe entlehnt. Vor Kurzem that ſich die Celebrität der Wunderthäterin beſonders kund, als ihr Daſeyn in hieſiger Stadt ausgeſpürt worden. Es trat eine förmliche Blokade ihres Aufenthaltsortes ein, und als ſie ein benachbartes Haus zu beſuchen wagte, ſtopfte die ihr bis auf die Treppen nachſtrömende Menge dieſes ſo ganz zu, daß lange Zeit alle Paſſage aufhören mußte. Der Beſuch galt übrigens — was bei einer Frau, von deren Heilkraft viele tauſend Menſchen ſchon ihr Heil erwarteten und noch erwarten, gewiß merkwürdig genug iſt — ihrem eigenen, mehrjährigen Arzte. Doch muß der Wahrheit zu Ehren hinzugefügt werden, daß ſie ihn keiner Krankheit wegen, ſondern aus alter Anhänglichkeit aufſuchte, weil er ihr in früherer Zeit von einer ſchweren Krankheit geholfen hatte. In ihrer kleinen Familie wird ſie als eine Art von Heilige betrachtet, deren Heilkraft keineswegs auf körperliche Eigenſchaften, ſondern auf überirdiſche Gaben ſich gründe. Man erzählt, daß einem jungen Maler, der ſie zu porträtiren wünſchte, eine abſchlägige Antwort durch ihren Sohn mit der Bemerkung gegeben worden, Chriſtus habe ſich niemals malen laſſen. — Eine andere Art von Kur mit wirklichem Magnetſtahl, zunächſt auf Herſtellung und Verbeſſerung des Geſichts und Gehörs berechnet, iſt ſeit mehreren Monaten in Dresden durch einen jungen engliſchen Arzt, Dr. Smith, eingeführt worden. Seine Wohnung wurde nicht leer von ſolchen, die auf ſeine Hülfe hofften. Und in der That hat der wackere, ſehr uneigennützige Mann von dem Nutzen dieſer Heilart ſehr glückliche Proben abgelegt. Unter Mehreren nennt man eine faſt ihres Gehörs ganz beraubte Dame, welche daſſelbe durch ihn zurückerhalten. Uebrigens pflegt das Mittel nicht bei allen an Augen oder Ohren Leidenden anzuſchlagen. Für eine ſehr gute Vorbedeutung gilt es, wenn in dem kranken Gliede beim erſten ärztlichen Verſuche ſich ſogleich einige ſchmerzhafte Empfindung einſtellt. Bei ſeiner nunmehr erfolgten Abreiſe nach Berlin hat der Engländer den hieſigen, ſehr geſchätzten jungen Arzt, Dr. Hofmann, mit ſeiner Heilmethode genau bekannt gemacht und ſolchen allen denjenigen, deren Kur er nicht vollenden konnte, empfohlen. Auch andere Aerzte ſollen dieſes Heilmittel adoptiren.

Allgemeine Senſation erregte vor kurzer Zeit ein Mädchen von noch nicht vier Jahren, deſſen Leben das Opfer der Wuth ſeiner Pflegemutter wurde. Anders wenigſtens, als aus eigentlicher Raſerei oder aus einem durch auffallenden Mangel an Beherrſchung alle Schranken überſteigenden Zorn, kann ſich die grauſame Mißhandlung nicht erklären, an deren Folgen das arme, kleine Geſchöpf den Geiſt aufgeben mußte. Der allgemeine Volksunwille brauſte, als die Thäterin, die noch junge Gattin eines ſehr geachteten Mannes, in den Wagen ſtieg, der ſie nach der Frohnfeſte brachte, dergeſtalt auf, daß es wohl Mitleid gegen die Unglückliche erregen mußte, welche inzwiſchen ohne Zweifel einem noch weit ſtrengern Gerichte vor dem eigenen Gewiſſen anheim gefallen iſt. Freudige Gefühle erregte dagegen das ſeltene, kaum glaubliche Glück eines Knaben, der, vom Gipfel eines der höchſten Felſen am Eingange des Plauenſchen Grundes in dieſen hinabſtürzend, ohne allen weſentlichen Schaden davon kam.

† Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Die Homöopathie.

Niemand kann ſich in Berlin mehr um die neue Doktrin bekümmern, als mein Barbier. So oft er mich beſucht und ſein ſcharfes Meſſer mich zwingt, unter ſeinen Manipulationen den Mund zu halten, erfahre ich die Fortſchritte, welche das alte Syſtem in ſeiner Polemik gemacht hat. Er iſt mit Leib und Seele Allopath, er würde ſich brauchen laſſen, wenn es zum Handgemenge käme. Er glaubt, daß die Homöopathie auch eine neue Methode im Raſieren einführen wird, und verſicherte mich, daß die Chirurgie, welche er eifrig ſtudirt, um vom Bader zum Wundarzt zu promoviren, von Hahnemann gänzlich unbrauchbar gemacht worden ſey. „Es iſt erwieſen,“ ſagte er mir kürzlich, „daß die Homöopathie die Beinbrüche innerlich kurirt. Alle Verrenkungen, Knochenbrüche, Quetſchungen, kurz alle Unglücksfälle, welche wir mit Bandagen und künſtlichen Inſtrumenten heilen, ſind für Hahnemann mediziniſche Gegenſtände, Krankheiten, welche er mit verdünnten Pülverchen heben will.“ Dieß iſt eine Probe, welchen Abſurditäten die Verketzerung Glauben ſchenkt.

Allerdings ſind es die Apotheker, für welche ſich am meiſten fürchten läßt. Die Pharmacie kann über Nacht verſchwunden ſeyn, und ihr ganzer Wirkungskreis darauf beſchränkt werden, Süßholz und Johannisbrod an die naſchhaften Kinder zu verkaufen. Ein Pharmaceut iſt unter dieſen Umſtänden ein Menſch, welcher in derſelben Lage ſich befindet wie die Hauderer, wenn die Eiſenbahnen eingeführt werden, wie die Weber, nachdem die Maſchinen in Gang gekommen; er darf auf die Zukunft keinen Wechſel ausſtellen, und iſt bei jedem Heirathsantrag gewärtig, einen Korb zu bekommen. Dazu geſellen ſich von Seiten der befreundeten Allopathen ſelbſt die heftigſten Angriffe gegen unſere Pharmaceuten. Ein Profeſſor der Univerſität hat ſich in einer eigenen Schrift über die Unzulänglichkeit der bisherigen pharmakologiſchen Kenntniſſe bei unſern Apothekern ſehr bitter ausgeſprochen; er hat ihnen Sorgloſigkeit, Mangel an Bildung, Nachläſſigkeit vorgeworfen und aus dieſen Untugenden Folgerungen gezogen, welche für die Kranken höchſt bedenklich ſind. Er geſteht offen, daß der Arzt die Arzenei nie ſo exakt erhalte, wie er ſie verſchreibe, daß die Apotheker mit ihren theuern Medikamenten umgehen wie die Gewürzkrämer, daß ſie heute zu viel, morgen zu wenig geben, und verlangt zulezt ein unter ärztlicher Leitung ſtehendes pharmaceutiſches Inſtitut, welches in der That noch nicht exiſtirt und keine verwerfliche Forderung iſt. Einige kleine Gegenſchriften gegen dieſe Anklage ſind erſchienen, und größtentheils von Apothekergehülfen verfaßt. Sie ſind in einem ſo naſeweiſen Tone geſchrieben, daß ſie eine öffentliche Rüge verdienen und von wiſſenſchaftlich gebildeten Pharmaceuten deſavouirt werden ſollten. Und bei all dieſen Zerwürfniſſen iſt Niemand ſo ſehr zu beklagen, als der preisgegebene Kranke, welcher auf ſeinem Lager ſtirbt, während ſich ſeine Aerzte im Nebenzimmer in den Haaren liegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. December 1833.

Ja, es iſt deine eigene Geſchichte, o Menſch! von deren längſt vorübergegangenen Begebenheiten und Ereigniſſen auch die ſteinernen Urkunden der Gebirge zeugen, und es weckt der Anblick einen alten, oft vergeſſenen Schmerz.

Schubert.

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Wir haben in den frühern Abſchnitten geſehen, daß eine große Veränderung mit der Erdoberfläche zum leztenmal damals vorging, als das Klima der nördlichen Halbkugel, das bis dahin Palmenwälder getragen und Geſchlechter tropiſcher Thiere in überſchwenglicher Fülle genährt hatte, ſich plötzlich veränderte und allem nach ein großer Theil des alten Feſtlandes verſank, während ein Theil des frühern Meerbodens zum feſten Lande wurde. Daß ſeitdem das Gleichgewicht im Allgemeinen nicht wieder geſtört worden, geht unwiderſprechlich daraus hervor, daß jene Lehm- und Sandmaſſen, welche in allen bis jezt näher erforſchten Ländern der nördlichen Halbkugel, in Europa, Aſien, Amerika, die vielbeſprochenen Knochen jener Thiere umſchließen, deren Stammverwandte jezt Fremdlinge bei uns ſind, überall die großen Thäler und Ebenen in wagerechter Lagerung füllen und unmittelbar unter den Anſchwemmungen der Flüſſe liegen, welche erſt ſeit damals begonnen haben, in das umgewandelte Relief der Erde ihre Rinnſale zu graben und ihre Deltas in die neu umſchriebenen Meere hinauszutreiben. Erſt nachdem die Gewäſſer jener Fluth wieder abgelaufen waren und die Kontinente in ihrer jetzigen Geſtalt bloßgelegt hatten, fingen die jetzigen ſteilen Bergwände an abzubröckeln und Schutthalden zu ihren Füßen zu bilden, erſt ſeitdem begannen die jungen Flüſſe, Geſchiebe, Grus und Sand durch die Thäler hinabzuſchleppen, erſt ſeitdem wob ſich wieder der Teppich der Vegetation über ihrem eigenen Produkte, der Dammerde. Dieſe und ähnliche Aeußerungen der im Frieden der Natur waltenden Kräfte, wie die Mächtigkeit der Torfmoore, die Erſtreckung der Dünen auf der einen, die der Flußanſchwemmungen auf der andern Seite, hat man zu Chronometern zu benutzen geſucht, um wenigſtens annähernd die Zeit zu beſtimmen, welche ſeit jener raſchen Umkehrung der Verhältniſſe und der Herrſchaft der neuen Konſtitution auf Erden verfloſſen ſeyn möchte. Wenn, was in der Natur der Sache liegt, jedes dieſer Momente für ſich nur ein ſehr unſicheres Zeitmaaß geben könnte, ſo verdient dagegen das Facit, das Männer wie Pictet, Deluc, Cuvier, übereinſtimmend aus ihrer Geſammtheit gezogen haben, volles Vertrauen; und ſo iſt es denn eines der größten und ohne Zweifel fruchtbarſten Reſultate der neuern Naturforſchung, daß das Alter, welches leztere auf dem vielfach gerunzelten, aber ungeſchminkten Geſichte der ſeit jener Verjüngung wieder ergrauten Mutter Erde liest, ganz mit dem Alter übereinſtimmt, das alle Urkunden der Völker dem neuverbreiteten Geſchlecht anweiſen. Ja, es ſteht feſt: ſeit jener allgemeinen

Digitized by Google

Erſchütterung ſind nicht mehr als etliche und vierzig Jahrhunderte verfloſſen.

Wenn Cuvier und ſeine Schule die Exiſtenz von foſſilen Menſchenknochen beharrlich leugnen, und in allen Fällen, wo man dergleichen entdeckt zu haben meint, entweder die Knochen als Thierknochen in Anſpruch nehmen, oder die jedesmaligen geologiſchen Verhältniſſe, unter denen ſie vorkommen, als verdächtig darſtellen, ſo waren ſie damit nicht gemeint, zu leugnen, daß der Menſch Zeitgenoſſe wenigſtens derjenigen Thiere geweſen ſey, deren Reſte wir weit über die Erde hinüber in den Sand- und Lehmlagern finden. Im Gegentheil nimmt Cuvier dieß ausdrücklich an, und er ſcheint nur deßhalb ſo feſt an ſeinem Satze: es gibt keine foſſilen Menſchenknochen, gehalten zu haben, weil es ihm darum zu thun war, nach der oben erwähnten phyſiſchen Chronometrie den Beweis zu führen, daß die Niederlaſſung des Menſchen in den Ländern, welche vorzugsweiſe Fundorte foſſiler Landthiere ſind, alſo im größten Theil von Europa, Aſien und Amerika, ſich erſt aus der Zeit nach jener Umwälzung herſchreiben, daß ſomit die Zeitrechnung auch der älteſten hiſtoriſchen Völker, wie der Chineſen und Indier, troß endloſer Genealogien und in die Nacht der Zeit zurückweiſender aſtronomiſcher Berechnungen, nicht höher als viertauſend Jahre hinaufreichen kann. Er meint, die Menſchen könnten immer vor der Fluth beſchränkte Wohnplätze inne gehabt haben, von wo aus ſie nach jenen furchtbaren Ereigniſſen die Erde wieder bevölkert; vielleicht ſeyen auch ihre Wohnſitze verſchlungen und ihre Reſte auf den Boden der jetzigen Meere verſenkt worden, mit Ausnahme der wenigen Ueberlebenden, welche das Geſchlecht fortgepflanzt. Wir werden ſpäter allerdings wahrſcheinlich zu machen ſuchen, daß die frühern, vornehmſten Wohnſitze des Menſchen ganz andere waren als diejenigen, auf denen ſich jezt die Hauptbevölkerung der Erde tummelt; wir werden vielleicht ferne von den gewöhnlichen Fundorten der foſſilen Landthiere die Spuren eines Bandes entdecken, welches das Geſchlecht nach der Fluth mit dem antediluvianiſchen verknüpft; im Ganzen aber kann dieß der Naturwahrheit jenes Cuvierſchen Reſultats nicht den mindeſten Eintrag thun. Ja, alle Bevölkerung vom chineſiſchen Meer bis zu den Säulen des Herkules hat ſich, ihre Saamen mögen hergekommen ſeyn wo ſie wollen, auf einer tabula rasa verbreitet, und wenn das Gros des Menſchengeſchlechts früher anderswo gelebt hat, ſo braucht der Boden von Europa und Sibirien unter Elephanten- und Bärenknochen nicht Einen Menſchenknochen zu bergen. Schon die zahlloſe Menge von mächtigen, reißenden Thieren, welche neben den unüberſehbaren Schaaren rieſenhafter, aber harmloſer Pflanzenfreſſer die genannten Länder zu einem weiten Leichenhofe machen, ſcheinen mit einer weit verbreiteten menſchlichen Bevölkerung in denſelben Strichen unvereinbar, während anderſeits, ſollte man glauben, vereinzelte Menſchenſtämme bei jener furchtbaren Nachbarſchaft ſchwerlich hätten beſtehen können. Und ſo wären wir denn auf gutem Wege, an den ganz begreiflichen Mangel von Menſchenknochen in unſern Ländern eine Reihe von Hypotheſen zu knüpfen. Aber die Natur ſelbſt fällt der Phantaſie in den Zügel, denn man kann es nicht länger leugnen: es gibt foſſile Menſchenknochen, d. h. Ueberreſte von Menſchen, welche nach allen, aus den phyſiſchen Eigenſchaften der Knochen und den Lagerungsverhältniſſen hergenommenen Merkmalen, augenſcheinlich durch dieſelbe Kataſtrophe umgekommen ſind, welche die Knochen großer Landthiere neben ſie gebettet hat. Die praktiſchen, poſitiven Franzoſen ſehen ſich in neuerer Zeit zu dieſer Annahme genöthigt, und der ihr immer geneigtere ſpekulative Geiſt der Deutſchen freut ſich der, wenn auch noch ſo kleinen Spalte, welche einen Durchblik in die Vorwelt geſtattet, ſo wenig er ſonſt eines Riſſes im Vorhang bedarf, um Alles zu ſehen, was dahinter iſt.

Es war freilich den Söhnen der Männer, welche in Elephantenknochen die Reſte eines Polyphem erblickt und die Schnautze eines Rieſenſalamanders mit dem Schädelumriß des Menſchen verwechſelt, nicht zu verdenken, wenn ſie, welche der Fortſchritt der Wiſſenſchaft mit beſſern Kenntniſſen des thieriſchen Baus ſowohl als der Lagerungsverhältniſſe ausgerüſtet hatte, im ſelben Grade ſchwergläubig wurden und auch die wenigen wahren Menſchenknochen, welche man neuerdings hin und wieder unter ſehr merkwürdigen Verhältniſſen gefunden hat, beharrlich für jünger erklärten als die zugleich mit ihnen begrabenen Thierreſte der Vorwelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Im Frühjahr 18— verlangte Schneider, daß Berg ſich zur Regulirung wichtiger Angelegenheiten nach W. begeben ſolle. Dieſer wagte nicht, nein zu ſagen, er war zu tief in die Verhältniſſe verflochten. Kaum angekommen, ward er ohne Weiteres zur Theilnahme am Barnauer Kaſſenraube aufgefordert und troß der anfänglichen Weigerung, durch die peremtoriſche Erklärung, daß gerade dießmal ſeine Hülfe durchaus nöthig ſey, gezwungen, das wagliche Unternehmen mitzumachen. Er ſchäumte vor Zorn und Schaam, ſich in ſeiner jetzigen Lage, durch ſolche Menſchen, zu einer ſolchen That gezwungen zu ſehen; allein ſeine Exiſtenz war in Schneiders Hand, und die Nothwendigkeit ſeines Beiſtands war nicht zu leugnen, da er allein mit der Lokalität des

Schloſſes, wo er früher in Quartier gelegen hatte, genau bekannt war. Das falſche Ehrgefühl ward daher mit der Uniform an den Nagel gehängt, unterm Räuberkittel ſchlug die glimmende Frechheit zur hellen Flamme auf, und während ein vorgegebenes Fieber das Verſchwinden des Majors in den Augen des ehrlichen Preis hinlänglich erklärte, war er es, der die Leiter erſtieg und abermals erſtieg und endlich die gefundene Kiſte in den Schloßhof ſtürzte, wo Schneider mit dem Wagen harrte. Es war ihre Abſicht geweſen, dieſelbe unterwegs zu leeren und in den Schnee zu werfen; doch die Umſtände machten es nothwendig, den Plan zu ändern, und Schneider hatte die Kiſte Anfangs in ſein Haus genommen und bald darauf in einer finſtern Nacht im benachbarten Garten des Wirths unter einer Laube vergraben. In derſelben Laube aber hatte Albrecht, an dem Tage, als er zu Schneider ging, ein langes Geſpräch mit Preis gehabt, und Schneider, der dieß zufällig geſehen, konnte ſich des beängſtigenden Gedankens nicht erwehren, daß Graf Albrechts Beſuch, und namentlich deſſen argloſe Bemerkung, er denke beim Botaniſiren auch an andere Dinge, als an Blumen, mit jenem Faktum in einer Beziehung ſtehe, welche leicht zu der längſt gefürchteten Entdeckung führen könne. Von Angſt gequält, benutzte er die tiefe Ruhe der zweiten Morgenſtunde, um die Kiſte wieder auszugraben und dadurch ein ſo furchtbares Zeugniß aus dem Wege zu räumen. Schon war die Kiſte aus der Tiefe gehoben, und Schneider hatte mit Hülfe eines treuen Knechtes auch bereits die Grube wieder angefüllt, als ein heftiger Windſtoß Graf Albrechts Fenſter aufriß und ihn aus dem Schlafe ſchreckte. Er ſprang auf, um das Fenſter zu ſchließen, ſah jedoch einen Augenblick in die Nacht hinaus und gewahrte die beiden Männer, die, vom Geräuſch erſchreckt, mit ihren Grabſcheiten über die Mauer kletterten. Obgleich der Mond bei wolkigem Himmel die Gegenſtände nur ſchwach erhellte, war Albrecht dennoch feſt überzeugt, in dem einen dieſer Männer Schneider erkannt zu haben; er rief den Hausknecht, warf ſich in die Kleider, ſtürzte die Treppe hinab in den Garten und fand hier die in den Akten genau beſchriebene Geldkiſte des Barnauer Amthauſes, halb verroſtet, aber augenſcheinlich friſch aus der Erde gegraben. Augenblicklich ließ er die Behörde wecken und Schneider arretiren, und eilte dann ſofort nach Barnau zurück, um die rechtliche Unterſuchung einzuleiten, deren Reſultate dem Leſer bekannt ſind. Sobald ſeine perſönliche Anweſenheit in Barnau nicht mehr durchaus erforderlich war, kehrte er mit der alten, blinden Sophie, die nicht länger von ihrer Freundin getrennt ſeyn wollte, zu den Seinigen in die Reſidenz zurück. Auf einer der Poſtſtationen begegnete ihm ein Wagen mit Bedeckung. Ein Gefangener in Ketten, in einen Soldatenmantel gehüllt, erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und ein unbeſchreiblich peinliches Gefühl ergriff ihn, als er Bergs Züge erblickte, der die Mütze tiefer in die Augen drückte, da er auch ihn erkannte, ein Gefühl, nur wenig verſchieden von dem eines Verbrechers, der die Folgen ſeiner That herannahen ſieht; denn vergebens ſagte er ſich, daß nie ein Menſch ſein Unglück mehr verdient haben könne, als Berg, daß er, Albrecht, durchaus nur ſeine Pflicht erfüllt habe; vergebens, das Bild des verhaßten Menſchen, den er in einen Abgrund des furchtbarſten Elends geſtürzt hatte, verfolgte ihn geſpenſterhaft, und nur die Nähe der Geliebten konnte ſeinem Sinnen und Brüten über dieſen Gegenſtand ein Ende machen.

Suſanne war blaß und krank; die Reſultate der Unterſuchung und namentlich das Schickſal Bergs hatten ſie auf das Heftigſte erſchüttert, und die fortwährende Weigerung ihres Vaters, ſie zu ſehen, war ihr eine unverſiegbare Quelle des tiefſten Kummers. Unaufhörlich ſann Albrecht auf Mittel, um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, und faßte endlich den Entſchluß, ſich wegen der Sache des Oheims, als einer ihn ſelbſt betreffenden Angelegenheit, an den jüngern Prinzen des regierenden Hauſes zu wenden, einen ritterlichen, liebenswürdigen Mann, den Graf Albrecht, in Folge der großen Achtung, in der ſeine Mutter am Hofe ſtand, als Kind faſt täglich geſehen hatte und mit dem er auch jezt noch in genauen Verhältniſſen ſtand, obgleich ſie ſeit mehreren Jahren weniger in Berührung gekommen waren. Der Prinz empfing ihn mit unveränderter Herzlichkeit, aber er ſchien mißmuthig und in Gedanken verloren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, am 23. Juli 1832.

Abends.

Das Kreuz hoch auf Sankt Peters Dom
Erglänzt im lezten Abendſtrahl,
Es gießet ſich Ein Purpurſtrom
Ganz über's weltenſtolze Rom
Mit ſeinen Thürmen ſonder Zahl.

Der Himmel iſt ſo tief, ſo klar,
Kein Wölkchen ſchwimmt in ſeinem Blau;
Die Sterne glänzen wunderbar,
Ein warmer Hauch umfächt mein Haar,
Bringt ſüße Düfte, ſanften Thau.

So herrlich hab' ich nicht daheim
Geahnt des Südens Zaubergluth!
Ich finde nicht das Wort, den Reim —
So prächtig iſt es nicht daheim,
Und mächtig wallt mein deutſches Blut.

Digitized by Google

Doch haſt mein Herz du nicht gebannt:
Mein glühend Herz ſehnt ſich nur heim.
Fahr' wohl, du ſchönes welſches Land!
Dort nach des Rheines wildem Strand
Da ſchlägt mein Herz voll Sehnſucht heim.

Nicht lockt der Laube Rebenbau,
Noch der Orange goldne Pracht.
Dort auf der deutſchen grünen Au
Da wartet mein die ſchönſte Frau,
Denkt mein bei Tag, denkt mein bei Nacht.

Behalte dir dein Himmelblau
Und deiner Augen ſchwarze Luſt!
Die gönn' ich dir, du welſche Frau.
In blauer Augen Sehnſuchtsblau
Sich ſpiegelt meines Himmels Luſt.

Ja, grüß' ich dich viel tauſendmal,
Du meines Lebens liebſte Luſt!
O ſchiene bald der Morgenſtrahl,
Der endlich löst der Trennung Qual,
Und ich erwach' an deiner Bruſt!

H. F. M.

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Die italieniſche Oper und das Königsſtädter Theater.

Was kümmern uns aber die Todten? Laßt uns von den Lebenden ſprechen und von ihren Freuden und den Vergnügungen, mit welchen ſie ihre Abende betrügen. Sabine Heinefetter hat jezt Berlin verlaſſen, ohne daß ſie viel mehr geſungen hätte, als die einzige Semiramis. Aber ſie ſang ſie italieniſch, und das war für uns eine ſolche Neuigkeit, daß ſie dieſe Rolle einige Dutzend Male hat ſingen können und das Theater der Königsſtadt immer füllte. Ich geſtehe, daß man von dieſer Merkwürdigkeit weniger hätte ſprechen ſollen; es war kleinſtädtiſch, darüber ſo viel Worte zu verlieren. Auch in München exiſtirt ſchon lange keine italieniſche Oper mehr, und es ging in dieſem Sommer ſchnell von Statten, als Santinis Anweſenheit vier der ſchwierigſten italieniſchen Opern auf das Repertoire brachte. Die Freunde des Königsſtädtiſchen Theaters machten von dieſem einen Muſikſtücke einen abſcheulichen Lärm, mit welchem ſie überhaupt bei den vielen mangelhaften Einrichtungen dieſes Inſtituts viel zu raſch bei der Hand ſind. Das genannte Theater engagirt ſo koſtſpielige Sängerinnen, wie die Sabine Heinefetter, nicht aus dem Grunde, um dem Publikum einen Genuß zu verſchaffen, ſondern um ſeine Kaſſe zu füllen. Es kann nur von den Excentricitäten leben, und muß jedes Ausſchweifende, Ueberraſchende, für den Geſchmack Nutzloſe zu gewinnen ſuchen, weil es ſonſt leer ſteht. Die beſten Mittel des Theaters gehen dabei verloren, ſeine Komiker und einige talentvolle Frauen ſind nicht im Stande, ein nur einigermaßen dichtes Publikum zu verſammeln. Unſere Lokalkritik ſollte alſo nicht ſo verſchwenderiſch mit ihren Lobeserhebungen ſeyn, wenn es Dingen gilt, welche den Zweck des Theaters in der Königsſtadt gänzlich verfehlen. Lange mußten die Montecchi und Capuleti herhalten, welche noch dazu mittelmäßig geſungen werden und ſchlecht in die Scene geſezt ſind, dann Semiramis mit italieniſchem Text, und jezt eine alte, verſchollene Oper von Gretry, die nur deßhalb auf das Repertoire gekommen zu ſeyn ſcheint, um die theuer bezahlten Sängerinnen zu beſchäftigen und dem verwöhnten Publikum eine Befriedigung zu gewähren. Ich ſprach in meinem jüngſten Briefe von einem dritten Theater, und man wird recht lebhaft an deſſen Nothwendigkeit erinnert, wenn man ſieht, wie wenig das Königsſtädtiſche Theater ſeine Beſtimmung erfüllt. Ich weiß noch deutlich jenen Tag, da es zum erſten Male geöffnet wurde und mit einem ſo einfachen Stück, wie die Ochſenmenuett, aber mit Spitzeders herrlichem Geſang debütirte. Eine Zeitlang waren die Logen und das Parterre zum Erdrücken voll; aber bald bekam das Theater ſeine roth angeſtrichenen Abende, nämlich die, an welchen die Sontag ſang; an den übrigen fing es an leer zu werden, ſelbſt Spitzeder und Schmelka kamen in Verfall. Als die Sontag das Theater verlaſſen hatte, trat das Bedürfniß, die koſtbare Theilnahme des Publikums zu feſſeln, für die Regie recht quälend heraus. Als man verzweifelte, für die Sontag eine ähnliche Primadonna zu ſubſtituiren, wurde nach andern Requiſiten, dem Affen Jocko, Seiltänzern, Kunſtreitern, dem Herkules Rappo, gegriffen; ſo jagten ſich die Aushülfen eine über die andere, und in dieſem Augenblick muß man ſich den Unternehmer ſinnend denken, wie er die Heinefetter durch etwas Neues erſetzen ſoll. Seine eigene Truppe iſt für ihn immer das, worauf er ſich am wenigſten verläßt; ſie iſt beſtimmt, die Lücken auszufüllen, welche eine neu engagirte Ausſchweifung läßt; ihr Loos iſt, vor einem leeren Hauſe zu ſpielen. Die Urſache dieſes Verfalls liegt in der erſten Anlage des Theaters. Es mußte gleich Anfangs an keine Rivalität mit der königlichen Bühne denken, *ſondern* ſich nur feſt an ſeine Beſtimmung, ein Volkstheater vorzuſtellen, halten. Es war ein Theater des Melodrama, des Vaudeville, der Parodie, es ſollte beluſtigen, und würde trefflich reüſſirt haben, wenn es nicht müde geworden wäre und ſich durch nichts, ſelbſt nicht durch den anfänglichen Widerwillen des Publikums, hätte abſchrecken laſſen, fortwährend die Theater der Friedrichsſtadt zu perſifliren. Allein der Keim, daß es nach und nach dieſe Beſtimmung verfehlte, lag ſchon in der unberechneten Größe des Lokals. Das Theater iſt weit umfangreicher, als das königliche Schauſpielhaus, es iſt mit einer beſondern, verſchwenderiſchen Eleganz ausgeſtattet, und die Scene ſelbſt iſt auf ſo übertriebene Mittel berechnet, daß bei dem kleinſten Stücke mehr Menſchen beſchäftigt ſind, als die Einnahme der Abendkaſſe bezahlen kann. Die kleinliche Eitelkeit, Alles der königlichen Bühne gleich zu thun, hat hier unwiderbringlich geſchadet. Man überraſche an irgend einem Abend, wo nicht beſonders lockende Speiſe geboten wird, dieſes Theater; man wird es zum Erfrieren leer finden. Die Muſik widerhallt in dem weiten Saale, die Schauſpieler verlieren Luſt und Muth vor den leeren Bänken, und Alles macht ſich froſtig und theilnahmlos bis zu Ende; es klingt lächerlich, wenn dann zwei jüdiſche Handlungskommis noch rufen, Schmelka oder Mad. Laddey ſollen kommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. December 1833.

Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn ſich ein einziger nicht in dem Staube ſchmiegt?

Goethe.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortſetzung.)

Nach den erſten gewöhnlichen Fragen und Antworten ſagte der Prinz: „Lieber Graf, Sie kommen mir zwar immer, aber jezt doch ganz beſonders gelegen; ich hoffe, Ihr Beſuch wird mich zerſtreuen, denn Sie finden mich in der übelſten Laune von der Welt.“ — „Darf ich in dieſem Geſtändniß E. H. das Recht erblicken, nach der Urſache einer ſo ungewöhnlichen Erſcheinung zu fragen?“ — „Nun ja, lieber Graf, ich will Ihnen meine unglaublich dumme und eben ſo traurige Geſchichte erzählen, und zweifle nicht, daß Sie in dieſem Vertrauen einen neuen Beweis erkennen werden, wie hoch ich Sie halte und wie unbedingt ich auf Ihre Diſcretion rechne. — Seit einem ganzen Jahre bin ich ſterblich in eine Dame verliebt, und wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt ſie mir auch nicht gram. Vor einiger Zeit richtete ich eine Bitte an ſie, deren nähere Bezeichnung hier nicht zur Sache gehört, die ſich aber auf die Mittheilung eines Geheimniſſes bezog, an deſſen Beſitz mir viel liegt. Sie ſah mich ſchelmiſch an, hielt mir ein Buch vor die Augen und ſagte lächelnd: Neugierde gegen Neugierde; bringen Sie mir den Autor dieſes Büchleins heraus, und Sie ſollen erfahren, was Sie zu wiſſen wünſchen. — Ich wollte dieſe Aeußerung erſt als einen Scherz behandeln, allein ſie blieb dabei und verſicherte in allem Ernſt, daß ſie feſt entſchloſſen ſey, ihr Geheimniß nur gegen dieſes, das ſie im höchſten Grade intereſſire, auszutauſchen.“ Ich wehrte mich aus allen Kräften gegen dieſe Bedingung, und war in meinem Eifer einfältig genug, die Bemerkung einfließen zu laſſen, daß man mit Männern meines Ranges nicht ſo ſein Spiel zu treiben pflege. Gleich regalirte ſie mich mit einem Dutzend königliche Hoheiten und eben ſo vielen très humbles servantes, und verſicherte, daß ſie wirklich nur in einem Augenblicke unverzeihlicher Vergeſſenheit ſich bewogen gefühlt habe, mich wie einen andern Menſchen zu behandeln. Sie wußte zwanzig Sprichwörter, die alle auf das eine hinausliefen: mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen; kurz, ich mußte froh ſeyn, als ſie endlich einwilligte, daß es bei der anfänglichen Bedingung bleiben ſolle. Seitdem laß ich an alle Buchhandlungen Deutſchlands ſchreiben, bin pfiffig, beſteche — kurz Alles, was ein Prinz nicht thun ſoll, thue ich um der Hexe willen, und bin dabei überzeugt, daß ſie ſelbſt ihre Bedingung längſt bereut hat und nur aus Eigenſinn darauf beharrt.“ — „Darf ich um den Namen des Buches bitten?“ ſagte Albrecht. — „Ach, ich blätterte eben darin,“ erwiderte der Prinz, „um zu ſehen, ob mich der Inhalt nicht auf irgend eine Spur führen könnte. Und ich muß Ihnen ſagen, dieſes Blättern würde mir ungemein viel

Digitized by Google

Vergnügen machen, wenn ich's mit beſſerer Laune thun könnte; denn der Dichter iſt ein ganzer Mann. Sehen Sie dieß Sonett.“

Der Leſer ahnet ohne Zweifel, weſſen Gedichte der Prinz ſo rühmte. Graf Albrecht ſagte: „Ich vermag E. H. nur einen allgemeinen Troſt zu geben, aber es iſt doch immer ein Troſt. Wenn die Dame wirklich anfängt, ihre eigene Bedingung zu bereuen, ſo wird ſie, nach allen Erfahrungen, die ich über dergleichen Dinge zu machen Gelegenheit hatte, auch ſicher bald davon abſtehen; denn die Frauen kaſteien ſich um einer Grille halber nicht lange, und ich bin gewiß, dieſe ſehnt ſich eben ſo ſehr wie E. H. nach dem Sturme, der ihr die Veranlaſſung geben wird, mit Anſtand nachzugeben.“ — „Nein, guter Graf,“ ſagte der Prinz kleinlaut, „glauben Sie mir, an Stürmen hat es nicht gefehlt; aber ſie iſt in dem Punkt, wie in allem Andern, eine Ausnahme von ihrem Geſchlechte; ſie zeigt ſtillſchweigend auf das Büchlein und macht mich raſend.“ — „Nun, auf jeden Fall,“ verſezte der Graf, „iſt dieſe Verlegenheit eine reizende, beneidenswerthe für Jeden, der nicht ſchon im Beſitz des lieblichſten aller Geheimniſſe iſt, die ein Frauenmund mittheilen kann. Ew. Hoheit ſind in einer Lage, in der es ſüß zu ſchmachten und ſüß zu triumphiren iſt. Mich bringt ein anderes Geſchäft her, und wenn Sie einen Augenblick aus Ihrem Roſengarten in mein Jammerthal treten wollten, ſo würden Sie mich ſehr beglücken.“

In ſichtlicher Unluſt, ſich eben jezt mit etwas Anderem als ſich ſelbſt zu beſchäftigen, fragte der Prinz, ob etwa ſein Onkel, der General, die Veranlaſſung ſeines Beſuches ſey? „Allerdings,“ erwiderte Graf Albrecht, „ſeine Angelegenheiten ſind es, die mich zu E. H. führen, und wenn Sie mir die Gnade gewähren wollen, meine Meinung über ſeinen Fall anzuhören, ſo dürfte ich hoffen, in einer Sache, die mir mehr, als ich es ausdrücken kann, am Herzen liegt, ſchon einen weſentlichen Schritt gewonnen zu haben.“ — „Hat nicht der General eine ſchöne Tochter, eine reizende, geheimnißvolle Wittwe, die Sie zu Ihrer Frau Mutter gebracht haben?“ fragte der Prinz lächelnd. Albrecht erröthete, doch faßte er ſich ſchnell und erwiderte: „Warum ſollte ich es leugnen, daß ich mein Leben willig hingeben würde, um den Vater meiner Couſine mit Ehren aus dieſer unglückſeligen Lage zu ziehen; aber ich möchte lieber noch wohlfeilern Preiſes davon kommen und E. H. ans Herz legen, daß das Verbrechen meines Oheims zwar an ſich ein entehrendes und nicht zu entſchuldigendes iſt, daß aber der Zweck, um deſſen willen er es beging, es ſehr mildert, indem daraus hervorgeht, daß Treue gegen ſeinen angebornen Fürſten ſein einziges Motiv war; ich würde ferner hervorheben, daß die Verhältniſſe, die ſein Vergehen damals als Hochverrath qualificirten, längſt aufgehört haben, daß die hohe Perſon, für welche er ſeine Ehre zu opfern ſich verbunden glaubte, ihren frühern Platz in der Welt wieder einnehmen würde, wenn ſie noch lebte, daß alſo, obwohl nach dem poſitiven Geſetze mein Oheim zu infamer Caſſation und zum Tode verurtheilt werden kann, doch nicht leicht ein Fall zu finden ſeyn möchte, der geeigneter wäre, der Gnade des Souveräns empfohlen zu werden, als eben dieſer.“ Der Prinz erwiderte: „Ich begreife Ihren ſchönen Eifer ganz und ich ehre ihn; aber ich muß Ihnen ſagen, daß ich's mir zum Grundſatz gemacht habe, meinen Bruder nie in Staatsangelegenheiten zu behelligen, und daß ich außerdem überzeugt bin, mein Einfluß würde in dieſer Sache nichts vermögen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Schon mehrmals hat man in jenem Lehm, der ſich unter ſehr ähnlichen Verhältniſſen über faſt alle Theile der Erde verbreitet, und ſich dadurch als Erzeugniß einer und derſelben Fluth beurkundet, Menſchenknochen und Gerippe neben den Lagerſtätten urweltlicher großer Landthiere gefunden. Dieſe merkwürdigen Entdeckungen wurden aber in neuerer Zeit entweder unbegreiflicherweiſe nicht ſonderlich beachtet, oder man bot, vom oben erwähnten Vorurtheil befangen, allen Scharfſinn auf, um die Menſchengebeine, oft dem Augenſchein zum Trotz, der jetzigen Periode zu vindiciren. Die frühern Entdeckungen der Art, in Zeiten gemacht, wo man es mit den phyſiſchen Charakteren der Knochen und Erdſchichten noch nicht ſo genau nahm, ſind für die Wiſſenſchaft verloren, weil ſich die Lagerungsverhältniſſe nicht mehr ermitteln laſſen. Allein ſchon der mehrere Jahrzehnte alte Fund bei Köſtritz im Reußiſchen Lande ſcheint das Problem wirklich ſehr rein gelöſt zu haben. In der Diluvialmaſſe, welche die das dortige Gypsgebirge röhrenförmig durchſetzenden Spalten ausgefüllt hat, liegen vielfältig zahlreiche Menſchenknochen unter Reſten vorweltlicher Thiere, eben ſo umgewandelt, eben ſo tief, ja zum Theil noch tiefer als leztere. Auch bei Cannſtadt in Würtemberg ſind neben Elephantenknochen halbverkohlte Menſchenknochen und Holzkohlen gefunden worden; dieſer Fund erſcheint zwar deßhalb zweideutig, weil der Boden ohne Vorſicht umgewühlt worden war, indeſſen zeigen ſich auch bei Köſtritz ähnliche Spuren von Verkohlung. Die Köſtritzer Gypsbrüche ſind, abgeſehen davon, daß ſie bis jezt als die Hauptbeweisſtellen für die antediluvianiſche Exiſtenz des Menſchen in unſern Breiten gelten müſſen, dadurch höchſt merkwürdig, daß dabei der Menſch ſchon in Begleitung von Hausthieren

Digitized by Google

auftritt. Neben und vermiſcht mit den Menſchenknochen findet man Knochen von Schaafen, Mäuſen, Hühnern; leztere kommen nicht ganz mit unſern heutigen überein; namentlich iſt die Fußröhre kürzer und dünner und der Kopf anders gebildet.

Wie der Menſch ſeinen Todten, als Zeichen ihrer Macht oder ihres Reichthums, Lieblingsthiere mit in die Gruft gab und noch gibt, ſo ſehen wir hier in den natürlichen Gräbern unſers Geſchlechts mit dem Menſchen die von ihm bezwungenen und umgewandelten Geſchöpfe, als Zeichen ſeiner uralten Herrſchaft über die Natur, beigeſezt. Wenn goldene Spangen und Ringe in römiſchen oder germaniſchen Gräbern nur von der Ungleichheit unter den Menſchen und ihrer Eitelkeit predigen, ſo werden in den Mauſoleen der Natur ein paar Holzkohlen und ein armſeliger Topfſcherben zu Ordenszeichen der Vernunft, welche das adelige, frei zum Herrſcher über Alles aufblickende Geſchöpf der Erde von jeher und in Ewigkeit vom leibeigenen Troſſe der Thierwelt ſcheidet.

Vorzüglich bekannt ſind neuerdings in dieſer Hinſicht mehrere Knochenhöhlen des ſüdlichen Frankreichs geworden. Die merkwürdigſten ſind die von Pondres und Souvignarques, welche ganz den Charakter jener berühmten Höhle von Kirkdale haben, die als eine Hauptreſidenz der vorweltlichen Hyänen Britanniens erſcheint. Sie enthalten eine Menge antediluvianiſcher foſſiler Thiere, wie Nashörner, Bären, Hyänen, und unter ihnen wahrhafte Menſchenknochen mit rohem Töpfergeſchirr. Die menſchlichen Gebeine ſind mit den thieriſchen ganz in dieſelbe Maſſe gebacken, beide kommen in Hinſicht auf Bruch, Farbe, Grad der Zerſetzung vollkommen überein; kurz, die menſchlichen Ueberreſte treten hier unter Verhältniſſen auf, welche am Ende ſelbſt die Skepſis der Männer beſiegen mußten, welche es für Ehrenſache hielten, an keine foſſilen Menſchenknochen zu glauben.

Die allgemeine Kataſtrophe, welche uns bisher beſchäftigt, hat, ein Weltgewitter, die Luft der Erde mit einemmale ſo abgekühlt, daß gegen die Pole hin das plötzlich wie zu einer Gebirgsart gerinnende Waſſer die Knochen der in ihm umgekommenen Behemoths umſchloß und ihr Fleiſch einem fernen Zeitalter aufbewahrte, nicht allein zum Wahrzeichen vom Umſchlagen der wichtigſten telluriſchen Verhältniſſe überhaupt, ſondern auch zum unwiderſprechlichen Beweiſe vom jähen Eintritt jener Veränderung. Der Menſch fühlt, daß die damals ſo raſch eingeführte neue Weltordnung mit dem innerſten Weſen ſeines eigenen Geſchlechts in naher Verbindung ſtehe, und deſto mehr peinigt ihn jenes Räthſel der großen Sphinx. Er verſenkt ſich wie im magnetiſchen Schlaf in die Tiefen der Vergangenheit und orakelt myſtiſch von jenem Wirrwarr in der Kinderſtube der Menſchheit, er rechnet und mißt und fabelt, und je öfter er räth, deſto weiter iſt er von der Löſung. Hat ſich die Richtung der Erdachſe plötzlich verändert? Die Aſtronomie kann und will dieß nicht zugeben. Haben die beiden Pole der Bildungsthätigkeit der Erde, der gegen die Tiefe und der nach oben gekehrte, ſich plötzlich verwechſelt? Man könnte dieß zugeben, ohne mehr zu wiſſen als vorher. Kommt die Erkaltung ſo vieler Landſtriche von der Erhebung der Erdrinde durch vulkaniſche Gewalten und Iſolirung derſelben vom innern Herde der Erdwärme durch die Waſſer, welche die entſtandenen Klüfte erfüllt? Wir wiſſen es nicht. Hat die Erde einmal in ihrem Wirbeltanze plötzlich geſtockt, oder hat ſie ein Komet ſo erſchreckt, daß ihr Scheitel weiß geworden in Einer Nacht? Wir glauben es nicht. Uns intereſſirt dabei zunächſt nur das Faktum, daß das Menſchengeſchlecht Zeuge dieſer raſchen Umwandlung des Klimas und damit mannigfacher Lebensbedingungen war, und die Schlüſſe, welche ſich uns daraus hinſichtlich der ſogenannten Racenverſchiedenheiten und der ganzen Geneſis des Geſchlechts ergeben möchten.

Der Menſch iſt ſich über die ganze Erde hin ungleich. Sein überall verbreitetes Geſchlecht hat ſich in phyſiſcher wie in moraliſcher Hinſicht in ſo verſchiedenartigen Bildungen ausgeprägt, dabei ſind aber die grellſten Gegenſätze in Hautfarbe, Geſichtsbildung, Körpergröße, Sitten, Sprache, Volkscharakter, ſo nahe an einander gerückt, daß keiner der uns erkennbaren äußern Einflüſſe, unter denen die Völker jezt leben, am wenigſten das Klima in beſchränktem Sinn, dieſe tauſendfältige Zerklüftung des Geſchlechts in ſich erklärt, daß nicht nur die ſogenannten Racenverſchiedenheiten, ſondern ſogar die Modifikationen im Schooße einer und derſelben Hauptform der Menſchheit, ſo unbegreiflich bleiben, als die Erdbildung ſelbſt. Bei den Leſern die Kenntniß des großen Völkergemäldes im Ganzen vorausſetzend, geben wir nur eine flüchtige Skizze, um einige allgemeine Ideen daran anzuknüpfen, deren weitere Ausführung einem andern Orte vorbehalten bleiben muß, und die hier, in Umriſſen angedeutet, dem gebildeten Leſer nur Stoff zum Nachdenken geben ſollen.

Das weſtliche Aſien, den Boden von Europa, mit Ausnahme der nördlichſten Spitze, und den nördlichen Strich von Afrika bis gegen den Senegal bewohnen ſeit undenklicher Zeit die Völker vom ſogenannten **kaukaſiſchen** Stamm. Er verbreitet ſich, durch den größten Theil der gemäßigten Zone der alten Welt, von der Grenze des heißen Erdgürtels in Aſien und Afrika bis zum nördlichen Polarkreis. Sein vornehmſter Charakter beſteht, neben der mehr oder minder hell gefärbten, eben darum aber der Schattirung durch das Klima am meiſten unterworfenen Haut, in der ebenmäßigen Entwickelung des Haupts und darin, daß das Verhältniß der Gehirnhöhle zu den die Sinnorgane beherbergenden oder

Digitized by Google

ſtützenden Theilen des Schädels bei ihm am größten erſcheint. Entſprechend den Abwechslungen des Klimas, welche im größten Theil ſeines Gebiets der Wechſel der Jahreszeiten bedingt, und den ſtarken Abſtufungen deſſelben nach der Breite, zeigt er, neben vielfacher äußerer Geſtaltung im Kreiſe ſeines allgemeinen eigenthümlichen Charakters, die größte innere Vielſeitigkeit, welche ſich vorzüglich in der Fähigkeit beurkundet, am meiſten unter allen Lebendigen einem fremden Klima ſich anzuſchmiegen. In ihm hat ſich der geiſtige und ſittliche Charakter des Menſchen am vollkommenſten ausgeprägt; am förderlichſten erſchien aber von jeher ſeinem Genius ein gemäßigtes Klima, gleich weit entfernt vom verdumpfenden Strahl der tropiſchen Sonne, wie vom lähmenden Froſt der Pole; indeſſen dauert ſeine Blüthe ungleich beſſer in den Strichen aus, welche dem Extrem der Kälte, als in denen, welche dem Extrem der Hitze nahe gerückt ſind. Dieſer Stamm führt das große Wort auf Erden ſeit undenklicher Zeit, er ſpielt den Mentor der übrigen farbigen Menſchheit, und hält ſich zu der Annahme berechtigt, daß ein Bild, das ihm für ein Ideal ſeines Stammcharakters gilt, wie etwa der Apoll von Belvedere, mit der poetiſchen Idee des Schöpfers ſelbſt zuſammenfalle, hinter der die Ausführung mehr oder weniger, am wenigſten jedoch in ihm ſelbſt, zurückgeblieben ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Das Königsſtädter Theater.

Wer wird in dieß öde Theater zurückgehen, wenn er Luſt hat, ſich einen müßigen Abend zu vertreiben? Welche Dame kann hier für ihr neues Kleid einige bewundernde Augen finden? Welcher Elegant vermag mit ſeiner Lorgnette einen anſehenswerthen Gegenſtand zu entdecken? Welcher Fremde wird hier Berlin kennen lernen wollen? welche Kokette ihre Netze ausſtellen? Nein, es iſt der Ruin des Königsſtädter Theaters, daß es zu groß iſt. Paris und Wien lehren uns die Kunſt, die kleinen Nebentheater in Flor zu bringen. Sie ſind nicht auf 2 — 3000 Menſchen, ſondern nur auf 500, höchſtens 800 berechnet. Im Verhältniß dazu ſtehen die Dinge, welche hinter der Scene zu beobachten ſind, die Koſten der Beleuchtung und der Bedienung in den Logengängen. Hierin muß alles einfach und zurückhaltend, nichts übertrieben ſeyn. Ein ſolches Theater füllt ſich bald, man ſizt ſich näher, das Publikum wird vertrauter, es intereſſirt ſich und glaubt, in dieſem Augenblick den genießenden, gebildeten, kunſtliebenden Theil der Stadt um ſich zu haben. Ein neues Stück vermehrt den Andrang an der Kaſſe, es müſſen Hunderte zurückgewieſen werden, der Ruf verdoppelt dieſe Summe, welche ſich am nächſten Abend in der That einfindet; es muß wieder eine Anzahl zurückgewieſen werden, und ſo erklärt ſich das für die Kaſſe ſo koſtbare Geheimniß, daß ein einziges Stück zehn Tage hintereinander das Haus zum Erdrücken füllt.

Das Königsſtädter Theater erfüllt ſeine Beſtimmung nicht, und es wäre zu wünſchen, wir bekämen ein drittes. Allein wie wenig in dieſer Hinſicht zu erwarten ſteht, ſieht man an der Conceſſion, welche einem hieſigen unglücklichen, verſchuldeten Etabliſſementsbeſitzer zur Errichtung eines ſolchen gegeben wurde. Er durfte nur im Sommer ſpielen, nur unter freiem Himmel, und keine andern Stücke geben als die, welche ihm der Intendant der königlichen Schauſpiele zu geben erlaubte. Ich glaube nicht, daß dieſer Mann im nächſten Jahre von ſeinem Privilegium wieder Gebrauch machen wird. Ob man wohl einem Andern die Erlaubniß gäbe? Ob wohl die Konſequenz der Gewerbefreiheit auch bis hieher heilig gehalten würde? Ob man wohl ebenſo ein reproduktives, die Kunſt förderndes Inſtitut zuließe, wie jene zahlreichen verſteckten Liebhabertheater, welche den moraliſchen und finanziellen Ruin Hunderter von Familien nach ſich ziehen? Wenn man den Urſprung des Königsſtädter Theaters erwägt, ſo kann man wohl an der Bejahung aller dieſer Fragen zweifeln; es wird ſchwer halten, in dieſer Rückſicht von oben erhört zu werden. Die hohe Welt, welche dergleichen Conceſſionen zu ſpenden hat, geht von dem Satze aus, daß die königliche Bühne auf das Beſte verwaltet wird, und doch einen Zuſchuß von ungeheuern Summen aus der Kaſſe des Königs in Anſpruch nehmen muß, und daran reiht ſich denn der Schluß: wie muß es erſt mit einer Bühne werden, welche nicht unter der Leitung eines Grafen ſteht! und zulezt die Vergleichung mit dem Königsſtädtiſchen Theater, deſſen Fluktuationen wir uns zu erklären wußten, aber nicht von Allen darin verſtanden werden möchten. So viel iſt gewiß, daß der Mann, welcher einer ſolchen wahren Volksbühne vorſtehen könnte, längſt gefunden iſt. Herr von Holtei iſt ein begeiſterter Freund der Bühne, durchdrungen von dem Beſtreben, der deutſchen Schauſpielkunſt aufzuhelfen, ein Mann, welcher ſich durch ſeine eigenen Darſtellungen und poetiſchen Verſuche nur von dem verzweifelnden, unheimlichen Drange, ſich auf ein ihm zuſagendes, freies, von ihm beherrſchtes Terrain verſezt zu ſehen, retten zu wollen ſcheint. Es wäre Alles da, das Haupt, die Glieder, die Dichter, das Publikum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der logogriphiſchen Mißgeburten in Nr. 305:

Beil ꝛc. Beben ꝛc.

Räthſel-Korreſpondenz.

Erſtes Wort.

Es heißet dich dein Schweigen brechen.

Zweites und drittes Wort.

Es fragt, ob dein Gedächtniß treu.

Viertes Wort.

Dich nennend möcht' ich alſo ſprechen,
Denn immer bleibt dein Bild mir neu.

Antwort.

Zwei Wörter, jedes verſezt.

Wieg' und Neid iſt mein Symbol,
Sey's denn auch das deine!
Merkſt du nun, Ungläub'ger, wohl,
Wie's mit dir ich meine?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. December 1833.

Die Gruppen im Gemälde der Nationen ſollen nichts ſeyn, als was die templa des Augurs am Himmel waren, bezirkte Räume für unſern Blick, Hülfsmittel für unſer Gedächtniß.

Herder.

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Sobald man ſich nordwärts dem Saume des Polarmeers nähert, ſobald man gegen Oſt die aſiatiſchen Steppen betritt, begegnet man überall Völkern von ganz anderem phyſiſchen Charakter. Der Umriß des Kopfes iſt kugeliger als bei der kaukaſiſchen Race, oft vierekt, das Geſicht breit, platt, die Backenknochen ſpringen vor, die Stirne weicht zurück, die Augen ſtehen weit auseinander, ihre Spalte läuft der kleinen, flachen Naſe zu abwärts, wobei der äußere aufgehobene Augenwinkel ſpitz, der innere herabgezogene zugerundet erſcheint. Das Haar iſt, während es beim Kaukaſier, etwa mit Ausnahme der Negerwolle, alle Modifikationen durchläuft, faſt durchaus ſchwarz und ſtraff; die zum Schweiße auffallend wenig geneigte Haut iſt gelb und ſpielt in allen Nüanzen dieſer Farbe bis zum Kupfer- und Braunroth. Dieſe höchſt charakteriſtiſche Form der menſchlichen Bildung iſt allen Völkern des nördlichen und öſtlichen Aſiens, von den Lappen im äußerſten Europa längs des Polarmeers bis herab nach China und ſeinen Nachbarländern aufgeprägt. Im Süden von Aſien verſchwimmt ſie ohne deutliche Grenze in jenem ungeheuren Archipelagus, wo, wie ſich Meer und Land am wirrſten verſchlingen, auch die Menſchengeſtalt in den mannigfachſten Formen ſich bricht und die grellſten Gegenſätze in Farbe, Geſichtszügen, Sitten, überhaupt im phyſiſchen und intellektuellen Charakter, nicht wie anderswo in weitgeſtreckten, ſondern in kleinen, gebrochenen Linien neben einander liegen und ſich oft kreisförmig umfangen. Ueber die Nordſpitze Aſiens zieht ſich jene Bildung, welche man konventionell die mongoliſche nennt, in deutlichen Abſtufungen nach Amerika hinüber und hier, wenn auch eigenthümlich modifizirt, doch in ihren Hauptzügen ſich unter allen Klimaten wunderbar treu bleibend, durch den ganzen weitgeſtreckten Kontinent bis zur Südſpitze hinab.

Bricht man von den Wohnſitzen der kaukaſiſchen Stämme im Norden von Afrika gegen Süden auf, ſo begegnet man bald dem Typus der Menſchengeſtalt, welcher ſich am weiteſten von dem der ſogenannten ſchönen und wohlgebildeten Völker der alten Welt entfernt, der Negerform. Den Hauptcharakter derſelben bildet der von beiden Seiten zuſammengedrückte Schädel, wobei die von unten nach oben höhere, in den übrigen Richtungen dagegen verkürzte Gehirnhöhle zu den Augenhöhlen und den übrigen der Sinnlichkeit dienenden Knochen des Geſichts in kleinerem Verhältniß ſteht, als bei der kaukaſiſchen und ſelbſt bei der mongoliſchen Race. Rohe Kraft und eine Fülle von Sinnlichkeit bezeichnen das dunkelfarbige Kind der heißen und feuchten Erde, und die außerordentliche Thätigkeit der Haut und die damit zuſammenhängende Biegſamkeit des

Digitized by Google

Körpers machen den uralten Knecht der Völker fähiger, ein fremdes Klima zu ertragen, als die meiſten Stämme mongoliſcher und amerikaniſcher Bildung. Die Negerform erfüllt den Kontinent von Afrika; wie gegen Nord, ſo iſt ſie gegen Oſt durch das rothe Meer ſcharf geſondert von Völkern kaukaſiſcher Race; nur vereinzelt zeigen ſich in Aſien noch ihre Spuren, wie in den Ichthyophagen am perſiſchen Meerbuſen; aber weit gegen Oſten tritt ſie auf einmal, nicht nur modifizirt, ſondern eigentlich verzerrt, in den Auſtraländern wieder auf und ergießt ſich endlich, wie alle andern Typen der Menſchenbildung, in das große Völkermeer, das auf den aſiatiſchen und auſtraliſchen Eilanden fluthet.

Wir ſehen alſo: die kaukaſiſche Bildung wird gegen Süd in Afrika, gegen Nord und Oſt in Europa und Aſien in ziemlich ſcharfen Linien von den beiden andern Hauptformen des Menſchengeſchlechts begrenzt; dort wie hier ſtehen ſich in weiter Erſtreckung weſentlich unähnliche Völker gleich Vedetten feindlicher Heere gegenüber. Sobald man ſich aber jenem Inſelmeere im Süden Aſiens nähert, bei deſſen Anblick ſich einem unwillkührlich die Ahnung aufdrängt, daß hier der Herd einer uralten gewaltigen Zerſtörung liege, wo das Meer ungeheure Länderſtriche verſchlungen, iſt es ganz anders: hier berühren ſich unmittelbar alle Haupttypen, hier ſind aber, höchſt auffallend, alle vom mittlern Charakter der verſchiedenen Racen am weiteſten entfernt. Die kaukaſiſche Race drängt ſich im Hindus am nächſten zu dieſem Völkergewühle; er iſt aber den übrigen Spielarten derſelben am unähnlichſten; im Malayen offenbart ſich die äußerſte Abweichung vom mongoliſchen Charakter; der Auſtralneger ſteht ſo ziemlich am tiefſten unter allen Sterblichen mit Wollhaar und dicken Lippen. Wenn hier einerſeits zahlreiche Völker als Vermiſchungen, als Zwiſchenbildungen zweier oder gar aller Hauptformen erſcheinen, ſo ſtehen anderſeits häufig die äußerſten Kontraſte in ſeltſamer Schroffheit neben einander, wie auf Borneo, Sumatra u. ſ. w., wo ein Kranz von Malayen die ins Innere der Länder gedrängten Neger umgibt. Den Beobachter vollends irre zu machen, tritt jenſeits dieſes bunten Völkermarktes auf mehreren der Inſeln der Südſee ein Menſchenſtamm auf, der, abgeſehen von der Hautfarbe, in keinem Merkmal der äußern Bildung vom kaukaſiſchen zu unterſcheiden ſeyn möchte.

Die natürliche phyſiſche Ungleichheit unter den Menſchen hat, wie die bald als natürlich, bald als künſtlich qualifizirte bürgerliche, von jeher den Philoſophen viel zu ſchaffen gemacht. Leztere findet in höherer Potenz ihre Ausgleichung im Gefühl der Menſchenwürde; aber jene mit der Stimme in unſerm Innern zu verſöhnen, welche uns zuruft: alle Menſchen der runden Erde, wie tief ſie an Geiſt und Körper unter der Blüthe der Menſchheit ſtehen mögen, ſind Eines Stammes, Eines Geſchlechts, dieſe Aufgabe war ungleich ſchwieriger. Der Forſcher, welche jenes Gefühl barſch von ſich weiſen und die urſprüngliche Vielheit des Geſchlechts zu der Baſis ihrer Entwicklungen machen, ſind verhältnißmäßig ſehr wenige. Einige, auf niedrigem zoologiſchen Standpunkt, erklärten jene unverkennbaren drei Hauptformen der menſchlichen Bildung geradezu, nach Analogie der Thierwelt, für urſprünglich geſonderte Arten; andere, denen die Verbreitung der Menſchen über die ganze Erde von Einem oder auch nur von wenigen Punkten aus ganz undenkbar und ſo abſurd ſchien, als die Wanderung der Eichen über die ganze Erde, ließen, wohl noch unphiloſophiſcher, den Menſchen mit Thieren und Gewächſen überall da entſtehen, wo ſich die Elemente zu ſeiner Bildung fügten, und ſo entſtehen, wie ſie ſich an jedem Orte nach ſeinem Klima im weiteſten Sinne fügen konnten; darnach bildeten mehrere oder wenigere ächte Autochthonen eben ſo viele Kryſtalliſationspunkte der Menſchheit, die, immer weiter ſproßend, ſich am Ende berührten und vielfach verſchmolzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Beſchluß.)

Dem Grafen ſchoß das Blut abermals ins Geſicht, doch dießmal aus andern Gründen; er fühlte ſich durch dieſe ungewichtige Entſchuldigung gekränkt, und hätte, wenn es ſeine eigene Sache geweſen wäre, für die er ſprach, kein Wort mehr verloren; aber er gedachte Suſannens, und ſchnell gewann er die nöthige Kraft, ſich zu ſammeln und mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit zu erwidern: „Ich kann Ew. Hoheit nur loben, wenn Sie von einem einmal gefaßten Grundſatze, ſelbſt zu Gunſten eines Menſchen, den Sie eben mit einem Zeichen Ihres Vertrauens beehrt haben, nicht abgehen. Auch ich habe mir einige feſte Grundſätze ähnlicher Art gemacht, wie z. B. mich nie in die Liebesangelegenheiten großer Herrn zu miſchen, weil ich — auch ohne Sprüchwörter — überzeugt bin, ſie wiſſen's uns am Ende wenig Dank, wenn wir ſie als Menſchen belauſcht haben; nicht wahr?“ — „Graf Albrecht!“ rief der Prinz, „das kann nicht Ihr Ernſt ſeyn, ſo können Sie nicht von uns denken!“ — „Ich möchte es lieber nicht,“ ſagte Albrecht lächelnd, „aber alle klugen Leute ſagen daſſelbe, und man kann es Keinem verdenken, wenn er ſich nach ſo übereinſtimmendem Urtheil richtet; daher ſchweige ich auch jezt — obgleich —“ — „Um's Himmels willen,“ unterbrach ihn der Prinz, „können Sie mir auf eine Spur helfen, ſo martern Sie mich nicht!“ — „Ich bin keine ſchöne Dame,“ ſagte Albrecht, „doch muß ich auch meine Bedingungen machen und um gnädige Verzeihung bitten, wenn ich zu kühn bin.“ — „Welche — welche?“ fragte der Prinz mit leidenſchaftlicher Ungeduld.

Digitized by Google

„Wenn E. H. mir Ihr fürſtliches Wort geben, Ihr ganzes Gewicht in die Schaale legen zu wollen, um von Ihrem erhabenen Bruder die Niederſchlagung des Prozeſſes gegen meinen Onkel als eine Ihnen zu erweiſende Gnade zu erbitten, ſo habe ich es in meiner Macht, Ihnen den Schlüſſel zum Geheimniß Ihrer Dame zu verſchaffen.“ — „Graf, Sie wuchern mit Ihrem Scherflein; doch ich verkenne Sie nicht, Ihre Abſicht iſt uneigennützig und gut, und Sie ſollen auch mich nicht verkennen. Nicht um dieſer eigennützigen Grille wegen will ich Ihnen meinen Einfluß zuſagen; allein die langen Dienſtjahre Ihres Onkels, die Ehre ſeines ſeit Jahrhunderten geachteten Geſchlechts und die Verdienſte ſeines Neffen fordern mich in der That lebhaft auf, für ihn zu thun, was in meinen Kräften ſteht. Ich will heute noch mit meinem Bruder ſprechen, will die erwieſene Infamie des Anklägers ins gehörige Licht ſtellen, und wenn das nicht hinreicht, auch als perſönliche Gnade für mich erbitten, was Sie begehren. Und nun, nicht als Bedingung, ſondern als Belohnung für dieſen Schritt, bitte ich Sie um den verheißenen Schlüſſel.“

Graf Albrecht hat nicht für gut gefunden, ſeine Gedanken über die Uneigennützigkeit und Reinheit der Motive des Prinzen aufzuzeichnen; allein er hatte Grund zu glauben, daß ſein Zweck auf dieſe Weiſe vollſtändig erreicht werden würde, denn der Einfluß des Prinzen war bedeutend, und was er verſprochen hatte, das hielt er auch. Dennoch ſagte er nach kurzem Nachdenken: „Noch eine Bedingung muß ich mir erlauben. Der Name des Dichters bleibt ein Geheimniß; Niemand erfährt ihn, als E. H. und die Dame, wenn ſie ſchweigen kann.“ — „Dafür bürge ich,“ ſagte der Prinz, „ſie hat mich ſeit Wochen mit ihrer Verſchwiegenheit gequält. Und nun — Sie haben mein Wort — foltern Sie mich nicht länger, nennen Sie mir den Dichter.“ — „Er ſteht vor Ihnen.“ — „Sie!“ rief der Prinz; „Sie ſelbſt?“ — „Ich — und ich ernte heute meinen ſchönſten Lohn.“ Der Prinz fiel ihm entzückt um den Hals und ſagte: „Wenn ich das der ganzen Stadt erzählen dürfte, ich wollte alle Verbrecher losbetteln, die jezt ſitzen. Aber auch ſo ſeyn Sie meines wärmſten Antheils gewiß und glauben Sie mir, Sie werden es nie bereuen, ſich in die Liebesangelegenheiten eines Fürſten gemiſcht zu haben.“

Der Prinz hielt Wort. Drei Tage darauf zog der General wieder in ſeine eigene Wohnung ein, nachdem der ganze Prozeß für null und nichtig erklärt und der Beſchuldigte in alle ſeine Aemter und Würden wieder eingeſezt war, mit der Erklärung: daß eine Anklage aus ſo niederträchtiger Quelle durchaus keinen Makel auf einen Mann zu werfen vermöge, der dem Staate ſo lange und ſo ehrenvoll gedient habe, wie der General.

Kaum war dieſer aus dem Wagen geſtiegen und in ſein Zimmer getreten, wo die Gräfin und Albrecht ihn erwarteten, als er ausrief: „Mein Kind, mein Kind! Wo iſt Suſanne?“ Mit freudeſtrahlenden Augen erbot ſich der Neffe, ſie zu holen; aber die Mutter ſagte mit bewegter Stimme: „Ich, mein Sohn, ich will ſie bringen; bleibe Du hier.“ Der General ging mit verſchränkten Armen auf und nieder; manchmal wiſchte er ſich einen Tropfen aus den Augen, einmal blieb er vor Albrecht ſtehen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Junge, Du biſt doch nicht böſe auf mich?“ Und ohne Antwort abzuwarten, ſchritt er wieder in peinlicher Unruhe auf und ab. Endlich rollte der Wagen in den Hof. Dem General zitterten die Knie, daß er genöthigt war, ſich zu ſetzen. Die Gräfin öffnete die Thüre und Suſanne ſtürzte zu des Vaters Füßen. Albrecht aber ging mit ſeiner Mutter ins Nebenzimmer, wo ſie ihm die eine Hand auf das Haupt legte, während er die andere ergriff und mit Thränen badete. Der alte General ließ Suſanne nicht lange in ihrer knieenden Stellung; er hob ſie auf, zog ſie auf ſeinen Schooß und küßte ſie mit überſtrömenden Augen. Lange war er nicht im Stande, zu ſprechen; endlich ſagte er, noch immer zitternd: „Haſt Du mir vergeben, Kind? meine Grauſamkeit, meine Härte —“ — „O Vater!“ rief ſie, „ſprich nicht von Verzeihung; ich allein bin die Schuldige.“ Und ſie ſchloß ihm den Mund mit Küſſen. Dann legte ſie ſich recht bequem auf ſeinen Schooß, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, und ſah ihn an, wie ein ſpielendes Kind; er betrachtete ſie mit Entzücken und ſagte dann: „Suſanne, einen Augenblick muß ich auch vor Dir knien, als ein Zeichen, wie demüthig ich mein Unrecht fühle.“ — Sie wollte es nicht, aber er ſtellte ſie hin, kniete nieder, nahm ihre Hand und küßte ſie und hielt ſie ſo feſt, daß ihr kein Sträuben half. Auch verſuchte ſie umſonſt, den alten, ſteifen Helden wieder in die Höhe zu ziehen, der gewiß ſeit dreißig Jahren wenigſtens in keiner ſo ſchäkerhaften Stellung geweſen war, und bei dieſen vergeblichen Bemühungen brachen endlich Vater und Tochter in lautes Lachen aus. Dieſen Ausbruch der Freude ſahen die Beiden, die ſich freiwillig von der Scene des Wiederſehens ausgeſchloſſen hatten, als ihr Stichwort an. Sie traten hinein und alle vier lagen in einer Umarmung; aber bald zogen ſich die Alten zurück und ließen Suſanne und Albrecht feſt umſchlungen ſtehen.

Einige Monate nach der Hochzeit las Suſanne wieder aufmerkſam in der kleinen Gedichtſammlung ihres Mannes. Sie kannte den Verfaſſer noch nicht; aber plötzlich ſtand ſie auf, trat an den Tiſch, an welchem er ſchrieb, nahm ihn ſchäkernd bei beiden Schultern, ſah ihm tief in die Augen und ſagte: „Albrecht, die Gedichte haſt Du geſchrieben, kein Anderer.“ — Er lächelte, legte ihr den Mund an das Ohr und flüſterte: „Ja!“

Digitized by Google

So endet das Manuſcript, deſſen Inhalt ich nichts Weſentliches hinzugeſezt habe, als — wie ſchon Eingangs bemerkt iſt — die Namen der Perſonen und der Orte.

A. F. Beer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Die Eiſenbahn.

Es gibt unter uns einen Mann, welcher das Projekt einer Eiſenbahn zwiſchen Berlin und Potsdam erfunden haben will; er war der Erſte, welchem es gelang, dieſen Gedanken zu faſſen, und ſchon oft hat er in öffentlichen Blättern die Priorität dieſer Entdeckung ſeinem Namen und ſeiner Perſon vindiciren müſſen. Dieſe große Idee ſoll aber abſcheulich viel Geld koſten, wenn man ſie realiſiren will, und es verlautet noch nichts Gewiſſes, ob ſie in der That zur Ausführung kommt. Jezt iſt der Winter dazwiſchen gekommen, auf der Landſtraße liegt ſehr viel Schmuz, und man wird erſt im nächſten Frühjahre auf die originellen Ideen des Herrn Schumann hören. Es iſt die Frage auch nicht beantwortet, was wir mit ihnen gewinnen? Stehen Berlin und Potsdam, dieſe große Kaſerne, von welcher Sie einen guten Begriff erhalten, wenn Sie ſich Ludwigsburg mit einer Menge von Gebäuden, welche alle nach Kupferſtichen entworfen ſind, geſchmückt denken, ſtehen beide Städte in ſo dringlichen Beziehungen? Es gibt hunderttauſend Berliner, welche Potsdam noch nicht geſehen haben, und fünfzigtauſend andere, welche nur bis zur Pfaueninſel auf dem halben Wege nach Potsdam und in ihrem Leben nie weiter gekommen ſind (denn Grünewald, welches auch ſchon eine Reiſe iſt, liegt doch wohl nicht weiter?); ich ſage, 150,000 kennen Potsdam nicht, und werden ruhig ſterben, ohne die Terraſſe von Sansſouci beſtiegen zu haben; allein auch die übrigen 90,000 ſcheinen in Potsdam nie mehr gewollt zu haben, als es zu ſehen. Die Diligence, welche täglich viermal hinüberfährt, iſt faſt immer leer, und das iſt ſehr vernünftig; denn in Potsdam iſt nichts als Langeweile, und alles Uebrige läßt ſich brieflich abmachen. Die Perſonenwagen (die Blamage, würde man in Heidelberg ſagen) und die Landkutſchen aus der Krauſenſtraße ſind zwar immer dicht beſezt, wenn ich mit gedankenſchwerem Haupte durch die Leipziger Straße wandle und ſie an mir vorüberfahren; aber ich ſaß ja einſt ſelbſt auf einem derſelben und kenne jene Geſchäfte, welche ſie zwiſchen Berlin und Potsdam abmachen. Ein Vorſtädter wollte ſeinen Vetter beſuchen, ein Jude von einem nach Potsdam verſezten Lieutenant ſeine Schulden einkaſſieren, ein altes Weib ſtellte eine reiſende Zwiſchenhändlerin vor, welche täglich zweimal den Weg macht, um Kommiſſionen von hier dorthin und von dort hieher zu beſorgen. Für dieſe Menſchen ſoll eine Eiſenbahn, was eben ſo gut iſt, als hätte ich geſagt, eine Million geopfert werden? Nein, die Berliner gewinnen nichts durch Potsdam; denn wir kreuzigen uns, wenn wir von dieſer Einöde hören; wie kann man in Potsdam leben! uns iſt das ganz unerklärlich. Ich gebe zu, daß die Potsdamer bei der Eiſenbahn eher ihre Rechnung fänden. Dieſe Menſchen haben zuweilen das Bedürfniß, uns zur Laſt zu fallen; ſie wollen ihre Plumpheit an uns auslaſſen und uns mit jenen gemeinen Manieren ärgern, welche die Potsdamer bekanntlich zu den unausſtehlichſten Geſchöpfen in ganz Brandenburg machen. Sie müſſen doch zuweilen zu uns kommen, dieſe Potsdamer, um die ſchlechten Späſſe des Königsſtädter Theaters zu hören, um über ihre rohen Sitten jenes ſogenannte Berliniſche Raffinement, welches ſie für den feinen Ton der Geſellſchaft und den Pli der Reſidenz halten, zu verbreiten. Für ſie käme vielleicht eine Eiſenbahn wie gerufen; aber gerade deßhalb wollen wir ſie nicht, wir wollen keine Potsdamer unter uns, wir wollen dieſe Leute nicht, welche es für elegant halten, ſtatt ja immer allemal zu ſagen. Das Militär und die Regierungskollegien (Berlin wird von Potsdam gouvernirt, weil wir dazu keine Zeit haben), dieſe Exilirten, Heimathloſen anlangend, ſo können dieſe freilich nie früh genug nach Berlin herüberkommen, wo ſie ihre Vergnügungen und ihre Freunde, Verwandte und Protektoren haben; allein für ſie dürfte die Diligence nüzlicher ſeyn, als die Eiſenbahn. Ich will nicht davon reden, daß für einen Akten- und Büreaumenſchen nichts ſchädlicher iſt, als das ſchnelle Fahren, das Andrängen gegen die Luft, wodurch die Bruſt bedeutend gepreßt wird, dieß Stocken der freien Blutcirkulation, welches bei ſolchen Menſchen zum Blutſpeien und ähnlichen Zufällen führen kann. Nein, ich will nicht vergeſſen, daß ich außer von der Regierung auch von der Garniſon, dem auserwählteſten Adel der preußiſchen Monarchie, ſprechen wollte; doch gibt es Gründe gegen die Eiſenbahnen, welche nichtsdeſtoweniger gemeinſchaftlich ſind. Der Soldat kann nie genug an die Friedlichkeit des Landlebens, an die Nothwendigkeit des Ackerbaus, an alle Künſte und Gewerbe des Friedens gewöhnt werden. Der leichtſinnige Taumel, mit welchem man ſich aus den Armen der Langeweile in die des Vergnügens wirft, ſollte immer der ernſten Betrachtung unſerer Umgebungen, des fremden Treibens und Eigenthums, der zufriedenen, obſchon angeſtrengten Thätigkeit weichen; wir würden dann nachgiebiger in den Genüſſen, welche wir uns verbieten, und mäßiger in denen ſeyn, welche wir uns geſtatten. Der in Potsdam garniſonirende Lieutenant wird, wenn er zu ſeiner Tante oder ſeinem frühern Kameraden aus dem Kadettenhauſe tritt, nie ein Wort über jene drei Stunden verlieren, welche er brauchte, um von Potsdam hieher zu kommen. Aber es iſt nur zu gewiß, daß er in dieſen drei Stunden ſich durch den Anblick der blühenden Gärten und reifenden Felder von der Luſt, grauſam zu ſeyn, bekehren konnte, daß er Zeit fand, gute Entſchlüſſe zu faſſen, in ſich zu gehen, ſein nächſtes Examen durchzudenken, ſeinen Gläubigern hold zu werden, und für vieles Andere. Dem Regierungsreferendär bringen dieſe drei Stunden vielleicht denſelben Vortheil; er wird ſich in ſeine jüngſten Ausarbeitungen vertiefen, die Lektüre der vergangenen Woche rekapituliren, er wird Zeit haben, über das Weſen des Staats eine Unterſuchung anzuſtellen, die Syſteme der Politik zu vergleichen und im Angeſicht einer zwar dürftigen, aber doch freien Natur manche Vorurtheile abſtreifen, welche er ſeiner Erziehung und ſeiner Umgebung verdankt. Exiſtirt jedoch die projektirte Eiſenbahn, ſo iſt es um alle dieſe Vortheile geſchehen. Man iſt im Fluge nach Berlin verſezt, und hat dabei ſchon genug zu thun, ſeinen Hut zu halten. Ich weiß nicht, wie ein Freund des Vaterlandes und der Menſchheit ſolche Vorſchläge machen kann. Herr Schumann ſollte dafür mehr als der Vergeſſenheit, er ſollte dem allgemeinen Unwillen preisgegeben ſeyn. Wer es gut meint, rufe aus: keine Eiſenbahn! und unterlaſſe nicht, es ſtets zu wiederholen. Denn der Diſtanz zwiſchen Berlin und Potsdam verdanken wir unſere beſten Lieutenants und Feldherrn, unſere gebildeten Referendäre und großen Staatsmänner. Der preußiſche Staat würde weniger gut regiert werden, wenn ſich jene drei Stunden auf dreißig Minuten verringerten; kurz, Eiſenbahn überall! nach Pankow! nach Charlottenburg! auf der Spree nach Stralow! nur nicht nach Schöneberg und Potsdam! Sey dieß die Parole der Patrioten. (Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 152.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 31. December 1833.

Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Goethe.

Geologiſche Grillen.

(Fortſetzung.)

Bei weitem die meiſten Philoſophen und Naturkundigen haben die urſprüngliche Einheit feſtgehalten; hier zeigt ſich nun aber eine auffallende Erſcheinung. Wenn auch hin und wieder einer, wie Pallas und Schelver, es wagte, den ſchwarzen oder braunen Menſchen als Stammvater in Anſpruch zu nehmen, ſo ging man über ſolche Paradoxen bald zur Tagesordnung über, das heißt zu der Vorausſetzung, daß der kaukaſiſche, der ſogenannte wohlgebildete Typus, mit welchem ſich zugleich der höchſte geiſtige Aufſchwung paart, der urſprüngliche, daß alle andern Formen nur Entartungen jener Urform, nur Verzerrungen jenes Normalgepräges ſeyen, daß das weiße Licht, vom rechten Wege abirrend, ſich in der rothen, gelben, ſchwarzen Menſchheit vielfach gebrochen habe. Eine natürliche Folge dieſer Auffaſſungsweiſe, in welcher ſich die Scheu, am Glauben an die Perfektibilität der geſammten Menſchheit zu rütteln, mit dem Stolze des Europäers ſeltſam amalgamirt, iſt die, daß man ſich im Bereiche der gemäßigten Erdſtriche nach einem Garten umſah, in den man den weißen Adam mit der Mutter des ganzen Geſchlechts ſetzen konnte, und die Traditionen aller Völker kaukaſiſcher Race wieſen auch wirklich auf irgend ein Gebirgsland des ſüdweſtlichen Aſiens als ihren gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt zurück. Von hier aus ließ man nun die Menſchheit ſich ſtrahlenförmig verbreiten über die ganze Erde; je weiter ſich aber die Stämme auf ihrer Wanderung von jenem Urberge entfernten, deſto ſchwächer ſollte gleichſam der Segen im Körperlichen und Geiſtigen geworden ſeyn, der ſich in jenem Eden auf dem Haupte der jugendlichen Menſchheit gehäuft, deſto greller ſollte ſich, mit dem Verſinken in die Sinnlichkeit und dem Erbleichen des göttlichen Funkens, das Ideal des Menſchengeſchlechts zur Larve verzerrt haben.

Eine frühere Forſchung beruhigte ſich, um die mannigfaltige phyſiſche und intellektuelle Konſtitution der Völker zu erklären, beim Einfluß des Klimas: der Froſt hatte, wie in der Zwergeiche, ſo im Lappen und Samojeden das Aufſteigen der Säfte verhindert, daher die Geſtalt in die Breite wuchs, den Neger hatte die tropiſche Sonne ſchwarz gebeizt und das vom Sande der Steppe grell abprallende Sonnenlicht dem Mongolen die Augenſpalte zuſammengezogen. Aber je vollſtändiger durch die Entdeckungen beſonders der Seefahrer das Völkergemälde wurde, deſto mehr mußte man von dieſer Anſicht zurückkommen; man überzeugte ſich einerſeits, daß das Gepräge der Hauptformen oder Racen durch Veränderung des Wohnorts, ja des Welttheils, niemals und unter keinen Umſtänden anders als durch Vermiſchung mit einer andern Race

Digitized by Google

vermiſcht wird; andernſeits, daß in grenznachbarlichen Völkern die grellſten Gegenſätze der äußern Bildung wie der innern Anlage ſeit Tauſenden von Jahren wie Oel und Waſſer nebeneinander liegen. Derſelbe Boden trägt den geiſteskräftigen, wohlgebildeten, hochgewachſenen Scandinavier und den zwerghaften, mißgeſtalteten Lappen; dieſelbe Inſel nährt den Malayen und den Auſtralenger; der zarte, ſchöngebildete, geiſtreiche Hindus ſteht im ſelben Klima ſeit undenklicher Zeit einem völlig andern Menſchen, dem Mongolen gegenüber; der ſich durch alle Klimate faſt zweimal erſtreckende Kontinent von Amerika trägt überall Völker von überraſchender Aehnlichkeit in den charakteriſtiſchen Zügen der äußern Bildung; aber auch hier, im Schooße einer auf Erden beiſpielloſen körperlichen Uniformität treten nationale Unterſchiede auf, welche aus dem Klima rein unerklärlich ſind; die tapfern, lebendigen Völker der Pampas grenzen an die verſunkenen Charruas, und der Patagonier ſteht, ein lautes Zeugniß dafür ablegend, was das Klima nicht vermag, neben dem Feuerländer. Um dieſe Thatſache von der Unveränderlichkeit der Hauptracen ſowohl, als des nationellen Gepräges innerhalb derſelben Race mit der Einheit des Geſchlechts in Einklang zu bringen, nahm man gewöhnlich zu der Annahme ſeine Zuflucht, nur im noch feuchten Thon der zarten wandernden Menſchheit haben die Eindrücke der noch jugendlich friſchen Kräfte des Planeten haften können; das Gepräge ſey aber ſodann mit dem Erhärten des Thons zu ſeiner jetzigen Unveränderlichkeit erſtarrt. Man bedachte nicht, daß man damit der Verbreitung des Menſchen über die ganze Erde in der Zeit eine deſto engere Grenze ſezte, je weniger hoch man ſeinen Urſprung überhaupt hinaufrückt; diejenigen vollends, welche die Menſchheit erſt ſeit der lezten Kataſtrophe die Wanderſchaft antreten und in Spielarten zerfallen ließen, mußten den Samojeden und Esquimaux in unaufhaltſamem Drang dem unwirthbaren Rande der Erde zueilen laſſen, und den Amerikaner über die Schiffbrücke der Aleuten im Sturme durch ſeinen ungeheuern Kontinent führen, damit er noch zeitig genug im Peſcheräh zum Halbmenſchen erſtarren könne.

Sollte nicht ein Faktum, das wir im Laufe dieſer Betrachtungen als ein unbezweifeltes Reſultat der Naturforſchung haben kennen lernen, der Vorausſetzung, nach welcher die kaukaſiſche Race der Urſtamm der Menſchheit iſt, geradezu widerſprechen? das Faktum nämlich, daß vor der lezten Kataſtrophe die Temperatur der Erde augenfällig überall eine weit höhere war als gegenwärtig, daß namentlich in den Landſtrichen, in denen von jeher der ſogenannte weiße Menſchenſtamm die reichſten Blüthen getrieben hat, ein dem jetzigen tropiſchen ſehr verwandtes Klima herrſchte. Sollte in jenem einförmigen Treibhauſe der Vorwelt, unter Palmen und Rieſenfarren, neben Elephanten und Tigern, in einer Natur, welche in allen ihren Gebilden, wo nicht rieſenhaftere, doch rohere Umriſſe zeigt als die jetzige, der fein und ebenmäßig gebildete Sohn des ſchiefern, kühlern Sonnenſtrahls gelebt oder die Hauptrolle geſpielt haben, er, von dem man glauben ſollte, er verdanke ſeine Vielſeitigkeit in geiſtiger Hinſicht, das ſchöne Ebenmaaß ſeiner körperlichen Natur juſt dem Umſtande, daß allem nach ſeine Wiege von den Extremen der Hitze und Kälte, der Feuchtigkeit und Dürre gleich weit entfernt war? Der Europäer erträgt zwar unter allen am leichteſten ein fremdartiges Klima; nichtsdeſtoweniger artet er überall unter der tropiſchen Sonne aus. Zwar ſeine phyſiſchen Stammcharaktere werden höchſtens oberflächlich verwiſcht, und der ſchon in früher Jugend acclimatiſirte gelbe Spanier trägt in Mexiko noch im Alter ſeinen Schnurrbart und ſeine weiße Haut zur Schau; aber die edelſten Kräfte des Geiſtes und Gemüths gerathen in auffallenden und kläglichen Verfall; dem ächten Kaukaſier ſchwindet unter der glühenden afrikaniſchen Sonne Phantaſie und Gedächtniß, und die Laſter der Creolen in faſt allen tropiſchen Ländern ſprechen laut gegen die Annahme, daß der Weiße nicht nur der hartherzige Dränger ſeiner ſchwarzen und rothen Brüder, ſondern auch aus einer Vorzeit her, wo überall auf Erden dem heißen Boden das üppige Unkraut entſproßte, deſſen Duft ihm das Hirn abſtumpft, ihr Stammvater und Urbild im Körperlichen und Geiſtigen ſey. Wenn man von den die Menſchennatur mächtig umwandelnden Kräften der verjüngten Erde ſpricht, und eine Hauptform der Menſchheit einmal aus der andern hervorgegangen ſeyn ſoll, iſt es da nicht natürlicher und am Ende des Schöpfers würdiger, ſich vorzuſtellen, als in jener gewaltigen Kataſtrophe die ſchwüle, brütende Luft der Vorwelt ſich den Polen zu in den ſchärfer geſchiedenen, geiſtig belebenden, körperlich kräftigenden und übenden Wechſel von Tag und Nacht, von Winter und Sommer verkehrt, da ſey der weiße Menſch, unter dem Regenbogen der neuen Weltſonne, als Herr in das friſch bereitete Haus der Erde eingegangen.

Nicht gewohnt, in einem Blatte, das vornehmlich nach Mannigfaltigkeit ſtrebt, den Leſer gar zu lange mit unſern Ausführungen zu behelligen, machen wir hier, da jezt der Plan geebnet iſt, auf dem wir unſere eigenen Bilder auftragen können, eine Pauſe. Wir bezeichnen hier nur zum Voraus die hauptſächlichſten unſerer Ideen.

In jenen wild zerriſſenen Auſtralländern, in jenen weitgeſtreckten Inſelgruppen zwiſchen dem ſüdlichen Aſien und Amerika erkennen wir die Reſte eines mächtigen Kontinents, deſſen Verſinken zu der lezten Revolution das Signal gegeben zu haben ſcheint. Wir werden wahrſcheinlich zu machen ſuchen, daß, wenn die kaukaſiſche Race überhaupt vor dieſer Periode exiſtirte, ſie auf keinen Fall weder der Urſtamm der Menſchheit iſt, noch

Digitized by Google

auch damals der herrſchende war, ſondern daß der mongoliſche Typus der Menſchengeſtalt die Hauptrolle ſpielte. Die Betrachtung, daß allem nach die größere Maſſe des Feſtlandes, ſtatt jezt in der nördlichen, einſt in der ſüdlichen Hemiſphäre ſich befand und vorzüglich den großen Ocean zwiſchen den Oſtküſten Aſiens und Amerikas erfüllte, wird uns Mittel und Wege an die Hand geben, die Bevölkerung des leztern Welttheils mit der übrigen Welt naturgemäßer zu verknüpfen, als durch das ſchwache Band, das über Katharinens Archipel läuft. Wir haben nach unſerer Vorſtellungsweiſe nicht nöthig, die Ahnen der Bewohner des höchſten Nordens mit dem unwiderſtehlichen Drang zu beſeelen, jene troſtloſen Landſtriche zu erreichen, wo Land und Meer in der Erſtarrung verſchmelzen; ſie erſcheinen uns vielmehr als die dem Schiffbruch der lezten Umwälzung entgangenen, verkümmerten Reſte einer Bevölkerung, welche einſt in denſelben oder benachbarten Breiten eines freundlicheren Klimas genoß, bevor jener innere Wärmequell der Erde auf eine uns wahrſcheinlich ewig unbegreifliche Weiſe verſiegte und der Scheitel der Erde die ſtarrende Eishaube anzog. Es dürfte ſich uns ergeben, daß der Zeitraum von wenig mehr als vierzig Jahrhunderten, welchen man der jetzigen Erdperiode anweiſen kann, denn doch an ſich, und auch nach manchem Zeugniß der Geſchichte, für die Entwickelung der Kultur von den erſten Anfängen an, zu kurz erſcheint, und daß das durch die große Revolution zertrümmerte und verſchlagene Geſchlecht hie und da aus dem Zuſtande vor demſelben nicht blos vage Reminiſcenzen herübergenommen, ſondern, wenn auch nicht den Text, doch gleichſam die Melodie einer frühern Kultur behalten haben muß.

Auf den Sundiſchen und Molukkiſchen Inſeln, auf den Karolinen und weiterhin, kurz in den Ländern, welche uns für Trümmer des Bodens gelten, auf dem ſich in einer Vorzeit die Nationen tummelten, verſchmolzen, drängten, wie heute, ſehen wir zertrümmerte Völker von Negerbildung mit Völkern mongoliſchen Stammes vielfältig vermiſcht oder von leztern umſchloſſen. Der Mongole und Malaye ſcheinen hier von Uralters her dem Neger gegenüber dieſelbe Rolle geſpielt zu haben, welche in der jetzigen Zeit der gewaltthätige Europäer den andern Racen gegenüber ſpielt. Der Mongole hat die alten ſchwarzen Autochthonen der heißen Erde verdrängt und dezimirt, und wenn von uns der mongoliſche als der herrſchende Stamm in der der jetzigen vorangegangenen Periode bezeichnet worden iſt, ſo möchte der Neger das eigenthümliche Produkt einer noch frühern ſeyn und ſich im Fortgange der Erdbildung, abgeſehen von dem durch übermächtige Völker anderer Race an ihm geübten Druck, nur da erhalten haben, wo die klimatiſchen Verhältniſſe denen jener weit ab liegenden Zeit, wo er vielleicht der einzige Repräſentant der Menſchheit war, ähnlicher geblieben ſind als in höhern Breiten.

Wir werden uns bei der Dunkelheit, welche über den Anfängen der Menſchengeſchichte und der Geſchichte der ſucceſſiven Bildung, gleichſam der Wanderung des feſten Landes gleich ſehr brütet, mit dem negativen Beweiſe begnügen müſſen, daß unſer Hauptſatz einerſeits mit den Traditionen der Menſchheit, mit den aus den Tiefen der Geſchichte heraufhallenden, unſichern Klängen, andererſeits mit den bis jezt konſtatirten Thatſachen der Geologie wenigſtens nicht im Widerſpruch ſteht; der Satz nämlich: die drei Hauptformen, in welche heutzutage das Menſchengeſchlecht zerfällt, ſind allerdings Produkte des Klimas oder der allgemeinen phyſiſchen Konſtitution der Erde, aber nicht in der gegenwärtigen Periode, ſondern in verſchiedenen Perioden. Der älteſte Typus, einer Zeit entſproſſen, wo die allgemeine Erdtemperatur wohl noch höher war, als vor der lezten großen Fluth, iſt der Neger, der mittlere der Mongole, der neueſte der Kaukaſier. Das Siegel, das jede Periode ihrem eigenthümlichen Geſchöpfe aufdrückte, blieb, wenn lezteres auch in die folgenden übergriff, unvertilgbar. In jeder Weltzeit zerſchlug ſich die herrſchende Form, nach den individuellen Klimaten im weiteſten Sinn, in Spielarten, in Nationen und Stämme; aber noch jezt, bei der im Laufe der Zeiten unendlich vervielfältigten Vermiſchung, iſt im Völkerchaos jenes urſprüngliche dreifache Gepräge unverkennbar. Der Neger iſt das Kind des Erdenſommers, der Mongole bezeichnet den Herbſt, und jezt ſteht Winters Anfang im Kalender der Erde. Der Neger iſt das Kind der Erde, das nicht weiß, was geſtern war, noch was morgen ſeyn wird, der Mongole ſtellt den Jüngling vor mit dem ſtarren Kopfe voll Vorurtheilen, und der Kaukaſier iſt ſchon durch die Fülle des Bartes, gegen deſſen kärgliche Spuren die andern meiſt einen langweiligen Krieg führen, als Mann bezeichnet.

Der Weiße wäre dieſem nach nichts weniger als der Ahnherr der Menſchheit, ſondern nur ein geiſtreicher Parvenu, der über die alten Ariſtokraten der Erde, welche ob der lezten großen Revolution derſelben faſt alles vergeſſen und ſeitdem nicht viel gelernt haben, das Uebergewicht im Körperlichen und Geiſtigen gewonnen hat, der ſie beherrſcht und tyranniſirt. Er hat unter der Deſcendenz jener alten Häuſer furchtbar aufgeräumt mit Pulver und Branntwein, er jagt ſie aller Orten von Haus und Hof, er iſt überall, wo er ſeine Banner aufpflanzt, und wo hat er ſie nicht aufgepflanzt? reſpektirt und gefürchtet. Nur an einem Punkte der Erde, da, wo, wie man glauben ſollte, die antediluvianiſche Kultur gleich einem Steinbilde in die jetzige Welt hereinragt, wo der längſte Zopf am eigenſinnigſten Schädel ſizt, in China und Japan, begegnet er dem Adelſtolze eines ältern Geſchlechts; dort läßt man ihn fühlen, daß er von geſtern her iſt, und

Digitized by Google

behandelt ſeine Anſprüche auf die Ehre, der adelige Urſtamm der Menſchheit zu ſeyn, als abgeſchmackte Anmaaßung.

Sylveſter.

Hier bring' ich dir, du altes Jahr,
Am Abend deiner lezten Stunden
Zwei Blumenſträuße, ſchön gebunden,
Von ſchlichtem Glas umfangen, dar.

Denn wie das Glas hier zum Gewand
Dem zarten Blumenſtrauß gegeben,
So iſt des Jahres Kreis ein Band
Für blühend und verblühend Leben.

Und wie verblühen Alles muß,
Was Stunden, Tag und Jahr umfangen,
So färbet dieſer Blumen Wangen
Nichts anders, als des Todes Kuß.

Doch weil ſie ſterben im Erfreu'n,
Drum plaudern, ſelbſt in ihrem Schweigen,
Von aller Freuden ſüßem Schein
– Die zarten, liebevollen Zeugen.

Sie ſinken nun in jenen Schooß,
Für welchen alle Blumen blühen;
Und ſo in Düften zu verglühen,
Däucht ihnen ein glückſelig Loos.

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Beſchluß.)

Die Schiedsrichter und das mündliche Verfahren. Der Oberbürgermeiſter und die Stadtverordneten.

So eben wird eine Annäherung an das Gerichtsverfahren unſerer weſtlichen Provinzen auch in unſern eingeführt. Das Inſtitut der Schiedsrichter, eine Art jus praetorium, Friedens- und Billigkeitsrecht, beſtand ſchon ſeit geraumer Zeit für Oſt- und Weſtpreußen und für Polen; es verminderte nach dem Ausweis ſtatiſtiſcher Tabellen um ein Anſehnliches die Prozeßluſt, welche in ungebildeten Gegenden um kleinlicher Urſachen willen oft ſo gereizt und erhizt iſt. Man ſtreitet ſich, ob in dieſem Inſtitut eine doktrinäre Anerkennung des mündlichen Verfahrens von Seiten der Regierung liegen ſoll, oder ob wohl gar eine gewiſſe Ausgleichung der beiden juriſtiſchen Syſteme unſers Landes dadurch könnte bezweckt werden. Ich zweifle nicht, daß beides in der Abſicht des Gouvernements liegt; doch würde ich auch für beides dann andere Ausdrücke wählen; denn von einer Anerkennung des rheiniſchen Gerichtsverfahrens kann da nicht die Rede ſeyn, wo es ſich nur um das Befolgen einer beſchwornen Garantie handelt, ebenſowenig von einer Ausgleichung, wenn damit geſagt werden ſoll, daß dieſelbe Gerichtsverfaſſung zum Zwecke der Conformität etwas von ihrer vollſtändigen Integrität verlieren dürfte; ſondern alle dieſe Vermuthungen löſen ſich in die einfache Thatſache auf, daß die Regierung das Beſte des Landes will, daß ſie aus ihm nicht das Geld und die Moralität durch Beförderung langwieriger Prozeſſe um kleiner Urſachen willen ſaugen will, und daß ſie ſich dazu eines Mittels bedient, worin die Aehnlichkeit mit der Gerichtsverfaſſung der Rheinlande häufig zufällig iſt.

Ich war begierig, dem erſten Verſuche einer öffentlichen Sizung auf unſerm Stadtgerichte beizuwohnen, und rechnete darauf, Ihnen ein pikantes Bild derſelben zu entwerfen; allein am 1ſten Oktober, wo unſere Geſchwornen und Bagatellrichter debütiren wollten, war die Vorſtellung abgeſagt, am 15ten gleichermaßen, ebenſo am 1ſten November, und ich verlor den Muth, an die neuen Termine zu glauben und mir die Morgenſtunden zu ſtehlen. Als ich auf dem Stadtgericht war, ging noch Alles ſeinen alten Schlendrian, bei verſchloſſenen Thüren, und ich hörte nur immer, daß der neue mündliche Saal, das große Bagatellzimmer, noch nicht in dem baulichen Zuſtande ſey, in welchem er bei ſeiner Eröffnung erſcheinen müſſe. Oder ſollte der Grund der langen Verzögerung ein anderer ſeyn? Studieren vielleicht die Juſtizräthe erſt Zachariäs Buch über die gerichtliche Beredſamkeit? oder halten ſie Probe, um ſich vor dem Publikum keine Blöße zu geben? Kurz, der Saal iſt noch nicht fertig, und wenn er es erſt im nächſten Jahre wird, ſo gehe ich doch hin und hole mir die Materialien zu einem Genrebild, das luſtig genug ſeyn wird.

Alle Zeitungen haben ſchon ſeit langer Zeit von Berlin die Nachricht aufgenommen, daß die Stadt mit ihrem oberſten Vorſtande in fortwährenden Zwiſtigkeiten ſteht; doch verbreiteten ſie eine andere Anſicht derſelben, als der Wahrheit gemäß iſt. Wir, ich meine alle die ehrlichen Leute, welche konſtitutionelle Geſinnungen haben, wir ſind gewohnt, überall, wo wir von Repräſentation und von Oppoſition hören, da immer das Rechte auf Seiten der Widerſprechenden zu finden; doch verhält ſich bei uns dieß Ding ganz anders. Allerdings ſind die Stadtverordneten eine Repräſentation, allerdings opponiren ſie gegen den Bürgermeiſter, aber in welchem Sinne? Sind ſie die aufrichtigen Anwälte der bürgerlichen Intereſſen? verwechſeln ſie, die Reichen, ihre eigenen Fähigkeiten nicht mit denen ihrer Conſtituenten, welche arm ſind? hat Herr von Bärenſprung nicht einiges Recht, von ihnen gewiſſe Dinge zu verlangen, welche zu leiſten ſie ſich bei ſeiner Wahl verpflichtet hatten? Die kleinen Bürger beantworten dieſe Fragen anders, als jene Ariſtokraten, welche ſie repräſentiren. Sie verwünſchen dieſe, welche aus eigenem Antriebe dem Herrn von Bärenſprung 3000 Rthlr. Penſion bewilligten, falls er ſeine Stelle niederlegen würde, ein Fall, der bei dieſen unaufhörlichen Reibungen ſogleich eintreten kann. Sie verwünſchen ſie, weil ſie dem Bürger Laſten aufwälzen, und halten den Bürgermeiſter in Ehren, weil er ſich in ihrem Intereſſe dagegen ſträubt. Einſtweilen haben ſich aber die Partheien verſöhnt, und dazu ſehr paſſend das Feſt der gegebenen Städteordnung gewählt.

Auflöſung der Räthſel-Korreſpondenz in Nr. 311:
Sprich! gedenkſt du mein? Antwort: Ewig dein!

Beilagen:
Kunſtblatt Nr. 105 und Monatsregiſter December.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 97.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 3. Dezember 1833.

Kunstausstellung in Nürnberg.

(Beſchluß.)

Nr. 68 — 90. C. Kreul jun., Maler, ein Sohn des vorigen; ein Künſtler, der ſeine große Meiſterſchaft in Genreſtücken mit jedem neuen Werke mehr bewährt. Gründliches Studium der Natur, großer Fleiß in der Ausführung, viel Gefühl für Farbe und die Harmonie derſelben zeichnen ſeine Gemälde aus. Noch iſt ſein Farbenauftrag, etwa mit Ausnahme ſeiner letzten Bilder, zu dünn, er führt den Pinſel zu delikat und zart. Ich führe ſeine ſämmtlichen Oelgemälde an. Nr. 68. Eine Verlobung, faſt lauter Portraite. Das liebende Paar (der Jüngling etwas zu groß gezeichnet) ſteht vor den am Tiſche ſitzenden Eltern. Die Aufmerkſamkeit Aller iſt auf das beſtätigende Wort des noch unentſchieden zweifelnden Vaters gerichtet, weßhalb das ganze Bild wenig Bewegung in der Handlung zeigt. Außerdem iſt es trefflich gemalt, der Farbenton und die effektvolle Beleuchtung ſind gut gewählt, auch die Nebenſachen mit Künſtlergefühl nett und zart behandelt. Nr. 69. Ein Landmädchen iſt über dem mühſamen Schreiben eines Liebesbrieſes eingeſchlafen und wird von der ſeitwärts eintretenden Mutter belauſcht; eine vorzüglich gelungene Arbeit, in welcher der Künſtler Haltung und Farbenſchmelz mit wahrem Naturſtudium verbunden hat. Nr. 70. Ein alter blinder Violinſpieler vor der Thüre ſeines ärmlichen Hauſes ſitzend, neben ihm ein kleines Mädchen, das um Almoſen bittet. Das etwas größer ausgeführte Original war in der Hertel'ſchen Kunſtſammlung zu ſehen und gehört namentlich wegen der paſtoſern Malerei zu dem Allerbeſten, was Kreul geliefert hat. Mit ſinnvollem Reichthum verſtand der Meiſter in der Kleidung und im Bauwerk die Armuth zu bezeichnen. Nr. 71. Krankenbeſuch eines Geiſtlichen bei einer Wittwe, die erſt vor Kurzem die Nachricht von dem Tode ihres abweſenden Gatten erhalten hat. Vortrefflich und mit vieler Sachkenntniß iſt der Kopf der Kranken ausgeführt; im ſchönen Contraſte ſtehen die beiden von einem Mädchen gehaltenen Kinder, welche von der ungewöhnlichen Scene heiter geſtimmt, nicht ahnen, was hier vorgeht. In der Stellung des Bettes hat der Künſtler ſich eine für die Malerei zu ſchwierige Aufgabe geſtellt, ſo daß aller ſeiner Bemühung ungeachtet die Bettſtelle jedem Beſchauer, der ſie nicht vom richtigen Augpunkt aus betrachtet, zu kurz zu ſeyn ſcheint. Nr. 78. Ein Kapuzinerkloſter. Dieſes Bild iſt ſehr charakteriſtiſch und mit viel Geiſt dargeſtellt. Man erblickt durch eine offene Kirchthüre ein beichtendes Mädchen, im Vordergrunde ſtehet ein rathfragendes Mädchen vor einem Kapuziner, und im Mittelgrunde zahlt einem andern Kloſterbruder ein Landmann den Beichtgroſchen, welcher nicht aus dem Seckel heraus will. Nr. 73. Ein alter betender Bauer, ein kleines ſchönes Bild, der Natur abgelauſcht und mit Fleiß ausgeführt.

Unter den Nr. 74 — 90 vorkommenden Aquarell-Zeichnungen, in welchen ſich durchgehends geiſtreiche Anordnung, große Correktheit in der Behandlung der Köpfe, und geſchmackvoller Vortrag des Coſtüms, nur etwas flüchtige Behandlung der Hände und einzelnen Beiwerks findet, ſind beſonders bemerkenswerth: eine Dame, welche von einer Bauersfrau ein Huhn kauft, ein ſpinnendes Mädchen aus Zell in Tyrol, ein Gänſemädchen aus der Gegend von Oettingen, eine Bettelfrau und die Sennerin auf der Kreuzalpe beim Schlierſee.

Nr. 97 — 115. C. H. Mayer, Maler und Kupferſtecher. In dem männlichen Portraite Nr. 97 hat ſich der Künſtler in einem Paſtellgemälde, das mit Keckheit und warmem Ton ſehr lobenswerth ausgeführt iſt, ehrenvoll verſucht. Auch unter den, in einem Rahmen befindlichen Stahlſtichen ſind einige wohlgelungene punktirte Portraits.

Nr. 116. J. G. A. Moßner, Schriftſtecher, hat in einem Rahmen ſchöne Adreſſen und Wechſelſchrift-Proben vorgelegt.

Digitized by Google

Nr. 130 — 133. Fr. J. Sauterleute, der bekannte ausgezeichnete Glasmaler, der in der Behandlung der Glasſchmelzung, in der außerordentlich fleißigen Ausführung, in der trefflichen Carnation, die ſelbſt bei den beſten Malern der früheren Jahrhunderte ſelten oder nie ſo gefunden wird, allen lebenden deutſchen Künſtlern in dieſem Fache an die Seite geſtellt werden kann, hat hier nicht mehr als vier und unter dieſen nur ein wahrhaft ausgezeichnetes Glasgemälde, die Heimſuchung der Maria nach Albrecht Dürer, ausgeſtellt. Wer ſeine Leiſtungen im vollen Glanze ſehen wollte, mußte erſt vom Muſeum aus den weiten Weg zu Aſſeſſor Hertel am Wöhrderthor machen.

Nr. 134. Frz. v. Stadler, Kupferſtecher, lieferte eine ſehr gelungene Copie der Magdalena von Correggio.

Nr. 136 — 152. Fr. Wagner, Kupferſtecher, gab eine ſchöne Kreidezeichnung, Johannes in der Wüſte nach Guido Reni, und nach derſelben einen durch Zeichnung, Kraft, Farbe und Gewandtheit des Stichels ſich auszeichnenden Kupferſtich, welchen der Verein zu ſeiner dießjährigen Verlooſung unter ſeinen Mitgliedern gab. Dieſe Verlooſung, die an ſich unbedeutend geweſen ſeyn ſoll, gewann durch dieſes Blatt eine beſondere Auszeichnung vor mancher andern, wo der allgemeine Treffer blos ein lithographirtes Blatt bietet. Zu wünſchen iſt, daß der Künſtler, der ſich bisher nur mit Vignetten beſchäftigte, in ſolchen größeren Blättern öftere Beſtellung finden möchte. Auch unter den ausgeſtellten Vignetten im Stahlſtich zeichnen ſich mehrere durch Nettigkeit und Kunſtgefühl aus.

Nr. 153. Franz Wagner, Maler, männliches Portrait, ein Oelgemälde, ein ziemlich paſtoſes Bild von ſchöner Färbung. Das darauf folgende Bild würde gewonnen haben, wenn der Künſtler die Landſchaft mehr nach dem Studium der Natur ausgeführt hätte.

Nr. 156. 157. Ph. Walther, Kupferſtecher. In der Anbetung der Hirten an der Krippe, Aquarellzeichnung in Großfolio, hat er eine Copie des lebensgroßen Originalgemäldes von M. A. Caravaggio mit vieler Wahrheit und Treue gegeben. In dem Volkamer'ſchen Fenſter in der Lorenzer Kirche hat er ſich als einen ausgezeichneten Aquarellzeichner bewährt. Die richtige Auffaſſung des gothiſchen Styls, die reinen Conturen, der durchſichtige Farbenglanz und die kraftvolle Effektbehandlung trugen dazu bei, alles andere in der Art zu verdunkeln.

Nr. 162 — 166. C. Wießner, Maler und Kupferſtecher. Vorzugsweiſe hat ſich Wießner in einer getuſchten Zeichnung, Erinnerungsblatt für Freunde Muggendorfs und ſeiner Umgebungen, wovon auch ein Aezdruck vorlag, hervorgethan. Naturgetreue, gutgewählte Auffaſſung, verbunden mit einer reinen, zarten und effektvollen Ausführung, geben dieſem Werke eine Vorzüglichkeit, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Möge er den Kupferſtich recht bald und in gleicher Vollendung geben! Noch habe ich die Ausſicht vom Schloßzwinger gegen das Thiergärtnerthor in Nürnberg, Nr. 164, und die große Linde bei Baireuth in Mondſcheinbeleuchtung, Nr. 165, beides getuſchte Zeichnungen, zu rühmen.

Nr. 167 — 174. G. Chr. Wilder, Maler und Kupferſtecher, hat eine Reihe von wohlgelungenen architektoniſchen Handzeichnungen ausgeſtellt. Dieſer Künſtler bleibt ſich immer gleich in ſeinem Vortrage; zu bewundern iſt der Fleiß, mit welchem er Alles bis auf's Kleinſte behandelt. Man möchte ſeinen Bildern nur etwas mehr Colorit und Effekt wünſchen; die Lichter ſind zu zerſtreut und nicht genug auf die Hauptmaſſe berechnet. Unter den ausgeſtellten Werken zeichnete ſich eine getuſchte Zeichnung, Nr. 167, Ausſicht von der Freiung gegen die Stadt, dann die Aquarellzeichnungen aus, Nr. 169, 170, innere Anſicht von dem Chor der Sebalder und Lorenzer Kirche, Nr. 175, äußere Anſicht der Lorenzer Kirche von der Mittagſeite, und Nr. 179, eine Monſtranz in der Kirche zu Neukirchen am Brand.

Nr. 184. 185. Im Anhang des Catalogs, Lindpaintner, königl. baier. Hauptmann und Adjutant, zwei Landſchaften aus dem baieriſchen Hochgebirg, mit viel Fleiß und Naturſtudium dargeſtellt. Die Fernſichten ſind warm und duftig gehalten, Sonnenlicht und transparente Schlagſchatten ſind mit Gefühl wiedergegeben, und Effekt und Luftperſpektive wohlverſtanden.

Nr. 187 — 189. Gleichfalls im Anhang. W. Wanderer lieferte drei ziemlich gut gelungene Portraite.

Warum ſuchte ich bei dieſer, wie bei früheren Ausſtellungen vergebens Werke von Reindel und Heideloff?

Am Schluſſe ſehe ich erſt, daß ich weitläufiger geworden bin als ich Anfangs wollte. Daher füge ich nur noch das Einzige bei, daß der Magiſtrat der Stadt zu Ehren des Volksfeſtes für die ausgezeichnetſten Werke der Ausſtellung Medaillen mit den Bildniſſen Dürers und Böheims auf der einen und den Emblemen des Handels, der Kunſt und der Gewerbe auf der andern Seite zu Preiſen beſtimmt hat und daß die Preiſe für die Plaſtik auf Henſchel, für die Oelmalerei auf Klein, C. Kreul und Lindpaintner, in der Handzeichnung außer Klein und Kreul auf Walther, Wießner, Wilder und C. Geißler, im Kupferſtich auf Fr. Geißler und Wagner, in der Glasmalerei endlich auf Sauterleute fielen.

Möge die Kunſt in der alten berühmten Noris ferner blühen, mögen die Künſtler ſtets die Anregung finden, bei welcher ihre Talente ſich zur Meiſterſchaft entfalten können!

C . . . P . . .

Digitized by Google

Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford.

(Fortſetzung.)

Nach Apollodor findet die Verſöhnung zwiſchen Herakles und Apollon gleich nach dem Kampfe um den Dreifuß ſtatt, weßhalb Vaſengemälde den Ort der Handlung entweder in das delphiſche Heiligthum ſelbſt verlegen, oder in die unmittelbare Nähe deſſelben. Von einer *Ausſöhnung* mit der *Artemis* aber wird, ſo viel ich weiß, nirgends etwas erwähnt, obſchon er ſich bei der Göttin wegen des Raubes der Hindin möglichſt entſchuldigt und ſie einſtweilen beſchwichtigt (πραΰνας τὴν ὀργὴν τῆς θεοῦ Apoll. II, 5, 3.). Ihr noch unverſöhnter Sinn iſt auch hier beſonders ſchön ausgedrückt, ſowohl durch ihre feindliche Stellung, welche das Kitharſpiel des Bruders nicht zu ändern vermag, als auch durch das Thier ſelbſt, welches ſich ängſtlich abwendet, wie es ſeinen Quäler erblickt. Erinnern wir uns jetzt an die Ἄρτεμις Ὑμνία und die große Bedeutſamkeit, die ſie als Ehegöttin hat, ſo finden wir augenblicklich, daß die ganze Reihe von Nr. 1 bis 7 in gamiſchen Abſichten erſcheint. Artemis muß erſt verſöhnt werden, ehe Hebe Herakles Gemahlin werden kann, und als Mittelsperſonen treten auf Apollon und Athene.

Die nächſte Figur, mit welcher der dritte Zug beginnt, wird von den Auslegern für Letho gehalten, weil die pythiſchen Gottheiten verbunden vorkommen. Allein ſchon die Hoheit der Geſtalt — ſie iſt die würdigſte weibliche Figur in dieſem Relief — weiſt auf eine erhabnere Göttin hin, wie etwa die Ἥρα τέλεια gedacht werden mag. In der That gewinnt dieſe Vermuthung einige Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſie mit der ihr ſehr ähnlichen Hera auf dem capitoliniſchen Puteal vergleicht, deſſen Götter faſt Nachbildungen der unſeren ſcheinen. Allein wie annehmbar das ſeyn mag, ſo müſſen wir doch erinnern, daß die σφενδόνη bei allen andern Göttinnen (ſie wird faſt allen beigelegt; ſ. beſ. den dreiſeitigen Altar im Mus. Pio. Clem. T. VI. tav. B.) fehlen darf, nie aber bei der eigentlichen Hera, bei welcher ſie nicht leerer Schmuck iſt, ſondern entſtanden aus dem Modius, der durchaus zu dem Weſen dieſer Gottheit gehört. Wir erkennen aus dieſer Rückſicht vielmehr in der bezeichneten Figur eine Ἀφροδίτη Ἥρα, nach Pausan. III. 13. Dieſer opferten die Mütter für die heirathenden Töchter an den Protelien, und ſie iſt es, die nicht blos den Liebeszauber erregt, ſondern auch den heirathenden Jungfrauen ganz beſonders beiſteht; nach Diod. Sicul. V. 73. Sie erſcheint daher häufig, wie auch hier, als προμνήστρια, iſt im Alterthume durchaus bekleidet, und als Venus Felix oder Genitrix das höchſte Ideal der Ehegötter. (Daher Pind. Pyth. IX. 21. Ἀφροδίτα ξυνὸν ἁρμόζοισα γάμον.) Bei Visconti im M. Pio Cl. T. IV. tv. 8. iſt Sallustia als ſolche dargeſtellt, und (abgeſehen von dem eigenthümlichen Zuge der Venusbilder, daß häufig trotz aller Bekleidung die *eine* Bruſt oder auch nur der eine Oberarm entblößt iſt) der unſrigen an Hoheit gleich, inſofern nämlich die Grundzüge der Schönheit mit ihrer höchſten Vollendung immer noch in Beziehung ſtehen. Selbſt die ſo häufig wiederkehrende, unnachahmliche Haltung der πτέρυγες iſt dort wie hier. Unſere Aphrodite trägt, wie ſonſt die Muſen, den joniſchen Chiton (χιτὼν μαχχλωτός); ob ſie in ihrer rechten Hand vielleicht die ὑποθῆκαι, die tabulae nuptiales hält, laſſen wir unbeſtimmt, nur ſo viel iſt gewiß, daß es nicht etwa ein Zipfel ihres Gewandes iſt.

Zwei höchſt merkwürdige Stellen bei Plutarch γαμικὰ im Anfange und bei Phurnutus de natura Deorum c. 24 p. 197 ſprechen die innigſte Verbindung zwiſchen der Aphrodite, dem Hermes und den Chariten bei gamiſchen Verhältniſſen aus. Plutarch's Worte ſind: καὶ οἱ παλαιοὶ τῇ Ἀφροδίτῃ τὸν Ἑρμῆν συγκαθίδρυσαν ὡς τῆς περὶ τὸν γάμον ἡδονῆς μάλιστα λόγου δεομένης, τήν τε Πειθὼ καὶ τὰς Χάριτας, ἵνα πείθοντες διαπράττωνται παρ' ἀλλήλων ἃ βούλονται, μὴ μαχόμενοι μηδὲ φιλονεικοῦντες. Phurnutus ſagt ziemlich daſſelbe. So iſt denn alſo Hermes hiehergeſtellt, nicht etwa wie Seneca de Benef. bei einer ähnlichen Veranlaſſung meint, quia pictori ita visum est; ſondern er vertritt hier aus zwei bedeutenden Gründen die Stelle des νυμφαγωγός oder παράνυμφος, einmal als beſtändiger Gefährte des Herakles, dann aber auch als Ehegott ſelbſt. Er iſt mit dem ἱμάτιον τετράγωνον bekleidet, hat die talaria, und ſein Haar, wie das der übrigen Gottheiten dieſes Zuges — beſonders auffallend iſt Apollon's Haarſchmuck — ſcheint feſtlich geſchmückt geweſen zu ſeyn; er iſt ferner bärtig, wie häufig auf den älteſten Denkmälern (ſ. Winckelm. Mon. ined. I. f. 38. M. P. C. VI. p. 87. tv. B. Tischb. Engrav. t. IV. pl. 41 ff.)

Wir kommen jetzt zu den drei Geſtalten, welche Ottfr. Müller für die Chariten hält und über die ſich Dodwell alſo ausläßt: Next are three females, holding each other by the hand and dancing. — — Of these three figures that which is *furthest* from Mercury probably represents Venus, *as there is more tenuity in her dress, and her motions indicate that airy elegance which may be supposed to characterise the goddess of love.* (Iſt hier nicht zu viel auf den äſthetiſchen Beweis gegeben?) The two others which accompany her are probably her daughters, the two Graces... Ohne Gerhard's Werk geſehen zu haben, glauben wir behaupten zu dürfen, daß er nicht

Digitized by Google

mit Dodwell die erſte dieſer drei Figuren, ſondern vielmehr die mittlere für eine Ἀφροδίτη ἀναγομένη gehalten haben wird.

Was nun Hrn. Müller's Meinung betrifft, ſo hat dieſer große Archäolog, deſſen Verdienſte ich nicht genugſam zu ehren vermag, ſich über jene Figur dadurch täuſchen laſſen, daß ſich *ſcheinbar* alle drei die Hände reichen. Allein es gab *beſtimmte* χήματα ἐν οἷς Χάριτές τε καὶ Ὧραι καὶ Νύμφαι γράφονται (ſ. Xen. Sympos. c. VII. §. 5. vergl. Böttiger's Andeutungen S. 102), und die erhaltenen Kunſtwerke zeigen uns zwei dieſer Hauptſtellungen; entweder reichen die Chariten ſich die Hände zum emmeliſchen Tanze, eine beſonders im ältern Styl, wo ſie meiſt *bekleidet* ſind, oder ſie umarmen ſich gegenſeitig, und zwar iſt dieſe Stellung den *nackten* Grazien vorzugsweiſe eigen. Betrachten wir aber unſere Figuren genauer, ſo erſcheint leicht, daß Nr. 3 führt, Nr. 1 vor ſich hintreibt, mithin die mittlere die Geführte iſt. Zudem iſt mir durchaus keine Darſtellung der Grazien bekannt, in welcher ſie, in Bezug auf Kleidung, von einander ſo verſchieden wären, als in unſerem Basrelief. Wir halten nun nicht, wie Dodwell thut, die erſte und *zweite*, ſondern die erſte und *dritte* für die zwei alten Chariten, die bei den Athenern Auxo und Hegemone, die Nährerin und die Führerin, genannt wurden. S. Paus. IX. 35, 1. cf. III. 18, 4. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt, über die Ausgrabung der Ueberreste Raphaels.

Rom, 18. September 1833.

Was ſich in dieſen letzten Tagen hier bei uns zugetragen hat und gegenwärtig noch Alles beſchäftigt, was irgend Kunſt übt oder liebt, wovon ich Augenzeuge geweſen bin, das wird gewiß nicht minder Deine lebhafte Theilnahme erregen, als es mich auf's innigſte ergriffen hat, und da ſich die Nachricht davon gewiß ſehr ſchnell verbreiten wird, und daher leicht entſtellt zu dir gelangen könnte, ſo dünkt es mich, Pflicht zu ſeyn, Dir ſelber zu erzählen, was dieſe meine Augen geſehen, und faſt dürfte ich hinzuſetzen, meine Hände betaſtet haben.

Wiſſe denn, Theuerſter! daß ich in das offene Grab Raphaels geblickt habe, und ihn ſelber, den theuern, den unvergleichlichen Meiſter geſehen, wovon meine Seele dergeſtalt erfüllt iſt, daß es mir faſt ein Bedürfniß iſt, mich durch dieſe Mittheilung zu erleichtern. Gewiß wirſt Du, wenn Du dieß lieſeſt, nicht wenig verwundert ſeyn und es mir Dank wiſſen, wenn ich Dir den Hergang der Sache etwas näher berichte. —

Es wird Dir vielleicht bekannt ſeyn, daß ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in Rom eine Künſtlercongregation exiſtirt unter dem Namen: Congregazione dei virtuosi del Panteon; ſie beſitzt die Kapelle des heil. Joſeph im Pantheon und über derſelben ein Oratorium, zu welchem eine kleine Stiege unter dem Portikus, links vom Eingang führt, wo man ſich monatlich einmal verſammelt zur Berathung über Angelegenheiten der Congregation. In dieſer war es ſchon ſeit mehreren Jahren zur Sprache gekommen, daß man endlich einmal trachten müſſe, zur Gewißheit zu kommen über die beſtrittene Grabſtätte Raphaels, von der Einige, im Widerſpruche mit den deutlichſten Zeugniſſen, hatten behaupten wollen, daß ſie ſich in der Minerva befinden müſſe, indem dort die Urbinaten eine gemeinſchaftliche Begräbniß-Kapelle ſchon von jener Zeit her, beſäßen. Ich übergehe das Gefühl des Mißbehagens, das mich, ſo wie manche Andere, ergriff, wie zuerſt die Nachricht laut ward, der diesjährige Reggente der Congregation, der Dir bekannte Bildhauer Fabris, habe ſich wirklich die Erlaubniß zu verſchaffen gewußt, Nachgrabungen deßwegen in der Rotonda anſtellen zu dürfen, da dies Gefühl bereits durch allzumächtige Gefühle anderer Art verdrängt worden. — Die Canonici der Rotonda hatten die Hand dazu geboten, vom Vikariat ſowohl, als vom Cardinal Titulator der Kirche waren die Reſkripte eingeholt worden, und ſo ſchritt man zum Werk. — Da aber, wie Du Dich erinnern wirſt, die Akademie von S. Luka einen Schädel beſitzt, der, ich weiß nicht genau ſeit wann, für den Schädel Raphaels gegolten, ſo glaubte der diesjährige Präſident, Architekt Salvi, darauf dringen zu müſſen, mit einer akademiſchen Deputation dieſen Nachforſchungen beiwohnen zu dürfen, was er auch durchſetzte, und wobei ich denn das Glück gehabt, als eines der Mitglieder erwählt zu werden. Es wurden aber zugleich auch von der Accademia Archeologica und der Kommiſſion delle belle arti Deputationen beigeordnet, und ſogar Profeſſoren der Chirurgie und der Chemie dazu berufen, und die ganze Unterſuchung in Gegenwart öffentlicher Notare und ſelbſt des General-Vikars, des Governatore und des Maggiordomo vorgenommen, was ich Alles ausdrücklich erwähne, damit gar kein Zweifel über die äußerſte Gewiſſenhaftigkeit des ganzen Verfahrens bei Dir aufſteigen könne. —

Zu weit würde es führen, Dir die Reſultate der einzelnen Grabungen zu berichten, und wie wechſelsweiſe unſre Hoffnung bald ſtieg, bald wieder ſank; genug, am 14. Sept. d. J., am Kreuzerhöhungstage, genau um Mittag, zeigte ſich in deutlichſter Uebereinſtimmung mit dem, was Vaſari in Raphaels Leben darüber berichtet, ein ganz eingemauerter Sarg, der zwar bis auf wenige Splitter ſchon zerfallen war, aber die köſtlichen Ueberreſte, nach denen geſucht ward, noch in ziemlich wohlerhaltenem Skelet vollſtändig bewahrte, welches alsbald alle Anweſenden ohne Ausnahme, obgleich bis jetzt keine nähere ſonſtige Bezeichnung ſich gefunden, in Erwägung des Ortes, den unmöglich ein Anderer ſich hätte erwerben können, mit vollkommenſter Ueberzeugung für Raphaels unbeſtreitbare Gebeine anerkannten. Welch ein Schauer uns anwandelte, wie zuerſt die Ueberreſte des theuern Meiſters vor uns aufgedeckt dalagen, das wirſt Du aus dem, was unfehlbar in Dir ſelber vorgeht, wenn Du dies lieſeſt, beſſer abnehmen können, als ich es Dir zu ſagen vermöchte. —

(Der Beſchluß folgt.)

Nekrolog.

Am 29. Oktober ſtarb in Rom der Maler *Camuccini*, Bruder und Kunſtgehülfe des berühmten römiſchen Malers, an einem Schlagfluſſe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 98.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 5. Dezember 1833.

Stempelschneidekunst.

Es iſt bereits in einer frühern Nummer des Kunſtblatts (1832, Nr. 86) über ein paar neuere Arbeiten des gegenwärtig in Florenz lebenden geſchickten Medailleurs Antonio Fabris aus Udine die Rede geweſen. Bei dem Werthe ſeiner Leiſtungen, welche gegenwärtig als die vorzüglichſten ihrer Art in Italien genannt werden können, möchte ein chronologiſches Verzeichniß derſelben, mit Angabe der auf ihnen enthaltenen Darſtellungen und Inſchriften, nicht ohne Intereſſe ſeyn, und ich bin durch die Gefälligkeit des Künſtlers in Stand geſetzt, daſſelbe vollſtändig liefern zu können.

Fabris' erſtes Werk war eine Darſtellung des Katafalks, welcher in ſeiner Geburtsſtadt Udine 1823 bei Canova's Todtenfeier errichtet wurde. Von dieſer Medaille ſind nur 200 Exemplare geprägt worden. Die Vorderſeite zeigt Canova's Bildniß — das, mit geringen Veränderungen, in derſelben Art auf den beiden andern Denkmünzen wiederkehrt, die Fabris zu Ehren des großen Bildhauers verfertigte — mit der Umſchrift: Antonio Canovae, und unten: A. Fabris Utin. opus prim. Der Revers gibt eine Anſicht des Katafalks mit der Unterſchrift: Utinates parentabant XIII. Kalendas Maias An. MDCCCXXIII.

Von der Zeit, wo dieſe Medaille verfertigt ward (1824), bis zur zweiten, welche Canova's bekanntes Grabdenkmal in Venedig darſtellt, verfloſſen 4 Jahre. Gegenſtand und Inſchriften dieſer letztern (1828) wurden ſchon in der genannten Notiz erläutert und mitgetheilt, worauf ich hier verweiſe. Die fortſchreitende Ausbildung des Künſtlers iſt bei Vergleichung beider Werke ſichtbar. Zunächſt folgte eine allerliebſte kleine Denkmünze auf die Erbauung des Theaters zu Pordenone (1830). Auf der Vorderſeite ſieht man eine edle ſitzende Geſtalt, die Schutzgöttin der Stadt, das Haupt mit der Mauerkrone geſchmückt, die eine Hand auf's Knie, die andere auf ein Poſtament gelegt, an das ein Steuerruder lehnt und auf welchem das Wappen der Stadt dargeſtellt iſt; mit der Unterſchrift: Pordenone. Der Revers zeigt eine Abbildung des Theaters mit der Umſchrift: Teatro della Concordia. An. MDCCCXXX. G. B. Bassi inven. A. Fabris sculp. — Zunächſt (1830) folgte die Denkmünze, welche der Ausſchuß der Armenpfleger von Venedig ihrem damaligen Patriarchen, dem gefeierten Sänger der Tuniſias, Johann Ladislaus Pyrker, bei ſeinem Abgange nach Deutſchland widmete. Die Vorderſeite zeigt uns die edeln, milden Züge des trefflichen Mannes mit der Umſchrift: Ladislao Pyrkerio Patriarchae Venetiarum; auf dem Revers finden wir eine Vignette in Lünettenform: ein mit dem Kreuz bezeichneter Schild, Harfe, Poſaune, Biſchofskreuz, mit Kränzen umwunden. Inſchrift: Viro doctrina prudentia gravitate probatissimo patrimonii pauperum strenuo assertori Quindecimviri mendicitate ex urbe tollenda ut tanti praesidis Agriensem pontificatum adeuntis nomen honos benefacta aeternarentur MDCCCXXVII. — Der Anordnung nach ſchließt ſich an dieſe die Preismedaille an, welche für die Concurſe in der architektoniſchen Schule zu Livorno beſtimmt iſt (1831). Auf der Vorderſeite ſieht man das Bruſtbild des Erbauers der Domkuppel zu Florenz mit der Umſchrift: Philippus Brunelleschi f.; auf der Rückſeite eine Vignette: aufgerollte architektoniſche Zeichnung, Säulenkapital, Winkelmaaß und Lineal. Inſchrift: An. MDCCCXXV. Eques Carolus Michon scholam architecturae et ornatus Liburni instituit reditus ei de suo censu adtribuit annuorumque certaminum victores hoc nomismate honorari iussit.

Hatte Fabris ſchon in dieſen Arbeiten Rühmliches geliefert, ſo übertraf er ſie in ſeiner Denkmünze auf die Einweihung der in Canova's Geburtsorte Poſſagno erbauten Kirche, welche 1832 vollendet ward. Canova's Bildniß mit ſeinem Namen ziert die Vorderſeite; auf dem Revers erblickt man den Tempel mit ſeinen acht doriſchen Säulen und der dem Pantheon Agrippa's ähnelnden Rotunde. Der Fleiß und die Zartheit, womit dieſe

Digitized by Google

Darſtellung ausgeführt iſt, ſind faſt unglaublich. Selbſt mit der Loupe kaum lesbar, und doch ganz genau, iſt die Inſchrift der Kirche: Deo optimo maximo uni ac trino. Oben lieſt man: Charitas in patriam, unten: Dedic. An. MDCCCXXXI. — Von der gleichzeitigen Medaille, welche Dante'n und ſein Monument in S. Croce zu Florenz darſtellt, war bereits a. a. O. die Rede. Der Künſtler hatte das Mißgeſchick, daß der Stempel beim erſten Prägen zerſprang, und er ſich alſo von Neuem an die langwierige und mühſame Arbeit begeben mußte.

Das nächſte Werk war eine Denkmünze auf den im Jahr 1832 zu Florenz verſtorbenen ausgezeichneten Arzt und Anatomen Filippo Uccelli, dem in der feierlichen Sitzung der florentiniſchen Akademie der Georgofili 1832, in einer Gedächtnißrede des Dr. Tartini, ein rühmliches Denkmal geſtiftet wurde. Portrait und Name zieren die vordere Seite, auf dem Revers ſieht man eine über eine Schale ſich hinkrümmende Schlange mit der Umſchrift: Gl'Italiani alla virtù e al merito. An. M. DCCC.XXXII. — Von der Stadt Perugia wurde die Ehrenmedaille für ihren vormaligen Delegaten, Monſignor Ferri, beſtellt, einen Mann, der ſich in ſchwierigen Zeitumſtänden das Vertrauen und die Liebe aller Guten zu erwerben gewußt hatte. Die Vorderſeite zeigt ſein charakteriſtiſches Bildniß mit der Umſchrift: Karolus Ferri Perusinae provinciae praeses; der Revers den Greif des ſtädtiſchen Wappens mit den Worten: Conservatori. principis. urbis. propugnatori. Perusia. augusta. M.DCCC.XXXIII. Dieſe Medaille wird gegenwärtig in Mailand geprägt. Noch nicht geprägt iſt eine hübſche kleinere Denkmünze für die im J. 1830 in dem toscaniſchen Städtchen Borgo San Sepolcro geſtiftete Akademie des toscaniſchen Tiberthals, welche ſich während der kurzen Zeit ihres Beſtehens ſchon ſehr thätig bewieſen hat. Man ſieht darauf einen einfachen Lorbeerkranz mit den Worten: Al merito, und oben: Seggendo in piuma in fama non si viene; auf dem Revers den Flußgott des Tiberſtroms und im Hintergrund die Wölfin nebſt dem Knabenpaar, mit der Inſchrift: Accademia della valle tiberina toscana. Fondata in San Sepolcro il di XIX Settembre. an. MDCCCXXX. —

In dem gegenwärtigen Augenblick iſt Fabris mit zwei bedeutenden Arbeiten beſchäftigt. Die eine derſelben iſt eine Denkmünze auf den Großherzog Peter Leopold und die ihm in Piſa errichtete koloſſale Bildſäule von Luigi Pampaloni. Vorne ſieht man das Bruſtbild des um Toscana ſo verdienten, großen Fürſten mit der Umſchrift: P. Leopoldo I. G. D. di Toscana. Der Revers zeigt eine Abbildung der Statue auf dem hohen Poſtament (welches die Inſchrift trägt: Al Granduca Pietro Leopoldo quaranta anni dopo la sua morte), deſſen Fußgeſtell durch ein Basrelief von Santarelli verziert iſt, welches den Schutz darſtellt, den der Monarch der Agricultur angedeihen läßt. Die Umſchrift beſagt: I Toscani riconoscenti. Pisa. Anno MDCCCXXXII.— Dieſe Medaille, welche ſehr ſchön zu werden verſpricht, iſt bereits weit vorgerückt und ſoll zu Anfang nächſten Jahres erſcheinen. — Zu gleicher Zeit hat unſer Künſtler eine rieſenhafte Unternehmung begonnen: die Ghiberti'ſche Mittelthüre des Battiſterio's zu Florenz in einzelnen kleinen Tableaus in Erzguß darzuſtellen. Schon iſt mit dem erſten Bilde: Schöpfung, Sündenfall und Vertreibung aus Eden, der Anfang gemacht worden. Ich werde ſpäter Gelegenheit haben, auf dieſe Arbeit, welche eine lebhafte Unterſtützung von Seiten des kunſtliebenden Publikums verdient, ausführlicher zurückzukommen. *)

Florenz, Nov. 1833.

Alfr. Reumont.

Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Gluiford.

(Fortſetzung.)

Schon die Chariten in der Ilias und Odyſſee ſind genau von einander zu ſcheiden; in jener erſcheinen ſie immer als Gefährtinnen der Hera, in dieſer hingegen ſind ſie durchaus nur im Gefolge der Aphrodite (ſ. Od. ϑ, 364, σ. 194), und werden daher auch in Gemeinſchaft mit dieſer als Θεοὶ γαμήλιοι angerufen. Heſiodos Θεογον. 907. hat ſchon Zahl und Namen der Töchter Eurynome's vollſtändig, offenbar die jüngeren; er verbindet mit ihnen Ἔργα 73. die πότνια Πειϑώ, welche denn auch früh im Geleite der Aphrodite erſcheint, beſonders wo dieſe als Werberin auftritt, ſ. Pind. Pyth. IV. 215 sq. In alten Kunſtwerken werden ſie daher oft vereint dargeſtellt, z. B. wie ſie den Alexandros der Helena wieder zuführen (Winkelm. Mon. ined. f. 115), — bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis in dem weſtl. Sims des Parthenon's, — und auf einer höchſt merkwürdigen Vaſe aus Athen, die jetzt im Beſitz des Mr. Clarke in Cambridge iſt, und welche Walpole in ſeinen travels in various countrys of the East. p. 414 sq. beſchreibt: Aphrodite ſitzend, hinter ihr Peitho ſtehend, beide mit der Ueberſchrift: ΠΕΙΘΩ ΑΦΡΟΔΙΤΗ in goldenen Buchſtaben, vor ihnen der geflügelte Ἔρως.

Nichts war alſo leichter, als daß die beſtändige Begleiterin der Aphrodite endlich unter die Zahl der Chariten

---

*) In Deutſchland findet man Fabris' Medaillen bei Artaria in Wien.

ufgenommen wurde, wie denn Hermeſianar in ſeinen Ele- ien ſie als ſolche auftreten ließ, was Paus. p. 781. nicht anz mit Unrecht tadelt. Eine ſpätere Sage nennt die Χάρις ınd die Πειθώ geradezu als Chariten, ſtatt der alten Auro und Hegemone. (S. Manſo's mythol. Verſuche S. 126 — 462.) Nehmen wir nun zu dem Geſagten Plu- arch's Erklärung in den Erotic. p. 751. „Χάρις ἡ τοῦ θήλεως ὕπειξις τῷ ἄῤῥενι κέκληται πρὸς τῶν παλαιῶν“, und berückſichtigen wir den Begriff der bei Ehebündniſſen ſo wichtigen Πειθώ, ſo möchte keinem Zweifel unterliegen, daß unſre zwei Chariten, die auch hier im Dienſte die Aphrodite und als νυμφεύτριαι auftreten, jene zwei genannten ſind. — Unſere erſte Charis, die wir für die Hegemone oder Peitho ausgeben, iſt in ein koiſches Gewand gekleidet, mit der linken Hand zeigt ſie der ſchüchternen Braut den aus der Ferne nahenden Herakles; die zweite, die eigentliche Charis oder Auro, hat über dem doriſchen Chiton ebenfalls ein κιμβαρικόν, welches die Formen des Körpers genau erkennen läßt; ſie treibt mit der Linken die Hebe ſanft vorwärts, mit der Rechten erhebt ſie zierlich den unteren Theil ihres διαφανὲς ἔνδυμα. Sie ſchließt dieſe merkwürdige Gruppe der Himmelsbewohner.

Noch bleibt uns übrig, die Hauptperſon in dieſem dritten Akte unſeres kunſtreichen Drama's genauer in's Auge zu faſſen; ſie iſt die **Braut** ſelbſt, die jugendliche Göttin, mit allen Zeichen jungfräulicher Verſchämtheit, beſonders ausgedrückt durch die ſanfte Neigung des Kopfes, wodurch ſie ihr Erröthen verbergen zu wollen ſcheint, durch die ganze Haltung des Körpers, in welcher man das Zögern deutlich wahrnimmt, und endlich durch die Haltung der Hände ſelbſt. Sie iſt in einen verhüllenden Peplos gekleidet, den ein ζωστὴρ unterhalb der Bruſt züchtig zuſammenfaßt. Wie unerkenntlich auch die Formen ihres Kopfes ſind, ſo ſieht man doch deutlich, daß ſie die καλύπτρα trägt, die Bräuten eigenthümliche Kopfverhüllung (ſ. Poll. Onom. III, 37), von welcher, nach Varro, die nupliae den Namen haben. Dieſen Schmuck verdanken die Bräute der Ἥρα Τελεία, von der Lactanz Institut. divin. I, 17. ſagt; nobilissimum et antiquissimum Junonis templum est Sami, et simulacrum **in habitu nubentis** figuratum. Dieſen habitus erkennen wir aus einer Münze mit der Umſchriſt CAMIΩN bei Millin Gal. mythol. XII, 49. Hier erſcheint Hera mit dem Modius auf dem Haupte, und das „κάλυμμα κεφαλῆς, welches jedoch keineswegs **das Antlitz verdeckt**, ſcheint über ihrem Rücken herabzufallen. Dies war aber bei dem Brautſchleier nicht der Fall; denn Feſtus nennt die calyptra ausdrücklich genus vestimenti, **quo capita operiebant**, und **wie** dies geſchah, iſt aus dem Brautzuge des Eros und der Pſyche hinreichend bekannt. Urſprünglich alſo bedeckte die Brauthülle das Geſicht **ganz**, und das Zurückſchlagen deſſelben galt für ein Zeichen, daß die Braut mit dem Willen ihres hoffenden Gemahls vollkommen einverſtanden ſey; — wie denn auch Philoſtratus de Imagin. I. 17. p. 787. von der Hippodamia ſagt: ἤδ' ἔσταλται τὸν γαμικὸν τρόπον, ἄρτι τὴν παρειὰν ἀνακαλύπτουσα, ὅτι εἰς ἀνδρὸς ἥκειν νενίκηκεν. Dieſe Worte gelten auch ganz eigentlich von unſerer Braut; ſie hält noch die zögernde Rechte von dem äußerſten Ende der calyptra, die in einen ῥοισκός ausgeht, und es ſcheint der Moment dargeſtellt zu ſeyn, wie ſie jenes beglückende Zeichen dem heranſchreitenden Heroen zu geben im Begriff iſt.

Zum Schluſſe dieſes Aufſatzes möge dem Verf. vergönnt ſeyn, die geneigten Leſer auf ein Vaſengemälde in Millingen's Vases inéd. aufmerkſam zu machen, welches mit unſerem Ἄβας γάμος verglichen zu werden verdient. Das Gemälde auf pl. 22. (?) l. c. zerfällt in drei Theile, und ſtellt „die Heimführung der Braut“ vor. In dem Theile links ſehen wir die mit dem Brautſchleier engverhüllte junge Frau, wie ſie von dem paranymphos und der pronuba nach dem Hauſe ihres Gatten geleitet wird. In dem Theile rechts erblickt man ihn ſelbſt, er iſt ein bärtiger Krieger, und ſteht vor der Thüre, die Ankunft ſeiner Frau zu erwarten; eine ältliche Frau vor ihm ladet ihn durch Geberden ein, der Kommenden entgegen zu gehen. Den mittleren Theil nimmt Apollon ein, einen Lorbeerzweig (das Zeichen der Reinigung) in ſeiner Hand, ihm zur Seite ſeine Schweſter, **beide** „die ſchützenden Gottheiten der Eheleute“, wie der ſcharfſinnige Millingen hinzuſetzt. Und in der That iſt Apollon nicht blos κουροτρόφος, ſondern auch ἀλεξίκακος, ἀποτρόπαιος und προστατήριος, in welchen Eigenſchaften ſein Schutz auch für Eheleute beſonders wünſchenswerth war; als ἀγυιεὺς und θυραῖος allgemein verehrt, mochten wohl die Neuvermählten zu dem Geber guten Glückes (τύχας ἀγαθᾶς) fleißig beten. Zudem iſt er, nach einer jüngeren Sage, auch Vater des Hymenäos, und ſomit ſeine Verbindung mit den Ehegöttern offenbar, wenn er auch, ſo viel ich weiß, **nirgends** gradezu unter ihre Zahl gerechnet wird. Doch gibt uns das Geſagte Anleitung, den muthmaßlich urſprünglichen Standort unſeres Puteals aufzufinden. Es bemerkt nämlich Pauſan. in den Corinthiacis p. 118: „Wenn man von der Agora aus den Weg nach Sikyon einſchlägt, erblickt man rechts an der Straße einen Tempel und ein ehernes Standbild Apollon's; und ein wenig weiter einen Brunnen, welcher der Brunnen der Glauke genannt wird; denn nach der Sage ſtürzte ſie ſich in **dieſen** Brunnen, weil ſie vermeinte, ſein Waſſer werde ein Heilmittel ſeyn gegen den Zauber der Medeia.“

Digitized by Google

Bekanntlich hatte die arme Glauke jenes Gewand, das ihr den Tod zuzog, von der Medeia zum Hochzeitgeſchenk, als ἀνακαλυπτήρια erhalten; das Unglück geſchah alſo am Hochzeittage ſelbſt. Warum aber ſprang Glauke gerade in den dem Apollon geheiligten Brunnen? vielleicht, weil er ἰατρός iſt? Nicht ſo, nach unſerer Meinung; der Grund liegt tiefer.

(Der Beſchluß folgt.)

Dresden. Kupferstichversteigerung.

Der zweite Theil von dem Katalog der Gräflich Einſiedelſchen Kupferſtichſammlung iſt unter dem Titel:

Catalogue raisonné des estampes du cabinet de Madame la Comtesse d'Einsiedel, par J.-G. A. Frenzel etc. Dresde 1833.

in einem ſtarken Octavband erſchienen. Er enthält die deutſche, franzöſiſche und engliſche Schule, die Bildniſſe und die Prachtwerke, und iſt mit der von ſeinem Verf. bekannten Sorgfalt und Kenntniß gearbeitet. Der Reichthum an ausgezeichneten Blättern und ausgewählten Folgen in einer Privatſammlung iſt bewundernswürdig, und ohne Zweifel wird die Verſteigerung, welche am 20. Jan. 1834 ſtatt finden ſoll, die größte Aufmerkſamkeit und Theilnahme der Kupferſtichliebhaber erregen. Einige der ausgezeichnetſten Suiten, wie die von Schmidt, Wille, Boiſſieu, kamen aus den Händen der Künſtler ſelbſt in die Sammlung; die engliſchen Blätter ſind meiſt von dem berühmten Boydell geliefert. Die deutſche Schule iſt von dem Verf. in drei Klaſſen, die Meiſter des 15. und 16., die des 17. und die des 18. und 19. Jahrhunderts getheilt. In dieſen, ſo wie in der franzöſiſchen und engliſchen Schule findet ſich eine Menge der ausgezeichnetſten Blätter, und beſonders ſind die Suiten der vorzüglichſten Meiſter äußerſt reich und vollſtändig. Auch finden ſich einige Originalzeichnungen berühmter Meiſter, die unter die Kupferſtiche geordnet ſind.

Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt, über die Ausgrabung der Ueberreste Raphaels.

(Beſchluß.)

Rom, 18. September 1833.

Du magſt alſo nun den Vaſari zur Hand nehmen und nach Durchleſung der Stelle Dir die Marmorſtatue der Madonna von Lorenzetto auf dem Altar links vom Eingang in's Gedächtniß zurückrufen, den Altar ſelber aber, d. h. die Menſa, vor der Statue weggeräumt denken, und ſenkrecht unter der Mutter Gottes iſt es, unter einem eigens dazu konſtruirten niedern Bogen, wo in der Höhe von kaum zwei Palm über dem Boden der Kirche die Gebeine ruhen, ſo daß ſich buchſtäblich bewährt, was Vaſari berichtet, daß die Statue der Madonna ſelber ihm zum Grabmal dient, ein Grabmal, wie es ſich wohl nicht leicht großartiger denken ließe. —

Möge denn ein für die Kunſtgeſchichte gewiß ſo merkwürdiges Ereigniß auch, nicht ohne ſegensreiche Folgen für unſere und die kommenden Zeiten bleiben; möchten, im Andenken des Hochverehrten, Viele würdig werden, Erben ſeines Geiſtes zu werden, der wohl leider! viel tiefer begraben liegt, als ſeine Gebeine. — Es iſt von feierlichen Exequien die Rede, die aber leicht bis zu einer Jahreszeit aufgehoben werden dürften, wo die Rotonda keine Ueberſchwemmung zu fürchten hat. — Was ſonſt geſchehen wird, weiß ich noch nicht, doch wird man vermuthlich nach wenigen Tagen, die der Neugier eingeräumt werden, die Gebeine in einen marmornen Sarkophag einſchließen, den der Maggiordomo bereits dazu angeboten hat, und dann wieder am nämlichen Ort vermauern. Der ehemalige Raphaeliſche Schädel aber hat ſich bei dieſer Gelegenheit durch vorgefundene Dokumente nun als der Schädel des Stifters der Congregation dei Virtuosi, eines Canonicus der Rotonda, ausgewieſen: hoffentlich erhalten wir ſtatt ſeiner nun einen Gypsabdruck vom ächten, der vollkommen erhalten iſt und zum ſichern Beweiſe ſeines Alters alle Zähne bewahrt.

* * *

Die Mittheilung dieſes durch Inhalt und Ton gleich intereſſanten Briefes, der zugleich den Charakter eines Aktenſtücks für uns haben mag, da er von O. als einem der Deputirten der Akademie von S. Luka aus unmittelbarer nächſter Anſchauung kommt, iſt zuerſt in der Frankfurter Didaskalia vom 2. Okt. d. J. gegeben. Ueber den weitern Verlauf entnehmen wir das Nachſtehende den Journalberichten. Am 18. Okt. Abends wurden die Gebeine Raphaels wieder in das urſprüngliche Grab unter der Madonna del Saſſo beigeſetzt. Vor dem Altare dieſes Namens war ein Trauerkatafalk errichtet, auf welchem der Sarg von Mahagoni-Holz, mit den berühmten Ueberreſten, unter brennenden Kerzen ſtand. Die Akademien von S. Luka und der Archäologie und die Geſellſchaft dei virtuosi del Panteon waren zugegen, und außerdem wurden über 3000 Eintrittskarten vertheilt. Die Feierlichkeit glich vollkommen einer päbſtlichen Beiſetzung. Nachdem die Aechtheit des Skelets noch einmal öffentlich konſtatirt worden, verfertigte der Notar das Inſtrument darüber und las es vor. Es wurde ſodann in einer Kapſel den Gebeinen beigelegt; hierauf wurde der Sarg verſchloſſen und vielfach verſiegelt. Dieſen Sarg ſtellte man darauf in einen marmornen Sarkophag, der ſchon vorher im Grabe dazu in Bereitſchaft ſtand, welches ſogleich zugemauert wurde. Zu gleicher Zeit wurde von den Sängern der päbſtlichen Kapelle das Miserere und De Profundis geſungen.

Persönliches.

Aus Copenhagen wird geſchrieben: Von mehreren unſerer reiſenden jungen Künſtler haben wir erfreuliche Nachrichten. Der Architekt Hanſen war mit Farnley und Chriſtenſen von Rom nach Neapel und Sicilien gereiſt und hatte ſich von da nach Griechenland gewendet. Ueber Jenſen ſind Briefe aus Cette in Südfrankreich eingelaufen, wo er durch ſein Talent als Blumenmaler die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte.

Der ſchwediſche Landſchaftmaler, Profeſſor Fahlkranz hat in dieſem Jahre auf Koſten ſeiner Regierung eine Kunſtreiſe durch Schweden unternommen.

König Leopold der Belgier hat den Maler Wappers zu ſeinem erſten Maler ernannt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 99.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 10. Dezember 1833.

Kunſtliteratur.

Liederbuch für deutſche Künſtler. Berlin, 1833. Vereins-Buchhandlung. 8. S. 304.

— — — —

Wohl auf, ihr Bruder, ſäumet nicht,
Es iſt der Mai, der zu euch ſpricht;
Des Winters Macht iſt nun verdorben,
Und was im Winter lag geſtorben,
Erſteht lebendig, friſch und jung.
Und ſo auch forſchtet ihr genung,
Bei Lampenſchein und Lampendunſt,
Ob den Myſterien der Kunſt.
Nun auf aus euerm dumpfen Zimmer!
Nun ſoll mit ſeinem grünen Schimmer
Der Mai die Augen euch erhellen!
Nun taucht euch in des Lebens Wellen!
Der Staub der Schule iſt ſchon gut,
Doch beſſer noch iſt Fleiſch und Blut;
Die Farb' iſt doch nur Erd' und Leim,
Bringt ihr kein Leben da hinein,
So könnt ihr auch mit keinen Bildern
Die Herrlichkeit des Lebens ſchildern! —

Und wenn ihr wollt genügſam ſeyn,
So bitten wir euch: Tretet ein
In dieſen luſt'gen Gartenhag;
Vielleicht, daß euch's ergößen mag,
In dieſen grünbelaubten Hallen
Mitſammen auf und ab zu wallen.
Manch guter Stamm iſt hier zu finden
Von Eichen, Buchen, Tannen, Linden;
Im Grunde zieht ſich ein Gebüſch
Von Haſeln und von Erlen friſch;
Die Brunnen ſpringen, Vögel ſingen,
Schön Blümlein ſpielt mit Schmetterlingen;
Und findet ihr manch Unkraut auch,
Je nun, — das iſt ſo Gartenbrauch.

Mit dieſem friſchen Maiengruße eröffnen die Herausgeber, Kugler und Reinick, beide Künſtler und Dichter, dieſes Künſtlerliederbuch, das jedem bildenden Künſtler willkommen ſeyn muß, der außer ſeinem Fache den Sinn für die Schweſterkünſte der Poeſie und Muſik offen erhält, zumal aber geſelligen Vereinen jüngerer Künſtler, wie diejenigen zu Berlin und Düſſeldorf, welchen die vorliegende Sammlung gewidmet iſt, und überhaupt allen Freunden der Kunſt und des Schönen, welche in dieſem Buche nicht nur Alles finden, was ihnen der Titel zu errathen gibt, ſondern noch viel mehr.

Die Herausgeber haben mit großem Fleiße geſammelt, was die namhaften Dichter der deutſchen Nation Sangbares über Kunſt und für Künſtler gedichtet haben, und was unter ihren Dichtungen für den heiteren Kreis einer kunſtbegeiſterten Jugend überhaupt ſich eignet; und ſo findet man hier einen Kranz der herrlichſten Lieder von Göthe, Schiller, Uhland, Schenkendorf, Novalis, Tieck, Juſtinus Kerner, Adalbert von Chamiſſo, Arndt, Fouqué, Clemens Brentano, Wilhelm Müller, Guſtav Schwab, Theodor Körner, Rückert; auch jenes tiefmyſtiſche des Malers Philipp Otto Runge: „Es blüht eine ſchöne Blume in einem weiten Land,“ u. ſ. w., und viel Schönes auch von jüngeren Dichtern, Eichendorff, Schlippenbach, Wackernagel, Hoffmann von Fallersleben, u. A. Auch haben die Sammler von dem Ihrigen, was uns theils aus Kuglers Skizzenbuche, theils aus mehreren Jahrgängen des Leipziger und Berliner Muſenalmanachs in gutem Gedächtniſſe ſtand, eingeflochten und recht ſichtlich Sorge getragen, mit ihrer Muſe Lücken zu ergänzen und das Ganze zu beleben.

In drei großen Abſchnitten gibt die Sammlung zuerſt Lieder für geſelliges Treiben, dann unter der Aufſchrift: Wanderſchaft, und zuletzt: Luſt und Leid. In dem erſten Abſchnitte ſind nächſt Vaterland, Freiheit, Freundſchaft und Liebe das Leben und Wirken,

Digitized by Google

die Freuden und Sorgen des Künſtlers beſungen; Feſtlieder, zumal am Dürerstage, Maler- und Architekten-Lieder und dergl. wechſeln miteinander, und es iſt wohl kaum eine Stimmung, ein Wunſch oder Gedanke, der im trauten Kreiſe kunſtliebender Freunde wach werden könnte und der nicht ſeinen Ausſpruch oder doch Anklang in dieſen Liedern fände, die zwar nicht alle von gleichem Werthe des Inhalts und der poetiſchen Form, aber doch ſämmtlich in einem friſchen Sinn und Tone kundgegeben ſind. Darunter wollen wir nur auf die Ueberſchriften des Architekten- und Maler-ABC, der Maler-Romanzen, der Naturſtudien, der Maler-Uhr, der Zaunſtudien des armen Malers, des Farbenreibers, des Hiſtorienmalers Schatzkäſtleins, des Familiengemäldes, des Kupferſtecherlieds, der Künſtlerheimath u. ſ. f. aufmerkſam und hierdurch nach den Liedern ſelbſt lüſtern machen. Eine auserwählte Reihe von Wander- und Reiſeliedern, — darunter von Uhland, Wilhelm Müller, Rückert, Heine — ziert den zweiten Abſchnitt, während wir im dritten von einem Walde von Volksliedern aufgenommen werden. Dieſe letzteren, aus des Knaben Wunderhorn und ſpätern Sammlungen entlehnt, bieten dem Künſtler daſſelbe in der Poeſie, was die einfache, aber bedeutungsvolle Sitte der älteren deutſchen Maler- und Bilderkunſt zu ſchauen und zu empfinden gibt. Dieſe Vereinigung von Kraft und Zartheit, Derbheit und Milde, Scherz und Wehmuth, Muthwillen und Demuth, und die ſo ungezwungene Form, die ohne äußere Beihülfe und ohne mühſames künſtliches Nachdenken wie aus dem Gedanken ſelbſt hervorgegangen iſt und denſelben wie ein durchſichtiger Schleier kleidet, — dies iſt eine Schule, die den Künſtler am beſten in diejenige Stimmung zu verſetzen vermag, worin er die Natur nicht mehr anders denn rein, in ihrer urſprünglichen Schönheit und Würde, anzuſchauen wünſcht.

Was aber dieſem Liederbuche noch beſonderen Werth verleiht, iſt deſſen muſikaliſcher Theil. Es iſt nämlich jedem der aufgenommenen Lieder ſeine Sangweiſe vorgeſchrieben und in einfacher Sopranſtimme ausgedruckt. Dadurch gewährt dieſe Sammlung einen Reichthum alter und neuer Melodien, die zum großen Theile ſchon Volksweiſen ſind, zum andern es zu werden verdienen, und nächſtdem dazu gelangen werden, wie namentlich die einfachen und innigen Weiſen des einen Herausgebers, der ſchon im Skizzenbuche die Künſte, deren Gaben er beſitzt, im Verein zu Tage gelegt hat. Nur das Eine wäre zu wünſchen, daß bei der Mittheilung von Weiſen, die dem Munde des Volkes entnommen ſind, dieſe Entnehmung und Aufzeichnung auch ſo genau als möglich erfolgt wäre, weil auch hier, wie in Werken der bildenden Kunſt, welche den Charakter einer Nation oder eines Jahrhunderts verkündigen, dieſer Charakter bis zu den Fingerſpitzen hinaus und in den kleinſten Nötchen ſich geltend zu machen weiß: wie dies namentlich zum Eigenthümlichen z. B. der ſchwäbiſchen Volksweiſen gehört, nicht im Grundton, ſondern in der Terze und bei Molltonarten bisweilen in der Quinte zu ſchließen, was auch dem leichteſten Scherzliede jenen Hauch der Unendlichkeit und Tiefe verleiht, der uns aus allen dieſen Blüthen des muſikaliſchen Sinnes der unverdorbenen, derbfriſchen Volksnatur anweht. Doch, wir weiſen dergleichen Einwendungen auf das andere Gebiet der Kritik, dem ſie eignen, und freuen uns um deſto mehr der weiteren künſtleriſchen Ausſtattung des Künſtler-Liederbuches, der ſinnreichen und launigen Holzſchnitte, womit der ganze Liedergarten durchſäet iſt, und ſo, daß zu jeder Vignette gewöhnlich auch die ſinnverwandten Lieder folgen. Auf dem radirten Titelbilde ſteht über einem aus Rebenzweigen auferbauten gothiſchen Gelände der alte Meiſter Albrecht Dürer, wie der Heilige des Büchleins und der auf dem Bilde unter ihm verſammelten, in bunten Gruppen gelagerten und bewegten jungen Künſtlerwelt, die um den mit Wein beſetzten Tiſch ſich eben ſo luſtig ergötzen, wie die herrliche Natur des Rheinlandes im Hintergrunde um ihren Scherz und Trunk in ernſter Ruhe und milder Größe daliegt und den ewigen Meiſter aller Meiſter preiſt.

C. Gr.

Ueber das korinthiſche Puteal des Grafen Guilford.

(Beſchluß.)

Aus Harpocration v. λουτροφόρος u. λουτροφορεῖν und den Auslegern iſt hinreichend bekannt, welche Wichtigkeit die Griechen auf das Brautbad legten, das immer als eine Nachahmung des Brautbades der Hera betrachtet werden mag (ſ. Aelian. de animal. XII. 30). Es war nicht gleichgültig, von wem und aus welchem Brunnen das Waſſer zu dieſem Bade geholt wurde; ein der Braut ganz nah verwandtes Mädchen oder ein ſolcher Knabe (— τὸν ἐγγυτάτω γένους παῖδα. Harpocrat.) mußte aus einem beſonders beſtimmten, gewöhnlich doch dem geſchätzteſten Brunnen der Stadt, das nöthige Waſſer herbeiſchaffen. In Athen pflegte man es aus der Kalirrhoe, dem gefeiertſten und heiligſten Brunnen der Stadt (ſ. Thucyd. II. c. 15) zu holen. Bedenken wir nun, daß Apollon Urheber und Vorſteher aller heiligen Ablutionen iſt (ſ. Plutarch. Arist. c. 20. Aeschyl. Eumen. init. und viele a. St.), daß ihm ferner ein Antheil bei den Ehebündniſſen der Menſchen nicht abgeſtritten werden kann, und endlich, daß er, als Nachfolger des

Digitized by Google

Helios, Korinths Θεὸς πολιοῦχος iſt, ſo werden wir die Conjectur nicht zu gewagt finden, daß der λουτροφόρος aus jenem von Pauſan. bezeichneten heiligen Brunnen des Apollon zu Korinth ſchöpfte, daß Glauke, als Neuvermählte, dem Gotte das Waſſer zu ihrem Brautbade ebenfalls verdankte und darum gerade in ſeinem Brunnen Linderung der Schmerzen ſuchte.

Wir werden jetzt nicht mehr zweifeln können, daß unſer Puteal dieſem heiligen Brunnen angehört habe. Dodwell ſagt ſelbſt: „it (this mouth of the well) had evidently been removed from its original position, as it was turned the wrong side upwards,“ — und die Darſtellung von Hebe's Hochzeitfeier durch Apollon's Vermittelung ſpricht hinlänglich für meine Anſicht. Glauke's Tod, als ein Vorfall voll böſer Vorbedeutung durfte ſchon deßhalb nicht auf einem dem „reinen und heiligen Gotte“ geweihten Puteal abgebildet werden. Daß Pauſan. l. c. nicht Φρέαρ ſagt, ſondern κρήνη beweiſt nichts gegen die aufgeſtellte Meinung; denn es kann nachgewieſen werden, daß Φρέαρ und κρήνη häufig verwechſelt werden und κρήνη ſich von Φρέαρ nur dadurch unterſcheidet, daß jene kein munimentum hat; dieſer aber gewöhnlich mit einem ſolchen umgeben iſt; dann aber iſt die Verwandlung eines Φρέαρ Γλαύκης in eine κρήνη Γλαύκης um ſo erklärlicher, wenn wir uns erinnern, daß Pauſan. ungefähr 265 Jahre nach der Zerſtörung Korinths, im 176ſt. nach Cäſar's Wiederaufbau, die Stadt beſuchte, unſer Puteal alſo gewiß ſchon lange von ſeinem urſprünglichen Standorte entfernt war.

Nur Ein Umſtand iſt in der That höchſt wunderbar: wie dieſes koſtbare Denkmal gerettet worden iſt. Pauſan. VII, 16. bedient ſich bei der Eroberung Korinth's der Worte: ᾕρει (ὁ Μόμμιος sc.) κατὰ κράτος καὶ ἔκαιε Κόρινθον, und Polybios, der das traurige Geſchick hatte, bei der Zerſtörung Karthago's und Korinth's gegenwärtig zu ſeyn, ſah mit Jammer, wie empörend die Rohheit der Soldaten mit den korinthiſchen Kunſtwerken und Weihgeſchenken umging (bei Strabo S. 381), wie die koſtbarſten Gemälde, von denen er einige nennt, auf dem Boden umherlagen und von den Kriegsleuten benutzt wurden, um auf ihnen Würfel zu ſpielen. Alles, was damals ſeinen Untergang nicht fand, wurde ohne Unterſchied nach Rom geſchleppt und dort zum Theil in den Tempeln aufgeſtellt. Vielleicht aber reizte gerade dieſer Kunſtfrevel die unglücklichen Einwohner, in der größten Verzweiflung doch Etwas von den öffentlichen Kunſtwerken zu retten und vor der Raubgier tief zu verbergen; daß unſer Puteal zu dieſem Wenigen gehörte, iſt gewiß jedem Alterthumsfreunde höchſt wichtig. Es ſchmückt jetzt das reiche Muſeum des Grafen Guilford in London.

Möchten dieſe Bemerkungen dazu beitragen, es von Neuem zum Gegenſtande kritiſcher Unterſuchung zu machen, und dadurch die hier ausgeſprochenen Meinungen zu beſtätigen, oder an ihre Stelle Beſſeres zu ſetzen! —

Karl Wilh. Bouterwek.

Nekrolog badiſcher Künſtler.

Ein unglückliches Geſtirn ſcheint über der Kunſt in unſerm Vaterlande zu herrſchen. In einer nicht langen Reihe von Jahren wurden Fohr, Kayſer, Moosbrugger, Becker, Weinbrenner, Feodor, Haldenwang, Kunz, Zoll uns durch den Tod entriſſen, und ihnen folgte, am 11. Okt., Ernſt Fries in einem Alter von 32 Jahren. Von einigen dieſer wackern Künſtler hat das Kunſtblatt bereits Notizen gegeben; von den übrigen will ich ſie nach und nach mittheilen, wie ich ſie von den Verſtorbenen ſelbſt, zum Behufe eines badiſchen Künſtlerlexicons, erhalten. Ich beginne mit

Ernſt Fries.

Er wurde geboren zu Heidelberg am 22. Juni 1801. Seine erſte Bildung erhielt er in dem Erziehungs-Inſtitute des verdienſtvollen Prof. Schwarz, und den erſten Unterricht im Zeichnen bei dem genialen Rottmann (Vater des Landſchafters). Im zwölften Jahre ſeines Alters brachte Fries ſeinem Vater zum Geburtstage eine von ihm gezeichnete Anſicht des Heidelberger Schloſſes. Der Vater, ein warmer, ſinniger Kunſtfreund, gewahrte darin mit freudiger Ueberraſchung ein vielverſprechendes künſtleriſches Talent, und war ſogleich entſchloſſen, den Sohn ſeiner Beſtimmung zuzuführen. Er vertraute ihn dem Hofmaler Kunz in Karlsruhe, unter deſſen Leitung ſich die herrlichen Anlagen des Jünglings ſchnell und glücklich entwickelten. Von Karlsruhe begab ſich Fries nach München, um die dortige Akademie zu beſuchen. Er erkannte jedoch bald, daß der Weg des Landſchafters nicht durch die Akademien und Galerien zur Natur, ſondern umgekehrt gehe. Nach einem Jahre verließ er München, bereiſte die ſchönen Gegenden am Rhein und der Moſel, und ſammelte ſich reiche Studien. Später begab er ſich zum Zweitenmale nach München, machte von da einen Ausflug nach Tyrol und in's Salzburgiſche, und ſetzte hier ſeine Studien mit ſteigender Liebe und unermüdlichem Eifer fort. Bis jetzt hatte Fries ſich hauptſächlich nur im Zeichnen geübt; bei ſeiner Rückkehr ſchickte ihn ſein Vater nach Darmſtadt, wo er bei Moller in Optik und Perſpektive Unterricht nahm und die erſten Verſuche in Oelmalerei machte. Kaum hatte er ſich darin einige Fertigkeit erworben, als ſein raſtloſer Genius ihn abermals an den Rhein und nach Tyrol, und zuletzt auch nach der Schweiz führte; denn er fühlte wohl, daß man den Zauber des Colorits und

Digitized by Google

der Beleuchtung nur von der Natur ſelbſt genügend erlernen könne. So vorbereitet und ausgerüſtet, wie Wenige, unternahm er im September 1823 die Reiſe nach Italien, von deren glücklichem Erfolg ſeine Werke das glänzendſte Zeugniß geben. Im Jahr 1827 kehrte er in die Heimath zurück, wo er ſich bald darauf verheirathete, und lebte dann mehrere Jahre in München. Vor ohngefähr 2 Jahren ernannte ihn der Großherzog, mit geringer Beſoldung, zum Hofmaler, und ſeitdem lebte er in Karlsruhe, glücklich als Familienvater, geliebt und geachtet als Menſch, und geehrt im In- und Auslande als hochbegabter Künſtler. Fries war Künſtler im eigentlichen Sinne, er verſtand die geheimnißvolle Sprache der Natur; ſeine Landſchaften reizen nicht blos das Auge, ſie ergreifen das Gemüth mit jenem tiefen Sehnen nach der Natur, welches zu erwecken die Aufgabe des Landſchafters iſt. Bei ihm zeigt ſich nichts von jener kleinlichen, zierlichen Manier, in welcher alle die untergehen, deren Streben bloß auf Effekt gerichtet iſt, und die den unſichtbaren Geiſt nicht ahnen, welcher ſich in dem unendlichen Formen- und Farbenſpiele, in den magiſchen Tinten und Lichtern einer Landſchaft offenbart. Sein Styl iſt ſtreng und ernſt; überall weiß er das Bedeutſame aufzufaſſen, und in ſeinem warmen, kräftigen, harmoniſchen Kolorit verbindet ſich Treue mit Gefühl, Poeſie mit Wirklichkeit. Seine trefflichen Bilder gingen meiſt in's Ausland, wo man ſeinen ganzen Werth erkannte. Er verſtand nur die Kunſt, keineswegs aber die Künſte, und aller Charlatanerie, allen krummen Wegen war er von Herzen gram. Drum wird auch bei uns ſein Andenken in vielen redlichen Herzen fortleben. Die einzigen Schätze, welche er ſich ſammelte, waren — die Liebe ſeiner Freunde, und ein Name, der nicht ſobald untergehen wird.

—ber.

Kunstausstellungen.

Mailand. Auf der dießjährigen Kunſtausſtellung in der Brera ſah man zwei durch Erfindung und Arbeit ausgezeichnete Monumente. Das eine, dem Andenken des Marcheſe Beccaria geweiht, welcher das berühmte Werk über Vergehen und Strafen ſchrieb, wird auf Koſten der Societát degli azionisti durch den Ritter Pompeo Marcheſi, Profeſſor der Bildhauerkunſt an der Akademie zu Mailand, gefertigt. Da der berühmte Rechtsgelehrte unter der Kaiſerin Maria Thereſia in demſelben Palaſte, wo ihm das Monument errichtet wird, ſeine Vorleſungen hielt, ſo ſtellte ihn der Künſtler dar, wie er, auf dem Katheder ſitzend, die rechte Hand erhebt, als ob er ſeine Lehrſätze diktire, und die Linke auf ſein unſterbliches Werk legt. Das ausgeſtellte Modell, welches nun erſt in Marmor gearbeitet werden ſoll, imponirt durch den Ausdruck der Humanität in Geſicht und Stellung, ſowie durch eine größtentheils ſehr gelungene Vollendung der Theile. Das zweite ſchon vollendete Denkmal iſt dem ausgezeichneten Dichter Vincenzo Monti geweiht und von mehreren der trefflichſten Künſtler in Gemeinſchaft verfertigt. Der Maler Pelagio Palagi zeichnete die Umriſſe; von dem akademiſchen Bildhauer Abbandio Sangiorgio wurde es plaſtiſch ausgeführt, und von einem andern akademiſchen Bildhauer, Luigi Manfredini, in Bronze gegoſſen. Das Monument, deſſen Baſis zwei Sockel aus polirtem Granit bilden, beſteht aus einem bronzenen Piedeſtal mit einem Basrelief, die trauernde Poeſie darſtellend; darüber erhebt ſich ein anderer Sockel, auf dem inmitten zweier ſceniſchen Masken die mehr als lebensgroße Büſte des Dichters ſteht. — Ein anderes vorzügliches Sculpturwerk von Marcheſi war ein Knabe, der ein Kaninchen füttert; außerdem hat man von ihm einen jugendlichen Chriſtus, gedacht als vor den Phariſäern ſtehend, Statue in Lebensgröße, eine kleine Pſyche, die einen Schmetterling betrachtet, und mehrere Büſten. Von Hrn. Benzoni de Lovere, einem jungen Mann, der ohne regelmäßige Anleitung die Bildhauerei erlernt und darauf in Rom ſich ausgebildet hat, war ein ſchöner Amor und ein Johannes als Kind mit dem Lamme ausgeſtellt. Francesco Somaini lieferte das koloſſale Modell eines anbetenden Engels, einen Todesengel und ein Basrelief zu einem Grabdenkmal. Gaetano Monti hatte mehrere Büſten eingeſandt, darunter die außerordentlich ähnliche des berühmten Areſtes Palletta. Von Aleſſandro Putinati ſah man mehrere Portraitfiguren in moderner Kleidung, worin er die Schwierigkeit des Coſtüms glücklich beſeitigt hat; derſelbe hat auch das Modell zu einem Denkmal auf die berühmte Gelehrte Maria Gaetana Agneſi entworfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Perſönliches.

Die kaiſerliche Akademie der Künſte zu St. Petersburg hat den Profeſſor Toschi an der Akademie zu Mailand, den Graveur Wright, den Hiſtorienmaler Stenben, einen ehemaligen Zögling der Akademie, der ſich ſeit geraumer Zeit in Frankreich aufhält, und den Profeſſor Vogel von Vogelſtein an der Dresdener Akademie zu ihren Ehrenmitgliedern ernannt.

Der König von Preußen hat dem verdienten Archäologen, Konſiſtorialrath und Profeſſor Dr. Bellermann in Berlin die Schleife zum Rothen Adler-Orden dritter Klaſſe verliehen.

Für Maler und Architekten.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die freie Perſpektive,

erläutert durch praktiſche Beiſpiele und Aufgaben. Hauptſächlich für die Obengenannten v. J. C. Hummel, Prof. an der königl. Kunſt- und Bauakademie zu Berlin. 1r Theil „Linienperſpektive“ mit 27 Kpft. 2te Auflage 1833. Berlin, Herbig. Preis $3\frac{1}{3}$ Rthlr. Der 2te Theil, die Lehre von dem Lichte, den Schatten, den Farben und die perſpektiviſche Schattenkonſtruktion enthaltend, mit 24 Kpft. koſtet $4\frac{1}{2}$ Rthlr. — Dem ſich anſchließend iſt die 1830 erſchienene

Geometriſch-praktiſche Conſtruktion der Schatten

mit 24 Kpft. Preis $3\frac{2}{3}$ Rthlr. Sämmtlich das Reſultat eines mehr als 30jährigen Lehramtes!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 100.

Kunst-Blatt.

Donnerſtag, 12. December 1833.

Nekrolog badiſcher Künstler.

Franz Joſeph Zoll.

Er wurde im Jahr 1770 zu Möhringen im Fürſtenbergiſchen geboren. Den erſten Unterricht im Zeichnen und Malen erhielt er von ſeinem Vater, der früher Bildhauer war, aber ſpäter den Meiſel mit dem Pinſel vertauſchte. Zoll fand es bald zu enge im väterlichen Hauſe; kaum 14 Jahr alt, ging er nach München, und von da nach kurzem Aufenthalte zu einem Oheim in Troſtenberg (bei Altenmark in Bayern), einem guten Freskomaler, der den Neffen willig aufnahm und ihn, bei einigen Deckenbildern in Kirchen, als Gehülfen brauchte. Nach zwei Jahren kehrte er nach München zurück, wurde Schüler der Akademie und zeichnete fleißig nach der Antike und dem Leben. Dazwiſchen kopirte er einige Gemälde der Galerie. In dem damaligen Direktor Dorner und dem Hofmaler Hauber fand er belehrende Freunde. Zolls Neigung ging zunächſt auf das Portrait, und die glückliche Auffaſſungsgabe, ſowie eine ſorgfältige Ausführung verſchafften ihm großen Beifall und viele Beſtellungen. Außer einer Menge von Bildniſſen verfertigte er auch in München einige Kirchenbilder.

Später wählte Zoll Freiburg im Breisgau zu ſeinem Aufenthalte, hörte dort Aeſthetik bei Jacobi, deſſen ſehr ähnliches Bildniß er auch malte, und gewann die Zuneigung eines edlen Kunſtfreundes, des verſtorbenen Geheimen Raths von Baden. Die Unterſtützung dieſes trefflichen Mannes ſetzte den Künſtler in Stand, im Jahr 1802 eine Reiſe nach Paris zu unternehmen, wo er einige ſchöne Bilder für ſeinen Beſchützer verfertigte. Bald darauf unternahm er eine Reiſe nach Wien und blieb daſelbſt zwei Jahre, während welcher er die anatomiſchen Vorleſungen beſuchte und eine Menge Portraite verfertigte. Das dortige Klima wirkte nachtheilig auf ſeine Geſundheit; er verließ nach zwei Jahren die Kaiſerſtadt und pilgerte zum Drittenmale nach München, wo ſich neuerdings viele Perſonen fanden, die von ihm portraitirt ſeyn wollten. Nach einigen Jahren wendete er ſich nach Karlsruhe, wo eben für die Kunſt ein ſchönes Morgenroth aufging. Karl Friedrich, der damals noch regierte, beſaß den ſcharfen Blick des Menſchenkenners und wußte ſchnell Wahrheit von Trug zu unterſcheiden. Zoll, mit ſeiner Ehrlichkeit und Offenheit, gewann bald das Wohlwollen des edlen Fürſten, der zweimal ſein Bildniß von ihm machen ließ, als Büſte und in ganzer, lebensgroßer Figur.

Sein Enkel und Nachfolger, der dem Lande zu früh entriſſene Großherzog Karl, verſchaffte dem Künſtler die Mittel zu der Reiſe nach Rom. Hier verweilte Zoll zwei Jahre und beſchäftigte ſich ausſchließend mit Geſchichtsmalerei. Seine Vorbilder fand er in den Meiſterwerken der römiſchen Schule, deren gründliches Studium ſich in ſeinen ſpätern Werken auf eine erfreuliche Weiſe bemerklich macht. Karls Nachfolger, Großherzog Ludwig, obgleich den Künſten nicht ſonderlich befreundet, achtete jedoch Zolls Talente und Perſönlichkeit; er ſaß ihm zu einem Bruſtbilde und zu einem Portrait in lebensgroßer Figur; jenes wurde von Lignon in Paris trefflich geſtochen. Im Jahr 1821 wurde Zoll zum Profeſſor und Lehrer der Zeichnung an der Univerſität Freiburg ernannt. Vier Jahre lebte der Künſtler hier, in ehrenvoller Thätigkeit, und allgemein geſchätzt und geliebt.

Als der verdienſtvolle Galeriedirektor Staaſen, wegen hohen Alters, in Ruheſtand verſetzt wurde, kam Zoll an deſſen Stelle und befand ſich ganz in ſeinem Elemente. Hier fand er herrliche Abgüſſe von Antiken, eine Reihe ſchätzbarer Gemälde, eine reiche Kupferſtichſammlung, kunſtſinnige Freunde und ein dankbares Publikum. Seine erſte Sorge war eine neue, höchſt zweckmäßige Anordnung und Einrichtung der Galerie, wodurch die Betrachtung ſowohl als die Benutzung dieſer Kunſtſchätze ungemein erleichtert wurde. Bald ſammelte ſich um ihn ein Kreis wackrer Schüler, welche ſeitdem in der Kunſt bedeutend fortgeſchritten ſind, und man darf ſagen, Zoll

Digitized by Google

war zum Lehrer geeignet wie Wenige. Er behandelte ſeine Zöglinge mit dem Wohlwollen eines Vaters, und die Entwickelung ihrer Talente machte ſeine größte Freude. Ueberhaupt zeigte er ſich überall thätig, wo es galt, Schönes und Nützliches zu fördern.

Allmählig nahmen jedoch ſeine Kräfte ab. Im letztvergangenen Sommer unternahm er zu ſeiner Erholung eine Reiſe nach München, wo er unter alten Freunden und ſchönen Erinnerungen ſich bald etwas geſtärkt fühlte; als er eben im Begriff ſtand, nach Mannheim zurückzukehren, warf eine ſchwere Krankheit ihn darnieder, und er verſchied am 16. Auguſt 1833.

Zoll war ein denkender Künſtler; er hatte das Techniſche vollkommen inne und vollendete ſeine Arbeiten mit liebevoller Sorgfalt. Unter ſeine vorzüglichſten Werke gehören: eine Auferſtehung, welche er für die Kirche ſeines Geburtsortes malte, und die Fortſetzung des von Feodor angefangenen bibliſchen Cyclus in der proteſtantiſchen Kirche in Karlsruhe, grau in Grau gemalt. Feodor hatte ſich hier, wie überall, ſtreng an das Prinzip der Antike gehalten; ſeine Täuflinge am Jordan ſtammen aus einem Titanengeſchlecht, ſein Harfner bei der Hochzeit zu Cana iſt ein wandernder Homer, und auf ſeine Frauen kann man anwenden, was H. Füßli (in ſeinen Vorleſungen über Malerei) freilich etwas ſtark von den weiblichen Formen Buonarotti's ſagt: es ſeyen Formen zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts. Zoll fühlte das Unſchickliche, und befolgte in ſeiner Fortſetzung den Kirchenſtyl der ihm ſo liebgewordenen römiſchen Schule.

In Hinſicht des Charakters ſchien er einer vergangenen Zeit anzugehören. In ſeinem ganzen Weſen lag der Ausdruck von Ehrlichkeit und Offenheit. Er legte keinen Werth auf conventionelle Formen und haßte die Männlein, deren Genie in ihrem fiſchbeinernen Rücken den Sitz hat. Jedes ſeiner Worte kam aus dem Herzen, und das Völklein der Eleganten mochte nicht ſelten als gemein und derb bezeichnen, was dem Manne von Geiſt und Gefühl an unſerm Künſtler als Naivetät und moraliſche Kraft erſcheinen mußte.

—ber.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

Von Carl Jäger, Pfarrer in Bürg.

Mitten unter den Schöpfungen einer neuen Zeit ſteht und wird, ſo Gott will, bis zu den fernſten Geſchlechtern ſtehen als Zeuge einer längſt vergangenen, lebens- und thatkräftigen Zeit das herrliche Frauenmünſter in Ulm, und begrüßt mit ſeinen Zinnen die ſüdliche Alpenwelt, ein Bau, der durch Anlage und Ausführung den Kraftäußerungen einer Stadt entſpricht, die mehr als zwei Jahrhunderte lang mit ſo entſchiedenem Uebergewicht an der Spitze des ſüddeutſchen Städtebundes ſtand, in die ſchon unter den Hohenſtauffen Lieblingsaufenthalt der deutſchen Könige, ſowie die Hauptſtütze für die Behauptung ihrer Rechte war, und als den ſchönſten Lohn für die Opfer, die ſie jenem Hauſe brachte, die Blüthe der Humanität ſich zu eigen machte, die aus der Wurzel dieſes Stammes entſproßte. Leider mahnt aber auch das Unvollendete des Baus — ein Schickſal, das er mit den meiſten ſeiner Brüder theilt — an das große Unrecht einer Zeit, die ſo Vieles, was die Vorzeit begann, auf die ſchmählichſte Weiſe in ſeinem Fortgang zur Vollendung aufgehalten hat.

Welcher Meiſter den noch vorhandenen Riß, der in allen ſeinen geometriſchen Verhältniſſen eine große Idee durchblicken läßt, gemacht, berichtet keine Chronik, aber das iſt uns nicht verſchwiegen worden, wie die Idee des Kirchenbaus in Begeiſterung empfangen worden. Dieſe wird erſichtlich aus dem fröhlichen und muntern Zuſammengreifen aller ehrenwerthen Bürger Ulms, deren jedem lebendig das Bild eines Gott ehrenden, die Größe und den Reichthum der Stadt verkündenden Baus vor der Seele ſchwebte. Nicht die Geiſtlichkeit gab den erſten Gedanken hiezu, nicht päbſtliche Abläſſe haben für die Ausführung deſſelben angeregt, ſondern Alles that anfänglich die Begeiſterung der Bürger ſelbſt. Man mußte Häuſer, Badſtuben und Hofraiten ankaufen und abbrechen, nur um Raum zu ſchaffen für das Gotteshaus.

Im Jahr 1377 wurde der Grundſtein gelegt. Mit weiſer Vorſicht ſuchte der Rath den frommen Stiftungseifer der Ulmer ausſchließlich für die Förderung des Münſterbaus in Anſpruch zu nehmen, indem er verbot, an irgend ein Gotteshaus, ſelbſt den Hoſpital nicht ausgenommen, etwas an liegenden Gründen zu vermachen, es ſey denn an den Frauenbau. Eine lange Reihe von Stiftungsbriefen der Geſchlechter ſowohl als der Zunftgenoſſen Ulms von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an bezeichnet den Eifer derſelben für die Förderung des Baus ſowohl, als ſeine Ausſtattung mit Kapellen und Zierrathen. Denn wirklich ſind unter dieſen Stiftungen mehrere, welche bloß die Verſchönerung der Kirche mit Malereien, beſonders Glasmalereien zum Zweck hatten. Viele Geſchlechter brachen die Altäre in der alten Pfarrkirche, deren Parochialrecht auf den neuen Bau übertragen wurde, ab und verſetzten ſie in die neue Kirche, in welcher die Kapellen der Krafte und Beſſerer am ſchönſten geſchmückt, noch heut zu Tage zu ſehen ſind. Auch ſogar der Abt von der Reichenau, deſſen Auge ſich an dem Bau weidete, that etwas für denſelben, indem er den kleinen Zehenten, das Opfergeld, die Präſentation des Pfarrers, Schulmeiſters und Meßners, nebſt andern

Digitized by Google

Rechten dazu gab. Im Jahr 1418 war der Bau ſchon ſo weit gediehen, daß die Kunde von ſeiner kunſtreichen Anlage bis zu den Ohren des Pabſts Martin drang. Daß in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts es allmählig an Mitteln zur Vollendung deſſelben fehlte, kommt weit weniger auf Rechnung eines abnehmenden Eifers für den Bau, als vielmehr auf die einer allzugroßartigen Anlage. Dem Pfarrer am Münſter wurde zur Pflicht gemacht, von der Kanzel herab den Frauenbau zu empfehlen. Erſt jetzt nahm man ſeine Zuflucht zu päbſtlichen Ablaßbriefen, man ſchickte den Pfarrer Neithard ſelbſt nach Rom und bezahlte die Abläſſe mit ſchwerem Geld. Dieß feuerte zu neuen Anſtrengungen an; wer kein Geld hatte, gab aus ſeiner Haushaltung und von ſeinen Kleinodien, was er entbehren konnte. Die Frauenpfleger, welche die Geſchenke in Empfang nahmen, hatten bald die wunderlichſten Dinge beiſammen, Röcke, Mäntel, Pelze, Bänder, ſilberne Haarbänder, Panzer, Harniſche, Kartenmödel, Leinwand, Muſcheln in Silber gefaßt, Meſſer, Schleier, korallene Paternoſter, Werk, Badbemder, Spielbrette, Seſſel, Kannen, Pfühle, Bankkiſſen, Aunſerlein *), Teller, Leintücher, Häſpel, Dreifüße, Kappen, Holzſchuhe, Schmalz, Lichter, Koller, Wämſer, Tröge, Hoſen, Hauben, Hüte, Pfauenfedern, koſtbare Edelſteine, Chalcedon in Silber gefaßt, Ohrenhäfelein, Becken, Zinnſchüſſeln, Bettſtätten, graue Röcke, Hühner, Salz, Ofenbrette, Strohſäcke, Tiſche, Chorröcke, Almeien, Butterfäſſer, Loden, Zwehlen, Barchent, Blechhandſchuhe, Armbrüſte, Gürtel, Schöpfeimer, Schwerdter, ſogar Karren mit Kohlen und Holz. Ein eigener Hauspfleger wurde für die Gewandlade beſtimmt, der alle dieſe Gegenſtände zu verwerthen hatte. Dennoch iſt der Thurm nur halb vollendet. Für die Erhaltung der Kunſtwerke wurde von der Obrigkeit geſorgt. Ein Statut in dem rothen Buch der Stadt Ulm, aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, ſagt: „Der Schaden, da die koſtlichen Gleſer in Vnſer Vrowenkirchen geworfen, das gehauen Geſtein auf dem Kirchen zerſchlagen, das Gemelde in- vnd vſwendig der Kirche an den Wenden erſtochen, abgethan vnd durch das Lichtbrennen gewüſtet wird, ſol nit mer begangen werden!“

Eine Steinmetzenhütte hatte Ulm urkundlich gewiß ſchon im dreizehnten Jahrhundert. Später war ſie in einer der Abſeiten des Münſters. Eine Frauenmünſterurkunde v. Freit. v. Lichtmeß 1455 hat folgende Bezeichnung: „in der hintern Abſeiten vnten gen der Steinhütten wärts hinus.“ Sie ſtand in ſteter Berührung mit den Hütten zu Baſel und Straßburg. Zu bedauern iſt, daß die Zünfte in Aufbewahrung ihrer Urkunden ſo nachläſſig waren, daß wir über die innere Einrichtung der Hütte nun nichts mehr zu berichten wiſſen. Es wird in Urkunden eines Artikelbuchs der Maurer- und der Malerbrüderſchaft vielfach Erwähnung gethan, allein es iſt keine Spur mehr davon vorhanden. Eben ſo wenig können wir erzählen von dem Stillleben der Ulmer Künſtler. Auffallend iſt es, daß gerade aus der Zeit des Münſterbaus die wenigſten Künſtlernamen auf die Nachkommen gekommen ſind. Erſt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geben uns die Bürgerbücher und Steuerrollen ein meiſt trockenes Verzeichniß von Künſtlernamen, und hie und da erwähnen alte Hütteurechnungen ihrer Arbeiten.

Ob, wie weit und wie lange die Steinmetzen in Ulm eine ſelbſtſtändige, unvermiſchte Zunft bildeten, iſt ſchwer zu unterſcheiden. Wenn ein Jörg Lümdi als Steinmetze zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in die Kramerzunft eingereiht wurde, ſo folgt hieraus, daß die Steinmetzen ſpäter zur Kramerzunft gehört haben. Nach der zu Augsburg 1548 entworfenen Polizeiordnung gehörten, ſonderbar genug, die Steinmetzen unter die geſchenkten, die Bildſchnitzer unter die ungeſchenkten Handwerker.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Die Deutung dieſes Worts habe ich nirgends finden können.

Fabelbuch von Otto Spekter.

Dieſer geniale junge Künſtler, deſſen ſchöne Weihnachtsarabesken und ſein lithographirtes Blatt nach Overbecks Altargemälde in der Lübecker Marienkirche ſchon früher im Kunſtblatt beſprochen worden ſind, hat in Verbindung mit einem frommen Denker, welcher die ſinnreichen Zeichnungen in faßliche und anſprechende kurze Reime brachte und noch einen beſondern Anhang von ächt chriſtlichen Liedern für das Kindesalter von vier bis ſieben Jahren mitgab, fünfzig Fabeln für Kinder in Bildern gezeichnet (Hamburg, bei Friedrich Perthes), welche, abgeſehen von ihrem didactiſchen Zwecke, für welchen ſie ſich ſammt der verſtändigen und gemüthlichen Texte in hohem Grade eignen, auch einen künſtleriſchen Werth in Anſpruch nehmen. Dieſe radirten Zeichnungen ſind nämlich nicht bloß in einer leichten und doch beſtimmten Manier allerliebſt behandelt und mit einer feinen Charakteriſtik an Menſchen und Thieren, zumal in den Köpfen, ausgeführt; ſondern ſie haben vorzüglich auch in der Kompoſition ein wirkliches Verdienſt, da ſie nicht nur ganz eigenthümliche und in den gewöhnlichen Bilder- und Fabelbüchern noch nicht vorgebrachte Motive enthalten, ſondern auch die Darſtellung auf eine

Digitized by Google

ſo naive als anſpruchsloſe Weiſe gruppiren. Es iſt dieß dem Künſtler um ſo höher anzuſchreiben, daß er ſo poetiſch und originell geblieben, als er ſich nirgends dem Grundſatze untreu zeigt, dem zarten Alter der Kleinen faßlich und willkommen zu ſeyn. Die Zeichnung und der Text iſt immer auf einer großen Octavſeite auf ſchönſtem Velin zuſammengedruckt und jede Fabel hat ihr beſonderes Blatt, ſo daß die Abdrücke rein und ungeſtört vor das Auge treten. Die Größe der Zeichnung beträgt nur etwa 3 Zoll Höhe und gegen 4 Zoll Breite; die Figuren ſind im Durchſchnitte einen Zoll groß. Die Arabesken des bunten Umſchlags bieten die ganze Thierwelt, deren Geſchichten die Fabel auftiſchen wird, im Voraus zu betrachten dar, und das Ganze macht den heiterſten Eindruck. Wir empfehlen dieſes Büchlein den Eltern und Erziehern, welche dem kindlichen Sinne das Wahre und Gute im Gewande des Schönen reichen wollen, wie denn überhaupt nach unſerer Meinung auf die erſten Formen und Geſtalten, mit welchen das Kind beſchäftigt wird, für die fernere Ausbildung des ſittlichen wie des äſthetiſchen Geſchmacks unendlich viel ankommt, und da aus den gewöhnlichen Bilderbüchern und Kinderbibeln ſo Manches, was den inneren und äußeren Sinn beleidigt, noch immer nicht verſchwunden iſt.

C. Gr.

Kunstausstellungen.

(Beſchluß.)

Unter den Werken der Hiſtorienmalerei zog am meiſten die Aufmerkſamkeit auf ſich das große Gemälde, welches der Ritter Carl Brüloff im Auftrag des Hrn. A. v. Demidoff ausgeführt hat. Es ſtellt auf einer etwa 11 Ellen langen Leinwand den letzten Tag von Pompeji nach der bekannten Schilderung des jüngern Plinius dar. In dreiundzwanzig Hauptfiguren, die ſich in Gruppen ordnen, von denen jede ein Gemälde für ſich, die alle zuſammen aber ein bewunderungswürdiges Ganze bilden, ſuchte der Künſtler die Wirkungen des furchtbaren Naturereigniſſes zu ſchildern. Eine Mutter, die ihren Säugling, Söhne, welche die Aeltern zu retten ſuchen, ein Reiter, welchen ſein Pferd abgeſchleudert, während ein zuſammenſtürzender Tempel die ihn umgebende Menge zu zerſchmettern droht, eine Familie, die in Verzweiflung dem Verderben entflieht, Prieſter und Künſtler, die mit ihren Heiligthümern und Geräthſchaften flüchten, ein Geiziger, der noch im Fliehen die herabfallenden Goldſtücke wegrafft, ein chriſtlicher Greis, welcher einer Mutter mit ihren Töchtern Troſt zuſpricht. — Dieß ſind ungefähr die Hauptmotive, welche der Künſtler gewählt und mittelſt einer kunſtvollen Anwendung und höchſt effektvollen Beleuchtung zu einem ergreifenden Gemälde zuſammengeſtellt hat. — Der rühmlichſt bekannte Maler Franceſko Hayez lieferte eine beträchtliche Anzahl von Gemälden, die ſowohl der Erfindung als der Ausführung nach auf's Neue ſein großes Talent beweiſen. Die ſchwierigſte Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, war die Schilderung von Foscarini's Weigerung, der Valenza Gradenigo ſeine Hand zu reichen; dann ſah man von ihm eine Magdalena in der Wüſte, das Lebewohl Romeo's und Julien's, Loth und ſeine Töchter, eine griechiſche Piratenbarke mit zwei geraubten Frauen und drei Bildniſſe. Andere hiſtoriſche Gemälde waren von Franceſco Podeſti aus Ancona, Lodovico Liparini, Prof. an der Akademie in Venedig, Lorenzo Toncini; Ceſare Poggi, Carlo Arienti, Giuſeppe Sabatelli, u. A. Unter den Bildniſſen zeichneten ſich mehrere von der Hand des Ritters Brüloff, das der berühmten Paſta von Bar. Gérard in Paris, und ein wohlgetroffenes Portrait der Erzherzogin Maria Luiſe von Giuſeppe Molteni in Parma aus. — An Genregemälden und Landſchaften war ein großer Reichthum vorhanden. Der Marcheſe Maſſimo d'Azeglio, der, obgleich nur Dilettant, doch ſeit einigen Jahren ſchon ſich den größten Meiſtern dieſes Fachs an die Seite geſtellt hat, zeigte auch dießmal in einer Reihe von nicht weniger als 17 Bildern ſein großes Talent in Nachbildung der ländlichen Natur, der Meerſcenen, in Darſtellung von Schlacht- und Turnierſtücken, die er mit den ſchönſten romantiſchen oder hiſtoriſchen Epiſoden auszuſchmücken weiß. Von dem Veteran der lombardiſchen Landſchaftsmaler, Hrn. Marco Gozzi, ſah man eine Anſicht der Saſſella in der Nähe von Sondria, von Giuſeppe Biſi eine Anzahl Naturſtudien und zwei vortreffliche Anſichten von Sta Lucia in Neapel (ein Nachtſtück) und aus dem Golf von Bajä. Großen Beifall erwarben ſich die Landſchaften von Campedelli aus Bologna, der ſich nach Caspar Pouſſin gebildet zu haben ſcheint. Eben ſo eine große Landſchaft von dem Ritter Storelli aus Turin. Von dem Grafen Rinaldo Belgiojoſo und Hrn. Giuſeppe Canella ſah man einige wohlgelungene Anſichten von Gebäuden und Stadttheilen Mailands, von Letzterem auch eine Anſicht des Gemüſemarkts zu Verona. An den Leiſtungen des Ritters Maffei bewunderte man den vorherrſchenden Geſchmack der modernen deutſchen Schule in Darſtellung von Landſchaften, Thieren und ländlichen Feſten auf Gemälden von kleinen Dimenſionen. Ein Tyroler Bauerntanz vor einem Wirthshauſe, von Lorenz Quaglio in München, bewies, wie weit man es in Darſtellung kleinerer Figuren in Oelfarben bringen kann. Auch eine alte Burg in Franken, von Domenico Quaglio, und zwei Landſchaften mit Vieh, von Bürkel und Ott, erwarben ſich durch ihre ſchöne Vollendung großes Lob. Schätzbare Gemälde in Waſſerfarben lieferten Michele Biſi, die Künſtlerin Camilla Guiscardi und Hr. Suter aus Zürich; vorzüglich gute Zeichnungen ſah man von Suter, Picaſſi, Maler aus Genua, dem Kupferſtecher Fioroni und mehreren Zöglingen der Mailändiſchen Kupferſtecherſchule.

Paris. Am 3. November iſt die Ausſtellung des Kunſtvereins eröffnet worden, und von da an täglich von 11 bis 4 Uhr zu ſehen.

Kunstliteratur.

Ueber deutſche Kunſt, oder biographiſch-techniſche Nachrichten von den vorzüglichſten Meiſtern in der Malerei, dem Kupferſtechen, der Formſchneidekunſt und Lithographie in Deutſchland, von L. C. A. Nilſon. gr. 8. Augsburg, bei Jeniſch und Stage. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 3 Gr.

Berichtigung.

In Nr. 99, S. 394, Sp. 2, Z. 4. lies: zu, ſtatt: und.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 101.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 17. Dezember 1833.

Nekrolog badiſcher Künſtler.

Friedrich Mosbrugger.

Geboren zu Konſtanz am 19. Jänner 1804. Er war ein Sohn des königl. württembergiſchen Hofmalers Wendelin Mosbrugger, der noch in jener Stadt lebt. Schon den regſamen, lebendigen Knaben beherrſchte ein unwiderſtehlicher Hang zum Zeichnen, und während der Lehrſtunden beſchäftigte er ſich häufig damit, ſeine Lehrer und ſeine Mitſchüler unbemerkt zu portraitiren. Als er einſt in den Carcer geſetzt wurde, bekritzelte er alle Wände mit Köpfen, Figuren, Schlachten ꝛc. Die Ereigniſſe jener Zeit lenkten ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Tagesgeſchichte; er entwarf alle Schlachten gegen Napoleon und dazwiſchen die Fauſtkämpfe ſeiner Kammeraden. Das kriegeriſche Mittelalter ſprach ihn nicht minder an und gab ihm reichen Stoff für ſeinen Crayon. Als der Vater den unzweifelhaften Beruf des Knaben erkannte, führte er ihn ſelbſt zur Kunſt an und hatte bald Urſache, ſich der erſten Fortſchritte ſeines Sohnes zu freuen. Später zeichnete er viel bei der trefflichen Ellenrieder und beſuchte dann im Jahr 1821 die Akademie in München, wo ſein Genie ſich vollends entwickelte. Bald entſchied er ſich ausſchließend für die ſogenannte Genremalerei. Das heitre Künſtlerleben ſagte ſeinem rührigen, beweglichen Geiſte ungemein zu, er weilte gern im Kreiſe froher Freunde, die er durch drollichte Einfälle und eine unzerſtörbare gute Laune zu ergötzen wußte, doch verwickelte ihn ſeine Lebhaftigkeit auch manchmal in Händel, die zum Glücke für ihn nie traurige Folgen nach ſich zogen. Im November 1826 ging Mosbrugger von München nach Carlsruhe, um hier eine Menge angefangener Bilder für die Kunſt-Ausſtellung im Mai des nächſten Jahres zu vollenden, wo ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Es befanden ſich darunter der Bockkeller, der Invalide, der Tänzer, der Brettſpieler, die Kameraden, mehrere Portraite. In allen ſprach ſich die ſchönſte Gabe lebendiger, geiſtreicher Auffaſſung und genialer Behandlung unverkennbar aus.

Im Herbſte 1827, nachdem Mosbrugger noch zuvor in dem von ihm geliebten Badenweiler Landſchaftsſtudien gemacht, trat er die Reiſe nach Italien an. Im Gebirge bei Bologna, als er eben einen Sonnenuntergang betrachten wollte, wurde er von zwei Räubern überfallen, die ſeine Börſe forderten, und nachdem ſie dieſe erhalten, ihm beſſeres Glück für den Fortgang der Reiſe wünſchten. Mosbrugger verſicherte nachher oft, die Kerle ſeyen ſo prächtig und ſo höflich geweſen, daß er ſie gern gezeichnet hätte, wäre er nicht durch die vorgehaltenen Piſtolen gehindert worden. Indeſſen entwarf er doch eine flüchtige, ausdrucksvolle Skizze von dieſer Scene.

In den erſten Tagen des Decembers langte er in Rom an. Hier lebte er ganz der Kunſt, wie aus der Menge von Zeichnungen und Gemälden hervorgeht, die er aus Italien nach der Heimath mitbrachte. Er beſuchte die franzöſiſche Akademie, ſtudirte die Kunſtſchätze, noch mehr aber das eigenthümliche Leben und Treiben des Volkes unter jenem ſchönen Himmel. Es iſt ein eigenthümlicher, achtungswerther Zug im Charakter unſers Künſtlers, daß der ſtrenge Tadel, den er dort oft von Künſtlern erfuhr, ihn weder niederdrückte, noch ſeine Eigenliebe verletzte. So ſchrieb er einſt nach Hauſe: „Vater Koch nimmt ein warmes Intereſſe an mir, aber er ſagt mir auch die Meinung frei heraus; dabei kann man aber vorwärts kommen."

Koch rieth ihm oft, in Italien zu bleiben; allein die Heimath zog ihn zu mächtig an. Der Genremalerei blieb er treu, doch verlor er ſich nicht in's Niedrige und Gemeine, ſondern wählte meiſt Gegenſtände, welche neben dem Charakteriſtiſchen auch ein rein menſchliches Intereſſe gewährten. Zugleich verſuchte er ſich mit ſchönem Erfolg in der Landſchaft. Die heißen Sommermonate des Jahres 1828 brachte er im Sabinergebirge zu, meiſt in Civitella und Olevano, wo er zahlreiche Studien verfertigte. Im Herbſte deſſelben Jahres ging er nach Neapel, welches ihm den

Digitized by Google

Stoff zu ſeinen vorzüglichſten Bildern darbot, von denen wir hier bloß den Improviſatore nennen wollen. Das regere Volksleben und die ſchönere Natur Neapels zogen ihn mehr an als Rom, und ihm blieb immer eine Sehnſucht nach dieſem herrlichen Lande. Im Sommer 1829 kehrte Mosbrugger nach Deutſchland zurück, mit einem ſeltenen Reichthum von Studien. In dem Vaterhauſe in Konſtanz führte er mehrere derſelben in Oel aus und malte dazwiſchen Portraite, mehr aus Gefälligkeit als Neigung. Im Jänner 1830 ging er nach Carlsruhe, wo er, im Lokale des Kunſtvereins, eine Reihe ſeiner Kompoſitionen ausſtellte. Sie gewannen den lauten Beifall der Kenner und der Dilettanten. Beſonders wurden ſein Improviſatore, ſein Attelier, das Bruſtbild einer Römerin und zwei Räubergruppen bewundert, die eine in einer ſchönen Landſchaft des Sabinergebirgs auf der Lauer, die andere an einer Felſenwand. Zu Karlsruhe komponirte er noch eines ſeiner größten und trefflichſten Bilder und ſein letztes Oelgemälde, eine ſchöne Landſchaft bei Civitella, mit einem alten Raubſchloß im Hintergrunde, welches von Soldaten beſchoſſen wird, während einige derſelben gebundene Banditen herausſchleppen. Die Frauen mit ihren Kindern und einem Greiſe haben ſich zu einem Marienbilde im Vorgrunde geflüchtet und ſcheinen um Rettung der Ihrigen zu flehen. Dieſes Bild iſt von vorzüglicher Ausführung.

Der Künſtler und das Publikum erkannten, daß ein ſolches Talent für ſeine Wirkſamkeit eines größern Schauplatzes bedürfe, und ſo entſtand in Mosbrugger der Gedanke, nach Petersburg zu gehen. Er und ſeine Freunde gaben ſich der Hoffnung hin, daß auch ihm, wie ſchon vielen andern Deutſchen, dort ein Glücksſtern aufgehen werde. Große Freude machte ihm der Auftrag des Großherzogs, der früher ſchon den Improviſatore gekauft hatte, zu einem ruſſiſchen Genrebilde, welches jenem als Seitenſtück dienen ſollte. Nachdem er in der Reſidenz ſieben Monate meiſt unter Arbeiten zugebracht und ſich das nöthige Reiſegeld erſpart hatte, trat er mit Empfehlungsſchreiben ſeines Fürſten am 13. Auguſt den Weg nach Petersburg an, wohin er eine große Zahl ſeiner vorzüglichſten Oelgemälde mitnahm, als die ſicherſte Empfehlung in der Fremde. In Lübeck ging er zu Schiffe, hatte aber den unglücklichen Gedanken, mit einem Kauffahrer zu reiſen, und mußte drei Wochen immer ſeekrank zubringen. So kam er ſchon leidend in Petersburg an, die erſten acht Tage der theilnahmloſen Pflege fremder Hände hingegeben. Nachher wurde er von einem akademiſchen Freunde, Emil Jakobs aus Gotha, der einige Wochen früher in der ruſſiſchen Hauptſtadt angekommen war, glücklich aufgefunden, allein die liebevollſte Sorgfalt vermochte nicht mehr, ihn zu retten. Ein Nervenfieber endigte ſein friſches, kräftiges Leben am 17. Oktober 1830, im 27. Jahre ſeines Alters und in einem Augenblicke, von dem er ſich den Anfang einer glücklichen Zukunft verſprochen hatte. Das Empfehlungsſchreiben des Großherzogs, welches noch in den letzten Tagen ſeines Lebens abgegeben wurde, verſchaffte ihm noch mehr Sorgfalt und Hülfe, aber es war zu ſpät! Vierzehn deutſche Künſtler begleiteten ihn auf ſeinem letzten Wege.

Die Nachricht von ſeinem Tode war eine Trauerkunde für Viele, die den Menſchen liebten und den Künſtler ehrten. Sein offenes, gutmüthiges, anſpruchloſes Weſen gewann ihm leicht Freunde, wie denn auch die Originalität, die ſich bei ihm in jedem Worte, in jeder Bewegung bemerklich machte, die Aufmerkſamkeit ſchnell auf ihn zog. Dazu trug auch der Mangel an Formen bei, und die Zerſtreutheit, in die er manchmal verfiel. Sein Aeußeres wurde oft vernachläſſigt, allein man vergaß dieß über ſeinem fröhlichen kindlichen Sinne. Die Natur hatte ihm einen feſten Körper gegeben, und Fechten und Hauen gehörten unter ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Der Anblick von Kanonen und Soldaten ſo wie die Militärmuſik hatten für ihn unendlich viel Anziehendes. Seit ſeiner Rückkehr aus Italien ſuchte er ſeine Erholung darin, von der Staffelei wegzuſpringen und die Pauke zu ſchlagen. So geringe Sorge er trug für ſeine Habe, ſo bewahrte er doch mit kindlicher Pietät alles, woran ſich für ihn eine ſchöne Erinnerung knüpfte.

Mosbrugger war frei von Künſtlerneid, ein milder Richter fremder Werke, und nur zu beſcheiden im Urtheile über die eigenen.

Als Künſtler hatte er bereits eine bedeutende Stufe erreicht; er beſaß die beiden Haupteigenſchaften, lebendige Auffaſſung und Darſtellung. Sein Geiſt beherrſchte den Stoff und die materiellen Hülfsmittel. Er war ein höchſt geübter und gewandter Zeichner. Oft im Zirkel ſeiner Freunde und in der fröhlichſten Stimmung entwarf er nach gegebenen Punkten oder auch aus freier Laune die geiſtreichſten Kompoſitionen, welche die Bewunderung ſelbſt tüchtiger Künſtler erhielten.

Friede ihm in der fremden Erde.

—der.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

(Fortſetzung.)

Wir wollen nun, was wir von den Steinmetzen, Bildſchnitzern und Malern Ulms hin und wieder gefunden haben, zuſammenſtellen.

Digitized by Google

1. Steinmetzen.

C. magister lapicidarum, Zunftmaster. Urk. v. 1292. Ueber dieſen ſiehe ein früheres Kunſtblatt.

Ein Meiſter Steinmetz kommt in Hüttenakten Anno 1399 vor, aber ohne alle Bezeichnung ſeiner Familie. Ich möchte ihn für Ulrich von Enſingen, auch ſonſt geradezu Enſinger genannt, halten, da deſſen Künſtler-Laufbahn gerade in dieſe Zeit fällt. Im Jahr 1390 geht er mit dem Rath einen Vertrag wegen des Münſterbaus ein, und heißt Kirchenmeiſter, ein Name, der beweist, daß er den ganzen Münſterbau leitete. Seine Heimath iſt, wie wir bei ſeinen ebenfalls am Münſterbau thätigen Nachkommen ſehen werden, Bern im Uechtlande. Jener Ulrich von Finſtingen aus Ulm, der 1394 zum Bau des Mailänder Doms berufen wurde (S. Storia del Duomo di Milano da G. Franchetti. Mil. 1822. Dieterichs Beſchr. von Ulm. S. 37), wo er mit einem Steinmetzen aus der Gegend von Freiburg zuſammen traf, iſt gewiß kein anderer, als unſer Ulrich von Enſinzen, für welchen dem Geſchichtſchreiber des Mailänder Doms leicht ein Ulrich von Finſtingen in die Feder kommen konnte. Es ſcheint demnach, er ſey zwiſchen Ulm und Mailand hin und her gereist, und habe beide Baue zugleich geleitet. Wahrſcheinlich iſt er der Verfertiger des in der Beßerer'ſchen Kapelle befindlichen Grabmals für den im Städtekrieg bei Altheim 1372 erſchlagenen Heinrich Beßerer.

Meiſter Conrad Gros von Schelklingen. Wird 1404 Bürger zu Ulm. Bürgerbuch.

Meiſter Stump. 1413. Steuerbuch. Vielleicht derſelbe, der 1414 unter dem Namen Stum der Steinmezel vorkommt.

Roßenſtain. Steuerbuch v. 1414.

Birſtil. 1416. Wohl derſelbe, der 1417 Birnſtein heißt.

Hartmann, Stainhower. 1417. 1427.

Meiſter Sigmund. 1417.

Jos Tärtinger. 1426. Wurde nach dem Bürgerbuch 1431 Bürger zu Ulm. Er ſcheint ſehr alt geworden zu ſeyn, denn noch in einer Urk. von 1469 heißt es: „Jos Tärtingers deß Stainmetzels hus."

Kaſtner. 1417. 1441.

Hans Koch. 1417. 1441.

C. von Sefflingen (Söflingen bei Ulm). 1426. Im Jahr 1441 mit ſeinem Taufnamen Conrad.

Caſpar Steinmezel. 1427. Sollte er nach 1427, wo ein Meiſter Caſpar Steinmetz vorkommt, gelebt haben? Dann muß er ſich wohl ſchon ſehr frühe der Kunſt gewidmet haben, wozu es ihm bei ſeinem geſchickten Vater nicht an Gelegenheit gefehlt hat. Es heißt nämlich 1429 „Caſpar Kirchenmeiſter, und Meiſter Ulrichs Kirchenmeiſters ſeel. Son." Er war alſo ein Sohn Ulrichs von Enſingen. Seine ebenfalls in die Kunſt eingeweihten Brüder waren Matthäus und Matthias Enſinger. Der erſtere dieſer Brüder heißt 1430 Matthäus Kirchenmeiſter, Werkmann zu Bern im Uechtlande. Nach Caſpars Tode erhielten dieſe zwei Brüder von der Frauenmünſterpflege 120 Gulden in brüderlicher Theilung wegen ihres ſeligen Bruders Caſpar, der vom Münſterbau her jene Summe zu fordern und ſie ſeiner Schweſter Urſula, einer Conventfrau im Kloſter Weil, vermacht hatte.

C. Stainmezel. 1430. Vielleicht der Meiſter Lienhart, der 1434 vorkommt.

Meiſter Thoman der Stainmezel. 1430. Wohl derſelbe Thoman der Stainmetzel, deſſen eine Urkunde Hans Remboldꝰ von Augsburg v. J. 1410 erwähnt. Dieſer Rembold verkaufte ein Haus zu Augsburg „hind-an an Thomans dez Stainmetzels" Hauſe ſtoßend (Monum. Boic. XXIII. 316). Er war alſo eigentlich ein Bürger von Augsburg, den der Münſterbau nur vorübergehend nach Ulm geführt hat.

Wernher. 1434. 1447. 1455.

Chunrat Gros. 1434. 1447. 1455. Der obige Conrad Gros von Schelklingen?

Peter Dorn war 1435 als Ballierer bei'm Münſterthurm angeſtellt.

Hans Schweinbacher, genannt von Windsheim (vermuthlich ſeiner Geburtsſtadt), wurde 1439 Bürger zu Ulm.

Hans von Frankfurt, ſeinem Heimathsorte. 1441.

Hans Kuch. Beide im Bürgerbuch von 1441. Sie ſind aber nicht einerlei Perſon.

Caſpar Kun, Steinmetz und Kirchenmeiſter. 1446.

Meiſter Endres. 1449.

Matthäus Enſinger, Sohn Ulrichs von Enſingen, und Bruder Caſpars und Matthias'. Dieß iſt der Heros der Ulmer Steinmetzen und der, dem das Münſter gewiß ſeine ſchönſten Theile zu danken hat. Sein Name verdient mit Recht den Namen Erwins von Steinbach, David Hülz's zu Straßburg, Georg Hauſers und Anton Pilgrams zu Wien an die Seite geſtellt zu werden. Indeſſen weiß man nur Weniges von ihm. Die Hüttenrechnungen erwähnen ſeiner und ſeines Todes im Jahr 1463, nicht, wie Andere glauben, 1483. Mit der erſteren Angabe ſtimmt auch die Inſchrift, die vor dem obern Eingang gegen Mitternacht etwa 12 Fuß hoch vom Fußboden ſteht: anno domini MCCCCLXIII do starb Matthaeus Ensinger Kirchenmeister dem Gott gnad, daneben ſieht man ſeine Wappen, nämlich drei übereinander gleich weit offen ſtehende Zirkel. Sein Bruſtbild iſt an der Wendeltreppe der Mittagsſeite des Thurms zu ſehen. Daß er eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch den Münſterbau leitete, erhellt aus einer Urfehde

Digitized by Google

von 1432, in welcher ſein Name, aber ohne alles, was ihn näher bezeichnen könnte, genannt wird.

Moriz Enſinger, Kirchenmeiſter, Sohn des Matthäus Enſinger, 1465. 1469. Beſſeren Händen konnte die Wiederaufnahme des durch Matthäus unterbrochenen Münſterbaus nicht anvertraut werden, als denen ſeines Sohnes. 1470 heißt er Meiſter Mauricius Enſinger von Bern im Uechtlande. Mittwoch nach Antoni 1469 machten die Kirchenbaupfleger mit Meiſter Moriz den Vertrag: „daz er bis vf Jacobi oder vngefär Bartholomäi oder Michaelis vber zwei Jar das Fenſterwerk in dem Hohenmünſter gar ſezen, auch das Gewelb des Hochmünſters vnd den Giebel an dem End zu dem Gewölb dienend ganz beſchließen vnd aufbereiten, dagegen nechſten Jacobi 20 Gulden vnd an den Wihnachten 20 Gulden Erung erhalten ſoll.“ Frauenmünſter Urk. So hat die Familie Enſinger faſt hundert Jahre lang an dem Münſter gearbeitet.

Paulin der Stainmezel hat nach einer Hüttenrechnung von 1466 die Arbeiten der Enſinger fortgeſetzt.

Jörg von Hall, wohl aus Hall in Schwaben gebürtig. Im Jahr 1471 kauft ihm der Rath Winkelmaße ab. An dem obern Gewölb des Münſters ſteht ſein Name mit der Jahreszahl 1470 zweimal. Ob er als Steinmetze oder Baumeiſter am Münſter arbeitete, bleibt unentſchieden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erklärung.

In Nr. 77 des Kunſtblattes befindet ſich eine Recenſion der Ankündigung über eine „hiſtoriſch-romantiſche Bildergalerie. Herausgegeben von W. Creuzbauer.“

Die Ankündigung dieſes Werkes iſt in mehreren deutſchen Journalen ſo geſtellt, daß ich, um Mißverſtändniſſen zu begegnen, Folgendes zu erklären ſchuldig bin.

1) Gehöre ich weder zu den Mitarbeitern noch zu den Herausgebern dieſes Werkes.

2) Kenne ich keinen engeren Künſtlerverein hier; in dieſer Beziehung gehöre ich wenigſtens nicht dazu.

3) Wenn unter andern auch von den kleineren Arbeiten meiner Schüler darin erſcheinen, ſo kann ich es nicht verhindern, wenn jemand Luſt hat dieſelbe ein Nationalwerk, Hansſchatz ꝛc. zu nennen.

Was mich wirklich dabei angeht, iſt, daß ich meine ſämmtlichen bisher erſchienenen Werke, welchegrößtentheils nach meinen Zeichnungen geſtochen, die wenigſten aber von mir ſelbſt radirt ſind, verkauft habe, und daher wie jeder andere Verfaſſer es der Discretion des Verlegers überlaſſen muß, welchen beliebigen Gebrauch er davon macht.

Karlsruhe, 2. November 1835.

C. Frommel.

Rafaels Grabschrift im Panthem.

Vom Kardinal Bembo.

D. O. M.
RAPHAELI. SANCTIO. JOANN. F. VRBINATI.
PICTORI. EMINENTISS. VETERVMQ. AEMVLO.
CVIVS. SPIRANTES. PROPE. IMAGINES. SI.
CONTEMPLERE. NATVRAE. ATQVE. ARTIS. FOEDVS.
FACILE. INSPEXERIS.
IVLII. II. ET. LEONIS. X. PONTT. MAXX. PICTVRAE
ET. ARCHITECT. OPERIBVS. GLORIAM. AVXIT.
VIX. ANNOS. XXXVII. INTEGER. INTEGROS.
QVO. DIE. NATVS. EST. EO. ESSE. DESIIT.
VIII. ID. APRILIS. MDXX.
ILLE HIC EST. RAPHAEL TIMVIT QVO SOSPITE VINCI
RERVM MAGNA PARENS ET MORIENTE MORI.

Grabſchrift der Nichte des Kardinals Bibiena.

MARIAE. ANTONII. F. BIBIENAE. SPONSAE. EIVS.
QVAE. LAETOS. HYMENAEOS. MORTE. PRAEVERTIT.
ET. ANTE. NVPTIALES. FACES. VIRGO. EST. ELATA.
BALTHASSAR. TVRRINVS. PISCIEN. LEONI. X. DATAR.
ET. JOHANNES. BAPTISTA. BRANCONIVS. AQVILA. A. CVBIC.
B. M. EX. TESTAMENTO. POSVERVNT.
CVRANTE. HIERONIMO. VAGNINO. VRBINATI.
RAPHAELI. PROPINQVO.
QVI. DOTEM. QVOQVE. HVIVS. SACELLI.
SVA. PECVNIA. AVXIT.

Die Entdeckung dieſer letzteren Grabſchrift auf der rechten Seite des Altars, unter welchem Rafaels Gebeine ruhen, an einem Pfeiler der Kirche, wo ſie aber bis jezt von Ex Voto-Geſchenken bedeckt und unſichtbar geweſen war, hatte bei der im Sept. zu Rom veranſtalteten Nachſuchung zuerſt die Gewißheit gegeben, daß hier neben dem Grabe ſeiner Verlobten, der Nichte des Kardinals Bernardo Divizio von Bibiena, auch dasjenige von Rafael ſelbſt ſeyn müſſe.

Kunstliteratur.

Description de médailles antiques grecques et romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation; ouvrage servant de catalogue à une suite de plus de 20,000 empreintes en soufre, prises sur les pièces originales; par. T. E. Mionnet, chevalier etc. etc. Supplément. Tome VI. in 8. Paris chez l'Auteur, à la bibliothèque du Roi; et chez Debure Frères, rue Serpente, Nro. 7. — 1833. Prix 30 Fr.

Tombeaux de la Cathédrale de Rouen, par H. Deville, membre des sociétés des Antiquaires de Normandie etc. avec dix planches gravées. Un vol. in 8. Rouen, chez Nicétas Periaux.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 19. December 1833.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

(Fortſetzung.)

Matthäus Böblinger von Eßlingen kam in ſeinen Leiſtungen denen der Enſinger am nächſten. Auch läßt ſein Name Matthäus faſt eine Verwandtſchaft mit der Enſinger'ſchen Familie vermuthen. Auf Verlangen des Raths von Ulm kam er von Eßlingen nach Ulm und arbeitete von 1474 an an dem Baue. In der Hafner'ſchen Münſterbeſchreibung S. 104 wird aus einer alten Chronik die Notiz mitgetheilt, daß auf einem Riß des berühmten Oelbergs im Münſter die Worte ſtehen: „Den Oelberg hat Matheus Böblinger von Eßlingen gen Ulm geordnet, vnd hat vil Stein gehawen zu denſelben Ziten, 1474 darnach över drei Jahr war ich beſtellt von meinem Herren von Ulm zu irem Kirchenbau." Allein ich zweifle daran, daß er den Oelberg verfertigt hat, da dieſer erſt 1516 aufgerichtet wurde. Von ihm mögen die eben ſo zarten als kühnen Ausführungen am Frauenkirchenthurm zu Eßlingen ſeyn.

Ulrich Steinmezel, der mit Böblinger am Münſter arbeitete, kommt in einer Hüttenrechnung von 1474 vor.

Jörg Lümbi. 1470.

Meiſter Veit. 1476.

Conrad Holzner. 1476.

Meiſter Jacob. 1484.

Nicolaus Steinmez. 1484. Iſt vielleicht zugleich Bildhauer und mit dem Nicolaus Wegkmann eine und dieſelbe Perſon geweſen? Der letzteren Kunſt müßte er ſich dann erſt in ſpäterer Zeit gewidmet haben.

Jörg Bröcker. 1484.

Lienhart von Amberg (ſein Geburtsort?) 1490. Von dem heil. Grab iſt ein Riß mit der Jahreszahl 1492 unter den Münſtervisirungen, der mit dem Chinger'ſchen Wappenſchild verſehen iſt. Sollte Amberger der Verfertiger dieſes Riſſes ſeyn? In einer Hüttenrechnung von 1490 kommt er mit einer Belohnung für das Hungertuch vor.

Meiſter Baſtian. 1495.

Blaſi. 1495.

Hans Renhart. 1495.

Philipp Awegg. 1495.

Blüſtin. 1495.

Thoman Riethofer. 1495.

Lienhart Tamber. 1495.

Burcart Engelberger, ein Baumeiſter aus Augsburg, ein Mann, der den Enſingern gleich kam. Er heißt Kirchenmeiſter von Ulm. Unter ihm wurde, da man ſeit 1492 ein Sinken des Münſterthurms bemerkte, ſehr eifrig gearbeitet. Er allein ſoll es geweſen ſeyn, der ſich getraute, die für eine ſo ſchwere Laſt zu leicht gearbeiteten Pfeiler zu unterfangen. In den hüttiſchen Rechnungen kommen folgende Notizen über ſeine Thätigkeit vor: „Nachtlon, als Maiſter Burcart zue dem Grund hat gelueget ein Pfund ſieben Schilling sechs Heller." „Maiſter Burcart Engelberg von des Predigtſtuls wegen, ſo er zu Augsburg vm Stain vnd Lon, davon zu machen, auß geben hat, für das alles geſambt ſeiner Zerung vnd Erung als er den Grund beſichtiget hat, vf Frytag Palmarum bezalt LXXXX Gulden X Großen." Auch Zehrgelder für Reiſen, welche Burcart mit ſeinen Geſellen machte, finden ſich angemerkt. Auch kann wohl niemand anders, als er und ſeine Geſellen gemeint ſeyn, wenn es weiter heißt: „Den Stainmetzen von den zwain Pfeilern by der Beßerer Stul den Pfeyler mit dem Predigtſtul vnd die Schoßenſtain oben im Gewölb außzuwechſeln iiij Pfund." Ferner: „den fünf Stainmezgeſellen ſo zu Augspurg an dem Predigſtul gemacht hand, zur Beßerung irs Lons vnd für Zerung iiij Pfund 3 Schilling." Aus dieſen beiden letzteren Notizen erhellt, daß er eine Anzahl Mitarbeiter zum Münſterbau von Augsburg aus mit ſich genommen, daß aber auch viele Verzierungen des Predigtſtuhls noch in Augsburg ſelbſt mögen verfertigt und dann erſt nach

Digitized by Google

Ulm geführt worden ſeyn. Er wurde einſt auf einer Reiſe nach Ulm von leichtfertigen Wegelagerern angefallen und beraubt, was der Rath von Ulm ſo hoch aufnahm, daß er wegen dieſes Frevels bei dem ſchwäbiſchen Bunde Klage führte und ferner um ſicheres Geleit für Burcart bat, da er ſeiner zum Bau der Pfarrkirche bedürfe. Er war noch 1504 in voller Thätigkeit, ſtarb aber 1512; denn in einem Rathsprotocoll von Mittwoch nach Invocavit 1518 heißt es: Maiſter Burcart Engelbergs Wittwe ſoll ihre Bitte (um einen Gnadengehalt) abgeſchlagen werden, aber der abgeſtorbenen Seele (ihres Eheherrn) zu gut wolle der Rath alljährlich in der Brüderſchaft der Steinmezen einen Jahrtag halten laſſen, „acht, es ſey der Seele nuzer vnd ir lieber.“ So blieb nach den damaligen Zeitbegriffen die Liebe hinter dem Aberglauben zurück. Dieſe Härte gegen Engelbergs Wittwe ſtimmte mit der ſonſtigen Freigebigkeit gegen Engrlberg nicht überein, indem man ihm außer ſeinem Lohn ein Geſchenk von 400 Gulden und zehen Jahre hindurch einen ſtehenden Gehalt von 50 Gulden gegeben. Sein Grabſtein hat die Inſchrift: zu Gedächtnuß des viel kunſtreichen Architectoren der Statt Augsburg vnd St. Ulrichs Gebäumeiſter auch Pfarrthurm zu Ulm vnd anderer ſchadhaften gezargken großen Widerbringer Burcarden Engelbergers allhier, der tod verſchiden iſt vf den 1. Febr. des 15. und 12. Jars Seiner vnd aller Chriſten Hail, Gott der Herr mitthail.“

Meiſter Bernhart. 1499. 1508. 1514. Wahrſcheinlich nach ſeinem ganzen Namen Bernhart Winkler von Roſenhain, denn ein ſolcher kommt in Hüttenrechnungen von 1518 und 1524 als Kirchenmeiſter in Ulm vor. Und das war Meiſter Bernhart nach Engelbergs Tode. Dieſer berühmte Künſtler kam von Augsburg und ſcheint ſich nur mit kurzen Unterbrechungen in Ulm bis an ſein Ende aufgehalten zu haben. In der Rechnung über ein von den Frauenbaupflegern gegebenes Mahl kommen auch als Anweſende Meiſter Lienhart Aeltlin (ſ. nachher) und Meiſter Bernhart vor. Im Jahr 1535 glaubte man, das Gewölb oben bei den Glokken hätte Schaden gelitten; der Rath beauftragte daher Bernharten, den Schaden auszubeſſern, allein es ſchien ſo ſchwierig, bei der von oben herab drückenden Laſt Hand anzulegen, daß man für jetzt die Sache ruhen ließ. Auf Bernharts Betreiben wurde 1536 mit einem Meiſter Hans und dem Stadtwerkmeiſter Baſti Stücklin das Münſtergewölbe noch einmal unterſucht, wobei ſich unter ihnen eine Meinungsverſchiedenheit ergab. Stücklin glaubte: „wenn man dem Gewölbe recht zu Hülfe kommen wolle, ſo müſſe man es gar aufheben und ein geringeres machen, auch am Gewölb des Hochmünſters müßten Veränderungen vorgenommen werden, man ſoll Balken hindurchſchlagen und dieſe mit eiſernen Stangen verzapfen, auch ſoll man die Pfeiler unterfahen.“ Meiſter Hans aber meinte, es könnte die Arbeit noch drei Jahre ausgeſetzt bleiben. In Uebereinſtimmung mit Stücklin behauptete Bernhart: „man müſſe die Bogen zuerſt machen, darnach das Gewölbe abheben und mit halben Steinen machen, dann ſollte man die Säulen im Hochmünſter unterfangen und einen Durchzug mit Balken machen.“ Allein da Bernhart auf unverweiltes Handanlegen drang, ſo ſchien ihm dieß die Ungnade des Raths zugezogen zu haben. Kaum aber hatte er in Folge dieſes Streits Ulm verlaſſen, als ihn der Rath ſchon wieder herbeirief, und zwar mit ſeinen Söhnen. Gleichwohl wurde mit ihm über den Schaden am Gewölbe nicht mehr verhandelt, ſondern nach nochmaliger Unterſuchung dieſer Theil des Münſters mit Brettern verſchlagen, um Unglück zu verhüten. 1542 war Bernhart noch am Leben. Sein Alter ſcheint durch einen ungerathenen Sohn getrübt worden zu ſeyn. Ein Rathsbeſchluß vom 7. Jun. 1542 ſagt: „Meiſter Hans der Prädicant von Frankfurt ſoll, vm daß er Meiſter Bernhards des Stainmezen Son uf die Gaßen gefordert vnd bei den Haaren vmgezogen, in einer Einung von den Einungern geſtraft werden.“ Von dieſen wurde aber der Prädicant freigeſprochen, und Meiſter Bernharts Sohn mit Ruthen geſtrichen.

Meiſter Lienhart Aeltlin von Kelheim (ſein Geburtsort) ſtellt als Ballierer am Kirchenbau einen Revers aus, in welchem er den Frauenpflegern und dem Kirchenmeiſter Burcart Engelberg Gehorſam verſpricht, wofür ihm, er ſey krank oder geſund, wöchentlich ſeine ganze Lebenszeit hindurch ein Gulden rheiniſch zugeſagt wird. Er lebte als Altballierer des Frauenkirchenbaus noch im Jahr 1517. Am Donnerſtag nach Remin. 1514 ſtiftete er in die Barfüßerkirche 6000 Oblaten, Donnerſt. vor St. Gall. 1515 noch weitere 2000, Freitag vor St. Michael. 1516 in die Pfarrkirche 12000, Mittw. nach Matthä. 1517 vermachte er ſein Oblateneiſen der Frauenpflege mit der Bedingung, den Flockenbach und ſeine Nachkommen, ſo lange ſie das Oblatenmachen treiben wollen, zu Oblatern anzunehmen. Es wurde ihm alſo bei zunehmendem Alter das Recht verliehen, die Oblaten für den Bedarf des Frauenmünſters zu verfertigen.

Meiſter Sigmund Taler. 1501.

Conrad Viſcher. 1505. 1511. Sollte er vielleicht ein Verwandter Peter Viſchers von Nürnberg, des Verfertigers von St. Sebalds Grab, ſeyn? Wahrſcheinlich iſt er ein Sohn des bei dem Jahr 1495 vorkommenden Bildhauers Conrad Viſcher.

Hieronymus Bühel. 1506. 1517. Einer der ungemein hohen Pfeilerriſſe des Münſters iſt unterzeichnet: H. B. 150~.

Peter Clammer. 1508.

Hans Glögglin. 1508.

Digitized by Google

Meiſter Neydeck kommt 1508 und 1511 in Hüttenrechnungen als Unſer Vrowen Stainmözel vor.

Gregori Ruggenſtein. 1508. 1518.

Peter Karrenmann. 1508. 1517.

Peter Beringer. 1515.

Erasmus Kraus. 1516.

Jörg Boſch. 1518.

Hans Keller. 1521 in einer Hüttenrechnung. In der Kirche zu Kornweſtheim bei Ludwigsburg ſtehen die Worte: „dieſen Buw hat gemacht Meiſter Hanß Steinmetz den man nannt von Vlm, da man zalt 1516.“

Caſpar Herr von Roſch (vielleicht Rorſchach?), Steinmezel und Bildhauer. Er wurde, weil er unehlich war, nicht in's Bürgerrecht aufgenommen. Im Raths-Protocoll vom Mittw. nach Mart. heißt es: „dieweil Caſpar Herr der Bildhower eine Bürgerin genommen, vnd er doch ein ledig Kind und nit elich, iſt im abgeſchlagen, das Burgerrecht anzunehmen.“

Lienhart Pflaum. 1530.

Caſpar Löſchenbrand. 1550.

Peter Rotenfels. 1557.

Anton Huldin. 1593.

Hans Schaler. 1591.

Claus Bauhofer. 1584. Fertigte 1588 den Riß zum neuen Bau.

Hans Braun, den 1620 der Rath zur Verfertigung des Portals am Gögglinger Thor von Stuttgart kommen ließ.

2. Bildhauer, Bildſchnitzer, Steinſchneider und Goldſchmide.

Nach dem Bericht Felix Fabers, eines Mönchs von Ulm aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, gehörten die Maler, Glaſer, Kartenmaler und Bildſchnitzer in die Kramerzunft, daß, wie aus den folgenden Notizen erhellt, auch Goldſchmide die Bildſchnitzerei und Bildhauerei trieben, beweist, daß auch die Goldſchmidekunſt als eine edlere Kunſt betrachtet wurde.

Friz Goldſchmid. 1370 als Zunftgenoſſe im Rath.

Claus Kaufmann, Schnitzer und Goldſchmid. 1386.

Meiſter Chunrad der Schnitzer. Steuerrechn. v. 1388.

Claus Stocker, Bildſchnitzer und Goldſchmid. 1404. Er war ein Geſchlechter.

Conrad Langwalters, des Goldſchmids Kinder, erhalten 1400 ein Leibzeding von dem Kl. Reichenau.

Meiſter Hans, Bildhower. Steuerb. 1407. 1427.

Joſ. Hierenloß, Schnitzer und Werkmann. 1424.

Leonhard Lieber, Schnitzer und Werkmann. 1424.

Hartmann, Bildhower. 1430. Dieſer und ſein Tochtermann Hans Schwigger wurden 1428 Bürger in Ulm.

Hans Mutſcher, oder wie auch ſonſt ſein Name geſchrieben wird, Mutſcheb, Multſcher, geboren zu Reichenhofen, ein Bildhauer. Einzelne ſeiner Familie müſſen ſchon früher Ulmiſches Bürgerrecht gehabt haben; denn ſchon 1356 kommt ein Berchtold der Muntſcheller als Geſchworner beim Mühlenwerk, und den 7. März 1386 in einem Verkaufsbrief ein Johann Muntſcheller vor. In einer Steuerrolle von 1431 heißt Hans ein Bildmacher und geſchworner Werkmann. Und in dem Bürgerbuch heißt es: „anno XXVIjmo vf Sampſtag nach vnſers Herren Uffarthag Empfiengen wir zu Burger Hanſen Mutſcher den Bildhower, Alſo das er fürbas by vns ſtüvrfrey ſitzen vnd ſuſt alle ander gebot gehorſam vnd wärtig ſin ſol als ander vnſer Bürger vngeuärlich.“ Die Steuerfreiheit bewies, wie viel dem Rath an ſeiner Gewinnung für das Bürgerrecht gelegen war. Er hat 1433 laut einer Inſchrift im Münſter bei der Sacriſtei in der Nähe der dortigen Fenſter den Kargiſchen Altar gebaut. Iste labor, heißt es, qui ad instanciam profidi ac circumspecti viri Conradi dicti Karg civis Ulmensis confectus est et finitus ipse a die Sti Johannis Baptistae Anno ab incarnatione dn̄i millesimo quadringentesimo tricesimo tercio. Mit kleiner Schrift ſteht daneben: per me Johannem Multscheren, nationis de Richenhofen, civem Ulme et manu Mea propria constructus. Wahrſcheinlich hat er 1446 das künſtliche hölzerne Bild des auf einem Eſel reitenden Heilandes in das St. Ulrichs-Kloſter zu Augsburg verfertigt. Von ihm behauptet Graf von Sternberg in der Gallerie des Grafen Truchſeß von Waldburg mehrere vortreffliche Gemälde geſehen zu haben. Sollte er wirklich auch ein Maler geweſen ſeyn?

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuer Kupferstich.

La sacra famiglia, gemalt von Raphael, geſtochen von Anderloni. 23 Pariſer Zoll 1 Linie hoch, 15 Zoll 11 Linien breit. Preis 27 Gulden 30 kr.

Die verdienſtvolle Kunſthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim hat ſich gerechte Anſprüche auf den Dank aller Kunſtfreunde erworben, indem ſie dieſes Gemälde, von dem wir zwar ſchon einige Nachbildungen beſitzen, durch den beliebten Anderloni auf's Neue ſtechen ließ und zwar in einer Größe, durch welche es ſich paſſend und würdig den großen Kupferſtichen von Madonna del Siſto, der Darbringung im Tempel u. A. anreihet.

Ob das Original unſeres Kupferſtiches, welches mit dem in der Bridgewater oder Stafford Gallery in London

Digitized by Google

unter dem Namen Madonna del paſſeggio vorkommenden Gemälde wohl eines und daſſelbe iſt, von Raphael wirklich ſelbſt ausgeführt oder nur von ihm entworfen und von Penni, dem Fattore, ausgeführt wurde, wie Hr. Paſſavant in ſeiner Kunſtreiſe durch England und Belgien behauptet, vermögen wir hier nicht zu entſcheiden; da bei dem von Hrn. Paſſavant mit Recht gerügten Mangel an Feinheit und Grazie des Ausdrucks in dem Kopfe der Maria und in dem des Johannes, doch wieder ſo viel Hohes und Himmliſches in denſelben liegt, daß die Hand Raphaels in ihnen nicht zu verkennen iſt. Auch ſcheint Anderloni die Werke Raphaels ſo ſtudirt, und die Kunſt, ſie in ihrer Vorzüglichkeit wiederzugeben, ſich ſo eigen gemacht zu haben, daß wir durch den vor uns liegenden Kupferſtich geneigt gemacht werden könnten, deſſen Original für eins der ausgeführteſten Gemälde Raphaels zu halten.

Maria, in einer ſchönen Landſchaft, vorwärts geneigt ſtehend, legt ihre linke Hand auf die Schulter des, an ihr linkes Knie ſich anlehnenden Chriſtusknaben, ihre rechte Hand legt ſie auf den Kopf des kleinen Johannes. Unausſprechlich ſchön iſt der Ausdruck in den Köpfen der beiden Knaben. Jenes innige, ganz nahe einander in die unſchuldigen offenen Augen Blicken von Kindern, die einander recht lieben, konnte nur Raphael darzuſtellen wagen, und nur ihm konnte dieſes darzuſtellen ſo gelingen, wie wir es auf unſerem Blatte durch den ausgezeichneten Kupferſtecher wiedergegeben ſehen. Man wird nicht ſatt, die beiden holden Knaben zu betrachten. Sie ſcheinen 6 oder 7 Jahre alt zu ſeyn; ein Alter, wo die ſchönen jugendlichen Formen der Knaben ſich zu entwickeln anfangen.

Chriſtus iſt ganz unbekleidet, der kleine Johannes aber hat ein Lammfell übergeworfen und umgürtet, doch ſo, daß die ganze rechte, dem Beſchauer zugewendete Seite entblößt erſcheint. Ueber einem Strauchwerk ſieht man den Kopf des ſich entfernenden greiſen Joſephs. Ein höchſt ausdrucksvoller und ſchöner Kopf.

Dieſe Arbeit Anderlonis möchten wir allen bisher von ihm erſchienenen vorziehen. Der Ausdruck der Köpfe iſt vorzüglich wiedergegeben, die ſchönen nackten Körper der Knaben ſind ſehr gut gezeichnet und modellirt und völlig im Geiſte der Arbeit Raphaels behandelt. Die ſchönen Hände und Füße ſind äußerſt fleißig und zugleich warm und farbig ausgeführt. Die großen Maſſen der Gewandung der Jungfrau ſind zweckmäßig und mit breiten Taillen gearbeitet, ohne den geringſten Metallglanz bemerken zu laſſen; ebenſo vorzüglich iſt die einfache und doch ausführliche Behandlung des weißen Schleiers. Die Landſchaft iſt mit großer Meiſterſchaft von dem Kupferſtecher recht praktiſch angelegt und bei der Ausführung in dem dunklen Ton gehalten, welcher allen Raphaeliſchen Bildern jene feierliche Stille verleiht, wodurch die ganze Natur die Gegenwart des Gottesſohnes zu fühlen und zu verkünden ſcheint.

Dieſes ſchöne Blatt, welches Seiner Durchlaucht dem Fürſten von Fürſtenberg, einem hohen Gönner der Kunſt, von der Verlagshandlung gewidmet iſt, iſt am erſten November ausgegeben worden und wird gewiß die höchſten Erwartungen der zahlreichen Subſcribenten übertreffen.

Lauter.

Neuere Monumente.

Die auf dem Baſtillenplatze in Paris zu errichtende Freiheitsſäule wird 47 Mètres 36 Centimètres hoch, alſo faſt 4 Mètres höher als die Vendome-Säule werden. Die letztere iſt bekanntlich von Stein und mit bronzenen Basreliefs bedeckt, die ſich an ihr hinaufwinden; die Freiheitsſäule wird dagegen ganz aus Bronze beſtehen, und inwendig ſoll eine Treppe aus Gußeiſen in ihr hinaufführen. Das Gewicht wird 150,000 Kilogramme betragen, der Durchmeſſer 3 Mètres 70 Centimètres, wie bei der Vendomeſäule. Auf der Spitze wird ein die Freiheit vorſtellender geflügelter Genius mit einer zerbrochenen Kette in der einen, und mit einer Fackel in der andern Hand ſtehen. Die Namen der gefallenen Freiheitshelden werden in den Schaft der Säule eingegraben.

Für den Sockel des zu Ehren Corneilles in Rouen zu errichtenden Monuments ſind ungeheuere Felsblöcke, deren einzelne ein Gewicht von 10,000 Kilogrammen haben, in den Granitgruben von S. Sever ausgebrochen worden.

Die Gemeinde zu Laeken in Belgien läßt auf ihrem Kirchhof dem General Belliard ein Denkmal errichten. Einfach wird es die Inſchrift führen: Dem Andenken des General Belliard die Gemeinde von Laeken.

Im Saal der Marſchälle in den Tuilerien ſind im Sept. die Büſten der berühmteſten franzöſiſchen Generale aufgeſtellt worden.

Dem verſtorbenen Jenneval, Dichter der Brabançonne, iſt am 25. Sept. auf dem Märtyrerplatz zu Brüſſel ein Büſte als Denkmal geſetzt worden.

Am 18. Oktober iſt der zu Ehren der in Rußland gefallenen Bayern errichtete Obelisk in München feierlich enthüllt worden.

Die Bildſäule Racines hat man am 29. Sept. in La Ferté-Milon, ſeinem Geburtsorte, einem Städtchen im Aisne-Departement, aufgeſtellt. Sie iſt ein Werk des Bildhauers David in Paris.

Die Statue Napoleons von Roland, welche ehemals den Sitzungsſaal des franzöſiſchen Inſtituts zierte, unter der Reſtauration aber in das Muséo des Petits-Augustins gebracht worden war, iſt von Hrn. Lébas, Mitglied des Inſtituts, zurückgefordert worden. Der Miniſter der öffentlichen Arbeiten hat Befehl ertheilt, ſie zurückzugeben, und bald wird dieſelbe in dem an den Sitzungsſaal angrenzenden Saal der Minerva aufgeſtellt ſeyn. Roland hat mit dieſem Werk den zehnjährigen plaſtiſchen Preis davon getragen; es iſt von weißem Marmor, 7′ hoch, und ſtellt den Kaiſer im Herrſcherkoſtüme dar, die eine Hand hält das Scepter, die Andere nimmt Kränze und Ehrenzeichen vom Altar, an welchem in Relief die Figur der Minerva geſehen wird.

Digitized by Google

№ 103.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 24. Dezember 1833.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

(Fortſetzung.)

Meiſter Hellriegel, Bildhauer. 1434.

Meiſter Peter, Bildhauer, 1434. Unter den Malern kommt zwar ein Peter Acker vor, dieſer iſt es aber nicht, ſondern wahrſcheinlich der um dieſe Zeit in dem Bürgerbuch vorkommende Peter von Aſt, Bildhauer von Metz.

Chunrad Gebhard, Bildhauer. 1442.

Hans Bildhower. 1442. Vermuthlich hieß er Dußmann, denn ein Hans Dußmann, Bildhauer, kommt in dieſem Jahre im Bürgerbuch vor.

Hieronimus Kaltſchmid, Bildhauer. 1443. 1449.

Claus Goldſchmid und Schnizer aus Nürnberg. 1434. In einem Verzeichniß ſtädtiſcher Ausgaben während des Aufenthalts K. Sigismunds in Ulm im J. 1434 heißt es: „Clauſen Goldſchmid von dem, was er an des Kaiſers Kopf, der im geſchenkt iſt, verdient hat, ij Gulden jjjj Schilling Vj Heller.“

Jörg Steinlein, Bildhauer. 1455.

Jörg Stamm, Bildhauer. 1460. Wahrſcheinlich derſelbe. Im Jahr 1461 kommt ein Bildhauer Jörg Stain vor, mit dem gleichen Namen. 1473. 1485. 1490. 1492. Auch er und ſein Weib gaben ihr Scherflein zum Münſterbau. In einem Verzeichniß verkaufter Gegenſtände von 1491 heißt es: „von Jörg Bildhowers Rock“, und 1498 „von Jörgen Bildhowers Weibs Rock.“

Michel Bildhauer. 1469. 1476. 1481. 1484.

Vögelin der Holzſchnitzer wurde nach einer Hüttenrechnung von 1481 wegen Spielens geſtraft.

Peter Schwarzenbach, Bildhower und Goldſchläger. 1473 heißt es: „wir habend geben dem Peter Schwarzenbach zehen Mark vnd acht Lot Silbers zue dem kreuz ſo er machen ſol vnſer Frowen vff fritag nach Reminiscere.

Paulin, Bildhauer. 1473. Eine und dieſelbe Perſon mit Paulin dem Steinmetzel?

Michel Echter, Bildhauer. 1495.

Conrad Viſcher, Bildhauer. 1495. S. oben unter den Steinmetzen.

Nikolaus Wöckmann, Bildhauer, auch oft ſchlechtweg Meiſter Nicolaus. Kommt in einer Hüttenrechn. v. 1498 zum erſtenmal, und von 1506 — 1526 ſehr häufig vor. In ſeinen ſpäteren Jahren findet man ihn in der Malerbrüderſchaft mit der Bezeichnung: der Alte. Es gab alſo noch einen zweiten Bildhauer Wöckmann.

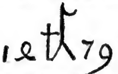
Jörg Aberer, Bildhower vnd Goldſchmid. 1498. In Hüttenrechn. heißt es von ihm: „hat einen heiligen Martin von zwelf Mark vnd ein Loth ſchwer gemacht, vnd iſt im die Mark mit zwölf Gulden bezalt worden, hat betragen 143 Gulden, 1 Ort.“ Ferner: „ihm lauter Silber geantwurt für dreizehn Gulden ſechs Schilling an einem Sant Vincentzen, ſo er machen werdt 1501, item ihm an obgenantem Sant Vincentzen 27 Gulden 3 Ort, ferner ihm daran 50 Gulden an Gold.“ Von ihm wurde auch das große Agnus Dei von Silber in einem zierlich durchbrochenen Tabernakel und das ſilberne Marienbild verfertigt, das die Kraftiſche Familie hatte machen laſſen.

Georg Syrlin, Vater und Sohn, die berühmteſten Bildhauer Ulms, die ſich im ganzen ſüdlichen Deutſchland durch ihre Arbeiten einen großen Ruf erwarben. Leider ſtehen uns auch über ihre Künſtler-Laufbahn nur fragmentariſche Notizen zu Gebot. Sie ſtammen eigentlich nicht von Ulm, ſondern von Söflingen ab. Dieß beweiſen folgende Zuſammenſtellungen aus dem Bürgerbuch. Dort heißt es 1413: Heinz Syrlin von Söflingen, 1427 und 1430 Hainz Sirlin Zimmermann, Bürger zu Ulm. 1441. Ludwig Syrlin 1442. Hans und Hainz Sirlin 1447. Ein Schreiner Hans Syrlin lebte nach Hüttenrechnungen zu Ende des 15. Jahrhunderts. Hainz war wahrſcheinlich Georg Syrlins des Alten Vater, und

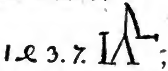
Digitized by Google

es ſcheinen ſeit Hainz dem Zimmermann Kunſtfertigkeiten in dieſer Familie einheimiſch geweſen zu ſeyn.

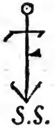
Georg Syrlin nennt ſich Schreiner und Bildſchnitzer in einem Verdingbrief von 1474, nach welchem er einen Altar „von Aichen, Tannen, Felben von Aulbern (?) Holz“ zu machen hatte. Auch die Chroniken von Ulm nennen ihn vielfältig Schreiner, ein Handwerk, das er noch lange neben der Bildſchnitzerei getrieben hat. Bürger von Ulm heißt er in einem Kirchſtuhlaccord von 1469. Auf dem Riß zu einem zierlich ausgehauenen Tabernakel ſteht die Jahreszahl 1479 mit einem Monogramm auf folgende Weiſe verbunden:



Auf einem andern die Jahreszahl



auf der Seite an dem Oelberg das Monogramm



Ob alle dieſe drei Monogramme für Georg Syrlin in Anſpruch zu nehmen ſind, laſſe ich dahingeſtellt. Von folgenden Werken iſt es unentſchieden, ob ſie alle von ihm oder ſeinem gleichnamigen Sohne ſind.

1421. Der Brunnen auf dem Weinhof.

1468. Die ſchön geſchnitzten Kirchenſtühle im Chor des Frauenmünſters hinter dem vorderen Altar.

1469. Der Kirchenſtuhl rechter Hand, womit er nach den Hüttenakten binnen fünf Jahren fertig geworden iſt. An dem einen Stuhl ſtehen die Worte: Georgius Syrlin incipit hoc opus 1469. Und oben an der Wand ſtehen die Worte: Yörg Syrlin 1474 complevit hoc opus. Solcher geſchmackvoll ausgeſchnitzten Stühle waren es 91, für deren jeden er nach einem von den Kirchenpflegern Marx Kraft dem Jüngern, Conrad Bitterlin und Peter Riethmann mit ihm abgeſchloſſenen Accord die Summe von 13 Gulden erhielt. Das Holz mußte ihm dazu gegeben und auf den Platz geliefert werden. Von ihm ſelbſt ſollen außer dem vorderen Altar im Chor des Münſters überhaupt die ſchönſten Altäre, ſo wie das vortreffliche Bild des Erlöſers auf dem Hauptportal ſeyn. Von einem der Altäre hat man unter den Münſterviſirungen einen ſehr genauen Riß, auf welchem unten in dem für das Altargemälde gelaſſenen leeren Raum die Worte: joerg sirlin 1496 mit dem Monogramm

und unterhalb der Jahreszahl das Monogramm zu leſen ſind. Oberhalb ſteht zwar der Name Kreyz, allein es iſt dieß kein Künſtlername. Andere Schnitzereien, die ganz in Syrlins Geiſt ausgeführt ſind, haben das Monogramm:

Der alte Syrlin ſcheint nach der Verfertigung der Kirchenſtühle und nach einer faſt fünfzigjährigen Künſtlerlaufbahn ſich nicht mehr viel mit der Kunſt befaßt zu haben. Sein ſpäteres Alter wurde durch Armuth verkümmert. Wollaib verſichert in ſeiner Chronik: er habe Alters halber und weil er keinen Pfenning mehr zur Einbuße gehabt, bei dem Rath in Ulm um einen Gnadengehalt oder ein Leibgeding angeſucht, nachdem ihm aber ſolches abgeſchlagen worden, ſey er aus Verdruß hinweggegangen und im Hoſpital zu Wien geſtorben.

Seinem Sohne Georg gehören folgende Arbeiten zu:

1469. Sehr ſchöne Bilder im Chor.

1477. Das nach Wollaibs Zeugniß um dieſe Zeit vollendete Sacramenthäuschen im Chor. Es beſteht in einem 4 Schuh, 8 Zoll breiten, innen gewölbten, 9 Schuh hohen Kaſten mit eiſernen und vergoldeten Gitterthüren, kleinen ſchön ausgehauenen und auf den Lehnen mit Bildchen gezierten Treppen. Die Pyramide oberhalb des Kaſtens hat Bilder, welche Syrlin aus Holz geſchnitzt hat, und ſteinerne Säulen, angeblich aus gegoſſenen Steinen. Das Ganze iſt 90 Werkſchuh hoch. Als 1473 der Kaiſer nach Ulm kam, mußte ſeine kunſtfertige Hand den Kaiſerſtuhl helfen zieren; denn in einer Hüttenrechnung v. d. J. heißt es: „vm Bilder zu des Kayſers Stul von Jörgen Sürlin.“

1470. Der Taufſtein mit den Patriarchen, Propheten und Königen, und einem ſymboliſch auf des Chriſten Muth deutenden Löwenfuß (S. Münters Sinnbilder der Chriſten). Er iſt in drei ſteinernen Säulen gefaßt, und hat acht Bruſtbilder mit bibliſchen Stellen, die ſich auf das Sakrament der Taufe beziehen, nebſt den

Digitized by Google

Wappen des römiſchen Königs und der ſieben Churfürſten. Fälſchlich ſchreiben einige dieſen Taufſtein dem älteren Syrlin zu und laſſen ihn ſchon 1450 verfertigt werden.

1474. Eine ſchöne Altartafel und die Bilder zu dem Oelberg. Andere ſetzen ſowohl dieſen als die Bilder in das Jahr 1516. Wir wollen es Syrlin gönnen, daß er im Jahr 1534 nicht mehr gelebt hat; da hätte er ſehen müſſen, wie ſeine Bilder mit dem Oelberg aus dem Münſter am Montag nach Oſtern herausgethan wurden, weil, wie ſich das Rathsprotocoll ausdrückt, „ſo vile Leute davor gekniet, Lichter angezündet vnd dergleichen Handlungen getriben haben.“ Wie ganz andere Dinge hätte man damals zu thun gehabt, als ſich an unſchuldigen Bildern zu vergreifen.

1482. Der groſe Fiſchkaſten.

1484. Eine Anzahl Stühle im Chor. An dem zur Linken des Hochaltars ſtehenden leſen wir die Worte: Georgii Sürlin junior. opus completum 1484. An dieſen Stühlen muß er übrigens noch ſpäter gearbeitet haben, denn eine Inſchriſt an den Wandſtühlen unter ſeiner Büſte ſagt: Sirlin artificis nomen extolle quia velix figuris deiticis pinxit qui domum Ecclesiae 1496. Aus dem Worte pinxit könnte man ſchlieſſen wollen, er wäre eher Maler als Bildhauer geweſen. Man findet ihn aber ſonſt als Maler nie.

1496 verfertigte er den ſchönen Hochaltar in Blaubeuren. Man erzählt ſich: die Mönche ſollen ihn nach Verſertigung des Altars gefragt haben: ob er ſich getraue, einen noch ſchönern zu verfertigen? Und als er ſolches bejaht, hätten ſie ihm die Augen ausgeſtochen. Dennoch ſoll er noch ſein eigenes Bild geſchnitzt und dem Altar beigegeben haben. Das Letztere iſt wahr, das Erſte aber leere, übrigens vielſach verbreitete Sage.

1498. Ein Hochaltar in der Kirche zu Reutti ob der Donau. Eine vortreffliche Arbeit. Sie ſtellt den Tod der Maria vor, auf den Thüren die Verkündigung und Geburt Chriſti. Die Jahreszahl 1512 am Fuß des Hochbildes beweist, daß die dort angebrachten Bruſtbilder der heiligen Dominicus, Nicolaus, Agatha, Andreas, Petrus und Paulus jünger ſind. Oben auf dem Kaſten ſteht die auf Syrlin paſſende Jahreszahl 1ℛ98. (1498)

1505. Die Stühle neben der Neithart'ſchen Kapelle. Auch hat er ſich um dieſe Zeit mit der Verſchönerung älterer Kunſtwerke abgegeben. In einer Hüttenrechnung v. 1505 heißt es: „Maiſter Jörg Sewrlin vm ainen Bogen den zu den Zwölfboten 8 Gulden.“ Auch ſonſt bot er zu allen Dienſtleiſtungen im Münſter die Hand. So heißt es 1508: „Sewrlin von dem Grab vf vnd abzeſezen.“ 1514: „Jergen Sürlin von einem Grab vfzeſezen.“

(Die Fortſeyung folgt.)

Literatur der Alterthümer.

Beſchreibung römiſcher und deutſcher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinheſſen zu Tage gefördert durch Dr. Joſeph Emele in Mainz. Mit 34 lithographirten Tafeln und 493 Abbildungen. Zweite Ausgabe. Mainz 1833, bei E. G. Kunze, Buchhändler. Querfolio. S. 84.

Aus ſeiner Privatſammlung von Alterthümern, welche die Zahl 1000 weit überſteigen ſoll, hat der Verfaſſer die merkwürdigſten abbilden laſſen und im voranſtehenden Texte erläutert. Wenige Figuren zwar ſind es, welcher beſitzt; um deſto mehr aber Geräthſchaften, Werkzeuge, Waffen u. dergl., ſämmtlich in und um Mainz, namentlich bei Kaſtell und Alzey geſunden. Die meiſten dieſer Antiquitäten ſind römiſchen Urſprungs, doch auch dieſe zum Theil auf demſelben Boden geſertigt, in welchem ſie begraben waren; wie der Verſ. S. 6 von Gefäßen in terra sigillata zeigt. Man entdeckte nämlich bei Saarbrücken, Weiſenau und Kaſtell bei Mainz Töpferwerkſtätten, in welchen viele Gefäße von terra sigillata (meiſt Bruchſtücke) vorfindlich waren; namentlich ein groſes Gefäß, das nach unten ganz zuſammengedrückt und zum häuslichen Gebrauche nicht dienlich war; offenbar, meint der Verf., liege am Tage, daß dieſer Kumpf (Napf) am Rheine verfertigt worden, denn er habe ſich in der Topffabrik befunden, und man würde ein mißrathenes Gefäß, das zu nichts dienen konnte, keineswegs die weite Reiſe aus Italien nach Deutſchland, wo es keinen Käuſer gefunden hätte, haben machen laſſen. Ferner beſitzt Hr. Dr. Emele mehrere Gefäße von gewöhnlicher Thonerde, woranf dieſelben Namen eingedrückt ſind wie auf einigen von terra sigillata. Nehme man aber an, wie man doch thue, daß dieſe Gefäße von gewöhnlicher Töpfererde in hieſigen Gegenden verfertigt worden, ſo müſſe dieß auch der Fall bei den Gefäßen von terra sigillata geweſen ſeyn. — Dazu kommt noch weiter, daß nach S. 76 unter den Töpfernamen offenbar celtiſche, und auch celtiſche Schriftzüge ſind; es finden ſich Camulixus, Marian, Unissalo, Lerisecus, Dacoma, Macono, Sitalo', Meddus, Tereus (wofür auch Tertius, wie für Marian-Martial geleſen wird); die Schriftzüge erklärte Profeſſor Mone in Heidelberg für celtiſche Runen.

Als deutſche Alterthümer dürften vielleicht folgende zwei zu beachten ſeyn. Bei Alzey fand man im Jahr 1823 eine bronzene Schnalle, die der Verf. in der Abbildung gibt. Sie bildete ein längliches Dreieck. Die unterſte Ecke ſtellt einen alten Kopf vor, mit einer feſt anſchlieſſenden Mütze bedeckt, auf welcher als Helmbuſch, in dreifacher Abtheilung, etwas der Miſtelpflanze, wie der Verf. bemerkt, oder der Lilie, wie Mone beiſetzt,

Digitized by Google

Aehnliches hervorragt. Die Miſtel war den Celten das Symbol der Ewigkeit; hiernach ſtellte der Kopf die Perſonifikation der Unendlichkeit dar. — Ein zweites, ein geſchlechtsloſes Götzenbild von Blei, ebendaſelbſt aufgefunden, iſt ſicherlich, worin auch Mone übereinſtimmt, der die vorbezeichnete Schnalle lieber dem Mittelalter zuweiſt, ſeiner Form, Kopfbedeckung und Bewaffnung nach nicht römiſchen ſondern galliſchen Urſprungs. Der Kopf iſt mit einer enganſchließenden Mütze, welche nach dem Geſichte hin zu einem Dreieck ausgeſchnitten iſt, bedeckt, an deren beiden Seiten ſowohl, als auch oben in der Mitte hervorragende Enden ſich befinden, welche vielleicht den Viscus (Miſtel) bezeichnen ſollen. Das Geſicht ältlich, mit ſtarkem Barthaar. In der Linken ein Schild, demjenigen ähnlich, welchen die Gebrüder Alcis auf dem von Prof. Müller in Copenhagen beſchriebenen Tondern'ſchen Horn haben; in dem rechten Arm, welcher rund umgebogen iſt, hatte er wahrſcheinlich einen Spieß. Der Körper iſt ohne Verhältniß und hat viel Aehnlichkeit mit den Figuren der Gebrüder Alcis. Am Bauche geht nach hinten zu ein Fiſchſchwanz mit Schuppen bedeckt.

Es finden ſich in dem Buche genaue Anweiſungen über Prüfung der Aechtheit und über Reinigung von Alterthümern.

Der Verf. meint, daß in den ſpätern Zeiten der Römer die Beraubung von Gräbern häufiger ſtattgefunden habe. In den meiſten Gräbern und Brandgruben fand er ſtets die ſchönſten Gefäße zerſchlagen; die ſchlechteren hingegen, Thränenkrügchen, ſchlechte Schüſſeln u. ſ. w. unverſehrt. Die beſſeren Gefäße ſind nicht etwa durch die Länge der Zeit zerſprungen oder durch die Schwere des Bodens zerdrückt, ſonſt müßte dieß bei den minder gut gebrannten, geringen Gefäßen eher der Fall geweſen ſeyn; eben ſo wenig ſind ſie von den Tagelöhnern zerſtochen oder zerhauen worden, denn der Bruch war alt, und die Stücke lagen in der Brandgrube oder in dem Grabe zerſtreut, und ſelten konnte man aus den Bruchſtücken ein Ganzes zuſammenſetzen, weil von größeren Gefäßen aus terra sigillata, von Schüſſeln, Gläſern u. ſ. w. nur der dritte, vierte Theil oder die Hälfte, nach dem genaueſten und ſorgfältigſten Suchen zu finden war. Der Verfaſſer fand große Gefäße von terra sigillata, wo auf der einen oder auch mehreren Seiten Stücke mit Fleiß herausgeſchlagen waren, die man nicht fand und die einſt, ſo meint er, von den Anverwandten des Begrabenen entweder nach Hauſe genommen, oder weggeworfen wurden. Durch dieß Zerſchlagen, heißt es, wurde der Werth ſolcher Gefäße vernichtet und den Dieben die Luſt benommen, die Gräber zu entweihen. Was den Verf. in dieſer Meinung beſtärkt, iſt, daß ſchöne Gefäße, welche er unzerbrochen fand, in einer Tiefe von 6 — 7 Schuh gelegen ſind, wodurch ihre Erhaltung geſichert war. Andere Gräber, worin ganze Gefäße befindlich waren, ſind mit einer zwei Schuh dicken Lage von Kalkſteinen und Ziegelſtücken bedeckt geweſen, und es koſtete viele Mühe und Behutſamkeit, die darunter verborgenen Sachen ganz herauszubringen (S. 14. 15.) — Dieſe Erklärung hätte viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, wenn ſie nicht eigentlich die Entweihung und Zerſtörung der Gräber von den Dieben auf Verwandte, von den Feinden auf die Freunde der Todten übertrüge. Auch iſt zu bedenken, daß die Diebe nicht nach den Gefäßen, ſondern nach den edlen Metallen in den Gräbern ſpürten, die ſie am eheſten in den koſtbaren Gefäßen verbergen denken mochten und daher dieſe zerſchlugen, während ſie die aus ſchlechterem Stoffe ſchlecht gebrannten unverſehrt ließen.

E. Gr.

Plastik und Bildhauer.

Die däniſche Korvette „Galathea“, geführt von Kapitän Krieger, die am 13. Sept., mit den Arbeiten Thorwaldſens für die Frauenkirche und das Chriſtiansburger Schloß zu Copenhagen am Bord, ausgeſegelt war, iſt am 20. Sept. auf der Rhede von Copenhagen angekommen. Außer den Marmorſtatuen (Chriſtus für die Frauenkirche, einem Taufengel, Mars und Amor, Merkur, einem knieenden und einem aufrecht ſtehenden Ganymed) befinden ſich darunter viele marmorne Basreliefs, mehrere Marmorbüſten, und von Stücken, die nicht in Marmor ausgeführt ſind, eine große Anzahl.

Dem jungen Bildhauer Desprez iſt von Hrn. Thiers der Auftrag geworden, den Moſes des M. Angelo in der Kirche St. Pietro in Vincoli zu Rom für die Kunſtſammlung im Louvre zu copiren. Derſelbe hat die Ausführung der Statue des Generals Foy übernommen, welche nebſt denen von Bailly, Mirabeau und Caſimir Périer in der franz. Deputirtenkammer aufgeſtellt werden ſoll.

Der Bildhauer Louis Auvray in Valenciennes hat für ſeine Waterſtadt die Büſte des berühmten Chroniciſten Froiſſard modellirt.

Der König von Schweden hat von dem Kaiſer von Rußland eine große von Gußeiſen verfertigte Vaſe zum Geſchenke erhalten, welche in der Alexandrowskiſchen Fabrik nach der prächtigen in der Villa Hadriana entdeckten Hamilton'ſchen Vaſe modellirt worden iſt; ſie iſt in dem königl. Muſeum zu Stockholm aufgeſtellt worden.

Kunstliteratur.

L'Annuaire des Artistes pour l'année 1833, par M. Guyot de Fère. Paris, chez l'auteur, rue Saintonge, n. 19, au Marais. Prix. 4 Fr. 50 C.

Masken, ihr Ursprung und neue Auslegung einiger bis jezt unbekannt und unerklärt gebliebenen. Von Köhler. Mit einer Kupfertafel. St. Petersburg, 1833. In Royal Quart.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 104.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 26. December 1833.

[U]eber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

(Fortſetzung.)

1510. Der hölzerne Deckel an der Kanzel, der eine [m]it einer Treppe verſehene Kanzel vorſtellt. An der [...]eren Kanzel leſen wir den Namen Johannes Sür[li]n. Schwerlich iſt dieß ein zweiter Taufname unſeres [Jö]rgs, ſondern wahrſcheinlich ein Sohn von ihm. Wenig[ſte]ns wird in einer Hüttenrechnung von 1517 eines [S]ohns von ihm in Verbindung mit dem Maler Märk[li]n und dem Steinmetzen Karrenmann erwähnt.

1512. Die Chorſtühle mit den Bildern der Prophe[te]n in der Kirche zu Geißlingen.

1514. Chorgeſtühl in der Kirche des Kloſters Ochſen[ha]uſen. Seidlers Annal. Biberac.

1516. Vermuthlich die Bilder für den Oelberg, die [m]an irrigerweiſe dem Bildhauer Mühlen zugeſchrieben.

1521. Ein Stuhl neben der Neithart'ſchen Kapelle.

Von ihm ſoll auch ein Altar in dem Wengenkloſter [zu] Ulm, einer im Kloſter Zwifalten und nach Andern [vo]n ihm und nicht von ſeinem Vater das Chriſtusbild [au]f dem Hauptportal des Münſters ſeyn. Beſonders [rü]hmt ein längſt verſtorbener Ulmiſcher Kunſtfreund einen [Al]tar, den er in dem Archivgebäude zu Ulm geſehen [ha]be und deſſen Schnitzereien von Syrlins Hand gewe[ſe]n ſeyen. Die Bilder ſeyen geweſen: die Mutter Got[te]s mit dem Jeſuskinde auf dem Schooß; ihr gegenüber [di]e heilige Anna, welche dem Kinde einen Apfel bietet. [H]inter ihnen ſtehen die Weiſen aus Morgenland. Der [H]intergrund und die Mäntel der beiden Frauen ſeyen [sch]on vergoldet geweſen. Von ſeinem Lebensende wiſſen [wi]r nichts.

Georg Sailer, Bildhauer. 1507.

Michel Erhart, Bildhauer. 1508. Wahrſchein[lic]h der Meiſter Michel, der die Juden zu dem Oelberg [ve]rfertigte, die erſt ſpäter als Zugabe zu demſelben kamen. Das Rathsprotokoll vom Freit. nach Trium Regum 1516 ſagt: „Den Gatter (die Umzäunung) vm den Oelberg ſoll man deſto weiter richten, ob man mit der Zeit Juden darein ſezen wölt, daß man Plaz dazue hette.“

Ein Protokoll von Freit. nach Margarethä 1516 ſagt zwar: „Der Oelberg ſol nach der geſchnittenen Viſirung gemacht werden, wie die mit den Juden anzeigt,“ allein dieß iſt wohl nur von der Beachtung des Raumverhältniſſes bei der Aufſetzung des 1516 bereits fertigen Oelbergs zu verſtehen. 1517 war Meiſter Michel mit ſeinen Bildern fertig, nach einem Protokoll von 1517 wurden vier Rathsherrn beauftragt, „Meiſter Michels Bild, die Juden am Oelberg, zu beſehen und darüber zu berichten.“

Melchior Löſchenbrand, Bildhauer. 1508.

Matthäus Greif, Bildhauer und Goldſchmid. 1508 accordirt mit ihm die Frauenpflege über die Verfertigung eines ſilbernen Chriſtusbilds von 16 Mark Silbers, und gibt ihm 12 Gulden für eine Mark.

Peter Auer, Bildhauer. 1508. 1517 — 1535. An der Münſterorgel lieſt man neben einem ſitzenden eine Fahne haltenden Kind auf der einen Seite der Fahne die Jahreszahl 1532, und auf der andern das Monogramm

Iſt dieß Peter Auers Monogramm? In den Hüttenrechnungen heißt er ſchlechtweg Peter Bildhauer.

Meiſter Mühlen, Bildhauer. 1516. Sicherlich iſt er nur der Urheber der zu dem Oelberg beſtimmten Viſirungen. Die Baugeſchichte dieſes in ſeiner Art einzigen Kunſtwerks liegt überhaupt noch ſehr im Dunkeln.

Wolf.
Bernhardt Schmid.
Daniel Roth.
Hans Kaſtner.
} Goldſchläger und Bildhauer. 1518.

Jörg Schench.
Ulrich Roth, ein Geſchlechter
} 1519. Goldſchmide und Bildhauer.

Digitized by Google

Daniel der Bildhauer. 1521. In einer Proteſtation des Dominicanerpriors Ulrich Kölle vom 15. Aug. 1521 gegen den Rath von Ulm wegen Beſteurung des Kloſters als Zeuge: Daniel Mouch, Bildhower, Bürger zu Vlm. In den Bürgerbüchern von 1511 und 1529 und folgg. kommen die Namen Daniel Mouch, Möch und Moch vor. Das Fragment eines Artikelbuchs der Maurerbrüderſchaft ſagt: „die Tafel vf Franciscusaltar zu den Barfüßern wurde von der Maurerbrüderſchaft zu ſchneiden bedungen dem erbern Maiſter Daniel Moch Bildhower ze Vlm vm 36 Gulden für das Corpus vnd die Bilder darin. Im Jar 1510.“

Bartholomäus Schnizer. Ohne Anführung des Jahrs unter den Wohlthätern des Wengenkloſters.

Peter Weickmann, Melchior Möſch, Hans Beck } 1526. Goldſchmide und Bildhauer.

Claus Brigel. Stein- und Siegelſchneider. In einem Protokoll vom 18. Jul. 1541 heißt es: „Claus Brigel dem Stein vnd Sigelſchneider ſoll geſagt werden, daß ihm vergönnt ſey, allerlei Wappen vnd Zeichen in Stain oder meß zu ſchneiden, doch ſoll er ſich des Sigel und Zeichenſchneidens in ſilber endtlich enthalten vnd dem goltſchmithandtwerk ditzfalls kein Eintrag thun.“

Hans Amman, Bildſchnitzer. 1597.

Sigmund Heſchler, Bildſchnizler. Von ihm iſt die Kanzel der heil. Geiſtkirche zu Ulm. 1640 das Schnitzwerk an der Orgel in der neuen Kirche. Füßli's Künſtl. Lex. Sein Sohn David verfertigte ſchöne Arbeiten aus Elfenbein. Eine ſolche, die ihm 500 Gulden eintrug, ſchickte er nach Hamburg.

Johann Ulrich Hürdter, eigentlich aus Zürch oder Schaffhauſen. Er lernte bei David Heſchler. 1683 treffliche Arbeiten von ganz und halb erhabenen Figuren, aus Elfenbein. Er hat auch in Ulm ſelbſt gearbeitet, und 1667 die von den Bilderſtürmern 1535 verſtümmelten Arbeiten der beiden Syrlin wieder ausgebeſſert.

3. Die Maler.

Was die Maler Ulms betrifft, ſo hat das Kunſtblatt von 1830 in den Nummern 64 — 67 aus Weyermanns Beiträgen zur Geſchichte der Kunſt und Künſtler in Ulm eine Zuſammenſtellung derſelben gegeben, welche mir nur noch einige Berichtigungen und Ergänzungen übrig läßt.

B. Wurnß, Maler. Seines Hauſes in Ulm wird in einer Urkunde von 1370 erwähnt.

Rudolf Schaggan, nicht, wie ihn das Kunſtblatt 1830, Nr. 64 nennt, Schappans. Er verkauft an St. Georgent. 1385 mit ſeiner Ehewirthin Catharina an die Valtringer'ſche Meſſe im Frauenmünſter einen Zins von 1 Pfund für 10. Seiner erwähnt auch eine Urk. des Findelhauſes von 1386.

Hans Beham mußte wegen unordentlichen Wandels 1399 dem Rath in einer Urfehde verſprechen, zwölf Meilen Wegs von der Stadt entfernt zu bleiben, oder als einer, dem ſein Leben mit Urthel und Recht abgeſagt ſey, in Schilden und Banden zu bleiben.

Meiſter Ulrich der Mauler unterſchreibt ſich in der eben genannten Urfehde als Bürge für Meiſter Beham.

Meiſter Lucas. 1412. Sein Vater war ein Goldſchläger und hieß Hans. Dieſe Familie ſcheint demnach noch keinen bleibenden Familiennamen gehabt zu haben. Sein Vater mit ſeiner Ehewirthin Adelheid verkaufen nach einer Frauenmünſterurk. Samſtag vor Oculi 1412 ihr Haus. Als Bürge unterſchreibt ſich der Sohn Lucas der Maler. Die Familie muß unter die Begüterten gehört haben. Unter den Schynen'ſchen Urk. in Gabelcovers Sammelbuch (Mſc. in der königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart) befindet ſich eine Urkunde von ihm, in welcher Lucas mit ſeiner Hausfrau Anna dem ehrbaren Mann Berchtold Aelchingen, ſeinem Schweſterſohn die Hälfte aller ſeiner Güter zu Enſingen und Rußberg verkauft. Er nennt ſich Bürger zu Ulm. Seiner erwähnen noch die Jahre 1416. 17.

Maiſter Martin. Ob dieß Martin Schön, Vater oder Sohn, oder Martin Viſcher iſt (ſ. Kunſtbl. 1830, S. 260), laſſe ich dahin geſtellt. In einer Rechnung von 1426 heißt es: „Maiſter Martin vm Schild vnd Wappen gen Veldkirch ze machen geben ain Gulden.“ Wahrſcheinlich iſt er auch der Meiſter des jüngſten Gerichts, das nach dem Teſtament der Margaretha Haidin, einer reichen Krämerin in Ulm, für die Allerheiligenkirche in Ulm gemalt wurde. Im Jahr 1434 malte er mit den Malern Nyßer und Wilhelm für die bevorſtehende Anweſenheit K. Sigismunds in Ulm einen Thronhimmel mit Vergoldungen. In den Rechnungen von d. J. heißt es: „Meiſter Martin Maler, Nyßer vnd Herrn Wilhalmen von des Kaiſers Kammer vnd der Himmeltzen ze malen vnd ze gulden funfzehn Gulden.“

Meiſter Peter Acker. 1430. 1442.

Meiſter Hans Acker, ſein Bruder 1434. Beide zuſammen als Bürger der Stadt. 1441. Sie malten auf Verordnung Probſt Ulrichs zu den Wengen, wo die Maler ihre Brüderſchaft hatten, die Krypte des Wengenkloſters mit Frescomalereien aus. 1439 wird in einer Münſterurk. des Hauſes erwähnt, das Hans Acker in Ulm hatte.

Meiſter Hans Degeler. 1443.

Hans Haller. 1469. Es gab auch einen Maler Hans von Hall. Wahrſcheinlich der nämliche. Sonſt gab man ihm auch den Namen Moſer. Der Geſchlechter Hans Simon Kauf von Hohenſtain ließ durch ihn eine Tafel mit gemalten Bildern in das Münſter, und ein

Digitized by Google

mit der Jahreszahl 1461 verſehenes Ecce homo in das deutſche Haus verfertigen.

Jos. Matthes, genannt Stürmeiſter, der Moler von Ulm. So kommt dieſer Name in einem Städtebundsbrief von 1456 vor, in welchem ſich die Vereinsſtädte beſchweren, daß derſelbe von drei Reiſigen angegriffen worden ſey. Alſo nicht Matthis, wie das Kunſtblatt v. 1830, S. 260 hat.

Hierher mag wohl Meiſter Cramer gehören, von deſſen Lebensumſtänden wir aus Ulmiſchen Urkunden nichts beizubringen wiſſen. Er ſcheint auch wirklich mehr auswärts als in ſeiner Vaterſtadt ſeine Kunſt getrieben zu haben. Wir finden wenigſtens von ihm mehrere Bilder in dem Bilderſaal der Morizkapelle zu Nürnberg.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunstliteratur.

Neues Maler-Lexicon zum Handgebrauch für Kunſtfreunde. Nebſt Monogrammen. Nürnberg, Druck und Verlag der Campe'ſchen Buchhandlung. 1833. 8. S. XXXII. und 362.

Der Herausgeber, in welchem wir den kunſtfördernden Verleger ſelbſt vermuthen, hat laut der Vorrede zu dieſem Werke, das den Bedürfniſſen und Wünſchen Vieler entgegenkommt, ſeit länger als dreißig Jahren die Materialien geſammelt, und von kritiſchen Freunden iſt die Sammlung geſichtet, berichtigt, vermehrt worden. Es iſt auch der vielſeitige Fleiß nicht zu verkennen, womit auf vollſtändige Aufzählung der ausgezeichneten Künſtler zumal der holländiſchen und älteren deutſchen, auch der italieniſchen und franzöſiſchen Schulen gedrungen iſt. Die Notizen ſind meiſtens gedrängt und enthalten neben dem Hiſtoriſchen eine kurze Andeutung über den künſtleriſchen Bildungsgang und Charakter jedes Meiſters. Allein einerſeits dünkt uns, daß die biographiſche Seite doch hätte können genauer, beſonders durch Angabe von Zahlen, wenigſtens der Geburts- und Todesjahre, behandelt werden, ſo namentlich bei den jüngſten Malern, wie Cornelius u. A. m. Auf der anderen Seite iſt die Mangelhaftigkeit des Werkes in Angabe der neueren Künſtler auffallend. Wenn einzelne ältere übergangen ſind, z. B. Guido von Siena, Franz Imola, Nicolaus Manuel Deutſch, ſo iſt dieß noch mehr der Fall mit den vorzüglichen Meiſtern der neueren Schulen, wo wir uns vergeblich nach Camuccini und Pierre Guérin, nach Overbeck, Wilhelm Schadow, den Brüdern Veit, dem älteren Schnorr, Scheffer, Begas, Schlotthauer u. A. m. umgeſehen haben. Und wie leicht wäre auch von dieſer Seite die Sammlung des Herausgebers vervollſtändigt worden, wenn er auch nichts weiter gethan hätte, als die Darſtellung der neueſten deutſchen Kunſt und Künſtler im Converſations-Lexicon der neueſten Zeit und Literatur zu benützen. Eine zweite Auflage des Werkes wird hoffentlich mit dem Eifer, der ſich in der Vorrede zu erkennen gibt, dieſe Ausſtellungen zu Rathe nehmen, und dann wird die Arbeit noch mehr als jetzt, wo wir ſie trotz ihrer Mängel freudig begrüßt haben, die gebührende Anerkennung finden.

Als Einleitung hat der Herausgeber eine kurze Theorie der Malerei, Ueberſicht der Kunſtſchulen und Erklärung der häufigſten Kunſtausdrücke vorausgeſchickt, und es iſt darin das Wichtigſte gleichfalls in möglichſter Kürze, doch ohne dadurch an Faßlichkeit und Klarheit zu verlieren, dargelegt. Indeſſen möchten wir doch auf das Eine und Andere, was uns darunter unrichtig zu ſeyn ſcheint, aufmerkſam machen. Der Verfaſſer will keine franzöſiſche Schule, keine ſpaniſche gelten laſſen. Warum? Hat ſich die erſtere nicht eben ſo nachtheilig im Vortrag und Ausdruck, wie vortheilhaft in der Zeichnung und überhaupt im Techniſchen der Behandlung, die letztere durch die Eigenthümlichkeit ihres Colorits und Helldunkels neben der verwandten italieniſchen ausgezeichnet und abgeſchieden? Er nennt Cornelius als Schöpfer der neuern deutſchen Schule, während daſſelbe Verdienſt für Overbeck und andere ſeiner Freunde geltend gemacht, ja wohl ſchon ein Theil davon auf Rechnung der Vorgänger Carſtens, Wächter, Schick und Anderer, wie ſehr auch von der Richtung dieſer älteren die urſprüngliche Tendenz jener jüngern Meiſter abweichen mochte, geſetzt werden muß. Er anerkennt mit Recht den naturaliſtiſchen Gegenſtand der holländiſchen Kunſt, aber mit Unrecht ſieht er die Veranlaſſung dazu bloß in dem merkantiliſchen Charakter und praktiſchen Sinn der Niederländer, während unſtreitig die Beſchränkung der holländiſchen Malerei in ihren Gegenſtänden vorzugsweiſe von der religiöſen Anſicht und den kirchlichen Grundſätzen der holländiſchen Reformation ausging, welche die Darſtellung heiliger Gegenſtände zwar nicht ganz verbot, aber doch deren Aufſtellung in Kirchen und ihren gottesdienſtlichen Gebrauch unterſagte. Er gibt die verſchiedenen Vorſtellungen an, die man mit dem Worte Manier in Beziehung auf Kunſterzeugniſſe verbunden hat, aber er unterläßt es, die ſo wichtigen Begriffe und Benennungen Styl und Manier ſowohl an und für ſich einander gegenüberzuhalten, als auch deren abweichende Auslegungen genau anzuführen, was zum Verſtändniß der Lektüre von Kunſtſchriften von weſentlichem Nutzen geweſen wäre. Außer demjenigen, was hierüber in früheren Jahrgängen des Kunſtblatts von Schorn und Rumohr geſagt worden

iſt, ſind namentlich die Bemerkungen zu beherzigen, welche Carus in ſeinen Briefen über Landſchaftmalerei gegeben hat.

Neuere Monumente.

Eine in der Nähe des Boberfluſſes auf einem Poſtament aus Steinen errichtete gußeiſerne Büſte des Fürſten Blücher bildete am 30. Auguſt d. J. den Mittelpunkt des zu Löwenburg in Schleſien zum Andenken an die vor zwanzig Jahren erfolgte Befreiung Schleſiens begangenen Volksfeſtes.

Die Arbeiten am Triumphbogen l'Etoile werden eifrigſt fortgeſezt. Einzelnes im Entwurf Enthaltene iſt abgeändert worden; ſo werden z. B. ſtatt der vier Trophäen, welche die Sockel auf jeder Seite der Hauptanſichten zieren ſollten, vier koloſſale Gruppen in Basrelief ausgeführt. Dieſe Gruppen ſind den Hrn. Rude, Cortot und Etex übertragen und ſtellen eine Ueberſicht der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte von 1791 bis 1815 in allegoriſcher Weiſe dar. Die erſte Allegorie bezieht ſich auf die Bewaffnung Frankreichs im Anfang des Revolutionskrieges und wird einen Krieger, wie er ſich auf das wiehernde und ſtampfende Pferd ſchwingt, und daneben einen anderen als Fußgänger, über beiden aber den Genius des Krieges, welcher das Volk zum Kampfe aufruft, ſchwebend darſtellen. Auf dem zweiten Relief wird ein Soldat, Sinnbild der Eroberung, mit Palmen bekränzt, gleichſam durch die Welt hinſchreiten, rings von Adlern und Genien des Ruhms mit ausgeſpreiteten Flügeln umgeben. Der franzöſiſche Feldzug, der Widerſtand des Landes gegen den Angriff der europäiſchen Mächte, wird in der dritten Allegorie durch verwundete Soldaten angedeutet, welche ihren Herd vertheidigen und von dem Genius Frankreichs unterſtüzt werden. Die vierte Gruppe wird als eine Perſonification des Friedens den Handel, den Landbau, die Kunſt und die Freiheit unter der Herrſchaft der Minerva vereinigen. Vier Figuren der Fama werden neben den Giebelfeldern der zwei großen Thore aufgeſtellt werden. Der große Fries wird bald beendigt ſeyn. Die Modelle ſämmtlicher Theile dieſes großen Ganzen, welches den Aus- und Heimzug der franzöſiſchen Heere darſtellen wird, ſind ſchon vollendet und die Arbeiter unter der Leitung der Hrn. Jacquet, Leitié, Seurre, des Aelteren, Rude, Brun und Caillouet mit der Zubereitung des Steins beſchäftigt. Der Sieg bei Abukir, die Leichenfeier des Generals Marceau, die Einnahme von Alexandrien, der Uebergang über die Brücke von Arcole, die Schlachten bei Jemmapes und Auſterlitz, ſind die Gegenſtände der Reliefdarſtellungen an den Haupt- und Nebenſeiten.

Kunstvereine.

Der Kopenhagener Kunſtverein hat mit Anfang Oktobers ſeine wöchentlichen Zuſammenkünfte für dieſen Winter eröffnet; unter den zur Anſicht ausgeſtellten Gemälden erregte das Genreſtück, das Fink'ſche Caffeehaus bei München, von dem däniſchen Maler Bendz, allgemeine Aufmerkſamkeit und tiefes Bedauern über den allzufrühen Tod dieſes genialen Künſtlers.

Der wiſſenſchaftliche Kunſtverein zu Berlin feierte am 15. Oktober den Geburtstag des Kronprinzen von Preußen, welcher zugleich der Stiftungstag der Geſellſchaft iſt, durch eine öffentliche Abendſitzung unter Vorſitz des Profeſſors Tieck. Unter Anderem wurde von Hrn. W. Ebers ein ſchlafender Amor von Alabaſter mit der Chiffre M. A. B. (Michel Angelo Buonarotti) zur Anſicht mitgetheilt. Der Sekretär, Dr. F. Förſter, erſtattete Bericht über eine von Hrn. Schnaaſe in Düſſeldorf eingeſandte Abhandlung über Genremalerei, und theilte Notizen über die Genremalerei der Griechen und Römer im Auszuge mit.

Der ſächſiſche Kunſtverein hat 2 Glasgemälde mit eingeſchloſſen, 35 Gemälde angekauft und dieſe unter 13 Kupferſtecher für die Bilderchronik von 1833 vertheilt.

Der württembergiſche Kunſtverein hat am 16. Oktober ſeine große dreijährige Verlooſung angekaufter Kunſtwerke vorgenommen. Darunter ſind von Eberhard von Wächter: eine Humanitas, Mutter mit einem weißen und einem ſchwarzen Kind im Schooße; eine Madonna mit dem Jeſuskinde und muſicirenden Engeln; Hekuba unter den Ruinen von Troja; und eine allegoriſche Zuſammenſtellung des Geſetzes, der Gerechtigkeit und des Friedens; von Dieterich: ein ſchlafender Knabe; von Louis Mayer: Anſichten von l'Ariccia und Taormina, von Wagner: die Marmorbüſte des Herzogs Chriſtophl' von Württemberg und ein Basrelief mit Telephus an der Hirſchkuh; von Weitbrecht zwei Basreliefs, ein lernender Jüngling und ein Alter, dem ein Kind zu trinken reicht; von Hirſch: Schiller's Kopf in Amethyſt geſchnitten. Die dreijährige Verwaltungsperiode des Kunſtvereins war mit Martini dieſes Jahres zu Ende und werden ſofort die Ausſchüſſe neu gewählt.

Persönliches.

Ihre kaiſerl. Hoheit die Prinzeſſin von Oranien hat dem zweiten Direktor der königl. holländiſchen Akademie der Künſte zu Amſterdam, Hrn. Kruſemann Janß, als Beweis ihrer beſonderen Zufriedenheit mit einem von demſelben gemalten, auf der lezten Kunſtausſtellung im Haag befindlich geweſenen Bildniß des verſtorbenen Kaiſers Alexander von Rußland, eine werthvolle brillantene Tuchnadel zuſtellen laſſen.

Der Großherzog von Baden hat den Hiſtorienmaler Götzenberger in Bonn, gebürtig aus Heidelberg, zum Hofmaler und Galerieinſpektor in Mannheim ernannt.

Der königl. preußiſche Regierungsrath Schmidt zu Stettin iſt von der königl. däniſchen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt worden.

Kunstliteratur.

Jupiter. Récherches sur ce Dieu, sur son culte, et sur les monumens qui le représentent. Ouvrage précédé d'un Essai sur l'esprit de la réligion grecque, par J. B. Eméric-David, membre de l'institut royal de France, etc. etc. Paris, chez MM. Debure frères, rue Serpente, n. 7. Prix: 16 Fr.

Mémoires de la Société archéologique du Midi de la France. Cinquième livraison. A Toulouse, chez Vieusseux, rue Saint-Rome, n. 46.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 105.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 31. Dezember 1833.

Ueber die Schönheit der menschlichen Gestalt.

Es gibt Begriffe und Ideen, die uns das ganze Leben lang nicht in Ruhe laſſen, gleichſam ſtehende Fragen des denkenden Geiſtes, ja ſchon des anſchauenden Sinnes, auf welche niemals eine recht befriedigende Antwort erfolgen will.

Es iſt uns Bedürfniß, nach dem *Schönen* zu ſehen, nach dem Weſen der *Schönheit* zu forſchen; aber, während wir uns derſelben oft und viel erfreuen, ſagen wir uns doch mit einem Gefühl des Ungenügens, daß wir ſie nicht ganz, durch und durch genießen und in uns aufnehmen, — weil wir nicht wiſſen, worin ſie an ihrem Gegenſtande beſteht, und was ſie im Allgemeinen iſt.

Darum wäre uns — ich denke an die Denkenden — eine tüchtige Sacherklärung ſehr erwünſcht, ein handfeſtes Bannen der Flüchtigen, ein poſitives, ſprachliches Benennen der anmuthigen Relativität.

Der ſinnig Anſchauende möchte von jeder holden Erſcheinung den glänzenden Schaum der Schönheit abheben und ſich geſondert vor's Auge halten; — der Denkende fragt aber: Was iſt denn überall und an allen Dingen das Schöne? — was iſt Schönheit im Allgemeinen?

Es ſind ſchon viele Antworten auf dieſe Frage von Philoſophen und Kunſtbegabten ertheilt worden; ſtatt aber kühn zu behaupten, ſie ſeyen alle irrig, möchte ich lieber behaupten, ſie haben alle recht, nur möge der größte Theil das Rechte nicht erſchöpft haben, — vielleicht ſchon darum, weil es wirklich unerſchöpflich iſt. Wir wollen uns unter vielen andern nur an die bekannte Erklärung erinnern, das „Schöne“ ſey die Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, die Verbindung des Vielen zu harmoniſcher Einheit — was freilich auf alle Schönheit, aber eben auch auf mathematiſche Figuren, auf das Symmetriſche und manche natürliche und abſtrakte Dinge paſſen möchte, die wir gar nicht „ſchön“ nennen.

Nur das „*Lebendige*“ iſt der Schönheit, ſo wie der Unſchönheit fähig. Elemente, bloße Beſtandtheile des Lebendigen gewähren keine Empfindung der Schönheit, ſo wie ein Wort, ein Hülfsgedanke ꝛc. nicht ſchön genannt werden kann.

Unſer Auge, unſer Gemüth kann aber auch das Leben gleichgültig finden, wenn ſie dieſes ohne Theilnahme, oder mit bloß anatomiſch ſpaltender Thätigkeit anfaſſen.

Eine von liebendem Antheil erfüllte Seele findet am Leben das *Schöne* und deſſen Gegenſatz, das Unſchöne. Je inniger der Antheil, je ſchärfer die Unterſcheidung, je tiefer die Bekanntſchaft, je offener und umfaſſender der Sinn, deſto weiter wird die Sphäre der Schönheit und Unſchönheit, deſto mehr erfüllt ſich die Stufenleiter der ſchönen Geſtalten zu gedrängter Neben- und Uebereinanderſtellung, deſto zahlreicher und ſich näher rückender werden die Abſtufungen.

Um unſere Betrachtung durch ein Beiſpiel zu beleben: — Tauſende gehen an Statuen gleichgültig vorüber, weil in ihrem bisherigen Leben nichts vorkam, was ihre Aufmerkſamkeit auf die menſchliche Form in ihrer natürlichen Reinheit, noch weniger, was ihr Auge auf deren künſtleriſche Darſtellung gerichtet hätte; oder, wenn ſie auch etwa Sinn dafür hätten, weil ihnen dieſer bis jetzt aufgegangen war.

Nun kommt aber ein offener Geiſt, dem Bildwerke nicht gleichgültig, erwählte Formen nicht fremd ſind, der des Schönen ſchon einigermaßen gewohnt iſt. Er ſieht die medizeiſche Venus und huldigt dieſem lieblichſten noch nicht Gebilde.

Dieſe Geſtalt geht ihm nach, er kehrt bald zu wiederholter Schau zurück. Aber wie? Sie ſcheint ihm größer geworden. Seit wann wachſen denn die Statuen?

Nun wird vom klug lächelnden Diener ein Vorhang weggezogen, und ſeine wahre Göttin ſteht neben dem mit zweifelhaftem Gefühl betrachteten Bilde. Die ſo nahe gelegte Vergleichung iſt ihm höchſt erwünſcht.

Er nimmt nun die auffallende Verſchiedenheit der beiden Gebilde mit Einem Blicke wahr und ſagt ſich, daß doch für den forſchenden Kunſtfreund nichts über eine ſolche artiſtiſche Confrontation gehe.

Digitized by Google

So ſchön die größere kapitoliniſche Liebesgöttin, eine bekannte Nachahmung der medizeiſchen, ihm noch immer erſcheint, ſo hält ſie doch in der Weichheit der Umriſſe, im ſanften Schwunge der Formen, in der Anmuth der einem Hauche gleich über dieſe ergoſſenen Wohlgeſtalt keine Vergleichung aus. Es iſt ihm, wie wenn er eine Attitüde ſähe, welche eine ſchöngebaute Künſtlerin mit Reflexion einer unmittelbar vom Moment ergriffenen unübertrefflichen Natur nachahmte.

Dieſes Beiſpiel zur Vergegenwärtigung, wie ſich Gleichgültigkeit zum Antheil, zum offenen Sinn, zur Beobachtung, zur Gewöhnung, endlich zur ſchärferen Unterſcheidung ſteigert und hinaufbildet.

So ſtellt ſich uns nun einerſeits das Reich der Formen dar, inſofern dieſelben ſtatiſch feſt, elementariſch flüſſig, vegetativ und animaliſch auf ſich ſelbſt ruhen, in lebendiger Beziehung zu einander ihre Beſtimmung cosmiſch erfüllen; und der Menſch, der eben ſo auf ſich ſelbſt ſtehend nach den ihn umgebenden Lebendigkeiten nur in Rückſicht auf ihren Bezug zu ihm, auf ihr naturhiſtoriſches Weſen fragt.

Andererſeits finden wir der Natur und Menſchheit gegenüber den feinern, geläutertern Sinn, der Klaſſen, Arten und Individuen nach ihrer Form, als äußerm Ausdruck ihres innern Weſens, unterſcheidet und ordnet, und ſich ſowohl des Anſchauens der natürlichen Gelungenheit des Gebildes, als eines ſolchen, das die Natur gleichſam unter den kommlichſten Zuflüſſen, den günſtigſten Umſtänden, mit liebender Behaglichkeit gebildet, erfreut, als auch deſſen lebendige Regung in ſeinem rechten Lebenselemente, die Ausſtrahlung ſeiner organiſchen Kräfte zu Erreichung ſeiner natürlichen Zwecke, unter Entfaltung eines reichen Formenwechſels, einer rührigen Beweglichkeit mit Antheil wahrnimmt.

Wollen wir nun das Gefühl, welches die Anſchauung der lebensfrohen Regungen der verſchiedenen Creaturen begleitet, benennen?

Oder ſollen wir uns nicht entblöden, etwa gar von Schönheit zu ſprechen?

„Wenns von Salamandern und Molchen und Drachen,
„Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen;“

Wie verhalten ſich

„Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
„Des Hammers gräuliche Ungeſtalt,“

zur Wohlgeſtalt, ihre unheimlichen Bewegungen zu den Linien der Schönheit?

Man könnte dem Frager die luſtigverfängliche Gegenfrage ſtellen: Sind dieſe Meerungethüme als Figuranten des Gedichts ſchön, warum nicht auch dem wirklichen Anſchauer? — freilich einem freien, unbefangenen, den nicht

„Der entſetzliche Hay, des Meeres Hyäne“

zu verſchlingen droht.

Alles nimmt alſo Theil an Schönheit, was ſich in ungehemmter Lebensäußerung nach ſeinem Weſen regt und bewegt, und unſer Gefühl für dieſe allgemeine Schönheit des Lebens ſcheint eben in der ahnungsreichen, imaginativ energiſchen Vorſtellung des Lebenskreiſes und Zweckes jeder Creatur, die uns durch ihre rege Thätigkeit gegeben iſt, ſeinen Entſtehungsgrund zu haben.

Dieſe Betrachtung, wenn ſie richtig iſt, führt uns zu einem gedoppelten Moment. Es kommt einerſeits zur Sprache, aus welchen Lebensfaktoren das Daſeyn einer Creatur beſtehe, wo dann die verſchiedenen Naturreiche ſich einander gegenüberſtellen, die Geſchlechter und Arten der Lebendigen ſich ſondern, das ſcharfe, eckichte, affektvolle Weſen der wilden Thiere mit dem milden, geſchmeidig-ſanften der Zahmen einen bemerkenswerthen Gegenſatz bildet. Andererſeits wird die Frage ſeyn, ob und wie dieſes ſpezifike Daſeyn des Geſchöpfs uns in ſeiner Geſtalt aufs faßlichſte, gleichſam auf einen Schlag oder Wurf, zur Anſchauung kommt.

Die Organiſation, der Habitus, die Geſtalt, das Benehmen der Creatur und ihre Beſtimmung, ihre Lebensſphäre verhalten ſich, daß wir ſo ſagen, wie Mittelpunkt und Kreis, wie Contraktion und Expanſion, und erklären einander gegenſeitig unſerm Anſchauen, unſerm fragenden Geiſt.

Der Menſch iſt aber ſich ſelbſt die nächſte, größte, bekannteſte und intereſſanteſte Creatur, und ſpottend über den einſt beliebten Ausdruck: — er ſey das edelſte Thier — möchte er eine ſolche Bezeichnung nur aus dem Munde eines edeln Thiers erträglich finden und er läugnet allen Uebergang von ſich zu einem ſolchen.

Wenn nun ſein Lebenskreis wirklich himmelweit von dem der edelſten Thiere verſchieden iſt, ſo muß es auch ſeine Geſtalt ſeyn, denn ſie iſt wirklich nur die Contraktion der unendlichen Sphäre. Seine Geſtalt drückt ſein Leben mit deſſen unerſchöpflicher Möglichkeit aus; ſie iſt hinwieder der Brennpunkt aller Stralen ſeiner Beſtimmung.

Die Hand z. B. iſt ein offenbares Wunder, ein verhüllter Inbegriff alles deſſen, was ſie leiſten kann, ein Räthſel, das ſich nur durch den unendlichen Reichthum ihrer Funktionen löst, von der höchſten maſſivſten oder leidenſchaftlichſten Kraftäußerung durch unzählige Abſtufungen bis zum leiſeſten holdeſten Berühren, zur kunſtreichſten, unbegreiflichſten Gewandtheit; ſie iſt ruhend eine ſtumme Sprache von unerſchöpflichem Reichthum.

So nun auch nach ſeinem Maße der Fuß, vom Götter- und Helden-Schritt bis zum zephyrleichten Schweben im Tanze; ſo der Arm, ſo die Verbindung und Handbietung der Gliedmaßen in nicht zu berechnenden Combinationen.

Digitized by Google

Weniger ſprachfähig und vielthätig ſcheinen die gröſſern Maſſentheile des menſchlichen Leibes zu ſeyn und doch welche Welt von Vermögen, Zweckmäßigkeiten, Pflichten in Beziehung auf das Daſeyn ſpricht nicht die Bruſt, der Rücken, die Schulter ꝛc. aus? Welche Ahnung der lieblichſten Bedürfniſſe, der Mutterliebe und Vorſorge gewährt nicht der Anblick der anmuthigſten Formen?

Das Haupt des Menſchen iſt die Blüthe des organiſchen Aufbaues. Es würde zu weit führen, wenn wir die Bedeutung jedes ſeiner Theilgebilde aufzählen wollten. Was haben Aerzte, Philoſophen, Künſtler und Kunſtkenner nicht darüber geſagt? Wie haben die Dichter ſich in Gleichniſſen über die Reize des Angeſichts erſchöpft?

Uns iſt darum zu thun, — und darin beſteht oft das einzige Verdienſt des Neuern nach dem, was die Alten und Vorfahren über intereſſante Gegenſtände vorgebracht — daß die Zeitgenoſſen veranlaßt werden, Zerſtreutes, Verſchiedenartig-Scheinendes zuſammenzufaſſen und das auf einen einfachen Ausdruck Gebrachte ſich ſtets gegenwärtig zu erhalten.

Man kann ſich die Schönheit der Form des Angeſichts wohl annähernd erklären aus der klaren Bedeutung der einzelnen Formen, aus ihrer faßlichen Theilung in ein Oben, Mitten, Unten, aus dem Contraſt der Theile ſowohl in ſenk- als wagrechter Richtung, aus der Vermittlung der Gegenſätze in Geſtalt und Farbe durch ſanfte Uebergänge, aus der Belebtheit, Beweglichkeit, Durchleuchtung einiger derſelben, aus der Feinheit der Bildung, bei welcher die ſchaffende Natur mit möglichſt wenigem Stoff das möglichſt Meiſte geleiſtet, ſo daß das natürlich-ſinnliche, das denkende, ja das ſittliche Weſen, des Menſchen, die Seele ungehindert und klar wahrnehmbar aus der transparenten Leiblichkeit ſpricht.

Wenn wir aber mit dem Grundſatz uns vereinigen, daß das Schöne ſtets in dem Grade obwalte, in welchem ein reiches, gebildetes, mildes Daſeyn in zweckmäßigen leiblichen Formen ſich faßlich ausſpricht, ſo möchte doch der Zweifel entſtehen, ob denn bei der Empfindung des Schönen ein ſolches Meſſen und Abwägen zum Bewußtſeyn komme.

Ohne weiters wagen wir hier zu behaupten, daß der Sinn für Schönheit auf eine lange Uebung und Gewohnheit des Anſchauens ſich ſtütze, und daß ſeine Richtigkeit und Schärfe in dem Grade wachſe, in welchem der Einzige den Kreis des Menſchlichen, der Neigungen, Anliegen, geiſtigen und ſittlichen Beſtrebungen kennen lernt, und je mehr er andererſeits mit der anatomiſch-phyſiologiſchen und pſychologiſchen Bedeutung des Angeſichts und ſeiner Theile vertraut, mit der Unendlichkeit der Formen derſelben bekannt wird, ſo daß beim Anblick eines Antlitzes dem Beobachter, wenn auch unbewußt, bei der Beſonderheit, der Individualität deſſelben ſich auch der Blick in die Möglichkeit anderer Formen vergleichend aufthut und die Ahnung des innern Lebens des Individuums aufgeregt wird.

Je weiter der Schönheitsſinn aber gebildet wird, deſto mehr fragt er nicht nur nach dem „Schönen“, ſondern nach dem „Schönern“.

Hier iſt nun auf einer Seite die bildende Natur, die ihren Formungs- und Ausbildungs-Prozeß in die Geheimniſſe des unendlich Kleinen, der unmerklichen Uebergänge, der verhüllten Reize und Zauber verbirgt, wo dann, wenn wir das Haupt eine Blüthe genannt, uns ſchon jede Blume in ihrem Bau, dem Schwunge ihrer Linien, der Anmuth ihrer Formen ein kleines Wunder iſt; — auf der andern Seite ſteht der wahrnehmende Menſch, der ſich ebenſowenig des Unendlichen ſeiner Vergleichungen, feineren Unterſcheidungen, der geheimnißvollen Akte ſeines Meſſens und Abwägens mehr bewußt wird.

Das Höchſte ſeines Denkens und Empfindens iſt am Ende wieder ein Inſtinkt, wie ſeine gemeinſte, ſinnlichſte Anwandlung; es iſt ein Ausdruck, Ausſpruch ſeiner körperlich-geiſtigen Geſammtnatur.

In der Sphäre der Analyſis des Unendlichen der Schönheit findet alſo kein Streit mehr ſtatt. Die Plaſtik hat nach ihrer Weiſe mit Uebergehung der zu kleinen Abſtufungen die Hauptmomente der menſchlich-ſchönen Form gleichſam fernhin wirkend auf einen großartig einfachen Ausdruck gebracht. Die Malerei ſteht näher an der Wirklichkeit, obwohl ſie auch weniger das Materielle, als ſeine geiſtige Bedeutung an der Menſchengeſtalt ausdrücken ſoll.

Die Natur bleibt aber die unerſchöpfliche Fundgrube der Kunſt und auch das unſcheinbarſte Lebendige hat Tiefen der innern Bedeutung, der Schönheit, die dem Künſtler kaum recht wahrnehmbar, geſchweige denn ſeiner Darſtellung erreichbar ſind.

F. L. Bührlen.

Ueber die Steinmetzen, Bildſchnitzer und Maler Ulms.

(Beſchluß.)

Ueber einen Meiſter Nicolaus ſ. Kunſtbl. 1827, Nr. 44. 100. 1828. Nr. 28.

Hans Lindenmaier ſtiftet 1490 hundert Gulden zu einem ſilbernen Johannisbild mit einem Lamm.

Hans Maler, 1495. Entweder derſelbe oder Hans Schön der Glasmaler. S. Kunſtbl. 1830. Nr. 61.

Jörg Bochſer erhält Dienſt. n. Severin 1499 das Bürgerrecht. Marx Bochſler, wahrſcheinlich ſein Bruder. Jenes erwähnt noch eine Urk. von Mittwoch nach Apollon. 1501.

Hans Stirmer. 1490.

Hans Heilbronner. 1490.

Hans Schlump. 1490.

Ludwig Kuch. 1491. Bruder Endris Kuchs? Kunſtbl. 1830, S. 262.

Jacob Rembold. 1500.

Jos Maier. 1500. 1508.

Caſpar Maier. 1525. Sein Bruder?

Jörg Stocker. 1508. 1529.

Jos Bürrlin. 1511.

Martin Schaffner. 1507. 1515. 1528. 1535. Was man von Schaffners Werken in Ulm und Conſtanz findet, verräth die niederdeutſche Schule Hemlings und van Eycks. *) Daß er ſich lang am Niederrhein aufgehalten hat, iſt bekannt. Auch in Nürnberg zeigt man Bilder von ihm.

Conrad Merklin, auch Merkel. Albrecht Dürers Freund. Einige Blätter aus dem XV. Jahrh. mit C. M. hält Murr für Werke dieſes Meiſters. Journ. f. K. II. 228.

Lucas und Daniel Schühlin; Brüder 1509. Vielleicht mit Schiele (Kunſtbl. 1830) und Hans und Erasmus Schüchlin (Ebendaſ.) zu einer Malerfamilie gehörig.

Augustin Schorpp, Bruder Michel Schoreps. Kunſtbl. Nr. 67.

Bartholomäus Zeitblom. 1508. 1516. 1517. Er ſoll ſich ſehr lang in Nürnberg aufgehalten haben. Der Goldgrund, auf den er malte, verräth den Schüler Wohlgemuths; man muß ihm aber zur Ehre nachſagen, daß er ſich nur das Gute der Wohlgemuth'ſchen Schule anzueignen und auch dieſes ſelbſtthätig zu verarbeiten wußte. Tiefes Studium der Natur, ausgezeichneter Faltenwurf, Erhabenheit des Styls und meiſterhafte Farbenmiſchungen ſind die hervorſtechenden Züge ſeiner Arbeiten, deren es in Oberſchwaben einſt ſehr viele gegeben haben ſoll. Eine Zuſammenſtellung aller derſelben mit einer Anzahl Wohlgemuth'ſcher Stücke möchte für jeden Kunſtjünger ungemein belehrend ſeyn, und zeigen, was das eigene Talent gegenüber von der Schule vermag.

Jörg Bocksdorfer. 1516.

Caſpar Schmid. 1522.

Balthaſar Hupfenbenz. 1529.

Enderlin Mirdel. 1539.

Jörg Rieder, auch Riederer, 1550. 1564.

Lienhart Maurer. 1562.

Moriz Riederer. 1565.

Philipp Reelin. 1486.

Dieterich Bach von Amſterdam. 1599.

*) Nach den mir bekannten Bildern von M. Schaffner in Ulm und Schleißheim, erlaube ich mir an der Richtigkeit dieſer Vermuthung zu zweifeln. Dieſe Bilder tragen nicht mehr den ſtrengen Charakter der Eyck'ſchen und Hemling'ſchen-Schule, ſondern geben ſchon den Einfluß italieniſcher Zeichnungs- und Färbungsmanieren kund. Der Herausgeber.

Hans Heldinfinger. 1599.

Hans Jacob Reelin. 1601.

Von der hohen Vollendung, welche die Glasmalerei in Ulm erreicht hatte, zeugen die herrlichen Fenſter im Frauenmünſter.

Hans und Claus Glaſer. 1441 — 1460.

Hans Wild, der berühmteſte Glasmaler des ſüdlichen Deutſchlands. Von ihm kommen die zwei in Bezug auf Erfindung wie Farbenpracht ungemein ſchönen Fenſter, welche die Rathsherrn und die Krämer im Münſter machen ließen. Auch für das Rathhaus verfertigte er Fenſter. In einer Rechnung von 1470 heißt es: um das Finſterwerk vff das rathhaus Hainz Glaſer, XV. Pfd. 1 Schill. 6 Hell.

Jacob Acker. 1484.

Vincenz und Hans Lipp. 1495. 1514.

Hans Schregen. 1498. 1499.

Conrad Schorndorf. 1505.

Meiſter Gilg. 1529.

Deckinger. 1529.

Die Karten- und Briefmaler in Ulm waren auch nicht minder zahlreich und berühmt. Das Ausmalen von Bildern in Holzſchnitt, abgedruckt auf Blättern in Form von Briefen, anfänglich bloß auf Heiligenbilder beſchränkt, dann auf Verfertigung von Spielkarten angewandt, war ein ſo bedeutender Erwerbszweig, daß die Arbeiten bis nach Italien, Sicilien u. ſ. w. verſandt wurden. Der erſte Kartenmaler kommt 1402 vor.

Hans Wachter, Kartenmacher. 1434.

Heinrich der Kartenmacher. 1449.

Peter Kartenmaler. 1460.

Lorenz Schürner. 1463. Wurde ſpäter Bürger in Nördlingen.

Hans Hainlin. 1469.

Peter Heckennagel. 1481.

Jörg Spalt. 1495.

Hans und Anton Nürnberger. 1495.

Hans Hauſer. 1508. 1514. 1528. 29. Ein berühmter Name.

Hans Bauer. 1511.

Baſtian Raiſer. 1517.

Sebaſtian Lenz. 1517.

Der erſte der Formſchneider heißt Ulrich. 1398.

Heinrich. 1441.

Peter von Erolzheim. 1441.

Jörg und Heinrich. 1441.

Ulrich. 1442.

Lienhart. 1442.

Claus, Stoffel und Johann. 1447.

Wilhelm. 1455.

Meiſter Ulrich. 1461.

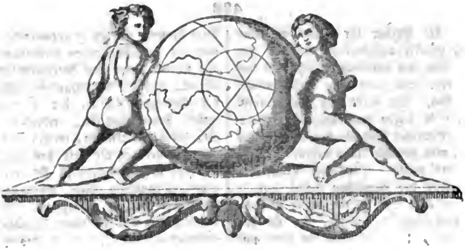
Michel, Hans, Conz und Lorenz. 1476.

Berichtigung.

Nr. 104. S. 416. Sp. 2. Z. 25 v. oben. ſtatt Chriſtoph lies: Chriſtoph.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 122. — 2. December 1833.

Kritik.

kritiſche Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft unſrer Zeit. Von Theodor Mundt. Leipzig, Wolbrecht, 1833.

Eilf Abhandlungen über Steffens, Hegel, D. Leſ- tann, Ulr. Hegner, Ludwig Tieck, Oehlenſchläger, Goethe, ippel, über Muſik, Oper und Novellenpoeſie. Der erfaſſer gehört zu keiner kritiſchen Schule, vielmehr igt er ſichtbar das Beſtreben, ſich aus den Banden r Goethe-Schlegelſchen vornehmen Abſchätzungen und rablaſſenden Andeutungen zu befreien, was ihm in aterieller, aber noch nicht ganz in formeller Hinſicht lungen iſt. Man darf nicht ſtreng gegen Manieren on, jede ſoll in ihrer Art gelten; der Kritik aber ſteht ne Zweifel der ſcharfe Ton Leſſings beſſer an, als die lb Höflings- halb Katheder-Delikateſſe, die Goethe d die Schlegel in die kritiſche Sprache eingeführt ben, jene Manier, die nie anerkennt, ohne ſich in den vilſten Redensarten zu enthuſiasmiren, die umgekehrt : mißbilligt, ohne eine vornehme Miene der Verach- ng blicken zu laſſen, und die in beiden Fällen und erall weniger den Gegenſtand der Kritik in einfacher arheit, als den Kritiker im Putz zu zeigen ſucht. Unſer Verfaſſer hat mit dem Geiſt dieſer Schule gebrochen, er hat ihre innere Lüge genügend erkannt, es iſt ihm um Wahrheit, um Befreiung von allen akademiſchen Vorurtheilen zu thun. Doch hat ſeine Sprache noch etwas von der vornehmen Sanftmuth, und im Hinblick auf alte Irrthümer ſogar etwas Wehmüthiges, und die Gewohnheit des akademiſchen Denkens ſcheint öfters dem fortſtrebenden Unwillen nicht raſch genug folgen zu können.

Das Geiſtreichſte und zugleich Kräftigſte in dieſem Buch iſt „der Kampf eines Hegelianers mit den Grazien.“ Der Verfaſſer, deſſen gute Natur kaum den unverdaulichen Hegelianismus ausgeworfen, und der, noch etwas ſchwach von den überſtandenen Leiden, ſpazieren ging, traf im Berliner Thiergarten den Herrn Für-Sich, einen enthuſiaſtiſchen Jünger des großen Meiſters, der ihn freundſchaftlich zur Rede ſetzte. „Du weißt, o Sokrates! entgegnete ich, mich zuſammennehmend, daß ich immer ſtill und ſtumm werde, wenn mich mein Lebensweg, ſey es nun durch eine Schickung der obern oder der untern Götter, irgend wie an dieſen eben ſo ſeltſam-erhabenen als geſpenſterhaft-unheimlichen Katakomben des menſchlichen Denkens wieder vorüberführt, ſo wie ein frommer Wanderer beim Mitternachtſpuk des Kreuzweges ſchweigend vorbeizieht und keinen Laut über die erblaßten Lippen zu bringen wagt,

Digitized by Google

damit ſich ihm nicht die Geiſter der Nacht an ſeine Ferſen heften und die negativ-vernünftigen Kobolde ihm hinten aufhucken, um ihm mit haarſcharfer Dialektik den Kopf zu zerzauſen, oder ihm vorn eine poſitiv-unvernünftige Naſe zu drehen. Du weißt auch, Unübertrefflichſter, daß ich ſelbſt in dieſen encyklopädiſchen Katakomben eine ſchöne Zeit meiner Jugendjahre als an und für ſich beſtimmte und mich ſchlechterdings wiſſende Mumie des Begriffs vertrauert habe!" Für-Sich nennt den Verfaſſer einen Deſerteur der Hegelſchen Schule und ſie ſchwatzen mit einander über den Werth dieſer Schule, als die Grazien erſcheinen. „Fürſich, der ſie für Tänzerinnen von der Oper hielt, näherte ſich jezt, mit der Encyklopädie unter dem Arm, den Damen und ſagte verbindlich, indem er drei Finger ausſtreckte, wie alle Hegelianer, zum Zeichen der Dreiheit ihrer Philoſophie, bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegen: „Meine Schönen, es kann zunächſt dies geſagt werden, daß Sie ſich da auf der feuchten Wieſe für's Erſte einen Schnupfen holen werden, und ein Schnupfen iſt nichts Anderes als der ſchlechte Progreß eines an ſich ſeyenden Schleims ins Unendliche; verſtehen Sie mich wohl, ich meine hier den Progreß ins „ſchlechte Unendliche," wie es Jemand geiſtreicher Weiſe ausdrücklich ſo benannt hat, denn das wahrhafte Unendliche iſt ſchlechthin die Idee ſelbſt in ihrer Identität des Denkens und Seyns, und ſomit das Abſolute. Es iſt aber jezt, nachdem die Denkbeſtimmungen unſerer Philoſophie in der Form der Nothwendigkeit die Zeit zu beherrſchen angefangen, gar nicht mehr für abſolut-vernünftig und zeitgemäß zu erachten, meine Damen, ſo beim empfindſamen Schimmer des Abendſterns auf den Feldern ſpazieren zu gehen, und ſich mit Naturſchwärmereien, als dieſen Schlechten, abzugeben." Da lächelten die Töchter des Zeus in unbeſchreiblicher Lieblichkeit, und ein himmliſcher Spott umleuchtete widerlegend, aber ſanft ihre ſinnige Götterſtirn. Ihr Lächeln war wie eine Streitſchrift gegen die Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs, wie eine Streitſchrift, im ſiegesgewiſſen Uebermuth auf ein Roſenblatt niedergekritzelt von der Hand der Unſterblichen. Da hielt ich mich nicht länger und ſagte zu dem unglücklichen Fürſich: „Mein Gott, Profeſſor, was machen Sie? Es ſind ja die Grazien!" — „Die Grazien?" wiederholte er ſtaunend, und betrachtete jezt näher die drei Göttinnen, deren ſelige Geſtalten ſich aus dem Flor der Abenddämmerung immer glänzender heraushoben. „Die Grazien?" fuhr er athemlos fort — „die Grazien hat ja Hegel noch nicht einmal in ſeinem Syſtem! Da kann ſogleich Dies geſagt werden, daß es zunächſt allerdings von tiefem Intereſſe ſeyn muß, die Grazien in ihrer an und für ſich ſeyenden Beſtimmtheit begreifen zu lernen." Dann ſagt er weiter: „Es kann zunächſt Dies bemerkt werden," antwortete Fürſich, „daß es mir nach der vorgeſchrittenen Erkenntniß unſerer Zeit durchaus in der Form der Nothwendigkeit beſtimmt zu ſeyn ſcheint, daß die Göttinnen des Schönen ſich fortan mit der alleinigen Göttin, der Philoſophie, welches näher unſere Philoſophie iſt, verbinden und ihr unterwerfen. Ja, meine Göttinnen, ich bin wiſſenſchaftlich überzeugt, daß heutigestags die Zeit des Individuellen vorüber iſt, und daß der Menſchengeiſt ſich immer mehr in ſein Allgemeines auflöſen wird, worauf unſer Syſtem wenigſtens unermüdlich hinarbeitet. Ich erſuche Sie daher, o Göttinnen des Schönen, zunächſt ihre Individualität aufzugeben, auf dieſe Weiſe das Schöne unſerm philoſophiſchen Begriff anzunähern, und dann, in der Idee mit uns ſich zuſammenſchließend, in unſerm Syſtem zu Grunde zu gehen; zu Grunde gehen gebrauche ich hier nämlich ganz in dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Stifters unſerer Schule, wonach es heißt: auf den Grund des Begriffs zurückgeführt werden, und dieſe ſinnreiche Zweideutigkeit der Sprache mag dann auch näher dahin ihre Geltung haben, daß das Unweſentliche und Zufällige an einem Gegenſtande allerdings auch in einem andern Sinne zu Grunde geht, wenn man den Gegenſtand in die Tiefen ſeines Grundes untertaucht. So verſchmähen Sie es denn auch nicht, o Göttinnen des Lebensſchönen und des Kunſtſchönen, im Syſtem Hegels zu Grunde zu gehen, und in ihm aufgenommen, werden Sie nicht mehr *die Schönen, ſondern das Schöne* ſeyn, denn das Individuelle muß eben in jenem andern Sinne des Sprachgebrauchs *zu Grunde gehen*!" Dann citirt er die berühmte Stelle, in welcher Hegel ſagt: „Es iſt nöthig, daran zu mahnen, daß das Eigenſte, wodurch der Menſch ſich vom Vieh unterſcheidet, das Denken iſt, und daß er das Empfinden mit dieſem gemein hat." Kaum hatte Fürſich dieſe rohen Worte hergeleſen, welche mir auch jezt, wie immer, durch Mark und Bein ſchnitten, und kaum hatte ich angefangen, in mir ſelbſt ehrlich nachzuforſchen, ob ich denn wirklich meine Empfindungen, wie Hegel ſich ausdrückt, mit dem „Vieh" gemein hätte, und ob nicht, ſelbſt wann die Empfindung nur das unbeſtimmte ſeeliſche Träumen ſey, das vor dem Sonnenlicht des Denkens wie Nachtgeflügel zerſtiebe, ob nicht ſelbſt dann noch zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Empfindung ein eben ſo himmelhoher Unterſchied ſtattfindet als zwiſchen Menſch und Thier überhaupt: kaum hatten ſich die unabweislichen Betrachtungen mir aufgedrungen, als ich bemerkte, daß ſich die Scene um uns her in dieſem Augenblick verändert habe. Die Grazien waren plötzlich verſchwunden. Dieſer lezte Lehrſatz Hegels hatte die Grazien auf immer aus unſerm Geſichtskreiſe verſcheucht, und die Schönheitsgöttinnen des Lebens ſchienen, durch das grobe

Digitized by Google

Geſchütz dieſes Paragraphen angedonnert, lautlos wie im Nu in der Aetherferne zerſtoſſen zu ſeyn. Fürſich ſtand, mit der „Encyklopädie“ unter dem Arm, ſprachlos da und ſtarrte, ein dummes Geſicht machend, in die leere Luft.“

Sehr ſchön iſt, was Mundt über die Muſik ſagt: „Die unbegreiſliche Schönheit der Muſik mag die Kunſtphiloſophen recht in Verlegenheit geſezt haben, denn der Poeſie laſſen ſich ideelle Tendenzen ankränkeln und in den plaſtiſchen Künſten kann man bei den ſichtbar gewordenen Geſtalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identiſchen Idee philoſophiren, aber eine in der Luft entſtehende und mit dem Schall verſchwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenſchwärmen aufflattern und wieder auseinanderſtieben, ſcheint der philoſophirenden Betrachtung der Kunſt auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunſtphiloſophie iſt es eigen, überall auf Reſultate auszugehn, während eine rein künſtleriſche Auffaſſung das zur Schönheit vollendete Daſeyn eines Werkes als ſeinen Zweck ſelbſt anſpricht und genießt. Zu welchen Reſultaten wollen es aber die philoſophiſchen Aeſthetiker bei einer Kunſt, wie die Muſik, bringen, welche es für dieſe gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Syſtems beziehen müſſen, kaum mit einem beſtimmten Inhalt oder geradezu mit keinem Inhalt zu thun hat? Jedoch gerade von der Muſik könnten die Philoſophen lernen, daß es möglich iſt, auch mit der anſcheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtſinns die tiefſten Dinge von der Welt zu ſagen, denn das hat eben die Tonkunſt an der Art, daß ſie mit ihren Melodien nur wie ein ſpieltreibendes Kind erſcheinen will, welches ein übervolles und überſeliges Herz, deſſen es ſich der klugen und wiſſenſchaftlichen Leute wegen faſt ſchämen möchte, hinter ſeinen klingenden muſikaliſchen Figuren bald ſchalkhaft verbirgt, bald mit liebeſuchender Wehmuth ſich hervorwagen läßt in die wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menſchenherz mit der leiſen Frage: verſtehſt Du mich? herantönen, aber bei weitem nicht von jedem verſtanden werden. — Der Philoſoph, ſeinen unausſtehlich-göttlichen Begriff als Maaßſtab feſthaltend, hat, indem er auf eine Muſik hört, zunächſt keine dringendere Anforderung, als daß ihm dieſe Muſik auch Etwas ſage, woraus er ſich irgend ein ſolides Reſultat entnehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien dieſer philoſophiſchen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter derſelben hat es ſelbſt einmal mit trocknen Worten ausgeſprochen, nämlich, daß es eitle Phantaſterei ſey, von etwas Unſagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt ſich auch müſſe als ſolcher herausſagen laſſen, und das Unſagbare ſey ſomit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltloſe anzuſehen. Für dieſe ihre Herzensmeinung ſcheint die abſolute Philoſophie auch noch an ihrem vielbeſprochenen, aber ſehr precären Satz: „was vernünftig iſt, iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig“ einen Gegenhalt zu haben. Von der Muſik aber könnte die abſolute lernen, nicht nur, wie wir eben andeuteten, die tiefſten Dinge mit heitrer Kindesmiene zu verhandeln — was auch ſchön wäre, denn wozu wollen die Philoſophen ihr Geſicht ſo in Runzeln legen und ſo grabesfinſter ausſehn, wie ſie thun, wenn ſie von den tiefen Dingen in der Welt reden? — ſondern auch, daß es etwas Unſagbares im innern Leben des Menſchen gibt, einen heimlichen Seelenſchatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll iſt, ſo wie es Gebete zu Gott gibt, die nicht geſprochen werden. Dieſes Unſagbare im Menſchen nimmt die Tonkunſt auf ihre Flügel, und was als der geiſtige Zuſammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinſchwebt, das iſt das Flüſtern der ſchüchternen Pſyche und ihrer geheimſten Freuden und Schmerzen. — Dennoch hat Hegel es jedesmal in ſeinen mündlichen Vorleſungen über Aeſthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunſt zu handeln pflegte, ohne Rückhalt ausgeſprochen: „daß er ſich bei der Muſik nichts zu denken wiſſe und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derſelben ſey, den Geiſt in Träumereien zu verſenken und ſomit am Ende Langeweile hervorbringen.“

Sehr richtig iſt auch die Kritik des Wilhelm Meiſter von Goethe und deſſen unbegreiſlich proſaiſcher Fortſetzung in den Wanderjahren. Die Würdigung Hegners und Hippels iſt nicht minder gerecht und geiſtreich.

Mechanik.

Neue Ideen über die Beſchiffung der Luft. Offenbach a. M., Brede, 1833.

Die Erfindung der Luftſchiffahrt war bisher ſo gut als unnütz, da man noch nicht die Kunſt verſtand, den Luftball nach Belieben dahin zu lenken, wohin man wollte. Dieſe ſchwere Kunſt will nun der unbekannte Verfaſſer dieſes kleinen Schriftchens entdeckt haben. Vor allen Dingen müſſe man einen luftleeren, hermetiſch verſchloſſenen Ballon, und im Luftſchiff eine kleine Dampfmaſchine haben. Sodann „befeſtige man an den beiden Enden einer durch die Dampfmaſchine zu drehenden Achſe ein einfaches aus zwei ſtarken eiſernen Stäben beſtehendes Kreuz. An jedes Ende der vier Arme eines jeden Kreuzes bringe man eine weitläuftige Schraubenmutter an, deren Gänge an dem Kreuze rechter Hand

Digitized by Google

von rechts nach links, an dem Kreuze der linken Seite aber von links nach rechts dem Mittelpunkt des Kreuzes zulaufen müſſen. Zur Ausübung des Druckes auf die Luft bediene man ſich acht großer Flügel, welche aus ſtarkem Leder oder dünnem Metall in Form von flachen hohlen Halbkugeln zu verfertigen ſind. An der hohlen Seite eines jeden Flügels über den Durchmeſſer deſſelben befeſtige man einen eiſernen Stab, welcher auf der einen Seite über die Peripherie des Flügels hinaus um eine halbe Halbmeſſerlänge zu verlängern iſt. Quer über dieſen Stab auf der Seite ſeiner Verlängerung und perpendiculair durch die Mitte des Halbmeſſers iſt noch ein eiſerner Stab an jeden Flügel anzubringen und ebenfalls auf einer Seite über deſſen Peripherie hinaus zu verlängern, jedoch an den vier für die rechte Seite beſtimmten Flügeln muß die Verlängerung links oben, und an den vier für die linke Seite beſtimmten Flügeln rechts oben angebracht werden. Dieſer Stab muß in eine Schraube ausgehen, welche in die an jedem Arme der Kreuze angefügte Schraubenmutter paſſen, deren Gänge alſo an den vier rechten Flügeln von rechts nach links, an den vier linken von links nach rechts laufen müſſen. Die Schrauben und die Schraubenmutter ſind ſo einzurichten, daß ſie nur eine Viertel-Umdrehung machen, und zwar ſo, daß der mit jeder Schraube in Verbindung ſtehende Flügel abwärts mit ſeiner hohlen Seite nach dem Hintertheil des Schiffes gekehrt ſey, und mit der Achſe der Kreuze in gleicher Richtung laufe, wenn die Schraube ausgedreht; aber parallel mit dem Schiffe und mit ſeiner hohlen Seite einwärts gekehrt, wenn ſie zurückgedreht iſt. Unter den beiden durch die Schraubenſtange entſtehenden ungleichen Segmenten der Flügel muß das kleine Segment das Uebergewicht haben, weshalb die Verlängerung des über den Durchmeſſer des Flügels befeſtigten Stabes ſo ſchwer zu machen iſt, daß dieſelbe zuſammengenommen mit dem kleinen Segment des Flügels das große Segment deſſelben überwiege. Auf jeder Seite des Hintertheils des Schiffes iſt eine Stange anzubringen, und von ſolcher Länge zu machen, daß ſie mit der Verlängerung des über den Durchmeſſer eines jeden Flügels befeſtigten Stabes bei deſſen Umdrehung in Berührung komme und ſie aufhalte. Iſt nun das Ganze ſo beſchaffen und gehörig eingefügt, ſo iſt die Wirkung der durch die Dampfmaſchine hervorgebrachten Umdrehung der Kreuze ſammt den Flügeln, welche mit denſelben durch die Schrauben zuſammenhängen, folgende. Iſt ein Arm des Kreuzes abwärts gekehrt, ſo muß der mit demſelben in Verbindung ſtehende Flügel durch ſeine Schwere, durch den Schwung der Umdrehung mit dem größeren Druck der Luft auf das große Segment deſſelben ſich ſo weit umdrehen, als es der Schraubengang zuläßt, alſo ſo weit, bis die Höhlung deſſelben nach dem Hintertheil des Schiffes gekehrt iſt. In dieſer Lage wird er daher den größten Druck auf die widerſtehende Luft ausüben, da er mit ſeiner hohlen Seite gegen ſie geſchwungen wird. Iſt auf dieſe Weiſe der Arm des Kreuzes ſammt ſeinen Flügeln durch die Umdrehung bis zu dem Hintertheil des Schiffes gelangt, und in eine wagrechte Stellung gekommen, ſo wird der über den Durchmeſſer des Flügels befeſtigte Stab mit ſeinem verlängerten Ende die an dem Hintertheile des Schiffes auf jeder Seite angebrachte Stange berühren, und der Flügel von derſelben aufgehalten, ſich ſo weit zurückdrehen, als es die Schraube zuläßt, alſo ſo weit, bis eine hohle Seite einwärts gegen das Schiff gekehrt iſt. In dieſer Stellung wird derſelbe oberhalb der Achſe verbleiben, und ſo mit ſeiner ſchmalen Seite die Luft durchſchneidend, nur einen unbedeutenden Druck auf dieſelbe ausüben, bis er unterhalb des Vordertheils des Schiffes gelangt, durch eine Schwere, den Schwung der Umdrehung, den größeren Druck der Luft gegen das große Segment deſſelben und durch das Uebergewicht des kleinen Segments in ſeine erſte Stellung zurückgekehrt, wiederum mit ſeiner hohlen Seite gegen die Luft ſchlägt. — Durch dieſe höchſt einfache Maſchinerie, durch welche die Flügel auf beiden Seiten des Schiffes nur unterhalb der Achſe einen großen Druck auf die Luft ausüben, hingegen nur einen unbedeutenden oberhalb derſelben, muß das in der Luft ſchwebende Schiff, welches mit derſelben verſehen iſt, in gerader Richtung vorwärts bewegt werden. — Die erforderlichen Ausbeugungen von der geraden Richtung können leicht durch Steuerruder von angemeſſener Größe bewirkt werden."

Der Verfaſſer vergißt uns übrigens zu ſagen, ob er die Probe gemacht hat.

Biographie.

Giuſeppe Balſamo, der berüchtigte Abentheurer und Betrüger ſeines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Caglioſtro. Kriminalgeſchichte nach den vorzüglichſten Hülfsquellen bearbeitet von J. K. v. Train. Mit Caglioſtros Bildniß. Meißen, Gödſche, 1833.

Außer den bekannten, hier wieder abgedruckten Notizen Goethes enthält das Werk nicht Wahrheit, ſondern Dichtung, nicht Geſchichte, ſondern Roman, und zwar im Geſchmack der Don Juans, Rinaldinis ꝛc. voll verliebter Abentheurer, Schäferſcenen, Bubenſtücken ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 123. — 4. December 1833.

Schau- und Trauerſpiele.

Wir wollen dieſe Gallerie mit einer Gattung von Dramen eröffnen, die wir billig „Goethes und Schillers Sünden“ nennen könnten, nämlich mit den Jambentragödien, die nach dem Leiſten des Taſſo und Don Carlos immerfort zu Dutzenden geſchuſtert werden, und deren charakteriſtiſches Merkmal die ſentimentale Phraſeologie iſt, in welcher die Helden und Liebhaber uns ihre Tugend vorjammern. Die ſchöne Sprache Goethes und Schillers iſt darin bis zum Ekel abgenuzt, die ewige Wiederkehr der nämlichen deklamatoriſchen und empfindſamen Ausdrücke erregt Nervenleiden. Blickt man aber gar über die Sprache hinweg in den Inhalt des Dramas, ſo wird man von bleicher Furcht ergriffen, indem man überall hohle moraliſche Puppen, geſpenſterhafte Tugendfrazzen ſieht. Der ganz richtige Grundſaz, den einige Geſchmackslehrer von den Alten und Shakeſpeare abſtrahirt haben — daß auch der ärgſte Böſewicht noch immer Menſch bleibe — haben unſere Poeten dahin überſezt, daß auch der ärgſte Böſewicht noch immer ſentimal und edel bleibe. Da ſtiehlt keiner einen ſilbernen Löffel, er bleibe denn im Grunde ein edler Menſch, und keiner martert, mordet, meuchelmerdet, er ſey denn ein zartfühlender ſüßer Schwärmer. Man ſehe ſich nur dieſe Verbrecher aus Ehrgeiz, dieſe edlen Lügner, dieſe Müllner'ſchen Schuldner und Raupach'ſchen ruſſiſchen Fürſten an, und urtheile, ob wir Unrecht haben. Die armſeligen Bühnendichter ſollten wenigſtens die altklaſſiſche Regel, die ſie ſo ungeſchickt auf die Böſewichter anwenden, bei den Tugendhelden feſt halten. Sie ſollten ſich erinnern, daß auch der tugendhafte Held immer nur ein Menſch iſt. Aber das Menſchliche iſt ihnen am Tugendhaften ſo verhaßt, wie am Laſterhaften. Ihre Tugend iſt nie einfaches edles Wohlwollen, ſondern unnatürliche Pruderie, frazzenhafte Entſagungswonne, Koketterie mit ſich ſelbſt und ſententiöſe Altklugheit, die wie ein Buch ſpricht, aber nicht, wie ein Menſch. Im Drama, worin wir überall den warmen Hauch des Lebens fühlen ſollen, begegnet uns nur die eitle und ſuffiſante Empfindſamkeit des Dichters. Nirgends mehr die Wirklichkeit einer objektiven Welt; überall nur die unreife kränkliche Lebensanſicht des Dichters.

Und all dieſen poetiſchen Jammer entſchuldigt man mit dem Beiſpiel Goethes und Schillers und macht eine vornehme Miene dazu. Poeten, die eine bleiche Tragödie in wohlabgemeſſenen Jamben ohne Leben, ohne Wärme verfertigen, ſehn gleichwohl mit Verachtung auf die

Pariſer Melodramen und Wiener Poſſen herab, wie ein hiſteriſches Stiftsfräulein auf ein roſig blühendes Landmädchen. Mit ihrem Vornehmthun glauben ſie, ſey alles gethan, und ſie ſind glücklich genug, ſich einzubilden, daß, wenn ſie auch nicht *gefallen*, man wenigſtens Ehrfurcht vor ihnen habe.

Es iſt wahr, das Publikum hat die Güte, ihre Eitelkeit zu ſchonen. Seit Goethes natürlicher Tochter ꝛc. bildet man ſich ein, etwas zu bewundern, was im Grunde vollkommen kalt läßt, ja anwidert. Das gute deutſche Publikum, etwas furchtſam und ſervil von Natur, würde glauben, der Polizeidiener ſtünde hinter ihm, wenn es wagen ſollte, laut zu ſagen, daß ihm ein ſo vornehmes Drama, wie die genannte natürliche Tochter, mißfalle. Von dieſer tapfern Seelenſtimmung des deutſchen Leſepublikums profitiren nun die kleinen Nachahmer des großen Goethe. Sie nehmen dieſelbe Miene der Vornehmigkeit an, und das Publikum, obgleich es ſie nicht aufſucht, erweiſt ihnen doch allen Reſpekt, wenn es ihnen begegnet, und glaubt in ſeiner Einfalt, ſie hätten ein Recht darauf.

Wie man von den Ruſſen ſagt, der monarchiſche Sinn ſey ihnen angeboren, daher ſie ihr älteſter Chroniſt ihre Geſchichte mit den Worten beginnen läßt: „Wir können uns nicht ſelbſt regieren, laßt uns einen Knäs wählen," — eben ſo iſt den Deutſchen der ariſtokratiſche Sinn angeboren, und ſie kommen mit dem Motto auf die Welt: „Laßt uns einen Andern achten, denn wir können uns nicht ſelbſt achten." Der Graf von Moltke von altem, und der Herr von Pfeilſchifter von neuem Adel dürfen daher nicht bange ſeyn, der Adel wird in Deutſchlan nie ausſterben, und wäre der politiſche zu Ende, ſo ſezte ihn gewiß der literariſche fort. Der Deutſche muß Jemand haben, vor dem er den Hut herunterziehn kann, ohne eigentlich zu wiſſen, warum. Aus dieſer Nationaleigenthümlichkeit erkläre ich mir den ſonſt unglaublichen Umſtand, daß unſre tragiſchen Jambenſchmiede noch immer im Range höher ſtehen, als unſre luſtigen Proſaiſten.

Doch das iſt ſchon Strafe genug, daß von drei Dutzend ſolcher Jambentragödien kaum eine wirklich auf die Bühne kommt — wenn nämlich der Poet zugleich Intendant iſt, und Hof, Schauſpielperſonal und Publikum der Eitelkeit des Poeten nachgibt — und daß auch dieſe eine nur Gähnen erregt. Die menſchliche Natur — ſelbſt die deutſche — iſt ſo urſprünglich gut, daß man ihr bei aller möglichen Leichtgläubigkeit doch am Ende nicht weis machen kann, daß ein verſchimmelter Kuchen beſſer ſey, als ein friſches Stück Brod, ein hiſteriſches Stiftsfräulein liebenswürdiger, als ein friſches Landmädchen und der treue Diener von Grillparzer poetiſcher als das Mädchen aus der Feenwelt von Raymund.

Zugegeben, daß die Tragödie höher ſtehe als die Komödie, darf ſie deßhalb weniger den Zuſchauer ergreifen? Genießt ſie deßhalb ein Vorrecht, kalt zu ſeyn? Nein, ſie muß noch viel tiefer in das Herz des Zuſchauers greifen und ihn erſchüttern. Ihr erſtes Erforderniß iſt die lebhafte Wirkung, die ſie macht. Alles Andere iſt Nebenſache. Ein Trauerſpiel mit noch ſo vornehmer Miene iſt unausſtehlich, wenn es nicht ergreift, nicht packt.

Der heilige Ariſtoteles, der Kirchenvater der Tragödie, ſagt, ſie ſoll Mitleid und Furcht erwecken. Was aber erwecken eure Tragödien, die ihr ewig nur Goethe-Schiller'ſche Jambenphraſen ableyert? Wen bemitleidet man anders, als euch ſelbſt, und vor was fürchtet man ſich, außer davor, daß ihr noch mehr dergleichen Zeug ſchreibt. Ihr trachtet nach Effekt, ohne Zweifel, aber ihr macht dennoch nur gähnen. Das kommt daher, weil ihr uns *vorempfindet*, weil ihr nicht uns, ſondern euch ſelbſt rührt, weil ihr die Perſonen in euren Stücken ſchon ſo viel empfinden laßt, daß für das Publikum nichts übrig bleibt. Lacht wie die Hölle, und wir werden weinen, aber wenn ihr ſelber weint, lachen wir euch aus. Macht zum Entſetzlichſten eine ruhige Miene, und die Haare werden uns zu Berge ſtehn, aber wenn ſie euch zu Berge ſtehn, wenn wir nicht ſelbſt erſchrecken, ſondern nur ſehen, wie ihr erſchreckt, ſo bleiben wir ganz gleichgültig ſitzen. Mit einem Wort, ihr albernen Dichter, behandelt uns, das Publikum, wie man die Weiber behandeln muß, und wir werden uns auf einmal ungeheuer für euch intereſſiren, ihr werdet Wunder thun. Nur nicht geziert, nur nicht eitel, nur nicht empfindſam — ſeyd derb natürlich, dreiſt, und ihr werdet über eure Progreſſen erſtaunen. Ich ſehe euch lächeln. Ihr glaubt euch ſchon im Rohen verſucht zu haben. O nicht doch, ihr blöden Schäfer. Eure Böſewichter wären ſchlecht genug, wenn ihr es nur über das Herz bringen könntet, ſie ganz ohne Edelmuth und Sentimentalität zu malen. Aber das iſt euch wohlgezogenen Kindern pur unmöglich. Der Edelmuth klebt euch an den Fingern; wenn ihr den obligaten Sünder auch noch ſo zart anfaßt, um ſeine koſtbare Bosheit nicht zu beſchädigen, gleich fliegt ihm eure Liebenswürdigkeit an und er flimmert von ſchwärmeriſchen Redensarten. Ihr dachtet anfangs in eurer Unſchuld, ihr wolltet uns, wie Ariſtoteles verlangt, erſchrecken, aber nun es anders wird, tröſtet ihr euch. Schrecken, denkt ihr, wird er nun wohl nicht mehr, der Böſewicht, aber er wird gefallen, und iſt das nicht viel mehr werth? Seltſam, ſeltſam, daß uns der Böſewicht unter der Hand zu

Digitized by Google

einem ſo lieben Jungen geworden iſt, aber was ſchadet es? Beweiſt es nicht, daß alles liebenswürdig werden muß, was wir machen, und wird, wenn der Böſewicht weniger Schrecken einflößt, der Dichter nicht um ſo edler erſcheinen? O nicht wahr, wer einen ganz ſchlechten Böſewicht dichten könnte, der müßte ſelbſt kein gutes Herz haben. Nein, komm her, du lieber Böſewicht, da will ich dir noch ein paar freundliche Anſtriche geben, ſo, nun habe ich mich deiner doch nicht zu ſchämen. —

1) **Don Juan.** Dramatiſche Phantaſie in ſieben Akten, von einem deutſchen Theaterdichter. Paris, Marteau, 1834.

So geiſtreich der Don Juan von Grabbe iſt, bleibt er doch hinter Mozarts Oper zurück, denn was konnte, was wollte er anders, als die Töne in Worte überſetzen, und ſprechen denn nicht die Töne ſchon deutlich genug? Dies gilt auch von dem vorliegenden Gedicht. Wozu alle dieſe Verſuche, uns etwas auf eine *andere* Art ſagen zu wollen, was uns ſchon auf die *ſchönſte* Art geſagt iſt?

Der ungenannte Verfaſſer beſizt eine in unſerer delikaten Zeit ſeltene, darum könnte man ſagen ſchätzbare Ungenirtheit, und ſein Gegenſtand entſchuldigt nicht nur, ſondern erfordert ſogar das Freche, Unzüchtige. Aber er hätte ſich erinnern ſollen, daß die Alten in ihre Satirbilder eine kleine Grazie zu verſtecken pflegten, und daß man die Venus nie ohne die Grazien ſehn ſollte. Wie konnte es ihm einfallen, ſolche Tableaux und eine ſolche Sprache als für die Bühne geeignet in dramatiſcher Form darzubieten; wie konnte er, wenn er auch nicht glaubt, daß ſein Stück werde aufgeführt werden, es doch für die Bühne einrichten? Man braucht doch wahrlich nicht gerade prüde oder zimperlich zu ſeyn, um es impertinent zu finden, daß gleich in der erſten Scene Donna Anna vor den Augen der Zuſchauer entehrt wird ꝛc., zu geſchweigen der folgenden Scenen und der ganzen Sprache des Buchs, die nicht natürlich und derb, wie etwa die des Shakeſpeare in ähnlichen Scenen oder des Rabelais, ſondern ſüßlich genießlich, ſentimental-frech, kurz ganz ſo iſt, wie ſie „die Religion der Wolluſt" in des ſeligen Herrn Friedrich von Schlegels Luzinde vorzeichnet. Die Alten, Shakeſpeare, Rabelais, alle genialen Dichter nahmen das Edle edel, und das Gemeine gemein; wenn ſie zu ihren naturtreuen Gemälden gemeine Figuren und Farben brauchten, ſo zierten ſie ſich nicht, aber ſie kokettirten auch nicht damit. Seit Goethe iſt es plötzlich anders geworden. Schon Leſſing fand Goethes Werther unausſtehlich, weil er „ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Bei den Goethe-ſchen Helden heißt jede unzüchtige Regung edle Schwärmerei und dies haben ſeine zahlreichen Nachahmer ſich wohl zu Nutze gemacht. Die gemeinſten Buhler und Verführer wurden mit Goethe'ſcher Gefühlsſprache ausſtaffirt und galten als edle Jünglinge. Es gibt keine Liederlichen mehr, die Liederlichen ſind alle ſentimental geworden. Ich habe mich daher gar nicht gewundert, ſondern es vorausgeſezt, daß auch der vorliegende Don Juan (wie der frühere Grabbe'ſche) ein edler Schwärmer ſeyn werde. O dieſe deutſchen Dichter, ſie dichten ſelbſt dem Eſel und Bock die ſüße Herzensfülle eines Hölty und der leichenfreſſenden, ſtinkenden Hyäne die Nachtgedanken eines Young an.

Man denke ſich Don Juan, dieſe entſchiedene, unzweideutige Natur, den Mann, der blos Mann iſt, nicht Menſch, bei dem allein das Geſchlecht vorherrſcht, ohne höhere Regung des Menſchlichen; dieſes Original, das in der Poeſie feſtſteht, klarer als irgend ein anderes, und von dem nichts zu nehmen, zu dem nichts hinzuzuthun iſt. Man denke ſich dieſen *liebloſen*, ewig heiteren Don Juan, wie ihn unſer unbekannter Dichter hier ſeufzen und ſich mit dem Gedanken idealer Liebe quälen läßt. Dies reicht hin, um zu beweiſen, wie gänzlich unfähig der Dichter war, Don Juan zu begreifen. Es iſt recht löblich, wenn unſere Dichter Gewiſſen haben, aber ihre Don Juans ſollen keins haben. Der Genius der Poeſie wird es nie und nimmermehr unſerm Goethe verzeihen, daß er der erſte war, der die edlen Schurken, die weinerlichen Verführer, die ſentimentalen Böſewichter in die Poeſie eingeführt hat, denn die Zahl dieſer unnatürlichen poetiſchen Figuren iſt nun Legion geworden. Don Juan, der ſelbſt im Laſter noch eine liebenswürdige Unſchuld bewahrt, indem er gar nicht ahnet, daß der Menſch ein Gewiſſen haben kann, der jedes Sentiments abſolut unfähig, ja der das reinſte Gegentheil aller Empfindſamkeit, und eben darum ſo originell und für die Weiber ſo verführeriſch iſt, dieſer Don Juan ſoll auf einmal wahrhaft lieben, und ſich ſentimental nach Anna ſehnen! Die herrliche Mondnachtsſcene auf dem Kirchhof iſt hier ganz verfälſcht. Statt vor der Statue des alten Comthurs in ein Hohngelächter auszubrechen, ſeufzt hier Don Juan vor der Statue der Donna Anna. Das iſt nicht der ächte Don Juan. Don Juan darf blos lachen, niemals ſeufzen, niemals gerührt ſeyn. Zwar läßt ihn der Dichter über ſeine Rührung ſelbſt verwundert ſeyn mit den Worten: „bin ich nicht ein Thor?" aber der Dichter hätte ſich lieber erſt ſelbſt fragen ſollen: bin ich nicht ein Thor, daß ich aus der göttlichſten Frivolität, die je über die Erde geſchritten, eine alltägliche Weinerlichkeit mache?

Digitized by Google

2) Johanne Gray. Trauerſpiel in fünf Akten, von Dr. Eduard Sommer. Dresden, Grimmer, 1833.

Was iſt liebenswürdig? die Kürze und die Abweſenheit aller Sentimentalität. O wüßten unſere Jambenſchmiede ſich kurz zu faſſen, aber ihre Heldinnen reden in einem Athem mehr, als ein Shakeſpeare'ſches Mädchen während eines ganzen Abends. O wüßten ſie die Sentimentalität zu entfernen, aber ihre Heldinnen ſind nicht natürlich, einfach, heiter, verliebt oder böſe, ſondern ſie deklamiren uns nur in ellenlangen Goethe-Schiller'ſchen Empfindungsphraſen die Beſchreibung ihrer ſchönen Seele her.

Johanne.

Nicht wohnt in mir, o theurer Freund, der Geiſt
Der Ehrſucht und der Herrſchaft mächt'ges Sehnen,
Und was im Bild Ihr mir ſo lockend preiſ't,
Es könnte nie das bange Herz verſöhnen.
Wohl mag er ſelig ſeyn, dem ſie gegeben,
Die ſchöne, heil'ge Macht in dieſem Leben,
Der Erſte, Größte, Herrlichſte zu ſeyn.
Die Liebe tritt im Brautſchmuck ihm entgegen,
Und Frühlingskinder ziehn auf ſeinen Wegen,
Der ſüßen Hoffnung Palmen auszuſtreun.
Denn alle duftend ſchönſten Himmelsblüthen,
Den Segen, und die Freude und den Frieden,
Trägt er vereint in ſeiner reichen Hand.
Aus ſeines Pfades, ſeines Blickes Strahle,
Trinkt jede Kraft den hellern Lebensglanz,
Und ſelbſt der Kummer tritt zur Nektarſchale,
Die er ihm bietet, mit der Freude Kranz ꝛc. ꝛc.

Die Geſchichte der Johanne Gray iſt bekannt. Dieſe Engländerin war eine der liebenswürdigſten ihres Geſchlechts, aber wer ſie ſo reden läßt, in ſolchen ſchwülſtigen und abgedroſchenen Phraſen, kann der einen Begriff von weiblicher Liebenswürdigkeit haben?

Sir William Shakeſpeare, hättet Ihr wohl die zarte Turteltaube Desdemona ſo Abſchied nehmen laſſen:

O mein Geliebter, ſieh' vom Auge mir
Der tiefſten Rührung ſel'ge Thränen fließen.
Du haſt des Daſeyns lezte Bangigkeit
Entzückend mir in Zuverſicht verwandelt. —
Wie jene holde Friedenstaube, die
Einſt nach der Weltzerſtörung blut'gem Kampf,
Den milden Oehlzweig der Verſöhnung brachte:
So ſey' auch ich nach dem bezwung'nen Sturm
Der Leidenſchaft, nun mit dem Götterſtrahl,
Der ird'ſchen Sinn mit Himmelsbürgern einet,
Den Engel der Verklärung Dich umſchweben. —
Du trittſt aus Deines Schmerzes bängſtem Kampf
Ein Ueberwinder mit des Friedens Palme. —
Jezt biſt Du mein, auf ewig mir vereint,
Im heilig reinſten Einklang der Gefühle. —
Und wie Du glorreich unſers Grabes Rand
Noch krönend und unſterblich haſt umgeben:
So wird Dich dort in unſerm Heimathland
Der dunkle Traum von dem verſunk'nen Leben
Mit ew'ger Klarheit Siegesglanz umweben.

Ein dunkler Traum wird dich mit Glanz umweben? was ſoll denn das heißen? iſt das nicht baarer Unſinn? Und mit was für einem Glanz wird dich dieſe Dunkelheit umweben? mit dem Glanze der Klarheit, oder mit der Klarheit des Glanzes? Das nenn ich mir poetiſche Bilder im neunzehnten Jahrhundert und im gebildeten Deutſchland!

(Die Fortſetzung folgt.)

Literargeschichte.

C. F. Gellerts Leben. Nach ſeinen Briefen und andern Mittheilungen, dargeſtellt von Dr. H. Döring. Zwei Theile. Greiz, Henning, 1833.

Der alte Gellert war ein Ehrenmann, doch genoß er den Vorzug, daß ſeine Zeit ſelbſt ſchon ihn würdigte und nicht nur alle ſeine Schriften und Briefe und Nachläſſe in vielen Auflagen, ſondern auch ſogar die vielen Reden und Gedichte herausgab, die zu ſeiner Ehre verfaßt worden waren. Referent beſizt einen ganzen Band Grabgedichte auf Gellert, und hinten hat eine fromme Hand noch einige ungedruckte hinzugeſchrieben. Das Intereſſanteſte aus Gellerts Leben iſt bekanntlich ſeine Unterredung mit Friedrich dem Großen und auch dieſe iſt in Proſa und Verſen vielfach geſchildert und ſogar auf die Bühne gebracht worden. Ob es nun gerade nöthig war, nochmals zwei Bände über Gellerts ſo bekanntes phyſiſches und literariſches Leben zu ſchreiben, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen; doch auf jeden Fall hätte ſich der Biograph etwas kürzer faſſen können, denn in welchem Garten Gellert Brunnen getrunken, welche Gräfin ſich für ihn intereſſirt ꝛc. das iſt doch wohl nicht wichtig. Es gibt ſo viele große Dinge, für die man kaum Zeit hat, ſich zu intereſſiren. Was ſollen dieſe Kleinigkeiten?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 124. — 6. December 1833.

Schau- und Trauerſpiele.

(Fortſetzung.)

) Arwed Gyllenſtierna. Drama in vier Akten. Nach Van der Veldes Roman bearbeitet von Dr. J. W. Lindner. Bayreuth, Grau, 1833.

Auch in Jamben, auch in Phraſen, auch in der alt-igen Manier. Es kommt da ziemlich rohes Geſindel n Soldaten und Räubern vor, das ſollte doch nur um otteswillen in Proſa, und nicht in dem feierlichen und ſtandsvollen Jambus ſprechen. Karl XII. der kurz-bundene kecke Degen hält hier einen ſentimentalen ondſcheinmonolog:

'Ne ſchöne Nacht! wie ladet ſie zum Schlummer!
Es ruh'n die Krieger, ihre Führer wachen;
Und nur der Ruf der Poſten bricht das Schweigen,
Das ausgebreitet liegt ob meinem Lager.
Auch Fredrikshall iſt ſtille, dumpf herüber
Tönt von der Veſte leiſer Glockenſchlag. —
Am Himmel prangen Millionen Sterne
Und ſenden friedlich ihren Gruß herab.
Der Mond geht auf am ſtillen Himmelszelte;
Beleuchtet tauſend der gefall'nen Brüder,
Die ihn noch geſtern ſah'n; nie wieder ſchauen!
Iſt mir doch auch, als ſäh ich heute ihn
Zum Leztenmal. Es füllt die Bruſt ein Bangen,
Und eine inn're Stimme ruft mir zu:
„Nimm Abſchied Carl, das iſt die lezte Nacht,
„Es iſt genug, dein Tagwerk iſt vollbracht!“
In Gottes Namen denn, der Tod mag kommen,
Ich bin bereit aus dieſer Welt zu gehen.
Nur laß mich fallen Herr von reinen Händen,
Verzeihe mir, wenn Böſes ich gethan!
So mancher Held iſt mir vorangegangen,
So manche Mutter weint um ihren Sohn:
Ich führte ihn zum Kampfe und zum Tode!
Klagt aber mich ſein Blut vor deinem Thron;
So lege gnädig in die and're Schaale
Die Liebe, die ich hegte für mein Land,
Und deine Gnade, dann wird gleich ſie ſtehen
Die Richterwaag in deiner heil'gen Hand.
Bald ſoll mit Blut ein neuer Tag beginnen;
Bringt er mir Heil? — Nein tönt's in banger Seele,
So ſpricht in mir: „Das iſt die lezte Nacht!
„Es iſt genug, dein Tagwerk iſt vollbracht!“
So leg' in deine Hand ich Kron' und Scepter.
Es geizen Viele d'rum; du weißt's am Beſten,
Wer aber Schweden Segen bringen wird.
Mein Volk auch geb' ich Herr in deine Hände,
Beſchirm' es, ſey ihm gnädig, wenn ich ende.

Digitized by Google

Darf man ſich unterſtehn, einen kecken mannhaften Kriegshelden ſo in die moderne Sentimentalität einzuweichen. Doch unſere guten Dichter können nicht anders. Sie weichen in ihrem Zuckerwaſſer alle Helden auf; ſo entgegengeſezt ſich Don Juan und Karl XII. ſind, unſre Dichter wiſſen ſie ſchon ſentimental zu machen. Iſt irgend ein unbändiger Charakter in Geſchichte und Sage übrig, man laſſe nur unſre Dichter machen, ſie werden ihn ſchon zu zähmen wiſſen. Hat Goethe den Teufelsbeſchwörer Fauſt in einen weichherzigen weinenden Jungen verwandelt, hat Fouqué die Nordlandsrecken ſeufzen gelehrt, hat Egon Ebert die Männervertilgerin Wlaſta die blutdürſtende Amazone zu einer ſehnſüchtigen ſanften Schwärmerin gemacht, warum ſoll nicht auch Karl XII. vom friedlichen Gruß der Sterne, ſtatt vom Werda, vom ſtillen Himmelszelt, ſtatt vom Soldatenzelt, und vom Tönen in der bangen Seele, ſtatt vom Donner der Karthaunen reden?

Daß Karl XII. hier ſeinen Tod ahnet, iſt um ſo geſchmackloſer, als ohnehin der Ahnungen nur zuviel in dieſem Drama vorkommen, denn *Swedenborg* tritt darin auf, der Geiſterſeher. Ach, vergib dem Dichter, edler einfacher, anſpruchslos in dein innres Schauen verſenkter Geiſt! Dein Bild hier iſt ſchamlos entſtellt, aufdringlich, geheimnißkrämeriſch und altklug bis zum Unausſtehlichen, höchſtens gut, um von Raupach in einer neuen Partie des Till komiſch gebraucht zu werden.

4) Prinz Hugo. Trauerſpiel in fünf Akten von Carl Lauter. Auf Koſten des Verfaſſers. Berlin, 1832.

Der Prinz ſpricht:

Der Tag bricht, ja der lichte Tag bricht an!
Eh' ich *ſie* kannte, hielt ich Nacht für Tag;
Der Jugendunſchuld lichte Götterlilie
Wob milden Dämmer mir um die Natur:
Der Blumenſchimmer ſchien mir holder Tag
Bis plötzlich ſelbſt aufgehend er mir roſig
Mit holder Gluth die junge Seele malt!

Das ſind äußerſt junge Verſe. Nur die etwas undeutliche Phantaſie des Jünglings kann ſich eine Lilie vorſtellen, von welcher die Natur umwebt wird, und Blumen, die in der Nacht ſchimmern, und eine Seele, die vom Tage angemalt wird. Von gleicher undeutlicher Blumen- und Lichthaſtigkeit iſt das ganze Gedicht, das zu denen gehört, die nothwendig unreif bleiben müſſen, weil ſie ſchon ihrer innern krankhaften Anlage nach niemals reif werden können, und die den jungen Weinbeeren gleichen, die unreif abfallen müſſen, damit die wenigen übrigen zu ihrer ſchwellenden Reife Platz finden. Da man der Jugend die falſche Schwärmerei und Zubehör herzlich gern verzeiht, aber nur nicht die Langweiligkeit, ſo tadeln wir an dieſem dramatiſchen Gedicht auch vorzugsweiſe nur die ganz unerträgliche Manier, in der faſt jede Phraſe doppelt geſagt wird, z. B. Ich bin ſo reich, ſo reich — ich fühl's, ich fühl's — in wenig, wenig Monden — zur Rechenſchaft! haſt du's gehört? zur Rechenſchaft! Zur — nein, nein nimmermehr! Ich kann nicht, will nicht! Wer, wer zwingt mich? ꝛc.

Ob man, wenn das Stück aufgeführt werden ſollte, nicht lachen wird, wenn die Prima Donna des Stücks, die ſchöne Roſalie auf der Jagd „ſanft ins Horn ſtößt?" Ich möchte das ſehn, ſo wie ihren „höchſt romantiſchen Jagdhabit" (warum denn *höchſt* romantiſch, war es nicht an romantiſch genug?) Im Uebrigen iſt das Stück recht tragiſch, es kommt Gift vor, eine weibliche Leiche, zwei Männer, welche fechten, und ein Exemplar der krystagemen Opheliarum Shaksp., eine gewiſſe Laura, welche ſich bekränzt, Liedchen ſingt und überhaupt wahnſinnig iſt.

5) Der Tod des Malachowsky. Hiſtoriſches Drama in fünf Akten von Guſtav Callenius. Ilmenau, Voigt, 1833.

Ein gut gemeintes Gedicht, aber das Polniſche läßt ſich nicht ſo leicht ins Deutſche überſetzen, das Feuer erliſcht im entgegengeſezten Element, und der Naturſchrei wird zur Schulphraſe. Insbeſondere eignet ſich die liebe langweilige deutſche Jambentragödie im hergebrachten Ton Schillers und Goethes am allerwenigſten, die ſchreckliche Wahrheit der polniſchen Todtenklage zu treffen. Das konnte nur ein ächter Pole, *das konnte nur Mickiewicz*, der den deutſchen Poeten daher auch mit Recht zuruft:

Die über Polen weinten
Wie die ohnmächtigen Weiber Jeruſalems:
„Töchter Jeruſalems,
Weinet nicht über mich,
Weinet über euch ſelbſt und eure Kinder."

6) Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen von Eduard Duller. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Eduard Duller gleicht einer edlen, aber zu üppig in den Saamen aufgeſchoſſenen Pflanze. Er läßt uns nichts zu wünſchen übrig, als daß ſeine ſchönen Gedanken und Bilder auf einen engern Raum zuſammengedrängt, nicht ſo weitläuftig auseinandergeblättert ſeyn möchten. Das vorliegende Drama läßt ſich zunächſt mit Goethes Götz vergleichen, und es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn der Dichter nicht blos die gemeinen Charaktere, ſondern auch die nobeln in der Goethe'ſchen derben und natürlichen Proſa hätte reden laſſen. Franz von Sickingen war zu ſchlicht, als daß er in Jamben ſprechen konnte, oder es ſeyen denn Jamben, wie ſie Shakeſpeare dem Percy

Digitized by Google

Heiſſporn in den Mund legt. Gerade indem der Dichter Sickingens Charakter treu feſthält und ſeine Handlungsweiſe nirgends entſtellt, hätte er auch ſeine Sprache kürzer, kategoriſcher, unumwunden ſeyn laſſen, ihn nicht in gewählten, wohlklingenden Jamben peroriren laſſen ſollen. Gerade je origineller die zärtliche Liebe Sickingens für ſeine Tochter aufgefaßt iſt — hier alle andere Theaterliebe erſetzend — um ſo mehr hätte ſich der Dichter auch gezwungen fühlen ſollen, neben dieſer tiefen Wärme der väterlichen Liebe auch die äußere Rauhigkeit und trockene Männlichkeit eines Ritters feſtzuhalten, der wohl alles eher war, als ſentimental. Wäre dieſe Zärtlichkeit etwas ſtummer, etwas trockner, etwas weniger über ſich ſelbſt reflektirend, ſie würde ungleich mehr ergreifen.

Uebrigens hat der Dichter im Geiſt von Goethes Götz und Schillers Tell und Wallenſtein den hiſtoriſchen Charakter ſeines Helden treu wiedergegeben und ihm die ideale Seite abgewonnen, in welcher er als Repräſentant des unterdrückten Rechts und als Märtyrer der Rechtſchaffenheit in einer Welt voll Trug und Schlechtigkeit erſcheint.

7) Ludwig der Elfte. Trauerſpiel in fünf Aufzügen des Caſimir Delavigne. Aus dem Franzöſ. von P. H. Külb. Mainz, Kupferberg, 1833.

Dieſes Werk iſt mehr regelrecht dramatiſch, aber die Bearbeitung des Quintin Durward von Herrn von Auffenberg (Ludwig XI. in Peronne) iſt mehr lebendig, romantiſch, poetiſch.

Beide Bearbeitungen haben zum Mittelpunkt den König, den Delavigne treffend alſo ſchildert:

Welch ſeltſames Gemiſch von Tugenden
Und Laſtern! Hier, wie ſchmählich ſeine Furcht!
Und hier, welch hoher Muth! Wie gütig jezt,
Und bald darauf wie groß der Henker Schaar!
Sanftmüthig ſtolz zugleich, dem Volke ſchmeichelnd
Und ſtrenger Herr den mächtigen Vaſallen,
Leichtgläubig und mistrauiſch, edelmüthig
Und grauſam, eben ſo verſchwenderiſch
Als geizig.
Hinter Gitterwerk,
Das dieſe Thürme rings umſtarret, hat
Freiwillig er ſich eingeſperrt und macht
Dem Tode ſtreitig alter Tage Reſt;
Von eiteln Schreckgebilden abgemergelt
Zerſtört er ſelber ſich, und eigenſinnig
Sucht er ein ſchweres Diadem allein
Zu tragen; mühſam ſchleppt er ſeine Laſt,
Doch eiferſüchtig auf den jungen Erben
Herrſcht er, nur halb noch lebend, dennoch ganz.

Auffenberg führt den König aus ſeiner Höhle (dem Schloß Pleſſis) heraus nach Peronne und ſtellt ihn hier Karl dem Kühnen perſönlich gegenüber, eine Scene von tief ergreifender Wirkung. In dem Augenblick, da der alte König durch den Schein von Treuherzigkeit, mit der er zum Herzog kommt, dieſen überliſten will, werden ſeine Intriguen offenbar, der Herzog nimmt den alten ſchlauen Fuchs gefangen, ja will ihm das Leben nehmen. Da erſt, von Gefahren umringt, zeigt der König die erhabene Seite ſeines Charakters, während er, in ſeinem Schloß Pleſſis, in der Langenweile eines unbeſtrittenen Eigenwillens nur die kleinliche, eigenſinnige Seite zeigen kann. Delavigne hat nur die leztere Seite hervorgehoben, den König nicht aus ſeinem Schloß entfernt, und ihn in der einzigen Gefahr, in die er ihn durch den jungen Nemours kommen läßt, nur feig und weibiſch dargeſtellt. Wenn es, nach der eben erwähnten Schilderung, welche Delavigne vom Charakter des Königs macht, wahr iſt, daß derſelbe, obwohl nur halb lebend, doch noch ganz herrſche, ſo iſt Ludwig XI. von Auffenberg dieſer Schilderung weit getreuer, als Ludwig XI. von Delavigne. Gewiß verlange ich den König nicht ideal, oder gar ſentimental, ich will ihm keine Tugend andichten, die er nicht beſeſſen hat, aber wenn nun doch von ihm geſagt iſt, daß er „edelmüthig" ſeyn könne, und „ganz" zu herrſchen verſtehe, ſo hätte der Dichter ihn auch in Situationen bringen ſollen, wo er dieſe guten Eigenſchaften, und nicht blos die verächtlichen, hätte zeigen können.

Da Delavigne dies nicht gethan hat, ſo blieb ihm noch übrig, den unpoetiſchen, blos ekelnden Eindruck, den ſein alter, läppiſcher, weichlicher und feiger Tyrann macht, durch edle Kontraſte im übrigen Perſonal zu verſöhnen. Auffenberg ſtellt deßfalls dem prunkloſen alten König den kühnen, glänzenden Herzog von Burgund und dem argliſtigen Greiſe den unbefangnen Sohn der Natur, Quintin Durward entgegen. Delavigne hebt unter den Nebenfiguren nur den jungen Nemours hervor, der, ohne irgend eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit, blos blindwüthend ſeinen vom König gemordeten Vater zu rächen ſucht, dann in einer Großmuthsſcene den Dolch wegwirft und endlich ohne weiteres hingerichtet wird. Das iſt die einzige Intrigue im Stück, welches daher lediglich ein Charakterſtück genannt werden muß, aber auch als ſolches den Charakter des Königs in zu wenig und zu einförmigen Situationen zeigt.

Auch verdient es Mißbilligung, daß Delavigne der „Leichtgläubigkeit" des Königs eine ſo weite, ja unglaubliche Ausdehnung gibt. Die Scene, in welcher ihn einige beſtochene und eingeſchüchterte Landleute, unter beſtändigen Einflüſterungen ſeines Günſtlings, betrügen, iſt ſo unnatürlich, und der Betrug ſo unmöglich, daß es das richtige Gefühl des Zuſchauers nur noch mehr beleidigen

Digitized by Google

muß, wenn der ſo plump getäuſchte König im nächſten Augenblick ſelbſt mit der raffinirteſten Liſt ein ihm wichtiges Geheimniß entdeckt.

Olivier, der Teufel, allein iſt von Delavigne beſſer bedacht, als von Auffenberg. Dieſer obligate Böſewicht gibt ſich hier wenigſtens Mühe, ſich wichtig zu machen, während er bei Auffenberg nur vorausſetzen läßt, daß er wichtig geweſen ſey.

Da ſich Delavigne überhaupt nicht an Walter Scotts Roman halten wollte, hat er deſſen meiſte Nebenfiguren fallen laſſen und einige andere gewählt, unter denen der Miniſter und Biograph Ludwigs XI., Commine, die beſte iſt, weil er vollkommen jene ſtillen Diener charakteriſirt, die einem Tyrannen treu, ja fromm gehorchen, und die gleichwohl alle ſeine Schwächen und Verbrechen heimlich ſo treu aufzeichnen, als offen ſeine Befehle. Dagegen iſt der grobe Arzt, Coitier, wohl verfehlt. Zu einer ſo ſtudirten Grobheit gehört offenbar Humor, ein komiſcher Anſtrich, Ernſt dagegen und rauhe Tugend können wohl ſtark in Ausdrücken ſeyn, aber nicht flegelhaft und renommiſtiſch. Eben ſo iſt der h. Franz von Paula mißrathen. Der Dichter hat nicht gewagt, weder einen wahren noch einen falſchen Heiligen aus ihm zu machen, und das iſt ein trauriges Juſte Milieu in der Poeſie. Wenn die Heiligen nicht auftreten, wie Tiecks h. Bonifacius, oder wie Voltaires St. Denis, ſo taugen ſie nicht auf die Bühne, ſie müſſen entweder vor Gläubigen oder vor Ungläubigen ſpielen, und Wunder thun oder lächerlich gemacht werden. Delavigne macht nun aber aus ſeinem Heiligen nichts weiter als einen Moralprediger, der wie natürlich, mit ſeiner Predigt nichts ausrichtet und als unnützer Statiſt bald bei Seite geſtellt wird. Wenn der gute Mann nicht im Stande war, mit dem Donner des Himmels zu ſchrecken, ſo hätte er offenbar wie ein Kapuziner in irgend einer charakteriſtiſchen Lächerlichkeit mit engliſch-deutſchem Humor dargeſtellt werden müſſen.

In Summa, dieſes Drama hat nicht das warme Leben des Quintin Durward, nicht dieſe Fülle naturwahrer Geſtalten und Scenen.

8) König Vollmar auf Hardenſtein. Vaterländiſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen von K. G. Korte. Schwelm, Scherz, 1833.

Eine ſeltſame Produktion. König Vollmar iſt ein Elfe, ein Hausgeiſt der alten Familie Hardenberg. Gobelinus Perſoma erzählt, dieſer Geiſt habe mit der Schweſter eines Ritters von Hardenberg gebuhlt, und dies iſt nun der Gegenſtand des vorliegenden Trauerſpiels, deſſen Kataſtrophe ein Pfaff herbeiführt, der dem verliebten Fräulein beizubringen ſucht, weß Geiſtes Kind Herr Vollmar iſt, und ihm zu dieſem Behuf auflauern läßt, bis die Entdeckung ſeiner Geiſterhaftigkeit die Entfernung des Geiſtes und den Tod des Fräuleins zur Folge hat (wie in der Geſchichte der Undine). Die zweite, damit verflochtene Intrigue, ein Mädchenraub des Ritters von Hardenſtein, iſt ordinär. Der Dichter aber hat Talent mehr für das Komiſche als Tragiſche. Recht artig iſt z. B. das eingeſchaltete

Puppenſpiel.

Eginhard.

Großmächtigſter von allen Kaiſern,
Gräuſtes von allen Fürſtenreiſern!

Karl d. Gr.

Serviliſter du von den Servilen,
Du fertigſter von allen Federkielen.

Eginhard.

Wollt Ihr nicht zürnen, ſo leg' ich jetzunder
Euch eine Bitte vor.

Karl d. Gr.

Was Wunder
Wirſt du denn haben?

Eginhard.

Herre mein,
Gebt mir Euer feines Töchterlein.

Karl d. Gr.

O du abſurder Schreiber,
Du vermaledeiter Eſeltreiber
Du Ritter von dem Schweineleder,
Du Streiter mit der Gänſefeder,
Schier dich ſofort hinaus;
Denn deine Condition iſt aus!

Eginhard.

O Herr, erbarmt Euch, gebt mir Emma!

Karl d. Gr.

Was? vor die Säue werfen dieſe Gemma?
Und ſchriebſt du einen Styl, wie Hönig,
Meine Tochter bekommt nur einen König.

Eginhard allein.

O Liebe! Wie muß ich mich härmen!
Es wühlt mir in den Gedärmen.
Wenn ich die Prinzeſſin nicht kriege,
So muß ich ſterben, wie eine Fliege.

Emma, dazukommend.

O du mein herzallerliebſter Getreuer,
Was jammerſt du ſo ungeheuer? ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 125. — 9. December 1833.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortſetzung.)

) Sakuntala, oder der Erkennungsring. Ein indiſches Drama von Kalidaſa. Aus dem Sanskrit und Prakrit überſezt von Bernhard Hirzel. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1833.

Der große Goethe hat geruht, dieſes Gedicht ein ganz vorzügliches Geſchenk" und ein „höchſt ſchätzbares Werk" zu nennen, und der Herausgeber hat dem Gedicht dieſen gnädigen Paß vorangeſchickt, damit es um Goethes willen mehr Reſpekt einflöße. Bald wird es Noth thun, daß man die verſchiedenen falſchen Anſichten, die Goethe über Shakeſpeare ausgeſprochen, den Ausgaben Shakeſpeares und die religiöſelnden Albernheiten in Wilhelm Meiſters Wanderjahren den Ausgaben der h. Schrift vorandrucke; was würde aus Gott und ſeiner ganzen Schöpfung werden, wenn Goethe ihm nicht gnädig zugenickt und ſeine Welt gelegentlich einer „geneigteſten Zuſtimmung" werth geſchäzt hätte! — Ich muß dem Herausgeber bemerken, daß man einem Götzen, wie dieſem, wohl Eſel, Schwarz- und anderes Vieh, aber nicht Götter zum Opfer bringen darf, daß wohl die modernen Poeten, die nichts aus der Natur und dem eignen Geiſt, ſondern alles nur aus Goethe geſchöpft haben, ſich ihm ſelbſt zum Opfer bringen dürfen, nicht aber Dichter, die weit mehr ſind als er ſelbſt, Geiſter, die weit höher und reiner ſind, als er ſelbſt. Inſonderheit ſoll das Alterthum geehrt bleiben, und Dante, der beſcheiden hinter dem Schatten Virgils einherging, war weit erhabener als Goethe, von dem die heutige Generation verlangt, daß er den demüthig mit abgezogenem Hut vor ihm ſtehenden Oſſians, Shakeſpeares, Kalidaſas den Paß viſire, ohne den ſie unmöglich ins Land des Ruhms und der Unſterblichkeit einpaſſiren können, obgleich ſie ſeit Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden darin ſind.

Die Sakuntala, eins der ſchönſten und das erſte der dramatiſchen Gedichte Indiens, das in Europa bekannt wurde, erfreut ſich ſchon des allgemeinſten Rufes. Selbſt der ſelige J. H. Voß fand es ſo nationell eigenthümlich und poetiſch, daß er es, vermöge der in ſeiner Natur herrſchenden Umkehrung der Geſchmackspole, für unächt, für ein griechiſches Machwerk hielt. Wenn es nur einige Jahre ſpäter nach Europa gekommen wäre, würde er es unfehlbar für eine ſchwache Nachahmung von Kotzebues Menſchenhaß und Reue gehalten haben.

Auch hier nämlich erfolgt eine Trennung, und Sehnſucht führt den Mann in die Arme der Frau zurück. Aber die Untreue, welche die Trennung veranlaßt,

iſt nur eine vermeintliche. Das mag Kotzebue dem Kalidaſa verzeihen.

Die ältere Ueberſetzung von Forſter war ſehr wohl gelungen. Allein Forſter ſchöpfte ſelbſt nur aus der engliſchen Ueberſetzung, nicht aus dem Original, und ſo mußte ihm vieles entgehen. Auch die etwas moderne Behandlung Forſters entſpricht nicht mehr den Anforderungen, welche wir heutzutage an die Ueberſetzung eines fremden Nationalgedichts machen. So läßt Forſter z. B. gleich im Eingange den Schauſpieldirektor in die Scene rufen: „Wenn Sie mit ihrem Putz fertig ſind, Madame, ſo belieben Sie nur zum Vorſchein zu kommen.“ Dieſe Sprache verſezt uns aus der indiſchen Bühne zu ſehr auf die franzöſiſche.

König Duſchmanta verfolgt auf der Jagd eine Hindin und findet die in einer Einſiedelei auferzogene Sakuntala. Er vermählt ſich mit ihr und gibt ihr als Erkennungszeichen einen Ring:

„Zähl' täglich Einen von den Buchſtaben meines Namens!
„Und ehe du ſo zu dem Ende gekommen ſeyn wirſt,
„Soll gleich ein Diener des Pallaſtes nach meinem Auftrag
„Vor dir erſcheinen, o Geliebte, dich abzuholen!“

Aber ſie verliert den Ring im Waſſer und als ſie zum König kommt, wird ſie von ihm deßhalb verſtoßen. Schwanger flieht ſie in den Wald zu einem alten Einſiedler, wo ſie dem König ein Kind gebärt. Der König indeß iſt tief traurig, bis ein Fiſcher ihm den Ring bringt, den er in eines Fiſches Leib gefunden. Dieſer Beweis von Sakuntalas Unſchuld erweckt ſeine ganze Sehnſucht nach der Verlorenen und er malt ein Bild von ihr:

Ach, jüngſt verſtieß ich die Geliebte, die ſelbſt mir nahte,
Und nun verehr' ich auf der Tafel ihr bloßes Bildniß!
Das freundlich ſprudelnde Gewäſſer zur Seite laſſend,
Freund, lieb' ich hier nun in der Wüſte des Sandes Trugbild!

Das Geſpräch mit ſeinen Freunden, dem Widuſchaka und der Misrakeſi, über Sakuntalas Bild gehört zu den ſchönſten Ausführungen dieſes Gedichts und mag hier zugleich als Probe der Ueberſetzung ſtehen:

König. Noch einen andern, Sakuntala ſo lieben Schmuck haben wir hinzuzeichnen vergeſſen.

Wid. Was denn?

Misr. Wohl einen ſolchen, der dem Weſen eines hainbewohnenden Mädchens angemeſſen iſt.

Kön. Nicht ſeh' ich hier, Freund, die Siriſcha hinter'm Ohr;
Kein Blüthenſtaub über die Wange niederfällt;
Kein Lotos-Strauß, zart wie im Herbſt des Mondes Licht,
Blüht faſrigweich zwiſchen den Buſen hingelegt!

Wid. Warum doch bedeckt die Fürſtin ihr Antlitz mit ihren im Roth der Kuwalaja erglänzenden Fingern, und ſteht ſo da als wie erſchrocken? (hinblickend) Ah, dieſer niederträchtige Honigdieb, die ſchändliche Biene hier, ſtrebt immer hin nach dem Lotos-Munde der Lieblichen!

Kön. Jag' ſie doch weg, die Schändliche!

Wid. In deiner Macht liegt es ja, die Verbrecher zu richten.

Kön. Ja richtig; die du den Blumen ein ſo lieber Gaſt biſt, was ſuchſt du denn hier den Schmerz des bloßen Umfliegens?

Schau, wie das Weibchen
Dort auf der Blume
Liebend dir winkt!
Mag es auch dürſten,
Ohne dich nie den
Honig es trinkt!

Misr. Da fliegt wirklich die Verborgene auf ſie zu.

Wid. Dieſe Geſchöpfe ſind ſehr widerſpenſtig.

Kön. Wie? ſo trotzeſt du meinem Gebote? Wohlan, ſo höre denn jezt:

Oh Bienchen, wenn du mir die Lippe der Holden letzeſt,
Die glänzt wie Bimba, die ſo lieblich wie friſche Knoſpen,
Woraus ich Liebe mir geſogen zur ſüßen Feſtzeit:
Gleich ſollſt du's büßen in dem Kerker des Lotos-Kelches! —

Wid. Ey, wie? ſie hat keine Furcht vor deinem ſo glühenden Strafſtabe? (lachend zur Seite) Da hat er nun den Verſtand verloren; auch ich komme durch den Umgang mit ihm eben dahin!

Kön. Wie, hieß ich dich gleich gehen, dennoch bleibſt du?

Misr. Wie doch Leidenſchaft den Weiſen entſtellt!

Wid. (laut) Dieß iſt ja nur ein Gemälde.

Kön. Wie, ein Gemälde?

Misr. Auch ich verſtehe die Sache erſt jezt recht. Wie aber hat jener ſeine bloße Einbildung für Wirklichkeit halten können?

Kön. Was für eine hämiſche Bemerkung das iſt!

Kaum ſchauet da mein Herz, ſo ganz ihr eigen,
Die Holde ſelbſt, und hängt an dieſem Glück;
Gleich rufſt du ins Gedächtniß mir zurück,
Daß ihre Züge nur im Bild ſich zeigen!

Misr. Ach, ſo geht es dem Getrennten; von allen Seiten fühlt er ſich beengt!

Kön. Ach, wie muß ich doch meinem Kummer mich ergeben, der nimmer Ruhe findet! Sieh:

Käm' im Traum ſie, muß mein Wachen
Gleich mir dieß zu nichte machen!
Hindern doch die Thränen mir,
Selbſt ihr Bild zu ſchauen hier!! —

Digitized by Google

Die Götter beſchützen dieſe ſehnſüchtige Liebe und Matali, der Wagenlenker des Gottes Indra, führt den König zu ſeiner Geliebten.

Kön. Matali, vor Eifer, mit den Dämonen zu kämpfen, eilten wir vorhin allzuſehr, ſo daß ich dieſe Stätte mir nicht beſehen konnte. Drum, auf welchem Pfade der Winde fahren wir jezt?

Matali.

Die Bahn iſt dieſes, ſo geheiligt vom Gange Wiſchnu's,
Des Windes Prawaha, des nimmer von Staub beflecktẽn;
Die führt die Herrlichkeit des Himmels, die Fluth des Dreiſtroms,
Die ringsum ſtrahlend die Geſtirne im Kreiſe fortwälzt!

Kön. Hier fühlt wahrlich mein Weſen ſich betäubt an Leib und Seele! Jezt, vermuth' ich, haben wir das Wolkenrevier durchſchnitten.

Mat. Fürſt, woraus ſchließeſt du dieß?

Kön.
Der Wagen hier,
Den Tſchataka's umſchwirren,
Die Bergklüften entirren,
Erweiſt es mir;
Die Roſſe beleuchtet
Von Blitzesſtrahl;
Die Räder befeuchtet
Vom Regenmaal:
Auf Gewölk, das waſſerſchwer,
Fahren eben wir einher!

Sie kommen in ein Gebirge,

Wo der Büßer, den Blick gerichtet nach der Sonn',
Unwankbar ſteht, ſäulengleich,
In Termiten da halb verſunken mit dem Leib,
Sein Prieſterband Schlangenhaut,
Von lang wuchernden Kräutern, welche ihm als Schnur
Den Hals umzieh'n, nicht gequält,
Dort den ſtruppigen Haarbuſch ſchulterwärts hinab,
Voll Neſter mit Vögelbrut!

Hier findet der König einen ſchönen Knaben, der mit einem jungen Löwen ſpielt, und ſich ſehr kühn geberdet.

Kön. Welch innige Sehnſucht erregt mir ſein unbändiges Weſen:

Wie reich die Eltern, wenn die Kleinen zum Buſen aufwärts
Voll Lieb' verlangen, der vom Staube der Füßchen unrein!
Wenn dann zu ſprechen ſie verſuchen in holdem Lallen,
Der Zähnchen Blüthen, bei dem Lächeln um Nichts, entfaltend!

Vom Sprößling hier eines mir Unbekannten
Am Leib berührt, wird mir ſo wohl! ach, wie gar
Muß ihm zu Muth werden in ſeinem Innern,
Dem Frommen, von welchem der Knabe herſtammt?

Eine Einſiedlerin ruft aus: Wunderbar, wunderbar!

Kön. Was denn, heilige Frau?

Einſ. Ich erſtaune über die ſprechende Aehnlichkeit, die du, o Freundlicher, mit dieſem Knaben haſt, der dir doch nicht verwandt iſt, und zudem, wie der ſonſt ſo Widerſpenſtige vor dir, dem Unbekannten, ſich gleich ſo geändert hat.

Kön. Wenn er, o Verehrungswürdige, nicht eines Einſiedlers Sohn iſt, wie nennt ſich denn ſeine Familie?

Einſ. Er ſtammt von Puru.

Kön. (zu ſich ſelbſt) Wie? denſelben Urſprung hat er mit uns? Daher alſo kömmt unſere Gemeinſchaft. (laut) Es iſt dieſes der Brauch von Puru's Stamme:

In geweißten Palläſten lieben vorher
Sie zum Weltſchutze zu wohnen; aber nachher,
Dem Gelübde der Buße einzig lebend,
In den Baumwurzeln die Wohnung aufzuſchlagen.

Wie aber können denn Menſchen durch ſich ſelbſt an dieſe Stätte kommen?

Einſ. Wie du ſagſt, o Freundlicher; allein die Mutter dieſes Knaben iſt ja eine Nymphe, und hat ihn in dem heiligen Haine des Götterlehrers geboren.

Kön. (zu ſich ſelbſt) Oh, ein zweites Leben der Hoffnung geht mir auf! (laut) Und wie heißt denn der königliche Weiſe, mit dem die Herrliche vermählt war?

Einſ. Wer möchte jenes Namen ausſprechen, der ſeine fromme Gattin verſtoßen hat!

Kön. (zu ſich ſelbſt) Wie? geht doch alles dieſes auf mich! So will ich denn fragen, welchen Namen die Mutter dieſes Knaben führt. (denkt nach) Doch nein, es ziemt ja nicht, der Gattin eines Andern nachzufragen.

Die Einſiedlerin tritt auf, den irdenen Pfauen in der Hand.

D. Einſ. Sarwadamana, ſchau doch, wie hier der Sakunta=l=ieblich iſt?

Knabe. (ſchnell hinblickend) Wo iſt denn meine liebe Mutter? (beide Einſiedlerinnen lachen.)

D. erſte. Der Gleichklang des Namens täuſchte ihn, der ſeine Mutter ſo zärtlich liebt.

D. andre. „Schau doch, wie lieblich dieſer Vogel iſt!“ ſagte man bloß zu dir.

Kön. (zu ſich ſelbſt) Wie? Sakuntala heißt ſeine Mutter! — Doch, es können auch andere denſelben Namen führen. Möchte ſich nicht am Ende dieſe Hoffnung, gleich einem Trugſee der Wüſte, umwandeln zum Entſetzen?!

Knabe. Schweſter, mir gefällt dieſer glänzende Pfau. (nimmt das Spielzeug.)

D. erſte. (hinblickend, haſtig) Wehe! ich ſehe das Amulet nicht mehr an ſeinem Handgelenke!

Digitized by Google

Kön. Ruhig nur, fromme Frau; während des Spielens mit dem jungen Löwen iſt es ihm hier entfallen! (will es aufheben.)

Beide. Nicht doch! nicht doch! (hinblickend) Wie? du hobſt es auf? (Beide legen die Hand aufs Herz, und ſchauen einander verwundert an.)

Kön. Warum wolltet ihr mich denn hindern, fromme Frauen?

D. erſte. Es höre der Erhabene: Mit hohen Kräften begabt iſt dieſes göttliche Amulet mit Namen: „das Unbeſiegbare.“ Der heilige Maritſcha gab es dem Knaben zur Zeit der Geburtsgebräuche. Wenn daſſelbe zur Erde fällt, ſo berührt es kein anderer, als Mutter, Vater, oder er ſelbſt.

Kön. Und nimmt es einer?

D. andere. Dann wird es zur Schlange, und ſticht ihn!

Kön. Iſt dieſes euch, heilige Frauen, wohl jemals vor Augen gekommen?

Beide. Mehr als Ein Mal.

Kön. (erfreut) Wie nun? jezt darf ich doch wahrlich frohlocken über die Erfüllung meiner Sehnſucht! (umarmt den Knaben.)

D. andere. Suwrata, laß uns doch dieſes Ereigniß Sakuntala mittheilen, die ſo ſtrenge ihrer Pflicht lebt! (beide treten ab.)

Knabe. Laß mich, laß mich! zur lieben Mutter will ich hin!

Kön. O Sohn, wenn du mit mir hingehſt, wirſt du die Mutter erfreuen!

Knabe. Duſchmanta iſt mein Vater und nicht du!

Kön. (lächelnd) Dieſe Verläugnung ſogar erhöht meine Zuverſicht!

Sakuntala tritt auf, eine einfache Haarflechte tragend.

Sakunt. (nachſinnend) Sarwadamana's Amulet hat ſeine Geſtalt beibehalten, höre ich, ſelbſt bei einem Anlaſſe, wo es ſich umwandeln ſollte: müßte ich nun nicht an meinem Schickſale verzweifeln, oder Misrakeſis Worte ſind in Erfüllung gegangen? (ſchreitet vorwärts.)

Kön. (mit Freude und Schmerz zugleich) Ach, da iſt ſie ja, die geliebte Sakuntala!

In dem bläßlichen Trauerkleid, das Antliz
Von der Buß' ſchmächt'ger, das Haar in Einer Flechte,
Wenn auch noch ſo beleidigt einſt von mir, trägt
Mit Geduld ſie der Verſtoßung langes Mühſal.

Sakunt. (den vor Reu erblaßten König betrachtend, nachſinnend) Iſt das denn nicht wirklich der Sohn meines Herrn? Wer vermöchte denn das Amulet meines Sohnes durch ſeine Berührung zu beflecken?

Knabe. (zur Mutter hingehend) Liebe Mutter, dieſer Fremde hier nennt mich Sohn.

Kön. Geliebte, meine frühere Grauſamkeit gegen dich hat jezt eine glückliche Umwandlung erfahren; nun bitte ich dich, mich wieder zu erkennen.

Sakunt. (zu ſich ſelbſt) Hoffe, hoffe, o Herz! das Geſchick, das früher ſo grauſam mich bekämpft, hat endlich ſich mein erbarmt; es iſt dieſes der Sohn meines Herrn.

Kön. Weg iſt, Heil mir! die Betäubung,
Vor mir ſtehſt du, Holde, da:
Endet die Verfinſt'rung, gleich kömmt
Rohini dem Monde nah!

Sakunt. Sieg, Sieg dem — (hält inne, die Stimme von Thränen erſtickt.)

Kön. Geliebte,
Bleibt vor Weinen auch der Siegesgruß dir zurück, mein iſt doch der Sieg:
Denn das kündet mir dein Antliz, ungeſchmückt und mit blaſſem Mund!

Knabe. Liebe Mutter, wer iſt denn das?

Sakunt. Frage das Geſchick! — (weint.)

Kön. Mögen, Holde, aus deinem Herzen
Schwinden jezo der Verſtoßung Schmerzen;
Seltſam trübte Wahnſinn einſt mich ganz!
Wird's uns doch im Glück oft ſchwarz und bange;
Auf dem Haupte fürchtend eine Schlange
Wirft der Blinde weg den Blumenkranz!

(fällt ihr zu Füßen.)

Sakunt. Steh auf, ſteh auf, Sohn meines Herrn! Wahrlich, die frühere Unterbrechung meines Glückes hat jezt in ein Uebermaaß von Glück ſich verwandelt, da ja der Sohn meines Herrn ſich meiner ſo erbarmt! (der König ſteht auf.)

Sakunt. Aber wie kehrte denn die Unglückliche dem Sohne ihres Herrn wieder ins Gedächtniß zurück?

Kön. Sobald der Pfeil aus meiner Bruſt gezogen iſt, will ich es dir ſagen:

Dieß Thränchen, welches ich dir einſtens betäubt hervorrief,
Das noch die Lippe dir da trübet, o Holde, laß mich's
Von dieſer etwas nur gebogenen Wimper jezo
Wegwiſchen, Liebſte, und mich ſo von der Reu' befreien!

Es würde überflüſſig ſeyn, dieſen ſchönen Proben noch mehr hinzuzufügen. Es gibt bei allen Völkern nur wenige Gedichte, in denen eine ſo ſchöne Seele ſich offenbart.

Eine erwünſchte Zugabe iſt die Epiſode aus dem groſſen Gedicht Mahabharata, worin die Geſchichte der Sakuntala ebenfalls enthalten iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 126. — 13. December 1833.

Schau- und Trauerſpiele.

(Fortſezung.)

0) **Die Inſel der Glückſeligkeit. Sagenſpiel in fünf Abtheilungen. Von D. A. Atterbom. Aus dem Schwediſchen überſezt von H. Neus. Zweite Abtheilung. Leipzig, Brockhaus, 1833.**

Da wir das Publikum mit einer nähern Charakteri- k des erſten Theils behelligt haben (Literaturblatt von 32, Nr. 27 und 28), ſo iſt es wohl nicht der Mühe erth, eben ſo ausführlich vom zweiten zu handeln. Der ichter hat das, was Jean Paul einmal den poetiſchen ihilismus nannte, das romantiſche Verduften und erſchweben noch weiter getrieben als Ernſt Schulze; as aber das Maaß ſeiner Unausſtehlichkeit voll macht, die Anmaßung, das Vornehmthun, das er damit ver- ndet, und worin er Goethes geringſchätzende Grandezza ch überbietet. Dieſer Poet kann als Extrem gelten, s zu welchem die mit Goethe begonnene Verirrung von r Natureinfalt in den Kunſtunſinn und in die Kunſt- Fahrt gelangen konnte. Hier iſt das non plus ultra. ch ſoll ihn Goethes großer Name nicht entſchuldigen. ethe beſaß bei unermeßlichem Talent gewiſſe Bizarrerien, aus ſeiner Eitelkeit floſſen. Dieſer Atterbom aber, der nichts von Goethe'ſchen Vorzügen beſizt, hat einzig jene Bizarrerien in die ungeheuerſte Karrikatur über- trieben. Aber auch dieſe Karrikatur würden wir uns gefallen laſſen, wenn ſie nur nicht ſo langweilig ausge- dehnt wäre, wenn der poetiſchen Hoffahrt nicht ſo viel Waſſer zugeſezt wäre. Welcher Dichter, der nur eine Ahnung von Poeſie und von einem richtigen Urtheil des Publikums hat, wird ſich Trivialitäten, wie folgende erlauben:

O, dieſes Augenblicks, wann in der Bruſt
Man ein entzücktes Flüſtern hört verkünden:
„Du wirſt geliebt, ſo wie Du ſelber liebſt!“
Wann ſeine ganze, nun erkannte Kraft
Man nur nach einer Seite richtet, dort
Mit ſchuldlos reiner Luſt zu überſtrömen
Ein unausſprechlich heiß verehrtes Ziel;
Wann man, ob auch mit einem Blicke nur,
Dem Freunde ſtets darf wiederholt erzählen,
Was millionen Mal er ſchon gehört,
Und was man ewig gleich gern hört wie ſagt:
„Ich lebe nur für und durch Dich allein!“
O dieſes Augenblicks voll Engelwolluſt,
Entwandt im Rauſch der Unſchuld und Entzückung,
Wann man gewährte Seligkeit genießt
In aller ihrer Götterwonne Fülle,

Digitized by Google

Und ewig jede flücht'ge Gabe wird
Durch das Geſchenk des eignen Ichs in ihr:
O, welche Stunden füllen ſie, — nur ſie. —
Im Leben, welches ohne ſie — iſt todt!

Stehn dieſe abgedroſchenen Phraſen nicht viel anſpruchsloſer ſchon in zehntauſend andern Gedichten, Romanen und Schauſpielen? Will einer ein Dichter ſeyn, ſo muß er uns doch um Gotteswillen etwas Neues, oder das Alte auf eine neue Art ſagen.

Das Kriterium ſolcher eitler Phantaſten iſt der Haß gegen das Poetiſche in der Wirklichkeit. So wie es eine bekannte Erfahrung der Aerzte iſt, daß durch unnatürliche Laſter entnervte Menſchen kein Frauenzimmer leiden können, ſo iſt dieſem, nur immer mit den Gebilden ihrer Eitelkeit beſchäftigten Kunſtmenſchen nichts ſo zuwider, als wenn die Weltgeſchichte erhabner wird, als es ihre armſeligen Trauerſpiele ſind. Selbſt der große Goethe gewann der franzöſiſchen Revolution keine intereſſantere Seite ab, als die er in ſeinem Bürgergeneral wiedergeſpiegelt hat, und als gar der Sturm in Deutſchland ausbrach in den ſogenannten Befreiungskriegen, als ganz Deutſchland in Begeiſterung glühte, da geſteht Goethe ſelbſt, von einem ſolchen Ekel ergriffen worden zu ſeyn, daß er ſich daheim einſchloß, um — chineſiſch zu ſtudiren. Aus dieſem einfachen und überall wiederkehrenden Naturgeſetz erklärt ſich auch der Ingrimm, mit welchem Herr Atterbom die politiſche Aufregung des neunzehnten Jahrhunderts anſieht. Er ſchildert dieſelbe als komiſche Parthie, um ſie ſeiner idealen Welt, wo ein poetiſcher Prinz mit einer Allegorie der Glückſeligkeit herumfaſelt, als Folie unterzulegen. Ich will mich nicht damit befaſſen, die Witzloſigkeit, die Abgedroſchenheit dieſer politiſchen Satire zu charakteriſiren, in welcher nur die alten ſchwachen Späße des Bürgergenerals und der Aufgeregten von Goethe und des politiſchen Kannegießers von Holberg nachgeäfft ſind. Ich will nur im Allgemeinen die Dichter, die etwa dieſe Abhandlung leſen, auf das merkwürdige poetiſche Krankheitsſymptom aufmerkſam machen, von welchem ſie hier wieder ein Beiſpiel vorliegen haben. Des Dichters Aufgabe iſt, der Wirklichkeit die poetiſche Seite abzugewinnen, und es iſt ein Zeichen von innerer Krankheit der Poeſie, wenn ſie dies nicht mehr vermag. Die lezten fünfzig Jahre waren ſo voll Poeſie der Wirklichkeit, ſo voll ungeheurer weltgeſchichtlicher Schickſale und Charaktere, daß vieler Jahrhunderte Dauer dieſe Fülle tiefen Lebens nicht darbot. Und gerade in dieſer ſo wunderbar romantiſchen Zeit klagen die verdorbenen Poeten und ſpotten über die Proſa des Wirklichen und dichten uns ideale Welten und glückſelige Inſeln, die ſie mit etwas Schmuck von Blumen und Herzen aufputzen und dann Wunder meinen, was dieſer Weihnachtskram für poetiſche Kinder ſey! Sie dichten Schickſale, die Lamentationen eines verliebten Jünglings intereſſiren ſie mehr, als der Untergang der größten Staaten. Sie dichten Charaktere, der goldgelockte Malerjüngling oder der Prinz in himmelblauem Mantel, auf den ſie alle Eitelkeit ihres Herzens abladen, intereſſirt ſie mehr, als ein Charakter wie Napoleon. Wenn ſie auch das Große mit Augen ſehn, ſie verſtehen es nicht, oder wollen es nicht verſtehn, weil es ſie genirt, oder wenn ſie es verſtehen, ſo treibt ſie der Inſtinkt an, es zu verkleinern, um es ihrer engen Welt anzupaſſen. Sie alle folgen dem unbewußten Triebe, der Goethen beim Anblick des Kölner Doms zu dem Wunſche veranlaßte: wenn ich nur ein kleines Scheinkapellchen nach dieſem Muſter in meinem Garten hätte. Wenn ſie den Weltbrand vor Augen ſähen, ſie würden nur daran denken, nach dieſem Muſter ein kleines Feuerwerkchen in ihrem Garten zu haben!

11) Ruſſiſche Bibliothek für Deutſche. Von Karl Knorring. Zweites Heft. Reval, Lindfors, 1831.

Dieſes Heft enthält außer einer kleinen Erzählung in Proſa das Trauerſpiel Boris Godunow von Alexander Puſchkin. Der Gegenſtand iſt der nämliche wie in Schillers Demetrius, nur daß der Zaar Boris, der vom falſchen Dimitij geſtürzt wird, hier die Hauptperſon iſt, mit deſſen Untergang auch das Stück endet, ohne daß der übrigen Schickſale des Dimitij darin gedacht wäre. Da nun aber unter allen Umſtänden Boris weniger Intereſſe einflößt, als der junge Dimitij, ſo hätte der ruſſiſche Dichter wohl beſſer gethan, den leztern zur Hauptperſon zu machen. Er hat denſelben bei weitem anders aufgefaßt als Schiller, aber keineswegs unglücklich. Bekanntlich iſt Schillers Demetrius kein Betrüger, ſondern er glaubt, wenigſtens Anfangs, daß er der ächte Demetrius ſey. – Puſchkin ſtellt ihn von vorn herein als Betrüger dar, aber als einen genialen Uſurpator, der die Hirnloſigkeit der Völker und den Eigennutz der Fürſten zu benutzen weiß, und immer das für ſich hat, in das troſtloſe Einerlei des Deſpotismus eine romantiſche Abwechslung zu bringen. Wir finden ihn im Kloſter, wo ein alter Mönch die Geſchichte Rußlands niederſchreibt bis zur Regierung des Boris, der den rechtmäßigen Thronerben, den Knaben Demetrius, umbringen ließ. Der junge Mönch Gregor lernt auf dieſe Weiſe die Geſchichte des Knaben kennen, deſſen Namen und Anſprüche er nachher annimmt. Der Anblick des emſig ſchreibenden Mönchs gibt ihm folgende, in jenem Lande beſonders ſinnreiche Bemerkung ein:

Boris, Boris! ſie zittern all' vor dir,
Und keiner wagte es wohl dich zu mahnen

Digitized by Google

An das Geſchick des unglückſel'gen Knaben —
Indeſſen ſchreibt ein Mönch in dunkler Zelle
Hier wider dich, dich furchtbar ſchwer anklagend:
Und du entgehſt nicht weltlichem Gericht,
Wie du dem Richtſpruch Gottes nicht entrinnſt.

Er entflieht ſodann aus dem Kloſter und begibt ſich nach Polen, wo er die Rolle des ermordeten Prinzen einübt. Sehr ſchön iſt ein Monolog, den inzwiſchen der Zaar Boris hält.

Im Ruhme glaubt' ich und im Ueberfluß
Würd' ich mein Volk befried'gen; ſeine Liebe
Wollt' ich gewinnen durch Freigebigkeit,
Doch völlig fruchtlos war all dies Bemüh'n:
Das Volk verabſcheut die lebend'ge Macht,
Die Todten nur vermögen ſie zu lieben.
Thöricht ſind wir, wenn uns Beifall des Volks
Das Herz bewegt, oder ſein Klaggeſchrei.
Gott ſandte Hunger über unſer Land;
Das Volk vergebend heulte in der Qual;
Ich öffnete die Speicher; ich vertheilte
Für ſie mein Gold; fand ihnen Arbeit auf:
Doch die Beſeß'nen fluchten dennoch mir!
Es tilgte ihre Häuſer Feuersbrunſt,
Neu hab' ich ihnen Wohnungen erbaut;
Sie maßen mir die Schuld des Brandes bei!
Das iſt Volksurtheil: ſuch' wer ihre Liebe!
Im Kreis der Meinen hoff' ich Troſt zu finden,
Die Tochter wollt' ich in der Eh' beglücken;
Der Tod entführt, wie Sturm den Bräutigam.
Und auch hierin, boshafter Weiſe, nennt
Mich ſchuldig das Gerücht an meiner Tochter
Wittwenſchaft, mich, den unglückſel'gen Vater! —
Wer ſterben mag, heimlich bin ich ſein Mörder:
Beſchleunigt muß ich Fedors Ende haben,
Und meine Schweſter, die Zarin, vergiftet,
Die fromm demüth'ge Nonne — alles ich!
Ich fühl' es, ach! beruh'gen kann uns nichts
Inmitten weltlicher Bekümmerniß,
Nichts, nichts, — als das Gewiſſen wohl allein —
Iſt dies geſund, wohl triumphirt es dann
So über Tück' als ſchwärzeſte Verläumdung.
Doch wenn ſich in daſſelbe nur ein Flecken,
Ein einz'ger nur zufäll'ger Weiſe ſchleicht;
Dann iſt das Unglück da: wie in der Peſt
Brennt er die Seel', erfüllt das Herz mit Gift,
Und wie ein Hammer ſchlägt an's Ohr der Vorwurf,
Und macht uns krank, und dreht den Kopf uns um,
Und vor den Augen ſteh'n dann blut'ge Knaben, ...
Man möcht' entfliehn, und weiß doch nirgends hin —
Entſetzliches Gefühl: Ja, wehe dem;
Dem das Gewiſſen nicht von Sünde rein.

Auch das Mißtrauen, die Falſchheit und der unter knechtiſchen Formen verborgene Ehrgeiz der Bojaren, die ſich jedem Sieger unterwerfen, um ihm treulos zu dienen, ſind ſehr charakteriſtiſch gezeichnet. Dagegen verliert der falſche Dimitij wieder ſehr viel durch das lange Geſpräch, was er mit der polniſchen Marina hält. Aus Liebe zu ihr will er ſie nicht betrügen und geſteht ihr, daß er nur ein entflohener Mönch iſt, worauf ſie ihn mit Verachtung behandelt und ferner nur als Werkzeug ihres eignen Ehrgeizes gebraucht. Es iſt doch gar zu unwahrſcheinlich, daß dem liſtigen Moskowiter, der keck genug iſt, einen Thron zu ſtehlen, eine ſolche Sentimentalität ſeinem Mädchen gegenüber paſſiren ſollte. Endlich läßt uns der Schluß unbefriedigt. Mit der Vergiftung des Boris iſt noch nicht das ganze Trauerſpiel, ſondern nur der eine Akt deſſelben zu Ende und der Dichter hätte nothwendig bis zum Tode des Dimitij voranſchreiten ſollen. Auch hätte ihm das grauſame Schickſal von Boris Tochter Arinia Stoff zu noch bedeutenderen Scenen geben ſollen. Er läßt ſie blos einfach vergiften, aber es iſt bekannt, daß der falſche Dimitij noch mehr that.

Die angehängte kleine Erzählung Maria-Hain von Schukowsky hat eine ſehr gewöhnliche Begebenheit zum Gegenſtande. Ein Mädchen gibt ihren armen Bräutigam auf, um einen reichen zu freien, fühlt ſich aber nicht glücklich, erregt die Eiferſucht ihres Mannes und wird von ihm umgebracht, worauf ihr zurückkehrender erſter Geliebter auf ihrem Grabe empfindſame Thränen vergießt.

12) Cain. Ein Myſterium. Aus dem Engliſchen des Lord Byron. Berlin und Stettin, Nicolai.

In dieſem berühmten Gedicht ſind mehr Zweifel erhoben, als die Theologie bisher gelöſt hat. Die Poeſie eignet ſich auch am beſten, ſolche Zweifel und ſolche Klagen über ihre Unauflöslichkeit auszuſprechen. Wo der Verſtand aufhört, beginnt auf natürliche Weiſe der Schmerz des Gefühls. Daher iſt nichts alberner geweſen, als die Vorwürfe, die man Byron wegen ſeiner gottloſen Zweifel gemacht hat. De Lamartine mit ſeinem frommen Gewäſch gegen den Lord iſt ſo matt wie ein langweiliger Regentag nach einer herrlichen Gewitternacht.

Der Kern der Zweifel iſt in folgendem enthalten:

Cain.

Warum leb ich?
Wie biſt du elend? wie ſind 's alle Dinge?
Selbſt der uns ſchuf, muß, als der Dinge Schöpfer,
Unglücklich ſeyn! Zerſtörung zu erzielen,
Kann ſicher nie der Zweck des Frohen ſeyn.

Digitized by Google

Mein Vater ſagt, daß Er allmächtig ſey:
Warum denn gibt es Uebel — da Er gut iſt?
Ich fragte das den Vater, und er ſprach,
Weil dieſes Uebel einzig nur zum Guten
Der Pfad ſey. Sonderbar, daß es entſtehn muß
Durch ſeinen Gegner. Neulich ward ein Lamm
Von einer Schlang' geſtochen: das verlezte
Lag ſchäumend auf der Erd', und ruhelos
Erhob die Alte klagendes Geblöck.
Mein Vater pflückt' ein Kraut, und legt' es auf
Die Wund; allmählig fand das arme Ding
Sein ſorglos Leben wieder, ſtand und ſog
Der Mutter Milch, die zitternd über ihm
Die neubelebten Glieder freudig leckte.
Schau an, mein Sohn, ſprach Adam, wie aus Uebel
Das Gut' entſpringt!

Lucifer.

Was ſprachſt du?

Cain.

Gar nichts: denn
Er iſt mein Vater; doch ich dacht', es wär'
Ein beſſer Loos für jenes arme Thier,
Gar nicht geſtochen werden, als nun ſo
Erneuerung des kleinen Lebens kaufen
Mit unerhörtem Schmerz, den man vertreibt
Durch Gegengifte.

Es iſt bekannt, daß in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, in welchen die gläubigen Seelen, und insbeſondere die gebildeten Griechen, einerſeits von der römiſchen Militärdeſpotie, andererſeits von den alles verheerenden Stürmen der Völkerwanderung ſo arg gedrängt waren, als der Horizont der Zeit völlig verdüſtert war und nirgends mehr ein Licht der Hoffnung für dieſe Welt erſchien, auch der Glaube ſich verbreitete, daß dieſe Welt nicht von Gott, ſondern nur von einem Engel geſchaffen worden ſey, von einem Weſen, das man den Demiurg nannte, und dem man ziemlich zweideutige Eigenſchaften zuſchrieb. Man konnte nicht glauben, daß Gott ſelbſt ſich an den Qualen der Menſchheit auf Erden weide, man ſchrieb dies alſo einem launenhaften Dämon zu. Doch aus ſeinen Klauen wurde man errettet in die Herrlichkeit Gottes durch den Tod. Dieſen lezten Troſtgedanken hat Byron nicht vergeſſen.

Lucifer.

Tod allen Dingen, Ungemach den meiſten,
Und Qual und Bitterkeit: das ſind die Früchte
Von dem verbot'nen Baum.

Cain.

Allein die Thiere —
Aßen ſie auch davon, daß ſie nun ſterben?

Lucifer.

Eu'r Schöpfer ſagt, daß ſie für euch entſtanden,
Wie ihr für ihn. — Kann wohl ihr Schickſal beſſer
Als eures ſeyn? Wär Adam nicht gefallen,
Ja, dann ſtänd Alles.

Cain.

Ach, die armen Wichte!
Sie theilen meines Vaters Loos, wie wir;
Wie wir, auch ohne Mitgenuß am Apfel;
Wie wir, auch ohne theu'r erkauftes Wiſſen!
Es war ein Lügenbaum — wir wiſſen nichts:
Denn er verhieß uns Wiſſen, um den Preis
Des Todes zwar — allein was weiß der Menſch!

Lucifer.

Vielleicht führt Tod zur allerhöchſten Kenntniß;
Da er das einz'ge ſich're Ding von allen,
So führt er auch zu ſich'rem Wiſſen: deßhalb
Iſt wahr der Baum, doch tödtlich.

Iſt dieſe Anſicht nicht ſehr gläubig? und was braucht es mehr, um die Zionswächter mit des Lords vermeintlicher Freigeiſterei auszuſöhnen. Wer hinter den Vorhang des Todes Gott und die Wahrheit ſucht, hat der nicht ſo viel Glauben, als irgend ein Menſch haben kann?

Bei der Schwierigkeit, Byron gut zu überſetzen, muß man nicht übertriebene Anforderungen machen. Doch iſt S. 32 der Ausdruck

Die Seraph' lieben höchſt —

undeutſch und ſteif. Es ſoll heißen: die Seraphim beſitzen die höchſte Liebe, ſo wie die Cherubim das höchſte Wiſſen.

13) The works of the late right honorable Richard Brinsley Sheridan, collected by Thomas Moore, Esq. A new edition complete in one volume. With a biographical sketch. Leipsic, Ernst Fleischer, 1833.

Der liebenswürdige Sheridan erſcheint hier in würdiger Geſtalt vor uns, nämlich in einer Prachtausgabe in Einem Bande, die aufs neue die Verdienſte bewährt, welche ſich die Firma Ernſt Fleiſcher, in edlem Wetteifer mit brittiſcher Solidität und Eleganz, um die deutſche Typographie erworben hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Hahnemann.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

lontag, — № 127. — 16. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

Das eigenthümliche Gepräge unſers Zeitalters ſpie- t wohl keine Wiſſenſchaft mit einem ſo klaren Reſler der, als die Arzneikunde. Auch ſie iſt in eine Periode Gährung und Läuterung eingetreten, welche die ſeit ɔrhunderten und Jahrtauſenden angehäuften Schlacken ſcheiden und das alte Gebräu verjüngen und veredlen d.

Solche Uebergangsperioden der Wiſſenſchaften bieten ner ein für die Gegenwart unerfreuliches Bild dar. Erhitzung, womit in der Natur die Gährung ver- pft iſt, bleibt eben ſo wenig bei der Wiedergeburt r Wiſſenſchaft aus. Zwar wird dadurch manches ımmernde Talent geweckt, aber es werden dabei auch niedrigſten Leidenſchaften bis zur Hefe aufgeregt. So man ſich denn über das Bild innerer Zerriſſenheit, die Medizin in ihrem gegenwärtigen Zuſtande dar- , nicht wundern.

Es hat ſich, vornämlich in Deutſchland, ein Kampf onnen, der mehr und mehr Streiter zu den Waffen und allmählich auch die Aerzte der übrigen europäi- Länder zur Theilnahme anregt. Zwei Partheien r ſich mit einer Erbitterung gegenüber, die auf m der herrſchenden Stabilen um ſo höher ſich ſteigert, die revolutionäre aus Apoſtaten beſteht, welche die alte Lehre als das Reich der Finſterniß und des Aberglaubens darzuſtellen ſich bemühen und nur in der neuen das Heil der Menſchheit zu finden glauben.

Wenn die unterdrückte Parthei ſchon als ſolche das Intereſſe Vieler rege macht, ſo weiß ſie außerdem durch innigeres Zuſammenſtehen, durch die Anerkenung eines gemeinſchaftlichen Führers, durch ſchonungsloſe, auch wohl hyperboliſche Darſtellung der Mängel, welche ihren Gegnern einzeln ſowohl als im Ganzen ankleben, durch den Eifer, den ſie mit den Jüngern jedes neuen Glaubens gemein hat, geſchickt ihre Sache zu fördern und ihre Streitkräfte ſelbſt aus den Reihen der Gegner zu rekrutiren. Sieht man ſich im Lager dieſer leztern um, ſo findet man Alles ganz anders; hier heißt es: quot capita, tot sensus; doch laſſen ſich unter dieſem bunten Gemiſche einzelne Fraktionen erkennen: Ein Theil erkennt die Beſchwerden der Apoſtaten als gegründet an, bezweifelt aber hartnäckig die Zweckmäßigkeit des von ihnen eingeſchlagenen Weges, um denſelben abzuhelfen. Andere ſind mit dem angeerbten Beſitze zufrieden, beruhigen ſich in der Zuverſicht, daß ſie damit bis ans Ende ihrer Tage ausreichen, und ſcheuen ſich, nach neuen Gütern zu haſchen, um nicht in den Fall des Hundes zu kommen, dem das Fleiſchſtück entfiel, während er den Wiederſchein deſſelben im Waſſer erſchnappen wollte. Wieder Andere gefallen ſich in der gegenwärtigen

Digitized by Google

Verfaſſung der Medizin, beſonders wenn ſie ſelbſt ihr Scherflein dazu beigetragen haben, halten ſie im Ganzen für feſtbegründet und mit unweſentlichen Modifikationen für alle Zeiten tauglich; ſie würdigen die Gegner keiner Beachtung und halten deren Anſichten für unverträglich mit dem geſunden Menſchenverſtande, weil ſie in dem Fachwerk der Medizin, wie ſie es in ihrem Kopfe von der Univerſität mitbrachten, kein Plätzchen finden, wo ſie jene einregiſtriren könnten; wüßten ſie ein ſolches, ſo würden ſie es einzuräumen vielleicht nicht anſtehen. Dieſe drei Fraktionen halten ſich dem Kampfe der ſtabilen mit der revolutionären Parthei ferne, wiewohl die zuerſt angedeutete nicht ſelten wider Willen dieſer in die Hände arbeitet. Eine vierte endlich hebt den von den Gegnern trotzig hingeworfenen Handſchuh auf und bekämpft ſie mit Waffen aller Art, kommt aber zu keinem entſcheidenden Schlage, weil ihr der Kampfplatz, den ſie beſtimmt haben, mißfällt. Sie ſtreitet nicht ohne Glück gegen die Theorie der Homöopathie; Hahnemann dagegen und mit ihm ſeine Jünger ſagen: „die Homöopathie dringt darauf, nach dem Erfolge beurtheilt ſeyn zu wollen“ und verlangen, daß der Streit auf dem Felde der Erfahrung entſchieden werde.

So lange die Partheien in dieſen Stellungen verſchanzt bleiben, iſt eine Entſcheidung des Kampfes nicht möglich. Die Billigkeit der Forderung Hahnemann's iſt nicht zu läugnen, denn ſeine Beobachtungen können wahr ſeyn, wenn auch die darauf gebaute Theorie unhaltbar iſt. Auf der andern Seite aber muß jeder Unbefangene auch den Gegnern Hahnemann's Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ſie ihn vorerſt theoretiſch zu bekämpfen ſuchen und ſeine Behauptungen nicht gleich am Krankenbette zu prüfen geneigt ſind; jeder Kranke wird von ſeinem Arzte mit Recht erwarten, daß er auf die Behandlung, die er mit ihm einſchlägt, ſelbſt Vertrauen ſetze, und jeder gewiſſenhafte Arzt wird von dieſer Verpflichtung durchdrungen ſeyn. Wenn nun ein Arzt die homöopathiſchen Erfahrungen und Theorie mit ſeinen Anſichten über die Krankheiten und ihre Heilung gar nicht in Einklang zu bringen weiß, ſo wird er auf homöopathiſche Kuren nicht eingehen können; denn daß die Berufung auf die Erfahrung ihn nicht gleich zur Aufnahme einer neuen Behandlungsmethode verleiten darf, davon muß er durch die unzweifelhafte Erfahrung überzeugt ſeyn, daß es auch eine falſche Erfahrung gibt. Zu tadeln iſt deßhalb nur, daß die Gegner der Homöopathie ſich häufig mit einer oberflächlichen Bekanntſchaft mit derſelben begnügen, da ſie ihr doch bei einer genaueren Kenntniß vielleicht eine Seite abzugewinnen wüßten, die ſie zu der ſicheren, erfahrungsmäßigen Prüfung aufmuntern könnte.

Dieſer Stand der Sache muß Jedem unerfreulich ſeyn, welcher die Wiſſenſchaft, welche das jus vitae et necis ausübt, in Anſpruch nehmen oder in Zukunft ihrer Hülfe zu bedürfen gewärtig ſeyn muß; und wer gehört nicht zu den Einen oder den Andern? Es muß deßhalb eine Schrift, worin wir die Streitfrage weiter verrücken ſehen, Allen eine angenehme Erſcheinung ſeyn. Eine ſolche liegt vor uns, ſie führt den Titel:

1) Dr. Joh. Heinr. Kopp's Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. Frankfurt a. M. 1832. (533 S. 8.)

Der Verfaſſer iſt ein in vorgerücktem Alter ſtehender Arzt, ausgeſtattet mit reichen Kenntniſſen in der Natur- und Heilkunde, mit einer gediegenen Erfahrung, dem Reſultate einer vieljährigen Praxis, mit einer feinen Beobachtungsgabe und einer geſunden nüchternen Urtheilskraft, ein Mann, deſſen frühere Schriften einer ausgezeichneten Aufnahme von Seiten ſeiner Kollegen ſich zu erfreuen hatten und deſſen praktiſche Thätigkeit, ſo viel bekannt, unter ſeinen Mitbürgern ungetheilte Anerkennung findet. Unbekümmert um die Plänkeleien, welche Andere mit ungeeigneten Waffen gegen die neue Lehre unterhielten, fühlte er die Nothwendigkeit, vorerſt den Feind genau kennen zu lernen, ehe er für oder wider ihn ſich entſcheide.

Während Andere gemächlich in Nachtmütze und Schlafrock gehüllt am Schreibtiſche ihre ſcharfgeſchnittenen Gänſekiele gegen die Häretiker ſtumpfſchrieben, fing er nach einem gründlichen Studium ihrer Schriften an, nach Hahnemanns Grundſätzen Heilverſuche am Krankenbette anzuſtellen und legt nun die Reſultate ſeiner mehrjährigen Prüfung vor.

Kopp intereſſirte ſich ſeit einer Reihe von Jahren vorzüglich für ſpecifiſche Heilmittel, die bei der alten Schule unſtreitig zu ſehr in Hintergrund treten; im Hinblick auf ſie wußte er der Homöopathie ſo viel Geſchmack abzugewinnen, daß er zu Heilverſuchen mit derſelben ſich entſchlieſſen konnte, und daß ihm die oben angedeutete Schranke ſich öffnete, die manche, welche über die neue Lehre ins Klare kommen möchten, von der Selbſtprüfung am Krankenbette zurückhält. Es verdient deßhalb beſondere Beachtung, was er in dieſer Beziehung ſagt: „Sieht man die Homöopathie von der Seite an, daß ſie darauf ausgeht, die ſpecifiſchen Kräfte der Arzneien zu unterſuchen, ſo muß ſie anziehend für jeden Arzt werden. Und die gegebene Anſicht kann ſehr wohl angenommen werden, wenn bedacht wird, daß die neue Lehre allerdings eine ſolche Unterſuchung, obwohl ganz eigenthümlicher Art, ſey, daß aber nicht die von Hahnemann gelieferte Theorie, ſein ſogenanntes Syſtem

Digitized by Google

ſondern die ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen das Weſentliche der Homöopathie ausmachen. Sofern die Aerzte von jeher ſpecifiſche Arzneien neben andern anwandten, verfahren ſie längſt ſchon homöopathiſch. Hahnemann aber bleibt das Verdienſt, die Wichtigkeit der ſpecifiſchen Mittel, mehr hervorgehoben und ihre Wirkſamkeit in kleinen Gaben näher gezeigt zu haben. Man kann das homöopathiſche Verfahren auch die ſpecifiſche Methode nennen, obgleich die leztere eigentlich ein weiterer Begriff und das erſtere nur ein Theil davon iſt, indem ſich die Homöopathie, was nicht in ihrer Wortbildung liegt, nächſt der Specifität der Mittel auch noch höchſt kleine Doſen derſelben und ihre Anwendung in längeren Zwiſchenräumen vorbehält.“ Hiermit bietet ſich alſo ein ſonſt nicht gehörig hervorgehobener Vereinigungspunkt zwiſchen der Homöopathie und der ſogenannten Allopathie dar, der Manchem eine Befreundung mit der erſten möglich machen wird und bei deſſen Beachtung auch die Verſchiedenheit in der Beſtimmung der Doſen, welche vorzüglich die Zweifelſucht gegen die neue Lehre in Harniſch gebracht hat, minder grell erſcheint. Wer mit Kopp die Homöopathie von dieſer Seite auffaßt, der wird aufhören, ſie für das direkte Widerſpiel der alten Schule zu halten.

Die Darſtellung der homöopathiſchen Heilverſuche des Verfaſſers, der ſich übrigens dabei nicht ſklaviſch an die Vorſchriften Hahnemanns band, nimmt beinahe hundert Seiten des Buches ein. Er führt uns eine lange Reihe von Krankheitsformen vor, berichtet bei jeder ſeine Erfahrungen über die Wirkungen der homöopathiſchen Behandlung und ſtreut zur genaueren Beleuchtung derſelben häufig einzelne gut ſkizzirte Krankengeſchichten ein. Dieſes der neuen Lehre ausgeſtellte Prüfungszeugniß enthält zwar nach den verſchiedenen Fächern ſehr ungleiche Prädikate, im Allgemeinen aber iſt das Zeugniß nichts weniger als ungünſtig. In vielen Krankheitsfällen ſah Kopp ausgezeichnet glückliche Erfolge von der homöopathiſchen Behandlung, ſo namentlich im Anfange von hitzigen Krankheiten, wo die Form ſich noch nicht entwickelt hat, bloß erſt Froſt, Angegriffenheit des Kopfes, Mattigkeit, Verſtimmtheit u. ſ. w. eingetreten ſind, wo ein vorſichtiger Arzt der herrſchenden Schule temporiſirt, ſo ferner bei Luftröhrenentzündungen und Bruſtfellentzündungen, bei chroniſcher Heiſerkeit, Gelbſucht, Nervenkopfweh u. ſ. w. Dagegen ſchildert er aber auch, wie ſelten er bei Wechſelfiebern, Waſſerſucht, eingewurzelten Rheumatismen u. ſ. w. mit homöopathiſchen Mitteln zum Ziel gelangte. Dieſe Beobachtungen eines Arztes, der weit entfernt iſt, ein unbedingter Anhänger der neuen Lehre zu ſeyn, und der ſich der Aufgabe, eine Prüfung derſelben vorzunehmen, ſo ſehr gewachſen zeigt, dürften Jeden, der die homöopathiſchen Heilungen für lauter Phantome hielt, geneigt machen, dieſer Anſicht zu entſagen. Eben deßhalb iſt der Koppſchen Schrift eine wichtige Bedeutung nicht abzuſtreiten; ſie muß die ſich ſchroff gegenüber ſtehenden Partheien einander nähern und eine künftige Vereinigung vorbereiten.

Dieſelbe ruhige Unpartheilichkeit, die ſich in den Beobachtungen des Verfaſſers ausſpricht, zeigt er in der Erörterung der Hahnemann'ſchen Theorie, deren Sätze er ſtets mit gewichtigen Gründen theils anerkennt, theils berichtigt oder bekämpft. Auf dieſe näher einzugehen, iſt hier der Ort nicht; jeden Leſer aber wird nach dem Vorangehenden das intereſſiren, was Kopp über die Bedeutung und den Werth der Homöopathie im Allgemeinen ſagt:

„Die Homöopathie leidet an demſelben Gebrechen, in das die Syſteme, Epoche machenden Anſichten und Methoden der Heilkunſt gewöhnlich verfielen, an Uebertreibung. Bei den Wahrheiten, welche in ihnen lagen, wurde doch das Ziel im Laufe und Feuereifer übereilt, nachher erſt mit Rückſchritten getroffen und die richtige Wage gehalten. Die Uebertreiber ſagen: nach dieſen Grundſätzen ſind alle Krankheiten zu heilen. In einſeitiger Betrachtung verachten ſie nun Alles, was nicht nach ihrer Schule ſchmeckt, und werden dadurch zu unduldſamen Sektirern.“

„Die Ueberſchätzung von einzelnen Kurmethoden hat ſchon viel Schaden gebracht; erſtens direkt, indem die Methode zu häufig und in Fällen, wo ſie nicht paßte, angewandt wurde, und zweitens, daß ſie hierdurch in Mißkredit gerieth und ihr übler Ruf Veranlaſſung gab, ſie da, wo ſie eine ſehr angemeſſene Stelle gefunden hätte, nicht zuzulaſſen.“

„Die Einſeitigkeiten, welche ſo oft in die Meinungen von Aerzten übergetragen werden, finden häufig ihre Anregung in früheren, durch dieſe Aerzte bewirkten glücklichen Kuren, oder in beſonders merkwürdigen, in ihrem praktiſchen Bereiche vorgekommenen Fällen. Es geben dann ſolche Ereigniſſe bei manchen Aerzten für immer dem Urtheile eine eigene Richtung oder Schattirung und laſſen ſie ſtets in einiger Befangenheit. Auf dieſem Boden wuchern nun die Lieblingsideen für Pathogenie und Therapie.“

„Auch das homöopathiſche Syſtem wird, wie jedes Syſtem in der Heilkunde, verſcheiden. Nur durchlauft es erſt ſeine Lebensperioden gleich allen früheren. Es entſteht, gewinnt an Verbreitung, befindet ſich auf dem Gipfel ſeines Emporſtrebens, büßt beim Hervortreten neuerer, Aufſehen erregender Unterſuchungen und Ideen allmählich im Anhange ein, der Geſchmack daran verliert ſich, es veraltet und verſchwindet endlich, um in der Geſchichte der Medizin eine Stelle einzunehmen. Nur die

Digitized by Google

Thatſachen in der Homöopathie bleiben für immer. Die Erſcheinungen in der kranken Natur und die Kunſt, ſie zu heilen, laſſen ſich nicht dauerhaft in das geregelte Fachwerk einordnen, wie es ſich die Syſtematiker denken. Wenn das Gebäude noch ſo ſcharfſinnig, verſprechend und einladend aufgeführt iſt, ſo reißen Zeit und Gegner die urſprünglich ſchwachen Theile bald heraus, das Ganze fällt zuſammen und zerſtäubt, felſenfeſte Bruchſtücke der Wahrheit und Erfahrung, als nützliche Denkmale des Vergangenen, zurücklaſſend.“

„**Hahnemann** gründet auf wahre Beobachtungen, ſichere Thatſachen und Entdeckungen, welche er gemacht und gefunden hat, die aber doch nur einzeln im weiten Gebiete der Heilkunde ſtehen und es noch lange nicht erfüllen, ganz allgemeine Behauptungen und Sätze und gibt dadurch zahlloſe Blößen. Daß faktiſch kein Homöopath ohne allopathiſche Einmiſchung praktizirt, ſpricht ſchon gegen die behauptete Allgemeinheit der **Hahnemann**'ſchen Methode.“

„Die Syſteme der Medizin ſind aber gewöhnlich deßhalb mißglückt, weil ſie nur eine Seite der kranken Natur beſonders in Anſpruch nahmen und die anderen Seiten vernachläßigten. Hierdurch legten ſie den Grund zum dereinſtigen Verfalle.“

„Die Homöopathie hat ihre ſchwächſten Punkte da, wo ſie Syſtem der Heilkunde werden will, ihre ſtärkſten in den durch ſie erlangten gewiſſen und reinen Erfahrungsſätzen.“

Die edle, durch das Geſchrei der Faktionen unerſchütterte Unpartheilichkeit unſeres Verfaſſers äußert ſich am auffallendſten in ſeinem Urtheile über den Stifter und Meiſter der neuen Lehre ſelbſt:

„Wer unbefangen, ſagt er, **Hahnemann**'s Wirken von ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller, als Lehrer, Urheber und Meiſter einer eignen Schule bis jetzt kritiſch gefolgt iſt, kann den genialen Unterſuchungsſinn, die ſpekulative Originalität und die mächtige Geiſteskraft dieſes Mannes nicht verkennen. Mit hohem Talent, bewährter Menſchenkenntniß und Klugheit, vieljährig geſammelter Gelehrſamkeit und ſeltner Ausdauer ſucht er muthvoll ſeine kühnen Plane auszuführen. Ueberall läßt er den experimentirenden Beobachter, den in früheren Zeiten eifrig und fleißig geweſenen Arbeiter im Gebiete der Chemie erkennen. Unvergänglich ſind gewiß ſeine Verdienſte um die nähere Wiſſenſchaft von den ſpecifiſchen Arzneikräften und von der Größe der Empfindlichkeit des menſchlichen Organismus für ſie.“

„**Hahnemann** hat das Selbſtanpreiſen ſeiner mediziniſchen Grundſätze und Verfahrungsweiſe mit andern Syſtematikern älterer und neuerer Zeit gemein. Die übrigen Aerzte, welche nicht nach ſeinem Sinne geſchrieben und gehandelt haben, bemüht er ſich als Betrüger oder Geiſtesbeſchränkte darzuſtellen. Wie er aber die wohlthätige Wirkung, welche ſein homöopathiſches Einſchreiten für die Heilkunſt gehabt habe, überſchätzt, ſo übertreibt er auch in einem hohen Grade die Mängel und Schwächen der herrſchenden Medizin. Nur er und ſeine befangenſten Anhänger können dabei das von ihnen ſo oft mit Selbſtgefälligkeit und Ruhmredigkeit ausgeſprochene Verhältniß erkennen, daß es in der Heilkunde Nacht geweſen ſey, und ſeine neue Lehre erſt durch das Aufſtecken der Fackel der Wahrheit dieſes Chaos erleuchtet und geordnet habe.“

Noch einen in der vorliegenden Schrift zur Sprache gebrachten Punkt hat Referent zu berühren, da er einen Vorwurf betrifft, den auch er durch die Veröffentlichung dieſer Blätter auf ſich ladet. **Kopp** tadelt es, daß die Homöopathen, um ihrer Methode gute Aufnahme zu verſchaffen, ſie zur Volksſache zu machen ſich bemühten, ſie in Blättern des großen Publikums, *beſonders* im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, verhandelten u. ſ. w. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Maſſe — auch mit Einſchluß der Gebildeten — in mediziniſchen Angelegenheiten ſich eben ſo leicht Sand in die Augen ſtreuen läßt, *als in religiöſen*, und daß ſie deßhalb ein höchſtunpaſſender Schiedsrichter über die Homöopathie wäre. Man ſchiebt aber doch wohl den Anhängern derſelben eine falſche Intention unter, wenn man dieſes als die Abſicht ihres öffentlichen Verfahrens anſieht. Die Mehrzahl der Aerzte von der alten Schule betrachteten die Homöopathie eigentlich wie etwas Nichtexiſtirendes, ſie ignoriren ſie völlig; weit entfernt, ſich mit ihren Hauptquellen bekannt zu machen, kennen ſie ſie höchſtens aus einigen Streitſchriften; ſie gleichen dem Vogel Strauß, der ſich vor ſeinen Verfolgern geſichert wähnt, wenn er ſeinen Kopf in den Sand ſteckt. Dieſem Stande der Dinge wollen die Homöopathen im Vertrauen auf ihre Sache ein Ende gemacht wiſſen; und da man ihnen ſelbſt kein Gehör ſchenkt, ſo benützen ſie den Hebel der öffentlichen Meinung, um ihr wenigſtens eine Anerkennung ihres **faktiſchen** Beſtehens zu verſchaffen; die Anerkennung des *de jure*, denken ſie, komme dann von ſelbſt hinterdrein, ſie wollen durch die Vermittlung des Publikums, dem allerdings daran liegen muß, daß die Erörterung von Fragen, welche ſeine Geſundheit und ſein Leben betreffen, nicht auf die lange Bank geſchoben werde, erzwingen, daß man ihre Lehre wenigſtens ſelbſtſtändig prüfe und nicht bloß durch die Brille eines **Simon** und A. flüchtig begucke.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 128. — 18. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

(Fortſetzung.)

Daß auf dieſem Wege etwas auszurichten ſey, haben ſie ſchon erfahren; unter ihnen ſelbſt zählen die Homöopathen da und dort einen, der durch Laien zum Studium ihrer Lehre hingeführt wurde. So wurde der homöopathiſche Leibarzt der Herzogin von Lucca, Dr. A. Schmit, von einem homöopathiſch geheilten Kaufmann aus Prag zuerſt auf die Lehre Hahnemann's aufmerkſam gemacht. „Ich habe mich geſchämt, erzählte er dem Verfaſſer der Schrift, zu der wir gleich übergehen werden, daß ich mit dem Kaufmann über die Homöopathie nicht ſprechen konnte, und nahm mir vor, ſie zu ſtudiren."

2) Skizzen aus der Mappe eines reiſenden Homöopathen. Zum Drucke befördert von L. Grieſſelich, M. Dr. Karlsruhe 1832. (165 Seiten gr. 8.)

Wenn uns die vorige Schrift als der Kryſtalliſationspunkt eines ſich bildenden mediziniſchen Juste Milieu, dem wohl am Ende der Sieg zufallen dürfte, erſcheint, ſo werden wir dagegen in dieſer mitten unter die revolutionäre Parthei verſezt. An der Stelle des ruhigen bejahrten Kopp, der Jedem Recht zu laſſen ſich beſtrebt, begegnen wir hier in der Perſon des Verf. einem jugendlichen talentvollen Geiſte, der ſeine Rechnung mit der alten Lehre abgeſchloſſen und mit feurigem — doch nicht blindem — Eifer der neuen ſich in die Arme geworfen hat, der mit einem gemiſchten Gefühl von Wehmuth und Groll auf ſeinen früheren Glauben, in dem er keinen Troſt fand, ſo wie auf ſeine früheren Glaubensbrüder zurückſieht und beide mit bitterem Witz und den beiſſendſten Sarkasmen, die den Leſer nicht ſelten an Börne erinnern, geiſſelt, deſſen Bekanntſchaft zu machen jedoch keinen vorurtheilsfreien Arzt gereuen dürfte, da ſolche Männer vonnöthen ſind, wenn das Kehricht, das in der Medizin ſich aufgehäuft, endlich wirklich für das, was es iſt, allgemeiner erkannt werden ſoll. Die alte Erfahrung: Veritas odium parit wird ſich übrigens auch an ihm bewähren; möge ihm die Begeiſterung für das, was er als wahr erkannt hat, und der würdige Charakter, den Referent bei ihm vorauszuſetzen geneigt iſt, Erſatz geben für die Bitterkeiten, die nicht ausbleiben werden.

Die nächſte Veranlaſſung dieſer Schrift war die Abſicht des Verfaſſers, einen Bericht über ſeine Rundreiſe bei den Jüngern der Homöopathie, die er nach ſeinem Uebergang zu dieſer durch Deutſchland machte,

Digitized by Google

zu liefern. Als Einleitung hiezu aber ſchickt der Verfaſſer einen Abſchnitt: „Wie der Reiſende zur Homöopathie gekommen“ voraus. Dieſer Theil der Schrift iſt eben ſo durch die ſchneidenden Urtheile über die herrſchende Medizin, deren Blößen rückſichtslos zur Schau geſtellt werden, als in pſychologiſcher Beziehung intereſſant, indem er uns einen Blick in die innere Entwicklungsgeſchichte des Verfaſſers aufſchließt.

Der Verfaſſer ſchildert uns, wie ſein medizíniſcher Skepticismus ſchon, als er noch die Hörſäle der Profeſſoren beſuchte, zu keimen anfing, wie derſelbe allmählich, vornehmlich nach ſeinem Eintritt in die praktiſche Laufbahn, ſich mehr und mehr entfaltete und tiefere Wurzeln ſchlug und ihm endlich am Krankenbette ſeines eigenen Kindes in der ſchrecklichſten Entwicklung entgegen trat. „Mit leerer Hand ſtand er da, wie er ſelbſt ſagt, ärmer als der Bettler mit trockner Brodrinde. Was er an Andern zweifelnd verſucht hatte, ſah er an ſeinem kranken Kinde angewendet. Die Folter iſt unbeſchreiblich, kein Zutrauen zu haben und doch keinen Strohhalm zu beſitzen, an dem man ſich halten kann, dieſes Umherirren, dieſes Haſchen nach allem irgend einmal hülfreich Geweſenen mit dem ewigen Ausrufe — es kann nicht hülfreich ſeyn. Da war es ihm ein leichtes, auch noch den lezten Reſt ſeiner Anhänglichkeit an eine Kunſt wegzuwerfen, von deren Geſammtheit er ſich längſt getrennt hatte. — Mit wahrem Eifer ergriff er jezt die Homöopathie (in deren Studium er ſchon früher Troſt zu finden gehofft hatte, die ihm jedoch in hohem Grade lächerlich erſchienen war, wenn gleich er in Hahnemann's Organon viel Wahres und in ſeinem Innerſten Widerhallendes gefunden hatte), als er von einem Laien, der ſie an ſich heilſam erprobt hatte, auf ſie wieder aufmerkſam gemacht wurde. Mit Begierde las er, was Philalethes im (homöopathiſchen) Archive ſpricht, und es war ihm dabei, als wenn er es geweſen wäre, der dieſe ganze Wanderung des Zweifels durchgemacht und beſchrieben hätte. Mit dem, was Philalethes über die alte Schule ſpricht, war er wohl einverſtanden, aber ſein Skepticismus nagte gleich an dem Neuen und an dem Eifer, mit dem er das neue Studium betrieb, daher erlangte der Eifer nicht die Stufe des blinden Enthuſiasmus. Es war zwar nichts mehr vom Alten wegzuwerfen, es war nur Erſatz für das Alte nöthig. Nur ſein Skepticismus iſt der alte geblieben, und der ſoll ihm den Weg weiſen. Es handelte ſich um nichts Weiteres mehr, als die Ueberzeugung von der Wirkſamkeit kleiner Gaben zu bekommen, und das konnte nur auf dem Verſuchswege erfahren werden. Zuweilen mußte er ſich freilich noch ein wenig zuſammennehmen und über ſich ſelbſt lachen, wenn er von der wunderbaren Wirkung der unendlich kleinen Gaben las, am meiſten lachte er aber über ſich ſelbſt, als er ſelbſt zu verſuchen begann. Da wäre er beinahe untreu geworden. Aber er beſiegte ſich ſelbſt und riskirte den Verſuch, er hat es nicht bereut, der innern Stimme, die ihn zur Probe aufforderte, gefolgt zu ſeyn.“

Wer dieſen Abſchnitt mit Aufmerkſamkeit durchliest, wird dem Verfaſſer wenigſtens eine innige Theilnahme nicht verſagen, wenn er ihn auch für einen Verirrten halten ſollte; in keiner Wiſſenſchaft kann ein entſchiedener Skepticismus ſo peinigend ſeyn für den ſie Ausübenden, als in der Medizin. Es iſt der Geier, der die immer wieder wachſende Leber des gefeſſelten Prometheus ſtets von Neuem frißt.

Es gibt der Aerzte und Laien gar manche, denen Homöopath und Narr ziemlich gleichbedeutende Worte ſind. Wenn dieſe durch den erſten Abſchnitt der Schrift nicht ſchon überſättigt ſind und dem Verfaſſer auch noch durch den zweiten (Reiſenotizen) zu folgen belieben, ſo mag es ihnen etwa wie eine Wanderung durch Bedlam vorkommen; ihr Führer erinnert an die bekannte Anekdote, ſie würden ihn ſchwerlich für einen Leidensgenoſſen der übrigen Bewohner des Hauſes halten, wenn er ſich nicht ſelbſt für den Apoſtel Paulus oder Thomas ausgeben würde. Bekanntlich haben Geiſteskranke in Dingen, welche in irgend einer Beziehung zu ihren fixen Ideen ſtehen, oft überraſchend gute Gedanken, die einem Andern nicht alle Tage kommen; vielleicht ernten deßhalb Obengenannte bei dieſer Wanderung wider Erwarten doch einige brauchbare Ideen, die ihnen für den Zeitverluſt Erſatz leiſten. Mindeſtens werden ſie, wie Polonius von Hamlet's Wahnſinn, geſtehen müſſen: Iſt dieß ſchon Tollheit, hat es doch Methode.

Die Reiſe führte den Verfaſſer nach Hanau, Gotha, Naumburg, Köthen, Berlin, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Salzburg und München. Ueberall ſucht er homöopathiſche Aerzte auf, um ſie über ihre Erfahrungen auszuholen und überhaupt die Homöopathie betreffende Notizen zu ſammeln.

Wir eilen mit dem Verfaſſer nach Köthen, um den Stifter der neuen Lehre kennen zu lernen, da er denn doch, man mag ſein Werk betrachten wie man will, jedenfalls ein merkwürdiger Mann iſt und bleibt. Der Verfaſſer gibt uns folgende lebendige Schilderung von ihm: „Hahnemann, jezt in einem Alter von 77 Jahren, verräth in ſeinem ganzen Thun das Feuer eines jugendlichen Mannes. Dem Körper ſähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Locken die Schläfe umwallten und die Zeit dem Schädel wider Willen die Tonſur, verſteckt unter einem kleinen Käppchen, auferlegt hätte. Klein und unterſezt von Geſtalt

Digitized by Google

ſt Hahnemann lebendig und raſch; jede Bewegung ſt Leben. Die Augen verrathen den Forſcher; aus hnen ſprüht Jugendfeuer; die Geſichtszüge ſind ſcharf, elebt. Wie dem Körper das Alter fremd zu ſeyn ſcheint, o dem Geiſte auch. Die Sprache iſt feurig, fließend; ſt wälzt ſie ſich in einem Lavaſtrom gegen die Haſſer und Berfolger, nicht ſeiner Perſon (davon hat er Nichts erähnt), ſondern der Wahrheiten, zu deren Prüfung er, er Menſchheit wegen, ſeit Jahrzehnden auffordert. Das Bedächtniß erſcheint in dem ungetrübteſten Zuſtande; nach ngen Zwiſchenreden fährt er fort, wo er früher ſtehen eblieben iſt. Wenn er recht warm wird, was leicht gehieht, ſey es über Freund oder Feind, oder über Gegenände der Wiſſenſchaft, ſo ſprudeln die Worte unaufhaltim heraus, die Mienen werden ungewöhnlich belebt, und uf dem Geſichte lagert ſich ein Ausdruck, den der Reinde im Stillen bewunderte. Schweiß bedeckt dann die ohe Stirne, das Käppchen muß gelüpft und das Haupt it dem Tuche gekühlt werden; die große Pfeife, die eue Tagesgefährtin, iſt während dem ſogar ausgegangen nd findet dann an dem daneben ſtehenden, den ganzen ag brennenden Wachsſtock friſche Nahrung. Das Weißier darf aber nicht vergeſſen werden! An dieſes ſüßliche Betränk ſcheint ſich der Greis ſo gewöhnt zu haben, daß s, in einem großen bedeckten Glaſe, immer auf ſeinem iſche Platz findet. Auch über Tiſche genießt Hahnemann ieſes dem Süddeutſchen ungewohnte Bier. Wein trinkt r nicht; ſeine Lebensart iſt überhaupt ſehr einfach, nüchrn, patriarchaliſch.“

„Hahnemann's Geſpräche haben meiſtens etwas olemiſches. Der Reiſende hat über dieſe Polemik verhiedene Urtheile gehört, enthält ſich aber, ſelbſt ein ſoles zu fällen, indem er der Meinung iſt, Hahnemann erde wiſſen, ob und was er durch ſeine Polemik nütze der nicht. Man irrt aber ſehr, wenn man glaubt, ſie rſtrecke ſich nur auf die „rationelle“ Medizin; im Geentheil! ſie dehnt ſich auf die Homöopathie aus. Mit er Handlungsweiſe ſelbſt ihm Naheſtehender iſt er nicht anz einverſtanden; vorzüglich wünſcht er mehr Uebereinimmung in der Verfolgung des Zieles. Gerade durch ieſe Uebereinſtimmung müßten die Homöopathen ſich vor en Allöopathen auszeichnen, um dieſen keine neuen Baffen in die Hände zu liefern. Dabei tadelte er das ie und da auftauchende Suchen nach aprioriſchen Erklärereien und die ein Bischen einreiſſende Buchmacherei, er ab jedoch offen zu verſtehen, daß er Jedem freien Spielaum gönne, wenn er ſich auf dem Felde der Erfahrung erumtreibe, mangelhafte Erfahrungen, die ſeinigen nicht usgenommen, berichtige und ergänze, ſie aber nicht durch loße Vermuthungen zu widerlegen oder zu untergraben uche. Er verweist alſo Jeden auf naturgetreue Beobachung und iſt weit davon entfernt, über die ihm Folgenden eine Deſpotie zu verhängen, welche jede andere Anſicht verbannt. Der Reiſende hat Manches über die Lücken der Homöopathie von Hahnemann gehört; er hat auch Bekenntniſſe über fehlgeſchlagene Heilungen vernommen.“

Neben der Schilderung Hahnemanns intereſſiren uns die Reiſenotizen zunächſt durch die Nachrichten, die ſie uns über die Ausbreitung der Homöopathie geben; trotz der mannichfachen Hinderniſſe, welche ihr in den Weg gelegt werden, iſt die Zahl ihrer Anhänger doch in ſtetiger Zunahme begriffen. Wir finden manche bedeutendere Städte reichlich mit Homöopathen verſehen, namentlich Leipzig, Dresden, Wien; wir erfahren, daß ſogar ſchon in Surinam ein homöopathiſcher Arzt Eingang gefunden hat. An einigen Orten finden wir eigene homöopathiſche Apotheken, an andern unterziehen ſich wenigſtens einzelne Apotheker pünktlich den homöopathiſchen Vorſchriften. In Rußland, Frankreich und England wird man auf die neue Lehre aufmerkſam, in Ungarn verbreitet ſie ſich raſch, in Italien findet ſie gleichfalls Anhänger, wenn gleich die Hemmung das literariſchen Verkehrs ihr ſtörend in den Weg tritt, in Lucca wird ein eigenes homöopathiſches Krankenhaus eröffnet, in Neapel haben ſich neuerlich mehrere Aerzte, worunter auch der königl. Leibarzt de Horatiis, an die Homöopathie gemacht. „Sonderbar, ſagt unſer Reiſender, daß die Aerzte einer Armee, welche den neapolitaniſchen Schwindel, genannt Carbonarismus, vertilgen ſollte, den Keim zur Reform der Medizin in Italien gelegt hat! Eine politiſche Revolution wurde unterdrückt und eine literariſche eingeleitet!“

Oeſterreich gibt dem Verfaſſer reichliche Gelegenheit, ſeinen Klagen über die Verfolgung der neuen Lehre Luft zu machen. In Prag hört er, daß Dr. Schaller intereſſante Beobachtungen gemacht habe, ſie aber im Schreibpulte zurückhalten müſſe. „Der homöopathiſche Arzt, ſagt er, iſt überall einer Menge Plackereien ausgeſezt, am meiſten aber in Oeſterreich, wo er, wenn ihm ein Kranker ſtirbt, jeden Augenblick riskirt, in Unterſuchung genommen zu werden. Der Reiſende hat von ſolchen Unterſuchungen gehört. Hufeland erzählt, ein großer Monarch ſey von einem homöopathiſchen Arzte um Protektion der Homöopathie in ſeinen Staaten gebeten worden. „Heilen Sie nur recht viele Kranke, ſey die Antwort geweſen, und Ihre neue Methode bedarf meiner Protektion nicht.“ Aber was machen, wenn der Methode von den Beamten eine Menge Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden? wenn z. B. in Oeſterreich die Protomedici als Cenſoren vollkommene Macht haben, der Bekanntmachung und Förderung jeder Methode den Garaus zu machen und etwa nur das paſſiren zu laſſen, was ihren Anſichten genehm iſt? wenn Staatsrath Rehmann in Petersburg die Berichte der homöopathiſchen Aerzte (über die Behandlung der Cholera) an den

Digitized by Google

Kaiſer unterſchlägt, wo ſoll geklagt werden? Der Reiſende will die harten Worte nicht vertheidigen, mit welchen einige Homöopathen auftreten zu müſſen glaubten, ſie wurden oft durch maaßloſen Schimpf der Gegner hervorgerufen, aber die unpartheiiſche Geſchichte der Wiſſenſchaft wird richten, in welche Kategorie die Vertilgungsmittel gehören, womit man gegen Hahnemanns Lehre ins Feld rückte.“

(Der Beſchluß folgt.)

Taſchenbücher auf 1834.

Huldigung der Frauen.

Der Patriarch der Ludlamshöhle, der liebenswürdige Anakreon Wiens, Herr Caſtelli, hat hier unter dem Namen eines Frauenſpiegels eine Sammlung artiger Sentenzen und zum Theil Epigramme mitgetheilt, welche beweiſen, daß er von der Huldigung der Frauen Natur, Wahrheit und Scherz nicht ausſchließt, während die meiſten poetiſchen Frauenlobe unſrer Zeit bloß in faden ſentimentalen Phraſen die Frauen zu luftig verſchwebenden Idealen machen. Er ſagt z. B.:

Das Geheimniß, das Frauen am beſten bewahren,
Iſt jenes von ihren Lebensjahren.

Die Liebhaber müßt ihr ſtets ſo behandeln,
Daß ſie ſich ſpäter in Freunde verwandeln.

Schönheit und Geiſt
Jedermann bei Frauen preiſt,
Doch müſſen ſie nützen dieſe Gaben,
Ohne zu wiſſen, daß ſie ſie haben.

Ein gutes Weib und ein gutes Buch
Wirken bei Männern Gutes genug,
Drum ſollten dieſe bei Büchern und Frauen
Nicht ſo viel auf den Einband ſchauen.

Das Herz des Mannes wünſcht Veränderung,
Das Herz der Frau wünſcht Beſchäftigung.

Unter den Erzählungen iſt die erſte „der Geiſterbanner von Kruſe“ in deſſen bekannter Manier, die ſich beſonders in Kriminal-Geſchichten und magnetiſch-geiſterblaſſen oder ahnungsgrauen Erzählungen gefällt. Von verwandter Art ſind auch die Erzählungen „die Todtenwürfel von Meynert“ und die beiden Mährchen „der untreue Schweizer von Ludwig Reland“ und der „arme Fiſcher von Andr. Schumacher.“

Unter den Gedichten zeichnen ſich die von Manfred, Braun von Braunthal, Anaſtaſius Grün und insbeſondere das ſchöne Gemälde „der Abend nach morgenländiſchen Dichtern von Joſeph von Hammer“ aus, deſſen Schluß alſo lautet:

Grüne Funken des Quells des ewig verjüngenden Lebens
Schießen von Blatt zu Blatt leuchtend im Dunkeln herum
Als Glühwürmer das dunkele Grüne mit hellem beleuchtend
Aus der Hoffnungswelt jeder ein grünender Stern.
Unſtät irren herum die Sterne der irdiſchen Hoffnung
Während mit ſtätem Schritt gehet dort oben der Stern.
Sterne und Sternenſyſteme, ſie wandeln in ruhiger Klarheit
Unverwendeten Laufs alle nach einzigem Ziel.
Tauſendaugig ſchaut der Himmel herab auf die Erde
„Könnt' ich“ rief Ferhad, „alſo beſchauen Schirin!“
Rief's am Abend und ſchmelzte die Gluthen brennender Sehnſucht
Aus dem Bilde der Bruſt in die Gebilde des Steins.
Seine Schwermuth wächſt mit dem wachſenden Schatten des Abends
Und er grollet der Welt die von Schirin ihn getrennt.
Wieder ſchaut er empor und wähnt in dem Sterne des Abends
Seiner Freundin Aug ſtrahlend vom Lichte zu ſeh'n.
„Welt!“ — ſo ruft er aus „nun ſind wir wieder verſöhnet.
„Grollen kann ich nicht ſeit ich Ihr Auge geſeh'n!“ —
Blickt zum Sterne des Abends um euch mit dem Tag zu verſöhnen
Was der Tag entzweit wird durch den Abend vereint.
Dorten tönt Anahid die Harmonie'n der Geſtirne.
Und im Lichteinklang ſtimmet zuſammen die Welt.
In dem Sterne des Augs thront ſo die Seele des Menſchen
Und der Blick vereint, was ſich in Werten entzweit.
Zwiſchen Tag und Nacht, biſt du der Vermittler, Abend
Dein Halbdunkel liegt, zwiſchen dem Schatten und Licht.
Eine Welt liegt zwiſchen der Welt der Geiſter und Körper
Welche das Abendland Plato gelehret zuerſt.
Welt der Ideale, der ewig beſtehenden Formen,
Als Vermittlerin zwiſchen dem Körper und Geiſt
Wie die Welt von Ideen die Körper und Geiſter vermittelt,
So vermittelt der Schlaf Reiche des Lebens und Tods.
Komm o ſüßer Schlaf mit mohnbeträuftem Gefieder,
Komm als Vogel des Glücks, ſetz' dich mir itzt auf das Haupt.
Daß ich ſo eher erwach! und durch die Töne der Leier
Durch Betrachtungen rufe ins Leben die Nacht.
Dieſe und jene Welt vermittle mir itzo im Träumen
Zukunft und Gegenwart durch den prophetiſchen Traum.

Die Kupfer, größtentheils weibliche Porträts, ſind von verſchiedenem Gehalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Hahnemann.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 129. — 20. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

(Beſchluß.)

„Am beſten wäre es, man veranſtaltete eine Bartholomäusnacht, eine ſicilianiſche Veſper, oder — ſo gewönne das Ding ein glimpflicheres Anſehen — man infibulirte die Leute à la Weinhold und legte jedem Studenten das große Univerſitätsſiegel an, damit keine mediziniſch-revolutionären Gedanken Ein- und Ausgang fänden. Die öſterreichiſchen Homöopathen können nur handeln und dies zwar vorſichtig; ſie ſind in ecclesia pressa, ſo lange die Allöopathie das Recht hat, allein ſelig zu machen und die Apokalypſe zu erklären, wobei die Natur ſo oft nicht gefragt wird.“

Ungeachtet dieſer ungünſtigen Umſtände kommt aber den Angaben des Verfaſſers zufolge die Homöopathie in Oeſterreich doch in Aufnahme, namentlich ſoll ſie unter den Militärärzten Oeſterreichs ſehr verbreitet ſeyn; „jedoch betreiben ſie Studium und Praxis nur ſehr heimlich. Der Reiſende hat ſogar von Einem erfahren, welcher ſeine homöopathiſchen Bücher im Bette verborgen hielt. Die Kommandirenden in Garniſonen unterſtützen häufig die Praxis, wovon dem Reiſenden ſchöne Beiſpiele zu Ohren gekommen ſind. Aber es muß doch ein eigenes Verfahren bei dieſer Praxis beobachtet werden, ſonſt könnten bei der Inſpektion des Hoſpitals durch einen allöopathiſchen Stabsarzt Unannehmlichkeiten entſtehen. Bei Conſilien, wo kein Militärarzt von dem andern wußte, daß er Homöopath ſey und es Jeder dem Andern anfangs zu verbergen ſuchte, ſoll es ſchon drollige Erkennungsſcenen gegeben haben. Selbſt der Dirigent des k. k. Militärmedizinalweſens, Herr Oberſtfeldſtabsarzt Dr. Isfordings ſoll früher der Homöopathie nicht abgeneigt geweſen ſeyn, aber Herr v. Stifft, erſter Arzt in Oeſterreich — —!“

„Was es in Oeſterreich, ſagt der Verfaſſer an einer andern Stelle mit dem Verbote der Homöopathie zu bedeuten habe, wird in Wien am klarſten. Die angeſehenſten Staatsbeamten, der hohe Adel, die reichſten Leute bedienen ſich dieſer „verbotenen“ Methode, und ſelbſt die Gemahlin des Fürſten Metternich hat den Dr. Marenzeller zu ihrem Arzte gewählt. Selbſt ein Mitglied der kaiſerlichen Familie hat geäußert, wenn es von der Cholera befallen werden ſollte, dürfe nur homöopathiſche Hülfe geleiſtet werden.“ — „Marenzeller's Heilungen haben ſchon vor längerer Zeit großes Aufſehen erregt; daher ſollten auf Befehl Sr. Maj. des Kaiſers (ſo viel Ref. ſich erinnert, war es im Jahre 1828) in einem Hoſpitale zu Wien binnen drei Monaten genaue protokollirte Verſuche von ihm angeſtellt werden, um zu einem beſtimmten Reſultate zu gelangen. Allein ſie wurden bekanntlich lange vor der Zeit unterdrückt, weil der

Digitized by Google

Augenſchein lehrte, daß die Methode leiſte, was ſie verſpreche. Dieſe ganze Geſchichte hat den Schleier von den Menſchen völlig weggezogen, welche um ihretwillen einer Sache nicht hold ſind, die der Geſammtheit wegen die allgemeinſte Unterſtützung dem Staate zur Pflicht macht.“

Referent weiß nicht, ob alle dieſe Anklagen, deren das Buch noch mehrere enthält, ihre vollkommene Richtigkeit haben, glaubt aber Recht zu haben, wenn er, da ſie einmal öffentlich zur Sprache gebracht ſind, zu ihrer weiteren Bekanntmachung beiträgt, damit ſie widerlegt werden, falls ſie unrichtig ſind, und wenn ſie wahr ſind, endlich in Erwägung gezogen werde, daß auf dieſem Wege die Streitſache nicht beigelegt werden könne und man von Retorſionsmaaßregeln abſtehen müſſe, die eben ſo lächerlich, als die Wiſſenſchaft herabwürdigend ſind. In einer Wiſſenſchaft iſt keine Acht zuläſſig, doppelt unzuläſſig iſt ſie, wenn nicht einmal ein genügender Rechtsprozeß hervorgegangen iſt, und in einer Wiſſenſchaft, die, wie keine andre, mit reinſten Händen gepflegt ſeyn will.

Anders fand der Reiſende die Verhältniſſe in Baiern, wo der gegenwärtige Miniſter des Innern ſich ſpeciell für die Homöopathie intereſſirt, übrigens die Zahl der homöopathiſchen Aerzte gering zu ſeyn ſcheint. Dr. Roth hält in München Vorleſungen über die Homöopathie.

In Preußen hat die Homöopathie wenig Eingang gefunden. „Unter den Hunderten von Aerzten, welche für die Geſundheit der großen Königſtadt ſorgen, iſt nur ein einziger Homöopath, Medizinalrath Dr. Stüler. Ueber die Urſachen dieſer Homöopathenſeltenheit kann der Reiſende keine Auskunft geben; es müßte denn ſeyn, daß der Druck noch nicht groß genug ſey, um einen gehörigen Eindruck zu machen. Vielleicht thut das neueſte Edikt Genügenderes.“

Beſonderes Intereſſe erregt die Notiz über Dr. Lux in Leipzig, der früher Vorträge über Thierheilkunde daſelbſt hielt und als Schriftſteller bekannt iſt. Dem Verfaſſer zufolge übt er nun ſeit einigen Jahren die Veterinärpraxis ausſchließlich nach homöopathiſchen Grundſätzen. Dr. Lux ſoll in ſeinem Fache ſehr intereſſante Erfahrungen gemacht haben und im Begriff ſtehen, ſie in einer eigenen Schrift bekannt zu machen. Man hört häufig die Wirkſamkeit der homöopathiſchen Kuren, da man ſich von der Wirkſamkeit der unendlich kleinen Doſen der Arzneimittel nicht überzeugen kann, der Wirkung der ſtrengen Diät und dem Einfluſſe der Einbildungskraft zuſchreiben; mit einer Nachweiſung von guten Erfolgen der homöopathiſchen Behandlung bei Thieren muß aber dieſes Bollwerk der Gegner der neuen Lehre zuſammenfallen.

Beachtungswerth iſt die Bemerkung, wozu die Reiſenotizen des Verfaſſers dem Leſer Veranlaſſung geben, daß nämlich manche ältere Aerzte, welche lange Zeit nach den Grundſätzen der herrſchenden Medizin practicirten, neuerlich der Homöopathie ſich zugewendet haben. Wir nennen nur Widnmann in München, weil deſſen Uebergang auch in andrer Beziehung auffallend iſt. „Obermedizinalrath Dr. Widnmann, ein bejahrter Arzt, heilt homöopathiſch, jedoch nicht ganz ausſchließlich. Früher war er, ſeiner eigenen Aeußerung gegen den Reiſenden zufolge, ein zelotiſcher Widerſacher der Homöopathie und ſchrieb ſogar ein Buch dagegen (ſo viel der Reiſende weiß, liegt es noch im Manuſcripte da). Aber es ſey ihm doch eingefallen, die Sache, die er nur von der theoretiſchen Seite angeſehen, praktiſch zu prüfen. Da habe es dann anders herausgeſchaut!“

So finden wir noch mehrere Beiſpiele von Aerzten, die mit einem gewiſſen Widerwillen an die Homöopathie gingen und doch endlich von ihr befriedigt wurden. „Dr. Hartung (in Salzburg), erzählt unſer Verfaſſer, iſt ſeit acht Jahren homöopathiſcher Arzt. Vorher, wie er ſagte, glücklicher Alloopath, fand er, daß er manchen Leiden nicht begegnen konnte. Durch die Spott- und Gegenſchriften zunächſt aufmerkſam gemacht, begann er das Studium der Homöopathie und übt dieſe aus, wo ihm kein äußeres Hinderniß ſtörend in den Weg tritt. Er geſtand dem Reiſenden, daß es ihm im Anfang ſauer geworden ſey, an die Wirkſamkeit der kleinen Gaben zu glauben; darum habe er größere gegeben, als die Homöopathie es verlange; jedoch ſey der Erfolg hievon ſo ſchlecht geweſen, und er habe darauf ſolche Stürme geſehen, daß er an der Homöopathie zu zweifeln anfing; nachdem er aber zu den kleinen Gaben ſich bequemt, ſey Alles gut gegangen.“ —

So auch Schweikert in Leipzig. „Einen offenern geradern Mann kann es nicht geben; 's iſt eine wahre deutſche Seele. Mit großem Vergnügen hörte der Reiſende der Geſchichte ſeines homöopathiſchen Studiums zu; welche akrobatiſchen Künſte mußte Hahnemann wider Willen machen, bis das närriſche Zeug, was er lehrte, verdaulich gefunden wurde! Mehr als einmal flogen die Bücher in die Ecke, und immer wurden ſie wieder hervorgeholt.“

Wir heben dieſe Beiſpiele aus, weil ſie jedem Arzte und Laien Vorſicht in ſeinen Urtheilen über die Homöopathie und die Homöopathen dringend ans Herz legen.

Den Vorwurf einer myſtiſchen Tendenz weiſt Grieſſelich mit Nachdruck zurück. „Wie es möglich iſt, ſagt er, die Homöopathie mit dem myſtiſchen Unfuge in Einklang zu bringen, das iſt dem Reiſenden räthſelhaft. Zwar weiß er, daß man die neue Lehre hie und da einen medizinischen Myſticismus nannte (vielleicht wird ſie von Manchen ſogar unter die Rubrik des kabbaliſtiſchen Unſinns geſtellt), aber einen Grund dafür gilt

es nicht, denn die Homöopathie ſteht ganz auf dem
Boden der Beobachtung und Erfahrung: ratio und ob-
ervatio ſind ihre cardines, während ja eben der My-
ticismus (im weiteſten Umfange des Wortes) der Theo-
rie den Vorrang zuerkennt. Homöopathie und Myſti-
cismus ſind deßhalb vielmehr einander gerade entgegen-
geſezt. — Der Reiſende hat unter der nicht unbeträcht-
lichen Anzahl von (homöopathiſchen) Aerzten, welche er
ennen lernte, keinen einzigen gefunden, welcher eine
nyſtiſche Ader an ſich hätte. Weit davon entfernt, ſich
elbſt im Zwielichte des Autoritätenſchimmers erſcheinen
u laſſen, bekennt er, daß er einer Lehre, welche den
Götzendienſt der Hieroglyphen fordere, ſtatt Verehrung
er Natur, nicht gefolgt ſeyn würde.“

Die ſehr verbreitete Anſicht, daß die Homöopathen
linde Nachbeter ihres Herrn und Meiſters ſeyen, wi-
erlegt jede Seite der Reiſenotizen. Obgleich im Allge-
neinen warme Verehrer Hahnemann's, ſieht man ſie
och in lobenswerthem Eifer begriffen, ſeine Erfahrungen
u berichtigen und zu ergänzen; auch ſieht man Hahne-
ann ſelbſt Behauptungen, wie z. B. in Beziehung
uf die Seltenheit der Doſen aufgeben, gegen die Manche
einer Anhänger früher als er Zweifel hegten und auf
em Wege der Erfahrung widerlegten. Sogar eine im
choooß der Homöopathie entſprungene Oppoſitionsparthei
utet der Verfaſſer an, ohne übrigens über ſie nähere
rläuterung zu geben. Ferner findet man die Homöo-
then durchaus nicht in der blinden Affenliebe zu ihrer
hre befangen, die Manche bei ihnen vorauszuſetzen ge-
ohnt ſind, der Verfaſſer führt aufrichtig die Klagen
eler derſelben an, wie wenig ſie gegen manche Krank-
iten, z. B. Wechſelfieber, Waſſerſuchten u. ſ. w. aus-
richten wiſſen. Auch finden wir da und dort homöo-
thiſche Aerzte aufgeführt, die keineswegs das Kind
it dem Bade ausgeſchüttet haben, vielmehr noch man-
en Uebeln (außer denen, für die Hahnemann ſelbſt
e Ausnahme zugeſtanden hat) auf allopathiſchem
ege begegnen, weil ſie dieſen hier für wirkſam halten.

Erwähnungswerth ſcheint noch der Eifer zu ſeyn,
it dem manche Nichtärzte, die an ſich oder an Ange-
rigen die Erfolge der homöopathiſchen Behandlung
ahrnahmen, ſich der Verbreitung derſelben annehmen.
er Verfaſſer hebt beſonders drei heraus, Herrn Lega-
nsrath Hennicke in Gotha, Herausgeber des allge-
einen Anzeigers der Deutſchen (der auch den Referenten
erſt ernſtlich auf die Homöopathie aufmerkſam machte,
dem er ihm die in ſeiner Familie vorgekommenen
icklichen Kuren mitzutheilen die Güte hatte), Herrn
aron v. Brunnow in Dresden, der Hahnemann's
ganon ins Franzöſiſche überſezte und einen badiſchen
valier (ſo viel Referent weiß, Herr v. Lotzbeck in
Lahr), der beſonders um die Verbreitung der Homöopathie im Großherzogthum Baden raſtlos bemüht war, indem er mehrere Aerzte, worunter auch unſern Verfaſſer, reiſen ließ, um ſich mit derſelben bekannt zu machen.

Auf die Reiſenotizen folgt „eine kurze Darſtellung der homöopathiſchen Behandlung der Cholera“ und ein denſelben Gegenſtand betreffender Aufſatz: „Trifolium cholerico-homoeopathicum oder: ſo kämpfen wir.“ Dann eine Abhandlung, betreffend die Frage: „woher es kommt, daß die Profeſſoren keine Reform der Medizin wollen.“

Unſer Verfaſſer beginnt dieſe Unterſuchung, wie er ſelbſt ſagt, ab ovo Ledae und erhält ſo Gelegenheit, unſer ganzes Unterrichtsweſen mit der ſcharfen Lauge ſeiner Satire zu überſchütten, der er mit augenſcheinlichem Wohlgefallen freien Lauf läßt.

Sehr ergötzlich ſchildert Grieſſelich das Doktor-Examen; nur Schade, daß das Vergnügen, das dieſe Schilderung dem Leſer gewährt durch die Betrachtung getrübt wird, daß ſie kein Spiel der Phantaſie iſt. Leider verhält ſich die Sache wirklich ſo, und bei manchen Examen fällt Einem Molière's: „Mais Messieurs, ne vous tromperez-vous point vous-mêmes? est-il bien assuré, que ce soit médecin? ein.

Aus den Bemerkungen des Verfaſſers über mediziniſche Schriftſtellerei möge Einiges hier Platz finden:

„Wir haben den jungen Doktor auf dem Oppoſitionsſchemel verlaſſen. Wir müſſen ihn nun auch hinter dem Schreibpulte aufſuchen. Es iſt überhaupt nöthig, daß wir den gelehrten Arzt, alſo vorzüglich den akademiſchen Lehrer, von zwei Seiten betrachten; einmal von der ſchreibenden, das andere Mal von der ausübenden. Man ſollte glauben, es müſſe hier etwa ein Verhältniß ſtattfinden, wie bei einem Schauſpieler, der zugleich Dichter iſt, alſo ſeine eigenen Geiſtesprodukte aufführen kann. Aber dem iſt nicht alſo. Der Arzt im Gewande des Praktikus erſcheint als ein ganz anderer, denn im Gewande des Schriftſtellers, et vice versa. Entweder ſchreibt er von Krankheiten und deren Heilung, oder er heilt und ſchreibt dann nicht; oder er ſchreibt und heilt zugleich (wenigſtens kurirt er) und dann iſt eins von beiden nicht das Rechte.“ —

„Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn beginnt der Docent mit Diſſertations- und Habilitationsſchriften. Aber das ſind nur Prodromen einer fruchtbareren Zeit. Mit dem erſten Tritte auf den Katheder iſt auch der Gedanke an irgend ein Handbuch ſchon geboren. Und um dieſes auszuarbeiten, brauchts weiter Nichts als einiges Sammelgenie; denn je weniger eigene Erfahrung da iſt, deſto mehr Spielraum hat die Phantaſie. Im Grunde thut das dem Schriftſteller auch gar keinen Eintrag, denn es iſt wohl kein Buch bekannt, was nicht einmal gut recenſirt

Digitized by Google

worden wäre. Jede Buchhändleranzeige iſt ja ſchon eine gute Recenſion, und ehe noch ein Sachverſtändiger ſich vorurtheilsfrei an das Buch machen und es theils mit den Waffen der Erfahrung, theils mit denen des geſunden Menſchenverſtandes prüfen kann, iſt es ſchon als „unentbehrlich,“ als „eine große Lücke in der Literatur ausfüllend,“ als „eine geiſtreiche Erſcheinung im Gebiete der Wiſſenſchaft“ ausposaunt, für deren Werth ſchon der Name des berühmten Verfaſſers ſpreche, welcher Werth auch dadurch beurkundet werde, daß dieſe oder jene Autorität eine Vorrede dazu gegeben habe. Zur Freude des Verlegers und des Autors erſcheint auch in einer kritiſchen Anſtalt eine günſtige Gelehrtenrecenſion, womit es denn manchmal ſo ganz eigene Bewandtniſſe haben ſoll, denn ein guter Freund thut dem andern gegen Verſprechen des Reciproci ſchon einen Gefallen. Aber nicht alle Recenſionen über daſſelbe Buch ſind gut, wie nicht alle ſchlecht ſind. Ja man erlebt nicht ſelten, daß ein und daſſelbe mediziniſche Werk in einer kritiſchen Anſtalt als gut geprieſen, in einer andern als voller Fehler dargeſtellt wird. Jeder Recenſent hat auch ſeine Gründe — das verſteht ſich, nur ſagt er ſie nicht immer. Eben das ungeheuer viele Recenſiren und Recenſirtwerden beweiſt, was die Medizin iſt, — eine Wiſſenſchaft, welche am Tiſche beurtheilt werden kann. Geſtehen wir es uns! Das Recenſiren iſt beinahe zu einem verächtlichen Handwerk herabgeſunken, denn faſt nirgends zeigt ſich die Oberflächlichkeit ſo nackt, als in den kritiſchen Blättern. Es iſt faſt unbegreiflich, wie eine ſolche Menge nur Abſatz finden kann; nur die Wahrheit macht die Unbegreiflichkeit begreiflich, daß es Schriftſteller gibt, die aus den Recenſionen wieder Bücher machen. Wie viele Citate wandern nicht aus der Schrift, ſondern erſt aus ihrer Recenſion aus? Es iſt eine wahre Einſchachtelungspraxis, in welcher ſich die Medizin befindet, und ein Buch machts dem andern wie Saturn ſeinen Kindern.“

Endlich rückt der Verfaſſer geradezu auf die Univerſitätsprofeſſoren an, die nach ſeiner Anſicht eine Ariſtokratie bilden, welche die Medizin zu keiner allgemeinen Reform kommen läßt, ein Oberhaus, welches die Erblichkeit des Herkommens und der Tradition, den Boden, der ihnen den Zehnt liefert, nie aufgeben werde. Die Beweggründe, welche dem Verfaſſer zufolge die akademiſchen Profeſſoren bis daher abgehalten haben, die Homöopathie durch Erfahrung zu prüfen, will Ref. hier nicht wiederholen, indem er ſelbſt den Schein einer Undankbarkeit gegen manchen hochverehrten Lehrer zu vermeiden wünſcht; wohl aber wünſcht er von ganzem Herzen, daß eben dieſe den Verfaſſer durch die That widerlegen und damit die Worte deſſelben beherzigen möchten: „Die Natur verlangt von allen ihren Forſchern, ſie treu zu beobachten; es iſt Pflicht des Forſchers, wenn er von neuen Naturerſcheinungen Kunde erhält, deren Grund oder Ungrund auf dem Weg zu prüfen, auf welchem Naturerſcheinungen allein geprüft werden können. Denn es handelt ſich, wie Hahnemann gegen Conradi ſpricht, in der Medizin durchaus nicht um Glaubens- ſondern um Erfahrungsſachen, was den Aerzten zwar mit andern Worten ſchon oft geſagt wurde, ſie aber nur halsſtarriger gemacht hat.“

In einem weiteren Aufſatz: „Die Cenſur und die Homöopathie“ ſchildert uns der Verf., wie an manchen Orten die erſtere im Kampfe gegen die leztere zu Hülfe genommen wird. Es iſt ſehr leſenswerth; um übrigens dieſe Anzeige nicht noch mehr über die Gebühr auszudehnen, beſchränkt ſich Ref. darauf, nur eine Anekdote auszuheben.

„Der Homöopath Löwe zog von Prag nach Wien und wollte dieſen Ueberzug, der dortigen Sitte gemäß, in einer Wiener Zeitung bekannt machen. In ſeiner Anzeige ſagte er auch, er ſey derſelbe Dr. Löwe, der früher in Prag prakticirt habe. Der mediziniſche Regierungsrath, als Cenſor, ſtrich dieſen Paſſus und gab auf Befragen die Auskunft: in der Stelle liege der Sinn, daß der Doktor Löwe der Homöopathiker Löwe von Prag ſey; Homöopathie wäre aber in den Kaiſerſtaaten verboten — folglich — — Löwe appellirte gegen eine ſolche authentiſche Interpretation an die Regierung ſelbſt und dieſe hob den Strich des Cenſors auf.“

Wir übergehen aus dem ſchon angegebenen Grunde die noch folgenden kürzeren Abſchnitte der Grieſſelich'ſchen Schrift, indem wir nur noch darauf aufmerkſam machen, daß der Verf. in der Homöopathie nicht im mindeſten den Stein der Weisheit gefunden glaubt, ſondern ſie vielmehr nur als eine Vorbereitung der nöthigen Umgeſtaltung der Medizin betrachtet. „Man muß ſich, ſagt er, über den Zuſtand der Medizin gänzlich täuſchen, wenn man glaubt, dieſer ſelbſtgefällige Wirrwarr, in welchem jeder Federheld Fauſtrecht übt, könne ſo fortdauern. Das Schiff der alten Medizin, über welches die Aerzte ſelbſt, die Philoſophen, die Poeten aller Art, mit Inbegriff der Hiſtrionen, ihren Spott treiben, hat einen zu großen Leck. Die Homöopathie mit ihren mir früher verächtlichen „Verdünnungen“ erſcheint mir als die Reformbill; der graueſte der Grey's, der Wunſch geſund zu ſeyn, wird ſie ſchon durchs Oberhaus bringen und wird den Uebermuth ſtarrer Pairs, Doktrinärs genannt, beugen. Auf den Studierſtuben, ihren boroughs, wo die Syſteme gekleiſtert werden, mögen ſie dann die ſchöne Zeit der dahin geſchwundenen Alleinherrſchaft beweinen. Nenne man die Lehre Hahnemanns Homöopathie, nenne man ſie, wie man will, ich betrachte ſie als eine den alten Sauerteig austreibende, als eine Emancipation der reinen Beobachtung aus den Klauen der Autoritäten und dem Labyrinthe des Herkommens. Sie ſoll die Arzneikunde zurückführen auf die Stufe naturgetreuer Einfachheit.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 130. — 23. December 1833.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortſetzung.)

14) Marion de Lorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Franzöſiſchen von Kathinka Halein. Mainz, Kupferberg, 1833.

Der franzöſiſche Dichter wählte ſich einen bekannten höchſt romantiſchen Stoff, denſelben, den Goethe in dem Gott und der Bayadere bearbeitet, und der in dem herrlichen indiſchen Gedicht Mrichchakati ſchon vor ein paar tauſend Jahren behandelt wurde. Auch die chriſtliche Legende hat dieſen Stoff in der Geſchichte der büßenden Magdalena aufgenommen. Immer wird uns ein reizendes Geſchöpf, dem wir um ſeiner Liebenswürdigkeit willen ſogar ſeine Sünden verzeihen, wunderbar die Seele rühren, wenn wir es plötzlich durch die Macht der wahren Liebe verwandelt, von inniger Reue und von einer heiligen Begeiſterung ergriffen ſehn. Wie wahr iſt daher, was Goethe ſagt:

> Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unſterbliche heben verlorene Kinder
> Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Wie hold, wie unnachahmlich reizend iſt die liebende Vaſantaſena des indiſchen Dichters! Jeder frühere Fehltritt wird, weit entfernt, ſie zu verunſtalten, nur ein Reiz mehr für ſie. In derſelben Weiſe hat nun auch Victor Hugo aus der buhleriſchen Marion de Lorme eine Reuige gemacht, die an Liebenswürdigkeit ihren Vorgängerinnen nichts nachgibt. Doch, wenn er in der Schilderung ihres Charakters die zarteſten Züge angebracht, und ihn natürlich gehalten, nichts übertrieben hat, ſo iſt es um ſo mehr zu beklagen, daß er die Situationen, in die er ſie kommen läßt, nicht mit gleicher Delikateſſe gewählt hat.

Die ſchöne Marion hat Paris verlaſſen und lebt unter fremdem Namen in Blois, wo der männlich edle Didier ſie in Banden der Liebe gefeſſelt hält. Er bietet ihr ſeine Hand an, aber ſie zittert, daß er ihren wahren Namen und ihre frühere Lebensart erfahre. Einer ihrer alten Liebhaber, der ihrer Spur gefolgt iſt, findet ſie endlich. Es kommt zwiſchen ihm und dem eiferſüchtigen Didier zum Duell. Die Duelle waren aber eben bei Strafe des Galgens verboten worden, und nur Marions Verführungskünſten gelingt es, den Geliebten zu befreien. Sie fliehen verkleidet und geſellen ſich zu einer Komödiantenbande, doch hier werden ſie entdeckt, und zugleich erfährt Didier, daß ſeine Geliebte, die er als einen reinen keuſchen Engel angebetet, die landberüchtigte Marion iſt. Er wird zum zweitenmal verhaftet, und

Digitized by Google

obgleich Marion ſich dem melancholiſchen König Ludwig XIII., der vom Dichter ſehr gut charakteriſirt iſt, zu Füßen wirft, ſo hält doch Kardinal Richelieu das Duellgeſetz aufrecht. Marion bedient ſich ihrer Verführungskunſt noch einmal, um in Didiers Gefängniß einzudringen, aber es iſt zu ſpät. Er verweigert, in ihren Kleidern zu entfliehen, er ſtößt ſie von ſich, vergibt ihr aber doch im lezten Augenblick, da er zum Tode geführt wird.

Dieſe lezten Scenen ſind überaus grell und undelikat. Allerdings unterſcheidet ſich der Geſchmack der Nationen, und in Frankreich ſtößt Manches nicht an, was in Deutſchland Widerwillen erregt; doch gibt es gewiſſe Dinge, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nothwendig unpoetiſch ſind, und die jeder große Dichter vermeidet. Man urtheile ſelbſt. Marion erſcheint hier auf der Bühne, nachdem ſie ſo eben durch die entehrendſten Mittel ſich das Gefängniß geöffnet hat.

Marion.

(Sie geht wankend, und gleichſam in Gedanken der Verzweiflung verloren, vorwärts. Von Zeit zu Zeit fährt ſie mit der Hand über das Geſicht, als wolle ſie da etwas hinwegwiſchen.)

Sein Mund gleicht einem glühend rothen Eiſen,
Das mich gebrandmarkt hat.

(Plötzlich erblickt ſie Didier im Schatten, ſtößt einen Schrei aus, läuft, und ſtürzt athemlos zu ſeinen Füßen hin!)

Das iſt denn doch zu ſtark! Glaubt der Dichter ſolche ſchmutzige Mittel durchaus nöthig zu haben, um den Jammer ſeiner Tragödie grauſam zu verſtärken, ſo hätte er ſie doch nicht ſo zur Schau ſtellen, mehr bloß andeuten ſollen. Und nun vollends die unſaubern Expektorationen zwiſchen den beiden Liebenden. Didier, der die Mittel muthmaßt, durch welche Marion in ſeinen Kerker gekommen, inquirirt ſie förmlich.

Didier (mit ſchrecklicher Stimme).

Ha! Weib! hier dringet man nicht leicht herein.
Die Staatsgefängniſſe ſind Tag und Nacht
Bewacht. Die Thore Eiſen und die Mauern
An zwanzig Ellen hoch. Wem habet ihr
Euch preiß gegeben, daß vor euch der Kerker
Sich alſo öffnet?

Marion.

Didier, wer hat euch
Geſagt? . . .

Didier.

Kein Menſch. Ich rathe nur.

Marion.

O Didier!
Ich ſchwör' euch bei dem höchſten Gott des Himmels,
Ich that's, um euch zu retten, euch den Kerker
Zu öffnen, eure Henker zu erweichen.

Didier.

Ich danke!

(Er kreuzt die Arme.)

Schamlos ſelbſt auch hier zu ſeyn,
Und ohne Seele, iſt das keine Schande,
Madame!

(Er eilt mit großen Schritten über die Bühne und mit einem Ausbruch der Wuth, die ſich in Schreien äußert.)

Saget mir, wer iſt der Kaufmann,
Der ſo mit Schmach und mit Verachtung handelt,
Daß er ſich meinen Kopf um ſolchen Preis
Abkaufen läßt? Wo iſt der Kerkermeiſter?
Der Richter? jener Menſch? daß ich ihn hier
Zermalme, daß ich ihn erdrücken kann.

Und ferner:

O ſchweiget! — Auch ich hätte ja als Weib
Geboren werden können; hätte auch
Gemein und ehrlos handeln, mich für Gold
Verkaufen können, an den erſten Beſten,
Der da gekommen wäre. Aber hätte
Auf meinem Weg ich einen Mann gefunden,
Der gut und leichtvertrauend, an der Ehre
Mit allen Kräften ſeiner Seele hing,
In deſſen Herzen noch der Glauben lebte,
Der ſchöne Wahn von Tugend und von Treue;
Dann hätt' ich lieber mit den Nägeln mir
Mein Grab gegraben, als ihm nicht geſagt:
„Ich bin nur das! mein keuſches Auge lügt!“

Dergleichen Proſtitutionen widerſtreben aller Poeſie, wenn anders zwiſchen einem Kriminalgerichtshofe oder einem Lazareth und der Poeſie keine Gränze ſeyn ſoll. Und endlich muß man ſich wundern, warum Didier zulezt doch noch der alſo Ausgeſcholtenen verzeiht? Glaubt ſie wirklich von fremden Küſſen, ſo iſt es rein unmöglich, daß ein Mann wie Didier, vom ſprödeſten Ehrgefühl, über dieſen Makel hinwegſehn und ſie am Ende noch weichherzig in die Arme ſchließen ſollte, als ob es einen noch nach einer Speiſe gelüſten könnte, die durch etwas uns tief anwiderndes verunreinigt wurde. Didier konnte ſie allenfalls noch lieben, ja für ſie ſterben, aber er konnte ſie nicht mehr anrühren, dagegen mußten ſich alle ſeine Sinne eiferſüchtig ſträuben.

15) Ida. Schauſpiel in fünf Aufzügen, von E. Falſen. Aus dem Däniſchen von Ch. E. Wettwer. Kopenhagen und Leipzig, Schubothe, 1831.

Nach Lafontaines Ida von Tockenburg (Toggenburg), alſo überaus rührhaft. Der Ritter von Tockenburg hat den jungen Grafen von Kyburg erſchlagen, der alte

Digitized by Google

Kyburg ihn darauf gefangen genommen, aber ſeine geliebte Ida ihn befreit, indem ſie die Rüſtung mit ihm wechſelte (wie Frau von Lavalette in Paris). Nun erſcheint Ida vor dem alten Kyburg, der in ihr noch den Ritter von Tockenburg zu ſehn glaubt, ſie tüchtig ausſchilt und zum Tode verurtheilt. Da wankt ſie, fällt, man lüftet ihr den Harniſch und entdeckt, daß ſie ein Weib iſt. Der Alte zürnt fort, aber ſeine Frau und Töchter legen ſich ins Mittel und Ida, die nun aufhört, ohnmächtig zu ſeyn, beſpricht ihn mit geläufiger Zunge: „O Kyburg, daß ich deinen Sohn hätte retten können — Nein, Kyburg, ich habe mich ſelbſt deiner Rache überleben — Kyburg, du liebteſt deinen Sohn — nein, Kyburg, Tockenburg iſt kein Niederträchtiger — das Schickſal wollte das nicht ſo, Kyburg“ — — Doch es hilft ihr Alles nichts. Kyburg iſt ſo ungalant, ſie zum Tode zu verdammen. Da ſagt ſie: „Kyburg, nur noch eine Bitte, gib mir deinen Segen mit auf den Weg, auf daß ich ihn deinem Sohn bringen kann.“ Das wirkt. Die Weiber werfen ſich ihr in die Arme: „o du Heilige — nein, du ſollſt nicht ſterben.“ Der Alte muß nun endlich nachgeben, „überwältigt von Mitleiden ſtreckt er ſeine Arme aus gegen Ida und ſie fliegt in dieſelben.“ Den Schluß macht die Verſöhnung der feindlichen Häuſer.

16) Robespierre oder der neunte Thermidor. Ein Gemälde der franzöſiſchen Revolution im Jahre 1794. Nach Anicet-Bourgois und Francis, von Georg Ball. Nürnberg, Winter, 1832.

Ein dramatiſches Gemälde in Proſa nach den bekannten Quellen. Doch muß ich geſtehen, daß mir die einfache hiſtoriſche Darſtellung im Moniteur, die Protokolle vom 8. und 9. Thermidor lieber ſind. Die Dichter haben willkührlich die Reden Robespierres und der übrigen Akteurs in dem großen Trauerſpiel abgekürzt, und dagegen kleine häusliche Scenen, zur Motivirung der Hauptaktion, hinzugefügt, aber das heißt das Große durch Kleines verdrängen und uns die verächtlich zeigen, die weit mehr, nämlich ſchrecklich waren. Doch die Geſchichte bleibt dieſelbe, und in ihr iſt mehr tragiſches Schickſal, als in hundert Jambentragödien.

17) Die Overſtolzen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von J. Kreuſer. Dresden und Leipzig, Arnold, 1833.

Ein Gemälde aus der Vorzeit Kölns. So ſehr ſich der Verfaſſer bemüht hat, den treuherzigen und körnigen Volkston zu treffen, ſo hat ihm dabei doch der tragiſche Jambus auf jeder Seite Feſſeln angelegt. Man leſe z. B.:

Grin.

Potz Wetter, denke doch, Du biſt der Mann.
Das hätte meine Frau mir nie geboten.

Kunegunde.

Was geht's Euch an, was ich zum Manne ſpreche?
Ihr ſeyd ſo unverſchämt als roh und wüſt.
Es iſt zu arg. Wer kann da an ſich halten?

Grin.

Am neuen Dom gießt man jetzt eine Glocke,
Schickt Eure Zunge nur als Klöppel hin!

Kunegunde.

Schandmemme, der nicht Fraun und Sitte ehrt,
Du widerhaar'ger, roher Unhold, Du,
Geh mir aus dem Geſicht', ich ſpucke ſonſt.

Grin.

Potz, das iſt ſpaßhaft. Ei Du Teufelsmagen,
Schminkklappe Du und übermaltes Leintuch,
Du ausgeſtopfter Balg und Knochenraspel!
Setz dich vor's Haus, man hält Dich für den Mond,
Wenn er gefirnißt wär'! O Höll' und Weiber!
Du Flötenklapper, magre Vogelſcheuche,
Bei der der Teufel zu Gevatter ſtand,
Als man Dich taufte Deinem Mann zur Qual,
Solch einem Lamm' und ſeidenweichen Engel.
Verkauf Dein Pergamentfell an 'nen Schreiber,
Oder vermach' es auch der Stadt zur Trommel,
Du kannſt das erſte gute Werk dann thun.
Potz, Wetter, Höll' und Ottern, mir wird warm.
Mich ſollt' ein Weib zum Schweigen bringen können?

Das Alles würde ſich beſſer in Proſa ausgenommen haben. Die Bürger kämpfen mit dem Erzbiſchof um ihre Freiheit, und das Ende iſt eine Verſöhnung:

Glückſel'ge Stadt für alle alle Zeit
Geht ſolcher Bürger Saat hier nimmer aus!
Zwei edle Opfer ſind für ſie gefallen,
Allein das höchſte, Freiheit iſt gerettet.

Die Einflechtung einer Liebesgeſchichte und mehrerer komiſch bürgerlichen Scenen beleben das Gemälde.

18) Peter Viſcher, romantiſch-dramatiſches Gemälde aus der Vorzeit Nürnbergs in zwei Abtheilungen. Von Wilhelmine Loſtmann, geb. Blumenhagen. Mit 9 kolorirten Kupfern und einer Muſikbeilage. Nürnberg, Winter, 1832.

Da dies Drama zu Ehren der bildenden Künſte und eines ihrer größten Meiſters geſchrieben iſt, hätten die kolorirten Kupfer doch einigermaßen mehr dem

Digitized by Google

Begriff des Schönen entſprechen ſollen. Was das Drama ſelbſt betrifft, ſo iſt es in wohlklingenden Jamben und von einer Dame geſchrieben, man kann ſich alſo denken, daß es überaus „gefühlt“ ſeyn muß. Gleichwohl hat die Dichterin weniger ihre ſchöne Seele als ihre Routine in Kunſtausdrücken zur Schau geſtellt, und bewieſen, daß ſich unſer Freundnachbar, das Kunſtblatt, recht gut in Jamben ſchreiben ließe. Peter Viſcher hat das berühmte Sebaldusgrab gefertigt und freut ſich ſeines Werks. Es wäre nun wohl genug, daß er ſelbſt ſeine Gedanken darüber ausſpräche, und daß etwa noch ſeine Landsleute ihre unmaaßgeblichen Naivetäten darüber ausgößen; allein unſre Malerdramen-, Malerromanen- und Malernovellen-Fabrikanten thun's nicht anders, es muß allemal erſt ein Maler aus Welſchland herbeikommen und das Werk des Deutſchen loben. Das iſt der deutſche Nationalſtolz, der die Ehre darin ſucht, ſich den Paß von einem Fremden ſchreiben zu laſſen. Hier zeigt der Welſche zum Glück, daß er die Sache verſteht, denn man höre:

Brentano.

Heil Meiſter, Heil! Du ſchufeſt Großes hier! —
Wohin ſoll ich zuerſt die Blicke ſenden? —
Des Ganzen Eindruck faſſen, oder rings
Von einer Zier mich zu der andern wenden? —

(Er geht rings um das Grabmal und es immer aufmerkſam betrachtend, bleibt er wieder unfern davon ſtehen.)

(Fortfahrend.)

Auf breitem Poſtamente ruht der Sarg
Und ſeine Seitenwände bilden Hallen,
Wo in erhab'ner Arbeit reich zu ſchauen
Die Wundek St. Sebaldus dargeſtellt; —
Den Heil'gen ſieht man da in reiner Klarheit; —
Den Künſtler ſelbſt in einfach treuer Wahrheit. — —
Viel Säulen tragen des Geſimſes Vorſprung,
Da ruhen Kindlein, Engel unter Spielen,
Wie heit're Phantaſie ſie nur erſann,
Wie Laune, Witz, Erfindung ſie geordnet,
Mit Blumen, Thieren reich und nett gemiſcht. —
Hoch vor dem Poſtamente heben ſich
Die ſtattlichen Pilaſter, herrlich ruhend
Auf Fußgeſtellen, deren reiche Zier
Phantaſtiſch-myſtiſche Allegorien, —
Und tragen wieder Säulchen mit Conſolen,
Wo unter goth'ſchen Baldachinen ſtrahlend
Die zwölf Apoſtel wunderherrlich ſteh'n, —
Hier überbietet Alles ſich an Kunſt; —
Die Zeichnung, wie der Wechſel der Geſtalten,
Der mannichfache Ausdruck jeden Kopf's —
Der Faltenwurf in großen breiten Maſſen,
Das Alles trägt den Stempel der Antike,
Und ſtellt dies Meiſterſterk in Nürnbergs Mauern
Den wundervollen Broncebildern gleich
Der ält'ſten Meiſter aus Italiens Schule.

(Der Beſchluß folgt.)

Chronologie.

Tagebuch der Weltbegebenheiten, oder Aufzeichnung der wichtigſten Ereigniſſe auf den Tag, wo ſie ſich zugetragen. Von Dr. G. K. Schilling. Berlin, Oehmigke, 1832.

Da Alles, was an jedem einzelnen Monatstage geſchehn iſt, hier zuſammengeſtellt wird, alſo z. B. unterm 18. Februar der Tod Luthers, der Maria Stuart, des Dichters Gleim, die Abſetzung Wallenſteins und die Schlacht bei Montereau, ſo wird freilich das Geſchichtliche ſo durcheinander geworfen, daß nur ein chronologiſches oder etwa aſtrologiſches Intereſſe übrig bleibt. Insgemein aber wird jeder Leſer nachſchlagen wollen, was an dem Tage geſchehn iſt, an welchem er geboren wurde oder der ihm ſonſt wichtig iſt. Dieſem Intereſſe kam ſchon vor mehr als hundert Jahren Ziegler durch ſeinen ungeheuren Folioband „Schauplatz der Zeit“ entgegen; unſer Verfaſſer hat nur ein kleines Werk von 17 Bogen geſchrieben und jede einzelne Begebenheit nicht geſchildert, ſondern nur kurz notirt. Gegen die Redaktion ließe ſich Manches einwenden. Wir finden eine Menge der wichtigſten Weltbegebenheiten nicht, und an ihrer Stelle ſehr unbedeutende, z. B. der Tod des lezten Churfürſten von Mainz, einer unberühmten Herzogin von Altenburg, Felbigers, Panzers ꝛc. Es fehlen z. B. unterm 1. Oktober die Eröffnung der geſetzgebenden Verſammlung 1791 und des Troppauer Kongreſſes 1820, unterm 4. die Proklamirung der Vereinigten Staaten 1776, unterm 5. der Tod des kräftigen Kaiſer Heinrich III. 1056, unterm 9. Napoleons Landung zu Frejus 1799, unterm 12. die Entdeckung Amerikas 1492, unterm 14. der Rückzug Solimans II. von Wien 1529, und der Schluß des Kongreſſes zu Verona 1822, unterm 29. der Tod Konradins 1268; der Ort, wo derſelbe ſeine Niederlage erlitt, iſt unterm 24. Auguſt fälſchlich Aquileja (ſoll heißen Aquila) genannt. An Druckfehlern iſt kein Mangel. So ſteht unterm 1. Juli bei Ugolinos Tod 1888 ſtatt 1288, Heinrich der Vagler, ſtatt Vogler, Katharina de Boro, ſtatt von Bora ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 131. — 27. December 1833.

Schriften über Ungarn.

1) Geſchichte der Magyaren, von Johann Grafen Mailath. Zweiter bis fünfter Band. Wien, Tendler, 1828 — 1831.

Ueber den erſten Theil dieſes vortrefflichen hiſtoriſchen Werkes wurde in unſern Blättern von 1829 Nr. 83 berichtet. Mit den vorliegenden Bänden ſchließt das Ganze. Der edle Verfaſſer, der durch Geburt und Patriotismus wie durch ausgezeichnete Gelehrſamkeit ſeinen Beruf zum ungriſchen Geſchichtſchreiber bewährt, entwirft uns ein großes, überſichtliches zugleich und genaues Gemälde der wechſelvollen Schickſale ſeines Volks, das, zu ſpät in die europäiſche Civiliſation eintretend, zwiſchen derſelben und der alten Barbarei des Orients ſchwankend, beider Zankapfel und Spielball wurde. Unter dem Hauſe Arpad kamen die Magyaren in Berührung mit dem Chriſtenthum und Deutſchland, unter dem Hauſe Anjou mit dem Papſtthum und Italien und der argliſtigen welſchen Politik; dann unter den Hunnyaden folgt auf kurze Zeit eine Wiedergeburt des ächten Magyarengeiſtes, und dies iſt die Glanzperiode Ungarns; unmittelbar darauf aber beginnen die großen Eroberungen der Türken. Trotzend auf die frühern Siege, mißachteten die Ungarn den großen Soliman, der ſie zu verderben heranzog. Der König war ohne Gewalt, der ungriſche Adel bis zur Unglaublichkeit übermüthig. Auf einem Landtage wurden 41 Artikel angenommen, von denen der erſte lautet: „Der König (Ludwig) dürfe ſich ſeines Anſehens bedienen.“ „Wenn ein ungriſcher Magnat zu Hofe ging, begleitete ihn ein ſo zahlreiches Gefolge, daß die Straßen es kaum faſſen konnten; ſie ſtellten bei ihren Einzügen ungeheure Pracht zur Schau, und Muſikchöre jubelten voran, ſo, daß es jedes Mal ausſah, als ſey es ein Triumph. Zur Eſſenszeit ſchmetterten Trompeten von allen Seiten her, die Gäſte berufend, die Fröhlichkeit der Herren verkündend, ſo, daß man ſich in Ofen wie mitten in einem Lager wähnte. Tolldreiſte Verachtung des Feindes hatte ſich aller Gemüther bemächtiget. Wenn irgend der Weiſeren einer wegen des bevorſtehenden Türkenkrieges Beſorgniſſe äußerte, wurde er verhöhnt. Die Ringe an ihren Fingern ſeyen hinreichend, die Türken zu erdrücken, ſo redeten die Wahnſinnigen. Es war ihnen gar nicht genehm, daß der König böhmiſche, mähriſche, ſchleſiſche Hülfsvölker begehrte, und die magyariſchen Großen ſagten den böhmiſchen im vertraulichen Geſpräche, es ſey gar nicht nöthig, viele Hülfsvölker zu ſchicken; es genüge, jene, die da kommen, mit vielen Fahnen zu verſehen, weil die Türken ihre Feinde nach den Fahnen zählen. Die wenigen Hülfsvölker, die wirklich erſchienen, waren

Digitized by Google

vom gleichen Schwindel beſeſſen. Bei Trinkgelagen waren ſie die größten Helden; der eine trank auf den Untergang von fünf Türken, der andere berauſchte ſich über der Beute von zehn Türken. Aber Niemanden kam es in den Sinn, aus welchen Mitteln der Krieg zu führen, wie der Sieg zu erringen ſey; alle ſchwärmten nur in dem Gedanken, wie ſie des Sieges genießen würden, ſo, daß einer der wenigen Vernünftigen mit Recht ſagen konnte: „Er habe nie gehört, noch geſehen, daß irgend ein Reich mit mehr Luſt und Jubel zu Grunde gegangen, als Ungarn.“ Soliman warf Ungarn nieder, Ludwig fiel bei Mohacz, und lange blieb Ungarn in den Händen der Türken, um in die von Habsburg überzugehn.

Unter den vielen trefflichen Schilderungen, worüber ſich beſonders die Geſchichte der Hunnyaden, der Türkenkriege, der berühmten Belagerungen von Belgrad, Sigeth ꝛc. auszeichnen, heben wir nur einige hervor, deren Gegenſtände minder bekannt ſind. Der Verfaſſer äußert unter anderm über das ungriſche Magnatenweſen: „Die gründliche Entwicklung des Erbeigenthums-Rechtes würde mich von meinem Ziele weit entfernen; daher behalte ich mir dieſen Gegenſtand, außer dem, was ich im dritten Abſchnitte kurz darüber ſagen werde, zu einem eigenen Werke vor. Ich berühre nur das Eine, daß die heimiſchen und eingewanderten Stammgeſchlechter ihr Eigenthum zwar mit gleichem Rechte beſaßen, daß aber der Urſprung ihres beiderſeitigen Erbeigenthums verſchieden war. Die eingewanderten Stammgeſchlechter erhielten ihr Eigenthum, wie wir es aus den Diplomen der Könige Andreas II. und Belas IV. bemerken konnten, aus königlicher Schenkung; die heimiſchen Geſchlechter hatten ihr Erbeigenthum aus der Theilung bei der Beſitznahme des Landes. Keza und die Wiener-Bilder-Chronik reden offenbar ſo; aber auch der aſiatiſche Urſprung der Ungarn bringt es ſo mit ſich, daß die alten hundert und acht magyariſchen Geſchlechter früher blüheten, als die Ungarn auswanderten. Ob ihre Zahl ſich hier aus Stamm-Ungarn vermehrt habe, läßt ſich leicht beantworten, wenn wir bedenken, daß Keza von ſeiner Zeit ſagt, daß auch damals die rein ungriſchen Stammgeſchlechter nur hundert und acht waren. Auch leidet es keine Frage, daß, nachdem ſich die ungriſche Nation hier niedergelaſſen, viele Edelleute geworden ſind; aber es ſcheint etwas ganz Anderes geweſen zu ſeyn, zum Edelmanne, oder zu einem Stammgeſchlechte erhoben zu werden. Von der Regierung Belas IV. angefangen ſind unſere Urkunden häufiger, und wir haben Beiſpiele, daß einigen Edelleuten ein Erbeigenthum gegeben worden; aber ich habe wenigſtens in den Urkunden keine Spur bis jezt finden können, daß die Nachkommen ſolcher Burgſoldaten ſich aus einem Stamm-Geſchlechte (de Genere) entſproſſen geſchrieben hätten. Unmöglich ſehe ich es übrigens nicht, daß die ungriſchen Stammgeſchlechter aus wirklichen Ungarn vermehrt worden wären, da Fremde beinahe unter jedem Könige mit den Rechten eines Stammgeſchlechtes beſchenkt wurden, und weil die Stammgeſchlechter, die nach Keza aus Gefangenen, d. h. Burgſoldaten, entſproſſen, in ſo fern ſie in Ungarn waren, für Ungarn, wenn auch nicht für reine Ungarn, gehalten werden konnten. Die Zeit und die geweckte Aufmerkſamkeit werden uns hierüber vielleicht mit Sicherheit belehren. Der Urſprung und die Zahl der fremden Stammgeſchlechter iſt unbeſtimmt, da, wie ich oben berührt, ſie bald von dieſem, bald von jenem Könige aufgenommen wurden. Nach der Ausſage des ungenannten Schreibers König Belas hat das Stammgeſchlecht Bora die Rechte eines Stammes bereits unter dem Heerführer Takſony erhalten, und iſt alſo wahrſcheinlich das älteſte unter den eingewanderten Stammgeſchlechtern.“ Dann folgt ein Verzeichniß dieſer uralten Geſchlechter. Ihr Verhältniß war ein anderes, als das des franzöſiſchen Lehnadels. Sie waren auf ihren unverlierbaren Erbeigen unumſchränkte Deſpoten.

Ueber den Urſprung des berühmten Namens der Huſaren leſen wir hier folgende Notiz: „Eines der erſten Geſchäfte des Königs Matthias war die Feſtſtellung der Militärpflicht in Ungarn; ein eigenes Dekret, welches er deßhalb erließ, ſezte die Militärpflicht in ihren verſchiedenen Abſtufungen feſt. Jener Abſchnitt des Dekretes, daß je von zwanzig Jobagen ein Streiter geſtellt werden ſoll, gab den Urſprung zur jezt noch üblichen Benennung der ungriſchen Reiterei. Der geſtellte Mann wurde Huſzar geheißen, von Huß, zwanzig, und ár, Preis.“

Der ſpäte Eintritt der Ungarn in die europäiſche Civiliſation, die deſpotiſche Gewalt des Adels, die durch das Haus Anjou eingeführte ränkevolle italieniſche Politik der Großen und die koloſſale Barbarei der Türkenkriege geben der ungriſchen Geſchichte einen Charakter von ſeltner Grauſamkeit. Die Kriege, die Partheimorde, die Revolutionen begleiten ſtets die größten Gräuel; ja ſelbſt dem Privatleben blieben ſie nicht fremd, wie jene berüchtigte Eliſabeth Bathory beweiſt, die, um die Schönheit ihres Teints zu erhalten, ſich mit dem Blut friſch gemordeter Jungfrauen wuſch und zu dieſem Behuf nach einander 300 ihrer leibeignen Mädchen ſchlachten ließ. Ein Pröbchen von ungriſcher Grauſamkeit iſt z. B. die Beſtrafung des berühmten Doſa, der die große Bauernrevolution im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts leitete. „Ueber Georg Doſa erging ein ſchauerliches Gericht. Zapolya ließ durch Zigeuner, die zugleich Henkersdienſte verrichteten, einen eiſernen

Digitized by Google

Thron, eine gleiche Krone und Scepter ſchmieden; während dieſes verfertigt wurde, ließ er 40 Gefangene, und zwar ſolche, die bei Georg zu perſönlichen Dienſten pflichtig waren, durch 15 Tage hungern. Am 16ten Tage lebten nur mehr neun, dieſe wurden vorgeführt, Doſa vor ihren Augen auf den glühenden Thron geſezt und mit der glühenden Krone gekrönkt; nun befahl ihnen Zapolya, von den gebratenen Gliedern des noch lebenden Doſa zu ſpeiſen; drei, die ſich deſſen weigerten, wurden auf der Stelle zuſammen geſäbelt, die übrigen ſechs aſſen, und wurden heimgeſchickt. Doſa gab kein Zeichen des Schmerzes; nur als die Hungrigen an ihm nagten, nannte er ſie Hunde, die er ſelbſt groß gezogen; endlich überwältigte ihn der Schmerz, und er war todt. Die Leiche wurde geviertheilt, und in Ofen, Peſth, Stuhlweiſſenburg und Großwardein auf einem Galgen zur Schau aufgeſtellt.“

Auch die Geſchichte des Proteſtantismus in Ungarn wird hier in klaren Zügen gezeichnet. Die Reformation ging von den deutſchen Koloniſten der Städte aus: „Während die Proteſtanten ſich in Siebenbürgen gewaltſam ausdehnten, ſuchten die Anhänger der neuen Lehre in der Zips ſich auf andere Weiſe zu begründen. Die fünf Städte: Kaſchau, Leutſchau, Eperies, Zeben und Bartfeld, und die Proteſtanten des Saroſer Komitats vereinten ſich in einem Glaubensbekenntniſſe, welches ſie, in zwanzig Kapitel abgetheilt, dem Kaiſer Ferdinand einreichten; ſie hofften, der Kaiſer werde dieſes Glaubensbekenntniß beſtätigen. Eben ſo traten die ungriſchen Bergſtädte zuſammen, und überreichten dem Kaiſer und deſſen Thronerben ihr Glaubensbekenntniß. Während die Regierung zu keinem Entſchluſſe kam, griff die Reformation immer mehr um ſich; viele Große des Reiches traten zur neuen Lehre über. Anna, die Wittwe des Peter Jacſiks, eine reiche Frau, begünſtigte den Proteſtantismus zwiſchen der Körös und der Maros; ſie ſandte einen jungen Menſchen von vielen Talenten, Johann Vitus Balſaratius, nach Wittenberg auf die Schule. Kaspar Dragſy eröffnete ſeine Schlöſſer Ujhely und Erdöd den anderwärts verfolgten Miniſtern. Peter Pereny in Saros-Patak, Peter Petrovich in Munkacs, ließen öffentlich das Evangelium predigen, und Perenyi legte in Saros-Patak die Fundamente zur erſten evangeliſchen Kirche in Ungarn, die in der Folgezeit ſein Sohn Gabriel ausbaute. Er (Peter Pereny) gründete auch die noch beſtehende Schule zu Saros-Patak. Die mächtigſten Familien traten zum Proteſtantismus über. Die Balaſſa, Batthyanyi, Bocskai, Dobo, Druget, Forgacs, Kendy, Seredy, Turzo waren zum Theil oder ganz proteſtantiſch. Der Palatin Turzo benahm ſich ſo, daß Katholiken und Proteſtanten ihn den Ihren beizählten. Er hatte Lutheraner in ſeinen Dienſten, und unter dieſen den Chroniſten Zermegh; er beſaß die Güter des Neutraer Biſthums, und vermachte ſie durch Teſtament ſeinem Bruder, als ob ſie ſein Eigenthum wären. Als Thomas Nadasdy Palatin wurde, begünſtigte er die Proteſtanten offen, und dergeſtalt, daß ſein Ruf nach Deutſchland drang, und Melanchton ihm einen jungen Prediger aus Kreuz in Kroatien, Johann Drugnerius, mit Sicherheit zur Beförderung und Verwendung in einer proteſtantiſchen Kirche empfehlen konnte. Eben ſo empfahl er ihm den großen Prediger Matthias Devay; und die Schule, um deren Errichtung willen Nadasdy von Melanchton gelobt wurde, war ſicher keine katholiſche. Nadasdy hatte auch eine eigene Druckerei; hier wurde das neue Teſtament ungriſch gedruckt nach Johann Sylveſter's Ueberſetzung. Dieſer war ebenfalls ein von Melanchton Empfohlener. Bald war der Proteſtantismus in Ungarn und Siebenbürgen dergeſtalt verbreitet, daß zwei Synoden zugleich gehalten werden konnten. In der Synode zu Mediaſch im ſiebenbürgiſchen Sachſenlande wurde die Augsburger Konfeſſion als Glaubensbekenntniß angenommen, die kirchlichen Zeremonien feſtgeſezt, und beſtimmt, daß der Zehnte, der bis dahin gewiſſen Kirchen entrichtet worden, und den die Neubekehrten auch für die Zukunſt antrugen, den Miniſtern zum Gehalte angewieſen werden ſoll. Endlich wurde entſchieden, daß, um die Einheit aufrecht zu erhalten, alle Kirchen von Einem Biſchofe oder General-Superintendenten abzuhängen haben. Die Synode zu Erdöd trat unter dem Schutze Kaspar Dragſy's zuſammen; neun und zwanzig Prediger verfaßten zwolf Artikel, die Akten ſind aber nicht bis auf uns gekommen. Bis jezt waren die Prediger der neuen Lehre in ihren Anſichten vereint geweſen, und wenn ſich eine Frage ergab, über deren Entſcheidung ſie zweifelten, wandten ſie ſich an Martin Luther ſelbſt. So die Eperieſer, „ob die Meſſe ganz abzuſchaffen ſey,“ worauf Luther bejahend antwortete. Die Siebenbürger ſandten ihm ihr Glaubensbekenntniß zu, welches er, an den Prediger von Hermannſtadt ſchreibend, belobte. Nun aber ſpalteten ſie ſich unerwartet in die Anhänger Luthers und Kalvins. Martin Kalmancſchi, Matthias Devay, Peter Melius, Ludwig Szegedi, Lorenz Petek, Valentin Criſpus und noch viele andere Prediger erklärten ſich für die helvetiſche Konfeſſion. Von Lutheranern und Katholiken gleich angefeindet, traten ſechzehn Prediger zu Beregszasz zuſammen, und erließen ihr Glaubensbekenntniß. Ueber dieſe offen ausgeſprochene Spaltung erſchracken die Lutheraner; es kam von beiden Seiten zu häufigen Diſputationen, Kontrovers-Reden und Synoden. Aus den Diſputationen gingen immer beide Theile, nach ihrer Meinung, ſiegreich hervor; Kontrovers-Reden beſtärkten nur die Partheien in ihren Anſichten, und die Synoden ſchloſſen

Digitized by Google

immer mit der Verkezerung des entgegengeſezten Theiles. Endlich trennten ſich die beiden Kirchen in der Enyeder Synode auf Blandratas Rath förmlich. Und es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß im Durchſchnitte die von der katholiſchen Kirche abweichenden Deutſchen zur lutheriſchen, die Magyaren ſich zur kalviniſchen Glaubenslehre bekannten. Dieſe verſchiedene Neigung der Nationen hat auch zu verſchiedener Benennung der Religionen Anlaß gegeben. Die lutheriſche Religion heißt noch jezt Német-hit, deutſcher Glaube, die kalviniſche Magyar-hit, magyariſcher Glaube; wogegen die Katholiken ihr Bekenntniß Igaz-hit, der wahre Glaube, nennen. Der erſten Spaltung folgten bald mehrere kleinere Trennungen. Anabaptiſten, Mennoniten, Zwinglianer, Sozinianer erhoben ihr Haupt; aber von den Katholiken, Lutheranern und Kalvinern gleich bedrängt, gingen ſie bald unter; nur die Sozinianer, oder, wie ſie jezt heißen, Unitarier, begründeten ſich unter Johann Sigmund Zapolyas Schutz in Siebenbürgen feſt.“

„Als Kaiſer Rudolph II. den Thron beſtieg, zählte man in den Theilen Ungarns, welche nicht türkiſch waren, 900 lutheriſche Gemeinden; die kalviniſchen Gemeinden waren vielleicht noch zahlreicher. Sechzehn Obergeſpäne, beinahe alle Reichswürdenträger, waren proteſtantiſch. Es war leicht voraus zu ſehen, daß binnen Kurzem Ungarn ganz proteſtantiſch ſeyn würde.“ — Da führte Stephan Bathori die Jeſuiten ein, und einem ſonderbaren Mann, Peter Pazmann, der vom Kalvinismus zum Katholicismus übertrat, gelang es durch ſeine Geiſteskraft und Beharrlichkeit, es dahin zu bringen, daß man von ihm ſagte: „er fand Ungarn proteſtantiſch und hinterließ es katholiſch.“ Im Grunde beſtand aber das Mittel, das er anwandte, nur in der ſchlauen Bekehrung der Magnaten, durch deren deſpotiſche Gewalt alsdann das Volk als eine blinde Heerde nachgezogen wurde. Vielleicht wäre ganz Ungarn wieder katholiſch geworden, wenn nicht der politiſche Uſurpator Ragoczy in der proteſtantiſchen Oppoſition eine Waffe geſucht und gefunden hätte. In den Friedensverträgen, die man mit ihm ſchloß, wurden den verfolgten Proteſtanten endlich die Bedingungen zugeſtanden, unter denen der Proteſtantismus noch jezt in Ungarn ſein Daſeyn fortſezt.

2) Neueſte ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien, Slavonien und der ungariſchen Militär-Gränze, Leipzig, Weygand, 1832.

Ein ſehr reichhaltiges Handbuch mit genauer Schilderung 1) der natürlichen Beſchaffenheit, der Lage, des Bodens, der Produkte Ungarns, 2) der Bevölkerung, 3) der Verfaſſung und Verwaltung, 4) der einzelnen Geſpannſchaften in allen ihren topographiſchen Beziehungen. Ein ausführliches Regiſter am Schluß erleichtert die Ueberſicht. Es iſt bei weitem das vollſtändigſte Werk über dieſen Gegenſtand und jedem Geographen und Geſchichtsforſcher ſo wie jedem, der nach Ungarn reiſt, unentbehrlich.

3) Reiſe in Ungarn im Jahr 1831. Von E. v. Ludwigh. Daſelbſt, 1832.

Eine ziemlich unbedeutende kleine Reiſe, in der wir über die gleichzeitigen Cholera-Unruhen durchaus die nähern Details nicht erhalten, die wird darin erwarten.

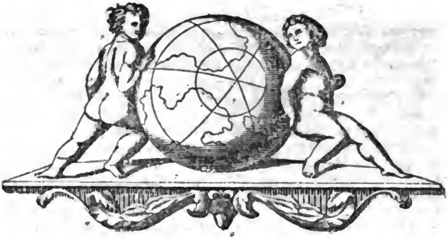
4) Umriſſe einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiſte des Juſte Milieu. Von A.... Erſtes und zweites Heft, 1833. London, gedruckt bei Morlot.

Der Verfaſſer klagt in ziemlich bittern Worten, daß das ungriſche Nationalkapital zu geringe Zinſen trage. Er wünſcht Aufhebung des Zwiſchenmauthſyſtems, Eröffnung des freien Verkehrs nach dem deutſchen Oeſterreich und nach Gallizien. Er beklagt das auffallende Phänomen, „daß das von der Natur ſo reichlich, ja mit wahrer Vorliebe ausgeſtattete, mit den reichſten Bergwerken Europas verſehene Ungarn zugleich das geldärmſte Land dieſes Welttheils ſey.“ Er verlangt neben dem freien Verkehr auch Beſſerung der Land- und Waſſerſtraßen, Beförderung der inländiſchen Fabrikationen ꝛc. Ueber den Weinhandel ſagt er insbeſondere: „Mähren, Böhmen, Schleſien, Polen und Preußen waren unſre ſichern Abnehmer, und auch Rußland könnte man gewinnen, wenn der Transport auf der Achſe und oft ſchlechten Wegen nebſt den ungeheuern Zöllen einen hohen Aufſchwung des Handels zuließen. Denn wenn man für ein Faß Wein, welches 6 Gulden Conv.-Münze koſtet, 8 Gulden 36 Kreutzer Conv.-Münze Mauth abnimmt, ſo iſt dieſes beinahe einem Ausfuhrverbot gleich zu achten. Daher denn auch unſre älteſten und ſicherſten Abnehmer, die Polen, ſich an franzöſiſche Weine zu gewöhnen beginnen, die Ruſſen und Preußen aber wegen der hohen Preiſe, von denen der Erzeuger nichts hat — sic vos non vobis etc. — ſich nie an unſre Weine gewöhnen können, und gar nicht Gelegenheit haben, ſie kennen zu lernen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 132. — 30. December 1833.

Schriften über Ungarn.

(Beſchluß.)

5) Ungarn, das Reich, Land und Volk wie es iſt. Nebſt freimüthiger Beleuchtung der ungariſchen Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1830, 1832 und 1833 von Hans Normann. Zwei Bände. Leipzig, literariſches Muſeum, 1833.

„Ich eile über die Höhen der ungariſchen Schweiz, über die Schneehäupter der Tatra, Matra und Fatra, durch die reizenden Komitate Zips, Lipta und Heves hinab, wo die erſten Reben blühen, ein ſchönerer Himmel beginnt. Das ungariſche Karpathengebirge unterſcheidet ſich wenig von der großartigen Bergwelt Helvetiens, und die Zeit der Mährchen, die dort verſchwunden, blüht hier noch unter den abergläubiſchen Bergbewohnern. In den zerriſſenen Schluchten läßt der Volkswahn noch Drachen niſten, und in den Höhlen der Tiefe hofft er Karfunkel, Diamanten, Paläſte und goldene Aepfel zu finden. Die hohen Bergſeen heißt er Meeraugen, denn es geht die Sage, daß ſie mit dem Meere in Verbindung ſtehen, und oft ſchon ſeyen Schiffstrümmer und verlorene Koſtbarkeiten verunglückter Seefahrer daſelbſt gefunden worden. Gewaltige Zerſtörung iſt in dieſem Gebirge unverkennbar, und verwitterte Granitköpfe liegen herabgeſtürzt von ihrer Höhe zertrümmert in den Thälern. Tief unter dem Schutte rauſchen mächtige Bergſtröme, und ſtürzen ſich in die tageshellen Thäler in wüthenden Kaskaden. Tiefer in Süden verändert ſich der Schauplatz, die Alpen ſteigen herab in waldige Höhen, bekrönt mit zerfallenen Schlöſſern und Mauerreſten aus der Zeit der Römerherrſchaft. Endlich ſieht man nur kleine Kegelreihen am Ufer des Iſters erſtehen, vulkaniſcher Bildung mit erloſchenen Kratern. Noch verkündet ſich die Thätigkeit des unterirdiſchen Feuerheerdes in gewaltigen Erdſtößen, die Komorn erſchüttern und den Boden durchbeben längs dem öden Stromufer. Wüſter und wüſter wird das Flachland, das Grün der Flur iſt verdorrt unter dem ſengenden Strahle der glühenden Sonne, unabſehbar ausgedehnte Sandſteppen, Puſzten und Haiden umziehen weit umher den Raum. Die kleinen Meere, der Neuſiedler- und Platenſee, zur Hälfte von hohem Schilf verdeckt, blicken hervor aus der todten Fläche, und ungeheure Sumpfſtrecken verpeſten die Luft. Hier und da ſieht man bebautes Land, und auf dem kurzen Haidegraſe weiden unzählige Rinder, Pferde und Schafe, dem waltenden Zufall überlaſſen. Das übrige Land iſt ungeheurer Wald von hundertjährigen Eichen, der Aufenthalt

Digitized by Google

von Räubern, Zigeunern und Deſerteuren, aber auch freundliche Hügel, mit wildwuchernden Reben bedeckt, ſteigen aus der Tiefe heraus, ein erſehnter Troſt in der Troſtloſigkeit der Natur."

Eben ſo ſchön als dieſe Schilderung des Landes iſt die des Volks: „Die weiten Flächen Ungarns ſind auf eine ähnliche Weiſe bevölkert wie die Wüſte. Meilenweit findet man keine menſchliche Wohnung, keine Spur menſchlicher Thätigkeit, aber plötzlich ſtößt man auf ungeheure Dörfer, Märkte, ſeltener Städte, in welchen man 10 bis 25,000 Menſchen zuſammengedrängt findet. Dieſe Ueberfüllung iſt höchſt mißlich, und ſteht der Vermehrung der Population ſehr im Wege. Der Boden in der nächſten Umgebung ſolcher Ortſchaften reicht um ſo weniger hin für die Bedürfniſſe der Einwohner, da alle Zweige der Landwirthſchaft ſich in dem pittoyabelſten Zuſtande befinden, und der geringe Handel keine Entſchädigung gewährt für die Unzulänglichkeit der Mittel. Der entfernte Boden aber liegt wegen der ſchwierigen und koſtſpieligen Bearbeitung meiſtens ganz unbenuzt. Die erſten Spuren einer aufkeimenden Bevölkerung der entlegenen Haiden, die einzeln liegenden Weiler oder Szállas haben ſo viel gegen ſich, daß man nicht mit Unrecht gegen ihre Exiſtenz eifert. Würde man aber dafür Sorge tragen, daß ſich dieſe Weiler ſchnell und ſtark vermehren, ſo fielen alle dieſe gerechten Bedenken weg. Wie ſie jezt beſtehn in der äußerſten Abgeſchiedenheit, meilenweit von allen Wohnungen entfernt, werden ſie nicht ſelten zu einem Schlupfwinkel für Räuber und Vagabonden, die hier ihre Projekte ſchmieden und gemachte Beute in Sicherheit bringen. Jeder Anſiedler in ſolchen Gegenden iſt genöthigt, wenn er anders nicht in den erſten 14 Tagen todtgeſchlagen werden will, ſich mit den Räubern in Verbindung zu ſetzen, ſie bei ihren Raubzügen zu unterſtützen, und ihre Gefangennehmung zu verhindern. — Außer den viertehalb Millionen Magyaren befinden ſich hier noch zwei Millionen Slaven (Slowaken, Ruthenen (359,000), Böhmen, Polen, Wenden, Kroaten, Slavonier, Serben, Bulgaren), eine halbe Million Deutſche, hier Schwaben genannt (Sachſen, Schwaben, Franken, Elſäſſer, Thüringer, Tiroler, Oeſterreicher u. ſ. w.), Wlachen in einer Anzahl von einer Million. Außer dieſen großen Völkerſtämmen leben hier noch Neugriechen, Maccedo-Wlachen, Armenier, Klementiner, Franzoſen, Italiner, Juden, Zigeuner (50,000), und Türken. — In der ganzen Bevölkerung von Ungarn ragen die ächten Magyaren überall hervor, und behaupten in der Geſellſchaft, ſelbſt unter Bauern, durch ihre körperlichen und moraliſchen Tugenden in einer gewiſſen gebieteriſchen, herriſchen Stellung hervor. Ihr Körperbau iſt in der Regel hoch und wohlgeſtaltet, lang geſpalten, ihre Muskulatur mehr feſt als fett, ihre Geſichtsbildung aſiatiſch, edel, wie aus Marmor gehauen, ihr Auge groß, ſchwarz und feurig wie das Auge der benachbarten Osmanen. Starke buſchige Augenbraunen ziehen ſich orientaliſch über daſſelbe, ein ſtarker, ſchwarzer Schnurrbart ziert die Oberlippe, und der Mund verdeckt eine Reihe großer, blendend weißer Zähne. Häßlich werden dieſe Geſichter nur oft durch bleichen von den Sonnenſtrahlen vergelbten Teint, durch außerordentliche Verſtärkung der beiden eigenthümlich laufenden Züge, welche ſie von den beiden Naſenflügeln zum Munde herabziehen. Noch mehr verunſtaltet werden dieſe Geſichter oft durch einen ſtark gewichsten mächtigen Schnurrbart, der oft an beiden Seiten des Kinns in dünnen Spitzen herabhängt, und mit Fett ſorgfältig geglättete pechſchwarze Haupthaare. Die edelſten Geſtalten findet man im gemeinen Volke, und wunderbar! in den beſſeren und wohlhabenderen Ständen wird ſie, ſtatt veredelt, oft bis ins Lächerliche verunſtaltet."

Ueber die berühmte ungariſche Verfaſſung wird geſagt, ſie ſey bloß eine Garantie für die Privilegien des Adels.

Im zweiten Bande Seite 8 citirt der Verfaſſer bei Gelegenheit des Kaiſer Joſeph die berühmte Stelle: „mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens," und ſchreibt Goethe darunter. So viel wir wiſſen, gehören dieſe Worte Schiller an, der ſie ſeinem Talbot in den Mund legt.

Am Schluß gibt der Verfaſſer noch ein ſehr detaillirtes Gemälde des lezten ungariſchen Cholera-Aufruhrs.

6) Ungarns Weinbau, in ſeinem ganzen Umfange, in ſtatiſtiſch-topographiſch-naturhiſtoriſcher und ökonomiſcher Hinſicht, von Franz Schams. Erſter Band, mit 9 Abbildungen. Peſth, Wigand, 1832.

Der Verfaſſer dieſes Werks rühmt, daß der Wein in Ungarn ſelbſt faſt gar nicht beſteuert, und wegen der hohen Ausfuhrzölle ſo wohlfeil ſey, daß ihn die Ungarn beinahe ganz allein trinken. Es kommt bei allen ſolchen Fragen nur auf den Standpunkt an. Der unzufriedene Verfaſſer der obengenannten Umriſſe beklagt ſich, daß ſo wenig Wein aus Ungarn ins Ausland verkauft werde. Deſto beſſer, ſagt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der ſich ſelbſt „ſinnig und loyal" nennt, deſto beſſer, ſo trinken wir ihn allein. Und warum nicht? Der Ungar iſt nationalſtolz und verſteht ſich auf den Genuß. Sollen ſeine Berge bloß darum edle Weine zeugen, damit ausländiſche Geldariſtokraten, engliſche Ketzer und reiche Juden ſie austrinken? Nein, er trinkt ſeinen Nektar,

Digitized by Google

wie das Volk der Götter im Himmel, ſelbſt und allein und damit Baſta!

Ueber die Ausbreitung, den Urſprung, die Kultur der ungariſchen Weinberge, die verſchiedenen Weinarten und ihre Zubereitung findet man hier ausführliche Nachricht.

7) Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Széchenyi, von Pius Deſiderius. Leipzig, Wigand, 1833.

Wir ſind noch nicht aus dem Kapitel des Weins heraus, denn daß deſſen Wohlfeilheit mit der Trinkluſt der Schulmeiſter in genauem Verhältniß ſtehe, behaupten die vorliegenden Briefe, nach denen in ungariſchen Schulen überhaupt mehr geprügelt als gelernt werden ſoll. Wir können bei dergleichen Schilderungen nicht umhin zu bemerken, daß die Verfaſſer derſelben wohl zu viel verlangen, wenn ſie den Leibeignen in den ungariſchen Haiden plötzlich, wie man die Hand umkehrt, eine Erziehung zumuthen wollen, wie etwa der freien und wohlhabenden Bevölkerung einer proteſtantiſchen Stadt in Deutſchland. Was konnte beim beſten Willen ſelbſt Kaiſer Joſeph ausrichten? Hier kann nur ſehr allmählich geholfen werden.

Schau- und Trauerspiele.

(Beſchluß.)

19) Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Georg Döring gab ſeinen Dichterberuf ſchon damals zu erkennen, als er die That van Speyks in einem großen Epos beſang, und die unvergeßlichen Verſe dichtete:

> Schaluppe mein, wie biſt du ſchön,
> Wie glänzen deine Planken!

Erfolg ermuntert. Des Verfaſſers dramatiſche Muſe tritt hier mit einer Reihe von Erzeugniſſen auf, welche alle auf die Geſchichte Frankfurts, ſeines Wohnorts, bezüglich ſind. Wenn ſchon ſonſt ein Kompliment ſehr leicht über eine Gränze, und gewöhnlich die der Wahrheit, hinausgeht, ſo geräth ſie im Gebiete der Kunſt gewiß mit vielen Anforderungen, welche man an dieſe macht, in Kolliſion. Die Frankfurter, auf deren Bühne das vorliegende Drama zur Darſtellung kam, ließen ſich einmal die ihnen dargebrachte Huldigung gefallen, und bei der zweiten Vorſtellung blieb das Theater leer. Aus Hamburg erfährt man, daß Georg Dörings Tage der Vorzeit zu allgemeinem Ergötzen des Publikums aufgeführt, von Anfang bis zu Ende mit Gelächter, Geziſch und allen Zeichen des Mißfallens begleitet und ſelbſt von den Schauſpielern nicht ohne ſchwer verdrücktes Lachen geſpielt worden ſind. Es iſt ſo viel tragiſcher Jammer in dieſen Stücken und doch ſo viel Lächerliches. Eine Scene parodirt die andre. Bald tritt ein Sachſenherzog auf, der mit Bärenfell und Keule gerüſtet iſt, und doch höchſt zarte Sentiments über die ſchöne Natur vorzutragen weiß. Bald bleibt eine Baierprinzeſſin, eine tragiſche Perſon, über mehr als ein halb dutzend Scenen auf der Bühne und fängt jeden Vorübergehenden auf, mit ihr einen Diskurs zu halten. Bald beluſtigt uns der Wahnſinn ihres Vaters Thaſſilo, der Rechenſchaft fordert, warum man ihn nicht ſchlafen laſſe. Bald entwickeln ſich Krönungszüge, Thronreden, Landbelehnungen und Ritterſchläge. Ja einmal ſagte Kaiſer Günther ſogar zu vier jungen Knappen, die natürlich in Hamburg von zarten Mädchen geſpielt wurden: Wenn ſolche Stützen meinen Thron umgeben, wie kann er da jemals wanken! Bei dieſer Stelle widerhallte das Hamburger Theater von unauslöſchlichem Gelächter.

Das erſte Drama: die Gründung, bemüht ſich, Frankfurts chriſtlichen Urſprung nachzuweiſen. Es wäre doch möglich, daß die Juden einmal auf den Einfall kämen, Frankfurt eine jüdiſche Kolonie zu nennen. Kann nicht Frankfurt ſo viel heißen, als Freiſtatt? Kann nicht der bekannte jüdiſche Ausruf: Main! dem Fluſſe den erſten Namen gegeben haben? Es war alſo billig, zuerſt Frankfurts Chriſtenthum in Gewißheit zu ſtellen. Das zweite Stück heißt der Kaiſerſitz. Perſonen treten hier mannichfach auf, doch nichts von einem Charakter. Wenn Ihr lachen wollt, ſo denkt an den alten Schloßkommandanten in den ſieben Mädchen in Uniform, wie er nach einer allerliebſten Melodie ſingt: „Es wird hiermit bekannt gemacht.“ Ein Reichsmarſchall ſpricht nämlich unter Trompetenſtößen in demſelben Versmaaß:

> Nach altem Brauch und Reichsgeſetz
> Eröffnet Kaiſers Majeſtät
> Vor Seiner Pfalz Frankonefurt, u. ſ. w.

In demſelben Stück iſt es, wo Karl der Große ausruft: Ha, das war ein Gedanke, um den ich dich beneide! und wo zulezt noch der Urſprung der groben Sachſenhäuſer erklärt wird.

Die Wahlſtadt hat den Streit Günthers von Schwarzburg mit Karl von Böhmen zum Gegenſtand. Nichts kömmt dabei recht zum Vorſchein, und man ſieht nur ſo viel, daß ein Arzt Günthern vergiftet, weil

Digitized by Google

ihm eine Frankfurter Bürgermeiſterstochter geſagt hat, er ſolle Heldenthaten begehen und dann erſt um das ſtolze Kind freien. Es kömmt Alles auf die Krönungszüge, die Trompetenſtöße und die Beſtätigung „alter Freiheiten“ an. Was in dieſen ewigen alten Freiheiten, die in dieſem Stücke jeder Schuſter im Munde hat, für Frankfurt, eine ſo total umgemodelte Stadt, nur Erhebendes liegen kann!

Die Schlußſcene: Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt und das Geſicht der Zukunft, ſezt dem ganzen Machwerke die Krone auf. Zur Unterhaltung unſrer Leſer ſetzen wir den Schluß hieher. Nachdem Guſtav Adolph im Jahr 1632 und S. 260 endlich Abſchied genommen und die Scene leer wird, bleibt der Bürgermeiſter **Eberhardt** noch ſtehen und geräth in folgende Entzückung:

Stätte, wo einſt meine Wiege ſtand,
Wo des Lebens erſte Blumenauen,
Die des Feindes Auge durfte ſchauen,
Mich umſchlangen mit dem Liebesband;
Wo die Freuden, wo die Schmerzen
Unſres Daſeyns an die Herzen
Unvergeßlich ſchlagen;
Wo der Wehmuth ſanfte Trauer
Wie der Liebe ſüße Schauer,
Uns beſeligend zum Himmel tragen;
Wo die Stimmen, die vor Jahren
Eh' wir waren,
Schon erklungen
Sind von tauſend Liebeszungen,
In die Seele tief gedrungen;
Heil'ge Stätte, könnt' ich dich erblicken
Reif im Glanze deiner Macht,
Deiner Freiheit, in der Pracht
Deines Reichthums — welch Entzücken!
Nicht am Ziele deines Ringens,
Erſt am Morgen des Gelingens
Ruhſt du, in des Mittags Glanz
Bringt, wenn längſt der Jahre Wogen
Ueber meine Gruft gezogen,
Dir den vollen Aehrenkranz!

Was ergreift mich? durch die Seele beben
Wonneſchauer, in ein höh'res Leben
Will mich die Begeiſterung erheben.

(Unterdeſſen hat ſich die ganze Scene unter Harmonikaſpiel hinter der Scene, mit Roſengewölk umzogen.)

Das ſind nicht Töne,
Wie ſie die Erde gibt! Nein, das ſind Klänge
Von Engeln u. ſ. w.

(Das Roſengewölk theilt ſich. Die ganze Breite der Bühne iſt von einem mächtigen Portale eingenommen, an deſſen Seiten ſich in ſymboliſcher Figur, rechts an der erſten **Frankfurt**, mit Attributen des Reichthums und der Macht, links an der erſten der **Flußgott des Mains** mit Bezeichnungen des kaufmänniſchen Verkehrs; rechts an der zweiten der empor-ſchwebende **Genius der Freiheit** mit dem Blüthenkranz in der Hand; links an der zweiten, der **Genius der Poeſie**, **Goethe**, in antikem Koſtüm, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, die Lyra im linken Arm tragend, zeigt. Unter dem Portale, deſſen höchſter Punkt im Innern mit Roſenwolken geſäumt iſt, in denen kleine Genien mit Palmzweigen ſchweben, erſcheint in magiſcher Beleuchtung **Frankfurt**, ſich im weiten mächtigen Halbkreiſe am Main hindehnend u. ſ. w.)

Darauf wendet ſich nun der Bürgermeiſter Eberhardt bald gegen die ſymboliſche Figur Frankfurts hin, bald gegen die des Mains, ſpricht zum Genius der Freiheit Einiges vom Blüthenkranz und Himmelsglanz, und fährt dann zum Genius der Poeſie, zu Goethen, gewendet, fort:

Du — ſprich, wie nenn' ich dich! Nicht meine Zeit
Hat einen Laut, der ſich dir rühmend beut.
Du mußt ein Herrſcher ſeyn in einem Reiche,
Das lieblicher, als Reiche dieſer Welt.
Statt ſchwerer Kronen trägſt du Lorbeerzweige,
Dein Arm das Spiel des Sonnengottes hält,
Und wie der Sonnengott die Strahlen wendet,
Daß ſie belebend ziehn durch jedes Land,
So haſt du zu der Menſchheit dich gewendet,
In trübes Daſeyn Himmelslicht geſandt.
Wer flüſtert mir den Namen Goethe zu?
Ein Ahnungsſchauer u. ſ. w.

Chor.

(Hinter der Scene mit voller Orcheſter-Begleitung.)

Heil dir im Freiheitsglanz,
Das iſt der Siegeskranz
Jeglicher Zeit.
Formen zerfallen ſchnell
Eintracht bleibt rein und hell,
Liebes- und Lichtesquell
In Ewigkeit.

(Der Bürgermeiſter Eberhardt ſteht mit ausgebreiteten Armen, in der Haltung eines Verzückten gegen den Hintergrund und der Vorhang fällt.)

G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. **Menzel**.

Digitized by Google

№ 40.

Intelligenz-Blatt.

1833.

533] In unterzeichneter Verlagshandlung hat ſo eben ie Preſſe verlaſſen und iſt durch alle Buchhandlungen zu eziehen:

Schillers
ſämmtliche Werke in Einem Bande.

Zweite Auflage. 1ſte Lieferung,

(Bogen 1 — 50.)

Subſkriptionspreis 8 fl. oder 4 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

Indem wir dieſe 1ſte Lieferung, welche an typographiſcher Ausſtattung der früheren Auflage keineswegs nachſteht, dem Publikum übergeben, zeigen wir zugleich an, aß die zweite und letzte Lieferung ſpäteſtens bis Oſtern 1831 nachgeliefert werden wird und daß obiger Subſkripionspreis nur bis zum Schluſſe dieſes Jahrs noch offen leibt.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

534] In unterzeichneter Verlagshandlung iſt erſchienen ind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergiſche Jahrbücher

für vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1832. Zweites Heft.

Mit 2 lithographirten Beilagen. brochirt.

Subſkriptionspreis 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

1) Höhenbeſtimmungen in Würtemberg und den angrenzenden Gegenden von Bayern, Baden, Sigmaringen und Hechingen, mit Bemerkungen über deren geognoſtiſche Verhältniſſe, von G. Schübler, Prof. in Tübingen. — 2) Die Alterthümer in der Umgegend von Rotweil am Neckar. — 3) Der Steinſchneider J. C. Schaupp in Biberach.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[533] In unterzeichneter Verlagshandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der Dampfmaſchinen-Lehre für Techniker und Freunde der Mechanik. Von Dr. Chriſtoph Bernoulli, Prof. in Baſel.

Mit 12 Kupfertafeln. Preis 3 fl. 36 kr.

Inhalt:

Einleitung. — Wichtigkeit der Dampfmaſchinen für die menſchliche Geſellſchaft und allmählige Verbreitung derſelben. Erſter Abſchnitt. Hiſtoriſche Mittheilungen. — Zweiter Abſchnitt. Phyſik des Dampfes. — Dritter Abſchnitt. Von der Erzeugung oder Produktion des Dampfes. — Vierter Abſchnitt. Von den verſchiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaſchine. — Fünfter Abſchnitt. Von der Nutzkraft oder dem Nutzeffekte der Dampfmaſchinen. — Sechster Abſchnitt. Von einigen beſondern Arten von Dampfmaſchinen. — Siebenter Abſchnitt. Von den Dampffuhrwerken. — Achter Abſchnitt. Von der Dampfſchiffahrt.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[386] Neue Kunſtſachen.

Die dritte Lieferung der

Ansichten von Darmstadt und seinen Umgebungen in sechs ausgemalten Blättern. Quer-Quart-Format. Preis 2 fl. 24 kr.

iſt erſchienen und enthält: 1. das Innere der katholiſchen Kirche. 2. Der große Saal im Geſellſchaftshaus. 3. Der Glockenthurm. 4. Anſicht von Darmſtadt von der Südſeite. 5. Die Windmühle. 6. Der Carlshof.

Die erſte und zweite Lieferung, jede von 6 Blättern, ſind ebenfalls noch zu demſelben Preis zu haben:

Sodann hat der Großh. Hofkupferſtecher E. Grünewald:

Vier Ansichten von Darmstadt: 1. Ansicht der Stadt vom alten Friedhof aus. 2. Das Residenzschloss von der Nordseite. 3. Das Rheinthor. 4. Das alte Gymnasium

aufgenommen und in Kupfer geſtochen, welche in einem Hefte vereinigt 2 fl. — koſten. — Einzeln werden dieſe Blätter à 36 kr. abgegeben.

Zu haben in allen inländiſchen Buch- und Kunſthandlungen.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

---

[530] Im Jahre 1833 ſind bei Perthes und Beſſer in Hamburg erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arendt, H. H. W., Sprachkatechismus oder kurzer Abriß der deutſchen Sprachlehre, zunächſt für die Volksſchule. gr. 8. 3 Gr.

Bärmann, G. N., ausgewählte Gedichte. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr.

Fibue, de, Zauber-Quadrate und Würfel. Beitrag zur Zahlenlehre. gr. 4. geh. 14 Gr.

Gerke, G. C., der nordamerikaniſche Rathgeber, nebſt den in den Jahren 1831 und 32 in der Union gemachten Reiſebeobachtungen. gr. 12. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Hanſen, C. S., Sammlung von verſchiedenen öffentlichen und Privatgebäuden. 11s Heft. gr. Pat. Fol. ſchwarz. 2 Rthlr. 16 Gr.

Hetſch, G. F., Vorlegeblätter für Handwerker. 4s Heft. Fol. 1 Rthlr. 12 Gr.

Moltke, M. von, Reiſe durch das Obere und Mittlere Italien im Jahre 1832. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Muſterblätter für Freundinnen der eleganten Stikkerei. 1s und 2s Heft für 1833 und 34. Fol. geh. à Heft 3 Rthlr.

Sieveking, A. W., Bericht über die Leiſtungen des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege. gr. 8. geh. 4 Gr.

Touriſt, der Holſteiniſche, oder Wegweiſer für Fußreiſende in die Umgegend von Hamburg. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 4 Gr.

Wurm, L. F., über die hamburgiſche Erklärung am Bundestage, das deutſche Zollweſen betreffend. gr. 8. geh. 6 Gr.

---

[501] **Priesnitz in Gräfenberg,**

und ſeine Methode,

das kalte Waſſer gegen verſchiedene Krankheiten des menſchlichen Körpers anzuwenden.

Für Aerzte und Nichtärzte dargeſtellt

von

Dr. A. H. Kroeber,

praktiſchem Arzte in Breslau.

Mit einer Anſicht von Gräfenberg und einer Vignette.

Velin-Druckp. in Umſchlag geheftet. Preis 15 Sgr.

Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches in der neueren Zeit nicht nur die Anwendung des kalten Waſſers gegen verſchiedene Krankheiten, ſondern auch hauptſächlich die Priesnitz'ſche Anſtalt zu Gräfenberg in Oeſterreichiſch-Schleſien, theils in unſerer, theils in benachbarten Provinzen, erregt haben, hoffen wir, daß dieſe Schrift, in welcher ein Arzt, — ein vorurtheilsfreier Beobachter — das Eigenthümliche der Gräfenberger Anſtalt, die Einrichtungen und Heilwirkungen derſelben, nach eigenen an Ort und Stelle geſammelten Erfahrungen treu darſtellt, dem Publikum nur willkommen ſeyn werde.

Die Buchhandlung
Joſef Max und Komp. in Breslau.

---

[474] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben

ritterthümlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handſchriften aus dem Mittelalter von J. K. v. Train. Erſter Band, mit 1 Titelkupfer. 8. Ilmenau, Voigt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Man bittet, dieſe Schrift nicht mit den, ebenfalls nicht unintereſſanten, 1809 zuerſt erſchienenen und kürzlich neu aufgelegten Münchner Gemälden aus dem Nonnenleben zu verwechſeln, das hierdurch für den Gegenſtand ausgeſprochene Intereſſe wird vorſtehenden Mönchs- und Nonnengemälden in ungleich höherm Maaße zu Theil werden, da ſie von größerem Umfang ſind und auch bald weiter fortgeſetzt werden ſollen. — In demſelben Grade, in welchem wir der Kloſterzeit mit jedem Jahre allmählich mehr entrückt werden, ſo daß ihre Ereigniſſe und Denkwürdigkeiten in den meiſten Gegenden nur noch unter die Traditionen gehören, muß der Zauber einer ſolchen Lektüre gewinnen, beſonders wenn ſich wie hier die erzählten Thatſachen, welche den Leſer in ſteter Spannung erhalten, mit hiſtoriſcher Treue und einem höchſt anziehenden Vortrag vereinigen.

---

[346] Bei **Goedſche** in Leipzig und Meiſſen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen von Deutſchland, Oeſtreich, Böhmen und Ungarn zu haben:

Buch der Freiheit,

oder Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts. Von einem ausgewanderten Oeſterreicher.

geh. 1½ Thlr. od. 2 fl. 42 kr.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, nach dem Urtheile der beſten Männer Deutſchlands, einer der geiſtvollen Schriftſteller, die unſer Jahrhundert hervorgebracht hat, faßt hier ſeine Zeit vom philoſophiſchen Geſichtspunkte auf, und liefert uns ein Bild voll Eigenthümlichkeit und überraſchendem Geiſt. Die Anſichten, die er kühn hier aufwirft und entwickelt, ſind beſonders merkwürdig für jeden Deutſchen und Oeſterreicher.

---

[594] **Für die Gebildeten aller Stände.**

Folgende ſehr nützliche Schrift iſt bei G. Baſſe in Quedlinburg ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lippert's Handwörterbuch

zur

richtigen Ausſprache der Fremdnamen,

ſowohl aller ausländiſchen Perſonen-, als Länder- und Städtenamen älterer und jetziger Zeit, ſowie der in der Umgangs- und wiſſenſchaftlichen Sprache gebräuchlichſten Fremdwörter. Für Gebildete aller Stände, insbeſondere für Lehrer, Geſchäfts- und Kaufleute, Reiſende, Zeitungs- und Vorleſer, Schauſpieler ꝛc. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Noch immer vernimmt man, ſelbſt in der Converſation wiſſenſchaftlich gebildeter Perſonen, die ärgſten Verſtöße gegen die richtige Ausſprache der ausländiſchen Eigennamen, die dem Sprachkenner ein unwillkührliches Lächeln abgewinnen. Wie oft hört man nicht ſprechen oder leſen: Newton ſtatt Njuh't'n; Franklin ſtatt Fräng'linn; Byron ſtatt Bir'n; Gruithuiſen ſtatt Greutheuſ'n; Peru ſt. Perü; Portici ſt. Pörtiſchi; Canning ſt. Kän'ning; Halley ſt. Hälli; Potoſi ſt. Potŏſi: Cooper ſt. Kuh'per; Brewſter ſt. Bruhſter; Stockholm ſtatt Stóckholm; Waſhington ſtatt U͡aſch'ingt'n; Wallace ſt. U͡al'liß; Wellington ſt. U͡el'lingt'n; Wellesley ſt. U͡ell's'li; Bulwer ſt. Böllwer; Morlachi ſt. Morláki; Sevilla ſt. Sewilja; Baſtia ſt. Baſtia; Greenwich ſt. Grih'nitſch; Rio de Janeiro ſt. Riu de Schanéiru, ꝛc. ꝛc. Kaum daß der Name des größten aller Dichter, Shakeſpeare, richtig (Shäkſpihr) ausgeſprochen wird.

Dies wird hinlänglich ſeyn, um einen Begriff von der hohen Nützlichkeit der vorſtehenden Schrift zu geben,

Digitized by Google

die in den Händen jedes Gebildeten ſeyn ſollte. Sie enthält alle merkwürdige, bekannte und häufig in der Converſation, bei der Lectüre und in politiſchen Zeitungen vorkommende Namen von Perſonen, Ländern, Städten, Flüſſen, Gebirgen ꝛc., ſowohl alter als jetziger Zeit, insbeſondere die engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, ſchwediſchen, polniſchen, ruſſiſchen, ungariſchen, türkiſchen, perſiſchen, indiſchen, ſowie die griechiſchen und lateiniſchen, mit daneben ſtehender Ausſprache, Betonungszeichen ꝛc. Um aber zugleich die Reichhaltigkeit derſelben anzudeuten, bemerken wir, daß ſie, außer den zahlreich eingeſtreuten Fremdwörtern, gegen 10,000 fremde Eigennamen enthält.

---

[450] In der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Leitfaden zu Vorleſungen über Allgemeine Weltgeſchichte vom Prof. Ritter Wilh. Wachsmuth. gr. 8. (20 B.) 1833. 1 Thlr.

Der berühmte Heeren urtheilt hierüber (Göttinger Anz. 1832, 51. Stück): „Der Verf. nimmt den Begriff der Weltgeſchichte in dem Umfange, daß ſie nicht bloß politiſche Geſchichte, ſondern Völkergeſchichte ſeyn, zugleich auch dabei die nöthige Literatur angegeben werden ſoll. — Daß die der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmeten Abſchnitte in der neuen Geſchichte einen größern Raum einnehmen, wird keiner Rechtfertigung bedürfen. — Aus den größern Werken des Hrn. Verf. kennt man den Umfang ſeiner Kenntniſſe und die Genauigkeit der Angaben ꝛc."

---

[428] Neue und interessante Jugendschrift.

Le Robinson Suisse ou Journal d'un père de famille naufragé avec sa femme et ses enfans, par Madame Isabelle de Montolieu. Nouvelle édition avec 12 jolies figures et une carte. 5 Volumes conten. 117 feuilles.

Leipzic, 1834 Fréderic Fleischer.

Prix 4⅔ Thaler.

Durch Uebereinkunft mit dem Pariser Verleger, wird hier die eben erschienene Pariser Original-Ausgabe eines trefflichen Werkes dem deutschen Publikum zu einem überaus billigen Preis geliefert. Schwerlich wird für junge, die französische Sprache erlernende Leute ein angenehmeres und nützlicheres Weihnachtsgeschenk zu finden seyn.

---

[556] **Neue Verlagswerke**

von

J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main.

Herbſtmeſſe 1833.

Cooper's Werke. 76—81s Bändchen. Der Scharfrichter von Bern. Velinp. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr. Ord. Pap. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dierbach, Flora mythologica oder Pflanzenkunde in Bezug auf Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Döring, G., die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Theile. 4 Rthlr. 20 Gr. oder 8 fl. 24 kr.

Döring, G., Erzählungen. 4 Theile. 5 Rthlr. 8 Gr. oder 9 fl.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. 5 Rthlr. 8 Gr. oder 9 fl.

Duller, E., Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. geh. 1 Rthlr. 8 G. oder 2 fl. 20 kr.

Friedleben, Dr. Th., Kalenderbuch. Vollſtändig ausgeführt für die beiden chriſtlichen, den jüdiſchen und türkiſchen Kalender, einſchließlich der chronologiſchen Kennzeichen und Zirkel eines jeden Jahres, von 1701 bis 2000, und vom Jahr 1 bis 2000, für die chriſtliche Zeitrechnung, nebſt einer vergleichenden Ueberſicht des Kalenders der ehemaligen franzöſiſchen Republik. Nach den Terminen der chriſtlichen Oſterfeier, mit angefügten aſtronomiſchen Notizen und gemeinüblichen Kalender-Anzeigen. 4. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl.

Gersbach, A., Wandervögelein oder Sammlung von Reiſeliedern, nebſt einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierſtimmigen Tonweiſen. Zweite verbeſſerte Auflage. 12. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Kittlitz, Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel. 2tes und 3tes Heft. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Bd. I. Heft I. mit Tafel I. — V. gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 20 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl.

Reuter, Prof., der Boden und die atmoſphäriſche Luft in allſeitigen materiellen, gasförmigen und dynamiſchen Einwirkungen auf Ernähren und Gedeihen der Pflanzen, mit Bezug auf Land- und Forſtwirthſchaft. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Shakspeare, the Plays. Vol. III. Hamlet. 8 Gr. oder 36 kr.

Storch, L., die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. 4 Rthlr. 20 Gr. oder 8 fl. 24 kr.

Taſchenbuch, Rheiniſches, auf das Jahr 1834. Mit 8 Stahlſtichen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Zschokke's popular History of Switzerland. From the german by *W. Howard Howe*. 12. cart. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl.

---

[551] Bei F. Kupferberg in Mainz ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der geheime Bund der ſchwarzen Brüder.

Urquell der vorzüglichſten akademiſchen Verbindungen. In einer Reihe verbürgter Originalurkunden mitgetheilt von Tyrtäus, einem der ehemaligen Oberen dieſes Ordens. Mit 2 lithogr. Tafeln. 8. geheftet. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Augen aller Gebildeten Deutſchlands, ja, wir möchten ſagen: eines großen Theiles von Europa, ſind gegenwärtig auf die Reſultate der Unterſuchung und Enthüllung geheimer akademiſcher Verbindungen und die Beſtrafung ihrer Theilnehmer gerichtet.

Dennoch aber herrſcht bei dem größten Theile des Publikums gänzliche Unwiſſenheit über Form, Organismus und ſelbſt das Weſen ſolcher geheimen Studentenvereine.

Digitized by Google

Gewiß wird darum in dieſer Zeit eine Schrift höchſt willkommen ſeyn, die aus verbürgten Aktenſtücken Form und Weſen ſolcher Verbindungen in der vorzüglichſten derſelben darlegt und zugleich den Geiſt und die Richtung deutſcher akademiſcher Jünglinge zu Anfange dieſes Jahrhunderts, ſelbſt bei Abirrungen, im ſchönſten Lichte zeigt. Ihre Haupttendenz iſt das ſtrahlende Prinzip raſtlos fortſchreitender Humanität, d. h. allſeitige Veredlung der Menſchheit durch Geiſtesbildung (auf wiſſenſchaftlicher Bahn, Sittlichkeit und Religioſität). Niemand, der die Erſcheinungen unſerer ernſten Zeiten verſtehen will, darf daher dieſe Schrift ungeleſen laſſen; kein Denkender wird aber auch — beſonders als Beitrag zur Kulturgeſchichte des Jahrhunderts — ohne hohes Intereſſe, und am Schluſſe, ohne ausgezeichnete Befriedigung, ihren Inhalt ſich aneignen. Vorzüglich wichtig iſt dieſelbe (in hiſtoriſcher Beziehung) für die Archive g. u. v. Freimaurerlogen. Der Zweck des Herausgebers iſt der edelſte: Vorurtheile in Beziehung auf unſere ſtudirenden Jünglinge zu beſeitigen; und dieſes Bewußtſeyn lohnt ihn im Stillen.

Charaden und Räthſel, 30 neue, für Liebhaber. 32. geh. 3 gGr. oder 12 kr.

Der Cardinal-Dekan Pacca in Rom und das Buch: die katholiſche Kirche im neunzehnten Jahrhundert. gr. 8. geh. 3 gGr. oder 12 kr.

Klee, H. Dr. und Profeſſor, Auslegung des Briefes an die Hebräer. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Lebrün, C., Vor- und Nachſpiele für die Bühne. 1. Band enthält: 1) Vielliebchen. 2) Die Fledermäuſe. 3) Dominique. 4) Brief und Antwort. 5) Sympathie. 6) Der Weiberfeind. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Hieraus werden einzeln verkauft:

— — Dominique oder der Beſeſſene. Luſtſpiel in drei Abtheilungen. 8. 11 gGr. oder 50 kr.

— — Die Fledermäuſe oder Klug ſoll leben. Schwank in einem Akt. 8. 5 gGr. oder 24 kr.

— — Vielliebchen oder das Tagebuch. Spiel in Verſen in einem Akt. 8. 8 gGr. oder 36 kr.

Sammlung der beliebteſten und bekannteſten Lieder mit Melodien für die Jugend. 2te Auflage. 32. geh. 4 gGr. oder 18 kr.

Verſuch einer Schutzſchrift für die kathol. Liturgie. gr. 8. geh. 6 gGr. oder 24 kr.

[543] Empfehlungswerthes Weihnachtsgeſchenk.

In der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Becker, K. F., Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. 3 Theile mit Kupfern. Neue (5te) verbeſſerte Auflage. 8. ſauber cartonirt. 3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Inhalt: 1r Theil. Ulyſſes von Ithaka. 2r Theil. Achilles. 3r Theil. Kleinere griechiſche Erzählungen

Becker's Erzählungen aus der alten Welt ſind ſchon lange rühmlichſt bekannt und in vielen tauſend Exemplaren durch ganz Deutſchland verbreitet. Wie meiſterhaft er es verſtand, die jugendlichen Gemüther eben ſo ſehr anzuziehen und feſſeln, als zu belehren, hat er nicht bloß in ſeiner Weltgeſchichte gezeigt, ſondern auch durch die Wahl des Stoffes zu dieſen Erzählungen bewährt. Das lebendige Bild des Heldenalters der griechiſchen Nation, die ſchönen und kräftigen Charaktere eines Herkules, Achilles, Hektor, Uliſſes, Theſeus, und die Züge edler Weiblichkeit bei einer Andromache, Penelope, Antigone, werden nicht nur den wohlthätigſten Einfluß auf die ſittliche Bildung der Jugend äußern, ſondern auch auf die angenehmſte Weiſe das Verſtändniß des griechiſchen Lebens eröffnen und den Unterſchied zwiſchen Altem und Neuem zeigen. So dürfte von Eltern und Erziehern der heranwachſenden Jugend als Feſtgeſchenk nicht leicht eine beſſere Unterhaltungsſchrift in die Hände gegeben werden, als dieſe, die für das ganze Leben einen dauernden Einfluß bewahrt. Dieſe neue (fünfte) Auflage iſt in Sprache und Form den Anforderungen unſerer Zeit gemäß geändert und verbeſſert; des Herausgebers Sorgfalt hat ſie nicht minder empfehlenswerth gemacht, als die ſchöne äußere Ausſtattung nichts zu wünſchen übrig läßt.

[541] Im Verlage der Unterzeichneten ſind ſo eben erſchienen, und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bulwer's ſämmtliche Werke

9r bis 16r Band.

Enthaltend:

England und die Engländer. 4 Bde. elegant broch. 1 Thlr.

Der Verſtoßene. Roman in 4 Bänden elegant broch. 1 Thlr.

Nur die außerordentlich günſtige Aufnahme, welche dieſe ſchön ausgeſtattete Geſammtausgabe der Bulwerſchen Werke in Deutſchland gefunden hat, machte es der Verlagshandlung möglich, einen ſo unglaublich billigen Preis dafür zu ſtellen.

Weiske, C. A., Considérations historiques et diplomatiques sur les Ambassades des Romaines, comparées aux modernes. gr. 8. broch. 18 gGr.

Märker, J. F., das alte Athen, wie es in ſeiner Verfaſſung, in ſeinen Sitten und Gebräuchen zur Zeit Solons unter dem Beherrſcher Piſiſtratus war. 8. broſch. 9 gGr.

Zwickau, im November 1833.

Gebrüder Schumann.

[537] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen, in Prag bei Calve, in Wien bei Gerold, in Peſth, Preßburg, Oedenburg und Kaſchau bei Wigand zu haben:

Der Hirſch-Park

oder

das Serail Louis XV.

Eine Gallerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demſelben eingeſchloſſen waren, um zur Beluſtigung Louis XV. zu dienen.

Ein Beitrag zur Chronique scandaleuse des Pariſer Hofes.

3 Bände. Preis 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Digitized by Google

№ 41.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[492] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der Staatswiſſenſchaft
von
J. Weitzel.

2ter Theil. Preis 3 fl. 24 kr.

Inhalt:

Einfluß der franzöſiſchen Revolution auf die Staatswiſſenſchaft. — Die National-Verſammlung. — Die geſetzgebende Verſammlung. — Der Nationalkonvent. — Verfaſſung der franzöſiſchen Republik von 1795. — Die Conſularregierung — Das Kaiſerreich. — Ueber den Wahlſpruch: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk. — Sieyes. (Geb. 1748, geſt. —). — Die Hiſtoriſchen — Burke (Geb. 1730, geſt. 1797. — Fox. Geb. 1748, geſt. 1806.) — Thomas Paine. (Geb. 1736, geſt. 1809.) — Kant (Geb. 1724, geſt. 1804. — Fichte. Geb. 1762, geſt. 1814.) — Conſtituirende Verſammlung deutſcher Staatsgelehrten. — Widerſtreit der Anſichten. — Seltſames Recht. — Von Haller. (Geb. 1786, geſt. —) — De Maiſtre. (Geb. 1753, geſt. 1821.)

Der Werth dieſer Schrift hat ſich mit deren erſtem Theil ſchon ſo allgemeine Geltung erworben, daß zu deren Empfehlung durchaus nichts geſagt zu werden braucht. Der Staatsmann wie der Abgeordnete, der Gelehrte vom Fach wie der ſchlichte Bürger, alle werden ſie gleich befriedigt aus der Hand legen: bei keinem aber ſollte ſie fehlen in einer Zeit wie die unſrige, wo jeder ſich berufen fühlt, über den Staat und ſeine Einrichtungen nachzudenken.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[558] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Cornelia. Taſchenbuch für Deutſche Frauen auf das Jahr 1834. Herausgegeben von A. Schreiber. Neunzehnter Jahrgang. Mit 8 Kupfern und Stahlſtichen von Fleiſchmann ꝛc. 2 Thlr. 8 Gr. Prachtausgabe 3 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: 1) Zu den Kupfern von dem Herausgeber. 2) Die Bürger zu Wien. Hiſtoriſche Erzählung von W. Blumenhagen. 3) Liebe um Liebe. Erzählung von Amalie Schoppe, geb. Weiſe. 4) Die Zerſtörung Badens. Hiſtoriſche Novelle von A. Schreiber. 5) Ergo bibamus! Eine Novelle von G. Döring. 6) Der Schlaftrunk. Von A. Schreiber. — Gedichte vom Herausgeber, Hebel, E. Geib. —

Kupfer: 1) Porträt von Luiſe, Königin von Belgien. 2) Porträt von Charlotte Corday. 3) Iphigenie Deſilles. 4) Aus Karls des Großen Jugendleben. 5) Die Glocke auf Wunnenſtein. 6) Der Siebenrohrbrunnen in Heilbronn. 7) u. 8) Zu der Erzählung von Döring.

NB. Die Jahrgänge 1824 — 31 ſind im herabgeſezten Preiſe zu haben.

J. Engelmann in Heidelberg.

---

[565] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die beſten Volksarzneimittel
gegen alle Krankheiten,
als:

Huſten, Schnupfen, Kopfweh, Magenſchwäche, Magenſäure, Magenkrampf, Diarrhöe, Hämorrhoiden, Hypochondrie, trägen Stuhlgang, Gicht und Rheumatismus, Engbrüſtigkeit, Schwindſucht, Verſchleimung, Harnverhaltung, Gries und Stein, Würmer, Hyſterie, Kolik, Wechſelfieber, Waſſerſucht, Augenkrankheiten, Ohnmacht, Schwindel, Herzklopfen.

8. broch. Preis 12 gGr. oder 54 kr.

Wir können mit allem Recht jedem Familienvater dieſes Buch als ſehr brauchbar empfehlen. Viele Krankheiten würden dann im Keimen erſtickt, viele Leiden abgewendet und viele Ausgaben erſpart werden. Iſt doch die Geſundheit das erſte und größte Erdengut, nach welchem jeder vernünftige Menſch trachten ſoll. Ohne ſie ſind ja alle übrigen Güter: Reichthum, Anſehen, Würden wie nichts zu betrachten. Sie allein macht uns zur Arbeit tüchtig und iſt die Grundbedingung eines frohen Lebensgenuſſes. —

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

In Wien bei Mörſchner und Jaſper zu haben.

---

[399] Anzeige für Architekten, Zimmermeiſter ꝛc.

Im Verlage von C. W. Leske zu Darmſtadt iſt erſchienen und durch jede Buch- und Kunſthandlung zu haben:

Moller, Dr. Georg, Beiträge zur Lehre von den Conſtruktionen. 1s Heft. Royal-Folio. Preis 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Der rühmlichſt bekannte Verfaſſer macht darin die glücklichen Verſuche und Erfahrungen bekannt, welche er mit ſeiner neuen Verfahrungsart bei dem Bau der eiſernen Kuppel auf dem Dom zu Mainz, der eiſernen Thurmſpitzen daſelbſt, der Kuppel der katholiſchen Kirche zu Darmſtadt und des Thurmes einer Dorfkirche, alſo im Kleinen, wie im Großen gemacht hat. Dieſe Anzeige wird genügen, um die Aufmerkſamkeit aller Baumeiſter auf dieſes Werk zu lenken. Das zweite Heft wird in der Kürze erſcheinen und die Grund-, Aufriſſe und Durchſchnitte des neuen Kanzleigebäudes zu Darmſtadt, die perſpektiviſche Anſicht des Haupteingangs und die Vergleichung einiger Dachkonſtruktionen des Mittelalters

Digitized by Google

mit denen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts enthalten.

Lerch, Dr. G. A., Ueber die Heitzung mit erwärmter Luft und ihre Anwendung im Irren-Hoſpital Hofheim bei Darmſtadt. gr. 4. Mit 5 Tafeln in Royal-Folio. Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die Anwendung dieſer Heitzungsweiſe hat ſich hier ſo vortheilhaft bewährt, daß dieſe Ausführung für alle ähnliche Neubauten gewiß Nachahmung verdient.

Den zahlreichen Subſcribenten für

Rondelet, J., Theoretiſch-praktiſche Anleitung zur Kunſt zu bauen, in 5 Bänden, mit den 207 Kupfern der Pariſer Originalausgabe,

zeigt der Verleger hierdurch zugleich an, daß der erſte Band, von Herrn Architekt Diſtelbarth in Stuttgart überſezt, die Preſſe verlaſſen hat und in den erſten Tagen verſendet werden kann. Der Subſcriptionspreis iſt für jeden Band 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. Bei Ablieferung des 1ſten Bandes wird zugleich der zweite Band berechnet und bezahlt, bei Empfang des zweiten Bandes der dritte und ſo fort. Die Maßregel iſt zur Sicherheit, daß keine Exemplare der lezten Bände als unvollſtändig übrig bleiben, nothwendig und unerläßlich.

Um mehrfach geäußertem Verlangen zu entſprechen hat ſich der Verleger entſchloſſen nachſtehend bemerkte, anerkannt vorzügliche und allgemein geſchäzte Werke auf unbeſtimmte Zeit im Preis herabzuſetzen:

Moller, Dr. Georg, (Grossh. Hofbaudirect.)

Denkmäler der deutschen Baukunst.

1s bis 22s Hft. Royal-Fol. Mit dem Text in 8.

bisher 47 Thlr. od. 81 fl. 30 kr. jezt 34 Thlr. od. 60 fl.

Die einzelnen Hefte und Abtheilungen behalten jedoch ihren früheren Preis. Der erſte Band in 12 Heften (jedes einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.) und 72 Kupfertafeln koſtet mit dem Text 18 Thlr. 16 Gr. oder 33 fl. 36 kr.

Die Kirche der heiligen Eliſabeth zu Marburg; (13tes bis 15tes Heft). kartonnirt. 8 Thlr. 12 Gr. oder 14 fl. 24 kr.

Die Kirche des heiligen Georg zu Limburg an der Lahn; (16tes bis 18s Heft). kartonnirt. 8 Thlr. 12 Gr. oder 14 fl. 24 kr.

Der Münſter zu Freiburg im Breisgau; (19s bis 22s Heft). kart. 11 Thlr. 8 Gr. od. 19 fl. 12 kr.

Jedes Heft der leztern, mit einem in Kupferſtich ausgeführtem Blatt 2 Thlr. 20 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Moller, D. Georg und Franz Heger (Grossh. Hess. Baurath) Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. 1s Heft: Das Opernhaus zu Darmstadt. 2s Heft: Die katholische Kirche daselbst. 3s u. 4s Heft: Die Cavalleriecaserne daselbst. 5s Heft: Das neue Schauspielhaus in Mainz enthaltend. Jedes Heft von 6 Kupfertafeln. Royal-Folio mit erläuterndem Text. (Bisher 6 Thlr. 16 Gr. od. 12 fl. jezt 5 Thlr. oder 9 fl.

Die einzelnen Hefte behalten den frühern Preis à 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. mit Ausnahme des 3ten und 4ten Heftes, die Cavalleriekaſerne zu Darmſtadt von Franz Heger enthaltend. Da dieſe Hefte nach langer Unterbrechung des Werks erſchienen und überhaupt Manches ſtörend auf den Abſatz einwirkte, ſo will der Verleger den Beſitzern der übrigen Hefte ſowohl, als andern Liebhabern die Gelegenheit geben ſich ſolche ganz wohlfeil zu verſchaffen, indem er ſolche zuſammen um 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. anbietet. —

Dieſe herabgeſetzten Preiſe können von jeder Buchhandlung geſtattet werden.

Auch mache ich vorläufig auf nachſtehendes Werk aufmerkſam, welches noch in dieſem Jahre erſcheinen wird:

Wolff, (Prof. in Cassel) über die Grundsätze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der gewöhnlichen Architektur. Roy. 8. Mit Kupfern.

---

[179] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Tod der Malachowsky.

Hiſtoriſches Drama in fünf Akten von G. Callenius. Ilmenau, Voigt. geh. $\frac{2}{3}$ Rthlr. od. 1 fl. 12 kr.

Mit dieſem Werke, welches ſich durch kühne Erfindung, blühende Diktion in Jamben und gelungene Schilderung treuer Vaterlandsliebe auszeichnet, betritt der genannte deutſche Schlachtenſänger mit Glück das Gebiet der Dramaturgie, und gewiß wird ihm jeder gebildete Leſer und jede gute Theaterdirektion einen ehrenden Platz unter den Kunſtwerken unſerer Nation einräumen.

---

[568] An alle Journalzirkel, Leſegeſellſchaften, Leihbibliotheken und Leſer von Zeitſchriften.

Wir zeigen an, daß folgende in unſerm Verlag erſcheinende Zeitſchriften regelmäßig fortgeſezt und wie bisher durch alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Poſtämter zu beziehen ſeyn werden:

Leipziger Allgemeine Moden-Zeitung.

Eine Zeitſchrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 36ſter Jahrgang. Der Preis für den Jahrgang von 104 gedruckten hohen Quartbogen, mit 64 bis 104 Kupfern und Extrakupfern in Quart, oder circa 500 bis 800 Abbildungen der neueſten Pariſer, Londoner und Wiener Moden, iſt 6 Thaler; mit 116 bis 136 Kupfern, die erwähnten Moden-Figuren und als Doppelkupfer: Porträts, Abbildungen von Meubles, Fenſter-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen ꝛc. enthaltend. 8 Thlr.

Hierzu kommen noch etwa nöthig werdende Beilagen, Extrablätter, Holzſchnitte aller Art, welche leztere nöthigenfalls bis auf 200 gebracht werden, und weiter im nächſten Jahre keine Art von Preiserhöhung eintritt. Unter den Doppelkupfern werden Darſtellungen der Hauptgötter der griechiſchen Mythologie von Prof. Ender und

Digitized by Google

dem beliebten Kupferſtecher Stöber zu Wien, in einem hinreißend ſchönen Style ausgeführt, befindlich ſeyn.

(Volksſchrift.)

Das Heller-Magazin.

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groſchen vierteljähriger Vorausbezahlung.

Stereotyp-Ausgabe.

Der Abſatz betrug nach den erſten 4 Wochen ſeines Erſcheinens, Anfangs November, bereits

12,000 Exempl.

und er wächſt mit jedem Poſttage.

(WELT UND ZEIT.)

Blätter aus der Gegenwart,

5ter Jahrgang. 64 Bogen in Quart mit vielen Abbildungen. Preis 3 Thlr.

Dieſelben enthalten auch Dumont d'Urvilles

Reiſe um die Welt,

mit 500 Abbildungen.

☞ Dieſe Reiſe wird auch einzeln publicirt.

Bibliographie von Deutſchland,

9r Jahrgang. gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Univerſal-Blatt für die geſammte Land- und Hauswirthſchaft.

Preis für den Band 2 Thlr.

Erſcheint aller 10 Tage.

Allgemeine Homöopathiſche Zeitung.

Preis eines Bandes 2 Thlr. Erſcheint wöchentlich.

Magazin der neueſten Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen.

Heftweiſe zu 8 Gr.

Kritiſche Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft,

von Dr. und Prof. Pfeil. Jährlich 2 Hefte.

Baumgärtners Buchhandlung und Induſtrie-Comptoir zu Leipzig.

---

[557] Als ſchönes und zweckmäßiges Feſtgeſchenk eignet ſich vorzüglich:

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wiſſens ꝛc. Den Gebildeten des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Herausgeg. vom Hofrath A. Schreiber. 8. 16 Bändchen. Elegant broch. Pränumerationspreis 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr. 9 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. Engelmann in Heidelberg.

---

[539] **Schnellpoſt für Moden u. Literatur.**

Vom 1. Januar 1834 an erſcheint die Schnellpoſt für Moden und Literatur in einem neuen Format, — in langem 4. (wie der Voleur); jährlich 104 Bogen Text mit 104 Modekupfern und ungefähr 200 Abbildungen, welche die ſchönſten Naturgegenſtände ꝛc. darſtellen.

Ohne Zweifel wird von dieſer Zeit an die Schnellpoſt das vorzüglichſte Luxusblatt ſeyn. — Sie wird ſowohl wöchentlich, als monatlich in brochirten Heften ausgegeben.

Wir erſuchen ein geehrtes Publikum ergebenſt, die Beſtellungen darauf im Voraus machen zu wollen, um die Auflage darnach einrichten zu können.

Der bisherige Preis beſteht ungeachtet der vielen Verbeſſerungen auch für künftiges Jahr; die Schnellpoſt koſtet mit Modekupfern und Abbildungen 6 Thaler; der Text mit circa 200 Abbildungen 3 Thlr.

Leipzig, den 21. Nov. 1833.

Allgemeine niederländiſche Buchhandlung.

---

[537] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen, in Prag bei Calve, in Wien bei Gerold, in Peſth, Preßburg, Oedenburg und Kaſchau bei Wigand zu haben:

Der Hirsch-Park

oder

das Serail Louis XV.

Eine Gallerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demſelben eingeſchloſſen waren, um zur Beluſtigung Louis XV. zu dienen.

Ein Beitrag zur Chronique scandaleuse des Pariſer Hofes.

3 Bände. Preis 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

---

[545] Literariſche Neuigkeit.

Bei uns iſt eben erſchienen und für ¾ Thlr. zu haben:

Das Pommeranzen-Bäumchen. Der goldene Knopf. Das wilde Schwein.

Drei hiſtoriſche Erzählungen von Guſtav Nieritz.

Wer die Erzählung: „die Vertriebenen“ im dießjährigen „Geſellſchafter“ geleſen hat, dem iſt das hier angekündigte Bändchen durch das Talent des Verfaſſers empfohlen; jedenfalls wird es allen Leſern, die ſich gern in edler Weiſe unterhalten, ſehr willkommen ſeyn.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[553] Für Freunde belletriſtiſcher Schriften, Leihbibliotheken und Leſezirkel.

Von der in meinem Verlage erſcheinenden, auf milchweißem Papier elegant gedruckten

Sammlung hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen und Geſchichten von F. W. Lips. 8. 1r und 2r Band, br. à 2 fl. 48 kr.

hat ſo eben der zweite Band die Preſſe verlaſſen, und iſt an alle ſolide Buchhandlungen des In- und Auslandes verſandt. Dieſer zweite Band enthält: 1) Venedigs Patrizier; 2) Huaskar; und 3) die Chriſtfreude. Der erſte Band dieſer intereſſanten Sammlung, welcher die Erzählungen: „die Eroberung von Bacharach,“ — „der Hageſtolz,“ — und „Alexius und Irene“ enthält, iſt in mehreren belletriſtiſchen Zeitſchriften auf das Günſtigſte beurtheilt worden. Eine würdige

Digitized by Google

Stelle wird daher gewiß der Name Lips unter den jezt lebenden deutſchen Belletriſten bald einnehmen. — Den dritten Band wird die intereſſante Novelle aus den Zeiten des franzöſiſchen Hugenottenkrieges: „Gui de Saint Flour," bilden. — Dieſe Sammlung iſt auch zu einer paſſenden Weihnachts- und Neujahrsgabe ganz geeignet, und ſomit jedem Literaturfreunde auf das Beſte zu empfehlen.

Frankfurt a. M., im Nov. 1833.
J. D. Sauerländer.

---

[551] In der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Dr. G. P. Rauſchnick, Handbuch der klaſſiſchen, germaniſchen und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranſtalten, für Studirende und Künſtler bearbeitet. gr. 8. (33½ Bog.) 1832. 2 Thlr. 6 Gr. od. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Der Rec. in den Blättern für lit. Unterh. 1832. Nr. 86 ſagt am Schluß: „Ein vollſtändiges Regiſter erleichtert den Gebrauch dieſes zweckmäßigen, alle ähnlichen Arbeiten und Handbücher weit hinter ſich laſſenden Werkes."

---

[570] Literariſche Anzeige.

Bei Carl Berger in Leipzig ſind folgende ſchönwiſſenſchaftliche Schriften in dieſem Jahre erſchienen:

Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Ernſt Willkomm. br. Preis 18 Gr.

Julius Kühn. Eine Novelle von Ernſt Willkomm. 2 Theile. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Erich XIV., König von Schweden. Dramatiſches Gedicht in 3 Abtheilungen von Ernſt Willkomm. 3 Theile, jeder aus 5 Aufzügen beſtehend. Preis 3 Rthlr.

Beluſtigungen und Reiſen eines Todten. Humoriſtiſcher Roman von Ernſt Ortlepp. br. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Verleger macht beſonders auf die 3 erſten Werke des geiſtreichen jungen Dichters Ernſt Willkomm aufmerkſam. Es können in jeder Buchhandlung Exemplare eingeſehen werden.

Leipzig, im Nov. 1833.

---

[552] Für Leſezirkel und Leihbibliotheken.

Bei G. Baſſe in Quedlinburg und Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

101 Novellen.

Novellen der Hundert und Ein.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt von L. G. Förſter und Th. Weis. Erſter Band. 8. Auf Velinpapier. In elegantem Umſchlag. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſes Werk, wozu Frankreichs ausgezeichnetſte belletriſtiſche Schriftſteller Beiträge liefern, gewährt eine eben ſo unterhaltende als geiſtreiche Lektüre. — Der zweite Band erſcheint binnen 6 Wochen.

---

[538] Anzeige für Leihbibliotheken.

Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Benkowitz, L. F., Natalis, oder die Schreckensſcene auf dem St. Gotthard. 2te Aufl. 2 Bde. 8. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Die erſte Auflage dieſes Romans war ſchon längſt im Buchhandel vergriffen. Es wird daher Vielen das Erſcheinen dieſer neuen Auflage erwünſcht ſeyn, da die häufigen Nachfragen beweiſen, daß Benkowitz's Schriften in keiner guten Leihbibliothek fehlen dürfen.

---

[542] Anzeige.

Die im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau herausgekommene kleine Schrift, unter dem Titel:

Die Conſtitutionsfrage.

Denkſchrift für die Zeitgenoſſen.

8. geheftet 1 gGr.

iſt in den k. k. öſterreichiſchen Staaten, ſo wie im Königreiche Preußen verboten.

---

[498] Für Töchter gebildeter Familie.

Im Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau iſt erſchienen und zu haben:

Lehrbuch der Weltgeſchichte
für
Töchterſchulen und zum Privat-Unterricht
heranwachſender Mädchen
von
Friedrich Nöſſelt.
Vierte, verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.
Mit drei Kupfern.
3 Bände. gr. 8. Preis 3 Thlr. 25 Sgr.

Dieſes Lehrbuch der Weltgeſchichte, welches bereits in einer vierten, verbeſſerten und vermehrten Auflage erſchienen iſt, zeichnet ſich durch gute Auswahl deſſen, was aus dem weiten Gebiete der Geſchichte für das weibliche Geſchlecht lehrreich, bildend und unterhaltend iſt, ſo wie durch die Darſtellung der geſchichtlichen Begebenheiten, vortheilhaft aus. Zu angenehmen Feſttags- und Weihnachts-Geſchenken dürfte es ganz beſonders geeignet ſeyn, da es eben ſo ſehr wahre Bildung befördert, als zur angenehmen Unterhaltung dient.

---

[562] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Unterricht
für
Liebhaber der Kanarienvögel,

wie dieſelben, ſowohl zum Nutzen, als Vergnügen in und außer der Hecke am zweckmäßigſten behandelt werden müſſen. Nebſt Anleitung, die Nachtigallen, Rothkehlchen, Buchfinken, Stieglitze, Hänflinge, Zeiſige, Dompfaffen, Amſeln und Staare zu fangen, zu zähmen, zu unterrichten, zu warten und zu pflegen. 8. Preis 8 gGr. od. 36 kr.

(Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.)

In Wien bei Mörſchner und Jaſper zu haben.

Digitized by Google

№ 42.

Intelligenz=Blatt.

1 8 3 3.

[531] **Warnung und Anzeige.**

Es erscheinen von Zeit zu Zeit Bücheranzeigen in öffentlichen Blättern, welche als Empfehlungsgrund der angekündigten Schriften anführen, „es entwickle sich darin Schellings neuaste Lehre." Wäre dem so, so dürfte man die Verfasser fragen, was sie berechtigt habe, eine Lehre zu entwickeln, ehe sie der Urheber bekannt gemacht. Allein es ist vielmehr Pflicht, das Publikum zu warnen, wenn man, wie wir, aus der besten Quelle versichern kann, dafs von Schelling'scher Entwicklung in diesen Schriften keine Spur sich finde, und, auch blofs materiell betrachtet, diejenigen sehr betrogen seyn würden, welche den grössten Theil der philosophischen, theologischen u. a. Aussprüche solcher Schriften als Schelling'sche Sätze annehmen wollten. Um so mehr gereicht es uns zum Vergnügen, zugleich anzeigen zu können, dass Herr Geh. Rath von Schelling, ungeachtet seiner, zum Bedauern des wissenschaftlichen Publikums durch andere Geschäfte beschränkten Musse, sich jezt entschlossen hat, den Inhalt seiner Vorträge an der Hochschule zu München (der einzigen Quelle, aus der die Verfasser oben bezeichneter Schriften geschöpft haben könnten) selbst bekannt zu machen, worüber wir uns die nähere baldige Anzeige vorbehalten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[452] In der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Staatswiſſenſchaftliche Vorleſungen für gebildete Stände in conſtitutionellen Staaten. Vom geheimen Rathe, Ritter und Prof. Pölitz. 3 Bde. gr. 8. (66 Bog.) 1831 — 33. 4 Thlr.

Dieſes Werk enthält alle Gegenſtände des conſtitutionellen Lebens, namentlich auch die Staatsverwaltung der Finanzen, der Juſtiz ꝛc., ſo vollſtändig und in einer ſo populären Sprache, daß ihr Studium die beſte Vorbereitung für die Wahlmänner, Deputirten und Stadtverordneten in deutſchen Staaten gibt.

---

[395] **Fr. Ukert,**

Herzogl. Sächſ. Bibliothekar und Profeſſor zu Gotha.

Gemälde von Griechenland.

Mit 6 Kupfern.

Neue Ausgabe.

16. geheftet. 16 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo Aller Augen auf die Wiedergeburt dieſes ſo lange unter dem Druck der Tyrannei verſunknen klaſſiſchen Landes gerichtet ſind, bedarf es wohl der Erinnerung an ein Buch, welches von ſo geiſtreicher Feder bearbeitet wurde. In dieſer Ausgabe iſt die Geſchichte Griechenlands bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt erſchienen; alles Uebrige aber unverändert geblieben. —

Alle Buchhandlungen können das Buch verſchaffen.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

---

[366] In allen Buchhandlungen iſt folgendes empfehlungswerthe Buch zu haben:

Das Wiſſenswürdigſte

von den

phyſiſchen Erſcheinungen an den Weltkörpern,

nebſt

einem hundertjährigen Kalender,

für Gebildete zum Selbſtunterricht und für Geſchäftsmänner,

bearbeitet von G. A. Schumann.

2 Theile. Preis 2 Thlr. 6 gGr. oder 4 fl. 56 kr.

Zur Empfehlung führen wir nur Einiges aus dem reichhaltigen Inhalte an, als: Abendröthe, Aſchenregen, Berge und Höhe derſelben, Blitz, Einſchlagen deſſelben, Blitzableiter, Blutregen, Compaß, Donner, Ebbe, Eisberge, Elektrizität, elektriſche Lufterſcheinungen, Erdachſen, Erdbahnen, Farbe des Himmels, kirchliche Feſte, Feuerkugeln, Feuerregen, Firſterne, Flüſſe, Fluth, Froſchregen, Gebirge, Entſtehung derſelben, Glatteis, Himmelskörper, Höhenrauch, Honigthau, Hungerquelle, Jahr der Griechen, Juden, Römer und Türken, Irrlichter, Kalenderrechnung, Kirchenjahr, Kometen, Lawinen, Lufterſcheinungen, Magnet, Magnetismus der Erde, Mann im Monde, Meere, Mehlthau, Mondberge, Nordlicht, Ocean, Pallas, Planeten, Polarlicht, Regenbogen, Regenwolken, Reif, rother Regen, Schnee, Sonnenflecke, Sonnenfinſterniſſe, Sonnenjahre, Sternbilder, Sternſchnuppe, Sturmfluth, Thau, Venus, Vollmond, Waſſerziehen, Wolkenbruch, Zonen, gemäßigte, heiße, kalte. — Ferner: einen hundertjährigen Kalender, mit eintretenden Feſten, Mondswechſel, Sonnen- und Mondfinſterniſſen, ſo daß dadurch ein jeder anderer Kalender entbehrlich wird. Die 11 Abbildungen bezeichnen den Lauf einiger Planeten; den Lauf der Erde um die Sonne, und die Darſtellung des Mond-Umlaufes um die Erde. —

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

In Wien bei Mörſchner und Jasper zu haben.

---

[550] **Schriften für Nichtärzte.**

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Die Kunſt,

geſunde Augen

bis ins höchſte Alter zu erhalten, ein ſchwaches und fehlerhaftes Geſicht zu verbeſſern und wieder herzuſtellen. Nebſt einem Anhange von Vorſchriften zu den vorzüglichſten Augenmitteln. 2te verbeſſerte Auflage. Preis 12 Gr.

Digitized by Google

Die Kunſt,
geſunde Zähne

bis ins höchſte Alter zu erhalten. Nebſt einer Anweiſung, verdorbene und ſchon angegangene Zähne wieder zu verbeſſern; ſowie erprobte und bewährt gefundene Mittel wider das Zahnweh und andere Zahnübel. Von einem praktiſchen Arzte. 8. Preis 10 Gr.

---

[547] **Schriften von K. O. Müller,**
Profeſſor an der Univerſität Göttingen,
welche im Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu erhalten ſind.

Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte. 1r Band. Orchomenos und die Minyer. Mit 1 Karte. Von Dr. K. O. Müller. gr. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte. 2r, 3r Band. Die Dorier. Mit einer Karte von Griechenland während des Peloponneſiſchen Krieges. Von Dr. K. O. Müller. gr. 8. 5 Rthlr. 18 Gr.

Tabula qua Graecia superior, qualis tempore belli Peloponnesiaci ineuntis fuit, descripta est a C. O. Müller. Mit dem hiezu gehörigen Texte: Zur Karte des nördlichen Griechenlands. Eine Beilage zu den Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte, von Dr. K. O. Müller. Royal Folio und gr. 8. 1 Rthlr.
Beſſere Ausgabe. 1 Rthlr. 4 Gr.

Karte des Peloponnes, während des Peloponneſiſchen Krieges, von Dr. K. O. Müller, geſtochen von K. Kolbe in Berlin. Royal-Folio. 18 Gr.

Die Etrusker. Vier Bücher. Von Dr. K. O. Müller. Eine von der königl. Akademie in Berlin gekrönte Preisſchrift. 2 Bände. gr. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

Handbuch der Archäologie der Kunſt. Von Dr. K. O. Müller. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Von allen dieſen Werken exiſtiren Ausgaben auf beſſeren Papierſorten zu verhältnißmäßigen höhern Preiſen.

---

[536] So eben iſt bei A. Wienbrack in Leipzig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fiſcher, J. H. L. Predigtentwürfe über die Epiſteln an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahres. 2r Bd., womit das Werk geſchloſſen iſt. gr. 8. 1½ Rthlr.

Der ſtarke Abſatz und die von verſchiedenen Seiten erfolgten günſtigen Beurtheilungen des 1ſten Bandes ſprechen für den innern Werth, und die Zweckmäßigkeit dieſer Entwürfe.

---

[560] Von
Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands
habe ich des VI. Bandes 4s und 5s Heft verſandt. Erſteres koſtet 2 Rthlr. Conv.-Münze und letzteres 2 Rthlr. 20 Gr. Conv.-Münze. Hiermit ſchließt ſich der VI. Bd., deſſen Preis mit 23 kolorirten Kupfern 12 Rthlr. Conv.-Münze und der Text allein mit 1 kolorirten Titelkupfer 4 Rthlr. Conv.-Münze iſt. Im Laufe des nächſten Jahres wird der VII. Band erſcheinen und die Verſendung des erſten Heftes dieſes Bandes im Januar erfolgen.

Zugleich mache ich hiermit, zur Beantwortung vielfach an mich ergangener Anfragen, bekannt, daß eine neue, hinſichtlich des Formats, des Drucks und ſonſtiger äußern Eleganz genau den in meinem Verlage erſchienenen Moore's und Sheridan's Works ſich anſchließende Ausgabe von

Ossian's Poems
in einem Bande

unter der Preſſe iſt, wovon ich die Verſendung binnen wenig Wochen bewerkſtelligen zu können hoffe.

Leipzig, im November 1833.

Ernſt Fleiſcher.

---

[569] Bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig ſind vollſtändig erſchienen, und durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen:

SHAKESPEARE'S
dramatiſche Werke,
überſetzt und erläutert
von
Johann Wilhelm Otto Benda.

19 Bände, auf Druckpapier in Taſchenformat 5¼ Thlr.
— — auf Schreibpapier in 8. . . . . 11¼ „

Die vorliegende, vollſtändige Ueberſetzung iſt außerordentlichlich treu, zugleich fließend und ohne Zwang. Treu gibt ſie die Bilder des Originals, den Ausdruck des Gedankens und der Empfindungen, ſelbſt die Worte Shakeſpeare's wieder, wenn die deutſche Sprache es erlaubt. Sie iſt allgemein verſtändlich, eben ſo verſtändlich als das Original, obgleich ſie nur wenige Verſe mehr als das Original hat, faſt immer mit einer langen Sylbe den fünffüßigen Jamben ſchließt, und reimt, wo Shakeſpeare gereimt hat.

---

[548] So eben iſt bei uns erſchienen:

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritiſch-hiſtoriſch dargeſtellt von P. F. Stuhr, Prof. an der Univerſität Berlin. 2r u. letzter Band. gr. 8. 3 Rthlr.

Mit dieſem 2ten Bande iſt das ganze Werk beendigt, welches unſtreitig eine weſentliche Lücke in der Literatur der neueſten Zeitgeſchichte ausfüllt. An Bearbeitungen des Gegenſtandes fehlt es zwar nicht; keine derſelben aber, darf ſicher behauptet werden, geht ſo, wie dieſe, von einem höhern hiſtoriſchen Geſichtspunkte aus, keine andere hat ſo ſehr auf die trefflichen Darſtellungen franzöſiſcher Berichterſtatter Rückſicht genommen, keine endlich eine ſo ſcharfe Kritik über die geſammte Literatur der Geſchichte der Befreiungskriege geübt. Somit iſt hier eine Arbeit geliefert, welche alle früheren überflüſſig macht.

Lemgo, im November 1833.

Meyer'ſche Hofbuchhandlung.

---

[571] Bei F. A. Herbig in Berlin iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Vollſtändiges theoretiſch-praktiſches
Repetitorium der franzöſiſchen Sprache
in Fragen und Antworten. Zum Schul- und Privatunterricht, ſo wie insbeſondere zur Erleichterung beim Selbſtſtudium. Bearbeitet n. d. vorzügl. Original-

Digitized by Google

Grammatiken, mit beſtändiger Hinweiſung auf die beſten Sprachlehren, vom Prof. Dr. Eckenſtein. Preis 1½ Thlr.
Auf 6 Exemplare eins gratis.

Es ſteht dieſes Wiederholungsbuch, welches aus einer gereiften pädagogiſchen Erfahrung hervorgegangen iſt, ſeiner ſo natürlichen und äußerſt einleuchtenden Form nach, bis jetzt einzig in ſeiner Art da, und dürfte ſowohl Lehrern als Schülern, insbeſondere aber denen willkommen ſeyn, welche ſich durch Selbſtſtudium vervollkommnen wollen.

---

[559] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Dreiundſechzigſter Band. 1833. Juli. Auguſt. September.

Inhalt:

Art. I. Ueberſicht von zwölf Reiſen durch Perſien (Fortſetzung).
II. Historia Barlaami et Joasaph, im vierten Bande der Anecdota Graeca von Boissonade. Paris 1832.
III. A Treatise on Astronomy. By Sir John F. W. Herschel. London 1833.
IV. Ueber die Abkunft der Slaven, nach Lorenz Surowiecki, von Paul Joſeph Schafarik. Ofen 1828.
V. Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg. Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des königl. Archivs zu Hannover, von Friedrich von der Decken. Erſter Theil. Hannover 1833.
VI. Klopſtock's Epigramme. Geſammelt und erläutert von C. F. W. Vetterlein. Leipzig 1830.

Hammer's morgenländiſche Handſchriften.
Konſtantinopel im Winter 1824 und 1825. Bruchſtücke aus Briefen. Von Oberſtlieutenant von Prokeſch-Oſten. Erſte Abtheilung.

---

[573] **Neue Muſikalien.**

im Verlage der Hofmuſikalienhandlung von Bachmann und Nagel in Hannover.

Enckhausen, H., La Sérénité. Polonaise brill. à 4 m. Oeuv. 39. 18 gGr.
Fingerübungen für Pfte., nach den besten Meistern und neuesten Schulen. 2s Heft. 8 gGr.
Heynemeyer, Var. über: Mich fliehen alle Freuden, für Flöte mit Quart. oder Pfte. 20 Gr.
— — Einl. u. Var. über: An Alexis, für Flöte, mit Orch. 1 Rthlr. mit Pfte. 12 gGr.
(Auf seinen Kunstreisen mit ausgezeichnetem Beifall geblasen.)
Kastendieck und Stowiezeck. Intr. et Var. brill. p. Pfte. und Violonc. 18 gGr.
Keller, Carl, 4 Lieder mit Pf. oder Guit. 32. Werk 20 gGr. Einzelne Nr. 1ᵃ Abendgesang 6 gGr. Nr. 1ᵇ Derselbe für Basstimme 6 gGr Nr. 2 Hedwigs Wunsch 8 gGr. Nr. 3. Sehnsucht 6 gGr. Nr. 4. Ursach und Wirkung 7 gGr.
— — 20 Lieder unsers Verlags in einem Hefte, gegen baar 3 Rthlr.
Krollmann, A., 3 Polonaisen f. Pfte. 17s Werk 8 gGr.
Kummer, P. A., Divertissement sur les Thèmes de la Muette de Portici p. Vlle. avec Quat. ou Pf Oe. 9. 1 Rthlr.
— — Adagio et Var. brill. p. Vlle. av. Orch. ou Pfte. Oe. 10. 1 Rthlr.
Marchner, H., 4 Gesänge für 4 Männerst. 75. W. 20 gGr.
Maurer, L., Var. sur l'Air: Steh nur auf du Schweizerbub. p. Vl. Oe. 76 av. Orch. 1 Rthlr. 16 Gr. avec Pf. 16 gGr.
Maurer, Sämmtliche Arien und Duetten aus dem neuen Paris, mit Pfte. gegen baar 1 Rthlr., mit Guit. 18 gGr.
Panseron, Philomele, für 1 Singst. und oblig. Flöte mit Pfte. oder Guit. 8 gGr.
— — Das Waldhorn, für 1 Singst. und obl. Waldhorn oder Flöte mit Pfte. oder Guit. 8 gGr.
Pillwitz, aus Rataplan, mit Pfte. oder Guit. Nr. 1. Arie: Geht zur Schlacht, 4 gGr. Nr. 5. Arie: Seit jenem Sturme, 4 gGr. Nr. 7. Arie: So leb denn wohl, 4 gGr. Nr. 8. Duett: Denkst du daran, 4 Gr.
Streitwolf, **Tabelle** nebst 14 Uebungsstücken für das Doppel-Flageolet, 8 gGr.
Wallerstein A., 4 deutsche Lieder für Bass oder Barriton mit Pfte. 7. Werk, 10 gGr. Einzeln Nr. 1. Entschluſs von Uhland, 5 gGr. Nr. 2. Gruss in die Ferne, 3 gGr. Nr. 3. Der alte bleiche Spielmann 4 gGr. Nr. 4. „Wenn“ von Wölfing, 4 gGr.
In Stuttgart sind diese Musikalien durch G. A. Zumsteeg zu beziehen.

---

[544] Literariſche Anzeigen.

Anzeige

für Lehrer an Bürger-, Real-, Volks- und Töchterſchulen.
ſowie für alle Freunde der

Länder- und Völkerkunde.

Hannover, im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben wieder in der dritten und vermehrten verbeſſerten Auflage erſchienen:

Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.
Für Bürger- und Landſchulen, ſo wie zum Selbſt-Unterrichte
vom Rector Dr. **W. F. Volger.**

Erſter Theil: Europa, mit 3 Tabellen und Regiſter. gr. 8. 16 gGr. Zweiter Theil: die übrigen Welttheile, mit 3 Tabellen. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 16 gGr. Preis für's Ganze 1 Rthlr. 8 gGr. (Jeder Theil iſt auch einzeln zu haben.)

Der erſte Theil dieſes längſt bekannten Werks erſcheint jetzt zum dritten Male, und beweiſet, wie die übrigen Schriften des Hrn. Verfaſſers, daß eine neue Auflage auch in der That eine verbeſſerte Arbeit iſt. Wenn deſſen Handbuch der Geographie (2 Bände. 3te Auflage. 1833. 2⅔ Rthlr.), welches noch nicht anders als mit Lob in der Literatur Deutſchlands erwähnt iſt, den Gelehrten, den Geſchäftsmann, überhaupt jeden Gebildeten in ſteter Bekanntſchaft mit dem Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der Länder- und Völkerkunde hält, und einen reichen Schatz geographiſch-ſtatiſtiſchen Materials,

Digitized by Google

zwar in gedrängteſter Kürze, aber dennoch in hinreichender Ausführlichkeit mittheilt, ſo iſt dagegen oben genanntes Werk dazu beſtimmt, dem eigentlichen Bürgerſtande, (beſonders aber Lehrern an Volks-, Bürger-, Real- und Töchterſchulen) ein Hülfsmittel zu bieten, welches ihn in ſeiner Sphäre nie ohne Belehrung läßt, und welches durch die dem Verf. ſo wohl gelungene populäre Darſtellung vollkommen geeignet iſt, jedem Stande und jedem Alter den gewünſchten Selbſtunterricht in der Geographie auf eine zugleich unterhaltende Art mitzutheilen. Die Reichhaltigkeit der Volger'ſchen Länder- und Völkerkunde und der anziehende Ton des Vortrags haben bereits ſeit einer Reihe von Jahren dieß Werk auch als Lehrbuch für Volks- und Bürgerſchulen, ſo wie für die untern Gymnaſialklaſſen empfohlen, und die Erfahrung zahlreicher Schulmänner ſpricht ſich ſtets mehr zum Vortheil deſſelben aus. Die Verlagshandlung hat ihrer Seits durch gutes Papier, ſehr engen, aber dennoch völlig deutlichen Druck und höchſt billigen Preis, die Verbreitung dieſes ſo nützlichen Werkes, deſſen Werth durch die in jeder Auflage vervollſtändigten und zweckmäßiger angeordneten Tabellen und die Namen-Regiſter beſonders gehoben wird, möglichſt erleichtert.

Außerdem ſind für den Unterricht in der Geographie und Geſchichte, bereits als vielfach bewährt und in den meiſten Schulanſtalten eingeführt, ferner zu empfehlen:

Lehrbuch der Geographie

Von Dr. W. F. Volger.

In 3 Curſus für die verſchiedenen Schulklaſſen. gr. 8. Erſter Curſus oder Leitfaden. 6te Auflage. 1833. 4 gGr. Zweiter Curſus oder Schulgeographie. 3te Auflage 1833. 12 gGr. Dritter Curſus oder vergleichende Darſtellung der alten, mittlern und neuern Geographie. 1832. 18 gGr. Alle drei Curſus 1 Rthlr. 16 gGr.

Lehrbuch der Geſchichte. —

Von Dr. W. F. Volger.

Erſter Curſus oder Leitfaden für den erſten Unterricht in der Geſchichte. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 6 gGr. Zweiter Curſus oder Abriß der Geſchichte für die mittleren Gymnaſial-Claſſen. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 10 gGr. Beide Curſus. 16 gGr.

---

[540] In der Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig ſind neu erſchienen:

Dr. C. G. D. Steins Handbuch der Geographie und Statiſtik

für die gebildeten Stände. Nach den neueren Anſichten bearbeitet vom Oberlehrer Dr. Ferdin. Hörſchelmann. 3 Bde. Sechste Auflage. gr. 8. 5¾ Thlr.

Der 1ſte Band (48 Bogen 2 Thlr.), Europa, außer Deutſchland, Griechenland und die Türkei umfaſſend, erſchien in dieſem Jahre; der 2te Band, auch als ſelbſtändiges Werk unter dem Titel:

Handbuch der Verfaſſung, Verwaltung, Geographie und Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten. (59 B. 2½ Thlr.)

erſcheint noch im Laufe Novembers; der 3te wird zur Oſtermeſſe 1834 fertig werden. — Dieſes Werk, ein ſchöner Beweis deutſchen Fleißes, umſchließt auf faſt 170 eng und auf ſtarkes, weißes Papier gedruckten Bogen vollſtändig die neueſten Ergebniſſe der darin behandelten Wiſſenſchaften und empfiehlt ſich auch durch ſeine große Wohlfeilheit.

Dr. C. G. D. Steins kleine Geographie,

oder Abriß der geſammten Erdkunde für Gymnaſien und Schulen. Nach den neueren Anſichten umgearbeitet von Dr. Ferd. Hörſchelmann. Neunzehnte, rechtmäß. Aufl. m. vollſtänd. Regiſter. gr. 8. (28½ B.) 1833. ¾ Thlr.

Nach 18 Monaten hat wieder eine neue ſehr verbeſſerte Auflage die Preſſe verlaſſen. — Nicht blos der Schüler, ſondern auch der unbemittelte Geſchäftsmann findet mannichfache Belehrung in dieſem reichhaltigen Buche.

Neuer Atlas der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungs-Leser, Kauf- und Geschäftsleute, Gymnasien und Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Dr. C. G. D. Stein's geographische Werke. Zwölfte vermehrte und verb. Aufl. in 24 Charten, gröſstentheils neu *entworfen* und gez. vom Major Dr. F. W. Streit, gest. von Leutmann: nebst 7 historisch-*statist.* Tabellen. gr. Folio. 1833. sauber *color.* 4⅓ Thlr.

Nachdem zur 11ten Aufl. die Charten von Dänemark, Polen, Griechenland ganz neu hinzugekommen die Planiglobien, Afrika, Spanien, Grossbritanien und Deutschland neu entworfen und bearbeitet worden, sind zu vorliegender 12ten Aufl. die Blätter: Nord-Amerika, Australien, Schweden neu gearbeitet, Süd-Amerika und Frankreich noch im Stiche befindlich. So bietet dieser Atlas innerhalb 2 Jahren über die Hälfte ganz neuer höchst empfehlungswerther Charten dar, und alle übrigen Blätter sind eben so chön als sorgfältig revidirt und ergänzt.

---

[567] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Whiſt- und Boſton-Spieler

wie er ſeyn ſoll. Oder gründliche Anweiſung, das Whiſt- und Boſtonſpiel, nebſt deſſen Abarten, nach den beſten Regeln und allgemein geltenden Geſetzen ſpielen zu lernen. Nebſt 26 beluſtigenden Kartenkunſtſtücken und drei Whiſt- und Boſton-Tabellen. broſch. Preis 12 gGr. oder 54 kr.

Dem, welcher das Whiſt- oder das Boſtonſpiel fein und möglichſt vortheilhaft ſpielen will, iſt dieſes Buch beſtens zu empfehlen.

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

Digitized by Google

№ 43.

Intelligenz = Blatt.

1 8 3 3.

594] Fortſetzung

von

Dingler's polytechniſchem Journal.

Eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Pharmazie, der Mechanik und Maſchinenkunde, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus= und Landwirthſchaft, u. ſ. w.

Von dieſer Zeitſchrift iſt nun bereits der fünfzigſte Band unter der Preſſe. Die allgemeine Anerkennung, welche dieſelbe fand, und der ſtets wachſende Abſatz derſelben liefern den ſicherſten Beweis ihrer Gemeinnützigkeit. Durch dieſes Journal wurden unſere Landsleute im Verlauf von vierzehn Jahren ſo ſchnell und ſo vollſtändig als möglich mit den techniſchen Erfindungen und Entdeckungen der Engländer, Amerikaner, Franzoſen ꝛc. bekannt gemacht, und es hat während dieſer ganzen Zeit nicht nur keine Störung erlitten, ſondern vielmehr an Reichhaltigkeit gewonnen und gewiß zur Förderung der der Induſtrie in Deutſchland weſentlich beigetragen.

Während die Redaktion dieſer Zeitſchrift weder Mühe noch Koſten ſcheut, um den vorgeſetzten Zweck ſo vollſtändig als möglich zu erreichen, hat die Verlagshandlung den Preis derſelben ſo geſtellt, daß ſie in dieſer Hinſicht mit jeder anderen, ſelbſt mit dem als unerhört wohlfeil ausgegebenen Penny=Magazin einen Vergleich aushält.

Von dem polytechniſchen Journal erſcheinen auch in Zukunft wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern unter demſelben Titel und mit ununterbrochen fortlaufender Numerirung der Bände. Der Jahrgang, welcher mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen wird, macht für ſich ein Ganzes aus und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. Conv.=Münze. Auf den vielfach geäußerten Wunſch wird daſſelbe aber vom 51ſten Bande an auch noch mit einem zweiten Titel verſehen werden, auf welchem die Numerirung der Bände wieder von Eins beginnt.

Jedem Hefte wird ein polytechniſcher Anzeiger, ſobald eine hinreichende Anzahl von Anzeigen vorliegt, beigegeben, in welchen Anzeigen aller Art aufgenommen und billigſt berechnet werden.

Die neu eintretenden Abonnenten wollen ihre Beſtellungen bei Zeiten machen, damit die Auflage darnach gerichtet werden kann.

Die Verlagshandlung wird Bedacht nehmen, die gänzlich vergriffenen Jahrgänge dieſes Journals neu aufzulegen und ſolche zu ermäßigten Preiſen abgeben, worüber ſeiner Zeit eine nähere Anzeige erfolgt.

Stuttgart und Tübingen im Dezember 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[593] Für Freunde des Theaters,

beſonders ſeiner Geſchichte, wird es eine angenehme Nachricht ſeyn, daß Hr. D. Fuchs, ehemaliger Regiſſeur, ein

Chronologiſches Tagebuch des Großherzoglich Heſſiſchen Hoftheaters, von ſeiner Begründung (1810) bis zur Auflöſung deſſelben (1831),

bearbeitet und dadurch einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Schaubühnen gibt. Dieſes Buch iſt durch alle Buchhandlungen à 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. zu erhalten.

Darmſtadt, im September 1833.

C. W. Leske.

[574]

Bent's literary Advertiser.

Bent's literariſcher Anzeiger, Verzeichniſs von Kupferſtichen, Kunſtwerken etc.

Dieſes Anzeigeblatt erſcheint den 10ten eines jeden Monats und enthält Nachrichten und Anzeigen über Literatur, Kupferſtiche und Kunſtwerke, nebſt einer monatlichen Liſte aller neuen in London publicirten Werke.

Der Verleger macht beſonders Künſtler und Kunſthändler auf dieſes Blatt aufmerkſam, da es auch eine Liſte der beſten in London erſchienenen Kupfer= und Stahlſtiche nebſt Angabe der Namen der Maler und Graveurs, des Formats und Preiſes, und die Art der Ausführung enthält. —

Preis für den ganzen Jahrgang 8 Schillinge.

2 Thlr. 16 gGr. oder 4 fl. 48 kr.

London. verlegt für den Eigenthümer Robert Bent bei Simpkin and Marſhall, und zu beziehen durch A. Schloß, Buch= und Kunſthändler, 109 Strand in London.

[575] **Ganz neues und prachtvoll colorirtes Annual.**

Die Erläuterungen zu dieſem Almanache, welche aus zwölf, mit der größten Sorgfalt nach Original=

Digitized by Google

Gemälden ausgearbeiteten Facſimiles beſtehen, ſind für dieſes Werk von den ausgezeichnetſten lebenden engliſchen Künſtlern gemalt worden, und mit allerhöchſter Erlaubniß

Ihrer Majeſtät der Königin von England
in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

The Sacred Annual.

Das heilige Annual, die vierte Ausgabe von Montgomerys Gedicht „Meſſias" enthaltend.

Dieſes neue Taſchenbuch iſt in ſchönem violetten Sammt gebunden und mit einem antiken Moſaik goldenen Schloſſe geſchmückt.

Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Verzeichniß der Facſimiles,

	Gegenſtände	Künſtler.
1.	Die Verſuchung unſeres Heilandes.	John Martin.
2.	Der gemalte Titel des Meßbuchs.	Dudley Coſtello.
3.	Eva's Erſtgeborener. . . .	B. R. Haydon.
4.	Der Patriarch	J. Franklin.
5.	Der den Leichnam ſeiner Gemahlin betrachtende Atheiſt .	A. B. Blayton.
6.	Die Verkündigung Mariä .	T. von Holſt.
7.	Die Bergpredigt	John Martin.
8.	Einzug unſeres Heilandes in Jeruſalem	J. Franklin.
9.	Der Heller der Wittwe . . .	D. M'Cliſe.
10.	Gewiſſensbiſſe des Judas .	John Martin.
11.	Die Erſcheinung unſeres Heilandes am Grabe. . . .	W. Etty, R. A.
12.	Die Kreuzigung	J. Franklin.

Dieſe Erläuterungen ſind getreue Facſimiles der Originalgemälde, und ſind, durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen von mehr als fünfzig talentvollen Künſtlern, die Zierde eines an Pracht und Schönheit unübertrefflichen Almanachs.

Zu gleicher Zeit mit Obigem wurde ausgegeben. Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Die Erläuterungen zu dem Annual Sacred

in einem eleganten Portefeuille mit dem Titel des Meßbuchs verziert, und auf ſchönem farbigen Zeichenpapier in Quarto aufgezogen, mit Goldlinien eingefaßt, und mit Auszügen aus dem Werke verſehen.

Dieſe herrliche Sammlung würde ſowohl zur Erklärung des Neuen Teſtaments und des Meſſias dienen, als auch eine ſchöne Zierde für eine Privat-Capelle oder ein Boudoir ſeyn. —

Da wegen der unendlichen Arbeit, die dieſes Werk erfordert, nur wenig Exemplare erſcheinen, ſo wird um baldigſte Einſendung der Beſtellungen gebeten.

London. John Turrill, 250 Regent Street, und zu beziehen durch A. Schloß, Buch- und Kunſthändler, 109 Strand in London.

Zu finden in Hamburg bei Perthes und Beſſer, und in Frankfurt a. M. bei C. Jügel.

---

[455] In der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Sachſens Umbildung ſeit dem Jahre 1830.
Den conſtitutionellen Ständen des Königreichs Sachſen gewidmet. 8. (12 B.) 1833. geh. 18 Gr.; 22½ Sgr.

Herr Legationsrath Hennicke in Gotha urtheilt über dieſe Schrift im Allg. Anz. d. Deutſchen, 1833, Nr. 68. „Unter obigem Titel iſt eben eine Schrift erſchienen, die kein treuer Sachſe, am allerwenigſten aber ein Mitglied der jetzigen Ständeverſammlung unbeachtet laſſen darf, wenn er am Wohle des Vaterlandes innigen Antheil nimmt. Sie iſt mit Sachkenntniß, unbefangener Wahrheitsliebe, achtungsvoller Ruhe und ganz im geſchichtlichen Sinne verfaßt ꝛc. Auch jeden unbefangenen und am Fortſchreiten der Völker Wohlgefallen findenden Deutſchen wird das Buch hiſtoriſch und politiſch anſprechen."

---

[551] Für Freunde geiſtreicher Unterhaltung.

Bei G. Baſſe in Quedlinburg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramatiſches Geſpräch
im Reiche der Todten,
zwiſchen Schiller, Wieland, Iffland, Kotzebue und Göthe. In 4 Abtheilungen. Von *** S.. 8. geh. Preis 16 Gr.

Ein gelungener Verſuch, unſere Zeit und ihre Ereigniſſe mit der frühern zu paralleliſiren, und den großen Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt zu veranſchaulichen.

---

[583] Bei Rubach in Magdeburg iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. Schäffer,
Der Neujahrs-Gratulant
oder Sammlung von 51 Neujahrswünſchen für Kinder an ihre Aeltern; mit beſonderem Bezug auf Bildung und Alter der Kinder. 1832. (8 gGr.) 10 Sgr.

Digitized by Google

495] **Für die Jugend.**

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Himmelsgarten,

eine

Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther.

Von

Wilhelm Harniſch.

Neue Ausgabe mit vier ſchwarzen Kupfern und einem Notenblatt.

l. 4. 1833. Breslau, im Verlage bei Joſef Max und Comp. Preis 16 Gr.

„Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kind-in, der wird nicht hinein kommen.“ Das iſt das eigent-che Grund-Thema dieſer trefflichen Jugendſchrift, welche on Allen beachtet zu werden verdient, die durch die ernſte ſtimmung der Zeit mehr als jemals die Mahnung er-itten haben, das junge heranwachſende Geſchlecht zur ahrhaft chriſtlichen Geſinnung heranzubilden. Es ſey aher allen religiös gebildeten Eltern obige Schrift des rn. Seminarien-Direktor Harniſch in Weißenfels r erfreuenden Weihnachtsgabe an ihre Kinder empfohlen.

578] Subſcriptions-Anzeige.

Spaziergänge zu verſchiedenen Völkern der Erde,

rzgefaßte Beſchreibung ihrer Länder und Schilerung ihrer Sitten und Gebräuche in unterhaltenden Geſprächen, für die Jugend.

Erſte Abtheilung. Das brittiſche Reich.

echs bis acht Bändchen in Taſchenformat, jedes Bänden 8 bis 10 Bogen ſtark, mit einem illum. Titelkupfer verziert, elegant brochirt 6 gGr. oder 27 kr. rheinl.

Die Geographie gehört unſtreitig zu den wichtigſten nd anmuthigſten Wiſſenſchaften, aber nur dem geograhiſchen Talent mag es gelingen, das Schwere, oft Mühlige zugleich lieblich, anmuthig und reizend zu machen. em Verf. der Spaziergänge ward dieſes glückliche alent, und der prüfende Leſer wird ſchon in den erſten ändchen Gelegenheit finden, den gründlichen Lehrgang, en tüchtigen Lehrer achten, und in der friſchen, kindlien Lebendigkeit des Geſprächs den herzlichen Kinderreund lieben zu lernen. — Im erſten Bändchen ſehen ir den Verf. in rüſtiger Regſamkeit, um feſte Grundgen zu ſchaffen, und beim Durchleſen überzeugen wir ns, mit welcher Leichtigkeit und Ergötzung wir zur enntniß von Lehrſätzen gelangen, an deren verwickelter chwierigkeit der geographiſche Unterricht ſo oft zu ſcheiru pflegt. Im phyſiſch Geographiſchen tritt uns die hyſiognomie des Landes, die Natur, in eigenthümlichſter ahrheit entgegen, die Erzeugniſſe werden in ihrer Einirkung auf die Wohlfahrt der Landesbewohner geſchilrt, und mit erhöht angeregter Wißbegierde treten wir i's politiſch Geographiſche hinüber, und freuen uns des chern Taktes, mit welchem der Verf. das Gemäße, ichtige, das Belehrende von dem minder Bemernswerthen zu ſcheiden weiß, und wie kein Sittenzug ihm entgeht, der aus dem Volksthum ſelbſt hervorgegangen, dieſem zu genauerer Beleuchtung dient. — Gern werden daher Knaben und Mädchen, und fleißiger als ſonſt, in der nähern Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Erdſtrichen und ihren Bewohnern fortſchreiten, wenn ſie die abweichenden Charaktere, Sitten und Gebräuche der fernen Völker mit den gewohnten vergleichen und ihre verſchiedenen Lebensweiſen, Beſchäftigungen, Vergnügungen ꝛc. ſich lebhaft vorſtellen können, und dadurch immer mehr Reiz zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe fühlen, eben weil ſie in dieſen ihren Fortſchritten einen Zuwachs ihrer Vergnügungen gewahren. — Die Geſprächsform, in welcher dieſe Bändchen verfaßt werden, iſt übrigens durch die Muſterarbeiten des großen Kinderfreundes Campe für ſolche Arbeiten ein Vorbild geworden.

Ein ausführlicher Proſpectus iſt in allen Buchhandlungen einzuſehen.

Hanau, im November 1833.

C. J. Edler'ſche Buchhandlung.

---

[565] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ueber

Tod, Vorſehung, Unſterblichkeit,

Beſtimmung des Menſchen, Glück, Mißgeſchick.

Herausgegeben von A. Morgenſtern.

Zweite Auflage. 8. broch. Preis 12 gGr. oder 54 kr.

Die beſten Aufſätze über obige Gegenſtände ſind in dieſer gehaltvollen Schrift enthalten.

W. J. Wiedemann,

kleines Handwörterbuch

zur Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch häufig in verſchiedenen Schriften, in der Umgangsſprache und in Zeitungen vorkommen.

Zweite verb. Aufl. Preis 10 gGr. oder 45 kr.

Faßliche Anweiſung,

alle Arten von Briefen

auf eine leichte und gefällige Weiſe ausarbeiten zu lernen; nach den Grundſätzen des ſeligen Gellert. Nebſt einem Anhange von Titulaturen aller Stände.

Herausgegeben von Wiegand.

8. broch. Preis 10 gGr. oder 45 kr.

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

Obige Bücher ſind in Wien bei Mörſchner und Jasper zu haben.

---

[592] **Anzeige.**

Mit dem Schluſſe dieſes Jahrgangs vollenden die

Annalen der Physik und Chemie

das erſte Decennium ihres gedeihlichen Beſtehens. Dank den Männern, welche durch ihre Arbeiten ſo viel zur wiſſenſchaftlichen Bedeutung des Werkes beitrugen! Dank dem Publikum, durch deſſen thätige Beförderung der unausgeſetzte Fortgang deſſelben bedingt ward! Fühlt der Herausgeber, wie ſehr er Beiden verpflichtet iſt, ſo erkennt er anderſeits nicht minder lebhaft, wie geſteigert

Digitized by Google

dadurch die Anforderung an ihn wird, alle Kräfte aufzubieten, um ſeinem Unternehmen einen immer höheren Standpunkt zu erringen und jeden darauf bezüglichen Anſpruch von Seiten der Leſer möglichſt zu befriedigen. Ein Rückblick auf die zehnjährigen Leiſtungen der Annalen wird hoffentlich dem unpartheiiſchen und ſachkundigen Richter bei näherer Einſicht die Ueberzeugung gewähren, daß der Herausgeber nie den Geſichtspunkt verlor, unter welchem er ſeine Thätigkeit für dieſe Zeitſchrift begann. Ohne ſeine Beſtrebungen im Mindeſten zu überſchätzen, iſt er vielmehr der Meinung, daß an dem Plane, welchen er bisher bei Zulaſſung, Auswahl und Bearbeitung der Gegenſtände zu befolgen ſuchte, weſentlich nichts geändert zu werden brauche, daß er nur fortzufahren habe, das Beſte der Wiſſenſchaft dabei im Auge zu behalten, um nach wie vor bei dem Publikum auf Beifall, und bei den Phyſikern und Chemikern auf jene Mitwirkung zählen zu können, welcher ſich bei der bisherigen Ausdehnung, im In- und Auslande, vielleicht noch keine Zeitſchrift dieſes Faches zu erfreuen hatte. Deſſenungeachtet verhehlt er ſich nicht, daß die Annalen mit einem Mangel behaftet waren, der bei den von Jahr zu Jahr erleichternden und vermehrten Mitteln der Kommunication immer fühlbarer werden mußte, mit dem Mangel an möglichſter Beſchleunigung in Verbreitung der wiſſenſchaftlichen Nachrichten. Längſt ſchon war der Herausgeber darauf bedacht, dieſem Uebelſtande abzuhelfen; allein bei der bisherigen Einrichtung des heftweiſen Erſcheinens der Annalen war derſelbe, trotz aller Anſtrengung, nur immer ſehr unvollkommen zu entfernen.

Deßhalb iſt der Herausgeber mit dem Verleger übereingekommen, den Abſchnitt, welchen das bald abgelaufene erſte Jahrzehend ihres Unternehmens darbietet, zur Eröffnung einer neuen und zwar

Zweiten Reihe
der Annalen der Physik und Chemie

zu benutzen, und dabei in der Herausgabe derſelben diejenigen Abänderung eintreten zu laſſen, welche von dem Bedürfniſſe der Zeit gefordert zu werden ſcheint. Die ganze innere Einrichtung, Druck, Format, Papier, Zahl der Bogen (120 im Jahre) und Bände, mithin auch der bisherige Preis von 9 Rthlr. 8 gGr. für den Jahrgang, bleiben demnach bei dieſer zweiten Reihe ungeändert; dagegen ſoll bei derſelben die Eintheilung in Hefte ganz wegfallen, jeder Band ohne weitere Abſchnitte im Mittel aus 40 Bogen beſtehen, und wöchentlich die Zahl von zwei bis drei Bogen mit den Kupfertafeln, wenn ſie erforderlich ſind, unter Kreuzband den reſp. Abonnenten überſandt werden. Jeder Bogen wird mit einer wenig Platz raubenden Ueberſchrift, und jeder Band mit einem ausführlichen Inhaltsverzeichniſſe verſehen ſeyn. Ueberdieß ſoll ein beſonderer Titel am Schluſſe jedes Bandes den neu eintretenden Abonnenten den Vortheil gewähren, daß ſie in der zweiten Reihe der Annalen der Phyſik und Chemie ein gleichſam neugegründetes Werk beſitzen. Bei dem vorgerückten Stand des laufenden Jahrganges werden, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch vor Jahresſchluß die erſten Bogen der neuen Reihe ausgegeben werden können.

Herausgeber und Verleger ſchmeicheln ſich, dieſe Einrichtung, wodurch ſie keinesweges die Annalen in die Kategorie einer ephemeren Zeitung herabzuſetzen gedenken, beifällig vom Publikum aufgenommen zu ſehen, in der Meinung, daß die geringe Unbequemlichkeit, welche aus der Aufbewahrung loſer Bogen entſpringen kann, durch den großen Vortheil der ſchnellern Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften mehr als vollſtändig aufgewogen werde. Erſterer kann noch die Verſicherung hinzufügen, daß die neue Verſendungsart durchaus nichts an der Sorgfalt, mit welcher er die Gegenſtände in den Annalen zu behandeln gewohnt war, verringern wird; indem die ganze Aenderung nur darin beſteht, die ſonſt Wochen und ſelbſt Monate lang aufgeſpeicherten Bogen ſogleich nach ihrem Drucke dem Publikum in die Hände zu liefern. Andererſeits wird der Verleger auch der neuen Folge ganz dieſelbe gewählte Ausſtattung zu Theil werden laſſen, durch welche die Annalen ſchon ſeit Jahren ein Muſter für verwandte Zeitſchriften geweſen, und, was die Zahl und Güte der Kupfertafeln betrifft, noch von keiner derſelben, im In- und Auslande, übertroffen worden ſind.

Der Herausgeber verbindet hiermit zugleich die Anzeige, daß der nunmehr bald vollendeten erſten Reihe dieſer Annalen noch ein

Ergänzungs-Band

hinzugefügt werden wird, welcher ein vollſtändiges Namen-, Sach- und Kupfertafeln-Regiſter über die ganze Reihe, ſo wie überdieß eine Sammlung von Abhandlungen enthält, die bei dem bisher ſo überaus großen Reichthum an Materialien keinen Platz in den Annalen finden konnten, und doch nicht bis zur Eröffnung der neuen Folge verſchoben werden durften. Durch dieſen Band, den dreißigſten in der Reihe, wird zugleich die Bändezahl wieder mit der Zahl der Jahrgänge in Uebereinſtimmung gebracht werden. Der Ergänzungs-Band iſt bereits im Druck angefangen; doch läßt ſich die Stärke deſſelben erſt in einigen Wochen beſtimmen, wo dann das Nähere über den Preis und die Zeit ſeines Erſcheinens feſtgeſetzt werden ſoll.

Berlin und Leipzig, im November 1833.

Prof. J. C. Poggendorff, Herausgeber. Joh. Ambr. Barth, Verleger.

---

[587] **Zur Nachricht.**

Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" werden auch im Jahre 1834 in der bisherigen Art fortgesezt werden. Jährlich werden, ausschlieſslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesandt werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen literarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den literarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preussischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Literatur eine vollständige Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrgangs bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen (wo auch Probeblätter zur Ansicht liegen) und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker und Humblot in Berlin.

Digitized by Google

№ 44.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[533] In unterzeichneter Verlagshandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der Dampfmaſchinen-Lehre für Techniker und Freunde der Mechanik. Von Dr. Chriſtoph Bernoulli, Prof. in Baſel.

Mit 12 Kupfertafeln. Preis 5 fl. 36 kr.

Inhalt:

Einleitung. — Wichtigkeit der Dampfmaſchinen für die menſchliche Geſellſchaft und allmählige Verbreitung derſelben. Erſter Abſchnitt. Hiſtoriſche Mittheilungen. — Zweiter Abſchnitt. Phyſik des Dampfes. — Dritter Abſchnitt. Von der Erzeugung oder Produktion des Dampfes. — Vierter Abſchnitt. Von den verſchiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaſchine. — Fünfter Abſchnitt. Von der Nutzkraft oder dem Nutzeffekte der Dampfmaſchinen. — Sechster Abſchnitt. Von einigen beſondern Arten von Dampfmaſchinen. — Siebenter Abſchnitt. Von den Dampffuhrwerken. — Achter Abſchnitt. Von der Dampfſchiffahrt.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

581] In der Brun'ſchen Buchhandlung in Jena erſcheint Anfangs Januar und iſt in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Minerva 1834. Januarheft.

Miszellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur 1834. Erſtes Heft.

588] Wichtige Anzeige für Musikfreunde.

Das deutsche Nationalwerk (Verlag von Schuberth und Niemeyer)

Original-Bibliothek für Pianofortespieler,

verbunden mit einem

musikalischen Conversationslexikon,

macht in der musikalischen Welt allgemeine Sensation; es ehrt nicht nur die Verleger, Componisten, nein, der ganzen deutschen Nation wird das schöne groſsartige Unternehmen eine Zierde, ein würdiges Denkmal seyn. Es ist sogar unter den Musikfreunden und Lehrern ein Ehren- und Pflichtpunkt geworden, für die fernere Verbreitung eines solchen Nationalwerks möglichst zu sorgen, sich eines Steins zur Anlage desselben bewuſst zu seyn, um zugleich damit verbundene wohlthätige Zwecke erreicht zu sehen. Der wohlfeile Preis, gediegener Inhalt der Bibliothek in schöner Ausstattung, vereint, müssen jeden Musikliebhaber für sich gewinnen. — Sammler erhalten auf fünf Exemplare eins frei.

☞ Ausführliche Anzeigen, die das Weitere berichten, werden in jeder Buch- oder Musikhandlung unentgeldlich ausgegeben.

Das erste Heft (5 gGr.) Kalkbrenner 2 Nocturns enthaltend, ist am 1. Dec. versandt.

---

[561] In allen Buchhandlungen iſt zu haben (in Wien bei Mörſchner und Jasper):

Quedlinburger Volkskalender für das Jahr 1834.

br. Preis 8 gGr. oder 10 Sgr.

Dieſer nützliche Kalender enthält: I. Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten. II. Geſchichten zur Unterhaltung. III. Naturmerkwürdigkeiten. IV. Drei und zwanzig Mittel für Land-Hauswirthſchaft und Geſundheitskunde. — Sehr intereſſant ſind die Abſchnitte von der Charakteriſtik des Kaiſers Joſeph des Zweiten. 2) Die Tagesordnung des Königs Friedrichs des Zweiten. 3) Guſtav Adolphs Heldentod. 4) Tod des Prinzen Ludwig von Preußen. 5) Die Schlacht bei Zorndorf. Ferner von Naturmerkwürdigkeiten: 1) Die Beſchreibung des Veſuvs. 2) Das Erdbeben in Kalabrien. 3) Ueber Vulkane und vulkaniſche Produkte. 4) Höhlen aus Lava. 5) Springende Eisbäche in der Schweiz. 6) Die Schlangengrotte in Italien. 7) Merkwürdige Winde. 8) Gewalt der Sturmwinde. Eben ſo unterhaltend ſind die Anekdoten, und ſehr nützlich die Mittel für die Hauswirthſchaft und die Geſundheitskunde.

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

[597] In meinem Verlage erſcheinen binnen wenig Wochen:

Opere complete di Silvio Pellico da Saluzzo,

contenenti:

La vita di S. Pellico per Piero Maroncelli:

Le mie prigioni di S. Pellico:

Le prigioni di Santa Margherita a Milano ed Alle mie prigioni di S. Pellico addizioni di P. Maroncelli.

Sette tragedie: Quattro cantiche.

In un Volume.

Royal-8. Kartonnirt.

Silvio Pellico da Saluzzo glänzt jezt unter den Dichtern Italiens als Stern erſter Größe, ſo daß die allgemeine Aufmerkſamkeit der gebildeten Welt ſich auf ſeine Dichtungen hinlenkt. Eine in jeder Hinſicht würdig ausgeſtattete und dabei verhältnißmäßig ſehr wohlfeile, Geſammtausgabe ſeiner Werke, die den in meinem Verlage bereits erſchienenen italieniſchen Klaſſikern ſich anſchließt, wird daher eine höchſt willkommene

Digitized by Google

Erſcheinung ſeyn, die ich zu geneigter Beachtung hiermit im Voraus empfehle. Alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Nachbarſtaaten nehmen vorläufige Beſtellungen darauf an.

Leipzig, im Dec. 1833.

Ernſt Fleiſcher.

---

[580] **Zu Anfang 1834 erſcheint in wöchentlichen Lieferungen zu ſehr mäßigem Preis die deutſche Ausgabe des Univers pittoresque ou histoire et description de tous les peuples unter dem Titel:**

Gemälde der Länder und Völker mit ihrer Geſchichte; begleitet von den beſten Stahlſtichen.

Die erſten Gelehrten und Mitglieder der Akademie ſind die Verfaſſer der einzelnen Abtheilungen. Spanien und Portugal hat Graf de la Borde unternommen, Aegypten wird durch Champollion Figeac, Braſilien durch F. Denys, Italien durch Artaud, Griechenland durch Pouqueville ꝛc. bearbeitet.

Vorläufige Beſtellungen bittet man an die nächſtgelegenen Buchhandlungen gelangen zu laſſen.

Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M.

---

[579] ☞ Neue ſehr intereſſante und gemeinnützige Schriften, welche ſo eben in der W. Zirges'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Entdeckte Geheimniſſe der Natur, ſich ſtets ohne Arzt geſund zu erhalten und ein ſehr hohes Alter zu erreichen. Aus den Schriften arabiſcher, griechiſcher und deutſcher Aerzte für den Bürger und Landmann zuſammengeſtellt. 2te Auflage. Preis 3 gGr.

Ein durch vieljährige Erfahrung erprobtes Mittel, wie man Gänſe binnen 14 Tagen nicht nur außerordentlich ſchmackhaft, ſondern auch ſo kräftig mäſten kann, daß ſie drei Kannen Fett oder erſtaunlich große Lebern ihrem Beſitzer verſchaffen. Nebſt einer für die Menſchheit erprobten wohlthätigen Belehrung, das im Frühjahr ſo häufige Sterben der jungen Gänſe zu verhüten. Allen Gänſebraten-Freunden und Landleuten gewidmet und zum Verſuche vorgelegt von J. J. in S. 4te Auflage. Preis 2 gGr.

Einziges probates Mittel, neu erkaufte Schuhe und Stiefeln ſo dauerhaft und waſſerdicht zu erhalten, daß man ſtatt Vier Paar nur Ein Paar jährlich braucht. Nicht für Reiche, ſondern für Minderbegüterte von J. J. G. Vierte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Preis 2 gGr.

Die wohlerfahrne Kunſtbäckerin, oder Anweiſung, allerhand Torten, Gebackues, Paſteten und Konditorei-Waaren zu verfertigen, nebſt einem deutlichen Unterrichte, wie man die vorzüglichſten Früchte einmachen und trocknen ſolle, von H. L. S. Dritte Auflage. Preis 6 gGr.

Corinna. Dramatiſches Phantaſie-Gemälde in zwei Aufzügen von L. Kaim. Elegant broch. Preis 12 gGr.

Räthſelkranz zur Unterhaltung geſelliger Kreiſe, gewunden von H. W. Lehmann. Eleg. broch. Preis 9 gGr.

---

[554] Venturini, Dr., Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. Sechster Band. Auch unter dem Titel: Die neueſten Weltbegebenheiten im pragmatiſchen Zuſammenhange dargeſtellt. Das Jahr 1831. 49 Bogen in gr. 8. 1833. 3 Rthlr.

Wir leben in einer verhängnißvollen Zeit. Jahrhunderte finden in ihr das Grab; aber Jahrhunderte werden auch dereinſt in eben dieſer Zeit die Morgenröthe ihrer Glückſeligkeit erkennen. Die Geſchichte unſerer Tage iſt die des Kampfes der Freiheit mit der Knechtſchaft. Jeder Gebildete muß ſie kennen, denn er ſelbſt ſoll für die Sache des Rechtes ſtreiten. Indem wir dem Publikum die Geſchichte der begebenheitsreichen Tage des Jahres 1831 überreichen, genügt zur Empfehlung die Nennung des Namens ihres Verfaſſers, eines Mannes, von dem hinlänglich bekannt iſt, daß ihm die Geſchichte nicht ein Regale, ſondern das heilige, unverlaßbare Gemeingut der Völker iſt.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung in Leipzig.

---

[582] Bei Rubach in Magdeburg erſcheint mit Anfang 1834:

Zoll- und Handelskarte von Preuſſen, und den benachbarten deutſchen Staaten: Baiern, Würtemberg, Sachſen, Heſſen und den übrigen deutſchen kleinen Fürſtenthümern, mit der Angabe ſämmtlicher Hauptzoll-Steuer-Nebenämter, 1r und 2r Klaſſe und der Steuer-Aemter, Anſageposten, Packhöfen, Hafenplätze, Kanäle und Chauſſeen in 4 Blättern, herausgegeben von Zindel. Pränumerationspreis $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

---

[596] **Die Mitternachtzeitung,**

neunter Jahrgang,

erſcheint auch im folgenden Jahre. Die ſteigende Theilnahme des Publikums hat den Verleger bewogen, alle vierzehn Tage ein Literariſches Beiblatt, in welchem Inſerate, die geſpaltene Zeile zu 1 gGr. aufgenommen werden, ſo wie von Zeit zu Zeit einen ſaubern und eleganten Steindruck, das Bildniß eines ausgezeichneten Mannes, oder charakteriſtiſche Volksſcenen und Karrikaturen darſtellend, gratis beizugeben. Dieſe Zeitung vereinigt heitere Unterhaltung mit wiſſenſchaftlicher Belehrung. Von Neujahr an werden die beſten und beliebteſten Novelliſten Deutſchlands Beiträge liefern, ſo wie die Redaktion auch in allen bedeutenden Städten Verbindungen angeknüpft hat, um aus denſelben Korreſpondenznachrichten zu erhalten. Der Preis des Jahrgangs iſt acht Thaler, wofür die Mitternachtzeitung durch alle ſolide Buchhandlungen, ſo wie durch die königl.

Digitized by Google

ſiſche Zeitungs=Expedition in Leipzig, in wöchentlichen
ferungen zu beziehen iſt.

☞ Probenummern, denen ein ſauberer Stein=
ck beiliegt, ſind an alle Buchhandlungen verſandt
rden und in der königl. ſächſiſchen Zeitungs=Expedition
Leipzig niedergelegt.

Braunſchweig und Leipzig, Dec. 1833.

Verlags=Comptoir.

02] (Volksſchrift.)

Im Induſtrie=Comptoir (Baumgärtner) zu
ipzig erſcheint wöchentlich und wird an alle Buchhand=
ngen verſendet:

Das Heller=Magazin.

2 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300
bildungen zu 8 Groſchen vierteljähriger Voraus=
bezahlung.

(Motto: Allgemeine Verſtändlichkeit, Unterhaltung, Belehrung.)

Dieſe Zeitſchrift findet die allgemeinſte
nerkennung. In der kurzen Zeit ihres Beſtehens
Monate) hat ſich deren Abſatz bereits auf die An=
hl von

15,000 Exempl.

ſteigert und iſt fortwährend im Wachſen. Die Verlags=
ndlung wird, dies dankbar erkennend, Alles aufbieten,
n auch ferner dieſes Volksblatt ſo ſchön und ent=
rechend als möglich zu liefern, und weder Mühe noch
oſten ſcheuen, um dem allgemeinen Vertrauen, welches
h hier ſo deutlich für ſie ausgeſprochen hat, auf eine
ets würdige Weiſe zu entſprechen.

593] *Anzeige,*
die Fortsetzung von
Erdmann's Journal
ür technische und ökonomische Chemie
für 1834 betreffend.

Das *Journal für technische und ökonomische*
hemie, herausgegeben von O. L. Erdmann, wel-
bes während seines sechsjährigen Bestehens, von
ahr zu Jahr sich allgemeiner verbreitete und den
reis seiner Leser erweiterte, wird auch im nächsten
ahre in demselben Sinne wie bisher alle neuen und
ichtigen Entdeckungen im ganzen Gebiete der tech-
ischen und ökonomischen Chemie mittheilen und durch
ülfsmittel jeder Art, namentlich auch deutliche Ab-
ildungen, zu erläutern suchen. Der Herausgeber
rird dabei den bisher befolgten Plan auch ferner im
uge behalten, nur das Gediegene wird er sich be-
reben aus den Massen von Erz und Schlacken aus-
uwählen, welche die Journal-Literatur des In- und
uslandes aufhäufen; daſs dabei die Vielseitigkeit nicht
eiden werde, dafür bürgt die groſse Zahl rühmlich
ekannter Mitarbeiter aus allen Fächern, deren kräftige
litwirkung mit gebührendem Danke anerkannt wird;
um bloſsen Notizblatte dagegen soll das Journal nicht
erabgewürdigt werden, vielmehr soll es ein Archiv
eyn, dessen Werth nicht mit der Jahreszahl auf dem
itel veraltet.

Der Verleger wird seinerseits nichts unterlassen,
vas die würdige Ausstattung dieser Zeitschrift irgend erheischt, und namentlich mit dem neuen Jahre durch zum Vortheile der Abonnenten in mancherlei Hinsicht abgeänderte Druckeinrichtung den Wünschen derselben entgegen zu kommen bestrebt bleiben.

Jeder Jahrgang bildet übrigens ein abgeschlossenes, mit besonderm Titel versehenes Ganze, ein wohl zu beachtender Vortheil für neu eintretende Leser und Käufer. Der seitherige Preis von 8 Rthlr. für den Jahrgang von 12 Heften zu mindestens 7 Bogen mit den nöthig befundenen werdenden Kupfertafeln bleibt ungeändert; zur Erleichterung neu eintretender Theilnehmer werden die Bände von 1 bis 18 zusammen genommen für 24 Rthlr., jeder einzelne Band zu 1 Rthlr. 16 Gr. abgelassen.

Leipzig, im November 1833.

Prof. L. O. Erdmann, Herausgeber. *Joh. Ambr. Barth,* Verleger.

---

[577] In der C. J. Edler'ſchen Buchhandlung in Hanau erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Kornblumen,

geſammelte Novellen von

H. C. Zehner.

1s Bändchen enthält: 1) Benoni und Leile. 2) Welly. 3) Der Novemberabend. 4) Walhinda.
8. eleg. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

---

[575] **Ganz neues und prachtvoll colorirtes Annual.**

Die Erläuterungen zu dieſem Almanache, welche aus zwölf, mit der größten Sorgfalt nach Original=Gemälden ausgearbeiteten Facſimiles beſtehen, ſind für dieſes Werk von den ausgezeichnetſten lebenden engliſchen Künſtlern gemalt worden, und mit allerhöchſter Erlaubniß

Ihrer Majeſtät der Königin von England

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

The Sacred Annual.

Das heilige Annual, die vierte Ausgabe von Montgomerys Gedicht „Meſſias" enthaltend.

Dieſes neue Taſchenbuch iſt in ſchönem violetten Sammt gebunden und mit einem antiken Moſaik goldenen Schloſſe geſchmückt.

Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Verzeichniß der Facſimiles,

	Gegenſtände	Künſtler.
1.	Die Verſuchung unſeres Heilandes.	John Martin.
2.	Der gemalte Titel des Meßbuchs.	Dudley Coſtello.
3.	Eva's Erſtgeborener. . . .	B. R. Haydon.

Digitized by Google

	Gegenſtände.	Künſtler.
4.	Der Patriarch	J. Franklin.
5.	Der den Leichnam ſeiner Gemahlin betrachtende Atheiſt .	A. B. Blayton.
6.	Die Verkündigung Mariä .	T. von Holſt.
7.	Die Bergpredigt	John Martin.
8.	Einzug unſeres Heilandes in Jeruſalem	J. Franklin.
9.	Der Heller der Wittwe . .	D. M'Cliſe
10.	Gewiſſensbiſſe des Judas .	John Martin.
11.	Die Erſcheinung unſeres Heilandes am Grabe. . . .	W. Etty, R. A.
12.	Die Kreuzigung	J. Franklin.

Dieſe Erläuterungen ſind getreue Facſimiles der Originalgemälde, und ſind, durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen von mehr als fünfzig talentvollen Künſtlern, die Zierde eines an Pracht und Schönheit unübertrefflichen Almanachs.

Zu gleicher Zeit mit Obigem wurde ausgegeben. Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Die Erläuterungen zu dem Annual Sacred

in einem eleganten Portefeuille mit dem Titel des Meßbuchs verziert, und auf ſchönem farbigen Zeichenpapier in Quarto aufgezogen, mit Goldlinien eingefaßt, und mit Auszügen aus dem Werke verſehen.

Dieſe herrliche Sammlung würde ſowohl zur Erklärung des Neuen Teſtaments und des Meſſias dienen, als auch eine ſchöne Zierde für eine Privat-Capelle oder ein Boudoir ſeyn. —

Da wegen der unendlichen Arbeit, die dieſes Werk erfordert, nur wenig Exemplare erſcheinen, ſo wird um baldigſte Einſendung der Beſtellungen gebeten.

London. John Turrill, 250 Regent Street, und zu beziehen durch A. Schloß, Buch- und Kunſthändler, 109 Strand in London.

Zu finden in Hamburg bei Perthes und Beſſer, und in Frankfurt a. M. bei C. Jügel.

---

[586] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Wunderſage von Alvoy.

Vom Verfaſſer des Vivian Grey.

Ins Deutſche überſezt von Th. Hell.

2 Bände. geh. 3 Thlr.

„Dieſes Werk (ſagt der Herr Ueberſetzer in der Vorrede) iſt unſtreitig eine der intereſſanteſten Erſcheinungen, welche die engliſche neuere Literatur in dieſem Gebiete uns zeigt. Eine Periode der Geſchichte des jüdiſchen Volkes, wo es ſich aus der Sklaverei wieder zu einer Höhe aufſchwang, die den alten Kaliſaten des Orients den Untergang drohte, und Judäa als Staat erhoben haben würde, glänzender als je, wenn nicht innerer Zwieſpalt auch dieſesmal die Blüthe zerſtört hätte, ehe ſie Frucht tragen konnte, geht hier vor unſern Augen vorüber, begründet in ihren Hauptzügen durch glaubwürdige Zeugniſſe, aber durch Ort und Zeit, durch Sitte und Anſicht, durch Charakteriſtik und Lebensweiſe ſo eigenthümlich und ſeltſam, daß man ſie mit Recht eine Wunderſage nennen konnte. Schwindelnde Höhe und tiefer Fall, treues Zuſammenhalten und vernichtender Zwieſpalt, Liebe und Haß, Aberglaube und Freiſinn, Kriegermuth und Frauenzauber, Prophetenmund und Volkswahn, Alles bietet ſich hier die Hand, um ein Ganzes zu geſtalten, das eben ſo neu als überraſchend iſt."

---

[398] **Dramatiſche Neuigkeiten.**

Bei C. W. Leske zu Darmſtadt iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

v. Zahlhas, J. B., Karl von Bourbon, hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Akten. 8. geheftet. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Deſſelben, Jacobe v. Baden, Schauſpiel in 5 Akten. 8. geh. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Beide Dramen, welche bereits auf mehreren Bühnen mit Beifall gegeben wurden, zeichnen ſich durch eine edel gehaltene Sprache, durch feine Zeichnung der Charaktere und einen raſchen Gang der Handlung vor vielen andern Dichtungen gleicher Art aus. Sie werden den deutſchen Bühnen eine willkommene Gabe und den Freunden der dramatiſchen Literatur eine angenehme Erſcheinung ſeyn.

---

[564] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Erfahrner Rathgeber für Frauen und Köchinnen,

enthaltend:

216 Anweiſungen

zum Trocknen, Einmachen und Aufbewahren aller Gartenfrüchte,

nebſt einem gründlichen und vollſtändigen Unterricht zur Beſorgung des Kellers und der Vorrathskammer, ſo wie zur Verrichtung der gewöhnlichen häuslichen Geſchäfte, als: Einſchlachten, Räuchern, Seifenſieden, Lichteziehen, Waſchen, Bereitung der Butter und Käſe, der Stärke, aller kalten und warmen Getränke und der zweckmäßigen Anwendung verſchiedener Geſundheitsmittel.

2te verb. Aufl. 8. br. Preis 12 gGr. od. 54 kr.

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

[598] In Commission der Buchhandlung des Waisenhauses ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Teschner, Augusto, Hundert und elf Originalmuster zum Blondiren, Tambouriren, Sticken und zu einerischen Arbeiten; im neuesten Geschmack unter Angabe der richtigen Schnitte. 2ter Jahrgang, 1834. Quer-Fol. broch. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 45.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[531] **Warnung und Anzeige.**

Es erscheinen von Zeit zu Zeit Bücheranzeigen in öffentlichen Blättern, welche als Empfehlungsgrund der angekündigten Schriften anführen, „es entwickle sich darin Schellings neueste Lehre.“ Wäre dem so, so dürfte man die Verfasser fragen, was sie berechtigt habe, eine Lehre zu entwickeln, ehe sie der Urheber bekannt gemacht. Allein es ist vielmehr Pflicht, das Publikum zu warnen, wenn man, wie wir, aus der besten Quelle versichern kann, daſs von Schelling'scher Entwicklung in diesen Schriften keine Spur sich finde, und, auch bloſs materiell betrachtet, diejenigen sehr betrogen seyn würden, welche den gröſsten Theil der philosophischen, theologischen u. a. Aussprüche solcher Schriften als Schelling'sche Sätze annehmen wollten. Um so mehr gereicht es uns zum Vergnügen, zugleich anzeigen zu können, daſs Herr Geh. Rath von Schelling, unerachtet seiner, zum Bedauern des wissenschaftlichen Publikums durch andere Geschäfte beschränkten Muſse, sich jezt entschlossen hat, den Inhalt seiner Vorträge an der Hochschule zu München (der einzigen Quelle, aus der die Verfasser oben bezeichneter Schriften geschöpft haben könnten) selbst bekannt zu machen, worüber wir uns die nähere baldige Anzeige vorbehalten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[605] **Literariſche Anzeigen.**

Im Verlage der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geſchichte der Seele,

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage, mit 8 lithographirten Tafeln. Preis 7 fl. 12 kr.

Der Verfaſſer hat ſich bemüht, ſeinem Buche durch eine Menge reichhaltiger Zuſätze und Verbeſſerungen eine höhere Vollendung zu geben; wenigſtens ein Drittheil des Werkes iſt neu hinzugekommen. Die Verlagshandlung ihrerſeits hat, um dieſes wiſſenſchaftliche Unternehmen zu unterſtützen, nicht bloß auch für dieſe ſehr vermehrte Ausgabe den anfänglichen Preis beibehalten, ſondern hat dieſelbe auch noch mit der unentgeldlichen Zugabe von 8 lithographirten Tafeln ausgeſtattet, welche zur Erläuterung des ſomatiſchen Theiles des Buches dienen.

München, Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[589] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

W. G. Campe

gemeinnütziger

Rathgeber

in der

deutſchen Sprache.

Oder faßliche Anweiſung für Jedermann, jedes deutſche Wort in kurzer Zeit richtig ſchreiben, die Interpunktion gehörig anwenden und den Dativ und Accuſativ, oder Mir und Mich, Ihnen und Sie ꝛc. richtig gebrauchen zu lernen. Nach den beſten Hülfsmitteln bearbeitet. Nebſt einer Anleitung zu den im bürgerlichen Leben vorkommenden ſchriftlichen Aufſätzen, Briefen, Titulaturen aller Stände und einer Sammlung vorzüglicher Briefmuſter, 8. geheft. Preis 12 Gr.

J. G. Göroldts, 10 leichte und gefällige Klavierſtücke, für 4 Hände. 4. Preis 12 Gr.

Quedlinburg, im Verlage der Ernſt'ſchen Buchhandlung.

---

[595] Universalwerk für Freunde der Tonkunst.

Motto: Wir geben keine Auszüge aus alten Werken, sondern nur Original Compositionen.

PFENNIG-MAGAZIN

für

Pianofortespieler.

Sammlung ausgewählter Claviercompositionen für Anfänger, Geübte und Virtuosen.

Bei der so raschen und allgemeinen Verbreitung der Pfennig- und Hellermagazine, welche sich die angenehmen und nützlichen Wissenschaften zum Gegenstande gemacht haben, konnte uns auf einer Seite der Mangel und auf der andern die Zweckmäſsigkeit eines Unternehmens, wie das hier von uns angekündigte, nicht entgehen. Denn wer von den Gebildeten wäre nicht selbst ausübender Fortepianospieler oder ein Freund dieses allgemein beliebten Instruments! —

Die Musik ist ein Gesammteigenthum der Gebildeten unter allen Nationen, unter allen Himmelsstrichen. Sie ist an kein Klima, keine Sprache, keine Sitte, keine politische Richtung gebunden; dieselben Melodieen erklingen an den Ufern der Newa und der Themse, des Amazonenstroms und des Missisippi, des Tajo und der Seine, des Rheins und der Tiber, an den Gestaden des indischen Oceans, wie an den Ufern des atlantischen Meeres, überall, wo die Cultur ihr mildes, segenvolles Reich gegründet hat. Unter den Instrumenten aber ist das Pianoforte das am allgemeinsten verbreitete. — Und in dieser Beziehung nennen wir nicht mit Unrecht das von uns geförderte Unternehmen ein Universalwerk; um so mehr, als die ausgezeichnetsten lebenden Componisten

Digitized by Google

Deutschlands, Frankreichs, Italiens u. s. w. durch die schönen Gaben ihrer Muse dazu beitragen.

Wir gründen auf diese Art ein musikalisches Magazin, in welchem gedachte Tondichter ihre kürzern neuesten und werthvollsten Erzeugnisse niederlegen.

Das Pfennig-Magazin für Pianofortespieler enthält kürzere musikalische Pieçen, als, Rondos, Sonaten, Variationen, Phantasieen, Potpourris und dergl. bis zur Ballet- und Tanzmusik. Jedes der bei uns erscheinenden Hefte enthält eine für sich abgeschlossene grössere und nach Umständen, so weit es der Raum gestattet, auch noch einige kleinere Compositionen.

Die hier mitgetheilten Compositionen sind nur Originalwerke, welche von uns auf rechtmäſsigem Wege von den betreffenden Tonsetzern selbst acquirirt, ja von denselben eigens für unser Magazin geliefert worden sind. Dem zweiten Hefte sollen die zusagenden Briefe der betreffenden Herrn Componisten, welche unser Unternehmen durch ihre schönen Talente befördern, beigedruckt werden.

Unterstützt von den ersten Claviercomponisten unserer Zeit, wird es uns möglich, ein dem Gehalte wie der Ausstattung nach gediegenes, elegantes, gleich nützliches wie unterhaltendes Werk zu liefern. Der Anfänger soll hier Belehrung und Uebung, der Geübte Unterhaltung und der Virtuose den seiner Ausbildung entsprechenden würdigen Gegenstand finden.

Wir haben weder Kosten noch Mühe gespart, um dieses Unternehmen auf eine glänzende, die deutsche Nation ehrende Weise in's Werk zu setzen.

Abonnementsbedingungen.

Das Pfennig-Magazin für Pianofortespieler erscheint in wöchentlichen Lieferungen. Jede Lieferung enthält drei Musikbogen, und 52 Lieferungen machen einen Jahrgang aus.

Wer dasselbe monatlich zu beziehen wünscht, erhält vier Lieferungen geheftet und im eleganten Umschlage ohne Kostenerhöhung.

Man abonnirt auf einen Jahrgang von 52 Lieferungen oder 156 Bogen mit 3 Thlr. 4 fl. 30 kr. CG. oder 5 fl. 24. kr. rhein.

Für 6 Monate oder 26 Lieferungen von 78 Bogen mit 1½ Thlr. 2 fl. 37½ kr. CG. oder 3 fl. 9 kr. rhein.

Für 3 Monate oder 13 Lieferungen von 39 Bogen mit 1 Thlr. 1 fl. 30 kr. CG. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Ueber das bezahlte Abonnement wird mit der ersten Lieferung eine Quittung gegeben.

In Hinsicht des Formats schliesst sich das Pfennig-Magazin für Pianofortespieler an das „Pfennig-Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" (Leipzig, Bossange Vater) an.

Das Ganze wird demnach einen starken Band von 156 Bogen oder 624 Seiten bilden, und es kostet, zu Folge obiger Berechnung, im jährlichen Abonnement die Lieferung von drei Bogen Original-Compositionen unserer ersten Meister nur

16½ Pfennig;

der Bogen aber nur

5½ Pfennig,

ein Preis, zu welchem bis jetzt noch nichts Aehnliches weder im journalistischen, noch musikalischen Fache erschienen ist.

Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben; doch sind Monatshefte von 4 Lieferungen oder 12 Bogen im eleganten Umschlage zum Preise von 16 Gr., hingegen die Monatshefte, welche 5 Lieferungen enthalten, mit 20 Gr. zu beziehen.

Man abonnirt direkt bei dem Verlagsmagazin in Leipzig, in allen Musik-, Buch- und Kunsthandlungen, und auf den löblichen Postämtern des In- und Auslandes.

Das Pfennig-Magazin für Pianofortespieler erscheint mit Anfang Januars 1834. Probe-Exemplare werden in allen Musik-, Buch- und Kunsthandlungen niedergelegt. —

Musikfreunde, Lehrer und Sammler erhalten auf zehn Exemplare eins frei.

Leipzig, im December 1833.

Das Verlagsmagazin
des Universalwerks für Freunde der Tonkunst.

---

[584] Bei Rubach in Magdeburg iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eunomia.

Sammlung lehrreicher Erzählungen zur Bildung des Geiſtes und Herzens für die Jugend, beſonders für Kinder von 8 — 12 Jahren. Mit 8 ſauber illum. Kupfern. (1 Thlr. 8 gGr.) 1 Thlr. 10 Sgr.

---

[576] Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt ſo eben erſchienen und durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen:

Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Von Eduard Duller. Geh. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 20.

Dieſe neueſte Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfaſſers iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde und Leſer zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finſterniß in den Tagen der erwachenden deutſchen Freiheit; — Fehde bis in den Tod dem tauſendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geiſtigen Vormundſchaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht; dieß ſind die Grundideen dieſes dramatiſchen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unſerer und jeder Zeit ſeinen kräftigen Widerhall finden!

---

[383] **Anzeige für Philologen.**

Bei C. W. Leske in Darmſtadt iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Creuzer, D. Fr. (Groſsherzoglich Badischer Geheimerrath und Professor zu Heidelberg) ein alt-athenisches Gefäss mit Malerei und Inschrift; mit Anmerkungen über diese Vasengattung. Mit einer color. Kupfertafel und 2 Vignetten. gr. 8. geh. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Desselben, zur Geschichte Alt-Römischer Kultur am Ober-Rhein und Neckar, mit einem Vorschlage zu weiteren Forschungen. Mit 5 Vignetten und 1 Kärtchen. gr. 8. geh. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Boethii, Anicii Manlii Torquati Severini, Carmina graeca conversa per *Maximum Planudem*. Primum ed. *C. F. Weber*. 4. 12 Gr. oder 54 kr.

Bossler, D. C. L., de gentibus et familiis atticae sacerdotalibus. 4. maj. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch kann der Verleger die endliche Vollendung der Sylloge inscriptionum graecarum et latinarum, quas in itineribus suis per Italiam, Galliam et Brittaniam factis exscripsit et partimque nunc primum ed. *Fr. Osann.* hier anzeigen. Der 10te und letzte Fascul. wird in den erſten Tagen erſcheinen, und es koſtet das vollſtändige Werk ſauber cart. 19 Thlr. oder 33 fl. 15 kr. Ueber die Verdienſte des Verf. bei dieſer mit großer Sorgfalt und ausgezeichnet kritiſchem Blick veranſtalteten Sammlung haben ſich bereits die geachtetſten kritiſchen Blätter hinlänglich ausgeſprochen.

---

[591] So eben iſt bei H. Wienbrack in Leipzig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gräfe, Dr. H., Andeutungen über Schulreform mit beſonderer Rückſicht auf das Königreich Sachſen. gr. 8. broch. 14 gGr.

Vorſtehende Schrift eines unſerer ausgezeichnetſten Pädagogen verdient mit Recht die Beachtung aller Behörden, Schulmänner, gebildeter Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. Der Herr Verfaſſer verirrt ſich nicht in das Gebiet imaginairer Theorien, ſondern beurkundet überall den praktiſchen Blick des Mannes vom Fache. Nicht bloß in Sachſen, ſondern auch in andern Staaten Deutſchlands werden ſeine Vorſchläge Intereſſe erwecken und Anklang finden.

---

[575] **Ganz neues und prachtvoll colorirtes Annual.**

Die Erläuterungen zu dieſem Almanache, welche aus zwölf, mit der größten Sorgfalt nach Original-Gemälden ausgearbeiteten Facſimiles beſtehen, ſind für dieſes Werk von den ausgezeichnetſten lebenden engliſchen Künſtlern gemalt worden, und mit allerhöchſter Erlaubniß

Ihrer Majeſtät der Königin von England

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

The Sacred Annual.

Das heilige Annual, die vierte Ausgabe von Montgomerys Gedicht „Meſſias" enthaltend.

Dieſes neue Taſchenbuch iſt in ſchönem violetten Sammt gebunden und mit einem antiken Moſaik goldenen Schloſſe geſchmückt.

Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Verzeichniß der Facſimiles,

Gegenſtände	Künſtler
1. Die Verſuchung unſeres Heilandes.	John Martin.
2. Der gemalte Titel des Meßbuchs.	Dudley Coſtello.
3. Eva's Erſtgeborener. . . .	B. R. Haydon.
4. Der Patriarch	J. Franklin.
5. Der den Leichnam ſeiner Gemahlin betrachtende Atheiſt .	A. B. Blayton.
6. Die Verkündigung Mariä .	T. von Holſt.
7. Die Bergpredigt	John Martin.
8. Einzug unſeres Heilandes in Jeruſalem	J. Franklin.
9. Der Heller der Wittwe . .	D. M'Eliſe
10. Gewiſſensbiſſe des Judas .	John Martin.
11. Die Erſcheinung unſeres Heilandes am Grabe. . . .	W. Etty, R. A.
12. Die Kreuzigung	J. Franklin.

Dieſe Erläuterungen ſind getreue Facſimiles der Originalgemälde, und ſind, durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen von mehr als fünfzig talentvollen Künſtlern, die Zierde eines an Pracht und Schönheit unübertrefflichen Almanachs.

Zu gleicher Zeit mit Obigem wurde ausgegeben. Preis 25 Schillinge = 8 Rthlr. 8 gGr. oder 15 fl.

Die Erläuterungen zu dem Annual Sacred

in einem eleganten Portefeuille mit dem Titel des Meßbuchs verziert, und auf ſchönem farbigen Zeichenpapier in Quarto aufgezogen, mit Goldlinien eingefaßt, und mit Auszügen aus dem Werke verſehen.

Dieſe herrliche Sammlung würde ſowohl zur Erklärung des Neuen Teſtaments und des Meſſias dienen, als auch eine ſchöne Zierde für eine Privat-Capelle oder ein Boudoir ſeyn. —

Da wegen der unendlichen Arbeit, die dieſes Werk erfordert, nur wenig Exemplare erſcheinen, ſo wird um baldigſte Einſendung der Beſtellungen gebeten.

London. John Turrill, 250 Regent Street, und zu beziehen durch A. Schloß, Buch- und Kunſthändler, 109 Strand in London.

Zu finden in Hamburg bei Perthes und Beſſer, und in Frankfurt a. M. bei C. Jügel.

---

[585] Subſcriptions- und Pränumerations-Anzeige für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner.

Von

August Hermann Niemeyer's Grundſätzen der **Erziehung und des Unterrichts.**

3 Theile gr. 8.

wird im Laufe dieſes und des nächſten Jahres die 9te Ausgabe erſcheinen. Ich habe die Beſorgung derſelben um ſo lieber übernommen, je beſtimmter mich meine Stellung

Digitized by Google

zu den Franckeſchen Stiftungen und zu dem Pädagogiſchen Seminar ſeit geraumer Zeit auf Pädagogiſche Studien hingewieſen hat, und je mehr die dadurch gewonnenen Einſichten und Ueberzeugungen in dieſem Fache mit denen meines verſtorbenen Vaters zuſammenfallen. Allein ſelbſt wenn dieß nicht der Fall wäre, würde ich es doch als Herausgeber für meine erſte Pflicht halten, keine weſentliche Veränderung mit einem Buche vorzunehmen, das von dem Publikum mit ſo großem Vertrauen und ſo ungetheiltem Beifall aufgenommen iſt. Nicht bloß der Geiſt des Ganzen und die Anordnung des Stoffes, ſondern auch die Ausführung muß im Weſentlichen dieſelbe bleiben. Meine Aenderungen werden ſich nur auf die Literatur und auf die in dem dritten Theil enthaltene Ueberſicht der Geſchichte der Pädadogik erſtrecken. Jene ſoll vollſtändiger und chronologiſch geordneter gegeben, dieſe, beſonders was die Pädagogik der alten und mittlern Zeit anlangt, erweitert und bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt werden. Durch beides wird der Charakter des Werkes nicht verändert, aber ſeine Brauchbarkeit bedeutend erhöht, und darf ich eben deßhalb auf fortdauernde Theilnahme an demſelben hoffen.

Halle, im Oktober 1833.

Dr. H. A. Niemeyer.

Um den Ankauf dieſes ausgezeichneten Werks, welches das geſammte Gebiet der Pädagogik und Didaktik, die öffentliche und häusliche Erziehung, die Organiſation der Schulen und die Geſchichte des Erziehungsweſens auf das gründlichſte und vollſtändigſte umfaßt, auch ferner minder begüterten Eltern, Schulmännern und Lehrern möglichſt zu erleichtern, wird wieder, wie bei den vorigen Auflagen, der Weg der Pränumeration eröffnet, und haben wir für alle 3 Bände (ohngefähr 108 Bogen gr. 8. auf ſchönem weißen Papier) gegen Vorausbezahlung auf den, auf Gemeinnützigkeit berechneten Preis von 4 Thlr. Preuß. Cour. geſtellt. Wer Pränumeranten ſammelt, erhält auf 12 Exemplare das 13te frei.

Wir erſuchen alle Freunde des Schul- und Erziehungsweſens, welche ſich für dieſes deutſche Nationalwerk, deſſen ſich keine andere Nation in gleicher Vortrefflichkeit rühmen kann, und welches in keiner gebildeten Familie fehlen ſollte, intereſſiren wollen, Namen und Gelder der reſp. Pränumeranten vor Ende März 1834 portofrei einzuſchicken, nach deren Eingang der erſte Theil ausgeliefert werden wird, und dem die andern ſchnell folgen ſollen. Nach Ablauf dieſes Termins tritt unabänderlich der Ladenpreis von 6 Thlr. ein.

Alle ſolide Buchhandlungen des In- und Auslandes, (in Augsburg die Math. Riegerſche Buchhandlung, in Wien die Carl Gerold'ſche Buchhandlung, Peſt: C. A. Hartleben, München: Joſ. Lindauer) woſelbſt Subſcriptions-Liſten niedergelegt ſind, nehmen Beſtellungen, reſp. Pränumeration an.

Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle.

---

[601] In allen Buchhandlungen Deutſchlands, Augsburg bei Kollmann, Wien bei Mörſchner und Jasper iſt zu haben:

Beluſtigungen für die Jugend,

beſtehend in 36 leichten Kunſtſtücken und Scherzen, 74 ſchönen Räthſeln und 60 ſcherzhaften Räthſelfragen. 8. broſch. Preis 6 gGr. oder 7½ Sgr.

Ernſt'ſche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

[601] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DIE BIBLIOTHEK UNTERHALTENDER WISSENSCAFTEN.

III. Pompeji.

1r Band in 2 Abtheilungen mit 174 Abbildungen. Enthaltend die öffentlichen Gebäude, Anſtalten u. ſ. w. 290 Seiten in gr. 12. Preis 2 Thlr.

Dieſes iſt das erſte wohlfeile, jedoch vollſtändig und ſchön ausgeſtattete Werk, welches in Deutſchland über die höchſt intereſſanten Ausgrabungen erſcheint. Daſſelbe iſt in jeder Beziehung mit großer Sachkenntniß, welche eine gründliche klaſſiſche Bildung beurkundet, abgefaßt.

IV. Die Neuſeeländer,

mit einer Karte von Neuſeeland und 44 Abbildungen. 402 Seiten in gr. 12. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Dieſes Werk gibt nach den beſten und neueſten Quellen eine vollſtändige Schilderung dieſer Bewohner der Südſeite. Die Begebenheiten, die ſich mit Cook, Survilles, Marion du Fresne, Bruce, Rutterford u. a. auf jenen Inſeln zutrugen, ſind hier zuſammengeſtellt und gewähren eine höchſt unterhaltende, oft an's Romanhafte grenzende Lektüre; dennoch geben die Namen der genannten Seefahrer für ſtete Wahrhaftigkeit die beſte Bürgſchaft.

Von der Bibliothek unterhaltender Wiſſenſchaften ſind früher erſchienen: I. Alexander von Humboldts Reiſen und Forſchungen, 2 Abtheilungen mit vielen Abbildungen, Karten ꝛc. 1 Thlr. 8 Gr. — Die Baukunſt der Vögel, 2 Abtheilungen mit 82 Abbildungen 1 Thlr. 16 Gr. — Unter der Preſſe: V. Polar-Reiſen. VI. Afrika. VII. Die Menagerien.

Lehr- und Leſebuch

für deutſche, insbeſondere für preußiſche Volksſchulen, eine kleine Encyklopädie für den Bürger und Landmann, von mehreren praktiſchen Schulmännern. 374 Seiten in 8. Preis 10 Gr.

Dieſes Buch behandelt in einer allgemein faßlichen Darſtellung diejenigen Wiſſenſchaften, welche dem gemeinen Manne, dem Bürger und Landmann, zu wiſſen nöthig ſind, wozu aber in der Volksſchule keine Zeit übrig bleibt, es wäre denn, daß ſie oberflächlich beim Leſen oder in den Stunden der gemeinnützigen Kenntniſſe vorkämen. Damit nun der Schüler ein Anhalten habe, um über das Gehörte nachzuleſen und durch die Kürze der Zeit in der Schule bedingten Lücken ausfüllen zu können, ſind von der Naturgeſchichte, Gewerbskunde (Technologie), Geographie, Geſchichte und die Formenlehre hier ſyſtematiſche Abriſſe in leicht verſtändlicher Sprache geboten, denen des Bedürfniſſes wegen noch Rechnungsaufgaben angehängt ſind.

Haltpunkte aus den Disciplinen (Unterrichts-Gegenſtänden) der Volksſchule.

Als Gedächtniß-Uebung für Schüler.

78 Seiten in 8. Preis 4 Gr.

Es iſt hier das Weſentlichſte aus den Unterrichts-Gegenſtänden gegeben, welches als Fachwerk dient und der Schüler wiſſen und behalten, der Lehrer in ſeinem Unterricht dann ausfüllen muß.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip-55m-10,'68(J4048s8)458—A-31/5

Digitized by Google

Nº 636787

Morgenblatt für gebildete Stände.

AP30
M6
1833:3

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google